Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

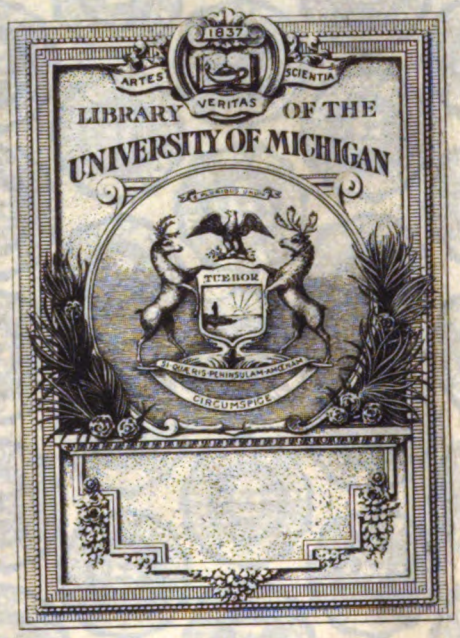
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,036,453

Digitized by Google


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

UNIVERSITY OF MICHIGAN
Digitized by Google

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SUAM QUISQUE PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

Digitized by Google

L775

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Neunundzwanzigster Jahrgang

Oktober 1926—Oktober 1927

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

General Harr.

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

Seite

Arnold, Rob. F.: Zu C. F. Meyers Hugenotten-Gedichten 435
Bab, Julius: Ein literarisches Rätsel 262
Baldus, Alexander: Die Rückkehr des deutschen Katholizismus ins Exil 686
Banaschewski, A.: Carl Dallago 72
Bauer, Peter: Joseph Georg Oberkofler 393
Becker, Julius Maria: Autobiographische Skizze . . 147
Biedermann, Pirmin: Die Glocke von Hadamar [von Münchhausen] 611
Binding, Rudolf G.: Betrachtungen eines Gedichtbandes 391
Brand, Guido K.: Die verlorene Erde [Alfred Brust] 257
Brücher, August: Neue Stendhal-Dokumente 556
Brussot, Martin: Meisterkomödien der Spanier . . 259
Bunsen, Marie von: Japan und China [Ellen Forest; Dorothea Hosie] 78
—, —: Schlözers Neffe 199
Carsten, Fritz: Wie Gabriele d'Annunzio Stoffe findet 243
—, —: Almanache und Kalender 244
Cohn, Fritz Th.: Dreißig Jahre! 255
Curtius, Ernst Robert: Jacques Maritain 1
Diebold, Bernhard: Alfred Neumann: „Der Teufel" 148
—, —: Romanhafter Roman [Heinrich Mann „Mutter Marie"] 452
Doderer, Otto: Der dichterische Essay 8
—, —: Essays 27
Dülberg, Franz: Eine holländische Dramatikerin [Simons-Mees] 192
Dürr, Erich: Der Dichter im Zeitwinkel [Ed. Reinacher] 256
Eckart, Walther: Julius Maria Becker 144
Eloesser, Arthur: Gustav Roethe als Erzieher . . . 621
Engelhardt, Emil: Gedanken, Worte, Bücher 125
Feuchtwanger, Lion: Versuch einer Selbstbiographie. 569
Forst de Battaglia, Otto: Paul Claudel 265
—, —: Dmitrij Mereschkowskij 460
—, —: G. K. Chesterton 636
Frank, Rudolf: Italienisches Theater 75
—, —: Glorie dem Spießer! [Ulitz „Christine Munk"] 327
—, —: Der gesprochene Chor 505
Franke, Hans: Alfred Mombert und sein Dichtwerk „Atair" 688
Fritzsch-Steinkopf, L.: Kunst und Problem 620
Golther, Wolfgang: Neue musikalische Bücher 397
Gotzes, August: Aus Adalbert Stifters Jugendtagen. 309
—, —: Unveröffentlichtes zum Charakterbild Adalbert Stifters 556
Groß, Edgar: Gedanken um Ludwig Devrient . . . 20
Günther, Herbert: Friedrich Kayßler als Dichter . . 266
Gürster, Eugen: Das Ringen mit dem Teufel [G. Bernanos] 563
Harten-Hoencke, Toni: Dichten in fremder Sprache . 321
Heilborn, Ernst: Bekenntnis zu „Perpetua" [W. v. Scholz] 194
Heilborn, Ernst: Der Doppelroman der berliner Romantik [Helmuth Rogge] 514
—, —: Gesicht und Raum [W. v. Scholz „Das Jahr"] 572
Herke, K. H.: Illustrationen zu Goethes Behauptung von der Unwahrheit jeder Form 65
Hermann, Georg: „Zwischen zwei Revolutionen" [Ernst Heilborn] 385
Heuschele, Otto: Der Mythus von Orient und Okzident 141
Hirschberg, Leopold: Ein unbekannter „Cotta"-Goethe 673
Hirth, Friedrich: Der literarisierte Jazz 507
Huebner, F. M.: Die Rolle der Literatur 130
Kapherr, Egon von: Ausländische Tierbücher 639
Kayser, Rudolf: Literarische Preisausschreiben . . . 617
Kayßler, Friedrich: Unveröffentlichte Aphorismen . . 268
—, —: Autobiographische Notiz 267
Kempf, Friedrich: Wie Graf Eduard von Keyserling den Tod gebildet hat 116
Kienzl, Hermann: Jakob Scherek 698
Knöller, Fritz: Die Komödie in Deutschland 189
—, —: Theaterkritik 684
Kossow, Karl: Was liest der deutsche Arbeiter? . . . 503
Kritzler, Emil: Wertstufung der Kritiker 681
Kuh, Emil: Gedanken über Dichter und Dichtkunst [Ausgew. von E. Lissauer] 516
Legband, Paul: Das Bühnenbild 16
Leitich, Albert: Gandhis Leidenszeit 142
—, —: Bildungswerte der Literatur für die Jugend 565
Leppin, Paul: Der neunzehnjährige Rilke 630
Lilienfein, Heinrich: Dreißig oder Fünfzig? 253
Lipmann, Heinz: Die Frage des historischen Dramas 618
Lissauer, Ernst: Zuckmayers Gedichte 21
—, —: Benns „Spaltung" 196
—, —: Die gesammelten Gedichte von Agnes Miegel 449
—, —: Zu Morgensterns Nachlaß 570
—, —: Kritische Wirksamkeit 682
Lucka, Emil: Arthur Schnitzler als Charakterologe . . 455
Luschnat, O.: Arno Nadels neues Buch „Der Sündenfall" 512
Luther, Arthur: Bücher aus Rußland und über Rußland 83
Mansholt, Teiel: Das Urbild des jungen Hauke Haien in Theodor Storms „Schimmelreiter" 496
Martin, Ernst: Zwischen Ja und Nein [Alfred Polgar] 331
Mayreder, Rosa: Autobiographische Glosse 691
Metzenthin-Raunick, S.: Teranische Schriftsteller [W. Gray u. G. Hoff] 637
Morgenstern, Soma: Politisierung des Theaters . . . 435
Müller-Rastatt, Carl: H. Fr. Blunck's Mythendichtung 396
Münzer, Kurt: Bojer 147
Netzle, Christoph: Moderne Eschatologie 389
Neumann, Robert: Nach Rudolf Hans Bartsch [Parodie I] 115
—, —: Nach Bonsels [Parodie II] 212
—, —: Nach Arnolt Bronnen [Parodie III] 274
—, —: Nach Jakob Wassermann [Parodie IV] . . . 339
—, —: Nach Josef Ponten [Parodie V] 401
—, —: Nach Hermann Sudermann [Parodie VI] . 582
—, —: Nach Herbert Eulenberg [Parodie VII] . . 646
—, —: Historische Romane und Novellen 700
Oehlke, Waldemar: Östliches und Westliches in der ostasiatischen Literatur 332

Digitized by Google

Palgen, Rudolf: Keller und Gogol 495
Petsch, Robert: Schiller-Schriften 642
—, —: Albrecht Schaeffers „Odyssee" 693
Pfister, Josef: Noch einmal: Sprechchöre 696
Poritzky, J. E.: Erzähler und Analytiker 23
Raff, Helene: Franz Muncker 198
Ranschoff, G.: Zu Voßlers Racine 387
Rein, Leo: Fixierter Journalismus 25
Rheinfurth, Karl: Waldemar Bonsels 395
Rockenbach, Martin: Über Ernst Wiechert 509
Runkel, Fritz: Die Journalisten-Hochschule 375
Rychner, Max: Beiträge über die Antike 10
Saekel, Herbert: Von belgischer Dichtung 445
Schlözer, Leopold von: Rainer Maria Rilke 317
Schmidt, Werner: Die Blindheit als dichterisches Mittel 80
Scholz, Wilhelm von: Zur Geschichte des Okkultismus 68
—, —: Neuerscheinungen im Okkultismus 323
Schönemann, F.: Ein neuer Sinclair Lewis [„Elmer Gantry"] 574
Sommerfeld, Martin: Eine neue Lessing-Ausgabe . . 575
Spanier, Max: Probleme europäischer Dichtung . . 447
Starkloff, Edmund: Der gegenwärtige Stand der Buchausstattung 200
Strauch, Philipp: Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten 138
Strecker, Karl: Neue Nietzsche-Literatur 336
Strunz, Franz: Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft 381
Sturm, Hans: Max Mohr 623
Touaillon, Christine: Weibliche Erzählungskunst . . . 577
Türk, Werner: Der revolutionäre Eros [Alexandra Kollontay] 12
—, —: Das Tagebuch Richard Dehmels 329
—, —: Larissa Reißner 634
—, —: Rosa Mayreder 689
Unger, Rudolf: Ein spekulatives Kleistbild auf religiösem Hintergrunde 132
Utitz, Emil: Neue Kunstliteratur 269
Vogler, Karl: Josef Winckler 14
Wahn, Hilde: Babette Schaumkell „Praktisches Kochbuch" [Parodie] 646
Weltmann, Lutz: Lion Feuchtwanger 567
Wenz, Richard: Vom Wesen der rheinischen Dichtung 443
Wiechert, Ernst: Zu meinem Leben und meinen Büchern 511
Winkler, Hans: Stimme der Jugend zu Brandes' Hingang 383
Witkowski, Georg: Goethe-Bücher 202
Wolff, Gustav: Annie Vivanti 457
Zobeltitz, Fedor von: Wanderbücher von heut und gestern. IV. 518
Zoff, Otto: Eine Bibliographie für D'Annunzio . . . 694

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"

Ackerknecht, Erwin . . 51, 115, 296, 371, 488, 492, 554
Aeppli, Ernst 174, 550
Andro, L. 47, 232
Angermayer, Fred A. 53, 422
Arnold, Robert F. 239, 240, 362, 370, 425, 426, 427 (2mal), 488
Bähr, Walter 242
Banaschewski, A. 494, 548, 668
Behl, C. F. W. 293
Bergmann, Hugo 372, 373
Bettelheim, Anton 179, 303
Bourfeind, Paul 421, 548, 737
Brand, Guido K. 173, 299, 304, 372, 601, 603, 610 (2mal), 666, 726
Brausewetter, Artur 47, 301 (2mal), 364, 421 (2mal), 428, 433, 493, 609
Brussot, Martin 54 (3mal), 109, 606 (2mal), 607 (3mal), 608
Buchholtz, Arend 47, 181
Bunsen, Marie von 50, 305, 369, 433, 672, 673
Busse, A. 56 (2mal), 241, 425, 428, 430 (2mal), 730
Carsten, Fritz 231, 234, 365, 420, 432, 667
Crailsheim, Carola Freiin von 670
Daffner, Hugo 49
Doderer, Otto 434
Dürr, Erich 46, 177, 667, 669, 733
Ebermayer, Erich 372, 548, 728
Erényi, Gustav 368, 487
Frank, Rudolf 114, 182, 233, 304 369 (2mal), 432, 433, 493
Freund, Erich 492
Fürst, Ludwig 174, 485
Gleichen-Rußwurm, A. von 50, 114, 307, 429, 488, 490 (2mal), 553, 610
Gorm, Ludwig 52
Grautoff, Otto 53, 489
Gregori, Ferdinand 178
Groß, Edgar 51, 52 (2mal), 555, 734
Gürster, Eugen 668
Hagemeister, Erich 295
Heilborn, Ernst 230, 231 (2mal), 233, 305, 546 (2mal), 549, 600 (2mal)
Heine, Anselma 175
Heinemann, Karl 302, 549
Helmolt, Hans F. 114, 115, 308, 370, 432, 673 (2mal)
Heuschele, Otto 114, 234, 239, 434, 609 (2mal), 726, 728, 732
Heuß, Theodor 54
Holitscher, Arthur 431
Huebner, F. M. 366, 422
Illing, Friedrich Wilhelm 299, 667
Jacobs, Monty 172
Jantzen, H. 50, 51, 425, 426 (2mal)
Kaphert, Egon von 729
Kayser, Rudolf 302, 551
Kenter, Heinz Dietrich 46 (2mal), 109 (3mal), 232 (2mal), 233 (2mal), 300 (3mal), 363, 433, 601, 602 (5mal), 666, 726, 727, 728 (2mal)
Kirmß, Paul 554 (2mal)
Knudsen, Hans 430
Krauß, R. 177, 421, 488, 555, 728 (2mal), 734
Kutscher, Artur 111
Leppin, Paul 483 (2mal), 601, 669
Liepe, Wolfgang 241
Lilienfein, Heinrich . 176, 182, 231, 424, 666, 672, 726
Lissauer, Ernst 48, 55, 110, 111, 235, 236 (2mal), 366, 367, 423, 424 (2mal), 551, 671 (2mal), 731
Lobsien, Wilhelm 175, 182, 294, 361, 363, 372, 422, 547 (2mal), 670, 727 (3mal)
Lorsch, L. 669
Lucka, Emil 240, 307
Ludwig, Albert 110, 177, 178, 364, 420, 428 (2mal), 486 (2mal), 602, 603, 604, 606 (2mal), 607, 608
Luther, Arthur . . 298 (2mal), 302, 368, 429, 434, 486
Menz, G. . . . 180 (2mal), 243, 307, 423, 607, 730, 735
Meyerfeld, Max 47, 549, 670
Mommsen, Wilhelm . 180, 308, 432 (2mal), 735 (2mal)
Morgenstern, Soma 295, 364, 733
Müller-Freienfels, Richard 374 (3mal), 375 (4mal), 434 (2mal)
Müller-Rastatt, Carl 361 (2mal), 362 (2mal), 368
Münzer, Kurt 47, 110, 113, 233, 234, 365, 367, 422 (3mal), 429, 486, 487 (2mal), 488, 491, 493, 603 (2mal), 604, 605, 730
Nathan, Paul 55, 304
Oehlke, Waldemar 179, 427
Omankowski, Willibald 300
Placzek, Siegfried 373

Digitized by Google

Pniower, Otto 237
Poritzky, J. E. 363 (2mal), 371, 731
Preußner, Eberhard 431
Raff, Helene 108, 296
Ranſohoff, Georg 50, 53, 489 (4mal), 549, 605, 730, 731
Roſelieb, Hans 307, 548, 608
Scheidweiler, Paula 175
Scheller, Will 420, 426, 484, 485, 490, 549
Schickert, Werner 108, 174, 177, 232, 301, 362, 365, 421, 547, 666, 726, 727
Schmidt, Conrad 434, 494, 553, 554
Schönemann, Friedrich 57, 493, 494
Schott, Georg 52, 307, 371
Sommerfeld, Martin . 111, 238, 551, 552 (2mal), 553
Spanier, Max 362, 364, 484, 547, 550, 602, 668, 669 (2mal), 670
Spiero, Heinrich 241
Stern, Erich 113, 242, 243, 373 (3mal), 555, 610 (2mal)
Stranik, Erwin 484
Strunz, Franz . 46, 113, 181, 370, 485, 490 (3mal), 553
Sturm, Hans 57, 489, 492 (2mal), 553
Teßmer, Hans 108, 232
Touaillon, Chriſtine 176, 668
Türk, Werner 115, 182, 300, 365
Unger, Rudolf 178
Utitz, Emil 306
Viebig, Ernſt 306
Vleuten, C. F. van 308, 373, 484
Weißenfels, Richard 238
Wiegler, Paul 112, 296, 297 (2mal), 298
Zerkaulen, Heinrich . . 299 (2mal), 302, 364, 604, 605
Zobeltitz, Fedor von 366, 555, 733

3. Verfaſſer des „Echo des Auslands"

Alfero, G. A.: Italien 718
Alker, Ernſt: Schweden 229
—, —: Norwegen 594
Aſtrow, Wladimir: Rußland 103
Breyne, M. R.: Südafrika 365
Bruſſot, Martin: Spanien 226
Buſſe, A.: Amerika 168, 660
Erényi, Guſtav: Ungarn 359
Grautoff, Otto: Frankreich . 43, 169, 291, 478, 540, 663
Hajek, Egon: Siebenbürgen 418
Haupt-Placzek, Gerda: Dänemark 41, 723
Heß, Joſeph: Luxemburg 480
Platzhoff-Lejeune, Ed.: Weſtſchweiz 544
Riegler, Emil: Rumänien 482, 596
Selver, P.: England 417
Simons-Stoecker, Hänny: Argentinien 289
Sternbach, Hermann: Polen 105, 543
Weißt, Franz Joſef: Bulgarien 598

4. Verfaſſer der Bühnenberichte

Arnold, Robert F.: Wien 166, 222, 288, 353 (2mal), 415, 475, 476, 539
Arns, Karl: Eſſen 102, 475
—, —: Bochum 166
—, —: Dortmund 355, 415
Binz, Arthur Friedrich: Saarbrücken 660
Bourfeind, Paul: Köln 474
Diebold, Bernhard: Darmſtadt 163
—, —: Frankfurt a. M. 223, 284, 285, 353
Dietz, W.: Gotha 286
Felner, Karl von: Krefeld 224, 413
Freund, Erich: Breslau 287
Friedrich, Wolf: Zwickau 539
Gäfgen, Hans: Wiesbaden 416, 477, 537
Germann, Rudolf: Meiningen 288
Hagemeiſter, Erich: Schwerin i. M. 166
Heilborn, Ernſt: Berlin . . 40, 165, 286, 474, 536, 592
—, —: Frankfurt a. M. 352
Joho, Karl: Freiburg i. B. 593
Kaufmann, Hans: Braunſchweig 594
Keim, H. W.: Düſſeldorf 167
Lobſien, Wilhelm: Kiel 225, 538 (2mal), 718
Michael, Friedrich: Leipzig 165 (2mal), 540
Müller, Walther: Greifswald 477
Müller-Raſtatt, Carl: Hamburg 163, 164
Nauck, Gerhart: Deſſau 287
Nedden, O. zur: Pforzheim 356
Neurath, Karl: Bremen 476
Omankowſki, Willibald: Danzig 167
Reichelt, Johannes: Dresden . . 40, 101, 354, 539, 593
Scheidweiler, Paula: Mannheim 101, 288, 537 (2mal), 593, 660
Scheller, Will: Kaſſel 225, 416 (2mal)
Schloß, G.: Trier 538
Sprengler, Joſeph: München . 354, 355, 414, 476, 536
Türk, Werner: Frankfurt a. O. 103, 167
Voß, Kurt: Hannover 102, 224
Witkowſki, Georg: Leipzig 415
Wyneken, Hans: Königsberg i. Pr. 226

5. Verfaſſer der „Proben und Stücke"

Blunck, Hans Friedrich: Das Stelldichein 400
Dehmel, Richard: Aus „Bekenntniſſe" 338
Faeſi, Robert: Drei Gedichte 704
Fouqué: Der Einſiedler und der Pilger 523
Holitſcher, Arthur: Aus „Das unruhige Aſien" . . . 86
Miegel, Agnes: Drei Gedichte 462
Mohr, Max: Baſta? 625, Der Gefreite H. 626, Vorſpiel zu „Ramper" 627
Morgenſtern, Chriſtian: Sechs Gedichte 579
Scholz, Wilhelm von: Aus „Perpetua" 211, Ein Brief als Nachwort [an Ernſt Heilborn] 522, Fünf Gedichte 580
Seidel, Ina: Drei Gedichte 150
Zuckmayer, Carl: Zwei Gedichte 28

6. Verfaſſer der „Manuſkriptſeiten"

Hofmannsthal, Hugo von 260, 261
Huch, Ricarda 640, 641
Liſſauer, Ernſt 463
Mann, Thomas 29
Molo, Walter von 697
Rilke, Rainer Maria 340, 341
Schnitzler, Arthur 521
Scholz, Wilhelm von 88, 89
Stehr, Hermann 151
Stucken, Eduard 581
Viebig, Clara 402
Waſſermann, Jakob 213

7. Verfaſſer der „Parodien"

Neumann, Robert: R. H. Bartſch 115, Waldemar Bonſels 212, Arnolt Bronnen 274, Jakob Waſſermann 339, Joſef Ponten 401, Hermann Sudermann 582, Herbert Eulenberg 646
Wahn, Hilde: Babette Schaumkell 646

8. Verfaſſer der „Momentaufnahmen"

Forſt de Battaglia, Otto: Paul Claudel 265, Dimitrij Mereſchkowſkij 460, G. K. Cheſterton 636

Digitized by Google

9. Verfasser von „Aus der Werkstatt deutscher Verleger"

Bard, Julius 60
Bonz & Comp., Adolf 313
Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 60
Haessel, H. 61
Schauspiel-Verlag 185
Staackmann, L. 60
Wolkenwanderer-Verlag 184
Zsolnay, Paul 59

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)
Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

Aakjär, Jeppe 96
Abel, Hans Karl 34
Abraham a Santa Clara 119, 160, 214, 590
Abschatz, Hans Erasmus Freiherr von 527, 709
Achard, Marcel 170
Afrika: Südafrikanischer Literaturbrief 356
Aguado de la Loma, J. M. 228
Akademie der Dichtkunst (s. Dichtung)
Alain-Fournier 469
Aldanow 105
d'Alembert 218
Allen, Henry T. 662
Almanache und Kalender (Carsten) 244
Altenberg, Peter 9, 155, 527, 652
Alverdes, Paul 39
Amerika 39, 56, 248, 408, 423, 430, 493, 672, 712, Prosa 428, Nordamerika 180, Literaturbriefe . . . 168, 660
Amiel, H. F. 545
Andersen, H. Chr. 35, 157, 351, 413
Anderson, Sherwood 280
Andler, Charles 479
Andrejew, Leonid 218
Anet, Claude 534
Angermayer, Fred A. 59, 95
Anker, Ninni Roll 596
— -Larsen, J. 41, 218
Anmerkungen, Literargeschichtliche (s. Literatur)
—, Zeitgeschichtliche XVI: Wie Gabriele d'Annunzio Stoffe findet (Carsten) 243, XVII: Die Journalisten-Hochschule (Runkel) 375, XVIII: Politisierung des Theaters (Morgenstern) 435
d'Annunzio, Gabriele 83, Eine Bibliographie für d'Annunzio (Zoff) 694
Anthologie jüngster Prosa 677
Antike. Beiträge über die Antike (Rychner) 10
Anzengruber, Ludwig 155, 278, 406
Arads, Eva 230
Aramburu, Julio 290
Araquistain, Luis 438
Archipoeta 411
Arcos, René 171
Arderius, Joaquin 227
Aretino, Pietro 218, 490
Argentinien: Literaturbrief 289
Arghezi, Tudor 598
Arland, Marcel 665
Arnac, Marcel 45
Arndt, Ernst Moritz 427
Arnim, Achim von 527
—, Bettina von 99, 278
Arnold, R. F. 559
(s. auch C. F. Meyer)
Arnoux, Alexandre 45, 458
Artaud, Antonin 542
Artzibaschew, Michael 469
Asien 307
(s. auch Literatur)
Astrologie 370
Audisio, Gabriel 171
Audoux, Marguerite 172
Auslanddeutschtum 535
Auszeichnungen: P. Zifferer (Ehrenlegion) 438, F. Hofer (Ehrenbürgerrecht) 438, H. Federer (Ehrenbürgerrecht) 438
Autobiographische Skizzen: J. M. Becker 147, Friedrich Kayßler 267, Ernst Wiechert 511, Rosa Mayreder 691
Autographen 535
Ava, Frau 405
Avenarius, Ferdinand 283
Aymé, Marcel 438
Baader, Franz 411
Babel (russ. Schriftsteller) 104
Babits, Michael 438
Bachofen, Johann Jakob 161, 408, 472, 714, Der Mythus von Orient und Okzident (Heuschele) . 141
Baggesen, Jens Immanuel 157, 218
Bahr, Hermann 161, 412, 472
Bailey, John 169
Balarin, Georges 292
Balbontin, José Antonio 228
Baldensperger, Fernand 479
Balicki, Julius 544
Balzac, Honoré de 35, 39, 96
Balzli, Ernst 586
Bang, Herman 35, 119, 530, 587
Barbu, Jon 598
Baring, Maurice 408
Barkley, Henriette Elisabeth 32
Barlach, Ernst 347, 534, 658
Barnes, Elmer 168
Baroja, Pio 227
Barrington, Edith 168
Bartels, Adolf [betr. Plagiat] 377
Bäte, Ludwig 467
Baudelaire, Charles 43, 221, 264, 292
Bauernfeld, Eduard von 51, 346, 350
Baum, Oskar 94
—, Peter 311
Baumgarten, Franz F. 438
Bayern 736
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de 221
Becker, Julius Maria (Eckart) 144, Autobiographische Skizze 147, ferner 161
Beer-Hofmann, Richard 39, 717
Beethoven 472
Béhaine, René 45
Beil, Joh. David 734
Bekker, Paul 663
Belgien 659, 738, Von belgischer Dichtung (Saekel) . 445
Bellmann, Carl Michael 591
Benn, Gottfried 160, 417, 656, Benns „Spaltung" (Lissauer) 196
Bennett, Arnold 417, 587
Benoit, Pierre 542
Béraud 162
Berdjajew, N. 105
Berent, Waclaw 106
Berešová, B. 184
Bergstedt, Harald 41, 43

Digitized by Google

Berlepsch, Karl Graf von 283
Bernal, Emilia 228
Bernanos, Georges: „Sonne Satans" 351, 409, 563, 657, 659, 712
Bernard, Tristan 534
Bernardez 290
Berner Konvention 613
Bernhardi, August Ferdinand 514
Bersandin 227
Bertram, Ernst 33, 156, 347, 377, 716
Bertsche, Karl 119
Bertuch, F. J. 466
Besymenskij 103
Beucler, André 293
Bianquis, Geneviève [Storm] 614
Bibel 491, Übersetzung 162
Bibliographisches Institut, Leipzig 59
Bibliophilie 733
Bierce, Ambrose 100
Bildung 492
Billy, André 479
Bilse, F. O. (Übers. ins Russ.) 559
Binding, R. G. 613
Bithorn, Wilhelm 58
Bittrich, Max 653
Bizet, René 541
Björnson, Björnstjerne 162, 351, 413
Blaga, Lucian 596
Blei, Franz: „Glanz und Elend . . ." [englische Übersetzung] 738
Bloy, Léon 1, 284, 351, 408, 411
Blunck, Hans Fr. 96, 99, 215, 279, 280, 284, 350, 400 [Aus „Das Stelldichein"], 406, 412, 418, 467, 530, 534, 585, 677, 710, 711, 717, Blunck's Mythendichtung (Müller-Rastatt) 396
Bock, Alfred 652, 716
Bodensee 432
Bohlin, Elin 229
Bojer, Johan 284, Bojer (Münzer) 147
Bölsche, Wilhelm: „Liebesleben in der Natur" [in engl. Übers.] 377
Bolschewismus 430
Bondeli, Julie 221
Bönnelycke, Emil 41, 725
Bonsels, Waldemar (Rheinfurth) 395, ferner 106, 107, Parodie: „Pennora" (Neumann) 212
Bonz & Co., (Verlag) 313
Borchardt, Rudolf 346, 409, 471, 653, 710
Borgese, G. A. 720
Born, Bertrand de 738
Borrmann, Martin 221
Boteff, Christo 598
Botez, Demostene 597
Botha, P. R. 358
Bottacchiari, R. 721
Boucher, Maurice 479
Bourget, P. 541
Boutet, Frédéric 542
Bouvier, B. 545
Boy-Ed, Ida 412, 529
Braaten, Oskar 594
Bracco, Roberto 719
Bragaglia, A. G. 738
Brandenburg, Hans 585
Brandes, Edward 43
–, Georg 35, 403, 469, 473, 530, 535, 590, 591, 613, 659, 712 (s. auch Gedenkblätter)
Brant, S.: „Das Narrenschiff" 444
Braun, Felix 215, Betrachtung eines Gedichtbandes (Binding) 391
–, Lilly 32, 58
Braun, Otto 58
Brecht, Bert 717, „Hauspostille" 586, [Dramen] . . 592
Bregendahl, Marie 559
Brémond, Abbé Henri 291, 479
Brentano, Clemens 99, 161, 406, 527
Brion, Herbert 613
Brjussoff, Walerij 184, 498
Brod, Max [Übers. ins Russ.] 559
Brodersen, Aage 724
Bronnen, Arnolt 159, 162, 591, Parodie: „Marasmus in Mantua" (Neumann) 274
Broun, Heywood 661
Bruckner, Emil 419
Brües, Otto 283, 346, 350
Bruggen, J. B. L. van 357
Bruns, Max 221
Brust, Alfred 157, 412, Die verlorene Erde (Brand) 257, ferner 217
Bruun, Laurids 725
Brzekowski, Jan 543
Brzostowska, Janina 544
Buber, Martin 407, Bibelübersetzung 717
Bücher, Karl 408
Buchholtz, Johannes 42, 724
Büchner, Georg 154, 190, 444, 658
Buchwesen, Bibliothekswesen 39, 100, 162, 222, 434, 464, 659, 714, 718, Rickert-Stiftung 738, Fürst-Georg-Bibliothek 738, Statistik des deutschen Büchermarkts 499, schweizer Buchhandlungen 613, Buchproduktion in Rußland 59, Jerusalemer Nationalbibliothek 119, Der gegenwärtige Stand der Buchausstattung (Starkloff) 200, Wanderbücher von heut und gestern, IV. (von Zobeltitz) 518, Was liest der deutsche Arbeiter? (Kossow) . . . . . 503 (s. auch Gedanken, Goethe Literatur und I, 9)
Buckdahl, Jörgen 43
Bucuza, Emanoil 598
Budry, Paul 545
Bühnenvolksbund 535
Bulcke, Carl: „Balzereit" 217
Bulgarien: Literaturbrief 598
Bülow, Margarete von 81
Bunge, Augusto 59, 290
Bunin, Iwan 105
Burckhardt, Jakob 534
Burdach, Konrad 246
Bürger, G. A. 534
Burpee, Lawrence 663
Busch, Wilhelm 412, 527
Busse, Hermann Eris: „Peter Brunnkant" 654
Butler d. J., Samuel 100
Caillavet, Madame Arman de 221
Calderon 100, 284, 535, 659, 717
Camões, Luis de 54
Campe, Joachim Heinrich 99
Canfield, Dorothy 168
Cansinos-Assens, Rafael 438
Carabellese, P. 721
Caragiale, Jon Luca 482
Carco, Francis 480
Carlyle 717
Carossa, Hans 156, 412
Casal, Julio J. 228
Cazes, Albert 480
Cervantes 96, 659
Cesareo, G. A. 719
Chamberlain Houston Stewart . . . 345, 412, 527, 738
Champly, Henry 45
Chapot, Victor 480
Charakterologie 592
Charpentier, John 663

Digitized by Google

Chartier, H. 170
Chenevière, Jacques 45
Chérade, Robert 45
Chesterton, G. K. 35, 96, 535, 587, 712, G. K. Chesterton, (Forst de Battaglia) 636
Chiesa, Francesco 655
China 180, 242, 735
(s. auch Japan)
Chomel, Henry 44
Christaller, Helene 284
Christentum 113
Christoff, Iwan H. 600
—, Kyrill 599
Clarke, Margaret A. 664
Claudel, Paul (Forst de Battaglia) 265, ferner . 535, 655
Clerq, René de 530
Cocteau, Jean 35, 96, Gedichte 716
Conrad, Joseph 218, 221, 249, 280, 408, 473, 530, 655, 658
—, M. G. 82
Cornu, Hortense 99
Corradini, E. 720
Cosbuc 596
Coster, Charles de 438, 587
Cotrus, A. 598
Couéismus 243
Courteline (Georges Moinaux) 311
Courths-Mahler, Hedwig 467
Courier, Paul-Louis 39
Crainic, Nichifor 597
Croce, Benedetto 35, 38, 412
Csaki, Richard 419
Csokor, Franz Theodor 311, 677
Culmann, Elisabeth 712
Curran, Leonore 712
Dadaismus 184
Dallago, Carl (Banaschewski) . . . . . 72, ferner 591
Dänemark: Literaturbriefe 41, 723
Daniel-Rops 541
Dante 100, 347, 409, 591
Dario, Ruben 438
Däubler, Theodor 30, 37, 39, 99, 119
Dauthendey, Max 94, 278, 406, 527, 652, 706
David, J. J. 219, 277
Davies, W. H. 418
Davila 482
Debeljanoff, Dimtscho 600
Deberly, Henri 280, 293, 311
Dehmel, Richard 94, 99, 215, 278, 350, Halluzinationen 91, „Bekenntnisse" 338, Das Tagebuch Richard Dehmels (Türk) 329
Dekobra, Maurice 45
Delamare, A. V. 712
Delavrancea 482
Denis, Michael 278
Depta, Victor 262
Descartes, René 5
Dessaignes, Ribemont 542
Dessoir, Max 407
Deutschkunde 100
Deutschtum 114
Devoluy, Pierre 292
Devrient, 589, Gedanken um Ludwig Devrient (Groß) 20
Dichtung 100, 473, 516, 551, 552, 620, deutsche 488, niederdeutsche 162, rheinische 351, christliche 284, Kriegsdichtung 413, Industriedichtung 659, Tierdichtung 659, Dichtung der Jungen 659, Dichtkunst 610, in Hessen 553, im Elsaß 222, 352, Schutzgesetz in England 499, schweizer 659, holländische und flandrische 39, finnische 39, französisch proletarische 717, spanische 221, russische 221, 409, 469, Dichter-Fonds in Polen 59, Preußische Akademie für Dichtkunst 154, 222, 246, 311, 377, 413, Dichten in fremder Sprache (Harten-Hoenckе) 321, Probleme der europäischen Dichtung (Spanier) 447
(s. auch Belgien, Essay, Mystik, Rheinland)
Dickens, Charles 280, 587
Dicks [Edmond de la Fontaine] 480, 481
Diebold, Bernhard 30, 183
Diederichs, Eugen 676
Dietzenschmidt 33
Diez Canedo, Enrique 228
Dill, Liesbet 468, 529, 534
Dimier, Louis 5
Dingelstedt, Franz 709
Döblin, Alfred 94, 108, 658, 710, „Manas" 586, 591, 653, 716
Dörfler, Peter 686
Dostojewskij, Dmitri 35, 96, 100, 157, 162, 218, 221, 348, 413, 469, 563, 587, 613, 659, D.-Museum 438
Doyle, Conan 35
Drama 100, 162, 221, 351, 413, 535, 591, 659, 717, Statistik der Aufführungen von Kleist-Dramen 498, Rheinlandsdrama 162, historisches 473, schweizer 473, italienisches 351, japanisches 607, Negerdrama 351, Dramaturgie 284, Zum deutschen Drama I, Lion Feuchtwanger (Weltmann) 567, Die Frage des historischen Dramas (Lipmann) 618
Dreyer, Max 412
Dreves, Lebrecht 93
Drinkwater, John 530
Droop, Fritz 652
Droste-Hülshoff, Annette von 32, 283, 346, 466, 534, 590, 658, 716
Droste, Georg 279
Duchscher, Andrei 480
Dührer, Jakob 612
Durant, Will 660
Dürr, Erich 438
Duun, Olav 712
Dymoff, Ossip 713
Eber, Georg 83
Ebert, Johann Arnold 99
Echegaray, José 351
Eckehart, Meister 411, 533, 709
Eckermann: „Gespräche mit Goethe". 472
Edgar, Pelham 663
Edschmid, Kasimir 161, 654
Eftimiu, Victor 482
Ehrengaben: Hugo Salus 58, Walter Meier 184, Franz Strunz 559, dänisches Ehrenlegat 559, W. von Scholz 676, Ernst Reclam 676, Schweizer Schiller-Stiftung 612, „De Nio" [Schweden] . . 612
(s. auch Preisstiftungen)
Ehrenburg, Ilja 103, 469, 473
Ehrenstein, Albert 33
Ehrler, Hans Heinrich 585
Eichendorff 32, 278, 283, 527
— -Bund, Deutscher. 59
Eichert, Franz 161
Eichrodt, Ludwig 406
Eidlitz, Walter 155
Elias, Julius 710, 716
Eliot, T. S. 534
Elouard, Paul 293, 480
Elsaß 473
Elster d. J., Kristian 594
Ely, Catherine 662
Ems, Rudolf von 411
Engel, Eduard 216
—, Fritz 738
—, Georg 157, 216, 221
Engelbrecht. S. P. 358

Digitized by Google

England 39, 55, 218, 408, Frauenromane 591, Literaturbrief . . . 417
Epik, Schweizer . . . 100, 162
Epiktet . . . 553
Erdös, Renée . . . 360
Ermatinger, Emil [Grimmelshausen] 119, E.-Schulte (vgl. Sp. 119) . . . 248
Ernst, Otto . . . 161
—, Paul 215, 529, „Der Schatz im Morgenbrotstal" . . . 280
Errante, V. . . . 720
Ertl, Emil . . . 408, 473, 717
Erzähler und Analytiker (Poritzky) . . . 23
Erzählung . . . 413
Eschatologie, Moderne (Netzle) . . . 389
Eschenbach, Wolfram von . . . 411
Essay: Der dichterische Essay (Doderer) 8, Essays (Doderer) . . . 27
Essig, Hermann . . . 94
Estaunié . . . 59
d'Etchegoyen, Olivier . . . 108
Eucken, Rudolf . . . 92
Eulenberg, Herbert . . . 83, 278, 710
Eulenspiegel . . . 718
Everth, Erich . . . 184
Ewers, H. H. . . . 663
Expressionismus . . . 39, 158
Eyth, Max von . . . 658
Faber, F. W. . . . 39
Faesi, Robert: „Der brennende Busch" . . . 279
Falke, Gustav . . . 590
Fargue, Léon . . . 508
Farinelli, Arturo . . . 587, 720
Farrère, Claude . . . 408
Favre, Lucienne . . . 293
Faust [Der geschichtliche] . . . 411
Fechter, Paul: „Der Ruck im Fahrstuhl" . . . 280
Federer, Heinrich . . . 39, 99, 153, 161, 216, 221, 438
Fehrs, Joh. Hinrich . . . 32
Feiten, Josef . . . 585
Ferber, Edna . . . 168
Feuchtersleben, Ernst Frhr. von . . . 716
Feuchtwanger, Lion (Weltmann) 567, Versuch einer Selbstbiographie 569, engl. Übers. . . . 559
Fichte . . . 534, 590
Finckh, Ludwig . . . 473
Fischer, Hans W. . . . 350
—, Joh. Georg . . . 444, 585
—, Max . . . 499
Fitzgerald, E. . . . 663
Flake, Otto . . . 528
Flaubert, Gustave 347, „Novembre" 489, neue Briefe 677
Fleg, Edmond . . . 665
Fleuron, Svend . . . 96
Flex, Walter . . . 81
Floeck, Oswald . . . 377
Fock, Gorch . . . 99, 466
Foe, Daniel de . . . 96
Fogar, Heinrich . . . 39
Fogazzaro, Antonio . . . 738
Földi, Michael . . . 360
Fønhus, Mikkjel . . . 595
Fontaine, Edmond de la [Dicks] . . . 480, 481
Fontana, Oskar M. . . . 311
Fontane, Theodor 32, 93, [2 Balladen aus dem Nachlaß] 99, 155, 161, 221, 350, 406, 472, 534
Forsch, Olga . . . 104
Förster-Nietzsche, Elisabeth . . . 99
Fouqué, de la Motte: „Der Einsiedler und der Pilger" 523, ferner . . . 406, 472, 514
Fouret, Louis André . . . 479
France, Anatole . . . 100, 157, 162, 218, 655, 712
Francés, José . . . 438
Franck, Hans . . . 94, 157, 351
Francke, Kuno . . . 662
Francken, Fritz . . . 447
Fragmente [literarische] . . . 100
Frank, Bruno . . . 346, 658
—, Leonhard 350, französ. Übers. . . . 738
Frankreich 351, 409, 489, 655, 738, Lyrik, Roman 587, Drama 289, Theater 659, Literaturbriefe 43, 169, 291, 478, 540, 663
Franziskus, Der heilige . . . 492
Freiligrath, Ferdinand . . . 39
Frenssen, Gustav: „Otto Babendiek" 217, 280, 347, 468, 499, 586
Frey, A. . . . 32
Freytag, Gustav . . . 278, 466, 590, 651
Friedell, Egon . . . 710
Frieß, Horace Leland . . . 662
Fröschel, Georg . . . 80
Fulda, Ludwig . . . 83, 311
Fülöp-Miller, René . . . 500
Funk, Philipp . . . 686
Fürst-Georg-Bibliothek . . . 738
Füßli . . . 527
Gabetti, G. . . . 721
Gadala, Marie Thérèse . . . 172
Gaffney, Father . . . 712
Galán, José Maria Gabriel y . . . 247
Gall, Luise von . . . 709
Galizien . . . 473
Galsworthy, John 96, 157, 221, 280, 408, 417, 473, 499, 530, 587, 712
Galvez, Manuel . . . 290
Galzy, Jeanne . . . 172
Gandersheim, Hrotsvit von . . . 283
Gandhis Leidenszeit (Leitich) 142, ferner . . . 114
Garbe, Eduard Ludwig . . . 99
—, Robert . . . 590, 591
Gasset, José Ortega y . . . 530
Gauchez, Maurice . . . 446
Gaultier, Jules de . . . 479
Gedanken, Worte, Bücher (Engelhardt) . . . 125
Gedenkblätter: XXXIII, Franz Muncker (Raff) 198, XXXIV, Stimme der Jugend zu Brandes' Hingang (Winkler) 383, XXXV, Jakob Schereł (Kienzl) . . . 698
Geibel, E. . . . 93
Geiger, Albert . . . 94
Geilinger, Max . . . 468
Geistigkeit . 40, 100, 111, 182, 434, 494, 608, 713, 735 (s. auch Literatur)
Gellert, Chr. F. . . . 99
Gellért, Oskar . . . 360
Genevoix, Maurice . . . 542
Gensichen, Otto Franz . . . 408
Georg von Preußen, Prinz . . . 406
George, Stefan . . . 652
Gerhard, Adele: „Pflüger" . . . 207, 221
Germain, André . . . 664
Geschichte 432, Wallenstein . . . 181 (s. auch Drama, Romane)
Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen . . . 58
Gezelle, Guido . . . 659
Gibson, W. W. . . . 418
Gide, André 35, 218, 412, 507, 659, 712, „Les Faux-Monnayeurs" . . . 283
Gilliard, Edmond . . . 546
Gilm, Hermann von . . . 99, 527
Giraudoux, Jean . . . 508, 177
Gladkow, Fjodor . . . 105
Glaß, Luise . . . 468
Glaßbrenner, Adolf . . . 93

Digitized by Google

Glatz . . . 492
Gobineau, Arthur Graf . . . 351, 408, 664
Goethe:
a) Allgemeines:
31, 38, 93, 214, 241, 278, 281, 283, 335, 347, 350, 406, 444, 482, 527, 584, 590, 610, 651, 658
b) Werke und Goethe-Literatur:
„Faust" 31, 82, 154, 162, 345, 411, 473, 535, Übersetzungen 59, 290, 312, 406, „Tasso" 590, „Die Mitschuldigen" 38, „Nausikaa" 31, „Götz" 619, „Stella" [in Peking] 614, „Mignon" 590, religiöse Dichtungen 590, Handzeichnungen 498, Unbekannte „Cotta"-Ausgabe 673, Ein unbekannter „Cotta"-Goethe oder: Wie der „durchlauchtigste deutsche Bund" einen pariser Nachdruck schützte (Hirschberg) 673, Goethe-Bücher (Witkowski) 202, Illustrationen zu Goethes Behauptung von der Unwahrheit jeder Form (Herke) . . . 65
c) Biographisches, Beziehungen zu Zeitgenossen:
Weltbild 534, Religion 411, 709, Autographensammler 221, Theaterdirektor 717, G.s-Mutter 709, Schwester 93, 651, Carl August 93, Frau von Stein 411, 658, Friederike Brion 709, Caroline Jagemann 283, 345, 590, Eckermann 350, 472, Herder 93, Fr. H. Jacobi 658, Beethoven 527, Krafft 31, F. J. Bertuch . . . 466
Goethe-Gesellschaft . . . 183, 676
Goetz, Bruno . . . 100
—, Wolfgang . . . 347, 652, 659
Goga, Octavian . . . 596
Gogol, Nikolaus . . . 469, 473, 530, 596 (s. auch Literatur)
Goldoni, Carlo . . . 351, 412
Goldschmidt, K. W. . . . 711
Gómez de la Serna, E. . . . 227
Goncourt-Akademie . . . 311
Gontscharoff, J. A. . . . 409
Görres, Joseph 32, 93, 99, 179, 278, 350, 406, 411, 444, 466, 534, 584
Gorkij, Maxim . . . 105, 535
Gött, Emil . . . 215
Gotthelf, Jeremias . . . 214, 709
Graf, Oskar Maria . . . 467
Gragger, Robert . . . 361
Gratry, Alphonse . . . 7
Gray, Walter . . . 637
Grabbe, Christian Dietrich . . 93, 99, 190, 278, 346, 350
Greinz, Rudolf . . . 34
Grey, Roch . . . 292
Grèze, Jean de la . . . 293
Griechenland . . . 114, 307, 490
Griese, Friedrich . . . 591
Grillparzer, Franz . . . 350, 412, 427
Grimm, Hans: „Volk ohne Raum" 35, 95, 100, 217, 279, 283, 473, 499, 534, 586, 654
—, Herman . . . 32
—, Brüder . . . 651
Grimmelshausen 30, 38, 99, 160, 178, 278, 350, 444, 709
Grodbeck, Georg . . . 221
Grogger, Paula . . . 473, 653, 717
Großkopf, J. F. W. . . . 358
Grün, Anastasius . . . 93, 161
Grünewald, Alfred . . . 39
Gubalke, Lotte . . . 216
Guermonprez, Jean . . . 44
Guillbeaux, Henri . . . 498
Guillot . . . 290
Guiraldes, Ricardo . . . 289
Gumppenberg, Hanns von . . . 279, 350
Günderode, Caroline von . . . 709
Gundolf . . . 408
Gunnarsson, Gunnar . . . 41, 724
Günther, Johann Christian . . . 590
Gurk, Paul . . . 39, 100, 412, 473, 535
Gutzkow, Karl . . . 154
Gutberlet, H. . . . 591
Gyllander, Hugo . . . 230
Gysae, Otto . . . 528
Haarhaus, Julius R. . . . 467
Haas, Rudolf . . . 711, 717
Hackländer, F. W. . . . 709
Haessel, H., Leipzig . . . 61
Hagen, Ingeborg Refling . . . 596
Hahn, Karl . . . 39
—, Viktor . . . 544
Halévy, A. . . . 480
Hamsun, Knut 35, 39, 113, 157, 280, 409, 429, 473, 530, 655, 587, 712, 717
Handel-Mazetti, Enrica von . . 280, 347, 408, 468, 591
Handschriften: Hartmann von der Aue: „Gregorius auf dem Stein" . . . 59
Hanotaux, Gabriel . . . 663
Hansen, Robert . . . 43
Hansjakob, Heinrich . . . 32
Harden, Maximilian . . . 156, 412
Hardy, Thomas . . . 100, 591
Harich, Walter . . . 119
Haringer, Jakob . . . 534
Harlaire, André . . . 540
Harry, Myriam . . . 541
Hartmann von der Aue (s. Handschriften)
Hasenclever, W. . . . 710
Hatvany, Ludwig . . . 360
Hatzfeld, Adolf von . . . 346
—, Sophie von . . . 709
Hauff, Wilhelm . . . 93, 214
Hauptmann, Carl 709, 716, [unveröffentlichte Tagebücher] . . . 37
—, Gerhart 32, 81, 82, 94, 161, 169, 215, 221, 241, 350, 407, 410, 472, 619, 653, 710
Hausenstein, Wilhelm . . . 279
Havemann, Julius . . . 156, 161
Hebbel 32, 65, 66, 82, 221, 346, „Maria Magdalena" [plattdeutsch] 559 . . . 716
Hebel, Johann Peter . . . 32, 90, 99, 161
Hecke, F. van . . . 247
Heilborn, Ernst 30, 650, 658, „Zwischen zwei Revolutionen" (Hermann) 385, ferner 408, 711, Brief von Wilhelm von Scholz . . . 522
Heimat . . . 492
Hein, Nikolaus . . . 482
Heine, Carl . . . 464, 532, 534
—, Heinrich 67, 99, 154, 214, 221, 406, 444, 527, 664, Denkmal . . . 58, 677
Heinrich, Karl Borromäus . . . 347
Heinemann, Karl . . . 710
Heinitz, Wilhelm: „Arabischer Divan" . . . 529
Heiß, Hans . . . 658
Heijermann . . . 83
Hemmer, Jarl . . . 612
Hémon, Louis . . . 45
Henningsen, Agnes . . . 42
Hensel, Luise . . . 278
Herberger, Valerius . . . 220, 590
Herbert, Maria . . . 534
Herder, J. G. . . . 93, 119, 154, 214, 278, 283, 534
Herm, Heinrich . . . 717
Hermann, Georg . . . 247, 499
Hernández Mir, Guillermo . . . 228

Digitized by Google

Herrero, Bernabé . . . 228
Herrmann, Klaus . . . 534
–, Wilhelm . . . 663
Hertzman-Ericson, Gurli . . . 229
Herwig, Franz 95, 161, 406, 467, 658, 687, „Die Eingeengten" . . . 280, 351, 587
Herz, A. de . . . 483
Heskjär, Johannes . . . 725
Hesse, Hermann . . . 585, 591, 654, 707, 717
Heuschele, Otto . . . 613
Heuß, Theodor . . . 311, 347
Heyking, Elisabeth von . . . 278, 346
Heym, Georg . . . 346
Heynicke, Kurt . . . 221, 284, 347
Heyse, Paul . . . 93, 99, 221
Hildebrandslied . . . 590
Hildegard von Bingen . . . 139
Hildesheim . . . 737
Hille, Peter . . . 94
Hoechstetter, Sophie . . . 161
Hofer, Fridolin . . . 438
Hoff, Gertrud . . . 637
Hoffmann, E. T. A. . . . 93, 111, 161, 221, 350, 515, 534
Hoffmann von Fallersleben . . . 32, 215
Höfler, Albert . . . 482
Hofmannsthal, Hugo von 107, 112, 278, 408, 711, Eine Manuskriptseite . . . 260, 261
Hofmeyr, Nico . . . 357
Högberg, Olof . . . 229
Hohenstaufen . . . 673
Hohlbaum, Robert . . . 99, 157, 216, 279, 530
Hohlfeld, A. R. . . . 168
Hölderlin . . . 38, 161, 283, 345, 590, 651
Holland . . . 192, 717
Holitscher, Arthur . . . 467, 500
Holmström, Ragnar . . . 230
Hölty, Ludwig H. Ch. . . . 31, 90, 99, 221, 716
Holz, Arno . . . 152, 156, 535, 710
Holzamer, Wilhelm . . . 652
Holzapfel, Rudolf Maria . . . 248
Homo, Léon . . . 665
Honnert, Robert . . . 541
Hopfen, Hans von . . . 83
Houmark, Christian . . . 43
Housman, Laurence . . . 157
Howald, Ernst . . . 10
Hruševskyj, Mychajlo . . . 157
Hrušovský, J. . . . 184
Huch, Friedrich . . . 658
–, Ricarda 586, Ein Manuskriptseite . . . 640
Huggenberger, Alfred . . . 612
Hugo, Victor . . . 408, 677
Hülsen, Hans von . . . 161
Humboldt, A. von . . . 559
–, W. von . . . 651, 709
Humor . . . 413
Hutten, Ulrich von . . . 405
Huysmans . . . 469, 588, 655
Ibanez, Vicente Blasco . . . 227, 351, 498
Ibsen, Henrik . . . 162, 412, 469, 535, 591, 712
Immermann . . . 214, 345, 350, 535, 709
Ingenieros, Jose . . . 289
Inglin, M. . . . 39
Insua, Alberto . . . 227
Istrati, Panait . . . 96, 171, 473, 479
Italien 114, 191, 347, 369, 412, 493, 659, Literaturbrief . . . 718
(s. auch Theater)
Iwanow, Wsewolod . . . 104
Izquierdo, J. M. . . . 228
Jacobi [Brüder] . . . 444
Jacobs, W. W. . . . 418
Jacobsen, Jens Peter . . . 41, 530
Jacobsohn, Siegfried . . . 276, 349, 350, 412
Jagemann [Familie] 278, Caroline [Memoiren] . . . 31
Jahn [Turnvater] . . . 99
Jaloux, Edmond . . . 45, 292
Jammes, Francis . . . 218, 351, 409
Janitschek, Maria . . . 585, 716
Japan und China (von Bunsen) 78, ferner 591, 607, 713
Jassenoff, Christo . . . 600
Jaworoff, Peju . . . 599
Jehouda, Josué . . . 479
Jenike, Ludwig . . . 106
Jensen, J. V. . . . 43, 413, 655, 712, 723
–, Thit . . . 42
–, Wilhelm . . . 32, 406
Jerome, K. Jerome . . . 649, 712
Jessenin, S. . . . 103, 312
Jhering, H. . . . 659
Jirásek, Alois . . . 184
Johannson, Adolf . . . 230
Johanson, Klara . . . 612
Johnson, Allen . . . 168
–, Eyvind . . . 229
Johst, Hanns . . . 39, 412, 528, 659
Jonges, Alfred R. De . . . 662
Jouhandeau, Marcel . . . 480
Journalismus, Fixierter (Rein) 25, Die Journalisten-Hochschule (Runkel) 375, ferner . . . 119
Joyce, James . . . 96, 659
Judentum . . . 431, 493
Jugendpflege 531, Bildungswerte der Literatur für die Jugend (Leitich) . . . 565
Jugendschriften . . . 284
Kaergel, H. Chr. . . . 283
Kafka, Franz . . . 100, 278, 406, 466
Kaindl, Raimund Friedrich . . . 95
Kaiser, Georg . . . 534, 716
Kalbeck, Max . . . 709
Kalender (s. Almanache)
Kalidasa „Sakuntala" . . . 535
Kamnitzer, Ernst „Nadel" . . . 162
Kant . . . 411, 534, 590
Karinthy, Friedrich . . . 359
Karwath, Juliane . . . 711, 717
Kasprowicz, Jan . . . 36
Kästner, Viktor . . . 283
Kasták, Ludwig . . . 359
Katholizismus 351, 413, 718, Die Rückkehr des deutschen Katholizismus ins Exil? (Baldus) . . . 686
Kauß, Gina . . . 311
Kay, Juliane 247, „Abenteuer im Sommer" . . . 530
Kaye-Smith, Sheila . . . 659
Kayßler 716, Friedrich Kayßler als Dichter (Günther) 266, Autobiographische Notiz 267, Unveröffentlichte Aphorismen (Friedrich Kayßler) . . . 268
Keller, Gottfried 32, 155, 262, 278, 406, 527, Keller und Gogol (Palgen) . . . 495
Kellermann, Bernhard . . . 106
Kennedy, Margaret . . . 408
Kerner, Justinus . . . 32
Kernstock, Ottokar . . . 717
Kessel, Joseph . . . 293, 655, 677
–, Martin . . . 156, 183, 586
Kesser, Hermann . . . 657
Key, Ellen . . . 100, 351
Keyser, Edouard de . . . 292
Keyserling, Eduard von (s. auch Literatur)
–, Graf Hermann . . . 35, 587
Kinau, Rudolf . . . 95
Kinck, Hans E. . . . 157, 214, 247

Digitized by Google

Kinkel, Gottfried 428, 709
Kintzele 481
Kipling, Rudyard 35, 417, 712
Klabund 106, 107, 284
Klages, Ludwig 587
Klassiker, schweizer 592
Klein, Karl Kurt 419
Kleist, Heinrich von 32, 38, 66, 81, 93, 154, 161, 214, 278, 283, 345, 350, 411, 466, 498, 651, 658, 716, Kleist-Gesellschaft 498, Kleist-Stiftung 438, Ein spekulatives Kleistbild auf religiösem Hintergrunde (Unger) 132
Klopstock 93, 584
Kluckhohn, Paul 311
Klytschkow 104
Kneip, Jakob 221, 687
Knies, Richard 528
Koch, Ernst 488
—, Franz 119
Kohler, Pierre 545
Kolaczkowski, Stefan 106
Kolaß, Jakub (K. M. Mitzkewitsch) 311
Kolbenheyer, E. G. 161, 406, 467, „Lächeln der Penaten" 280, 408
Kollontay, Alexandra 96, 280, 469, Der revolutionäre Eros (Türk) 12
Kölsch, Adolf 612
Komödie 162, 413, 535, Komödie in Deutschland (Knöller) 189, Meisterkomödien der Spanier (Brussot) 259
König, Eberhard 472, 716
Konstantinopel 433
Kopisch, August 346
Koppin, Richard O. 591
Koreff, David Ferdinand 154
Korff: „Versuch über das Wesen der klassischen Form" 65
Körner, Theodor 93
Kornfeld, Paul 612
Korolenko, Wl. G. 378
Köster, Albert 32, 659
Köstlin, Therese 653
Kosztolányi, Desider 359
Krasser, O. Fr. 419
Krassowski, Felix 544
Krejči, F. V. 184
Kreisler, Karl 559
Krieg 610, 735
Kritik 535, 587, 659, Wertstufung der Kritiker (Kritzler) 681, Kritische Wirksamkeit (Lissauer) 682, Theaterkritik (Knöller) 684
Kröger, Timm 534, 585
Krüdener, Fr. von 32
Krutsch, J. W. 169
Kubin, Alfred 526, 533, 534
Kügelgen, W. von 716
Kuh, Emil: Gedanken über Dichter und Dichtkunst (Lissauer) 516, ferner 278
Kühn, Julius 350
Külpe, Frances 82
Kultur 57, 100, 433, 493, 494, 592
Kunst 36, 39, 100, 222, 284, 306, 555, 656, Neue Kunstliteratur (Utitz) 269, Kunst und Problem (Fritzsch-Steinkopf) 620
Kurz, Isolde 284
—, Marie 32
La Mazière, Pierre 45
La Roche 99
Labruyère, Jean de 99
Lacretelle, Jacques de 479
Lafontaine 605
Lafrentz, F. W. 412
Lagerlöf, Selma 280, 311, „Charlotte Löwensköld" 35
Lagrange-Lombard, J. P. 358
Laignel, M. Th. 292
Lamandé, André 293
Landschaft 659
Lang, Siegfried 658, 711
Langbehn, Julius 38, 93, 350, 406, 590
Lange, Sven 725
Langenhoven, C. J. 357
Lanux, Pierre de 480
Lapi, Fernando de 228
Larbaud, Valéry 45, 508
Larreta, Enrique 289
Larsen-Ledet 41
Lassalle, Ferdinand 494
Laßberg, Freiherr von 406
Laube, Heinrich 154, 161, 240, 591
Laufenberg, Heinrich 140
Lavater 283, 527
Lawrence, D. H. 351, 469, 712
—, T. E. 591
Le Blond, Maurice 664
Le Fort, Gertrud von: „Hymnen an die Kirche" . . 408
Le Glay, Maurice 171
Leech, Marg. 661
Lefèbvre, Henri 479
Lefèvre, Frédéric 664
Leibniz-Gesellschaft [Berlin] 59
Leifhelm, Hans 311, 407
Leip, Hans 715
Leipoldt, C. L. 357
Lenau 651
Lenin (und die schöne Literatur) 248
Lenormand, H. R. 712
Lentz, Michel 480
Lenz, J. M. R. 241
Leonow, Leonid 104
Leopold, Svend 725
Lermontoff 678
Lernet-Holenia, Alexander 156, 183, 217, 284, 311, 534, 658
Lersch, Heinrich 159, 534
Lessing, G. E.: Eine neue Lessing-Ausgabe (Sommerfeld) . . . . . 575, ferner 405, 411, 472
Lettland 713
Levin, Poul 43
Lewadin, M. 311
Lewinsky, Josef 370
Lewis, Eleona 45
—, Sinclair „Elmer Gantry" 655, 661, 712, 717, Ein neuer Sinclair Lewis [Elmer Gantry] (Schönemann) 574
Libedinskijs 104
Librowicz, Eva 107
Lichtenberg, G. Chr. 444
—, Henri 479
Lichtnecker, Fr. 311
Lidin [russ. Schriftsteller] 104
Lieber, Alfred von 155
Liebermann, Max 152
Lied, deutsches 306, Volkslied 473
Lienert, Hans 39, 419
Lienhard, Friedrich 215, 350, 676
Lilieff, Nikolai 600
Lindau, Paul 534
Lingg, Hermann 161
Linzen, Karl 591, 710
Lipiner, Siegfried 155
Liptzin, S. 662
Lissauer, Ernst 311, „Alltag" 473, Dramen 39, Eine Manuskriptseite 463
Literatur 39, 284, österreich. 413, elsaß-lothr. 39, engl. 157, 534, amerik. 100, dän. 162, skandin. 535, vläm. 535, französ. 39, 53, 221, 535, italien. 221,

Digitized by Google

ungar. 96, kroat. 100, russ. 100, 218, 220, 530, 535, östl. 473, „Romane der Welt" 584, Weltliteratur 413, Plagiat 352, Fälschungen und Mystifikationen 100, Schund- und Schmutzgesetz 100, 284, Lit.-Geschichte 162, 222, 473, 535, 718, engl. 218, Die Rolle der Literatur (Huebner) 130, Östliches und Westliches in der ostasiatischen Literatur (Oehlke) 332, Literaturgeschichte als Geistesgeschichte (Strunz) 381, Weibliche Erzählungskunst (Touaillon) 577, Ausländische Tierbücher (von Kapherr) 639, Der literarisierte Jazz [französ. Lit.] (Hirth) 507, Literaturgeschichtliche Anmerkungen. 61: Wie Graf Eduard von Keyserling den Tod gebildet hat (Kempf) 116, 62: Aus Adalbert Stifters Jugendtagen (Goßes) 309, 63: Zu C. F. Meyers Hugenotten-Gedichten (Arnold) 435, 64: Keller und Gogol (Palgen) 495, 65: Das Urbild des jungen Hauke Haien in Storms „Schimmelreiter" (Mansholt) 496, 66: Neue Stendhal-Dokumente (Brücher) 556, 67: Unveröffentlichtes zum Charakterbild Adalbert Stifters (Goßes) 556, 68: Die Glocke von Hadamar [B. Frhr. v. Münchhausen] (Biedermann 611, 69: Ein unbekannter „Cotta"-Goethe... (Hirschberg) . 637
(s. a. Jugendpflege, Katholizismus, Stoffgeschichte)
Litzmann, Berthold 155, 215
Ljaschko [russ. Dichter] 105
Ljungdorff, D. W. 712
Löchen, Rolf 595
Loerke, Oskar 311, 349, 350, 710
Logau, Friedrich von 31
Loisy, Alfred 530, 541
London, Jack 218, 717
Löns, Hermann . 32, 39, 99, 155, 221, 350, 472, 658
Loos, Anita 712
Lope de Vega 259, 262
Lothar, Rudolf 83
Luchtenberg, A. H. 358
Lucian 411
Lucka, Emil 583, 589, 591
Lüdeke, Hedwig 361
Ludwig, Emil 658
—, Otto 67, 161, 658, O.-L.-Gemeinde 378
Lugones, Leopoldo 290
Luhmann, Heinrich 710
Lunatscharskij, A. W. 184
Lunel, Armand 480, 541
Lustspiel 413
Luxemburg: Literaturbrief 480
Lynkeus 278
Lyrik 222, 473, 621, 659, 717, 732, österreichische 659, franz. 587, amerikan. 408, poln. 535
Lyschinska, M. J. 499
Maartens, Maarten 80
Mac-Orlan, Pierre 542
Machiavelli, Niccolò 587, 647
Madách, Emmerich 361
Maeterlinck, Maurice 39, 82, „Leben der Termiten" 412, 712
Magnus, Albertus 240
Mahlmann, Siegfried August 278
Mahrholz, Werner 152
Maioresecu 482
Malche, A. 545
Mallarmé, Stéphane 284
Malraux, André 44
Manessesche Minnesingerhandschrift 160
Maniu, Adrian 483, 597
Mann, Heinrich 107, 466, 677, Romanhafter Roman [„Mutter Marie"] (Diebold) 452, ferner „Mutter Marie" 468, 530, 586
Mann, Klaus 216, 278, 346, 652
—, Thomas 106, 153, 169, 221, 278, 346, 499, 529, 535, 658, 710, „Der Zauberberg" 283, 293, „Gefallen" 95, „Unordnung..." 217, „Romane der Welt" 584, in Warschau 499, Manuskriptseite . . 29
Manuskriptseiten, s. I, 6
Manzoni, A. 655
Marcel, Gabriel 311
Märchen 162
Maritain, Jacques (Curtius) 1, ferner 44, 96
Marks, Percy 712
Marquina, Eduardo 228
Marsan, Eugène 480
Martersteig, Max 215, 412
Martin, Alfred von 686
Martinon, Suzanne 172
Masaryk, Thomas Garrique 162
Massis, Henri 351, 540
Massoulier, Jacques 480
Matthiessen, Wilhelm 155, 161, 282
Maugham, W. Somerset 418, 655, 712
Maupassant, Guy de 53, 408, 717
Mauriac, François: „Die Einöde der Liebe" 717
Maurois, André 45
Maurras, Charles 664
Mauthner, Fritz 39
Mayer, Anton 412
Maykowski, Stanislaus 544
Mayreder, Rosa (Türk) 689, Autobiographische Glosse 691
Medizin 373
Meier, Walter 184
Meier-Graefe, Julius 649, 658
Meißner, Carl 534
Mell, Max 221, 677
Mendelssohn, Moses 498, 738
Menhard, Hermann 438
Mereschkowskij, Dmitrij (Forst-Battaglia) 460, ferner 105
Meschendörfer, Adolf 591
Meslier, Jean 100
Meßmer, Alois 99
Meyer, Conrad Ferdinand 38, 162, 534, 559, 651, 709, Quelle zu „Die Schweizer..." 677, Zu C. F. Meyers Hugenotten-Gedichten (Arnold) . . 435
Meyerfeld, Max 311
Meyerhold 39
Meyrink, Gustav 652, „Der Engel vom westlichen Fenster" 586
Meysenbug, Malvida von 93
Michaelis, Karin 41, 724, „Das Mädchen mit den Scherben" 280, „Die kleine Lügnerin" 35
Miegel 156, 408, 462, 466, 534, Die gesammelten Gedichte von Agnes Miegel (Lissauer) . . 449
Millay, Edna Vincent 661
Milton, John 218
Mimus 351
Minnegesang 351, 411, deutscher 222, 283
Minulescu, Jon 483
Mistral, Frédéric 292
—, Gabriela 228
Mittelalter 413
Mitzkewitsch, s. Kolaß
Mohácsis, Eugen 361
Mohr, Max (Sturm) 623, ferner 284, 350, . . . 535
Molnár, Franz 360
Molière 161, 191
Molina, Rega 290
Molo, Walter von: „Bodenmaß"-Trilogie 279, 282, Manuskripseite 705
Mombert 346, Alfred Mombert und sein Dichtwerk „Atair" (Franke) 688

Digitized by Google

Momentaufnahmen, ſ. I, 8
Mönckeberg, Vilma . . . 696
Monroy, José Martinez . . . 247
Montesquieu: „Perſiſche Briefe“ . . . 658
Morales San Martin, Bernardo . . . 290
Morand, Paul . . . 44, 665
Moreno, Fernandez . . . 290
Morgenſtern, Chriſtian 585, Zu Morgenſterns Nachlaß (Liſſauer) . . . 570
Mörike . . . 93, 162, 651
Mornet, Daniel . . . 292, 478
Moulton, Harold G. . . . 45
Moſer, Hans Joachim . . . 738
Möſer, Juſtus . . . 534, 658
Moſtert, Dirk . . . 357
Muckermann, Friedrich . . . 687
Mühl, Guſtav . . . 39
Müller, Hans . . . 81
—, Maler . . . 372, 658
Müller-Guttenbrunn, Adam . . . 161, 612
Müller von Königswinter, Wolfgang . . . 444
Multatuli . . . 413
Mumbauer, Johannes . . . 711, 716
Münchhauſen, Börries Freiherr von . . . 311, 611
Muncker, Franz 94, 155, 215, 658, Franz Muncker (Raff) . . . 198
Münſterberg, Margarete . . . 169
Muron, Johannes: „Die ſpaniſche Inſel“ . . . 654
Muſik 621, Neue muſikaliſche Bücher (Golther) 397
Muſſet, Alfred de . . . 263, 408, 587
Muth, Karl . . . 407, 534, 686
Mutius, Gerhard von . . . 658
Mutterrechtsgeſellſchaft . . . 494
Myſtik 350, 535, deutſche 304, ſpaniſche 587, ruſſiſche 36, Myſtiſche Dichtung aus ſieben Jahrhunderten (Strauch) . . . 138
Mythendichtung . . . 396
(ſ. auch Bachofen)
Nadel: Arno Nadels neues Buch „Der Sündenfall“ (Luſchnat) . . . 512
Nagy, Endre . . . 359
Naidu, Sarojini . . . 97
Nathan, Paul . . . 465, 499
Nathuſius, Annemarie von . . . 155, 219
Naumann, Heinrich . . . 412
Negri, A. . . . 719
Negro, C. del . . . 587
Nejedlý, Zd. . . . 184
Nemo, Maxim . . . 480
Nenadović, Ljubomir P. . . . 96
Nenizescu, Stefan . . . 598
Neſtroy . . . 82, 154, 190
Neumann, Alfred 156, 157, 183, 279, 412, „Der Teufel“ 217, 279, 530, Alfred Neumann: „Der Teufel“ (Diebold) . . . 148
—, Robert: „Die Peſt von Lianora“ . . . 587, 654
—, Wilhelm . . . 514
Nexö, Martin Andersen . . . 348, 469, 717
Nezval, V. . . . 184
Nibelungen 350, 411, Handſchrift . . . 438
Niebuhr, Georg . . . 32
Niederlande . . . 372
Niemann, Johanna . . . 527
Nieſe, Charlotte . . . 473
Nietzſche, Friedrich 32, 93, 161, 278, 406, 412, 585, 590, Neue Nietzſche-Literatur (Strecker) . . . 336
Nithack-Stahn, Walther . . . 161, 216
Njekraſſow, N. A. . . . 738
Nodier, Charles . . . 262
Noé, Julio . . . 228
Nördlingen, Heinrich von . . . 140
Normann, Regine . . . 596
Nordmeyer, H. W. . . . 663
Nordſtröm, Ludwig . . . 230
Norwegen: 659, Literaturbrief . . . 594
Novalis . . . 350, 527
Novelle . . . 592
Nygaard, Frederik . . . 41
O'Flaherty, Liam . . . 418
Oberg, Ulla . . . 229
Oberkofler, Joſeph Georg 471, „Sebaſtian und Leidlieb“ 347, 351, Joſeph Georg Oberkofler (Bauer) . . . 393
Obey, André . . . 480
Obligado, Pedro Miguel . . . 290
Oeſterreich . . . 413, 432, 716
Okakura . . . 540
Okkultismus: Zur Geſchichte des Okkultismus (von Scholz) 68, Neuerſcheinungen im Okkultismus (von Scholz) . . . 323
Olearius, Adam . . . 283
Oleſen-Løkken, Thomas . . . 723
Olfers, Marie von . . . 155, 161
Oljelund, Ivan . . . 229
Olſon, E. W. . . . 230
Oltramara, Georg . . . 738
Ortega y Gaſſet, José . . . 655
Ortlepp, Oskar . . . 652
Ory, Eduardo de . . . 228
Oſtaſien . . . 180
Oſtenſo, Martha . . . 168
Oſtini, Fritz von . . . 652
Oſtpreußen . . . 609, 659
Oſtrowskij, A. N. . . . 184
Ottokar, M. . . . 722
Ozanam, Friedrich . . . 492
Pädagogik . . . 371, 554, 607
Pagano, Angelina . . . 290
Paläſtina . . . 373
Palmer, Ludwig . . . 156
Paludan, Jakob . . . 43, 724
Panizza, Oskar . . . 32
Pannwitz, Rudolf . . . 710
Papini, G. . . . 718
Paquet, Alfons . . . 155, 407
Paraf, Pierre . . . 663
Parodien, ſ. I, 7
Paſternak . . . 103
Paul, Jean 93, 406, 411, 527, 567, J.-P.-Geſellſchaft 498
Pauli: „Schimpf und Ernſt“ . . . 444
Péguy, Charles . . . 2, 98, 408
Peiper, Thaddäus . . . 543
Pellerin, Jean-Victor . . . 311
Pérez Armas, Benito . . . 228
— de Ayala, Ramón . . . 227
Perutz, Leo . . . 311
Pesquidoux, Joſeph de . . . 655, 677
Peſtalozzi, Heinrich 51, 154, 278, 405, 409, 411, 527, 545, 590
Peterſen, Julius . . . 183, 676
Petrarca . . . 347, 530, 535
Petrescu, Camil . . . 483, 598
Petzold, Alfons . . . 350, 406
Peuckert, Will-Erich . . . 279
Pfizer, Paul . . . 93
Pflug, Hans . . . 613
Pfungſt, Artur . . . 32
Phillpott, Eden . . . 417
Philoſophie . . . 374, 389, 491, 592, 620, 656, 717
Pichler, Adolf . . . 214, 346
Piekarſki, E. K. . . . 438
Pillat, Ion . . . 483, 597
Pilnjak [ruſſ. Schriftſteller] . . . 104
Pirandello, Luigi 35, 96, 218, 284, 530, 655, 712, 719

Digitized by Google

Piscator, Erwin 659
Plagiat 659 [Tieck-Kleist] 32
Platen, August von 93, 154, 190, 590
Plattdeutsch 284
Platte, Heinz Erich 658
Plätz, Rudolf von 247
Podesta, Blanca 290
Poe, E. A. 96, 169
Poeck, Wilhelm 347
Poellnitz, Luise von 535
Pohl, Hertha 466
Pokorny, Hans [Weber-Lutkow] 472
Polen . . . 284, 473, 717, Literaturbriefe 105, 543 (s. auch Lyrik)
Polenz, Wilhelm von 99
Polgar, Alfred 39, 156, 221, 473, Zwischen Ja und Nein (Martin) 331
Politik 308, 413, 736
Ponten, Josef 33, 107, 350, 412, 530, 535, Parodie 401
Pontoppidan, Henrik 708
Popa, Victor 483
Porché, François 292
Porto-Riche, Georges de 170
Poucel, Victor 541
Poulaille, Henry 171
Pourtalès, Guy de 293
Povlsen, Johannes 723
Preisausschreiben: 535, Philos. Fakultät der berliner Universität 58, Bern 58, First-National-Filmkompagnie 58, russ. Preisausschreiben 118, Poetry Society of London 118, Grimm-Stiftung 119, Kleist-Stiftung 183, Martin-Bodmer-Stiftung 184, Staatspreis der Preußischen Akademie für Dichtkunst 246, Preis der Eduard-Arnold-Stiftung 246, Nobelpreis 246, Börsen-Verein der deutschen Buchhändler, Leipzig 247, Preisausschreiben der Zeitschrift „Forum" 247, Kolumbus-Preis 247, Jugendpreis Deutscher Erzähler 247, Staatspreis 247, Dramatischer Verein, Zürich 247, Amerikanisches Magazin 247, Stadt Marburg (Lied) 377, Preis für Lyrik 377, 612, Reichsfunk-Gesellschaft (Hörspiel) 437, Ernst-Keil-Stiftung 498, Dichterpreis München 558, Frankf. Goethe-Preis 558, Nietzsche-Gesellschaft 558, Reclams Universum 558, Lit.-Pr. der Akademie der Blumenspiele, Toulouse 559, S. Fischer, Berlin 612, Börsen-Verein der deutschen Buchhändler 613, Pfälz. Verband für freie Volksbildung 613, C. Brunner-Gemeinschaft 677, Zentralausschuß für innere Mission 738, Literarisches Preisausschreiben (Kayser) 617
Preisstiftungen, Preisverteilungen: Goethe-Preis 118, Kleist-Preis 183, Staatspreis der tschechoslowakischen Republik 184, Großer Preis der flämischen Literatur 247, Großer Preis für Kritik in flämischer Sprache 247, Nationalpreis in Argentinien 290, Preis der Stadt Buenos Aires 290, Akademie Goncourt 311, 542, Großer französischer Dramatiker-Preis 311, Julius-Reich-Stiftung 311, bremer Schauspiel-Preis 311, Ehrenlegion 437, Pierre-Cornad-Preis 438, Gesellschaft französischer Schriftsteller 438, F. F. Baumgarten 413, 438, Hamburger Senat 1925/26 498, Literatur-Preis des Landes Mähren 559, Staatlicher Schiller-Preis 612, Literatur-Preis des Finnischen Staates 612, Literatur-Preis, Wien 677, Dramatiker-Preis 677, Großer Preis für Literatur der französischen Akademie 677, Literatur-Preis der französischen Luxusindustrie 677, Französischer Literatur-Preis Réjane 677, Oberschlesier-Preis 738, Italienischer Großer Staats-Preis 738
Prellwitz, Gertrud 412
Presse, siebenbürgisch-deutsche 100
Preußchen, Hermione von 346
Prischwin 104
Proben und Stücke, s. I, 5
Prosa, amerikanische 428
Proust, Marcel 35, 408, 412, 469, 530, 534, 541, 587, 655, 712
Prutkoff, Kosma 717
Przybos, Juljan 543
Przybyszewski, Stanislaw 107, 530
Psychologie 373, 374, 375, 434, 659, Psychoanalyse 242, 610
Pulver, Max 612, „Himmelpfortgasse" 530
Puschkin, Alexander 312, P.-Kongreß 678, P.-Ausgabe 712
Quennell, Peter 418
Quevedo y Villegas, Francisco de 54
Quiroga, Camila 290
Raabe, Wilhelm 39, 93, 161, 240, 283, 312, 412, 472, 534, 585, 658, Denkmal 59
—, -Gesellschaft 346
Rabener, Gottlieb Wilhelm 99
Racine 162, 387
Radek, Karl 614
Radiguet, Raymond 96, 284
Radio 352
Raimund, Ferdinand 99, 154, 190, 214
Rainoff, Nicolai 600
Ramuz, C. F. 545
Rascher & Cie., A.-G., Verlag [Zürich] 120
Rathenau, Walther 554
Ratti, F. B. 720
Rauschning, Hermann 107
Raynal: Das Grabmal des unbekannten Soldaten . 100
Reck-Malleczewen, Fritz 279, 473
Redekunst 488
Rehfisch, Hans J. 535, 659
Reichl Verlag, Otto [Darmstadt] 121
Reichsverband des deutschen Schrifttums 738
Reimmichl 528
Reinacher, Eduard: Der Dichter im Zeitwinkel (Dürr) 256, ferner 279, 527, 535, „Waiblingers Austrieb" 438
Reinhardt, Verlag, Ernst [München] 120
Reiske, Erneſtine Chriſtine 472
Reißner, Lariſſa (Türk) 634, ferner 473
Religion 473, 490, 491, 717
Rembrandtdeutsche, s. Langbehn
Remer, Paul 653
Rénert, de 96, 351
Renner, Gustav 99, 154, 412
Reporter 284
Reuillard, Gabriel 45, 292, 677
Reventlow, Franziska Gräfin zu 350, 412
Reverdy, Pierre 479
Revolution, s. Kollontay, A.
Reynaud, Louis 478
Rheingau 535
Rheinland: Vom Weſen der rheiniſchen Dichtung (Wenz) 443, ferner 738
Ribbeck, Emma 99
—, Otto 99
Richepin, Jean 280, 347
Richli, Anna 717
Rickert-Stiftung 738
Rilke, Rainer Maria 39, 95, 112, 161, 162, 216, 275, 321, 346, 348, 350, 406, 410, 412, 466, 471, 472, 479, 525, 527, 532, 534, 551, 583, 585, 591, 652, 664, 709, Manuſkriptſeite 340, 341, Rainer Maria Rilke (von Schlözer) 317, Der neunzehnjährige Rilke (Leppin) 630
Rindom, Sven 43
Rio Sáinz, José del 228
Rivière, Jacques 469

Digitized by Google

Robert, Gustav . . . 106
Robin, Gilbert . . . 44
Rochelle, Drieu la . . . 480
Rockenbach, Martin . . . 687
Rod, Edouard . . . 545
Rodange, Michel . . . 96, 351, 480
Rode, Edith . . . 42
Roethe, Gustav 94, 155, 161, 221, 283, Gustav Roethe als Erzieher (Eloesser) . . . 621
Rogge, Helmuth . . . 514
Rolland, Romain 35, 162, 479, „Mutter und Sohn" 530
Rom . . . 432
Romains, Jules . . . 170, 347, 348, 351, 412
Roman 40, 100, 162, 303, französischer 162, 587, englischer 96, 408, 530, 591, humoristischer 222, „Romane der Welt" 659, Historische Romane und Novellen (Neumann) . . . 700
Romano, Julio . . . 227
Romanow, Pantelejmon . . . 104
Romantik 162, 427, 444, 531, deutsche 302, französische 35, englische 488, Der Doppelroman der berliner Romantik (Heilborn) . . . 514
Romero Mendoza, P. . . . 227
Romier, Lucien . . . 162
Roos, Carl . . . 311
Roquette, Otto . . . 350, 652
Rosegger, Peter . . . 161, 472
Roselieb, Hans . . . 160, 161, 217, 278, 528
Rosmer, Ernst . . . 156
Rosny, J. H. . . . 665
Rothhardt, Hans . . . 216
Röttger, Karl 534, „Das Herz in der Kelter" . . . 711
Rousseau, J. J. . . . 218, 412, 534, 535, 587
Rubeš, Fr. J. . . . 184
Rückert, Friedrich . . . 32
Rumänien: Literaturbrief 482, Lyrik . . . 596
Russo, L. . . . 722
Rußland 218, 247, 248, 409, 469, 473, 613, 634, 655, 717, Zensur 587, 713, Symbolismus 613, Literaturbrief 103, Bücher aus und über Rußland (Luther) . . . 83 (s. auch Literatur)
Saar, Ferdinand von . . . 39, 716
Sachs, Hans [Bühne] . . . 717
Sack, Gustav . . . 276, 350, 406, 534
Sailer, Sebastian . . . 460
Saint Beuve . . . 587
Saint Simon, Louis de . . . 169
Saitschick, Robert . . . 534
Saizew, Boris . . . 105
Salaverria, José Maria . . . 227
Salis-Seewis, Johann Gaudenz von . . . 345
Salmon, André . . . 172
Salus, Hugo . . . 34, 58
Samain, Albert . . . 489
Samhaber, Edward . . . 716
Sand, George . . . 162
Sandemose, Axel . . . 723
Sandt, Emil „Im Äther" . . . 654
Saraw, P. . . . 43
Sárközi, Georg . . . 361
Sarojini [indische Dichterin] . . . 409
Satán, Julio . . . 228
Satire, politische . . . 413
Sauer, August . . . 94, 155, 534
Schaeffer, Albrecht 221, 534, „Odyssee" 716, Albrecht Schaeffers „Odyssee" (Petsch) . . . 693
Schäfer, Wilhelm . . . 156, 591
Schäff, Heinrich . . . 529
Schaffner, Jakob 99, „Das große Erlebnis" 217, 280 [Gedichte] . . . 717
Schanderl, Josef . . . 279
Scharrelmann, Wilhelm 283 [Übersetzt ins Schwedische] . . . 438
Schaukal, Richard von . . . 591, 686, 710
Schauspiel-Verlag, Leipzig . . . 185
Scheerbart, Paul . . . 94
Scheffauer, H. G. . . . 162
Scheffel, Joseph Victor von . . . 39, 444, 738
Scheffler, Herbert . . . 311
—, Joh., s. Silesius
Schendell, Werner . . . 652
Schenk, Marie M. . . . 95
Schenkendorf, Max von . . . 38
Scherek, Jakob (Kienzl) . . . 698
Schewtschenko, Taraß . . . 678
Schickele, René 33, 278, 535, „Erbe am Rhein" 161, 473, „Maria Capponi" . . . 408
Schiller 38, 81, 82, 214, 278, 527, 534, 584, 590, 618, 651, „Jungfrau von Orleans" 100, 169, „Piccolomini" 345, „Wallenstein" 99, ungedruckter Brief 99, unbekannte Stammbucheintragung 119, Begräbnisstätte 613, Schiller-Schriften (Petsch) 642
Schiller-Stiftung, deutsche . . . 498, 613, 677
—, —: dresdener . . . 119
—, —: schweizer . . . 311, 612, 738
Schinkelzeit . . . 385
Schlegel, Friedrich . . . 154, 161
—, Caroline . . . 161
Schleich, Martin . . . 406
Schleiermacher . . . 411, 472, 527, 662
Schlözer, Dorothea von . . . 709
—, Karl von: Schlözers Neffe (von Bunsen) . . 199
Schmid, Joh. Chr. von . . . 527
—, Siegfried . . . 439
Schmidtbonn, Wilhelm . . . 99, 346, 430, 468
Schmitz, Oscar A. H. . . . 279
Schmutz- und Schund-Gesetz . . . 162, 247, 352
Schnack, Anton . . . 591
—, Friedrich . . . 155, 591
Schneider, Maria: „Hölderlins Schicksalsweg" . . . 408
Schnitzler, Arthur 169, 190, 663, Übersetzt ins Englische 59, ins Russische 559, Manuskriptseite 521, Arthur Schnitzler als Charakterologe (Luca) . . . 455
Schoeck, Paul . . . 39
Scholz, Wilhelm von 95, 221, 346, 347, 528, „Die gläserne Frau" 350, „Das Jahr" 711, „Perpetua" 216, 279, 282, 408, 412, 468, 586, 590, 716, Manuskriptseite 88, Bekenntnis zu „Perpetua" (Heilborn) 194, Gesicht und Raum [„Das Jahr"] (Heilborn) 572, Ein Brief als Nachwort [an Ernst Heilborn] . . . 522
Schönaich-Carolath, Emil von . . . 527
Schönherr, Karl . . . 407, 473, 529, 534
Schönrock, L. . . . 499
Schöpflin, Aladár . . . 359
Schrag, Joh. L. . . . 559
Schreckenbach, Paul . . . 473
Schreyvogl, Friedrich . . . 95, 346
Schröder, R. A. . . . 33
Schröer, Gustav . . . 221
Schroll & Co., Anton [Wien] . . . 120
Schrickel, Leonhard . . . 95
Schrifttum, deutsches . . . 592
Schrott-Fiechtl, Hans . . . 711
Schubert, Gotthilf Heinrich . . . 221
Schuchardt, Hugo . . . 527
Schukowskij, Wassilij A. . . . 530
Schuller-Schullerus, Anna . . . 419
Schullerus, Eduard . . . 99
Schulte, Wilhelm . . . 119
Schumann, Max . . . 613
Schutzfrist 342, Dreißig oder Fünfzig? (Lilienfein) 253, Dreißig Jahre! (Cohn) . . . 255

Digitized by Google

Schutzverband Deutscher Schriftsteller [Jahrbuch 1926] 119, 438
Schwabe, Toni . . . 529
Schweden: Literaturbrief . . . 229
Schweitzer, Albert . . . 39
Schweiz . . . 659
Scott . . . 412, 591
Sealsfield-Postl, Charles . . . 658, 716
Secrétans, Charles . . . 712
Seidel, Heinrich . . . 214
—, Ina . . . 284, 346
Seillière, Ernst . . . 478
Seippel, Paul . . . 544
Sejfullina, Lydia . . . 104, 530
Serner, Karl . . . 34
Serrano Clavero, V. . . . 228
Seume, Joh. Gottfr. . . . 716
Seuse, Heinrich . . . 140
Shakespeare 35, 39, 81, 157, 191, 218, 263, 280, 284, 351, 412, 469, 472 [Handschrift] 473, 499, 530, 552, 591, 606, 654, 658, 712
Shaw, G. B. 35, 39, 58, 100, 157, 162, 169, 190, 218, 221, 246, 284, 351, 530, 591, 655
Shanks, Edward . . . 418
Siebenbürgen: Literaturbrief . . . 418
Siegfried, Walther . . . 658, 716
Siemsen, Hans . . . 155
Silesius, Angelus . . . 38, 140, 214, 651, 706
Simmel, Georg . . . 470
Simons-Mees, Josine: Eine holländische Dramatikerin (Düllberg) . . . 192
Sinclair, Upton . . . 96
Sitwell, Osbert . . . 418
—, Sacheverell . . . 418
Siwertz, Sigfried . . . 612
Skandinavien . . . 473
Skram, Amalie . . . 35
Slavejkoff, Petko R. . . . 598
Slowacki, Juljusz . . . 677, 713
Soffici, A. . . . 719
Söiberg, Harry . . . 724
Sokrates . . . 10
Sorbonne (Ferien-Kurse) . . . 559
Sorbul, Mihail . . . 483
Sorge, Reinhard Johannes . . . 161
Sorma, Agnes . . . 404
Soupault, Philippe . . . 508
Soziologie . . . 374
Spanien 307, 606, 607, 608, Literaturbrief 226, Mystik 587, Theater . . . 659 (s. auch Komödien)
Spee, Friedrich von . . . 93, 140
Spengler, Oswald . . . 389
Spitteler, Carl . . . 107, 534, 658, 738
Spitz, Jacques . . . 541
Spitzer, Leo . . . 184
Spoo . . . 481
Sprachliches 39, 40, 98, 111, 181, 222, 426, 659, 718 (s. auch Dichtung, Gedanken)
Spyri, Johanna . . . 648
Squire, J. C. . . . 418
Sfobol, Andrej . . . 104
Sfobolewskij, S. A. . . . 559
Staackmann, L. [Leipzig] . . . 60
Stach, Ilse von . . . 161
Staněk, Ant. . . . 184
Stavenhagen, Fritz . . . 93, 99, 155
Stehr, Hedwig . . . 34
—, Hermann 215 [Manuskriptseite] . . . 151
Stein, Charlotte von . . . 345
—, Freiherr vom . . . 61
Stendhal . . . 351, 469, 556, 587
Sternbach, Hermann . . . 472
Sternberg, Leo . . . 156, 216, 283
Sterne, Lawrence . . . 218
Sternheim, Carl . . . 30, 99
Stevenson, R. L. . . . 100, 591
Stieglitz, Charlotte . . . 39
Stifter, Adalbert . . . 32, 99, 155, 309, 472, 556 (s. auch Literatur)
Stil . . . 39, 40, 158, 351, 413
Stirner, Ludwig . . . 419
—, Max . . . 32
Stjepun . . . 105
Stockhausen, Juliane von . . . 95
Stoffgeschichte: Der Blinde 100, Erzbischof Engelbert von Köln 413, Griseldisstoff 426, Sport 470, Tod 470, Bürgertum 473, Studentische Romane 473, Jagdliche Dichtung 535, Tierdichtung 659, Weihnacht 284, Beethoven 659, Heilandsgestalt 672, Jesusdichtung 672, „Jungfrau von Orleans" 659, Bernhard von Weimar 659, „Medea" 659, Hamburg 717, Wien 55, Blindheit als dichterisches Mittel (Schmidt) 80, Das Ringen mit dem Teufel (Gürster) . . . 563
Stojanoff, Ljudmill . . . 600
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu . . . 160
Stollberg-Wernigerode . . . 32
Storm, Theodor . . . 32, 614 (s. auch Literatur)
Storni, Alfonsina . . . 228
Stranik, Erwin . . . 161
Stratz, Rudolf . . . 119
Straub, Willy . . . 279
Strauß, David Friedrich . . . 527
—, Emil . . . 591
Strauß und Torney, Lulu von . . . 284
Strecker, Karl: „Der Weg durchs Addermoor" . . . 586
Strindberg, August 35, 82, 280, 347, 351, 413, 535, 587, 591, 659, 717
Strobl, Karl Hans . . . 343, 351, 412, 473
Stucken, Eduard: Eine Manuskriptseite . . . 581
Stutz, Jakob . . . 585
Suarès, André . . . 655
Sudan . . . 490
Sudermann, Daniel . . . 140
—, Hermann 81, 157, 246, 407, 499, 710, „Der tolle Professor" 217, Aus „Frau Ehre" [Parodie] (Neumann) . . . 582
Südslawien, Volkslied . . . 717
Supka, Géza . . . 361, 438
Supper, Auguste . . . 343, 407, 468
Svedstrup . . . 43
Swift . . . 347
Swinburne [Übers.] . . . 264
Szabó, Desider . . . 360
—, Laurenz . . . 361
Szyfman, L. . . . 107
Táborský, Fr. . . . 184
Tagore . . . 96, 100
Tatarische Republik . . . 247
Taube, Otto Freiherr von . . . 278, 347, 412
Tavel, Rudolf von . . . 279
Technik . . . 531
Těsnohlídek, R. . . . 184
Texanische Schriftsteller (Metzenthin-Raunick) . 637
Tharaud, Jean . . . 480
—, Jérôme . . . 480
Theater: 52, 221, 351, 413, 473, 535, 591, 733, Marionettentheater 535, 717, Passionsspiele 473, Mysterienspiel 222, 351, Komödie, Lustspiel 413, „Fausts" Tod 100, Bühnenexpressionismus 100, Junge Bühne 659, Regie 284, Theaterschulen 591, Zensur 284, Kritiker 413, Theaterwissenschaft

Digitized by Google

413, Volksbühne 717, Provinzbühnen 525, berliner Theatergemeinschaft 39, Hamburg 717, Weimar 591, Wien 371, Österreich 425, Schweiz 659, Frankreich 162, 717, Italien 530, Rumänien 482, Elisabeth Bergner 305, Das Bühnenbild (Legband) 16, Italienisches Theater (Frank) 75, Politisierung des Theaters (Morgenstern) 435, Der gesprochene Chor (Frank) 505, Noch einmal Sprechchöre (Pfister) 696
(s. auch Devrient, Komödie, Kritik)
Theodorian, Caton 483
Theophrast 99
„Thesaurus linguae Latinae" 59
Thibaudet, Albert 545
Thieß, Frank 34, 349, 279, 283, 346, 412
Thoma, Ludwig 32, 99, 346, 412, 466, 527
Tichonow 103
Tieck „Vittoria Accorombona" 32 [Plagiat] 93
Tirso de Molina 262
Toggart, F. J. 168
Toit, D. P. Du 357
Toller, Ernst 220, 284
Tolstoj, Alexej 104
—, Leo 96, 100, 218, 221, 312, 498, 591, 614, 712, 718, Unbekannte Briefe und Tagebücher 59, 97, Tolstoj-Museum 247
Toman, K. 184
Tomlinson, H. M. 418
Tonnelat, E. 664
Tragik 39, 162
Trakl, Georg 161, 215, 221, 406, 412
Traz, Robert de 44, 469
Treitschke, H. von 161
Tremel-Eggert, Kuni 161
Tresch, Mathias 482
Trevijanos, Salvador 227
Trinius, August 34
Troubadour-Kunst 222
Tschapygin [russ. Schriftsteller] 104
Tschechoff, Anton P. [Notizbücher] 712, 738
Turandot 351
Turgenjew, Iwan S. 96, 100, 587
Türkei 499
Turner, E. R. 663
Twersky, Moise 479
Tyl, J. K. 184
Tzara, Tristan 598
Überrealismus 39
Übersetzungen: Ein literarisches Rätsel (Bab) 262, ins Argentinische: „Faust" 59, ins Chinesische: „Frühlings Erwachen" von Wedekind 59, ins Englische: Schnitzler: „Leutnant Gustl" und „Traumnovelle" 59, Blei „Glanz und Elend berühmter Frauen" 738, Werfel „Tod des Kleinbürgers" 559, Feuchtwanger „Häßliche Herzogin" 559, Unruh „Opfergang" 677, Bölsche „Liebesleben" 377, Leo Perutz „Von neun bis neun" und „Marquis de Bolivar" 311, ins Französische: Leonh. Frank „Die Ursache" 738, ins Holländische: Georg Hermann „Einen Sommer lang", „Der kleine Gast" 247, ins Schwedische: Scharrelmann „Jesus der Jüngling" 438, ins Russische: Schnitzler „Traumnovelle" 312, „Spiel im Morgengrauen" 559, Stefan Zweig „Verwirrung der Gefühle" 312, Viebig „Töchter der Hekuba", „Die Passion" 377, Wassermann „Die Masken Erwin Reiners" 438, „Der Aufruhr um den Junker Ernst", „Laudin und die Seinen" 559, Zahn „Frau Sixta" 438, Kellermann „Ein Spaziergang in Japan" 438, Graf „Jugenderinnerungen" 438, Heinr. Mann „Die Armen" 438, Schlaraffenland" 677, Hermann „Nacht des Dr. Herzfeld" 499, Brod „Reubeini" 559, Bilse „Gottes Mühlen" 559, Werfel „Tod des Kleinbürgers" 559, Übersetzungswesen in Frankreich 613
(s. auch Dichtkunst.)
Uhland, Ludwig 154, 278
Ukraina 473, 499 [Histor. Geograph. Lexikon] 247
Ulitz, Arnold: Glorie dem Spießer! [„Christine Munk"] (Frank) 327, ferner 217, 283
Umani, G. 719
Unamuno, Miguel de 39, 218, 351, 468
Undset, Sigrid „Kristin Lavranstochter" 162, 280, 409, 413, 499, 530, 591, 655, 712
Ungarn: Literaturbrief 359, Ungar. Journalistischer Verein 247
Universität: Vorlesungs-Chronik 61, 439, Nachtrag 501, Weibl. Ehrendoktoren 39
Unruh, Fritz von 82, 350, 412, „Opfergang" [engl. Übers.] 677
Urales, Federico 227
Uraufführungen: Brünn: Roda Roda „Ihre Gnaden . . ." 560, Spitz: Ludwig „Wachauspiel" 678, Wien: Ferch „Edelknaben" 378, Haupt „Romeo" 439, Jüllig „Lienhard und Gertrud" 439, Lichtenberg „Die Schauspielerin . . ." 439, Ring „Liebesschaukel" 678, Schaffer „Das Schiff" 378, Schulz „Esther Labarre" 378, Arnold Zweig „Purimspiel" 560, Znaim: Kreisler „Psychoanalyse" 560
Urbanitzky, Grete von 96, 406, 467
Urheberschutz 592
Vachet, Pierre 45
Valdés, Armando Palacio 227, 247
Valéry, Paul 45, 218, 220, 284, 292, 507, 541, 663, 677, 712, „Herr Teste" 717
Valle Inclán, Ramón del 227
Vallery-Radot 613
Väring, Astrid 229
Varnhagen, Rahel 278, 345, 514
Värnlund, Rudolf 229
Vellani, G. E. 720
Vera, Francisco 228
Verdaguer, Jacinto 712
Verdène, Georges 545
Vereinigung der Bücherfreunde, Dresden 438
Verhaeren, Emile . . . 35, 119, 218, 264, 280, 284, 351
Verlag Julius Bard und Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. [Berlin] 60
Verlaine, Paul 35, 96, 263
Vermeylen, August 247
Vidal y Torrás, L. 228
Viebig, Clara 58, 281, 553, „Töchter der Hekuba", „Die Passion" [in russischer Sprache] 377, Manuskriptseite 402
Vierordt, Heinrich 311
Villiers de l'Isle, Adam 53
Villon, François 469
Vinea, Jon. 598
Vinet, Alexander 546
Vioux, Marcelle 542
Vischer, F. Th. 93
Vischer, A. G. 357
Vivanti, Annie (Wolff) 457
Volksdichtung [Niederrhein] 100
Volkslied 100, slawisches V. 368, 409, 717
Volkstum 100, 162
Volksverband der Bücherfreunde, Berlin-Charlottenburg 247
Vollmer, Arthur 591
Vollmöller, Karl 262
Volpe, G. 722
Voltaire 218
Vorlesungs-Chronik (s. Universität)
Voß, Richard 32

Digitized by Google

Voßler, Karl: „Racine" 96
Vulpius, Chr. A. 648
Waal, J. H. H. de. 357
Wagner, Richard 398, 472, 658
Wahl, Julius 119
Waldau, Max 658
Waldeck, Heinrich Suso 468, „Antlitzgedichte" . . . 534
Walden, Herwarth. 439
Waldis, Burkard 466
Walser, Robert 585
Waser, Maria. 652
Wasoff, Iwan 599
Wassermann, Jakob 106, russische Übersetzung 559, Manuskriptseite 213
Wast, Hugo. 290
Watzlik, Hans 284, 529
Wazyk, Adam. 543
Weber, Friedrich Wilhelm 161, 221, 283, 651
—, Paul E. 662
Weber-Lutkow, Hans (s. Pokorny)
Wedekind, Frank 190, 406, 553, 590, 651, 709, 716, chinesische Übersetzung [Frühlings Erwachen] . . 59
Weinheber, Josef 407
Weininger, Otto 155
Weinrich, Franz Johannes 351, 658
Weismantel, Leo 155, 279, 347, 412, „Der Richter von Orb" 654
Weiß, Ernst 215, 407
Wells, H. G. 96, 100, 347, 417, 473
Welter, Nikolaus 481
Wenz, Richard 279
Werfel, Franz 216, 221, 466, 591, 658, 677, „Paulus" 351, englische Übersetzung 559, tschechische Übersetzung 184
Werner, Zacharias. 238
Werth, Léon 44
Wesse, Kurt 612
Wessjolyj, Artjom 105
Westschweiz: Literaturbrief 544
Wette, Hermann 585
Weyer, Constantin 480
Whithman, Walt 169
Wickram: „Rollwagenbüchlein" 444
Widmann, J. V. 527
Wiechert: Über Ernst Wiechert (Rockenbach) 509, Zu meinem Leben und meinen Büchern (Wiechert) 511
Wiegand, Carl Friedrich 408, 612, 653
Wieland 93, 221, 411
Wieligh, G. R. van 358
Wien 55, 303, 427, 433
Wieprecht, Christoph. 95
Wiesel, Pauline. 585
Wilbrandt, Adolf 82, 240
Wilde, Oscar 68, 157, 347, 408, 534, 682
Wildenbruch, Ernst von 81, 215
Wildermuth, Ottilie 709
Winckelmann 716
Winckler, Josef (Vogler) 14, ferner 215, 279, 347, „Pumpernickel" 408
Winogradoff, A. K. 559
Wittek, Erhard 613
Wittig, Joseph 34, 313, 347, 351, 686, 717
Wolfe, Humbert. 418
Wollenwanderer-Verlag, Leipzig 184
Wolzogen, Karoline von 154
Wordsworth 351
Woronskij, A. 378
Wukadinović, Spiridion 107
Wust, Peter 686
Yeats, William 587
Zachariae, F. W. 405
Zahn, Ernst 342, 412, 472
Zangwill, Israel 35
Zech, Paul 33, 161, 184, „Das trunkene Schiff" 284, „Rimbaud" 412
Zeitschrift für kritischen Okkultismus 71
— für Parapsychologie 71
Zeitungswissenschaft 162, 284, 351
Zensur 413, in Rußland 655
Zerkaulen, Heinrich 528
Zéromski, St. 659
Ziegler, Leopold 412
Zifferer, Paul 437
Zilahy, Ludwig 360
Zilliaeus, Emil 612
Zillich, Heinrich 419
Zimmermann, ... 283
Zingerle, Ignaz 99
Zipper, Albert 107
Zoff, Otto 82
Zschokke, Heinrich 345
Zsolnay, Paul [Wien] 59
Zsolt, Béla 360
Zuckmayer, Carl 347, Zuckmayers Gedichte (Lissauer) 21
Zweig, Arnold 155, 585, „Caliban" 716
—, Stefan 157, 279, 346, „Verwirrung der Gefühle" 534

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln enthaltenen Einzelbesprechungen)

Afra, Prinzessin Mirza Riza Khan: Frauen aus der Stadt der Minarette (von Bunsen) 433
Aichele, W. s. Zigeunermärchen
Aldanow, M.: Der 9. Thermidor (Luther) 85
Alexis, Willibald: Dreimal in Weimar (Witkowski) 203
Almanach der deutschen Musikbücherei 1926 (Golther) 398
Alt-Prager-Almanach. Herausgegeben von P. Nettl (Utitz) 270
Alt-Wien in Wort und Bild. Herausgegeben von H. Tietze (Arnold) 427
Altman, Georg: Ludwig Devrient, Leben und Werk eines Schauspielers (Groß) 20
Ammers-Küller, Jo van: Die Frauen der Coornvelts (Huebner) 422
Andler, Charles: Nietzsche und Jakob Burckhardt (Strecker) 337
D'Annunzio-Bibliographie. Herausgegeben von R. Forcella (Zoff) 694
Antlitz der Zeit. Herausgegeben von Wilhelm Haas (Lissauer) 424
Anwand, Oskar: Das deutsche Morgenrot (Neumann) 702
Apulejus. Des Apulejus sogenannter Goldener Esel (Heilborn) 233
Aquino, Thomas von: Abhandlung über den Stein der Weisen (von Scholz) 71
Arnac, Marcel: Im Tollhaus der Freude (Angermayer) 422
Arnhold, Erna: Goethes berliner Beziehungen (Witkowski) 203
Arnim, Gräfin, s. Russel
Áslagsson, Olai: Trampleben (Poritzky) 371
Atlantis V. Dichten und Denken im Sudan. Herausgegeben von L. Frobenius (Scheller) 490
Auernheimer, Raoul: Das ältere Wien (Kenter) . . 433
Aufricht-Ruda, Hans: Die Verhandlung gegen La Roncière (Heilborn) 600
d'Aurevilly, Barbey: Die Teuflischen (Poritzky) . . 371
Aus dem Schiller-Nationalmuseum. Herausgegeben von Otto Güntter (Petsch) 643
Bab, Julius: Faust (Witkowski) 202
Bachofen, J. J.: Der Mythus von Orient und Okzident. Herausgegeben von Manfred Schroeter (Heuschele) 141

Digitized by Google

Bachofen, J. J.: Urreligion und antike Symbole. Herausgegeben von C. A. Bernoulli (Heuschele) . 141
Baerwald, R.: Die intellektuellen Phänomene (von Scholz) 323
Baker, Olaf: Der staubige Stern (Kapherr) 729
Bamberg, Eduard von: Drei Schauspieler der Goethezeit (Groß) 734
Barthel, Max: Die Mühle zum Toten Mann (Kenter) 602
Barthel-Winkler, Lisa: Die Frau im Dschungel (Touaillon) 577
Bartsch, Rudolf Hans: Venus und das Mädchengrab (Wiegler) 297
Baudouin, Charles: Der Coueismus (Stern) 243
—, —: Das Wesen der Suggestion (von Scholz) . . . 326
Bauhausbücher. 1.—8. (Utitz) 270
Baumgartner, Alexander: Goethe. Sein Leben und sein Werk. Neubearbeitet von A. Stockmann (Witkowski) 203
Becker, Carl: Die Malerei des 19. Jahrhunderts (Utitz) 270
—, Julius Maria [Werke] (Eckart) 144
Behne, Adolf: Von Kunst zur Gestaltung (Utitz) . . 269
Beinhauer, Werner: Frases y dialogos de la vida diaria (Brussot) 54
Bell, K., s. Das Deutschtum . . .
Bender, Peter: Karl Tormann (Spanier) 602
Benett, Arnold: Geschichten aus den fünf Städten (Poritzky) 371
Benkard, Ernst: Andreas Schlüter (Utitz) 269
—, —: G. L. Bernini (Utitz) 269
Benn, Gottfried: Spaltung (Lissauer) 196
Berdjajew, Nikolaj: Die Weltanschauung Dostojewskijs (Luther) 84
Berend, Alice: Betrachtungen eines Spießbürgers (Touaillon) 577
Berg, Ernst: Wohin treibt Juda? (Münzer) 493
Berichte aus der Wirklichkeit. Herausgegeben von E. Trautner, Bd. 1—6 (Leppin) 669
Berl, Heinrich: Das Judentum in der Musik (Preußner) 431
Bernanos, Georges: Unter der Sonne Satans (Gürster) 563
Bernard, Anna: Tränende Herzen (Touaillon) 577
Bernoulli, C. A., s. Bachofen
Beste, Konrad: Der Preisroman (Schickert) 547
Bethge, Friedrich: Pierre und Jeanette (Kenter) . . 109
Bettelheim, A., s. Neue österr. Biographie
Beyerlein, Franz Adam: Kain und Abel (Brausewetter) 364
Bianquis, Geneviève: La poésie autrichienne de Hofmannsthal à Rilke (Wiegler) 112
—, —: Über Goethes „Zueignung" und „Die Geheimnisse" (Witkowski) 202
—, —: Essay über Andlers „Nietzsche" (Strecker) . 337
Bidpai (Heuschele) 234
Bie, Oscar: Das deutsche Lied (Biebig) 306
Biese, Alfred: Goethes „Ganymed" und „Herbstgefühl" (Witkowski) 202
Biggers, Earl Derr: Das Haus ohne Schlüssel (Ludwig) 604
Binding, Rudolf G.: Reitvorschrift für eine Geliebte (Schott) 307
Binz, Arthur Friedrich: Die abendliche Allee (Doderer) 27
Birt, Theodor: Roxane (Neumann) 702
Birukoff, Paul: Tolstoj und der Orient (Luther) . . 85
Bley, Franz: Glanz und Elend berühmter Frauen (von Bunsen) 673
Bloch, Iwan und Georg Loewenstein: Die Prostitution [Bd. II] (Placzek) 373
—, Jean-Richard: Simler & Co. (Ransohoff) . . . 730
Bloem, Walter: Teutonen (Neumann) 701
Bloesch, Hans: Hellas (von Gleichen-Rußwurm) . . . 307
Blüher, Hans: Traktat über die Heilkunde, insbesondere die Neurosenlehre (Stern) 373
Blümml, Emil Karl und Gustav Gugitz: Alt-Wiener Thespiskarren (Schott) 371
Blunck, H. Fr. [sämtl. Werke] (Müller-Rastatt) . . . 396
Böckmann, Paul: Schillers Geisteshaltung . . . (Petsch) 643
Bode, Wilhelm. Goethes Leben, Bd. VIII. Vereinsamung. Von Valerian Tornius (Witkowski) . . . 203
Boehn, Max von: Wallenstein (Buchholtz) 181
Böhm, Gustav: Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee (Frank) . 433
Bojer, Johan: Der Mann mit den Masken (Münzer) 147
Bonin, Elsa von: Borwin Lüdekings Kampf mit Gott (Carsten) 231
—, —: Die Söhne (Touaillon) 577
Bonus, Arthur: Das Käthe Kollwitz-Werk (Utitz) . . 269
Boos, Roman: Michael gegen Michel (Mommsen) . . 432
Borrmann, Martin: Der Don Juan der halben Dinge (Kenter) 46
Bosworth Greene, Anne: Der einsame Winter (von Zobeltitz) 520
Boy-Ed, Ida: Aus alten und neuen Tagen (Touaillon) 577
Bradley, H. Dennis: Den Sternen entgegen (von Scholz) 324
Braig, Friedrich: Heinrich von Kleist (Unger) . . . 132
Brandenburg, Hans: Das neue Theater (Dürr) . . 733
Brandt, Luise von: Geheimnisvolle Mächte (Touaillon) 577
Braun, Felix: Das innere Leben (Binding) 391
Braungart, Richard: Josse Goossens (Utitz) 270
Brausewetter, Artur: Und hätten der Liebe nicht . . . (Zerkaulen) 302
Brehm, Helene: Das Pochen an der Herztür (Touaillon) 577
Breme, M. J., s. Vom Leben . . .
Breucker, Fritz. Ludwig Richter und Goethe (Witkowski) 203
Breuler, Bernardo: Im Land des Silberstroms (von Zobeltitz) 520
Breyne, Marc. R.: Südafrika die Zukunft (von Zobeltitz) 519
Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Vischer (Sommerfeld) 238
Brinkmann, Carl: Demokratie und Erziehung in Amerika (Schönemann) 493
Brooks, C. Haary: Praxis der Autosuggestion (von Scholz) 326
Bruhn, Christian: Gelehrte in Hypnose (von Scholz) 324
Brust, Alfred: Die verlorene Erde (Brand) 257
Buber, M., s. Die Schrift
Bubnoff, Nicolai von: Friedrich Nietzsches Kulturphilosophie und Umwertungslehre (Strecker) . . 336
Budzinski, Robert: Entdeckung Ostpreußens (Brausewetter) 609
Bühler, Johannes: Die Hohenstaufen (Helmolt) . . . 673
Bülow, Marie von: Hans von Bülow (Golther) . . 398
—, Paul: Von deutscher Musik (Golther) 398
Bunin, Iwan: Mitjas Liebe (Luther) 85
Burckhardt, Jacob: Gedichte. Herausgegeben von K. E. Hoffmann (Lissauer) 366
Calderon, Ventura Garcia: Peruanische Novellen (Poritzky) 371
Campenhausen, Leon Freiherr von: Nordische Bilder (Buchholtz) 47
Cansinos-Assens, R.: El llanto irisado (Brussot) . . 54
Carco, Francis: An Straßenecken (Poritzky) 24
Castell, Alexander: Spleen (Schickert) 178
Châteaubriand, Alphonse de: Schwarzes Land (Poritzky) 24
Christaller, Helene: Der Spielmann Gottes (Touaillon) 577
—, —: Das Tagebuch der Annette (Touaillon) . . 577
Clark, J. M.: The Abbey of St. Gall . . . (Ludwig) . 428
Claudius, Hermann: Stummel (Müller-Rastatt) . . 361
—, —: Börsmack (Müller-Rastatt) 368

Digitized by Google

Cohen-Portheim, Paul: Der Geist Frankreichs und Europa (Grautoff) 489
Colerus, Egmont: Tiberius auf Capri (Neumann) . . 703
Corinth, Lovis: Selbstbiographie (Utitz) 270
Creutz, Max: Heinrich Nauen (Utitz) 269
Csokor, Franz Theodor: Ewiger Aufbruch (Lissauer) . 671
Cysarz, Herbert: Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft (Strunz) 381
Daffner, H., s. Dante
Dallago, Carl [Werke] (Banaschewski) 72
Dante Alighieri. Die Göttliche Komödie [Übers. u. erl. von A. Vezin] (Daffner) 49
—, —: Deutsches Dante-Jahrbuch. IX. Bd. Herausgegeben von Hugo Daffner (Gorm) 52
Das Buch der deutschen Reden. Herausgegeben von Rud. K. Goldschmit (Gleichen-Rußwurm) . . . 488
Das Deutschtum im Ausland. Herausgegeben von Karl Bell [Banat] (Helmolt) 114
Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen . . . Herausgegeben von P. Th. Hoffmann (Lissauer) 111
Das psychoanalytische Volksbuch. Herausgegeben von P. Federn (Stern) 373
Das Stegreiftheater (Groß) 52
Das Wunderhorn. Herausgegeben von P. A. Merbach und E. von Sydow (Heilborn) 549
Daudistel, Albert: Das Opfer (Poritzky) 23
—, —: Schön mißglückte Weltreise (von Zobeltitz) . 519
Daumier und die Politik. Herausgegeben von Hans Rothe (Utitz) 269
Daumier und das Theater. Herausgegeben von Hans Rothe (Utitz) 269
Deetjen, Werner: Schloß Belvedere (Witkowski) . . 203
Dehmel, Richard: Bekenntnisse (Türk) 329
Delius, Rudolf von: Das ewige China (Menz) . . . 180
Delmont, Joseph: Der Casanova von Bautzen (Schickert) 421
—, —: Die sieben Häuser (Schickert) 726
Deneke, Otto: Göttinger Stammbuchkupfer mit Widmungen Goethes (Witkowski 203
Der Doppelroman an der berliner Romantik. Herausgegeben von Helmuth Rogge (Heilborn) 514
Der heilige Alltag. Herausgegeben von Ernst Lissauer (Aeppli) 550
Des Lahrer hinkenden Boten Astrologiebüchlein (von Scholz) 325
Desberry, Lawrence H.: An den Ufern des Hudson (Carsten) 234
—, —: Ejus (Carsten) 234
Deutsche Märchen aus dem Donaulande. Herausgegeben von Paul Zaunert (Strunz) 485
Deutsche Volkheit [Diederichs, Jena] (Helmolt) . . . 308
Die Bildnisse Carl Augusts. Herausgegeben von Hans Wahl (Witkowski) 203
Die Bildwerke der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen. Herausgegeben von H. Sprinz (Utitz) 270
Die Schrift. Zweites Buch. Das Buch [Verdeutscht von Martin Buber und Franz Rosenzweig] (Münzer) 113
—, —: III. u. IV. Buch (Münzer) 491
Die Vergessenen. Herausgegeben von Heinrich Fischer (Lissauer) 424
Die Wallfahrt nach Weimar. Herausgegeben von W. Franke (Witkowski) 203
Die Weisheiten des Omar Khajjam (von Bunsen) . 50
Döblin, Alfred: Manas (Brand) 666
Doepp, Helmut: Drei Erzählungen (Kenter) 602
Dörfler, Peter: Neue Götter (Roselieb) 547
Dreyer, Max: Der siegende Wald (Lobsien) 175
—, —: Das Riesenspielzeug (Lobsien) 175
Duse, Eleonora. Herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco von Mendelsohn (Frank) 181
Eberhardt, Paul: Freundschaft im Geist (Schmidt) . 554
Edschmid, Kasimir: Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein (Kenter) 601
—, —: Basken, Stiere, Araber (Roselieb) 608
Eggersglüß, Heinrich: Tagebuch eines Eisenbahners (Brand) 726
Ehrenberg, Hans: Östliches Christentum. II. Philosophie (Luther) 84
Ehrenburg, Ilja: Trust D. E. (Luther) 86
Eidlitz, Walther: Die Gewaltigen (Wiegler) 298
Ein russisches Pilgerleben (Luther) 84
Eisherz und Edeljaspis . . . (Menz) 423
Eisner, P., s. Volkslieder . . .
Elben, Otto: Der Menschenfänger (Krauß) 728
Elkan, Benno: Spanien (Roselieb) 307
Eloesser, Arthur: Elisabeth Bergner (Heilborn) 305
Enders-Schichanowsky, Augusta: Im Wunderland Alaska (von Zobeltitz) 520
Enking, Ottomar: Röne und Syrithe (Lobsien) . . . 361
Epstein, Julius: Das Nichts (Kenter) 602
Ermatinger, Emil: Weltdeutung in Grimmelshausens Simplizius Simplizissimus (Unger) 178
Ertl, Emil: Im Haus zum Seidenbaum (Illing) . . 299
Eschelbach, Hans: Vineta (Spanier) 362
Eulenberg, Herbert: Zwischen zwei Frauen (Kenter) 300
—, —: Um den Rhein (Spanier) 547
Faesi, Robert: Der brennende Busch (Lissauer) 731
Fechter, Paul: Der Ruck im Fahrstuhl (Jacobs) . . . 172
Fendrich, Anton: Was ist des Deutschen Vaterland? (Brausewetter) 47
Feuchtwanger, Lion [Werke] (Weltmann) 567
Finckh, Ludwig: Bricklebritt (Krauß) 177
Fischer, Otto: Schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts (Utitz) 270
—, W.: Amerikanische Prosa . . . (Busse) 428
Flake, Otto: Zum guten Europäer (Doderer) . . . 27
Fleuron, Svend: Sigurd Torleiffons Pferde (Münzer) 422
Flex, Walter: Novellen (Kenter) 300
Floeck, Oswald: Die deutsche Dichtung der Gegenwart (Sommerfeld) 552
Fönhus, Mikkjel: Der Troll-Elch (Münzer) 422
Forbes-Mosse, Irene: Ausgewählte alte und neue Gedichte (Lissauer) 110
Forcella, R., s. d'Annunzio
Foreſt, Ellen: Yuki San (von Bunsen) 78
Förster, Hans Albert: Warum? (Brand) 372
Förster-Nietzsche, Elisabeth: Der werdende Nietzsche (Strecker) 337
Forstreuter, Hedwig: Die Fahrt nach Bimini (Touaillon) 577
France, Anatole: Unter der Rosenlaube (Nathan) . 304
Franck, Hans: Minnermann (Hagemeister) 295
—, —: Meta Koggenpoord (Müller-Rastatt) 361
Francke, Kuno: German After War Problems (Schönemann) 494
Frank, Leonhard: An der Landstraße (Kenter) . . . 109
—, —: Die Schicksalsbrücke (Kenter) 109
—, —: Im letzten Wagen (Kenter) 109
Franke, W., s. Die Wallfahrt
Fränkel, J., s. Keller, G.
Frankenberger, Julius: Walpurgis (Witkowski) . . . 203
Fränkische Wanderungen. Ill. von R. Schiestl, Text von H. Höhn (von Zobeltitz) 518
Fräßle, Joseph: Negerpsyche (von Zobeltitz) 519
Frenssen, Gustav: Otto Babendiek (Lobsien) 294
Friederici, Georg: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Bd. I (Busse) 56
Friedrich, Paul: Ewige Mächte (Heinemann) 548
Frobenius, L., s. Atlantis
Froeb, Hermann: Ernst Kochs „Prinz Rosa Stramin" (Krauß) 488
Frommel, Otto: Der Silberfisch (Lilienfein) 231

Digitized by Google

Fülöp-Miller, René: Geist und Gesicht des Bolschewismus (Holitscher) 430
Funk, Philipp: Von der Aufklärung zur Romantik (Oehlke) 427
Funke, Alfred: Brasilien im 20. Jahrhundert (von Zobeltitz) 520
Galahad, Sir: Idiotenführer durch die russische Literatur (Luther) 83
Gallardo y Gómez, Manuela: Leyendas del Rhin (Brussot) 607
Gandhis Leidenszeit. Gesammelt von Emil Roniger (Leitich) 142
Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland. Herausgegeben von Shotwell (Mommsen) 735
Gerbault, Alain: Allein über den Atlantik (von Zobeltitz) 520
Germanische Forschungen (Jantzen) 426
Gersdorff, W. von, s. Japan. Dramen
Giese, Fritza: Girlkultur (Utitz) 270
Giwerts, Sigfrid: Das Witwenspiel (Lobsien) . . . 294
Glossy, Karl: Das Burgtheater . . . (Arnold) . . . 425
Gluth, Oskar: Die Prinzessin von Babel (Raff) . . 108
Godyn, C. F.: Pitt Burn (von Zobeltitz) 520
Goethe, J. W. von: Faust, I. Teil (Witkowski) . . . 202
—, —: Faust I/II. Teil (Witkowski) 202
—. Das Märchen (Witkowski) 203
—. Italienische Reise. Herausgegeben von Kuhn (Witkowski) 203
—, —: [Herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum] (Witkowski) 203
—. Morphologische Schriften. Herausgegeben von W. Troll (Witkowski) 203
—. Intermezzi scandalosi aus Goethes Leben (Witkowski) 203
—. Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben von Gustav Roethe (Witkowski) 203
—. Gespräche mit Goethe . . . Herausgegeben von H. H. Houben (Witkowski) 203
Goethes Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben von Erich Schmidt (Witkowski) 202
— —. In 18 Bänden. Herausgegeben von Robert Petsch. I.—V. Bd. (Witkowski) 202
— —. In 12 Bänden. Herausgegeben von G. Witkowski (Witkowski) 202
— —. Propyläen-Ausgabe, Bd. 31—33. Herausgegeben von Curt Noch (Witkowski) 202
Goetz, Wolfgang: Das Gralswunder (Poritzky) . . . 363
—, —: Von Zauberern und Soldaten (Poritzky) . . 363
Goeze, Johann Melchior: Kurze aber notwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers (Witkowski) 203
Gogarten, F., s. Luther, M.
Goldscheider, Ludwig: Ruhe auf der Flucht (Doderer) 27
Goll, Iwan: Germaine Berton (Ebermayer) 372
Gorion, Micha Josef bin: Messias-Legenden (Bergmann) 372
Gorki, Maxim: Wanderer in den Morgen (Luther) 302
Görres-Festschrift. Herausgegeben von K. Hoeber (Heuschele) 239
Goyau, Georg: Friedrich Ozanam (Sturm) 492
Gradl, Hermann: Deutsche Landschaften (Utitz) . . . 270
Gragger, R., s. Ungar. Balladen
Grautoff, Otto: Das gegenwärtige Frankreich (Ransohoff) 489
Gredt, Josephus: Elementa Philosophiae Aristotelico-Thomisticae, vol. 1, 2 (Strunz) 491
Greiner, Elvira: Die Tür ist offen (Touaillon) . . . 577
Grey, Zane: Die Grenzlegion (Meyerfeld) 670
Grieg, Nordahl: Und das Schiff geht weiter (Münzer) 603
Griese, Friedrich: Die letzte Garbe (Spanier) . . . 669
—, —: Wittwogel (Spanier) 669
Griesser, Luitpold: Nietzsche und Wagner (Strecker) . 337
Grimm, Hans: Volk ohne Raum (Fürst) 174
Grogger, Paula: Das Grimmingtor (Touaillon) . . 577
Gronau, Georg: Die Kunst der Renaissance in Italien (Utitz) 269
Groß, George: Der Spießer-Spiegel (Utitz) 269
Grosse, Rolph: Die holländische Landschaftskunst (Utitz) 270
Grote, Gertrud: Studentinnen (Touaillon) 577
Gundolf, Ernst: Nietzsche als Richter unserer Zeit (Strecker) 337
Grundzüge der Deutschkunde. Herausgegeben von Hofstaetter und Panzer, Bd. I (Jantzen) 50
Gunnarsson, Gunnar: Die Leute auf Borg (Münzer) 604
Günther, L.: Von Wörtern und Namen (Jantzen) . 426
Güntter, Otto, s. Aus dem Schiller-Nat.-Museum
Haas, Rudolf: Die drei Kuppelpelze des Kriminalrats (Poritzky) 369
Hadina, Emil: Madame Lucifer (Wiegler) 296
Halevi, Jehuda: Zweiundneunzig Hymnen und Gedichte. Herausgegeben von Franz Rosenzweig (Münzer) 605
Haller, Adolf: Heinrich Pestalozzi (Ackerknecht) . . . 51
Hamsun, Knut: Der wilde Chor (Münzer) 368
Handel-Mazzetti, Enrica: Das Rosenwunder (Touaillon) 577
Harbou, Thea von: Metropolis (Touaillon) 577
Haringer, Jacob: Die Dichtungen, Bd. I (Lissauer) . 48
Harris, Frank: Mein Leben (Carsten) 365
Hartlieb, Wladimir von: Italien (Frank) 369
Hassanein-Bey, A. M.: Rätsel der Wüste (von Zobeltitz) 519
Hauptmann, Carl: Tantaliden (Kenter) 666
Hausenstein, Wilhelm: Rembrandt (Utitz) 269
Hecker, M., s. Jahrbuch . . .
Hedin, Sven: Palästina (Bergmann) 373
—, —: Gran Canon (von Zobeltitz) 520
Hebel. Briefe von Johann Peter Hebel. Herausgegeben von K. Obser (Krauß) 734
Heeß, Wilhelm: Raabe, seine Zeit und seine Berufung (Spiero) 241
Hegeler, Wilhelm: Die zwei Frauen des Valentin Key (Schickert) 174
Heilborn, Ernst: E. T. A. Hoffmann (Sommerfeld) . 111
—, —: Zwischen zwei Revolutionen (Hermann) . . 385
Heilbrunn, Ludwig: „Faust". II. Teil als politische Dichtung (Witkowski) 202
Heilmeyer, Alexander: Ludwig Penz (Utitz) 270
Hein, Nikolaus. 1792 Goethe in Luxemburg (Witkowski) 203
Hellen, E. v. d., s. Schillers Werke
Hennings, Emmy: Der Gang zur Liebe (Strunz) . . 554
—, —: Das ewige Lied (Touaillon) 577
Hennigsen, Agnes: Das vollkommene Weib (Münzer) 365
Henry, O.: Bluff (Schönemann) 57
Herm, Heinrich: Dome im Feuer (Spanier) 448
Herrmann-Ebbrecht, W.: Erlösung. Tod und Geburt. I. II. (Groß) 555
Herzberg, Alexander: Zur Psychologie der Philosophie und der Philosophen (Müller-Freienfels) . . . 374
Hessel, Franz: Teigwaren, leicht gefärbt (Kenter) . . 46
Heubner, Rudolph: Belladonna (Ebermayer) 548
Heuschele, Otto: Briefe aus Einsamkeiten (Doderer) . 27
—, —: Im Wandel der Landschaft (Krauß) 555
Heuß, Theodor: Staat und Volk (Mommsen) . . . 308
Heyking, Elisabeth von: Tagebücher aus vier Weltteilen (von Bunsen) 305
Heynicke, Kurt: Sturm im Blut (Kenter) 602
Hichler, Leopold: Der Sohn des Moses Mautner (Illing) 667
Hildenbrandt, Fred: Kleine Chronik (Rein) 25
Hildebrandt, Kurt: Wagner und Nietzsche im Kampf gegen das 19. Jahrhundert (Strecker) 337
Hinrichs, August: Gertraudis (Neumann) 703
Hipp, Otto: Alt-Wiener Porträts (Bettelheim) . . . 303

Digitized by Google

Hitschmann, Eduard: Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns (Stern) 113
Hochgesang, Michael: Wandlungen des Dichtstils (Sommerfeld) 552
Hoeber, K., s. Görres
Hoechstetter, Sophie. Die Flucht in den Sommer (Teßmer) 232
Hoerdt, Philipp: Geschichte und Geistesunterricht (Helmolt) 432
Hoerschelmann, Helene: Versunkenes (Luther) . . . 298
Höfer, Anton: Peter Zwiesewind (Krauß) 728
Hofmann, Anton Adalbert: Der schwarze Jobst (Neumann) 700
Hoffmann, P. Th., s. Das Göttliche
Hofmannsthal, H. von, s. Schillers Selbstcharakteristik
Hofstaetter, s. Grundzüge
Hohlbaum, Robert: Die Pfingsten von Weimar (Wiegler) 296
Höhn, Heinrich: Hans Thoma (Utitz) 270
–, s. Fränk. Wanderungen
Holberg, Ludwig: Nachricht von meinem Leben (Heuß) 54
Holitscher, Arthur: Das unruhige Asien (Menz) . . . 307
Holl, Karl: Schiller und die Komödie (Petsch) . . . 643
Hollander, Walter von: Das fiebernde Haus (Schickert) 108
–, –: Auf der Suche (Banaschewski) 668
Hollatz, Dorothea: Der Sucher nach dem Wesentlichen (Touaillon) 577
Holtze, Friedrich: Die Rache ist mein! (Schickert) . . 365
Homer, s. Schaeffer, A.
Hönigswald, R.: Die Grundlagen der Denkpsychologie (Müller-Freienfels) 375
't Hooft, B. H. van: Das holländische Volksbuch Doktor Faust (Witkowski) 202
Horch, Franz: Das Burgtheater . . . (Arnold) 240
Hosie, Dorothea: Menschen in China (von Bunsen) 79
Howald, Ernst: Platons Leben (Rychner) 10
– –: Die Anfänge der europäischen Philosophie (Rychner) 11
Huch, Rudolf: Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer (Zerkaulen) 299
Hueffer, O. M.: Als Vagabund in Neuyork (Carsten) 234
Hülsen, Hans von: Camerlingk oder Der Weg durch die Macht (Zerkaulen) 299
Huna, Ludwig: Herr Walther von der Vogelweide (Neumann) 702
Hunold, Geo: Schnars-Alquist (Utitz) 270
Iden-Zeller, Oskar und Anita: Der Weg der Tränen (von Zobeltitz) 519
Iffert, Wilhelm: Der junge Schiller . . . (Petsch) . . 643
Isjagin, Fedor B.: Der Herr ohne Hose (Luther) . 298
Jacobsen, Jens Peter: Novellen (Poritzky) 371
Jagemann. Die Erinnerungen an Karoline Jagemann (Witkowski) 203
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Herausgegeben von Max Hecker. XI. Bd. (Witkowski) 203
– – des Freien Deutschen Hochstifts 1916–1925 (Witkowski) 203
– – der Sammlung Kippenberg. V. Bd. (Witkowski) 203
– der Grillparzer-Gesellschaft. 28. Jahrgang. Herausgegeben von Karl Glossy (Bettelheim) 179
– deutscher Bibliophilen. 1925/1926. Herausgegeben von H. Feigl (von Zobeltitz) 733
Janowitz, Hans: Jazz (Leppin) 483
Japanische Dramen. Bearbeitet von W. von Gersdorff (Menz) 607
Jellinek, Oskar: Die Mutter der Neun (Neumann) . 703
Jensen, Johannes V.: Norne-Gast (Münzer) . . . 422
Jerusalem, Julie: Agnihotran [Nachdichtung] (Heuschele) 610
Jonge, Alfred R. de: Gottfried Kinkel . . . (Ludwig) . . 428
Juels, Paulfriedrich: Vederama (Schickert) 727
Jung, C. G. Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben (Stern) 242
–, –: Psychologische Typen (Müller-Freienfels) . . 374
Insulinde. II. Malaiische Erzählungen (Will Scheller) 426
Kaergel, Hans Christoph: Wolkenkratzer (Busse) . . . 56
–, s. Stehr
Kállai, Ernst: Neue Malerei in Ungarn (Utitz) . . . 270
Kaphert, Egon von: Aus Herrgotts Tiergarten (Münzer) 486
Kappstein, Theodor: Einführung in Nietzsches Zarathustra-Dichtung (Strecker) 338
Karwath, Juliane: Marie Duchanin (Touaillon) . . . 176
Kaßner, Rudolf: Die Verwandlungen (Stern) . . . 373
Katschinski, Alfred: Der Grenzwolf (Spanier) 669
Kaufmann, Carl Maria: Die verlorene Stadt (Leppin) 601
Keller, Gottfried. Herausgegeben von Jonas Fränkel. Bd. 3–6, 16–19 (Pniower) 237
–, W., s. Shakespeare-Jahrbuch
Kempf, Friedrich: Das Freiburger Münster (Utitz) . 270
Kemmerich, Max: Weltbild des Mystikers (von Scholz) 327
–, –: Moderne Kulturkuriosa (Schmidt) 433
Kepler. Die Astrologie des Johannes Kepler. Herausgegeben von H. A. Strauß und S. Strauß-Kloebe (von Scholz) 326
Kessel, Martin: Betriebsamkeit (Brand) 603
Kesser, Hermann: Vom Chaos zur Gestaltung (Doderer) 27
–, –: Straßenmann (Dürr) 667
–, –: Die Peitsche (Dürr) 667
Khajjam, Omar, s. Die Weisheiten . . .
Kiener, Hans: Die Kunst der Frührenaissance (Utitz) . 269
Kinau, Jakob: Freie Wasser (Lobsien) 294
–, Rudolf: Muscheln (Lobsien) 727
Kindermann, Heinz: J. M. R. Lenz . . . (Liepe) 241
Kipling, R.: Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen (Meyerfeld) 47
Kircher, Rudolf: Engländer (Nathan) 55
Kisch, E. E.: Kriminalistisches Reisebuch (Leppin) . . 669
Klamroth, H., s. Quevedo
Klatt, Willibald: Unser Kind und die Schule (Ackerknecht) 371
Klemperer, Victor: Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. I. Die Romantik. II. Positivismus (Grautoff) 53
Klenze, Camillo von: From Goethe to Hauptmann (Busse) 241
Klingenstein, Gustav: Einführung in die deutsche Dichtung (Ackerknecht) 488
Klöckler, H. Frhr. von: Lehrbuch der astrologischen Technik für Laien (von Scholz) 325
Kloerß, Sophie: Die Rosentänzer (Touaillon) . . . 577
Kneip, Jakob: Hampit der Jäger (Schickert) 666
Knobloch, Hans: Der Pfarrer von Lehen (Kenter) 233
–, –: Die Liebeschronik Seiner Durchlaucht (Neumann) 700
–, –: Der tausendjährige Tag (Neumann) 700
Kobe, Willi: Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung (Heuschele) 114
Koch, Franz: Goethe und Plotin (Witkowski) 203
–, –: Schillers philosophische Schriften (Petsch) . . 643
–, Herbert: Römische Kunst (Utitz) 269
–, Kurt: Fünfzig Fabeln von Lafontaine in deutschen Versen (Ransohoff) 605
Köhler, L. von: Die Staatsverwaltung der besetzten Gebiete [Belgien] (Mommsen) 736
Kohn, Erwin: Lassalle als Führer (Schmidt) . . . 494
Kohne, Gustav: Heldenleben (Neumann) 701
Kolb, Annette: Spitzbögen (Touaillon) 577
Kolbenheyer, E. G.: Das Lächeln der Penaten (Ackerknecht) 296
Kollontay, Alexandra: Wege der Liebe (Türk) . . . 12
Korff, H. A. Die Lebensidee Goethes (Witkowski) . . 203

Digitized by Google

Körte, A.: Die Helleniſtiſche Dichtung (von Gleichen-Rußwurm) 490
Köſter, Hermann L.: Geſchichte der deutſchen Jugendliteratur (Leitich) 565
Kosztolányi, Deſider: Der blutige Dichter (Erényi) . . 487
Krasnow, P. N.: Einig-Unteilbar (Luther) 85
Kräutlein, Jonathan: Friedrich Nietzſches Morallehre in ihrem begrifflichen Aufbau (Strecker) 336
Kraze, Friede H.: Die Meertrud (Dürr) 46
—, —: Dom der Zeit (Touaillon) 577
Kreitmaier, Joſef: Von Kunſt und Künſtlern (Utitz) . 270
Kriſche, Paul: Die Frau als Kamerad (Müller-Freienfels) 375
—, —: Das Rätſel der Mutterrechtsgeſellſchaft (Banaſchewſki) 494
Kröger, Timm: Wie mein Ohm Miniſter wurde (Lobſien) 727
—, —: Ein ſchlechter Menſch (Lobſien) 727
Krüger, Herman Anders: Die ſieben Räudel (Lilienfein) 666
Kubczak, V., ſ. Oſtwart-Jahrbuch
Kuhn, ſ. Goethe.
Kühnel, Joſeph: Von der „Enkelin Gottes" (Utitz) . . 270
Kunze, Herbert: Die gotiſche Skulptur . . . (Utitz) . . 269
Kurz, Hermann: Innerhalb Etters. Herausgegeben von Iſolde Kurz (Morgenſtern) 364
—, Iſolde: Meine Mutter (Heuſchele) 726
Kutſcher, Artur: Frank Wedekind, II. Bd. (Sommerfeld) 553
Kutter, Hermann: Wo iſt Gott? (Strunz) 490
Kuypers, Franz: Rom (Frank) 432
Laag, H.: Die religiöſe Entwicklung Ernſt Moritz Arndts (Brauſewetter) 427
Lackenbach, H. u. O.: Geſchichte der deutſchen Kunſt (Utitz) 269
Lagerlöf, Selma: Charlotte Löwenſköld (Münzer) . 233
Landau, Rom: Der unbeſtechliche Minos (Utitz) . . 270
Landor, A. H. Savage: Der wilde Landor (Carſten) . 243
Langer, Felix: Erotiſche Paſſion (Ebermayer) . . . 728
Lania, Leo: Indeta, die Fabrik der Nachrichten (Leppin) 669
Laſerſtein, Käte: Der Griſeldisſtoff in der Weltliteratur (Arnold) 426
Lauff, Joſeph von: Der Prediger von Aldekerk (Bourfeind) 548
Lehmann, Alfred: Aberglaube und Zauberei . . . (von Scholz) 69
Leip, Hans: Tinſer (Ludwig) 420
Leitzmann, Alb., ſ. Mozart
Leonow, Leonid: Wetterleuchten (Luther) 86
Leopold, Otto: Der ſelbſtverſtändliche Wilhelm (Türk) 365
Lerbs, Karl: Die Wette gegen Unbekannt (Kenter) . . 728
Lerch, Eugen: Guſtav Flaubert „November" (Ranſohoff) 489
—, Hanns: Peſtilenz (Kenter) 232
Lerſch, Heinrich: Manni! (Dürr) 177
Leſſing, O. E.: Brücken über den Atlantik (Buſſe) . 430
—, Theodor: Haarmann (Ebermayer) 372
— Werke. Herausgegeben von Julius Peterſen und W. von Olshauſen (Sommerfeld) 575
Lewald, Fanny: Römiſches Tagebuch, 1845/46 (Frank) 303
Lewin, Samuel: Dämonen des Blutes (Brand) . . . 610
Lewis, Sinclair: Elmer Gantry (Schönemann) . . . 574
Lichey, Georg: Gottlieb (Kenter) 233
—, —: Italien und wir (Frank) 493
Licht, Hans: Die Griechiſche Geſellſchaft (von Gleichen-Rußwurm) 114
Lieblich, Karl: Das proletariſche Brautpaar (Krauß) 421
Lienhard, Friedrich: Geſammelte Werke. II. und III. Reihe (Lilienfein) 182
Lieſegang, Carl: Peter Joſef Löllgen (van Bleuten) 484
Linde, Ernſt: Die Bildungsaufgabe der deutſchen Dichtung (Leitich) 565
Lindemann, Hugo: Orientaliſche Märchen (Poritzky) 371
Lindſey, Ben B.: Die Revolution der modernen Jugend (Ludwig) 607
Linnebach, Karl: Die gerechte Grenze im deutſchen Weſten (Mommſen) 432
Liſſauer, Ernſt: Die ewigen Pfingſten [2., veränderte Aufl.] (Gregori) 718
—, ſ. Der heilige Alltag
Littmann, Arnold: Schillers Geſchichtsphiloſophie (Petſch) 643
Loerke, Oskar: Zeitgenoſſen aus vielen Zeiten (Doderer) 27
Löffler, Paul Rudolf: Michael Muchas Heimland (Andro) 47
London, Jack: Der Seewolf (Ludwig) 110
Lothar, Ernſt: Triumpf des Gefühls (Kenter) . . . 433
—, —: Drei Tage und eine Nacht (Banaſchewſki) . 548
Lübbe, Axel: Der Kainsgrund (Brand) 299
Lucka, Emil: Inbrunſt und Düſternis (Bruſſot) . . . 608
Ludwig, A. F.: Von der Antike bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts [Geſchichte der okkult. Forſchung I.] (von Scholz) 70
Lüers, Grete: Die Sprache der deutſchen Myſtik . . . (Brand) 304
Luhmann, Heinrich: Vogel Wunderlich (von Crailsheim-Rügland) 670
Lunatſcharſkij, A.: Der befreite Don Quichotte (Luther) 86
Luther, Friedrich: Der Okkultismus (von Scholz) . . 324
—, Martin: Predigten. Herausgegeben von F. Gogarten (Kirmß) 554
Macco, Elſa: Der Abendſtern und andere Märchen (Fürſt) 485
Maenner, Ludwig: Bayern vor und in der Franzöſiſchen Revolution (Mommſen) 736
Mahrholz, Werner: Deutſche Dichtung der Gegenwart (Sommerfeld) 552
Maier-Heuſer, Hermine: Vertraute Stunden mit Hans Thoma (Utitz) 270
Mann, Heinrich: Mutter Marie (Diebold) 452
—, Thomas: Unordnung und frühes Leid (Heilborn) 230
Manteuffel, Peter Zoege von: Könige der Scholle (Brauſewetter) 421
Marcu, Valeriu: Schatten der Geſchichte (Doderer) . 27
Marcus, Carl David: Knut Hamſun (Münzer) . . . 429
Marcuſe, Herbert: Schiller-Biographie (Petſch) . . . 642
Maritain, Jacques [Werke] (Curtius) 1
Martenſen-Larſen, H.: Das Blendwerk des Spiritismus (von Scholz) 325
, —: Bekenntniſſe eines Spiritiſten (von Scholz) . 325
Masjutin, Waſſilij: Der Doppelmenſch (Luther) . . 85
Maſſé, Greté. Euphroſine (Witkowſki) 203
—, —: Sonate pathétique (Neumann) 700
Matthieſſen, Wilhelm: Das Totenbuch (Strunz) . . 46
Mayer, Anton: Peregrinus Windesprang (Schickert) . 301
—, Maria: Märchenſeele (Touaillon) 577
Mayreder, Roſa [Werke] (Türk) 659
Meier-Graefe, Julius: Vincent (Utitz) 269
Meiſterluſtſpiele der Spanier. Herausgegeben von Ludwig Fulda (Bruſſot) 259
Meller, Simon: Peter Viſcher der Ältere . . . (Utitz) 269
Melville, Herman: Talpi (Meyerfeld) 670
Mendelſohn, F., ſ. Duſe
Merbach, P. A., ſ. Das Wunderhorn
Meyer, Guſtav Friedrich: Mannshand baben (Müller-Raſtatt) 362
—, Theodor A.: Äſthetik (Utitz) 269
Meyer-Eckhardt, Viktor: Die Gemme (Spanier) . . 364
Meyrink, Guſtav: Der Engel vom weſtlichen Fenſter (Gürſter) 668
Michaelis, Adolf: Das Altertum (Utitz) 269
—, Karin: Die kleine Lügnerin (Münzer) 110
—, —: Das Mädchen mit den Scherben (Münzer) . 234
—, —: Die Perlenkette (Münzer) 603

Digitized by Google

Miegel, Agnes: Geschichten aus Alt-Preußen (Brausewetter) 301
—, —: Gesammelte Gedichte (Lissauer) 449
Mikkelsen, Ejnar: Der Gletscherteufel (Lobsien) . . . 182
Mittellateinische Dichtung. Herausgegeben von Carl Beck (Jantzen) 425
Mittendorf-Wolff, Lotte: Carl Michael Bellmann (Touaillon) 577
Möbius, Martin Richard: Verwünschtes Gold (Leppin) 483
Mock, Otto: Nordische und tropische Welt (Heuschele) 609
Mohr, Max [Werke] (Sturm) 623
Mombert, Alfred: Atair (Franke) 688
Montesinos, J. F.: Die moderne spanische Dichtung (Brussot) 606
Morand, Paul: Weite wilde Welt (Poritzky) 731
Morgenstern, Christian: Mensch Wanderer (Lissauer) 570
Mosapp, H., s. Schillers Briefe
Moser, Hans Joachim: Geschichte der deutschen Musik ... (Golther) 397
Mozart, Wolfgang Amadeus. Herausgegeben von Albert Leitzmann (Golther) 397
Mücke, R.: Epiktet (von Gleichen-Rußwurm) 553
Mühlestein, Hans: Rußland und die Psychomachie Europas (Luther) 83
Mulertt, Werner: Azorin (Brussot) 607
Müller, Adolf: Johann Jakob von Willemer (Witkowski) 203
—, Karl Alexander von: Görres in Straßburg (Oehlke) 180
Müller-Freienfels, Richard: Erziehung zur Kunst (Utitz) 269
Müller-Rüdersdorf, Wilhelm: Die Grafschaft Glatz (Freund) 492
Munier-Wroblewska, Mia: Der rote Geiger (Touaillon) 577
Murner, Thomas: Die Schelmenzunft (Jantzen) . . 51
Muron, Johannes: Die spanische Insel (Neumann) . . 703
Musil, Robert: Rede zur Rilke-Feier (Kayser) . . . 551
Nadel, Arno: Der Sündenfall (Luschnat) 512
Nagel, G. F.: Wege in die Geisterwelt (von Scholz) 325
Naso, Eckart von: Die Chronik der Giftmischerin (Poritzky) 371
Natonek, Hans: Schminke und Alltag (Lorsch) . . . 669
Nestroy, Johann: Sämtliche Werke (Arnold) 239
Nettl, P., s. Alt-Prager-Almanach
Neubauer, Ernst: Goethes religiöses Erleben ... (Witkowski) 203
Neue österreichische Biographie 1815 bis 1918. Herausgegeben von A. Bettelheim, Bd. II (Ackerknecht) 115
Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz. Heft 2/3 (Helmolt) 673
Neumann, Alfred: König Haber (Kenter) 46
—, —: Der Teufel (Diebold) 148
—, Felix: Tibu und Asathor (Zerkaulen) 364
—, Friedrich: Der Altonaer „Joseph" und der junge Goethe (Witkowski) 202
—, Robert: Die Pest von Lianora (Kenter) 726
Neuwirth, Joseph: Frühchristliche Kunst (Utitz) . . . 269
Newerow, Alexander: Das Antlitz des Lebens (Luther) 86
Niebuhr. Die Briefe Barthold Niebuhrs (Helmolt) . 115
Nikitin, Nikolaj: Der Flug (Luther) 86
Noailles, Comtesse de: Die Unschuldigen (Ransohoff) 549
Nodier, Charles: Der Büchernarr (von Zobeltitz) . . . 366
Nuoffer, Oskar: Afrikanische Plastik ... (Utitz) 270
Obenauer, Karl Justus: Nietzsche der ekstatische Nihilist (Strecker) 338
Oberkofler Joseph Georg: Sebastian und Leidlieb (Bauer) 393
—, —: Triumph der Heimat (Bauer) 393
Obser, K., s. Hebel
Oehler, Richard: Nietzsche-Register (Strecker) 338
Oehlke, Waldemar: In Ostasien und Nordamerika (Menz) 180
Offenberg, Ludwig: Kollege Goethe (Brand) 610
Oldenbourg, Friedrich: Buch und Bildung (Doderer) 434
Ompteda, Georg Frhr. von: Der jungfräuliche Gipfel (Carsten) 667
Orlan, Pierre Mac: Alkoholschmuggler (Leppin) . 669
Osborn, Max: Die Kunst von 1800 bis zur Gegenwart (Utitz) 269
Ossendowski, Ferdinand: Flammendes Afrika (von Zobeltitz) 519
Ostwart-Jahrbuch. Herausgegeben von Victor Kubczak (Brausewetter) 433
Otten, Karl: Der Fall Strauß (Ebermayer) 372
Ottmann, Victor: Wunderland am Nil (von Zobeltitz) 520
Otto, Rudolf: Westöstliche Mystik (von Scholz) . . . 327
Palgen, Rodolphe: Villiers de l'Isle-Adam, Auteur dramatique (Angermayer) 53
Paludan, Jacob: Vögel ums Feuer (Münzer) . . . 487
Panzer s. Grundzüge
Paquet, Alfons: Amerika (Lissauer) 423
Pauls, Eilhard Erich: Die Geschwister im Salzkorb (Lobsien) 670
Pempelfort. Sammlung kleiner düsseldorfer Kunstschriften. Heft 1—16 (Utitz) 269
Pereda, José M. de: Escenas montañesas (Brussot). 54
Peteani, Maria: Susanne (Touaillon) 577
Peter, Richard: Die besiegte Stadt (Türk) 300
Petersen, Albert: Der Schwan vom Avon (Ludwig). 602
—, —: Virginia (Neumann) 702
—, Julius: Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche ... (Witkowski) 203
—, —: Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik (Kayser) 302
Petriconi, H.: Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870 (Brussot) 606
Pietsch, Otto: Das Netz Luzifers (Schickert) 362
Plattdeutsche Volksmärchen. Herausgegeben von W. Wisser (Scheller) 549
Platz, Hermann: Großstadt und Menschentum (Sturm) 57
Pocci, Franz (Enkel): Das Werk des Künstlers Franz Pocci (Schott) 52
Poeck, Wilhelm: Der Freibeuter des Königs (Neumann) 702
Polgar, Alfred: Orchester von oben (Morgenstern) . . 295
—, —: Ja und Nein [Drei Bände] (Martin) . . . 331
Poulaille, Henry: Die Geburtsstunde des Friedens (Ransohoff) 731
Prinzhorn, Hans: Bildnerei der Gefangenen (Utitz) . 270
—, —: Bildnerei der Gefangenen (von Zobeltitz) . . 555
—, —: Gespräch über Psychoanalyse zwischen Frau, Dichter und Arzt (Stern) 610
Probst, Günther: Die Stadt Wien (Lissauer) 55
Quensel, P. s. Thür. Sagen
Quevedo: Die Höllenträume [Frei verdeutscht von H. Klamroth] (Brussot) 54
Rade, Martin: Glaubenslehre I. II. Buch (Sturm) . 491
Radiguet, Raymond: Den Teufel im Leib (Poritzky) 25
—, —: Das Fest (Poritzky) 25
Raff, Helene: Joachim Raff (Golther) 397
Raffauf-Leeser, Irmgard: Gedichte (Zerkaulen) . . . 604
Raimund, Ferdinand: [Sämtliche Werke] (Arnold). . 239
Rank, Otto: Der Doppelgänger (Stern) 555
—, —: Der Künstler und andere Beiträge zur Psychoanalyse des dichterischen Schaffens (Stern) . . . 610
Ranke, Friedrich: Tristan und Isolde (Ransohoff) . . . 50
Rantzau, Adeline Gräfin zu: Karen Thieß (Touaillon) 577
Rasmussen, Wilhelm: Psychologie des Kindes zwischen vier und sieben Jahren (van Bleuten) 373
Rathgeber, Alphons Maria: Der heilige Franziskus (Sturm) 492
Ratzka, Clara: Das Bekenntnis (Scheidweiler) 175
—, —: Das Bekenntnis (Touaillon) 577
Raucat, Thomas: Die ehrenwerte Landpartie (Menz) 730
Redlich, Oswald: Grillparzer und Wissenschaft (Arnold) 427
Reinacher, Eduard: Harschhorn und Flöte (Dürr) . . . 256

Digitized by Google

Reininger, Robert: Friedrich Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens (Strecker) 336
Reiser, Hans: Yatsuma (Frank) 233
Reißner, Larissa [Werke] (Türk) 634
Reitz, Leopold: Schelm Schinderhannes (Bourfeind) . 421
Remmy, Richard: Rätsel des Ich (von Scholz) . . . 326
Renner, Gustav: Gedanke und Gedichte (Heinemann) 302
—, —: Heimkehr (Heinemann) 302
Reuter, Gabriele: Töchter (Touaillon) 577
Richter, Helene: Josef Lewinsky (Arnold) 370
—, Hermann: Das wilde Herz (Neumann) 700
Ring, Barbra: Der Kreis (Münzer) 488
Rocker, Rudolf: Vom anderen Ufer (Brand) 610
Roethe, Gustav: Deutsche Reden (Eloesser) 621
—, —: s. Goethe
Rogge, H.: s. Der Doppelroman . . .
Rohrer, Max: Das bayerische Hochland (von Zobeltitz) 518
Rolland, Romain: Musiker von ehedem (Golther) . . 397
—, —: Mutter und Sohn (Brand) 601
Rosenthal, Friedrich: Unsterblichkeit des Theaters (Groß) 52
—, —: Theater in Österreich (Arnold) 425
—, Oskar von: Wunderheilungen . . . (Utitz) 270
Rosenzweig, F.: s. Die Schrift, s. Halevi
Roth, Joseph: Juden auf Wanderschaft (Leppin) . . 669
Rothe, H.: s. Daumier
Rothmund, Toni: Caroline Schlegel (Neumann) . . 700
Röttger, Karl: Die moderne Jesusdichtung (Lilienfein) 672
Rüegg, August: Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos (Brussot) . . 54
Rummel, W. von: In St. Peters Hut (von Gleichen-Rußwurm) 610
Rumpelstilzchen: Hafte Worte? (Rein) 25
Rundt, Arthur: Amerika ist anders (Busse) 430
Russel, Elisabeth (Gräfin Arnim): Die unvergeßliche Stunde (Touaillon) 668
Rust, Hans: Das Zungenreden (Strunz) 181
Rutra, Arthur Ernst: Robert Müller (Brand) 372
—, —: Zoo (Kenter) 728
Sächsische Sagen. Herausgegeben von Fr. Sieber (Bähr) 242
Saitschick, Robert: Menschen und Kunst . . . (Utitz) . 269
—, —: Genie und Charakter (Utitz) 269
Salzmann, Erich von: Yü Fong (Brussot) 109
Sandt, Emil: Die Schmiede (Müller-Rastatt) 362
Sanzara, Rahel: Das verlorene Kind (Touaillon) 577
Schaeffer, Albrecht: Die Odyssee Homers (Petsch) . 693
Schaffner, Jakob: Die letzte Synode (Lilienfein) . . 176
Schäke, Gerhard: So ist das Leben . . . (Kenter) . . 363
Schedler, Robert: Der Schmied von Göschenen (Neumann) 700
Scheff, Werner: Dagfin der Schneeschuhläufer (Ludwig) 178
Scheffler, Karl: Die europäische Kunst im 19. Jahrhundert (Utitz) 306
Scheller, Will: Heutige deutsche Dichtung in Hessen (Sturm) 553
Schenk, Marie M.: Renhard der Spielmann (Neumann) 700
Scheuffler, G.: Clara Viebig (Schmidt) 553
Scheurmann, Erich: Das Menschenbuch (Müller-Freienfels) 375
Schick-Abels, Elisabeth: Meisternovellen deutscher Frauen (Touaillon) 577
Schieber, Anna: Zur Genesung (Touaillon) 577
Schiestl, R.: s. Fränk. Wanderungen
Schillers Briefe. Herausgegeben von H. Mosapp (Petsch) 643
— Gedichte. Herausgegeben von R. A. Schröder (Petsch) 642
— Gedichte und Dramen. Herausgegeben von Otto Güntter (Petsch) 642
— Selbstcharakteristik aus seinen Schriften. Herausgegeben von H. von Hofmannsthal (Petsch) . . . 643
— Werke. Herausgegeben von E. v. d. Hellen (Petsch) 642
Schlittgen, Hermann: Erinnerungen (van Bleuten) . 308
Schlosser, Julie: Opal (Spanier) 670
Schlözer, Karl von: Menschen und Landschaften (von Bunsen) 199
—, Kurd von: Amerikanische Briefe (von Bunsen) . 672
Schmeljow, Iwan: Die Sonne der Toten (Luther) . 85
—, —: Der Kellner (Luther) 486
—, —: Der niegeleerte Kelch (Luther) 486
Schmid, Hans: Gotthardbahn und -paß (von Zobeltitz) 518
Schmidt, Lothar H. Br.: Die Letzten derer vom Niephof (Lobsien) 422
—, Robert R.: Episoden des Untergangs (Kenter) . 109
Schmidtbonn, Wilhelm. Herausgegeben von Heinrich Saedler (Knudsen) 430
Schmücker, Else: Die Straße des Unendlichen (Touaillon) 577
Schnack, Friedrich: Sebastian im Wald (Lilienfein) . 726
Schneider, Josef: Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart (Morgenstern) 732
—, Manfred: Wanderfahrten durch Spanien (Roselieb) 608
—, Maria: Hölderlins Schicksalsweg (Touaillon) . . 577
Schnitzler, Arthur: Der Geist im Wort und der Geist in der Tat (Lucka) 455
Scholz, Wilhelm von: Perpetua (Heilborn) 194
—, —: Das Jahr (Heilborn) 572
Schönfeld, Hans: Karl Ludwig Sand (Neumann) . . 701
Schönlank, Bruno: Seid geweiht! (Frank) 505
Schott, Anton: Bannfluch und Pest (Neumann) . . 700
Schröder, R. A.: s. Schillers Gedichte
Schröer, Gustav: Der Hohlofenbauer (Lobsien) . . . 547
—, —: Der Brockhof und seine Frauen (Lobsien) . . 727
Schroeter, M.: s. Bachofen
Schubert, Hans von: Goethes religiöse Jugendentwicklung (Witkowski) 203
Schubring, Paul: Die Kunst der Renaissance . . . (Utitz) 269
Schücking, Levin L.: Die Charakterprobleme bei Shakespeare (Ludwig) 606
Schulz, Elisabeth: Afrikanische Nächte (von Zobeltitz) 519
Schulze-Mazier, Friedrich: Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten (Strauch) 139
Schumann, Kurt: Das notreiche Jahr (Brausewetter) . 421
Schweizer, Werner R.: Vom Geist der Neuzeit (Ludwig) 608
Schwers, Paul und Martin Friedland: Das Konzertbuch (Golther) 398
Schwertschlager, Joseph: Die Sinneserkenntnis (Müller-Freienfels) 434
Segantini, B.: s. Duse
Seidel, Ina: Neue Gedichte (Lissauer) 235
Seitz, Anton: Die Welt des Okkultismus (von Scholz) 324
Selchow, Bogislav von: Unsere geistigen Ahnen (Helmolt) 370
Semerau, Alfred: Pietro Aretino (von Gleichen-Rußwurm) 490
Sesselmann, Celida: Italienfahrt (Frank) 369
Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben von W. Keller. Bd. 62 (Ludwig) 606
Shaw, Bernard: Die Aussichten des Christentums (Strunz) 112
—, —: Cashel Byrons Beruf (Meyerfeld) 670
Shotwell: s. Geistige . . .
Sieber, Fr.: s. Sächs. Sagen
Siegfried, Walther: Aus dem Bilderbuch eines Lebens (Raff) 296
Siemer, Heinrich: Maja Orbinska in Hamburg (Kenter) 232
Siemers, Kurt: Städte im Niederland (Lobsien) . . . 372
Siemsen, Hans: Verbotene Liebe (Leppin) 669
Silhouetten aus der Werther-Zeit (Witkowski) . . . 203
Simons-Mees, Josine A. [Werke] (Dülberg) 192
Sjöberg, Birger: Das gesprengte Quartett (Münzer) 487
Slang, F.: Panzerkreuzer „Potemkin" (Türk) . . . 115
Solowjow, Wladimir: Gedichte (Luther) 84
Sonnleitner, A. Th.: Kojas Wanderjahre — Waldläuferzeit — Haus der Sehnsucht (Arnold) . . . 362

Digitized by Google

Soyka, Otto: Überwinder (Teßmer) 108
Spelsberg, Paul: Jungfer Sperling (Kenter) 602
Sperber, Hans: Einführung in die Bedeutungslehre (Müller-Freienfels) 375
Spiero, Heinrich: Die Heilandsgestalt . . . (Lilienfein) 672
—, —: Gebundene (Dürr) 669
Springer, Anton: Handbuch der Kunstgeschichte. I—IV (Utitz) 269
—, Brunold: Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben (Witkowski) 203
—, —: Die genialen Syphilitiker (Türk) 182
—, Max: Die Franzosenherrschaft in der Pfalz 1792 bis 1814 (Mommsen) 180
—, Norman: Der Feuerberg (Ludwig) 486
Sprinz, H.: s. Die Bildwerke . . .
Spunda, Franz: Paracelsus (von Scholz) 71
—, Franz: Griechische Reise (Lucka) 307
Stählin, Karl von: Aus den Papieren Jacob von Stählin (Luther) 434
Stamm, Karl: Dichtungen (Heuschele) 732
Steffen, Albert: Die Krisis im Leben des Künstlers (Doderer) 27
Steguweit, Heinz: Der Soldat Lukas (Kenter) . . . 300
—, —: Der Tornister (Kenter) 300
Stehr, Hermann: Der Geigenmacher (Heilborn) . . . 231
—, —: Das Hermann Stehr-Buch. Herausgegeben von H.-Chr. Kaergel (Spanier) 484
Steidel, Max: Oper und Drama (Groß) 52
Steinacker, Karl: Die Stadt Hildesheim (Bourfeind) . 737
Stern, Erich: Zufall und Schicksal (von Scholz) . . . 324
Sternberg, Leo: Goldduft und blaue Berge (Lissauer) 236
Stieglitz, Hans: Das Nibelungenlied (von Gleichen-Rußwurm) 50
Stilgebauer, Edward: Der Yankee (Busse) 730
Stockert-Meynert, Dora von: Euphorion (Andro) . . 232
Stockmann, A.: s. Baumgartner
Stoker, H. G.: Das Gewissen (Müller-Freienfels) . . 434
Stokoe, F. W.: German Influence in the English Romantic Period 1788—1818 (Arnold) 488
Stölten, Wilhelm: Goethe (Witkowski) 203
Stolze, Alfred Otto: Angela (Neumann) 700
Storm, Theodor: Das Leben rinnt . . . Herausgegeben von Fr. Schnaß (Lissauer) 367
Stranik, Erwin: Koko Irregang (Wiegler) 297
—, —: Unheimliches Erlebnis (Ludwig) 364
Straßer, Karl Theodor: Goethe in Fonsmonsponsa (Witkowski) 203
Straßnoff, Ignatz: Ich, der Hochstapler Ignatz Straßnoff (Stranik) 484
Stratz, Rudolph: Filmgewitter (Schickert) 232
— —: Schwert und Feder (Brausewetter) 301
—, —: Reisen und Reifen (Brausewetter) 301
Strauß, Heinz Artur: Der astrologische Gedanke in der deutschen Vergangenheit (Strunz) 370
—, —: s. Kepler
Strauß-Kloebe, S.: s. Kepler
Strauß und Torney, Lulu: Reif steht die Saat (Lissauer) 671
Strecker, Karl: Der Weg durchs Addermoor (Lobsien) 547
Strunz, Franz: Albertus Magnus . . . (Lucka) 240
Struwe, Hans: Um die Welt (von Zobeltitz) 519
Stuckert, Franz: Das Drama Zacharias Werners (Weißenfels) 238
Sudermann, Hermann: Der tolle Professor (Behl) . 293
Supper, Auguste: Heimkehr (Touaillon) 577
—, —: Muscheln (Touaillon) 577
Sydow, E. von: s. Das Wunderhorn
Talhoff, Albert: Nähe (Lilienfein) 424
T'ang Leang-Li: China in Aufruhr (Menz) 735
Tegethoff, Ernst: Märchen, Schwänke und Fabeln (Ransohoff) 50
Teirlinck, Hermann: Das Elfenbeinäffchen (Huebner) 366
Temborius, Heinrich: Albert Samain (Ransohoff) . . 489
Tetzner, Lisa: Der Gang ins Leben (Scheller) . . . 420
—, —: Im blauen Wagen durch Deutschland (Scheller) 484
Thieß, Frank: Das Tor zur Welt (Brand) 173
—, —: Narren (Brand) 173
—, —: Abschied vom Paradies (Heilborn) 600
Thoma, Ludwig: Ausgewählte Briefe (von Gleichen-Rußwurm) 429
Thüringer Sagen. Herausgegeben von Paul Quensel (Bähr) 242
Tietze, H.: s. Alt-Wien
Tischner, Rudolf: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart [Geschichte der okkult. Forschung II] (von Scholz) 70
—, —: Der Okkultismus . . . (von Scholz) 70
Tolstoj, Leo: Herausgegeben von L. Berndl (Luther) 429
Tolstojs Briefe an seine Gattin. Herausgegeben von Dmitrij Umanskij (Luther) 85
Tornius, V.: s. Bode
Trautner, E.: Gott, Gegenwart und Kokain (Leppin) 669
Trautwein, Susanne: Die schöne Richterin (Touaillon) 577
Trenck, Siegfried von der: Flamme über die Welt (Zerkaulen) 605
Troll, W.: s. Goethe
Tschechow, Anton: Die Tragödie auf der Jagd (Luther) 85
Übelhör, Max: Die Tänzerin von Es-Scham (Ludwig) 177
Utitz, Arnold: Christine Munk (Frank) 328
Umanskij, Dmitrij: s. Tolstoj
Undset, Sigrid: Kristin Lavranstochter. Bd. II. Die Frau (Münzer) 47
—, —: Kristin Lavranstochter. Bd. III. Das Kreuz (Münzer) 730
Ungarische Balladen. Herausgegeben von R. Gragger. (Erényi) 368
Unger, Eckhard: Sumerische und akkadische Kunst (Utitz) 269
Urtel, Hermann: Guy de Maupassant (Ransohoff) . . 53
Venzin, A.: s. Dante
Verdi. Herausgegeben von Franz Werfel (Golther) . 398
Verweyen, J. M.: Weltgeheimnis und Probleme des Okkulten (von Scholz) 324
Vivanti, Annie [Gesammelte Werke] (Wolff) 457
Vogel, Bruno: Es lebe der Krieg (Brand) 610
Volkslieder der Slawen. Herausgegeben von P. Eisner (Luther) 368
Vom Leben getötet. Herausgegeben von M. J. Breme (Carsten) 420
Voß, Lena: Der Mensch und seine Götter (von Scholz) 325
Voßler, Karl: Geist und Kultur in der Sprache (Kutscher) 112
—, —: Jean Racine (Ransohoff) 387
Wachler, Ernst: Die Heimat als Quelle der Bildung (Ackerknecht) 492
Wackenroder, Heinrich: Herzensergießungen (Poritzky) . 371
Wagner, Ludwig: Der Szeniker Ludwig Sievert (Legband) 19
Walden, Herwarth: Im Geschweig der Liebe (Lissauer) 236
Waldeyer-Hartz, Hugo von: Alt-Jena (Neumann) . . 701
Waldmann, Emil: Französische Maler des 19. Jahrhunderts (Utitz) 269
Wallace, Edgar: Der Frosch mit der Maske (Ludwig) 603
Walpole, Hugh: Bildnis eines Rothaarigen (Meyerfeld) 549
Walzel, Oskar: Das Wort-Kunstwerk (Busse) 425
Warschauer, Adolf: Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark (Brausewetter) 493
Wartenburg, Graf Paul York: Italienisches Tagebuch (von Bunsen) 369
Wassermann, Jakob: Der Aufruhr um den Junker Ernst (Heilborn) 231
Weber, Carl Julius: Ausgewählte Werke (Sturm) . . 489
—, Fritz Karl: Reinhart und seine Helfer (Heuschele) 728
Wechßler, Eduard, W. Grabert, F. W. Schild: L'esprit français (Ransohoff) 489
Weingartner, Josef: Sizilien (Frank) 114
Weiß, Bernhardt: Aus neunzig Lebensjahren (Kirmß) 554

Digitized by Google

Wells, H. G.: Der Traum (Spanier) 550
Welter, Nicolaus: Hohe Sonnentage (von Zobeltitz) . 519
Weltgeistbücher (Heuschele) 434
„Weltrhythmuskalender 1927" (von Scholz) 325
Werfel, Franz: Der Tod des Kleinbürgers (Heilborn) 546
—, —: s. Verdi
Werner, Ernst: Blütenlese der älteren spanischen Literatur (Brusson) 607
Wessel, Oktavia: Zwischen Traum und Leben (Touaillon) 577
Wiechert, Ernst [Gesammelte Werke] (Rockenbach) . . 509
Wiegler, Paul: Die große Liebe (Heilborn) 546
Wiese, Leopold von: Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden des Menschen [Teil I] (Müller-Freienfels) 374
Wiesebach, Wilhelm: Gestalten (Spanier) 668
Wirth, Wilhelm: Grundfragen der Ästhetik (Utitz) . . 269
Wisser, W.: s. Plattdeutsche Volksmärchen
With, Karl: Chinesische Kleinbildnerei in Steatit (Menz) 242
Witzig, Erich: Johann David Beil (Groß) 734
Wohl, Ludwig von: Das indische Wunder (Ludwig) 486
Wohlbrück, Olga: Die Frau des Schullehrers Tarnow (Touaillon) 577
Wolff, Harry: Die Leute vom Möhlenhof (Lobsien) . 363
Wolkonskij, Sergej: Die Dekabristen (Luther) 84
Wolzogen, Hans von: Wohltäterin Musik (Golther) . 398
Zacchi, Ferd: Freygeboren (Lobsien) 294
Zahn, Ernst: Die Hochzeit des Gaudenz Orell (Aeppli) 173
Zaunert, P.: s. Deutsche Märchen . . .
Zech, Paul: Peregrins Heimkehr (Omankowski) . . . 300
Zelau, Kurt von: Durchs Fernglas (Carsten) 432
Zentner, Wilhelm: Studien zur Dramaturgie Eduard von Bauernfelds (Groß) 51
Zigeunermärchen. Herausgegeben von Walther Aichele (Scheller) 485
Zille, Heinrich: Zwischen Spree und Panke (Utitz) . . 269
Zilsel, Edgar: Die Entstehung des Geniebegriffs (Utitz) 269
Zimmermann, Otto: Das Elternbuch (Ackerknecht) . . 554
—, Werner: Der eherne Ruf (Kenter) 728
Zoellner, Adalbert: Das Buch vom Porzellan (Utitz) 270
Zschokke, F.: Nordland (von Zobeltitz) 519
Zucker, Paul: Die Theaterdekoration des Barock (Legband) 16
Zuckmayer, Carl: Der Baum (Lissauer) 21
Zweig, Arnold: Spiegel des großen Kaisers (Poritzky) 371
—, Stefan: Verwirrung der Gefühle (Heine) 176
Zwingenberg, Christoph von: Gedichte und Lieder (Lissauer) 551

3. Echo der Bühnen

(Siehe auch Sachverzeichnis, I. Hauptteil unter „Uraufführungen")

a) Aufgeführte Stücke

Angermayer, Fred A.: Kirschwasser 225
Auernheimer, Raoul: Das ältere Fach 353
Becker, Julius Maria: Das Friedensschiff 286
Bernhard, Emil: Das reißende Lamm 287
Berstl, Julius: Dover—Calais 355
Bodmann, Emanuel von: Der Ring mit dem Karfunkelstein 593
Borrmann, Martin: Chaos bei Tinkauzer 226
Braun, Wilhelm: Die Tiere 286
Brecht, Bert: Mann ist Mann 163
Bruckner, Ferdinand: Krankheit der Jugend 164
Buch, Fritz Peter: Ein Narr macht viele 593
Buri, Emil: Tim O'Mara 592
Chlumberg, Hans: Eines Tages 166
Csokor, Franz Theodor: Die Stunde des Absterbens . 415
Dörmann, Felix: Inflation in Paris 539
Droop, Fritz: Wie sie es zwingen 356
Ebermayer, Erich: Kaspar Hauser 414
Ehrle, Hans: Füer 538
Engel, M.: Der Schwätzer 103
Feldvoß, Adolf: Bornhöved 718
Flamm, Peter: Wind von Alasia 416
Franck, Hans: Klaus Michel 165
Frank, Paul, s. Hirschfeld
—, Bruno: Zwölftausend 536
Fretsa, Kurt Friedrich: Zeit auf Flaschen 102
Gaugigl, Ernst: Mensch um Mensch 537
Grabowski, Adolf: Der Herzog von Westminster . . . 288
Hagen-Thürnau: Der dritte Gott 477
Hahn, Erwin: Der Schelmenspiegel 166
Hartwig, Paul Hermann: Die Marionetten der Zarin 40
Hasenclever, Walter: Ein besserer Herr 353
Hauptmann, Gerhart: Dorothea Angermann 222
Herfurth, Emil: Das Gewissen 288
Hesse, Otto Ernst: Komödianten 287
Heynicke, Kurt: Kampf um Preußen 224
Hillers, Hans Wolfgang: Julchen und Schinderhannes 224
Hinrichsen, Ludwig: Verloren Spill 538
Hirschfeld, Ludwig und Paul Frank: Stiefmama . . . 288
Holm, Korfiz: Das Mädchen aus der Fremde . . . 167
Ilg, Paul: Mann Gottes 539
Jacoby, Carl M.: Küken 167
Johst, Hanns: Thomas Paine 474
Kaiser, Georg: Papiermühle 354
Kamnitzer, Ernst: Die Nadel 165
Kaus, Gina: Toni 476
Klabund: Cromwell 40
Klutmann, Rudolf: Kaiser oder Knock-out 539
Kornfeld, Paul: Kilian oder Die gelbe Rose 223
Langhoff, Wolfgang: Knock-out 416
Lania, Leo: Die Friedenskonferenz 413
Lauckner, Rolf: Venus im Völkerbund 475
Lernet-Holenia, Alexander: Ollapotrida 284
—, —: Österreichische Komödie 353
Mann, Heinrich: Das gastliche Haus 354
—, Klaus: Revue zu Vieren 540
Menz, Rolf von: Der Mann im Schlafanzug 594
Mohr, Max: Platingruben in Tulpin 101
Müller, Hans: Menschen ohne Erde 288
Müller-Förster, Alfred: Der Herr von Paris 225
Müller-Frerich, Franz: Helgar 415
Noether, Erich: Quintett 660
Ortner, Hermann Heinz: Päpstin Johanna Angelica 476
Philippi, Fritz: Der Paragraphenteufel 537
Rehfisch, Hans J.: Skandal in Amerika 536
Reichenbach, Hermann: Springtanz 102
Reinacher, Eduard: Eulogius Schneider 537
Schäferdiek, Willi: Mörder für uns 593
Scheffler, Herbert: Das Land im Rücken 477
Schnitzler, Arthur: Silvesternacht 353
Schreyvogl, Friedrich: Das brennende Schiff 416
Seringhaus, Wilhelm: Julius Caesar von Österreich . 167
Sling: Der dreimal tote Peter 476
Steguweit, Heinz: Pistolen 660
Sternheim, Carl: Die Schule von Uznach 101
Tiemann, Walter: Der Geist in der Flasche 165
Unger, Hellmuth: Die Insel der Affen 166
—, —: Goddins ewige Masken 355
Unruh, Fritz von: Bonaparte 352
Weismantel, Leo: Lionardo da Vinci 538
Welk, Ehm: Gewitter über Gottland 474
Werfel, Franz: Paulus unter den Juden 163
Wolf, Friedrich: Der Mann im Dunkel 475
Zech, Paul: Der Kuckucksknecht 415
Zoff, Otto: Die zwei Abenteurer 285

Digitized by Google

b) Bühnen

Berlin 40, 165, 286, 474, 536, 592
Bochum 166
Braunschweig 594
Bremen 476
Breslau 287
Danzig 167
Darmstadt 163
Dessau 287
Dortmund 355, 415
Dresden 40, 101, 354, 539, 593
Düsseldorf 167
Essen 102, 475
Frankfurt a. M. 223, 248, 352
Frankfurt a. O. 103, 167
Freiburg i. Br. 593
Gotha 286
Greifswald 476
Hamburg 163
Hannover 102, 224
Kassel 225, 416
Kiel 225, 538, 718
Köln 474
Königsberg i. Pr. 226
Krefeld 224, 413
Leipzig 165, 415, 540
Mannheim 101, 288, 537, 593, 660
Meiningen 288
München 354, 414, 476, 536
Pforzheim 356
Saarbrücken 660
Schwerin i. M. 166
Trier 538
Wien 166, 222, 288, 353, 415, 475, 539
Wiesbaden 416, 477, 537
Zwickau 539

4. Totenliste

Achard-Rigaud, Lucie († 13. März 27) 498
Ahrens, Wilhelm 612
Amadei, Anna Antonia frühere Gräfin 436
Anzengruber, Karl 737
Artzibaschew, Michael Petrowitsch († 3. März 27) . . . 498
Baudissin, Graf Wolf († 4. Okt. 26) 183
Baumgarten, Franz Ferdinand 377
Bernthsen, Maria 436
Bermúdez, Ricardo Hernández 437
Bidernat, Eluterio 437
Bienenstein, Karl († 1. Febr. 27) 437
Blemont, Emil 437
Blum, Freifrau Lodoiska von 436
Brandes, Georg († 19. Febr. 27) 436
Braune, Wilhelm 245
Brémontier, Jeanne († 22. Aug. 26) 58
Bruiningk, Hermann von 676
Brunnemann, Anna 612
Chamberlain, Houston Stewart († 9. Jan. 27) 377
Chiurazzi, Luigi 58
Cochin, Henry 377
Colvin, Sydney 612
Comparetti, Domenico 437
Dammann, Walter H. 118
Daxelet, Arthur († 10. Jan. 27) 377
Decourcelle, Pierre 183
Devrient, Hans († 18. März 27) 497
Driesmann, Heinrich 612
Echegaray, Miguel 437
Eckhous, Jörg 612
Elias, Julius († 2. Juli 27) 737
Eucken, Rudolf 118
Fenk, Willi († 26. Dez. 26) 311
Gabriel, Josef 737
Galicia, Magin Moreras y 612
Garbe, Robert 437
Gragger, Robert († 10. Nov. 26) 246
Gerbel-Embach, Karl Nikolaus von 498
Grosse, Ernst 437
Heine, Carl († 17. März 27) 497
Heinemann, Karl 737
Hennequin, Maurice 118
Hikmet-Bei, Ahmed 738
Hirth, Friedrich 377
Holzbock, Alfred († 28. Mai 27) 612
Jacobsohn, Siegfried († 3. Dez. 26) 311
Janitschek, Marie 612
Jerome, Jerome Klapka († 14. Juni 27) 676
Juschkewitsch, S. († 12. Febr. 26) 437
Kasprowicz, Jan († 2. Aug. 26) 58
Keller, Otto († 16. Febr. 27) 437
Kinck, Hans E. 183
Kloeß, Sophie († 31. Jan. 27) 436
Köhrer, Erich 437
Korte, Theodora († 13. Sept. 26) 117
Krásnohorská, Eliška († 26. Nov. 26) 246
Kruse, Iven 117
La Mara s. Lipsius
Langen, Martin 118
Lehmann, Rudolf († 7. März 27) 498
Leist, Arthur 558
Leroux, Gaston (15. April 27) 558
Lipsius, Maria 497
Litzmann, Berthold († 14. Okt. 26) 183
Look, Heinrich van 437
Lugin, Alejandro Pérez 437
Madjera, Wolfgang 311
Mahn, Paul († 3. Mai 27) 612
Matersteig, Max († 4. Nov. 26) 245
Mayer, Friedrich Arnold 118
Merimée, Henry 246
Molina Denoso, Antonio Fernández de 437
Muncker, Franz 118
Nathan, Paul († 14. März 27) 497
Nathusius, Annemarie von († 17. Okt. 26) 183
Nyblom, Helena 183
Ostini, Fritz von († 1. Juni 27) 676
Pölt-Nordheim, Klara († 16. Nov. 26) 245
Portugaloff, Michael W. 738
Richepin, Jean 311
Riezler, Siegmund von 437
Rilke, Rainer Maria († 29. Dez. 26) 310
Roethe, Gustav († 17. Sept. 26) 118
Russo, Ferdinando 437
Samhaber, Edward 558
Samter, Ernst 57
Sauer, August 118
Scherek, Jakob 737
Schiff, Paulina († 17. Sept. 26) 118
Schmid, Franz Otto 311
Schmidt, Leopold († 30. April 27) 612
Schuchard, Hugo († 22. April 27) 558
Sellés, Eugenio 245
Serao, Matilde († 26. Juli 27) 737
Stobitzer, Hugo 58
Szep, Ernst 612
Taunay, Victor 58
Terez, Gabriel von 612
Upward, Allan 245
De Vasconcelos, Carolina Michaelis 437
Vileishis, Petras 118
Wagner, Hermann († 7. Juli 27) 737

Digitized by Google

Wasserzieher, Ernst († 21. April 27) 558
Winds, Adolf 436
Wolynskij, Akim Lwowitsch († 6. Juli 26) 58
Wriede, Paul († 2. Aug. 26) 58

5. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Abendland 283, 284, 411, 534
Aktion, Die 222, 412, 534
Annalen 592, 659
Antäus 717
Arbeiterbibliothekar, Der 100
Arbeitsgemeinschaft, Die 100
Archiv für Politik und Geschichte 162
Autographen-Rundschau . 221 (2mal), 413, 473, 535, 590
Baden-Badener Bühnenblatt 99 (2mal), 100 (5mal), 161 (2mal), 162 (2mal), 221 (4mal), 284, 350 (3mal), 351 (2mal), 412 (2mal), 413, 472 (2mal), 473 (2mal), 534 (3mal), 535, 591, 658 (3mal), 659 (3mal)
Beobachter, Rheinischer 351
Bergstadt, Die 37, 99, 412, 590
Blätter, Crefelder 221, 351 (2mal), 473
Blätter der Württembergischen Volksbühne 658
Blätter des Theaters der Stadt Koblenz 412 (2mal), 413, 535 (3mal)
Blätter, Dramaturgische [Mannheim] 99, 162, 221 (3mal), 284, 412 (2mal), 473, 535, 658, 659
Blätter, Saarbrücker . . . 162, 351, 412, 535, 591 (2mal)
Blätter, Westdeutsche 161, 221, 284, 350, 351, 412, 413, 534 (2mal), 658, 659
Blätter für die Laien- und Jugendspiele, Die 162, 351, 413 (2mal), 473
Brücke, Die 716, 717 (2mal)
Bücherfreund, Der 591
Bücherschau, Die neue 284, 534 (3mal), 535 (2mal), 590, 657, 658, 659, 717 (3mal), 718
Bücherwarte 100
Bücherwelt, Die 99, 100 (2mal), 161 (3mal), 162, 351 (2mal), 534 (2mal), 535, 591 (5mal), 658, 659 (2mal), 716, 717
Bücherwurm, Der 100, 221, 284, 412, 472, 473
Bühnenblatt [Dortmund] 473, 591, 716
Bühnenvolksbund, Der [Berlin] 283, 284 (3mal), 412 (3mal), 535, 659 (2mal)
Bund, Der Fränkische 161 (4mal), 350 (3mal)
Deutschen-Spiegel, Der 38, 39, 100 (2mal), 161, 222, 350, 351, 411, 412 (2mal), 591, 658
Dorfkirche 412
Eckart, Der getreue 39, 99, 161, 351 (2mal), 412 (2mal), 473, 717 (2mal)
Edda 39
Elsaß-Lothringer Heimatstimmen 473 (2mal)
Euphorion . 99 (10mal), 100, 283, 284, 534 (6mal), 535
Fährmann, Der 39, 221 s. auch Monatshefte, Österreichische
Fischzug, Der 284
Frau und Gegenwart 221, 716 (2mal), 717
Gartenlaube, Die 351
Gegenwart, Die 716
Geisteskultur 592
Generation, Die Neue 99, 350, 591, 658
Gesicht, Das deutsche 413
Gewissen, Das 162, 591
Glaube und Heimat 350
Gral, Der 39, 99, 100 (2mal), 161, 162 (2mal), 221 (2mal), 283, 284, 350, 351 (3mal), 412 (3mal), 471, 473, 534, 535, 588, 658, 659, 716, 717
Greif, Stolper 284
Handweiser, Literarischer 38, 39 (3mal), 99 (2mal), 162, 221, 282, 351, 412, 413, 473, 533, 535 (2mal), 590, 591, 659 (2mal), 716, 718
Hauszeitschrift des Sortimenters, Die 39, 221, 283, 412, 534, 535
Heimat, Die 351
Heimatblätter der Roten Erde 160, 161
Heimatblätter, Südwestdeutsche 350 (2mal)
Hellweg 39 (3mal), 100 (2mal), 159, 162 (3mal), 222, 283 (2mal), 350, 352, 472, 473 (2mal), 533, 534, 535 (3mal), 658, 716, 717, 718 (2mal)
Hochschulwarte, Deutsche 351, 412
Horen, Die 99, 221 (2mal), 282, 412 (2mal), 413, 592, 716 (2mal), 717
Imago 284
Inselschiff, Das 160, 161, 351 (2mal), 532, 534 (4mal), 717 (3mal)
Jahrbuch deutscher Bibliophilen 658
Jahrbuch, Elsaß-Lothringisches 39
Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slawen . 717
Jahrbücher, Neue, für Wissenschaft und Jugendbildung 38, 39, 161 (2mal), 162, 281, 283, 284, 411, 413, 531, 534 (2mal), 535 (3mal), 658, 659
Jahrbücher, Preußische 37, 38, 100, 161, 162 (2mal), 222, 284, 352 (3mal), 470, 472, 534, 590, 591, 659, 714, 716
Journal of English and Germanic Philology 658
Junge Menschen . . 221, 222, 284, 350, 351, 472, 659
Juristen-Zeitung, Deutsche 659
Klingsor 39, 99, 100, 283, 472, 591, 658
Kreatur, Die 284, 351, 412
Kreis, Der 350, 473 (2mal), 535, 715, 718
Kritiker, Der 39, 162, 222, 284
Kultur, Die 39, 161, 350, 351, 534, 717
Kultur und Kunst 284
Kultur und Leben 351
Kunstwart, Der 40, 162, 222, 283, 284, 349, 350, 411 (2mal), 413, 472, 534, 535, 592, 659, 716 (2mal), 717
Lehrerzeitung, Rheinische 221
Lese, Die 99
Lesezirkel, Der 161 (3mal), 221, 284 (2mal), 412, 658, 716
Literatur, Die schöne 39, 99, 100, 160, 161, 221, 283, 284, 350 (2mal), 412, 413, 473 (2mal), 584, 535, 591, 658, 717
Literaturspiegel, Deutscher 658 (3mal), 659
Markwart 99, 100, 221, 222, 350, 352, 472, 535, 658, 659
Masken 99, 100 (2mal), 161 (2mal), 162 (2mal), 412, 473, 535, 658, 659, 717 (2mal)
Mitteilungen des Deutschen Schriftstellerverbandes . 351
Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes 39 (5mal), 283 (3mal), 472 (3mal), 658 (5mal)
Monatshefte, Deutsche 99 (2mal), 351, 411, 412, 472, 591, 592
Monatshefte, Österreichische 473 (2mal), 535, 718
Monatshefte, Ostdeutsche 39, 99, 161 (3mal), 220, 283 (2mal), 284, 351, 411, 413, 472 (2mal), 473 (2mal), 534 (2mal), 590, 591 (2mal), 658, 659 (2mal)
Monatshefte, Schleswig-Holstein-Hamburg-Lübeckische 412, 413
Monatshefte, Sozialistische 39, 413, 717
Monatshefte, Süddeutsche 221, 590
Monatsschrift, Germanisch-Romanische 98, 99, 100 (2mal), 162 (2mal), 351, 352, 411 (3mal), 412, 413, 590 (2mal), 591, 716 (2mal), 717
Musik im Haus 659
Muttersprache 99, 658
Niedersachsen 100, 161, 283, 590
Nord und Süd 659, 714
Oberschlesier, Der 590
Orplid 100, 221, 284 (2mal), 351 (3mal)
Österreich-Deutschland 716 (3mal), 717 (3mal)
Osteuropa 220
Pflug, Der 351
Platen-Archiv, Das 590 (2mal)
Presse, Deutsche 162, 284, 351

Digitized by Google

Quelle, Die 162, 413
Querschnitt, Der 160
Quickborn 591, 592
Radio (-Wien) 38, 39, 99 (3mal), 161 (3mal), 219, 222, 350 (2mal), 351, 412 (2mal), 413, 472, 473 (3mal), 535, 591 (3mal), 592, 659 (2mal), 716 (2mal), 717 (2mal)
Reclams Universum 38 (2mal), 39 (3mal), 100, 161 (2mal), 351, 411, 412, 413, 473, 534 (2mal), 589, 590, 591, 716, 717
Reich, Das Neue 413
Reichsstand, Der 161
Republik, Deutsche 473 (2mal)
Revue, Davoser 534
Revue, Europäische 658, 659, 717
Rundschau, Deutsche 38, 39 (2mal), 158, 161, 283, 284, 350 (2mal), 351, 412, 472, 534 (2mal), 535, 592, 659, 717 (3mal)
Rundschau, Die Neue 39 (2mal), 97, 220, 221, 283, 349, 350, 351, 410, 470, 531, 591 (3mal), 656, 658, 713, 716
Rundschau, Neue Schweizer 39 (3mal), 98, 100 (3mal), 160, 162 (2mal), 221 (2mal), 222, 351 (2mal), 409, 411, 412 (2mal), 471, 534 (3mal), 591, 656, 658, 659 (2mal), 716 (2mal), 718
Scene, Die 159, 162 (3mal), 284, 351 (2mal), 412, 413 (2mal), 532, 534, 591
Schauspiel, Das 221, 412, 413 (3mal), 591, 659
Schimmelreiter, Der 99
Schlern, Der 99, 471
Schule und Wissenschaft 221 (3mal)
Seele 39, 162, 413, 534
Seelenprobleme 658
Sprachen, Die neueren 284, 591, 658
Stadt-Anzeiger, Mannheim 99, 350, 591
Stimmen der Zeit 38 (2mal), 100 (2mal), 161, 162 (3mal), 221, 284, 350 (2mal), 411, 412, 413, 472 (2mal), 591, 657, 659, 716, 717
Tagebuch, Das 99, 100, 161 (2mal), 162, 221 (3mal), 222, 348, 350, 412 (2mal), 413, 473 (3mal), 534 (3mal), 535 (2mal), 658, 659 (3mal), 716, 717 (4mal)
Tat, Die 162 (3mal), 283 (3mal), 284, 351 (2mal), 352, 473 (3mal), 534, 535, 590, 591
Tempo 534
Theater, Das süddeutsche 162
Türmer, Der 39, 99, 100, 161 (2mal), 162 (2mal), 283, 350, 351, 411, 412, 472 (2mal), 473, 533 (4mal), 535, 658, 659 (2mal), 716 (2mal), 717
Velhagen & Klasings Monatshefte 39, 99, 412, 534, 535, 591, 717
Vierteljahrsblätter des Volksverbandes der Bücherfreunde 39, 590, 591
Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Deutsche 36, 38 (4mal), 39, 40, 158, 161 (4mal), 162 (3mal), 411 (3mal), 413
Vivos Voco 39, 40
Völkerbundsfragen 100
Volksbildung 161, 221
Volksbühne, Württembergische . . 221 (2mal), 472, 473
Volksbühnenbund, Der 534, 535
Volksschule, Die 659
Volkstum, Deutsches 99, 100 (2mal), 161 (2mal), 221, 283, 411, 412, 413, 473, 658, 718
Wand, Die Vierte 99, 100 (2mal), 162, 221, 284, 413 (2mal), 473 (2mal), 535 (3mal), 589, 591 (7mal), 659 (3mal), 717 (3mal)
Warte, Pädagogische 39
Weg, Der neue 472, 473, 534, 591 (2mal), 717
Wegbereiter, Der 99
Wegweiser, Allgemeiner 161 (2mal)
Wegweiser, Der. Blätter der Bayerischen Landesbühne 350, 351 (2mal)
Welt, Alte und Neue 160, 161, 351
Welt, Die Christliche 39, 100, 161, 162, 221 (2mal), 282, 283, 284 (2mal), 351, 410, 411 (2mal), 472 (2mal), 535, 590, 659 (2mal), 717
Welt, Freie 100, 352
Welt, Die Literarische 39 (3mal), 99 (3mal), 100, 284, 412, 473 (3mal), 590 (2mal), 591 (2mal), 592 (2mal)
Weltbühne, Die 39 (3mal), 99, 100 (3mal), 161, 219, 221, 348, 349, 350, 351, 412 (2mal), 473 (2mal), 535, 591, 656, 659, 716, 717
Westermanns Monatshefte 39 (3mal), 40, 99, 221 (2mal), 222, 351, 412, (2mal) 413, 472, 534, 590, 658, 717
Zeit, Die Neue 472 (2mal), 591 (4mal), 592 (6mal), 658, 659 (3mal)
Zeitalter, Das werdende 100, 162, 473
Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 222, 284
Zeitschrift für Bücherfreunde 100, 411, 592, 717 (3mal)
Zeitschrift für Deutsche Bildung 39 (2mal), 99, 100 (2mal), 161 (2mal), 162 (2mal), 222, 283, 350 (2mal), 351, 411 (2mal), 412 (3mal), 413, 473 (4mal), 534 (3mal), 535 (3mal)), 590 (6mal), 658 (2mal), 717, 718 (2mal)
Zeitschrift für Deutsche Philologie 717
Zeitschrift für Deutschkunde 40, 99, 100, 161 (2mal), 162 (2mal), 221 (2mal), 222, 281, 283 (2mal), 284, 350 (2mal), 413 (2mal), 473 (2mal), 534, 535 (2mal), 590 (2mal), 591 (2mal), 592, 659 (3mal)
Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 591, 659
Zukunft, Schönere 351, 473

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

1926

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1926 Oktober Heft 1

Ernst Robert Curtius .. .. Jacques Maritain
Otto Doderer .. .. Der dichterische Essay
Max Rychner .. .. Beiträge über die Antike
Werner Türk .. .. Der revolutionäre Eros
Karl Vogler .. .. Josef Winckler
Paul Legband .. .. Das Bühnenbild
Edgar Groß .. .. .. Gedanken um Ludwig Devrient
Ernst Lissauer .. .. Zuckmayers Gedichte
J. E. Poritzky .. .. Erzähler und Analytiker
Leo Rein .. .. Fixierter Journalismus
Otto Doderer .. .. Essays
Carl Zuckmayer .. .. Zwei Gedichte
Thomas Mann .. .. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Aus der Werkstatt deutscher Verleger * Vorlesungschronik * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

HEINRICH VON KLEIST

Von Friedrich Braig. 648 Seiten 8°. Geheftet M 11.50, in Ganzleinen M 15.–

„Für die Erkenntnis der Form von Kleists Drama hat kaum ein Kleistbuch des letzten Jahrzehnts soviel geleistet. Eines der anregendsten, reichsten Bücher der Kleistliteratur."
Robert Petsch in der Literar. Wochenschrift.

„Hier wird Leben und Werk des Dichters mit einer Durchdringung behandelt, wie sie bis jetzt noch nie geleistet wurde. Eine grandiose Leistung."
W. v. d. Schulenburg in den Südd. Monatsheften.

„Das ganze Buch kann man geradezu als die Metaphysik Kleists bezeichnen."
P. Lorentz in der Monatsschrift f. höh. Schulen.

„Das bedeutendste literarhistorische und zugleich geistesgeschichtliche Erzeugnis der Kleistforschung der letzten Jahrzehnte."
A. Stockmann in den Stimmen der Zeit.

DAS DEUTSCHE DRAMA

In Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max J. Wolff und Rudolf Wolkan herausgegeben von Robert F. Arnold. 892 Seiten Lex.-8°. Geheftet M 20.–, in Ganzleinen M 24.–, in Halbleder M 30.–

„Seit langem hat unser literarhistorisches Schrifttum keinen so vollwertigen, so allgemein nutzbaren Zuwachs erfahren."
G. Witkowski im Berliner Tageblatt.

„Eine wirkliche innere Geschichte der Gattung, nicht ein Literaturkatalog oder eine Sammlung von Dramatikerbiographien."
Monatsschrift für höhere Schulen.

„Wir haben erhalten, was fehlte: eine zuverlässige Darstellung der Gesamtentwicklung des deutschen Dramas." *Tägliche Rundschau.*

BALZAC

Eine Biographie. Von Anton Bettelheim. Mit 8 Bildern. 478 Seiten 8°. Geheftet M 14.–, in Ganzleinen M 18.–, in Halbleder M 25.–

Ein meisterliches Buch, wissenschaftlich vortrefflich fundiert, aber immer wieder hinaufwachsend ins Menschliche. *Neues Wiener Abendblatt.*

„Bettelheim war immer Fachmann in Biographien, hier zeigt er sich als ihr Meister.
Hermann Bahr in der Neuen Freien Presse.

„Der Verfasser weitet das Lebensbild des Dichters zu einem Stück französischer, ja europäischer Geistesgeschichte." *Augsburger Postzeitung.*

„Diese substanzhafte Biographie ist ein Stück Arbeit ersten Ranges und wohl auf lange Zeit das Buch über Balzac." *Südd. Monatshefte.*

C. H. BECK VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

Brandes. Aber die Grenzen sind so unklar, wie die Anforderungen ungleichmäßig sind, die man an den Essay zu stellen pflegt, denn auch schmissige Feuilletons werden unter die Essays gerechnet, Glossen, Studien, Skizzen, Aufsätze, Aufzeichnungen, prätentiöse Plaudereien.

Noch Peter Altenberg wußte nicht, daß er unter die Essayisten gehörte, er nannte seine Sachen Studien und schrieb das resignierte „mot de monsieur P. A. sur monsieur P. A.: il avait la chance de n'être ni poète lyrique ni romancier ni philosophe. De là cette union littéraire et unique de trois talents, qu'on n'a pas!" Eben die Vereinigung dieser Talente ist aber im Essay vorhanden. Er ist eine Mischung von reflektierender Dichtung und in den Sinnen ungelöster Philosophie. Er könnte eine lyrisch-philosophische Partie aus einem Roman sein oder Keimzelle einer Novelle, wie man denn auch beispielsweise aus Jean Paul und Stifter Abschnitte entnehmen kann, die als in sich fertige Essays angesehen werden können, und gar Friedrich Schlegels „kleiner Roman" Lucinde, den Scherer als das „freche Produkt eines philosophischen Fragmentisten ohne alles epische Talent" bezeichnet, nichts anderes als eine Serie von Essays ist. Goethe nannte die Zeiten, in denen er „theoretisierte", unproduktiv, für uns jedoch können auch theoretisierende Äußerungen, die durch das Schmelzfeuer eines Dichterhirns gegangen sind, als dichterisch produktiv dastehen, weil es letzten Endes nur darauf ankommt, daß ein seelisch gesteigerter Mensch sich darin äußert, wie überhaupt in der Kunst (Beethoven setzte Komponieren und Dichten gleich, und Dürers „innen voller Figur sein" entspricht der Gleichsetzung der Malerei mit der Dichtung). Sie unterscheiden sich als Essay von anderen durch ihren seelischen Tiefgang und ihre essayistische Komposition, die aus einem kleinen Anlaß eine Totalität herausbildet. Künstlerische Prosa allein ist nie Maß der Leistung, denn das Wort ist nicht das Primäre, sondern nur ein Bestandteil künstlerischen Denkens. Der Stil wächst unmittelbar aus dem Affekt, und in den Rahmen des Essays passen sich nur ganz bestimmte Affekte ein. Er ist subjektiv, sensibel, aber niemals aktiv. Es gibt didaktische, satirische, pathetische Essays, lyrisch-betrachtsame, kritische, porträtistische, immer aber stammen sie aus einer kontemplativen, nie aus einer impulsiven Veranlagung, so verschiedenartig die Temperamente und Formen innerhalb der Gattung auch sein können (sie duldet nebeneinander den naivischen Robert Walser, den gefälligen Herbert Eulenberg, den wühlerischen Ernst Lissauer, die gallisch ironischen Franz Blei und René Schickele, den vornehmen und klugen Stefan Zweig). Übrigens können essayistische Gebilde gelegentlich in sich so stark gegensätzlich sein, daß sie, in Gesprächen und an einer Handlung dargelegt, schon Novellistik sind (Thomas Mann, W. v. Scholz) oder daß sie, rhapsodisch beschwingt, in die Lyrik hineinreichen (Paquet, Schmidtbonn).

Die philosophische Betrachtung kommt zu ihren Ergebnissen auf diskursivem, die dichterische Betrachtung auf intuitivem Wege. Die eine strebt in starrem Aufbau von Gedankenschlüssen vom Leben fort, während die andere, die nicht durch Begriffe, sondern durch Anschauung vermittelt, in das Leben hineindrängt, das Organische nicht auseinanderreißt, sondern sinnlich erlebend, das Übersinnliche mitumfassend, ursprüngliches Leben zum Sinnbild wiedergestaltet, also Gestalt werden läßt. Der Essayist ist nicht nur Betrachter, sondern auch Schöpfer kraft der Leidenschaft, Phantasie und Formgewalt des Dichters. Er formt aus dem Inhalt heraus, jedesmal neu den stärksten Ausdruck suchend (so kommt er zu Fiktionen wie Dialog, Brief, Rede, Bericht). Lyrischer Geist ist im Essay, das Punktuelle, er verbraucht Nerven. Empfindsamkeit zuckt unter den Falten der Sätze. Ein Essay kristallisiert sich wie ein Gedicht. In knapp geprägten Gedanken- und Wortbildungen öffnet er den Blick in weite Ebenen und macht das Lebensbild durchsichtiger. Das meint wohl R. M. Meyer, wenn er in seiner Stilistik sagt, ein Essay sei ein Aphorismus in größerem Maßstab. Die Essayisten sind die Genremaler und Porträtisten unter den Dichtern. Auch die produktive Kritik, die sich des Essays bedient, ist nachschaffende Umdichtung des Eindrucks eines Kunstwerks.

Im Drange des Einsamen zur Zwiesprache mit der Welt wird der Mensch zum Dichter. Er steht der Natur zu nahe, um die Wahrheit durch einseitige Abstraktion unwahr wiederzugeben, so läßt er die Erfahrungen selber erfahren dadurch, daß

Digitized by Google

er die Erscheinungen darstellt, in der sinfonischen Fülle eines schöpferisch verzweigten Geistes. Eine Individualität betrachtet sich selbst, sondiert Eindrücke und Reflexe, und wird sich selber zum Symbol, läßt in dem Durchstich durch einen Problemkreis, in den sie sich versetzt fühlt, die Ungeheuerlichkeit des Kleinen im Kosmischen aufklaffen. So ersteht der dichterische Essay, die künstlerische Spätform, die sich aus dem Subjektivismus der letzten Jahrzehnte endgültig herausgeschliffen hat.

Beiträge über die Antike

Von Max Rychner (Zürich)

Ist es nicht eine der erfreulichsten Erscheinungen in der modernen Geisteswissenschaft, daß sie nicht mehr von gestrengen Fachmännern für gestrenge Fachmänner getrieben wird, sondern sich als „freie Kunst" wieder an die von Schiller als ideales Publikum gedachten philosophischen Köpfe wendet? Selbst in der Altertumswissenschaft, die jahrzehntelang für sich allein zu leben die Kraft hatte, selbst in dieser exklusiven und selbstbewußten Wissenschaft bekunden sich Strömungen, die über die Vermauerungen des Fachgebiets hinausdrängen in das Fluten der Ideen unserer Zeit. Wenn hier von dem Gräzisten der Universität Zürich, Ernst Howald, die Rede sein soll, so ist es, weil gerade er mit seinen Büchern „Platons Leben" (Orell Füßli, Zürich) und „Die Anfänge der europäischen Philosophie" (C. H. Beck, München) nicht Probleme anfaßt, die eine Wissenschaft sich selber stellt, sondern die dem menschlichen Geist sich immer wieder stellen, und die deshalb nicht so sehr ein antiquarisch-realistisches Interesse befriedigen als unsere Fragen nach der uns heute möglichen Deutung geistesgeschichtlicher Erscheinungen. Die Ausdrucksmittel, die sich die moderne geistige Biographie erworben hat, werden hier in überlegener Beherrschung angewandt. „An Stelle einer Strukturdeskription setzen wir Kraftfelder", dieses Wort aus „Platons Leben" erhärtet den Willen, von den erschöpften Darstellungen begrifflich gefaßter Systeme zur bewegten und bewegenden Urgestalt der Seele zu dringen.

So ist in diesem Buch Sokrates auf überraschende und zwingende Art psychologisch gedeutet als Kämpfer, dem weniger Geltung oder Nichtgeltung eines Axioms das Wesentliche bedeuten als das geistig-dialektische Duell, die Vernichtung gegnerischer Prätentionen, der Selbstsicherheit angesehener Rhetoren, jeder Form von Hochmut des Wissens, die er zerschlägt, um den Gegner zur Demut, zur tiefsten Erkenntnis des Nichtwissens zu befreien. Wie das Künstlertum Platons aus der ethisch-dialektischen Atmosphäre seines Meisters emporwächst, beengt zuerst, bis zur freien Entfaltung seiner eigensten Schöpferkräfte in Mythos und Eros, seiner Erweiterung des individualistischen sokratischen Demutsbegriffs zum Begriff der sozialen Gerechtigkeit als menschlicher Tugend, das sind Kapitel von mitreißender intuitiver Kraft und Folgerichtigkeit im Entwickeln. Die innere Biographie Platons ist nicht als gleichförmiger Ablauf gesehen; mit ungemein geschärfter Spürkraft werden die bestimmenden Erlebnisse, wird beispielsweise die erschütternde Tragödie der zweiten Sizilienreise, das Scheitern der utopisch-politischen Pläne des Philosophen als Erlebnisgrundlage der mystisch durchschwelten Altersdialoge mit neuer Bedeutung erfüllt. —

Die besten Köpfe der Gegenwart haben, mitergriffen von der Problematik des Begriffs Europa, nach einer gültigen Sinngebung dieses Begriffs gestrebt. In dem Buch „Die Anfänge der europäischen Philosophie" hat Howald geistvoll und neuartig die griechische Problemzelle des europäischen Denkens belichtet, ausgehend von einem Wort Paul Valérys, daß Europa nicht einen bloß geographischen oder politischen Begriff darstelle, sondern einen funktionellen, daß Europa so etwas wie ein geistiger Organismus sei. Der Prozeß der auf psychischen Sachverhalten beruhenden philosophischen Symbolschöpfung — die unter gleichem Blickwinkel betrachtet werden kann wie die religiösen Symbolschaffungen — wird in seiner Entwicklung verfolgt von Thales bis Platon, von der Geburt des Wahrheitsbegriffs an, der fortan

Digitized by Google

Grundstein alles europäischen „aus den konstanten psychischen Verhältnissen des Menschen hervorgehenden Philosophierens" ist, bis zu dem kosmischen Gleichnis in Platons Ideenlehre. Howalds psychologischer Erkenntnisdrang führt ihn durch die Systeme hindurch auf die seelischen Bedürfnisse und Triebe, welche Systeme erschufen: das Suchen nach der Harmonie wird hergeleitet aus dem Trieb der drangvoll gepeinigten Seele, die z. B. bei Thales den Kosmos zum Symbol der Harmonie erhebt, die der Mensch ersehnt. So wird die kosmische Harmonie zur „Idealhypostase des Ichs". Heraklit findet den Ausweg in der Erklärung der Identität von Harmonie und Disharmonie; es heißt in einem seiner Fragmente: „Gott ist Tag Nacht, Winter Sommer, Krieg Frieden, Überfluß und Hunger." Bis dann Parmenides den entscheidenden Schritt ins Transzendente tut, indem er die harmonische geistige Welt für die einzig wirkliche erklärt, die reale für unwirklich. In Howalds Worten: „Die Wahrheit ist transzendent; wir tragen sie in uns, in unserem Logos, der nicht wie der heraklitische eine Emanation des kosmischen ist, sondern der der einzige ist und der den Kosmos und sein Wesen, seinen Logos, erst ins Leben ruft." — Das genüge. Es werden die äußersten Punkte des griechischen Denkens festgelegt, welche die Richtung des abendländischen Denkens bestimmten und ihm den gegenüber den Philosophien des Ostens scharf abgrenzenden Eigenzug verleihen. In der Charakterisierung der energetischen Sondertümlichkeit des griechisch-europäischen Erkenntnistriebs, der Spannungsgrade dieser Kraft, die sich ihren eigenen Organismus erschuf, spüren wir den trotz aller Verschiedenheiten im späteren Denken bestehenden Übereinklang in einer der grundlegenden Voraussetzungen.

Es sei hier nur andeutungsweise noch auf Howalds „Ethik des Altertums" hingewiesen (I. Lieferung, 1926, des „Handbuchs der Philosophie", das von M. Schröter und A. Bäumler im Verlag R. Oldenbourg, München, herausgegeben wird), worin die Ethik als Disziplin der Philosophie behandelt wird, „denn die Griechen hatten keine soziale Ethik". Deshalb werden an den großen Denkern von den Vorsokratikern bis zu Epikur die Symbollösungen dargestellt, die den großen Gegenstand der Menschheit erschließen sollten: das Glück. —

„Der Kampf um Creuzers Symbolik" (Jubiläumsdruck des Verlags J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen 1926) ist eine von Howald herausgegebene und eingeleitete Sammlung von Dokumenten, welche die ersten Bemühungen um Deutung der antiken Mythen erhellen. Aus Creuzers Symbolik, den heftigen Attaken Vossens, Hermanns, Lobecks, Wolfgang Menzels sind die beispielhaft schlagenden Seiten hergesetzt, wodurch ein reizvolles Denkmal entstand für weniger bekannte Geistesschlachten der heidelberger Romantik (Görres' Schatten spukt durch Creuzers Mythen-Auslegung) und zugleich ein Werk von hohem Gegenwartsinteresse, da heute der Mythos aufs neue die Geister bewegt und erregt; — es sei nur an die Bachofen-Renaissance, an die kühnen Bemühungen von Frobenius und Daqué erinnert.

Derartige Bücher strafen das Friedhofgärtnerwort von den „toten Sprachen" Lügen. Das Totsein dieser Sprachen hängt davon ab, ob der Geist es vermag, lebendig zu machen. Howald läßt es uns vergessen, daß er von Menschen und Problemen redet, die schon vor anderthalb Jahrtausenden in Erscheinung traten, denn es geht bei ihm um die unserer Zeit mögliche Aufnahme menschlich-ewiger Dinge, die uns geistig erhöhte Gegenwart bedeuten, so wie die Ideen, die in Dante, oder Shakespeare oder Goethe Leben und Dauer empfingen. Wir wollen ja nicht mehr „Geschichte", oder dann wollen wir sie so, daß sie für uns wieder seelisches Geschehen wird; nicht die kalte Lavaschicht fesselt uns, sondern was glühend, fließend und leuchtend diesem Erdinnern entsteigt, wo Platon die Ideenbilder schaute, und aus dem Innern des Menschen, dem die höchsten Gleichnisse entstammen.

Digitized by Google

Der revolutionäre Eros

Gedanken zu den Erzählungen der Alexandra Kollontay[1]

Von Werner Türk (Berlin)

Die Kühnheit der neurussischen, geschlechtsethischen Bestrebungen kann man nur dann verstehen, wenn man sich die soziologische Situation im bolschewistischen Rußland vergegenwärtigt. Zum Verständnis der noch im Bildungsprozeß befindlichen neuen Geschlechtsmoral ist auch die besondere Betrachtung der Stellung der arbeitenden, kämpfenden, lebenbejahenden, bewußt proletarischen Frau unerläßlich, die im neuen Rußland politisch und sozial mit dem Mann völlig gleichberechtigt und gleich verpflichtet ist. — Zwei neue interessante Frauentypen lassen sich schon unterscheiden: Der Typus der werktätigen, politisch passiven (jedoch politisch bewußten) Frau, der sich zu gleicher Zeit auch in Deutschland schon herausbildet. Und: der Typus der politisch aktiven Frau, die sich in fanatischer Opferbereitschaft in den Dienst der Masse stellt. Beide Typen beanspruchen für sich verschiedene Formen des Geschlechtslebens. Der werktätige, nicht propagandistisch wirkende Typus sucht in der mit höchsten geistigen und seelischen Inhalten erfüllten Kameradschaft der beiden Geschlechter sein Ideal. Und mit Recht, denn die politisch nicht wirkende Frau hat noch genug Muße zur Kultivierung einer beständigen Kameradschaft mit dem Mann. Drei Faktoren schaffen diese Kameradschaft: Geistige Übereinstimmung, seelische Harmonie, seruelle Affinität. Das gemeinsame Ethos garantiert den dauerhaften Bestand der geschlechtlichen Verbindung. Weltauffassungsdifferenzen zerstören die Kameradschaft, lösen sie auf.

Wenn also Mann und Frau (beide sind Kommunisten) viele Jahre lang in völliger Übereinstimmung miteinander gelebt haben, und der Mann eines Tages parvenühafte, kapitalistische Anwandlungen bekommt, so ist das für die Frau ein „Scheidungsgrund". So muß das für die Frau ein Scheidungsgrund sein. Und wenn Kinder da sind? Was dann? — Dann wird entweder die Frau die Kinder zu sich nehmen, oder sie wird sie der Obhut des Staates überantworten. Keinesfalls aber wird sie die Gemeinschaft mit dem Mann „der Kinder wegen" aufrechterhalten. Was auch für die Kinder selbstverständlich das Beste ist. — Die bewußt proletarische Frau wird in solchen Fällen auch dann die Gemeinschaft nicht aufrechterhalten, wenn der Mann ihr noch in gewissem Sinne sympathisch ist, oder wenn der Mann sie noch liebt. Das Ethos der Kameradschaft kennt in solchen entscheidenden Momenten keine individuelle Nachsicht. In der neuen Freundschaft zwischen Mann und Frau übt der Geist im Dienste der ethischen Idee eine diktatorische Gewalt aus.

*

Mit der fortschreitenden, geistigen Entwicklung der Frau ändert sich auch ihre äußere Erscheinung: Ihr Gesicht wird ausdrucksvoller, charaktervoller. Die Reize ihrer weiblichen Natur beginnen sich unmittelbarer, ehrlicher mitzuteilen. Konfrontiert mit diesem Zukunftstyp erscheint die bürgerlich-kapitalistische Frau, die ihre weiblichen Pseudoreize in jedem renommierten Schneideratelier bestellen kann, grotesk. Der neue Gefährtinnentypus hat selbst gegenüber dem kameradschaftlich eingestellten Mann einen schweren Stand. Denn dieser, mag er auch noch so bewußt einem neuen, geschlechtsethischen Ziele nachgehn, hat seine alteingewurzelten Instinkte noch nicht ausgerodet. Deshalb wird er immer noch an die Kameradin entwürdigende, ästhetisch-luxuriöse Ansprüche stellen. Deshalb wird er noch häufig die feudale Eleganz des Kapitalistenweibchens dem schlichten, natürlichen Reiz seiner Kameradin vorziehen. Also der neue weibliche Freund des Mannes muß stets auf der Hut sein. Er darf nicht das Opfer höchst unkommunistischer Wünsche seines Kameraden werden.

*

Das in diese neue Kameradschaft eingeordnete Triebleben wirkt sich viel natürlicher, selbstverständlicher aus als in der typisch bürgerlich-kapitalistischen oder kleinbürgerlichen Ehe. In der

[1] Wege der Liebe. Drei Erzählungen. Von Alexandra Kollontay. Berlin, Malik-Verlag. 410 S. M. 4,—.

Digitized by Google

bürgerlich-kapitalistischen Ehe ist die Frau für den Mann entweder nur „eine Quelle der Lust" oder „eine Quelle des Profits"; oder sie vereinigt in sich, wenn er Glück hat, beide Quellen. In der typisch kleinbürgerlichen Ehe ist die Frau nur Wirtschafterin mit geschlechtlichen Nebenverpflichtungen. In beiden Ehen bildet der Geschlechtsakt das so ziemlich einzige, gemeinsame Interesse der beiden Ehegatten, das in den bürgerlich-kapitalistischen mit den raffiniertesten Mitteln wachgehalten und kultiviert wird. In diesen Ehen ist die Frau dauernd auf ein sexuelles Spannungsverhältnis zwischen ihr und dem Mann bedacht. Dieses Spannungsverhältnis erscheint ihr (und auch mit Recht) für den dauerhaften Bestand der Ehe als unbedingt notwendig. Von dieser Charakterisierung werden natürlich die Individualgestaltungen der bürgerlichen Ehen nicht erfaßt. Ablehnung erfahren hier nur zwei typische Erscheinungsformen geschlechtlicher Gemeinschaft.

*

Die neue Kameradschaft wird durch die alternde Kameradin keine Erschütterung erfahren. Kann die Kameradin die physischen Ansprüche ihres Gefährten nicht mehr befriedigen, so wird sie ihm einsichtig den Verkehr mit einer jüngeren Frau gestatten. Sie wird in den naturbedingten Exkursen ihres Kameraden keinen Betrug sehen: Denn solange der Mann sie liebt (d. h., solange er mit ihr geistig und seelisch übereinstimmt), hat sie nichts für den Bestand der Kameradschaft zu fürchten. Was für eine Frau wird es sein, zu der der Mann seine geschlechtlichen Beziehungen dann unterhält? Wird es eine „Prostituierte" sein, oder wird es eine Fabrikarbeiterin sein, die er zu seiner Geliebten hinabwürdigt? — Nein: Es wird jene Frau sein, deren dirnenhaft-lustvolles Temperament sie zwingt, nicht-kameradschaftliche, lockergefügte, unbeständige Lebensformen der geschlechtlichen Gemeinsamkeit zu suchen. Jene Frau, die nach vollbrachter Tagesarbeit nach den spielerischen Freuden und den ekstatischen Begeisterungen des Trieblebens verlangt, die sich in freudiger Bereitschaft ohne praktische Nebenabsichten und ohne kameradschaftliche Ansprüche dem Mann hingibt, den sie triebhaft liebt.

*

Ein nicht zur Kameradschaft qualifizierter Frauentypus, dessen Trieblebens sich gleichfalls völlig ungebunden auswirkt, hat sich im neuen Rußland herauskristallisiert: Der Typus der politisch-aktiven, propagandistischen, organisatorischen, ruhelosen Frau, deren Zeit und deren Kräfte nahezu völlig von Parteiverpflichtungen und kollektivistischen Interessen absorbiert werden. Diese kampfesfreudige und kampfesmutige Frau, die in einer geradezu fanatischen Leidenschaft ihre sozial-ethischen Ziele verfolgt, findet keine Zeit zur Pflege einer dauerhaften individuellen Freundschaft mit dem Mann. Deshalb sind ihre geschlechtlichen Beziehungen zum Mann nur lockerer Art. Sie gibt sich dem Mann hin, den sie im Augenblick liebt. Aber: die geschlechtliche Hingabe verpflichtet sie zu nichts. Ihr Geschlechtsleben unterliegt einer verstandesmäßigen Kontrolle. Obwohl sie den Wert des physischen Erlebnisses erkennt und fühlt, ist der Geschlechtsakt für sie (im Gegensatz zu der starken Wertung, die er von dem dirnenhaften Temperament erfährt) nur eine erfreuliche, biologische Notwendigkeit. Eine zufällig bedingte Schwangerschaft läßt sie von fachkundiger Hand legitim beseitigen. Qualvoll empfindet sie die durch den Abort verursachte Unterbrechung ihrer politischen Arbeit. Erlaubt ihr aber die Parteitätigkeit das Kind auszutragen, so erwartet sie freudig die Geburt. Das Kind überantwortet sie dann (die Begriffsdifferenzierung von ehelichen und unehelichen Kindern existiert in der neuen Geschlechtsmoral nicht mehr) der Fürsorge des Staates, der das Kind in dem neuen Gemeinschaftsgeist erzieht.

*

Mit ganz neuen Moralbegriffen wird die Reinheit der Frau bewertet. Die Frau wird von dem Mann nicht deshalb mehr als unrein betrachtet, weil sie vor der Freundschaft mit ihm schon geschlechtlichen Verkehr gehabt hat. Nein: Unrein ist für den Mann die Frau, die asozial ist, die verantwortungslos gegenüber der Allgemeinheit lebt. Die Unreinheit der Frau ist für den neuen Menschen geistig und seelisch bedingt.

*

Das erste Buch, das zur Erörterung der sexualethischen Bestrebungen des neuen Rußlands

Digitized by Google

zwingt, ist das der Alexandra Kollontay. Frau Kollontay, die die neuen Moralauffassungen und Sexualanschauungen der revolutionären, russischen Jugend genau kennt, weiß sie uns in drei sehr eindrucksvollen Erzählungen zu übermitteln. Diese Novellen,[2] die von dem Gesamttitel „Wege der Liebe" umschlossen sind, weisen nicht in die Zukunft, stellen keine Endziele auf, sondern beschränken sich darauf, die chaotischen Wirrnisse gegenwärtiger Situationen zu spiegeln. — Die erste Erzählung schildert die Wandlungen der Moral- und Sexualbegriffe im Ablauf dreier verschiedener Generationen: Die großmütterliche strenge Forderung der legalen Ehe, die revolutionäre, noch in gewissem Sinne bürgerlich bedingte Sexualauffassung der Mutter und die bolschewistische Einstellung der Tochter, die das Triebleben zwar in offener, freudiger Bejahung des Sexus bewertet, es aber dem geistigen und psychischen Erlebnis subordiniert. Die beiden anderen Erzählungen, behandeln in dramatischer Bewegtheit, die tragischen, durch die alteingewurzelten Instinkte des Mannes bedingten Konflikte, die sich in der neuen kameradschaftlichen Gemeinschaft abspielen. Die Überzeugungskraft der drei Kollontayschen Novellen bezieht ihre Energien aus einer überraschenden Profilierungskunst, aus der Fähigkeit plastischer Milieuschilderung, aus einer bewunderungswürdigen, dichterischen Erlebnisintensität und aus einer sehr bemerkenswerten epischen Veranlagung. Artistisch zu beanstanden wäre vielleicht nur die in der dritten Erzählung symbolisch-leitmotivische Verwendung der Eifersuchtsschlange. Abgesehen von dieser geringen Einschränkung kann man ohne Übertreibung konstatieren: Der Kollontaysche Novellenband „Die Wege der Liebe" ist eins der wenigen Bücher, das in seiner Wesentlichkeit das Interesse der gesamten, auf den kulturellen Fortschritt bedachten Welt beanspruchen darf. —

Josef Winckler

Ein Umriß von Karl Vogler (Davos)

Der Name Winckler steht im neuen deutschen Schrifttum groß und urwüchsig da. Urwüchsig wie seine westfälische Landschaft mit Eichenknorren, dunkelschattenden Buchenwäldern und verknauften Wallhecken, aber auch mit dem weiten Blick über das moorige Land. Zur Herbstzeit kochen die Felder in Nebel auf, die wie Sagen und Märchen durch diese feuchte Welt wallen. Und die Sonne verbiegt im Anprall auf sie ihre Strahlen, bloß um ein paar Löcher in den dichtgewirkten Dampfschleier zu reißen. So ist seine Kunst: hart und geheimnisvertraut, eigenwillig stark und in weitem Schwung ausgesät, von großer Komposition. Und seine plastische Schaukraft formt aus dem Nebel seiner Phantasie ungeheure Visionen, die in neuen Wortprägungen Bild, Bewegung und Architektur werden. Seine Saugwurzeln klammern mächtig im niedersächsischen Heimatboden. „Wer dem Herzen seines Volkes nah geboren ist in der Urwärme dichterischer Intuition — der allein ist sein Künder und spricht seine immanente Wirklichkeit, formt sie zur höchsten Wahrheit, mein Junge! — — Was denn auch heißt die Wahrheit? Schönheit ist mehr wert! Was schön ist, fühlen wir kraft eingeboren göttlichen Instinktes — was aber wahr ist, weiß niemand, und die vorgeben, die Wahrheit zu besitzen, irren am weitesten abseits. — Nur den Dichtern ist es gegeben, sie im Gleichnis vom Wesen der Dinge und Menschen darzustellen . . ."

Diese Worte läßt Winckler im „Pumpernickel" den Doktor Jungmann sprechen. Das ist ein offenes Bekenntnis, und zu solchem Bekenntnis gehört heute Mut. Nur als Dichter sprudelnder Art kann er es sagen, bricht es aus ihm heraus. Mut und Offenheit — sie gehören zu Winclers echten Westfalenseigenschaften. „Schönheit ist mehr wert!" In der Schönheit liegt der große Teil der Wahrheit beschlossen, die über dem Leben des Alltags ruht unwandelbar. Aber was ist schön? Wer auch nur

[2] Die einfühlsame, instinktsichere Eindeutschung ist von Frau Ella Federn-Kohlhaas.

Digitized by Google

eine Zeile seines dichterischen Ausdrucks gehört hat (ich sage es mit Absicht; denn es gibt auch anderes bei ihm), weiß, daß sein mächtiges Wort nicht der rein formal sich wendenden Schönheit dient. Sein oft titanischer Aufbruch hat dem Gesetz der glatten Form schwere Risse gebrochen, und es liegt in ihm immer der gespannte Zwiespalt niedersächsischer Natur in Wort und Wesen. Herber, maßloser Drang nach innerster Wahrhaftigkeit, der durch den vollen Atem seiner Verse schlägt, läßt ihn immer neu nach der Wahrheit im Schönen, nach der Schönheit im Wahren ringen. Was schadet es, daß oft Wahrheit, Schönheit, Wahrhaftigkeit und bald Brutalität in seiner Dichtung durcheinanderwirbeln? Wir hören ein Dichterherz den schweren Blutpuls klopfen, und dieser Puls ist gesunde Natur, nicht erst durch künstlichen Rausch aufgereizt! Sein Rausch ist Dynamik doppelstarken Erlebens, sein Rausch ist alles überströmende Phantasie, die ihn und sein Wort jagt. Und diese Gewalten zwingen ihn, explodieren in ihm, stürzen blutwarm in seine Dichtung hinein. Er erweckt in der Tiefe, weil die Glut menschlicher Seele in ihm brennt. Darum auch wirkt seine Offenheit so erlösend, daß etwas von diesem Glut-Mut im Hörer auflodert, daß er befreiter, ohne Schaufesseln impressionistischer Ästhetik, in die weitgebreitete Welt schauen darf, die der Dichter aufstieß. Wollt ihr ihn in die Kasten und Kästen der Literatur einordnen? Er sprengt die Wände kraft seiner Persönlichkeit. Die bloße „sensualistische Rezeption" — sie wird in diesem gewaltigen Dichterherzen umgeformt zur Gestaltung. „Wie du erlebst, so bilde es aus in höherer Wahrhaftigkeit!" Ein Dichter vom Schlage Winckler bändigt seine Geisteswelt und — seine Leser. Diese Umbildung ist seine Form. Und diese Form ist seine dichterische Schönheit.

Die Person des Dichters reißt durch inbrünstige Wärme zum Nacherleben mit, und die Auseinandersetzung mit seiner Welt wird im Hörer stark durch die Stärke des Dichterwortes. Sein Gefühl, das sich in Worte ballt, seine Phantasie, welche die Gestalten zaubert, sind so hoch, daß nur Gerrit Engelke und Heinrich Lersch ihm verglichen werden können. Wie in diesen brennt in dem „nüchternen" Westfalen die himmelstürmende Flamme des Industriejahrhunderts heiß auf. Hinter Schweiß und Qualm und Ruß spürt er den mythenlosen Dithyrambus des Mensch-Maschinengeistes und ruft den Nur-Wald-Romantikern, die wehleidig das kalte Wachsen des Menschengeistes beklagen, sein zechendonnerndes „Halali" entgegen (wie einst Gottfried Keller dem klagenden Justinus Kerner seinen Luftschiff-Vers dichtete). Und die Bejahung des Gewordenen ist der Unterbau für ein großes Kulturleben, das die sozialen Probleme von vornherein mit lautem Ja anpacken kann.

Der Krieg steigerte den furor teutonicus in Winckler zugleich in einen furor poeticus. Seine beiden Werke: „Mitten im Weltkrieg" und „Ozean" waren ein dichterischer Großkampf. Alles oder nichts. Bis so furchtbar die Vision zerbrach und das Dichterauge in die krasse Nüchternheit hineinstarrte. Furchtbar zerbrach ihm da der Glaube an den schaffenden Sinn der Welt. Sein „Irrgarten Gottes" ist der Irrgarten Wincklers, des deutschen Menschen, vielleicht sogar des Europäers überhaupt. Hier in diesem Labyrinth wächst seine visionäre Kraft, die große Menschheitsfrage wirft er endgültig auf, er fordert, rüttelt an den Säulen der Zeit, er ist so tief zerschlagen wie die Völker selbst. Aber wie viele Millionen Geschlagener, die in dem Chaos sich wälzten, einzeln stehen, denen das große Band geistig-religiöser Gemeinschaft fehlt, so steht auch er einsam in ihrer Mitte. Sie alle in ihrer Zerrissenheit spüren ihre Nöte in der Rätselhaftigkeit unseres Seins. Der „chiliastische Pilgerzug" brachte keine Erlösung — Winckler muß seine Befreiung erarbeiten, erwarten. Weltanschaulich Einheitliches hat er noch nicht gegeben, ihm fehlt die Geistesmacht, in höherem Sinne das reale Weltgeschehen einzuordnen, uns allen auch hier Führer zu sein. Auch er steckt noch mitten drin! Aber wie groß und herrlich ist sein Kampf! Wohl kann die Phantasie den „höheren Sinn" heraufbeschwören, aber hier wollen wir keinen Zauber — und Winckler wartet arbeitend. Der erfindende und bindende Geist der Philosophen wird die Welt aus der Distanz betrachten — später einmal —, wenn das Blut des jetzt jungen Lebens verdunstet ist und tot... Uns bleibt — mit Winckler und durch ihn — das Gewordene stark zu erleben.

Der große Visionenmensch gibt uns noch keine Einheit, keine Deutung. Um so fester saugt er sich

Digitized by Google

in den Urquell seiner Kraft, in den Heimatboden der roten Erde ein. Da der Ring weltanschaulicher Größe sich noch nicht formen will, biegt er zur nächsten Größe um: zum Humor. Aber die Harmonie liegt auch in diesem wilden Ungestüm nicht beschlossen. Die Gegenpole, „das Wilde, Zyklopische, in sich Verschmachtende, nie zu rechter innerer Freiheit Gelangende" tanzen und schleudern auch hier in Betäubung. Der Humor des „tollen Bomberg" ist ein Auspuffrohr nach den wirren Zweifeln, die ihn umtobten; es ist nicht der „store humor", der unter Tränen lacht. Aber Winckler ist auf seinem zähen Wege: sein „Pumpernickel" fängt das Bauernvolk seiner Heimat in Hunderten von Bildern, Gestalten, volksgewachsenen Erlebnissen ein, fest und derb wie das schwarze westfälische Roggenbrot. Und man findet, wie im echten Pumpernickel, harte Stücke darin, welche den Zähnen arge Musik aufspielen. Pumpernickel ist echt bäuerisch-westfälische Kost und gibt gesunde Kraft. Kampf liegt auch in diesem Buch, und der Kampf macht deutlich, was Winckler, wiederum durch Jungmann, sagt: „Neben den stillsten Träumern findest du immer wieder hier ... die lautesten Auftrumpfer, als sammle das Land seine Energien immer wieder zu jähen Durchbrüchen; neben den frommsten Duckmäusern wuchern krasseste Kirchenheiden ... Dies Westfalen der innersten Zwiespältigkeit ist noch gar nicht entdeckt, unser Volksstamm ist bei weitem nicht ausgedeutet, weil oder trotzdem gerade die größte deutsche Dichterin, Annette v. Droste-Hülshoff, bisher als einzige, ja autoritative Repräsentantin angesehen wird! ... Sie verschnippelte den ungeheuren Klotz und bemalte ihn mit schöngeistigen Arabesken, wie dazumal die Miniaturenmalerei in flore stand! Um echt westfälisch sein zu können, muß man ein Mann sein! ... Denn dies ist das eigentlich Schöpferische — das Westfalen des blinden Wagemutes, des tollen Ungestüms, des Überschwangs — das im Korsikakönig Theodor Neuhoff, im wilden Grabbe immer nur das Unmaß schuf, der Form fremd, aber nach Herkunft und Angehörigkeit das Urtümlichste; freilich, das auch träumt, auch spintisiert, auch ahnender Süchte übervoll — während Annette nur die eine Seite sah, die romantisch-idyllische, fromm-schwärmerische, die barbarische Tiefe, das Chaos nicht ...!" Winckler ist ein Mann. Und wo Kampf, da ist Wachsen. Weil ihm das große Firnenlicht der höheren Welt, die außer ihm ist, nicht ruhig leuchtet, sucht er das Feuer hinter allen mächtigen Dingen, im Kampf des Maschinenmenschen, im rasenden Aufstand der Weltvölker, im unbändigen Humor des Bomberg, in der Ungeschlachtheit des Volkes mit dem zweiten Gesicht. Über allen Werken spannt sich die Kuppel geheimnisvollen Denkens. Er ist ganz zurückgekehrt zu seinem heimatlichen Stamm.

Möge dies Volk, zwiegespalten auch durch den Titanengeist der Industrie, möge es Winckler der Antäusboden neuer Kraft werden!

Das Bühnenbild

Von Paul Legband (Berlin)

Wenn im Sommernachtstraum zu dem 4/4 Takt der Holzbläser die Rüpel in den Wald hineinpoltern und ihre Naivität den grünen Fleck zum Theater erklärt, wenn der eine oder andere, mit Leim und Mörtel beschmiert, die Wand vorstellen soll, dann ist mit quellender Phantasie das Zauberland des Theaters an sich aufgeschlossen. Das Bühnenbild ist fertig. Beisammen sind wir, fanget an. Nicht anders baut Shakespeare, den „hellen Himmel der Erfindung" ersteigend, auf „unwürdigem Gerüst" Monarchien, baut England und Frankreich, baut Burgen, Kathedralen, die Berge und den Ozean, Himmel, Hölle und Erde. „Laßt uns auf Eure einbildsamen Kräfte wirken, Ergänzt mit den Gedanken unsere Mängel" — bittet sein Prolog zum fünften „Heinrich". Naiver Glaube, folgsame, vollendende Phantasie — Urbezirk alles Theaterspielens. Mühelos vollzieht sich szenischer Wechsel. Wie suchen wir diese primitive Gläubigkeit, diese naive Hingabe, wie weit sind wir von ihr entfernt, verführt durch eine opernhafte, seit Jahrhunderten vererbte Aus-

Digitized by Google

stattungssucht. Eine eigene Bühnenform, ein eigenes Bühnenbild haben die Germanen nicht gefunden. Der englische Puritanismus, das menschliche und wirtschaftliche Elend des 30jährigen Krieges in Deutschland haben jede organische Entwicklung eines deutschen, eines germanischen Theaters untergraben. Das Volk hatte kein Theatererlebnis. In höfischen Rangtheatern und Guckkastenbühnen griffen Fürsten, international verschwägert, zu internationaler Mode, wenn sie zu ihrer Belustigung Feste, Ballette, Opern mit verschwenderischem Prunk in ewig sich überbietendem Luxus arrangierten. Bevor eine deutsche Oper, bevor ein deutsches Drama im 18. Jahrhundert entstand, gab es über hundert Jahre lang schon die Bühnenform, in die sie hineingepreßt, das Bühnenbild, in das sie hineingestellt wurden. Dieses Bühnenbild war nicht von innen nach außen gewachsen, sondern entstand als dekorativer, prunkvoller Rahmen um seiner selbst willen. Ein und derselbe Typus des Bühnenbildes, unabhängig von der Seele, der Atmosphäre der Dichtung, immer neu, oft kühn, phantasieüberladen, oft kalt und schablonenhaft variiert, beherrscht die Bühnen Europas nahezu ein Jahrhundert lang. Die gewaltige Bedeutung, die für Bühnenform und Bühnenbild das Theater des Barock — Spiel und Belustigung der Reichen und Sorglosen — gefunden hat, beleuchtet eine ausgezeichnete, mit glänzenden Abbildungen bereicherte Arbeit von Paul Zucker,[1] dem wir schon manche Aufklärung über die Entwicklung des Theaters der Renaissance und anderer Epochen verdanken. Die Blütezeit der großen Ballette und Feerien bringt in wenigen Jahrzehnten bereits die Höchstleistungen dekorativer Barockkunst. Die italienische Oper folgt, verschwenderisch ausgestattet, während von der Bühne des Dramas in dekorativer Hinsicht nichts verlangt wird. Regisseur ist der Maschinenmeister. Er wird zu einem Drittel an den opulenten Einnahmen beteiligt. Italienische Architekten und Maler werden maßgebend für die Theaterdekoration. Zucker verfolgt die Entstehung dieser Barock-Bühne in Italien und Frankreich (Venezianische Oper, Festivitäten unter Ludwig XIV.), in Österreich und Deutschland, wo Jesuiten die Idee der barocken Theaterdekoration popularisieren, um dann die Prinzipien dieses Bühnenbildes klarzulegen. Besonders zwei Künstler sind es, die durch ihren überragenden Einfluß und ihre schöpferische Phantasie die internationale, formale Einheit des Bühnenbildes sichern: der südtiroler Jesuitenpater Andrea Pozzo, und Ferdinando Bibiena, der Bologneser, der bedeutendste aus der Familie der Galli-Bibiena, die vier Generationen lang acht glänzende Architekten der europäischen Theaterwelt schenkt. Das Schaffen dieser Künstler hat die Tendenz, die noch bis zur Gegenwart das Bühnenbild beherrscht. Sie zielen auf eine möglichst vollkommene Täuschung des Auges, auf eine möglichst genaue Abspiegelung und Wiedergabe der realen Umwelt, kurz, sie arbeiten illusionistisch. Je mehr städtische Opernbühnen und öffentliche Schauspielhäuser entstanden, desto stärker wird dieses Bestreben. „Je größer der Kreis der Zuschauer wird, und aus je minderen Schichten sie stammen, desto geringer wird das Interesse an formal künstlerischen Anordnungen und desto mehr Erfolg wird jede naturalistische Gestaltung haben. Ein durchschnittliches Theaterpublikum wird ein illusionistisches Bühnenbild eher erfreuen als ein dekorativ-tektonisches. Das Interesse des Wiederfindens von Dingen der Alltagsumwelt, die Freude an der geschickten Nachahmung, verführen leicht zu einem übergroßen, stofflichen Interesse, jenem ästhetischen Irrtum vergleichbar, der bei Darstellungen der bildenden Kunst nach dem wiedergegebenen Was anstatt nach dem Wie fragt." Zucker verfolgt die Wandlungen der barocken Illusionsbühne bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, Wandlungen formaler Natur, die am Typus des Bühnenbildes nichts mehr änderten. Ununterbrochen arbeiteten Architekten dieses Bühnenbild nur für die Oper. Was sie an maschinellen Einrichtungen gebrauchte, an Kulissen, Soffitten, Versenkungen, Schnürböden mit dem Ziel der Kopie der Wirklichkeit, das mußte dem Drama genügen.

So ist es begreiflich, daß vom 17. bis zur Wende des 20. Jahrhunderts der Gedanke unerhört, ja

[1] Die Theaterdekoration des Barock. Eine Kunstgeschichte des Bühnenbildes. Von Paul Zucker. Mit 56 Abbildungen (Dekorationsentwürfen von Pozzo, Parigi, Torelli, Burnacini, Santurini, Galli-Bibiena, Righini, Juvarra, Poli u. a.). Berlin 1925, Rudolf Kaemmerer Verlag. 56 S., 36 Tafeln.

Digitized by Google

lächerlich gegolten hätte, daß die Form der Szene, das Bühnenbild sich dem Drama unterzuordnen, sich ihm einzugliedern habe. Bühnenform war bis in die neueste Zeit innerlich vom Drama unabhängig. Bühnenbild hieß Selbstzweck.

Ein symbolischer Ausdruck der Handlung durch den Raum, eine seelische Spiegelung des Menschen in Licht und Farbe verbot sich in Zeiten, da generell jede Bühne über schematische Garnituren von Dekorationen verfügte, über konventionelle Kerker, Landschaften, Rittersäle, Burgen, Wirtshäuser, bürgerliche und gute Stuben. Im Schauspiel wurde sinnlos zusammengestellt, was für die Oper angeschafft war. Den szenischen Anweisungen und ihrer Ausdeutung wandten die Dramatiker und Regisseure kaum ein stärkeres Interesse zu. Ohne tiefere Einfühlung, meist nüchtern praktisch und zufällig, bauen Regisseure den Raum und die Landschaft um den Schauspieler herum, im Schauspiel wie in der Oper. Auf kahlem, hölzernen Bühnenboden stehen Sarastro und die Priester, hinter denen Schinkel seine rein bildhaften, malerisch stark empfundenen, heroischen Landschaften aufrollt; in weitem gewölbtem Keller, in dem eine Kutsche, vierspännig, umwenden kann, leben Florestan und Gretchen; vor eine photographisch getreue Panoramalandschaft der Wartburg wird ohne inneren Zusammenhang der einsame Tannhäuser gestellt, und hinter naturecht gemalten, schwankend aufgehängten Bäumen brechen die Räuber der böhmischen Wälder hervor. Unaufhörlich werden peinliche Mängel der Illusionsbühne „verbessert". Selbst wesentliche Reformversuche (Immermann) versanden. Die Meininger „statten aus", steigern das Bild an sich; Richard Wagner, Barockmensch, prachtliebend, fängt die bürgerliche Welt durch pompöse Details, durch maschinellen Hokuspokus. Zierat, Überdeutliches, Unwesentliches überwuchert die Bühne. Der Naturalismus dringt bis zum Extrem vor. Die Szenenanweisungen der Dichter werden weitschweifig. Sie wollen den Menschen in echtes Milieu stellen, aber sie bauen es leer um ihn herum, bauen es für sich. Kneipen mit Schnapsgeruch, ärmliche oder reiche Möbelmagazine werden auf- und ausgestellt. Umgestülpte Fässer, Harken, Besen, Mistgabeln, Geschirrzeug, Fischernetze, Laternen, Arte, Leitern — ein Blick in die entsetzlichen Schreckenskammern des Requisiteurs an allen Stadt- und weiland Hoftheatern genügt, um dieses naturalistische Bühnenbild zu kennzeichnen. Obendrein wird alles in kaltes Licht getaucht, die Fußrampe angedreht, so daß in kahler Wirklichkeit, ohne farbige Dynamik, ohne atmosphärischen Zauberdunst kostümierte Menschen in Dutzend- und Zufallsräumen leben und sich bewegen.

Um die Jahrhundertwende endlich setzt die Reform ein. Gordon Craigh und Appia rühren sich. Sie fordern mit dem Beginn des Impressionismus seelische Fülle und Einheit des Ganzen, Einklang zwischen Körper, Licht und Raum. Ihnen scheint die Technik des Theaters unwichtig wesentlicheren Dingen gegenüber. Sie fordern zu dem bewegten Menschen die Größe der Architektur, verlangen Raumgestaltung, Lichtgestaltung und eine Farbenauswahl, die nicht um ihrer selbst willen schön ist. Das Bühnenbild soll kein Gemälde sein, kein Selbstzweck, sondern symbolischen Ausdruck bekommen. Für eine grundlegende Änderung von Wagners Illusionsbühne tritt Appia radikal ein, zunächst ungehört. Aber die Versuche mehren sich. An verschiedenen Bühnen beginnen Regisseure und Maler die kümmerlich begrenzte, verengende Stilform der naturalistischen Illusionsbühne zu weiten, sie durch heroische Akzente hinaufzuläutern. Reinhardt, Zeiß, Hagemann, Martersteig, Dumont-Lindemann u. a. beginnen, Maler wie Roller, Stern, Peter Behrens, Orlik, Erler, Diez, Hengeler, Theoretiker wie Georg Fuchs suchen nach neuen Formen des Bühnenbildes. Die fertig gelieferten, nach Quadratmetern bestellten, auf Lager vorrätigen Dekorationen der verstaubten Theaterdekorationsfirmen verschwinden. Die Provinzbühnen stellen eigene, junge, moderne Maler ein, Maler, die freilich zu oft in ihrem Metier steckenbleiben, ohne den Blick für das regiemäßig Erforderliche, für die Seele des Stücks zu haben.

So artet das Suchen nach einem neuen Stil oft in Kunstgewerbe, oft in phantasielose doktrinäre Kühle, oft in bizarre Schnörkel aus. Die Reliefbühne, die Reinhardt in München 1908, die Hagemann mit seiner „Ring"-Inszenierung in Baden-Baden durchführten, blieb vorübergehendes gutes Experiment. Auch die Stilbühne, die mit Schu-

Digitized by Google

manns „Hamlet" in Dresden einsetzte und durch starke Monumentalität und durch ein in Farben reich variables Vorhang-System ruhige, große Bühnenbilder ermöglichte, war Erfrischung nach der konventionellen Illusionsbühne. Eine Lösung bot freilich auch die Stilbühne nicht, weil ihre Starrheit, ihre ruhigen Flächen, ihre herben Linien nur für eine kleine Zahl von Dramen sich eignen. Um so intensiver werden die Versuche während des Krieges, radikal nach dem Weltkrieg fortgesetzt. Das Wort Bühnenmaler verschwindet. Der Architekt, der Bühnenbildner treten auf den Plan. Mit ihm fühlt der Regisseur sich eins in der Verpflichtung, die seelische Atmosphäre der Dichtung aufzufangen, die Szene in Beziehung zu setzen zu dem seelischen und körperlichen, in lebendiger Aktion sich wandelnden Menschen. Der Raum wird neu entdeckt, der Bühnenboden gestuft und gegliedert, das Licht rückt Menschen und Szene in metaphysisches Halbdunkel, die Farbe erscheint nicht mehr um ihrer selbst willen. Auf malerische Durchdringung der räumlichen Bühne folgen Versuche, das naturalistische, gegenständliche Drama ins Abstrakte aufzulösen, unter Verzicht auf verwirrendes Detail den Schauspieler in den seelisch erfühlten, lichtgefüllten Raum zu stellen, bis schließlich raumrhythmische Lösungen aus der Sprache und Architektur des Dramas aufwachsen. Internationale Beziehungen werden wach. Tairoff entfesselt das Theater, Jessner baut organisch und keineswegs aus kalter Konstruktion seine Treppe in immer neuen Variationen. Neue Bühnenbildner tauchen auf, Pirchan, Pilartz, Aravantinos, George Groß, Poelzig, Pechstein, Schlemmer, Strohbach, Campendonk, Schroeder, Pasetti u. a.

Die Entwicklung dieser jungen szenischen Kunst, die unabgeschlossen nach beiden Seiten stark auspendelt, läßt sich nicht leicht verfolgen. Außer Oskar Fischels instruktivem Buch über das Bühnenbild fehlt es an einer zusammenfassenden Arbeit über die modernen Szeniker. Um so dankbarer muß deshalb das Erscheinen eines Buchs begrüßt werden, das dem Gesamtschaffen eines begabten, seit 1912 in der Bühnenpraxis stehenden Künstlers gilt: Ludwig Sievert.[2] An seiner Entwicklung läßt sich wie in einem Brennspiegel die verblüffend schnelle Reform des Bühnenbildes überblicken. Mit 17 Jahren wird er Theatermaler, wandert von Atelier zu Atelier, malt in Akkordarbeit Wälder, Dörfer, Säle, Stuben pro Quadratmeter 35—60 Pfennig, kommt mit 23 Jahren in die Hochburg der ältesten Theatermalerei, in die Werkstätten des Professor Lütkemeyer in Koburg. Hier wurden serienweise die gleichen Dekorationen für große und kleine Bühnen hergestellt. „Die Männer, die seit ihrer Jugend hier malten, waren jetzt alt und grau geworden wie ihre Farben, sie trugen lange Bärte und aßen jeden Samstag auf dem koburger Marktplatz rostgebratene Schweinswürsteln." Mit dem Jahre 1912 beginnt Sieverts Aufstieg, als er als künstlerischer Beirat an das damals unter meiner Leitung stehende freiburger Stadttheater kam. Die äußeren Etappen seines künstlerischen Wirkens sind dann 1914 bis 1918 Mannheim (Hagemann), 1918—1926 Frankfurt a. M. (Weichert). Konnte ich 1912 mit Sievert und Hoerth den ersten praktischen Versuch auf deutschen Bühnen wagen, Richard Wagner nach neuen Gesichtspunkten zu inszenieren, so ging Sievert auch in späteren Jahren dank seiner starken Einfühlung und seiner Regiebegabung stets an der Spitze neuer szenischer Pfadfinder. Der Herausgeber des seiner Lebensarbeit gewidmeten Buchs, Ludwig Wagner, verfolgt nach einer kenntnisreichen Einleitung diese Wege Schritt für Schritt, zeigt, wie Sievert von malerisch-dekorativen Inszenierungen den Weg zu malerischer Durchdringung der räumlichen Bühne fand, wie er mit dem Problem der abstrakten Bühne sich abfand und früh schon die raumrhythmische Gliederung erkannte, überall bemüht, den Weg zur seelischen Bühne zu finden. Man braucht nicht alle superlativischen Worte zu unterschreiben, die Ludwig Wagner, in sein Thema verliebt, auch bei minder geglückten Szenenlösungen findet, könnte auch die Auswahl der Bilder und die Anordnung des Stoffs in Einzelheiten anders wünschen — dem großen Wert des Buchs und seiner symptomatischen Bedeutung tut das keinen Ab-

[2] Der Szeniker Ludwig Sievert. Studie zur Entwicklungsgeschichte des Bühnenbilds im letzten Jahrzehnt. Von Ludwig Wagner. 167 S. mit 90 zum Teil farbigen Bühnenbildern. Berlin 1926, Bühnenvolksbundverlag.

Digitized by Google

bruch. Es zeigt an einem charakteristischen Einzelfall den idealen Weg jedes inbrünstigen Stilsuchers: die besondere Atmosphäre jeder Dichtung zu geben, betont „das Prinzip, mit den einfachsten Mitteln stärkste Bildeindrücke und szenische Suggestion kraft einer imaginativen Phantasie und eines überlegenen Blicks für alles Technische" zu vermitteln.

Gedanken um Ludwig Devrient

Von Edgar Groß (Halle a. S.)

Wie das Theater Kulturspiegel eines Volkes, so ist der große Schauspieler das Gefäß, in dem sich alle künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten einer Epoche zur höchsten Konzentration zu sammeln scheinen. Die unmittelbare Bewunderung, die ihn zum Abgott seiner Mitwelt macht, gilt daher nie ausschließlich seiner außerordentlichen Leistung, sie ist Anerkennung dafür, daß er die geheimsten Impulse seiner Zeit sichtbar zur Oberfläche führt. Es gibt in der Schauspielkunst keine Genies, die erst zwanzig Jahre nach ihrem Tode anerkannt werden, aber es gibt auch keinen genialen Darsteller, der nicht vollkommener Typus seines Zeitalters wäre. Je mehr dieses sich der Grundform des Theaters nähert, desto stärker ist seine schauspielerische Auswirkung, desto zeitumspannender erscheint er. Es ist kein Zufall, daß die Romantik ein Genie zu ihren Söhnen zählt, das für uns Inbegriff aller Schauspielkunst ist. Ludwig Devrient bezeichnet nicht nur einen Höhepunkt des berliner Theaters, an dem er siebzehn Jahre gewirkt hat, er ist auch ein Gipfelpunkt der theatralischen Kunst überhaupt. Zeitlos in dem Maße, wie die romantische Theatererfülltheit einer Weltensehnsucht Ausdruck verleiht. Er ist Höhepunkt, aber auch Endpunkt einer Entwicklung, in der F. L. Schröders Werk, bei aller Temperamentsverschiedenheit, gipfelt. Sein Lebensgefühl ist romantisch, aber er gehört keiner Richtung an, wie er auch keine neue Epoche einleitet. Im Gegenteil, sein Beispiel wurde vielfach gefährlich; jeder Versuch, seine Art weiter zu treiben, mußte zur Auflösung führen. Die ihn kopieren wollten, waren Manieristen der Schauspielkunst. Er war einzig (das Wort entbehrt hier jeder Banalität) und konnte darum niemals Vorbild sein, weil er immer unnachahmbar gewesen ist. Oder die Natur hätte ein Abbild ihrer selbst formen müssen. Wohl hat er Wesensverwandte, und sie zählen zu den Besten deutscher Bühnenkunst.

Ludwig Devrient besaß „die proteische Beweglichkeit der romantischen Seele", von der O. Walzel spricht. „Proteus der Bretter" nennt ihn auch ein zeitgenössischer Verehrer. Seine Seele war immer offen den vielfältigsten Eindrücken, immer beweglich und aufnahmefähig, immer bereit, Intuitionen in einen grandiosen Strom auszuströmen. Er war unerschöpflich in seinen Mitteln und in seinen Ausdrucksmöglichkeiten, ein Schauspieler der inneren Hemmungslosigkeit im besten Sinne. Das feurig-glutende Auge, die wechselnde Mimik waren das Spiegelbild seiner erdhaft eruptiven Kraft, seiner ins Ungemessene reichenden Phantasie. Er lebte die Wunderwelt des Unterbewußtseins wie sein Freund E. T. A. Hoffmann. Das wahre Sein war ihm das, das der innere Sinn erschaut; von dort aus betrat er den Boden der Wirklichkeit ohne Übergänge. In diesem Zusammenhang gewinnt es besondere Bedeutung, daß er Walter Scott mit Spannung las, den Dichter, der seine Kraft aus der Beobachtung lebendigen Volkstums schöpfte. Er war die einzige vollständige bühnenkünstlerische Erfüllung der Romantik. Und er zeigte ihre gefährliche Kehrseite, indem er sich selbst zerstörte.

Devrient ist in seiner Kunst und in seiner Lebensführung, für die es nur zwei Mittelpunkte gab: das Theater und die Weinstube, der schlagendste Beweis dafür, daß große Schauspielkunst immer antibürgerlich ist. Kinder Fahrender oder solche, die der bürgerlichen Ordnung entliefen, sind es, die das Theater begründet und zur Blüte entwickelt haben. Auch Devrient entlief der Bürgerlichkeit einer geachteten und wohlhabenden Familie. Er entzog sich dem traditionellen Kaufmannsberuf, den man ihm aufzwingen wollte

Digitized by Google

mit der inneren Notwendigkeit seiner dämonischen Leidenschaft. Er ist auch ein Beweis dafür, daß große schauspielerische Begabung auf der intensiven Parallelität von körperlichem und seelischem Sein beruht. Symptom seiner Leistung ist die Einheit in der Erfassung und Ausdeutung einer Rolle; die Einheit, die sich in der sprachlichen Charakterisierung, in der Mimik, im Gang ausprägt. Für seinen Biographen sind dadurch die Grundlinien gezogen: Devrient schildern, heißt die Geschichte einer Natur darstellen, heißt vom Wesen der Schauspielkunst erzählen.

Man empfand es als schmerzhafte Lücke, daß dieser Größte im Reiche Thaliens bisher keine zusammenfassende Darstellung seines Lebenswerks gefunden hat. Zwei fundamentale Schwierigkeiten standen dem im Wege: die Verstreutheit des schwer zugänglichen Materials und die Unmöglichkeit, das Überlieferte ganz nach Dichtung und Wahrheit zu scheiden. Das Wagnis hat Georg Altman in seinem Buch „Ludwig Devrient, Leben und Werke eines Schauspielers" (Verlag Ullstein, Berlin 1926) als erster durchgeführt. Er hat das Material mit Sorgfalt zusammengetragen; er darf den Anspruch erheben, das Erreichbare bis auf wenige Quellen ausgenutzt zu haben. Nur die Darstellung der Gastspiele ließe sich durch vorhandenes Quellenmaterial noch farbiger gestalten. Altman faßt das Ergebnis seiner Forschungen zu einer fesselnden Gesamtschilderung zusammen. Ohne das Anekdotische kommt er nicht immer aus, aber er rettet sich dann in die zwanglose Erzählung. Er sucht auch die Anekdote über sich selbst zu erheben, indem er sie der seelischen Deutung Devrients unterordnet. In dieser Deutung, die auch aktenmäßige Tatsachen mit dem inneren Lebensprozeß zu verknüpfen weiß, liegt ein Hauptreiz dieser lebendigen Analyse. Altman rekonstruiert mit Geschick aus den Theaterzetteln, er spinnt die abgerissenen Fäden einzelner Überlieferungen weiter, er verknüpft das Zusammenhangslose, er ergänzt Lücken aus dem Gesamtorganismus, so daß das Bild einer menschlich-künstlerischen Totalität entsteht. Er zeichnet das Wesen des Künstlers mit künstlerischem Temperament nach. Doch er geht über die individualistisch-biographische Behandlungsweise nicht hinaus. Er stellt wohl Zusammenhänge mit den Zeitströmungen her, aber es fehlt die weite Erfassung literarischer und bühnenkünstlerischer Stilentwicklungen. Die Schauspielerbiographie, die nicht beim Persönlichkeitsbild stehenbleiben will, muß aber notgedrungen den Schauspieler aus dem Boden seiner Zeit und seines Volkes erklären. Würde Devrient intensiver in die kulturelle Entwicklung hineingestellt, so würde sein Wirken mehr noch den allgemeinen Geist einer künstlerischen Epoche widerspiegeln.

Das Bedürfnis nach einer entwicklungsgeschichtlichen und theater-psychologischen Behandlung des Devrient-Problems, für das die einleitenden Ausführungen einige Grundlinien geben sollten, bleibt auch nach Altmans Biographie bestehen. Ebenso bleibt aber das Verdienst seines Buches gesichert, das in das schier grundlose Chaos der Devrient-Materialien Ordnung gebracht und einen großen Künstler der Vergangenheit dem Bewußtsein der Gegenwart nahegeführt hat.

Zuckmayers Gedichte [1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

„Der fröhliche Weinberg" könnte auch dies Buch heißen. Ein süddeutsch-helles, saftreiches Temperament gibt sich aus, unbekümmert im guten und, wie noch zu zeigen ist, auch im weniger guten Sinn. Es wird viel gesoffen; nicht nur der Dichter trinkt, preist die Weinblume rheinischer und pfälzischer Gewächse, feiert die Seligkeit eines lenzlichen „Kognak"-Rauschs, mehrmals erscheint die Bildung „soffen" im Reim, und auch das „keimende Gras", so heißt es, „soff die Fluten der Sonne". Das macht die Kraft vieler Gedichte aus — vornehmlich jener, die den ersten Teil bilden, und die zunächst hier betrachtet werden sollen: sie packen in die Natur, sie überquellen

[1] „Der Baum", Gedichte, Propyläen-Verlag, Berlin 1926.

Digitized by Google

von Stoffen und Gegenständen. Titel: „Der Baum", „Kriechtiere und Lurche", „Rinderlegende", „Über die Pferde", „Die Wölfe", „Isländisch Moos"; Worte, aufs Geratewohl gepflückt: „Renntier", „Kristall", „Räude", „Pelzzecken", „Läuse", „Feuchte", „Bärlapp", „Wachs", „Harz". Das erste Gedicht heißt „Der Baum", seine erste Strophe:

„Ein Baum wuchs auf aus einem Bruch im Sumpf,
Wo es nach Pilz und bittrem Laube roch.
Erst brach ein Trieb aus längst verfaultem Stumpf,
Auf dem die Flechte wie ein grauer Aussatz kroch."

So ist das Buch, so, in seinen besten Zügen und Szenen, das Lustspiel „Der fröhliche Weinberg". Bei einer Sonntagfeier im stuttgarter Landestheater sah ich Zuckmayer: er hielt einen Vortrag über die Poesie der Fahrenden und Gaukler und trug selbst, im Kostüm eines Ausrufers, inmitten von Jahrmarkt-Kulissen, Moritaten und Bänkelsänge vor: derb, gesund, voll Lust am Naturwüchsigen, Ungeschlachten, Rohen. Ein Fahrender singt auch diese Gedichte von der „Elchlandreise", vom „Fischsee" im Nordland: von den „Nächten", die er durchwanderte und durchschwamm:

„Eine Nacht im Gebirgsschnee, unterm reißenden Strudel der Sterne.
Eine Nacht an Bord, im brüllenden Herbstorkan,"

und ein „Marschlied" schließt das Buch. Diese Zeilen fassen vielleicht sein Wesen am knappsten zusammen:

„Als wir später, im sinkenden Jahr,
Mit den Zügen der Fische südwärts davon geschwommen."

Dennoch, trotz dieser hingeschwendeten Fülle von riechenden, triefenden, treibenden, fruchtenden Vorstellungen ist es nicht, oder doch nur selten, möglich, jenes Höchste von diesen Gedichten auszusagen: daß sie selbst riechen und triefen, daß sie gleichsam worthaft den Harz ausschwitzen, und daß lautende Hitze aus ihnen kocht: es gilt von Zeilen, von Strophen, von dem starken Gedicht „Isländisch Moos" und dem ersten Gedicht des Zyklus „Der Fischsee". Oft aber mangelt letzte Intensität. Peter Hilles berühmtes Gedicht nennt den „Wald" den „saftstrotzenden Tagesversäumer": „Einsiedel, schwer von Leben"; so müßten diese Gedichte sein, aber Saft und Seim ist nicht in Völligkeit gesammelt; letzte Sammlung, letzte Dichte fehlt, beide Worte in ihrem geistig und naturhaft biologischen Sinn, in ihrer tiefst inneren Einheit genommen. Viele Gedichte wirken wie improvisiert, frisch und froh, aber unbefriedigend; darum überraschen, erfreuen, ja entzücken sie beim ersten und enttäuschen beim späteren Lesen. Die ersten beiden Zeilen der Strophen sind sehr oft stärker als die dritte und vierte: sie sind eingegeben, die anderen durch den Reim herangetragen. Die tiefe, geradezu biologisch innerste Bindekraft des Reimes, seine Faser und Gewebe, Ring und Rinde bildende Macht ist oft gering. So heißt es in dem Gedicht „Der Baum":

„Insekten lebten viel in seinem Innern
Und viel in seiner Krone breiter Trift,
Unter der Rinde kroch wie schweres Sicherinnern
Des Borkenkäfers rätselvolle Schrift."

Es ist notwendig, dies auszusagen; jedoch: es ist viel, daß überhaupt Gedichte, ja, daß Strophen und Zeilen gleichsam in pflanzlicher und tierischer Lebenskraft brüten, summen, brodeln, sieden. Fast die gesamte heutige Lyrik ist naturlos und abstrakt, Zuckmayers Vers ist geladen mit Natur und konkret.

Die geistlichen, betrachtenden, deutenden Stücke, die den zweiten und dritten Teil bilden, sind dichterisch schwach: kräftig, eigentümlich, unterschieden sind nur die Pflanzen- und Tier-, die See-, Moor-, Land-Gedichte. Im „Marschlied" heißt es:

„Die Leute, welche meinen,
Die Welt sei schlecht gemacht,
Sind nicht mit sich im reinen
Und gar noch nicht erwacht.

Im Guten wie im Schlechten
Hört eines Freundes Rat:
Nicht mit dem Schöpfer rechten,
Der wußte, was er tat!"

Dünn wie der Tonfall ist die Aussage. Es erscheint doch wohl bequem, sich in solchem Optimismus mit der tragischen Problematik des Weltalls abzufinden; anderes sagt am Ende die Formel der Todesanzeige oder der durchschnittliche Pastor am Sarge auch nicht. Allerdings folgt die herbere Schlußstrophe:

„Gehst du am End' zu Grunde,
So trag's mit starkem Mut:
Die eine Schöpferstunde
Macht alle Tode gut!"

Digitized by Google

Und in manchen Stücken spürt man es, daß sich der Dichter nicht leicht durchs Leben und vielfältig in ihm herumgeschlagen hat; jedoch, zuinnerst ist dies Buch dennoch problemlos optimistisch gestimmt; das bezeugen gerade manche allzu unbefangen daseinsfreudige Stücke, wie das Essen-, das Wein- und das Kognak-Gedicht, in denen dichterischer Humor zu Witzblatt-Komik entartet, das bezeugt vor allem der allzu unbekümmerte und nicht selten übermäßig glatte Rhythmus vieler Strophen; so scheinen die ringenden Problematiker dieser Zeit, trotz ihrer Naturlosigkeit, eine höhere Stufe des Menschentums errungen zu haben. Unser Geschlecht ist nicht nur an eine Wende der Geschichte gestellt, wir sahen und sehen nicht nur die apokalyptischen Reiter Krieg und Hunger jagen, auch die Natur scheint apokalyptisch aufgerüttelt: die Feuerberge speien, die Erde bebt, die Wolken brechen, Ströme und Seen überschwemmen; Morde und Selbstmorde mehren sich, und mehr als je scheint der Mensch der Wolf des Menschen. Die beiden Grundmächte der Welt, Anziehung und Abstoßung, Liebe und Haß, Eintracht und Zwist, ringen in dichterer Verklammerung als seit Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten; möglicherweise scheint es uns nur; aber genug: wir fühlen diesen Kampf stärker als Generationen vor uns. Und so deucht mich, ist weniger als je verstattet, sich abzufinden. Ein zwiefach gedoppeltes Ziel ist errichtet: so tief im Urboden der Natur zu wurzeln, wie es dieser Dichter nach dem Zeugnis vieler Zeilen vermag, und zugleich die sittliche und sinnvolle, die sinnbildende Sendung des Menschen zu erfüllen; und: die innerst tragische Struktur des Weltalls, wie sie dem deutenden Blick des menschlichen Geistes unweigerlich und unentrinnbar aufgetan ist, nicht zu verleugnen und dennoch den ungeheuren Triumph des Lebens, den Sieg des Ja, zu spüren und zu verkündigen. Dies ist uns not: letztlich in Natur gegründete, in letzte Firmamente der Deutung gipfelnde Geistigkeit und ein tragischer Optimismus, wie die zeugende Sonne leuchtend über Geburt und Tod, weithin umdunkelt von Räumen Finsternis.
Diesen Weg zu gehen ist dem Dichter Carl Zuckmayer ganz bestimmt nicht unmöglich; er nähert sich ihm, vorerst aber erblickt er ihn noch nicht.

Erzähler und Analytiker

Von J. E. Poritzky (Berlin)

(Die nachstehend besprochenen Bücher sind im Verlag „Die Schmiede" Berlin, erschienen.)

Es gibt eine ganze Reihe schöngeistiger Werke, die eine bedeutende Wirkung übten oder eine besonders große Verbreitung fanden, obwohl diese Bücher mit Kunst kaum etwas oder nicht viel zu tun hatten. Sie vertreten eine Idee, ein philosophisches System, eine Lehre, eine soziale, religiöse, pazifistische oder irgendeine andere Tendenz. Solche Bücher aus neuerer Zeit sind etwa der „Max Havelaar" des fast vergessenen Multatuli (wer liest ihn noch?), Franks „Der Mensch ist gut", Barbusses „L'enfer". Sie alle sind, übersättigt durch abstrakte Lehren und Glaubensbekenntnisse, durch Theorien und phantastische Unendlichkeiten, in die Wirklichkeit geflohen: in das Leben. Sie fragen nicht nach Schönheit und nicht nach Kunst. Sie scheinen zu sagen: Unsterblicher als die Schönheit ist in der Kunst das Leben.
Zu dieser Gruppe gehört auch Albert Daudistels Roman „Das Opfer". Der Kunstwert dieses Buchs ist sehr gering, aber das Leben strömt darin mit quellender Kraft.
Das Buch ist zunächst einmal von großer Aktualität. Die Meuterei der kieler Matrosen, die vor kurzem Gegenstand aufsehenerregender Reichstagsverhandlungen war, wird hier in blutwarmer Form von einem erzählt, der die Ereignisse miterlebt zu haben scheint. Man erhält einen lebenswahren Bericht und vergißt bei der Lektüre vollkommen, daß es sich um einen Roman handelt. Ja, dieses Buch ist von einer geradezu qualvollen Wahrheit. Legt man es auf einen Berg anderer Unterhaltungsromane, dann wirkt es wie Salzsäure; alles, was darunter liegt, verwandelt sich in bloßes Papier, wird verzehrt, und die Worte gehen in Dunst auf — dies Buch allein brennt sich mit seiner ätzenden Wahrheit in das Gedächtnis des Lesers ein.
Man hat das alles zum Teil selbst miterlebt, hat es hundertmal variiert in den Zeitungen gelesen, hat ge-

Digitized by Google

färbte und tendenziöse Protokolle über den Ausbruch der Revolution durchgearbeitet, aber der ernste Tatsachenbericht hinterläßt dennoch nur einen schalen und dürftigen Eindruck gegenüber dem Buch Daudistels, obwohl es ebenfalls nur objektiv und sachlich zu referieren scheint.

Woran liegt das?

Es liegt meiner Meinung nach nur daran, daß die Entwicklung der jüngsten deutschen Revolution an einem Einzelschicksal gezeigt wird, daß die Erlebnisse durchfühlt und blutgetränkt sind, daß sie durch ein menschliches Herz gegangen sind, ehe eine kühne, ruhige Feder sie niedergeschrieben hat. Kunst, die mir nicht ans Herz greift, die nur an meinen Schönheits- und Formensinn appelliert, kann mich einfangen und bezaubern; aber meinen innersten Menschen berührt sie nicht. Ich liebe jene Bücher, die mich aufwühlen und mein Mitgefühl aufrufen. Daudistels „Opfer" ist solch ein Buch, obwohl ich mir über seine künstlerische Unbedeutendheit völlig klar bin.

Künstlerisch weit wertvoller, aber menschlich nicht annähernd so ergreifend, ist Alphonse de Châteaubriants „Schwarzes Land", ein starkes Stück Kunst, das durch den Goncourt-Preis ausgezeichnet worden ist.

Die Hauptgestalt des Werks, Austin, wirkt in ihrer verbohrten Willensstarrheit, in ihrem Fanatismus überkommener Lebensgewohnheiten äußerst unsympathisch, die meisten anderen Gestalten sind ebensowenig anziehend; ihr Wesen und Handeln wird hauptsächlich durch die Magenfrage bestimmt. Erdgebundene Geschöpfe, deren Wohl und Wehe von der Menge des Torfs abhängig ist, die sie stechen können. Kinder der Erde im buchstäblichen Sinne, Kinder der Brière, eines abgeschlossenen verkapselten Stückes Land, mitten in Frankreich gelegen, aber feindlich und aggressiv gegen alles Städtische, Neue, Zivilisatorische. Mit zäher Brutalität halten diese zwischen Bauern und Fischern stehenden Torfgräber an ihren harten Sitten stolzgebläht fest. Nur Austins Tochter ist zwar unerbittlich herb, aber mit leidenschaftlichem Griffel gezeichnet. Man vergißt diese Figur nicht, die triebhaft lebt und an der bronzenen Starrheit ihres Vaters scheitert und zerbricht.

Dieser junge Châteaubriant steht fast teilnahmelos seinen Gestalten gegenüber, und wenn Austins Herz der Tochter gegenüber sich immer mehr verhärtet, und der Vater sein einziges Kind endlich völlig zerbrochen hat, teilt der Autor das alles mit, ohne eine Miene zu verziehen. Was im Leser eine starke Gemütsbewegung hervorruft, hat den Autor scheinbar ganz kalt gelassen.

Was an dem schönen Buch überwiegt, ist nicht das Menschliche, sondern das Landschaftliche. Partien von eintönig melancholischem, aber unvergeßlichem Reiz prägen sich ein, und die Primitivität der Naturauffassung und Naturdarstellung beeindruckt außerordentlich. Von einem scharf beobachtenden Auge aufgefangen, ist die Natur mit objektiver Ruhe beschrieben, sind die Menschen kühl distanziert. Was mir hier fehlt, ist das Herz. Am Anfang aller geschauten und gefühlten Dinge steht das Herz, denn das Herz ist es, das allen anderen Organen Blut zuführt, dem Auge sowohl, das schaut, wie dem Gehirn, das Geschautes verarbeitet und Wesentliches vom Unwesentlichen scheidet. Darum halte ich nach wie vor das Herz für den wichtigsten Mittler großer Erlebnisse, für die erste Quelle, aus der die starken Eindrücke fließen.

Dieses herzgewordene Auge, dieses seelenvolle Gehirn besitzt Francis Carco in seinen kleinen Erzählungen „An Straßenecken" (deutsch von Fred Antoine Angermayer). Über diesen pariser Boulevard-Geschichten — Impressionen hätte man früher gesagt! — schwingt ein feiner schwermütiger Grundton, der sofort gefangen nimmt.

Was ist der Inhalt dieser Geschichten? Stofflich ein Nichts, eine Lokalnachricht, ein Verbrechen, eine Schurkerei; aber stimmungsmäßig eine eigene, besondere Welt. Ich würde auf die Frage: was geht hier eigentlich vor? vergebens eine genaue Antwort suchen. Manchmal ist es nur ein Ton, ein Blick, ein Duft, ein Farbfleck, eine Bewegung, die Carco auffängt; das Schöne ist, daß er diese undefinierbaren, verschwebenden, aber doch so existenten Dinge und Lebensnuancen darzustellen weiß. Seine Form ist knapp, einprägsam und plastisch. Er zieht die grauen dunklen Töne und Farben den grellen und schmetternden vor. Er sagt die Dinge auf eine leise stille Art, ein bißchen einlullend, aber dennoch einprägsam. Dabei glückt es ihm manchmal, psychologische Gesetze in zwei, drei Zeilen mit besonderer Feinheit unaufdringlich zu formulieren. Meisterhaft und mühelos ist das Imponderabile zum Ausdruck gebracht. Man könnte keine Beispiele anführen, weil beim Nacherzählen das Aroma dessen, was zwischen den Zeilen schwingt, verloren gehen muß. Also etwa: Ein junger pariser Student hat irgendein altes Weib ermordet. Zunächst ist es aber gar nicht das Verbrechen, das sich in seinem Gehirn festkrallt, sondern die abscheuliche Ähnlichkeit zwischen der Alten und seiner eigenen Mutter, einer gütigen sanften Bürgerin, die just am gleichen Morgen gestorben ist. Der Student, kein schlechter Junge von Natur, reist zu seiner Familie, um die Mutter zu beerdigen. Seine jüngeren Geschwister klammern sich

Digitized by Google

in ihrem Schmerz an ihn, aber er kann nicht weinen. „Doch er litt tausendmal mehr, als er selbst geglaubt hätte, denn die Ähnlichkeit, deren entsetzliches Bild er nicht zu verscheuchen mochte, verfolgte ihn, was immer er auch begann, um ihr zu entrinnen. Schließlich gewöhnte er sich daran, doch ohne sich dem Schmerz überlassen zu können, den ein furchtbarer Stachel jede Sekunde so entsetzlich in ihm aufwühlte, daß er, um sich nicht zu verleugnen, auf diesen Stachel wartete, um mit ihm zu ringen."

Das Begräbnis der Mutter ist vorüber.

Eine furchtbare Leere breitet sich gespenstisch aus; die Mienen des Vaters und der Geschwister sieht der Student gar nicht. „Oder, wenn er wirklich einmal von irgendeinem Objekt oder einem Menschen seiner Umgebung Kenntnis nahm, dann tat er's, um zwischen den fremden Dingen und sich jenes stumme Verhalten und jene Kälte aufzurichten, die seit einigen Tagen all seine Handlungen diktierten."

Das sind sicherlich ungewöhnlich feine Beobachtungeu; aber aus dem Ganzen gerissen, verlieren sie ihren farbigen Glanz, wie aufgespießte Schmetterlinge.

Wer Freude hat an Psychologismen und Autokritizismen, wird vollkommen auf seine Rechnung kommen, wenn er die beiden Bücher Raymond Radiguets liest „Den Teufel im Leib" und „Das Fest" (beide von Hans Jacob übersetzt). Man will uns einreden, daß „Den Teufel im Leib" ein siebzehnjähriger Mensch geschrieben habe. Solange man mir nicht die strikten Beweise dafür vorlegt, bezweifle ich das stark. Goethe mit seinen „Wahlverwandtschaften", Meredith mit seinen „Egoisten", Chamfort und Amiel mit ihren Hauptwerken, Casanova mit seinen „Memoiren" sind nicht fertig vom Himmel gefallen. Sie haben vieles erleben und erleiden müssen, ehe ihr Schmerz Wort geworden ist und ehe das Wort sich zu aphoristischer Kunst und Lebensweisheit hat formen lassen. Daß ein Siebzehnjähriger ein folgenreiches Liebesverhältnis mit einer jungen Frau eingeht, die daran stirbt, sei geglaubt; nicht aber, daß das Psychologische des Buchs ein Siebzehnjähriger formuliert habe. Denn der Reiz dieser Bücher Radiguets, der zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt, bereits gestorben ist, liegt ausschließlich in der Analysis und der knappen Formulierung erotisch-psychologischer Gesetze, die öfters ins Paradoxe gewendet werden, und die nicht nur den instinktiven Spürsinn des Genies, sondern des reifen Genies zur Voraussetzung haben, das die Hölle des Eros in allen ihren labyrinthenreichen Gängen oft und lange durchwandert hat.

Fixierter Journalismus

Von Leo Rein (Berlin)

Wenn Arbeiten, zuerst in einer Zeitung veröffentlicht, zusammengefaßt als Buch herausgegeben werden, so erhebt sich die Frage, ob das Urteil der Zukunft ... oder das Urteil der Kritik, welche an Zukunft denkt, die Verwandlung des Verwehenden in die Form des Dauernden kraft innerer Werte rechtfertige.

Solcher Untersuchung sollen hier zwei Bücher ausgesetzt werden: „Hafte Worte?" von Rumpelstilzchen (Brunnen-Verlag Karl Winckler, Berlin, 414 S.) und die „Kleine Chronik" von Fred Hildenbrandt (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam, 156 S.).

Bei Romanen; bei Kritiken; selbst bei Feuilletons war solche Fixierung des Verwehenden längst gebräuchlich; „Rumpelstilzchen" wünscht nun, auch die „Berliner Wochenplauderei" in die Literatur einzuführen.

Denn Rumpelstilzchen ist unter anderem ein „berliner Wochenplauderer". Er hat die Aufgabe, die Ereignisse der Reichshauptstadt für seine Leser, etwa in Mecklenburg und Ostpreußen, mit holdem Schmus zu begleiten. „Berliner Wochenplauderei" — das ist oft nur eine etwas umgearbeitete, umgeschriebene berliner Lokalnotiz. Freilich muß Rumpelstilzchen auch selbst mal wo hinspritzen, wo was los ist, der arme Kerl, er muß sich sogar, solider deutscher Familienvater, in nicht ganz einwandfreie Nachtlokale wagen — und zum Schluß sogar mit dem Leierkasten auf berliner Hinterhöfe gehen — alles nur, um hinreichenden Stoff zu haben, wöchentlich seine 200 Zeilen vollplauschen zu können ...

Und was ist das für ein Plausch?

Es ist ein Klageplausch — und ein Meinungsplausch. Rumpelstilzchen beklagt sich über die Zeiten, die sich, ach, so verändert haben, seit er Offizier im alten Heere war. Denn der versteckt sich schämig unter dem neckischen Pseudonym. Er klagt die Alte-Herren-Klage: „Zu meiner Zeit..." und besingt wehmütig die verklungenen Tage. Er gehört zu jenen betrübten Lohgerbern, denen mit der Revolution die Felle weggeschwommen sind — und deren Beruf es nun zu sein scheint, zu klagen und zu schimpfen, zu schimpfen und zu klagen ...

Kennen wir die Melodie dieses Klageliedes? Es ist nicht mehr originell; wir hörten es schon oft. Die Juden sind an allem schuld. Die Revolution ist an

Digitized by Google

allem schuld. Wenn Rumpelstilzchen gegen Schieber, gegen manche in der Tat beklagens- und bekämpfenswerte Erscheinungen einer trüben und verworrenen, aber auch zukunftsträchtigen Zeit zu Felde zieht, hat er die Sympathie jedes Billigdenkenden. Wenn er aber meint, diese Schieber, diese gerissenen Ausnutzer der Not eines Volkes seien nur auf der einen Seite zu finden, und die andere Seite, dies Kind, kein Engel ist so rein — — Rumpelstilzchen, das kannst du deiner Großmama erzählen!

Rumpelstilzchen bemüht sich also mit seinen schwachen Kräften in seinem Wochenplausch sozusagen um Zeitsatire. Schade nur, daß er dabei so parteiisch vorgeht. Mit welchen Argumenten arbeitet dieser Mann! Das wissenschaftliche Gesetz: Fehlerquellen vermeiden! — kennt er nicht. Er schöpft, parteiisch blind, fast nur aus Fehlerquellen. Er arbeitet mit Waschfrauen-Tratsch und -Klatsch, mit unkontrollierbaren Erzählungen und Räuberpistolen, mit Formeln, wie: „In unserer Bekanntschaft . . .", oder: „Da kenne ich einen . . . ", sein Verfahren ist höchst anfechtbar und demagogisch.

Bietet er dafür künstlerische Reize? Ach, Rumpelstilzchen schreibt banale Zeitungsaufsätze, seine Sprache ist roh und unoriginell, seine Satire schematisch, mit den konventionellen Typen schlechter Witzblätter von Herrn und Frau Neureich, sein Witz ist ohne Grazie und beschäftigt sich dermaßen intim mit Östlich-allzu-Östlichem, daß er beinahe selbst schon östlich anmutet. Heinrich Heine wirft er vor, er könne kein Deutsch, aber er, Rumpelstilzchen, der große Schriftsteller, er könne es, er wiederholt den Kitsch ledernster Kollegen und besingt immer noch die schimmernde Wehr und die holde deutschnationale Phrase in ewigen Haßgesängen. Denn Rumpelstilzchens schlichter Geist weilt in der Vergangenheit, die Gegenwart sieht er, ohne jedes Verständnis, verzerrt; und nicht einmal drollig verzerrt: sondern gehässig verzerrt.

Auch Fred Hildenbrandt wird von den Zeitereignissen gereizt, gefesselt, getrieben und angeregt. Aber was er darüber sagt, und wie er es sagt, das steht noch hoch und fest, wenn der Tag längst verrauscht ist. Er bequasselt die Tagesereignisse nicht wie Rumpelstilzchen, er predigt nicht doktrinär-oberlehrerhaft Moral, er nimmt sich Ausschnitte des Zeitgeschehens rund und nett heraus und gestaltet sie — oft dichterisch. Gewiß kommen schwächere Stücke vor; gewiß sind sechs verschiedene Ereignisse eines Abends, zu einem Bericht zusammengefaßt, darum noch keine künstlerische Einheit; gewiß ist hin und wieder privater Ärger von der Gnade der Kunst noch nicht hinreichend geadelt. Aber das sind Seltenheiten. Im ganzen herrscht ein großer Zug der Darstellung und eine schlechthin entzückende Wortkunst. Hildenbrandt ist ein Schriftsteller von seltsam köstlicher Begabung; der „Feuilletonist" von dichterischer Potenz, vielseitig genug. Seine Kritiken sind von ungleichem Wert, Tanz- und Filmkritiken verdienstlich, Theaterkritik geistreich, aber nicht ins Herz des Stückes dringend. Aber man liebt nun einmal seinen Stil; denn er hat das Kaustische und das Köstliche, das Hymnische und das Ironische. Die reizende Unordnung seines Satzes, die nachzuahmen nicht ratsam ist; diese ganze Art, die kunstvoll mit Schachtel- und Aufzählungssätzen den gedanklichen Prozeß in einem naiv-volkstümlichen Menschen von heute zu malen sucht, mit allem, was ihm noch nebenbei dabei einfällt; diese reizende Vereinigung von Kindlichem und Kulturvollem, Unschuldigem und Raffiniertem, von schönen alten deutschen Sprachformen und unserer modernen technisch-geschäftlichen Ausdrucksweise; und nicht zuletzt das ragende und kühne Adjektiv: das alles ergibt eine Melodie, die in einem nachschwingt und die man nicht mehr vergißt.

Hildenbrandt ist Sprachschöpfer, die deutsche Sprache erneuernd, ihre Ausdrucksmöglichkeiten vermehrend — was man von mediokren Erscheinungen wie Rumpelstilzchen nicht sagen kann. Wir wissen es ja: daß die Schriftsteller, die das Wort „deutsch" so groß im Munde führen, ihre Deutschheit durch deutsche Sprachschöpfung bisher noch nicht erwiesen haben . . .

Dazu kommt noch der Unterschied im Menschlichen; der verschiedene ethische Wert. Hildenbrandt besucht etwa ein paar alte Weiblein und andere Enterbte der Großstadt und sammelt für sie öffentlich. Rumpelstilzchen aber barmt über die Not der Fürsten — und berichtet zugleich selbst ihren recht häufigen Verkehr in recht wohlhabenden Lokalen. Der ethische Unterschied liegt auf der Hand.

Wer die 414 Seiten Rumpelstilzchens hinter sich hat, staunt, wie leicht es oft ist, dicke Bücher zu machen. Wer die 156 Seiten Hildenbrandts genossen hat, weiß inbrünstig, wie schwer es ist, gute Bücher zu machen . . . Denn 156 Seiten Hildenbrandts und 414 Seiten Rumpelstilzchens sind nicht miteinander zu vergleichen. Ein Könner und ein . . . anderer stehen sich gegenüber.

Die Arbeit Hildenbrandts hat den Tag zum Anlaß und die Dauer zur Wohnung. Damit ist ihre Buchform gerechtfertigt.

Die Arbeit Rumpelstilzchens hat den Tag zum Anlaß und bleibt im Tage trübe befangen. Damit ist ihre Buchform nicht gerechtfertigt.

Rumpelstilzchen wendet sich bestenfalls an „Gesinnungsgenossen", Hildenbrandt aber an Deutsche und Menschen.

Denn er ist Künstler.

Digitized by Google

Essays

Von Otto Doderer (Berlin)

1. Zeitgenossen aus vielen Zeiten. Von Oskar Loerke. Berlin 1925, S. Fischer. 240 S.
2. Schatten der Geschichte. Von Valeriu Marcu. Fünfzehn europäische Profile. Berlin-Hamburg 1926, Hoffmann & Campe. 161 S.
3. Zum guten Europäer. Zwölf Chroniken Werrenwags. Von Otto Flake. Berlin 1924, Elena Gottschalk. 151 S.
4. Vom Chaos zur Gestaltung. Von Hermann Kesser. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei. 173 S.
5. Die Krisis im Leben des Künstlers. Von Albert Steffen. Zürich-Leipzig 1925, Grethlein & Co. Verlag Seldwyla. 148 S.
6. Die abendliche Allee. Aufsätze über zeitgenössische Erzähler. Von Arthur Friedrich Binz. Würzburg 1924, Wolfram-Verlag. 83 S.
7. Briefe aus Einsamkeiten. Drei Kreise. Von Otto Heuschele. Berlin o. J., Axel Juncker. 126 S.
8. Ruhe auf der Flucht. Aphorismen und Schlußreime. Von Ludwig Goldscheider. Stuttgart, Wien, Neuyork 1924, Phaidon-Verlag. 51 S.

Den guten Essay erkennt man wie ein Messer an der scharfen Schneide. Er setzt leichthin an der gewohnten Oberfläche an, aber führt schnell und tief mitten ins Gewebe und legt Beziehungen bloß, die persönlicher Art, indessen bedeutend genug sind, daß wir unversehens eine neue Ansicht der Welt daraus gewinnen. Unter den Büchern, die hier besprochen werden sollen, sind nur zwei, die gut sind in diesem Sinne. Das eine ist von einem Dichter geschrieben, das andere von einem Journalisten, und es wäre eine Aufgabe für sich, das Typische an beiden miteinander zu vergleichen.

Oskar Loerke, der Lyriker, eines Tages der Ebene seiner Erkenntnis gewiß geworden, stellt das Wirken der Geister heraus, die in seiner Privatexistenz lebendig mit ihm wandeln. Durchaus als Dichter, spendet er mit somnambuler Kraft des Ausdrucks und gesättigter Dehnung des Gefühls von dem aus eigener, mittelster Aufspeicherung erwachsenen, in sich selbst gesammelten Reichtum der Einsichten, faßt er aus einem Überschwang der Phantasie und auf einer hohen Stufe der Bildung mit der Glut der Anschauung den untergründigen Sinn der Dinge. Auch wo nur Anmerkungen zu Büchern dastehen (Chinesen, Inder, Finnen, Musiker), sind es Erkenntnisse, Entdeckungen, Verkündungen, nicht in Gesetzlichkeiten erstarrt, sondern biozentrisch, keine Ästhetik, sondern Morphologie. Das Vollkommenste sind die Essays über Johann Sebastian Bach, in Umschreibungen Unsagbares sagend, und über „Jean Paul, das unbekannteste Genie", innerstes Wesen eines Charakters offenbarend.

Valeriu Marcu, der Journalist, ein zivilisierter moderner Europäer, ein nach den pariserischen Intellektuellen orientierter Weltmann, ausgerüstet mit sezierendem Scharfblick, geistreichen Manieren, politischen Bekanntschaften und der Politur der Phrase, ist im Grunde problemlos. Aber gerade weil er ganz unabhängig ist, also weder liebt noch verehrt und haßt (ausgenommen die fade Bürgerlichkeit), und weil er die Fähigkeit hat, von der Geschichte aus, typisch zu sehen und eine Persönlichkeit auf ihren Generalnenner zu bringen, sind seine Charakteristiken Trotzkis, Caillaux', Helfferichs, Painlevés, Rakowskis, Stambuliskys, Wilhelm Liebknechts, Sinowjews, Briands und Radeks hervorragende Beispiele einer glänzenden und aufrichtigen Journalistik.

Otto Flake ist zu sehr Dichter, um ganz Journalist zu sein, obwohl er es liebt, für den Tag zu schreiben (während z. B. Loerkes in den Tag hinein geschriebene Äußerungen für die Ewigkeit gemeißelt sind). Er stellt sich selbst zur Diskussion, freimütig, streitbar, mit klarer, männlicher Logik. Er geht von der Situation aus, gemächlich verweilend, und ist auch in seinen Betrachtungen Epiker. Seine geistige Spannweite, die er seiner Weltkunde verdankt, behütet ihn vor formulierten Tiefsinnigkeiten, Wesentliches strömt beiläufig unter, das zum Zitieren reizt (wenn er z. B. als den deutschen „Urdefekt" benennt: „daß wir, dank einer überlabilen Anlage, bald zu extrem-idealistisch, bald zu extrem-diesseitig sind, das zwiespältigste und unausgeglichenste Volk"). Die bestrickende Leichtigkeit seines Stils ist an den Franzosen geschult, und seine kritische Haltung ist die Nutznießung des Mißgeschicks, daß er zwischen den Nationen geboren ist.

Hermann Kesser verdanken wir den „Lukas Langkofler" und ein paar andere gute Novellen. Seine Essays sind nur Rhetorik. Sobald die Menschen ein gewisses Lebensalter erreicht haben, fangen sie an, in Maximen zu reden; Kesser macht sich in seinen Manifestationen, in denen er die politische Betätigung des Dichters rechtfertigt, ein Gewerbe daraus. Sie sind schwer erschaffen, seine Sprache trägt nicht viel, darum war viel Aufwand nötig; weil die Prätentionen zu hoch hinaufgingen, wurde der Ausdruck krampfig. Wenn man das Pathos auf den einfachen Gedankengehalt zurückschraubt, bleibt nur der achtbare Ernst des Verfassers übrig, denn das Format ist zwar immerhin groß, aber nicht großartig Der sachlichste Aufsatz, weil am wenigsten mit prunkender Ideologie beladen,

Digitized by Google

ist die Arbeit „Der Journalismus und die politische Seele".

Albert Steffen, wie Kesser längst als Dichter erprobt, fällt in seinen Abhandlungen nach der entgegengesetzten Seite, er ist darin in merkwürdigem Maße von allen Musen verlassen und befleißigt sich einer langweiligen scholastischen Trockenheit. Er ist hier nichts weiter als ein demütiger Jünger seines hochmütigen Propheten Rudolf Steiner, und sein unbezweifelbar rechtschaffenes religiöses Ethos sieht das Allheilmittel der Krisis im Leben des Künstlers, wie überhaupt der heutigen Menschheit, im „Goetheanismus", in dem Gleichgewicht von Wollen, Geist und Trieb, ohne offenbar zu bedenken, daß harmonisches Menschentum eine Gnade ist und nicht vom Willen diktiert werden kann.

Die Aufsätze über zeitgenössische Erzähler von Arthur Friedrich Binz würden das Feuilleton jedes Provinzblattes zieren, für ein Buch sind sie zu wenig. Die glänzenden Ketten der Sätze greifen ineinander, aber ihr Metall ist nicht echt genug und die Kraft der Beurteilung fiktiv.

Auch die schönen Aufsätze des jungen schwäbischen Romantikers Otto Heuschele, die er bequem und äußerlich als Briefe maskiert und von Stefan Zweig befürworten läßt, sind unkompliziert, sogar sentimental, lyrisch verschwärmt in der großen weihevollen Gebärde eines reinen Jünglings, der seinen Göttern Hölderlin und Romain Rolland kultisch dient. Aber wenn darin über Blumen und Landschaften gesprochen wird, spürt man einen Griff in dichterische Bezirke, der sich vielleicht schon bald zu Größerem festigen kann.

Der Aphorismus ist eine komprimierte Form des Essays, aber weil er geizt, muß jedes Wort darin sein besonderes spezifisches Gewicht haben und den herausforderndsten Platz, um den Satz zum Speer zu spitzen. Ludwig Goldscheider beherrscht diese Kunst nicht mit Ungeschick. Seine Aphorismen sind Absplitterungen eines gescheiten, spekulativen Kopfes, obwohl sie meist nur deswegen verblüffen, weil sie als Tangenten den Kreis geläufiger Erkenntnisse an einem überraschenden Punkt berühren.

Proben und Stücke

Gedichte von Carl Zuckmayer [1]

Kognak im Frühling

Ich bin im braunen Kognak-See ertrunken.
Sechs Monde schwimmt mein Leichnam wie ein Fisch,
Mit weißem Bauch noch unverwest und frisch,
Ein Freund der bittren Angostura-Unken.

Ich ward geländet, bin ins Grab gesunken,
Im Wurzelreich ein trunkner Frühlingsgast,
Mein Hügel grünt im Schatten der Spelunken,
Aus meinem Herzen wächst der Seidelbast.

Du roter Strom Burgunds, aus allen Poren
Sproßt mir der wilde Rebstock ohne Rast,
Das Senfkorn keimt versteckt in meinen Ohren,
Aus meinem Herzen wächst der Seidelbast.

Der Augen Blau ist längst zu Anemonen,
Der Haare Schwarz zu Büffelgras verblaßt,
In meinem Magen mag der Maulwurf wohnen,
Aus meinem Herzen wächst der Seidelbast.

Tief aus der Erde schallt betrunkenes Lallen
Der Würmer, die an meinem Leib gepraßt,
All meine Knochen sind zu Staub zerfallen,
Aus meinem Herzen wächst der Seidelbast.

Rinderlegende

Die Rinder sind vom Schöpfer ausersehen
Zu Trägern der Versöhnung durch die Welt.
Sie geben Milch und lassen gern geschehen,
Daß man sie nimmt und ganz für sich behält.

Ihr Blick ist braun und tief wie große Teiche
Im Sumpf, durch den sie stampfen voller Müh',
Nicht viele Tiere sind dem Himmelreiche
So nah wie Ochsen, Kälber oder Küh'.

Und als das Kind geboren ward im Stalle,
War Ochs und Kuh dabei, damit es warm
Für Kind und Mutter sei, und wiegten alle
Die Häupter, wie sie's wiegte auf dem Arm.

Und wenn die Kreatur von Wasser, Luft und Erde
Sich einst dem Paradiese naht am Jüngsten Tag,
Geht in der Mitte ruhig die Rinderherde,
Wie sie's zu aller Zeit auf Erden pflag.

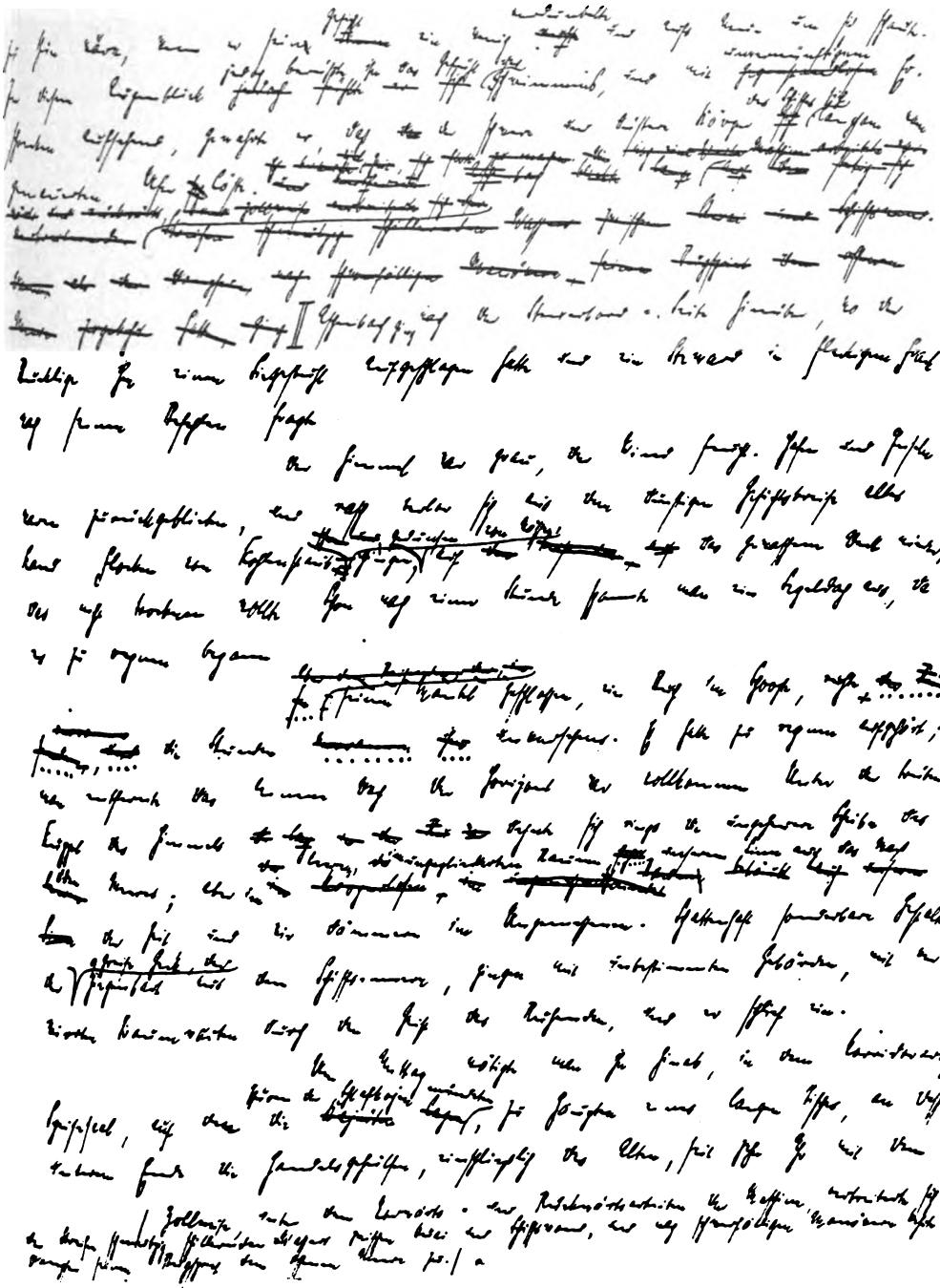
So geht das Zebu auf dem gelben Acker,
Und unterm Acker geht die Wurzelmaus,
Und auf dem Zebu geht der Madenhacker,
Und auf dem Madenhacker geht die Laus.

[1] Der Baum. Gedichte von Carl Zuckmayer. Berlin 1926, Propyläenverlag. 60 S. Vgl. Sp. 21.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Thomas Mann

(3/4 der Originalgröße)



Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Todesfälle

Statt jeder besonderen Meldung

Frankf. Ztg. (561 A.):

„Der Schriftsteller und Dramatiker Carl Sternheim ist unzufrieden mit uns. Er äußert das in einem Brief an uns und nicht öffentlich, weil ihn das Andenken an den Begründer der Zeitung, den er gekannt habe, davon zurückhielte. Wir ehren diese zarte Rücksicht, glauben aber, es unserem Mannesmute schuldig zu sein, den Rüffel des überstrengen Zeitkritikers öffentlich ertragen zu müssen:

Was Dringlicheres wäre heute eigentlich meine Aufgabe, der ich diese Aufrechterhaltung der letzten Reste geistiger Ordnung in Deutschland öffentlich mitbesorge, als endlich vor Deutschland und dem Ausland aufzudecken, daß Sie die Spur öffentlichen Ansehens, die Sie in kleinen Teilen des Südens noch genießen, durch den gänzlichen Mangel an Lebensfrische, Enthusiasmus, ein mürrisches Bürgerpathos, das Sie in Ihrem ehemals wichtigen Blatt hätscheln, auch nicht mehr verdienen.

Muß es das unvoreingenommene Gewissen nicht verdrießen, daß Ihre gänzlich für den Zeitgenossen verstorbenen Heilborn, Diebold, Markuse (wir bedauern, daß hier der Dichter einen Irrtum begeht und den Theaterreferenten des nachbarlichen Blattes, des ‚Frankfurter Generalanzeigers', und damit diesen selbst in die Niederungen unseres Geistes mit hinabstößt. Die Redaktion!) die arme Bevölkerung Frankfurts und Umgegend mit dem fossilsten Abhub der Geschehnisse so versorgen, daß ich bei einem kürzlichen Aufenthalt in der Goethestadt die Bewohner tatsächlich mental bis zu einem Grade niedergebrochen fand, der sonst nur noch in Berlin und München möglich ist."

*

Theodor Däubler

Zum 50. Geburtstag

„Ich kann eine Begegnung nicht vergessen, die ich mit dem nun fünfzigjährigen Däubler im vorigen Jahr in Athen hatte. Wir waren nachmittags zusammen auf die Akropolis gegangen und hatten uns auf eine Bank vor der Ostfront des Parthenon gesetzt. Der Himmel leuchtete in unbeschreiblicher Bläue, tiefer, strahlender noch als das zitternde, glitzernde Saronische Meer. Die golden-braune Patina der Säulen hielt diesem Licht kaum stand, und weiß fast schwebte der Tempel im Azur. Denn an solchen Tagen ist der Parthenon nicht mehr auf Grund gefügt, sondern hebt sich wie ein lebendes Wesen vom Boden gewichtlos, trotz der ungeheuren Schwere seines massigen Marmors, zieht den Himmel zu sich herab, das Meer zu sich hinauf, und es vermischt völlig mit ihnen.

Meine Erwartung war, daß Däubler sprechen würde, der wie kaum ein anderer heute griechische Kunst und Welt kennt und erfühlt. Aber wir saßen lange im Schweigen, und Fragen, von mir begonnen, fanden keine oder nur kurze Antwort. Dann aber sprach er, doch nicht über Griechenland, nicht über das Wunderwerk vor uns, er sprach, nein er klagte über sein Los, das Los des Dichters ohne Echo.

Es wehklagte aus ihm: ‚Mehr als ein Menschenwerk ist das, was ich vollbracht habe, ich habe eine Anschauung des Daseins gelehrt, die endlich wieder nach allen Vernichtungspredigten hinaufführt, gelehrt, daß darin die mechanische Gesetzmäßigkeit liegt, durch die Leben wird, daß die Erde selbst aus sich die Kräfte gebiert, die, der Schwerkraft entgegen, zur Sonne zurückwollen. Die große Lehre, daß der Mensch sonnengeborenen Auges ist, habe ich geschrieben; daß die Sonne nicht dort endet, wo wir ihren Rand sehen, ebenso nicht die Erde da, wo ihr Saum Menschen gestattet, bei Sonne und im Sturm zu leben und zu schauen, daß wir selbst Sonne und Erde sind, mit den äußeren Sinnen den Boden unter, die Sonne über uns fühlen, mit dem innersten Sinn aber einig sind, urverbunden mit allen Welten, daß Sonne nur unser herrlichster Inhalt ist. Diese Lehre habe ich begründet und gedeutet nach jeder Richtung, immer in allen der vielen, vielen Zeilen, ganz in ihr und unter ihr zu stehen.'"

Otto Nebelthau (Deutsche Allg. Ztg. 377 u. Köln. Ztg. 606).

Vgl. auch: Leo Hirsch (Berl. Tagebl. 385); Kurt Roschmann (Stuttg. N. Tagbl. 381); Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 189); Peter Warmund (Gen.-Anz., Stettin 223); C. M. (Neue Leipz. Ztg., 17. Aug.); F. S. (Tag 196 u. a. O.); ss. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 191).

*

Grimmelshausen

Zum 250. Todestag am 17. August

„Es leuchtet durch, daß seine Kunst nicht ein äußerliches Zusammenwirken barocker Stilelemente ist, sondern daß sie wächst aus einem ganz bestimmten Menschentum.

Digitized by Google

Das sieht man am klarsten bei jener stilistischen Eigenart, die wohl noch am meisten verkannt ist: seiner Allegorik. Sie ist bei Grimmelshausen etwas wesentlich anderes, als Cysarz es, vom Klassizistischen und der Renaissance her, darstellt. Von da aus mögen die ‚durchwegs wenig selbständigen Personifikationen und Allegorien' nur als ‚Formale Momente den Zeitgenossen des Barock verraten'. Gewiß ist die Allegorik ja eine, sogar die Ausdrucksweise der Barockzeit. Doch ist sie bei Grimmelshausen mehr als bloß übernommene Form. Man kann sie um so weniger als ‚gesunkenes Kulturgut' werten, als die Symbolik des ‚Simplizissimus'-Dichters ganz andere Ursachen hat als das oberflächliche Bedürfnis nach Prunk und Schaustellung oder gar die Renaissance-Mode, den mythologischen Apparat des Altertums zu bewegen. Bei Grimmelshausen wie bei Cervantes und Camoeñs und allen anderen großen Künstlern des Barocks ist die Allegorik etwas wesenhaft anderes als ‚Versteckspiel einer armen Phantasie': Sie ist der natürliche, durchaus natürliche Ausdruck eines weltanschaulichen Erlebens, für das alles Sein Symbol ist. Eben nur dadurch hat das ganze bunte, ewig wechselnde Leben des Dreißigjährigen Krieges für einen Menschen wie Grimmelshausen Sinn, und nur deshalb kann er sich zu ihm bekennen, weil er es selbst noch nicht als die Wirklichkeit, die letzte Wirklichkeit sieht. Für ihn bleibt vielmehr jeder, der das Leben schon als das wirkliche Sein nimmt, in Irrtum befangen wie jene Schiffsleute auf der Insel, von denen Simplizissimus (VI 25 u. 26) erzählt, wie sie sich in einem ‚fast wunderlichen und sehr sorgsamen Zustand befanden: dan da stund einer mit bloßem Degen vor einem Baum, fochte mit demselbigen und gab vor, er hätte den allergrößten Riesen zu bestreiten, ... hier saß einer auf einem Wasserfaß, gab demselben die Sporen und wollte es wie ein Pferd tumlen; dort fischte einer auff trockenem Land mit der Angel und zeigte den andern, was jhm vor Fische anbeißen würden'. Erst als sie von den ‚Pflaumen, darin sie ihren Verstand verfressen', auch die Kerne — also nicht bloß das äußere Fleisch — essen, kommen sie wieder zur Vernunft. Man muß eben immer zum Wesen alles Seins vordringen: Wer einzig das Leben in den wechselnden Gestalten seiner Erscheinungswelt sieht, verfällt für den Dichter des ‚Simplizissimus' in Wahn und Täuschung; er läßt sich blenden durch die Außenseite der Dinge, er bleibt wie das Kind auf dem Titelkupfer zum ‚Wunderbarlichen Vogelnest', das zwar durch ein Fernrohr blickt, doch nur auf einen Haufen Masken sieht, wogegen man durch das Vogelnest (eben die Dichtung Grimmelshausens) den wahren Lauf der Welt erkennt. Das ist es auch, was Baldanders (VI 9) eigentlich lehren will: nicht bloß, daß das Leben ein ständiges Sichwandeln ist, sondern daß dies erst seinen Wert bekommt, wenn man darin die Offenbarung des Ewigen und Göttlichen erkennt. Nur wer so in den Sinn des Lebens eingedrungen ist, kann die von Natur stummen, d. h. toten und bedeutungslosen Gegenstände reden machen; denn er sieht sie dann nicht nur als körperlich sichtbare Einzelgegenstände, sondern als das Gleichnis Gottes." Wilhelm Schulte (Germ., Ufer 33).

Vgl. auch: Herbert Eulenberg (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 379 u. a. O.); Leonhard Wolff (ebenda); Theodor Stiefenhofer (Augsb. Postztg. 188 u. a. O.); Paul Wittko (N. Augsb. Ztg. 188); Karl Hermann (Stuttg. N. Tagbl. 380); Georg Leopold Koch (Tägl. Rundsch. 377); A. Glitz-Holzhausen (Köln. Volksztg. 605); Hildegard Geppert (Deutsche Allg. Ztg. 379); Friedrich Steineck (Köln. Ztg., Lit. Bl. 607); Werner Mahrholz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 191); Achim v. Winterfeld (Württemb. Ztg. 189); Hanns Martin Elster (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 187); Willibald Klatt (Tag 195); Ludolf v. Wedel-Parlow (Kreuz-Ztg., Lit. 376); Leo Greiner (Berl. Börs.-Cour. 379); Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbüttel) (Wolfenbüttl. Ztg. 191); Heino Schwarz (Westf. N. Nachr., Lit. Beil. 192).

*

Zur deutschen Literatur

Über Friedrich v. Logaus erstes Gedicht plaudert Hans-Eberhard v. Besser (Kreuz-Ztg., Lit. 352). — An den 150. Todestag von Hölty erinnert Karl Fuß (Magdeb. Ztg. 384).

Goethes Liebeswerk an Krafft schildert Bertha Badt-Strauß (Berl. Tagebl. 402). — Wie Goethe die Alpen erlebte, untersucht Tilly Lindner (Germ. 396). — Zu dem Thema „Goethe und unser Leben" äußert sich Otto Heuschele (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 34). — Über „Carlyle-Goethe-Eckermann" schreibt Ernst Friedrichs (Generalanz., Stettin 230). — „Goethe über Individuum und Masse" behandelt Schneidereit (Tag, Unt.-Bl. 198). — Von einer verschmähten Goethe-Inschrift (Kosegartens Grab) erzählt Hans Balzer (N. Zür. Ztg. 1276). — Zu Goethes Nausikaa bietet Edmund Schopen eine Studie (Köln. Ztg., Lit. Bl. 569). — Ein Faustproblem erörtert Hermann Bahr unter der Überschrift „Der schaffende Spiegel" (Münch. N. Nachr. 228). — Die Memoiren der Jagemann „Die Gegenspielerin Goethes" charakterisiert Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 197). — Weitere Studien zeitigte die Wiederkehr von Goethes Geburtstag: Emil Ludwig „Goethes soziales Vermächtnis" (Voss. Ztg. 406); Julius Schuster „Minister

Digitized by Google

Goethe instruiert". Ein ungedrucktes Schriftstück (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 201); Friedrich Spiro „Goethe und Medea" (Tägl. Rundsch. 399); W. P. „Goethe und Möser" Ein unbekannter Goethe-Brief an Mösers Tochter (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 201); v. Graevenitz „Goethe und Hebel" (ebenda); Carl Meißner „Das Goethejahr 1826" (Hannov. Kur. 400/01).

Emil Schering bringt und erhärtet die Hypothese, daß Tiecks „Vittoria Accorombona" ein Plagiat des verlorengegangenen Romans von Heinrich v. Kleist sei (Berl. Tagebl. 369). Dagegen erhebt Eduard Berend (ebenda) Widerspruch; desgleichen Karl Viëtor (Frankf. Ztg. 632 — 1 M.), Georg Witkowski (Berl. Tagebl. 388). — Kleists Äußerungen über Helgoland aus den „Abendblättern 1810" gibt Hermann Brücker (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 192) wieder. — Alfred Kerrs Rede am Heine-Denkmal wird (Berl. Tagebl. 386) bekanntgegeben. — Ein Eichendorff-Jubiläum (Hundert Jahre „Taugenichts") begehen Rudolf Schade (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 55) und Wilhelm Meridies (Germ., Werk 20). — Über Görres in Straßburg schreibt Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 596), Maiers Vortrag „Görres, der Verteidiger des Reiches Christi" wird (Germ. 390) veröffentlicht, die Görres-Literatur überschaut Peter Schmitz (Germ., Werk 20). — Über die magische Natur in der Dichtung Justinus Kerners schreibt Felix Buttersack (Stuttg. N. Tagbl. 378). — Ein Brief von Henriette Elisabeth Barkley aus den Julitagen 1812 mit interessanten Notizen über Stollberg-Wernigerode und Frau v. Krüdener wird von Rose Burger (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 355) bekanntgegeben. — Zum 150. Geburtstag von Georg Niebuhr schreiben Mario Krammer (Deutsche Allg. Ztg. 397), J. M. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 200), Adolf Trende (Berl. Bös.-Ztg., Dt. Beamte 37), Max Jumpertz (N. Pr. Kreuz-Ztg., Lit. 400), vgl. Tag (205). Mitteilungen aus Niebuhrs Briefen werden (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 200) geboten.

Neue Forschungen „Frauen um Hebbel" veröffentlicht Paul Bornstein (Münch. N. Nachr., Einkehr 48, 49). — Friedrich Rückert und die byzantinische Literatur behandelt mit Ungedrucktem aus dem Nachlaß Rückerts Herman Kreyenborg (Frankf. Ztg. 562 — 1 M.). — Zwei unbekannte Briefe der Droste werden von A. B. (Tag 194) mitgeteilt. — Ein unbekanntes Rheingedicht von Hoffmann v. Fallersleben veröffentlicht Karl Schaefer (Köln. Volksztg. 623).

Auf Nietzsches Spuren im Engadin wandert G. Schultze-Pfälzer (Tag, Unt.-Beil. 203). — Aus Nietzsches Studentenzeit erzählt Erwin Stranik (N. Wiener Journal 11 734). — Über Gottfried Keller und Deutschland schreibt H. St. (Tag, Unt.-Beil. 191), Elisabetha Keller schildert Erwin Stranik (N. Wiener Journal 11 745). — Anläßlich des 70. Todestages von Max Stirner boten Aufsätze: Heinz Michaelis (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 146); Hellmuth Falkenfeld (Stuttg. N. Tagbl. 292); Georg Foerster (Deutsche Allg. Ztg. 290); Anne Bernfeld (Arb.-Ztg., Wien 176). — Eine wertvolle Studie über Fontane mit Hinweis auf die neue Ausgabe der Werke in S. Fischers Verlag Berlin veröffentlicht Wilhelm v. Scholz (Magdeb. Ztg. 418). — Eine Gedächtnisrede auf Heinrich Hansjakob und seine Werke von Heinrich Auer wird (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 31) bekanntgegeben. — Über Adalbert Stifter in dieser Zeit schreibt Eduard Korrodi (Germ. 368). — Wilhelm Jensen und Theodor Storm nimmt Gertrud Storm zum Inhalt eines Erinnerungsblatts (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 199). — Eine Studie über Richard Voß bietet Hermann Ploetz (Generalanz., Stettin 223). — Mitteilungen aus dem Briefwechsel zwischen Herman Grimm und A. Frey macht Lina Frey (Köln. Ztg., Lit. Bl. 632). — Gedenkblätter an Marie Kurz, die Frau von Hermann Kurz, bieten anläßlich des 100. Geburtstages Ernst v. Mohl (Münch.-Augsb. Abendztg., Frauenztg. 33) und Erhard Bruder (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 180).

Eine Studie über Oskar Panizza („Der kaiserliche Wahnsinn") veröffentlicht Fritz Brügel (Arb.-Ztg., Wien 211). — Ebenda (225) erinnert Christine Touaillon an Artur Pfungst. — Des 10. Todestages von Johann Hinrich Fehrs gedachte Hans Joachim Wegener (Tägl. Rundsch. 378 u. a. O.). — Über Hermann Löns schrieben Kurt Voß (Köln. Ztg. 630), Friedrich Castelle (Köln. Ztg., Lit. Bl. 638), Friedrich Schulze-Langendorff (Tag, Unt.-Beil. 206), Paul Jessen (Deutsche Allg. Ztg. 402), W. Henner (N. Bad. Landes-Ztg., Kunst 436), Christian Rodegg (Württ. Ztg. 200), Kurt Häussermann (Stuttg. N. Tagbl. 403), M. Wagner (Arb.-Ztg., Wien 248), Beda Prilipp (Tag 211). — An Lily Brauns 10jährigen Todestag erinnerten Clara Bohm-Schuch (Vorw. 370); P. K. (Arb.-Ztg., Wien 217); E. K. (N. Bad. Landesztg)., Frau 403. — Ludwig Thomas gedenkt Kurt Martens (Allg. Ztg. am Abend, München 196).

Eine wertvolle Würdigung von Albert Kösters wissenschaftlichem Vermächtnis schreibt Karl Viëtor (Frankf. Ztg. 605 — 1 M.).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In einem Aufsatz des ehemaligen italienischen Botschafters in Berlin Alessandro de Bosdari über Gerhart

Digitized by Google

Hauptmann, der (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 184) auszugsweise wiedergegeben wird, heißt es: „Eine Frage, die ich bei Hauptmanns Biographen immer besonders hervorgehoben gefunden habe, ist die, ob er während der Produktion seiner sozialen Dramen ein wirklicher Sozialist war oder nicht. Einer von ihnen, Fleischer, sagt, daß der Dichter in seiner Jugend weit mehr von Wotan und Thor hingerissen gewesen ist als von Marx oder Engel. Und Bohr schreibt, es sei ziemlich unverständlich, daß er in jenen Zeiten so sozialistisch empfand, ohne Mitglied der sozialdemokratischen Partei zu sein; daß man in solchem Maße für die Enterbten und Unterdrückten empfinden konnte, ohne dem Programm der Partei den Eid geschworen zu haben. — Während damals die Polizei, die die Aufführung der ‚Weber' verbot, den Dichter in Ruhe ließ, behaupten die für Hauptmann günstigen Kritiker, daß er mit Leib und Seele Sozialist ist. Aber das Werk des Dichters und Dramatikers hat sich seitdem vollständig von dem sozialen Kampf abgewandt und bewegt sich jetzt ausschließlich in der phantastischen Bläue der ausgesprochensten Romantik." — Durchaus kritisch stellt sich Hans Knudsen der Stellungnahme Hauptmanns zu der Akademiefrage entgegen (Rhein.-Westf. Ztg. 380). — Einen Aufsatz über Ernst Bertram beschließt Conrad Wandrey (Essen. Allg. Ztg., Lit. Beil. 356) mit der Feststellung: „Wenn Bertrams Dichtung in einem hohen und stolzen Sinn unpersönlich ist, wenn sie auch im Überschwang noch ihren Herzschlag sorglich hütet und selbst die Feier der musikalischen, mystischen, nordischen Mächte in einer sehr beherrschten Form sich darstellt; wenn seine Sprache, obgleich ein lebendiger Strom aus Klang und Geist, Bild und Sinn, doch einen ‚Hüter des heiligen Lautes' erkennen läßt, der um die Herrlichkeit des Materials weiß, in das er bildend hineingreift und an dem er dient: so ist es ohne weiteres ersichtlich, daß es George war, an dem Bertram zu eigenem Flug erstarkte." — Zu R. A. Schröder und seinen neuen Dichtungen bemerkt Alfred Happ (Münch. N. Nachr. 216): „Männlicher, an die reiche Habe gebundener Geist und ein visuelles Naturgefühl kennzeichnen Schröder am gewissesten, in Finsternis und Wildheit steigt er kaum auf. Als reife entfaltete Seele widerstrebt er, damit sich selbst seine endlichen Grenzen setzend, dem Engen wie dem Ungeheuren, um innerhalb dieser Schranken die Unendlichkeit des Schönen zu besingen; und wir möchten ihn, um diese Stunde, ansprechen, wie er den Abendstern anspricht: Sei der immer dunklern Welt immer licht'rer Gast." — Im Versuch einer Charakterisierung René Schickeles durch Kunz von Kauffungen (N. Stuttg. Tagbl. 358) heißt es: „Schickele ist Elsässer, waschechter Elsässer. Und wer kann es ihm da verdenken, wenn er sich — vielleicht aus innerem Notbehelf — in erster Linie als Europäer fühlt, wenngleich er selbst sich immer und überall als deutschen Dichter bezeichnet. Und das ist er freilich, im wahrsten Sinne des Worts. Wie schon erwähnt, war die Mutter Französin, der Vater Deutscher. Ich möchte fast sagen, daß er durch das Blut dieser beiden Rassen erst recht die Verkörperung unserer elsässischen Heimat wurde. Deshalb ist er auch der berufenste Vertreter der elsässischen Volksseele. Die Heimat kann sich glücklich schätzen, einen Interpreten von derartigen Qualitäten für sich zu haben." — Über Dietzenschmidt urteilt Ludwig Marcuse (Germ., Werk 19): „Dietzenschmidt gehört nicht zu den Vorkämpfern für eine neue (erst werdende) dramatische Form. Dietzenschmidt ringt nicht mit den großen seelischen und geistigen Kräften dieser Zeit. Er ist ein Abseitiger: auch abseits von der breiten Straße, auf der die Modischen leben; vor allem aber abseits von den Zielen, welche unsere Gegenwart geboren hat. Dietzenschmidts dramatisches Werk ist neben der Zeit; nicht in der Zeit; und selbstverständlich nicht über der Zeit. Er greift nicht in unser Leben ein: wenn es auch viele dichterische Schönheiten hat. Dietzenschmidt meint, daß in seinem ‚Schaffen eine Weltanschauung, eine Lebensauffassung, ein Kunstziel sich ausspricht': aber nur die Weltanschauung, die Lebensauffassung des Epigonen; das Kunstziel, besser die Kunstziele vergangener Zeiten." — Zur Gesamtausgabe von Albert Ehrensteins Schriften (Rowohlt) bemerkt Oskar Baum (Prag. Pr. 219): „Wie wird sich Ehrenstein einst von zeitlicher Ferne ausnehmen? Er hat nie ein Drama, nie einen Roman geschrieben. Man denkt bei seinen bis in die kleinste Silbe mit Erfindung gefüllten Phantasien und Grotesken an die Komponisten, deren Wesen sich in der Kammermusik zu erschöpfen vermochte. Nicht Weisheit nur, vor allem Kraft liegt in solchem Erfassen der Form, die dem eigenen Wesen gemäß ist." — Über Paul Zech sagt Käte Schultze (Braunschw. Nachr. 183): „Wenn bei Paul Zech die Sinnlichkeit, das heißt die Kämpfe zwischen Mann und Frau auch breiten Raum beanspruchen, und das Kind, die Frucht dieser Zweiheit verschieden gewertet wird, alles, wie im Leben selbst — Paul Zech gibt nirgends Parfüm, um zu verwirren. Eigenwillig in der Sprache, die ihre Eigenwilligkeit aber aus der Unerbittlichkeit des Fatums saugt, führt er seine Geschichten zu Ende." — Josef Pontens Blick für Landschaft rühmt Heinz Stroh (Berl. Tagebl. 404): „In das Wesen einer Landschaft dringt Ponten ein; er erfaßt sie ganz, so daß er, von ihr besessen, sie seelisch in sich aufnimmt. Wenn er seinem

Digitized by Google

gerade erschienenen Buch ‚Die Luganesische Landschaft' den Satz voranstellt: ‚Landschaft ist inwendig, in uns, das draußen ist nur Land', dann kann der Leser bereits ahnen, was ihm die folgenden Seiten geben werden. Dieses äußerlich gar nicht starke Buch ist ein sehr, sehr starkes Buch, das — in prägnanter, klangschöner Sprache erzählt — einen Landstrich beschreibt, das wissenschaftlich aufklärt und leitet und das — wie ein spannender Roman lebendig ist — im Heute wurzelt und von verhaltener Leidenschaft durchglutet ist. Bei ‚Griechische Landschaften, ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens' weiß man nicht, ob die wissenschaftlichen Kenntnisse (die belehren) oder die Reiseschilderung eines Poeten höher zu schätzen sind. Erstaunlich, wie tiefes Wissen eines Gelehrten, das schönheitstrunkene Auge des Malers, die formvollendete Kunst des Dichters und die Liebe zur Landschaft, aber auch die Ehrfurcht vor Gott und die Dankbarkeit zu ihm in einem Menschen vereint sind."

Karl Serner tritt in eigener Sache gegen Paul Morand (Wiener Allg. Ztg. 14 449) auf den Plan: „Eine französische Zeitschrift nennt mich unter den Epigonen dieses Herrn. Als Boche selbstverständlich an letzter Stelle. — Gemach! Meine 33 hanebüchenen Geschichten ‚Zum blauen Affen' wurden bereits im März 1919 von drei Personen gelesen, im Februar 1920 von meinem ehemaligen Verleger Paul Steegemann und waren im Dezember dieses Jahres gedruckt. Da dieses Buch in jeder Hinsicht den Typus meiner späteren Geschichtenbücher repräsentiert, Herrn Paul Morands Bücher ‚Fermé la nuit' und ‚Ouvert la nuit' im Dezember 1920 aber noch nicht erschienen waren, ist es temporär unmöglich, daß ich sein Epigone sein kann. Ja, es ist sogar evident, daß er in seinem Buch ‚L'Europe galante' das im Frühjahr 1925 erschien, der meine ist."

Einen bemerkenswerten Aufsatz „Zu Joseph Wittigs Achtung" bietet Franz Rodens (Köln. Ztg. 597).

Von Hedwig Stehr, der Gattin des Dichters, erzählt Hermann Dahl (Berl. Tagebl. 388).

Zum 75. Geburtstag von August Trinius grüßt Heinz Neuberger (N. Mannh. Ztg. 349), den Fabulierer in ihm kennzeichnend. — Zu Hugo Salus' 60. Geburtstag schrieben Alfred Klaar (Voss. Ztg. 362), Karl Kreisler (Tagesb., Brünn 354), Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 175). Bei Klaar heißt es: „Einer aus dem Stamme der deutsch-böhmischen Poeten, der sich immer reicher entfaltet, je mehr er durch die innere Naturkraft zeitweilig dem politischen Anschlusse ferngerückt zu sein scheint, ein vollgültiger Genosse der Friedrich Adler, Rainer Maria Rilke und Werfel, um nur wenige Namen zu nennen, einer, der als Dichter frühreif war und nie die Frische verlor, Hugo Salus, empfängt die Prägung des Alters, wird am heutigen Tage 60 Jahre alt. Man denkt an eins seiner frühesten gehaltvollsten Gedichte, an sein originelles Lied von der Uhr, der das Zifferblatt in der Sommerpracht des Wachstums allmählich entschwand, wenn man an die vorgerückten Zeiger auf der Lebensuhr des Dichters erinnert wird." — Des 60. Geburtstages von Rudolf Greinz gedachten Robert Hohlbaum (Münch. N. Nachr. 226) und Paul Wittko (Hamb. Korresp., Ztg. f. Lit. 189). Hohlbaum sagt: „In Greinz lebt selbstverständlich ein starkes Naturverständnis. Immer sind die Charaktere und Probleme ihrer Umwelt angepaßt, werden die Geschehnisse von parallelen Handlungen der Natur begleitet. Hart und klar entwickeln sich die Dinge im Norden, ein halbdunkler Föhnschleier umhüllt Menschen und Schicksale des Südens. Nur in dem halbmorbiden Zauber des meraner Landes, der Einst und Jetzt ineinander verwebt, ist eine romantische Handlung, wie die des ‚Mysteriums der Sebaldusnacht' möglich und verständlich. Dieser letzte Roman ist zugleich, meinem Gefühl nach, der bedeutendste, ja das Bedeutendste überhaupt, was Greinz geschrieben. Hier erweitert er ein Motiv, das er in seinem irdischen Inhalt schon mehrmals gestaltet hat, ins Transzendentale, hier erhebt er die Wirklichkeit zum Traum und dadurch zur höheren poetischen Wahrheit. Der junge Theologe Johannes Kampeiner, der sein eigenes Leben im Schicksal seines Vorfahren erlebt, erlebt nicht nur ein Einzelschicksal, sondern die Tragödie seines auserwählten, aber von so schweren Pflichten belasteten Standes überhaupt. So ist hier die Forderung, die Einzelgestalt zum Typus zu erheben, restlos erfüllt." — Zum 50. Geburtstag von Hans Karl Abel grüßt Ernst Benz (Stuttg. N. Tagbl. 362): „Was Abel mit uns Stuttgartern besonders verknüpft, ist nicht nur, daß wir ihn für unsere Stadt als Mitbürger gewonnen haben, sondern daß er uns einen Heimatroman geschrieben hat, den ‚Schwung in den Wipfeln', der im ‚Stuttgarter Tagblatt' zuerst veröffentlicht wurde. Dieses neueste, äußerst spannende und lebendige Werk hat dem Dichter die Anerkennung weitester Kreise verschafft und beweist, daß der neue Weg, zu dem er sich unter so vielen Opfern hindurchfand, der richtige ist. Ein Dichter mit einem so ausgeprägten Heimatgefühl, mit einem so starken Sinn für den nationalen Gedanken, ein Künstler, der trotz lyrischer Grundeinstellung eine so kräftige, geschlossene Dichtung hervorbringt, verdient überall Anerkennung und Förderung."

Dem neuen Roman von Frank Thieß spendet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1275) Anerkennung: „Sieht

Digitized by Google

man näher zu, so überſetzt Frank Thieß ‚Frühlings Erwachen' in die Romanform, aber die Überſetzung iſt — um es gleich zu ſagen — differenzierter, ſogar feinfühliger und vor allem der Wahrheit näher. Alſo keine Überſetzung, ſondern eine kühne Darſtellung der Verwandlung junger Menſchen bis in den Wirbel ihres Seins." — Den Roman von Hans Grimm „Volk ohne Raum" empfiehlt Helene Voigt-Diederichs (Voſſ. Ztg. 360): „Jede Seite des Buchs beſtätigt, auch dort, wo des Dichters eigenes Leben dem ſeines Helden im ‚Geflechte deutſcher Erfahrungen' begegnet, daß es, politiſch mit der gleichen brennenden Sachlichkeit nach Rechts wie nach Links abrechnend, von keiner Partei für eigenſüchtige Zwecke zu mißbrauchen iſt. Zu den weiteren Wundern gehört, daß auf eben dieſen rund 1350 Seiten nicht das Geringſte nebenſächlich iſt. Auch das ſcheinbar aus reiner innerer Überfülle Beigefügte iſt durchflutet von früher oder ſpäter offenbarem Strom zum Ganzen hin."

Mit dem Ehebuch des Grafen Hermann Keyſerling rechnet Ernſt Harms (Berl. Tagebl. 378) ab: „Ein nicht nur rhetoriſches von ‚Mut und Reinheit', ſondern von dem nötigen Sach- und Verantwortungsempfinden getragenes Behandeln eines ſo ‚letzten' Lebensproblems kann nur ein rein wiſſenſchaftliches oder aber ein ſeelſorgeriſches ſein. Wiſſenſchaftliches zum Eheproblem haben die letzten Jahre ſogar ſehr viel Gutes gebracht. Ein zuſammenfaſſendes Werk vom Mediziniſchen bis zum Soziologiſchen zu liefern, könnte hier ſehr gute Aufgabe ſein. Außer ein wenig pſychoanalytiſcher Propaganda enthält dieſe darmſtädter Eheanthologie nichts Ernſtzunehmendes. Daß Namen, wie der Marianne Webers und Meiſel-Heß' in ihm fehlen, iſt beſtes Zeichen ſeines Charakters. — Die ſeelſorgeriſche Seite des Eheproblems gehört aber nicht in die Öffentlichkeit, ſondern in ein irgendwie geartetes Ordinationszimmer hinein. Was hier zu ſagen iſt, iſt Sache des Einzelfalls von individueller Feinheit. Hier zu verallgemeinern führt immer ins redſelig Theoretiſche, aufs ‚Glatteis' (Th. Mann) oder aber in dieſem Fall in einen unreinlichen Eſſayismus hinein, was ſtets nur zu Schaden gereicht und ſelbſt moraliſche Trübung und Gefährdungen unweigerlich zur Folge hat."

*

Zur ausländiſchen Literatur

Über Shakeſpeares Religion wird (Germ. 362) geſchrieben. — Einen Nachruf auf Iſrael Zangwill bietet Herman George Scheffauer (Frankf. Ztg. 597 — 1 M.). — Bernard Shaws Geburtstagsrede vor der Labour Party wird (N. Bad. Landesztg. 407) wiedergegeben. — Cheſtertons Zeitſchrift charakteriſiert Jack Beveniſti (Berl. Tagebl. 391), über Cheſtertons „Was unrecht iſt an der Welt" ſchreibt M. Kolmſperger (Welt am Sonntag 30). — Die neue deutſche Kipling-Ausgabe, herausgegeben von Hans Reiſiger (Leipzig, Paul Liſt), empfiehlt D. v. Mikuſch (N. Zür. Ztg. 1317). — Über Conan Doyle ſchreibt Arthur Rundt (Berl. Börſ.-Cour. 376).

Briefe aus London von Paul Verlaine werden (Berl. Tagebl. 361) veröffentlicht. — Gedanken zu einer Balzac-Biographie, unter Anerkennung von Bettelheims Leiſtung, notiert Fritz Reck-Malleczewen (Berl. Tagebl. 396). — Über Marcel Prouſt ſchreiben Paul Morand (Berl. Börſ.-Cour. 373) und Ludwig Marcuſe (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 367). — Als ein europäiſches Werk feiert Efraim Friſch Andrés Gides „Falſchmünzer" (Frankf. Ztg. 614 — 2 M.). — Auf Jean Cocteaus Bekehrung weiſt Pf. (Germ. 370). — Emile Verhaerens Grab ſchildert Louis Pierard (Berl. Tagebl. 381). — Über die Quellen der franzöſiſchen Romantik ſpricht E. v. N. (Magdeb. Ztg. 421). — Notizen zur neueſten franzöſiſchen Literatur bietet H. Pf. (Germ. 375). — Über Romain Rolland und den europäiſchen Geiſt ſchreibt Werner E. Thormann (Germ., Ufer 35).

Pirandello als europäiſche Perſönlichkeit behandelt Hans Feiſt (Köln. Ztg. 598). — Das Werk Benedetto Croces („Ein zeitgenöſſiſcher Humaniſt") ſchildert Rudolf Borchardt (Münch. N. Nachr. 230).

Eine Studie über Amalie Skram von Karin Michaelis wird (Berl. Tagebl. 383) veröffentlicht. — Die Muſik bei Strindberg unterſucht Viktor Hellſtröm (Berl. Tagebl. 377). — Herman Bangs Wiederkehr (die Neuausgabe ſeiner Werke in S. Fiſchers Verlag) feiert Peter Hamecher (Deutſche Allg. Ztg. 362). — Über Knut Hamſun ſchreibt Heinrich Goebel (Magdeb. Ztg. 390), über Hamſuns Lyrik in deutſcher Übertragung Hugo Marti (Bund, Bern 352). — Dem neuen Buch von Karin Michaelis „Die kleine Lügnerin" mißt Ernſt Weiß (Berl. Börſ.-Cour. 361) entſcheidende Bedeutung bei. — Den neuen Roman von Selma Lagerlöf „Charlotte Löwenſköld" rühmt Peter Hamecher (Deutſche Allg. Ztg. 375). — Wechſelwirkungen zwiſchen nordiſchem und deutſchem Geiſtesleben ſchildert eine Studie von Georg Brandes (Berl. Tagebl. 359). — Impreſſionen aus einem Notizbuch von H. C. Anderſen werden (Berl. Tagebl. 399) mitgeteilt.

Vom unbekannten Doſtojewſki handeln Walter Sandor (Bund, Bern, Kleiner Bund 33) und P. Deindl (Augsb. Poſtztg., Lit. Beil. 34). — Auf die Bedeutung von Karl Nötzels Doſtojewſki-Buch (Haeſſel, Leipzig) weiſt Franz Iblher (Münch. N. Nachr. 221). —

Digitized by Google

Über russische Mystik schreibt Fritz Michel (Stuttg. N. Tagbl. 360).

Zum Tode von Jan Kasprowicz ergreift Jan Münzer das Wort (Voss. Ztg. 364).

* * *

„Deutsche Mystik." Von Ernst Bergmann (Deutsche Allg. Ztg., Welt 378).

„Die Dichter und die Dünner." Von Paul Ernst (Deutsche Allg. Ztg., Welt 366).

„Pariser Rechenschaft." Von Herbert Eulenberg (Berl. Tagebl. 375).

„Die Neuromantik im heutigen Deutschland." Von Herbert Eulenberg (Königsb. Allg. Ztg., Sonntagsbeil. 387).

„Stolz auf die Gegenwart." Deutsche Dichter und Politik. Von Joachim v. d. Goltz (Münch. N. Nachr. 237).

„Der Teufel in der neuen Literatur: Georges Bernanos' ‚Unter der Sonne Satans'." Von Waldemar Gurian (Germ., Ufer 31).

„Gegen den Boykott der Lyrik." Von Max Herrmann (Berl. Tagebl. 368).

„Die Romantik und der deutsche Geist." Von Otto Heuschele (Köln. Ztg., Lit. Bl. 576).

„Die deutsche Literatur und das Ausland. Ein italienisches Buch über ‚Das neue Jahrhundert der deutschen Dichtung' von Lavinia Mazzucchetti." Von Waldemar Jollos (Magdeb. Ztg. 392).

„Der Weg des deutschen Buches." Schwedische Ziffern. Von C. Z. Klötzel (Berl. Tagebl. 398).

„Über Gedichte von heute." Von Alexander Lernet-Holenia (Berl. Börs.-Cour. 397).

„Carl Sternheim hält Gericht." Von Hugo Marti (Bund, Bern 332).

„Aufgaben der Theaterwissenschaft." Von Karl Niessen (Köln. Ztg. 635, 637).

„Sittenwidrige Verlagsverträge." Von Richard Passow (Deutsche Allg. Ztg. 352).

„Das Ende des deutschen Buchhandels?" Von Gerhard Schäke (Magdeb. Ztg. 416).

„Geist und Dinglichkeit." Von Johannes Schlaf (N. Zürch. Ztg. 1298).

„Der Mythos und das Unabwendbare." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 375).

„Der Dichter und die Blumen." II. Von Augustin Wibbelt (Köln. Volksztg. 615).

„Zur Psychologie des Romans des 19. Jahrhunderts." Von Oskar Wolfer (Germ., Werk 19).

„Dramaturgische Bilanz." Von Otto Zarek (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 188).

„Der tausendste Engelhorn." Von Fedor v. Zobeltitz (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 389).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. IV, 3. (Halle a. S.) Einen sehr wertvollen Überblick über den Wandel des deutschen Lebensgefühls im Spiegel der deutschen Kunst seit der Reichsgründung beschließt Karl Holl mit dem Ausblick:

„Ich weiß nicht, ob die Bezeichnung ‚neue Sachlichkeit', wenn sie auch zweifellos den neuen Kunstwillen treffend wiedergibt, eine geeignete Stilbezeichnung ist, da das Beiwort ‚neu' ja keine absolute Inhalts- oder Formbestimmung ist, sondern nur eine relative Zeitbedeutung hat. Besser scheint mir die Kennzeichnung ‚magischer Realismus' zu sein. Der erste Eindruck der neuen Kunst, wie er sich namentlich in der voranschreitenden bildenden Kunst aufdrängt, ist der eines bewußten Realismus, der in seiner exakten Gegenständlichkeit fast an eine Wiedergeburt des Naturalismus erinnern möchte; aber dann erkennen wir, daß dessen Unterschied gegenüber seinem Vorgänger der 80/90er Jahre bewußte Durchgeistigung ist. Diese Durchgeistigung ist aber nicht rein intellektuell zu fassen, sie strömt aus unterirdischen oder besser jenseitigen Quellen. Die Gestalten der neuen Kunst haben jenen ‚Abglanz vom Jenseits', der Barlachs Siebenmark (‚Der arme Vetter') nach seinem eigenen Geständnis fehlt. Diese realistischen Darstellungen haben die durchschlagende Überzeugungskraft von intensiv erlebten Traumgesichten, die bei höchster, plastischer Realität etwas Unheimliches, Magisches an sich haben. Schon macht sich dieser Stilwillen auch in der Dichtung bemerkbar, eben bei Barlach, der ja zugleich Plastiker ist, bei Brecht, Bronnen, Kolbenheyer, Zech u. a., wobei, um vergleichsweise einen Großen der Vergangenheit als stilverwandt anzuführen, an Heinrich v. Kleist als Novellist, aber auch als Dramatiker (‚Prinz von Homburg') zu denken wäre. Die Bezeichnung ‚magischer Realismus' scheint mir auch darum empfehlenswert, weil sie an den magischen Idealismus von Novalis erinnert, wobei allerdings, wie schon der Bezeichnungsunterschied aussagt, eine umgekehrte Denkrichtung zugrunde liegt, indem nicht die schaffende ekstatische Idee den Ausgangspunkt bildet, sondern das geschaffene Reale, das in und hinter sich die magischen Triebkräfte erkennen, erfühlen läßt. Indem der magische Realist mit dieser Absicht das Diesseitige, Gegenständliche darzustellen sucht, ist ihm die ganze reale Welt Stoff seines formenden Kunstwillens, und es ist damit Hoffnung, daß ein bisher trotz verschiedener Anläufe unbewältigtes Problem jetzt seiner Lösung nähergebracht werde, indem auch die für unser modernes Leben so bedeutsame Technik in der reichen Fülle ihrer

Digitized by Google

Wirksamkeit ihre künstlerische Darstellung findet. Ich glaube wohl, daß auch in dieser Hinsicht der neue Stilwillen, wie er uns in Dichtung und bildender Kunst voraussichtlich tief- und untergründige Charakterbilder erwarten läßt, eine wertvolle Bereicherung bringen wird, die über das Stoffliche hinaus die Bedeutung hat, daß uns die Welt, deren Bild uns immer mehr atomistisch zu zerfallen drohte, in ihrer geistigen Ganzheit und Einheit zu Bewußtsein gebracht werde. Überaus glücklich scheinen mir hier Kunst und Philosophie sich zu begegnen. Hier liegen die Ziele unseres Denkens, unseres Schaffens, unseres Lebens. Dies ist das wunschhafte Lebensgefühl der Gegenwart."

Die Bergstadt. XIV, 11. (Breslau, Leipzig, Wien.) Aus unveröffentlichten Tagebüchern Carl Hauptmanns heben wir die nachfolgenden, eindruckstiefen Eintragungen heraus:

(nach dem Tode des Vaters) 1898.

„Wenn nun Vaters Bild zu mir käme und spräche aus unbewußter Tiefe das Tiefste zu mir. Wäre das sein Geist? Wäre das Schein (Halluzination)? Aus welchen Tiefen käme das Tiefste? Wäre es nicht realste Wirkung des väterlichen Wesens? Ich fühle dunkles Rätsel. Form und Wesen der Persönlichkeit wirken unabsehbar fort. Und diese Welt gerade ist für die seichten Handgreiflichkeits-Philosophen Schimäre! Wenn ich auch nur daran denke, welches Wunder der Verwandlung in Vaters Zügen lag, als wir ihn auf sein Totenbett gebettet hatten. Wie wir es gleichsam sahen und erlebten unter unseren Händen, wie er ferner und ferner zog, einsank in die unbegreiflichste Ruhe, die nie ein Menschengesicht im Leben aussprechen kann; sinnlich fühlbar für uns, obgleich er immer vor uns lag. Welches Geheimnis des Ausdrucks, der Form, die Grade der Ruhe bis zur Totenruhe! Und wie ein Sphärenklang, wie unausgekostete Harmonie unser Wesen rührend und ausfüllend! Leiche! Ein kindisches Wort für mich seitdem! Diese Fülle von Ereignis, die da in dem ersten Todestage aus unseres Toten Zügen zu uns kam. Wie eine vollendete Gestalt wich von uns, wir konnten sie nicht halten, und sah uns wundervoll an, und stellte sich groß in den Raum und verdunkelte alles ringsumher und erfüllte eine Unendlichkeit und war uns lieb und nahe und doch schon kaum hörbar, kaum begreiflich, so fern und erhaben, ein Vater ohnegleichen. Und das soll eine Leiche sein! Das über alles kleine Menschen- und Bürgerleben erhabene Geheimnis, in dem unser flüchtiges Leben eine schier begreifliche Strecke ist, wurde laut und vernehmlich und erweiterte ahnungsvoll unsere engen Schranken. Das große, wunderbare Alleben spann und tönte weiter an dem nun unbegreiflich gewordenen Lebenswunder, wo unser Begreifen noch immer seine eiserne Schranke und Grenze findet."

*

1898, 25. Dezember.

Kirche in St. Peter.

„In der Predigt erregte mich zunächst der Hochklang aus den Seelen, als sie alle vereinigt in einem Atemgange das hohe Heilige lobten. Mir kam da von neuem die ewige Frage nach dem Sinn und der Art des Festes, des Feierns. Novalis sagte: ‚Es ist keine Frage, daß eine Überzeugung unendlich gewinnt, wenn eine andere Seele daran glaubt.' Das ist die Entdeckung einer Kraftquelle. Daraus ergibt sich Halt und Natur des Festes. Es hat mit der Liebe zu tun. Es ist wirklich ein Ereignis. Eine Realität eigener Art: Hunderte oder Tausende vereint, die ein Lied singen mit einem Sinn, einen Tanz tanzen mit einem Lachen. Ein ganz Einziges und nur so wirklich Vorhandenes und aus einer Tiefe geboren, herausklingend, in einer Sehnsucht und Andacht zu einem Wesen hin.

Der einzelne feiert nicht. Nur wenn er ein Schauender wird, der die Harmonie schaut, wenn er die Einigung in sich trägt, kann er ein Fest feiern, weil er ein Fest ideell, im Traum, vorwegnimmt. Alle Kunst ist ein Fest des einzelnen, der große Traum, die große Einung in dem See der Seele vorausgespiegelt. Deshalb kann der Künstler Feste feiern und der Liebende Feste feiern: Andacht im kräftigen Erinnern der Liebe."

Preußische Jahrbücher. CCV, 2. (Berlin.) In ein „Planetarium" wird Theodor Däubler anläßlich seines 50. Geburtstags von Kurt Busse eingereiht:

„Eingereiht in das Planetarium unserer deutschen Kultur der Gegenwart würde Däublers Werk zum Saturn, der in weitem Kreise ungeheurer Masse, geheimnisvoll formträchtig in seinem leuchtenden Ringe ruhend, um das Sonnengestirn Nietzsches zieht. Um das gleiche Mittelgestirn zögen in engeren und weiteren Kreisen bläulich aufleuchtend klarster Form und Glanzes George als Jupiter, Mombert im engsten Kreis als Venus, Becher drohend flackernd als rötlicher Mars und, uns am vertrautesten, kreisend in vielfältiger Schöpfung Schaeffer als Erde. Die geistige Bewegung, in der wir als Welle im Strom heute in Deutschland, in Europa sind, hat ihren sichtbaren Ursprung in Nietzsche. Am stärksten und vor allem am frühsten empfanden die Erschütterung und Erneuerung des Lebens, die von ihm ausging, die Dichter. Nietzsche schuf uns ein neues Wortgefühl und, unlöslich damit zusammen-

Digitized by Google

hängend, die Möglichkeit einer neuen geistigen Welt, die Möglichkeit eines neuen Mythos. Das Feld, das er als Sprachschöpfer rodete, hat George mit unsäglicher, heroischer Mühe beackert und fruchtbar gemacht, Däubler hat ihm sofort eine aus den gestauten Kräften langer Brache aufwuchernde Ernte abgerungen. Mit gigantischer Anspannung hat Däubler allein zu schaffen versucht, was sonst die Arbeit von Generationen ist, eine ganze Mythologie, eine neue Religion und, auf ihr sich gründend, fast eine neue Kultur. Die Umwertung aller Werte, von der Nietzsche als großer Aufgabe sprach, ist von Däubler im entschiedensten und — wir gestehen — in wahrhaft großartigem Sinne versucht worden."

Stimmen der Zeit. LVI, 11. (Freiburg i. Br.) Peter Lippert S. J. schreibt „Das Geheimnis des Rembrandtdeutschen":

„Von der Lebensbeschreibung des Rembrandtdeutschen geht eigentlich eine wehmütige, ja tieftraurige Stimmung aus; der vorherrschende Eindruck, den sie auf uns macht, ist dieser, daß hier wieder einmal ein großer Mensch aus dem Dunkel ins Dunkel ging, ohne seine hochfliegenden Träume von Macht und Wirkung erfüllen zu können. Das wäre nun freilich nichts Besonderes, sondern eine ganz alltägliche Sache, über die wir uns kaum noch wundern, diese anscheinende Fruchtlosigkeit auch des größten Menschenlebens. Aber um diesen seltsamen Mann hier webt noch ein viel tieferes, schauervolles Geheimnis: daß auch die Anlagen und Kräfte, die schon vor jedem Wollen und Streben in ihm enthalten waren, nicht erfüllt wurden, und zwar, soviel wir sehen können, ohne seine oder irgendeines Menschen Schuld, daß also Gott selbst die Verheißungen, die er mit diesem Leben gemacht hat, nicht erfüllte."

Literarischer Handweiser. LXII, 11. (Freiburg i. Br.) Josef Nadler bezieht den Rembrandtdeutschen in sein „System" ein:

„Weder die Wissenschaft noch das öffentliche Bewußtsein hat die Tatsache verarbeitet, daß die Geschicke der Deutschen zwischen 1814 und 1914 unter dem angelbewegenden Druck sächsischen Tatwillens standen. Indes sich Niedersachsen, die großen Ansätze des 18. Jahrhunderts zielbewußt verfolgend, den lückenlosen Organismus einer selbstgemäßen Eigenkultur aufbaute, bewirkte er die Verwandlung der Deutschen aus einem Geistvolk in ein Staatsvolk. Denn durch die Schöpfung der Historie das bürgerliche Denken zum Staat, durch die Schöpfung der Reiseliteratur den verengten Sinn zur Weltmacht zu bilden, der staatsmännische Entwurf und die kriegerische Ausführung waren sächsisches Werk. Als diese Verwandlung des deutschen Wesens seit dem Abschluß der Staatsbildung sich zu den letzten Folgen auszuwirken begann, machte Niedersachsen ebenso sinngemäß aus seinem kräftigen Lebensvermögen vorbeugende und heilende Gegenmittel lebendig. Die ganze sächsische Literatur zwischen 1880 und 1914 suchte kritisch und wertschöpferisch in dieser einen Richtung zu wirken, den deutschen Staat zu verseelen, zu entgiften, ihn seines Sprengstoffes zu entladen.

Julius Langbehns Rembrandtbuch war Summe und Inbegriff dieses gemeinsächsischen Strebens, den deutschen Staat zu demobilisieren und auf den bäuerlich-bürgerlichen Friedensstand der deutschen Seele zu bringen. Es ging nun Langbehn vor 1914 wie den Kulturerneuerern vor 1789. Hier wie dort fehlte vor der Katastrophe das bereitwillige Gemeingefühl der Hochgefahr. Wie die deutsche Renaissancebewegung der Romantik damals erst im Zusammenbruch sich empfangbereiten Seelen gegenübersah, so sind auch wir erst heute reif für Langbehns Gedanken, nachdem die Not, aus der seinerzeit dies Buch geboren wurde, uns in ihrer ganzen Wucht auf die Schultern gelegt ist."

* * *

„Angelus Silesius, Mystiker und Konvertit." Von Karl Richstätter S. J. (Stimmen der Zeit LVI, 11. Freiburg i. B.).

„Grimmelshausen, der Dichter des Simplizissimus." Von Hermann F. Dollinger (Reclams Universum XLII, 47. Leipzig).

„Der ‚Simplizissimus' und sein Dichter." Von Heino Schwarz (Der Deutschen-Spiegel III, 34. Berlin).

„Georg Jenatschs Ermordung nach dem Churer Verhörprotokoll vom 25. Januar 1639 und bei C. F. Meyer." Von Konrad Wandel (Deutsche Rundschau LII, 11. Berlin).

„Goethe und Kleist." Von Hans Friese (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 4. Berlin).

„Goethe, Schiller und Benedetto Croce." Von Max Cornicelius † (Preußische Jahrbücher CCV, 2. Berlin).

„Goethe in Luxemburg." Von Tony Kellen (Reclams Universum XLII, 44. Leipzig).

„‚Die Mitschuldigen' von Goethe." Von Helene Richter (Radio II, 47. Wien).

„Irrationales und Rationales in Goethes Lebensgefühl." Von Eugen Wolf (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 3. Halle a. S.).

„Hölderlin als Verfasser des ‚Ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus'." Von Wilhelm Böhm (ebenda).

„Die gegenwärtige Lage der Hölderlin-Literatur." Eine Problem- und Literaturschau (1920—1925). Von Adolf v. Grolman (ebenda).

„Ein politisches Selbstzeugnis Max v. Schenkendorfs." Von H. Ulmann (ebenda).

Digitized by Google

„Die große Liebe [Charlotte Stieglitz]." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt II, 32. Berlin).
„Gustav Mühl und Ferdinand Freiligrath." Auf Grund ihrer Briefe dargestellt von Gottfried Fittbogen (Elsaß-Lothringisches Jahrbuch V. Berlin).
„F. W. Faber." Von Konrad Graf v. Preysing (Seele VIII, 8. Regensburg).
„Joseph Viktor v. Scheffel." Von Friedrich Panzer (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Aus braunschweiger Briefen Raabes an seinen Bruder Heinrich." Schluß. (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVI, 2. Braunschweig.)
„Alterhausen." Von Agnes Meyner (ebenda).
„Über die Erzählung ‚Zum wilden Mann'." Von Ernst Bösser (ebenda).
„Die Philister bei Raabe." Von Joh. Itz (ebenda, 3).
„Wer war Kienbaums Mörder?" Von Gerhart Nauck (ebenda, 3).
„Zur Erinnerung an Ferdinand von Saar." Von Max Morold (Der getreue Eckart III, 20. Wien).
„Zu Ferdinand von Saars 20. Todestag." Von Werner Leist (Reclams Universum XLII, 44. Leipzig).
„Fritz Mauthners Erbe." Von Hedwig Mauthner (Die Weltbühne XXII, 32. Berlin).
„Hermann Löns." Von Ludwig Bäte (Radio II, 47. Wien).
„Der sechzigjährige Richard Beer-Hofmann." Von Rudolf Kayser (Die Neue Rundschau XXXVII, 8. Berlin).
„Theodor Däubler." Von Franz Spunda (Reclams Universum XLII, 46. Leipzig).
„Däublers Zukunft." Von Rudolf Pannwitz (Die Literarische Welt II, 31. Berlin).
„Lienert, Federer, Paul Schoeck, Inglin und die Urschweiz." Von Oskar Eberle (Neue Schweizer Rundschau XIX, 8. Zürich).
„Albert Schweitzer, seine Persönlichkeit und sein Werk." Von Hermann v. Müller (Westermanns Monatshefte LXX, 837. Braunschweig).
„Rainer Maria Rilke." Von Karl Georg Schrötter (Edda XIII, 3. Oslo).
„Hanns Johst." Von Willi Schäferdiek. (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Über Alfred Polgar." Von Berthold Viertel (Die Literarische Welt II, 30. Berlin).
„Der Dichter Paul Gurk." Von Hans Knudsen (Hellweg VI, 32. Essen).
„Alfred Grünewald." Von Erwin Stranik (Reclams Universum XLII, 45. Leipzig).
„Über Paul Alverdes." Von Franz Iblher (Hellweg VI, 31. Essen).
„Heinrich Fogar — dem Dichter." Von Heinz Urdhwain (Der Fährmann III, 8. Wien).

* * *

„George Bernard Shaw." Von H. Geppert (Die Hauszeitschrift des Sortimenters 1926, August, Wiesbaden).
„Bernard Shaw." Von Erwin Stranik (Die Kultur IV, 13/14. Wien).
„Gegen Shaw?" Von Julius Bab (Die Weltbühne XXII, 30. Berlin).
„Der Siebziger Shaw." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 31. Berlin).
„Ein Streifzug durch das neueste englische Schrifttum." Von Karl Arns (Literarischer Handweiser LXII, 11. Freiburg i. B.).
„Balzac und die deutsche Gegenwart." Von Karl Toth (Hellweg VI, 32. Essen).
„Paul-Louis Courier." Von Erich Auerbach (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 3. Halle a. S.).
„Die französische Literatur der Gegenwart: Die Kommenden." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LII, 11. Berlin).
„Der Übertrealismus." Von Ernst Robert Curtius (Die Neue Rundschau XXXVII, 8. Berlin).
„Maeterlinck." Von Heinrich Meyer-Benfey (Die Christliche Welt XL, 15. Gotha).
„Moderne Poesie in Flandern und Holland." Von Wies Moens (Der Gral XX, 11. Essen).
„Hamsuns Lyrik." Von Hermann Hiltbrunner (Neue Schweizer Rundschau XIX, 8. Zürich).
„Der Denker der Unsterblichkeit [Unamuno]." Von Raphael Seligmann (Sozialistische Monatshefte XXXII, 8. Berlin).
„Meyerhold [Russische Theaterköpfe. II]." Von Oscar Blum (Die Weltbühne XXII, 33. Berlin).
„Finnländische Versdichtung." Von Wilhelm Bolze (Ostdeutsche Monatshefte VII, 5. Oliva bei Danzig).

* * *

„Berliner Theatergemeinschaft." Von Arthur Eloesser (Vierteljahrsblätter des Volksverbandes der Bücherfreunde II, 1. Berlin).
„Shylock." Ein Kapital deutscher Theatergeschichte. Von Monty Jacobs (Westermanns Monatshefte LXX, 840. Braunschweig).
„Dramen von Ernst Lissauer." Von Jutta v. Kuhlberg (Pädagogische Warte XXXIII, 12. Osterwieck a. Harz).
„Der Theatergraf und seine Tochter [Karl Hahn]." Von Paul Weiglin (Velhagen & Klasings Monatshefte XL, 12. Berlin).

* * *

„Zur Bilanz der jüngsten literarischen Vergangenheit. III." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVII, 8. Leipzig).
„Deutschunterricht und Germanistik in den Vereinigten Staaten." Von Friedrich Bruns (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 4. Berlin).
„Kunst, Können, Handwerk." Von Paul Fechter (Deutsche Rundschau LII, 11. Berlin).
„Die weiblichen Ehrendoktoren deutscher Universitäten." Von Heinz Jansen (Westermanns Monatshefte LXX, 837. Braunschweig).
„Wortstarre." Von Fritz Klatt (Vivos Voco V, 7. Leipzig).
„Der Anteil Elsaß-Lothringens an der deutschen Literatur." Von A. Michaelis (Der Türmer XXVIII, 11. Stuttgart).
„Weltstil." Von Mario Mohr (Der Kritiker VIII, August. Berlin).
„Von der Freude am Buch." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXII, 11. Freiburg i. B.).
„Der Expressionismus und seine Überwindung." Von Misch Orend (Klingsor III, 8. Kronstadt).
„Christliche Tragik." Von Erich Przywara S. J. (Literarischer Handweiser LXII, 11. Freiburg i. B.).

Digitized by Google

„Lebenskunst." Ein Programm. Von Wolfgang Schumann (Der Kunstwart XXXIX, 11. München).
„Das Wesen des Genies." Von August Seidel (Westermanns Monatshefte LXX, 837. Braunschweig).
„Romantheorie und Romantypus der deutschen Aufklärung." Von Martin Sommerfeld (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 3. Halle a. S.).
„Stilkunst der Sprache." Von Erwin Stranik (Vivos Voco V, 7. Leipzig).
„Gesichtssinn und Gestaltungskraft." Von August Völker (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 8. Leipzig).

Echo der Bühnen

Berlin

„Cromwell." Schauspiel in 5 Akten von Klabund. (Uraufführung im Lessing-Theater am 4. September 1926.)

„Spiel" zu geben, hat Klabund in seinem „Cromwell" vorgeschwebt. Dazu leuchtete ihm der Stern schönster Höhe, und wirklich „William" verdankt er, was er — nicht ist.

Spielszenen füllen die Akte aus. Gelegentlich tut sich auf der Bühne die Spielbühne auf. Allegorische Figuren gesellen sich der Volksmenge. In die Hoffestlichkeiten tollt Revolution hinein. Typische Shakespearefiguren werden solcherart gerufen, erscheinen und — wirken als tote Figuranten.

Klabund versucht, dem geschichtlichen Gang Spielcharakter zu sichern. Cromwell rettet dem König das Leben, den Schiffbrüchigen aus den Wellen tragend. Cromwell steht als Schildwache Posten vor dem Schloß des Königs. Cromwell flüchtet in seelischer Bedrängnis zu Dirnen. Cromwell verliebt sich in die Geliebte des Königs —: das heißt nun wirklich Shakespeare suchen und Wildenbruch finden.

Im Geiste Wildenbruchs klingt das Drama aus. Cromwell bekennt sich zur Republik; dazu ertönt das Lutherlied „Und wenn die Welt voll Teufel wär'". Wildenbruch? Aber freilich Wildenbruch; der Wildenbruch nach der Revolution.

Den Spielcharakter hat Klabund angestrebt. Geist hatte er nicht zu verschwenden. Gestaltungskraft versagte sich ihm. Die Shakespearenachahmung beraubte ihn der bescheidenen eigenen Mittel. Und so steht Klabund einem historischen Vorgang, den auch nur einigermaßen zu begreifen er sich nicht die Mühe nimmt, spielerisch gegenüber. In solchem Spiel ist der König von allem Anbeginn an mattgesetzt, Cromwell muß als Springer figurieren, bevor er Turm sein darf.

Anspielungen auf das Deutschland Wilhelms II. und den großen Krieg stellen sich ein. Sie teilen mit den Dialogwendungen das Schicksal, stumpfe Epigramme zu sein.

Verlorenes Spiel —.

Ernst Heilborn

Dresden

„Die Marionetten der Zarin." Schauspiel in drei Akten. Von Paul Hermann Hartwig. (Uraufführung im Dresdener Albert-Theater am 20. August 1926.)

Man könnte Paul Hermann Hartwigs neustes Bühnenwerk als ein Monodrama ansprechen, obwohl das Personenverzeichnis ein Dutzend Namen aufweist. Ein dramatisches Novum. Das Stück besteht eigentlich nur aus einer einzigen Rolle, alle anderen sind vom Autor ungewöhnlich stiefmütterlich behandelt worden. Es fehlt an Ökonomie der dramaturgischen Mittel. Man fühlt, wie der Autor nur darauf ausging, eine einzige Rolle zu gestalten. Und daran geht das Stück zugrunde. Man spürt, wie er sich müht, um dieses dämonische Weib, Katharina II., in seiner Lüsternheit, zügellosen Wildheit, geheuchelten Frömmigkeit und bestrickenden Anmut ein Rätsel, einen Heiligenschein zu spinnen, aber man erlebt nicht, wie es möglich war, daß ein ganzes Volk im Bann des „Mütterchens" war. Es wird doziert, wo man den heißen Atem der Geschehnisse fühlen müßte. Die geschichtlichen Tatsachen werden aneinandergereiht, aber die dramatischen Impulse kommen nicht zur Entfaltung. Dialogisierte Kinobilder, die nicht tiefere Striche der Charakterzeichnung erkennen lassen. Es fehlt die dramatische Verlebendigung der inneren Verbundenheit der Geschehnisse. Das ewige Furioso der Despotin wirkt ermüdend. Man erkennt zu leicht die Fäden, an denen diese Katharina ihre Marionetten spielen läßt. Aber das Bedenkliche: Man erkennt ebenso leicht bei dieser Schwarz-Weiß-Zeichnung den Willen des Autors, der die Menschen-Puppen wie die Gefühle dieser Katharina auf Kommando aufspazieren läßt. Man fühlt unter dem dramatischen Aufputz in dem wilden Geschehen nicht die Blutwärme seiner Heldin. Der Effekt stört. Der Schluß hat einen operettenhaften Ausklang. Die Heldin in Bernard Shaws „Die große Katharina" ist in des Dichters spöttelnder und geistreicher Art interessanter und verständlicher, die „Zarin" in des Ungarn Lengyel Dramatisierung unterhaltender und plastischer als die geschichtlich treuere, aber undramatische Art der Zeichnung des Charakterbildes durch Hartwig.

Johannes Reichelt

Digitized by Google

Echo des Auslands

Dänischer Brief

Die politisch unbeschäftigte Kampflust des Dänen hat sich dieses Jahr in heftigen literarischen Fehden ausgetobt. Mit Satire, mit Ironie, mit Indiskretionen und vereinzelt mit sachlichen Einwänden sind wochenlang dauernde Papierschlachten ausgefochten worden. Schlüsselromane, die im kleinen Dänemark, wo jeder jede bedeutendere Persönlichkeit mindestens durch Freunde oder Verwandte kennt, keines Schlüssels bedürfen, boten den Anlaß dazu.

Das königliche Theater (wegen seiner Kunstverlassenheit), die Revuebühne Skala (wegen ihres entsittlichenden Einflusses), der Stifter der Glyptothek (wegen seines bedenklichen Privatlebens), das Großstadtleben im allgemeinen, der Genuß von Alkohol im besonderen, das waren ebenso viele Säulen dänischer Kultur, die in Ströme von Tinte und Druckerschwärze getaucht wurden. Wie sich denken läßt, richteten sich diese Angriffe nicht so sehr gegen Institutionen und Ideen wie gegen Personen. Künstlerisch ist kaum eins dieser Bücher von Wert. Jo Jacobsens Buch über den Carlsberg-Kreis ist eine unsympathische Klatschgeschichte, Harald Bergstedts und Larsen-Ledets „Land des Blödsinns" ist wohl weniger auf das Konto des Dichters Bergstedt als auf das des abstinenzlerischen Agitators Larsen-Ledet zu setzen, wenn auch Harald Bergstedt in seinem diesjährigen Schauspiel „Die blaue Vase" aufs neue bewiesen hat, daß die Grenze zwischen kündender Offenheit und degoutanter Entblößung für ihn weiter hinausgeschoben ist als für andere Künstler. Es ist bedauerlich, daß der Dichter anmutiger Lyrik Bergstedt allmählich ganz überschrien wird von dem Abstinenzapostel. Künstlerisch nicht besser, agitatorisch weniger geschickt ist Frederik Nygaards „Das schiefe Frühjahr", das den Evolutionisten Johannes V. Jensen preist, gegen bekannte und geschätzte Männer des kopenhagener geistigen Lebens polemisiert, aber weder Werte schaffend noch phantasievoll ist. Über das Niveau reiner Sensationsmache erhebt sich eigentlich nur Emil Bönnelyckes „Neue Jugend". Dieser Autor, der wegen allzu unverblümter Anprangerung des Revuetheaters Skala und seines Direktors nur eben einer Beleidigungsklage entging, ist als einziger imstande, seinen Anklagen dichterische Form zu geben. Sein Buch ist nicht wegen der 80 Seiten da, die sich gegen das Revuetreiben richten. Dieser Angriff ist mit der an Bönnelycke bekannten Fähigkeit zu suggestiver Übersteigerung und im ehrlichen Streben nach kultureller Erneuerung geschrieben. Aber wesentlich für Bönnelycke war nicht dieser pamphletistische Einschub, wesentlich für ihn war die Schilderung des Architekten Carisius, der von dem Dichter Bönnelycke nicht stark verschieden ist. Sein Sehnen nach ausgeglichener Reife, sein Wunsch, Prophet einer neuen schlichteren, sachlicheren Weltanschauung zu werden und sein Zusammenbruch unter dieser Mission, — das darzustellen lag dem Autor am Herzen und macht das Buch zu einem der interessantesten des Jahres. Wer durch dies Buch die Entwicklungslinie des Autors erkennen will, dessen Interesse wird sich einer anderen Gestalt des Romans zuwenden, der Frau des Architekten. Daß Bönnelycke zu meisterhafter Schilderung von Verwirrung, psychischer wie objektiver, imstande ist, hat er früher oft bewiesen. Wie er, der sich sonst leicht an Worten berauscht, hier in aszetischer Enthaltsamkeit von seinem farbenreichen Wortschatz mit ganz wenigen, wortarmen Sätzen diese herrliche madonnenhafte Frau dargestellt hat, das gibt Hoffnung, daß ihm einst das schlackenlose Kunstwerk gelingen kann.

Daß sich um diese Bücher das Interesse des Publikums sammelte, lag nicht an ihrem künstlerischen Wert, es lag auch nicht an der reuigen Einsicht des lebensmunteren Kopenhageners in die ethische Gefahr seines unbekümmerten Genießens, es lag vielmehr einfach an dem Eifer, mit dem sich die Presse dieses willkommenen Stoffs bemächtigte.

Wertender Kritik werden andere Bücher wichtiger. Seltsamerweise schließen sich drei der bedeutendsten durch ihr Thema zusammen, indem sie alle von Kindern handeln. Gemeinsam ist ihnen auch die Einmaligkeit der geschilderten Kindergestalten. Das gilt vor allem für Karin Michaelis' „Kleine Lügnerin", 2. Band von „Der Baum des Guten und Bösen", und Anker-Larsens „Martha und Maria", nicht so sehr für Gunnar Gunnarssons „Schiffe am Himmel" (Fortsetzung von „Spiel mit Stroh"). Der kleine Knabe, um den dieser Roman komponiert ist, ist kein Abseitiger; daß er dennoch in seiner früh entwickelten Männlichkeit andersartig wirkt, beruht auf den — man möchte sagen — archaischen Verhältnissen auf Island, deren Saga dies Buch gibt. Der Europäer fühlt sich darin merkwürdig an die Edda erinnert, deren Lebensgefühl erhalten ist bis zu den kaum mehr begreiflichen Schimpfreden mit ihren Stabreimen und Übertreibungen. — Ganz einmalig erscheint Karin Michaelis' kleine Lügnerin. Wenn dieses kleine Mädchen nicht eine unver-

Digitized by Google

kennbare Familienähnlichkeit mit ihrer Schöpferin hätte, dürfte man sie auf der ganzen Welt vergebens suchen. So springend in den Gedankengängen, so verständnislos für die Wirklichkeit kann nur Karin Michaelis gewesen sein, und nur sie kann so unerschüttert allen Menschen vertraut, so felsenfest an die Schönheit der Welt geglaubt haben. Nur eins vermißt man in der Zeichnung dieses „tumben Mägdeleins": ein Klügerwerden, eine Entwicklung. Auch ohne an die Evolution der Menschheit allzufest zu glauben, wird man doch geneigt sein, eine solche für das Kind anzunehmen. Außer in dem Erwachen der Erotik, die sich in schmerzhaften Drang nach Zärtlichkeit umsetzt, merkt man in nichts, daß die kleine Gunhild am Ende des Buchs mindestens 18 Jahre ist, also um vier Jahre älter wird. Noch sprunghafter erscheint die Entwicklung der beiden Kinder Martha und Maria bei Anker-Larsen, obwohl wir sie bis in ihr hohes Alter verfolgen. Hier liegt der Grund in Anker-Larsens Mystizismus (den man bereits aus dem „Stein der Weisen" kennt) für den es ein zeitliches Nacheinander nicht gibt. Wenn auch Anker-Larsen die coincidentia oppositorum der alten Mystiker nicht veranschaulicht, so ist sie doch die theoretische Konsequenz auch seiner Lebensphilosophie, die in diesem Buch jede dichterische Formung unmöglich macht, und bewirkt, daß es sich in ermüdender Einförmigkeit fortspinnt. Die Lebensgänge dieser beiden Schwestern, deren Namen sie als den biblischen Schwestern verwandt erkennen lassen, werden zu Schulbeispielen einer Lehre, ohne das Interesse für ihr Einzelschicksal wachzuhalten, was für ein Kunstwerk das A und O sein sollte. Auch in diesem Buch ist dem Autor die Schilderung der Kinder in der ersten Zeit ihres Ich-Bewußtseins viel besser gelungen als die Darstellung ihres späteren Lebens. Übrigens hat Anker-Larsen in einem kleinen Buch — ursprünglich war es ein Vortrag, den er in der Schweiz hielt — versucht, seinen Mystizismus theoretisch klar zu legen. Wer aber seine Romane kennt, wird auf diesen Leitfaden für Minderbegabte verzichten können.

Agnes Henningsens Buch „Die Vollkommene" (zur Übersetzung geeignet), im Titel Rätsel aufgebend, denn dies Epitheton wird großzügig den meisten auftretenden Frauen zuteil, zeichnet mit sicheren Strichen und kühlem Kopf eine bunte Reihe von Frauengestalten, deren „Vollkommenheit" in dem konsequenten, rücksichtslosen Ausleben der eigenen Möglichkeiten liegt. Die unterschiedlichen männlichen Partner nähern sich stark der Karrikatur, das Interesse der Verfasserin gehört offenbar nicht ihnen, sie sind nur immer da, wenn eine der vollkommenen Frauen sie braucht. Und der Konsum an Männern in diesem Buch ist recht erheblich. Am reizvollsten ist Lisbeth Golten, quecksilbern und lebenslüstern, verliebt in die Liebe, weswegen sie von den zwei erreichbaren Männern den einen heiratet, später mit dem andern eine Spritztour in das rote Leben unternimmt, aber enttäuscht zurückkehrt und aufs neue ihrem Mann den Kopf verdreht, selbstsicher und scharmant wie zuvor. Kusine Alex, zum Schluß des Buchs als die Vollkommene par excellence gefeiert, auf daß der Moral die Ehre werde, ist eine urmütterliche Frau, die, nachdem ihr Mann im Kriege verschollen ist, glaubt, das Leben sei für sie vorbei, in Wirklichkeit aber gar nicht diesen Mann, sondern die Ehe, die Mütterlichkeit geliebt hat, weswegen sie ihrer Bahn folgend einen zweiten Mann heiratet und als fruchtbare Mutter — trotz Untreue des Gatten, selbstloses Frauenglück findet. Um diese gegensätzlichen vollkommenen Frauen herum verschiedene Abarten ihres Typs und eine Fülle geistvoller Bemerkungen über Erotik. Solche geistvollen Beobachtungen sind auch zu finden in Edith Rodes „Der bittersüße Apfel". Doch werden sie in dieser Novellensammlung — in bedauerlichem Unterschied zu früheren — nicht veranschaulicht, sondern in Lehrgesprächen zweier Freundinnen doziert. Und so geeignet Edith Rodes Lebensweisheiten als Pointen geschickt gestellter Momentaufnahmen sind, vermögen sie doch nicht, diesen Lehrgesprächen Gehalt zu geben.

Zu diesen Büchern von und über Weltdamen steht in scharfem Kontrast Thit Jensens neues Buch „Aphrodite von Fuur", das einen wertvollen Beitrag zur Psychologie der intellektuellen Frau liefert, doch liegt das Interesse nicht in der künstlerischen Formung, auch nicht eigentlich in der Gestalt dieser dänischen Aphrodite, sondern in den Streiflichtern, die es auf die Persönlichkeit der Verfasserin wirft. Die Künstlerin Thit Jensen kommt hier nur wenig zum Wort. Die Technik des Buchs gehört mehr in die Strukturpsychologie als in die Kunst. Die Zentralgestalt wird in ihre Charakterkomponenten zerlegt (die Mutter in Gerd, die Zärtlichkeit in Gerd, der Mann in Gerd). Doch dem Psychoanalytiker, der das Psychogramm dieser egomanen Frau schreiben wollte, liefert das Buch neues Material. Eine Zusammenstellung der hier genannten Schriftstellerinnen könnte einen interessanten Beitrag zur Charakterologie der intellektuellen Frau geben.

Erheblich über das Durchschnittsniveau des dänischen Romans erhebt sich Johannes Buchholtz' „Unter dem goldenen Baum", das mit spezifisch dänischem Humor, der so innig mit Melancholie gemischt ist, Menschen zeichnet, die voll Sehnsucht nach des Lebens goldenem Baum sind, voll übersteigerten Wollens und Drängens.

Digitized by Google

(Zur Übersetzung zu empfehlen.) Interessant ist auch Jacob Paludans „Vögel ums Leuchtfeuer". Es ergänzt das Bild des Dänen, das leicht allzusehr von dem weichen Seeländer und besonders vom Kopenhagener bestimmt ist, und erzählt von jütischen Westküstdänen, einfachen Menschen mit unverdorbenen Instinkten, bei denen noch die Verwandtschaft mit den alten Wikingern zu spüren ist. Die Wirkungen seines Buchs sind nicht unähnlich denen, die ein brennender Leuchtturm hervorruft; bald hier, bald dort erscheint eine Gestalt im grellen Lichtkegel, stückweise setzt sich die Charakteristik zusammen, aber der Gesamteindruck ist stark und einheitlich. — Man kann die Reihe der Neuerscheinungen vervollständigen mit einigen Romanen und Novellen, wie sie jedes Jahr zu bieten hat. Bücher, in denen ein Milieu, sei es eine Stadt wie in Svedstrups „Erik Gudmand" oder eine Familie wie in Poul Levins „Die reichen Leute" oder ein drittklassiges Schauspielerensemble wie in Robert Hansens „Komödianten" mit sorgfältiger Hand gezeichnet wird, angenehm zu lesen aber ohne nachhaltigen Eindruck. Bekannt und ein wenig verstaubt wirken Jörgen Buckdahls „Grauer Eros" und Christian Houmarks „Kinder des Augenblicks". Was an Herman Bang eigenartig und erlitten war, erscheint hier überholt.

In der Lyrik ist kein großer Wurf gelungen. Erst ein neuer, zeitgemäßer Inhalt könnte die latente lyrische Begabung des Dänen wieder produktiv machen. Einzig Johannes V. Jensen zeigte auch in diesem Jahr, daß er erlebnishaft verbunden ist mit den Problemen seiner Zeit (in „Die Feste des Jahres").

Das Bild, das die dänische Dramatik in diesem Jahre bietet, ist alles andere als strahlend. Das königliche Theater, das man aus feudalistischer Tradition gewöhnt ist, zuerst zu nennen, gibt weder in Spielplan noch Darstellung dazu Grund. Sein Verdienst an dänischer Dramatik in dieser Spielzeit besteht in einem farblosen, stark antiquierten Lustspiel von Edward Brandes, einem stellenweise witzigen, im ganzen platten Stück von P. Saraum, Harald Bergstedts „Blauer Vase", das einen verschrobenen Vorwurf auf reichlich unappetitliche Weise behandelt, und einigen anderen nicht besseren Schauspielen. Zum Ausgleich seines kümmerlichen Spielplans hat das Theater sich eine Drehbühne angeschafft, die es zu einer in der Ausstattung und technischen Mätzchen ertrinkenden, von shakespeareschem Geist verlassenen, „Sturm"-Aufführung veranlaßt hat. Das Dagmartheater, das verschiedentlich Anläufe zu einem literarischen Repertoire gemacht hat, konnte damit nicht seine Reihen und seine Kasse füllen, weswegen diese Spielzeit im Zeichen Sven Rindoms stand, der sein Handwerk versteht und dem Publikum gefällt. Unter anderem ist seine „Premiere", die von S. Fischer gekauft wurde, als Theatererfolg zu verzeichnen. Dagegen wurde „Die große Kindtaufe", die auf mehreren deutschen Bühnen sowie in Oslo mit künstlerischer Berechtigung zahlreiche Aufführungen erlebte, vom Publikum glatt ignoriert. Der Titel aber wurde von der Presse eifrig plagiiert in Aufsätzen, die dem kopenhagener Niveau mehr entsprachen. Dieselbe Angleichung mußte sich das ehemalige Betty-Nansen-Theater gefallen lassen, das zum Serviertheater wurde, während Betty Nansen, die einzige, die hier oben europäisches Theater auf europäische Art spielte, nur in wenigen Aufführungen und als Gast auf einer Komödienbühne geduldet wurde. Solche tragischen Erschütterungen, wie sie auch ein ausgezeichnetes schwedisches Strindbergensemble brachte, werden vom Dänen als Alpdruck empfunden und möglichst schnell abgeschüttelt. — Bemerkenswert ist die Entwicklung der „Skolescene", die auf einer sehr kleinen Bühne, mit ganz jungen aber recht talentierten Schauspielern, die klassische Tradition des dänischen Theaters, vor allem mit Oehlenschläger wiederaufgenommen hat.

Kopenhagen Gerda Haupt-Placzek

Französischer Brief

Die große bei Conard verlegte Gesamtausgabe von Baudelaire wird langsam fortgesetzt. Demnächst kommt der vierte Band heraus, der die „petits poèmes en prose" enthalten wird, die, 1857—1865 entstanden, ursprünglich unter dem Titel: „Promeneur solitaire" oder „Spleen de Paris" erscheinen sollten. Der Literarhistoriker Jules Crépet, der zur Zeit in diplomatischer Mission in Berlin lebt, geht seit vielen Jahren im Baudelairestudium auf; er besorgt die Gesamtausgabe der Werke und der Briefe. Leider werden beide in so geringer Auflage gedruckt, daß die einzelnen Bände sofort nach der Ausgabe vergriffen sind. Die Briefe schlummerten 25 Jahre bei einem Verleger, sind zuerst zensuriert 1917 in der „Revue de Paris" erschienen und kommen jetzt in den von Crépet sorgfältig bearbeiteten Bänden heraus. Den an die Mutter gerichteten Briefen hat Crépet in diesem Jahre einen Nachtragsband folgen lassen, der unter dem Titel „Dernières lettres inédites à sa mère" in den Editions Excelsior erschien. Ecce homo! Den Briefen entströmt eine unendliche Zärtlichkeit für die Mutter, deren menschlich schöne Eigenschaften ihn dauernd erröten machen. Sie enthüllen

Digitized by Google

ferner die schmerzensreichen Qualen eines Künstlerschicksals: Geldsorgen und immer neue Geldsorgen, Verleumdungen, Verfolgungen, das wundgeriebene Herz eines suchenden Dichters. In diesen intimen Dokumenten blickt man tief in seine aufgewühlte, selbstquälerische Seele. Bemerkenswert für die Gegenwart, daß Baudelaire als erster den Ausdruck „dada" literarisch prägte. In einem der schönsten Briefe vom 25. Dezember 1861 schrieb er seiner Mutter: „On ne peut pas vivre sans manie, sans un dada. Et je vois toujours devant moi le suicide comme l'unique et surtout la plus facile solution de toutes les horribles complications dans lesquelles je suis condamné à vivre depuis tant d'années."

Die „Cahiers du mois" haben unter dem Titel „Examen de conscience" eine Umfrage über die Zeit veranstaltet, in der eine noch anonyme Jugend sich über ihr Weltgefühl und über ihre Ziele ausspricht und Ältere die Heroen beleuchten, die der heutigen Jugend als Wegbereiter gelten; es sind Barrès, Bergson, Claudel, Dostojewski, Freud, Gide, Massis, Maritain, Maurras, Proust, Rolland, Schlumberger, Valéry. Für die in dieser interessanten Enquete auftretende Jugend ist charakteristisch: Anti-Intellektualismus, Mißtrauen, teilweise Verachtung gegen Literatur und Kunst, Ichkultus, Tatsehnsucht, Optimismus. Wenn die Auswahl der Autoren auch einseitig ist, so hat doch die Anthologie zeitdokumentarischen Wert. „L'Esprit", der die Zeitschrift „Philosophie" fortsetzt, zieht ebenfalls eine Bilanz der Zeit. Der Versuch ist etwas verfrüht. Denn die Umwälzung in Frankreich wird erst einsetzen, wenn sich nach der Stabilisierung auch dort die Umschichtung der Gesellschaft vollzogen hat, der Zusammenstoß mit dem Bolschewismus und mit Amerika erfolgt ist. Infolgedessen haben Versuche, wie Pierre Morhange, Henri Lefèbvre, Georges Politzer und Georges Philippe Friedmann sie unternehmen, retrospektiven Charakter vom gesichterten bürgerlichen Standpunkt vor 1914 aus, zur Rettung der europäischen Seele. Als Rückblick auf die jüngste Vergangenheit, als Ausdruck der suchenden Unruhe der Gegenwart ist das Buch wertvoll. Bergsons Philosophie wird nicht als Erkenntniszuwachs, sondern treffend als „un acte de vie" charakterisiert. Über die Philosophen unserer Zeit wird gesagt: „La philosophie comtemporaine est un théâtre dont le répertoire est à jamais fixé: les acteurs se succèdent, les rôles restent indéfiniment les mêmes. Tout ce qu'un acteur apporte, c'est un peu de bonne volonté, c'est une nuance jusque-là inaperçue, un geste, une intonation." Da „l'Esprit" bei Rieder & Co. erscheint, d. h. in dem Verlag, der eine große Offensive gegen die christliche Weltanschauung führt, wird hier der Neo-Thomist Jacques Maritain (ein ehemaliger Protestant) scharf kritisiert (vgl. Sp. 1). Übrigens hat auch die katholische Monatsschrift „Le Correspondant" diesen reaktionären Scholastiker, dessen Schriften „Art et Scolastique", „Anti-moderne" usw. von seinen Schülern eifrig propagiert werden, kürzlich abgelehnt. L'Esprit nennt die scholastische Vernunft eine Herabwürdigung des aristotelischen Geistes und ruft zu einem überchristlichen Weltgefühl auf. Jugend wird auch in den neu gegründeten „Cahiers de France" gesammelt, die Jacques Reboul gründete. Hier veröffentlichten Matei Roussou, ein geborener Rumäne, der in der französischen Literatur Heimatrecht erworben hat, seine erfolgreich aufgeführte Komödie: „Les fleurs du vase", Jean Guermonprez, Diplomat und Dichter, ein Bändchen „Surimpressions", heiter bewegte Abenteuer eines jugendfrischen Herzens, Henry Chomel einen mittelalterlichen Roman „Jean Renaud" von persönlicher Prägung.

Robert de Traz, der seit Jahren die „Revue de Genève" großzügig leitet, berichtet in „Le dépaysement oriental" (Grasset) über eine Ägyptenreise, nicht als Landschafts- und Stimmungsschilderer, sondern als Psychologe. Er hat den orientalischen Geist gut erfaßt, sich in die mohammedanische Welt eingefühlt und schildert sie als selbstbewußter Romane mit einem ausgeprägten Stolz auf die europäische Kultur. Ganz anders Paul Morand, der in „Rien que la terre" (Grasset) über eine Weltreise berichtet und der sein Vorwort mit Voltaires Worten von 1766 schließt: „Comptez que le monde est un grand naufrage et que la devise des hommes est: Sauve qui peut." Morand hält die Europäisierung der Welt für ein Unglück, das sich an Europa rächen werde und sieht pessimistisch in die Zukunft Frankreichs. In leichter glänzender Diktion ist eine Bilanz des Schicksals unserer Erde gezogen. Enthusiasmus für China, Untergang des Abendlandes-Stimmung durchzieht das pessimistische Buch „La tentation de l'Orient" von André Malraux (Grasset); zum Orient hin drängt dieser müde Franzose mit allen Fasern. Als viertes Reisebuch (ein weiteres Dutzend ließe sich aufzählen) sei Léon Werths „Cochinchine" (Rieder & Cie.) erwähnt. Ein Dichter schildert ein fernes Land, fühlt die Fremdheit asiatischer Menschen, taucht darin unter, stellt sie sehnsuchtsvoll dar und tritt für die Parole ein „Asien den Asiaten". Freundschaft und Liebe könne man dort lernen. Zur Vertiefung und Festigung unseres Familiengeistes sei Gilbert Robins Buch „Les haines familiales" (Gallimard) empfohlen, der alle äußerlichen und innerlichen Familiengegensätze psychologisch

Digitized by Google

untersucht. Robin geht auf Kain und Abel zurück und untersucht mit Freudscher Methode den Haß unter Blutsverwandten, abschließend entwickelt er prophylaktische Maßnahmen. Regenerationsvorschläge für den geistigen Menschen unseres Erdteils bietet Pierre Bachet in „La pensée qui guérit" (Grasset). Zur wirtschaftlichen Gesundung Frankreichs geben Harold G. Moulton und Cleona Lewis Anregungen in ihrem Buch „La dette française" (Gallimard), das alle Dokumente zum Schuldenproblem aufreiht.

Eine Flut von Unterhaltungslektüre ergießt sich über den Rhein: Eine geschickt geleitete, literarische Mittelstandsküche führt der Verlag Baudinière, der manche seiner Bücher in über 100 000 Exemplaren abgesetzt hat. Das Dirnenthema — Gabriel Reuillard, „La fille" — wird in salonfähiger Weise mit sentimentalem Zuschuß behandelt. Weiter erscheinen hier die flüssigen Romane von Dekobra: „Mon cœur au ralenti", „La Madone des Sleepings", die alle Themen auf einmal behandeln: Bolschewismus, Aristokratie; dazwischen maßvolle Liebesabenteuer. Alle Kleinrentner, die ihren Söhnen eine große Zukunft wünschen, werden entzückt sein von Pierre La Mazières Roman „J'aurai un bel enterrement". Die Dirne enttäuscht einen ethischen Jüngling. Das Erlebnis zwingt ihn zu jahrelanger Keuschheit. Politiker werden nicht allzu scharf als Schieber gekennzeichnet, auch unter den Reichen gibt es edle Menschen. Rechts- und Linksgesinnung können zum Glück führen, kurzum jedes Herz findet etwas in dem Buch. Die Augen keines Lesers bleiben trocken. Mit einem Wort, ein meisterhafter Kolportageroman mit literarischem Anstrich. Henry Champly erzählt in dem vierbändigen Roman „Les sept maris de Ma Douceur" die Geschichte der ach so leidenschaftlichen „ewigen Jüdin". Auch Bernard Grasset veröffentlicht neben Werken von dichterischer Qualität Unterhaltungslektüre: Jacques Chenevière erzählt eine Liebeskomödie aus dem puritanischen Genf, Alexandre Arnoux die phantastische Geschichte eines verrückten Schloßherrn, Marcel Arnac in Farcenform, wie ein abgelegenes Dorf Frankreichs von der Touristik erobert wird. Auf höherem Niveau steht der breit angelegte Roman von René Béhaine „Histoire d'une société", der in zwanzig Jahren auf fünf Bände angewachsen ist. Er gibt ein anschauliches Bild der bürgerlichen Gesellschaft, das gerade Ausländer gut in das Wesen des Franzosentums einführt.

Der Verfasser ist wie Louis Hémon entschiedener Moralist. Der südfranzösische Dichter und Herausgeber des „Feu" veröffentlichte in provenzalischer Sprache mit daneben stehender französischer Übersetzung einen farbig geschriebenen Roman „La Bête du Vaccarès", in der Form des Tagebuchs eines Stierkämpfers aus dem 16. Jahrhundert. Gutes Lokalkolorit. Glänzende Einfühlung in die provenzalische Psyche. Dem Held begegnet ein seltsames Wesen, und er schwankt, ob es der Teufel oder ein verirrter Heidengott ist, nimmt es aber aus christlicher Liebe zu sich und zieht es auf. Merkwürdige Mischung zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung. Provinzleben unserer Zeit schildert André Maurois in „Bernard Quesnay" (Gallimard). Der Roman spielt in der nordfranzösischen Leinenindustrie. Der Verfasser entfaltet ein anschauliches Bild dieser großen Wirtschaftskämpfe mit eisernen Fabrikantentypen und Abenteurergestalten. Die Frau des Antoine Quesnay wird dieses harten und nüchternen Daseinskampfes überdrüssig und versucht aus dieser Umgebung zu fliehen. Ihr Mann Antoine Quesnay entsagt infolgedessen dem Gelderwerb und zieht sich mit ihr aufs Land zurück. Bernard Quesnay dagegen geht ganz in seinem harten Fabrikantendasein auf. Seine Lebensfreude stirbt ab, und er wird wie sein Großvater ein kalter, herber und freudloser Industrieller. Mit gallischer Ironie erzählt Robert Chérade das Leben eines humoristischen Sonderlings „Pissebleu". Einer der kultiviertesten Schriftsteller Frankreichs Edmond Jaloux, der als Kritiker eine führende Rolle spielt, erzählt Herzensabenteuer in schöner Sprachgewandtheit: „L'ami des jeunes filles" (J. Ferenczi), „L'age d'or" (Vald. Rasmussen).

Die Verleger, die vor fünfzehn Jahren ihre Tätigkeit mit den ersten Werken literarischer Wegbereiter eröffneten, veröffentlichen jetzt auch viel mehr oder minder erfreuliche Durchschnittslektüre. Unter der Quantität leidet vielfältig die Qualität. Zum Qualitätsproblem erschienen im letzten Heft der „Nouvelle revue française" zwei Beiträge, die nicht nur für Autoren und Publikum, sondern auch für die Verleger beachtenswerte Richtlinien enthalten. Paul Valérys Aphorismen über Literatur legen dem Autor hohe Pflichten auf, und Valéry Larbaud erörtert in „Directissement philologique" wichtige Probleme der Sprachform, die an die tiefsten Quellen künstlerischer Sprachbehandlung rühren.

Otto Grautoff

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

König Haber. Erzählung. Von Alfred Neumann. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 140 S.

Mit diesem Schriftsteller erscheint eine merkwürdige Persönlichkeit vor der Öffentlichkeit, welche ihn sentationslüstern zum größten, zum kleinsten Teil dämonisch getrieben nennen wird. Wenn man seine Erzählung König Haber mit aktueller Politik verwechselt und gegen solche brutale Darstellung naher Ereignisse sich sträubt, so zeigt diese ablehnende öffentliche Haltung nur, was in Alfred Neumann urtümlich und eigentlich wirkt: keine dichtende Macht, sondern eine politische Gewalt. Und — Ironie! — eine politische Gewalt, die in Worten statt in Taten sich auszuwirken verdammt ist. Da inzwischen der Unterzeichnete ein Drama von Alfred Neumann in Händen hatte und die gleichgerichtete Begegnung zu erkennen glaubt, die den König Haber ebenso wie den Grafen Pahlen (dessen Verschwörung gegen den Zaren Paul das Drama behandelt) lenkt, so ist kein Zweifel über diese Kraft, welche sich dämonisch und zugleich jenseits aller Leidenschaften berechnend kalt an politischen Stoffen berauscht. Was an Dunkelheiten, tragischen Konsequenzen, Verschwiegenheiten, Krämpfen und Kämpfen jäh und unheimlich aufbrodelt, reißt eine kühle, klare Sprachbehandlung, deren eigenartige Kultur gefangen nimmt, zu einer dramatischen Handlung schonungslos zusammen. Trotzdem ist Neumann kein Dramatiker, sondern ein vom Erzählertrieb Besessener. Aber mir scheint: nicht um als Schriftsteller, als Dichter zu gelten, sondern um sich selbst die Möglichkeit zu schaffen, die Monotonie von des 20. Jahrhunderts Beginn durch Taten zu ersetzen — ein schriftstellernder Kondottiere!

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Teigwaren, leicht gefärbt. Von Franz Hessel. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 145 S.

Der Don Juan der halben Dinge. Von Martin Borrmann. (Ebenda.) 157 S.

Franz Hessel könnte ebensogut Koch in einer französischen (aber französischen!) Küche sein. Und Martin Borrmann Verkünder von magischen Kräften. Nur ist dieser auf irgendeine zarte Art auch noch Dichter, jener auf kecke und bald langweilende Art Causeur. Bereitet sich Hessel kleine und kleinste Dinge zu raffiniertem Geschmack, so verwebt sich Borrmann aus irgend einem seelischen oder körperlichen Zurückgebliebensein in die Atmosphäre halber Dinge. Es ist dies kein aristokratischer Rückzug vor einer Verpöbelung der Kunst wie bei Hofmannsthal etwa oder mehr noch bei Rilke: es ist eine bis zum Visionären verfeinerte seelische Haltung, irgendein Somnambules die Triebkraft seiner Erzählungen. Hessel hat französisches Blut im Leibe. Er wirft um sich und von sich. Borrmann steht in leisem Bezug zur russischen Landschaft: immer zeigt ihm ein unendlicher Himmel ein unendliches Antlitz über endlichen Dingen. Hessel hat die sinnliche Leichtigkeit des Romanen, Borrmann die magische Tendenz des nach Osten drängenden Deutschen.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Das Totenbuch. Geheimnisvolle Geschichten. Von Wilhelm Matthießen. Köln 1926, J. P. Bachem G. m. b. H. 219 S.

Wie eigenwillig doch dieser rheinländische Dichter und Gelehrte seinen abseitigen Weg nimmt, dem Lesepöbel ein Fremder, der Konvention der Gewöhnlichen ein Unverständlicher, dem Lärm der Schauspieler uninteressant und peinlich. Er ist kein Mann der landläufigen Literatur. Er kommt von dem mittelalterlichen Lebensgefühl her, aus seinen für uns fremd gewordenen Visionen und Ekstasen eines seligen, verklärten kosmischen Todes, der Herz an Herz wohnt mit jener humorvollen Abenteuerlichkeit und außergewöhnlichen Spannung, die unsere märchenlose Zeit nicht mehr fassen kann. Das Märchen ist Literatur geworden. Nur das Kind (das echte Kind) verlangt mit erquickender Selbstverständlichkeit diese zarte und warme Welt in seinem farbenreichen Märchenbuch. Matthießen hat alle Töne der märchenhaften Leidenschaft, er kennt die großen herzbewegenden Stoffe der „anderen Welt", von der wir am wenigsten wissen und sie doch in uns verschüttet tragen. Seine Herzensmärchen und Seelenlegenden, seine Gespenster- und Totengeschichten gehen bis an die ewigen Quellen der Metaphysik. Das ist die Melodie des innersten Dichters: unendlich zärtlich spricht er vom Tode, weil er die Liebe meint, er spricht betend von der Liebe, weil sie der Tod ist, der dem neuen Leben in der Ewigkeit seinen Sinn gibt. Ist nicht Lachen und Weinen dasselbe? Ist es nicht oft ein einziger, ein und derselbe Klang des Herzens? Die tiefsten Empfindungen sind transparent und lassen ihre Gegensätze mitklingen. Im „Totenbuch", das ich dem Eigenartigsten zuzähle, das Wilhelm Matthießen bis jetzt geschrieben hat, schreiten wir die heiligen Wege des Alls, feierlich schweigend steht der Stern des Todes über den Auserwählten. Der ängstlich fragende Blick des Erzählers trifft uns. Am „immergrünen Baum ruhevoller Ewigkeit" blüht das Blatt, das ein Menschenleben ist. Immer ist, was einmal war. Unbewegt vom Wind der Zeit ist das Sein. Nichts wird sein, gewesen ist nichts, alles „nur ein einziges Sein im Scheine des ewigen Lichtes". Verwandlung ist Wesen, Sein, Ganzheit und Einheit der Vielheit, aus dem Allerkleinsten und Fernsten spricht die Ganzheit symbolisch vereinigt und verklärt. Hymnisch, in der seelischen Melodie einer jubelnden Liturgie des Todes, erklingt das Brautgebet des erlösten Menschen, der nun die letzten, tiefsten Wege geht. Über allem das „brausende Kleid schweigender Ewigkeit; denn wisset, daß ihr Götter seid; haec est summa gaudiorum" ... Und immer wieder versinkt der Erzähler in Schweigen, fast schmerzhaft ist die Stille, die seinem Worte folgt. Es ist hohe Stunde des Todes. In seinem Schatten erblassen die Menschen. Weit geöffnet stehen die Tore des Märchenlandes Mythikon, der „anderen Welt", deren Sprache die Menschen am meisten verbergen.

Wien — Franz Strunz

Die Meertrud. Erzählung. Von Friede H. Kraze. Sammlung „Der Brunnen" Nr. 12. Altona 1926, Hans Ruhe. 60 S.

Sehr schön ist der Anfang dieses Buchs, da die Dämonie einer kindlichen Mädchengestalt, über ihre menschlich gefestigte Sphäre hinaus ins unendliche Meer, in dichterisch feiner

Digitized by Google

Sprache angebahnt und aufgebaut ist und darin ein tragisches Hauptstück deutschen Wesens im Zwiespalt der künstlerischen Bezwingung und der naturhaften Zerstörung einer Lebensform anzupacken scheint. Dies bis zu den Fahrten der Trud mit dem abenteuernden Kaufmannssohn, zu denen sie gezogen wird trotz der tiefen Liebe zum stillen Künstler im Herzen. Was dann folgt, führt auf gewohnte Stufen: Kindsmord, Rettung vor dem Gericht, Läuterung und freiwillige Sühne. Diese äußeren Daten bringen keine Steigerung des inneren Erlebens, erhöhen nicht über den Zwiespalt, sondern wirken als ein Ausweichen in romantische Konvention. Man hätte gehofft, die kleine Geschichte würde mehr austragen.

Mannheim — Erich Dürr

Was ist des Deutschen Vaterland? Der Roman Deutschlands. Von Anton Fendrich. Stuttgart, Dieck & Co. 317 S. M. 7,50.

Mit möglichst bewahrter geschichtlicher Treue, fern von der Parteien Gunst und Haß, in gewisser Weise streng objektiv, dann wieder mit dem Subjektivismus des Poeten schildert der Verfasser das deutsche Schicksal in den ereignisreichen, viel entscheidenden Jahren 1848 bis 1888. Die Handlung ist geschickt nach Baden verlegt und spielt in der Straßburg gegenüberliegenden Stadt Offenbach. Die beiden Hauptpersonen, die Träger oder Vermittler der Handlung, werden von dem Tage ihrer Geburt an durch die verschiedenen Zeitepochen, Kämpfe und Siege geleitet.

Man hat Gelegenheit, Kenntnisse und Erinnerungen aufzufrischen: Die Revolutionszeit und ihre Nachwehen, die Bruderkämpfe 1864—1866, Bismarck, der alte Kaiser, Moltke, Roon, Windhorst, Bebel, Bundestag, Reichstag, Kulturkampf, Gründerzeit, Sozialistengesetz, der junge Prinz Wilhelm und seine Umgebung, alles das zieht in guter Charakteristik und fesselnden Bildern an dem geistigen Auge vorüber, so daß es dem geschickt aufgemachten Buch an freudigen Lesern kaum fehlen wird.

Danzig — Artur Brausewetter

Michael Muchas Heimland. Roman. Von Paul Rudolf Löffler. Schweidnitz 1926, L. Heege. 262 S.

Dies schöne Buch spielt unter den Landsleuten Emanuel Quints, schweren, stillen, versonnenen schlesischen Menschen, unter denen dann zuweilen wieder ein Tat- und Gewaltkerl aufstrahlt, der zu andern Zeiten vielleicht ein Held geworden wäre und der nun seine überschüssige Lebenskraft im Trunk loszuwerden trachtet. Solche zwei Welten stellen die Eltern Michael Muchas dar, und solche Elemente bekämpfen sich in ihm selbst. Eine armselige Kindheit in einer dürftigen Kutscherstube — und doch voll wunderbarer Reichtümer, denn diese heiße Kinderseele nimmt sich alles zu eigen, und seine Eltern, weise geworden in äußerer Armut, wehren ihm nicht. Später dann wird die Welt sehr hart, soziale Unterschiede machen sich fühlbar, ein engherziger Lehrer will den Aufstieg des begabten Jungen in eine geistigere Welt verhindern. Es nutzt ihm nichts. Dieser Michael Mucha wird doch ein Dichter werden wie sein Vater, auch wenn er sein Leben lang nur auf dem Kutschbock sitzt wie dieser — und daß wir dies spüren, daß wir Menschen und Berge, Sonne, Mond und Sterne mit den Augen Michaels zu sehen vermögen, daß wir an ihn glauben, das macht den Wert und den Reiz dieses Buches aus, das warm ist, stark und von einer einfachen, unsentimentalen Schönheit.

Wien — L. Andro

Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen. Von R. Kipling. Übertragen von Marguerite Thesing. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 317 S.

„Plain Tales from the Hills" (5 Silben gegen 12 im Deutschen), beinahe vierzig Jahr' alt, sind — ich will nicht sagen: frisch wie am ersten Tag geblieben, aber ganz lebendig, weil sie ein Stück Wirklichkeit spiegeln und hervorragend gut erzählt sind. Ein Meister regte hier die Schwingen: Menschliches gab er auf eine menschliche Art wieder und hob es in den Bereich der Kunst. Eine Novelle wie die am Eingang stehende „Lispeth", die Geschichte einer indischen „Madame Butterfly", hat ewiges Leben. Gegen den Schluß hin finden sich einige schwächere Erzählungen, ohne daß sie das ungewöhnlich hohe Niveau des Bandes beeinträchtigten. Der Verlag Kiepenheuer hat sie neuerdings in einem handlichen Büchlein herausgebracht, das sich bequem in die Rocktasche stecken läßt und gewiß auch heute noch viele Liebhaber finden wird. Die Übersetzung von Marguerite Thesing liest sich nicht übel; bei größerer Sorgfalt wären offenkundige Flüchtigkeiten des Drucks oder des Ausdrucks zu vermeiden gewesen.

Berlin — Max Meyerfeld

Nordische Bilder. Von Leon Freiherr v. Campenhausen. Leipzig 1926, E. Haberland. 117 S.

„Nordische Bilder" nannte vor zwei Menschenaltern ein dorpater Professor, der Holsteiner Osenbrüggen, ein Buch, in das er seine ganze Liebe zur neugewonnenen Heimat hineingelegt hatte. Auch aus v. Campenhausens Bildern ist mitunter ein Seufzer nach der verlorenen livländischen Heimat hörbar, aber der Schauplatz seiner mit so viel reizvoller Anmut erzählten Geschichten ist vor allem das nördliche Schweden, dem seine begeisterte, hingebende Liebe gilt. Er ist Jäger und scharf beobachtender Naturfreund, und er ist vor allem Romantiker, der sich gern in das Mittelalter und noch weit entlegenere Zeiten versenkt. Nichts entgeht seinen scharfen Augen: weder der Polarseetaucher, der über den glitzernden See fliegt, noch der Waldkauz, der von Wipfel zu Wipfel gaukelt, noch die Poesie des Trollhättan mit seinen schweren Wassermassen, seinen Blumen und Schmetterlingen. Er malt die Natur in ihren ergreifenden Stimmungen und in ihrer unendlichen Schönheit ab und schildert Wolfs- und Bärenjagden bei Nacht und Tage, daß dem Leser das Grauen über den Rücken rieselt. Man sollte das Buch nicht wie einen Roman in einem Strich lesen, sondern jeden Tag ein paar Abschnitte, dann wird man noch lange unter dem Eindruck stehen. Besonders tief bewegen wird den deutschen Leser das Kapitel von den deutschen Kriegskindern und dem Wetteifer des schwedischen Volks, auch der Bauern, sie bei sich aufzunehmen, sie zu hegen und zu pflegen und ihre schmalen Gesichter wieder zum Lachen zu bringen.

Berlin — Arend Buchholtz

Kristin Lavranstochter. Zweiter Band. Die Frau. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 586 S. M. 7,50 (10,—).

Was der erste Band dieses großen Romans noch offen ließ, entscheidet nun der zweite positiv: es ist ein Werk, das diese Norwegerin geschaffen, getürmt, geballt hat. Es ist mehr als eine ungewöhnliche schriftstellerische Leistung; es ist Gestaltung und Weltbildnerei. Man muß nachdenken, ob

Digitized by Google

es ein zweites Buch gibt, das verschollene Zeit so stark lebendig werden läßt, indem es doch mit keinem Bild, keinem Wort aus jener Zeit fällt, und das diese versunkene Welt so eindrucksstark um uns aufbaut, daß wir sofort in sie hinübergleiten. Vielleicht muß man vom Handwerk sein, um genügend diese historische, psychologische, menschenbildnerische Arbeit zu bewundern, um diesen epischen Koloß ganz zu würdigen, um diese Frau, die ihn hingestellt, zu bestaunen. Daß norwegisches Mittelalter uns so stark ergreifen und hinreißen kann, beweist, daß die Undset ihrem Roman das Letzte und Allgültige mitgab: Weltgeist und Menschentum.

Der zweite Band handelt von Kristins Liebesehe, ihrer Mutterschaft, ihren Liebeskämpfen, ihrer seelischen Not und Rettung. Der Mann erlebt seine Schicksale jenseits der Ehe, die politischen und kriegerischen. Und das Wertvolle des Romans ist vielleicht, wie er die Stellung der Frau dazu, ihre Gefühlsteilnahme daran, ihre Schulung daran zeigt. Wie Mann und Weib zugleich ebensowohl immer Unvereinbares und wieder immer und allein sich Ergänzendes sind. Er erlebt Staat, Volk, Welt, Menschensatzung; sie Liebe, Ehe, Mutterschaft. In vielem verstehen sie sich nie und finden sich doch in allem.

Neue Menschen treten in diesem zweiten Bande auf, alte sterben, verderben. Die Welt des Buchs wird allmählich Welt überhaupt, der Horizont um Kristin weitet sich großartig, immer höher hebt uns die Dichterin, in Fülle, doch unverwirrt erblicken wir das Gewimmel der Menschheit. Und sie macht noch die Seele sichtbar. Sie bildet Szenen, die man nicht vergißt, Kristins erste Niederkunft, ihre Begegnungen mit dem Vater, das Wiedersehen mit dem gefangenen gefolterten Gatten. Die Wärme des Ausdrucks ist bezwingend, die Keuschheit über allem Gefühl ergreifend. Es ist ein männliches Buch in Form, Gestalt, geistiger Weite, männlich schon im Plan und Grundriß. Aber das Beste darin stammt wohl vom Weibe. Jene Innigkeit des Tons, über die kein Mann verfügt. Man spürt den Strom des Herzbluts, der durch das Buch rauscht.

Ein großer Preis — man erinnert sich — ist an ihm vorübergegangen. Es wäre des Preises wert gewesen.

Berlin Kurt Münzer

Lyrisches und Episches

Die Dichtungen. Von Jakob Haringer. Der erste Band. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. M. 8,50 (5,50).

Auf der ersten Seite steht: „Du armer Mensch", und man weiß nicht, ob es ein Titel oder ein Motto sein soll. Auf der nächsten: „Heilige Maria, bitt' für uns arme Sünder". Und dann — Gedichte, Lieder, Gesänge, Gebilde, irgend etwas irgend Geformtes? Nicht im Geringsten. Beispiele — aber ich bedürfte eines Notars, der mir bestätigt, daß diese Verse aufs Geratewohl herausgegriffen sind und, alles in allem, das gesamte Buch von dieser Art ist. Das Gedicht „In einer fremden Stadt" beginnt:

„Droben im Burghof blühn schon die Linden —
Mondglas trinkt süß unsre regnende Erde,
Mädchen sich purpurn aus Bettcafés winden,
Saphirner Schwemme lacht laubendes Pferd."

Des „Offenbach" überschriebenen letzte Zeilen:

„Ein sanfter Schoßhund graft silbern Meers durch böses Eiterherz,
Der Mondkommis harrt blechern Domgebirg marmorner Waldhornflur,
Aus meiner Seele schwärmt viel Knabensperma zerfetzter Winterwurm,
Des ... hirns [so!] Fraunlaterne hackt dunkle Jesutürme jukwärts,
Draus baumelt grüner Gott vermummtem Mädchensteinbruch maiigen Fliedersturm ..."

Der 28 Gedichte umfassende Zyklus „Der Jahrmarkt" besteht durchweg aus Versen wie diesen, die das fünfzehnte bilden:

„Wie fraßvoll Laus zermalmt noch Morgen bebte,
Ich faulend Aas dein Gold-Venedig schleim.
O Tage maßlos uns die Hand zerlebte,
Ach hurt uns blaue Amsel nimmer heim.
So stinkig Blödsinnskrämer, ach ihr Heilgen,
Beschweint mit meiner Worte Giftkanal.
Marias tote Abendkleider veilchen,
Steig aus aus deinem wilden Natternbaal.
Die Schulmagd denkt: ihr Liebster sei recht mager,
Der Bergmann wüst im Zauberschacht erstickt.
Ein alter Dieb verweint sein Friedhoflager,
Das Dorf im Schnee versteckt noch Christnacht nickt.
Die tropft von deinen hyazinthnen Steinen,
Ach, schwarze Seele Dreckſonette scheißt
Und tausend Laster Irrnhausaugen hainen.
Der Henker Muttergrotte Taxus waist,
Benares Strolch neapelt Nordpolreise,
An stolzen Fenstern glitzert Sternfraunduft,
Dazwischen klagen Mädchen schöne Weisen,
Du schaust im Mond zerbrochner Märchen Gruft."

Haringer hat einen Preis bekommen. Auf dem Umschlag ist eine große Zeitung zitiert: „Er ist einer der ganz Seltenen, ganz Originalen, keiner Schule Verschriebenen, die nach keines Menschen Wohlgefallen fragen, wenn sie die Form für ihr Werk suchen." Und eine Zeitschrift: „Ein ganz großer Dichter, der bedeutendsten einer in deutscher Gegenwart."

Damit wäre diese „kurze Anzeige" eigentlich zu Ende. All dies spricht für sich selbst; und wer die Aussage dieser Verse, dieser Kritiken, der Preiskrönung und der Drucklegung nicht ohne Kommentar versteht dem ist mit einem erläuternden Text auch nicht gedient. Doch sei in Kürze, ohne Begründung, gewissermaßen als Gutachten, folgendes angemerkt:

Man kann diese Produkte nicht „ablehnen", man kann sie auch nicht „besprechen" oder „kritisieren", sondern höchstens charakterisieren. Es ist, als ob von dem Gehirn Haringers die Schale abgenommen sei und sich nun die gesamten Inhalte, wahllos, wirr, als ob sich alle Assoziationen und Unter-, Weiter-, Neben- und Neben-Neben-Assoziationen ohne jeglichen Zusammenhang ausschütten, schmutzig, blutig, haarig, verfilzt. Man sieht verspritztes Hirn; so, als ob nach einer Operation Masse von Groß- und Kleinhirn, als ob Kopfnerven, -muskeln, -sehnen, Hautfetzen und Knochenstücke, vermengt mit klebendem Blut, mit Wattebäuschchen und Leinenstreifen, in großem Knäuel daliegen, aber nun, wie Insekten und Infusorien, die Erinnerungen, Eindrücke,

Digitized by Google

Assoziationen, Gedanken, Gefühle noch lebend, und sicht- und hörbar herumkrabbeln und -wimmeln. Und so wenig man von einem solchen Haufen sagen kann: er „habe keine Form" oder dergleichen, so kann man von dieser Dicht-Masse nicht an lyrisch-irrationale Logik, an Musik, Gestalt, Grammatik, Stil, Geschmack oder sonst irgendwie an Maß- und Normbegriffe aus unserer gesetzhaften Welt denken. Alles, was Haringer gibt, befindet sich in Vorstadium oder noch weit jenseits davon. Aber zweifellos: eine riesige Menge von Vorstellungen und vorstellenden Worten ist in diesen — quasi — Gedichten enthalten. Es wäre falsch zu sagen „naturalistisch", denn dies wäre eine künstlerische Abgrenzung; auch nicht „naturhaft", denn alles kommt, wiederum verbogen und maniermäßig heraus: enormer Haufen impressionierter und widergespieener, gleichsam erbrochener Substanz in psycho-physiologischem, biologischem Roh- und Un-Zustand. Denn selbst die Formelzeilen des „Jahrmarkts" — die sich auch in anderen Gedichten finden — sind durchaus nur scheinbar geformt: ungesichteter, ungelichteter, ungeläuterter, ungeordneter, ungedeuteter Abdruck krankhaft einmaliger und einmalig krankhafter Seele; sozusagen von Natur gekrampft, gekerkert — im Stile Haringers zu reden: „gezwangjackt" —, und dabei zerdrückt und zerbogen. Betrachtet man nun diese kribbelnden Assoziationen und Impressionen mit Pinzette und Lupe, so erkennt man hauptsächlich: trübe Kindheit-Armeleutestube, bayerische Herkunft, Naturgefühl, Gutherzigkeit, viel Sentimentalität, sexuale Hemmungslosigkeit, fürchterliche Armut, Unfähigkeit zu Geordnetheit irgendwelcher Art, angeborene Depression, verstärkt durch dauernde Not und sexuelle Ausschweifung und — als deren Folge — Ermüdungszustände, notvollste Proletarier- und Kleinbürger-, gemengt mit Vagabunden- und Obdachlosen-, Asyl-, Kaschemmen-, Café-Atmosphäre.

Pathologische Eindrücke allenthalben: die Reihung der Assoziationen wirkt als Ideen- und Bilderflucht; monomanische Vorliebe für obszöne Vorstellungen und Wendungen: Worte wie Hure, huren, Abort kehren häufig wieder, „den Tag veronanier: die Tänzerin", „Mein Bürgerantlitz sickert wüst Abort," „Abortgebete gelben Himmel rinnen", „Du hast ja längst dein Herz veronaniert", „ein Vater blonde Sommertochter laust" usw.; monomanische Vorliebe, gewisse Worte wie „harfen" oder „blond" immer wieder ohne erkennbaren Anlaß oder selbstgebildete wie „hainen", „beeren", „schnie" (als Imperfekt von „schneien") häufig, und durchaus nicht unterm Zwange der Reimnot, zu verwenden. Monomanisch gehäuft erscheint auch die Neigung Verben aus Hauptworten zu gewinnen: „Verträumte Hur monokelt sterbend Reh"; „Die tote Baar verlarvte Larven fliedert"; „O Pest kornt lilan Malvasier ... granaten," „Die Stunden totenschädeln geile Drachen", „Ein schwarzes Winterschweigen lexikont" usw.

Mitten in alledem wimmelt eine Fülle von vollkommen normalen, aber vollkommen banalen, von niederer Einsicht und geringer Gefühlskraft eingegebenen Wendungen; ferner aber auch eine Anzahl von wahrhaft dichterisch gefühlten und gegebenen Brocken, Splittern, Trümmern, Scherben, Ansätzen, Möglichkeiten, wie sie auch die angeführten Proben bezeugen; oder eine rührende Zeile, wie: „Mein letztes Geld, ich lieb' dich wie ein Mädchen"; in demselben Gedicht: „Einer Amerikabriefmarke fernen Hafenwind" und die Schlußworte: „Abendabschied wie auf alten Jahrmarktbildern"; oder diese Zeilen in dem ersten Gedicht „Schwermut":

„Ich bin die Wand, die alles hört und nichts sagt ..."
„Ich bin ein Licht, das die Nacht über beim Sterbenden brennt."
„Ich bin ein blindes Lamm, das vergebens nach der Mutterbrust greift."

(Auch dies insgesamt natürlich nicht gedichtet, sondern vorerst dichterische Materie, Bild im Hirn, Entwurf, Notiz.) Gesamteindruck: eine unbezweifelbare keimhaft-dichterische Anlage — verwandt der Art Villons, Günthers, Verlaines, von Heutigen dem frühen Werfel, Becher und Benn —, die ebenso unzweifelhaft pathologisch verhemmt und verschüttet und in einem entscheidenden Sinne bisher höchstens embryonal vorhanden ist.

Daß dergleichen gedruckt, gelobt, gekrönt wird, ist selbst ein Symptom für das hochgestiegene Geist-Fieber der Gegenwart, die, nach weltgeschichtlicher Notwendigkeit, zum größeren Teil noch eine Epoche der Zersetzung ist. Denn hier handelt es sich um Produkte äußerster seelischer Isoliertheit; wer dergleichen schreibt, wer es preist, hat an den um erneuerte Gemeinschaft ringenden Kräften der Epoche keinerlei Anteil. Wer aber diese Zusammenhänge erkannt hat, vermag sich nicht, wie es früher üblich war, zu entrüsten: man muß lediglich gelassen den Befund aussprechen, — auf die Gefahr hin als rückständig zu gelten, bis im Zeitablauf wie anderer auch dieser Spuk von selbst zergangen ist und wiederum das groß Gemeinsame, den Menschen wie den Zeitaltern Gemeinsame, waltet und herrscht.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Die Göttliche Komödie. Von Dante Alighieri. Übersetzt und erläutert von August Vezin. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 1123 S.

Nach der Zusammenstellung in meinem Jahrbuch ist diese neue die 43. deutsche Übersetzung des gewaltigen Gedichts. Gegen zehneinhalb Jahre hat Vezin daran gearbeitet, vor allem aus dem Bedürfnis heraus, nachdichtend Dantes Wege zu gehen, um sich das Werk innerlich zu eigen zu machen. Die Übersetzung ist in reine, richtig durchgereimte, stets wie im Original weiblich endende Terzinen gefaßt, ein Zeichen großer Mühe und Arbeit, die sich der Verfasser gemacht hat. Es tut einem leid, bei einer Arbeit, auf die so lange Zeit und so viel Mühe gewendet ist, mit der richtigen Anerkennung zurückhalten zu müssen. Denn die äußere Übereinstimmung geht sehr auf Kosten der inneren. Die Rücksicht auf den Reim beeinträchtigt die sinngemäße Wiedergabe des dichterischen Inhalts empfindlich, der oft nicht mehr eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Urtext hat. Dem Satzbau ist vielfach Gewalt angetan und Ausdrücke sind gewählt, die nicht immer verständlich sind. Über sprachliche oder stilistische Feinheiten des Originals ist vielfach hinweggegangen; Stellen sind so frei wiedergegeben, daß sie mit dem Urtext überhaupt nichts mehr zu tun haben. Das Material für die Einleitung jedes Gesanges der Vor- und Nachworte, sowie der Anmerkungen ist fleißig und kundig zusammengetragen, ohne viel Eigenes wohl aber immer das Neueste und Aktuellste zu bieten. Das Buch in ziemlich kleinen Format ist recht unhandlich mit seinen mehr als 1100 Seiten Dünndruckpapier. Es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn ein vierter Teil mit den Anmerkungen, Einleitungen und Lebensübersichten in einem besonderen Bändchen ausgegeben worden wäre; auch wenn manches, was unnütz am Ort ist, wie die Worte des Abendhymnus lateinisch und deutsch, oder verschiedene Gedichte Dantes, die

Digitized by Google

hier eigentlich gar nichts zu suchen haben, weggefallen wären. So muß man, so schwer es bei der geleisteten Arbeit fällt, trotz der Reimreinheit sagen, daß diese Übersetzung, gegenüber Gildemeister, Bassermann, Zuckermandel keinen Fortschritt bedeutet.

Berlin-Friedenau — Hugo Daffner

Die Weisheiten des Omar Khajjam. Nach der englischen Übersetzung von Fitzgerald. Ins Deutsche übertragen von W. D. Kulenkampff. Berlin, Der Deutschenspiegel. Verlagsgesellschaft m. b. H. 80 S. Kart. M. 3,—.

Hat dieses Büchelchen die geringste Daseinsberechtigung? Herr Kulenkampff will die unsterblichen Vierzeiler dem deutschen Leserkreis, wie der Verlag sagt, nahe führen. Den zahllosen deutschen Übersetzungen wird eine angegliedert, die nicht auf das persische Original zurückgeht, der neben jeglicher Sprachkenntnis, die Kenntnis der persischen Anschauungen, Gewohnheiten und ihrer Umwelt fehlen. So haben Sachverständige eine lange Reihe von Entgleisungen nachgewiesen, und literarisch steht diese neueste Übertragung unter anderen Verarbeitungen aus zweiter Hand, so der von Gribble im Insel-Verlag.

Wir besitzen jedoch eine deutsche Übersetzung aus erster Hand! Auf Grund genauester, während langer Jahre erworbener Kenntnis der persischen Sprache, des Landes, der Kultur hat der Orientalist F. Rosen (der Verfasser des Buches „Persien", Berlin 1926), mit feinfühliger Kunst, mit gewissenhaftester Treue den Omar Khajjam übertragen. Er gibt uns in fesselnder, faßlicher, jedoch gedrängter Form jene Einführung in die entlegene Welt, die alle, welche nicht vom Fach sind, sich wünschen. (Herr Kulenkampff begnügt sich mit wenigen Sätzen, deren Fassung Sachkundige bemängeln.) Bereits in der fünften Auflage ist die Rosensche Verdeutschung (Deutsche Verlags-Anstalt 1922) erschienen, wir besitzen in ihr das anerkannt maßgebende Werk.

Welche Daseinsberechtigung läßt sich dieser den Büchermarkt belastenden, den Käufer verwirrenden Kulenkampffschen Übersetzung zuerkennen?

Berlin — Marie v. Bunsen

Literaturwissenschaftliches

Tristan und Isolde. Von Friedrich Ranke. Bd. 3. Bücher des Mittelalters. Herausgegeben von Friedrich v. d. Leyen. München, F. Bruckmann & Co. 283 S. und 17 Tafeln. M. 10,—.

Märchen, Schwänke und Fabeln. Von Ernst Tegethoff. Bd. 4 (ebenda). 388 S. und 16 Tafeln. M. 11,—.

Die beiden vorliegenden Bücher — ein erster Band wurde (L. E., XVIII, 119) besprochen — tragen aufs glücklichste zu dem Plan der Sammlung bei, „das mittelalterliche Leben in seiner, ganzen erstaunlichen Fülle und tausendfachen Anschaulichkeit" vor dem Leser auszubreiten. Sie kontrastieren in der gefälligsten Weise. Band 4 voll überquellenden Lebens, das Sinnigste und Derbste, das Traurigste und Ausgelassenste beieinander: Motive, die bei Boccaccio, Shakespeare, Molière, Voltaire und Lessing wiederkehren, als uralter Besitz fabulierender Kunst sich erweisen. Ein Buch voll Tief- und Frohsinn, das ganze ungebundene Dasein vergangener Zeit ausschöpfend, alle Sinne, alle Stimmungen aufrufend und anregend, kräftig, gesund, herzerquicklich. Ein Schatz in seiner prachtvollen Vielfältigkeit. — Dagegen das andere Buch begrenzter, ein Thema behandelnd, bei dem der Wandel und auch das Welke steigender Kultur sich fühlbar macht. Mit philologischer Kleinkunst durchgeführt, und doch etwas ganz anderes als philologische Textkritik — vielmehr in feinsinniger Deutung ein Kapitel sozialer Entfaltung und europäischer Sittengeschichte. An der Hand der Tristan-Dichtung wird gezeigt, wie die Liebesauffassung, erst naiver und derber, durch die ritterliche Gesellschaft sich verfeinert, erotisiert, ein Ideal wird, vielleicht ein fragwürdiges, und danach wieder dem Einfluß bürgerlicher Reaktion verfällt. Zusammen mit dem herrlichen Bildschmuck, ein erlesener Genuß. Besonderen Dank verdient es, daß man die französischen Dichter auf derselben Seite nebeneinander in deutscher Übertragung und in ihrem eigenen Wortlaut vor Augen hat.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Das Nibelungenlied. Altbayerisch erzählt. Von Hans Stieglitz. München 1925, R. Oldenbourg. 82 S.

Die Mundarten der deutschen Gaue sind wohlgeeignet, Schätze der Vergangenheit dem Landvolk zu übermitteln. Dort herrscht noch Sinn für die kräftige Poesie der Vorfahren und sie ist in diesen Kreisen ihrer Wirkung gewiß, man nimmt das Büchlein dankbar auf von Dorf zu Dorf. Ein Lehrer hat es geschrieben, der wahrhaft gebildet ist und sich nicht auf den Stelzen der Halbbildung über sein Volk hinaus heben will. Er weiß und fühlt: die Mundart ist heilig — sie ist Muttersprache im tiefsten Sinn des Wortes, und wer sie verachtet, gehört zu den Spießern schlimmster Art. Das Nibelungenlied im Altbayerischen gewinnt eine lebensfrische Kraft, die man nicht darin vermutet, wenn man philologisch gutgemeinte Übersetzungen liest. Der Autor hat mit Geschmack Prosa gewählt und ein Büchlein geschaffen, das man nur mit inniger Freude begrüßen kann. Die Helden, die aus dem Volk hervorgewachsen sind, kehren in solcher Gestalt dahin zurück und gewinnen wieder, was ihnen „romantischer Zauber" an Ursprünglichkeit genommen hat.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Grundzüge der Deutschkunde. Herausgegeben von W. Hofstaetter und F. Panzer. Erster Band. Leipzig 1925, B. G. Teubner. VI u. 259 S.

Im Jahre 1917 hatte Hofstaetter zum erstenmal den Versuch gemacht, in seinem Buch „Von deutscher Art und Kunst" dem neuen Begriff der Deutschkunde sachlichen Inhalt zu geben. Dieses Buch, das jetzt schon in vierter Auflage vorliegt und im L. E. XXIV, 1019 besprochen wurde, konnte damals nur knapp alles Wesentliche zusammenfassen. Jetzt geht Hofstaetter im Verein mit Friedrich Panzer daran, all die Stoffe und Gebiete, die sich dem vieldeutigen Oberbegriff einordnen, in einem großen, mehrbändigen Werk, dessen erster Teil oben genannt ist, eingehender darzustellen. Dieser erste Band ist nur der Sprache und der Kunst gewidmet; er erweckt mit den sechs gediegenen Abhandlungen, die er enthält, große Befriedigung über das Geleistete und gute Hoffnungen für das Folgende. K. Bojunga legt in ihm eine großzügige, zwar nicht lückenlose, aber sehr fesselnde Sprachgeschichte vor. K. Brandi behandelt die Schrift und ihre Entwicklung. A. Boucke entwirft die Grundzüge für eine Geschichte des deutschen Prosastils, neben der aber durchaus die soeben erschienene „Geschichte des deutschen Stils" von E. Hoff-

Digitized by Google

mann-Krayer (1926) beachtet werden muß. A. Heuslers ausgezeichnete Darstellung der deutschen Verslehre ist ein Meisterstück in der Behandlung dieses so oft als trocken geschmähten Gebietes. H. Abert gibt eine äußerst geschickte, bei aller Kürze doch sehr gehaltvolle Geschichte der Musik, und dasselbe Urteil darf von K. Neumanns Darstellung der bildenden Kunst gelten. — Das schöne Buch will in erster Reihe den Studierenden und Lehrern der Deutschkunde als Führer dienen, und diese Aufgabe erfüllt es aufs beste; aber es ist auch sehr gut für weitere Kreise geeignet und vermag ihnen eine Vorstellung zu geben, in welchem Geiste sich heutzutage die Schule bemüht, die Jugend heranzubilden und sie für unser Volkstum empfänglich zu machen.

Breslau H. Jantzen

Die Schelmenzunft. Von Thomas Murner. Herausgegeben von M. Spanier. Berlin 1925, W. de Gruyter & Co. 1925. 228 S.

Thomas Murner, der grimmigste und gefährlichste Feind Luthers, ist zwar weniger ästhetisch, aber kulturgeschichtlich eine hochbedeutende Erscheinung und in der Überlieferung ziemlich schwierig. Daher ist es dankbar zu begrüßen, daß das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich" seine deutschen Schriften gleich zuerst mit in den von ihm herausgegebenen „Kritischen Gesamtausgaben elsässischer Schriftsteller des Mittelalters und der Reformationszeit" veröffentlicht. Den „Großen lutherischen Erznarren" hatte Paul Merker schon 1918 herausgegeben, jetzt ist der Band mit der „Schelmenzunft" erschienen. Dieses Werk gehört noch in die Frühzeit des Verfassers, und es hatte wegen seines moralisch-satirischen Inhalts wie auch wegen seiner Kürze einen ungewöhnlich großen Erfolg schon bei den Zeitgenossen. Auch in den folgenden Jahrhunderten ist es immer wieder neu aufgelegt oder bearbeitet worden. Es ist ein richtiger und sehr scharfer Kulturspiegel. Murner rechnet darin in knappen, vierzigzeiligen Sprüchen heftig mit allen Schelmen und Schurken aller Stände ab, ohne dabei des eigenen geistlichen Standes zu schonen. Seine Satire ist grimmig, seine Sprache rücksichtslos derb, volkstümlich, packend, heute freilich nicht mehr ganz leicht zu verstehen. Der Herausgeber arbeitet im besten Sinne streng philologisch, mit großem Fleiß und mühsamer Sorgfalt. Er gibt den Text unverändert nach den beiden ältesten Drucken mit getreuer Wiedergabe der darin enthaltenen Bilder; im „Kommentar" erläutert er alle sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten.

Breslau H. Jantzen

Heinrich Pestalozzi. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Von Adolf Haller. Mit elf Holzschnitten von Ernst Würtenberger. Frauenfeld und Leipzig 1926, Huber & Co. XI, 225 S.

Im Februar des nächsten Jahres werden es hundert Jahre her sein, daß der 81jährige Pestalozzi voll Gram über seine Schüler und voll Sorge um sein Lebenswerk abgeschieden ist und unter der Dachtraufe des alten Schulhauses von Birr begraben wurde. Die Jahrhundertfeier dieses Ereignisses kündigt sich bereits durch verschiedene Veröffentlichungen in Wort und Bild an. Wenn alle in so „einfacher und anschaulicher" Weise dazu beitragen, „die Kenntnis Pestalozzis bei Volk und Jugend zu vertiefen" wie das vorliegende Buch, kann man wohl zufrieden sein. Jede Verwässerung des so ergreifend ernsten Stoffes durch volkstümelndes Herumgerede ist glücklich vermieden. Und vor allem steigert sich — wie das auch dem wirklichen Lebensgange Pestalozzis entspricht — gegen den Schluß hin immermehr der Eindruck, den er selbst in das Wort gefaßt hat: „Mein Herz ist mein Alles." In heilandsmäßiger Größe steht vor dem empfänglichen Leser der arme reichgesegnete Mißgeschickte, dessen wunderbares, überströmendes Herz schließlich über alle und über alles siegte, auch über die Ungeheuerlichkeit, daß man nach dem Tode des Meisters zunächst nur „den verstandesmäßigen, wissenschaftlichen Teil seiner Lehre berücksichtigte und die höheren Forderungen der harmonischen Menschenbildung, der Beachtung des Erlebens, der besonderen Verhältnisse und der persönlichen Eigenart des Lernenden vergaß". Sehr lobenswert ist, daß Haller zahlreiche, knappe Zitate aus Pestalozzis Briefen und Schriften seiner Darstellung eingeflochten hat. Für den Freund von Wilhelm Schäfers Pestalozzi-Roman ist es besonders interessant, auch durch dieses Buch wieder bestätigt zu sehen, wie treu, auch im enger geschichtlichen Sinne, das Bild ist, das der Dichter von dem großen „Menschenfreunde" gegeben hat. Bei Haller tritt nur vielleicht noch deutlicher hervor sein Wirken als politischer Ratgeber seines Volkes.

Die Holzschnitte Würtenbergers entbehren nicht einer gewissen Treuherzigkeit und alemannischen Herbheit. Bei dem Bildnis der Frau Anna ist sie aber entschieden zu weit getrieben. So reizlos kann diese Liebes- und Glaubensheldin nicht ausgesehen haben.

Stettin Erwin Ackerknecht

Studien zur Dramaturgie Eduard von Bauernfelds. Ein Beitrag zur Erforschung des neueren Lustspiels. Von Wilhelm Zentner. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Bd. 33. Leipzig 1925, Leopold Voß. 149 S.

Diese, von Eugen Kilian angeregte, durch Munckers Schule geförderte, in der literarhistorischen Einstellung ebenso besonnene, wie in den Einzelergebnissen reichhaltige Schrift stellt eine Teilergänzung zu der vortrefflichen Monographie von Moritz Enzinger über „Die Entwicklung des Wiener Theaters" dar. Beschränkte sich Enzinger im wesentlichen auf Zauberstück und Parodie, so liefert Zentner im Kreisausschnitt einen Beitrag zum Sittenstück der österreichischen Literatur. Er behandelt Bauernfeld, nicht weil er uns künstlerisch noch viel zu sagen hätte, sondern weil seine Dichtung das besitzende wiener Bürgertum um die Mitte des vorigen Jahrhunderts repräsentiert. Bauernfelds Schauplatz ist der Salon der guten Gesellschaft. Damit ist ihm Gebiet und Grenze zugewiesen; verunglückt sind seine Versuche in der Tragödie, sich selbst untreu wird er auch, wenn er, vom Hang zu falscher Aktualität verleitet, ins französische Sittenstück und ins politische Fahrwasser abirrt. (Zentner unterscheidet im ganzen mit leichten, aber einleuchtenden Abweichungen von Komorzynskis Einteilung im „Grillparzer-Jahrbuch" fünf Perioden in Bauernfelds Schaffen.) Problemstellung und Behandlung sind bei ihm durchaus aufs Alltägliche gestellt, Stoffe und Charaktere sind Abwandlungen feststehender Typen. „Blut und Seele" seiner Stücke ist der Dialog, da ist er geistreich, wienerisch-romantisch, da pulst Straußscher Walzertakt durch seine Stücke. Darum ist seine Technik auch von der theatralischen Form Alt-Wiens abhängig, wie seine szenische Einstellung vom Fundus des Burgtheaters bestimmt ist.

Zentners sorgsame und stilistisch durchgefeilte Schrift hätte noch gewonnen, wenn er den „geistigen Hintergrund", den er aufzeigen will, zum Vordergrund gemacht hätte. Wohl setzt er Bauernfeld ins Verhältnis zu Vorgängern und

Digitized by Google

Zeitgenossen, noch mehr durfte er ihn, wie das im ersten Abschnitt über die Stoffwahl geschieht, in umfassenden Zusammenhang mit der Zeitkultur stellen. Eine Betrachtung, die mehr von der Kulturgeschichte ausgehn und zu ihr hinführen würde, hätte Thema und Behandlung über die literarhistorische Spezialität hinausgehoben.

Halle (Saale) Edgar Groß

Das Werk des Künstlers Franz Pocci. Zusammengestellt von Franz Pocci (Enkel). München 1926, Horst Stobbe. 176 S. M. 14,—.

In einem schönen und stattlichen Bande, der, von familiärer Pietät angeregt, durchweg gute philologische Kleinarbeit bezeugt und dem Fleiß und Spürsinn des Bibliographen alle Ehre macht, hat Graf Franz Pocci (in Ammerland) ein umfassendes Verzeichnis der künstlerischen Werke seines Großvaters gegeben. (Einzelschriften zur Bücher- und Handschriftenkunde, herausgegeben von Georg Leidinger und Ernst Schulte-Strathaus, 5. Band.) Das Buch, das 724 Nummern enthält, bis zur unmittelbaren Gegenwart dieses Jahres reicht und die erste verdienstvolle Zusammenstellung Hyacinth Hollands — die kurz nach Poccis Tode erschien — in willkommener Weise ergänzt und berichtigt, gewinnt dadurch noch an Wert, daß es wenig bekannte Aufzeichnungen des Grafen über seine Jugend, künstlerische Einflüsse und die eigene Produktion mitteilt. Zum 50. Todestag Poccis als Erinnerungsgabe erschienen und gleichsam ein literarischer Reflex der münchener Gedächtnisausstellung spiegelt das Werk wieder einmal lebendig das Wesen und Schaffen eines ungemein beweglichen, originellen Geistes, dem gerade in unserer turbulenten Zeit erneut Viele Stunden der Freude und Erholung zu danken wissen.

Frankfurt a. M. Georg Schott

Oper und Drama. Von Max Steidel. In der Sammlung „Wissen und Wirken". Herausgegeben von A. Kistner und E. Ungerer. 5. Band. Karlsruhe 1923, G. Braun. 62 S.

Das Stegreiftheater. Die Reihe der reinen Oerter I. Potsdam 1924, Verlag des Vaters. Gustav Kiepenheuer. 95 S.

Zwei Bücher, die dem Problem „Theater" durch Häufung abstrakter Konstruktionen nahe zu kommen suchen und sich darüber in unfruchtbares Ödland verlieren.

Steidel vollzieht die Scheidung zwischen Oper und Drama nach ihren Wirkungen auf Verstand und Gefühl. Ob man auf dem Wege dieser schematischen Gliederung dem Wesen einer Kunstgattung überhaupt näher kommen kann, ist mir höchst zweifelhaft; jedenfalls bedürfte es dazu einer klaren Begriffsdefinition und reinlichen Trennung zwischen psychologischen und Wertmaßstäben, die hier fehlen. Im einzelnen enthält das Buch — neben Selbstverständlichem — manche gute Anmerkung über Technik und Darstellungsmittel der Oper.

Im Gegensatz zu der nüchternen Logik Steidels gebärdet sich die Schrift des ungenannten Verfassers über das Stegreiftheater recht absurd. Sie redet dem modernen Stegreifspiel das Wort und ist eine Art Lehrbuch der Regie für Jünger, denen es bei diesem Meister nicht angst und bange wird. Denn es wimmelt förmlich von Begriffen, wie: Theometrie, Theaterturgie, mediale Verständigung, kinoid usw. Dann heißt es beispielsweise: „Je weiter eine Theaterform vom Stegreifpol entfernt ist, je näher sie an den Filmpol rückt, desto größer ist der Verdrängungsprozeß. Es läßt sich die Theaterintensität durch eine Verdrängungsskala konstruieren (Bestimmung des Stegreifrestes). Der Stegreifanteil einer Form ist proportional seinem Überraschungsquotienten." Ob das Offenbarungen einer Geheimwissenschaft übers Theater sind, entzieht sich meiner bescheidenen Kenntnis. Mir scheint das Buch in die Literatur der Pathologie zu gehören.

Halle (Saale) Edgar Groß

Unsterblichkeit des Theaters. Versuch einer Kulturgeschichte der deutschen Bühne. Von Friedrich Rosenthal. München 1924, Gunther Langes. 278 S.

Friedrich Rosenthal, dessen theatergeschichtliche Arbeit darauf ausgeht, die Wechselwirkung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Theaterkultur und Geistesgeschichte herzustellen, setzt hier die in dem Buch „Schauspieler aus deutscher Vergangenheit" gezogene Linie mit Klugheit, Temperament und Geschmack fort. Was die Einleitung an gereiften Beobachtungen über das Theater von heute enthält, wird durch komprimierte Darstellungen großer Führer (von Goethe bis Brahm und Schlenther) entwicklungsgeschichtlich erhellt. Man liest dieses kenntnisreiche, den Kern der Dinge bloßlegende Buch mit dem seltenen Vergnügen, wie es die musische und ethische Erfülltheit eines Bühnenfachmanns ausströmt, hinter dessen Worten das lebendige Theater webt und schafft.

Halle (Saale) Edgar Groß

Deutsches Dante-Jahrbuch. IX. Band. Herausgegeben von Hugo Daffner. Weimar 1925, Verlag der deutschen Dante-Gesellschaft. 163 S.

Diesmal ist das Dante-Jahrbuch leider etwas spärlich ausgefallen, nicht bloß in bezug auf den Umfang; auch an innerer Bedeutung kann es sich mit früheren Jahrgängen nicht messen, z. B. nicht mit dem VII., in dem eine Übersetzung jenes Artikels von Don Miguel Asin Palacio enthalten war, der 1919 auf die arabischen Vorgänger Dantes hinwies, und damit nicht bloß für die Dante-Forschung, sondern für die ganze Erkundung mittelalterlichen Seins eine weite Pforte nach Osten auftat.

Unter den diesjährigen Beiträgen möchte ich Grabmanns „Die Wege von Thomas von Aquin zu Dante" hervorheben, weil hier eine Persönlichkeit ins Licht gestellt wird, die für Dantes theologische Bildung von entscheidender Bedeutung gewesen sein kann: Fra Remigio de Girolami, ein Dominikaner, der am Konvent von S. Maria Novella in Florenz viele Jahre Lektor der Theologie war, und als solcher wie auch als Prediger in der Stadt von großem Einfluß gewesen zu sein scheint. Es ist nachgewiesen, daß ein Teil der Vorlesungen auch der Laienjugend zugänglich war, und aus seinen Werken geht hervor, daß Remigio ein eifriger Anhänger des Aquinaten war.

Friedrich Becks Vergleich zwischen Beatrice und der Donna gentile ist sehr gelehrt, die Schlußfolgerung aber, daß Beatrice eine Allegorie sein müsse, weil die ihr wesensähnliche Donna gentile eine solche sei, finde ich keineswegs überzeugend. Endlich einmal sollte man begreifen, daß Dantes Gestalten, wie die aller großen Dichtung, aus der Wirklichkeit ins Symbol gewachsen sind, ganz gleich, ob wir Urbilder nachweisen können oder nicht.

Des weiteren enthält das Jahrbuch noch einen Aufsatz Koenens über „Die drei Tiere", einige Anmerkungen desselben Verfassers zum fünften Gesang der Hölle (Franceska-

Digitized by Google

Episode), einen Artikel Daffners über „Fichte als Dante-übersetzer" und einen Hinweis desselben auf einen schweizer Roman des 18. Jahrhunderts, als frühes Beispiel literarischer Beeinflussung durch Dante, eine „Bücherschau" von Daffner, und interessante Proben deutscher Dante-Übersetzungen als weiteren Beitrag zur Dante-Bibliographie.

München Ludwig Gorm

Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart.

Von Victor Klemperer. Teil I Die Romantik. Teil II Der Positivismus. Leipzig 1926, B. G. Teubner.

Vergleicht man die letzte, vor dem Kriege erschienene „Geschichte der französischen Literatur" von Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld mit der von Klemperer 13 Jahre später herausgegebenen, so ergibt sich die grundsätzliche Wandlung der Romanistik im letzten Jahrzehnt. Das ältere Werk, das keineswegs vor der Gegenwart Halt machte — Bergson, sogar Jules Romains wurden schon erwähnt —, trägt ausgesprochen lexikalen Charakter mit kulturgeschichtlichem Illustrationsmaterial, reiht die Entwicklung in streng historischer Folge sowie Namen, Daten und Werke mit schmückenden Beiwörtern auf und ist infolgedessen ein unlesbares Buch. Victor Klemperer hat kein Nachschlagewerk geschaffen, weicht solcher Aufgabe sogar allzusehr aus. Es wäre wünschenswert, wenn er seinem letzten Band noch eine ausführliche Zeittafel und eine räsonnierende Bibliographie anfügen würde. Damit würde er Suchiers Handbuch gänzlich überrennen; denn im Textlichen steht es über dem älteren Buch schon so hoch, daß ein Vergleich kaum mehr möglich ist. Klemperer, der hervorragende Schüler Karl Voßlers, rollt die Literaturentwicklung nicht Jahr für Jahr trocken ab, sondern bietet eine Problemgeschichte, stellt die Literatur als Teiläußerung des französischen Geistes dar und beginnt daher auch das Buch über die Romantik tapfer und großzügig mit einem Umriß der mythischen Gestalt Napoleons, die über dem ganzen Zeitalter schwebt. Er betont des Kaisers staatlich gerichtetes Wesen, wertet ihn als Helden, als Förderer der Literatur und entfaltet schon im Eingangskapitel Perspektiven, die er den ganzen Band hindurch verfolgt. Der Unterschied zwischen deutscher und französischer Romantik wird klargelegt, die Führer der Romantik in Frankreich werden scharf herausgearbeitet. Die Einfühlungsmethode Klemperers ergänzt eine synthetische Gestaltungskunst. Dem zweiten Band ist ein Kapitel „Taine und Renan" als Ouvertüre vorangestellt, die den Positivismus einleitet. Unverständlich bleibt, wie Klemperer Renan eine „Rokokonatur" nennen kann — ein Attribut, das verwirrend wirkt, auch nicht überzeugend begründet ist. Feminismus und spielerische Heiterkeit sind doch nicht ohne weiteres mit „rokokohaft" gleich zu setzen; denn sonst wäre auch für Anatole France dieses Epitheton angebracht. Die Charakteristik von Flaubert, Anatole France und Zola ist meisterhaft, obwohl es erwünscht gewesen wäre, von Zolas Sprachform mehr zu hören, denn gerade sein Stil wird von der heutigen Jugend abgelehnt. Zola gegenüber erweist sich, wie unzulänglich auch die weitsichtigste Disposition ist. Den Dichter als reinen Positivisten hinzustellen, ist nicht denkbar. Klemperer spricht von romantischem Einschlag in ihm, bezeichnet ihn aber nicht entschieden genug als romantischen Positivisten oder vielleicht noch besser als positivistischen Romantiker. Ich vermisse in beiden Bänden gelegentliche Parallelen zur bildenden Kunst: Ingres, Delacroix als Schriftsteller, Proud'hon, Courbet als Ästhetiker hätten eingegliedert werden müssen. Mag man diese oder jene Schönheitsfehler bedauern, so beeinträchtigen sie das Werk in seinem Gesamtwert nicht. Nach Suchiers Literaturgeschichte, die schon lange als unzulänglich empfunden wurde, hat Klemperer in seiner „Geschichte der Französischen Literatur" nicht nur Mut für ein schwieriges Thema, nicht nur eine Fülle von Kenntnissen, nicht nur den Fleiß eines arbeitsamen Menschen bewiesen, sondern vor allem leidenschaftliche Erlebnisfähigkeit für die Materie, welterfahrene Überlegenheit des Geistes, festgefügte Selbstverständlichkeit im Wählen und Urteilen, Disziplin im Aufbau des Werkes, sinnliche Darstellungskunst. Die ersten beiden vorliegenden Bände seines Werks sind Ruhmesblätter der neueren deutschen Romanistik.

Berlin Otto Grautoff

Villiers de l'Isle-Adam, Auteur dramatique.

Von Rodolphe Palgen. Paris. Librairie Ancienne Honoré Champion. 93 S.

Der Literaturhistoriker Palgen untersucht in dieser meisterhaften kritischen Studie die dramatischen Werke: „Elen", „La Révolte", „L'Evasion" und „Axel" Villiers de l'Isle Adam's und kommt im Verlauf seiner ungewöhnlich scharfen Analysen zu vernichtenden Resultaten und zu einer erheblichen Entthronung dieses überschätzten Autors. Villiers, sagt Palgen, sei eine lyrisch-romantisch angetriebene Persönlichkeit gewesen, die sich aber mit allen Mitteln des Kampfes der Bühne zu bemächtigen suchte. Die Ergebnisse dieser dramatischen Versuche seien nicht erhebend. Villiers sei durchaus Epigone. Goethe, Wagner, Dickens, Chatterton, Victor Hugo, Dumas Fils seien die unmittelbaren Anreger und Befruchter seiner dramatischen Haltung, die eigentlich jeder dramatischen Wucht entbehre. Alle Abhängigkeiten Villiers werden von Palgen eingehend und gewissenhaft untersucht und nachgewiesen. „Im ganzen Werk Villiers gibt es nicht eine einzige wahre menschliche, lebendige Figur, nicht eine einzige psychologisch notwendige Handlung." Mit diesem Fundamentalsatz, den Palgen eingehend und scharf begründet, ist eigentlich das Zentralproblem Villiers deutlich umrissen. Es kann hier nicht auf die zahlreichen fesselnden Abschnitte dieser Studie im einzelnen eingegangen werden, die jedem Kenner Villiers dringlich empfohlen sei, es soll nur zusammenfassend gesagt werden, daß Rodolphe Palgen scheinbar ganze Arbeit geleistet hat und mit den Mitteln heutiger Erkenntnis, mit Blut und Vernunft, die Halbheit und dramatische Belanglosigkeit eines Autors aufzeigte, der gerade in Deutschland über Gebühr geschätzt wird.

Berlin Fred A. Angermayer

Guy de Maupassant.

Studien zu seiner künstlerischen Persönlichkeit. Von Hermann Urtel. München 1926, Max Hueber. 294 S. M. 8,— (10,—).

Wir, die wir Maupassant in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts kennengelernt haben, in werdender oder sich vollendender Fin-de-siècle-Stimmung, empfinden in dem Porträt, das nun Urtel hier von ihm entwirft, manchen Zug als zu weich, zu einseitig-gefühlsschwer ausgelegt. Wir sahen Maupassant überreizter in seiner Sinnlichkeit — schon Flaubert hält ihm einmal brieflich vor, daß er den „Urogenitalien" denn doch gar zu viel Platz einräume — bitterer, brutaler, kränker: als Exponenten einer Zeit, die

Digitized by Google

sich mit zersetzender Wirkung entladen hat. Solche Abschätzungen aus kulturellem Zusammenhange treten in diesem neuen Buch zurück; es will nur den Menschen und in erster Linie sein Künstlertum darstellen. Das tut es, mit feinstem Einfühlen und guter Methode, vereinigt somit zwei Vorzüge, die selten zusammenkommen. Es liest sich mit Genuß und bleibt in seiner gediegenen Art und guten festen Sprachgebung ein Wertvoll-Zugebrachtes, das man sicherlich auch späterhin wieder gern zur Hand nehmen wird.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Nachricht von meinem Leben. Von Ludwig Holberg. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Verlagsanstalt. 365 S. Geb. M. 8,50.

Ein früher Essay von Georg Brandes, der dem Neudruck von Holbergs Lebensbericht vorangestellt ist, dient der Veranschaulichung, daß dieser Dichter nicht bloß der „nordische Molière" gewesen ist, als der er durch die Geschichten der Weltliteratur weiternotiert wird, sondern daß sein dramatisches Werk wie seine Publizistik recht eigentlich erst die dänische Nation als geistig-literarische Einheit zu gestalten begann. Ich glaube, indem Brandes eine so hohe Ebene für die allgemeine Wertung von Holbergs geschichtlichem Verdienst nimmt, leitet ihn das Gefühl einer Wesensverwandtschaft: Holbergs pädagogisch getönte und wissensstolze Prosaschriftstellerei steht am Beginn des enzyklopädischen Rationalismus, dessen Nachfahr und Spätblüte Brandes selber ist. Holbergs Lebensgeschichte bringt uns näher an eine Zeitatmosphäre als an ein Menschenschicksal heran, so stark sie auch nun mit Persönlichem durchsetzt ist; diese Dinge sind nun doch in zweihundert Jahren recht blaß geworden. Aber wir nehmen mit die Anekdoten des Literaten, der, ein europäischer Globetrotter, immer wieder auf dem Kontinent herumschweift, mit gelehrten Zielen, mit dem Ertrag von Menschen- und Völkerkenntnis. Und hier eigentlich am lehrreichsten die Exkurse und Diskurse über den Streit der Konfessionen. Holberg gibt einen Versuch, die europäischen Völker, die er kennen gelernt, knapp mit These und Antithese zu charakterisieren; das ist gewiß der munterste Teil des Werks, weil hier die Anmut und die Leichtigkeit seines Geistes, von Pedanterien befreit, spielen kann. Freilich, manches ist denn doch seltsam genug: nicht daß er Milton und Pope dem Homer gleichgestellt — das lag wohl in der Zeit und Holberg sagt ehrlich, daß er die traditionelle Wertschätzung des griechischen Dichters nicht teile — aber die Entdeckung muß überraschen, daß Holberg, der Dramatiker, den Engländern die Gabe zum Drama abstreitet, hundert Jahre nach Shakespeares Tod.

Berlin — Theodor Heuß

Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos. Von August Rüegg. Basel 1925. Helbing & Lichtenhahn. 230 S.

Anläßlich der Vierjahrhundertfeier der Geburt des großen portugiesischen Epikers, betrachtet der Verfasser an der Hand der „Lusiaden" Dichter und Volk, und beider Geschicke. Es ergibt sich da viel des Rühmenswerten, doch ist auch vieles zu beklagen. Und wie denn schließlich der Poet als Held und Krieger in Afrika ein Auge verlor, so auch Portugal in der Folge den Stern seines Glanzes. Vorher aber durchlebte es eine Heroenepoche, aus der Namen wie Bartholomäus Diaz, Vasco de Gama, Albuquerque, Cabral, Magalhães heute noch Weltklang haben. Camões selbst, in der Jugend Adept des Humanismus zu Coimbra, derweil noch die Laienwelt im vagen Dämmerzustand stumpf dahindöselte, der Lärm der Kreuzzüge und Abenteuerfahrten dazwischen ab und zu die Seelen aufpeitschte, Turniere und galante Taten Mannheit erhärteten und Neubegier stachelten, Camões lebte an der Scheide nicht nur zweier Welten, der christlichen und moslemischen, auch zweier Epochen: von Mittelalter und Neuzeit. Daher das Zwiespältige in seinem Werk, mittelalterliche Weltanschauung durchrankt von Blütengirlanden neuerweckter, antiker Kultur, wie sie die Renaissance hervorzauberte. Ein weites Gebiet zu Untersuchungen, Vergleichen, Erkundungen für einen wohlbeschlagenen Kommentator. Rüegg betrachtet das Epos zunächst als Selbsterlebnis, beleuchtet Camões' Patriotismus, seine Geschichtsauffassung sowie dichterische Selbstherrlichkeit. Erörtert anderseits die klassizistische Form des Nationalepos, erweist das Ausmaß antiker Vorbilder und eigener Inspiration, kennzeichnet die ausgeprägte Verschiedenheit zwischen dem Ruhmeskult der Portugiesen und dem Ehre-Fanatismus der Spanier, handelt endlich von der Religiosität der Renaissance, und speziell, wie sie den katholischen Dichter mit seiner heidnischen Götterwelt sich versöhnen ließ. Ein Buch, das einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des lusitanischen Schrifttums darstellt.

Wien — Martin Brussot

Die Höllenträume des Spaniers Quevedo. Frei verdeutscht von Heinz Klamroth. Freiburg i. B. 1925, E. Germer. 72 S.

Quevedo ist in Deutschland vornehmlich durch seinen Schelmenroman „Don Pablos" bekannt, der stellenweise an „Don Quijote" heranreicht. Weniger geläufig sind seine bitter-satirischen „Träume" (Sueños), wiewohl sie schon Moscherosch in „Gesichte des Philander von Sittewald" nachgeahmt hat. Jene Prosasatiren auf die liebe Mitwelt, die wirklich etwas dichterisch Visionäres haben, im übrigen oft ebenso vermessen wie drastisch sind, ließen schon seine Zeitgenossen aufhorchen. Welch Mut gehörte nicht im Spanien der Inquisition zu dem spitzen Ausspruch: „Willst du wissen, wie gering die Götter ein Königreich schätzen, brauchst du nur zu beachten, wem sie es geben." Allerdings war Quevedo schließlich auch langjährige Kerkerhaft nicht erspart geblieben. Viele, sehr viele unter diesen trefflich frischen, aphoristischen Wendungen könnten füglich erst gestern niedergeschrieben worden sein.

Wien — Martin Brussot

Escenas montañesas. Von José M. de Pereda. Berlin, W. J. Moerlins. 297 S.

El llanto irisado. Von R. Cansinos-Assens. Ebenda. 159 S.

Frases y dialogos de la vida diaria. Von Werner Beinhauer. Leipzig, O. R. Reisland. 60 S.

Einen Versuch, die spanische Literatur den Deutschen näher zu bringen, hat die Edición Moerlins in Berlin unternommen. Sie bietet, zu immerhin erträglichem Preise, in geschmackvoller Auswahl Werke schätzenswerter Autoren, die sonst in Deutschland durchaus nicht so einfach beschaffbar sind. Da ist zunächst José Maria de Pereda, der große Heimatsdichter Kantabriens. Ein packender Realist, herb

Digitized by Google

und ernst, volkstümliche Wendungen nicht scheuend, als Romanzier wie Erzähler gleich stark, obschon durchweg bodenständig in seiner Gebirgsprovinz, dem Schauplatz auch der im vorliegenden Bande gesammelten Erzählungen „Escenas montañesas". Pereda zählte jener Gruppe hervorragender Talente bei, als deren Letzte Galdós und Emilia Pardo Bazán dahingegangen sind. Ein Führer der Jungen dahingegen, ja der Jüngsten, der „Ultraisten", kommt mit Rafael Cansinos-Assens zu Worte, Verfasser des Skizzenbuchs „El llanto irisado". Kein schlagenderer Gegensatz als dieser Träumer, elegisch, betrachtsam, verinnerlicht; in Stil und Sprache gewählt. Ein vielseitig interessierter, außerordentlich schaffensfroher Schriftsteller, der in zwanzig Jahren an dreißig Werke hervorbrachte, und der anscheinend eine glanzvolle Zukunft vor sich hat.

Indessen, nicht in Lyrismen, wie Cansinos sie liebt (und die ja eigentlich bloß Sache der „Literatur" sind), liegt der wahre Geist einer Sprache; nein, in den Ausdrucksformen des Alltags. Solche aber vermitteln Beinhauers „Frases y dialogos" in trefflicher Weise. Wer nach der Umgangssprache Madrids begierig ist, greife zu diesem Bändchen, das in knappster Form sowohl den Geist der Sprache wie auch die Seele eines liebenswerten Volkes deutlich macht.

Wien — Martin Brussot

Verschiedenes

Die Stadt Wien. Von Günther Probszt. Historische Stadtbilder, Band 8. Mit zwei Karten, zwei Stadtplänen, einer Stadtansicht und zwei Grundrißzeichnungen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 187 S. Geb. M. 4,—.

Ein tüchtiges und gediegenes, auch als Nachschlagewerk zu benutzendes Buch. Es faßt die Fülle des Stoffs in knapper und übersichtlicher Weise zusammen, und so ist es für jeden unentbehrlich, der sich mit der Geschichte Wiens beschäftigt, und für jeden lehrreich, der bestrebt ist, von Straßenzügen und Stadtteilen, von Bauten und Gärten die innere Entwicklung Wiens abzulesen. Es gibt eine unermeßliche Literatur über die Stoffe und Probleme des Buchs, Lexika und Folianten von Lexikonformat, welche zum Beispiel die Entstehung der alten Straßen oder die Geschichte der alten Häuser darstellen. Guglias Führer durch Wien — eins der besten Geleit- und Deut-Bücher, die jemals über eine Stadt erschienen sind — ist vergriffen und bedürfte weitreichender Erneuerung; bis zu einem gewissen Grade wird er durch das Probsztsche Buch ersetzt: freilich findet man hier nicht die gleiche Fülle der Einzelheiten, aber man kann an der Hand dieses Buchs durch Wien wandern, wobei denn auch im Einzelnen von Kirchen, Palästen, Häusern die Rede ist. Dieser trefflichen Arbeit mangelt allerdings Intuition großen Stils, die nun dieses Werden in einem tieferen Sinne zu deuten wüßte, wie etwa Lichtwark in seinen Briefen an die Kommission der hamburgischen Kunsthalle dergleichen aufschließende Bemerkungen ausstreut oder Karl Scheffler in seinem Buch über Berlin die Notwendigkeit eben dieses „Stadtschicksals" aufzeigt. Dennoch ein höchst brauchbares, nützliches, liebevolles Buch. Wie unter den Städte- und den Dombaumeistern neben den schauenden Schöpfern leidenschaftlich liebende Konservatoren-Naturen wirken, so auch unter den Geschichtschreibern der Städte und der Städtebaukunst.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Engländer. Von Rudolf Kircher, London. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Societäts-Druckerei. 351 S.

Das Äußere dieses Buchs macht in seiner bunten Keckheit den Eindruck, als sei es gut genug zur Eisenbahnlektüre. Man blickt zum Fenster hinaus, wenn die Gegend anziehend ist, und man liest einige Seiten, wenn das mit dem Schnellzug durchraste Land eintönig erscheint und wenn man im Abteil keinen Weggenossen hat, mit dem eine Unterhaltung sich lohnt.

Ich leugne nicht, daß dieses Buch mit seinen kurzen Abschnitten sich auch für diesen Zweck eignet; aber es enthält zugleich über das England unserer Tage ganz ausgezeichnete, kluge, wohlabgewogene und zugleich voll schriftstellerischen Geschmacks hergerichtete Urteile; doch nicht in abstrakter Form.

England und englische Politik; englisches öffentliches Leben wird geschildert, indem Kircher die repräsentativen Persönlichkeiten des vereinigten Königreichs vor uns aufmarschieren läßt und knapp in der Form, breit und sicher in der Pinselführung diese Männer — von den Frauen nur einige Wenige — vor uns hinstellt. Es gibt dicke, und gelehrte und sehr gute und sehr schlechte Bücher über England; aber ich kenne kein Buch neuerer Zeit in deutscher Sprache, das in so sachlicher und doch anmutiger Form einen so tiefen Einblick in das Wesen Englands gewährte, wie das von Kircher, der eine kleinere Anzahl hervorragender Menschen des vereinigten Königreichs hinstellt und damit zugleich ein Bild von der Stärke und Größe des Empire gibt.

Fast dreißig solcher Porträts enthält das Buch; daß jede dieser Zeichnungen von absoluter Porträtähnlichkeit sei und dem Urteil aller jener entspreche, die auch mit englischer Politik und mit englischem öffentlichen Leben sich beschäftigt haben, ist natürlich ausgeschlossen. Diese feinste der schriftstellerischen Künste, das Porträtieren, wäre nicht eine der schwersten der Künste, wenn nicht der individuellen Auffassung ein sehr weiter Spielraum gewährt wäre. Nicht auf die uneingeschränkte Zustimmung kommt es an, sondern darauf, daß ein leibhaftiger Mensch einer bestimmten Zeit vor uns entsteht, vielleicht nicht gerade Herr David Lloyd George oder Edward Grey, aber doch eine Persönlichkeit, die so etwas wie ein Zwillingsbruder oder vielleicht ein geistiger Milchbruder von jenen ist.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Reihe dieser biographischen Skizzen durchzugehen, um sie auf ihre Zuverlässigkeit und Ähnlichkeit zu prüfen. Diese unergiebige, schulmeisterliche Aufgabe ist abzulehnen; genug, daß jemand, dem englisches Wesen nicht unbekannt ist, echt englische Geistesverfassung unserer Tage in diesen Gestalten wiederzuerkennen glaubt. Sicheres Selbstgefühl ohne protzenhafte Überhebung; jene optimistische Selbstzuversicht, die den halben Erfolg bedeutet, und die in den schwierigsten Lagen ohne zu verzweifeln, die Kräfte bis zum äußersten zusammennimmt, und so doch noch zum Ziele gelangt; oft, sehr oft.

Wir Deutsche und andererseits die Engländer haben entsprechend unseren Bedürfnissen in Staat und Gesellschaft zwei verschiedene Typen von Menschen hochzuzüchten versucht, die der Nation bisher ganz wesentlich den entscheidenden Charakter aufgedrückt haben; wir Deutsche der Kaiserzeit den Offizier, der, ganz gleichgültig, ob er aus dem Kadettenkorps hervorgegangen war, ob nicht, doch sich nach den Idealen des Kadettenkorps zu modeln hatte; und der Engländer, das Produkt der großen Colleges

Digitized by Google

von Cambridge und Oxford und der anderen Institute, aus denen der englische Staatsmann, der englische Parlamentarier hohen Ranges hervorgegangen ist, wie auch die Sportsleute und Soldaten von großem, persönlichem Mut.

Eton hat sich Lichterfelde im letzten Krieg überlegen gezeigt, wie wohl nur die blinde Parteileidenschaft behaupten kann, daß das deutsche System völlig versagt habe.

Auch das Ideal von Potsdam-Lichterfelde hat ausgezeichnetes geleistet; unser Widerstand war glorreich gegen eine Welt von Feinden; aber das englische College war der modernen Zeit doch angepaßter, und so hat sich dieser Typus in einem blutigen, furchtbaren Match als überlegen erwiesen; überlegen diplomatisch und damit schließlich auch militärisch.

Heute ist bei uns Lichterfelde überwunden und dem College-Mann in England tritt der Emporkömmling aus tieferen Schichten zur Seite mit seinen Fähigkeiten, wie bei uns der Mann von der Straße, der kein Reserveleutnant ist, der kein Gymnasium und keine Universität besuchte, und der plötzlich als Oberpräsident und als Minister und als Reichspräsident seinen Mann steht; nicht nur schlecht und recht; unter Umständen auch ausgezeichnet.

Die Grenzverschiebungen nach dem großen Kriege sind nicht das Allerwichtigste. Das Wichtigste sind die politischen Verschiebungen, die der Krieg angebahnt hat, und wie sie in England sich auswirken, wie die Menschen der Vergangenheit in England sich modelten oder nicht modelten, welche neuen Individualitäten auf die Oberfläche kommen, das zeigt Kircher klug und höchst anregend.

Berlin Paul Nathan

Wolkenkratzer. Von Hans Christoph Kaergel. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 182 S.

Kaergels Buch ist Dichtung, und zwar tiefempfundene Dichtung. Obwohl episch dem Inhalt nach, hat sie einen starken lyrischen Unterton. Der Dichter läßt selten oder nie sein Auge oder sein Ohr oder seinen Verstand reden, er gibt nur seiner Seele, seinem Empfinden Worte. Aber diese Seele wurzelt zäh und fest im deutschen Heimatboden, und sein Empfinden ist Heimweh. Wie eine solche Seele die Fremde empfindet, kann man sich leicht vorstellen, und nun gar eine Fremde wie Amerika. Kein Wunder, da draußen hört sie nur „Brüllen" und „Donnern", die heimatliche Stille und Ruhe fehlt. Kein Wunder auch, das unhimmlische Treiben des Polypen Neuyork erschüttert unseren tiefreligiösen Dichter stark; er „schämt sich". Ja, er schämt sich viel und oft in seinem Buch, weil er den Gegensatz zwischen seinem auf biblischer Grundlage erbauten Weltbild und der Wirklichkeit allzu mitleidsvoll empfindet. Amerika als Stoff in der formenden Hand eines Dichters, das läßt schon Subjektives an sich als Ergebnis erwarten. Aber Amerikadichtung aus christlich-religiösen Seelenschwingungen geboren, das erfordert höchste, subjektivste Einstellung. Darum kann man auch mit dem Dichter nicht rechten um sein Urteil. Er hat ein Recht zu seiner Auffassung. Nur lese niemand Kaergels Buch anders als die Darbietung eines heimwehkranken Dichterherzens. Ich habe Amerika von seinem Gesichtspunkt aus beim Lesen aufs neue erlebt und kann ihn verstehen. Aber das eine ist klar, dem Unkundigen macht sein Buch das große Fragezeichen „Amerika" nicht verständlicher. Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen. Nur eine Auffassung sei berührt, die er bei aller Eigenheit des Urteils mit anderen Amerikafahrern teilt, nämlich das Mitleid mit den sogenannten Deutschamerikanern. Warum dieser Ton, so oft man auf uns zu sprechen kommt? Glaubt man denn wirklich, das ganze Deutschtum Amerikas bestehe aus Einwandererschicksalen, wie sie Kaergel in einem besonderen Kapitel schildert? Oder ist es ein Anflug von herzlichem Bedauern, daß wir in so grotesken, verzerrten Lebensformen fertig werden müßten? Erstens gehören Tausende durchaus nicht in jene Schicksalslisten, oder aber sie haben sich dank ihrer ererbten Tatkraft und ihrem unverdorbenen Lebenstrieb selbst daraus gestrichen. Sodann sind wir uns stolz bewußt, daß wir mit unseren Arbeiten dieser neuen Welt ihr Gepräge geben helfen, wenn das auch nicht immer anerkannt oder auch oft direkt geleugnet wird. Es muß daher doch auch recht viele deutsche Züge am amerikanischen Leben zu entdecken geben, wenn man sich die Mühe geben wollte, genauer hinzusehen. Oder sollte Deutschland wirklich immer genau alle Entarteten nach Amerika abgeschoben haben? Es hat auch schon vor dem Kriege leider oft Zeiten gegeben, da wir draußen mit unserem Stammland recht herzliches und aufrichtiges Mitleid empfunden haben, und die Ereignisse haben uns leider darin recht gegeben. Schließlich aber erscheinen uns unsere Daseinsformen auch nicht so grotesk und verzerrt, zum mindesten nicht so unerträglich; es kommt dabei doch vielfach darauf an, woher man den Maßstab nimmt, mit dem man die Dinge mißt.

Neuyork A. Busse

Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer. Von Georg Friederici. Erster Band. Stuttgart-Gotha 1925, F. A. Perthes A.-G. M. 12,–

Friedericis außerordentlich weitausholende und dabei doch in die kleinsten Tatsachen und Verhältnisse hineinleuchtende Arbeit ist ein Teil von Hermann Onckens Staatengeschichte. Wir haben es hier nicht mit einem geschichtlichen Werk im engeren Sinne zu tun, das Ereignisse und Vorgänge in ihrer Zeitfolge aufzählt und aneinanderreiht. Gemäß seinem Titel bietet der Verfasser vielmehr eine Wertung, und zwar eine in jedem Fall sehr wohl erwogene Wertung der Zustände und geschichtlichen Tatsachen, die im engeren wie im weiteren Sinne zur Entdeckung und Eroberung Amerikas beigetragen haben. Auf den ersten Blick merkt man, daß er dabei nach den vom heutigen Standpunkt der Forschung bedingten Gesichtspunkten zu Werke geht. Ein Beispiel mag das erhärten. Bei der Beurteilung der Eingeborenen stellt er folgenden Grundsatz auf: Nach modernen Anschauungen und Kenntnissen sind die Menschen, die Betrachtungsweise, die Einrichtungen des Zeitalters der Entdeckungen nicht zu beurteilen, sondern nach den Anschauungen ihrer eigenen Zeit. Er warnt dann aber davor, den Abstand zwischen dem Damals und Heut, wie das leider zu häufig geschieht, zu weit zu fassen, womit dann dem ersteren doch nicht Gerechtigkeit widerfährt. Welcher Art Urteile man auf solcher allein richtigen und gesunden Grundlage erwarten kann und wirklich erhält, ist kaum nötig näher zu erörtern. Besonders nicht, wenn man als Leser von Anfang an unter den Eindruck gestellt wird, daß der Verfasser für seine Urteilsfällung ein umfangreiches Quellenmaterial gesammelt hat. Ob es absolut lückenlos ist, wird nur der genaue Kenner dieses Geschichtsgebietes feststellen können, wie es ebenso nur einem solchen vorbehalten bleiben kann, Friedericis Angaben im einzelnen nachzuprüfen.

Inhaltlich zerfällt der vorliegende Band in drei Hauptabschnitte. Im ersten Teil werden von naturkundlichen,

Digitized by Google

klimatischen und geographischen Gesichtspunkten aus die „Kolonisationsschauplätze" behandelt. Der zweite geht unter dem Titel „Die Eingeborenen" auf Wesen, Leben und Entwicklung der Indianer ein. Der dritte Teil, „Die Spanier" benannt, berichtet zunächst über die Motive und Veranlassungen, die zur „Entdeckung und Entschleierung der Küsten Amerikas durch die Spanier" führten, und bewertet in einem zweiten Kapitel den „Charakter der Eroberung und Durchdringung Amerikas durch dieselben".
Es steht zu hoffen, daß Friederici dem ersten Band bald weitere Teile folgen lassen wird. Durch sein Werk wird die Amerikaforschung entschieden von deutscher Seite aus um ein Bedeutendes bereichert werden.

Neuyork — A. Busse

Großstadt und Menschentum. Von Hermann Platz. München 1924, Kösel & Pustet. 276 S.

Diese Betrachtungen über „geistige Wandlungen auf großstädtischem Kulturboden" bringen den Verfasser zur Erkenntnis des Tragischen unserer Tage, das in dem „Mißverhältnis zwischen kulturellen Großtaten und seelischer Verarmung" liegt. In der (ergänzungsbedürftigen) Untersuchung „Großstadt als Heimat" wird dieses vielseitige Problem von statistischen, ästhetischen und vor allem ethischen Blickpunkten aus beleuchtet. Hieran schließt sich eine tiefschürfende Abhandlung über „das Unerkennbare" Spencers als Grenzbegriff des aus latenter Religiosität gewachsenen großstädtischen Positivismus. Seine Fortwirkung bis in die Gegenwart wird argumentiert durch die immer wieder auftauchende Spencersche Idee im Werk der geistigen Familie Taines, besonders bei Ribot und Bourget. Es wäre übrigens ungemein anregend und lohnend, diesem Problem auch im deutschen Geistesleben einmal nachzuspüren, denn auch hier lebt Spencers Idee weiter und formte Persönlichkeiten, denen, mit Nietzsche, „die Welt noch einmal unendlich geworden". Über Lagarde und Franz Marc, die beide „das Unwirkliche und Ersatzmäßige" der Großstadt empfanden, geht eine Linie zu zwei markanten Führern, die sich beide in die industrialistische Großstadtbewegung hineinstellten im Glauben an deren Zukunft: Fr. Naumann und C. Sonnenschein. Naumanns Anschauungen werden „aus einer grundsätzlich psychozentrisch orientierten Kulturauffassung" betrachtet, und Sonnenschein als der erste großzügige Organisator des erwachenden Studententums gezeichnet, der als einer der Frühesten erkannte, daß sich die sozialen Fragen aus individuellen zusammensetzen, und der in diesem Sinne noch heute arbeitet trotz mancher theoriebefangenen oder erfahrungsarmen Nörgler, die nicht zum Wesentlichen vorzudringen vermögen. Weiter erörtert Platz „die Suche nach dem deutschen Formgesetz" und glaubt, daß diese schwierige Frage allein durch „religiöse Entscheidung für das Ganze der Wirklichkeit" der Klärung näher geführt, wohl aber kaum je ganz gelöst werden könne. In den drei letzten Aufsätzen will der Verfasser zeigen, wie die auch in der Großstadtwelt bedeutsamen positiven Zeitelemente „im Sinne einer organischen Persönlichkeits- und Gemeinschaftsbildung gesichert werden können".
Aus religiöser Kraft und geistiger Tiefe hebt Hermann Platz das Wichtigste des umfangreichen Problemkreises in zeitgemäßer Form. Entscheidend ist, daß seine Erkenntnisse nicht aus papierener Buchweisheit oder dürren Statistiken stammen, noch in einseitig objektiver oder gar subjektiver Sphäre bleiben, sondern aus ureigener Anschauung und weitliniger Übersicht des Stoffes strömen, die so den Nachspürenden erschüttern, wie alles aus äußerer und innerer Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit Geborene erschüttern muß. Platz sieht mit geschärftem Blick als Grundlage für eine ergebnisreiche Kulturarbeit die Mischung dogmatischer und soziologischer Probleme und erkennt im Zusammenwirken von Weltanschauung und Lebensführung das Grundproblem aller praktischen Kulturphilosophie.

Charlottenburg — Hans Sturm

Bluff. Kurze Geschichten. Von O. Henry. Autorisierte Übersetzung von Paul Baudisch. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 262 S.

Mit Freuden gab ich der Übersetzung von Al. Jennings' Buch „Through the Shadows with O. Henry" (verdeutscht von Toni Harten-Hoencke als „Räuber und Poet" bei Dieck & Co. in Stuttgart 1925 erschienen) meine kurze Einleitung, weil ich mir für deutsche Leser keine bessere und willkommenere Einführung in O. Henrys Menschentum und Dichterwerk denken konnte. Ich bin davon überzeugt, daß O. Henry ein ernstes deutsches Interesse verdient, und mit ihm die amerikanische „short story", was man vielleicht ganz gut mit „Kurzgeschichte" übersetzt; es ist ein literarisches Genre für sich und nicht eine bloße „kurze Geschichte". Aber O. Henry hat um des Mammons willen schrecklich viele solcher Geschichten geschrieben, wovon nur die guten ein Interesse für den deutschen Literaturfreund besitzen, während die andern nur ein wenig den Durchschnitt der — deutschen „Magazine" übertreffen.
Die Sammlung, die jetzt unter „Bluff" deutsch erscheint, enthält nur ein bis zwei solcher guten O. Henry-Geschichten, weshalb man die Wahl dieses Übersetzungsbandes leider nicht glücklich nennen kann. Der Band ist im ganzen eher geeignet, anspruchsvolle Deutsche von O. Henry als von einem amerikanischen Bluff fortzustoßen, anstatt zu einem Verständnis seiner Eigenart und Bedeutung zu führen. Außerdem ist auch die Verdeutschung recht mangelhaft. Weil die englische Sprache noch dazu mit dem amerikanischen Einschlag nicht lebendig beherrscht ist, hat die deutsche Übersetzung nicht nur zahlreiche Übersetzungsfehler, sondern auch keinen literarischen Charakter.

Berlin — Friedrich Schönemann

Nachrichten

Todesnachrichten. Ernst Samter ist nach einer Meldung aus dem August im Alter von 58 Jahren als Studienrat am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin nach kurzem Leiden gestorben. Er hat sich als Forscher der vergleichenden Religionswissenschaft hervorgetan und im Jahre 1913 an der Gründung der „Religionswissenschaftlichen Vereinigung" mitgewirkt. Unter seinen Schriften sind die „Familienfeste der Griechen und Römer", „Geburt, Hochzeit und Tod",

Digitized by Google

„Die Religion der Griechen" hervorzuheben; dem Schulunterricht war sein Buch „Kulturunterricht" gewidmet.

Hugo Stobitzer, der während des Krieges längere Zeit Schriftleiter beim „Ulmer Tagblatt" gewesen ist, ist in Sonthofen im Allgäu im 53. Lebensjahr verschieden.

Paul Wriede, Mitbegründer der Vereinigung „Quickborn" und lange Jahre hindurch verantwortlicher Schriftleiter der „Mitteilungen aus dem Quickborn", ist am 2. August in Hamburg im Alter von 56 Jahren gestorben. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Plattdütsch Land und Waterkant", „Plattdeutscher Volkshumor", „Hamburger Straßenspiele und Lieder".

Jan Kasprowicz ist am 2. August, sechsundsechzigjährig, in Poronin bei Zakopane gestorben. In früher deutschem Gebiet, in Szymbork, Kreis Hohensalza als Sohn bäuerlicher Eltern geboren, besuchte er deutsche Schulen und eignete sich an den Universitäten Leipzig und Breslau gründliche Bildung sowie auch umfassende Sprachkenntnisse an. Von Deutschland kam er nach Lemberg, wo er eine Zeitlang als Journalist tätig war und hierauf an der dortigen Universität als Professor für vergleichende Literaturgeschichte wirkte. Seinem tiefsten Wesen nach Lyriker, war er der Erste in Polen, der die lyrische Dichtkunst auf eine Höhe erhob, wie sie bis dahin unbekannt war. Tiefe Menschheits- und Seelenprobleme sind Gegenstand seiner Dichtung. Seine künstlerische Gesamtleistung ist glühendes Bekenntnis, eruptiver Ausdruck heißesten Erlebens. Von seinen Werken seien besonders erwähnt: „Christus", „Dies irae", „Die Liebe", „Das Buch der Armen", „Von dem heidischen Pferd und dem baufälligen Haus". Er hat auch die polnische Literatur um eine große Reihe meisterhafter Übersetzungen aus fast allen europäischen Kultursprachen bereichert. Mit Kasprowicz ist der größte polnische Dichter der Gegenwart zu Grabe gestiegen. (Vgl. L. E. XXIV, 1040). (H. St.)

Akim Lwowitsch Wolynskij (geb. 1863 in Wolhynien, sein eigentlicher Name war Flexer) verschied am 6. Juli in Leningrad, und mit ihm verschwindet aus dem russischen Schrifttum eine eigenartige Kämpfergestalt, deren endgültige Wertung noch bevorsteht. Er begann seine Schriftstellerlaufbahn mit Arbeiten über Kant und Spinoza, ging aber bald zur Literaturgeschichte über und unternahm in einer Reihe glänzend geschriebener, oft pamphletistisch zugespitzter Aufsätze — veröffentlicht in der Monatsschrift „Ssewjernyj Wjestnik", deren Herausgeber er später wurde — eine Revision der Grundlagen der russischen Literaturkritik und des Schaffens ihrer Hauptleiter: Bjelinskij, Dobroljuboff, Pissareff, Tschernyschewskij u. a. Der 1896 erschienene Band „Russische Kritiker" erweckte einen Sturm der Entrüstung im liberalen und sozial gestimmten russischen Schriftstellerlager, dessen bête noire Wolynskij wurde. Zum Bleibenden in den Schriften Wolynskijs gehören seine beiden Dostojewskij-Bücher „Das Reich der Karamasoffs" (1901) und „Das Buch des großen Zorns" (1904), deren voller Wert erst später zutage trat, sowie seine Ljesskoff-Studien, die zuerst auf die Bedeutung dieses lange verkannten Talents hinwiesen. — Abseits von diesen Werken steht die große Monographie Leonardo da Vincis (1900), die ihm die Ehrenbürgerschaft der Stadt Mailand einbrachte, sowie eine ebenfalls umfassende, unveröffentlicht gebliebene Rembrandt-Monographie, deren Druck, wie verlautet, jetzt seitens der Sowjetregierung in Angriff genommen wird. Außerdem schrieb er viel, besonders in seinen letzten Lebensjahren, über Tanzkunst, speziell über das klassische moderne Ballett, als dessen vorzüglicher Kenner er galt. (P. E.)

Luigi Chiurazzi ist unlängst im Alter von 96 Jahren in Neapel, das er zeit seines Lebens nie verlassen hatte, gestorben. Als Neunzehnjähriger hatte er ein Buch „Barbanera" mit Volkssprüchen, Wetterprophezeiungen, Glossen über Dramen und Volksstücke veröffentlicht, dem er dann viele gleichnamige Büchlein folgen ließ.

Victor Taunay ist nach einer Meldung vom 24. August im Alter von 74 Jahren in Paris gestorben. Er hatte sich als Mitarbeiter der konservativen Presse hervorgetan, dabei aber auch energisch für den Wiederaufbau des Weltverbandes der Presse gearbeitet.

Jeanne Brémontier, Mitarbeiterin der „Fronde" und weithin bekannt als glänzende Berichterstatterin der pariser Tagespresse, ist am 22. August als Witwe des Bankiers Zadoc beerdigt worden.

* * *

Die philosophische Fakultät der Berliner Universität wiederholt ihre Preisaufgabe: „Die Geschichte des Wortes ‚deutsch' vom Ausgang des Mittelalters bis zur Julirevolution." Doch wird jetzt anheimgegeben, diese Untersuchung auf ein einzelnes Jahrhundert zu beschränken.

Der Gemeinderat der Stadt Bern erläßt ein Preisausschreiben für das beste Drama, bei dem die Verfasser freilich das schweizer Bürgerrecht besitzen müssen, unter Aussetzung eines Preises von 3000 Franken.

Die First-National-Filmkompagnie setzt einen Preis von 1000 Dollar für den besten Roman von nicht mehr als 100 000 Worten aus. Der Wettbewerb steht allen Schriftstellern der Welt offen. Manuskripte in englischer Sprache sind bis 28. Februar 1927 einzureichen.

Die Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen, hat in ihrer Sitzung am 30. Juli 1926 zu korrespondierenden Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse die Professoren Aby-Hamburg, Heinrich v. Srbik-Wien, Ernst Mayer-Würzburg gewählt.

Der tschechoslowakische Unterrichtsminister überwies Hugo Salus anläßlich seines 60. Geburtstages eine Ehrengabe als Anerkennung für seine literarische Tätigkeit.

In Hamburg ist das Heine-Denkmal, eine Schöpfung Lederers, mit einer Ansprache von Alfred Kerr enthüllt worden.

Zur zehnten Wiederkehr des Todes von Lily und Otto Braun ist im Garten Berlin-Zehlendorf ein Denkmal — von Hugo Lederer in Form einer frühgriechischen Grabstele mit der dem Sohn entgegenschreitenden Mutter — enthüllt worden.

In München ist zu Ehren von Clara Viebig eine im 25. Bezirk gelegene Straße benannt worden.

Aus Shaws Dankschreiben an den deutschen Botschafter sind die Worte festzuhalten: „Deutschland danke ich meine Anerkennung in Europa als Denker und dramatischer Dichter. Wichtiger noch ist, daß Europa Deutschland den europäischen Sinn, der vorhanden ist, verdankt — die Bedeutung des Denkens und der dramatischen Dichtung und den Wert der ihnen gewidmeten Leben. Daher verleiht mir eine Anerkennung von seiten Deutschlands eine Auszeichnung, die keine andere Nation in der Welt mir geben kann."

Wilhelm Bithorn ist von der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg ehrenhalber die Würde und die Rechte eines Doktors der Theologie verliehen worden. Bithorns schriftstellerische Arbeiten, darunter sein neuestes

Digitized by Google

Werk „Einblicke und Ausblicke" sind im Verlag von Ernst Schnelle, Bad Pyrmont, Merseburg-Saale, erschienen.
Fred A. Angermayer weist im Anschluß an den Aufsatz von Werner Mahrholz über Estaunié (vgl. L. E. XXVIII, 643) darauf hin, daß er Estauniés Roman „L'Infirme aux mains de lumière" als Erster nach Deutschland gebracht und beim Verlag „Die Schmiede" plaziert habe. Er bekennt, stolz darauf zu sein, Estaunié richtig eingeschätzt zu haben, ehe er Mitglied der Akademie wurde.

* * *

Das Bibliographische Institut hat am 1. August sein hundertjähriges Bestehen feiern dürfen.
In Buenos Aires ist eine neue Faust-Übersetzung des bekannten argentinischen Schriftstellers Augusto Bunge erschienen. Bunge ist ein Enkel deutscher Großeltern, begeisterter Goethe-Kenner und hat in seiner Übersetzung ein Werk geschaffen, dem lebhafte Anerkennung zuteil geworden ist.
Eine Übersetzung von Wedekinds „Frühlings Erwachen" soll demnächst in chinesischer Sprache in Schanghai erscheinen. Übersetzer ist ein in München studierender Chinese.
Zwei Novellen von Arthur Schnitzler, „Leutnant Gustl" und „Traumnovelle" erscheinen in englischer Übersetzung in Neuyork.
Mitarbeiter des Tolstoj-Museums haben in einem Privatarchiv bisher unbekannte Briefe von Tolstoj aus den Jahren 1870 und 1880 gefunden, die an Tolstojs früheren Lehrer Alekjejeff und an den Verwalter seines Gutes Bibikoff gerichtet sind und für Tolstojs Biographie Bedeutung gewinnen.
Professor Rauscher, Leiter des städtischen Museums zu Weidhofen, entdeckte in einem alten Einband eine Handschrift von Hartmann von der Aues „Gregorius auf dem Stein". Die Handschrift scheint oberdeutscher Herkunft zu sein und enthält 240 Verse.
Die Arbeit am „Thesaurus linguae Latinae" ist wieder aufgenommen worden, da es gelungen ist, die finanziellen Schwierigkeiten, die das Werk ins Stocken geraten ließen, zu beheben.
Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" erläßt einen Aufruf, zu einem Raabe-Denkmal, das zum hundertsten Geburtstag des Dichters, 1931, enthüllt werden soll.
In Berlin ist eine Leibniz-Gesellschaft gegründet worden, die ein Leibniz-Archiv als internationale, nach Bedarf erscheinende Zeitschrift und eine Leibniz-Bibliothek im Verlag von Otto Reichl in Darmstadt plant. Leibniz-Archiv und -Bibliothek sollen auch Nichtmitgliedern für die Veröffentlichung geeigneter Arbeiten zur Verfügung stehen. Geschäftsstelle im Hause der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin NW 7, Unter den Linden 38.
Deutscher Eichendorff-Bund. Der neue Vorstand für das Hauptgeschäftsjahr 1926/27 setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Ehrenvorsitzender: Karl Freiherr v. Eichendorff, Altenbeuren bei Rosenheim; Schriftleitung: Universitätsprofessor Wilhelm Kosch, Graz, Waldhof an der Ries, Österreich; Geschäftsführer und Schatzmeister: Verlagsbuchhändler Lothar Schütte, Aichach bei Augsburg. Die illustrierte Monatsschrift für alle Zweige der Kultur „Der Wächter" wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt. Mitgliedsbeitrag M. 12,— jährlich oder M. 1,— monatlich zu Händen des Schatzmeisters.
Nach den Aufstellungen der offiziellen „Bücherkammer" in Moskau sind in Sowjetrußland im Jahre 1925 im ganzen 36 416 Bücher in zirka 242 Millionen Exemplaren erschienen, was im Vergleich zu 1924 einen Zuwachs von 60—70 Prozent der Bücherproduktion ausmacht. Hiervon fallen 45 Prozent auf Veröffentlichungen der Volkskommissariate und Regierungsämter, 15 Prozent auf den „Russischen Staatsverlag" und nur etwas mehr als 8 Prozent auf private Verleger. Dem Inhalt nach, fallen 45 Prozent der gesamten Bücherproduktion auf Sozialwissenschaften und nur zirka 11 Prozent auf schöne Literatur, wobei Übersetzungen aus fremden Sprachen überhaupt nur 5,5 Prozent sämtlicher Veröffentlichungen ausmachen. Bei den Übersetzungen handelt es sich meistens um Werke der schönen Literatur, und hier spielen gerade die privaten Verlage die Hauptrolle; über ein Viertel der Gesamtproduktion dieser letzteren fällt auf Übersetzungsliteratur. (P. E.)
Die polnische Regierung legt einen Gesetzentwurf vor, demzufolge vom Staat die Herausgabe aller freigewordenen Dichter mit einer Abgabe von 2 Prozent pro Auflage vom Brutto-Ladenpreis im voraus belegt werden soll. Es soll dadurch ein Fonds gebildet werden zur Unterstützung bedürftiger Schriftsteller und zur Herausgabe billiger Volksausgaben der Klassiker.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Paul Zsolnay Verlag, Wien

Die geistig-kulturellen Bestrebungen unseres Verlages sind bisher besonders durch die drei Namen: Heinrich Mann, Franz Werfel, John Galsworthy gekennzeichnet.
Von Mann wird im Frühjahr 1927 in der Reihe der Gesamtausgabe ein neuer moderner, unpolitischer Roman erscheinen. Von Werfel erscheint im Herbst die dramatische Legende „Paulus unter den Juden", der Mythos von der Geburt der Religion und zu Weihnachten eine größere Erzählung. Von Galsworthy veröffentlichen wir im September den „Weißen Affen", der, äußerlich die Forsyte-Saga fortsetzend, der erste Teil einer neuen Romantrilogie ist, welche die Auflockerung der englischen Gesellschaft nach dem Kriege schildert. Als zweiter Band erscheint im nächsten Jahre der Roman „The Silver Spoon".
In nächster Zeit werden wir einige Werke von H. G. Wells herausgeben; zunächst zu Weihnachten die „Kurze Weltgeschichte" in einer Dünndruckausgabe, der wir dann einen Roman folgen lassen werden.
Als nächsten Band unserer Briefsammlung, die literarische, nicht historische Absichten verfolgt, bringen wir eine Auswahl der Verdi-Briefe, eingeleitet von Franz Werfel.
Von jungen starken Talenten, für die unser Verlag sich einsetzt, möchten wir besonders Egmont Colerus, Walther Eidlitz, Paul Frischauer und Leonid Leonow erwähnen. Von ersterem ist kürzlich der Marco Polo-Roman „Zwei Welten", von Leonow, einem jungen Russen, der in seinem

Digitized by Google

Vaterland mit Begeisterung aufgenommen wurde, der großangelegte Roman der Sowjetzeit „Die Bauern von Wory", erschienen.
Von Carl Sternheim erscheint im September ein neues Lustspiel: „Die Schule von Uznach", das durch beißende Ironie zu Selbstbesinnung und wahrer Freiheit aufruft.
Mit diesen kurzen Angaben glauben wir die wichtigsten Linien unserer künftigen Verlagstätigkeit skizziert zu haben.

Verlag Julius Bard und Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G., Berlin

Der Verlag Julius Bard hat es in diesem Jahr leicht der so oft warm und herzlich ausgesprochenen Mahnung zu eingeschränkter Produktion zu folgen: er kann das Produzieren in der Hauptsache seiner Schwesterfirma, der Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G., überlassen und sich mit der Neuorganisation des Innenbetriebes begnügen, seine Museumspublikationen ergänzen, einige vergriffene und oft verlangte ältere Ausgaben neu drucken. Auch das bedeutet Aufwendungen und Arbeit genug — und man sieht also bei Bard nicht untätig aber neidlos zu, wie an den Nachbartischen der Frankfurter Verlags-Anstalt für den Herbst vorbereitet werden: eine große Publikation des marburger Archäologen Jacobsthal über Ornamente griechischer Vasen, ein neuer Jahrgang des Staedel-Jahrbuches und mancherlei anderes, vor allem ein stattliches Werk, das die Totenmasken berühmter Männer und Frauen vom 14. Jahrhundert bis zur jüngsten Zeit in schönen Reproduktionen der Originale (auf etwa 140 Tafeln) zeigen und dieses Thema zum ersten Male wissenschaftlich behandeln wird.

L. Staackmann, Leipzig

Anläßlich des bekannten großen Preisausschreibens der „Kölnischen Zeitung" im vorigen Jahr wurde ein Roman, „Der Weg nach Emmaus", mit dem zweiten Preis ausgezeichnet, damit also sein Verfasser, der Deutsch-Österreicher Robert Hohlbaum, von den maßgebenden Literarhistorikern und Dichtern, die in der Jury saßen, unter die allerersten zeitgenössischen Schriftsteller gereiht. Mit der fast wissenschaftlichen Korrektheit, der Gründlichkeit und der Liebe seiner historischen Studien und Einfühlung, dem stark entwickelten vaterländischen Empfinden und zugleich der Leidenschaftlichkeit dichterischen Fühlens und Gestaltens ist Robert Hohlbaum tatsächlich in besonderem Maße dazu berufen, vertiefend und befruchtend zu wirken. Was „Die deutsche Passion" als erster Band seiner großen, kulturhistorischen Romanschöpfung versprach, was der zweite, preisgekrönte Band „Der Weg nach Emmaus" erfüllte, wird nun durch den dritten Abschluß und Krönung erfahren. Wölbte sich über der „Deutschen Passion" der Gluthimmel der französischen Raubkriege, zeigte Hohlbaum hier, wie aus dem Zusammenbruch des Dreißigjährigen Krieges inmitten geistiger, wirtschaftlicher und politischer Nöte der Stern des deutschen Volkes emporstieg, so zieht im zweiten Band „Der Weg nach Emmaus" das buntbewegte Leben Deutschlands zu Beginn des 18. Jahrhunderts vorüber, bunt, wechselvoll, wirklich und wahr, das Leben jenes Deutschlands, das im Zeichen schroffster kultureller Gegensätze, staatlicher Zerrissenheit und sittlichen Verfalls stand. Der dritte Band „Die Pfingsten von Weimar" wird uns in die darauffolgende Zeit führen, auf Höhepunkte deutschen Kulturlebens, wird uns den Geist von Weimar zeigen und die Periode bis zur jüngsten Vergangenheit heraufsteigen lassen. Die geistig- und literarisch-interessierte Welt darf wohl auf diesen dritten und wichtigsten, den Abschlußband der Hohlbaumschen Romantriologie mit Recht gespannt sein.
Etwas später, aber noch rechtzeitig im Lauf des diesjährigen Herbstes wird der Abschlußband der großen Roman-Tetralogie von Emil Ertl, „Ein Volk an der Arbeit", der Roman „Im Haus zum Seidenbaum" erscheinen. Dieses Werk gleicht kompositorisch den vorhergehenden Zeit- und Kulturbildern. In vier Werken rollt in fest umrissenen Einzelschicksalen die natürliche Entwicklung sozialer, nationaler und wirtschaftlicher Kräfte ab. Handwerklich-patriarchalisches Einvernehmen zwischen Meister und Gesellen kennzeichnet den ersten Band, „Die Leute vom blauen Guckuckshaus". Hier wurzelt das Leben der Seidenweber noch ganz im Handwerklichen. Die Entstehung eines neuen Standes von Fabrikarbeitern durch das Emporkommen der Maschine und daraus erwachsende Interessengegensätze erfüllen den zweiten Band „Freiheit, die ich meine". Hier brodelt zum erstenmal der Kampf der Handarbeit mit der Maschine auf, wie es für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnend ist. In dem dritten Band „Auf der Wegwacht" schreitet das Erstarken der Fabrik vorwärts und äußert sich in einer Verlegung der Fabrikation aus der Großstadt auch in kleine und kleinste Provinzstädte. Der Zerfall der alten Monarchie und dadurch hervorgerufenes Streben der einzelnen Teile nach nationaler Autarkie, Anwachsen der sozialistischen Bewegung, die aus der National- zur Weltwirtschaft tendiert, kennzeichnen den vierten und Abschlußband „Im Haus zum Seidenbaum", wo der Prozeß der Vergesellschaftung kleiner und mittlerer Betriebe vor sich geht und der Übergang zur Groß- und Weltindustrie geschaffen wird.
In diesem Sinne der geistigen Vertiefung und der Abkehr vom Belanglosen und allem rein Sensationellen hat sich der Verlag auch entschlossen, vor wenigen Wochen ein Büchlein herauszubringen, das dem heute so modern gewordenen Denksport eine ernsthafte, literarische Note zu geben versucht und sich in dem Bestreben nach Wirklichkeit, Wert und Wahrheit bemüht, ihn gleichsam auf ein höheres, spekulatives, geistiges Niveau zu stellen. Fritz Müller-Partenkirchen ist es in dem außerordentlich anregsamen Geschichtenband „Warum?" gelungen, eine Reihe von fünfzig ernst-fröhlichen Fragegeschichten zu vereinigen, die sich sämtlich unter das Motiv „Warum" stellen, das gleichzeitig der Titel des Büchleins ist.
Wenn in dem „Warum"-Büchlein des bekannten Fritz Müller-Partenkirchen neben ernsten, nachdenklichen Lebensbetrachtungen der Humor oft schon recht keck durch die Seiten des unterhaltsamen Buches blitzt, so wird uns Max Dreyer, der deutsche Dichter der Ostseeküste, in aller Kürze ein Werk schenken, das von fröhlich-sprudelnder Lebenslaune und spielender Phantasie durchsonnt ist. Es soll den Titel „Das Riesenspielzeug" tragen, dessen sinnvolle Erklärung sich erst aus der Lektüre des Werkes ergibt.
In einer fröhlichen, prachtvoll erfundenen Handlung von der Liebesgeschichte eines echten wander- und gefühlsseligen Musikers mit der festeren, natürlichen Gefühlswelt eines richtigen, starken Seemannsmädchens erschließt sich aber auch Wertvolles, Bleibendes: Die herbe Romantik der deutschen Küste und ihre Menschen, die Schönheit des deutschen Waldes und Meeres.

Digitized by Google

H. Haessel, Verlag, Leipzig

Das 72jährige Verlagshaus H. Haessel in Leipzig hat nach den Kriegsjahren seine Aufgabe darin gesehen, auf den von seinem Gründer geschaffenen Grundlagen weiter zu bauen. Bereits seit dem Jahre 1848 ist das Haus Haessel durch die petersburger Akademieveröffentlichung „Sanskrit-Chrestomathie" von Böhtlingk mit dem Verlagsgebiete der Indologie verbunden. Dieses Standardwerk erschien 1848 im Kommissionsverlag von Leopold Voß, aus welchem Hause das Haesselsche Unternehmen sich entwickelte. Nach dem Tode Leopold v. Schroeders, der der führende Autor der indologischen Abteilung war, trat der leipziger Sanskritist Johannes Hertel als führender Autor in dieser Abteilung auf. Er ist der Herausgeber der Sammlung „Indische Erzähler" und der neue Forschungsergebnisse veröffentlichenden Sammlung „Indo-Iranische Quellen und Forschungen" sowie Mitarbeiter der von Hermann Weller herausgegebenen Sammlung „Indische Dichter" Dramen von Bhasa u. a.

Die Abteilung Dichtung steht seit dem Jahre 1870 unter dem Zeichen Conrad Ferdinand Meyers, dessen Gesamtwerk im Haesselhause vereinigt ist. Im Rahmen des neuen Aufbaues des Verlages wurden neben der ursprünglichen reinen Textausgabe im Oktavformat zwei neue Ausgaben geschaffen. Die Taschenausgabe ist infolge ihrer Teilung in 14 Einzelbände für den Schulgebrauch verwendbar. In dieser Ausgabe leitet jede Dichtung ein Fachgelehrter ein. Daneben steht als geschlossenes Gesamtwerk die Dünndruckausgabe in vier Bänden, welche die wertvolle monographische Einführung des züricher Universitätsprofessors Robert Faesi enthält. Eine gründliche Textrevision wurde bei allen neugedruckten Ausgaben durchgeführt von Privatdozent Herbert Cysarz, Professor Jonas Fränkel und Friedrich Michael.

Die seit den 90er Jahren im Verlage Haessel erschienenen Erzählungen von Ricarda Huch fanden in der Sammlung die „Haessel-Reihe" erneute preiswürdige, handliche, geschmackvolle Ausgabe, in der zierlichen Ungerfraktur gedruckt. Diese Sammlung bietet Meisternovellen von Jakob Boßhart, Robert Faesi, Will Vesper und fördert die Kunstform der Novelle durch Publikationen hervorragender Schöpfungen auch jüngerer Dichter (Curt Blaß, Fritz Rostosky, Rud. Schneider u. a.). Eine wesentliche Erweiterung fand die Verlagsabteilung dichterischer Werke durch die Übernahme des Gesamtwerks von Hermann Burte, Hans Brandenburg, Hans Franck, Rudolf Paulsen, Will Vesper. Sämtliche neuen Werke dieser Dichter erscheinen in einheitlicher Ausstattung, so daß deren Gesamtwerk in nicht allzu ferner Zeit in einheitlich geschlossenen Ausgaben im Haessel-Verlage vorliegen wird. Über Einzelheiten in dieser Angelegenheit wird an dieser Stelle später berichtet.

Philosophischer Dichtung widmet sich die Sammlung „Die Meduse". Neben zwei Werken von Rudolf Paulsen („Kosmische Fibel", „Christus und der Wanderer") brachte diese Reihe die in ihrer Bedeutung noch kaum erkannten Werke „Weltgesang" von Christoph Netzle und „Völkerdämmerung" von Emil Hügli.

Durch die Übernahme des Buchverlags der Firma Ed. Avenarius kamen literatur- und sprachwissenschaftliche Werke von Adolf Bartels, Karl Otto Erdmann, Oskar Walzel u. a. zu dem früheren Verlagskomplex hinzu und der Autorenkreis fand Erweiterung um die Mitarbeiterschaft von Herbert Cysarz, Walther Harich, Karl Nötzel und Philipp Witkop, dessen Hauptwerke im Verlage Haessel vereinigt sind. Das umfangreichste Unternehmen dieser literaturwissenschaftlichen Abteilung ist die unter Führung Philipp Witkops stehende Reihe der „Dichter-Monographien", die eine bewußte Pflege künstlerisch-wissenschaftlicher Auffassung und Darstellung erstreben. Die hervorragendsten Werke dieser „monumentalen" Reihe sind: „Die Romantik" von Ricarda Huch, „Jean Paul" von Walther Harich, „Dostojewski" von Karl Nötzel, „Strindberg" von Nils Erdmann, „Kleist" von Witkop und die erst kürzlich erschienene Monographie über „Richard Dehmel" von Julius Bab.

Alte Interessen für die Dichtung Skandinaviens (Selma Lagerlöf, Hedenstjerna) fanden eine neubelebte Fortführung in der von Prof. Heinrich Goebel herausgegebenen Sammlung „Nordische Bücher", die in bisher 16 Bänden mustergültige Übersetzungen von teils für Deutschland neu entdeckten, erstmals erschlossenen Werken von Peter Egge, Hans E. Kinck, Regine Normann, sowie anerkannte Hauptwerke von Lagerlöf, Strindberg, Topelius, Runeberg u. a. brachte.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1926/27 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

AACHEN (Technische Hochschule): Brüggemann, Deutsche Kultur und Literatur in der Zeit des Realismus (1850 bis 1900). Rick, Francis Thompson with an outlook on English lyrical Poetry. Scharff, Neue französische Literaturgeschichte. — BASEL: Zinkernagel, Goethe, Leben und Werke. Hölderlins Empedokles. Lessings Dramaturgie. Hübener, Übungen an amerikanischer Literatur. Tappolet, Molière, sa vie et ses œuvres. Anatole France. Walser, Rabelais und Montaigne. Leopardi, Carducci, Pascoli. — BERLIN: Herrmann, Geschichte der deutschen Dichtung im Zeitalter der Reformation. Der junge Goethe. Petersen, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters, II. Teil, von der Barockzeit bis zur Gegenwart. Roethe, Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur von der Blütezeit bis zum Humanismus. Kleist, Grillparzer, Hebbel, Wildenbruch. Brandl, Englische Literatur der Viktoria-Zeit. Byron. Dibelius, Shakespeare. Schönemann, Geschichte der nordamerikanischen Literatur bis 1800. Übungen über die englische und amerikanische short story. Einführung in die politische Literatur Nordamerikas. Olivier-Henrion, Kurze Wiederholung der französischen Literaturgeschichte. II. Teil. Wechßler, Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert. I. Hälfte. Übungen zur jüngsten französischen Literatur. Petrone, Italienische moderne Schriftsteller: Giovanni Papini. Fernández,

Digitized by Google

Spanische Literatur. I. da Providencia, Grundzüge und Haupttypen der portugiesischen Literatur. Gragger, Die Blütezeit der ungarischen Literatur. Marcus, Zur schwedischen Literatur. Übungen zur nordischen Literatur. Vasmer, Geschichte der altrussischen Literatur. 2. Teil: Moskauer Zeitalter. — BERN: Fränkel, Carl Spitteler. Gottfried Kellers Gedichte. v. Greyerz, Einführung in das Studium des schweizerischen Volkslieds. Mayne, Goethes Leben und Werke. Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Kolloquium über die Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. N. N. Englische literargeschichtliche Vorlesung. Kohler, Histoire de la tragédie, Corneille et ses contemporains. Lecture de textes dramatiques. de Reynold, Les petits poètes du XVIIIe siècle. Jaberg, Geschichte der italienischen Literatur: Petrarca und Boccaccio. — BONN: Enders, Geschichtlicher Roman und Novelle in Deutschland. Rheinische Dichtung der Gegenwart. Walzel, Goethe. Kolloquium über das 19. Jahrhundert. Hankamer, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Klopstock und seine Wirkung. Schirmer, Englische Literatur der Gegenwart (1890—1925). Gaufinez, Lecture commentée de drames d'Edmond Rostand. La littérature française dans la première moitié du XIXe siècle. Bertoldi, Giacomo Leopardi, der Dichter des Weltschmerzes. — DRESDEN (Sächsische Technische Hochschule): Engert, Die künstlerischen Grundrichtungen der deutschen Dichtung vom Rationalismus bis zum Expressionismus. Die Dramen Grillparzers. Janentzky, Kleist und Hebbel. Deutsche Mystik. Die Literatur der Aufklärung. Klemperer, Französische Literatur der Gegenwart. Die klassische Literatur der Spanier. — ERLANGEN: May, Deutsche Romantik. Brotanek, Das englische Drama. Shakespeares Othello. Edwards, English poetry from Blake to Keats. Pirson, Molière. — FRANKFURT a. M.: Naumann, Volkspoesie (Lied, Sage, Märchen). Pfeiffer-Belli, Die großen Regisseure des 19. Jahrhunderts. Schultz, Das deutsche Drama und Theater vom Ausgang des Mittelalters bis zum Naturalismus. Goethe in der Epoche seiner Reife. Heinrich Heine und Ludwig Börne. Lyrik des 19. und 20. Jahrhunderts. Barockdichtung. Sommerfeld, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Aufklärung (das 18. Jahrhundert). Keller, Fontane, Thomas Mann. Hebbel. Curtis, Shakespeare and his age. Friedwagner, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Hatzfeld, Die Entwicklung der französischen Prosa vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Vernay, Les grands courants littéraires dans la France d'aujourd'hui. Charles Baudelaire, Les Fleurs du mal. Petriconi, Das spanische Drama von Lope de Vega zur Gegenwart. Wilhelm, Chinesische Literaturgeschichte. — FREIBURG i. B.: Witkop, Das deutsche Drama im 19. Jahrhundert. Das deutsche Drama seit Gerhart Hauptmann. Die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts. Brie, Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria (zirka 1830—1900). Eckhardt, Erklärung von Shakespeares Hamlet. Heiß, Molière. Paufler, Paul Verlaine, sa vie, son œuvre. — GIESSEN: Collin, Der deutsche Roman im 19. und 20. Jahrhundert. Goethe und Schiller. Götze, Geschichte der deutschen Literatur vom Hochmittelalter bis zum Barock. Viëtor, Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Das deutsche Drama vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Probleme des Dramas. Die deutsche Novelle. Behrens, Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis zum Zeitalter der Renaissance. — GRAZ: Polheim, Herder und die Sturm- und Drangzeit. Romankritik. Eichler, Einführung in die viktorianische Literatur Englands. Leben und Werke Alfred Tennysons. — GREIFSWALD: Markwardt, Lessing. Merker, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Romantik. Lyrik des 19. Jahrhunderts. Golay, Auteurs français modernes. Lommatzsch, Romanische Novellistik. Nordlund, Proben aus der schwedischen Literatur 1800—1900 mit Interpretation. — HALLE-WITTENBERG: v. Galléra, Geschichte der deutschen Literatur: Sturm und Drang. Liepe, Deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. I. Das Zeitalter Gottscheds. Literaturwissenschaftliche Übungen zu Lessing. Schneider, Die deutsche Dichtung im Zeitalter der Romantik. II. Mc Clean, The eighteenth Century Novel. English Poetry of To-day. Ritter, Englische Literatur im Zeitalter Popes. Klinckieck, Wiederholung der französischen Literaturgeschichte (von 1650 ab). Lavoipière, Histoire de la littérature française: Le dix-septième siècle (I. De Malherbe à Boileau). Mulertt, Molières Leben und Werk. Lezius, Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte der neueren russischen Literatur. Kunowski, Überblick der polnischen Literatur. — HAMBURG: Berendsohn, Goethes dichterisches Schaffen. Borchling, Die neu-niederdeutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Meyer-Benfey, Über Kleists „Michael Kohlhaas". Über Grillparzers Dramen. Petsch, Das deutsche Drama im Zeitalter der Klassiker (Goethe, Schiller, Kleist). Probleme der deutschen Romantik. Über deutsche Erzählkunst. Rosenhagen, Das deutsche Drama im Mittelalter. Wolff, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Königin Elisabeth. Brulez, Über Marcel Proust. Meyer-Benfey, Romain Rolland. Urtel, Die französische Satire im 19. Jahrhundert. Zur französischen Renaissanceliteratur. Berendsohn, Ibsens dramatischer Stil (Rosmersholm). Selma Lagerlöf, Zachris Topelius. Skalberg, Jütland in der dänischen Dichtung. Dansk litteratur fra reformationstiden og til Holbergs død. Pino Saavedra, La lirica hispanoamericana moderna. Mendes dos Remedios de Souza Brandão, Über die realistische Literatur Portugals. Propper, D. S. Mereschkowskij als Künstler und Denker. Salomon, Epochen der neueren russischen Literaturgeschichte. v. Reybekiel, Die polnische Literatur der Nachkriegszeit. — HEIDELBERG: Boucke, Deutsche Literatur von 1830—1880. Gundelfinger, Die romantische Schule. v. Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Zur Geschichte des Romans und der Novelle. Gundelfinger, Shakespeare. Hoops, Das Zeitalter von Scott und Byron. N. N. English Literature in the last fifty Years. Olschki, Zur französischen und italienischen Literaturgeschichte. Die Frühzeit der italienischen Lyrik. Pellegrini, Über Carducci, Pascoli, d'Annunzio. Boucke, Die skandinavische Literatur von Holberg bis Strindberg. v. Bubnoff, Dostojewskij. — JENA: Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert. Michels, Deutsche Literaturgeschichte im 16. und 17. Jahrhundert. Flasdieck, Geschichte der englischen Dichtung im 18. Jahrhundert. Zur neueren Literaturgeschichte. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Teil I. Olivier, Über die französische Literaturgeschichte: Die wichtigsten Erscheinungen von den Ursprüngen bis zur Gegenwart. — KARLSRUHE i. B. (Technische Hochschule): Holl, Geschichte der deutschen Literatur I. (16. u. 17. Jahrhundert). Dichtung und Gegenwart. — KIEL: Mensing, Geschichte der niederdeutschen Literatur. Wolff, Schiller. Theodor Storm. Wildhagen, Englische Dichtung des 19. Jahrhunderts. Ebeling, Victor Hugos lyrische Gedichte. Gallay, Das moderne französische Theater. Marcel Proust. Skalberg, Dansk litteratur fra reformationstiden til Holberg. Peterson, Sveriges litteraturhistoria 1500—1900. Modärn svensk lyrik. Keller, Gogols Leben und Werk. — KÖLN: Bertram, Herder in seinem Jahrhundert. Deutsche Weltanschauungsdichtung seit dem Barock. Hebbels Sprache und Stil. v. der Leyen, Die deutsche Dichtung und die Weltliteratur. Wrede, Deutsche Dichtungen von Johannes Fischart bis Jeremias Gotthelf als Quellen deutscher Volkskunde. Rüschkamp-Whitehead, Modern English Writers. Schröer, Lord Byron. Kornblueh, History of American Literature. Le Bourgeois, Histoire de la littérature du

Digitized by Google

XIXe siècle. Perrot, Le mouvement littéraire contemporain. Stendhal. — KÖNIGSBERG i. Pr.: Jenisch, Hölderlin. Nadler, Deutsche Romantik. Graz, Ausgewählte Stücke aus Shakespeares Königsdramen. Spira, Ruskin und die Präraffaeliten. Pillet, Molière. Servais, Marcel Proust. v. Arseniew, Die religiösen und geistigen Strömungen der russischen Literatur der Neuzeit. Rost, Geschichte der russischen Literatur seit dem Ausgang der Romantik. Puschkin und Lermontoff als Epiker. Mickiewicz, Leben und Werke. — LEIPZIG: Jolles, Das Epos. Korff, Volkslied, Kirchenlied, Barock- und Rokokolyrik. Von Hebbel bis Nietzsche (Deutsche Dichtung im Zeitalter Bismarcks). Neumann, Einführung in das Studium der deutschen Literatur, Sprache und Sitte. Witkowski, Das deutsche Drama des 17. bis 19. Jahrhunderts. Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter Goethes und Schillers. Schücking, Shakespeare bis zum „Hamlet". Friedmann, Französische Literatur von 1900 bis zur Gegenwart. Wengler, Le roman romantique. Ekman, Die schwedische Literatur der 90er Jahre. Trautmann, Russisches Heldenlied und russische Märchen. Russische Bylinen. — MARBURG: Pongs, Die Dichtung der deutschen Klassik. Deutschbein, Haupttypus der englischen Literatur. Diffené, Prominent contemporary Novelists and Dramatists. Spitzer, Geschichte der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Vlamynck, La France depuis 1870. Über neuere französische Literaturgeschichte (Naturalismus). — MÜNCHEN: Borcherdt, Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Kutscher, Die deutsche Literatur des letzten Menschenalters. Strich, Geschichte der deutschen Epik im 19. Jahrhundert. Förster, Die englische Literatur im Zeitalter der Romantik. Simon, Französische Literatur im 18. Jahrhundert. Vincenti, Metastasio—Goldoni—Alfieri. Berneker, Zur russischen Literatur des 19. Jahrhunderts. — MÜNSTER i.W.: Schwering, Goethes „Faust". Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Keller, Geschichte der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Shakespeares Sonette. Decroos, La poésie lyrique française de 1800 à 1850. Wiese, Geschichte des französischen Dramas. Magon, Knut Hamsun. Taeschner, Persische Prosaiker. — ROSTOCK: Flemming, Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert. Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Golther, Goethes „Faust". Teuchert, John Brinckmanns „Vagel Grip". Imelmann, Mittelenglische Literatur. Spehr, Littérature française: le Théâtre en France. Zenker, Geschichte der neueren französischen Literatur I: Renaissance-Epoche im Zusammenhang mit der italienischen Literatur. Molières kleinere Lustspiele. Björkman, Litterära porträtt av nyare svenska och norska diktare. — STUTTGART (Technische Hochschule): Meyer, Gottfried Keller und C. F. Meyer. Die Hauptvertreter der deutschen Gegenwartsdichtung. Literargeschichtliche Übungen an modernen Dramen. Dierlamm, The romantic Age in english literature. Ott, Victor Hugo. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts (von Gottsched bis zum Sturm und Drang). Schneider, Deutsche Verskunst. Franz, Englische Literatur seit Robert Burns. Gauger, Das englische Theater des 19. Jahrhunderts. Haas, Molière. Rebensburg, Les relations littéraires entre la France et l'Allemagne au 19e siècle. — WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik (Drama). Übungen auf dem Gebiet der deutschen Lyrik. Castle, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Aufklärung 1700—1781. Cysarz, Romantik und Idealismus. Kindermann, Goethes Lyrik. Die Novelle des 19. Jahrhunderts. Thalmann, Einführung in die Aufgaben und Methoden der neueren Literaturgeschichte. Touaillon, Geschichte der deutschen Novelle (Von ihren Anfängen bis in die Gegenwart). Der Geschichtsroman der Aufklärung und seine Unterströmungen (Geister-, Ritter- u. Räuberroman). Wild, Der englische Roman seit 1870. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte. Küchler, Die Komödie der Italiener, Spanier, Franzosen von der Renaissance bis zur Gegenwart. — WÜRZBURG: Woerner, Geschichte der deutschen Romantik. Novalis, Hymnen an die Nacht und geistliche Lieder. Goethes Weltanschauung im „Faust". Klavehn, The Works of Oscar Wilde. Vernay, Les grands Courants littéraires dans la France d'aujourd'hui. — ZÜRICH: Ermatinger, Goethe. Deutung von Goethes „Faust". Dramatiker des 19. Jahrhunderts, Analyse von Dramen. Über die Literatur des Barockzeitalters. Faesi, Deutsche Literatur des Realismus. Religiöse, mystische, kosmische Dichtung der Gegenwart. Über deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Fehr, English Literature 1830—1880. I. Spoerri, La Littérature française au 18e siècle. Baudelaire, l'homme et l'œuvre. Zum Naturgefühl in der französischen Literatur. Wittmer, Victor Hugo avant 1850. — ZÜRICH (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Deutung von Goethes „Faust". Goethes Romane. Die großen Erzähler des 19. Jahrhunderts. Schaer, Neuere deutsche Lyrik. Lyrische Motive. Die Frauenlyrik der Gegenwart. Pfändler, Nineteenth Century novelists. Pizzo, G. d'Annunzio e G. Pascoli.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bernard, Anna. Tränende Herzen. Novellen. Habelschwerdt 1926 Frankes Buchhandlung. 85 S. Geb. M. 2,25.

Brandenburg, Hans. Traumroman. Leipzig 1926, H. Haessel. 76 S.

Eschelbach, Hans. Erlebtes und Erträumtes. Bonn 1926, Veritas-Verlag. 157 S.

Grazie, Marie Eugenie delle. Unsichtbare Straße. Roman. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 425 S. Geb. M. 6,40.

Grogger, Paula. Das Grimmingtor. Roman. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 569 S.

Reiser, Hans. Yatsuma. Eine Donquichotterie aus Schwabing. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 490 S.

Schäke, Gerhard. So ist das Leben. Kleine Prosastücke. Solln bei München, Die blaue Distel. 60 S. Geb. M. 1,50.

Spaeth, Maximilian. Fredegar und Fredegundis. Eine Legende. Erlangen 1926, Universitäts-Buchhandlung Max Mencke. 32 S. M. 1,—.

* * *

Springer, Norman. Der Feuerberg. Ein Abenteuer-Roman. Deutsch von Curt Thesing. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 326 S. M. 3,— (4,50).

Michaelis, Karin. Die kleine Lügnerin. [Gunhilds Mädchenjahre.] Roman. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 320 S.

Digitized by Google

Lewin, Samuel. Dämonen des Blutes. Eine Vision. Aus dem Jüdischen übertragen von Rubens Beatus. Berlin 1926, Der Syndikalist. 151 S. M. 1,50 (2,50).

Lyrisches und Episches

Promber, Otto. Lieder einer neuen Zeit. Dresden-Laubegart 1926, Ilse-Verlag. 150 S.

— Ranken ums Haus. Ein Versbuch. 149 S. (ebenda).

* * *

Volkslieder der Serben. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 126 S. Geb. M. 7,50.

Dramatisches

Muschg, Walter. Babylon. Ein Trauerspiel. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 99 S.

Schäke, Gerhard. Ich bin Gott. Solln bei München 1926, Die blaue Distel. 29 S. Geb. M. 1,50.

Literaturwissenschaftliches

Englisch, Paul. Geschichte der erotischen Literatur. Lief. II, III. Stuttgart 1926, Julius Püttmann. Je M. 2,90.

Hebel, Johann Peter. Gedichte. Geschichten. Briefe. Herausgegeben von Philipp Witkop. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 302 S. Geb. M. 5,—.

Hitschmann, Eduard. Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns. Wien 1926, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 35 S. M. 2.— (3,50).

Koischwitz, Otto. Die Revolution in der deutschen Literaturwissenschaft. Vortrag gehalten vor dem Verein deutscher Lehrer von Neuyork und Umgebung vom 6. März 1926. Berlin 1926, Emil Ebering. 30 S.

Laag, H. Die religiöse Entwicklung Ernst Moritz Arndts. Halle a. S. 1926, Buchhandlung des Waisenhauses. 144 S. M. 4,—.

Laserstein, Käte. Der Griseldisstoff in der Weltliteratur. Eine Untersuchung zur Stoff- und Stilgeschichte (Forschungen der neueren Literaturgeschichte LVIII). Weimar 1926, Alexander Duncker. 208 S. M. 8,—.

Mulertt, Werner. Azorin [José Martinez Ruiz]. Zur Kenntnis spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 231 S. M. 10,—.

Panizza. In Memoriam Oskar Panizza. München 1926, Horst Stobbe. 72 S. M. 4,80.

Rossi, Paul. Rudolf Greinz. Der Mann und das Werk. Leipzig 1926, L. Staackmann. 77 S. M. —,60.

Walzel, Oskar. Das Wortkunstwerk. Die Mittel seiner Erforschung. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 349 S. Geb. M. 14,—.

* * *

Kahle, Carl. Hermann Löns und die Frauen. Minden i. W. 1926, Wilh. Köhler. 116 S. Geb. M. 4,—.

Verschiedenes

Blüher, Hans. Traktat über die Heilkunde, insbesondere die Neurosenlehre. Jena 1926, Eugen Diederichs. 124 S. M. 4,50 (6,50).

Budjinski, Robert. Die Entdeckung Ostpreußens. Dresden 1926, Carl Reißner. 74 S. Geb. M. 4,—.

Das Bibliographische Institut. Festschrift zu seiner Jahrhundertfeier von Johannes Hohlfeld. Leipzig 1926, Bibliographisches Institut. 323 S.

Das Siegel. Ein Jahrbuch katholischen Lebens. II. Bd. 1926. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 116 S. M. 4,—.

Deutsche Volkheit. Bd. 17. Germanische Spruchweisheit. Übers. und ges. von Hans Naumann. 70 S. — Bd. 18. Die Kaiserchronik. Herausgegeben von Walter Bulst. 100 S. — Bd. 19. Kaiser Friedrich Barbarossa in der Geschichte. Den alten Quellen nacherzählt von Erna Barnick. 87 S. — Bd. 20. Alte deutsche Tierfabeln. Ausgewählt und übertragen von Wolfgang und Hildegard Stammler. 80 S. — Bd. 21/22. Deutsche Bauernweistümer. Ausgewählt und herausgegeben von Eberhard v. Künßberg. 166 S. — Bd. 23. Alte Heilkräuter. Herausgegeben von Heinrich Marzell. 78 S. — Bd. 24. Friedrich und seine Soldaten. Dargestellt von Alfred Weise. 79 S. — Bd. 25. Die hallischen Jahreslaufspiele. Aus altem Gute der Gegenwart hingestellt. Von Hans Hahne. Bd. I. 96 S. — Bd. 26. — do. — Bd. II. 95 S. — Bd. 27. Andreas Hofer oder der Bauernkrieg in Tirol. Alten und neuen Berichten nacherzählt von Will-Erich Peuckert. 88 S. — Bd. 28. Das Leben der heiligen Elisabeth. Nach den alten Quellen erzählt von Lulu von Strauß und Torney. 88 S. — Jena 1926, Eugen Diederichs. Geb. je M. 2,—.

Dilzer, Amélia. Elisabeth Löns. Ein Frauenschicksal. Minden i. W. 1926, Wilh. Köhler. 95 S. Geb. M. 3,50.

Gredt, O. S. B. Jos. Elementa Philosophiae Aristotelico-Thomisticae. Volumen II. Metaphysica — Ethica. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 465 S. M. 11,— (13,—).

Herrmann-Ebbrecht, W. Mächte. Variationen und Themen. III. München 1926, C. Andelfinger & Co. 97 S.

Heuß, Theodor. Staat und Volk. Betrachtungen über Wirtschaft, Politik und Kultur. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft. 307 S.

Kaufmann, Simon. Offener Brief an Exzellenz von Bode, Berlin. Bruchsal (Baden) 1926, Oskar Katz. 22 S.

Ponten, Josef. Die luganesische Landschaft. Mit 12 Bildern nach Aquarellen von Hermann Hesse und Julia Ponten. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 42 S. Geb. M. 8,—.

Probszt, Günther. Die Stadt Wien. (Historische Stadtbilder 8.) Mit 2 Karten, 2 Stadtplänen, einer Stadtansicht und 2 Grundzeichnungen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt 187 S Geb. M. 4,—.

Przywara S. J., Erich. Gott. Fünf Vorträge über das religionsphilosophische Problem (Der katholische Gedanke, Bd. XVII). München 1926, Oratoriums-Verlag. 192 S. M. 4,50.

Sächsische Sagen von Wittenberg bis Leitmeritz. Mit 12 Tafeln und 53 Abbildungen im Text. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Sieber (Deutscher Sagenschatz). Jena 1926, Eugen Diederichs. 349 S. M. 8,— (10,—).

Seitz, Anton. Okkultismus, Wissenschaft und Religion. Bd. I. Die Welt des Okkultismus. München 1926, Franz A. Pfeiffer. 240 S.

Thüringer Sagen. Mit 20 Tafeln und 54 Abbildungen im Text. Gesammelt und herausgegeben von Paul Quensel (Deutscher Sagenschatz). Jena 1926, Eugen Diederichs. 370 S. M. 8,— (10,—).

Weingartner, Josef. Sizilien. Wanderbilder. Mit 15 Illustrationen. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 161 S. Geb. M. 4,—.

Redaktionsschluß: 5. September

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,—, Einzelheft Gm. 2,—

Digitized by Google

PERIODICAL
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1926 November Heft 2

K. H. Herke .. .. Von der Unwahrheit jeder Form
Wilhelm von Scholz .. Zur Geschichte des Okkultismus
A. Banaschewski .. .. Carl Dallago
Rudolf Frank .. .. Italienisches Theater
Marie v. Bunsen .. .. Japan und China
Werner Schmidt .. Blindheit als dichterisches Mittel
Arthur Luther .. .. .. Bücher aus und über Rußland
Arthur Holitscher .. .. Das unruhige Asien
Wilhelm von Scholz .. .. Zwei Manuskriptseiten
Fr. Kempf .. Wie E. v. Keyserling den Tod gebildet hat

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Parodien * Nachrichten * Aus der Werkstatt deutscher Verleger * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

BACHOFEN

DER MYTHUS VON ORIENT UND OCCIDENT

EINE METAPHYSIK DER ALTEN WELT AUS DEN WERKEN VON J. J. BACHOFEN

Mit einer Einleitung von Alfred Bäumler. Herausgegeben von Manfred Schröter. 922 Seiten Lex. 8°. Geheftet M 32.—, in Ganzleinen M 38.—, in Halbleder M 45.—

OTTO FLAKE in der Neuen Rundschau: »Die Wiederentdeckung Bachofens dürfte eine Revision der Grundlagen zur Folge haben, auf denen die Geisteswissenschaften beruhen.«

VOSSISCHE ZEITUNG: »Die Bäumlersche Einleitung und Deutung Bachofens ist ein geschichtsphilosophisches Ereignis von kaum zu überschätzender Bedeutung.«

THOMAS MANN in der Pariser Rechenschaft: »Man kann nichts Interessanteres lesen, die Arbeit (Bäumlers) ist tief und prächtig, und wer sich auf den Gegenstand versteht, ist gefesselt.«

PROSPEKT AUF WUNSCH!

SPENGLER

DER UNTERGANG DES ABENDLANDES

Jubiläumsausgabe mit dem **Bildnis Spenglers**

anläßlich des

100. TAUSEND

Zwei Bände in Kassette zusammen M 36.—

PROFESSOR DR. EDUARD MEYER, BERLIN: »Das Werk ist kein ephemeres Erzeugnis, sondern ein bleibender und auf lange Zeit hinaus wirkender Besitz unserer Wissenschaft und Literatur. Ich möchte es am meisten mit Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit vergleichen.«

C. H. BECK VERLAG MÜNCHEN

Digitized by Google

Illustrationen zu Goethes Behauptung von der Unwahrheit jeder Form

Von K. H. Herke (Wiesbaden)

Wer neulich Korffs Versuch über das Wesen der klassischen Form gelesen hat, wird — bei aller Bewunderung für den lebendigen Gestaltwandel der Ideen und der Sinndeutung ihrer Formen — doch vielleicht vor dieser entzückten Wesensschau Hunger und Durst empfunden haben nach Dinglichkeit, vergleichbar etwa jener neuen Sachlichkeit, die unsere bildenden Künstler inzwischen ergriffen hat und die den Dingen keineswegs den Rest von Magie raubt, den unsere Zeitseele noch sucht.

Korffs Ausführungen kreisten um das geheimnisreiche Goethewort von der Unwahrheit jeder Form; er versteht aber darunter einfach die Unmöglichkeit, die rein geistige Idee in der Kunst zu versinnlichen. Es möge mir gestattet sein, diesem Wort Hintergrund zu geben durch einige Beispiele; denn ich bin der Meinung, daß Goethe, gerade umgekehrt vom Sinnlichen ausgehend, jene Unwahrheit in einer Übertreibung der Wirklichkeit zum äußersten Fall, zum Urphänomen sieht, das „ein Fall für tausend" ist.

Sechsundzwanzigjährig hat Goethe in seiner „Brieftasche" mit dem Gleichnis von Linse und Brennpunkt den kühnen Gedanken versinnlicht, jede Form, auch die gefühlteste, habe etwas Unwahres; allein sie sei ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz des Menschen zum Feuerblick sammelten. In der Farce „Götter, Helden und Wieland" hat der 25jährige Goethe eine glänzende Illustration zu dieser immer noch begriffsdunklen Fassung gegeben. In der übermütigen Literaturkomödie treffen bekanntlich Wieland und Euripides in der Unterwelt mit Alkeste zusammen, welche von beiden Dichtern zum Gegenstand eines Dramas gemacht worden war. Alkeste fertigt den modernen Dichter mit Worten ab, die diesem wie eine fremde Sprache, griechisch nämlich, klingen, indem sie sagt: „Was war Alkestens Tat, wenn ihr Mann sie mehr liebte als sein Leben?" Für Goethe also redet Admet eine unbekannte Sprache durch die selbstverständliche Annahme des Opfertodes seiner Gattin; denn eben dadurch wird die echtgriechische Furcht vor der jenseitigen Schattenwelt offenbar. Auf der Grundlage dieser Vorstellung vom Jenseits erscheint dann die Liebe der Gattin in ihrer tödlichen Größe; sie will in die Unterwelt für ihn gehn, während Vater und Mutter und Freunde ihn hilflos seinem Schicksal überlassen. Hätten Admet und seine Angehörigen diese Todesfurcht nicht, dann wäre Alkestens Liebe nicht „dargestellt".

Das „Unwahre" bei dieser wie bei jeder echten Formung eines Charakters sehe ich nun darin, daß es sich hier wie beim naturwissenschaftlichen Urphänomen, das Goethe als „einen Fall für tausend" definiert, um einen äußersten Fall handelt, der all die tausend Fälle einschließt, in denen die Liebe kein so großes Hindernis zu überwinden hat, wie diese griechische Todesfurcht, für die Admet und seine Angehörigen zeugen. Alkeste durchbricht diese griechische Schranke, und darin erst wird ihre Liebe urphänomenal. Diese äußerste Schranke ist das Glas, welches die zerstreuten Strahlen der Natur, eben die tausend anderen Fälle der Liebesäußerung, zusammenballt.

Daß auch andere Künstler bis zur sittlichen Qual zur Erfindung, zum „Erlügen" solcher äußersten Fälle durch ihre Gestaltungskraft gezwungen werden, bezeugt einmal besonders deutlich Hebbel im Tagebuch vom 23. November 1838. Die Naivität, mit der hier Hebbels Mann das durch Pietät gegen die kranke Frau noch verstärkte Verbot des Ehebruchs mit seiner Magd überschreitet, ist uns Gewähr dafür, daß er auch in allen anderen Fällen, wo die Sanktion geringer ist, seiner Sinnlichkeit die Zügel schießen läßt. Alle diese tausend andern Fälle werden dadurch potentiell mitgedacht: ein Fall für tausend! Hebbel betont, daß die Geschichte, obwohl sie ganz erfunden sei, den Mann für jeden, der ihn kenne, erschöpfend charakterisiere. Die Lüge ist hier insofern also wahrer als die Wirklichkeit.

Digitized by Google

Wichtig ist nun, daß nicht nur der Stürmer und Dränger, sondern auch der klassische Goethe diese Art der urphänomenalen Gestaltung bewußt anwendet. Man erinnere sich einmal der Situation im letzten Gesang von „Hermann und Dorothea", wo dem Pfarrer der Geist befiehlt, anstatt die Verwirrung zu lösen, „vielmehr das verwirrte Gemüt des Mädchens zu prüfen". Das folgende Liebesgeständnis des Mädchens ist „unendlich", weil sie jede Hoffnung aufgegeben hat und zur Abreise entschlossen ist; sie hat ja dann kein Interesse mehr an einer klugen Verstellung wegen der reichen Heirat. Alle anderen Liebesgeständnisse sind in diesem einen hoffnungslosen enthalten; denn in allen anderen, wo sie auch noch interessiert ist, würde sie erst recht Ja sagen. Die künstlerische Reinkultur des einen Liebesgeständnisses wirkt wie ein naturwissenschaftliches Experiment. Mit diesem Ausschluß der Fehlerquellen wirkt es „unwahr", weil es kaum in der Wirklichkeit so rein vorkommen dürfte. Der Künstler konstruiert dieses „reine" Phänomen, weil er nur so mit der empirischen Fülle der Natur wetteifern kann.

Beachtenswert ist an diesem Beispiel noch, daß hier Goethe sein Wissen um den äußersten Fall einer Figur leiht und sich so als Schaffenden ins Werk projiziert. Diese Eigenart hat vor allen Heinrich von Kleist. Ich erinnere nur an die Prüfungsszenen im „Käthchen" und in der „Marquise von O.". Kleist, von dessen Arbeiten Hebbel einmal rühmte, sie „starrten" von Leben, hat den äußersten Fall überhaupt mit einer Schärfe angewandt wie kaum ein anderer Künstler der Weltliteratur, er ist auch von dieser Seite unser größter deutscher Könner. Ein Beispiel aus der „Hermannsschlacht" möge für viele andere hier stehen. Hermann eröffnet seiner Frau, daß alle Römer sterben sollen; sie bittet für den Centurio, der mit Gefahr des eigenen Lebens ein germanisches Kind vom Flammentod gerettet hat. Hermann erwidert: „Er sei verflucht, wenn er mir das getan!" „Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!" Kleist stellt demnach Hermanns weißglühende Vaterlandsliebe in einem äußersten Fall dar: haßt er die Feinde, die seinem Volke Gutes tun, dann haßt er selbstverständlich auch in all den tausend Fällen, wo er noch besondere Ursache zum Haß hat. Ein Fall steht für tausend. Echt Kleistisch aber ist hier die paradoxe Übersteigerung: „Die Guten! Das sind die Schlechtesten!"

Auch Hebbel, den ich schon einmal anführte, ist in der Bewußtheit urphänomenaler Gestaltung auffallend und hat eingestandenermaßen von Kleist und Goethe gelernt. Ein Freund hatte den „Lebenspunkt" seines Dramas „Maria Magdalena" angegriffen. Hebbel schreibt dagegen an Elise, er halte, was der Freund tadele, für den Triumph seiner Kunst und bilde sich ein, darin eine Höhe der Form erreicht zu haben, die sich bei sehr wenigen Dichtern der neueren Literatur finden dürfte. Klara ist bekanntlich von ihrem Bräutigam Leonhard, von dem sie ein Kind unter dem Herzen trägt, aus nichtigen Gründen verlassen worden; da wirbt ihr Jugendfreund, der Sekretär, um sie. Sie könnte also ihren Fehltritt verbergen in der Ehe mit ihm. Daß nun ihr innerer Adel die Versuchung für die niedere Natur durchbricht und sie dem Geliebten die unliebsame Wahrheit sagt: das ist jene „Unwahrheit der Form", welche von Laien immer wieder mißverstanden wird.

Zu diesen Laien, die vom „Spezifischen der Kunst" nichts verstehen, können aber auch berühmte Literarhistoriker gehören, wie einmal Hebbel im Fall Julian Schmidt nachgewiesen hat. Dieser hatte das Unglück, gerade die äußersten Fälle in Hebbels Novellen zu tadeln. „Es wundert Herrn Schmidt," schreibt Hebbel in der gesunden „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers", „daß Schlägel den Stoff, sich zu ärgern, immer in den scheinbar am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen antrifft. Als ob darin nicht eben die Spitze der Aufgabe läge, als ob der Neid, der in einem Schneidermeister entsteht, wenn er Rothschild eine Million abzählen sieht, noch eines Malers bedürfte!", das heißt, wenn Schlägel andere schon wegen eines Knopfes beneidet, um wieviel mehr wird er in den tausend anderen Fällen Neid empfinden, wo die äußere Veranlassung größer ist. Der Neid wird also bei geringster äußerer Veranlassung in Reinkultur dargestellt.

Nach genau denselben Gestaltungsgrundsätzen, die soeben für Drama und Novelle nachgewiesen wurden, hat Hebbel auch die kanonischen Stücke seiner Lyrik gebaut, wie etwa aus dem „Sommer-

Digitized by Google

bild" zu ersehen ist. Die erste Strophe dieses Gedichts faßt den Eindruck einer todesreifen Rose in die Zeile zusammen: „So weit im Leben, ist zu nah dem Tod!" Die zweite Strophe bringt den Beweis dieser Todesreife der Rose in einem äußersten Fall: Der Hauch eines vorüberstreifenden Schmetterlingsflügels genügt, ihre innere Todesweihe äußerlich in Erscheinung treten zu lassen.

Freilich eine, wenn auch noch so geringe äußere Veranlassung muß da sein, und insofern kann man vielleicht Korffs Auffassung von der „Unzulänglichkeit der empirischen Form gegenüber der idealen Form, der das Leben entgegendrängt", annehmen. Jene „ideale Form", das *αἰσθητὸν ἀΐδιον*, wie Aristoteles einmal die platonische Idee nennt, ist für uns allerdings nicht erfaßbar, spielt also wissenschaftlich und künstlerisch keine Rolle. Wohl aber die Urphänomene, jene äußersten Fälle, vor denen wir uns mit Goethe in Ehrfurcht zu bescheiden haben.

Über sein erstes Zusammentreffen mit Heine schreibt Hebbel einmal an Elise: „. . ., wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, aus, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst". Auch für Heine ist das Wissen um die urphänomenale Gestaltung, und zwar durch einen münchener Doktoranden, E. E. Schmid, im Anschluß an mein Hebbel-Buch (jetzt Grünewald-Verlag, Mainz) nachgewiesen worden. Schmid hat als glänzendes Beispiel das Verhalten der Bergleute beim Besuch des Herzogs von Cambridge aus der „Harzreise" angeführt, wobei Heine seine Rührung bekennt, das Gefühl der Untertanentreue in seinen „einfachen Naturlauten"[1] sich aussprechen zu sehen. Schmid bemerkt dazu scharfsinnig, daß der Herzog sich die Anhänglichkeit der Bergleute nicht durch Geldgeschenke errungen habe und daß Heine mit künstlerischer Einsicht die Dicke des Herzogs und die blassen Gesichter der herzoglichen Untertanen betone, um die Äußerung typisch zu machen.

Ich könnte nun diese Unwahrheit jeder Form auch noch für die bildende Kunst mit Beispielen belegen, möchte mich aber zunächst auf die Dichtkunst beschränken und nur hinzufügen, daß es sich bei allen bisher erwähnten Fällen um Elementares handelt. Ein größeres Kunstwerk besteht immer aus vielen solchen Elementen oder „Naturlauten", wie Heine sagen würde, die dann in einer gewissen Ordnung vorkommen, derart, daß ein früheres Element jeweils Voraussetzung für das spätere ist. Auch dafür möchte ich wenigstens ein Beispiel geben, und zwar aus Kleist. Seine Idylle „Der Schrecken im Bade" hat etwa folgende „Naturlautkette": 1. Das sinnliche Badebedürfnis des Mädchens siegt über den Gehorsam gegen die Mutter. 2. Vor dem vermeintlichen Bräutigam ist dieses sinnenfrische Mädchen nicht zu bewegen, das schützende Wasser zu verlassen. 3. Trotz dieser Keuschheit verläßt es zuletzt doch das Wasser, aber mit folgendem Entschluß: „Mich, wahrlich, wirst du nicht zur Kirche führen! Denn wisse: wessen Aug' mich nackt gesehn, sieht weder nackt mich noch bekleidet wieder!"

Hier haben wir zuletzt eine ganz paradoxe Form der urphänomenalen Gestaltung: ein Mädchen, dem Gesittung verbietet, den Mann zu heiraten, der es vor der Hochzeit nackt gesehen, zeigt sich dem vermeintlichen Bräutigam nackt, die Schamlosigkeit ist hier der äußerste Fall der Schamhaftigkeit. Hier ist die „Unwahrheit" der Form auf eine Spitze getrieben, die vielleicht noch Hebbel zur Schöpfung der Rhodope beschwingt hat; sie vermählt sich dem Manne, der sie nackt gesehen nur, um sich dann zu töten.

Wenn es sich hier nun doch einmal darum handelt, ein Stück Geschichte des Wissens um künstlerische Baugeheimnisse niederzuschreiben, so darf O. Ludwig nicht vergessen werden; denn er hat gezeigt, daß auch kleinste Einzelheiten des dichterischen Kunstwerks unter diesem Gesetz von der Unwahrheit der Form stehen. In seinen Shakespeare-Studien weist er mit immer neuen Wendungen darauf hin, daß die Worte, die Shakespeare seinen Personen leiht, „verständig genommen, zuweilen Unsinn, Bombast" sind, daß die Shakespearesche Diktion an Tizians Venus erinnere: kein Zoll dieses Fleisches an sich werde, in der Nähe besehen, überzeugen, selbst nicht das ganze Fleisch in der Nähe besehen; aus einiger Entfernung wecke es

[1] Im Tagebuch (1837) setzt übrigens Hebbel das, was Heine unter Naturlauten, mit dem, was Goethe unter Naivität versteht, gleich und übernimmt offenbar von beiden die Sache mit den Bezeichnungen. — Schmids Studie erscheint unter dem Titel „Hebbel und Kleist" im Verlag von J. B. Hoheneſter, München.

Digitized by Google

aber die wunderbarste Illusion; in der Kühle und Ruhe, in dieser stärksten Abweichung von der gemeinen Wirklichkeit werde allein die poetische Wahrheit möglich. Bei Gelegenheit der Entwicklung der Situation zwischen Hamlet und dem Geiste gibt Ludwig ein Beispiel: Hamlet: „Eil' ihm zu melden, daß ich auf Schwingen, rasch wie Andacht und der Liebenden Gedanken, zur Rache stürmen mag." Der heftige Drang sei hier nicht durch heftig ausgestoßene, rasche Worte ausgedrückt. Spreche aber der Schauspieler die Rede rasch, so mache sie einen größeren Eindruck, als wenn sie kurz wäre, also unmittelbar die Raschheit ausdrückte. Die Raschheit wird also auch hier in den am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen dargestellt.[2] Unter dem Stichwort „tragischer Widerspruch" (zwischen Charakter und Situation nämlich) hat Otto Ludwig dieses Gesetz aber auch für die größten Charakterkonzeptionen des Briten nachgewiesen: der bloß reflektierende Hamlet wird in den äußersten Fall einer Zwangslage zum Handeln versetzt; der Volksverächter Coriolan muß dem Volke schmeicheln, der Tyrann Lear begibt sich in die Botmäßigkeit seiner erbarmungslosen Töchter, und Macbeth, der ein Gewissen hat, unternimmt, was man nur gewissenlos mit Glück vollenden kann. Dasselbe Gesetz sieht Ludwig auch in der Komik, selbst der geringsten Art beim produktiven Schauspieler, in dem fast über seine eigenen Füße fallenden Gehen eines Einfaltspinsels etwa, wo der Sinn der Handlung Eile vorschreibt.

Noch der späte Nachfahre Shakespeares, O. Wilde, hat ein starkes Gefühl dafür, daß die Kunst selbst tatsächlich eine Art der Übertreibung sei und Lügen, das Aussprechen von schönen unwahren Dingen, das eigentliche Ziel der Kunst. In seinem feinsten Essay „The Decay of Lying" bedauert er in seiner paradoxen Form geradezu den Verfall der Kunst dieses Lügens, durch den die Kunst unfruchtbar werden müsse, freilich weist er dann auch nach, daß die einzig wirklichen Menschen die seien, die niemals existiert hätten. *Kunst hat eine tiefere Wahrheit als das wirkliche Leben.* „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie!" *So ist Form unwahr nur gegenüber der gemeinen Wirklichkeit, dem Wesen der Dinge gegenüber ist sie in einem höheren Sinne wahrhaft.*

Zur Geschichte des Okkultismus

Von Wilhelm von Scholz (Berlin)

Dies ist der Erkenntniswert der Geschichte: wenn uns eine Erscheinung in der Gegenwart als Rätsel gegenübertritt, vermag ihre Vergangenheit uns mit einiger Bestimmtheit die ersten Aufschlüsse über ihr Wesen zu geben. Woher ist diese Erscheinung gekommen? wie hat sie angefangen? wie sich entwickelt? Die Antwort auf diese Fragen muß das Wesen berühren, kann nicht am Ursprung vorbei; es sei denn, statt des Ursprungs habe eine Erscheinung, wie das Leben selbst, ein Immervorhandensein, ein Sichverlieren in vorgeschichtliches Dunkel.

Die Gesamtheit der Erscheinungen, die wir als Okkultismus begreifen, zum mindesten das weite Geheimnisvolle im Geschehen, wenn auch noch ungegliedert und sich selbst noch verborgen, reicht sicher bis in die Anfänge menschlichen Lebens zurück. Das Okkulte als selbstverständlicher, vielleicht hauptsächlicher Teil der Welt, von der nur ein kleines Stück im Sonnenlicht sicherer Erkenntnis lag, kommt aus diesen Anfängen bis ins Mittelalter und tritt gegen die Neuzeit in einen gewissen Gegensatz gegen die stark verbreitete Erkenntnishelle.

Natürlich muß es noch schwieriger sein, eine objektive, sich mehr auf unzweifelhafte Tatsachen als Streitmeinungen stützende Geschichte der okkulten Erscheinungen zu schreiben als eine politische Geschichte, bei der Volkszugehörigkeit und die Parteieinstellung den Standpunkt bestimmen; als die Geschichte irgendeiner Wissenschaft, bei welcher der erreichte Erkenntnisstand den Maß-

[2] Vgl. dazu Josef Pontens glänzende Verteidigung der „falschen, sprachschänderischen" Form des Satzes: „Die Fichten kerzten aus Tellern von Moos", gegen Richard von Schaukal im Märzheft des „Hochlands" (S. 745).

Digitized by Google

stab gibt; oder selbst als eine vom Zeitgeschmack und der herrschenden Kunstrichtung beeinflußte Geschichte der Kunst — weil bei einer Geschichte des Okkultismus neben der Verschiedenheit der heute möglichen Standpunkte gegenüber dem Thema noch die besondere Dunkelheit und Verborgenheit des Stoffes hinzukommt.

Mir ist denn auch noch kein Werk bekannt geworden, das den wesentlichen Erfordernissen einer gleichzeitig umfassenden und eingehenden Geschichte des Okkulten genügte, und eigentlich nur eine Arbeit, welche die Form für den zuerst notwendigen Aufbau des Themas gefunden hat, während einige Werke als wertvolle Durchschnitte oder Beiträge zu einer Geschichte des Gebietes vorliegen.

Die Form des zuerst notwendigen Werks scheint mir durch die beiden Bände „Das Unerkannte" und „Das große Geheimnis" des Verlages Langewiesche (L. E. XXVI, 406) angedeutet, bei dem nur mittleren Umfang und dem Sichwenden an das große Publikum aber noch nicht erfüllt: die zeitlich geordnete Stoffsammlung. Das Zusammentragen ist zunächst notwendig, wobei Arbeit und Urteil des Verfassers nur sein darf: die Zeugnisse zu prüfen und zu werten. Aber selbst das darf ihn nicht dazu verführen, irgend etwas nicht genügend Beglaubigtes zu bemängeln oder gar auszulassen. Jede noch so unbeglaubigte Erzählung kann durch neuzutagetretende, besser beglaubigte, den ihren ähnliche, Vorkommnisse oder auch nur durch eine größere Anzahl, einander im wesentlichen gleichender, Erzählungen Eideshelfer bekommen, die sie bestätigen. Ich erinnere an das tiefsinnige Wort von Kant: „...daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammengenommen aber einigen Glauben beizumessen."

Einer solchen Stoffsammlung nicht nur, sondern auch der das Einzelne nun verbindenden Arbeit wird natürlich immer der eine wesentliche Charakterzug des Geschichtlichen fehlen, den selbst noch die Datentabellen der Ereignisse eines Jahrhunderts aufweisen: Entwicklung, Entfaltung, Ursache und Folge, zeitlicher Aufbau. Selbst die Beobachtung des Okkulten in den großen Zeitepochen, die wir geschichtlich kennen, wird das Festgestellte mehr nebeneinander als chronologisch in eine Folge ordnen müssen, wird mehr einer naturwissenschaftlichen Erkenntnis als einem geschichtlichen Aufbau dienen.

So haben denn die Autoren, die sich eine geschichtliche Aufrollung des Themas als Aufgabe setzten, danach gestrebt, alles, was sich über das Okkulte in den vergangenen Jahrhunderten feststellen ließ, geistes- und kulturgeschichtlich zu deuten — es, indem sie es subjektiv-einseitig beleuchten, als Geschichte menschlicher Verirrung erscheinen zu lassen oder, was mir sachlicher scheint, als Teil der wachsenden, durch manche Zeiten schwindenden und sich wieder erneuernden menschlichen Erkenntnis.

Das umfassendste Buch ersterer Art ist das sehr bekannte umfangreiche Werk des verstorbenen dänischen Psychologen Alfred Lehmann, der Direktor des psychophysischen Laboratoriums der Universität Kopenhagen war: „Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart" (Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart). Es ist jetzt in dritter deutscher Auflage erschienen, die der Übersetzer, Petersen in Düsseldorf, nach Lehmanns Tod bis zur Gegenwart ergänzt und fortgeführt hat. Es ist sehr lange her, daß ich die früheste deutsche Ausgabe des den gesamten Stoff umfassend behandelnden und also für die Beschäftigung mit dem Gegenstand stets wichtigen Werkes zur Hand hatte. Mir ist erinnerlich, daß ich damals vor allem den Eindruck der üblichen Überheblichkeit zeitgenössischer wissenschaftlicher Einstellung über das Okkulte (als über Einbildungen, bewußte oder unbewußte Täuschungen) aus dem Buch gewann, des Vorbeigehens am Wesentlichen des Themas, soviel wertvolles Material es auch beibrachte. Der Eindruck, den ich jetzt von dem Buch empfange, ist wesentlich sympathischer, gemäß der allgemeinen Ansicht der Zeit positiver, weniger überheblich geworden, was wohl nicht nur auf den Bearbeiter zurückzuführen ist, sondern schon in der bedeutsamen Umarbeitung seines Werkes durch Lehmann selbst für die zweite dänische Ausgabe seinen Grund haben dürfte. Immerhin wird zum Beispiel auch hier noch für so längst erwiesene Dinge, wie Gedankenübertragung, die phantastische Ausfluchttheorie des

Digitized by Google

unbewußten Flüsterns vorgebracht. Aber das Buch scheint mir doch viel wesentlicher geworden zu sein. Lehmann sagt selbst: „Diese neuen Untersuchungen haben auch einige der Anschauungen, die ich früher verteidigte, umgestoßen; das zu verheimlichen ist durchaus nicht meine Absicht. Neue Tatsachen führen zu einer tieferen Erkenntnis; darum kann eine Auffassung, die früher in Übereinstimmung mit den Tatsachen stand, jetzt unhaltbar geworden sein."

Lehmann wollte, wie er in seiner Vorrede schildert, ursprünglich in seinem Werk alle die physischen und psychischen Phänomene untersuchen, die den modernen Spiritismus („spiritistischen Aberglauben") hervorgerufen haben, und sah sich mehr und mehr auf ein geschichtliches Studium hingedrängt. Dabei ist das Merkwürdige festzustellen: daß der moderne Spiritismus, der 1848 in dem Dorf Hydesville, Nordamerika, entstand, seinen Zusammenhang mit dem Okkultismus des Mittelalters, in den natürlich sehr viel Aberglauben versprengt ist, der ihm aber dennoch Stütze sein kann, hat ableugnen wollen, ehe er sich auf ihn als auf einen Kronzeugen besann. Bei der eingehenden und auf reichem Wissen fußenden Schilderung, die Lehmann nun — von den Naturvölkern beginnend, denen Magie und Religion noch zusammenfließt — über die chaldäische Weisheit und ihre Ausläufer in Europa, dann die Geheimwissenschaften — Astrologie, Alchimie, Magie usw. — bis zum modernen Spiritismus und Okkultismus greifend, in den drei geschichtlichen Abschnitten seines Werkes gibt, würde er meines Erachtens mit einer nicht so skeptischen Grundeinstellung gewiß noch tiefer in sein Thema eingedrungen sein, wenn auch vielleicht die mir unwichtig scheinende Gefahr, einmal zuviel zuzugeben und als möglich anzusehen, gestreift haben. Ich bin der Überzeugung, daß man durch das Zulassen des Irrtums der ganzen Wahrheit näherkommt, als indem man ihn von vornherein und damit die an ihm stets hängenden Teile der Wahrheit ausschließt. Der, dem Verfasser wichtigste IV. Abschnitt seines Buchs, „die psycho-physische Untersuchung der Phänomene, die wir in der geschichtlichen Darstellung kennengelernt haben", stellt die Ebene der wissenschaftlich gültigen Auffassung und Erkenntnis der okkulten Erscheinungen dar, ohne darüber noch eine besondere persönliche Bedeutung beanspruchen zu können. —

„Das Wunder ist des Glaubens (auch an die okkulten Erscheinungen!) liebstes Kind." Im Gegensatz auch zum Skeptizismus Lehmanns steht das zweibändige Werk, das den Okkultismus nach dem Maße seines Zusammenhangs mit der geistigen Entwicklung vergeschichtlichen will: „Geschichte der okkultistischen Forschung"; I. Teil: Von der Antike bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, von Professor A. F. Ludwig, Graz; II. Teil: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, von Rudolf Tischner (im Verlage von Joh. Baum-Pfullingen). Daß auch dieser Weg, sich dem großen Thema des Okkultismus zu nähern, nicht zu einer vollen Übersicht führen kann, beweist schon allein die Tatsache, daß ein offenbar doch großer Praktiker des Okkulten, von dem ein paar der merkwürdigsten eingetroffenen Prophezeiungen schon erörtert wurden (L. E. XXVIII., 134), Nostradamus, hier überhaupt keine Erwähnung findet, weil er nicht Forscher, sondern Ausübender war! (Vielleicht müßte das geschichtliche Thema eben doch: „Geschichte der okkultistischen Praxis und Theorie" oder ähnlich lauten, um zu einem Gesamtbilde zu führen.) —

Daß der Verfasser des ersten, bis zur Antike zurückreichenden Teils auf ausgesprochen katholischem — d. h. dogmatisch vorgeschriebenem — Standpunkt steht, schadet dem Werk nicht. Im Gegenteil ist seine dadurch, wenn ich so sagen darf: erhöhte Gläubigkeit von Vorteil, da sicher der, der zuviel glaubt, hier besser berichtet als der, der zuviel bezweifelt. Der urteilende Leser findet reicheren Stoff und vermag selbst aus der (übrigens meines Erachtens nie aufdringlichen oder störenden) dogmatischen Deutung eine wissenschaftlicher oder schauender betonte Deutung herauszulösen. Es ist selbstverständlich, daß ein Wert dieses Buchs ist, dem vielfach übersehenen Okkulten aus den altchristlichen Schriftstellern, aus den christlichen Scholastikern und Mystikern sein Recht angedeihen zu lassen. Aber auch über die Zeit des Magnetismus und Somnambulismus wie über die romantisch-katholische Geistesströmung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterrichtet es gut.

Rudolf Tischner — der Verfasser der sehr verdienstvollen Schrift: „Der Okkultismus als Natur- und

Digitized by Google

Geisteswissenschaft" (Stuttgart 1926, Ferdinand Enke), deren methodische Feststellungen auch für die Geschichtschreibung des Okkultismus stete Beachtung verdienen — hat naturgemäß in der kurzen Zeitspanne, die er behandelt und die der unmittelbaren Gegenwart fast noch unhistorisierbar naheliegt, kaum Gelegenheit, eigentlich geschichtliche Arbeit zu leisten. Das Werk ist also mehr eine, trotz ungünstiger Bibliothekverhältnisse der Zeit, recht umfassend gewordene kritische Stellungnahme zu der Gesamtheit der neueren Forscher und Forschungen, über die man den klugen, maßvoll positiven Verfasser gern ausführlich hört. Der geschichtliche Wert des Buchs liegt vor allem darin, daß nichts Wesentliches unerwähnt gelassen ist, daß sowohl die Vorgänge und Forschungen in Amerika, von wo der Spiritismus ausging, als auch die bedeutenden Leistungen der englischen S. P. R., daß die Länder in ihrer Eigenart dem Okkultismus gegenüber wie die über die Länder hinübergreifenden Bewegungen geschildert werden und die Reihe der bedeutenden Medien am Auge des Lesers vorbeizieht. —

Außerdem liegen zur Geschichte des Okkultismus oder richtiger: zum heute geschichtlich gewordenen Teil des Okkultismus zwei Einzelstudien vor. Des Thomas von Aquino „Abhandlung über den Stein der Weisen", übersetzt und vor allen Dingen fesselnd eingeleitet von Gustav Meyrink (O. W. Barth, Verlag, München-Planegg). Diese Schrift ist ganz wohl nur subtilster chemischer Forschung zugänglich — auch ihr vielleicht nicht nachprüfbar, berührt uns aber mit jenem weltanschaulich-symbolischen Hauch, der die ganze Alchimie durchdringt und ohne uns Heutigen, die wir gewiß alle jener alten Weisheit gegenüber Laien sind, klar verständlich zu sein, in Verborgenheit ein Seiendes ahnen und fühlen läßt. —

Hierin ist das zweite der heute zur Besprechung vorliegenden geschichtlichen Einzelwerke der „Abhandlung über den Stein der Weisen" verwandt, obschon es sehr viel greifbarer, irdischer, geschichtlicher ist: die eingehende Studie von Franz Spunda über „Paracelsus" (in der von Max Kemmerich herausgegebenen Sammlung „Menschen, Völker, Zeiten", Verlag Karl König, Wien und Leipzig). Auch hier verschwimmt unserem Blick in der Fülle phantastischer Träume und einfacher Irrtümer des seltsamen und offenbar großen Mannes der Wahrheitskern, der gleichwohl so bedeutsam gewesen sein kann, daß sein Verlorensein ein größerer Verlust ist, als was durch Überwindung der alten Errungenschaften gewonnen wurde. —

*

Diesen Aufsätzen soll von jetzt ab von Zeit zu Zeit unabhängig vom Thema der einzelnen zusammenfassenden Besprechung eine kurze Übersicht über die wichtigste Zeitschriftenliteratur angegliedert werden.

Von der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus" (Herausgeber Richard Baerwald, der Verfasser der „Intellektuellen Phänomene" des Ullstein-Verlages und der in der deutschen Buchgemeinschaft erschienenen Gesamtstellungnahme zu „Okkultismus und Spiritismus") liegen jetzt vier inhaltreiche Hefte vor. Es seien hervorgehoben: Max Dessoir, „Hellsehen durch telepathische Einfühlung"; Albert Hofmann-Mehlem schildert in „Zur Mechanik der Odstrahlen" Versuche, die „endgültig den Beweis für die Nichtexistenz einer mechanischen Wirkung der Odeschen Lohe" erbringen (Heft 1): „Das dämonische Unterbewußtsein" von Richard Baerwald; Albert Hofmanns „Zur Energetik des Wollens" — das fast „kinetische Fernwirkung des Gedankens" heißen könnte; „Ein Fall von Fakirelevation" von Graf Perovsky-Petrovo-Solovovo (Heft 3); „Zur Frage der Biostrahlen" von Albert Hofmann, eine Arbeit, die zu den beiden anderen erwähnten Aufsätzen des Verfassers Bezug hat.

Aus den acht bisher erschienenen Heften der positiver eingestellten „Zeitschrift für Parapsychologie" (der jetzt von Paul Sünner herausgegebenen neuen Folge der „Psychischen Studien") seien erwähnt: Prof. Cazzamalli, „Ausstrahlung von Gehirnwellen" (Heft 2 u. 3), das zu den oben erwähnten Hofmannschen Untersuchungen in Beziehung steht; und Bemerkungen Tischners dazu (Heft 4); verschiedene polemische Aufsätze zum Mollprozeß (Heft 3); zahlreiche Experimentalberichte (zum Teil von Schrenck-Notzing), ferner Berichte über Spontanphänomene und Spukfälle (Zopfflechten und Stallspuk in Heft 5; das Irrlichtphänomen in Heft 7); aus dem Heft 8 verschiedene Hellsehberichte und Berichte über das Medium Frau Silbert. —

Digitized by Google

Carl Dallago[1]

Von A. Banaschewski (München)

Nur selten wird von irgendeiner Seite auf diesen Mann aufmerksam gemacht, dessen Persönlichkeit stark ist wie die Bäume seiner Heimat und dessen Schaffen eine tiefe Wahrhaftigkeit auszeichnet, ein immerwährendes Bemühen um das Eine, das nottut — in solcher Beharrlichkeit und Strenge, wie mir aus unserer Zeit kein zweites Beispiel bekannt ist. Dallago ist Tiroler. Er ist verwurzelt mit seiner Heimat, deren Hauch durch sein ganzes Schaffen geht. Er nennt sich selbst einen idyllischen Menschen; er ist auch ein lyrischer Mensch. Perioden von tiefster lyrischer Reinheit finden sich immer wieder in seinen Schriften, emporgewachsen aus einem innigen Untertauchen in die Wälder und Wiesen seiner Heimat. Ich möchte hier einen Ausspruch Ludwig Fickers erwähnen, den er in seiner an den wesentlichen geistigen Fragen mit unerbittlicher Ehrlichkeit arbeitenden Zeitschrift „Der Brenner" tat: „Es ist leicht, an ihm (Dallago) Ärgernis zu nehmen, schwer ihn zu lieben, aber noch schwerer, ihn nicht zu lieben." Manchmal erscheint Dallago wie der reine Tor, und seine Gegner wissen nichts anderes zu tun, als seine Angriffe in den wesentlichen Punkten zu beschweigen.

Der Bruch mit der Konvention machte Dallago zum Schriftsteller. Er erkannte die bemäntelte Geilheit der Welt, die vollständige Korruption, die sich in allen staatlichen und kirchlichen Organen äußert, sah, wie Gesetze zu Satzungen erniedrigt werden, ihren wahren Wert verlieren und so beitragen zum allgemeinen Tiefstand. Als seine Aufgabe erkannte er: „Die Erde, die des Herrn ist, vom Eindringen dieser Welt zu bewahren." Trotz dieser Formulierung ruht Dallagos Schaffen nicht in diesem — im höheren Sinne — seelsorgerischen Trieb, im Bemühen um die Menschheit und eine Rettung der Menschheit, sondern es ist ein stetes Auseinandersetzen mit der Umwelt, ein Auseinandersetzen mit jedem ihm begegnenden Geist. Seine Persönlichkeit mißt er an den großen Geistern der Vergangenheit. Er gibt eine tiefgehende Erklärung seines Begriffs von Persönlichkeit also: „Persönlichkeit ist ein fortwährendes Zufluchtfinden vor allen äußeren und inneren Drangsalen in sich; als ein Vorfinden von Gesetzmäßigkeit in sich; als eine letzte und höchste Instanz für alles in sich; als eine Verbindung, Zwiesprache und Verständigung mit allen Dingen und Rätseln des Daseins in sich; als ein Halt, eine Verständigung in sich gegen alles." — Als die intimen Gedanken seiner Schriften bezeichnet er den „vom Unwert des Intellekts und den vom Unwert der Menge". Entsprechend heißt sein umfangreichstes Werk: „Der große Unwissende". Dieses Unwissendsein erhält einen stolzeren Klang, wenn man entdeckt, daß es für Dallago die notwendige Haltung des reinen Menschen ist. (Der immer wiederkehrende Begriff „Der Reine Mensch" wird erst später erläutert. Vorläufig sei an fernöstliche Schriften erinnert.) Dallagos Schaffen ist ein Hineinhorchen in sich selbst, kein Streiten mit Begriffen. Er formuliert nichts, was nicht in ihm emporgewachsen wäre. Die große Ruhe um ihn läßt ihn tiefer schauen als den Menschen der Großstadt. Etwas Passives steckt in ihm. Da er ohne seinen Willen (?) durch eine höhere Macht ins Leben geführt wurde, vertraut er sein ganzes Dasein dieser unbekannten Macht. Ich möchte sagen, daß schon Dallagos Stil diese Wesenshaltung verrät. Etwas Ungewolltes ist in ihm; daher mögen sich auch die häufigen Wiederholungen, das öftere Abwandeln eines angeschlagenen Themas erklären. Dallago hat nicht die dialektische Schärfe

[1] Carl Dallago ist im Jahr 1869 in Bozen als Kaufmannssohn geboren. Er heiratete sehr früh und übernahm das elterliche Geschäft. Jetzt lebt er, zum zweitenmal verheiratet, in Varena (Italien) als Schriftsteller. Dieser Beruf, der ihm schwere wirtschaftliche Sorgen auflegt, nimmt seine Arbeitskraft über alles Maß in Anspruch. Trotzdem zieht eine überweltliche Heiterkeit durch seine Schriften. Gelegentliche Brotgänge durch die Wälder Südtirols machen ihn innerlich noch freier. Wenn man von dem Äußeren dieses Lebens hört, denkt man an den frühen Hamsun. Bei Dallago aber sind die geistigen Erlebnisse so stark, daß sie eine unmittelbare Aussprache fordern. Seine Schriften der reifen Zeit sind sämtlich im Brenner-Verlag in Innsbruck erschienen: Otto Weininger und sein Werk (1912); Über eine Schrift Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit (1914); Die böse Sieben, Essays (1914); Laotse, Der Anschluß an das Gesetz. Versuch einer Wiedergabe des Taoteking (1921); Der Christ Kierkegaards (1922); Der große Unwissende (1924).

Digitized by Google

des Verstandes, blendet nicht, aber er erschüttert und reißt hin. Es finden sich Sätze von unübertreffbarer Prägung in seinen Schriften.

Dallago ist ein tief erotischer, ein liebesuchender Mensch — jedoch bei so restloser Harmonie von Geist und Körper, daß ihm die Erotik kein Problem mehr ist. Das Erotische erscheint mir eine Hauptwurzel seines Schrifttums. Als er davon spricht, daß ihn der Bruch mit der Konvention zum Schriftsteller machte, fährt er fort: „Die Liebe mag mich dabei geführt haben. Sie ist der Grund aller guten Dinge. Auf ihren Wegen findet sich das Gold nicht, so rosig golden sie auch schimmern. Man findet ein Größeres auf ihnen: den Ausbau seines Ich." Bedenkt man die große Einsamkeit, in der er sich inmitten einer ihm entfremdeten Familie befindet, so gewinnt das Vorstellungsbild deutlicheres Leben. — Die Liebe ist Dallago als Weg heilig. Sie ist die tiefste Beziehung der Geschlechter. Auch die Lust ist ihm rein. Sie ist „die Körper gewordene Freude, der Beischlaf die Körper gewordene Hingabe". In tiefer Reinheit denkt er die Beziehungen der Geschlechter zu Ende, und durch seinen Adel verlieren sie alles Problematische, in das man sie einband. Auch auf die Don Juan-Naturen fällt ein neues und leuchtenderes Licht.

Aus allen Verschüttungen unserer Zivilisation schafft er das Wesen des Weibes wieder neu. Ihr Wesen sei Gehorsam. (Bei der Untersuchung dieses Komplexes kommt er zu der merkwürdigen Behauptung: der Mann habe Gott zur Voraussetzung, das Weib den Mann. Nur durch den Mann könne sie zu Gott in Beziehung treten!) Der Gehorsam des Weibes müsse aber ein Gehorchen dem Weibtum sein, nicht ein Gehorchen den äußeren Stärkeverhältnissen. (Freilich setzt das wahre Weib als Ergänzung den starken Mann voraus. Daß sich das gehorsame Weib heute kaum mehr findet, hängt wohl mit der Entartung der Männerwelt zusammen: das instinktsichere Weib will sich dem schwachen, entarteten Mann nicht unterordnen. Von hier aus fällt meines Erachtens auch ein anderes Licht auf die Frauenbewegung.) Dallago erklärt das Entarten und Verflachen des Geschlechterverhältnisses aus dessen allmählicher Unterordnung unter die Gesetze der Welt. Damit sei das Weib zur Frau geworden. „Fühlte jenes: Ich kann nicht fort, so fühlt diese: Er kann nicht fort" (man beachte diese unübertreffliche Formulierung!), und hier liege die Verlogenheit unserer Zivilisation und ihrer Satzungen. Die Ehe, in ihrem Wesen tiefste Beziehung zwischen Mann und Weib, sei zu äußerer Satzung erniedrigt worden. Staat und Kirche regelten Rechte und Pflichten, die schließlich in zahlreichen Fällen die Frau zur Dirne des Mannes machen. Also macht Dallago Staat und Kirche für die schlimme Entwicklung verantwortlich. Man wird fragen: Aber wie denkt sich denn Dallago die Beziehungen der Geschlechter? Er lehnt jede Regelung von außen ab, weil sie das heutige Übel der Ehen aus allen möglichen Berechnungen gebracht habe; die Ehe müsse wieder zu ihrer natürlichen Form: der Liebesehe zurückgeführt werden. Diese mag der populären Liebesheirat mit ihrem häufig raschen Zerfall äußerlich sehr ähnlich sein. Was aber Dallago im Gegensatz zu diesen Ehen „aus Liebe" mit seiner Forderung meint, macht er unübertrefflich klar, wenn er das Gesetz aufstellt: „Je größer ein Mensch, desto gebundener sein Lieben." — Hier sei ein anderer Ausspruch Dallagos angeschlossen: „Ich gehe hin, das Chaos in mir aufzurichten." Auf die Beziehungen der Geschlechter angewandt, erscheinen Dallagos Forderungen zunächst wie ein Chaos. Es charakterisiert ihn, daß er nicht zu dem — bei der gegenwärtigen Reife oder besser: Unreife der Menschen — unbeschwerlicheren Ausweg größtmöglicher Erleichterung der Scheidung greift, sondern ohne Kompromisse vorwärts geht. Ihn erfüllt eben bei der Erforschung dieser schwierigen Fragen jener unerschütterliche Ernst, mit dem er an der Ausgestaltung seiner Persönlichkeit arbeitet. Diese stellt er als erste Forderung für jeden Menschen auf. Wird sie erfüllt, dann werde das Chaos verschwinden und die „Ordnung von jeher" wieder erreicht werden; denn große und starke Charaktere bedurften keiner Satzungen. Die Stellung Dallagos zum Neuen Testament darf hier nicht übergangen werden. Er erkennt das Neue Testament als einen der großen Inhalte wirklich religiösen Lebens an. Seine unbedingte Wertschätzung der geschlechtlichen Beziehungen steht nun zum mindesten in Widerspruch mit der Auslegung des Neuen Testaments bei Kierkegaard und Tolstoj. Dallago sieht Kierkegaards (und damit auch

Digitized by Google

Tolstojs) Auslegungen in diesem Punkt als falsch an. Ihm ist die Liebe etwas Natürliches, und dieses Natürliche einer Idee zu opfern kommt ihm wie eine Korrektur der Schöpfung vor. Auch habe Christus es jedem Einzelnen überlassen, hier den richtigen Weg zu finden. Liebe bringe Leiden, und Leiden führe zu Innerlichkeit; die Urheberin der Innerlichkeit müsse notwendig von Christus bejaht werden, der doch die Menschen zur Innerlichkeit und zu sich selbst führen wollte. Wohl sagt Dallago, daß der Mensch, der den Anschluß an das Ewige vollzogen habe, der persönlichen Liebe abgestorben sei; sie wandele sich im Reinen Menschen um in Liebe zum All. So erklärt er die Ehelosigkeit Christi und Buddhas, so auch Christi Ausspruch: Ehelos bleiben ist besser. Eine Verallgemeinerung scheint er aber nicht zu meinen. Sie könnte auch nicht im Plan der Schöpfung liegen, in der wir als Grundtendenz die Vielheit individuellen Daseins zu erkennen glauben.

Dallago ist von Geburt Katholik. Sein Verhältnis zur Kirche drängt ihn zu stets neuen Auseinandersetzungen mit ihr. Er wendet sich sowohl gegen die katholische wie gegen die protestantische Kirche. Als letzte Frucht dieser Welt, die sich christlich nennt, erscheint Dallago der Weltkrieg, gegen den keine der bestehenden Kirchen sich gewehrt habe. Daß der Papst ihn eine „ehrlose Menschenschlächterei" nannte, ändert nach Dallago „an sich wenig an der viel maßgebenderen Tatsache, daß die kriegführenden Staaten und deren Lenker der offiziellen Kirche unterstehen, daß dieser die Unterweisung jener im Christlichen als dem Religiösen anvertraut ist. Wenn nun ... die Kirche nach wie vor ihr offizielles Gepräge in diesen Staaten beibehält, ist offiziell festgestellt, daß die existenzielle Beschaffenheit dieser Kirche nicht die wahre christliche ist". Dallago sucht nach der Ursache, die diesen Verfall herbeigeführt habe. Und er erkennt die Kirchen als eine Institution dieser Welt. Streben nach Macht sei stets ihr innerster Trieb gewesen. Schon die Apostel hätten in einer Stunde dreitausend Jünger gewonnen, und Jesus in dreieinhalb Jahren elf! Auch die Gnadenmittel seien zu Machtmitteln geworden. Nur von einer redlichen Nachfolge Christi sei nichts zu spüren. Statt Seelsorge werde Politik getrieben — die katholischen Geistlichen würden aber besser tun, zu heiraten und sich Weib und Kindern zu widmen, was immer noch eine christlichere Aufgabe sei als der politische Handel. Schon benützten sie die Idee des „Christlich-Sozialen", um ihr verfallenes Innere zu stützen — und doch sei bereits solche Wortverbindung ein Nonsens.

Dallagos Kritik in diesem ganzen Abschnitt ist nicht neu. Er hat bedeutende Vorgänger in Pascal und Kierkegaard. Der grundlegende Unterschied zwischen ihnen und Dallago besteht darin, daß für Dallago Jesus nicht Gott ist und mit ihm nichts völlig Neues in die Welt kam. Jesus habe nur das von jeher Geistige und Religiöse gelehrt. Auch in der Auffassung dieser Erde unterscheidet sich Dallago von seinen Vorgängern. Sie ist ihm als Teil der Schöpfung schön, nur die „Welt" ist ihm, als Bildung der Menschen, verwerflich. Für Dallago gibt es keine peinvolle Trennung von Geist, Seele, Körper; keine von außen und keine von innen. Alles Äußere münde ins Innere; alles Bestehende münde ins Ewige. Dallago spricht diesen Gedanken in aller Kürze so aus: „Alles Reale hat kein Ende."

„Der Reine Mensch" ist ein immer wiederkehrender Begriff in Dallagos Schriften. Das Wort stammt aus östlichem Schrifttum (Der Reine Mensch der Vorzeit). Dallago hatte seine wichtigen Formulierungen bereits gefunden, als er mit östlichen Schriften bekannt wurde und hier ein gleichgerichtetes Denken fand. Dallagos „Rückkehr zum Ursprung" als das Wichtigste für den Menschen erscheint im Taoteking als „Anschluß an das Gesetz". Der Ursprung ist das Gesetz, das von jeher Ordnende, und steht im Gegensatz zur Satzung als der Menschen Gesetz. „Je mehr Gesetze, um so weniger kommt das Gesetz zur Herrschaft" — lehrt Dallago. Jeder Mensch sei mit dem Ursprung verbunden, brauche sich nur aus der Welt zu lösen und in die große Stille in sich einzukehren. Der Reine Mensch lebe das Geistige und Religiöse von jeher. Aufgabe des Menschen sei es, dem Reinen Menschen nachzustreben, dessen letztes uns zugängliches Beispiel Christus sei. Das sei die einzige Wahrheit: Der Mensch müsse alle Satzungen in sich niederreißen, zum Unwissenden werden, so gelange er zum Ursprung und zur Seligkeit bereits hier auf Erden. Das von jeher Geistige

Digitized by Google

und Religiöse brauche, um sich zu erhalten, nicht der äußeren Stütze einer Kirche.

Dieses Hinweisen auf das innere Selbst zeigt das Einsame von Dallagos Lehre. Und das zunächst aristokratisch erscheinende Zurückziehen vor der Menge in das Innere wird zur großen Demut dem Einen gegenüber, dem Ursprung, dem Gesetz, Gott, an den wir den Anschluß suchen. Dann verliert der Tod seinen Stachel. Er gehört zum Leben wie die Geburt. Er entfernt die letzten störenden Hemmungen, die sich zwischen das Eine und die Egos legen. Das Bekenntnis Dallagos zu dieser letzten Weisheit wirft auf seine Gestalt das wesentliche Licht: All seine erschütternden Kämpfe gegen die Welt und ihre Satzungen und Verbogenheiten stammen nicht aus individualistischer Seinsprägung, sondern aus dem inneren Horchen auf das Gesetz des einen Gottes.

Damit verweist Dallagos Schaffen, das ganz verwurzelt in seinem Leben ist, auf die große, reiche Wahrheit, daß es für alle Menschen nur ein Religiöses und Bindendes geben kann. Es fallen alle Relativitäten vor dem Einen, Absoluten. Seine Lehre bedeutet eine mögliche Vereinung abendländischer und fernöstlicher Weisheit. Die tiefe innere Wahrhaftigkeit, der leuchtende Ernst, die große Naivität seiner Schriften haben mehr als autobiographischen Wert. Sie führen zwar zunächst in *diesen* Menschen hinein, führen aber zugleich zum eigenen Selbst.

Italienisches Theater

Von Rudolf Frank (Rom)

Das Theater als solches ist Ausdruck dramatisch formenden Willens, das Theater in seinen, nach Zeit und Ort sich wandelnden Erscheinungsformen jedoch ein sozial-ökonomisches Gebild, Abhängigkeitsprodukt heterogener Faktoren historischer, wirtschaftlicher, ethnographischer, geographischer, politischer, sozialer, soziologischer und individueller Artung. Aus der Verschiedenheit dieser Komponenten erklären sich die großen, ins Auge springenden Unterschiede zwischen dem, was „deutsches Theater" und dem, was „teatro italiano" genannt wird.

Erst in Italien wird man sich der bei uns meist übersehenen, häufig in Abrede gestellten und doch nun einmal in stärkstem Maß vorhandenen Tradition bewußt, die das deutsche Theater seit Gottscheds Zeiten trägt und erhält: jener langen Kette gebietender Persönlichkeiten, deren Einfluß auf Bühne, Publikum, Staat, Presse, Gesellschaft, Schauspieler oft unterschätzt, ja verspottet wurde und doch dem Theater deutscher Zunge die Basis schuf, auf der es heute noch steht, deren ernstes Wirken durch Tat und Vorbild ihm Kräfte zuführte, Menschen, Mittel, Quellen, die in andern Ländern andern Zwecken zugewendet sind.

Die italienische Sprache hat kein Wort für den „Dramaturg" („dramaturgo" bedeutet dramatischer Autor), die italienische Bühne kennt nicht sein Amt, der „regisseur" erscheint erst seit kurzem als Fremdwort, fremd ist dem Lande sein inneres Wesen, seine reale Bedeutung. Den meisten erscheint sein Aufgabenkreis mit dem, was wir „Außenregie", „Bewegungsregie", „Gestaltung des Bühnenbilds" nennen, erschöpft. Das neugebildete Wort „apparatore" wird von Pirandello, Bragaglia, Enrico Rocca im ungefähren Sinn von „Regisseur" verwandt, im offiziellen Regolament der Bühnen ist es identisch mit unserm Theatermeister.

Diese Abwesenheit eines geistig führenden Prinzips, die sich nur da und dort wie durch Zufall aufgehoben fand, resultiert aus dem Faktum, daß hier nie ein Dramaturg Lessing, Theaterdirektor Goethe, ein Regisseur E. T. A. Hoffmann, Immermann, Laube, Dingelstedt des Amtes waltete, daß kein Schiller, Iffland, Seydelmann, Hebbel, Otto Ludwig, Laube, Scherer, Brahm, Burckhardt, Schlenther, kein Paul Ernst, Julius Bab, W. von Scholz, Carl Zeiß, E. L. Stahl, Josef Ettlinger, Expeditus Schmidt sich mit vollem Sein und ganzer persönlicher Autorität für das Theater gegen alle Widerstände warfen, daß kein Herbert Eulenberg hingebend beglückt „Mein Leben der Bühne!" rief und so der Nation und ihren ver-

Digitized by Google

antwortungsvollen Vertretern unabläſſig und immer wieder in Schrift und Wort den Ernſt, den Geiſt, den Sinn des Theaters einhämmerte.

Dies war die Wahrnehmung, die als erſte am Beginn meines mit der künſtleriſchen Führung eines italieniſchen Theaters unternommenen Experimentes ſtand. All die Genannten und viele andere noch, die man bei uns oft gern als „Theater-Theoretiker" verſchreit, ſah ich mit einem Mal als praktiſch wirkende Macht, als unſichtbare, hilfreiche Hausgeiſter zwiſchen den Kuliſſen des deutſchen Theaters. Die Vorſtellung, daß Dante, Petrarca, Arioſt, Taſſo, Carducci, Ugo Foscolo nur einen winzigen Teil ihres Daſeins dem praktiſchen Theater gewidmet hätten, erſchiene italieniſcher Anſchauung fremd, faſt grotesk.

In Deutſchland ſteht auch die Theaterkritik in engerer Wechſelwirkung und damit tiefer innerer Verbundenheit mit dem Theater. Die Kritiker Lindau, Schlenther, Brahm, Sinsheimer wurden Theaterdirektoren, die Regiſſeure Diebold, Ihering Kritiker. Selbſt reine Geſchäftstheater wie die Rotter- oder Saltenburg-Bühnen ſchafften ſich in Geſtalt von Dramaturgen ein literariſch-künſtleriſches Gewiſſen an. Die italieniſche Kritik, als deren ernſteſte Vertreter ich in Rom Silvio D'Amico, Adriano Tilgher, Fauſto Maria Martini, Frateili, Enrico Rocca, in Mailand Renato Simoni und Fracchia, den Herausgeber der „Fiera Letteraria" fand, empfindet ihre iſolierte Situation im Bühnenuniverſum. Bei klarer Erkenntnis deſſen, was dem Theater nottut, reſigniert ſie meiſt vor dem unabänderlich erſcheinenden Zuſtand, iſt jeweils auf das einzelne Werk, den einzelnen Autor konzentriert, dem ſie auf Grund wiſſenſchaftlicher Durchbildung in geiſtvoller Form ſachlich und gründlich gerecht wird. Man möchte ihr den autoritativen Einfluß wünſchen, der es vermöchte, die Geſamteinſtellung des Volks und Staats zugunſten des Theaters zu verrücken. Der Wille dazu iſt gerade in der Kritik vorhanden, und es ſcheint, daß unter dem neuen Regime, das dem Theater nicht unfreundlich gegenüberſteht, einiges ſich vom Fleck, auf dem es zu lang beharrte, fortrühren werde.

Enger ſind die Beziehungen zwiſchen Theater und Autor. Wie in Frankreich von je, pflegt auch der italieniſche Schriftſteller die Uraufführung ſeines Werks zu überwachen und dabei eine Art Regie auszuüben. Mit dieſer naturgemäß halben Maßregel nicht zufrieden, haben einige Autoren für ihre Stücke und die ihres Kreiſes eigene Kompagnien gebildet, die ſie ſelbſt leiten und mit denen ſie ihre Dramen in ganz Italien und dem italieniſch verſtehenden Ausland aufführen. Da in dieſen Truppen die Macht des Capocomico(=Star-Direktor) auf den Dichter übertragen war, behaupteten ſich dieſe Truppen faſt immer über dem ſonſtigen Niveau. Doch blieb es ſtets eine im perſönlichen Intereſſe des einzelnen Autors erfolgende Aktion ohne fortzeugende Wirkung auf den geſamten Zuſtand des Theaters, wuchs nie hinauf zur Hingabe an ein, die Perſönlichkeit des Dichterregiſſeurs und Direktors überragendes Ideal. Zu dem Shakeſpeare-Apoſtolat Leſſings, Brahms Apoſtolat des Naturalismus, dem Hebbel-Apoſtolat Freiherr von Bergers, dem Strindberg-Wedekind-Apoſtolat Falckenbergs, der in der Nachwirkung ihres Beiſpiels mächtigen Schiller-Inſzenierung Hauptmanns findet ſich im Bereich des italieniſchen Theaters kein Gegenſtück. „Die Schaubühne als moraliſche Anſtalt" wurde noch nicht hier erfunden, wurde nur einmal gefühlt: als Eleonore Duſe mit den Dichtungen Ibſens, D'Annunzios, Maeterlincks, Renans, Giovanni Vergas durch das Land zog.

Aber ſie war eine Frau, und ſo erſchöpfte ſich die Begeiſterung für ihr Werk, ihre Kunſt, ihr Ziel, ſelbſt die Hingeriſſenheit eines D'Annunzio, in Huldigungen, die man dem Weibe, der Künſtlerin darbringen konnte. Die geiſtige Führerin des Volkes ging dabei leer aus. Heut möchte man ihr ein Denkmal errichten, aber das einzige Monument, das ihrer Sehnſucht gemäß wäre, ſteht nicht zur Diskuſſion: Ein Duſe-Theater, ein ſtändiges Haus, Burg ernſter Kunſtpflege, in dem ſich das Volk zu höchſter Geſamtleiſtung im Geiſt dieſer Frau vereinigen könnte.

Der Weg bis dahin iſt noch weit. Es gibt in Italien kein ſtändiges Schauſpieltheater, kaum noch die Vorbedingungen dafür. Das Teatro Bragaglia in der Via Avignoneſi in Rom, das gern und mit Recht von ſich ſprechen macht, wird zwar von ſeinem einfallsreichen Leiter, dem friſchen ſzeniſchen Improviſator Bragaglia mit Glück, wenn auch mit vielen und langen Unterbrechungen

Digitized by Google

durch das Jahr gesteuert, hält sich aber nur am Leben durch pikante Verknüpfung mit ausgedehntestem Nachtbetrieb. Ein kapriziöses Bühnchen, das sich mit selbstverfertigten Apparaten, Papier, Witz, technischem Geschick und viel Geschmack herrichtet und seine Darsteller aus der großen, den Truppen meist verschlossenen Fundgrube der Dilettanten holt. Ein Keim, trotz futuristischer Färbung hergeweht aus vorgoldonianischer Vergangenheit.

*

Die kulturschaffenden, kunstfördernden und mit weitem Blick begabten Fürsten der italienischen Renaissance fanden und kannten kein Theater, das sie auch nur mit entfernt gleichem Recht zu sich auf den Thron hätten erheben, in ihre Castelli und Villen hätten verpflanzen können, wie sie das mit den bildenden Künsten und den Dichtern taten. Das Theater befand sich jenseits des Horizontes der Zeit. Und als dann das Theater da war, der Reformator Goldoni auftrat, fehlten die Fürsten und Mäzene. Theater und Herrscher hatten sich im großen Gedränge der Welthistorie verfehlt. Zum fortwirkenden Nachteil italienischer Bühnenkunst. Denn man braucht nur an die soziologisch-erzieherische Bedeutung der deutschen Hoftheater zu denken, an die tief ins Bewußtsein von Bürgertum, Adel und Beamtenhierarchie dringende Theaterleidenschaft der deutschen Herrscherhäuser, an die regieführenden Herzöge und Großherzöge, an die höfischen Intendanten von Dalberg, von Hochberg, von Hülsen, von Seebach, von Puttlitz, um den Nutzen von Krone, Generalstreifen und Baronie — nicht so sehr für die Kunstleistung, als für deren Respektierung im öffentlichen Leben — zu ermessen. Bragaglias Dilettanten (und nicht nur diese) hätten sich in Deutschland längst zu Schauspielern herangebildet, zu großen vielleicht. In Italien sind sie sich zu gut dafür, oder die Lebensbedingungen der Bühne ihnen zu schlecht. Sie sind keine „cani" (Hunde). Denn so nennen sich in bitterem Spott die italienischen Schauspieler.

Dies ist eine der Ursachen, weshalb es hier an wirklich gutem Nachwuchs fast vollkommen fehlt. Protagonistinnen, die selbst die am Burgtheater einst übliche Altersgrenze überschritten haben und Abend für Abend in den jugendlichsten Rollen schwelgen, sind keine Seltenheit, jugendliche Liebhaberinnen von Rang finden sich neben der Protagonistin fast nirgends. Um erste Helden, wie wir sie gleichwertig in Leipzig, Köln, Wiesbaden, Darmstadt finden, reißen sich die ersten Direktionen und zahlen willig hohe Konventionalstrafen. Man hat das Gefühl, einen Acker zu bestellen, der durch übergroße Inanspruchnahme im Lauf der Jahrzehnte die einstige Fruchtbarkeit eingebüßt hat.

Und in der Tat: fast alle capocomici und ein großer Teil der comici (Schauspieler) des gegenwärtigen italienischen Theaters sind figli d'arte (Theaterkinder). Und das bedeutet hier etwas anderes als bei uns. Wir sprechen schon bei der zweiten Generation von „Theaterblut". Hier aber finden wir in großer Anzahl Familien, in denen sich der Beruf und manchmal auch das Talent seit dem Settecento vererbt hat. So stimmungsvoll dies klingt: es bringt doch große Gefahren. Denn der Fond an Persönlichkeit, an Vitalität, an Erlebnis, an Talent zehrt sich auf, und es bleibt nur das routinierte Temperament. Was die heutige italienische Bühne am notwendigsten braucht, ist Blutauffrischung aus den tieferen und höheren Schichten des an schauspielerischen Talenten unerschöpflichen italienischen Volks.

Im ganzen zählt Italien wohl hundert Truppen, die mit ihren kunstvoll zerlegbaren Szenarien jahraus, jahrein durch Land und Welt fahren: von Meran bis Messina und Cagliari, von Triest bis San Remo, vom Teatro Mohamed Aly in Alessandria bis zum Theater der 14. Strade in Neuyork, von Kairo bis Buenos Aires, manchmal durch die Schweiz, Frankreich, Belgien, Deutschland, regelmäßig nach Spanien und Portugal — ein ewiges Fluktuieren, geboren aus Wandertrieb und Lebensnot, ein immerwährender, bald heiß strömender, bald müde rinnender, doch niemals pausierender, jedes Gemeinwesen italienischer Zunge mit Leben füllender Kreislauf des Theaterbluts. Er bedürfte nur der Auffrischung, Förderung, systematischen Pflege, und das italienische Theater würde seine Krise aus sich selbst und durch sich selbst überwinden.

In dem breiten Geström dieser Theaterflut spiegelt sich die Geschichte nicht nur des italienischen Theaters, nein, des Theaters überhaupt,

Digitized by Google

treiben wie Strandgut Überreste aus ältesten Zeiten neben Fragmenten neuesten Datums. Neben Spiegelungen der alten Comédie Française erblicken wir Abbilder Gordon Craigs, Stanislawskys, Reinhardts, Pitoeffs. Die Commedia dell'arte lebt noch und Goldonis barockes Theater. Bald glaubt man sich (und dies alles zu gleicher Zeit, in ein und derselben Stadt) im Hoftheater in Koburg, bald bei einer Schaustellung der „churſächsisch-privilegierten Hofkomödianten", eben bei Carl Vallentin in München oder weiland Stranitzky in Wien, dann wieder im pariser Grand Guignol. Illusion und Stimmung werden selten gepflegt, lange Pausen zerreißen die Einheit, in den Kulissen erblickt man von Logen und erstem Parkett Theaterarbeiter, Vorhangschlepper, Kinder, Inspizient. Der Souffleurkasten ist oft so groß, daß Darsteller sitzend dahinter verschwinden, der Souffleur selbst oft getreues Abbild des Peter Squenz. Es ist kein Zufall, daß der Kampf der Schauspieler um Befreiung aus ihrer nahezu gänzlichen Rechtlosigkeit von einem Souffleur, dem tapfern und temperamentvollen Domenico Eismano begonnen und geführt wurde. Er leitet heute die nach dem Kämpfer aus Tassos „Befreitem Jerusalem" benannte Schauspielerzeitschrift „L'Argante". Und die Rolle, nach der der Schauspieler studiert, scheint in ihrer Form aus noch früheren Stufen der Entwicklung zu stammen; sie enthält keine Stichworte. Erst auf den Proben paßt sich die rätselhaft zusammenhangloſe Wortfolge in das Gefüge des Dramas. Unser Rollensystem findet sich nur bei wenigen fortgeschrittenen Kompagnien und bei den — Filodrammatici (Dilettantentruppen). Doch dies, so unmöglich es uns anfangs erscheint, „kommt nur auf die Gewohnheit an", „die süße Gewohnheit des Daseins", das dem italienischen Schauspieler freilich heute noch weit saurer wird, als dem deutschen, französischen, russischen. Blicke in Hausordnung, Normalvertrag, Probezettel belehren uns, daß er im Durchschnitt weniger Gage, längere Arbeitszeit, weniger Rechte hat, als sein Kollege in anderen Ländern. Die neue syndikalistische Gesetzgebung hat einiges gebessert und die Grundlage für weiteren, notwendigen Fortschritt geschaffen.

Wieder und in verstärktem Maße erscheint da das Theater in seiner Abhängigkeit von sozialen, soziologischen und wirtschaftlichen Faktoren. Wie oben den Segen der individuellen Einwirkung autoritativer Geister erkennen wir hier den künstlerisch produktiven Nutzen der sozialen Arbeit der deutschen Schauspieler und ihrer Bühnen-Genossenschaft. Zwischen Ensemblekunst und schauspielerischer Kultur, zwischen ökonomischer Sicherung und künstlerischer Höchstleistung, zwischen künstlerisch geformter Menschlichkeit und menschlicher Freiheit, Weite und Rechtssicherheit laufen viele Fäden, subtil im Geflecht, doch zäh im Gefecht, die dem Theater, dieser gesellschaftlichsten aller Künste, ein Panzerkleid weben gegen Niedergang, Verfall und Mißachtung.

Japan und China

Von Marie v. Bunsen (Berlin)

In geschmackvoller Ausstattung, durch ungewöhnlich gute Bilder bereichert, erhalten wir zwei Bücher über das intime Familienleben Ostasiens. Inhalt und äußere Gestaltung ähneln sich, beide sind lesenswert, ihre Bedeutung ist ungleich.

Das Buch über Japan, Yuki San[1], eine Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben, hält was es verspricht. Die Tochter der holländischen Verfasserin lernte eifrig Japanisch, besuchte dort eine Mädchenschule, schloß nahe Freundschaft mit einer anderen Schülerin, verkehrte in deren Haus. So bringt sie feine Schilderungen des Alltags, des Innenlebens einer jungen Japanerin, auch des jetzt besonders stark auftretenden Zwiespalts zwischen den Alten und Jungen. Die Verfasserin will nicht belehren, sie beansprucht keine literari-

[1] Yuki San. Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben. Von Ellen Forest. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 183 S.

Digitized by Google

schen Fähigkeiten, und doch erfährt man neue Einzelheiten aus diesen sich dem Fremden verschließenden japanischen Häusern, und manches ist bemerkenswert hübsch erzählt.

Leider fehlen der Verfasserin die genügenden Kenntnisse der japanischen Kultur. Von der Geschichte weiß sie wenig, nichts von der Literatur, kaum etwas von der Kunst, von der Lebensauffassung und Ethik. Der Mangel an Romantik bei dieser Schilderung wird lobend hervorgehoben, es ist erfreulich, erfreulich auch, daß die Heldin sich stets als Holländerin fühlt, daß sie von Mischehen nichts hält. (Die Wirksamkeit der christlichen Missionen wird mit einer keineswegs dort von maßgebenden Europäern geteilten Anerkennung gestreift.)

Auf das Ausgesprochenste bevorzugt sie die japanische Frau, findet nur harte Worte für die Männer; das ist nicht neu, das haben andere schon gesagt, solche Verallgemeinerungen sind jedoch oberflächlich und wohlfeil. Da sie noch dazu selber gesteht, wie ungern sie auch nur eine der zierlichen Frauenhände berührt, wird man, in Anbetracht einer so entschiedenen physischen Befangenheit, ihr eine gerechte Einstellung nicht zutrauen. Das Buch will aber nur als Schilderung des japanischen Mädchenlebens gelten, und diese verhießene Schilderung ist ansprechend und echt.

Ganz anderes Gewicht besitzt das China-Buch — Menschen in China.[2] Lady Hosie ist die Tochter eines namhaften englischen Kenners des Landes, dieser war Rektor der Shansi Universität, ist jetzt als Professor des Chinesischen in Oxford angestellt. In China ist die Verfasserin geboren, sie hat in Cambridge eine akademische Ausbildung erhalten, hat mit Ausdauer Chinesisch gelernt, hegt für China Verständnis, Bewunderung und Sympathie. Obwohl sie sich stets als Engländerin fühlt, ebensowenig wie die Holländerin je eine Mischheirat eingehen würde, stehen ihre chinesischen Freunde ihrem Herzen so nahe als wären es ihre Landesgenossen; gegenseitige Anerkennung und Liebe überbrückt, sofern es nur möglich, die Kluft zwischen Osten und Westen.

Das ist die wahre Einstellung, und dazu kommt Lady Hosies seltenes Glück: als auf Händen getragener Gast hat sie in zwei ungewöhnlich hochstehenden chinesischen Patrizierfamilien längere Zeit über deren Alltagsleben geteilt.

Mittelpunkt des Hauses ist die Mutter (das wird nur Ahnungslose überraschen). Maßgebend ist ihr Wunsch. Eine anziehende Persönlichkeit, mit der fast unheimlichen Fähigkeit Gedanken zu lesen, welche die althergebrachte verschlossene Lebensweise dieser Damen züchtet. Die Töchter pflegen und hegen die Mutter, selbst die Sechsjährige bringt ihre Mutter zu Bett, hilft ihr beim An- und Ausziehen. Imponierend, geistig und ethisch hochstehend ist der Vater; obwohl die Formen der Ehrfurcht ihm gegenüber streng gewahrt werden, ist der Ton des Familienkreises herzlich und vertraulich. Wie in Europa, wird die junge verlobte Schwester vom älteren Bruder erbarmungslos aufgezogen und geneckt, harmlos spielen alle abends Gesellschaftsspiele miteinander. Die Töchter bekümmern sich tatkräftig um den Haushalt, beide Freundeshäuser sind blitzblank sauber. Wir lernen die Mahlzeiten, die Schlafgewohnheiten, die Kleidungsgeheimnisse kennen, erhalten Einblick in die Stellung der Nebenfrauen, Sklavinnen und Dienstboten.

Trotz ihrer Vornehmheit verkehren diese Damen gemütlich mit kleinen Leuten, auch mit Unbekannten auf der Straße; schwer gewöhnte es sich die Verfasserin nachher in England ab, mit Droschkenkutschern, Nachbarn in den Straßenbahnen über ihre Familienverhältnisse zu plaudern. Andererseits ein Stacheldrahtzaun verschnörkelter Spitzfindigkeiten. Unmöglich, sich die unendlich vielen verwandtschaftlichen Bezeichnungen zu merken, unmöglich, auch mit Hilfe des klassischen Musterbuchs, die passende briefliche Anrede zu finden, und sehr unterhaltend, die während des Besuchs ihrer Gastfreundin bei einer Mandschu-Prinzessin beachtete Etikette.

Der Sohn des Hauses ist hochgebildet und begabt — als er sich beim Studium der chinesischen Klassiker überanstrengt hatte, lernte er zur Erholung Englisch, sprach es bald fließend. Eifrig und erfolgreich malt er nebenher, das ist dort eine kleidsame Nebenbeschäftigung hoher Beamten. Die Briefe seines verehrten Zeichenlehrers liest er nur kniend. Unverständlich ist ihm die europäische Trennung von Malerei und Dichtung; entsprechende

[2] Menschen in China. Von Dorothea Hosie. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 394 S.

Digitized by Google

Verszeilen vervollständigen, sagt er, ein Bild, gehören zu ihm, „wie der Duft zu einer Blume".
Auch dieses Buch gibt Ostasien ohne Romantik, aber die Verfasserin vermochte bei glücklicher Veranlagung mit guter Vorbildung die ihr gebotenen ungewöhnlichen Beziehungen auszunutzen. Das Ergebnis ist ein ebenso fesselndes wie wertvolles Buch.

Die Blindheit als dichterisches Mittel

Von Werner Schmidt (Berlin-Steglitz)

Im Abschnitt XXV der „Gestalten" (L. E. XXVII, 583) hatte ich versucht, die Art und Weise der dichterischen Darstellung Blinder in den verschiedenen Zeiten und von den mannigfachsten Gesichtspunkten aus aufzuzeigen. Weit zahlreicher aber sind jene Fälle, wo nicht die Person des Blinden als solche den Dichter zur Gestaltung lockte, sondern wo Blinde zur Erreichung einer beabsichtigten Wirkung, oder aus einem anderen Grunde, in die Handlung verwoben werden. Zwei Romane der letzten Zeit mögen diesen Unterschied verdeutlichen.
Maarten Maartens gibt in dem Roman „Gottes Narr" (übersetzt von Eva Schumann. Verlag Albert Langen, München 1924) das Schicksal eines taubstummen und geistig schwachen Blinden. Dies durch seine körperlichen und geistigen Mängel gewissermaßen aus der Gesellschaft gedrängte Wesen wird durch Geburt und Testament Erbe eines großen Vermögens und Inhaber eines bedeutenden Handelshauses. Da gleichzeitig gesunde, arbeitsfreudige, nach Gewinn und Erfolg strebende Stiefbrüder vorhanden sind, liegen schon in diesem Umstand die Keime zu den folgenschwersten Verwicklungen. Sie bleiben nicht aus, führen zu Gegensätzen, zu Handlungen, schließlich zum Untergang. Ohne den Blinden würde das Leben der andern beiden Brüder wahrscheinlich ruhig und gleichmäßig verlaufen sein, wie das der Vorfahren und der Mitbürger von Koopstadt. Sein Vorhandensein besiegelt ihr Schicksal. Der taubstummblinde Daniel steht im Mittelpunkt des Romans. Ohne ihn fallen die Probleme in sich zusammen. Die durch sein Gebrechen bedingten Verwicklungen bilden den Inhalt.
Im Gegensatz hierzu sei auf Georg Fröschels Roman „Weib in Flammen" (Buchverlag Mosse, Berlin 1925) verwiesen. In diesem „Roman eines Tages" baut sich die an spannenden Momenten reiche Handlung auf einer Verwechslung auf. Ein ehemaliger ungarischer Offizier rettet bei dem Brande eines großen Modehauses statt der Geliebten ein Probierfräulein aus den Flammen. Im Einverständnis mit ihrem Retter spielt es die Rolle der Gräfin, seiner ersten Geliebten; gerät in hochpolitische Kreise, muß dem Gatten, der bei dem Brande ums Leben gekommenen Gräfin gegenübertreten und wird von ihm nicht entlarvt, obgleich er den Betrug erkennt. Der Graf hat allerdings einen Grund, mit der Aufdeckung der Wahrheit zurückzuhalten; denn die Verstorbene hat ihr Vermögen dem Offizier vermacht, der nun, da er selbst das Probierfräulein als Gräfin ausgegeben hat, keinen Gebrauch von der Erbschaft machen kann. Der Graf nun ist blind. Wäre er sehend, würden die Vorgänge in gleicher Weise verlaufen können. Er würde den Betrug natürlich eher entdeckt haben, doch für den Gesamtverlauf der Handlung wäre das bedeutungslos, da er im Augenblick des Erkennens des wahren Sachverhalts ja auch schon aus dem oben angegebenen Grunde den Entschluß faßt, die Betrügerin nicht zu entlarven. Warum also die Blindheit des Grafen? Sie motiviert zunächst einmal das Verhalten des Grafen zu seiner Gattin Adelina. Daß Erblindung durch Lähmung des Augennerves eintreten würde, hat ihm der Arzt offen eingestanden. Um nun in dieser einst kommenden Dunkelheit einen Gefährten zu haben, hat er Adelina geheiratet und in Einsamkeit und Stille nach seinem Willen zu bilden versucht. Doch die Abgeschlossenheit von der Welt weckt in Adelina gerade heißes und glühendes Verlangen in die Ferne und zu Abenteuern. Sie verläßt den Grafen, von dessen seelischem Leiden sie nichts ahnt. Sodann trägt die Blindheit gerade in jenem Augenblick, in dem alles scheinbar zu

Digitized by Google

einer jähen Lösung drängt, ein neues spannendes Moment in die Handlung und verzögert gleichzeitig die Hast des Ablaufs. Durch den Eintritt des Grafen in die hochpolitische Sitzung wird die aufregende Situation auf das höchste gesteigert. Wird der Graf den Betrug aufdecken? Der Leser ist gespannt; denn wie die Personen des Romans weiß er selbst bisher auch noch nichts von der Erblindung des Grafen. Dann wird sie schwach durch unsichere Bewegungen des Grafen angedeutet, die Andeutungen werden stärker, bis bei seinem Wort „ich bin blind" Gewißheit eintritt. Die Blindheit ist in diesem Roman nur Mittel zum Zweck. Sie dient einmal zur Motivierung einer bestimmten Handlungsweise, und ist zum anderen dichterisches Mittel, Spannung zu erzeugen. Die Durchführung des Vorgangs wäre auch ohne die Blindheit des Grafen möglich.

In ähnlicher Weise wie bei dem zuletzt ausgeführten Beispiel ist nun das Motiv der Blindheit sehr häufig als dichterisches Mittel angewandt worden. Das Nächstliegende war natürlich immer gefühlsmäßige Einwirkung auf den Hörer oder Leser. Der Sehende, dem ein Blinder gegenübertritt, empfindet unwillkürlich Mitleid. Es liegt darum sehr nahe, durch Einführung Blinder der alten aristotelischen Forderung, Mitleid zu erwecken, gerecht zu werden. Wenn in Hans Müllers Drama „Könige" die blinde Gemahlin Friedrichs als Pilgerin zu Ludwig zieht, um die Befreiung ihres Gatten zu erflehen, so ist ihr Leid dazu angetan, auf Ludwig ergreifend und versöhnend zu wirken. Gleichzeitig ist ihre Blindheit — sie hat sich aus Sehnsucht nach dem Gatten blind geweint — für uns die höchste körperlich sichtbare Steigerung ihres Schmerzes. Und ob Margarete von Bülow in der Novelle „Die Glücksuhr von Wölfis" den alten blinden Löffelschnitzer Toppert so rührend für seinen Hund sorgen läßt, oder Walter Flex in der Erzählung „Der Kanzler Klaus von Bismarck" den durch Sumpffieber erblindeten Vater der Ursel Hidde hinstellt, nie wird der unser Mitleid erweckende Eindruck ausbleiben. Bis zu geheimem Grauen steigert sich das ergreifende Mitgefühl, wenn Menschen schuldlos des Augenlichts beraubt werden und nun, einst kraftvoll und der Schrecken ihrer Feinde, wehrlos und gebrochen dastehen. Das Schicksal Simsons und Belisars ist immer wieder dichterisch gestaltet worden. Das Blendungsmotiv bei Shakespeare im „König Lear", bei Schiller im „Tell", bei Hauptmann im „Florian Geyer", bei Wildenbruch im „König Laurin" verfehlt nie seine Wirkung. Im „König Laurin" will der geblendete Gotenjüngling Amalerich, geführt von Amalasunta, den Todesstreich gegen Justinian führen. Doch er trifft den verhaßten Feind nicht und stirbt unter den Dolchen der Byzantiner. Hier sind die Wehrlosigkeit und Ohnmacht eines Helden, dem das Augenlicht genommen, in ihrer ganzen ergreifenden Tragik bis zum erschütternden Ende durchgeführt.

Geheimnisvolles Dunkel umwebt Sudermanns „Bettler von Syrakus". Der Bettler ist der ehemalige Feldherr Lykon. Blind und zerlumpt kehrt er in die Heimat zurück, vernichtet die Flotte der Karthager und stirbt unerkannt. Nur seine Tochter lüftet andeutungsweise das Dunkel, das sein Kommen und Gehen beschattet. Durch die Blindheit Lykons wird das Geheimnis, das er stumm trägt, noch geheimnisvoller, gewissermaßen äußerlich symbolisiert, und der Hörer wird unwillkürlich auch in diesen Kreis geheimnisvoller Andeutungen gebannt. Ähnlich die Wirkung, die Sudermann durch die blinde Helene in „Glück im Winkel" erreicht. Helene fällt das veränderte Wesen Elisabeths zuerst auf. Deren sonderbares Benehmen, ihre Zerstreutheit und ihre heißen Hände lassen sie ahnen, daß ein dunkles Verhängnis nahe. Daß gerade eine Blinde kommendes Unheil zuerst fühlt, ist schon geeignet, den ganzen Vorgang geheimnisvoll und von dunklen Mächten bestimmt, erscheinen zu lassen.

In Kleists „Familie Schroffenstein" wird diese geheimnisvolle Stimmung durch Hinzutritt des Schauerlichen noch verdüstert, noch wirkungsvoller. Hier ist der alte Graf Sylvius blind. Wenn er in der ersten Szene des fünften Aufzugs mit dem wahnsinnigen Johann durch den Wald irrt, so muß das schauerliche Gefühle erwecken, durch welche die düstere Stimmung des Ganzen nur noch verstärkt wird, bis sie in der Aufdeckung des fürchterlichen Irrtums ihren Höhepunkt erreicht. Daß der Blinde mit seinen tastenden Händen den Irrtum zuerst erkennt, ist ein weiteres Stimmungsmoment, das mit dem Gefühl, hier ein dunkles Schicksal walten zu sehen, zu einer Einheit ver-

Digitized by Google

schmilzt. Abgesehen davon, daß in Hebbels „Judith" der blinde und stumme Daniel, ganz der Auffassung des Altertums entsprechend, als Prophet auftritt, geht von seiner Person doch auch eine überirdische und geheimnisvolle Macht aus, die ihren Eindruck auf den Zuschauer nicht verfehlt. Diesen Eindruck biegt Nestroy in der Parodie „Judith und Holofernes" ins Komische um. Sein Daniel gewinnt je nach Lage der Dinge Gesicht und Sprache zurück, was Veranlassung zu komischen Situationen gibt. In allen bisher angeführten Fällen werden jedenfalls stets bestimmte Gefühlsmomente durch das Auftreten blinder Personen ausgelöst.

Das Gefühlsmäßige kann nun aber mehr oder weniger zurücktreten, weil der Dichter durch das Heranziehen der Blindheit irgendeine andere Absicht erreichen will. Häufig hat die Blindheit symbolische Bedeutung. Der, dem die Tore des wichtigsten Sinnes geschlossen sind, ist in seiner Finsternis und Einsamkeit besonders befähigt, sich innerem Schauen hinzugeben und kommt so seiner Bestimmung, nur Mensch zu sein, näher, als seine sehenden Mitmenschen. Das Erlöschen des äußeren Lichtes facht das innere Licht an. Goethes „Faust" erblindet im Besitz der höchsten Weisheit. Desgleichen die seelisch geläuterte Heldin in Claudels „Verkündigung". Der durch Selbstmordversuch blindgeschossene Cillon in Otto Zoffs „Schneesturm" erkennt blind, was er mit sehenden Augen nicht sah, nämlich, daß die Welt, Paris, ja seine Seele eine Hure waren, die ihn elendiglich täuschte. Michael Hellriegel in Hauptmanns Drama „Und Pippa tanzt" eilt blind zu neuen Traumreichen der Phantasie, die dem Sehenden verborgen waren. Der kriegsblinde Goldschmied Karl in Fritz von Unruhs Festspiel „Heinrich aus Andernach" fühlt die Ereignisse früher als die andern, sieht ohne Augen mehr als sie, erkennt zunächst als einziger die Urschuld und den Fluch der Menschheit. Er ist darum, weil seine Blindheit ihm nicht grauenvolle Bilder der Vergangenheit mit Vergessen deckte, derjenige, der zur friedenbringenden Tat auffordern kann. Blind ist auch die Seherin Jala in M. G. Conrads Roman „In purpurner Finsternis". Nach Verlust des Augenlichtes hellsichtig geworden, erkennt sie die innere Blindheit und Seelenlosigkeit des in Finsternis lebenden Teutavolkes. Und wenn am Schluß der Tragödie „Ohne Gott" von R. H. Bartsch die blinde Dienerin, die da glaubt, Führerin der Sehenden wird, die nicht glaubt, so hat auch dieser Vorgang seine symbolische Bedeutung. Und ob die Blindheit des Großinquisitors im Schillers „Don Karlos" (V, 10) nicht auch tieferen Sinn hat? Dieser neunzigjährige Greis kennt nur ein Ziel. Fanatisch verfolgt er es, blind gegen alles andere, blind gegen die Leiden, die er heraufbeschwört. Und auf der anderen Seite weiß er seit Jahren, was dem König erst seit Sonnenuntergang bekannt ist. Er sieht nicht die äußere Welt, er sieht ihren inneren Zusammenhang, sieht tiefer als die anderen.

Den heißen Drang nach Leben und die Furcht vor dem Tode versinnbildlicht Wilbrandt im „Meister von Palmyra", wenn er selbst einen Blinden, einen vom Schicksal Geschlagenen, vor dem Herrn des Lebens um ein Mittel gegen den Tod flehen läßt. Und zum Beweis, daß kein Glück auf Erden vollkommen, ist der Millionär an der Heiterbucht in Strindbergs „Traumspiel" blind. In diesen beiden letzten Fällen hat die Blindheit nicht mehr die auf sich beruhende symbolische Bedeutung wie bei den vorhergehenden, sondern soll nur einen Gedanken anschaulicher machen und hervorheben. Das, was veranschaulicht wird, steht mit dem Hauptinhalt in loserer oder festerer Beziehung, ist vielleicht auch nur Rankenwerk, poetische Ausschmückung, könnte unter Umständen fehlen oder auf andere Weise dichterisch gestaltet werden.

Die blinde Person kann für den Verlauf der Dichtung aber auch unentbehrlich sein. Unentbehrlich natürlich nur insoweit, als an dem Ablauf der Handlung, wie sie nun einmal vorliegt, festgehalten wird. In solchem Fall kann die Entwicklung des Problems und vor allem seine Lösung mit Hilfe der Blindheit ermöglicht werden. Ein Beispiel dafür ist Frances Külpes psychologische Novelle „Drei Menschen". Hier handelt es sich um die Frage: können drei Menschen, und zwar ein Mann und zwei Frauen, in Liebe vereint gemeinsam leben? Maeterlinck löst die Frage in „Aglavaine und Selysette" durch Selysettes Opfertod, der einer Verneinung gleichkommt. Aglavaines Worte: „Die Stunde ist noch nicht da, wo mensch-

Digitized by Google

liche Wesen sich so vereinen können", sind auch nur eine bedingte Bejahung. Die Möglichkeit eines Zusammenlebens wird zwar zugegeben, aber erst in der Zukunft. Frances Külpe macht es in der Gegenwart möglich. Mittel ist Noras Erblindung. In dem Augenblick, da Rahel, die Tochter der Stiefschwester von Noras Gatten, das Haus für immer verlassen will, weil sie fühlt, wie sie und Nora leiden, gesteht Nora ihr die bisher nur befürchtete, jetzt aber unabwendbar eintretende Erblindung. Nun braucht Nora Liebe und Hilfe. Rahel soll sie geben. So wird sie nur noch fester an die Menschen gekettet, die sie eben verlassen wollte. Das Unglück der Blindheit wird so zum einigenden Band der drei Menschen, ermöglicht ihr Zusammenleben. Nora erblindet übrigens plötzlich während einer Vorstellung von d'Annunzios „Tote Stadt", in der sie die blinde Anna darstellt. Alle sind von ihrem Spiel tief ergriffen. Niemand ahnt, daß die scheinbar Blinde dort auf der Bühne eben wirklich erblindet ist und nun ihr ganzes qualvolles Leid aus der Seele strömen läßt. Durch diesen Vorgang wird schon rein äußerlich die Parallele mit d'Annunzios Drama gezogen, das Schicksal beider Frauen zueinander in Beziehung gesetzt. Während aber bei Külpe gerade die Blindheit Mittel zur Lösung des Problems wird, ist Annas Blindheit mehr als eine der Ursachen des tragischen Ausgangs anzusehen. Einen ganz bestimmten Zweck verfolgt auch Herbert Eulenberg durch den blinden Diener Josua in „Ritter Blaubart". Blaubart hat den Josua geblendet, um einen Menschen bei sich zu haben, der nicht Verräter seines verbrecherischen Tuns werden kann. Ein sehender Diener hätte sicher weit eher das grausige Geheimnis entdeckt. Dichtungen, in denen die Blindheit in ähnlicher Weise herangezogen wird, sind häufig. In Lothars „König Harlekin" hat sich die Mutter des wüsten Prinzen Bohemund blind geweint. Der Betrug Harlekins nach der Ermordung des Prinzen würde trotz aller äußerlichen Ähnlichkeit ohne die Blindheit der Königin sehr unwahrscheinlich wirken; denn es ist anzunehmen, daß der Mutterblick sich nicht so leicht täuschen läßt. Wenn bei der Krönung im Dom die tastenden Hände ihr dann verraten, daß der Kniende nicht ihr Sohn sei, sie um des Landes willen aber den Mörder des eigenen Sohnes doch krönt, so gibt die Blindheit gleichzeitig die Möglichkeit, die innere Erregung der Königin vor den übrigen zu verbergen, und so ihr und Harlekins Geheimnis zu wahren. In Fuldas „Herostrat" ist Timarete, die Mutter Herostrats, blind. Dadurch wird ermöglicht, daß sie bis zuletzt an das hohe Künstlertum des Sohnes glauben kann, da ihr jeder Maßstab zum Vergleich mit den Werken anderer Künstler fehlt. Denselben Gedanken finden wir in Heijermanns Novelle „Trinette". Hier glaubt die blinde Romaine unerschüttert an die Schwester, von deren lasterhaftem Dirnenleben sie in ihrer dunklen, abgeschlossenen Einsamkeit keine Ahnung hat.

In Georg Ebers Roman „Arachne" erblindet der naturalistische Bildhauer Hermann. Jetzt erst ist er fähig, ideale Werke, wirkliche Kunstwerke zu gestalten. Das Ganze eine Tendenz gegen den Naturalismus. Die Erblindung eines bildenden Künstlers verwertet auch Hans von Hopfen in dem Roman „Robert Leichtfuß". Leichtfuß verliert vorübergehend das Augenlicht, und nun werden seine Bilder wegen des ihm zugestoßenen Unglücks sensationell. Gerade diese beiden Romane zeigen, daß es den Verfassern nicht darauf ankam, die Blindheit als solche um ihrer selbst willen in die Dichtung hineinzunehmen, sondern daß sie nur ein Mittel zur Erzielung dichterischer Wirkung sein soll.

Bücher aus Rußland und über Rußland

Von Arthur Luther (Leipzig)

I

Kann uns von Rußland das Heil kommen? Ist das östliche Christentum berufen, uns zu erlösen? Diese Frage ist in den letzten Jahren oft gestellt worden. Nun liegen zwei Bücher vor, die sie verneinen. Der „Idiotenführer durch die russische Literatur" von Sir Galahad (München, Albert Langen) und „Rußland und die Psychomachie Europas" von Hans Mühlestein (München, C. H. Beck). Seit Viktor Hehns „De moribus Ruthenorum" ist kein bissigeres und geistreicheres

Digitized by Google

Pamphlet gegen das Russentum geschrieben worden als Sir Galahads Kriegserklärung an die „Inthronisierung des Idiotenideals", die der temperamentvollen Verfasserin als der eigentliche Wesenszug der russischen Literatur erscheint. Von einem Pamphlet kann man weder Objektivität noch Gerechtigkeit verlangen; man wird aber zugeben müssen, daß Sir Galahad in vielem sehr recht hat, und wenn ihr Buch nur ein paar von den Russen verdrehte Köpfe wieder zurechtrückt und uns endlich dazu bringt, in den großen Russen vor allem große Dichter zu sehen, statt nach allen möglichen „Offenbarungen" zu suchen, dann ist es nicht umsonst geschrieben worden.

Sir Galahad kämpft gegen die Russen im Namen Nietzsches. Das gleiche tut Hans Mühlestein. Für ihn liegt die Bedeutung des Russentums gerade in dem Scheitern des „Experiments mit dem Christentum". Was die Geniekraft einer ganzen, in ihrer überwältigenden Masse noch inbrünstig gläubigen Nation nicht vermocht hat, das wird den Ideologen eines entnervten, theologisch-intellektuellen Christentums bei uns Westvölkern erst recht nicht gelingen. Das Kapitel der Weltgeschichte, an dem wir seit der Reformation richtungslos und ungläubig herumdilettierten, ist damit endgültig erledigt und der Tag des echten Europäers steigt empor.

Im vollen Gegensatz zu Mühlestein erwartet Hans Ehrenberg (Östliches Christentum. Dokumente. Bd. II Philosophie. München, C. H. Beck) von der Berührung mit dem östlichen Christentum eine Wiedergeburt auch unseres Christentums; nicht den Tag des „echten Europäers" sieht er kommen, sondern den Tag, der alle unter dem Zepter des einen summus episcopus vereinen soll. Und dann läßt er eine Reihe russischer Denker selbst zu Worte kommen. Mit Ausnahme des alten Slawophilen Chomjakow († 1860) sind es lauter heute (mit einer einzigen Ausnahme im Exil) lebende Autoren: Florenskij, Bulgakow, Berdjajew, Karsawin. „Es ist das Rußland Dostojewskijs, das uns hier in der Form des Gedankens entgegentritt", sagt Ehrenberg. Er hätte auch sagen können: Solowjows, denn von ihm gehen all diese Russen aus, und Ehrenbergs Sehnsucht nach der Una Sancta war auch die Sehnsucht Solowjows.

Den großen russischen Denker dem deutschen Leser auch als Dichter nahezubringen, war das löbliche Bestreben des ebenfalls aus Rußland emigrierten Schriftstellers Kobilinski-Ellis, der sich dazu noch Herrn Richard Knies zu Hilfe nahm (Gedichte von Wladimir Solowjow. Ins Deutsche übersetzt. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag). Leider ein Versuch mit untauglichen Mitteln, denn die Verse des Übersetzerpaares sind fürchterlich. Beachtenswert aber bleiben Kobilinskis Abhandlungen über Solowjow als Lyriker und seine Weisheits- und Schönheitslehre.

Einen der bei Ehrenberg vertretenen russischen Philosophen, Nikolaj Berdjajew, lernen wir auch als Dostojewskij-Interpreten kennen (Die Weltanschauung Dostojewskijs. Übersetzt von Wolfgang E. Groeger. München, Beck). Sein Buch ist wertvoll für uns als das Werk eines Russen, der einerseits das spezifisch Russische bei Dostojewskij und die Gegensätze zwischen östlicher und westlicher Denk- und Empfindungsart deutlich sieht, andererseits aber sich völlig klar darüber ist, warum Dostojewskij gerade jetzt so stark auf den westlichen Menschen wirken muß. Der Russe ist entweder Apokalyptiker oder Nihilist, aber eben diese Struktur der Nationalseele hat es Dostojewskij ermöglicht, „unterhalb der Schichtungen, die vom Lichte des Rationalismus erhellt und rationalen Normen unterworfen sind, vulkanisches Bereich zu entdecken".

Eine Dostojewskijsche Gestalt — nicht als dichterische Schöpfung, sondern unmittelbar aus dem Leben selbst — tritt uns entgegen in einem sehr eigentümlichen Buch: Ein russisches Pilgerleben. Übersetzt von Reinhold von Walter (Berlin, Verlag Die Schmiede). Es ist die Beichte eines Unbekannten, eines Pilgers und Büßers, niedergeschrieben von seinem Beichtvater und in den 80er Jahren in Rußland veröffentlicht. Wenn man sie gelesen hat, dann sieht man erst, wie lebensecht Dostojewskijs Gestalten, ein Sosima in den „Brüdern Karamasow", ein Makar im „Jüngling", sind.

Von Märtyrern und Duldern anderer Art berichtet endlich das Buch „Die Dekabristen" von Fürst Sergej Wolkonskij, dem einstigen Intendanten der russischen Hofbühne und Verfasser einer auch deutsch erschienenen russischen Literaturgeschichte (übersetzt von R. von Campenhausen. Riga, Löffler). Es ist keine auf archivalischen Studien beruhende Geschichte der „ersten russischen Revolution", sondern eine Zusammenstellung von Familienüberlieferungen: der Verfasser ist der Enkel eines der berühmtesten „Dekabristen". Diese persönlichen Beziehungen sind es, die seiner Darstellung eine außerordentliche Wärme und Frische verleihen.

II

Die Hochflut der russischen „Klassiker-Ausgaben" versickert allmählich. Fast schon als Nachzügler erscheinen die von Erich Boehme redigierten Ausgaben der erzählenden Werke Tolstojs (in 14 Bänden abgeschlossen) und Dostojewskijs (bisher 8 Bände) im berliner Verlag Ladyschnikow. Buchtechnisch sind dies unzweifelhaft die schönsten unter den vielen vorhandenen

Digitized by Google

Ausgaben und für die Korrektheit der Texte bürgt der Name des Herausgebers.

Ebenfalls ein verspäteter Nachzügler ist die von Marta Worringer illustrierte Ausgabe von Dostojewskijs Erzählung „Die Sanfte" (Köln, Marcan). Die Zeit für diese mit Lithographien, Radierungen oder Holzschnitten (diesmal sind es übrigens 15 Federzeichnungen) geschmückten Bücher in Riesenformat dürfte wohl vorüber sein ...

Als russischer Klassiker ist nun auch bei uns Nikolaj Leskow anerkannt, der noch vor sechs Jahren, als meine Übersetzung seines Meisterromans „Die Klerisei" erschien, von mehreren Kritikern für einen „jungen, modernen Dichter" gehalten wurde. Der münchener Verlag C. H. Beck bringt jetzt Leskows „Gesammelte Werke" in sechs Bänden, eine wohlgelungene Auswahl, in der man nur einige Stücke, wie den „Verzauberten Pilger", die „Lady Macbeth aus Mzensk" und vor allem den „Stählernen Floh" schmerzlich vermißt. Die Übersetzungen stammen von Erich Müller, Joh. v. Günther und Henry Heiseler.

Tolstojs Briefe an seine Gattin hat Dmitrij Umanskij deutsch herausgegeben (Berlin, Zsolnay). Aus den über 600 Briefen der russischen Ausgabe sind 260 ausgewählt, die Tolstoj als Ehegatten und Familienvater, aber auch als religiösen und sozialen Denker anschaulich charakterisieren. Die Lektüre ist so fesselnd, daß man sogar das schlechte Deutsch des Übersetzers darüber vergißt. Sehr aufschlußreich ist das Vorwort von Tolstojs Tochter Tatjana Suchotina.

Eine zweite Tolstoj-Publikation verdanken wir dem getreuen Eckermann des russischen Weisen, Paul Birukoff. Unter dem Titel „Tolstoj und der Orient" (Zürich, Rotapfel-Verlag) hat er alle Äußerungen des Meisters über die Religionen des Ostens zusammengestellt. Wichtig ist vor allem der erste Teil, der Tolstojs Briefwechsel mit verschiedenen prominenten Orientalen (Mahatma Gandhi, Ku Hung Ming, Perser, Türken, Japaner, Tataren usw.) enthält.

Zu den Klassikern zählt man heute auch schon Anton Tschechow. Als Student schrieb er, weil er Geld brauchte, für ein moskauer Wurstblättchen einen Kriminalroman „Die Tragödie auf der Jagd", den er später verleugnete, der aber nach seinem Tode in einem der Supplementbände zu der Gesamtausgabe seiner Werke gedruckt wurde. Nun wird er uns auch in deutscher Übersetzung geboten. (Übersetzt von Hans Halm und Rich. Hoffmann. Berlin, Zsolnay.) Gewiß ist diese Talentprobe nicht uninteressant, aber sie kommt schließlich doch nur für den Tschechow-Kenner, wo nicht gar Tschechow-Philologen, in Betracht.

III

Über die russische Emigrantenliteratur pflegt man in der Räterepublik mit einem verächtlichen Achselzucken hinwegzugehen; das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Iwan Bunin, den man nun endlich auch in Deutschland zu schätzen beginnt, in seiner Novelle „Mitjas Liebe" (übersetzt von Käthe Rosenberg. Berlin, S. Fischer) eine der schönsten, psychologisch feinsten und stimmungsvollsten Dichtungen nicht nur der russischen Literatur geschaffen hat. Es ist nichts weiter, als die ganz einfache, allgemeinmenschliche Geschichte von Frühlings Erwachen in dem Herzen eines jungen, weltfremden Knaben, der Seelisches und Sinnliches nicht auseinanderhalten kann und daran zugrunde geht, aber so eindringlich erzählt, so tief empfunden, daß man nicht mehr von dem Buch loskommt, wenn man es einmal zur Hand genommen hat.

Neben diesem Idyll aus dem alten, vorrevolutionären Rußland nimmt sich der Roman von Iwan Schmeljow „Die Sonne der Toten" (übersetzt von Käthe Rosenberg. Berlin, S. Fischer), der Bürgerkrieg und Hungersnot in der Krim zum Thema hat, sehr eigentümlich aus. Und doch stehen die beiden Dichter sich näher, als es anfangs scheinen möchte. Denn nicht die äußerlich bewegte Handlung ist bei Schmeljow die Hauptsache, sondern das Bild der ewig schönen, ewig sich gleichbleibenden südlichen Natur, die die Menschen durch ihr Tun schänden, die Menschen, die doch ihre Geschöpfe sind und nur durch sie leben. Und eben das erhebt den Roman über das bloße Zeitbild hinaus.

Von dem Revolutionsroman des Kosakengenerals P. N. Krasnow „Einig-Unteilbar" (übersetzt von R. von Campenhausen. Jena, Frommannsche Buchh.) läßt sich das weniger behaupten. Man fragt sich vergebens, warum uns Deutschen eigentlich alle Romane dieses unentwegten laudator temporis acti und Bolschewistenhassers vorgesetzt werden müssen, nachdem das stoffliche Interesse durch den ersten, den vierbändigen Wälzer „Vom Zarenadler zur roten Fahne" doch vollauf befriedigt sein dürfte.

Viel eher ist die Übersetzung des Romans „Der 9. Thermidor" von M. Aldanow (deutsch von R. Candreia. München, Drei Masken Verlag) zu rechtfertigen. Denn hier haben wir es mit einer auf gründlichen Quellenstudien beruhenden Darstellung der französischen Revolution zu tun, die zum Teil in sehr eigenartiger Beleuchtung erscheint. Der Roman ist der erste Teil einer Trilogie, über die erst nach ihrer Vollendung ein endgültiges Urteil wird gefällt werden können.

Über den Roman des bisher nur als Zeichner bekannten Wassilij Masjutin „Der Doppelmensch" (übersetzt von Gustav Specht. München, Drei Masken Verlag) fällt

Digitized by Google

dagegen das Urteil nicht schwer: eine spannende Doppelgängergeschichte, etwas Edgar Poe, etwas Gogol, etwas Dostojewskij und etwas H. H. Ewers. Eine Mischung, die gewiß ihre Reize hat, zumal sie noch von dem Verfasser mit sehr charakteristischen Zeichnungen illustriert wird.

IV

Künstlerisch stehen die mir noch vorliegenden Bücher aus Sowjetrußland unter den Emigrantenbüchern von Bunin und Schmeljow; um so mehr fesseln sie stofflich, denn sie führen uns in eine ganz neue, seltsame Welt, zeigen uns Konflikte, wie sie zur Zeit eben nur in Rußland möglich sind, wo sich das Chaos zwar noch nicht gestaltet hat, aber sich doch schon zu gestalten beginnt.

Kleine Momentbilder aus dem Bauern- und Arbeiterleben der Revolutionszeit bietet der 1923 im Alter von erst 37 Jahren verstorbene Alexander Newerow in seinem Buch „Das Antlitz des Lebens" (übersetzt von Maria Einstein. Wien, Verlag für Literatur und Politik). Er hat viel Beobachtungsgabe und Humor; vieles verblüfft, weil es uns so ganz neu und ungewohnt ist. Die dick aufgetragene kommunistische Tendenz beeinträchtigt aber die Wirkung.

Als Dichter viel bedeutender ist Leonid Leonow, der sich mit dem zwei Erzählungen enthaltenden Band „Wetterleuchten" (übersetzt von M. Busch und M. Romaschow. Mit einem Geleitwort von Roman Gull. Berlin, Taurusverlag) bei uns einführt. Die Titelerzählung ist eine erschütternde Bauerngeschichte aus der Nachrevolutionszeit; fast noch stärker wirkt „Des kleinen Mannes Ende", eine neue Variation des unerschöpflichen Themas von der Not und dem Untergang der russischen Intellektuellen in den furchtbaren Bürgerkriegs- und Hungerjahren.

Dasselbe Thema behandelt der Roman „Der Flug" von Nikolaj Nikitin (übersetzt von Gregor Jarcho. Berlin, Propyläen-Verlag). Es erhält hier eine individuelle Note dadurch, daß als „Helden" zwei Fliegeroffiziere der Roten Armee fungieren. Eine unruhige, nervöse, man möchte sagen: flackernde Darstellungsweise ist Nikitin ebenso eigen, wie Leonow. Das macht die Übersetzung ihrer Dichtungen äußerst schwierig.

Dagegen dürfte der neue Roman von Ilja Ehrenburg „Trust D. E. Die Geschichte von der Zerstörung Europas" (übersetzt von Lia Calmann. Berlin, Weltverlag) nicht schwer zu übersetzen gewesen sein. Denn er ist in einem bewußt trockenen, höchste Sachlichkeit vortäuschenden Reporterstil abgefaßt, der die sensationelle Wirkung dieser Geschichte von der Vernichtung Europas durch einen mit den kühnsten Mitteln (Typhusbazillen, Propaganda der Geburteneinschränkung, Fliegerbomben usw.) arbeitenden amerikanischen Trust noch verstärken soll. Spannend erzählt ist dieser „Untergang des Abendlandes" ohne Zweifel; aber es steckt viel weniger Philosophie drin, als der Verfasser vortäuschen möchte.

Der glücklichste russische „Revolutionsgewinnler" ist unzweifelhaft der Volksbildungskommissar Lunatscharskij. Nicht weil ihm ein so hohes Amt zuteil wurde, sondern weil ihm dieses Amt ermöglichte, seine vielen Dramen dort aufgeführt zu sehen, wo sie hingehören — auf den früheren kaiserlichen, jetzt akademischen Theatern Moskaus und Petersburgs. Denn trotz der angeblich „bolschewistischen" Tendenz ist ein Drama, wie „Der befreite Don Quichotte" (übersetzt von J. Goth. Berlin, Volksbühnen-Verlag) ein Stück ganz und gar in dem Stil, der von jeher auf allen Hoftheatern der Welt Mode war. Das Stück ist inzwischen auch über mehrere deutsche Bühnen gegangen. Man hätte statt dessen lieber eins der alten Dramen von Albert Dulk oder Elise Schmidt ausgraben sollen, die in derselben Weise Hoftheaterstil und revolutionäre Tendenz verbinden.

Proben und Stücke

Aus „Das unruhige Asien". Reise durch Indien, China und Japan. Von Arthur Holitscher. Berlin, S. Fischer.

Dieses Jahr, im Orient verbracht:
Stier, Schlange, Kuh, Fuchs, Affe wird als Gottheit verehrt,
milde, gottähnliche Menschen, gräßlich verzerrte Dämonenfratzen blicken von Altären hernieder,
zartgefaltete Hände mit ruhenden Daumen, die sich berühren und grausam verkrampfte, langnägligе Fäuste, die den Dreizack und das scharfe Schwert schwingen —
brünstiger Götzenkult, Opfertiere an blutige Steine kläglich angebunden, und daneben die abgeschiedene Heiligkeit in seligen Träumen versunkener irdischer Geschöpfe ...
Wie viele Arten, die Toten zu begraben:
auf Scheiterhaufen verbrannt, in heilige Gewässer versenkt, den Vögeln des Himmels preisgegeben, in ehrfurchtumwitterte Maulwurfshügelgehege vergraben —
wieviel verschiedene Arten, den Körper zum Dienst der Gottheit zu weihen:
durch Abtötung, Überernährung, Aufpeitschung, wirbelnden Tanz und todähnliche Reglosigkeit —

Erlebnisse des Schönheitskultes, der Erotik:
Inderinnen, Tibetanerinnen, Singalesen: von Gold strotzende Körper in bunten Seidentüchern; Chinesinnen, die ihre zier-

Digitized by Google

lichen Formen unter blassen, nichtssagenden Gewändern verbergen; Japanerinnen, die durch entstellende Wülste ihre Glieder im farbenbunten Kleid verzerren; die unnatürlich kleinen Füße der Chinesin, die auf klappernden Getas in klauenförmigen Socken dahintrippelnder Japanerinnen; schlichte Haartracht der Mädchen und Frauen Indiens, gefährlich komplizierte Haargebäude der Mandschufrauen —
wie viele Trachten, Bekleidungen, Bemalung, Bräuche und Moden, den Leib, den gottgegebenen, das Haupt, das gottgeweihte, die Stirn, den Scheitel, Sitz und Instrument des göttlichen Willens dem Unbekannten darzubieten —
wie viele Formen der Begrüßung, der Ehrfurcht, dem Mitmenschen zu bezeugen:
das liebliche Händefalten vor den lächelnden Lippen, zu tiefe Beugung des Knies, Sichniederwerfen, die Handfläche nach vorn drehen! — — —
Tagereisen weit ändert sich die Form des Lebens, des Gottesdienstes, Menschendienstes, der Ehe, des Todes; das Weltbild:
Unzucht, Askese, Blutrausch, milde Liebe zu aller Kreatur, sinnende Anbetung und selbstvergessene Ekstase — —
wie fallen Vorurteile, welkes Laub, Schuppen vor den Augen nieder — die Menschen, der Mitmensch, Mitbewohner dieses unergründlich wunderbaren Planeten, Genosse dieser Zeit — jeder in seiner Atmosphäre — seiner Tradition — seiner Verwandlung, Umwandlung — in der Unerschütterlichkeit seines Glaubens, seiner Bekehrung und Seligkeit —
jeden, jeden zu erkennen, zu verstehen suchen, lieben wenn möglich — — —

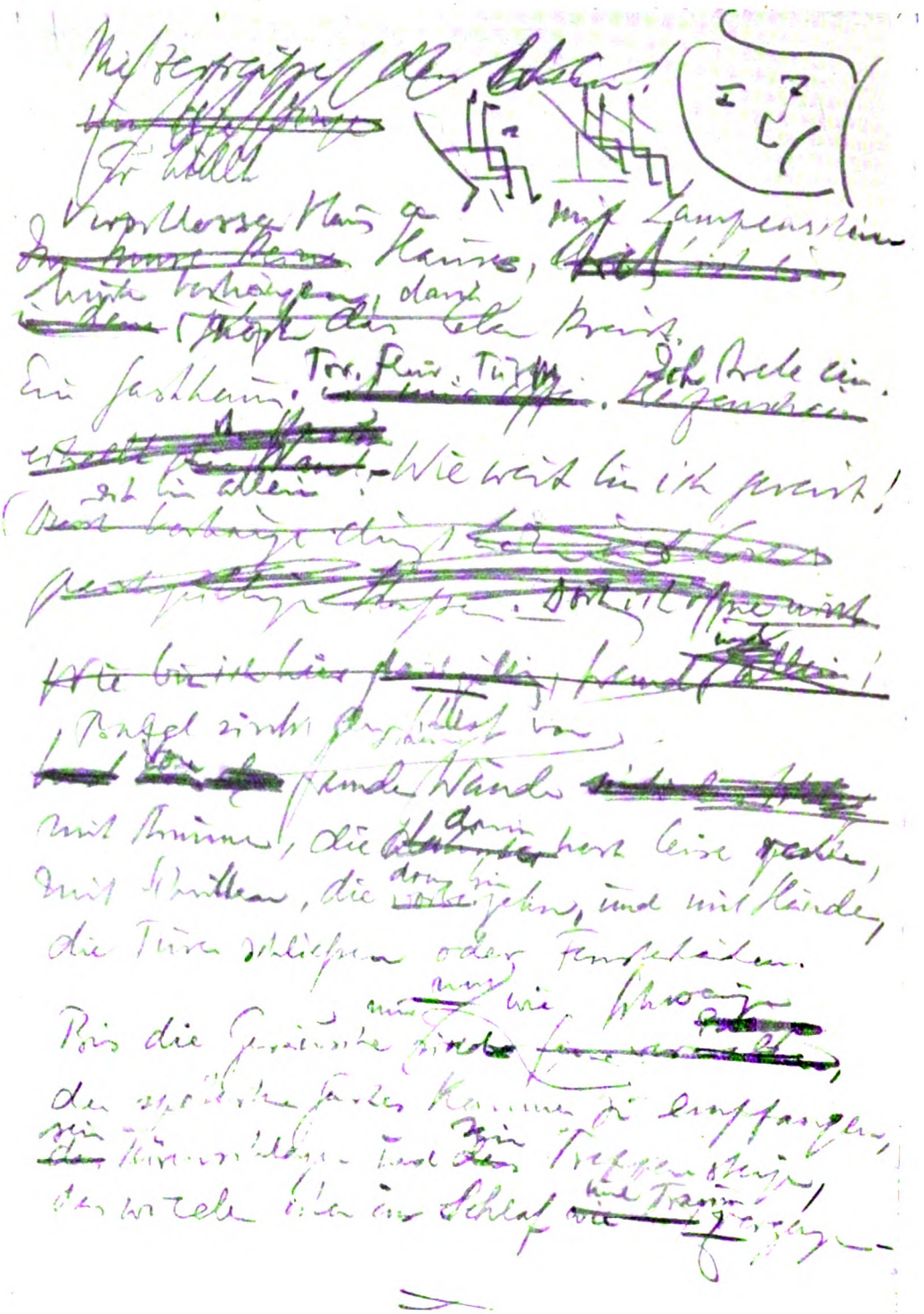
Denn das ist es: Liebe zum Volk empfinden, zum niederen Volk, dem noch nicht auf den gemeinsamen Nenner dieser öden westlichen Maschinenzivilisation gebrachten Volk — das Erlebnis des Fahrenden durch so viele geheimnisvolle, ungenügend ergründete Länder, kaum geahnte Kulturen, Zeuge und Miterlebender sein dürfen und wollen so vieler fremder, befremdlicher, ehrwürdig heiliger Bräuche —
das Erlebnis des Verstehens, der Hingabe an das niedere Volk, das nichts weiß außer seinem Gott, nichts annehmen will, was aus jener Himmelsrichtung des entgötterten Abendlands zu ihm herüberschallt, in wirrem Getöse aus Maschinengestampf, Kanonendonner, dem wüsten Treiben der übervölkerten Stadt, dem wilden Tumult des Wettbewerbs, der Zerstreuung, des Neides — die die Unfähigkeit zur Sammlung gebären, Unwilligkeit zur nötigen Sammlung auf das einzig Nottuende, und wäre es nur die Erkenntnis der Eitelkeit alles Seienden, irdischen Tuns — auf den unvermeidlichen Tod, die unentrinnbare Verbundenheit mit dem schrecklichen, unfaßbaren Geschick!

Ja, das ist das herrliche Erlebnis des Ostens. Ob es Indien, China, Japan, die Mandschurei, das weite Rußland ist: ein letztes, nur selten, nur unwillig getrübtes, schließlich überwältigendes Gefühl für das arme, niedere, unwissende, seinen Instinkten nachlebende, der Not, dem Geschick der Zeit überantwortete Volk, für den Niederen, den Armen! — —
Ein paar kleine, bescheidene Erinnerungen im Koffer verborgen, geringe, wohlfeile Produkte der Volkskunst, des Alltagsgebrauchs, des naiven religiösen Kultes: kleine geschnitzte Maske, Messingfigur der Kali, Steinbild des Lingam, Pilgerstab aus Benares, Flitterschmuck aus Macao, Holzdose aus sibirischer Einöde . . .
Gern mit Kulis, Arbeitern, armen Studenten, kleinen Leuten aus den Kramläden der Vorstädte beisammen sein, wohl auch in ihren Garküchen, ihnen an die Stätten folgen, wo sie sich auf ihre Art vergnügen . . . Obzwar ich ihre Sprache nicht verstehe, gelingt es mir dennoch so leicht, mich mit ihnen zu verständigen — —
denn über alle Hindernisse der Rasse, der Klasse, der Länder der Klimate hinweg offenbart sich in einem Strahl des Augs, im Lächeln eines Menschen die Verbundenheit alles Leben, den, alles Beseeligten auf Erden. Kaum benötige ich Dolmetscher unterwegs, so gut verstehe ich die Sprache des Menschenantlitzes, so geheimnisvoll schwingt meine Seele mit den wunderbaren Schwingungen aller Menschen auf dieser lieblichen und wilden, anheimelnden und beängstigenden Menschenerde im Takte mit, im Takt . . .

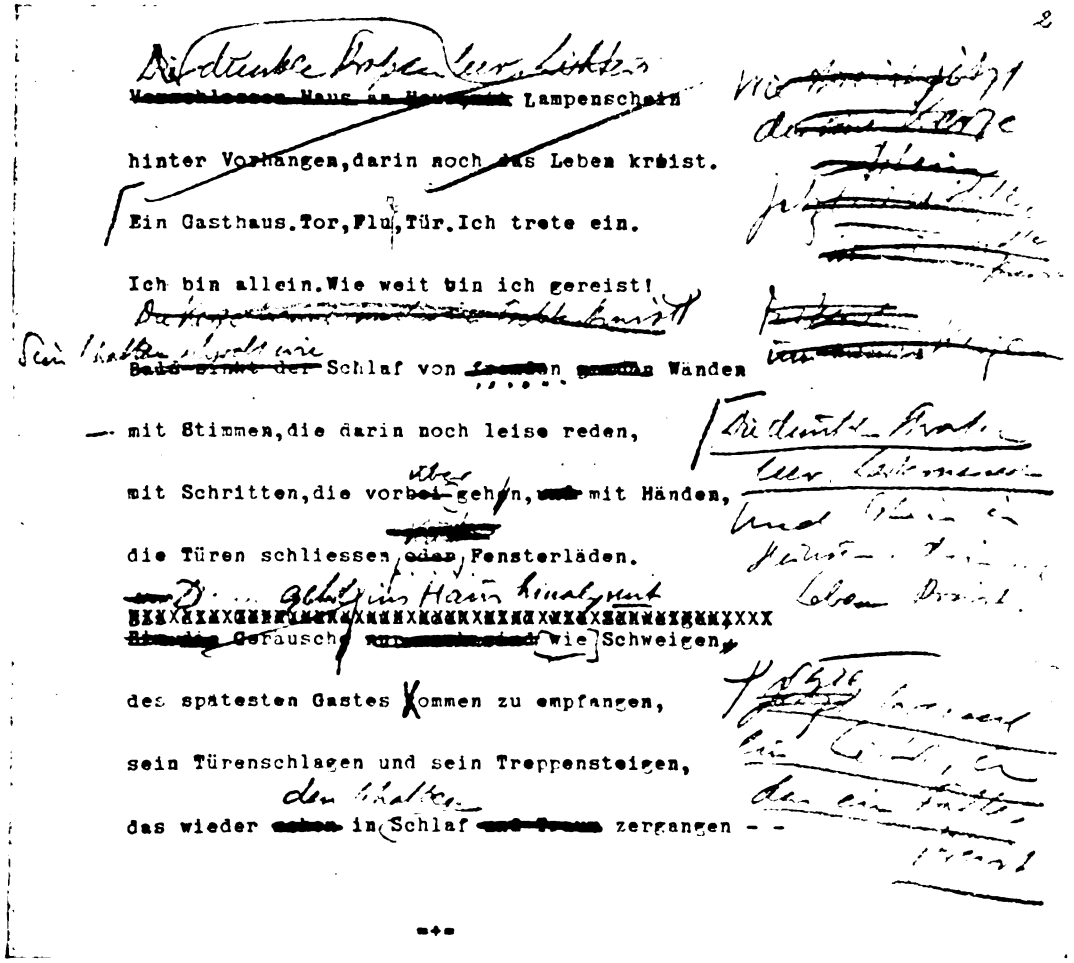
Eines Tages, gegen Ende des achten Monats meiner Reise, stehe ich wieder, nun das viertemal schon in meinem Leben, auf dem Roten Platz zu Füßen der Kremlmauer im alten heiligen Moskau.
Es ist ein frostiger, von Eis klirrender Aprilnachmittag. Tausend Menschen reihen sich im Zug von der Basilius-Kathedrale an, stapfen langsam vorwärts, einem viereckigen, niederen, dunkelroten Holzbau zu, der bei der Mauer errichtet ist, nicht weit von dem Tor, das die alte Kapelle der Iberischen Mutter Gottes zwischen ihren Bogen trägt. Am Fuße der Kremlmauer, dort, wo die Gräber der Revolutionshelden unter dem Schnee verschwinden, birgt das rote Holzmausoleum den Sarg und den Körper Lenins.
Langsam bewegt sich der Zug dem Mausoleum zu. Es dauert lange, bis wir den Eingang erreicht haben. Zwischen einem Spalier stummer Rotgardisten steigen wir langsam die Stufen zum Grabgewölbe hinab. Es sind viele Stufen, denn der Raum mit Lenins Leichnam liegt tief unter dem Straßenniveau. —
Als dieses Mausoleum gebaut wurde, hat der Verkehr der Straße tagelang gestockt. Man mußte die wichtigste Trambahnlinie, die die beiden Ufer der Moskwa miteinander verbindet, verlegen, denn das Mausoleum wurde mitten auf die Trambahnstrecke gestellt. Der Verkehr, das symbolische Leben der uralten Stadt, des weiten heiligen Reiches stockte, der Herzschlag, der Puls stockte, wie der Verkehr der Stadt. Tag und Nacht ritten, auf schwarzen Rossen, in stürmischem Galopp, Reiter der Roten Armee unaufhörlich um dieses Mausoleum herum. Ritten, ritten, ritten Tag und Nacht, in nie aufhörendem Galopp, schwarz und schweigend, um den dunkelroten Holzbau, der den Leichnam des toten Führers in der Tiefe birgt. — —
Schwer und schweigend steigen wir die vielen Stufen unter die Erde hinab, zwischen den stummen, mit vor sich hingestellten Gewehren schwer dastehenden Soldaten.
In einem hellbeleuchteten Glassarkophag liegt Lenin, so wie ich ihn zuletzt vor drei Jahren auf dem Podium des Kremlsaales gesehen habe — es war das letztemal, da er, schon todkrank, aber noch Herr seiner Energie und geistigen Vollkraft vor den Delegierten des Kongresses der Dritten Internationale sprach — schwere Worte, die zum letztenmal in die Zukunft eine Bresche zu schlagen versuchten, die uns einen Weg zu zeigen suchten, den wir der Menschheit weisen sollten. So schritt der große Führer, schon todkrank, die irdische Auflösung vor Augen, seinen Weg in die unbegrenzte Zukunft, in die Ewigkeit vorwärts. —
Die Wissenschaft hat die Auflösung verhindert. Wie sein Geist lebendig ist, sein Glaube weiterwirkt, ist sein Körper erhalten. In grauem Arbeitskittel, ein schwarzes Fell über die Füße gebreitet, den roten Stern der Sowjets auf die Brust geheftet, liegt Lenin im hellbeleuchteten gläsernen Sarg vor unseren Blicken. Sein Körper scheint kleiner geworden durch den Prozeß der Einbalsamierung, im luftleeren Raum; die Haut wächsern, das sehr ruhige Antlitz, die geballte Rechte, die ausgestreckten Finger der Linken ruhen. Stumm und mit zitternden Lippen gehen wir um diesen furchtbaren Sarg herum, der, grell beleuchtet, einen seit zweieinhalb Jahren toten Menschen birgt, zur Schau stellt.
Hier bei diesem, dem Irdischen entrückten, ins Göttliche erhobenen Bild des Menschenschicksals endet meine Reise. Alles, was ich an Göttlichem, an irdischem Widerschein und Ewigkeitsabglanz im Orient gesehen habe — hier scheint es, in einem durchsichtigen Sarg wie in einem Brennpunkt von Aufgang und Untergang ineinander geflammt:
Gottesglaube, Menschheitsglaube, Zeit und Ewigkeit, Liebe, Wille, Macht und das Gesetz!

Digitized by Google

Zwei Manuskriptseiten von Wilhelm von Scholz



Digitized by Google



Gasthaus

Von Wilhelm von Scholz

Die dunklen Straßen leer. Laternenschein.
Ein Gasthaus. Tor, Flur, Tür. Ich trete ein.
Ich bin allein. Wie weit bin ich gereist!
Still brennt ein Licht, um das ein Falter kreist.

Sein Schatten schwebt wie Schlaf von fremden Wänden
— mit Stimmen, die darin noch leise reden,
— mit Schritten, die vorübergeh'n — mit Händen,
die Türen schließen oder Fensterläden.

Dann geht Geräusch ins Haus hinab mit Schweigen
des spätesten Gastes Kommen zu empfangen,
ein Türenöffnen und ein Treppensteigen,
das wieder in den Schatten Schlaf zergangen — —

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Hölty

Zum 150. Todestag am 1. September

„Das äußere Leben des Predigersohnes Hölty, das heute vor 150 Jahren von der Lungenschwindsucht, der mütterlichen Erbkrankheit, zerstört wurde, begann am 21. Dezember 1748 in Marienſee im damaligen Kurfürſtentum Hannover und ging wie in der Zeit auch im Raum nur einen kurzen Weg: über Celle, wo Hölty Schüler war, nach Göttingen, wo er Student wurde, und zuletzt nach Hannover. Das einzig Greifbare und Nennenswerte auf dieſem Weg war die überſchwengliche begeiſterungstrunkene Dichterfreundſchaft, die Hölty in Göttingen mit den Brüdern vom Hain-Bund erlebte, den er am Abend des 12. September 1772 in einem Eichenwäldchen nahe der Stadt mitbegründete. Bürger, Voß, Boie, Leiſewitz, die Grafen Stolberg traten damals in ſein Leben, das eine kurze Zeit in Freiheits-, Vaterlands-, Freundſchaftsrauſch aufflammte — ſchon ſich verzehrt hatte und jäh erloſch.

Wir dürfen dennoch dies Leben nicht arm ſchelten. Es iſt in ſeinen raſchen Jahren von einer flutenden Empfindung der Natur erfüllt geweſen, die ihm Reichtum gab, von der es noch heute leuchtet." Wilhelm von Scholz (Münch. N. Nachr. 242 u. a. O.).

„Die Intenſität des Erlebens gibt Höltys Gedichten, wo ſie ganz ſein eigen und nicht in Nachahmung oder Zweckſetzung befangen ſind, oft eine Bildhaftigkeit und Farbigkeit, die ſie über das klangliche Geplauder oder die begriffliche Spielerei vieler ſeiner Zeitgenoſſen beträchtlich erhebt und ihnen bei ſchicklicher Beſchneidung einer oft zu harmlos ſich austobenden Redſeligkeit auch heute noch konkrete Wirkung ſichert. Hölty hatte einen hohen Begriff von der Sendung des Dichters, und wenn auch gewiß nicht zu leugnen iſt, daß ſeine balladesken Verſuche und ſeine parodiſtiſche Behandlung antiker Sagen keinen dauernden Wert beſitzen, ſo eignet doch ſeiner Lyrik ein geiſtiger Schwung und eine ſprachliche Melodik, die ſie lebensvoller und kunſtreicher erſcheinen laſſen als das meiſte, was im Bereich der Stimmungsdichtung vom 18. Jahrhundert vor Goethe geſchaffen worden iſt. Um dieſer Eigenſchaften willen läßt ſich der ‚moderne' Menſch auch jene Rührſeligkeit der ‚am falben Wermutſtrauch' rinnenden Träne nicht verdrießen, die den Zeitgenoſſen des Dichters weidlich begeiſtert hat." Wil Scheller (Köln. Ztg. 647) (Kreuz-Ztg., Lit. 424).

Vgl. auch: Peter Hamecher (Deutſche Allg. Ztg. 406); Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 645 — 1 M.); Friedrich Burſchell (Berl. Börſ.-Cour. 403 u. a. O.); Taſchner (Münch.-Augsb. Abendztg. 236); Walther Kühlhorn (Reichsbote, Deutſches Volk 204); Hans Wolfgang Rath (Stuttg. N. Tagbl. 408); Eugen Wolbe (Württemberg. Ztg. 203); Max Dreßler (Tägl. Rundſch. 405); Paul W. Eiſold (Vorw. 410); Kurt Meyer-Rotermund (Braunſchw. N. Nachr. 204); Arb.-Ztg., Wien (246); Heinrich Funck „Eine zeitgenöſſiſche Charakteriſtik Höltys" (Karlsr. Tagbl. 296).

*

Johann Peter Hebel

Zum 100. Todestag

„Vor hundert Jahren hat man ihn zu Schwetzingen ins Grab geſenkt. Er war, ein heiterer alter Mann mit mancherlei verhaltenen Schmerzen, auf dienſtlicher Reiſe geweſen: am mannheimer Lyzeum hatte er, der evangeliſch-proteſtantiſchen Landeskirche des Großherzogtums Baden oberſter Verweſer, Prüfung abgehalten, wie es ſeinem Amte zugehörte, und war Meinens geweſen, ein paar Tage darauf in Heidelberg das nämliche zu tun. Am 16. September aber hatte er ſich unterwegs, bei ſeinem Freunde Zeyher, dem ſchwetzinger Gartenbaudirektor, hinlegen müſſen; der Doktor Seubert, vertrauter Hausarzt aus Karlsruhe, hatte nichts mehr zu helfen gefunden; am 22. war es zu Ende gegangen. Zeyher ſchrieb in die ‚Karlsruher Zeitung': ‚Der Herr Prälat Hebel, der vor einigen Tagen ſchon unwohl zum Beſuch hier angekommen war, iſt nach ſchmerzlichem Leiden an einer Unterleibsentzündung dieſen Morgen $3^1/_2$ Uhr in ſeinem 67. Lebensjahre in meinem Hauſe verſchieden. Welch ein erſchütternder Schmerz für den, der ſich eben ſeines teuern, hochgeſchätzten Gaſtes freuen wollte! Tiefbewegt erfülle ich die traurige Pflicht, ſeine Angehörigen und den zahlreichen Kreis ſeiner Freunde und Verehrer von dem beklagenswerten großen Verluſt in Kenntnis zu ſetzen.'

Reichlich ein halbes Jahrhundert vorher war die verwitwete Mutter eines dreizehnjährigen Schwarzwälderbuben, eines einzigen, unterwegs geſtorben, auf dem Bauernfuhrwerk, zwiſchen Baſel und Hauſen. Es war die Mutter des Hanspeterli Hebel geweſen: Urſula Hebelin, geborene Oertlerin aus Hauſen bei Schopfheim, ſommers Magd bei guten Bürgern von

Digitized by Google

Basel, winters Arbeiterin am hausener Schmelzwerk — denn das bißchen Boden einer kleinen Gütlerin trug nicht das Leben.
Also sind Mutter und Sohn unterwegs gestorben. Die Geschicke reimten sich. Es waren merkwürdige Geschicke; denn sie betrafen Menschen, denen nichts lebendiger in den Seelen wohnte als das Verlangen, zu Hause zu sein. Zu Hause! ‚'s mueß liebli in der Haimat si...' Aber auch für den Treusten gibt es die Sicherheit der Heimat nicht; das Gewisse ist jenseits, und wir sind immer, überall nur auf dem Weg.

*

Die Geschichte kennt größere Dichter. Allein ich kann den Biographen die Tatsachen seines Sterbens nicht nachberichten, ohne inniger bewegt zu sein als vom Ende irgendeines anderen, der auch den lieben Gott suchte, die Bibel vortrug, die Alten las und die Feder regte. Sein Todestag vor hundert Jahren zählt mir so, als wäre er heute und ginge in meiner nächsten Nähe auf und unter. Das macht: Hebel ist das Zeichen der Heimat. Durch Fügung fern von ihr führe ich doch immer ihn bei mir als einen bewegbaren Heimatboden; die wenigen Bändchen, deren Inneres so breit ist, liegen neben meiner Bettlampe, geh'n mir im Koffer mit, steh'n in meiner Bibliothek mit der Heiligen Schrift und dem Don Quichotte an erster Stelle. Hebel. Das ist der köstliche Briefschreiber und der deutliche Kalendermann; das ist der herbsüße Dichter der alemannischen Gedichte; der innige und kräftige Prediger, der unbefangene und aufrichtige Theolog, der nachdenkliche und ursprüngliche, der zart lösende und im tiefsten Grund fest gebundene; das ist der Direktor meines Gymnasium illustre in Karlsruhe, der Latein, Griechisch, Hebräisch lehrt und Deutsch und Menschlichkeit dazu. Das ist ein lichtes Kind aus dem dunklen Schwarzwald, dem der Vater vor der Zeit stirbt und das von der Mutter um so mehr gezogen wird, an Gott und Obrigkeit zu glauben; das ist auch die weltgeschichtliche Nähe Frankreichs; das ist zuletzt wie zuerst die Lieblichkeit, der Ernst und die Fruchtbarkeit der badischen Landschaft." Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 705 — 1 M.).
Vgl. auch: Theodor Seidenfaden (Germ. 441); Walter Benjamin (Berl. Börs.-Cour. 441 u. a. O.); Karl Fuß (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 8 u. a. O.); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 440); Hanna Gräfin von Pestalozza (Tag, Unt.-Rundsch. 227); Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 447); Ewald Reinhard (Köln. Volksztg. 700); Oskar Walzel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 218 u. a. O.); Wilhelm Zentner (Hebel und Gustave Fecht) (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1498); Eduard Korrodi (Von Hebel zu Hofmannsthal) (N. Zür. Ztg. 1498); Wilhelm Zentner (Bund, Bern, Kl. Bund 38); Hugo Marti (Bund, Bern 403); K. R. (Stuttg. N. Tagbl. 441); Hermann Eris Busse (N. Bad. Landesztg. 480); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 262); Rupert Gießler (Württemb. Ztg. 221); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 216); Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 258); Hanns Martin Elster (Hannov. Kur. 446/47); Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 222); Walther Kühlhorn (Kreuz-Ztg., Lit. 448); Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksbl. 221); Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 482); Eugen Petersen (Stuttg. N. Tagbl., Frauen 450); T. („Hebeliana") (N. Zür. Ztg. 1576, 1591).

*

Eine Halluzination Richard Dehmels

15. Februar 1894.

„Gestern abend vor dem Einschlafen, im beginnenden Halbschlaf (wie gewöhnlich), hatte ich eine vollkommen religiöse Halluzination. Ich hörte eine ferne Orgelmusik, wahrscheinlich eine Folge vom Geräusch des Windes um das Haus, und empfand eine große Furcht vor Gott, ein deutliches Furchtgefühl, daß ein persönlicher Gott mir durch das Fenster nahen wollte. Dann sah ich, immer unter dem Gebraus der Orgel, in dem völlig dunklen Zimmer (die Jalousie war herabgelassen) die bekannten goldig leuchtenden Lichtkreise in der Luft, und erwartete, daß jeden Augenblick ein symbolisches Tier, Taube oder Lamm, darin erscheinen würde. Die Aureolen vereinigten sich zu einer einzigen, in deren Mittelpunkt etwas nach Gestalt zu ringen schien, und hierzu hörte ich in einer fremden Sprache, deren Sinn ich aber völlig verstand, von einer fernen, doch ganz deutlichen und mir sehr angenehmen Stimme (vielleicht meiner eigenen) mit männlich sonorem Ton die Worte: ‚Das ist die selige Gestalt, es kommt das neue, heilige Fleisch.' Das letzte Wort — das, welches ‚Fleisch' bedeutete — lautete ‚Scharnéta'; die fremde Sprache schien mir eine romanische Färbung zu haben, wenigstens schoß mir während der Halluzination der Gedanke auf, ob es wohl Altitalienisch sei. Den Wortlaut der übrigen Worte hatte ich, als ich erwachte, vergessen. Die Worte klangen mir, als kämen sie aus einem Munde oben über der Aureole her, die währenddessen immerfort wie in Geburtswehen zu einem festen Bild zu werden suchte; zugleich wurde das Orgelspiel schwächer, und gleich nachdem ‚Scharnéta' verklungen war, erwachte ich. Während der ganzen Halluzination war mein Körper von einem zitternden Sausen durchströmt, genau als ginge ein elektrischer Strom hindurch. Doch habe ich diese Emp-

Digitized by Google

findung auch sonst schon, und sogar in stärkerem Grade, bei Halluzinationen gehabt. Bemerken muß ich noch, daß ich vorgestern und vorvorgestern ziemlich viel Alkohol genossen hatte: ich bin dann nämlich in der Regel am Abend des anderen Tages vor dem Einschlafen zu Halluzinationen disponiert, die beängstigend sind. Religiöser Art hatte ich allerdings bisher noch keine. Trotz der sinnlichen Schönheit der Halluzinationen dauerte übrigens das Furchtgefühl gestern bis zum Schluß an; es war mir immerfort, als könnte jene persönliche Gottheit Rechenschaft für meinen Unglauben von mir fordern. Also ein Atavismus des Unterbewußtseins. Auch nach dem Erwachen kam mir gestern das Furchtgefühl plötzlich nochmals hoch, und sofort auch wieder eine (allerdings sehr schnell verschwindende) Gesichtshalluzination, indem ich nämlich in goldflimmernden Linien die Konturen meiner weißen Porzellanlampe sah. Das Zimmer war wie gesagt völlig dunkel und die Lampe schon viel zu lange ausgelöscht, als daß etwa noch ihr Lichtbild auf der Netzhaut meines Auges hätte ruhen können . . ." Voss. Ztg., Unt.-Bl. (227) (Aus dem im S. Fischer Verlag, Berlin, erschienenen Band „Bekenntnisse" der Gesammelten Werke Richard Dehmels).

*

Rudolf Eucken

„Das Hauptstreben dieses in alle Tiefen dringenden und beweglichen Denkers war darauf gerichtet, gegenüber dem modernen Positivismus und dem damit zusammenhängenden Verfall der Philosophie und des Geisteslebens überhaupt einem neuen Idealismus lebenskräftige Gestalt zu geben. Auf dieses Ziel richtete er seine ganze Arbeitskraft. Darum war er bemüht, sich hierfür zuvörderst die dazu erforderliche Denkgrundlage zu schaffen, und dies geschah in seiner im Jahre 1885 veröffentlichten Schrift ‚Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit'. Denn, daß es letzthin auf das Denken ankomme, hatte er sehr scharf erkannt, und demgemäß erklärte er: ‚In der Wendung zum Denken reißt der Mensch sich von seiner Umgebung los und erweist sich zugleich allem bloßen Eindruck überlegen. Als denkendes Wesen vermag er sich dem Ganzen der Umgebung entgegenzustellen und sein Verhältnis zu ihr zu erwägen, seine Seele bekundet damit eine innere Selbständigkeit und ein Vermögen, von sich aus Bewegungen aufzubringen. Nur soweit die Menschen ihr Leben auf Denken gründen, wird es ihr eigenes Werk, während das Vorstellen mit seinen wechselnden Verknüpfungen uns willenlos hin und her wirft und bei seiner Abhängigkeit und Zufälligkeit nun und nimmer die Kulturarbeit tragen kann.' Es ist das Denken, das geistige Denken, das von Eucken wiederum in den Mittelpunkt der ganzen Philosophie gerückt worden ist." Ferdinand Jakob Schmidt (Tag 222).

„Das menschliche Geistesleben, der ganze Bereich dessen, was wir ‚Kultur' nennen, war die Religion, von der aus er aufwärts strebte zu Gott.

Aber gerade das Unzulängliche, das Unrechte, das Allzumenschliche der Kultur ist es, was seine Sehnsucht nach Gott mächtig werden läßt. Wie treffend weiß er die Unrast und Seelenlosigkeit des modernen Lebens, die Heuchelei und Scheinhaftigkeit der ‚Kulturkomödie' zu charakterisieren. Aber durch alle moralische Entrüstung, durch alle Verneinung und Verwerfung drang er immer wieder zur freudigen Anerkennung und Bejahung der Kultur. Trotz aller Verzerrung und Verhüllung des Großen im Menschengetriebe wußte er doch allenthalben die darin wirksamen echten und wertvollen Kulturideen aufzudecken, und unerschütterlich hielt er daran fest, daß ihnen der Sieg zufallen werde. Diese Zuversicht aber gewann er aus der Religion. Gegenüber der scheinbaren Gleichgültigkeit des Weltgeschehens in Hinsicht auf das geistige Leben, gegenüber den Widerständen, die seinen Forderungen sich überall in den Weg stellen, gegenüber den Treibungen und Verfälschungen, denen alles im Streben zur Vergeistigung Errungene wieder unterliegt, findet Eucken einen stets fließenden Quell der Kraft für das Ringen um innere Höhe in der Überzeugung, daß das geistige Leben im Menschen nicht etwas bloß Menschliches sei, daß es vielmehr eine Anteilnahme am göttlichen Leben darstelle, dem die schließliche Überwindung aller Hemmnisse sicher sei. Jeder Mensch ist vor die Entscheidung gestellt: entweder er hält fest an einem echt geistigen Leben und seinen Werten. Dann muß er die innere Stärke dazu finden im Glauben an Gott als an den Urquell dieses Lebens — oder er lehnt es ab, ein göttliches Selbst anzuerkennen, er sieht im Geistesleben eine recht menschliche Angelegenheit, die nicht im metaphysischen Bestand der Welt wurzelt: dann wird er auf die Dauer das geistige Sein in Wahrhaftigkeit und Reinheit nicht behaupten können, die Kultur wird ihm nicht mehr Selbstzweck bleiben, sondern in den Dienst egoistisch-naturhafter, kleinmenschlicher Strebungen treten. Also mit dem Glauben an Gott steht und fällt nach Eucken echtes Geistesleben, wahre Kultur. Das ist Euckens ‚Gottesbeweis'." August Messer (Hannov. Kur. 432/33).

„Dieses Sichhineinversetzen in die Allmacht des ewigen Geistes- und Lebensstroms soll den Menschen von dem Kleinmenschlichen und Engen in seinem Wissen

Digitized by Google

[illegible] Willen befreien. Darum glaubt Eucken, seiner [illegible]ilosophie und Weltanschauung auch eine außer[illegible]entliche erzieherische Tragweite zuschreiben zu [illegible]nnen. Und er erfaßte die Aufgabe seines eigenen [illegible]ebens und der von ihm nicht nur mit dem Kopf, [illegible]ondern auch mit aller Inbrunst seines Herzens ge[illegible]pflegten Philosophie im Sinne einer solchen pädago[illegible]gischen Tat. Darum war er kein trockener Theoretiker, kein blasser Fachmensch — er war, um mit Kant zu sprechen, ein ‚Lehrer im Ideal', ein lebensvoller, begeisterter und begeisternder Mann, er war eine Persönlichkeit im schönsten Vollgehalt dieses Begriffs. Die Geschichte der Philosophie und die Geschichte des Geisteslebens haben ihn und sein Werk in sich aufgenommen. Zahllose Geschlechter sind durch den bildenden Einfluß seines Wesens und seiner Lehre hindurchgegangen, und sie werden ihn und seine Leistung mit dankbarer Treue der Zukunft übermitteln." Arthur Liebert (Berl. Tagebl. 436).

Vgl. auch: Theodor Koppstein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 439); T. (Münch. N. Nachr. 257); F. K. (Münch.-Augsb. Abendztg. 251); Lz (N. Tagbl., Stuttgart 431); Kurt Kesseler (Köln. Ztg., Lit. Bl. 695); K. R. (Württemb. Ztg. 216); Voss. Ztg. (437); Johannes M. Verweyen (Münch. N. Nachr. 264).

*

Zur deutschen Literatur

Der „Trutznachtigall" Friedrich von Spees gedenkt Eduard Korrodi (Germ., Werk 22). — Einen Nachklang zur Klopstock-Feier zur Deutung des Dichters bietet Baumeister (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 8).

Über das Wielandhaus in Biberach schreibt Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 792). — Mit Carl Augusts Ehe beschäftigt sich Karl Muthesius (Frankf. Ztg. 640 A.). — Goethes Schwester nimmt Clara Prieß zum Thema (Münch. N. Nachr., Frauen 239). — Goethe und das Drama überschreibt Robert F. Arnold eine wertvolle Studie (Wiener Ztg. 193), „Goethe und das Theater" erörtert Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 199). — Zum Thema Goethe und Herder äußert sich T. (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1382). — Goethes Stellung zu Jean Paul untersucht Klaus Lorenzson (Stuttg. N. Tagbl. 400). — Über Goethes Hinterlassenschaft orientiert L. Shm. (Stuttg. N. Tagbl. 420). — „Mit Goethe in Pyrmont" plaudert Hans Lebede (Berl. Börs.-Ztg., Reise 37), über die römische Osteria Goethes wird (Germ., Reise 412) geschrieben.

Unbekannte Briefe Theodor Körners teilt Alfred Jähne-Baslitz (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 447) mit, vgl. auch: Tag (216). — Die Frage: Wie hieß Theodor Körner mit Vornamen beantwortet Harder (Tag, Unt.-Beil. 233) mit „Karl". — Zu dem Streit „Ein Roman von Kleist? — Ein Plagiat von Tieck" (Viktoria Accorombona) äußert sich Oskar Walzel (Bund, Bern 412), Schering bedingt widersprechend. — Unbekannte Gedichte Wilhelm Hauffs werden (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 412) bekanntgegeben. — Auf Platens europäische Bewußtheit deutet Albert H. Rausch (Frankf. Ztg. 648 — 1 M.), den Verlauf des Platentages in Ansbach schildert Will Scheller (Kasseler Post 242). — Eine wertvolle Studie über Goya und E. T. A. Hoffmann bietet Hans Harder (Bad. Beob., Kunst 34/35). — Ein „Görres-Denkmal" errichtet sich Alfons Paquet (Frankf. Ztg. 686 — 1 M.). Den religiösen Görres charakterisiert Wilhelm Heßle (Köln. Volksztg., Zeit 672). — Über Görres' Begabung schreibt Josef Oswald (Germ., Ufer 37). — Grabbe als Theaterkritiker schildert Eberhard Moes (Germ., Ufer 37 u. Köln. Volksztg., Lit. Bl. 58).

Des 50. Todestages (12. Sept.) von Anastasius Grün ist vielfach gedacht worden: C. Fries (Bund, Bern 388); Paul W. Eisold (Vorw. 220); Paul Wittko (Leipz. N. Nachr., Unt. 251); Peter Cornelius (Württemberg. Ztg. 212); L. Roll (Münch.-Augsb. Abendzeitung 246); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 252).

Mit einem unbekannten Versuch Nietzsche aus der Irrenanstalt zu retten „Nietzsche und Langbehn" beschäftigt sich Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 777). — Nietzsches Freundschaften mit Burckhardt und Wagner untersucht R. B. (Bund, Bern 368). — Über den Rembrandtdeutschen schreiben M. Schian (Tägl. Rundsch., Dienst 24) und Herbert Eulenberg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 209). — An den Dichter und Konvertiten Lebrecht Dreves erinnert A. Glitz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 59). — Paul Heyses früheste Liederbuch nimmt Erich Petzet zum Thema (Münch. N. Nachr. 240). — Über Emanuel Geibels Eintreten für Mörike macht Hanns Wolfgang Rath Mitteilungen (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 431), den Briefwechsel Mörikes mit Vischer würdigt P. E. (N. Zür. Ztg. 1420). — Über Paul Pfizer schreibt zur 125. Wiederkehr des Geburtstags (12. Sept.) Albert Sachse (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 431). — Malvida von Meysenbug in ihren Briefen charakterisiert Otto Heuschele (Schwäb. Merkur, Frauen 424). — An Adolf Glaßbrenner (gest. 1876) erinnert Friedrich Wendel (Vorw., Unt. 452). — Raabes politische Einstellung untersucht Paul Oswald (Kreuz-Ztg., Lit. 424). — Mit Fontanes Spruchgedicht „Leben. Wohl dem, dem es spendet..." beschäftigt sich Otto Pniower (Voss. Ztg., Unt. 203). — Über Stavenhagen schreibt Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 18. Sept.).

Digitized by Google

Einen Aufsatz über Hermann Essig bietet Friedrich Ege (Stuttg. N. Tagbl. 407). — Zu Richard Dehmel und seiner Lebensbeschreibung ergreift Peter Hamecher das Wort (Deutsche Allg. Ztg. 416). — Aphoristisches über Richard Dehmel gibt Kurt Ziesenitz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 204). — An Albert Geiger erinnern W. E. Oeftering (Bad. Pr. 423) und Paul Wittko (Freib. Ztg., Kunst 247). — Peter Hilles Bild zeichnet Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 210). — Einen Aufsatz über Max Dauthendey veröffentlicht Arthur Friedrich Binz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 57). — Über Paul Scheerbarts „architektonische Prophetie" plaudert Will Scheller (Danziger Ztg. 227).

An Nachrufen auf Franz Muncker sind zu verzeichnen: Roman Woerner (Münch. N. Nachr. 250/51); Käte Laserstein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 213). Rudolf Unger (Frankf. Ztg. 759 — 1 M.).

Von Nachrufen auf Gustav Roethe ist zu verzeichnen: Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1508); Karlernst Knatz (Tägl. Rundsch. 439 vgl. auch 437); Hermann Ammon (Deutsche Tagesztg., 22. Sept.); Fritz Engel (Berl. Tagebl. 443); Gustav Neckel (Tag 225); M. H. (Vorw. 442); S...r (Bund, Bern 405); Robert Petsch (Hamb. Corresp., Hochschulbl., 24. Sept.); Köln Ztg. (701); Deutsche Allg. Ztg. (438); Carl von Kraus (Münch. N. Nachr. 284); Maximilian Schochow (Kreuz-Ztg., Lit. 448); Werner Frauendienst (Tägl. Rundsch., Dienst 28).

Nachrufe auf August Sauer bieten: Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1508); Josef Nadler (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 451).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In einem Aufsatz über Gerhart Hauptmann von Christian Jenssen (Kref. Ztg. 480) heißt es: „Es gibt nichts Innigeres, nichts, was für die Unantastbarkeit der Motive und des Ethos Gerhart Hauptmanns besseren Beweis erbringen könnte als diese feine, zarte Traumdichtung ‚Hanneles Himmelfahrt'. Ich habe das Stück im vorigen Winter von den Schülern und Schülerinnen der Berthold-Otto-Schule in Berlin-Lichterfelde dargestellt gesehen und war entzückt von der Liebe und Seligkeit, mit der die Kinder spielten, von der echten mitleidenden Sorgfalt, mit der sie das arme Hannele umhegten. In solchen Stunden kann man Hauptmann lieben lernen. Was Kinder lieben, ist gut. Und was Kinder so ohne mühselige Theatralik zu sein vermögen, ist in seiner ursprünglichen Einfachheit auch groß. Hier verbindet der Dichter seine soziale Erkenntnis und seine Sehnsucht nach metaphysischer Schau zu einer organischen Einheit, einer lückenlosen Erfüllung. Er wirkt rührend, ohne rührselig zu werden, und erweckt Mitleid ohne zweckmäßige Sentimentalität. Auch die Sprache in diesem Stück ist blühend-rein, lyrisch-musikalisch, es weht ein feiner, leise rhythmischer Atem hindurch." — Über Alfred Döblin sagt Hans Meisel (Germ., Werk 22): „Die Welt eines immer Erstaunten. Es ergreift diesen kleinen Arzt hinter seinen Brillen und schüttelt ihn um und um. Anfangs will er noch spotten, er wehrt sich ja so gräßlich gegen das Gefühl. Er hat bis vor kurzem über die Frauen geschwiegen. Er hat sich in Männern ausgetobt; das Erlebnis der Macht, die Überwindung der Macht steigt durch die Bücher ‚Wanglun' und ‚Wallenstein'. Dann kam er über die Menschen hinaus zu den Wesen, die wir Bäume, Steine, Wasser, Luft nennen und: Elektrizität, Wachsen, Verfaulen. Das Epos ‚Berge, Meere und Giganten' stellt den Menschen des 20. Jahrhunderts in die Natur. Das Buch, das nur wenige kennen, gibt die Fortentwicklung der modernen Technik bis zu ihrem Selbstmord und — Wiederbeginn. Der Mensch muß hindurch, es gibt kein Zurück. Aber aus denselben Vulkanen Islands, die, aufgerissen, Grönland enteisen, die großen Städte vernichten, steigt auch das stille Feuer, das uns mahnend, und nun bändigend niederzwingt. Am Ausgang des Buchs steht die Wiedergeburt des Glaubens. In ihm heben auch die Frauen an. Er kennt sie als Arzt lange schon, nun lernt der gewaltige Regierer von Völkern, Erdteilen auch die Liebe. Noch ist da ein opernhaftes Zuviel, eine Hypertrophie der Lyrik; die erschütterte Herbheit wird — süß." — Einen Aufsatz über Hans Franck leitet Willi Schäferdick (Saarbr. Ztg., Lit. 233) mit den Worten ein: „‚Literat oder Dichter?' — so geht oft die Frage, die man seinem Werk stellt, die Prognose, die man seinem Schaffen abzulesen glaubt. Und immer ist es falsch, aus dieser Frage heraus sein Werkeln zu enträtseln, aus diesem Blickwinkel Hans Francks Eigenhaftestes zu erschürfen. Wie es überhaupt einem Schaffenden Gewalt antun heißt, seiner schöpferischen Tat eine Frage vorzulegen, statt sich willig dem Treiben ihrer Blutsströme, dem Fluten ihres Daseins zu überlassen." — In dem Werk von Arno Holz erkennt Julius Hart (Tag 227) zugleich den Revolutionär, zugleich den fanatischen Gesetzgeber. — Persönliches erzählt Max Brod (Vorw., Unt. 440) von Oskar Baum: „Ich lernte Baum durch einen gemeinsamen Freund kennen. Das geschah vor vielen Jahren. Damals wußte ich von Oskar Baum nur, daß er in früher Jugend durch einen unglückseligen Zufall erblindet und in einem wiener Blindeninstitut erzogen war, wo er durch seine außergewöhnliche literarische und musikalische Begabung sowie durch die

Digitized by Google

um von Natur aus zufallende Führerrolle unter den Zöglingen die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich lenkte. Ich war also darauf gefaßt, eine interessante Persönlichkeit kennenzulernen. Immerhin hatte ich mir ihn anders vorgestellt: nicht so aufrecht, so heiter und durchaus versöhnt, mit so viel überschüssiger Kraft der Seele, die immer darauf ausgeht, immer mehr Gegenständliches in ihren Bereich zu reißen und unermüdlich an einer eigenen Welt zu bauen." — Die Welt des Dichters Wilhelm von Scholz deutet Alexander Baldus (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 35) an: „Im Dämmerlicht jener Grenzgebiete zwischen Wirklichkeit und Überwirklichkeit, Raum und Unendlichkeit, Zeit und Ewigkeit, dort, wo der Verstand und all seine Objektivität ohnmächtig versagt und nur noch rein subjektiv das Gefühl Wesenheiten zu erfassen vermag, hoch oben auf den höchsten Höhen liegt das Reich des Dichters Wilhelm von Scholz. Der Eingang ist wahrlich nicht leicht, und nur die Liebe, jener geheimnisvolle Wechselstrom von Mensch zu Mensch vermag die Tore zu öffnen und für ein objektives Verstehen die Wege zu bahnen." — Auf Christoph Wieprecht den „Dichter der Arbeit" weist Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 400): „Wem sagte vor einem Jahrzehnt der Name Wieprecht etwas? Wem ist er heute noch nicht zu Ohren gekommen? Sicherlich nicht vielen, die zum Schrifttum der Gegenwart ein lebendiges Verhältnis haben. Denen aber, die seinen Klang noch nicht gehört haben, sei gesagt, daß sich hinter ihm eine Dichterpersönlichkeit birgt, die, zeugt auch noch nicht eine Vielzahl von Werken von ihm, eine innere Macht darstellt, die kennenzulernen lohnt!" — Die Produktion von Rudolf Kinau würdigt Ludwig Tesch (Generalanz., Stettin 244), er nennt ihn den beliebtesten der lebenden plattdeutschen Erzähler und berichtet, wie er durch einen selbstverfaßten Nachruf auf seinen Bruder Gorch Fock dazu gekommen sei, selbst Schriftsteller zu werden. — Einen blutvollen Gestalter, der den Sternen zuzutragen weiß, nennt A. F. Binz den Erzähler Franz Herwig (Tiroler Anz. 197). — Sehr nachdrücklich weist Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 60) auf das dichterische Schaffen Friedrich Schreyvogls hin: „Was ist die seelische Substanz des Dichters Schreyvogl? Ausgeprägt intellektuelle Begabung mit starkem philosophischen und politischen Interesse, dazu ein feines, musikalisches Organ für weiche Form, eine ausgesprochen wienerische Glätte und Anmut. Was ergibt diese Doppelanlage als Kunst? Reflektierende Lyrik über das persönliche Erleben, vor allem der Frau, und reflektierende Lyrik über die schillernde Vielfalt des Abstraktums Leben überhaupt; ferner weiche, reflektierende Prosa der gleichen Richtung." — Einen Besuch bei Juliane von Stockhausen auf Schloß Eberstadt schildert Emil Baader (N. Bad. Landesztg., Frau 141). — Rilke und Thomas Mann in Frankreich nimmt Eduard Korrodi zum Thema (N. Zür. Ztg. 1461). — Eine reizvolle Schilderung der eigenen Kindheit bietet Fred A. Angermayer (Frankf. Ztg. 692 — 1 M.).

Zu Raimund Friedrich Kaindls 60. Geburtstag grüßt Karl Misch (Voss. Ztg. 203); vgl. auch Germ. 403). Es wird betont, daß dieser Historiker und Erforscher des Volkstums auch dichterische Talente habe. — Zum 50. Geburtstag (7. Sept.) Leonhard Schrikkels schreibt Ernst Ludwig Schellenberg (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 208): „Ein deutscher Mann und Dichter! Vielleicht — es ist grausam zu sagen! — ward er darum noch nicht gewürdigt, wie es seiner beträchtlichen Bedeutung gemäß längst hätte geschehen sollen. Dieses thüringer Kind, das treu und dankbar seiner Heimat verpflichtet ist, gehört unter jene Erzähler, die noch das geruhige epische Behagen kennen; die nicht Sensation, Aktualität, sexuelle Krämpfe wollen, sondern Seele, Gottesruf, Vaterland, Aufblick." — Zum 60. Geburtstag von Marie M. Schenk charakterisiert Ludwig Klaiber (Freib. Ztg. 244) ihr erzählerisches Werk: „Keine großen Ereignisse und Gestalten füllen diese Bände. Es sind liebevolle Schilderungen des kleinen täglichen, oft absonderlichen Lebens der schwäbischen Dörfler, die recht und schlecht ihr hartes Tagwerk treiben, die dabei aber einen humorvollen Sinn und eine sprichwörtlich gewordene Offenheit und Derbheit zur Schau tragen. Marie M. Schenk ist den Äußerungen dieser Volksseele bis ins Innerste nachgegangen und gibt sie in liebevollen Schilderungen wieder, so nicht nur den Einheimischen, sondern auch jeden Freund echten Volkstums fesselnd."

Auf die unbekannte Jugendnovelle von Thomas Mann „Gefallen" verweist Erich Ebermayer (Berl. Börs.-Cour. 445), mit der Entstehung der „Buddenbrooks" beschäftigt sich Käthe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 420). — Über Hans Grimms „Volk ohne Raum" schreibt Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 411 u. a. O.): „Zwei Wege waren für Grimm möglich. Entweder mußte der Held ein überlebensgroßer Mensch sein, ein Führer, der Gewaltiges in seiner Seele und ebenso Gewaltiges in der Welt bewegt. Oder er mußte ein ganz namenloser, getriebener, vom Schicksal erdrückter und zusammengeschlagener Mensch sein. Also entweder Subjekt dieser Hans Grimmschen Erkenntnis, Deutschland gehe an Raumnot zugrunde, oder Objekt dieser Erkenntnis; zwischen diesen Polen durfte Grimm nicht einen Augenblick schwanken, sonst war, selbst die Wahrheit dieser Erkenntnis vorausgesetzt, das ganze Werk

Digitized by Google

gefährdet. So kam es auch. Als Kunstwerk mit Anspruch auf bleibende Dauer kann dieses Buch nicht gelten bei aller Schönheit im Einzelnen." — Einen Tag bei Hans Grimm schildert Will Scheller (Hessischer Kur. 225). — Über Friedrich Blunck's Märchendichtung liegen zwei Aufsätze vor: Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 204) und Walter A. Berendsohn (Hamb. Fremdenbl. 237), bei dem es heißt: „Auch die Phantasie des Dichters, die so reiche Geschenke in die Helle seines Bewußtseins wirft, hat ihre innere Notwendigkeit, ihre Gesetze; sie ist gebunden an die Welt seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Freuden und Leidenschaften, seiner Liebe und seiner Sehnsucht, sie steigt als feinste Blüte empor aus einem seelischen Kräftespiel, das tief ins Unterbewußtsein hinabreicht. Es ist die Fülle und Mannigfaltigkeit der Innenwelt, die Blunck's Phantastik so unerschöpflich reich und bunt macht." — Auf Grete von Urbanitzky's Roman aus Alt-Amsterdam „Mirjams Sohn" weist Herbert Hohlbaum (Stuttg. N. Tagbl. 433): „Wenn wir dieses Buch einen jüdischen Roman nennen wollten, weil er im holländischen Ghetto spielt, so täten wir ihm unrecht. Hier ist die Rassenfrage kaum angeschnitten, ja auch das Jüdische — so glänzend es geformt ist — bedeutet nur Zufälliges. In jedem anderen Volk mit strengen orthodoxen Gesetzen hätte sich dies Geschehen begeben können, denn es ist die Geschichte des Abtrünnigen, einer Art von Uriel Acosta."

Über Karl Voßlers „Racine" legt Robert Petsch eine rühmende Studie vor (Hamb. Fremdenbl. 244). — Mit dem Beitrag des Professors Korff im Goethe-Jahrbuch 1926 rechnet Fritz Engel (Berl. Tagebl. 452) ab. Er schreibt: „Herr Korff selbst ist ja nicht bedeutungsvoll. Aber die Schrift, in der sein Vortrag nun veröffentlicht wird, hat das neutrale Jahrbuch der neutralen Goethe-Gesellschaft zu sein. Es kommt zu Tausenden von Mitgliedern, zu goethebeflissenen Christen und goethebeflissenen Juden, zu Auslandsdeutschen, zu Engländern und Amerikanern. Daran denken, heißt sich schämen."

*

Zur ausländischen Literatur

Mit Daniel de Foe, dem Dichter des Robinson beschäftigt sich ein Aufsatz (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 412). — Zum 60. Geburtstag von H. G. Wells schreiben Käte Rosenberg (Köln. Ztg., Lit. Bl. 703 und N. Zür. Ztg. 1514); T. Korda (ein Interview) (Berl. Börs.-Cour. 437). — Über Chesterton unterrichtet T. K. (N. Zür. Ztg. 1458). — Über James Joyce äußern sich Valeriu Marcu (Berl. Börs.-Cour. 417) und Efraim Frisch (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 37). — Ein Gespräch mit Galsworthy wird (N. Zür. Ztg. 1381) bekannt gegeben. — Einen Aufsatz über E. A. Poe veröffentlicht W. E. Süskind (Magdeb. Ztg. 492). — Upton Sinclair charakterisiert Hermann M. Flasdieck (Köln. Ztg., Lit. Bl. 664). — Die Neukräfte des englischen Gegenwartsromans untersucht Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1459 u. 1539).

Gespräche mit Paul Verlaine, von Frank Harris aufgezeichnet, werden (Magdeb. Ztg. 487) wiedergegeben. — Über Anton Bettelheims Balzac-Biographie äußern sich C. A. Wolf (Hamb. Fremdenbl. 258) und Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 222). — Auf Raymond Radiguet weist Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 424). — Den Briefwechsel Cocteau-Maritain „Der Dichter und der Philosoph" analysiert Waldemar Gurian (Germ., Ufer 38). — Den französischen Europabegriff kennzeichnet Victor Klemperer (Magdeb. Ztg. 440). — Der luxemburgischen Dichter Rodange und de Rénert gedenkt Tony Kellen (Obermosel Ztg., Heimat 5).

Ein Interview mit Pirandello veröffentlicht T. A. (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 447).

Über den Don Quichotte des Cervantes schreibt Rudolf Borchardt (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 208).

Über Jeppe Aakjär schreiben Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 427) und A. F. C. (Vorw. 218). — Svend Fleuron gilt eine Studie von Peter Bauer (Germ., Werk 21).

Dem Briefschreiber Tolstoj widmet Karl Nötzel eine Betrachtung (Karlsr. Ztg., Wissensch. 204). — Unbekannte Tagebuchblätter des jungen Tolstoj finden sich: Berl. Börs.-Ztg. (411) und Bund, Bern (387). — Über Dostojewski in Berlin schreibt Erich Boehme (Berl. Tagebl. 410). — Ein unbekannter Brief Dostojewskis an seine Frau wird (Berl. Börs.-Cour. 407) veröffentlicht. — Briefe von Turgenjew aus dem Jahre 1840 veröffentlichen Grigori Fuchs und K. Woehe (Frankf. Ztg. 718 — 2 M.). Über die „Wege der Liebe" von Alexandra Kollontay („Von Judith bis Genia") schreibt Martha Tausk (Arb.-Ztg., Wien 253).

Zum 100. Geburtstag des serbischen Dichters Ljubomir P. Nenadović schreibt Hermann Wendel (Prag. Pr., Dichtung 38). — Als einen Gorki des Balkans bezeichnet Heino Schwarz (Leipz. N. Nachr., Lit. Rundschau 203) Panait Istrati, den Verfasser von Kyra Kyralina (Rütten & Loening).

Mit der revolutionären Literatur Ungarns beschäftigt sich Paul Keri (Arb.-Ztg., Wien 260).

Jugendbriefe Rabindranath Tagores werden (Berl. Tagebl. 429) bekanntgegeben. — Einen Besuch bei Tagore schildert Hermann Budzislawski (Berl. Börs.-

Digitized by Google

Ztg., Kunst 214 u. a. O.). — Indiens Dichterin Sarojini Naidu gilt ein Aufsatz von Agnes Smedley (Berl. Tagebl. 417).

* * *

„Der kosmogonische Eros." Über das Werk von Ludwig Klages. Von Alfred Baeumler (Münch. N. Nachr., Einkehr 57).

„Deuter der Natur." Hinweis auf ein Goethe-Buch. [„Goethes morphologische Schriften." Herausgegeben von Wilhelm Troll.] Von Edgar Dacqué (Münch. N. Nachr. 249).

„Dichterehefrauen." Von Hermann Dahl (Berl. Tagebl. 439).

„Jüngere fränkische Dichtung." Von Walther von Dietz (Neue Bad. Landes-Ztg., Kunst 475).

„Enkelfürsorge?" Ein Kapitel von praktischer Demokratie. (Urheberrecht.) Von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 446). Dazu eine Zuschrift von Ludwig Fulda (ebenda 458).

„Verbrechen, Dichtung, Wahnsinn." Von Ot. F. (Prag. Pr., Dichtung 36).

„Der Teufel in der neueren Literatur." Von Waldemar Gurian (Münster. Anz., Weg 10).

„Vermächtnis der Antike." Worte anläßlich eines Festes von Freunden des humanistischen Gymnasiums. Von Hugo von Hofmannsthal (Münch. N. Nachr. 256).

„Zeitungspoesie." Von Johannes Kleinpaul (Köln. Volksztg. 692).

„Das Ende des deutschen Buchhandels?" Von Max Kretschmann (Magdeb. Ztg. 448).

„Buch und Jugend." Von Paul Ladewig (Deutsche Allg. Ztg., Werk 402).

„Herr Staatsanwalt!" [Geschlechtsempfinden der Intellektuellen.] Von Heinrich Mann (Berl. Tagebl. 409).

„Romantische Naturphilosophie." Von M. Rinck (N. Zürch. Ztg. 1476).

„Der Begriff: ‚Landschaft'." Von August Sauer † (Berl. Börs.-Cour. 439).

„Literaturgeschichte der Gegenwart." Zugleich ein Hinweis auf Martin Rockenbachs Darstellung der Nachkriegsdichtung. Von Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 219).

„Der Mensch und seine Erde." (Hans Roselieb, „Spanische Wanderungen.") Von Wilhelm Schulte (Germ., Ufer 36).

„Weshalb werden Bücher gekauft?" Von Max Sommerfeld (Berl. Tagebl. 413).

„Anmerkungen zur jüngsten deutschen Literatur." Von Klaus Sternheim (Deutsche Allg. Ztg. 414).

„Der Dichter und die Geschichte." Von Karl Viëtor (Berl. Tagebl. 415).

„Das Wesen des dichterischen Kunstwerks." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Schritt 691).

„Die Polizei im Spiegel der Dichtung." (Tägl. Rundsch. 440).

Echo der Zeitschriften

Die neue Rundschau. XXXVII, 9. (Berlin und Leipzig.) Wladimir Astrow veröffentlicht unbekannte Tagebuchblätter von Leo Tolstoj aus den Jahren 1853—1863, die Wesentliches zur Kenntnis der Persönlichkeit des zwischen den Welten Irrenden beibringen. Ein paar besonders charakteristische Abschnitte seien hier wiedergegeben:

„2., 3. November 1853. Fast jedesmal, wenn ich einen neuen Menschen kennenlerne, erlebe ich eine schwere Enttäuschung, da ich ihn mir nach Analogie mit mir selber vorstelle und ihn zu ergründen suche, indem ich mit meinem eigenen Maße messe. Ich muß mich ein für allemal an den Gedanken gewöhnen, daß ich eine Ausnahme bilde, oder daß ich meinem Zeitalter weit voraus, oder eine jener mißgestalteten, nörgelnden Naturen bin, die mit nichts zufrieden sind. Ich muß ein anderes Maß an die Menschen anlegen. Dann werde ich mich seltener täuschen. Lange betrog ich mich, indem ich glaubte, Freunde zu besitzen, Menschen, die mich verstehen. Unsinn! Habe noch keinen Menschen getroffen, der moralisch ebenso hoch stünde wie ich, der daran glaubte, daß ich mich in meinem Leben keines Falls entsinnen könne, wo mich das Gute nicht begeisterte und ich nicht bereit gewesen wäre, alles dafür hinzugeben. Darum kenne ich keine Gesellschaft, in der ich mich wohl fühlte. Stets fühle ich, daß das Bekenntnis meiner innigsten Gedanken als Lüge aufgefaßt wurde und daß die persönlichsten Bestrebungen kaum Mitgefühl wecken können ...

Schon gestern abends empfand ich denselben Drang zum Wahren, Nützlichen, wie er mich in Tiflis und Pjatigorsk beseelte. Auch das Böse hat sein Gutes. Gestern beim Gedanken, daß meine Nase einfallen könnte, malte ich mir aus, welch starken und heilsamen Antrieb ich dadurch auf dem Pfade meiner sittlichen Entwicklung erhalten würde. Ich stellte mir so lebhaft vor, wie edel, dem Gemeinwohl ergeben und nutzbringend sich alsdann mein Leben gestalten würde, daß ich mich fast sehnte, dasjenige zu erfahren, was ich früher als ein Ungemach bezeichnet hatte, das den Selbstmord entschuldigt.

4. Januar 1857. Bin gegen zwei Uhr aufgestanden. Zu Mittag bei Botkin mit Panajew, der Puschkins Gedichte vortrug. Ich zog mich in Botkins Zimmer zurück, wo ich an Turgenjew schrieb, und dann sank ich auf das Sofa nieder und ein Strom ursachloser, glückseliger, poetischer Tränen brach hervor. Ich bin all diese Zeit nachgerade glücklich. Ich schwelge in der Empfindung meines ungeheuer rapiden sittlichen Fortschrittes ...

5. Januar 1863. Das Familienglück absorbiert mich

Digitized by Google

vollkommen, das geht aber nicht weiter, daß ich gar nichts tue. Die Zeitschrift wartet auf mich. Oft kommt mir der Gedanke, daß dies Glück mit all seinen eigentümlichen Wesenszügen vergeht, während niemand es kennt und kennen wird, und niemals hatte jemand ein solches und wird es auch nie haben, und ich bin mir dessen bewußt. — Ich liebe es, wenn ich in der Nacht oder am Morgen aufwache und sehe, wie sie mich liebevoll anblickt. Und niemand, vor allem ich nicht, hindert sie, so zu lieben wie es ihr paßt, nach ihrer Art und Weise. Ich liebe es, wenn sie nahe bei mir sitzt und wir wissen, daß wir uns gegenseitig lieben, soviel als wir können, und sie sagt: ‚Ljowotschka', und nach einer Weile: ‚Warum sind die Röhren im Kamin geradegelegt oder warum sterben die Pferde so lange nicht' und dergleichen. Ich liebe es, wenn wir lange allein sind und ich spreche: was sollen wir anfangen? Sonja, was sollen wir anfangen? Sie lacht. Ich liebe es, wenn sie mir zürnt und ihre Gedanken und Worte werden plötzlich, im Augenblick, schroff: ‚Laß mich, es langweilt mich', und schon nach einer Minute fängt sie an, mich schüchtern anzulächeln. Ich liebe es, wenn sie mich nicht sieht und nicht weiß, und ich liebe sie auf meine Weise. Ich liebe es, wenn sie ein kleines Mädchen ist im gelben Kleidchen und die untere Kinnlade und die Zunge vorschiebt; ich liebe es, wenn ich ihren zurückgeworfenen Kopf sehe und ihr ernstes und erschrockenes und kindliches und leidenschaftliches Gesicht; ich liebe es, wenn ...

16. September (1863). Es ist bald ein Jahr, daß ich hier nichts eingetragen habe. Mein Verhältnis mit Sonja hat sich gefestigt und verankert. Wir lieben uns, d. h. wir sind uns gegenseitig teurer als alle anderen Menschen und schauen uns gegenseitig klar an. Keine Geheimnisse und nichts, was das Gewissen belastete. Ich begann seither einen Roman, habe nahezu zehn Druckbogen geschrieben, bin aber augenblicklich in der Periode des Feilens und Umänderns. Peinlich. Die pädagogischen Interessen liegen in weiter Ferne. Der Sohn ist mir sehr wenig nahe ..."

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 7/8. (Heidelberg.) Leo Weisberger erörtert das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache und macht zur Klärung des Begriffs der inneren Sprachform geltend:

„Was hat man unter der inneren Form einer Sprache zu verstehen? Es ist bezeichnend, daß, seit W. von Humboldt ums Jahr 1830 das Problem der inneren Sprachform zum ersten Male dargelegt hat, kaum zwei Forscher diesen Begriff in gleicher Weise gefaßt haben; zu einer praktischen Anwendung kam es erst recht nicht. Man muß wohl sagen: das erste Jahrhundert vergleichender Sprachforschung war mit der Untersuchung der äußeren Sprachformen vollauf so beschäftigt, daß es der inneren Sprachform keine ausdrückliche Beachtung schenken konnte. Heute bahnt sich nun mit dem Bestreben, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung für die anderen Geisteswissenschaften nutzbar zu machen, ein Umschwung an, und ich möchte es als glückliches Omen betrachten, daß im Jahre 1923 Sprachwissenschaft und Erkenntnistheorie, der Indogermanist W. Porzig und der Philosoph E. Cassirer, die wirkliche Bedeutung des Problems wiedererkannten und die ersten Schritte zu seiner genaueren Erfassung taten. Um zum Verständnis des Problems der inneren Sprachform zu gelangen, müssen wir vor allem zwei Hauptmängel der bisherigen Sprachforschung überwinden: 1. die zu engherzige Beschränkung des Begriffs ‚Sprache' auf die lautlichen Bestandteile der gesprochenen Rede; zur Sprache gehört nämlich außerdem auch alles in den Formen der Sprache Gedachte, überhaupt alle verstandesmäßige Verwertung der sprachlichen Elemente; daraus ergibt sich ganz von selbst eine vertiefte Auffassung von der Wichtigkeit der Sprache für den einzelnen Menschen. 2. Der in der Sprachwissenschaft herrschende Individualismus, der nur die Sprache des einzelnen Menschen als Realität anerkennt, muß auf das richtige Maß beschränkt werden; die Ergebnisse der Soziologie gestatten uns heute, das Verhältnis von Individuellem und Überpersönlichem in der Sprache klarer zu erfassen: der Sprache, als einem Kulturgut, kommt eine überpersönliche, funktionale Realität zu."

Neue Schweizer Rundschau. XIX, 9. (Zürich.) Ernst Robert Curtius bringt einen überraschenden, höchst charakteristischen Zug zur literarischen Physiognomie von Charles Péguy bei:

„Die Tharauds berichten uns, daß Péguy, wenn er sich an die Arbeit begab, nie wußte, was er schreiben würde: ‚Das kann verwundern bei einem Menschen, der sein Leben in der Kontemplation verbrachte. Die Masse von Gefühlen und Gedanken, die er auf seinen Spaziergängen, bei der Zeitungslektüre, im Gespräch mit Freunden ansammelte, blieb in ihm etwas Unbestimmtes, Bewegliches, Flüssiges, im Schmelzzustand sozusagen, bereit, alle Formen anzunehmen, die die Inspiration des Augenblicks schenken würde. Die Idee eines festgesetzten Planes war ihm ganz fremd. Mehr noch, sie erschien ihm als Feindin des schöpferischen Werkes, so wie er es begriff. Was er vor allem wollte, war, seinem Denken die Unvorhersehbarkeit, die Frische, den Schauer des eben Entstandenen und plötzlich im

Digitized by Google

klaren Bewußtsein Auftauchenden zu wahren.' Péguys Anschauung vom Schaffen harmonierte mit Bergsons Intuitionstechnik. Péguy wollte den Bewegungen seines Geistes bis in die feinsten Windungen nachgehen. Wenn er mit etwas, was er gemacht hatte, zufrieden war, sagte er nicht: ‚C'est bien', sondern ‚C'est dicté'. Er fühlte sich beim Schreiben nur als Werkzeug eines Gedankens, dem er zu gehorchen hatte."

* *

„Grimmelshausens ‚Simplizius Simplizissimus'." Von Conrad Henke (Die Bergstadt XIV, 12. Breslau).

„Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen." Von Hermann Hoßfeld (Der Wegbereiter II, 10. Eisenach).

„Die Charaktertypen Theophrasts, Labruyères, Gellerts und Rabeners." Von Gertrud Gelderblom (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 7/8. Heidelberg).

„Unveröffentlichte Briefe an Johann Arnold Ebert." Von Heinrich Schneider (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Ludwig Hölty." Von August Angenetter (Radio II, 50. Wien).

„Schiller und die deutsche Gegenwart." Ein Festvortrag. Von Heinrich Lilienfein (Die Horen II, 4. Berlin).

„Ein ungedruckter Brief Schillers." Von Eduard Berend (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Die Rätsel Schillers." Von Hans Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 71).

„Schillers Wallenstein." Von Martin Dibelius (Stadt-Anzeiger XXV, 1. Mannheim).

„Ein vergessener Unsterblicher: Joachim Heinrich Campe." Von Adolf Schmieger (Der getreue Eckart III, 21. Wien).

„Johann Peter Hebel." Zur 100. Wiederkehr seines Todestages am 22. September 1926. Von Elfriede Gottlieb (Literarischer Handweiser LXII, 12. Freiburg i. B.).

„Zur hundertsten Wiederkehr des Todestages J. P. Hebels." Von Joseph Kahle (Der Gral XX, 12. Essen).

„Ein Meister volkstümlichen Ausdrucks [Johann Peter Hebel]." Von Fritz Müller (Muttersprache XLI, 9. Frankfurt a. M.).

„Der Kalendermann." Zu Hebels 100. Todestag. Von Josef Prestel (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 9. Frankfurt a. M.).

„Johann Peter Hebel." Von Hermann Vortisch (Deutsche Monatshefte 1926, 9. Berlin).

„Auf dem Wege zu Görres." Von Günther Müller (Literarischer Handweiser LXII, 12. Freiburg i. B.).

„Jahn auf dem Wiener Kongreß." Von Herbert Eichler (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Neues aus dem Kreise ‚La Roche-Brentano'." Von Adolf Bach (ebenda).

„Bettina von Arnims Briefwechsel mit Hortense Cornu." Von Otto Mallon (ebenda).

„Eine Erinnerung an Wilhelm von Türckheim." Von Karl Hahn (ebenda).

„Raimund zu seinem neunzigsten Todestage." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Literarische Welt II, 37. Berlin).

„Heines Jugendfreund Eugen von Breza." Von Manfred Laubert (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Briefe aus dem Lager der Unbedingten." Von Gottfried Fittbogen (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Christian Dietrich Grabbe." Von Friedrich Helm (Radio II, 51. Wien).

„Adalbert Stifter und der Kefermarkter Altar." Von Richard Newald (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Eduard Ludwig Garbes Wochenblatt ‚Der Artushof' im Jahre 1811." Von Walther Faber (Ostdeutsche Monatshefte VII, 6. Oliva).

„Alois Meßmers und Ignaz Zingerles Brunecker Sängerfahrt zu Hermann von Gilm." Von Anton Dörrer (Der Schlern VII, 8. Innsbruck).

„Zwei Balladen von Theodor Fontane [‚Der irrende Bothwell' – ‚König Jakob']." Aus dem Nachlaß des Dichters zum erstenmal veröffentlicht. (Westermanns Monatshefte LXXI, 841. Braunschweig.)

„Fritz Stavenhagens dramatisches Lebenswerk." Zur 50. Wiederkehr seines Geburtstages. Von G. H. J. Scholz (Der Schimmelreiter V, 5. Hamburg).

„Briefe von Paul Heyse an Otto und Emma Ribbeck." Von Erich Petzet (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Dehmel wünscht Erzbergers Ermordung." Von Alexander Beßmertny (Die Weltbühne XXII, 34. Berlin).

„Über Eduard Schullerus." Von Heinrich Zillich (Klingsor III, 9. Kronstadt).

„Hermann Löns." Von Friedrich Castelle (Das Tagebuch VII, 35. Berlin).

„Was ist uns Hermann Löns?" Von Friedrich Castell (Deutsche Monatshefte 1926, 8. Berlin).

„Zum 60. Geburtstag von Hermann Löns." Von Erich Griebel (Die Literarische Welt II, 35. Berlin).

„Hermann Löns der Deutsche." Von Dietrich Rintelen (ebenda).

„Der Journalist Hermann Löns." Von Max A. Tönjes (Markwart II, 4. Hannover).

„Der Dichter der Nordsee [Gorch Fock]." Von Erwin Gaubatz (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 83).

„Ludwig Thoma." Von Friedrich Helm (Radio II, 48. Wien).

„Elisabeth Förster-Nietzsche." Von Helene Stöcker (Die Neue Generation XXII, 8/9. Berlin).

„Gustav Renner." Von Martin Treblin (Der Türmer XXVIII, 12. Stuttgart).

„Däubler." Von Camill Hoffmann (Masken XX, 1. Düsseldorf).

„Wilhelm von Polenz und die deutsche Literatur seiner Zeit." Von Wilhelm Tholen (Deutsches Volkstum XLIII, 9. Hamburg).

„Kleines Selbstbildnis." Von Wilhelm Schmidtbonn (Die vierte Wand 1926, 1. Magdeburg).

„Eine europäische Stimme über Sternheim." Alberto Spaini in der pariser Theaterzeitschrift „Comoedia" (Dramaturgische Blätter 1926/27. 3. Mannheim).

„Vom neuesten deutschen Roman. 1. Jakob Schaffners „Glücksfischer". Von Oskar Walzel (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 9. Leipzig).

„Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Lieber leben als schreiben!" Erinnerungen von Heinrich Federer (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 1. Berlin).

„Robert Hohlbaum." Von Karl Bienenstein (Die schöne Literatur XXVII, 9. Leipzig).

„Hans Friedrich Blunck, ein Dichter deutscher Seefahrer." Von Curt Kohlmann (Die Lese 1925/26, 11. Köln).

„Hans Friedrich Blunck." Von F. Wippermann (Die Bücherwelt XXIII, 7. Köln).

Digitized by Google

„Hans Grimms deutsche Erzählung: Volk ohne Raum." Von Hermann Claudius (Deutsches Volkstum XLIII, 9. Hamburg).

„Ein deutscher Roman [Hans Grimm: Volk ohne Raum]." Von Erich Lilienthal (Der Deutschen-Spiegel III, 38. Berlin).

„Wandlung und Beharrung. Über die Dichtungen von Bruno Goetz." Von Siegfried von Vegesack (Der Bücherwurm XI, 10. Dachau).

„Der Dichter Paul Gurk." Von Hans Knudsen (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 80/81).

„Über Franz Kafka." Von Max Brod (ebenda 77).

* * *

„Bernard Shaw." Von Hellmuth Falkenfeld (ebenda 75).

„Wells, der Zerstörer." Von Floyd Dell (Die Weltbühne XXII, 35. Berlin).

„Robert Louis Stevenson." Von Arthur Friedrich Binz (Orplid III, 6).

„Über R. L. Stevenson." Von Lion Feuchtwanger (Die Weltbühne XXII, 38. Berlin).

„Thomas Hardy." Von Franz Blei (Die Literarische Welt II, 37. Berlin).

„Samuel Butler d. J." II. Von Philipp Aronstein (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 7/8. Heidelberg).

„Der literarische Kulturkampf in Amerika." Von Henry Louis Mencken [übertragen von Karl Lerbs] (Der Deutschen-Spiegel III, 37. Berlin).

„Ambrose Bierce, ein amerikanischer Satiriker." Von Herman George Scheffauer (Preußische Jahrbücher CCV, 3. Berlin).

„Tagore." Von Rolf Reißmann (Masken XX, 2. Düsseldorf).

„France." Von Jo Lherman (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 76/77).

„Dante und die deutsche Romantik." Von Erwin Stranki (Freie Welt VII, 147. Reichenberg).

„Das große Erlebnis in Dantes Jugendtagen." Von J. Hopfner (Stimmen der Zeit LVI, 12. Freiburg i. B.).

„Deutsche Kultur in Italien im Zeitalter des Risorgimento." Aus einer akademischen Rede von Benedetto Croce (Neue Schweizer Rundschau XIX, 9. Zürich).

„Calderon, der letzte mittelalterliche Dichter, und sein Drama ‚Das große Welttheater'." Von Karl Möhlig (Die Bücherwelt XXIII, 7. Köln).

„Elley Key." Von Karl Wilker (Das werdende Zeitalter V, 3. Konstanz).

„Jean Meslier." Von Arthur Seehof (Neue Schweizer Rundschau XIX, 9. Zürich).

„Das ‚Duell' zwischen Tolstoj und Turgenjew." Von J. S. Silberstein (Das Tagebuch VII, 35. Berlin).

„Deutsche und russische Entwicklungsromane." Zu Thurneysens „Dostojewski". Von Carl Mensing (Die Christliche Welt XL, 16. Gotha).

„Das russische Heldenlied." Leipziger Antrittsvorlesung. Von Reinhold Trautmann (Euphorion XXVII, 3. Stuttgart).

„Die russische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert." Ein Überblick von Oskar Greiner (Der Arbeiterbibliothekar II, Gera).

* * *

„Bühnenexpressionismus." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVII, 9. Leipzig).

„Das neue Drama." Von Max Freyhan (Die vierte Wand 1926, 2. Magdeburg).

„Aus der Arbeit des Bühnenvolksbundes." Von W. K. Gerst (ebenda).

„Fausts Tod." Von Theodor Kalepky (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 7/8. Heidelberg).

„Schillers ‚Jungfrau von Orleans' und Shaws ‚Heilige Johanna'." Von Ernst Merian-Genast (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 9. Leipzig.)

„Das Grabmal des unbekannten Soldaten." Von Berthold Viertel (Masken XX, 2. Düsseldorf).

* * *

„Niederrheinische Volksdichtung." Von Erich Bockemühl (Niedersachsen XXXI, September. Bremen).

„Kunst und Lüge." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 74).

„Das gute und das schlechte Buch." Von Ferdinand Gregori (Die Arbeitsgemeinschaft VII, 8. Osterwieck, Harz).

„Dichter und Literat." Von Eduard Gudenrath (Markwart II, 4. Hannover).

„Erscheinung und Entstehung des Volkstums." Von Willy Hellpach (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 9. Frankfurt a. M.).

„Tragische Fragmente." Von Otto Heuschele (Hellweg VI, 34. Essen).

„Liebeslyrik im deutschen Volkslied." Von Franz Heyden (Deutsches Volkstum XLIII, 9. Hamburg).

„Die neueste Entwicklung der schweizer Epik." Von Hans Honegger (Hellweg VI, 35. Essen).

„Vergleichende Gedichtstudien." Von Oskar Katann (Der Gral XX, 12. Essen).

„Literarische Fälschungen und Mystifikationen." [Schluß.] Von Heinrich Klenz (Zeitschrift für Bücherfreunde XVIII, 4/5. Leipzig).

„Der Barometerstand der Kunst." Von J. Kreitmaier (Stimmen der Zeit LVI, 12. Freiburg i. B.).

„Die katholische Literaturbewegung in Kroatien." Von Ljubomir Marakovic (Der Gral XX, 12. Essen).

„Über Schundliteratur." Von Gustav Renner (Der Türmer XXVIII, 12. Stuttgart).

„Literarische Bemerkungen." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XIX, 9. Zürich).

„Der Völkerbund und die internationale geistige Zusammenarbeit." Von H. R. von Salis (Völkerbundfragen 1926, 9/10. Berlin).

„Der Blinde in Roman und Erzählung der Gegenwart." Von Werner Schmidt (Reclams Universum XLII, 48. Leipzig).

„Der Roman als Gesellschaftsspiegel." Von Karl Schröder (Bücherwarte I, 9. Berlin).

„Deutschkunde und Universität." Von Franz Schultz (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 9. Frankfurt a. M.).

„Eveline, die Blume der Prärie [Gesetz gegen Schund und Schmutz]." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXII, 38. Berlin).

„Siebenbürgisch-deutsche Presse." Von Heinrich Zillich (Klingsor III, 9. Kronstadt).

„Gedanken zur Vertiefung unserer Lektüre." Von Josef Zimmermann (Die Bücherwelt XXIII, 7. Köln).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Mannheim

„Die Schule von Uznach" oder „Neue Sachlichkeit." Lustspiel in vier Aufzügen. Von Carl Sternheim. (Uraufführung im Nationaltheater am 21. September 1926.)

Ein Ausschnitt aus des 20. Jahrhunderts drittem Jahrzehnt, Sprengstück aus der europäischen Chronik gewissermaßen. Nur daß dort die Entfesselung gepredigt wird und Bürgerlichkeit rettungslos dem Althandel verfallen ist, und daß jetzt neuerdings Moral auf bürgerlichen Beinen zu gewissenhafter Verlobung im Menuettschritt antritt: neue Sachlichkeit. „Die Schule von Uznach" steht bei Sternheim ungefähr wie „Kolportage" bei Georg Kaiser. Ein außerordentlich verwandter Fall. Man redet Satire, stilisiert Groteske und wandelt schließlich im unverfälschten Ernst uralten Lustspielparadieses, diese Tatsache schamhaft unter dem Schleier etlicher Bluffs verbergend. Das ist sehr wenig für einen Autor, der schon eine andere Sprache geführt hat.

Sternheim formuliert etwa: In Uznach, Schule für gymnastische Ausdruckskultur, toben sich „enthemmte" Weiblichkeiten aus, geistig und leiblich (weil schon Zusammenhänge da sind), wenn auch einstweilen das seelische Band geleugnet wird. Sehr gründlich und in Sternheimscher Diktion, mit viel Gehirn und fehlender Blutwärme wird die Verkommenheit des Zeitalters drei Akte lang an bezaubernden Menschenexemplaren demonstriert. Der vierte Akt bringt Einkehr und Erkenntnis, Apotheose reiner Weiblichkeit. Uznach, die Hochburg europäischen Fortschritts hört auf zu existieren, und man begnügt sich fürderhin mit der fetten Bürgerweide von gestern und übermorgen.

Scherz, Ironie oder tiefere Bedeutung? Sternheim ist für die letztere. Sein Werk spricht gegen ihn, verleitet zu anderen, weniger schwerwiegenden Schlüssen. Zu Anfang scheint wirklich schmissige Satire sich gegen allerhand Entfesselung, der vor der eigenen Gottähnlichkeit bange wird, zu wenden, und das ist, wie stets bei Sternheim, blendend gesehen, grotesk gepackt und unerschrocken hingesetzt. Einen, vielleicht auch zwei Akte lang. Aber der Rest wird Theater, das seine Wirkungen sucht und sie hernimmt, wo immer sie zu gewinnen sind. Die Linien verwirren sich, die Richtung ist nicht mehr einheitlich, Sternheim teilt keine Hiebe mehr aus, er pendelt zwischen den feindlichen Lagern und scheint weder da noch dort überzeugt dabei zu sein. Er nennt das „Lustspiel" und überläßt das letzte Wort dem Regisseur, der sich mit dem Gegebenen auseinanderzusetzen hat. Fassadenprunk vor gähnender innerer Leere. Die „neue Sachlichkeit" sieht hoffentlich anders aus.

Paula Scheidweiler

Dresden

„Platingruben in Tulpin." Komödie in drei Akten. Von Max Mohr. (Uraufführung im Dresdener Schauspielhaus am 16. September 1926.)

Max Mohr ist wie Georg Kaiser mit seiner eigenwilligen Romantik eine symptomatische Gegenwartserscheinung. Man kann bei der Komödie „Platingruben in Tulpin" nicht eingebürgerte Wertungsmethoden anwenden, man muß das zum Drama umgewandelte Erlebnis, die parodistische Form der Entseelung und Entgeistigung des Zusammenbruchs unserer Zeit, als Zeiterscheinung betrachten, die von eigener Musikalität ist und alte Formen sprengt. Nur so wird man dieser neuen Komödie gerecht. Grotesk berührt manchmal ihre Schwarz-Weiß-Manier. Max Mohrs Romantik im Gegenständlichen spielt mit Kitschigem. Aber in den breiten Zustandsschilderungen leuchten glutvolle und gestraffte Szenen, die das dramatische Geschehen steigern, wie man es bei seinen anderen Komödien in solcher geistigen Ballung nicht erlebte. Ganz köstlich sind die bilderreiche, kraftstrotzende Sprache und Satire. Sein phantastischer Ulk kommt aus philosophischem Unterstrom und stützt das dramatische Geschehen. Man freut sich des geschlossenen Aufbaus. Stark ist, wie die innere Verbundenheit von Natur und Menschenwerk in dieser Komödie zur Ewigkeitstragik unerlöster Sehnsucht führt. Aus ihr strömt der goldene Lichtschein reinen Menschentums.

Zwei Welten zeichnet der Autor in den Zwillingsbrüdern Christy und Columbus, die genußsüchtige Gesinnung der verführten Volksmasse und den ringenden Adelsmenschen. Stark ergreift die seltene Harmonie des barocken Phantasten und lachenden Tatmenschen Max Mohr, der seinen unerschütterlichen Glauben an Läuterung und Aufschwung sieghaft gestaltet. Der Besiegte in seiner Komödie wird der glückhaft Befreite, der wahre Sieger. Durch die Entdeckung von Platin dringen in das einsame Bergdorf Tulpin moderne Industriegesinnung und ausbeuterischer Kapitalismus und vernichten ehrliche Arbeit, bodenständige Sitten und erdgenährte Frömmigkeit. Der angebliche Fortschritt der Kultur und Zivilisation wird zum Fluch, Recht zu

Digitized by Google

Unrecht, Unrecht zu Scheinglück. Der geächtete und verlachte Zwillingsbruder Columbus findet eine neue alte Welt, reines Menschentum, aufopfernde Liebe, und rettet sich lachend aus der bizarren Wirklichkeit. Der lyrische Ausklang der Komödie ist wunderschön, aber er entbehrt der dramatischen Kraft. Das Geheimnis des Erfolges dieser Komödie liegt in einem gesteigerten, grellen Naturalismus begründet, dessen Erdhaftigkeit zu tiefer Symbolik führt.

Johannes Reichelt

Hannover

„Zeit auf Flaschen". Komödie in drei Akten. Von Kurt Friedrich Freksa. (Uraufführung in den städt. Bühnen Hannover am 2. Oktober 1926.)

Das neue Stück Friedrich Freksas will vom Antlitz unserer Zeit die Maske reißen. „Zeit auf Flaschen", das ist allerdings kein neues Allerweltsrezept für unsere schwer erschütterte Gegenwart, der es an „Mitteln", sie zu heilen, gewiß nicht fehlt; es ist gewissermaßen ein dramaturgischer Kniff. Der Dichter wollte hineingreifen in das rasende Radgetriebe unseres heutigen Lebens, er wollte zeigen, daß die einen Menschen zu fest an der Vergangenheit haften, die andern der Gegenwart zu bedingungslos gehören und daß nur Erkenntnis dessen und Besinnung uns weiterzutragen vermögen. Um einen starken Kontrast zwischen dem Einst und dem Heute zu haben, schuf er eine Frauengestalt, deren Leben, weil sie kränklich ist, von ihrer Umgebung um all die schweren Dinge verkürzt wird, die wir seit 1914 durchgemacht haben, und die nun im wohlbehüteten, wenn auch trügerischen Frieden von 1914, versorgt mit alten Zeitungen und Hofnachrichten, dahinlebt. Bis die neue Zeit auch hinein in ihre lebendige Grabesruhe ihre Wellen vorstößt in Gestalt eines Flüchtlings aus tobender Börsenschlacht von 1924, der in einem Augenblick der Erhellung aus dem Mahlstrom der Zeit, in dem er schwimmt, hinausstrebt in die Weite des Todes, aber von der Tochter jener mit „Zeit auf Flaschen" gefütterten Dame gerettet wird. Nach einigen Tagen innerer Klärung schreckt ihn aus dem Haus, dessen Gastfreundschaft er genießt, die Nachricht auf, daß das plötzliche Verschwinden des Bankdirektors Soundso (ein vermeintlicher Börsentrick) diesem ein Millionengeschäft eingebracht, die Börse bis zum Rasen erschüttert hat. Der Flüchtling wird entdeckt, und hinein in die weltverlorene Einsamkeit der alten Dame braust die Meute der Zeit, den entschwommenen Börsenhaifisch wieder zurückreißend ins Leben; doch nicht ihn allein: seine Retterin geht mit ihm, um ihm den in den Tagen der Besinnung gewonnenen Glauben an die Kräfte des Guten rein zu erhalten.

Der Witz dieser Komödie kommt aus der Situation, aus dem Gegeneinander von alter und neuer Zeit. Sie ist, wie die Auflösung der Wirrnisse in den Börsencoup, ein wirklicher und voller Treffer. Aber leider bleibt die Situation drei Akte hindurch der einzige Hauptwitz; und so schöne Einzelzüge sich auf Grund dieser Verschachtelung von Einst und Jetzt einstellen — es fehlt jede organische Entwicklung des Geschehens aus den Charakteren der Gestalten. Von ihnen sind einige gut, wenn auch ohne verblüffende Originalität gezeichnet, aber sie treten dauernd auf der Stelle. Mechanik siegt über Dynamik; die Situation triumphiert. Diese allein, ausgestopft teils mit Sentenzen über den Begriff „Zeit", teils mit einer gedrängten Leitartikelübersicht der letzten Jahre, teils mit einem pirandellesken Schein-Wirklichkeits-Spiel, vermag den Verfasser gerade noch über die drei Akte hinweg zu tragen, deren letzten ein neuer Einfall von außen her kurz vor Schluß noch einmal auffrischt. Im übrigen werden alle Fäden, kaum aufgegriffen, wieder fallen gelassen; der große Schwung verhaucht in der Kurzatmigkeit der Kleinigkeiten.

Wir sehen: ein Drama, empfangen aus dem Wehen unserer Zeit, mit der Tendenz, ihr in ein reineres Dasein zu helfen, und durchaus löblich darin; nicht aber die Komödie unserer Zeit, auf die wir hoffen und zu der auch Freksa strebte.

Kurt Voß

Essen

„Springtanz." Drama in vier Akten. Von Herman Reichenbach. (Städtisches Schauspielhaus, 21. September 1926.)

Der Springtanz (der Titel ist Symbol) ist der ekstatische, von Todesschauern umwitterte norwegische Tanz. Die Heldin ist nach der Eigen-Einführung des Autors „ein Mensch, gut und echt im Innersten", in dem die leidenschaftliche Natur durchbricht, wenn die lockende hohe Kultur versagt, welcher „besessen, aber nicht erlöst vom Springtanz" auch noch angesichts des Todes weitertanzt. Dieses an sich reizvolle Problem hat der Autor nicht dramatisch zu gestalten vermocht; er versagt sogar in der Führung des Dialogs, der von Plattheiten geradezu wimmelt. Das Ganze ist ein substanzloser verkitschter Sudermann mit Kaiserschem Aufguß. Die beiden ersten Aktschlüsse sind recht knallig: die Mutter stirbt aus Freude bei der Nachricht, daß ihr

Digitized by Google

Sohn endlich die langersehnte Professur bekommt; am Schluß des zweiten Akts überrascht dieser die inzwischen seine Frau gewordene norwegische Pflegerin in den Armen des jüngeren Freundes. Im dritten Akt finden wir den Rächer seiner Ehre auf der Polizeiwache vor, wo er sich freiwillig der Gerechtigkeit stellt; im vierten als notorischen Trunkenbold und Stammgast in einem Nachtkaffee. Allerlei zweifelhafte Existenzen werden benützt, um den Schlußakt mühsam in Gang zu halten. Auch abgesehen von den wenigen Stellen im zweiten Akt, wo eine Art Spannung aufzukommen scheint, ist das Ganze dramatisch vollkommen unzulänglich; es hat nicht einmal einen richtigen Schluß: „Branntwein!" seufzt der Alte resigniert, als seine gleich ihm verkommene und zur Kabarettänzerin degradierte Frau ihren Springtanz aufführen will und, ihren früheren Mann erkennend, beschämt von dannen schleicht. So weicht der Autor immer wieder den dramatischen Konsequenzen aus. Ihm fehlt eben jeglicher Theatersinn. Er ist nicht einmal ein Dichter, manche Rührseligkeiten fallen einem geradezu auf die Nerven. Karl Arns

Frankfurt a. O.

„Der Schwätzer." Drama in fünf Akten. Von M. Engel. (Stadttheater: 25. September 1926.)

Das Stück: Ein Sokrates-Drama. Ein ernsthafter, nicht immer glücklicher Versuch, dem geschichtlichen Ereignis durch Modernisierungsmethoden eine aktuelle Wirkung zu ermöglichen. Formal gesehen, hat das Stück keinen Charakter. Die Stilbehandlung ist willkürlich, inkonsequent. Der kaleidoskopische Stimmungswechsel wirkt störend. Aufgabe der Regie, Form, Stil, Atmosphäre zu schaffen. Der Sokrates ist historisch gut gesehen. Seine Rhetorik: nicht eindringlich genug. Jahrtausend alte Ideen hätten überraschender, schlagkräftiger formuliert werden müssen. Das aber ist für die Aufführung des „Schwätzers" entscheidend: Die Rolle des Sokrates fordert von dem Schauspieler die Eigenschaft überragender Geistigkeit und die Fähigkeit zwingend-scharfer Diktion. Bleibt diese Forderung unerfüllt, bleibt die immerhin mögliche Bühnenwirkung des Stückes aus.

Werner Türk

Echo des Auslands

Russischer Brief

Nicht nur an Quantität, sondern auch an natürlicher Begabung kann sich die sowjetrussische Literatur mit einer jeden anderen messen. Und dennoch ist ihr Ertrag an echter, in sich wertvoller Kunst unverhältnismäßig gering. Die Ursache ist augenfällig und allgemein bekannt: verkümmerte innere Wahrhaftigkeit. Die Literatur ist immer noch in zwei Lager künstlich geschieden, in eine privilegierte Oberschicht unbedingter Bekenner der herrschenden Ideologie und die bloß geduldeten „Mitläufer", welche dem Bestehenden sich unterordnen und anschmiegen, ohne damit innerlich zu verwachsen. Die Mitläufer verfügen nach wie vor über das meiste Talent und Können; jedoch wirkt das „Mitlaufenmüssen" wie ein schleichendes Gift, entseelend, verkrüppelnd. Die „proletarische" Literatur zieht nur ärmere Talente in ihren Bann. Oder umgekehrt: die materialistische Blickeinschnürung und der diktatorische Eigendünkel unterbinden meist Phantasie, poetischen Sinn und Gestaltungskraft. Wahre Kunst kann eben immer nur aus lebendigen geistigen Quellen fließen. Die proletarische Literatur vermag und will sich nicht über die Stufe angewandter Propaganda erheben: „In erster Linie bin ich Parteimann und in zweiter Dichter" singt selbstbewußt Besymenskij.

Daß Reaktionen und Schwankungen hierbei unausbleiblich sind, ist nicht zu verwundern. In der Lyrik (im heutigen, nüchternen Nepzeitalter ebenso vernachlässigt, wie einst überwuchernd mißbraucht) ringt immer kühner Jesseninsche Intimität wider Majakowskijs lautsprecher-hohle Versprosa an. Besymenskij, der einstige Maschinenanbeter, beteuert heute, nicht nur Fabriken, sondern auch „die Liebe, die Erde, die Kinder" zu lieben. Die einst „im Namen des Morgen Rafael zu verbrennen" bereit waren, kehren zu Puschkin zurück. Pasternak, ein vituoser modernistischer Verstechniker, wählt zum Thema das Revolutionsjahr 1905, verfaßt naturalistische Novellen in Versen, während Tichonow, der Autor namhafter Revolutionsballaden, in einem Gestrüpp versifikatorischer Klügeleien steckenzubleiben droht. Einen unersetzlichen Verlust bedeutet Jessenins tragischer Abgang, dessen Ursachen psychologisch zu erhellen noch übrig bleibt; Alkoholismus, Ausschweifungen, pathologische Anwandlungen („Der schwarze Mensch", ein posthumes Poem, mutet an wie eine Variation der Karamasowschen Teufelsszene) waren nur Auswirkungen und Auswüchse tiefinnerer Haltlosigkeiten und Verzweiflungen. In einem Nach-

Digitized by Google

ruf auf Jessenin schrieb der kommunistische Kritiker Woronskij treffend: „Nicht wenige aufrichtige, glutvolle, begabte Menschen sind in diesen Übergangstagen zusammengebrochen ... Allzu eilig, allzu schweigsam gehen wir an diesen traurigen und tragischen Fakten vorüber, obschon sie zudringlich genug auf uns einstürmen."

Wie eine düstere Bestätigung dieser Worte erfolgte der Selbstmord Andrej Sobols. Eine seiner letzten Erzählungen, „Memoiren eines sommersprossigen Menschen", zeigt, daß sein (an sich nicht sehr originelles) Erzählertalent im Reifen begriffen war. Bezeichnend ist auch das Thema — ein echt russisches Novellenthema im Geiste des jungen Dostojewskij: ein verhetztes, widerspruchsvolles, entwurzeltes Menschenwesen.

Überaus fruchtbar ist nach wie vor Ilja Ehrenburg. „Die Liebe der Janny Nay" streifte schon hart an Kolportage. „Rwatsch" tat es nicht minder, wenn auch die Figur eines Nepmanns, eines Pioniers des neuen bolschewistischen Kapitalismus interessieren konnte. Soeben erschienen von ihm pariser Erlebnisse („Der Sommer 25") in seiner alten sentimental-zynischen Art. — Nach dem phantastischen Roman à la Wells „Aelita", in dem zwei Russen einen proletarischen Aufstand auf dem Mars entfachen und absonderliche Liebesabenteuer bestehen, wandte sich Alexej Tolstoj zunächst naturalistischen Zeitgemälden zu. Die Erzählung „Blaue Städte" schilderte die Auferstehung des unsterblichen Spießertums im nachrevolutionären Rußland. Seit bald einem Jahr erscheint von Monat zu Monat in der Zeitschrift „Krassnaja Now" ein Abenteuerroman von ihm („Das Hyperboloid des Ingenieurs Garin") mit allerlei Erfindungsmotiven, die andere Autoren vor ihm schon erdacht und benutzt hatten.

Im Verblassen begriffen ist der Stern Pilnjaks. (Der Ruhm in Sowjetrußland ist überhaupt merkwürdig kurzlebig und meteorhaft.) Aus einer Reihe von Novellen, in denen er seinen eigenen, expressionistisch gehaltlosen Stil imitiert, verdient eine Erzählung hervorgehoben zu werden, in der eine arktische Forschungsreise, von dem überragenden, stählernen Willen eines Expeditionsleiters zusammengehalten und zum Ziel geführt, eindrucksvoll beschrieben wird. Mit verschiedenen Erzählungen, meist in seiner sibirischen Heimat lokalisiert, ruft auch Wsewolod Iwanow von Zeit zu Zeit seinen bekannten Namen ins Gedächtnis; sie sind fast immer begabt, eigenartig, von einem starken Naturgefühl (z. B. „Die Fruchtbarkeit"); nur der große künstlerische Zug fehlt; sie fassen in der empfangenden Seele nicht dauernd Wurzel. Babels „Reiterarmee", die zu den wichtigsten Erscheinungen der letzten Jahre gehört, ist im Grunde Fragment geblieben; sie besteht aus einzelnen, flüchtigen, wenngleich überaus durchgebildeten Skizzen; die synthetische Zusammenschau fehlt. Im letzten Jahr hat er nur einige autobiographische Skizzen herausgegeben. Auch Leonow ist fast verstummt; nach den „Dachsen" liegt von ihm nur ein dramatisches Bruchstück, „Untilowsk", vor, das sich allzu spürbar an alte Vorlagen anlehnt. Zwei größere Erzählungen von Lidija Sejfullina suchen in die verwickelten Wandlungsprozesse hineinzuleuchten, die der Übergang von der Ära des reinen Kommunismus und der revolutionären Kriegsbegeisterung zu den Nepkompromissen im Gefolge hatte. Ihre psychologische Phantasie (z. B. die Bekehrung eines brutal gewalttätigen, zügellosen „Bürgerkriegshelden" zu schier tolstojanischer Selbstentsagung in „Kain-Kabak") ist indessen zu schematisch und konstruiert. Aus dem Vollen schöpft sie nur, wenn sie von ihrer sibirischen Bauernheimat erzählt: so der Anfang der Erzählung „Die Begegnung". Immer mehr zu Ansehn gelangt Pantelejmon Romanow, mit vielen Novellen, die jetzt großenteils der heutigen Intelligenz gewidmet sind, und als objektive Sittenschilderungen überaus aufschlußreich wirken. Am häufigsten befaßt er sich mit jenem intellektuellen Chaos und sittlichem Tiefstand, die sexuelle Emanzipationstheorien im Sinne der „Arbeitsbienenliebe" der Kollontaj angerichtet haben.

Olga Forsch ist mit einem historisch-phantastischen Roman („In Stein gehüllt") hervorgetreten, der Seelenverwicklungen eines zwischen Liebe und Haß Schwankenden zum Thema hat und Realistik mit Dostojewskijschem Psychologismus und Meyrinckscher Phantastik verbindet. Interessante Lebensbilder aus dem hohen russischen Norden veröffentlichte Lidin. Eine der sympathischsten Erscheinungen der letzten Jahre ist eine autobiographische Romanfolge des eigenartigen, auch als besinnlicher Ethnograph bekannten älteren Dichters Prischwin („Kurymuschkas Kindheit" und „Die Jugend Alpatows").

Mit größeren Werken treten zwei Bauerndichter hervor. Tschapygin ist als Schilderer der düsteren Natur- und Jägerwelt der nordischen Wälder bekannt. Weit umspannend ist seine noch nicht abgeschlossene historische Dichtung „Rasin Stepan"; die bereits vorliegenden Teile erscheinen bildreich, im einzelnen lebendig geschaut, jedoch im ganzen verschwimmend; die Sprache ist, wie die übrigen Details, genau studiert, aber für die künstlerische Wirkung historisch überladen. Klytschkow, als Bauernlyriker wenig hervorragend, erweist sich in seinem Roman „Der zuckerne Deutsche" und nunmehr in der noch unvollendeten, auf viele Bände berechneten Dichtung aus dem vorrevolu-

Digitized by Google

tionären Bauernleben „Der Tschertuchiner Schwätzer" als begabter Prosaiker. Beide Werke sind aus dem Drang heraus entstanden, dem ein- und niederreißenden, naturfeindlichen, seelenverödenden Rationalismus gegenüber die verkümmerte Poesie der uralten, primitiv-animistischen Bauerndenkweise und Phantasie in Schutz zu nehmen. Allerdings ist sich der Autor der Vergeblichkeit dieses Strebens bewußt. Er wagt es indes, dem herrschenden materialistisch irreligiösen und antipoetischen Geist der Zeit zum Trotz, Naturgeister und allerlei Bauernspuk als reale Mächte in seine Handlung eingreifen zu lassen — und er tut es mit so viel Talent, daß seine so „unzeitgemäße" Dichtung in einer orthodox bolschewistischen Zeitschrift („Nowyj Mir") erscheinen durfte. —

Wenn die Wortführer der Notwendigkeit einer Hegemonie der eindeutig kommunistischen „proletarischen" Literatur die Fortschritte dieser hervorheben, so führen sie mit Vorliebe die „Kommissare" Libedinskijs und „Zement" von Gladkow ins Treffen. Beide Werke sind zweifellos insofern interessant, als sie mannigfache Einblicke in das innere Getriebe der herrschenden kommunistischen Partei gewähren; einen höheren künstlerischen Wert erkennen ihnen nur die Anspruchslosesten zu. Libedinskij behandelt vornehmlich die vielerlei Verfallserscheinungen, die im Zusammenhang mit der Nepwendung in den Reihen der Partei sich bemerkbar gemacht haben. Seine Erzählung „Morgen", die einen Ausweg aus der einreißenden „Verbürgerlichung" einzig in der Hoffnung auf den Ausbruch einer kommunistischen Revolution in Deutschland zu erkennen schien, hatte dem Autor wegen ihres Pessimismus scharfe Rüge zugezogen. Gladkow ist bestrebt, ein möglichst umfassendes Gesamtbild der Parteiverhältnisse zu gestalten. Seine literarische Schulung hatte er bereits vor der Revolution erhalten; seine dichterischen Mittel bleiben stark epigonenhaft. —

Eine eigenwüchsige Begabung verrät in manchen Momenten die Erzählung des älteren proletarischen Dichters Ljaschko „Mit der Herde" aus dem Leben der alten Revolutionäre. Artjom Wessjolyj bietet in seiner Chronik „Heimatland" eine beachtenswerte Schilderung des Bürgerkrieges. In mehreren Zeitschriften („Krassnaja Now", „Nowyj Mir", „Oktjabr", „Molodaja Gwardija" u. a.) ist eine große Zahl älterer und jüngerer, bald mehr, bald weniger begabter Erzähler bestrebt, das durcheinanderwogende Bild des heutigen Rußlands widerzuspiegeln.

Wenigstens hingewiesen sei hier noch auf die reiche Ausbeute an literargeschichtlichen Untersuchungen und Monographien, die aus einer Fülle neu erschlossenen Archivmaterials schöpft, und die Kenntnis Tolstojs, Dostojewskijs u. a. Koryphäen der klassischen Literatur wesentlich bereichert hat. So sind aus dem Nachlaß Leo Tolstojs viele wichtige Entwürfe zu späteren Werken und unvollendete Studien und Skizzen von mitunter außerordentlichem Kunstwert ans Tageslicht gefördert worden.

Abseits der eigentlichen Sowjetliteratur und doch nicht zu den Emigranten gehörend steht Maxim Gorkij da. Er setzt sich nicht mehr mit der Gegenwart auseinander, sondern gestaltet und ordnet seine reichen Erinnerungsschätze. Seine autobiographische Erzählung „Meine Universitäten" gehört zu seinen reifsten Werken. Sein neuester Roman „Das Unternehmen der Artamonow" (Romain Rolland als Menschen und Künstler zugeeignet) enthält die Geschichte eines russischen Unternehmergeschlechts, mit einer zähen, energiestrotzenden, schaffens- und kampfeslustigen Pioniernatur als Zentralfigur. —

Die eigentliche Emigrantenliteratur (heute vornehmlich in Paris konzentriert) ist gleichfalls notgedrungen der Vergangenheit zugewandt. Sie ist innerlich weniger in Aufruhr und Gärung begriffen, der Zuwachs an frischen Kräften ist gering, und so entfaltet sie denn bisweilen ein beträchtliches Können, indessen ihre Phantasiewelt zusehends blasser wird. An erster Stelle steht Iwan Bunin: „Die Affäre des Kornets Jelagin" und „Der Sonnenstich"; Mereschkowskij setzt seine kulturgeschichtlichen Erzählungen fort: „Der Messias" behandelt den Kampf des ägyptischen religiösen Reformators Echnaton mit der Priesterpartei. Saizew hat einen Roman „Das goldene Muster" herausgegeben; Aldanows „Teufelsbrücke" ist die Fortsetzung seiner historischen Romane; Stjepun hat endlich seinen philosophisch-romantischen Roman in Briefen „Nikolaj Peressljegin" abgeschlossen (sämtlich in der pariser Zeitschrift „Ssowremennyia Sapiski" erschienen). N. Berdjajew veröffentlichte im Jmca-Verlag, Paris, eine lehrreiche Biographie Leontjews. Die Zeitschrift „Golos Minuwschago" in Paris publiziert unbekannte Tagebücher Leo Tolstojs. Einen Band Erzählungen und Dramen aus dem Nachlaß Tolstojs brachte der Verlag Karbassnikow in Paris. Zwei neue literarische Zeitschriften „Blagonamerennyj" und „Wjorsty" begannen zu erscheinen.

Wladimir Astrow

Polnischer Brief

Diesmal gilt mein Brief im großen ganzen deutschen Schriftstellern und deutschem Schrifttum. Nur vorübergehend habe ich im letzten Brief (L. E. XXVIII, 367) angedeutet, das Interesse für deutsche

Digitized by Google

Dichtung sei hier im Wachsen begriffen. Das macht sich nicht nur beim lesenden Publikum bemerkbar, sondern auch in der Literaturkritik. Auf ihrer Suche nach neuem Inhalt, neuer Form, auf ihren Wegen und Umwegen nach einem großen Gedanken, nach dem segensträchtigen Saatkorn war die polnische Dichtung der letzten Jahre vielfach mit der deutschen zusammengetroffen und hatte sie belauscht, sie zu deuten und zu verstehen gesucht. Die politische Scheidewand tat den Suchenden keinen Einhalt. Ihre Fährten führten über sie hinweg. Mancher Übersetzungen aus dem Deutschen habe ich in früheren Briefen bereits Erwähnung getan. In einem (L. E. XXVIII, 49) ist auch der „in die Tiefe gehenden Abhandlung" Waclaw Berents über Goethes „Märchen" gedacht worden. Hat der Olympier der polnischen Kritik jüngster Zeit wenig oder nichts zu schaffen gegeben, so wirkte er dennoch nach anderer Richtung hin anregend: die bislang einzig gebrauchte Übersetzung des „Faust" von Ludwig Jenike ist — wie ich polnischen Blättern entnehme — durch drei neue Übersetzungen abgelöst worden. In welchem Grade diese dem Original gerecht werden, die Jenikesche Übersetzung übertreffen oder ihr nachstehen, weiß ich — da mir keine zu Gesicht gekommen — nicht zu sagen.

Was ich heute bringe, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Nicht alles, was in dieser Materie vorhanden, war mir erreichbar. Aus dem Erreichten aber will ich mich auch nur mit denjenigen Aufsätzen befassen, denen Ernst und Eindringen in den behandelten Gegenstand nicht abzusprechen sind und deren Gedankengang zu verfolgen auch für den deutschen Leser — mag das oder jenes Thema heute schon hinter ihm liegen — nicht uninteressant sein kann.

In der unlängst eingegangenen Monatsschrift „Przeglad Warszawski" (Nov. 1925) wählt Stefan Kolaczkowski „die symbolische Deutung Lohengrins" zum Thema. Man kenne, so führt er aus, in Polen den Musiker Wagner, aber über den Dichter Wagner wisse man hierzulande sehr wenig oder nichts. Das habe seinen Grund darin, daß die polnischen Theater recht spät darangingen, das Wagnersche Repertoire sich anzueignen und daß zur Zeit, da diese Aneignung im Wachsen begriffen war, die neue Musik die Geringschätzung Wagners in ihr Programm aufgenommen hätte. Man habe in Polen niemals auch nur die geringste Mühe sich gegeben, Wagnersche Dichtung als solche zu behandeln, ihren symbolischen Sinn deuten zu wollen. Verfasser macht seine Leser mit der Entstehungsgeschichte und dem Inhalt „Lohengrins" bekannt, gedenkt hiebei der Faktoren, die für die Gestaltung der Konzeption ausschlaggebend waren und geht dann zum eigentlichen Thema über, d. h. zum Versuch symbolischer Deutung, wobei er sich teils auf des Dichters eigene Kommentare und Aussagen stützt, teils sich auf Nietzsche, Muncker oder G. Adler beruft. Im Gegensatz zu dem Franzosen Gustav Robert, der Wagner als schlechten Ausleger eigener Dichtungen hinstellt, ist Kolaczkowski der Ansicht, daß Wagners Werke, Kommentare und Äußerungen in einem engen organischen Zusammenhang mit seiner Weltanschauung stehen. Darin seien auch die Aussagen über Lohengrin mit einbegriffen. In der „Mitteilung an meine Freunde" spricht Wagner von der Verwandtschaft zwischen Lohengrin und dem Mythos von Zeus und Semele. In der Liebe Zeus' und Lohengrins erkannte er ein Symbol derselben Idee. Es sei der menschlichen Natur die Sehnsucht eigen, die, selbst wenn sie sich übers Irdische erhoben hätte, das Irdische wieder begehre, zu dem Menschlichen zurück wolle. Wie Lohengrin, um geliebt zu werden, sich in den Schleier des Geheimnisses hüllen müsse, so müsse hinwiederum Elsa, das Weib, diesen Schleier lüften wollen. Den Unbekannten könne es bewundern, vergotten — lieben aber nur den, den es in seinem ganzen wahren Wesen erfährt. Lohengrin sei für Wagner das Symbol der Sehnsucht des Genies, des Intellektuellen nach dem Instinkt, dem Unmittelbaren. Diese Sehnsucht bilde eine Variante des Motivs der Erlösung durch die Liebe eines Weibes. Lohengrin sei für Wagner nicht nur Symbol der immerwährenden Tragödie des Individuums, sondern der tiefen, selbsterlebten Tragödie des Künstlers. Allein diese große Konzeption lasse jene tragische Notwendigkeit vermissen, die in Wagners übrigen Dichtungen zutagetrete. — Auch das Tannhäuser-Drama gibt demselben Verfasser Gelegenheit zu gleich ernsten Betrachtungen („Przeglad Wspólczesny", Nov. 1925).

Reger ist das Interesse für die Zeitgenossen. Dem Literaturfreund und -beflissenen ist von den in Deutschland Schaffenden manchermann bekannt; außerhalb der Literatenkreise nennt und kennt man hier Heinrich und besonders Thomas Mann, Wassermann, Kellermann, Bonsels. Die zwei letzteren zumal werden viel übersetzt, müssen folglich viel gelesen werden. Der Kreis um Thomas Mann und Wassermann ist kleiner (sofern es auf nur des Polnischen kundige Leser ankommt und man von den zumeist jüdischen Deutsch-Lesern absieht), was seinen Grund wohl darin haben mag, daß die wesentlichen Werke dieser Autoren, soweit mir bekannt, noch keinen Übersetzer gefunden haben. In polnischer Sprache liegen bislang nur ihre kleineren Schriften vor. Klabunds Name war eine Zeitlang auf aller Lippen, was sowohl mit der Aufführung als auch mit der Absetzung seines „Kreide-

Digitized by Google

kreises" zusammenhing. Das in Lemberg mit viel Wärme aufgenommene Drama ist mit einemmal vom Repertoire entfernt worden, als L. Szyfman, Theaterdirektor in Warschau, in einem offenen Brief Klabund als Polenfeind, als „ordinären Pasquillanten und Ignoranten" hinstellte, indem er sich auf einige, polnisches Schaffen betreffende Stellen aus des Dichters „Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde" berief.

„Die Ziele des Expressionismus in der deutschen Poesie" geben Spiridion Wukadinović zu gewichtigen Ausführungen Anlaß („Przegląd Współczesny", Juli 1925). Von Goethes Novelle „Der Sammler und die Seinigen" ausgehend schildert er die Wandelbahnen deutscher Dichtung, bei dem und jenem Meilenstein eine Weile verziehend, und leitet dann zum Expressionismus über, den er als das äußerste Extrem des Idealismus bezeichnet. Eine unerhörte Aktivität mache sich in ihm geltend, ein Höhenflug sei ihm eigen, Flucht vor der die Seele zermürbenden Zivilisation in das Kosmische. Der Verfasser betont den engen Zusammenhang zwischen Kunst und Philosophie der Gegenwart in Deutschland und stellt in diesem Phänomen eine Analogie zwischen Gegenwart und den schönsten Abschnitten in der Biographie des deutschen Geistes fest. Er sei die einzige Oase des Idealismus mitten in der Wüste unserer durch und durch mechanisierten und entseelten Zeit. Es stehe aber zu befürchten, die exklusive Geistigkeit, auf die er sich aufbaue, könne ihm den Grund unter den Füßen wanken machen; es stehe zu befürchten, daß er, von der taggrauen Wirklichkeit allzuweiten Abstand nehmend, seine Ziele niemals erreichen und nur vorübergehendes Phänomen bleiben werde.

Von der Gruppe zu den Einzelnen.

Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig" gibt Eva Librowicz („Przegląd Warszawski", Juni 1925) Gelegenheit zu trefflichen Betrachtungen, die nahezu in einen Hymnus auf den Dichter ausklingen. Ihr ist die Novelle „der in Erz geformte platonische Traum von der Geburt der Liebe, die in einen kostbaren Rahmen gefügte wunderbarste Vision des griechischen Weisen", eine Vision von Eros und Thanatos. Der Umstand, daß der Ephebe dieser Dichtung Pole ist, verleiht den Betrachtungen der Verfasserin besondere Wärme. Für Heinrich Mann wirbt an einem anderen Orte („Wiadomosci literackie") F. O. Hallener, der auch für Klabund eintritt. Hugo v. Hofmannsthal erfährt eine Würdigung von Ryszard Ordynski; über Waldemar Bonsels berichtet Andrej Stawar, mit Josef Ponten macht Hermann Sternbach das polnische Publikum bekannt. Als „Sänger des großen kosmischen Leids, als heroischen Menschen und Erlöser" feiert Leon Templer den heimgegangenen Carl Spitteler.

Mitten in deutsches Literaturleben einer vergangenen Zeit führt das Buch von Stanislaw Przybyszewski „Moi współczesni" („Meine Zeitgenossen"). Es scheint als erster Band gedacht, denn es schildert des Verfassers Aufenthalt „unter Fremden" (wie der Untertitel lautet) bis auf den Augenblick, da er durch Paderewski „aus der schmerzlichen preußisch-berliner Frone erlöst worden" und in polnischer Sprache zu schreiben begann. Ein Band aus der Heimat dürfte noch folgen. Der deutschen Dichtergeneration der Gegenwart ist Przybyszewski ein Name nur. Aber es war eine Zeit — sie liegt noch nicht soweit zurück — wo Przybyszewski mitten unter den literarischen Bahnbrechern stand, unter den neuen Himmelsstürmern, deren verhätschelter Liebling und „großer Teil" er war. Ein fesselndes Kapitel aus dem Buch deutschen Lebens, Erlebens und Dichtens ist in dieser Autobiographie aufgeschlagen, die nicht auf das Singuläre ausgeht, sondern synthetisch Welt und Umwelt zusammenfaßt und den Dichter aus der Gebundenheit an diese beiden heraus- und großwachsen läßt.

Ebenfalls rückblickend hat der einstmalige Deutschlehrer am früheren deutschen Gymnasium in Lemberg Albert Zipper (der deutschen studierenden Jugend aus seinen bei Reclam erschienenen „Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Literatur" bekannt) Gewesenes in einem „Freunden und Wohlwollenden" dargebrachten Gedichtbändchen „Was die Stunden sangen" zusammengefaßt, in dem neben Eigenem auch etliche wohlgelungene Übersetzungen aus dem Polnischen (mit Ausnahme der „Ode an die Jugend"), Französischen und Englischen zu finden sind.

In den Rahmen dieses Briefes scheint mir auch ein Bericht über die im „Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen" erscheinende und von Hermann Rauschning herausgegebene „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen" (Heft 6) wohl zu passen. Gewissenhafte Arbeiter sind hier am Werke, sowohl deutschen Spuren in Polen nachzugehen als auch einstmalige Zusammenhänge und Kulturbeziehungen zwischen Polen und Deutschland aufzudecken. Martin Kage berichtet über „Deutsche Geschützgießer in Polen", Theodor Wotschke bringt als lehrreiches Zeit- und Kulturdokument den Briefwechsel zwischen dem Rektor des lissaer Gymnasiums (in den 70er Jahren des 16. Säkulums), Theobald Blasius und dem berliner Astrologen, Alchimisten und Wunderdoktor Leopold Thurneisser. Manfred Lambert liefert „Beiträge zur Lebensgeschichte Karl Libelts", des polnischen Gelehrten und Patrioten. Von Kurt

Digitized by Google

Lück ist eine vortreffliche Abhandlung über „den Bauer im polnischen Roman des 19. Jahrhunderts" zu lesen, die in bezug auf Genauigkeit und übersichtliche Wohlgeordnetheit des Materials nicht viele (selbst in polnischer Sprache) ihresgleichen findet. Man fragt sich nur, warum der Verfasser das Kapitel vom deutschen Bauer, wie ihn Prus, Sienkiewicz und die Konopnicka sahen, das in die Abhandlung wesentlich hineingehört, so kurz — in sechs Zeilen bloß — abgetan hat. Die von A. Lattermann zusammengetragene, das in polnischer Sprache erschienene Schrifttum in Betracht ziehende „Übersicht der Veröffentlichungen zur Geschichte Polens für die Zeit von 1918 bis 1924" ist als gewissenhafter, Bescheid wissender Wegweiser zu rühmen.

Alfred Döblins „Reise in Polen" hat hier im Gegensatz zu dem das gleiche Thema behandelnden Buch („Pologne! Pologne!") des Franzosen Olivier d'Etchegoyen gute Aufnahme gefunden.

Sambor — Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Das fiebernde Haus. Von Walther von Hollander. Berlin 1926, Ullstein. 288 S. M. 3,—.

Was ich die „Wahrheitsbücher" nennen möchte, Bücher, die aus dem Innersten der Wahrheit unsere Epoche (ob auch schaudernd) erleben und gestalten, leidenschaftlich kompromißlose Bücher also, diese Kategorie erhält hier wertvollen Zuwachs.

Ein „fieberndes" Haus? Wo stände es als in Berlin, dieser Stadt der fiebernd ums eigene Ich Kreisenden, der fiebernd am eigenen Ich Vorbeigetriebenen! In Berlin, in der Lutherstraße, genau gesagt, steht dieses Haus, dieses berliner Miethaus, dessen Gehalt an Menschenkehricht, Menschenwert, Menschenverzweiflung und -verdammnis im Lauf des Romans über uns kommt in seiner ganzen Unentrinnbarkeit. Und dies alles, dies Hingerissensein in den willkürlichen Strudel bunt gewürfelter Schicksale treppauf, treppab, dies Hingerissensein in die menschenkranke Atmosphäre eines solchen Hauses (zu dem noch das obligate „Gartenhaus" hinzukommt), geht durch das Medium eines Einzelmenschen, der sich diesem Haus der Schicksale unbewußt opfert, des „neuen Mieters" Urk. Dieser Mensch, der nach drei Jahren Landleben wieder in die Großstadt kommt, gerät langsam und unausweichlich in den Seelenkreis dieses Mietshauses, als ein Helfender allerwegen, da er ein guter, obzwar „problematischer" Mensch ist. Alle spüren an ihm das Fluidum des rein beobachtenden, ungebrochen natürlichen Menschen, der, da er zu sehr er selbst ist, kein Berufsmensch wurde. Alle: die geisteskranke Tochter seiner Mietsleute, die schließlich mit einem im Kellerverschlag hausenden Russen den Tod findet; die schöne Schwindsüchtige, auch dem Tode geweiht; die erotisch verwüstete und doch sehnsuchtsvolle verheiratete Frau; die Leidenschaftliche, von Erotik Verzehrte, einst Urks Geliebte, die ihm nachzieht; die verschiedensten Schieber- und Lebemannstypen; eine Dirne im Hinterhaus; ein ewig keifendes und streitendes verschlamptes Ehepaar. Und die andern ...

Das Schöne und Wichtige nun, wie das alles durch diesen Urk (den Sohn eines reichen Großindustriellen und seiner noch lebensfrohen, schönen Frau, mit denen Urk keinerlei Gemeinschaft hat) hindurchgeht, wie er daran auf- und ablebt, wie er daran wachsen und sich wandeln will und doch am Ende noch der Suchende des Anfangs ist, der die Worte spricht: „Laßt uns das Leben erlernen." Um dieses Suchenden, um dieses Wandernden durch Menschenschicksale und Menschengassen, der sich so bitter ernst nimmt in dem Oberflächentreiben der andern und dessen Ringen das Buch ernst und reich und wahr macht, soll man diesen neuen Roman Hollanders mit Dank und Freude aufnehmen. Beste Gestaltungskräfte haben sich konzentrisch vereint, um ein Werk zu schaffen, das Unterhaltung scheint in der bunten Zufallsfolge von Rede und Geschehen (aber das Leben besteht ja aus „Zufällen") und Dichtung ist, wertvolle Verbildlichung des Berlins der Nachinflationsjahre.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Überwinder. Novellen. Von Otto Soyka. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 139 S. M. —,75 (1,—).

Das sind feuilletonistisch gute, zum Teil recht schlagkräftige Novellen des sehr gewandten Erzählers, der freilich mehr Psychologie — vor allem von biestigen Frauen — vortäuscht, als daß ihm überzeugende, künstlerisch befriedigende Deutungen von verzwickten Seelenzuständen gelängen. Bei näherem Zusehen sind es freilich kaum Seelenzustände, die da bloßgelegt werden, folglich auch keine Schicksale, die zu überwinden die Helden von Soykas Novellen berufen wären. Sondern vorwiegend von Willkür hervorgerufene, durch Willkürlichkeiten komplizierte Situationen, die auf eine fast durchweg interessierende Art dargelegt werden. Mehrfach spielt dabei ein entsetzlich abstoßender Typ von „Frau ohne Herz" eine Rolle, ein Typ, den der Verfasser mit besonderer Genauigkeit studiert hat. — Wie gesagt: skizzenhafte Novellen von gut feuilletonistischem Genre. Das sauber ausgestattete, in rotem Leinen gebundene Bändchen zudem ein neuer Beweis für den tatkräftigen Willen des Verlags, die Engelhornsche Romanbibliothek nach jeder Richtung zu erneuern und aufzuwerten.

Dresden-Blasewitz — Hans Teßmer

Die Prinzessin von Babel. Roman. Von Oskar Gluth. Leipzig 1926, L. Staackmann. 315 S.

Die vielen Leser, denen Gluths erster prächtiger Roman „Hans Fiedlers goldenes Jahr" das Herz erschlossen hat, mögen zuerst gemeint haben: die „Prinzessin von Babel" bedeute eine Umkehr von der wärmeduftenden Scholle zur wurzellosen Globetrotterei, von der fruchtbaren Enge zu der Welt, in der man sich mit großem Apparat doch recht langweilt, bei ewigem Glückshunger stets unbefriedigt ist. Aber diese Auffassung erweist sich als irrig. Eileen, die Heldin des neuen Buchs, ist mit Hanns Fiedler sowohl

Digitized by Google

wesens- als schicksalsverwandt. Beide sind wie wir alle in den gläsernen Mauern heutiger Zivilisation eingeschlossen; beide haben den Blick für das, was jenseits liegt und die Seele, die sich danach sehnt. Aber Hanns Fiedler hat, bevor die Geschichte seines goldenen Jahres beginnt, schon den ersten Schritt zur Befreiung getan, und der Leser erlebt nur mit, wie er sie vollendet. Eileen, die Zärtere, die noch weit mehr Ballast mit sich schleppt, tritt als Tastende, Suchende vor uns; wir folgen dem traurig-schönen Hergang ihres Freiwerdens vom Anfang bis zum Ende. Solchen, die für bewegte spannende Handlung eingenommen sind, bietet die „Prinzessin von Babel" reiche Abwechslung in Personen und Situationen. Das Chaotische, Erregte und Zerrissene der Jahre nach dem Weltkrieg spiegelt sich deutlicher darin als in dem Bergfrieden des Fiedler-Romans; das zeigt, daß Gluth mehr Farben auf seiner Palette und mehr Saiten auf seiner Leier hat als nur die eine der ruhigen Sonnigkeit. Das Buch vertieft sich in dem Maße nach der poetischen Seite hin, je mehr die Nebenfiguren versinken, nur noch den verdämmernden Untergrund abgeben für die licht emporsteigenden Gestalten Eileens und ihres Helmut.

München — Helene Raff

An der Landstraße. Die Schicksalsbrücke. Im letzten Wagen. Drei Bändchen Erzählungen. Von Leonhard Frank. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 106, 109, 94 S. Je M. 2,80 (4,—).

Als Leonhard Frank diese Novellen herauszugeben sich selbst erlaubte, beging er als revolutionärer Schriftsteller die erste Inkonsequenz.

Was sollen diese Novellen?

Ihr politisches Temperament ist dürftig, ihre dichterische Macht zum größten Teil schwach. Und eben weil sie Stellen von eigenwilliger Sprachkraft haben, erschrecke ich, wenn ich Kunst an kleinliche Themata verschwendet sehe, schüttle ich mich, wenn Franks revolutionärer Geist in Gewerkschaftsreden flach und peinlich aufersteht.

Frank hat uns Bücher geschenkt von so aufrüttelnder Bedeutung, daß nicht scharf genug gegen seine eigene Arglosigkeit Front gemacht werden kann, die ihm „Abgestandenes" herauszugeben zuläßt.

Braucht Frank Geld? Oder glaubt er, auf dem „Büchermarkt" wieder einmal erscheinen zu müssen?

Unsere Liebe zu Frank steht und fällt mit seiner Hingabe an die Umsetzung der revolutionären Idee in die Wirklichkeit. Und nicht einmal der Schriftsteller interessiert uns — aber immer und immer: mit welcher Strenge die Idee der Revolution behauptet wird. Wir brauchen keine Erzählungen mit sozialistischer Tendenz, welche von einer gesinnungslosen Presse obendrein ästhetisch gewertet und somit geschickt um ihre Wirkung gebracht werden. Wir brauchen nur das deutliche Werk eines revolutionären Mannes.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Pierre und Jeanette. Novellen. Von Friedrich Bethge. Schlawe (Pom.) 1926, Nationale Druckerei und Verlagsgenossenschaft. 52 S.

Diese Novellen sind von einem etwas süßlichen Pathos getragen. Kommt hinzu eine gewisse Neigung zu legendärer Stimmung, mystischer Färbung und eine vorsichtige und kluge, aber eben nicht originelle Auswahl der Worte (Bethge wählt Worte, er dichtet nicht): so hat man die Arbeiten eines kultivierten Menschen, der in markanter Gegenwart nicht interessiert.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Episoden des Untergangs. Von Robert R. Schmidt. Bilder von Kubin. Heidelberg, Merlin Verlag. 138 S. Geb. M. 18,—.

Ich komme bei „Episoden des Untergangs" von einem Verdacht der Perversität nicht los. Es ist pervers: 1926 noch immer rückwärts zu schauen und mit wollüstiger Deutlichkeit zu beschreiben, was ein starker Charakter längst hinter sich warf (wenn auch nicht vergaß!). Es ist pervers: acht Jahre lang an „Episoden des Untergangs" so lange zu kauen, bis man sie einer noch unsicheren Gegenwart vor die Füße speien zu dürfen glaubt. Wir bedanken uns! Und bitten in einem Europa, das sich eben wieder zu finden beginnt, um mehr Takt. Daß wir im Dreck stecken, wissen wir. Dazu braucht's keiner Visionen.

Aber wenn wir einen sich selbst plagiierenden Kubin im Verein mit Herrn Schmidt heftig schreien hören — so klappen wir einfach das Buch zu und beginnen mit der Sonne einen neuen Tag.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Yü Fong (Der Nephrit Phönix). Ein chinesischer Revolutionsroman aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts (Serie: „Der Abenteuer-Roman"). Von Erich von Salzmann. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 282 S. Geb. M. 5,50.

Gleichwie vor Gottes Angesicht: 100 Jahre — ein Tag in diesem weiten Reich der Mitte. Jahrtausende selbst bewirkten da kaum mehr innern Wandels, als in Europa das letzte Jahrhundert allein. Eine seltsam konservative Nation, konservativ in ihren Philosophemen, religiösen und kulturellen Bräuchen, Verwaltungs- und Regierungssystemen, selbst Revolutionen. Und das läßt sich durch vier Jahrtausende so zurück verfolgen. Drei gewaltige Völker bewohnen jenes Reich: Mongolen, Mandschu, Chinesen; sie wechselten auch in der Oberherrlichkeit, bald weltlich geartet, bald geistlich, bald friedlich errungen, bald gewaltsam. Die gelben „Söhne der Han", sie gaben durch ihre hohe Geisteskultur, enorme Betriebsamkeit, ihrem Sparsinn und Handelsgeist dem Reich das äußere Gepräge. Gleichwohl seufzten gerade sie während mehr als zwei Jahrhunderten unter dem Druck mandschurischer Bezwinger, deren Reihen auch — an Stelle des vertriebenen heimischen Herrscherhauses der Ming — die Dynastie der Tsching entstammte.

Mit dieser Mandschusippe hat China schließlich aufgeräumt gleichwie mit dem Zopf, dem Zeichen mandschurischer Verknechtung. Hier setzt der Erzähler ein. Eine letzte Mingprinzessin, Yü Fong, schier auf tiefster Stufe Gesunkenseins angelangt (soll sie doch als Lustmädchen preisgegeben werden), wird durch Schicksalsfügung wieder in höchste Kreise gehoben. Und sie ist es nun, in deren zarten Händen die geheimen Fäden der gewaltigen Revolution durch ein Riesenreich zusammenlaufen. Die Tyrannei der uralten Kaiserin Tsi Thsi, genannt „der alte Buddha", hat allerdings hierzu den Boden geebnet. Nach dem Tode des „alten Buddha", die in wahrhaft eisernen Händen die Zügel der Regierung gehalten, tritt Chaos ein wie so oft zuvor. Politisierende Generale unternehmen Putsche, Provinzdiktatoren entfachen blutigen Bürgerkrieg; feile Truppen befehden sich, fallen ab, verbrüdern sich; denn schon auch lauern äußere

Digitized by Google

Gegner, um im Trüben zu fischen: Engländer, Japaner, Russen.

Damals schrieb man 1911. Jedoch ein halbes Menschenalter zählt oft in China kaum die geschlagene Stunde. Wer vermeinte nicht Depeschen über chinesische Wirren von heute, von gestern zu lesen? Aber damit auch in Chinas Geschichte aus grauer Vorzeit zu blättern? Denn heute steht man in Wahrheit wieder dort wo vor Jahrtausenden: bei Satrapenherrschaft. In packender Weise entwirft hier ein tüchtiger Erzähler exotische Bilder aus jener fernen Welt, die heute noch vielfach uns Europäern so problematisch erscheint, wie ihre ganze Geschichte durch all die Jahrtausende.

Wien — Martin Brussot

Die kleine Lügnerin. (Gunhilds Mädchenjahre.) Roman. Von Karin Michaelis. 1.—8. Tausend. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 320 S.

Es gibt — zum Leidwesen der einen — Biographien und Biographien. So hat man gerade James Joyce gelesen, sein „Jugendbildnis", dieses herrliche süß-bittere Buch, diese fast entkörperte Dichtung, deren schreckliche grausame Realität in einer Sphäre wundersam reinen Geistes zu Legende wird. Und dann: Gunhild! Aber man täte ihr Unrecht, zu vergleichen. Man muß sie für sich nehmen, Karins Biographie. Und dann, in ihrer Art, beiseite gelassen alle Voraussetzungen unseres intellektuellen Daseins: dann ist es doch ein bezauberndes Buch. Es ist zu lang, es hat 100 Seiten zu viel, der Ton wird monoton, der Jugendreiz wird auf die Dauer kindisch. — Und mit diesem Stichwort: kindisch werden eben die Intellektuellen den Roman in die Ecke schmeißen. Aber man entäußere sich, man begebe sich seines schrecklichen geistigen und literarischen Besitzes — und man wird mit Entzücken lesen, wie die sogenannte Gunhild ihr karges kaltes Leben umlügt in Luxus und Glut, wie sie nur eines Tons bedarf, um eine ewige Melodie zu hören, eines Blicks, um einen Roman zu erleben, eines Schmerzchens, um an Weltweh zu vergehen. Karin Michaelis findet — nach einer Periode der Manier, der unechten Gefühle, der verlogenen Romantik — alle Vorzüge ihrer Jugend wieder: die Keuschheit des Empfindens, die Zartheit des Schauens, den echten Ausdruck der Sehnsucht, die Poesie der frühen reinen Jahre. Ihre Fabulierlust ist einzig — aber sie findet eben manchmal kein Ende. Und das ist die Gefahr. Man kann 200 Seiten glühend und entzückt mitgehn, findet aber bei der nächsten, daß man benebelt ist, sich fangen ließ, ihr auf den Leim gegangen. Die Kunstlosigkeit dieses Buchs ist sehr reizvoll — aber in einem gewissen Moment sehnt man sich nach Form und höherer Gestaltung. Im ganzen: Gunhild geht vorüber, ihr Duft, ihr Lächeln hat uns rührend gestreift. Aber James Joyce ist in uns eingegangen. Eine Gunhild besitzt man vielleicht. Von James ist man besessen.

Berlin — Kurt Münzer

Der Seewolf. Von Jack London. Übertr. von Erwin Magnus. Berlin, Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 325 S.

Seeroman und Robinsonade werden durch die Gestalt eines verspäteten Wikingers zusammengehalten, einer „blonden Bestie", die sich als Robbenfängerkapitän ins 19. oder 20. Jahrhundert verirrt hat. Also fehlt es nicht an Abenteuern in Sturm, Jagd und Meuterei; in wilden Szenen tobt sich alles leidenschaftliche Begehren harter Gesellen voll roher Kraft und stoischen Trotzes aus — daß freilich ihr Haupt, er, der nie eine Schule von innen gesehen hat, Spencer und Browning lesen, daß er imstande sein soll, die Raubtierphilosophie, die er sich zurecht gemacht hat, mit allen Künsten der Dialektik zu verteidigen, müssen wir glauben. Trotz solcher Bedenken ist die Gestalt sicherlich eindrucksvoll; nur fragt es sich, ob der Roman, wie er ist, sie tragen kann. Und damit hapert es: der Erzähler ist ein dem praktischen Leben entfremdeter Literat, der vom Seewolf einfach zum Küchenjungen gepreßt wird und es in harter Schule schließlich zum Steuermann bringt. Das mag hingehn, solange die zuchtlose Gesellschaft unter sich bleibt. Sobald aber die Frau auftaucht, ist nach Lage der Sache nur ein Ende möglich, das freilich hinter die Aufzeichnungen des unfreiwilligen Seemanns den Schlußpunkt setzen müßte. Damit Flucht, Robinsonade und schließlich der Sieg der Liebenden möglich werden, muß der Übermensch gerade im richtigen Augenblick wie von Gottes Hand mit wirklicher, körperlicher Blindheit geschlagen werden, ein Gewaltstreich, der den Roman sprengt und in ein Bündel äußerlich zusammengehaltener Abenteuer auflöst. Die Übersetzung dieses wie der vorangegangenen Bände ist von Erwin Magnus.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Lyrisches und Episches

Ausgewählte alte und neue Gedichte. Von Irene Forbes-Mosse. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 142 S. Geb. M. 4,—.

Auf die besten unter diesen Gedichten ist das Wort Hebbels über Ludwig Pfau anzuwenden, daß sie wohl keine neuen Melodien, aber neue Variationen geben: „Das Tigerkätzchen" oder „Ohne Ruhe"; andere bleiben oft mit einer poetischen Blässe behaftet, wie „Galathea". Es liegt nahe, von Epigonentum zu sprechen, und zweifellos, das ganz spezifische lyrische Sprach-Erlebnis mangelt, jene einmalige Zündung des Gefühls im Wort, jene Wortwerdung der Seele. Und dennoch sind diese Gedichte durch irgendeinen Einschlag, durch einen leisen Ton, durch Farbnuancen, durch Zartheit oder Tiefe des Erlebnisses unterschieden. Kein Gedicht, das rein als solches befriedigt oder erlöst, aber auch keines, das nicht eine leid- und glückhaft reiche Natur inhaltlich ausspricht, oft auch sprachlich bezeugt. Man liest das Buch mit zwiespältiger Empfindung. Wie durch dichtes Buschwerk eines Parks sieht man eine Frauengestalt durchschimmern, aber sie schlägt die Zweige niemals auseinander, und steht nirgend — lyrisch offenbart — voll sichtbar da. Und so möchte man vermuten, daß die lyrische Gabe der Dichterin nicht ausreicht, um sich im Liede oder Gesang zu erfüllen, aber vielleicht stark genug ist, um ihre Prosa zu durchtränken und zu färben. Prosadichtungen von Irene Forbes-Mosse sind mir nicht bekannt, aber ich glaube ihre kultiviert-herbe, reserviert-leidenschaftliche, menschen- und weltkundige Art aus den Gedichten zu spüren. Und ebenso, obwohl ich von der Verfasserin persönlich nichts weiß, möchte ich vermuten, daß sie überaus reizvolle Briefe schreibt. Als Weib, Frau, Dame ahnt man sie aus diesen Gedichten; der lyrische Reiz der besten ist vielleicht stark genug, daß sie noch auf geraume Zeit in Anthologien der gegenwärtigen Dichtung erscheinen werden, aber auch sie scheinen ihr Wesen nur in blasserem Abglanz abzubilden.

Wien — Ernst Lissauer

Digitized by Google

Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten. Zusammengestellt von P. Th. Hoffmann. München 1925, Georg D. W. Callwey. 452 S. M. 8,50.

Jede bedeutende Anthologie ist ein Bekenntnis ihres Herausgebers und zugleich eine ungeschriebene, eine Geschichte in Dokumenten, des Bereichs, das sie darstellt. Hoffmann, dem wir bereits ein vortreffliches Buch über den „Mittelalterlichen Menschen" zu verdanken hatten, spendet hier ein überaus reiches Kompendium religiöser Dichtung, das, wenn es nach Wert und Recht zuginge, ein Haus- und Erbauungs-Buch, ein lebenslänglicher innerer Besitz von Zehntausenden werden müßte. Es anzeigen gemäß seiner zeitlichen und mehr noch seiner inneren Ausdehnung hieße: die Geschichte der geistlichen Dichtung, die Geschichte des menschlichen Geistes im Verhältnis zu Gott und dem All, schreiben. Darum sei es nur in Kürze auf das herzlichste bewillkommnet. Die Vorstellung der Gottheit wird von allen Seiten umkreist. Sie erscheint „Im Wandel der Jahrtausende"; „Durch Jahr und Tag geleitend", „Im Tod", „Im Kosmos". Eine Gruppe heißt: „Furchtbar an Gottes letzte Kreise rührend". Ein Hauptkapitel: „Der Wanderer zwischen zweien Welten"; darin: „Aufbruch des Menschen: Kindheit und Jugend", „Erschütterung, Trotz, Empörung, Sturz". Der dritte Teil: „Zu neuen Ufern"; darin: „Die göttliche Erde: Fülle des Lebens", „Sicherung im Werden". Alle Länder des Morgen- und des Abendlandes sind vertreten; das deutsche Schrifttum ist vornehmlich berücksichtigt, gebundene Rede im weitesten Sinne überwiegt, doch auch mittelste Worte religiöser und philosophischer Prosaiker — Platon, Meister Ekkehardt, Kant, Schopenhauer — wurden aufgenommen. Von lebenden Dichtern erscheinen nur Däubler und Werfel, dieser mit unveröffentlichten Dichtungen. Der Reichtum des Buchs ist also unermeßlich: wir finden, um nur einiges zu nennen, die großen Chinesen; Pyramideninschriften; den Sonnen-Hymnus des Königs Amenophis VI. und des heiligen Franziskus, Verse aus dem Gilgamesch-Epos; homerischer Gesang und sophokleischer Chor; Parzifals „Karfreitagserlebnis" und Bekenntnisse der heiligen Teresa. In diesem ungeheuren Umkreis scheinen die schwächlichen Verse Rosenmüllers, Gellerts, noch mehr die Spittas, Mahlmanns, Hausmanns, der Eleonore v. Reuß durchaus entbehrlich; durchaus auch Gedichte Werfels wie „Gottes Heimweh" und „Das Maß der Dinge", vollends die nüchtern ungestalten Gedankenreimungen Däublers, wie „Mein Grab ist keine Pyramide", „Der Mensch ist eine welke Klette" oder „Schwäbische Madonna"; und zahlreiche Gedichte wie „Ballade" von Arndt, „Aus alten Märchen winkt es" von Heine, „Für meine Söhne" und das „Oktoberlied" von Storm und viele andere, an sich wertvolle Gedichte, gehören überhaupt nicht in diesen Bereich. Würden sie getilgt, so wäre Raum geschaffen für spezifisch geistliche Aussagen, und das Buch würde noch reicher und dichter. — Ein paar Wünsche: des Sperwogels Spruch „Wurzeln des Waldes"; Sätze aus Luthers Vorrede zum Psalter; der große Monolog des Prinzen aus Calderons „Das Leben ein Traum"; ein Bruchstück aus Hallers Gedicht „Über die Ewigkeit"; Goethes Sätze über die drei Ehrfurchten aus den Wanderjahren; wenigstens die Schlußstrophen aus Schillers Gedicht „Die Ideale"; Grundworte Schleiermachers; „Himmelsnähe" von Conrad Ferdinand Meyer; und von Heutigen einige Gedichte von Wilhelm v. Scholz.

Wien — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

E. T. A. Hoffmann. Der Künstler und die Kunst. Von Ernst Heilborn. Mit acht Tafeln (Deutsche Lebensbilder). Berlin 1926, Ullstein. 202 S.

Als einen Verlorenen, früh seinem eigentlichen Wesen und seiner künstlerischen Sendung durch äußere Zügellosigkeit und innere Haltlosigkeit entfremdeten genialischen Dilettanten hat die ältere, traditionell gewordene Auffassung E. T. A. Hoffmanns Bild widergespiegelt. Als einen der sich selbst Treuesten, als einen seiner Aufgabe ganz hingegebenen, sich selbst nur in der künstlerischen Auswirkung findenden Menschen, als das Kunstgenie schlechthin holt die neuere Forschung ihn wieder herein, mit der neuen Ansicht des Individuums zugleich die Typik des deutschen künstlerischen Menschen bereichernd. Ernst Heilborns Hoffmann-Buch ist dieser neueren Forschung in dem, was sie tatsächlich ermittelt hat und in der Richtung, wohl auch in dem Ethos ihrer Bemühungen mannigfach verpflichtet; nichtsdestoweniger weiß seine liebevoll umfassende Zusammenschau das Bild nicht nur im ganzen kunstvoller, sprechender, apprehensiver zu gestalten, sondern auch wesentliche Züge zu berichtigen, zu verfeinern, zu intensivieren. Unerschrocken, aber nicht unempfindlich wagt er sich in die seelischen Hintergründe, gestärkt, nicht beschwert durch die Ergebnisse neuerer analytischer Individualpsychologie, und mit dem fruchtbaren Motiv des Widerspruchs als der Wurzel des Schöpfertums vertraut, weiß er um die Geheimnisse der Syntheſe in diesem Bereich und vermag so das Psychogramm zur Künstlerbiographie zu beseelen (besonders deutlich etwa in den schönen Ausführungen über das Doppelgängermotiv). Wie beides, Psychogramm und Biographie, Statik und Dynamik dieses Künstlertums sich in Heilborns Darstellung ergänzt, wird vielleicht am eindrucksvollsten klar in dem — auch allgemein-methodisch — fruchtbaren Kapitel „Das Leben in Erinnerung und Traum", wie überhaupt die eigentliche, persönliche Stärke der Darstellung das lebendig-wechselvolle In-Beziehung-Setzen, zumal im Seelischen, ist (während die — allerdings sich bewußt beschränkende — Beziehung auf Zeit und Raum unter der Knappheit der Abmessungen offenbar leidet). Denn diese Biographie ist ganz und gar von innen her geschrieben, sie sucht das innere, unverlöschbare Licht der Persönlichkeit, das, was sie den „Mythos" Hoffmanns nennt, das Unverlierbar-Ewige, das hinter dem zu Gewinnenden, Einmaligen steht, und vielleicht geschieht es deshalb, daß dies Buch, das von dem großen Leidenschaftlichen spricht und sein Künstlertum mit seiner Leidenschaftlichkeit weniger erklärt als gleichsetzt, ein so ruhiges, stilles Nachbild erzeugt; vielleicht auch, weil diese Darstellung sich von allem Anfang auf einer Ebene bewegt, wo Lebens- und Ideenkampf wirklich eins sind, wo aus dem Kampf um die Kunst und dem Kampf für die Kunst eines geworden ist: Künstlertum, das sich und fortzeugend andere erfüllt. Dem hohen Standpunkt des Buchs entspricht seine Formgebung; und auch sein Äußeres bietet sich, geschmückt mit einer Anzahl trefflich wiedergegebener Abbildungen Hoffmanns und derer, die ihm nahe standen, anziehend und erfreulich dar.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Geist und Kultur in der Sprache. Von Karl Voßler. Heidelberg 1925, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 267 S. M. 8,— (10,50).

Eine Darstellung der Verflechtung von Sprache mit den übrigen Tätigkeiten des Geistes, bietet Endergebnisse eine

Digitized by Google

weitausholenden, tief verankerten Betrachtung, lichtvolle, beglückende Perspektive, die wir Jüngeren, soviel uns auch Hermann Paul, Wilhelm Wundt u. a. gaben, aufs schmerzlichste vermissen mußten. Hier nämlich sieht die Intuition einer starken Natur, eine ausgesprochen künstlerische Persönlichkeit, ein Philosoph und Mystiker die Sprache in ihrer Ganzheit und Größe. Was die älteren zünftigen Forscher boten, die Grammatiker, Historiker, Naturwissenschaftler, Psychologen der Sprache, die Positivisten, die Empiriker, erscheint zum Teil als selbstverständliche Voraussetzung, Baumaterial, das natürlich nicht entbehrt werden kann, das beherrscht und gefügig sein muß, und auf das auch hier immer wieder zurückgegriffen wird, in der Hauptsache aber als isolierende, mechanisierende, also durchaus ungenügende Auffassung. Eine wirklich gemäße Methode war nicht da, weil „das letzte und wichtigste Moment" fehlte: das ästhetische und künstlerische.

Vossler führt in dem Kapitel „Sprache und Religion" aus, daß jede Sprache ihren besonderen seelischen Habitus ausbildet, kraft dessen sie ihre Angehörigen auf eine besondere religiöse Gewißheit hinweist. In der Untersuchung „Sprache und Natur" wird festgestellt, daß die Sprache in ihrem Gebrauch ihr eigenes Naturelement hat, das einzige, durch das sie unmittelbar und wirksam gebunden wird. Es gibt also keine Elemente oder Gesetzlichkeiten der Sprache als solcher. Der Abschnitt „Sprache und Leben" sagt, daß die Sprachforscher sich immer nur mit der Sprache der Gegenwart als der einzigen, die es gibt, zu befassen haben.

Das größte Kapitel rollt die brennende Frage der sprachlichen Gemeinschaften auf. Vossler zeigt, wie im Schoß der Sprache eine Art von Vorbestimmung ruht, ein stiller Hinweis und sanfter Drang zu dieser oder jener Denkart, wodurch sich natürlich charakteristische Unterschiede ergeben. Unduldsamkeit dagegen ist ein nicht zu rechtfertigender und schwerlich dankbarer Eingriff. Die Nationalsprache ist von einem Genius beseelt, der ihren Stil willensmäßig gestaltet. Dieser Stil tritt am deutlichsten hervor in der Volkspoesie.

Die letzten Abschnitte des Buchs sind „Sprache und Wissenschaft" und „Sprache und Dichtung". Zu letzterem sei hier ein kleiner Einwand gestattet. Es handelt sich um die Anschauung Benedetto Croces, daß aller geistige Inhalt, sobald er durch den Menschen zum Ausdruck kommt, unter den Begriff Kunst fällt, also auch Historisches, Philosophisches, Mathematisches, und im besonderen um die Behauptung: „Der Mensch spricht in jedem Augenblick wie der Dichter, weil er wie der Dichter seine Eindrücke und Gefühle zum Ausdruck bringt. Es verschlägt nicht, daß es in der sogenannten Konversations- oder familiären Form geschieht, denn sie ist nicht durch die geringste Kluft von den anderen Formen getrennt, die man prosaisch, prosaisch-poetisch, erzählend, episch, dialogisch, dramatisch, lyrisch, melisch, gesungen usw. nennt . . ." Vossler übernimmt diese Anschauung im ganzen, trotzdem er sie diskutiert. Ich kann an dieser Stelle nicht folgen, weil ich in der Kunst nur die bewußte Gestaltung eines Lebensgefühls durch schöpferische Phantasie sehe, die speziell in der Dichtung durch das Medium der Sprache als des einzigen Materials erfolgt. Der Umstand, daß das Wesen der Sprache „dichterisch" ist, sollte nicht dazu verführen, ihren gewöhnlichen Gebrauch zur Äußerung von Eindrücken und Gefühlen schon „Dichtung" zu nennen. Künstler ist meiner Meinung nach nicht der Mensch schlechthin, der seine Eindrücke und Gefühle zu irgendeinem Ausdruck bringt, sondern nur der Mensch, der sie schöpferisch zum Ausdruck bringt, der in einem Material wesenhaft lebendige Gebilde erzeugt, der prometheische Mensch, der Mensch von halbgöttlicher Gestaltungskraft (Anschauung von Shaftesbury, Goethe). Mit dieser Unterscheidung gewinnen wir für die Stilkunde, glaube ich, einen Faktor. Vielleicht schießen hier Vossler und Croce in ihrer philosophischen Einstellung, der wir im übrigen die tiefsten künstlerischen Blicke verdanken, über das Ziel.

Das Wohltuendste an dem Buche Vosslers ist die menschliche Freiheit der Darstellung, die eminente Lebendigkeit, der Humor, die wir gerade in strengwissenschaftlichen Ausführungen so selten finden. Und das zweite: auch seine Berichtigungen sind nirgends Splitterrichterei und Angriff, sondern Aufbau. Die ringenden Wissenschaften der Jüngeren haben an ihm den besten Bundesgenossen.

München — Artur Kutscher

La poésie autrichienne de Hofmannsthal à Rilke. Par Geneviève Bianquis. Paris 1926, Les Presses Universitaires de France. 334 S.

Dieses Buch ist erstaunlich. Geschrieben ist es von einer Französin, die auch vorher die deutsche Literatur zum Gegenstand ihrer Studien gewählt hat. Es gibt von ihr ein Buch über die Günderode und eine Schrift über Goethes „Zueignung" und „Geheimnisse". Und schon daß sie solche Themen sich stellte, würde ihre empfindsame Phantasie und ihren Kunstgeschmack bezeugen.

In einem Vorwort dankt sie der Freundschaft von Charles Andler und Lucien Herr und der „britannischen Sektion" einer Universitätsvereinigung von Frauen, die durch eine Geldsumme ihr bei der Arbeit geholfen hat. Sie will die besondere Note der österreichischen Dichtung erfassen, deren Kennzeichen sie durchaus klug wiedergibt. Sagen wir sogleich, daß ihr dabei wenige verzeihliche Irrtümer unterlaufen. Etwa, daß sie Wassermann in eine Reihe von „romanciers viennois et romanciers de terroir" stellt. In die Nähe von Bartsch, Rudolf Greiner (Greinz) und Müller-Guttenbrunn. Oder Däubler zu den „jungen Poeten" der Nachkriegsgeneration. Ganghofer in die münchener Gruppe von 1896, zu der damals berliner und wiener Literaten von Talent gezählt hätten wie Altenberg, Salus, Dehmel, Liliencron, Bierbaum, und in die Rilke eingetreten sei. Oder daß sie von dem „Tschechen" Ginzkey spricht. Das läßt sich mit einem Bleistrich entfernen. Und räumlich wie inhaltlich ist es kaum merkbar in schönen, klaren und auch für Deutsche manchmal lehrreichen Untersuchungen über Persönlichkeit und Werk von Andrian, Altenberg, Beer-Hofmann (bis zu dem David-Fragment in „Eranos"), Hofmannsthal (die gesamte Lyrik und Prosa, alle Dramen bis zum „Turm") und Rilke (bis zu den französischen Versen in „Commerce" und „Nouvelle revue française"). Die Betrachtung schließt an der Grenze von Werfels Lyrik, die ein Neues sei. Unglaublich und jedes deutsche Germanistenseminar beschämend diese wachsame Materialkenntnis. Deutschen Methoden folgt Geneviève Bianquis auch in der Zergliederung des Stils. Dabei genügt ein Blick auf ihre Listen von Eigenschaftswörtern bei Hofmannsthal oder Rilke, um zu bestätigen, daß sie selbst hier vom Formalen mit Feinheit zum Wesentlichen dringt. Deutsche Hochschulen sollten sie als Gastrednerin zu sich bitten; es geschähe nicht nur mit dem Recht der Höflichkeit unter Nachbarnationen.

Berlin — Paul Wiegler

Digitized by Google

Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns. Von Eduard Hitschmann. Wien 1926, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 38 S.

Knut Hamsun hat über eine Erscheinung berichtet, die ihn in seiner Kindheit Jahre hindurch beunruhigte. Auf dem Friedhof habe er einen Zahn gefunden und zu sich gesteckt. Darauf sei eine Gestalt erschienen, habe den Mund weit geöffnet und eine Lücke im Gebiß erkennen lassen. Sie habe ihn auf den Friedhof gelockt, wo er den Zahn fortgeworfen habe; später sei dann die Gestalt erschienen und habe erkennen lassen, daß die Lücke wieder ausgefüllt sei. Hitschmann deutet die Erscheinung als Kastrationsangst und Schuldgefühl aus Haß gegen den zu liebenden und auch geliebten Vater. Er weist nach, daß in Hamsuns Werken die Kastrationssymbolik häufiger wiederkehrt und daß andere Sexualsymbole und Erlebnisse sich des öfteren finden.

Gießen — Erich Stern

Verschiedenes

Die Aussichten des Christentums. Von Bernard Shaw. Übertragung von Siegfried Trebitsch. Berlin 1925, S. Fischer. 135 S. M. 3,– (4,–).

Bernard Shaw ist kein sogenannter frommer Mensch, kein Kirchenmann, auch kein Theologe von Profession, er ist auch kein Straßenfanatiker und Schwärmer, kein Atheist, kein „Psychologe", kein Okkultist, überhaupt kein Weltanschauungsapostel und Prophet der Zeit, wie sie heute bis zum Überdruß vorhanden sind und Gesinnungen und Prinzipien produzieren – er ist einfach ein Dichter, aber einer, der sehr mutig und sehr ehrlich ist und ungescheut sagt, was er glaubt und was er nicht glaubt. Aber das nicht allein. Er versucht diesen Glauben in zeitgenössisches Leben, innige Wirklichkeit und bittere, schmerzhafte Entscheidung umzusetzen. Er fragt sich immer: wie schaut ein solcher Glaubende in seinem Herzen aus? Ist dieser Glaube allgemein verbindlich? Ist er ein Angriff auf die bestehende Gesellschaftsordnung? Entzieht er die Menschen ihrer regelmäßigen produktiven Arbeit? Erweist er sich als vernünftig und ökonomisch gesund? Shaw will ihn sichtbar machen. Das ist viel. Er hat den starken Willen zum religiösen Wert, und der „Sinn" ist ihm etwas Tieferes als der philosophische oder theologische Begriff. Das gibt seiner Dichtung die Weite des Sehnens und Verstehens. Für das äußerst schwierige und verantwortungsvolle Thema bringt der Dichter eine gediegene Erfahrung mit und vor allem auch gedankliche Schärfe in der Beurteilung literarischer Fragen, die sich auf Evangeliumskritik und Textvergleichung, das heißt überhaupt auf die Glaubwürdigkeit der Evangelien als Tatsachenberichte beziehen. Gewiß ist Shaw auf den Gebieten des Neuen Testamentes und der Leben Jesu-Forschung Dilettant – er will auch geflissentlich gar nicht der gelehrte Fachmann und Theologe sein –, aber das Ganze ist mit einer geistigen Ruhe und einer Festigkeit und Konsequenz der „theologischen" Sprache geschrieben, daß auch der Kundige des Themas seine helle Freude daran hat. Keine Unklarheit und Unharmonie! Seine aphoristische Rede ist verletzend kraß. Oft klingt das Wort wie Spott, aber hinter dem Spott spürt man den Schmerz.

Shaw ist kühl, ehrlich und offen, aber er hört das tief Sprechende in uns, das redende Schweigen, das Reifen; freilich hört er auch manches, was gegen ein zartes Ohr sich anstößig erweist. Die Wahrheit wird euch frei machen! Es verlohnt sich, über dieses Thema nachzusinnen. Und so entstand dem unabhängigen Dichter ein tüchtiges und charakteristisches Werk. Zuerst die wichtigste und peinlichste aller Fragen, die Shaw dem Leser unerschrocken und ohne jede eingelernte Christusverehrung vorlegt: Warum war Jesus mehr als ein anderer? Die Antwort darauf: Obgleich seine Ideen und Lehren (so sagt Shaw, ich möchte lieber sagen, sein Leben, denn das ist ja seine Lehre) dem „gesunden Menschenverstand" und dem allgemeinen Glauben direkt zuwiderlaufen, rufen sie trotz alles Protestes von fast zwei Jahrtausenden den unwiderstehlichen Eindruck hervor, daß Jesus aus Nazareth größer war als seine Richter und daß er in den letzten Wochen seines leidvollen und trauerbeladenen Lebens selber glaubte, ein göttliches Wesen, der Messias, also der Christus, der Gesalbte zu sein und darum auch ein grausames Gottesurteil auf sich nahm. Sein innerer und äußerer Berufsgehorsam ist ein Hauptbeweis dafür, daß er mehr war als die anderen. Seine Härte und Schicksalsbereitschaft (der süßliche, weichliche Jesus hat nie gelebt) vermochten von keiner Niederlage und Schande vernichtet zu werden. Jesus glaubte buchstäblich was er sagte – was man von denen, die sich später um sein Wort mühten, nicht immer sagen kann. Er wurde wegen Gotteslästerung gepfählt. Er fiel als ketzerischer Straßenprediger, der die „entsetzliche und unverschämte" Behauptung ruhig und sachlich vertrat, ein Gott zu sein. Darob zuerst das Entsetzen und die Wehrlosigkeit der Theologie. Jesus war kein Märtyrer. Er war der Protest und der Angriff gegen das Elend dieser Welt, aber auch der Erzfeind aller Substanz der „Zivilisation" – des Philisters. Er haßte den Spießbürger. Jesus will das „Salz der Erde", das sind aber nicht die Allzuvielen und Trivialen. Er meint nicht die Sonntagsfrömmigkeit und die Relativität ihrer Kanzelforderungen, er meint die Geschichte vom verlorenen Sohn, von den Bettlern, Zöllnern und Dirnen, von den reichen Geizhälsen und armen Witwen, von den Mühseligen und Angespienen ganz wörtlich, nicht als feierlichen moralischen Sabbatbrauch, der dem gesellschaftlichen Leben und den Königen dienlich ist. Shaw hebt hervor, daß in dem Augenblick, da der Prediger Ernst machen würde und seine Zuhörer zu Entscheidungen zwänge, den Befleckten, Entgleisten, Geächteten, Armen, Vorbestraften und andern aus dem Kreise der Stillen im Lande wahrhaftig und innig die Freundeshand zu reichen (ich meine nicht nur bei karitativen Schaustellungen herablassender Güte), dann verbrennen sie ihn als ein öffentliches Übel, wie man den Savonarola verbrannt hat. Ist dem nicht so? Das echte Jesustum ist die Religion der Minderheit, die allerdings in keinem Tempel „ihre Ehrbarkeit betont und ihre Sonntagskleider zur Schau trägt". Ihr Heldentum ist nicht gedankenloses Nachreden und trügerischer Schein, diese Menschen haben mit ihrer Seele Gott gesucht in ihrer ganzen Gebrechlichkeit und Jämmerlichkeit, verspottet, nicht ernst genommen, klein und schwankend. Aus dem Munde der Unmündigen und Kleinen hat Jesus sich Lob bereitet. Für sie wird er wiederkommen in großer Pracht und Herrlichkeit.

Wien — Franz Strunz

Die Schrift. Zweites Buch. Das Buch Namen. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Berlin o. J., Lambert Schneider. 172 S.

Die beiden Sprachgewaltigen setzen ihr Werk fort, es ist die Mosesgeschichte, die in dem zweiten Bande mit der Wucht ihrer neuen Nähe uns betäubt. Selbst trockene Kapitel wie

Digitized by Google

der Zeltbau werden ungeahnt lebendig. Und wie Moses spricht, wie Gott redet: es ist doch fast, als hörte man's zum erstenmal. Vollendet, wird diese Bibel erst wirklich und wahrhaft Besitz des heutigen Menschen geworden sein.

Berlin — Kurt Münzer

Das Deutschtum im Ausland. Monographiensammlung. Herausgegeben von Karl Bell. (Band 1.) Banat. Das Deutschtum im rumänischen Banat. Unter Mitwirkung von Franz Blaskovics, Karl Bell, H. Eschker, Anni Götz, Hans Hagel, Peter Jung, Karl v. Möller, Kaspar Muth und ***. Herausgegeben von Karl Bell. Mit 1 Karte, 3 Farbdrucken und 40 Abbildungen. Dresden-A. 1, Deutscher Buch- und Kunstverlag. 176 S. 8°.

Als Ende 1907 im letzten Bande meiner „Weltgeschichte" aus der Feder von Viktor Hantzsch ein 70 Seiten starkes Kapitel „Die deutsche Auswanderung" erschien, bedeutete es in diesem Rahmen eine Neuerung, die sich nur schwer durchsetzen konnte. Vor dem Weltkriege waren wir ja innerhalb des Reiches so satt, daß wir von den deutschen Splittern außerhalb der Grenzen nur gelegentlich wohlwollend Notiz nahmen. Der Weltkrieg hat dies platonische Liebesverhältnis sehr stark gewandelt, vertieft und damit verbessert. Ja, in vielen Fällen sind wir nicht mehr die Gebenden, sondern die Nehmenden geworden. Und seitdem regt sich allenthalben ein lebhaftes Interesse an den zahllosen Auslandsdeutschen. Hier erhalten wir zunächst das tüchtige und, wenn nicht alles trügt, von neuem vielverheißende Banater Deutschtum vorgesetzt. Eine wahre Herzerquickung. Mag es sich nun um Herkunft und Geschichte, Volk und Land, Politik und Organisation, Wirtschaft und Haus, Schule, Schrifttum oder Sprache handeln; auf allen Gebieten bekommen wir eine treue, echte, warme Schilderung des Wesentlichen. Glückauf!

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung. Von Willi Kobe. Hamburg 1926. Agentur des Rauhen Hauses, 167 S. M. 3,20 (4,—).

Seit Romain Rolland die Gestalt des großen Inders den Europäern in seinem unvergeßlichen Buch nahegebracht hat, beschäftigen sich immer weitere Kreise mit den Lehren und Gedanken des Mahatma Gandhi. In zahllosen Aufsätzen und Broschüren versuchen die verschiedensten Persönlichkeiten zu Gandhis Erscheinen Stellung zu nehmen. Auch die Schriften Gandhis selbst werden mehr und mehr gelesen ... nur eines bleibt bisher unsichtbar: die Wirkung. Gerade hier ist mit Reden und Schreiben so wenig getan, gerade hier sucht eine edle Natur und eine reine Seele nach Gestaltung in der Menschheit. Ob die Lehre Gandhis solche Umgestaltung und Verinnerlichung, Heiligung unseres „unheiligen Lebens" zu bringen vermag, ob sie dazu berufen ist, das ist eine Frage, die wir hier nicht zu beantworten vermögen. Eins aber gilt es zu sagen, daß die Erscheinung dieses reinsten Menschen von schicksalhafter und welthistorischer Bedeutung ist. Mag die Menschheit heute die Stunde vorübergehen lassen, ohne dies zu erkennen, wenige wissen davon und dies rettet den Glauben an die Menschheit; wie Gandhis Dasein den Glauben an die Liebe rettet.

Das vorliegende Buch ist eine Einführung in Gandhis Welt, der Verfasser benützt zum großen Teil Gandhis eigene Worte und so blieb sein Buch lediglich sachlich und klärend, ohne persönliche Note, ohne eigenen Charakter. Es ergänzt die Bücher Rollands und Pragers (vgl. meine Anzeige L. E. XXVIII., 620), die von ungleich größerer seelischer Glut durchdrungen sind. Dieses Buch kann nur weitere Kreise zur Beschäftigung mit Wesen und Wollen Gandhis anregen; sie von Gandhis Größe zu erfüllen, fehlt ihm die Kraft.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Sittengeschichte Griechenlands: „Die Griechische Gesellschaft". Von Hans Licht. Mit 500 Tafeln und Textabbildungen. Dresden 1925, Paul Aretz. 319 S.

Ein prächtiges Buch, das jedem Freund der Antike hohen Genuß bereiten wird, wenn er auch da und dort mit den Auffassungen des Herrn Professor Licht nicht ganz einverstanden sein mag. Das Illustrationsmaterial ist geradezu vorbildlich ausgewählt und wiedergegeben, wie auch die gesamte Ausstattung, Satz und Einband den strengsten Anforderungen gerecht werden. Der Verfasser hat klar und liebevoll die große Menschlichkeit des Griechenvolkes herausgestellt und den innigen Zusammenhang mit der Natur durchblicken lassen, das hellenische Schönheitsideal tritt klar zutage, das im schönen Menschen den höchsten Ausdruck der Schöpfung sah. Ich leugne gar nicht die hohe Bedeutung, die das Griechentum dem Geschlechtsleben gab, aber ich glaube doch, daß der Verfasser — vielleicht allzusehr von Freudschen Theorien beeinflußt — der Erotik eine zu große Wichtigkeit beilegt, wenn er in ihr den Schlüssel zum Verständnis der griechischen Kultur überhaupt sieht. Eros — aber nicht die Erotik — der Schöpferwille im Menschen und dessen philosophische Begründung, der natürlich empfundene und ebenso herbeigeführte Liebesgenuß, aber nicht die Ausschweifung, die dem oder jenem Feste zugehörte, erscheinen mir maßgebend für die Erkenntnis des Griechentums. Doch diese kleine Ausstellung soll die Freude an einem Werk nicht stören, das die Lebensarbeit eines Gelehrten dem Gesamtkreis griechenfroher Menschen zugänglich macht.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Sizilien. Wanderbilder. Von Josef Weingartner. Freiburg 1926, Herder & Co. 161 S. Geb. M. 4,—.

Der hochwürdige Herr Josef Weingartner führt eine Reisegesellschaft von vierzig Köpfen in Florenz, Rom und Neapel herum, und da die Bahn ermäßigte Billetts nach Palermo zu einem Automobilrennen ausgibt, hängt man, obschon todmüd, noch die Besichtigung von Sizilien dran und läuft zwischen Tempelruinen, Kirchen und Trattorien sich in drei Wochen heimweh.

Das könnte, in Perspektive und mit Humor gesehen, hübsch sein. Was Josef Weingartner bringt, ist es nicht, ist faule, papierne Phrase, für die unser Papier und das des Verlags Herder entschieden zu schad ist. Bessere Italienwanderer von Goethe und Gregorovius bis Karl Baedeker verhüllen ihr Haupt. „Der Reisende ist Vertreter seines Volkes und wird durch taktvolles Auftreten in politischem Gespräch mitarbeiten, diesem Freundschaft zu erwerben," rät Baedekers siebente Auflage. Weingartner erklärt einem höflich plaudernden Faschisten: „Wir müßten die Faschisten als unsere größten Feinde betrachten". Der dermaßen Angerempelte („ein baumlanger Kerl von gewaltigem Umfang") wurde ob dieser Äußerung eines katholischen Priesters — „verlegen". Er besaß den von Baedeker empfohlenen Takt. Möge mir der hochwürdige Herr Weingartner ein

Digitized by Google

gleiches Gefühl von „Verlegenheit", das seinem Sizilienbuch gegenüber mich befällt, nicht als Schwäche oder Zustimmung auslegen.

Rom — Rudolf Frank

Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs. Herausgegeben von Dietrich Gerhard und William Norvin, Professor der klassischen Philologie an der Universität Kopenhagen. Im Auftrage der Literaturarchivgesellschaft zu Berlin. Mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften und des Rask Örsted Fond zu Kopenhagen. Band I: 1776–1809. (Das Literaturarchiv. Veröffentlichungen der Literaturarchivgesellschaft in Berlin. Herausgegeben von Julius Petersen. I. Band.) CXXXIV und 542 S. 8°. Berlin, Walter de Gruyter & Co. M. 18,– (20,–).

Dieser Band hat eine allgemeine Bedeutung und ein besonderes Interesse. Erstens bedeutet er den Beginn einer Reihe von Veröffentlichungen, die vernünftigerweise künftig an die Stelle der nur den – kaum hundert – Mitgliedern der Literaturarchivgesellschaft zugänglichen „Mitteilungen aus dem Literaturarchiv" (1894–1923: 37 Hefte) treten sollen. Ein außerordentlich dankenswerter Entschluß. Zweitens heischt der Band das Sonderinteresse aller, die sich mit den Anfängen der deutschen Geschichtswissenschaft der Gegenwart beschäftigt haben oder die überhaupt dem Geistesleben vor einem Jahrhundert eine begründete Hochachtung entgegenbringen. „Die Briefe Niebuhrs" sind auf drei Bände berechnet und sind bestimmt wie berufen, endlich die überaus merkwürdige, weil von der besten Freundin des Gelehrten und Staatsmanns verbrochene dreibändige Fälschung „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" (1838/39) fast ganz zu ersetzen. Was dem Unternehmen das Vertrauen des Benützers von vornherein gewinnt, ist zweierlei: eine philologische Gewissenhaftigkeit, gepaart mit souveräner Beherrschung des einschlägigen Stoffs, und ein feiner Takt, der die hier und da drohenden Klippen klug zu überwinden weiß. Die 110 Seiten lange Einführung in den Briefwechsel (– „wechsel" führt eigentlich irre; denn mit ganz geringen Ausnahmen bekommen wir nur Niebuhr-Geschriebenes vorgesetzt) verdient um deswillen eine lobende Hervorhebung, weil Gerhard damit endlich auch den ersten würdigen Biographieersatz Niebuhrs geliefert hat. Allerdings fußt sie – verständigerweise – bereits auf dem gesamten Werk, verwertet also z. B. gleich bei der Charakterisierung Dore Henslers und ihrer reinen Freundschaft schon die Ergebnisse auch von Band II und III. Da ist der Kritik die Hand gebunden. Warten wir also, bis das Werk abgeschlossen vorliegen wird!

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Neue österreichische Biographie 1815 bis 1918. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Erste Abteilung Biographien. Zweiter Band. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 207 S.

Der vorliegende Band enthält 14 Lebensbilder, von denen hervorgehoben seien die des Biologen Johann Gregor Mendel (von Richard Wettstein), des Meteorologen Julius von Hann (von Felix M. Exner), des Physikers Ludwig Boltzmann (von G. Jäger), des Polarforschers Julius von Payer (von Eduard Brückner), des Philosophen Friedrich Jodl (von Karl Siegel), des Komponisten Johann Strauß (von Ernst Décsey), des sozialdemokratischen Politikers Engelbert Pernerstorfer (von Robert Arthaber) und des unglücklichen Kronprinzen Rudolf (von Oskar Mitis). Wie sich bei einem von Anton Bettelheim herausgegebenen biographischen Sammelwerk von selbst versteht, ist die Darstellung – auch bezüglich der geistigen Leistungen der einzelnen Männer – umfassend, eindringlich und gefällig, sind die Quellenangaben reichlich und sorgfältig. Besonders willkommen werden jedem Leser die Porträts sein, die den meisten Lebensbildern beigegeben sind. Die „Neue österreichische Biographie" verspricht eine stolze Schau bedeutender Persönlichkeiten aus dem Österreich der Vorkriegszeit zu werden.

Stettin — E. Ackerknecht

Panzerkreuzer „Potemkin". Von F. Slang. Berlin 1926, Malik. 79 S. M. 1,–.

Eine leidenschaftlich bewegte Darstellung des Matrosenaufstandes vor Odessa im Jahre 1905. Eine wertvolle geschichtliche Ergänzung zu den uns filmisch vermittelten revolutionären Vorgängen. Die historische Echtheit der Slangschen Skizze wird durch die Angabe authentischer Dokumente verbürgt. Reichhaltiges, vorzügliches Bildmaterial verdient einen besonderen Hinweis.

L. Persius, Kapitän zur See a. D., schreibt zu diesem Buch in einem Vorwort: „Ich hoffe, daß dieses Buch in weiten Kreisen Beachtung findet, besonders in solchen, die es angeht – daß man aus ihm Warnung und Mahnung zur Besserung nimmt." Ich glaube, ein jeder, der das Slangsche Buch gelesen und begriffen hat, wird sich ohne weiteres mit den Worten des Kapitäns identifizieren können.

Charlottenburg — Werner Türk

Parodien

I

Aus den Bittersüßen Liebesgeschichten. Von Rudolf Hans Bartsch

So kam es also, daß der kaiserliche Postamtsoffizial Veronikus Grüllhöber auch an seinem vierundvierzigsten Geburtstag nicht ins Schmidtische Haus ging, um die Hand der Ältesten fürs Leben zu erbitten. Wie er aber mitten in seiner schmerzlichen Septembersehnsucht und im Gedenken an das graue Haarl, das er am Morgen vor dem Rasierspiegel an seiner Schläfe gefunden, aus der Haspingergasse gegen das freie Feld hin abbog, dort, wo hinter den Haselstauden im April die Primeln geblüht, da trug ihm der gewürzige Wind von den Heuschobern her einen solchen Schwall von Herbstrausch und Kuhmistgeruch entgegen, daß ihm auf einmal die ganze sonnige Grazerstadt mitsamt ihren Giebeln und Butzenscheiben und mitsamt dem altehrwürdigen Wahrzeichen, dem Schloßberg, in ein Meer lockenden, lachenden, kichernden, klingenden Frühlingslichtes getaucht schien.

Da fuhr ihm ein bittersüßer Schrecken mitten durch sein windiges Postoffizialherz. Denn „Veronikus" hatte eine

Digitized by Google

Stimme gerufen. Ja, von dort drüben hatte es hergeklungen, aus dem kleinen, reinlichen Landhaus, das so verliebt und neckisch unter den schwarzlaubigen Birn- und Kirschbäumen saß, wie eine übermütige Jungfer im Großvaterstuhl. Da stelzte er mit seinen langen, rüstigen Mannsbeinen über das Kleefeld und lehnte sich an den Zaun. „Veronikus", klang es nochmals. Und das hatte eine Frau gerufen, da von der Tür her, und da stand jetzt die dralle, jungfrische Person und lachte aus ihrem mollerten und gemütvollen Doppelkinn hervor, daß einem das Herz nur so zu pumpern begann: „Veronikus!"
Aber da sah der Herr Postamtsoffizial mit der kitzligen Jungbubensehnsucht im Blut, daß nicht er gemeint war mit diesem Ausruf. Nein, vielmehr sprang da aus dem Garten ein g'schleckter Pudel hervor, umwedelte stürmisch bellend und zärtlich das Frauerl, und das nahm schließlich den hündischen Veronikus mit ins Haus.
Klapp — war die Tür zu.
Ja, da stand er wieder allein mit seinem bittersüßen Geburtstag. Oben jubelte eine Lerche im Blau. „Leben, Leben, Leben," sang sie, „Leben, Erdgeruch, Ackerscholle, Kuhmist, Heimatboden!" Da warf er sein altes, braves Lodenhütel mit einem Juchezer in einen Bach, daß es fortschwamm, steckte sich brummend und verwegen einen Glimmstengel in das Gesicht und ging federnden Schrittes, breitstämmig und erdhaft durch die sinkende Sonne zurück ins Postamt und zugleich in sein fünfundvierzigstes Lebensjahr.

Wien — Robert Neumann

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXI

Wie Graf Eduard von Keyserling den Tod gebildet hat

Von Friedrich Kempf (Elberfeld)

In den Nekrologen auf den jüngst verstorbenen Lovis Corinth tauchte häufig als Höhepunkt seiner Porträtkunst das münchner Bild des Grafen E. von Keyserling auf. Ihm ward nachgerühmt, daß hier der letzte Sproß eines überfeinerten Adelsgeschlechtes so gemalt sei, daß es zu unfehlbaren Rückschlüssen auf den seelischen Gehalt des Dichterwerkes zwinge.
Der Dichter Keyserling ist zwar erst im Weltkriege gestorben, gehört aber doch schon fast zu den Vergessenen. So beklagenswert das ist, kann es bei dem rasenden Tempo unseres heutigen literarischen Lebens kaum wundernehmen. Zudem besaß der Künstler schon zu Lebzeiten nur eine kleine Liebhabergemeinde. Die allerdings zählte ihn zu den auserkorenen Geistern, die stets reich beschenken.
Stofflich betrachtet sind die Novellen und kurzen Romane fast alltäglich zu nennen und zudem untereinander von schier lächerlicher Ähnlichkeit. Immer dieselben Figuren, stets das östliche Milieu einer hochkultivierten Aristokratie, die gleichen Konflikte, Katastrophen und resignierten Ausklänge. Und doch — man müßte lange suchen, um einen Erzähler von gleicher Feinheit der Mittel, Reife und stilistischer Kultur zu finden. Mit virtuoser Souveränität beherrscht er Landschaft und Menschentum. Der ganze Reichtum einer weisen Selbstbeschränkung würde dem Leser noch mehr zum Bewußtsein kommen, wenn er sich die kleine Mühe machte und einmal die gleichen Menschentypen, ähnliche Szenen wie Jagden, Wirtshausbilder oder Gesellschaften vergleichend nebeneinander stellte. Mir fiel beim Durchblättern einiger Bücher auf, wie verschieden Keyserling seine Menschen sterben läßt.[1]
In einem der Gespräche über den Tod, die bei Keyserling gar nicht selten sind und aus denen man eine kleine Philosophie über dieses Problem zusammenstellen könnte, fällt auch die Bemerkung: „Der Tod ist nun eine millionenjahralte Erfahrung, und es ist ihm doch gelungen, sein Inkognito zu wahren." Dieses dunkle Verhängnis, dem niemand entgeht, ist der gewaltige Hintergrund, von dem alles Erdendasein, das der Dichter mit so warmen Tönen zu malen weiß, sich abhebt.
Schon beim ersten flüchtigen Blick fällt einem auf, daß Keyserling Frauen und Mädchen selten die Fahrt ins Dunkle machen läßt. Nur einmal, in dem feinen Werkchen Harmonie hat er auch dieses Thema gemeistert. Die krankhaftzarte Annemarie, „der letzte Sproß einer Rasse, die immer überzeugt gewesen war, daß für sie die Auslese des Lebens bestimmt sei", sucht, weil sie an der Seite ihres robusten Gatten keine Seelenharmonie findet, im Schloßteich den Tod. „Gott, man möchte die ganze Welt für sie wattieren. Sie ist so vornehm, daß sie kaum leben kann", meinte ihre Gesellschafterin. In eine ganz andere Welt versetzt uns das Sterben der alten Waldhäuslermutter Gehda. (Dumala.) Die möchte sterben und kann nicht. „Geplagt hat sich der Mensch beim Miststreuen und Unkrautjäten in dem Baumgarten. Nun will der Mensch seine Ruhe haben, das kann er verlangen." Sie wartet auf den Tod, ärgerlich und ungeduldig, wie man auf den Zug wartet, der Verspätung hat. Als sie endlich einschlafen konnte, lag sie da mit verdrießlichem Ausdruck, weil sie sich über den Tod geärgert hatte.
Meistens jedoch betrachten Keyserlings Frauen und Mädchen das Leben als der Güter höchstes. Ohne Unterschied der sozialen Stellung finden sie sich mit ihrem Los ab. Eve Mankov (Beate und Mareile) geht nicht ins Wasser, als ihr vornehmer Liebhaber sie verläßt: „Sterben, nee, das versteh ich nich." Das versteht auch ihre Nachfolgerin Mareile nicht. Mit Inbrunst klammert sich Billy (Bunte Herzen) an dieses Dasein. Wohl ist sie nach dem Tode ihres polnischen Entführers in schwere Krankheit gefallen, aber genesend meint sie mit erwartungsvollem Lächeln: „Nicht wahr, es muß noch sehr viel Gutes kommen!"
Man steht unter dem Eindruck, als ob der Dichter gütig lächelnd dem schwachen Geschlecht ein triebhaftes Sichwiederzurechtfinden auch mit geknickten Flügeln milde gestattet. Aus anderem Holze sind die Männer. Fast gleich-

[1] Meine kleine Untersuchung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, vor allem bleiben auch die dramatischen Frühwerke unberücksichtigt, obwohl im „Frühlingsopfer" mein Thema eine besonders rührende Antwort findet.

Digitized by Google

gültig ziehen sie den letzten Strich, wenn sie das Spiel verloren geben. Da ist z. B. der Hauslehrer Aristides Dorn (Am Südhang). Er gerät wie alle Männer in den Bann der Daniela, jener mystisch-sinnlichen Witwe, die wie eine Sphinx alles anlockt. Hinter seinem hochmütigen Lächeln versteckt sich der Schmerz, von dieser Gesellschaft nicht für voll angesehen zu werden. „Sie vertragen hier keinen Alltag, da kommt ein armer Werktagsmensch nicht auf, der zählt nicht", so hat er seinem glücklichen Rivalen zugeflüstert. Er wirft sein Leben fort und bezwingt durch diese Tat das Herz jener Frau. Unvergeßlich bleibt wohl jedem, wie Egloff (Abendliche Häuser) endet. Für ihn könnte Goethes Urteil über Joh. Christ. Günther geschrieben sein: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und darum zerrann ihm Leben und Dichten." Profan, fast kitschig, wie aus einem „poetischen" Familienblattroman klingt es, wenn man die Einzelmomente der Katastrophe aufzählt: Ein nächtlicher, wahnsinniger Ritt auf dem Rapphengst Ali, der Erlösungsschuß für das Lieblingstier und schließlich die letzten Augenblicke vor der einsamen Auerhahnhütte. Und doch — wie das so ohne jedes Pathos erzählt wird, rundet sich der Vorgang zu einem stimmungsgewaltigen Schlußbild, wo der Menschheit ganzer Jammer und auch etwas wie Versöhnung zusammenklingen.

Den tiefsten Zauber seiner Kunst entfaltet Keyserling aber erst, wenn er das Ende gereifter und alter Männer schildert. Ich möchte bei dieser Gelegenheit an drei Lieblingsfiguren die zarten Schattierungen der pessimistischen Weltanschauung des Dichters zeigen.

Graf Werland auf Dumala liegt seit Jahren infolge eines Reitunglücks auf dem Siechbett. „Da ist ein hoffnungsvoller, junger Mann, er sieht gut aus, alter Adel, Geld, lernt was, schneidig, eine schöne Frau. Gut! Anfangs der Vierziger sind ihm die Beine weg, rein weg, und so'n Stück von Rückenmark — untauglich — zum Fortwerfen! Ein Unsinn, so'n Leben." Alle Trostworte seines Pfarrers finden keinen Glauben: „Pastor, ich sag' Ihnen, es gibt keinen Anschluß, wir bleiben liegen. Man müßte doch ein Gefühl haben — nun kommt's. Jetzt nichts davon, die Lampe ist heruntergeschroben, immer tiefer — dann dunkel. Alles sieht mehr nach Ende als nach Anfang aus." — Grausig sind die letzten Augenblicke. Während sein Diener Jakob ihn frisiert und mit der Brennschere die Löckchen einbiegt, studiert Werland das gespenstisch bleiche Gesicht im Glase. Plötzlich lehnt der Baron sich in den Stuhl zurück und atmet kurz und schnell: „Ich weiß — nicht —" bringt er mit Anstrengung heraus, „mir ist so — ich seh' im Spiegel nichts mehr." Auf einer Radierung Goyas aus den „Desastres" wird eine ähnliche Stimmung gezeigt. Eine unheimliche Spukgestalt richtet sich aus dem Grabe empor und schreibt mit starrem Leichenfinger das Wort: Nada (Nichts)!

Ganz lautlos verläßt der Geist des alten Grafen Hamilkar (Bunte Herzen) seine irdische Hülle. Während im Gold des Septembernachmittags die reifen Früchte rings schwer in den Rasen fallen, neigt sich sanft der Lebenstag dieses feinen Mannes. Natur und Menschenschicksal klingen hier zu pantheistischer Harmonie zusammen, die nur in des Dichters Darstellung nachgefühlt werden kann.

> Der Erde geb' ich,
> der ew'gen Sonne die Atome wieder,
> die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt.

Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß Keyserling kein starrer Dogmatiker für den Atheismus ist. Sein kühl abwägender Verstand prüft jeweilig die Chancen für den Sinn des Lebens und die Möglichkeit eines Fortlebens, ohne das Problem lösen zu können. Graf Hamilkar, hinter dem manche den Künstler selbst zu sehen glauben, drückt das einmal so aus: „Bin ich eine Zahl in der großen Rechnung, so habe ich zwar einen Sinn, aber das Resultat unter dem schwarzen Strich braucht mir deshalb noch lange nichts zu bedeuten. Es käme darauf an, eine Zahl im Resultat unter dem Strich zu sein."

Hin und wieder leuchtet sogar ein kleiner Glaubensstern für die Unsterblichkeit auf. Am schönsten bei dem Ende des wunderlichen Grafen Donald von Streith (Fürstinnen). Oder sollte auch das eine leise Ironie über einen Lebenskünstler sein, der schon bei seinem ersten Auftreten als eleganter Don Quichotte gekennzeichnet wird? Statt die lang vorbereitete Krönung seines Lebens mit der Heimführung der Fürstinwitwe in sein wundervolles Haus zu betreiben, verliert er Herz, Gesundheit und endlich Leben an die verkörperte Jugend: Britta. Interessant ist nun sein letztes Gespräch mit dem Arzt. Ein Jugenderlebnis wird ihm Gleichnis. Er fuhr am heißesten Tage seines Lebens durch den Sand ans Meer. „Der kleine Wind kam immer häufiger, er schmeckte nach Weite, er roch köstlich nach unendlicher Weite. Und dann hörte ich einen Ton, ganz weit, ganz leise, und doch lag in ihm etwas Großes, etwas Befreiendes, Kühlendes, es lag in diesem leisen fernen Ton etwas wie das Donnern der Stimme der Unendlichkeit. Sehen Sie, Doktor, das war das Meer."

Eine Freundin, die das anfangs erwähnte Bildnis des Dichters betrachtete, brach in die Worte aus: Das ist ein außerordentlicher Mensch, aber von seinen Nachkommen könnte man fürchten, daß sie degeneriert seien. Ist das nicht auch ein Urteil über das Werk selbst? Keyserlings Novellen und Romane sind das Ziel einer Entwicklung, gleichen wunderbaren Treibhausgewächsen, die jeder Weiterzüchtung spotten. Wir aber wollen immer gern, wenn uns der Gegenwart schrilles Experimentieren auf die Nerven fällt, zu jenen feinen Gebilden flüchten.

Nachrichten

Todesnachrichten. Iven Kruse ist nach einer Meldung vom 14. September in Rendsburg den Folgen einer Magenoperation erlegen. Er war vom Handwerk ausgegangen, hatte sich später als Theaterkritiker und Feuilletonredakteur hervorgetan und galt als einer der hervorragendsten Stilisten im niederdeutschen Sprachgebiet. Unter seinen erzählenden Werken sind „Die Schwarzbrotesser" als sein bestes und reifstes Werk anzusprechen, sein letzter historischer Roman „Der erste Bismarck" beschäftigte sich mit den politischen Verhältnissen in Nordschleswig.

Theodora Korte ist am 13. September gestorben. Sie war am 12. November 1873 in Nienhaus geboren, 1916

Digitized by Google

nach Münster übergesiedelt und hatte lange Jahre ihres Lebens in Papenburg a. d. Ems in aller Zurückgezogenheit gelebt. Unter dem Pseudonym Theo von Nienhaus war sie als Jugendschriftstellerin hervorgetreten und beachtet worden. Unter ihren Veröffentlichungen sind ihr Roman „Jan Bernd Höftmann" und ihre unter dem Titel „Zeitgesänge" gesammelten Gedichte hervorzuheben (vgl. Hans Hoppe, Köln. Volksztg. 678).

Walter H. Dammann ist nach einer Meldung vom 14. September im Alter von 43 Jahren einem schweren Leiden erlegen, von dem er schon in frühen Jahren auf weiten Auslandsreisen Heilung gesucht hatte. Er war am 23. Juli 1883 in Hamburg geboren, hatte in Charlottenburg, Stuttgart und Straßburg die Baukunst studiert, 1908 promoviert, sich 1910 in Darmstadt mit einer Studie über „Panorama und Tafellandschaft" habilitiert und war 1921 an die Spitze der flensburger Sammlung berufen worden. Dichterisch ist er mit seinem Versbuch „Das Wetter" (1912) und mit „Ariadne" (1919) hervorgetreten. Seine eigentliche dichterische Leistung aber war das Tagebuch, das er unter dem Namen „Chomander" veröffentlicht hat und das mehr als seine Verse die künstlerische Natur in ihm offenbarte.

Martin Langen ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 59 Jahren einem schweren Herzleiden, das ihn Jahre hindurch ans Zimmer gefesselt hatte, erlegen. Er hat sich mit einem Band lyrischer Gedichte und vielen Dramen, von denen „Julius Cäsar" aufgeführt worden ist, vergeblich durchzusetzen versucht.

Franz Muncker ist nach einer Meldung vom 9. September wenige Monate nach der Feier seines siebzigsten Geburtstags, gestorben. Er hatte als Sohn des bayreuther Bürgermeisters Theodor von Muncker in München studiert, in München seine akademische Lehrtätigkeit begonnen und Jahrzehnte hindurch unter nachhaltiger Wirkung auf seine Schüler fortgesetzt. Als sein Forschungsgebiet galt vor allem Klopstock, dem er eine Biographie und eine Ausgabe der Werke widmete, sowie Lessing, dessen Werke er in der Lachmannschen Ausgabe, bereichernd und vervollständigend, herausgab. Auch Goedekes „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte" ist von ihm fortgesetzt worden.

Gustav Roethe ist in Bad Gastein am 17. September einem Herzschlag erlegen. Er war am 5. Mai 1859 in Graudenz geboren, hatte in Göttingen, Leipzig und Berlin studiert, sich 1886 als Privatdozent in Göttingen niedergelassen, war dort ordentlicher Professor geworden und hatte im Jahre 1902 den Ruf an die berliner Universität erhalten, war 1903 Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, 1911 deren ständiger Sekretär geworden. Seine eigentlichen wissenschaftlichen Werke, die dem Sachsenspiegel, Reinmar von Zweter, Parzival, dann dem Urfaust und Brentanos „Ponce de Leon" galten, sind als gewissenhafte und fleißige Studien zu werten. Er war ein gründlicher Lehrer, ein glücklicher Organisator und beliebter Redner.

August Sauer ist nach einer Meldung vom 18. September im einundsiebzigsten Lebensjahr einem Schlaganfall erlegen. Er wirkte seit 1886 in Prag als ordentlicher Professor und als Präsident der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur. Er hat sich durch die Herausgabe der Werke Grillparzers und Stifters entschiedene Verdienste erworben. Seiner Leitung des „Euphorion" ist über die engeren Fachkreise hinaus Bedeutung zuerkannt worden. Seine berühmt gewordene Rektoratsrede (1908), in der er auf eine landschaftliche Behandlung der Literaturgeschichte zielte, legt von seiner persönlichen literargeschichtlichen Auffassung das bleibende Zeugnis ab.

Rudolf Eucken ist nach einer Meldung vom 14. September einer Lungenentzündung erlegen. Er war am 5. Januar 1846 in Aurich geboren, hatte in Göttingen und Berlin klassische Philologie studiert, hatte dann unter dem Einfluß Lotzes und Trendelenburgs sich nach kurzer Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Berlin der Philosophie zugewandt, war 1871 als ordentlicher Professor nach Basel, 1874 nach Jena berufen worden, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Seine Philosophie darf als Neuidealismus, der in seiner praktischen Tendenz besonders von Fichte ausgeht, bezeichnet werden, doch strebte Eucken, ohne zu einer stark persönlichen Philosophie zu finden, das Historisierende zu überwinden. Unter seinen Werken sind „Die Einheit des Geisteslebens", „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt", „Der Wahrheitsgehalt der Religion", „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung", „Können wir noch Christen sein?", „Der Sozialismus und seine Lebensgestaltung" zu nennen. Im Jahre 1908 war ihm der Nobelpreis für Literatur verliehen worden.

Paulina Schiff ist am 17. September in Mailand gestorben. Sie hatte 36 Jahre lang deutsche Literatur an der Universität Pavia gelehrt.

Friedrich Arnold Mayer ist nach einer Meldung vom 11. September gestorben. Er war Oberbibliothekar der wiener Universität gewesen und hatte sich als Geschichtschreiber des wiener Theaterwesens guten Ruf gesichert.

Maurice Hennequin ist nach einer Meldung vom 7. September im Alter von 63 Jahren in Montreux den Folgen einer Operation erlegen. Längere Zeit Vorsitzender der Vereinigung der französischen Bühnenschriftsteller, war er einer der erfolgreichsten Verfasser pariser Schwänke. Unter seinen Stücken sind „Haben Sie etwas zu verzollen?", „Im Damencoupé", „Die Alarmglocke", „Florette et Patapcon" zu nennen.

Petras Vileišis ist nach einer Meldung vom 28. August im Alter von 75 Jahren gestorben. Er war Begründer und Redakteur der ersten litauischen Zeitung und hat sich als solcher tapfer und erfolgreich für sein Heimatland eingesetzt.

* * *

Gemäß dem Beschluß der frankfurter Stadtverordnetenversammlung ist der alljährlich zu verteilende Goethe-Preis in Höhe von 10 000 Mark dem verdienstvollsten Dichter des deutschen Sprachgebiets zuzuerkennen.

Bei einem russischen Preisausschreiben für ein Volksdrama wurden 140 Dramen eingereicht von 110 Verfassern, von denen 45 Bauern, 13 Arbeiter, 12 Lehrer und nur drei Berufsschriftsteller waren. Kein einziges Drama wurde des Preises würdig erkannt, 22 Stücke zur Aufführung empfohlen, 63 sofort verboten.

Die Poetry Society of London erläßt ein Preisausschreiben für ein Gedicht zum Lobe Shakespeares. Es kann Sonettform, Vierzeiler, mit alternierendem Reim, oder ein Gedicht von beliebiger Länge und Form gewählt werden. Für jede der drei Gruppen ist eine silberne Medaille, für das beste Gedicht eine goldene Medaille in Aussicht gestellt. Dichter aller Sprachen können sich an dem Wettbewerb beteiligen. Die ersten vier Zeilen des Gedichts sollen in die Mauer des neuen Shakespeare-Theaters in Stratford on Avon mit dem Namen des Verfassers eingemeißelt werden.

Digitized by Google

Das Thema der Grimm-Stiftung der berliner Universität – zur Beteiligung sind nur immatrikulierte Studierende der hiesigen Hochschule zugelassen – lautet „Achim von Arnims Novellen".
Die dresdener Schillerstiftung hat Theodor Däubler zu seinem 50. Geburtstag eine Ehrengabe überreicht.
Staatsbibliothekar Franz Koch hat sich an der Universität Wien für neuere deutsche Literaturgeschichte habilitiert.
Verhaerens Grab soll am Ufer des Flusses l'Escaut einem Wunsch des Dichters gemäß neu bestellt werden.

* * *

Walter Harich weist in der „Literarischen Welt" auf ein Jugenderlebnis Herders in Mohrungen als Keimzelle der Gretchen-Tragödie hin.
Julius Wahl veröffentlicht eine bisher unbekannt gebliebene Stammbucheintragung Schillers vom 16. März 1791 in das Stammbuch des Livländers Gustav Behaghel von Adlerskron. Der Vers lautet:

„Freund, wandle froh auf den betret'nen Pfaden,
verborgen zwar schlingt sich des Schicksals Faden,
doch lenkt ihn deines Schöpfers Hand –
und an der Liebe leichtem Rosenband
will Freundschaft durch das neue Leben
ermunternd dir zur Seite schweben –
Vergiß des Belts beeisten Strand,
vergiß ein Glück, das du mit edelm Stolz verstoßen;
Ein freier Geist der Wahrheit aufgeschlossen,
ein Muth, mit Prüfungen bekannt,
ein edles Herz, in Sympathie ergossen
und eingeweiht im Schönen und im Großen,
macht froh bei jedem Loos und groß in jedem Stand,
macht jede Flur – zum Vaterland."

Karl Bertsche hat eine Reihe wichtiger Handschriften Abraham a Santa Claras entdeckt, die den bisherigen Forschern entgangen waren, aber freilich schon in der gedruckten „Tabula" der wiener Nationalbibliothek verzeichnet waren. Es befinden sich darunter auch Entwürfe zu den nachgelassenen Werken Santa Claras.
An der Universität Abo soll eine Professur für Journalistik errichtet werden.
Die Jerusalemer Nationalbibliothek katalogisierte in den Monaten Januar, Februar, März und April 6194 Bücher in 7330 Bänden. Die Gesamtzahl der katalogisierten Bücher am 1. Mai 1926 beträgt 96 593 Bücher in 118 019 Bänden.

* * *

Im Verlag S. Fischer, Berlin, erscheinen Herman Bangs „Gesammelte Werke" in einer Ausgabe, die sich im schmucken, mit Gelb und Schwarz abgesetzten roten Leinenband und im schmalen Druckspiegel auf unsatiniertem Papier aufs beste präsentiert. Es liegen bisher vor: „Am Wege", „Ludwigshöhe", „Michael", „Das weiße Haus", „Das graue Haus". Die Ausgabe ist nach der endgültigen dänischen Gesamtausgabe von Else von Hollander-Lossow durchgesehen. Die Übersetzungen sind den früheren Ausgaben entnommen. Der Preis beträgt M. 5,– pro Band. Zu dieser Ausgabe macht der Verlag mit Recht geltend: „Wir haben diese Neuausgaben veranstaltet aus der Erkenntnis heraus, daß Herman Bangs Zeit eigentlich jetzt erst gekommen ist. Besonders die leidenschaftliche Verehrung, die er in den Kreisen heutiger Jugend findet, zeigt, daß das Wirkungsgebiet dieses Dichters immer mehr im Anwachsen begriffen ist. Zur Zeit des ersten Erscheinens dieser Bücher hat man sie allzu einseitig als Werke des Impressionismus angesehen. Heute, da diese Kunstanschauung der Geschichte angehört, sehen wir, wie sehr diese Werke selbständigen und bleibenden Wert besitzen und wie sehr diese psychologische Kunst und meisterliche Erzählungsgabe heute zu uns sprechen."
Von Rudolf Stratz' „Gesamtausgabe der Romane und Novellen" ist eine zweite Reihe im Verlag von J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart-Berlin in sechs Bänden zum Preise von M. 38,– in Ganzleinen erschienen. Die Bände liegen in einer der ersten Serie angeglichenen Ausstattung in grünem, geschmackvollem und schlichtem Einband und mit gefälligem Satzspiegel vor. Die Reihe enthält die Romane: „Stark wie die Mark", „Für Dich", „Du bist die Ruh", „Liebestrank", „Der du von dem Himmel bist"; den Abschluß bildet ein Band berliner Novellen „Es war ein Traum".
Das Jahrbuch 1926 des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller E. V., Ortsgruppe Braunschweig E. V., Druck: E. Appelhans & Comp., Braunschweig, wird durch gute Aufsätze über die Hervorragenden der braunschweiger Gruppe, so wie vor allem durch eingehende Angaben der Schriften der Mitglieder wertvoll. An größeren Beiträgen enthält das Bändchen Charakteristiken von Heinrich Eggersglüß (Constantin Bauer), Hermann von Frankenberg (Friedrich Sack,) August Jäger (Wilhelm Börker), August Köhler (Gustav Hecke), Hans Martin Schultz (Wilhelm Brandes), Helene Voigt-Diederichs (Heinrich Timerding).

* * *

Emil Ermatinger, Zürich, schreibt uns:
Im Oktoberheft Ihrer Zeitschrift (L. E. XXIX, 30) bringen Sie im Echo der Zeitungen einen Auszug aus einem Grimmelshausen-Aufsatz: Der barocke Parzifal von Wilhelm Schulte.
Der Aufsatz ist – ich muß das leider feststellen – von A bis Z eine Inhaltsangabe meines etwa vor Jahresfrist bei Teubner in Leipzig erschienenen Buches: Weltdeutung in Grimmelshausens Simplizius Simplizissimus. Diese Tatsache ist um so bemühender als 1. der Verfasser seine Auffassung des großen Romans, entgegen der bisherigen, als eine völlig neue darzustellen bemüht ist, und 2. er meinen Namen gänzlich verschweigt, während er sonst eine ganze Anzahl von neueren Werken über Barockliteratur nennt. Es genügt, zum Beweis für meine Behauptung, folgende Stellen miteinander zu vergleichen:

Schulte	Ermatinger
„Gewiß ist die Allegorik ja eine, sogar die Ausdrucksweise der Barockzeit. Doch ist sie bei Grimmelshausen mehr als bloß übernommene Form ... Die Symbolik des Simplizissimusdichters hat ganz andere Ursachen als das oberflächliche Bedürfnis nach Prunk und Schaustellung oder gar die Renaissance-Mode, den mythologischen Apparat des Altertums zu bewegen."	S. 69. Man kennt die Vorliebe des Barock für die Allegorie in Dichtung und bildender Kunst. Ihre Wurzeln dürften erstens das Bedürfnis nach Entfaltung von Prunk und Schaustellung sein, wie sie in den höfischen und städtischen Festspielen der Renaissance-Mode wurde ... (Es wird dann gezeigt, daß bei Gr. Symbolik etwas Höheres, Versinnbildlichung des Lebensgehaltes ist).

Digitized by Google

Schulte	Ermatinger	Schulte	Ermatinger
„Das Kind auf dem Titelkupfer des ‚Wunderbarlichen Vogelnestes', das zwar durch ein Fernrohr blickt, doch nur einen Haufen Masken sieht . . ."	S. 76. „Indes ein Kind . . . durch ein Fernrohr blickend doch nur einen Haufen Masken erschaut. (Das Titelkupfer des „Vogelnestes" ist S. 65 nachgebildet.)	„Gerade also, weil Grimmelshausen das Leben in seinem Kern erfaßt, kann er es nicht anders darstellen als in sinnbildlicher Sprache."	S. 79. „Will er als Schriftsteller das Leben darstellen, wie er es in seinem Kerne erfaßt hat, so kann er es nicht anders als in symbolischer Sprache."
„Das ist es auch, was Baldanders lehren will."	S. 77. „Jetzt erst fällt auch volles Licht auf die Gestalt des Proteus-Baldanders."		

Was der Aufsatz von Schulte inhaltlich „Neues" bringt, steht Punkt für Punkt in meinem Buche.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Anton Schroll & Co., Wien

Wir freuen uns, an der Spitze unserer Neuerscheinungen ein Werk von so hervorragender Bedeutung ankündigen zu können, wie es die unter dem Titel „Alt-Orientalische Teppiche" erscheinende Neuauflage des weltberühmten wiener Teppichwerkes ist. Diese Ausgabe kann durchaus als ein neues Werk bezeichnet werden, da sowohl die Fülle von neuaufgenommenen Teppichen, wie auch die unglaubliche Feinheit der Reproduktionen, die die Teppiche in ihrer natürlichen Farbe und Form absolut faksimilegetreu wiedergeben, einen Vergleich mit dem alten Werk kaum zulassen. Schon nach den Proben konnte Professor A. U. Pope im Catalogue of the Early Oriental Carpets des Art Club of Chicago 1926 urteilen: „Die Farbentafeln übertreffen in der Wiedergabe der Teppiche alles bisher Erreichte. Diese beiden Bände werden das Standardquellenwerk für Generationen sein." Der erste Band der zweibändigen Publikation erscheint im August, zugleich in deutscher, französischer und englischer Ausgabe.

Ein anderes großes Werk bedeutet die Katalogisierung „der Handzeichnungen in der graphischen Sammlung der Albertina zu Wien", welche in 12 Bänden unter Leitung des Direktors dieser größten Handzeichnungensammlung der Welt, Professor Alfred Stix in Angriff genommen wird. Der erste Band, der im Herbst erscheint, enthält die „Zeichnungen der Venezianischen Schule". Weitere Bände werden folgen.

Im Rahmen der Publikationen aus den kunsthistorischen Sammlungen in Wien ist der Katalog der Kameen des Altertums, des Mittelalters und der neueren Zeiten, bearbeitet von Fritz Eichler und Ernst Kris, in Vorbereitung. Vierundachtzig mit äußerster Sorgfalt hergestellte Lichtdrucke werden den bisher unausgeschöpften Reichtum der großartigen wiener Sammlung bezeugen. Der Text, der in einzelnen Fällen monographischen Charakter trägt, wird zum erstenmal das große Gebiet der Kameen systematisch bearbeiten.

Gleichfalls noch in diesem Jahre erscheint von dem wohlbekannten Verfasser der „Venezianischen Bildhauer der Renaissance", Leo Planiscig, eine monumentale Monographie mit etwa 600 großen Abbildungen über den bedeutendsten paduanischen Bronzegießer der Renaissance Andrea Riccio. Dieses Werk wird zugleich eine vollständige Geschichte der Entwicklung der oberitalienischen Kunst im Quattrocento und Cinquecento darstellen.

Von dem einzigen umfassenden Tafelwerk über Dalmatiens Bau- und Kunstdenkmale, die ja im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen, erscheint eine zweite, vervollständigte Ausgabe in sechs Bänden nach Städten geordnet. Eine neue Zeitschrift für Denkmalpflege wird im Herbst zu erscheinen beginnen. Die Sammlung der bekannten künstlerischen Liebhaberbändchen wird durch illustrierte Ausgaben von Fouqué „Undine" und Dickens „Ein Weihnachtslied in Prosa" vermehrt, die historisch kritischen Ausgaben der österreichischen Klassiker Grillparzer, Raimund und Nestroy schließlich werden weiter fortgeführt. Von Nestroys Werken liegen bis Weihnachten acht oder neun Bände vor, von Raimunds Werken vier oder fünf Bände.

Wir glauben durch diese Mitteilungen einen kurzen Überblick über die vielfältigen Bestrebungen unseres Verlages gegeben zu haben, soweit sie in der nächsten Zeit einer Verwirklichung entgegensehen können.

Ernst Reinhardt Verlag, München

Der Verlag wird seine „Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen", herausgegeben von Professor Gustav Kafka trotz der Ungunst der Zeit im nächsten Jahre abschließen können. Das ganze Unternehmen ist auf 40 Bände berechnet, von denen 28 jetzt schon vorliegen; die fehlenden 12 Bände werden bis Mitte 1927 fertig vorliegen. Die Einzelpreise der Bände, deren Umfang zwischen 10 und 20 Bogen beträgt, bewegen sich zwischen M. 3—5,—, der Gesamtpreis des ganzen Werkes wird zirka M. 150,— nicht überschreiten. Durch die Mitarbeit von etwa 26 Autoren ist zwar der einheitliche Standpunkt nicht gewahrt, dagegen war es möglich in einem Maße auf die Quellen zurückzugehen, wie das einem einzelnen Verfasser nie möglich gewesen wäre. Die Sammlung ist zwar für weitere Kreise geschrieben, wird aber auch dem Spezialforscher wertvolle Dienste leisten; das Ganze ist eine Leistung, die in keiner Literatur ihresgleichen hat.

Rascher & Cie. A.-G. Verlag, Zürich

Von der bekannten schweizerischen Dichterin Maria Waser wird ein Bändchen unter dem Titel „Wege zu Hodler" erscheinen, das auch weiteren Kreisen mit dem dieser Dichterin eigenen feinen Einfühlungsvermögen die Kunst Hodlers näher bringen wird. Das Bändchen enthält vier Abschnitte „Vom jungen Ferdinand Hodler", „Hodler und die Alpen", „Vom Bernischen, Schweizerischen und Ewigen bei Ferdinand Hodler", „Die Frau im Werk Ferdinand

Digitized by Google

Hodlers". Das Bändchen ist mit acht ganzseitigen Kunsttafeln geschmückt.

Zum Pestalozzi-Jubiläum, das in der ganzen Welt gefeiert werden wird, erscheint in unserem Verlag eine dreibändige Ausgabe von Pestalozzis Werk, die allen Anforderungen, die ein Leser unserer Zeit an diese stellt, entsprechen wird. Pestalozzis Werk gehört nicht nur in die Hände des Gebildeten, sondern in die breitesten Volksschichten. Es mußten daher Herausgeber gefunden werden, die sich aus innerem Antrieb schon jahrelang mit Pestalozzi beschäftigt haben und außerdem ein sehr feines Verständnis dafür besitzen, welche Stellen aus Pestalozzis Werk noch Ewigkeitswert besitzen. Es war für uns außerordentlich wertvoll, Herausgeber zu finden, die diesen Ansprüchen in jeder Weise entsprechen.

Der Herausgeber von „Lienhard und Gertrud", Jakob Weidenmann, ließ sich in seiner Bearbeitung dieser vierbändigen Geschichte von folgenden Überlegungen leiten: Die dreibändige „Auswahl aus Pestalozzis Schriften" will dem Meister als „Rufer in der Wüste von heute" dienen. Er ist Prophet, und als solcher tritt er uns in Lienhard und Gertrud als der das zerrissene Antlitz des Volkes Schauende und um die tragische Dynamik des Lebens Wissende entgegen. Im Rahmen dieser dreibändigen Auswahl muß darum eine kürzende Bearbeitung der Dichtung das Darstellerische hervor- und das Reflektierende zurücktreten lassen. Der dramatische Aufbau befreit von minderwichtigen, den Fortgang der Fabel beschwerenden Nebenszenen, Weitschweifigkeiten sind abgeschnitten und die Schau auf das Wesentliche reduziert. Durch diese Art der Bearbeitung ist das Werk lesbar gemacht worden für alle, die den Pestalozzi erleben möchten, den „des Volkes jammerte".

Martin Hürlimann hat es unternommen, in einem weiteren Band Pestalozzis Ideen in Auswahl herauszugeben, bei der er sich von folgendem Gedankengang leiten ließ: Pestalozzi war es weniger um wissenschaftliche Taten zu tun, als um Wirkung auf seine Mitwelt und den Alltag, um Verkündigung eines Evangeliums der Bildung und der Liebe. Ein Denker großen Formates, mit einer selten hohen Intuition für das Wesentliche und das Gegenwärtige, setzte er sich mit allen Problemen seiner Zeit auseinander. Manches der von ihm behandelten Probleme zeigte erst heute sein volles, tragisches Ausmaß und Pestalozzis Stellungnahme dazu, aus einer starken Menschlichkeit hervorquellend, die der heutige gewerbsmäßige Idealismus kaum mehr kennt, ist aktueller als sie je war. Eine Auswahl aus seinen Schriften ist daher dann in Pestalozzis Geist gehalten, wenn sie weniger seine historischen Verdienste um die Entwicklung der Pädagogik und die Volkswirtschaft berücksichtigt, als vielmehr seine Ideen zusammenfaßt, so wie sie eigens für — uns gedacht sein könnten — aus lebendiger Gegenwart heraus in die Zukunft leuchten. Dadurch ist ein Auswahlband zustande gekommen, der überraschend kraftvoll und frisch zu unserer Zeit spricht — Pestalozzi als wahrhaften Propheten vor uns erstehen läßt.

Der dritte Band gibt eine Seite Pestalozzis wieder, die ihm selbst wichtiger war als alle seine Schriften. Dasjenige nämlich, was ihn zu allertiefst beschäftigte, war das unmittelbare praktische Wirken für sittliche und geistige Erziehung. Seine allbekannte Grabschrift rühmt ihn als „Retter der Armen", Vater der Waisen, Gründer der Volksschule, Erzieher der Menschheit. Aber nur die Wenigsten wissen, unter welchen dramatischen Umständen er seine unvergänglichen Taten in dieser Richtung unternahm. Die Wenigsten auch kennen die klassischen Schilderungen dieser Taten durch Pestalozzi und seine Zeitgenossen. Fritz Ernst übernahm die dankbare Aufgabe, aus der ungeheuren Fülle des Materials die entsprechenden Züge auszuwählen und so anzuordnen, daß sich aus ihnen eine authentische Biographie Pestalozzis ergab.

Otto Reichl Verlag in Darmstadt

Dieser neuzeitliche geisteswissenschaftliche Verlag betätigt sich in zwei Richtungen, indem er gleichzeitig der freischöpferischen wie auch der wissenschaftlichen Arbeit dient.

Unter den Neuigkeiten dieses Jahres seien in erster Linie die nachgelassenen Schriften des Grafen Paul Yorck von Wartenburg, des Freundes Wilhelm Diltheys, genannt, deren Veröffentlichung der Verlag übernommen hat. Es erscheint zunächst das „Italienische Tagebuch", dem später in zwei weiteren Bänden die philosophischen Schriften mit einer Studie über Heraklit als Hauptstück und eine größere geschichtsphilosophische Arbeit folgen werden. Die Herausgabe besorgt die Gräfin Sigrid von der Schulenburg.

Von Leopold Ziegler wird ein wirtschaftsphilosophisches Buch unter dem Titel „Zwischen Mensch und Wirtschaft" erscheinen, das organische Wirtschaft fordert im Gegensatz zu der bisherigen bloß organisierenden Wirtschaft.

Vom Grafen Hermann Keyserling liegt eine Serie von drei Büchern vor, von der das erste, „Die neuentstehende Welt", im Frühjahr dieses Jahres erschienen ist, das zweite, „Menschen als Sinnbilder", im November und das dritte, „Wiedergeburt", im Frühjahr des nächsten Jahres erscheint. Während „Die neuentstehende Welt" in großen Zügen die gegenwärtigen Weltzusammenhänge aufweist, den Weg zu einer Zukunftskultur, den Sinn des ökumenischen Zustands und das richtig gestellte Fortschrittsproblem behandelt, will „Menschen als Sinnbilder" an Schopenhauer, Spengler, Kant, Jesus und durch eine Autobiographie des Grafen Keyserling bestimmte Geister und deren Wirkungen aufzeigen, wird „Wiedergeburt" nächst dem „Reisetagebuch eines Philosophen" und der „Schöpferischen Erkenntnis" das dritte grundlegende Werk der Keyserlingschen Philosophie sein.

Im Anschluß an das in Deutschland mit Begeisterung aufgenommene Werk von Nikolaus Berdjajew „Der Sinn der Geschichte" wird in diesem Jahre von dem gleichen Autor „Das neue Mittelalter" erscheinen, das Betrachtungen über das Schicksal Rußlands und Europas, über die russische Revolution, über Demokratie, Sozialismus und Theokratie enthält. Gleichzeitig gelangt ein größeres Werk von Sergius Bulgakow unter dem Titel „Die Tragödie der Philosophie" zur Ausgabe, das den Zusammenhang zwischen den philosophischen Konstruktionen und den religiös-intuitiven Grundlagen jeglichen Philosophierens aufdeckt, die Unmöglichkeit einer voraussetzungslosen Philosophie dartut und überhaupt die abstrakte oder reine Philosophie überwinden will.

In dem Buch „Kairos. Zur Geisteslage und Geisteswendung" vereinigt sich der Theologe und Religionsphilosoph Paul Tillich mit einer Gruppe jüngerer Geister, um eine Philosophie zu schaffen, die, wie sie aus der Sinndeutung unseres geschichtlichen Augenblicks ihre Kraft schöpft, so auch gestaltend und umgestaltend auf unsere Geistes- und Gesellschaftslage wirkt. Zu den Mitarbeitern dieses Bandes zählen Wilhelm Loew, Theodor Siegfried, Walter Riezler, Eduard Heimann, Karl Mennicke, Heinrich Frick und Nikolaus Berdjajew.

Digitized by Google

Von dem Jahrbuch für Weltanschauung und Lebensgestaltung „Der Leuchter" ist kürzlich der VII. Band erschienen unter dem Titel „Gesetz und Freiheit", an dem mitarbeiten Graf Hermann Keyserling, Hans Driesch, Georg Grodbeck, Alexander Graf zu Dohna, Graf Albert Apponyi, Wolfgang Muff, Graf Kuno Hardenberg, Richard Wilhelm, August Winnig, Graf Hugo Lerchenfeld, Ernst Marcus, Hans Prinzhorn u. a.

Von Gottfried Wilhelm Leibniz' Sämtlichen Schriften und Briefen, herausgegeben von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, dem größten Unternehmen des Verlags, das 40 Quartbände umfassen wird, ist soeben der erste Band der zweiten Reihe, die den philosophischen Briefwechsel Leibnizens enthält, erschienen. Am 1. Juli, dem 280. Geburtstag Leibnizens, ist in Berlin die Leibniz-Gesellschaft gegründet worden mit dem Zweck, die gesamte wissenschaftliche Forschung, die auf das Leben und Denken von Leibniz selbst oder auf historische und systematische Probleme im Zusammenhang damit gerichtet ist, zu fördern. Den Vorstand dieser Gesellschaft bilden die Professoren Ludwig Bieberbach, Konrad Burdach, Adolf von Harnack, Max Lenz, Heinrich Maier, Friedrich Meinecke, Max Planck, Paul Ritter, Eduard Spranger und Carl Stumpf. Als Organ der Gesellschaft gibt der Verlag das Leibniz-Archiv und die Leibniz-Bibliothek heraus, das erstere eine nach Bedarf erscheinende internationale Zeitschrift, die letztere eine Sammlung größerer Arbeiten im Sinne des Zweckes der genannten Gesellschaft.

Der vollständige Verlagskatalog erscheint soeben in einer neuen Ausgabe unter dem Titel „Reichls Bücherbuch 1926".

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Baum, Vicki. Feme. Roman. Berlin 1926, Ullstein. 354 S. M. 3,—.

Bloem, Walter. Teutonen. Roman. Leipzig 1926, K. F. Koehler. 380 S. Geb. M. 7,80.

—, Walter Julius. Das steinerne Feuer. Roman. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 252 S. M. 3,50 (5,50).

Castell, Alexander. Spleen. Roman. München 1926, Albert Langen. 214 S. M. 4,— (6,—).

Dreyer, Max. Der siegende Wald. Roman. Berlin 1926, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 385 S. Geb. M. 6,50.

—, —. Das Riesenspielzeug. Leipzig 1926, L. Staackmann. 150 S.

Eulenberg, Herbert. Zwischen zwei Frauen. Eine Schicksalsgeschichte. Stuttgart 1926, Engelhorns Nachfolger. 198 S. Geb. M. 5,—.

Federer, Heinrich. Der heilige Habenichts. Zwei, drei Wörtlein. München „Ars sacra", Josef Müller. 30 S. M. —,80.

Ginzkey, Franz Karl. Der Kater Ypsilon. Leipzig 1926, L. Staackmann. 153 S.

Goetz, Wolfgang. Das Graliwunder. Ein ganz komischer Roman. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 369 S.

Haas, Rudolf. Die drei Kuppelpelze des Kriminalrats. Ein fröhliches Buch. Leipzig 1926, L. Staackmann. 302 S.

Hadina, Emil. Madame Lucifer. Roman einer Romantikerin. Leipzig 1926, L. Staackmann. 292 S.

Handel-Mazzetti, Enrica von. Der deutsche Held. Gekürzte Schul- und Volksausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Franz Berger. Paderborn, Ferd. Schöningh. 248 S. Geb. M. 2,—.

Hofmann, Anton Adalbert. Der schwarze Jobst. Roman aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig-Graz 1926, Heimatverlag Leopold Stocker. 312 S. M. 4,50.

Hohlbaum, Robert. Die Pfingsten von Weimar. Roman. Leipzig 1926, L. Staackmann. 275 S.

Hollander, Walther von. Das fiebernde Haus. Berlin 1926, Ullstein. 288 S. M. 3,—.

Hueffer, O. M. Als Vagabund in Neuyork. Ein erlebter Roman. Wien 1926, Saturn-Verlag. 276 S.

Jellinek, Oskar. Die Mutter der Neun. Novelle. Wien 1926, Paul Zsolnay. 82 S.

Kraze, Friede H. Die Frauen von Volderwiek. Roman. Hamburg 1926, Quickborn-Verlag. 135 S. Geb. M. 4,—.

Linzen, Karl. Die gefrorene Melodie. Roman. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 464 S. M. 6,— (8,—).

Oberkofler, Joseph Georg. Sebastian und Leidlieb. Roman. Innsbruck 1926, Tyrolia A.-G. 487 S.

Schelver, Hugo von. Sonnwend-Feuer. Ein Roman aus den österreichischen Bergen. Karlsruhe i. B. 1926, Badenia. 216 S. Geb. M. 4,—.

Schnack, Friedrich. Sebastian im Wald. Ein Roman. Hellerau 1926, Jakob Hegner. 234 S. Geb. M. 7,—.

Schrott-Fiechtl, Hans. Das linke Pfarrerle. Ein Roman aus dem heutigen Tirol. Leipzig-Graz 1926, Heimatverlag Leopold Stocker. 266 S. Geb. M. 5,—.

Sonnleiter, A. Th. Kojas Wanderjahre. Der Vorgeschichte zum „Haus der Sehnsucht" I. Teil. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. 214 S.

—, — Kojas Waldläuferzeit. II. Teil. Ebenda. 268 S.

—, — Kojas Haus der Sehnsucht. Ebenda. 271 S.

Straßnoff, Ignatz. Ich, der Hochstapler Ignatz Straßnoff. (Einleitung von Leo Lania.) Berlin 1926, Die Schmiede. 279 S. M. 3,— (4,50).

Stratz, Rudolph. Filmgewitter. Roman. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 304 S. M. 3,50 (5,50).

Sudermann, Hermann. Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit. Stuttgart 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 624 S. Geb. M. 8,50.

Thieß, Frank. Narren. Fünf Novellen (Engelhorns Romanbibliothek Nr. 1000). Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 144 S. M. 1,— (—,75).

Ulitz, Arnold. Christine Munk. Roman. München, Albert Langen. 307 S. M. 5,— (7,50).

Wolff, Harry. Die Leute vom Möhlenhof. Erzählung aus dem niedersächsischen Bauernleben. Hamburg 1926, Neuland-Verlag G. m. b. H. 63 S. Geb. M. 2,—.

Zweig, Stefan. Verwirrung der Gefühle. Drei Novellen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 274 S.

* * *

Coppée, François und Emile Souvestre. Die Freuden des Abbé Moulinet und andere Erzählungen. Freie Übertragung von Herm. Siegfr. Rehm. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. 250 S. Geb. M. 5,—.

Goyau, Georg. Friedrich Ozanam. Autorisierte deutsche Übertragung von Josef Sellmair. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 175 S. M. 2,— (3,50).

Digitized by Google

Morand, Paul. Nachtbetrieb. Der erste Teil wurde von Martin Gruner, der zweite Teil von Erich Klossowski übertragen. Berlin, Ullstein. 330 S. M. 3,—.

Chesterton, G. K. The Incredulity of Father Brown (Tauchn. Ed. vol. 4739). Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 288 S.

Dell, Floyd. Love in Greenwich Village (Tauchnitz Ed. vol. 4747). Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 270 S. M. 1,80 (2,50).

Foreſt, Ellen. Yuki San. Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben. Mit 23 Abbildungen. Berechtigte Übersetzung aus dem Holländischen. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 183 S. Geb. M. 8,—.

Galsworthy, John. Der weiße Affe. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Wien 1926, Paul Zsolnay. 422 S.

Hosie, Dorothea. Menschen in China. Die politische und soziale Umwälzung in China von dem täglichen Leben zweier chinesischer Patrizierfamilien aus gesehen. Mit einer Einführung von Prof. Soothill. Mit 25 Abbildungen. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 394 S. Geb. M. 12,—.

Kipling, Rudyard. Land and sea Tales. (Tauchnitz Ed. vol. 4746.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 262 S. M. 1,80 (2,50).

Maxwell, W. B. Spinster of this Parish (Tauchnitz Ed. vol. 4738). Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 359 S.

Desberry, Lawrence H. Ejus. Roman. Aus dem amerikanischen Manuskript übertragen von Hermynia zur Mühlen. Jena 1925, Neue Welt-Verlag. 183 S. M. 2,50 (4,50).

—, — An den Ufern des Hudson. Aus dem amerikanischen Manuskript übertragen von Hermynia zur Mühlen. Jena 1925, Neue Welt-Verlag. 200 S. M. 2,50 (4,50).

Bang, Herman. Gesammelte Werke. 4 Bände. Nach der endgültigen dänischen Gesamtausgabe durchgesehen von Else von Hollander-Lossow. Berlin, S. Fischer. 182, 313, 230, 254 S.

Arlen, Michael. Der grüne Hut. Ein Roman für wenige. Deutsch von Willy Seidel. Berlin, Ullstein. 335 S. M. 3,—.

Bidpai. Das Buch der Beispiele alter Weisen. Eine altindische Fabel- und Novellensammlung nach der deutschen Übersetzung einer Handschrift des 15. Jahrhunderts bearbeitet und mit einem Teil ihrer Bilder herausgegeben von Hans Wegener. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 155 S.

Mose. Jüdische Sagen und Mythen. Übersetzt und herausgegeben von Rahel und Emanuel bin Gorion (Die Sagen der Juden). Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 418 S. M. 8,— (11,—).

Lyrisches und Episches

Gassert, Heinrich. Heimatstrauß. Gedichte. Karlsruhe i. B. 1926, Badenia A.-G. 160 S. M. 2,50 (3,50).

Grüninger, Hans Martin. Us em Oberland. Alemannische Gedichte. Karlsruhe i. B. 1926, Badenia A.-G. 112 S. Geb. M. 3,—.

Hadina, Emil. Himmel, Erde und Frauen. Ein Sonettenkranz weltlicher Andacht. Leipzig 1926, L. Staackmann. 62 S.

Mühsam, Paul. Sonette aus der Einsamkeit. Schweidnitz, L. Heege. 36 S. Geb. M. 1,75.

Trenck, Siegfried von der. Flammen über die Welt. Des Lebensbuches zweiter Teil. Gotha 1926, Leopold Klotz. 231 S. Geb. M. 5,—.

Weiß, Konrad und Carl Caspar. Die kleine Schöpfung. München 1926, Georg Müller. 71 S.

* * *

Die Schrift. Zweites Buch: Das Buch Namen. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. 175 S.

Sternbach, Hermann. Die Epigramme Martials. In 12 Büchern nach dem Buch von den Schauspielern. Deutsche Nachdichtung. Berlin, Propyläen-Verlag. 419 S.

Dramatisches

Bletz, Zacharias. Die dramatischen Werke. Nach der einzigen Handschrift zum erstenmal gedruckt. Schweizer Lustspiele des 16. Jahrhunderts (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. 41./42. Bändchen). Frauenfeld 1926, Huber & Co. 194 S. Geb. M. 3,20.

Gläß, Maria. Maskerad. Komedie in eenen Optag. Hamburg 1926, Richard Hermes Verlag. 32 S. M. 1,—.

Lippl, Alois Johannes. Introitus. Ein Spiel in drei Zeiten. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 95 S. M. 2,—.

—, — Das Spiel von den klugen und törichten Jungfraun. Ein dramatisches Gleichnis. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 91 S. M. 2,—.

Neurath, Karl. Die goldene Gazelle. Ein rheinisches Lustspiel. Varel in Oldenburg 1926, Verlag „Am Kamin". 105 S.

Sauerland, Emma. Die Gänsehirtin am Brunnen. Ein Märchenspiel. Musik von B. Haller. Berlin 1926, Bühnen-Volksbund-Verlag. 64 S. M. —,60 (1,—).

Sternheim, Carl. Die Schule von Uznach oder Neue Sachlichkeit. Lustspiel. Wien 1926, Paul Zsolnay. 95 S.

Werfel, Franz. Paulus unter den Juden. Dramatische Legende in 6 Bildern. Wien 1926, Paul Zsolnay. 186 S.

Wulff, Helene. Waldmärchen. Ein Märchenspiel. Musik von B. Haller. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 52 S. M. —,60 (1,—).

Literaturwissenschaftliches

Burdach, Konrad. Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. II. Goethe und sein Zeitalter. Anhang: Kunst und Wissenschaft der Gegenwart. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 583 S.

Christaller, Helene. Das Tagebuch der Annette. Ein Stück aus dem verborgenen Leben der Annette von Droste-Hülshoff. Basel 1926, Friedrich Reinhardt. 286 S. M. 4,40 (6,—).

Fischer, Walther. Amerikanische Prosa. Vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863—1922). Leipzig 1926, B. G. Teubner. 256 S. M. 6,40 (8,—).

Frankenberger, Julius. Walpurgis zur Kunstgestalt von Goethes „Faust" (Staat und Geist II). Leipzig 1926, Ernst Wiegandt. 118 S. M. 3,50 (5,—).

Geffcken, Johannes. Griechische Literaturgeschichte. I. Bd. Von den Anfängen bis auf die Sophistenzeit. Mit einem Sonderband: Anmerkungen (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften 4). Heidelberg 1926, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 328 S. M. 30,— (35,—).

Jacobi. Die Schriften Friedrich Heinrich Jacobis. In Auswahl mit einer Einleitung herausgegeben von Leo Matthias. Berlin 1926, Verlag Die Schmiede. 227 S. M. 3,— (5,—).

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Max Hecker. Bd. XII. Weimar 1926, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 395 S.

Kienast, R. Johann Valentin Andreae und die vier echten Rosenkreutzer-Schriften (Palaestra Nr. 152). Leipzig 1926, Mayer & Müller. 248 S. M. 16,—.

Luers, Grete. Die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters im Werke der Mechtild von Magdeburg. München 1926, Ernst Reinhardt. 319 S. M. 13,— (15,—).

Digitized by Google

Neumann, Friedrich. Die Gliederung der deutschen Literaturgeschichte (Sonderabdruck aus der Sammelschrift „Zwischen Philosophie und Kunst"). Leipzig 1926, Eduard Pfeiffer. 10 S. M. 1,—.

Obser, Karl. Briefe von Johann Peter Hebel. Eine Nachlese. Mit 5 Abbildungen und einem Anhang über Bildnisse Hebels aus seiner Zeit. Karlsruhe i. B. 1926, C. F. Müller. 156 S. M. 3,— (4,—).

Platen. Festschrift zur Tagung der Platen-Gesellschaft. Herausgegeben vom Präsidium und vom wissenschaftlichen Ausschuß der Platen-Gesellschaft E. V. Druck: Leipzig 1926, Ph. Reclam jr. 144 S.

Walzel, Oskar. Das Wortkunstwerk. Mittel seiner Erforschung. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 348 S. M. 12,— (14,—).

Wendel, Hermann. Heinrich Heine. Ein Lebens- und Zeitbild. Neue Auflage. Berlin 1926, J. H. W. Dietz Nachfolger. 308 S.

Wolf, Eugen. Petrarca. Darstellung seines Lebensgefühls (Beiträge zur Kulturgeschichte, Bd. 28). Leipzig 1926, B. G. Teubner. 82 S. M. 4,—.

Zollinger, Max. Das literarische Verständnis des Jugendlichen und der Bildungswert der Poesie. Zürich 1926, Orell Füßli. 85 S.

Verschiedenes

Bangha S. J., Adalbert. Handbuch für die Leiter Marianischer Kongregationen. Innsbruck 1925, Marianischer Verlag. 424 S. Geb. M. 6,—.

Bausteine. Festschrift. Max Koch. Zum 70. Geburtstag dargebracht und herausgegeben von Ernst Boehlich und Hans Heckel. Breslau 1926, Preuß & Jünger. 334 S. M. 15,—.

Berl, Heinrich. Das Judentum in der Musik. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 240 S. Geb. M. 7,—.

Blümlein, Carl. Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben (Nach Funden und Denkmälern). München 1926, R. Oldenbourg. 122 S.

Breuler, Bernardo. Im Lande des Silberstroms. Argentinien, Land und Leute. Mit einer Karte. Berlin 1926, Morawe & Scheffelt. 221 S. M. 4,75.

Buber, Martin. Rede über das Erzieherische. Berlin 1926, Lambert Schneider. 48 S.

Burdach, Konrad. Reformation. Renaissance. Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst. 2. Auflage. Berlin 1926, Gebr. Paetel. 207 S. M. 4,— (6,—).

Ehl, Heinrich. Norddeutsche Feldstein-Kirchen. Mit 94 Abbildungen (Hansische Welt, Nr. 6). Braunschweig 1926, George Westermann. 170 S. Geb. M. 10,—.

Eulenberg, Herbert. Sterblich Unsterblich. Berlin 1926, Bruno Cassirer. 294 S. Geb. M. 7,—.

Hampe, Theodor. Sieben Bücher vom idealen Egoismus. Grundlinien einer optimistisch skeptischen Weltanschauung. Weimar 1926, Literarisches Institut. 228 S.

Kohn, Erwin. Lassalle — der Führer (Imago-Bücher IX). Wien 1926, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 114 S.

Liesenberg, Carl. Peter Josef Löllgen. Ein Leben im Gesetz von Nehmen und Geben. Neustadt a. Hardt 1927, Pfälzische Verlagsanstalt. 362 S.

Mann, Thomas. Pariser Rechenschaft. Berlin 1926, S. Fischer. 121 S. M. 2,50 (3,50).

Misch, Georg. Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 418 S. M. 14,— (16,—).

Niebuhr. Die Briefe Berthold Georg Niebuhrs. I. Bd. Herausgegeben von Dietrich Gerhard und William Norvin. Im Auftrage der Literatur-Archiv-Gesellschaft zu Berlin (Das Literatur-Archiv, Bd. I). Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. 542 S. M. 18,— (20,—).

Rheinische Schicksalsfragen. Schrift 13/14. Die gerechte Grenze im deutschen Westen — ein tausendjähriger Kampf. 42 Karten mit begleitendem Text von Karl Linnebach unter Mitwirkung von Ernst Hengstenberg. Berlin 1926, Verlag „Rheinischer Beobachter". 67 S. Text.

Roffler, Thomas. Ferdinand Hodler. Mit 24 Abbildungen (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Der illustrierten Reihe, 6. Bd.). Frauenfeld, Huber & Co. 85 S. Geb. M. 5,50.

Rosenzweig, Franz. Die Schrift und Luther. Berlin 1926, Lambert Schneider. 51 S.

Schlözer, Karl von. Menschen und Landschaften. Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten. Herausgegeben von seinem Bruder Leopold von Schlözer. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 327 S. Geb. M. 10,—.

Schwers, Paul und Martin Friedland. Das Konzertbuch. Ein praktisches Handbuch für den Konzertbesucher. Stuttgart 1926, Muthsche Verlagsbuchhandlung. 501 S. Geb. M. 6,—.

Springer, Brunold. Die genialen Syphilitiker. Berlin Nikolassee, Verlag „Die Neue Generation". 230 S. M. 5,—.

Strunz, Franz. Albertus Magnus. Weisheit und Naturforschung im Mittelalter. Mit 3 Faksimilen und 35 Abbildungen (Menschen, Völker, Zeiten XV). Wien 1926, Karl König. 185 S. Geb. M. 6,—.

Swarzenski, Georg. Nicolo Pisano (Meister der Plastik). Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 74 S. Text u. 127 S. Abbildungen.

Wachler, Ernst. Die Heimat als Quelle der Bildung. Mit 15 Abbildungen (Bios-Bücherei). Leipzig 1926, R. Voigtländer. 80 S. Geb. M. 1,60.

Warschauer, Adolf. Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. Erinnerungen aus vier Jahrzehnten. Berlin 1926, Reimar Hobbing. 324 S. Geb. M. 12,—.

Zoozmann, Richard. Franziskus-Legenden. Ein Buch der Andacht und Freude. Karlsruhe i. B. 1926, Badenia. 175 S. M. 3,— (4,—).

* * *

Reclams Universalbibliothek, Nr. 6653/54. Johannes Scherr, Menschliche Tragikomödie. Ges. Studien, Skizzen, Bilder. I. Bd. Herausgegeben mit einer Einleitung und Anmerkungen von Max Mendheim. 166 S. — 6655. Ejnar Mikkelsen, Der Gletscherteufel. Geschichten aus der Polarregion. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Luise Wolf. 90 S. — 6659. Ludwig Fulda, Die Durchgängerin. Lustspiel. 94 S. — Leipzig, Philipp Reclam, jr.

* * *

Banning, George Hugh. Im Zauber mexikanischer Gewässer. Mit 69 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 261 S. Geb. M. 9,50.

Redaktionsschluß: 5. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,—, Einzelheft Gm. 2,—

Digitized by Google

DEC 29 1926

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1926 Dezember Heft 3

Emil Engelhardt .. .. Gedanken, Worte, Bücher
F. M. Huebner .. .. Die Rolle der Literatur
Rudolf Unger .. .. Ein spekulatives Kleistbild
Philipp Strauch .. .. Mystische Dichtung
Otto Heuschele .. .. Mythus von Orient und Okzident
Albert Leitich .. .. Gandhis Leidenszeit
Walther Eckart .. .. Julius Maria Becker
Julius Maria Becker .. .. .. Autobiographische Skizze
Kurt Münzer .. .. Bojer
Bernhard Diebold .. .. A. Neumann: „Der Teufel"
Ina Seidel .. .. Drei Gedichte
Hermann Stehr .. .. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Aus der Werkstatt deutscher Verleger * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

MIKKJEL

FÖNHUS

DER TROLL-ELCH

Roman

Aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier. 210 Seiten 8°. Geheftet M 4.—, in Ganzleinen M 5.50.

„Es ist wohl die beste Tiergeschichte, die je geschrieben wurde." Reichspost, Wien.

„Wieder mit den Sinnen leben und geahnte Geheimnisse nicht reflexiv zerstören, das kündet Mikkjel Fönhus." Frankfurter Zeitung.

„Man wird von der Einmaligkeit des Buches einfach mitgerissen, alles andere, ähnliche, so etwa Svend Fleuron oder Löns, versinkt." Deutsche Allgem. Zeitung.

JOHAN

BOJER

DER MANN MIT DEN MASKEN

Roman

Herausgegeben von J. Sandmeier. 230 Seiten 8°. Geheftet M 4.50, in Ganzleinen M 6.—

„Ein Werk von so tiefsinniger und herrlicher Eindringlichkeit, daß man eine ganze Abhandlung darüber schreiben müßte, wollte man auch nur einen Abglanz des Eindruckes geben, den diese hohe, wundervoll tiefe, posenlose Dichtung macht. Johan Bojer ist nach diesem Werk einer von den großen Dichtern der Menschheit." Georg Hallmann in der „Schönen Literatur".

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG / MUNCHEN

Digitized by Google

Gedanken, Worte, Bücher

Von Emil Engelhardt (Burg Langenau a. d. Lahn)

I. Gedanken

Das Flüchtigste auf dieser Welt sind die Gedanken. Man fängt sie nicht ein, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut (oder doch vielleicht Pfeffer?!). Man muß sie sogleich mit einem Herzschuß erlegen, wenn sie auftauchen, sonst sind sie unwiederbringlich dahin.

*

Unsere Gedanken wirbeln und purzeln toll und zusammenhanglos durcheinander. Das geheimnisvolle Es in uns greift aus diesem bunten Kaleidoskopspiel ein Bildchen heraus — da weht der warme Wind den Ruch der Blumenrabatte durch mein offenes Fenster — und meine Gedanken verhauchen auf diesen Duftwogen in unbegrenzte Weiten. Oder aus der Schachttiefe des Hofes in einem Großstadthinterhaus quirlen die asthmatischen Töne einer Drehorgel bis in unser Dachkämmerchen — über das flache Kiesdach gegenüber und zwischen den Rauchfahnen der Schornsteine klettern meine Gedanken mit und wissen nicht mehr, was vordem gedacht war. Bis sie auf ihrer Streife durch Wälder und Weiden wieder heimgekehrt sind —, weil ein Buch im Gestell an der Wand, das ich seit Jahren nicht in die Hand nahm, das ich schon vergessen hatte, meine Blicke auf sich zog und in seine unendliche Welt bannte, die zwischen den beiden Umschlagdeckeln eingefangen ist ...

Und dennoch hängt nichts zäher zusammen, als unsere Gedanken. Wenn nur einmal ein Gedanke in uns Wurzel faßte oder seine Krallen in uns schlug, mag noch soviel und noch so Mannigfaltiges darüber hinwegfluten — er taucht immer wieder auf, meistens gerade dann, wenn wir ihn nicht wollen, wenn er uns fast quält, stört, unrastig macht.

Dann stehen wir wieder vor dem uralten Menschenrätsel: denken wir oder wird in uns gedacht? Werden wir gedacht? Denkt es in uns? Und wer oder was ist dieses Es? Stand oder Klasse, Konvention oder Dogma? Mode oder Laune? Volk? Menschheit? Gott?

Fichte sagt einmal, was für eine Philosophie ein Mensch habe, zeige, was für ein Mensch er sei. Ist es nicht auch hier so: was in einem Menschen denkt, zeigt, was für ein Mensch er ist?

*

Hinter meinem Hause, breit vor den Untersberg hingebaut, steht eine uralte Linde, deren süßer Honigduft in der Blütezeit vom Winde der Königseer Ache weit über die ganze Schönau getragen wird. Ein schweres Augustgewitter zog über dem Hochkalter auf. Ungestüme Winde rissen am Wipfel der Linde, daß die Samen wie ein dichter Schauer über eine Stunde lang wirbelten, hell gegen den schwarzen Himmel sich abhebend, angstvoll gehetzt und in die Gräben und Mulden gepeitscht. Dicht war das Land ringsum von ihnen bedeckt. Ich sah es von meinem Schreibtisch aus als ein tiefes Sinnbild.

Wie viele tausend Gedanken streuen wir alljährlich über das Land der Menschen in Wort und Schrift — und wie wenige schlagen Wurzeln, um Baum zu werden, in dessen Schatten Menschen rasten und lagern könnten?

Und weiter: warum wehren wir „Geistige" uns so oft gegen Lebensstürme, Nöte, Schmerzen, Qualen, Zusammenbrüche, gegen all das, was man so „Leid" nennt? Werden unsere besten Früchte nicht erst von hartem Sturmwind uns entrissen und ins Weite getragen, damit sie vielleicht irgendwo Wurzeln schlügen? Der gehaltvollste Same gerade braucht tobenden Sturm, um von seinem Zweige losgerissen zu werden. Vergessen wir das doch nicht.

Und zum Letzten: sind wir Menschen nicht alle Samenkörner, welche die Weltwerdenot im Sturm als Gedanken Gottes über diese Erde streut? Und müssen wir nicht alle vor der Frage erschweigen: hast du Wurzeln geschlagen und Frucht gebracht?

*

Digitized by Google

Muß man nicht gut unterscheiden zwischen Gedanken und Gedanken? Ist das allermeiste, was wir Menschen denken, nicht nur ein Schimmer der Oberfläche, ein Irisieren der Außenschicht, eine Buntheit künstlich aufgelegten Glanzes? Und steigen nicht die wesentlichen, wirklichen Gedanken aus geheimnisvollen Tiefen auf, sich nur unter Spannungen und Werdewehen hindurchstoßend bis ins Sichtbare des Wahrnehmungsbereiches anderer Menschen? Dann dächten also nicht wir Menschen das Große, sondern der schöpferische Urgrund unseres Seins, den wir weltlich-menschlich Volkstum nennen, entfaltete sich durch unser Denken, die ganze Geschichte und Seele unseres Volkes dächte in und durch uns? Und was ist Volkstum anderes, als Auswirkung der schöpferischen Kräfte Gottes auf dem Wege über Geschichte und Gemeinschaft? Je mehr also ein Gedanke in Gott und Volkstum gebunden ist, um so größer ist er, um so mehr Leben entbindet er in der Umwelt.

*

Wenn die Gedanken den einzelnen Menschen entsprängen, könnte man sich gar nicht deuten, woher ihre Macht über andere Menschen rührte. Wie sollte der Mensch Goethe, Fichte, Mörike, Hebbel usw. die Macht haben, Menschen in Bewegung zu setzen, daß sie sogar über eine ganze große Weltstadt hinweg eine Reise unternehmen — (was mehr ist, als eine Reise durch halb Deutschland, wie jeder Großstädter weiß!) —, um seinen Worten zu lauschen? Es bricht das Hintermenschliche in ihnen hervor, das, was hinter diesen Menschen steht und durch sie hindurch denkt: die Seele des Volks, in der die Überwelt aufbricht. Darum zwingt sie die anderen Menschen in ihren Bann und Zauberkreis und zieht sie über weite Strecken zu sich. Trotzdem sie durch Menschen vermittelt werden, wirken Gedanken, nicht weil sie durch sie zu Worte kommen.

*

Wenn ich handle, verstoffliche ich das Gedachte; wenn ich handle, vergeistige ich den Stoff.

*

Wie uns Formen der Hände, der Nase und Ohren, wie Gesichtszüge und die Farbe der Augen an Menschen erinnern, welche diesen Menschen zeugten, so sind die Worte ein Abglanz der Gedanken, welche in ihnen Fleisch wurden und Gestalt annahmen.

II. Worte

Gleicht nicht die Welt der Worte einem ungeheuren, mit Worteleichen bedeckten Felde, über dem, wie leiblose Geister, Gedanken huschen und nach Worten suchen, in denen sie sich neu verkörpern können?

*

Das Wort ist das Kleid des Gedankens, also sagt schon das Wort fast alles über den Gedanken, wie die Kleidung eines Menschen fast alles über den Menschen verrät.
Kleider sollen verhüllen und offenbaren: Schwächen verhüllen und Wesen offenbaren. Worte sollen das Wesentliche des Gedankens offenbaren und möglichst seine Schwächen zurücktreten lassen.
Solche ganz einfachen, fast selbstverständlichen Erwägungen sind von großer Tragweite für den Stil eines Schreibers und Redners. Ihre Ausdrucksmittel, die Worte, müssen gepflegt aber nicht gekünstelt, eigenwüchsig aber nicht eigentümelnd, einfach aber nicht platt, klar aber nicht trocken, lebendig aber nicht berauscht, beschwingt aber nicht verschwärmt sein.

*

Dichtung fordert immer Konzentration der irdischen Mittel. Je breiter und weitschweifiger, gestreckter und gedehnter einer dichtet, um so fraglicher wird der dichterische, künstlerische Wert seines Werks. Vor allem Verse verlangen gedrängteste Kürze, nicht eigentlich, weil allzu viele Verse ermüden, sondern vor allem, weil das Formgesetz des Verses und Reims übergroße Breite nicht erträgt, ohne daß der Vers sich allzusehr der Alltagssprache nähert. Das Wort dichten sagt es ja schon aus der Seele und dem Geheimnis der Sprache heraus: es ist ein Verdichten der Sprache, wobei sich das Paradoxe ergibt, daß durch dieses Verdichten der Umweltsmittel die dargestellte Überwelt nicht etwa verschleiert, ausgeschlossen oder verdeckt wird, sondern daß dieses Verdichten die Grundvoraussetzung dafür ist, daß Überwelt durch Worte überhaupt hereinscheinen und sich offenbaren kann.

*

Digitized by Google

Wir modernen Menschen glauben noch viel zu sehr an Wortzauber. Wir wähnen, wenn wir nur ein Wort, einen Begriff finden, hätten wir die Sache. So nannte die Wissenschaft die rätselhafte Erscheinung, daß der Sproß der Sonne, die Wurzel der Erde zustrebt, Heliotropismus und Geotropismus. Und wir „Gebildete" nickköppten ehrerbietig und staunend, auf einmal wissend und verstehend: „Ach so, diese rätselhafte Erscheinung kommt von Helio- und Geotropismus. Hochinteressant! Sind doch verflixte Teufelskerle, diese Wissenschaftler!" Der Name, das Fremdwort, der Begriff machte uns glauben, wir wüßten und beherrschten nun das Geheimnis, das Rätsel. In Wahrheit war es aber nur ein künstlich zusammengebackener Begriff, der nichts anderes sagte, als: der Sproß wendet sich der Sonne, die Wurzel der Erde zu. Es war dasselbe Taschenspielkunststückchen, wie das bekannte: die Armut komme von der Pohvertee.

Alle Worte und Begriffe sind nur tastende Versuche, eine Unendlichkeit einzufangen und zu umgrenzen, eine üppige wilde Lebendigkeit an einem Zipfelchen ihres bunten Gewandes zu erhaschen, wobei wir nicht einmal das Gewand, geschweige das Leben und die Wirklichkeit festhalten können.

Und dennoch ist das Wort ein gewaltiger Zauber in der Hand des Dichters und des Denkers.

*

Die höchsten Gedanken, welche einem Menschen zu denken gegeben sind, kann man nicht aussprechen, nicht in Worte, Töne oder Laute einfangen. Auch Musik ist für sie nicht mehr als Ausdrucksmittel brauchbar. Man kann sie nur sich zuschweigen. Der andere muß sie empfinden, mit den feinsten seelischen oder geistigen Empfangsstationen aufnehmen. Deshalb ist — was zunächst seltsam anmutet — diese höchste Mitteilungs- und Wahrnehmungsmöglichkeit am allerwenigsten Mißverständnissen, Mißdeutungen und dem Aneinandervorbeidenken ausgesetzt. Mißverständlich werden Gedanken erst, wenn sie in Worte gefaßt, verwortet werden. Sie werden damit in das Unzulängliche alles Irdischen verdammt. Die frei waltenden und wirkenden Gedanken werden in Fesseln geschlagen, an unsere Sterblichkeit gekettet und ihres göttlichen Adels, ihrer schöpferischen Vollmacht beraubt. Worte verdeutlichen nicht, sie vergröbern und trüben geistige Wirklichkeiten und Klarheiten. Je unorganischer diese Worte sind, um so größer ist die Lähmung der Gedankenfloßkraft. Fremdwörter, die nicht aus den Wurzeln der Muttersprache erwuchsen, sondern künstlich gefügt wurden, sind viel mehr Anlaß zu Nichtverstehn oder doch zu Mißverstehn, als Hilfsmittel zum Offenbaren und Darstellen.

Das Tiefste und Höchste wird immer wortlos gedacht, wobei dieses Denken schon ein Übergang vom Denken zu unmittelbarer Schau oder gar schon diese Schau selber ist. Es ist ein Irrtum, wenn man solche Einsichten mit der abfälligen Bemerkung abtun will, das sei Mystik; auf grob deutsch: verschwommen, uferlos, Denknebel. Die letzten Klarheiten sind immer unaussprechlich. Man wird nie über das stammelnde Bekenntnis hinauskommen: „Wir sahen seine Herrlichkeit."

Gehen wir ins Alltägliche: wer kann den Begriff dessen, was schön, was fein ist und ehrenhaft, in Worte fassen? Man ist fein, handelt ehrenhaft, benimmt sich schicklich, weil das innere Auge diese letzten Wirklichkeiten schaut, da es selbst sonnenhaft ist. Wenn ihr's in Worte zwängt, wird es eine trübe Spießermoral, eine starre seelenlose Konvention nach Art des spanischen Hofes, ein formaler Ehrenkodex des Simplizissimustyps von Korpsstudent und Reserveoffizier.

Oder kann man sagen, was schön ist? Kann man mit Worten nennen, was Kunst ist? Oder Gott? Glaube? Erlösung? Es ist nun einmal unsere Menschentragik, daß wir uns genötigt fühlen, die letzten Gedanken immer wieder in Worte zu kleiden. Aber vergessen wir dabei nie, daß diese Worte nicht die letzten Gedanken sagen, sondern eher verhüllen; daß die Worte ein Anfang erwürgender Kunstregeln, erstickender Dogmatik und verdummender Rechtgläubigkeitsstreitereien werden können und müssen.

Wer aber doch versucht, Gedanken in Worte zu gießen, setze immer im stillen die beiden Sätze darüber; zuvor den kühnen: Diese Worte sagen meine Gedanken; und dann den andern, bedächtigen: Diese Worte sind leer und tot, denn sie können meine Gedanken gar nie sagen.

Wir müssen die Menschen argwöhnisch machen vor unseren Worten, damit sie aufgeschlossen werden für unsere tiefsten Gedanken.

*

Digitized by Google

Da klagen und spötteln die klugen Menschen, es geschähen heute keine Wunder mehr. Dabei sind sie selbst täglich Schauplatz ungezählter Wunder: der Gatte grüßt seine Frau beim Erwachen: „Guten Morgen, du Liebe!" Er hat für ein tiefes Empfinden Worte gefunden, die sie ganz einhüllen in Zärtlichkeit und Gutmeinen. Da ruft das Kind der Mutter seine Freude zu, ein Lehrer zeigt seinen Schülern Gesetze der Zahlen, ein Seelsorger tröstet einen lebenswunden Leidenden, ein Staatsmann schließt einen Vertrag mit einem Nachbarvolk, ein Erfinder sagt den Lauschenden, wie er zum Ergebnis seiner Forscherarbeit kam usw. Sind das nicht unlösbare Rätsel und Wunder, daß schlichte und hohe Gedanken ein Wortgewand finden? Wahrlich, es gibt nichts Gewaltigeres als das Wort, das allen Ahnungen Form und Kleid gibt: Im Anfang war das Wort und alle Dinge, die Form angenommen haben, sind durch das Wort geworden. Fast unheimlich ist die Zauberkraft des Wortes, dessen Wesen ist: Unsichtbares nimmt Form an, es wird wirksam in der Sichtbarkeit; es wird von Menschen wahrgenommen, die es ohne den Umweg über das Wort vielleicht nie selbst unmittelbar schauen könnten.

*

Zwischen Gedanken und Worten besteht ein seltsames Wechselverhältnis. Das Wort verdunkelt, ja mordet den Gedanken und oft sprengt der Gedanke das Wort, oft läßt er es erblassen. Dann wiederum sieht man dort vor Worten nicht den Gedanken und hier vernimmt man vor der tosenden Größe und Gewalt des Gedankens nicht mehr das karge ärmliche Wort. Im ersten Fall wird der Gedanke vom Wortschutt begraben, im zweiten Fall das Wort vom Gedanken verklärt.
Und noch ein anderes Wechselverhältnis besteht zwischen Gedanken und Wort: wie ein unvollkommenes Wort einen vollkommenen Gedanken trübt, so klärt ein vollkommener Gedanke ein unvollkommenes Wort. Und weiter: ein unklarer Gedanke verkrüppelt ein klares Wort, aber ein klares Wort hilft oft einem unklaren Gedanken zur Klarheit. So ist immer in dieser Welt das eine der Segen und Fluch des andern.

*

Zwischen Gedanken und Wort klafft ein großer Unterschied wie zwischen Wert und Geld. Geld ist wertlos, wenn es nicht irgendwie von Menschen ausgegeben, in Bewegung gesetzt wird. Ein Wert aber ist immer vorhanden, unabhängig davon, ob er innerhalb des Raumes in Bewegung ist. Worte werden erst lebendig, wenn sie ausgesprochen werden. Also wenn sie in den irdischen Raum eintreten und endliche Gestalt annehmen. (Klang ist auch Gestalt!) Gedanken sind höhere Wirklichkeit, die unabhängig ist vom endlichen Raum.
Es gibt kein Geld ohne Werte, die dahinter stehn, aber Werte sind nicht vom Geld abhängig.
Es gibt kein Wort ohne Gedanken, die es beleben. Ein Wort ohne beseelenden Gedanken ist eigentlich strenggenommen kein Wort mehr, sondern nur noch ein flüchtiger Klang. Aber Gedanken ohne Worte sind höhere Wesen, als Gedanken, die in Worte eingefangen sind.

*

Gedanken gleichen einer belichteten Platte, die noch entwickelt und fixiert werden muß. Sobald Gedanken in Worten fixiert sind, zeigen sie die gleiche Erstarrung des Lebens, wie das photographische Negativ und sind ebenso wie dieses der Retusche bedürftig.
Wie man vom Negativ das Positiv abzieht, so muß jeder in Worten fixierte Gedanke erst ins Persönliche übersetzt werden. Wie das Negativ nur Mittel, Zwischenstufe zwischen photographiertem Gegenstand und Abbild ist, so ist das Wort Mittler und Übergangsstufe vom Gedanken des Denkers zum Gedankenabbild dessen, der ihn empfing.

III. Bücher

Es ist ein bedenklicher Wahn, daß Worte ewig leben. Worte sterben genau so, wie Menschenleiber sterben und die, welche die Worte prägten. Das ist eine große Not, für die es aber auch eine Überwindung gibt. Wir haben Worte längst Verstorbener in Urkunden und Büchern überkommen und wähnen, ihren Sinn heute noch erfassen zu können, indem wir die Sprache erlernen. Es ist eine klägliche Täuschung, zu glauben, daß wir Deutsche von 1926, die wir Griechisch lernten, Platon und Jesus und Sophokles darum schon lesen und verstehen könnten. Gewiß, wir hören Worte, aber sie sind längst gestorben. Wir verlangen zuviel von ihnen, wenn wir erwarten, daß

Digitized by Google

sie uns heute noch dasselbe sagen, was sie vor soundsoviel hundert und tausend Jahren anderen dolmetschten. Die größte Sprachkenntnis hilft uns hier nichts. Man muß die gleiche geistige und seelische Richtung und Abstimmung haben wie der, von dem die Worte damals als matte Andeutungsmittel verwendet wurden, um die Gedankenschau mitzuteilen. Dann bekommen tote Worte wieder eine Seele, vielleicht — durchaus nicht immer — dieselbe, welche sie einst hatten; aber sie bekommen jedenfalls wieder eine Seele, sie sind nicht nur tote Begriffe eines Sprachkundigen, der ein Zusammensetzspiel mit ihnen treibt.

Weil Worte immer wieder sterben und immer neu belebt werden, darum wandelt sich auch ihr Sinn und Zeichenwert, wofür jeder leicht Beispiele finden kann, wenn er nur Goethe und Fichte liest und den Bedeutungswechsel etwa des Wortes Person oder Persönlichkeit wahrnimmt.

Wir werden Worte der Vergangenheit nur verstehn, wenn uns der Mensch, der sie prägte, lebendig vor der Seele steht. Oder anders gesagt: wer Worte der Vergangenheit verstehen, die hinter ihnen lebendigen Gedanken erfassen will, der muß sich in den Menschen verwandeln, der die Worte sprach oder schrieb. Hirn und Grammatik allein genügen nicht, um fremde Worte zu verstehen. Willigkeit und Fähigkeit einer Selbstverwandlung sind die Voraussetzung dafür, ob die Gedankenwelt jener uns wieder sich erschließt. Wundern wir uns dann wirklich noch, daß Dichter und Denker nur von wenigen „verstanden" werden?

Daraus ergeben sich zwei Aufgaben: die eine trifft den Dichter und Denker. Sie müssen versuchen, ihre Schau in Wortbilder zu kleiden, die andern Menschen verständlich sind, verständlich werden oder gemacht werden können. Die andere gleichwichtige Aufgabe trifft die Seelsorger, das Wort im allerweitesten Sinne verstanden. Wir brauchen Menschen, die anderen, soweit das überhaupt möglich ist, die Drehe geben, damit sie in die rechte Richtung blicken; die sie, wie ein Musikinstrument, abstimmen, damit sie auf den gleichgestimmten Ton mitschwingen, wie eine Geige, die man auf das Klavier legt, beim Anschlagen des Tones a mitklingt, ohne gestrichen zu sein; die alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen suchen, damit das Wesentliche im Menschen sich entfalten und reifen kann. Denn dieses Wesentliche im Menschen wird allein das Wesentliche im Dichter und Denker verstehen können, das sich in Gedanken und Worten ausspricht. Damit sind alle die unendlichen Fragen nach dem Wesen der Kunst und der Bildung angerührt — — —

*

Jedes Buch ist ein Gefängnis. Hinter den Gitterstäben der Zeilen schmachtet eine lebendige Seele und harrt ihrer Erlösung. Wenn die Buchdeckel aufgeschlagen und ein Gitterstab der Zeilen nach dem andern weggelesen wird, dann naht die Befreiung. Der Leser muß die im Buch gefangene Seele des Dichters oder Denkers durch Lesen befreien. Und das tiefe Aufatmen, das man oft vernimmt, wenn ein Leser, im Innersten ergriffen, den Deckel des Buchs wieder schließt, nachdem er es gelesen, ist ein Widerklang des Jubels über die Befreiung. Wer einen andern befreit, befreit sich selber zugleich. Wenn der Leser jubelnd befreit aufatmet, so ist das ein Zeichen, daß er den Dichter vernahm, der in ihm selbst zu neuem Leben erstand.

*

Solange das Geld im Kasten liegt, hat es keinen praktischen Wert. Es ist dann eigentlich kein richtiges Geld. Erst im Ausgeben wird es Geld. Solange ein Buch ungelesen im Schranke steht, ist es gar kein Buch. Nur ein Packen gehefteten, mit schwarzer Farbe beschmierten Papiers, zwischen zwei Buchdeckeln. Dieser Packen Papier wird erst dadurch Buch, daß ein Leser kommt und ihn vom Bordbrett nimmt, um die in dem Buchgefängnis eingesperrte Seele des Dichters oder Denkers zu befreien. Diese Tatsache gibt dem Buchhändler und dem Bibliothekar eine geradezu dämonische Möglichkeit; wenn sie den rechten Zauber besitzen, können sie Menschen mit einer lebendigen Seele und einem aufnahmebereiten Geist vor diese bedruckten Papierbündel „Bücher" hinführen und die darinnen gefangenen Geister auf sie loslassen. Die Möglichkeiten sind gar nicht auszudenken: was schlummert alles in diesen Gefängnissen Buch: Raubtiere? Engel? Teufel? Feen? Götter? Trug oder List? Wahrheit und Heiligkeit? Schleusenwärter des Geistes seid ihr Buchhändler und Bibliothekare (auch ihr Schriftleiter der Zei-

Digitized by Google

tungen); Apotheker, die über Gifte und Heilmittel gesetzt sind; Chemiker, die gerade noch die letzte fehlende Essenz beizumischen haben, damit Kristall sich forme; Zauberer, die das rechte Tränklein brauen, zur Verjüngung und Vergottung; Alchimisten, die aus Dreck Gold machen. Und das allein mit Wort und Gedanken der Dichter und Denker, die, in zwei Buchdeckel eingefangen, von euch an die rechten Menschen herangebracht werden. Wahrlich, der Menschheit Würde ist auch in eure Hand gegeben.

*

Liegt nicht jedes Buch regungslos vor uns, wie jenes Mägdelein im Totenschreine, auf daß wir zu ihm sprechen: „Thalita kumi", d. i. ich sage dir, stehe auf und werde lebendig?

*

Wenn ein Dichter dichtet und ein Denker denkt, schaffen sie beseelte Wortbilder. Sobald sie aber aus seiner Seele entlassen sind und, in die Bücherwelt eingekerkert, in die Menschenwildnis verbannt werden, wurden sie dem Gesetze alles Lebendigen und Sterblichen untertan. Seine Seele zieht sich aus ihnen zurück und ein Mensch, der ein solches Buch ersteht und mit in seine Behausung nimmt, trägt einen leblosen Leichnam oder doch einen Scheintoten mit nach Hause. Er muß ihm erst wieder einen lebendigen Odem einblasen und seine eigene Seele in diese Wortleiche geben, damit das Buch lebendig werde. Bücher lesen ist ein dämonischer Zauber und kein Kinderspiel. Ein Kind, das Bücher lesen kann, ist dadurch Mensch geworden, erwachsen und allem Grauen wie aller Seligkeit der Dämonie der Worte verfallen. Ist denn etwas Dämonischeres denkbar, als daß ein Dichter und Denker das innerste Leben, das sich in ihnen entfaltet und auslebt, aus sich hinauszeugen in sichtbare Gestalten, die um so blutloser und lebloser matt dahinsinken, je ferner sie der Zeugungsstunde rücken; und in denen wieder Blut und Leben kreist und pulst, wenn an ihnen eines anderen Menschen innerstes Leben sich entzündet und sie rückwirkend mit seinem Leben erfüllt. O unergründliches Wunder: ewiges Leben zeugt sich in sterbendes Wort und ewig sterbendes Wort weckt Leben.

*

Gewiß, auch Bücher haben kein ewiges Leben. Aber sie waren nie kurzlebiger als gerade heute. Die Buchhändler klagen, das Publikum erniedrige die Bücher zu Modeartikeln und Modeneuheiten; letztes Dessin, dernier cri. Es gibt jetzt „das Buch des Jahres", „den Weihnachtsschlager" — und Weihnachten übers Jahr will kein Mensch mehr etwas davon wissen. Gewiß werden die allermeisten Weihnachtsschlager kein langes Leben haben; ja oft schon tot zur Welt kommen; aber wenn auch jedes Buch irgendeinmal vom Schauplatz abtreten muß, so sollten wir doch keins früher sterben lassen, als bis seine Stunde wirklich gekommen ist. Es wird Sache der Zeitungen und Zeitschriften sein, jedem Buche auch zu seiner ihm gebührenden Lebensfrist zu helfen — und Sache der wirklich Gebildeten.

*

Es erweckt Bedenken gegen ein Buch, wenn der Verfasser sichtlich durch besonders auffälligen Stil die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht. Wer die Aufmerksamkeit der Menschen auf seine Kleider lenkt, hat meistens nichts Besonderes, das der Teilnahme wert wäre. Bücher, die durch Stilexperimente Aufsehn erregen wollen, haben meistens nichts anderes, das unsere Teilnahme erregen könnte.

*

Wenn ein Buch in uns nicht die Frage und das Bedürfnis auslöst, zu wissen, was für ein Mensch der Verfasser ist, so hat es uns ein Tiefstes noch vorenthalten.

Die Rolle der Literatur

Von F. M. Huebner (im Haag)

Als die Stürmer und Dränger der vorgoethischen Zeit sich von der „Literatur" abwendeten, war es Ossian, war es Shakespeare, war es Rousseau, die sie als Heilkünstler für das verdorrte Herz anriefen: Nicht, wie sie vorgaben, zur Natur stießen sie vor, sondern die eine Literatur vertauschten sie mit einer

Digitized by Google

anderen. Heute, da die Abwendung von der Literatur zu einem Schlagwort geworden ist, das man, will man zeitgenössisch perfekt sein, als Forderung im Munde zu führen hat, erweist es sich, wie einst, daß man lediglich einen Stellungswechsel vornehmen konnte, daß man, der bis 1914 gültigen Literatur überdrüssig, lediglich nach neuen Worten und Beschreibungskünsten ausschaut. Man kann eben gar nicht zu dem zurück, was man so schwärmerisch wie unklar „die Ursprünge", „das nackte Empfinden", „die Natur" nennt. Schon diese Begriffe sind durchtränkt mit Literatur; ihre Anziehungskraft ist durchaus bildhaft-dichterischer Art; die Sehnsucht nach dem Entgegengesetzten, nach dem Nicht-kulturellen ist just deswegen so stark, weil sie von Deutungen gestachelt wird, die nicht von Haus aus in den Dingen leben, die der Mensch vielmals in sie hinein trägt, die seiner literarisierenden Fähigkeit Ehre antun.

Oder irre ich mich? Birgt sich hinter der heute gepredigten Abwendung von der Literatur der Überdruß am Geformten, am ausgestalteten Leben überhaupt? Nimmt man sich gar nicht die Mühe, der Literatur einen Gegenbegriff entgegenzustellen, der stärker, der sieghafter, der organisierender sein soll? Aus der Vielfalt der literaturfeindlichen Stimmen vernimmt man nirgendwo deutlich das Gebot irgendeiner Hinwendung, irgendeiner neuen Gefühlsverbindlichkeit. Man will also offenbar nicht lediglich einen neuen literarischen Stil, einen neuen literarischen Inhalt, man will überhaupt heraus aus der Literatur und den Versuch wagen, ohne Literatur aus- und durch dieses Dasein hindurchzukommen.

Es entbehrt nicht der Komik, daß dieses aberwitzige Verlangen am heftigsten gerade von den Sachwaltern der Literatur, von den Künstlern des Worts verfochten wird. Die Anfälle auf den literarischen Menschen sind von niemandem ingrimmiger geführt worden als von diesem selber. Sie sind es in erster Linie, die Schriftsteller und Dichter, die den verhängnisvollen Glauben gefördert haben, Literatur und Leben seien zweierlei und wesensverschieden, und die beiden könnten ruhig voneinander getrennt werden, und ohne Nachteil für das Leben lasse sich von diesem die Literatur wegdenken und verabschieden.

Diese Auffassung übersieht den organischen und organisierenden Zweck, den die Literatur innerhalb der Seinserscheinungen ausfüllt. Literatur ist mehr denn eine bloße Zutat im Haushalte der geistigen Abwicklungen; sie ist notwendig und zweckhaft wie jede andere biologische Antriebskraft. Die Rolle der Literatur beschränkt sich ja eben nicht auf jene beschreibende Wiederholung, die Stefan Zweig in einer Anpreisung der Werke Heinrich Manns als maßgebend hinstellt: „Heinrich Mann erkennt die tiefste Aufgabe des Romanciers: Nicht bloß Menschen zu zeichnen und Episoden darzustellen, sondern Epochen. Er gibt den Deutschen ein großes Bild ihrer Wirklichkeit, ein Werk wie es Balzac, Zola, Anatol France, Rolland den Franzosen zu geben versucht haben ..." Wie für die angeführten Franzosen ist die Charakterisierung für Heinrich Mann unrichtig. Diese großen Schriftsteller sind mehr als die Nachsprecher und Illustratoren eines menschlichen Geschichtsabschnitts; wären sie nur dies, so könnten die Zeiten über sie hinweggehn; aber die Zeiten kommen im Gegenteil nicht um sie herum, weil sie in der Dichtung großen Stils lebensgeschichtlich verwurzelt sind.

Die Rolle der Literatur ist Mithilfe bei der Schöpfung: Ohne die Literatur bleibt das Leben dumpf, der Zeitgeist unbewußt, das Gefühlsleben unentwickelt; durch die Literatur wird das Dasein erhöht; erst ihre Blüte schafft der Namenlosigkeit der Vorgänge Relief und Farbe. Die Literatur löst den Unmündigen die Zunge; in literarischen Werken lernen sie etwas verstehen, wofür das Leben ihnen die Schlüssel vorenthält: Sich selber. Die Rolle der Literatur ist Lebensdeutung. Aber eine Lebensdeutung nicht begrifflicher, sondern empfindungserfüllter Art. Sie besorgt die irdische Sinngebung, sie stellt Programme der Moral und der Leidenschaft auf, sie wirft Ziele, Wünsche, Pläne unter die Menschen. Ein ursprüngliches Leben zu führen, ist ganz und gar unmöglich — und es müßte, erwägt man es recht, kümmerlich genug ausfallen. In Rußland, wo die Literatur angeblich ausgemerzt wurde, steht doch das gesamte Gesellschaftgebäude auf der Grundlage eines rein literarischen Einfalls. Der Marxismus ist nicht nur deswegen Literatur, weil Marx, um seine Idee der Welt mitzuteilen, das Druckpapier benutzte. Der Marxismus wurde im Kopfe seines Erfinders durch tausenderlei litera-

Digitized by Google

rische Quellen gespeist, er erschuf eine Flut von Broschüren, Flugblättern, Büchern, Zeitungen, er ist, wenn man will, die ungeheuerlichste Verknechtung des Lebens, der gewalttätigste Widersinn, der verwegenste Triumph einer literarischen „Idée fixe".

Nicht die Epochen wandeln sich — nur die literarischen Auslegungsweisen werden andere. Für eine verbrauchte literarische Spiegelung schiebt das Leben eine neue in den Projektionsapparat: „Es ist die Literatur, welche die großen Gefühle geschaffen hat, welche die Liebe geschaffen hat, wie man sie in allen Jahrhunderten anders auffaßt, und die das Absolute geschaffen hat." Man kann nicht die Dinge, man kann nur die Deutungen verändern. Sehen uns die Dinge schal an, ermatten sie uns, so ist sicherlich die Literatur daran schuld, die es verabsäumt hat, sich ihrer schöpferischen Pflicht zu entsinnen, und die an Stelle neuer Bilder vor die Menschen Klischees, abgenutzte Empfindungsweisen, überwundene Ideale hinstellt. Den Dingen ist ein neuer Reizwert, ein neues Phantasieinteresse zu verleihen. Es sind neue Verfahren der Darstellung, der Zergliederung, der Überzeugungskraft eines Erschauten zu erfinden. Es sind literarische Anstrengungen zu machen, um den praktischen Anstrengungen der Menschen ein Ziel, einen Sinn zu verleihen. Die Literatur abschütteln wollen, heißt, nicht zu den Ursprüngen schöpferischer Art, sondern in die Barbarei, ins Tierreich zurückwollen. Der Haß gegen die Literatur ist Ausdruck eines Lebensekels, der nicht erneuernd, sondern verwüstend wirken muß; denn dieser Ekel wendet sich zuletzt gegen die Einrichtung der Welt selber, die wir nur fassen, nur erleben können in ihren Deutungen.

Ein spekulatives Kleistbild auf religiösem Hintergrunde

Von Rudolf Unger (Göttingen)

Fast könnte man die Kleistliteratur von heute als ein mikrokosmisches Abbild der mannigfachen, im Makrokosmos unserer gegenwärtigen Literaturwissenschaft mit-, neben- und gegeneinanderwirkenden Richtungen betrachten. Es scheint, als ob sie alle das Bedürfnis empfänden, an diesem ebenso konzentrierten wie umstrittenen Problemkomplex als an einer nach außen bestimmt umgrenzten und doch intensiv unendlichen Aufgabe ihre Kräfte und Wirkungsmöglichkeiten zu erproben. Die ästhetische und die psychologische, die geistesgeschichtliche, soziologische und stammeskundliche Deutungsweise betätigten sich in den letzten anderthalb oder zwei Jahrzehnten an dem lockenden Gegenstand mit gleichem Eifer und gleichem Nachdruck. Und von Brahm über Servaes, Julius Hart, Hanna Hellmann, Meyer-Benfey, Cassirer, Witkop zu Gundolf, Prigge-Kruhoeffer und Nadler — um nur einige Gestalter von Gesamtbildern des Dichters zu nennen — wurde der Umkreis der überhaupt möglichen Interpretationen, so sollte man meinen, einigermaßen erschöpft. Gundolfs Zeichnung des entwicklungsunfähig wildwüchsigen, hoffnungslos in sich verkrampften ekstatischen Triebmenschen und meine eigene des zu schmerzgeläuterter Todesreife folgerichtig sich emporringenden ethischen Heros Kleist möchten etwa entgegengesetzte Diameter-Enden des Kreises von Auffassungsmöglichkeiten darstellen. Dennoch trat auch noch in der jüngsten Vergangenheit fast jedes Jahr ein neues großes Kleistbuch mit dem Anspruch auf das endgültige „Nun erst" des Verständnisses der Rätselerscheinung hervor: 1923 Walter Muschgs „Kleist" und 1925 das mir heute vorliegende umfängliche Werk von Friedrich Braig („Heinrich von Kleist". C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. X u. 637 S.).

War schon das Buch von Muschg mit vollem Bewußtsein, ja mit einer erstaunlichen dogmatischen Konsequenz dem systematischen Nachweis an seinem besonderen Gegenstand gewidmet, „daß jeder große Künstler ... nicht Besseres sein kann als das Mittel einer dem Zusammenhang und der organischen Entwicklung ergebenen Gegenwart, im Becken seiner Hinterlassenschaft sich selbst mit Frage und Antwort zu finden", und daß es sich daher zur Deutung Kleists und seines Werkes

Digitized by Google

„einzig darum handle, an den entscheidenden Stellen die entscheidenden Begriffe zu bilden" (S. 9 u. 10), so bekennt sich Braig bereits in den ersten Sätzen seines Vorworts mit fast naiver Offenheit zur Auffassung seiner Aufgabe als eines metaphysischen Problems und zum Willen zu dessen spekulativer Lösung aus gegenwartsbezogener Eigenproblematik:

„Noch im Banne der leidenschaftlichen Subjektivität Fichtes in seiner ‚Anweisung zum seligen Leben' stehend, griff ich im Jahre 1916, mehr von einer erst fernen Ahnung als einer bestimmten Absicht geleitet, zum ‚Amphitryon' Heinrich von Kleists. Hier fand ich dasselbe Ringen um eine im Innersten des Menschen begründete Glaubensgewißheit und Glaubenswirklichkeit wie bei Fichte, nur daß es das eine Mal durch einen Philosophen, das andere Mal durch einen geborenen Dramatiker geschah. Gerade im Dramatischen schien mir aber die Möglichkeit einer klaren Lösung des Verhältnisses subjektiver Glaubensgewißheit und objektiver Welterkenntnis zu liegen, wie sie der Begriff der persönlichen Überzeugung und der subjektiven Glaubenshaltung, der fiducia, des Vertrauens erforderte. Hier war ich auf das eine große, Kleists ganzes Leben und Dichten beherrschende Problem gestoßen. Mit einem Schlage erleuchtete sich mir dieser kleine Kosmos ‚Kleist' wie im Licht einer aus dem Innersten seiner Seele glühenden Sonne, und es kam jetzt nur darauf an, das einmal klar Erschaute auch zu einer möglichst allgemein faßlichen Darstellung zu bringen" (S. VII).

In der Tat — nicht von ungefähr ist Braig gerade von Fichte aus zu Kleist gekommen. Ganz abgesehen zunächst noch von allen sachlichen Beziehungen: eine „leidenschaftliche Subjektivität" erfüllt auch ihn und durchwaltet allenthalben sein Buch mit der Wärme, ja Glut innigen Überzeugtseins und Überzeugenwollens, kurz mit der Inbrunst unbedingter Glaubensgewißheit. Sie prägt dem Werk von der ersten Seite an den Charakter eines eifervollen, von der ganzen Persönlichkeit des Verfassers getragenen und diese Persönlichkeit in ihrer leidenschaftlich bewegten Innerlichkeit allseitig zum Ausdruck bringenden Bekenntnisses auf. Und wenn Braig gelegentlich von seinem nächsten Vorgänger in der Aufrollung des Gesamtproblems „Heinrich von Kleist" sagt: „Er (Muschg) hat die Tragik der sich entwurzelt und heimatlos fühlenden Jugend unserer Zeit erfahren und in Kleist den Vorausverkünder dieser Not gefunden" (S. 583), so kennzeichnet er damit wohl zugleich die Quintessenz seiner eigenen inneren Entwicklung, wie sie ihn aus ursprünglicher Glaubensverwurzelung in einer geistig-religiösen „Heimat" durch die innere Not und Tragik eines Zeitalters „vollendeter Sündhaftigkeit" zu Fichte und über diesen zu Kleist geführt hat. So ist sein Bekenntnisbuch zugleich zu einem Niederschlag der Auseinandersetzung mit sich selbst über den eigenen durchschrittenen Weg geworden, zu einer „Selbstschau" und offenbar auch zum Mittel innerer Überwindung einer krisenhaften Lebensepoche.

Braigs Weg aus dieser tragischen Not der Gegenwart ist nun aber ein anderer als der, den Muschg in seiner Kleistdeutung eingeschlagen hat, und führt ihn zu ganz anderem Ziele. Die „aufreizende Gegenwärtigkeit" von Kleists Problemstellung, die jener so stark betont, „bewegt sich", wie Braig an der angegebenen Stelle ihm entgegenhält, „im Grunde um zeitlose, ewige Fragen. Die bloße Systematik" — von der Muschg das Heil erhofft — „vermag aus dem Subjektivismus nicht zu lösen, und erst die Geschichte im Verein mit der Klarheit einer zeitlosen Metaphysik vollendet das System zum lebensvollen Gebilde". Dabei wird man, im Sinne Braigs und jedenfalls im Einklang mit dem ganzen Geist seines Buchs, den Ton auf die „Klarheit der zeitlosen Metaphysik" legen und den Schlüssel nicht nur des Kleist-, sondern des Welträtsels überhaupt, wie er es deutet, in der Erlösungskraft der „philosophia perennis" einer durchaus religiös bestimmten Spekulation finden dürfen. Einer solchen religiös bestimmten Spekulation hat ja nun auch Fichte in der späteren Phase seiner philosophischen Entwicklung gehuldigt: mit am eindrucksvollsten, sicherlich, in seiner religionsphilosophischen Hauptschrift, der „Anweisung zum seligen Leben", den mystisch tiefsinnigen und tiefsinnigen berliner Vorträgen vom Sommer 1806 — aus derselben Zeit also etwa, da Kleist im entlegenen Königsberg an „Amphitryon" und „Kohlhaas" arbeitete und „Penthesilea" plante — von denen Braig ursprünglich ausgegangen ist. Und wenn gerade von diesen machtvollen Reden und ihrer Wirkung im besonderen Maße gilt, was Kuno Fischer in seiner lebensvollen Charakteristik an Fichte im allgemeinen hervorhebt: „Der Predigerberuf, so häufig in der Welt, wenn man die Plätze zählt, die seinen Namen führen, ist der Geistesanlage nach einer der seltensten. Fichtes Natur hatte etwas von dieser seltenen Begabung. Es trieb ihn, durch die Macht des Wortes erneuend und sittlich erhebend auf die Menschen zu wirken.

Digitized by Google

Die Natur hatte einen religiösen Redner in ihm angelegt," so scheint es fast, als ob auch in dieser Hinsicht Braig sich von seiner Fichte-Lektüre habe anregen oder auch aus einer gewissen persönlichen Wahlverwandtschaft mit dem religiösen Redner von 1806 manches in sein Buch habe überströmen lassen, das nun in seiner eindringlichen Mahnung, Warnung und nicht selten fast prophetisch verheißenden oder richtenden Verkündigung gleichsam selbst als eine große Bekehrungspredigt an und für die Gegenwart wirkt und das Thema „Kleist" als symbolischen Einzelfall ganz in den Dienst dieser Inspirationsauslegung stellt; zum Schluß, ebenfalls nach Prophetenart, sich steigernd zu beinahe apokalyptischer, an der Bilderwelt der Heiligen Schrift genährter Vision: „Schicksale der Völker und Nationen künden sich in ihren Propheten und Opfern voraus. Heinrich von Kleist war ein Prophet und ein Opfer seines Volkes. Er rang mit Gott wie mit den Dämonen. Aber er hat im Kampf des Lebens zu oft den Unsichtbaren überhört und übersehen, der ihm zur Seite ging, den einzigen wahrhaft Getreuen, den er einst erkannt hatte als den edelsten der Menschen, und der sein Bruder wie sein Schöpfer war. Allein in der Welt, mit der Sprache der Jahrtausende begabt, mit dem Blick der Ewigkeit, rang er mit den Mächten der Hölle, die ihn verderben mußten. In ihm wollten sie sein Volk vernichten. Es gelang ihnen nicht ganz, aber sie konnten ihn betäuben und verblenden vor dem letzten Siege ... Noch einmal wirst Du, Sänger Deines Volkes kommen, um Dein Werk im Siege zu vollenden ..." (S. 579/80).

Freilich, in all dieser religiösen Verkündigung, in diesem gegenwartsbezogenen Predigertum und Prophetismus lebt und drängt zugleich auch ein gut Teil von der metaphysischen Inbrunst und Ekstatik einer durch den Expressionismus, den künstlerischen und den seelischen schwerster innerer Erschütterungen, hindurchgegangenen heutigen Jugend. Und so möchte ich auch in einem letzten Charakterzug des Stils und der „inneren Form" dieses zeitpsychologisch außerordentlich interessanten Buchs sozusagen modernisierten Fichteanismus erblicken: in der apodiktischen und fast diktatorischen Art, mit welcher der Verfasser seine persönlichen Überzeugungen und Ergebnisse als die allein möglichen und ein- für allemal gültigen, als der Weisheit letzten Schluß verkündigt, demgegenüber alle frühere, doch wahrhaftig nicht arme oder geistlose Kleistforschung und -deutung im besten Fall zu exoterischer Vorbereitung herabsinke. Gleichwie in Fichtes „Sonnenklaren Berichten" und „Versuchen, den Leser zum Verstehen zu zwingen", neben aller Größe der Gesinnung und Wucht der Überzeugungskraft unzweifelhaft ein Moment illiberaler Gewaltsamkeit, ja ein Ansatz zum Fanatismus wirksam ist, gleichwie der Philosoph gerade in der „Anweisung zum seligen Leben" von seiner Lehre offen verkündet: „Wohl ist es nicht zu leugnen, daß diese Erkenntnis wahr sein will, und allein wahr, und nur in dieser allseitigen Bestimmtheit, in der sie sich ausspricht, wahr; und daß schlechthin alles ihr Gegenüberstehende, ohne Ausnahme oder Milderung, falsch sein soll; daß sie daher ohne Schonung zu unterjochen begehrt allen guten Willen und alle Freiheit des Wahnes und durchaus verschmäht, mit irgend etwas außer ihr sich in einen Vertrag einzulassen" (Sämtliche Werke, Abteil. II, Bd. 3, S. 423), so verbindet sich ja auch in nicht wenigen „wissenschaftlichen" Leistungen der jüngeren Generation von heute ein selbstherrlicher Absolutismus der eigenen Überzeugung mit souveräner Nichtachtung des auf gleichem Gebiete zuvor Geleisteten und intolerantem Einschüchtern oder Verblüffen des von oben herab behandelten Lesers. Ja, zuweilen gerät man wohl angesichts dieses allzu selbstgewissen und unduldsamen Dogmatismus in die Versuchung, Anselm Feuerbachs scharfes Wort: „Es ist gefährlich, mit Fichte Händel zu bekommen ... Ich bin überzeugt, daß er fähig wäre ... mit Feuer und Zuchthaus seine Wissenschaftslehre einzuführen", auf gewisse Erscheinungen modernen wissenschaftlichen Unfehlbarkeitsbewußtseins zu übertragen. Nun ist ja Braig zum guten Glück von dem äußeren Zurschautragen solcher Baccalaureusallüren weit entfernt; nicht nur sein besserer Geschmack, auch sein stärkerer wissenschaftlicher Sinn bewahrt ihn davor und läßt ihn — und eben darin erblicke ich einen Hauptvorzug seines Werks — sowohl im Text wie namentlich auch in den reichhaltigen „Anmerkungen" (S. 582 bis 626) die gesamte bisherige Kleistliteratur gewissenhaft verwerten. Allein dennoch liegt schon

Digitized by Google

in dem bekenntnishaften Charakter seines Werks wie vor allem in der besonderen Inhaltlichkeit dieses Bekenntnisses und der methodischen Art seiner Entwicklung der Anspruch, dem denn auch der Verfasser immer wieder freimütig Ausdruck leiht: im Sinne jenes Fichtewortes, nur mit noch stärkerer religiöser, ja konfessioneller Betonung, die letzte, end- und alleingültige Wahrheit über Kleist zu geben.

Denn jenes, wie soeben angedeutet, nicht ohne paränetische Tendenz entworfene metaphysische Kleistbild wird nun von Braig aufgetragen auf den Hintergrund nicht nur in weiterem Sinne christlicher Religiosität, sondern in bewußter Besonderung katholisch-kirchlicher Auffassung. Dieser, allerdings mannigfach gekreuzte oder verschlungene und nicht immer leicht zu durch- oder überschauende Weg von Fichte über Kleist zur kirchlichen Lehrauffassung — wobei aber letztere natürlich zugleich den ursprünglichen, wenn auch vielleicht zunächst noch im Unterbewußtsein verharrenden Ausgangspunkt bildet — sei hier an einem möglichst anschaulichen Einzelbeispiel vergegenwärtigt.

Die erste Begegnung Braigs mit Kleists Dichtung im „Amphitryon", so wurde schon mit des ersteren eigenen Worten festgestellt, stand im Zeichen der „Anweisung zum seligen Leben" und des in dieser Schrift, deren inneres Pathos einst, nach Heinrich Rankes Zeugnis, so manchen jungen Freiwilligen von 1813 zu Kampf und Tod gestärkt hat, sich bekundenden machtvollen „Ringens um eine im Innersten des Menschen begründete Glaubensgewißheit und Glaubenswirklichkeit". Von hier und weiterhin dann auch von anderen Fichteschen Schriften, besonders der „Bestimmung des Menschen" aus mußte sich der spekulationsgesättigten und spekulationsfreudigen Betrachtung unseres Autors fast unwillkürlich als das große Grundthema des Dramas ergeben der Gegensatz und das Ineinanderspielen der göttlichen Welt des wahren Seins, des Glaubens und Schauens, der Gnade — der Sphäre Jupiters — und der allzumenschlichen Welt des Scheins und Trugs der Sinne und verworrener menschlicher Bestrebung, der Sünde — der Sphäre Amphitryons und seiner Thebaner — sowie das Problem ihres dramatischen Zusammenstoßes, ihrer Vermittlung und Versöhnung in der Seele des gläubig dem göttlichen Walten sich hingebenden Menschen — Alkmenes. Als Zielpunkt und Besiegelung dieser Versöhnung steht am Ende des Stücks die Verheißung der Geburt des Herakles, die man seit dem ersten Herausgeber, Kleists romantisch-katholisierendem Freunde Adam Müller, immer wieder auf das christliche Mysterium der Überschattung Marias durch die Gottheit und der Geburt des Gottessohnes gedeutet hat. Unserem modernen Interpreten aber konnte sich diese Auslegung und der ganze mit ihr zusammenhängende biblisch-dogmatische Vorstellungskomplex um so leichter mit den Anregungen Fichtescher Spekulation verbinden, als merkwürdigerweise eins von den seltenen, darum aber nur um so eindrucksvolleren Bildern der „Anweisung zum seligen Leben", im Hinblick offenbar auf eine bildliche Darstellung, etwa Raffaels, ebendenselben Vorstellungskreis von Mariä Verkündigung, allerdings kombiniert mit dem der Assunta, vor die Phantasie ruft:

„Die Urquelle der Schönheit ist allein in Gott, und sie tritt heraus in dem Gemüte der von ihm Begeisterten. Denken Sie sich z. B. eine heilige Frau, welche, emporgehoben in die Wolken, eingeholt von den himmlischen Heerscharen, die entzückt in ihr Anschauen versinken, umgeben von allem Glanze des Himmels, dessen höchste Zierde und Wonne sie selbst wird — welche, allein unter allen, nichts zu bemerken vermag von dem, was um sie vorgeht, völlig aufgegangen und verflossen in die eine Empfindung: Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe immerfort, wie er will; und gestalten Sie diese eine Empfindung in dieser Umgebung zu einem menschlichen Leibe, so haben Sie ohne Zweifel die Schönheit in einer bestimmten Gestalt" (Fichtes Werke II, 3, 527).

Darum nun also Braigs Deutung:

„Von Alkmene aus gewinnt das Leben in diesem Spiele einen neuen Sinn. Aus dem leicht und tändelnd an der Oberfläche hingleitenden Gesellschaftsspiel Molières wird ein Mysterium von unergründlicher Tiefe. Die Welt der Sinnlichkeit, des Scheines und Truges, und die Welt der Seele, des Unsichtbaren und Ewigen treten sich gegenüber, und in dem so geschaffenen schmerzlichen Risse erscheint Alkmene als Opfer und Siegerin zugleich ... Was Fichte als die Krönung und das Ziel seines Philosophierens erschaute, die Gotteswirklichkeit, die ihn mit den Gesichten und Gestalten der deutschen Mystik verbindet, das ist in Alkmene verkörpert. Ihre Demut ist jene vollendete Selbstlosigkeit, aus der aller Eigenwille menschlich verhärteter Ichheit verlodert in der weißen Flamme der Gottesliebe. Der Weg aus dem bewußtlosen Sein der Natur zum unendlichen Bewußtsein Gottes war für sie nur eine Prüfung; sie blieb vor der Sünde bewahrt. Was sie erfahren mußte, war für sie nur die Komödie des Lebens. Hier ist die Gestalt der irdischen Frau der Amphitryon-Komödie ins Ewige erhoben, und ihre Züge gehen notwendig in die der Mutter Gottes über" (S. 203 u. 216/17).

Digitized by Google

Freilich, diese „Komödie des Lebens", als die hier Braig „Kleists eigenste Schöpfung, wo der Mythus aufgeht im Mysterium" (S. 211), mit den Begriffen Fichtescher Spekulation ins Christkatholische auslegt, bringt für Alkmene Verwicklungen mit sich, in denen das dramatische Durcheinanderspiel der „doppelten Kausalität" im Sinne Fichtescher Unterscheidung der Reiche blinder Naturnotwendigkeit und intelligibler Freiheit auch ihren inneren Sinn zu verwirren droht. Den frivolen Untergrund des Molièreschen Lustspiels mit Kleists religiöser Vertiefung desselben spekulativ in eins zu deuten, bedarf es daher stärkerer Mittel dialektischer Kunst:

„Im Gegensatz der himmlischen und irdischen Liebe muß Alkmene sich zeigen, die in ihrem unbewußt aufblühenden Herzen ungeschieden sind und die nur in der sündigen und dem Tode geweihten Welt auseinanderfallen müssen. So steht sie zwischen dem irdischen Gatten und dem ewigen Gotte, beide kämpfen um sie und in diesem Kampfe wird erst die Herrlichkeit ihrer Seele offenbar. Um sie kreisen und werben Gott und Mensch, Himmel und Erde ... Die scheinbare Verwirrung ihres Gefühls, d. h. die Verschleierung ihrer schönen Seele durch die Schein- und Trugwelt des Verstandes, dient ... nur dazu, um nach solchen Überschattungen ihre unbefleckte Reinheit und Sicherheit in desto vollerem Glanze erstrahlen zu lassen. Es ist nur der Schein der Welt, von dem sie sich in der Unschuld ihres kindlich-gläubigen Wesens einen Augenblick täuschen läßt, der sie mit Wahn umnebelt. So erst ist es möglich, daß sie überhaupt in den Wirbel der Komödie hereingezogen werden kann. Und so spricht einmal der rationalistische, der Verstandesgott zu ihr als der Versucher, der ihr das geschehene Wunder auf verstandesmäßigem Wege klarmachen will und dem es so natürlich nicht gelingen kann, sich in ihr Herz zu stehlen — es bleibt ein fruchtlos-komisches Bemühen. Das andere Mal aber ist es der wirkliche Gott, der sie mahnt an das Wunder zu glauben, der die Binde des Verstandes lüftet, um seine Herrlichkeit zu künden. Auf diesem seltsam zugespitzten dialektischen Spiel des Verstandes beruht die Entfaltung des Dialogs zwischen Jupiter und Alkmene in der fünften Szene des zweiten Aktes" (S. 203 u. 205).

Dieses in der Tat „seltsam zugespitzte dialektische Spiel des Verstandes" führt Braig noch näher dahin aus:

„Zu ihr (Alkmene) kommt der Gott, der sich aus der Einsamkeit, der unendlichen Weltferne und der Unvorstellbarkeit im Geschöpfe nach seiner Verwirklichung, der Fleisch- und Blutwerdung in ihm sehnt, weil er erst so die Fülle seines Daseins genießen, aus seinem Schattenleben in die Wirklichkeit treten kann. Das ist der abstrakte Gott des Rationalismus, wie ihn die gefallenen Menschen sich vorstellen, die sich aus ihrer eigenen sündigen Einsamkeit und Gottferne nach Erlösung sehnen. Dieser Gott trägt durchaus menschliche Züge, und sie konnte Kleist von Molière übernehmen. Die höchste Komik ist in ihm angelegt, das Spiel von Notwendigkeit und Freiheit ist in die äußersten Gegensätze von Gott und gefallenem Wesen verkehrt. Der Gott, der sich selber aus der Welt und dem Paradiese vertrieben hat, kommt nun zurück zu seinem Geschöpfe und bettelt bei ihm um Erlösung! Man sieht, es ist die Umkehrung der Geschichte vom Paradiese, und der Adamsfall ist hier ins Letztmögliche, Absolute erhoben: der Gott des Rationalismus ist Luzifer, der gefallene Engel, der einst sein wollte wie Gott und der aus dem Himmel in die Hölle gestürzt wurde, der Teufel selbst. Dieser Scheingott will sich die Liebe des Geschöpfes erst erstehlen durch einen Betrug der Sinne, und so muß er den Versucher der Reinheit und Unschuld Alkmenes spielen. Aber er vermag der Keuschheit dieses Wesens nicht beizukommen, und sein klägliches Bemühen gibt ihn der Lächerlichkeit in den Augen der ganzen Schöpfung preis. Der ‚arme Teufel' Adam des ‚Kruges' ist hier nun hüllenlos erschienen als der Leibhaftige selber. Aber in diesem Jupiter steckt außer dem rationalistischen Luzifer auch noch der wirkliche Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Unendliche und Erhabene, und wenn er spricht, blüht die Sprache dieser Dichtung auf in unerhörter Pracht und Leuchtkraft, so daß sich die Vision dieses Spieles ausweitet zum unendlichen kosmischen Raume. Darauf beruht der geniale Gedanke Kleists von der Komik dieser Dichtung, daß in Jupiter zwei Götter stecken, d. h. die leere Phrase, der abstrakte Schein- und Truggott des Rationalismus, der arme Teufel, der nach Liebe hungert, und der große, gewaltige Herr der Welt, der Vater aller Geschöpfe. Das Spiel von Notwendigkeit und Freiheit ist nun in einer Gestalt vereinigt und damit ist der höchstmögliche Fall der Komik erreicht mit seiner Auswirkung im größtmöglichen Gegensatz von Gott und Teufel ... Dieser gespaltene Gott nun existiert nicht in Wirklichkeit, sondern so muß er gerade den Menschen sich zeigen, die in sich selber gespalten sind, weil sie die Einheit des Glaubens verloren haben, den gefallenen Menschen, den Rationalisten ..." (S. 203/04).

Ich glaubte es dem Verfasser schuldig zu sein, wenigstens an einem Beispiel seine spekulative Dialektik und zugleich ein konkretes Ergebnis derselben in seinen eigenen Worten anschaulich zur Geltung kommen zu lassen, und begnüge mich, ohne auf die weitere Subtilisierung dieser Gedankengänge in seiner Darstellung einzugehn, nur noch hinzuzufügen, daß er, nach seinen Prämissen durchaus folgerichtig, nicht davor zurückschreckt — und zwar im vollen Bewußtsein des eigentlich Grotesken solcher Auffassung — auch Alkmene, das Abbild der reinen Gottesmagd, im Lichte dieser mehr als paradoren „Zerspaltenheit" zu sehen:

„Man muß in sich selber gelockert genug sein, um sich an den Klippen und Härten nicht zu stoßen, um über das ins Kleinliche und beinahe Lächerliche Gehende, in dem sich Alkmene plötzlich als hausbackenes Durchschnittsweibchen zeigt, hinwegzuhören und -zuschauen ... Hier stoßen Psychologie und Metaphysik, das empirisch naive Wesen Alkmene der weltlichen [?] und das mystisch geschaute Wesen der unbefleckten Jungfrau, das Profane und das Heilige hart zusammen, was in der naturalistischen Anschauung

Digitized by Google

Kleists vom Sündenfall nach dem Vorbilde Rousseaus und der gleichzeitig in ihm aufsteigenden Einsicht in die metaphysische Tiefe der kirchlichen Auffassung begründet ist. Eben diese seltsame Kombination beider Momente ermöglicht das zugespitzte dialektische Spiel und seine Komik, die hier sich überschlägt. Denn jetzt muß der Versucher Jupiter wie der geprellte Teufel sich hinter den Ohren krauend bekennen: ‚Verflucht der Wahn, der mich hieher gelockt!' – um gleich darauf den Sehnsuchtsgesang des wahren unendlichen Gottes anzustimmen, der aus seiner unermeßlichen Liebe und Güte dem Geschöpfe naht, um das Werk der Erlösung zu beginnen. Hier ist die Komik in den tiefsten feierlich-religiösen Ernst umgebwchen; hinter der Komödie des Versuchers blüht das Mysterium der Erlösung auf – die krassesten Gegensätze, die sich denken lassen" (S. 212 u. 214/15).

Braig selbst spricht es, gerade bei Gelegenheit des „Amphitryon", aus: „Man muß über dem Werden des Wunders in diesem Stücke selber zum Dichter werden und weiterbauen, wo der Dichter andeutend aufhören mußte: die Unendlichkeit kennt keine Grenzen und das unvollendet gebliebene gotische Bauwerk kann ins Unermeßliche wachsen" (S. 212). Nun, er ist nicht nur gegenüber diesem Drama, er ist gegenüber dem gesamten Werke Kleists, auch den Novellen, vor allem dem „Kohlhaas", und nicht zum wenigsten den Prosaaufsätzen, zuhöchst dem „Über das Marionettentheater", an dem er nicht viel weniger als die gesamte metaphysische Geschichtsschau der christlich-katholischen Kirchenlehre demonstriert, zwar nicht eigentlich zum Dichter, aber doch zum begriffsdichtenden Deuter geworden. Seine spekulative Auslegungskunst erinnert in ihrer Energie und Glaubensgewißheit, freilich ebenso in ihrer konstruktiven Gewaltsamkeit und verwegenen Dialektik an entsprechende Versuche des deutschen Idealismus, etwa gerade auch an Fichtes Interpretation des Johannes-Evangeliums, nicht selten freilich noch unmittelbarer an die altkirchliche – und an der Heiligen Schrift wie wohl auch an Dichtern wie Dante bis zum heutigen Tag geübte – Allegorese, ja bisweilen geradezu an jene Gnosis, deren Geist sich ja auch sonst, wie namentlich Konrad Burdach betont hat, allenthalben in unserer gegenwärtigen Literaturbetrachtung wieder zu regen beginnt. Oder muß man nicht unwillkürlich an Fichtes exegetischen Machtspruch denken: die Schriftsteller „also zu verstehen, als ob sie wirklich etwas hätten sagen wollen und, soweit ihre Worte das erlauben (!), das Rechte und Wahre" – natürlich im Sinne des jeweiligen spekulativen Interpreten – „gesagt hätten" (in der sechsten Vorlesung der „Anweisung zum seligen Leben", Werke II, 3, 477), wenn Braig das „Wiedereſſen vom Baume der Erkenntnis" am Schluß des Marionettentheater-Aufsatzes als Verlangen Kleists „nach dem Essen des Brotes des Vergessens im Sakramente der Kommunion" deutet (S. 543 ff.)? Setzt es nicht im Grunde eine Schulung der exegetischen Kunst an Augustins und seiner Nachfolger Lehre vom doppelten Schriftsinn voraus, wenn unser Autor in „Penthesilea" die Tragödie der Erlösung des Heidentums in seiner Wandlung zum Christentum erblickt (S. 219 ff.)? Und mutet es nicht gleich einem gnostischen Mythologem an, wie Braig die „letzten Dinge" bei Kleist schildert: „Die Angst des Sehers peitschte sein Gefühlsleben auf bis zur Raserei und ließ ihn das Heiligtum seiner Sendung wie einen Fluch erschauen; das war das Werk der Dämonen, denn sie mußten ihn im Innersten seines Sendungstriebes selber fassen und täuschen, um ihn zu vernichten und mit ihm auch die metaphysische Wiedergeburt seines Volkes zu vereiteln ..." (S. 555)? (Vgl. auch die oben bereits wiedergegebene Probe einer Art visionärer Apokalyptik.) Hier ist Kleists „Dämonie" keineswegs mehr symbolisch gemeint, wie in früheren Kleistdarstellungen: hier und im ganzen Buch Braigs gewinnen die bösen Dämonen eine so unheimliche Realität, wie nur etwa in Görres' „Christlicher Mystik" oder sonst bei spätromantischen Theosophen. Kleists gesamte Entwicklung erscheint letzten Endes als ein Kampf zwischen Gott und den Mächten der Hölle um des Dichters Seele, gleichwie sein Schaffen als Ganzes in seinem tiefsten Gehalt als Ringen um das – im streng kirchlichen Sinne aufgefaßte – christliche Mysterium der Menschheitserlösung.

Gewiß enthält, wie ich schon andeutete, Braigs inhaltreiche und offensichtlich mit großer Liebe ausgearbeitete Monographie noch vieles andere: schöne Analysen der Dramen und Novellen Kleists, ersterer besonders auch nach Aufbau und Sprache; mannigfache Nachweisungen neuer Quellen und Vorbilder namentlich zu „Familie Schroffenstein", „Guiskard", „Amphitryon", „Penthesilea", „Käthchen", „Homburg", zum „Findling", dem „Erd-

Digitized by Google

beben" und „Kohlhaas": Nachweise, welche die Forschung im einzelnen sorgfältig und dankbar wird zu prüfen haben; Neues zur Chronologie der Novellen; manche feine psychologische Deutung im einzelnen; Beachtenswertes auch zur Interpretation des deutschen Idealismus, besonders der ästhetischen Schriften Schillers. Aber das eigentlich und wesentlich Bedeutsame an dem Werk Braigs ist doch eben: inhaltlich die Orientierung der Gesamtauffassung Kleists, bis in alle Einzelheiten hinein, an der „Philosophie des Kreuzes", wie Braigs Lieblingsausdruck lautet; methodisch die bewußt und folgerichtig bis ins Extrem durchgeführte spekulative Deutung des „metaphysischen" Gehalts seines Werks wie des Sinnes seiner persönlichen Existenz vom Standpunkt streng kirchlich bestimmter Glaubensgewißheit. Und hier muß ich denn, nachdem vorstehende Charakteristik absichtlich so objektiv wie möglich gehalten wurde, zum Schluß offen bekennen — zumal da sich der Verfasser gelegentlich ausdrücklich auf meine Kleiststudie von 1922 bezieht —: bei aller willigen Anerkennung des Mutes, der Energie, des Geistes und der Kenntnis, ja, ich möchte sagen, des heiligen Ernstes, mit dem Braig sein Unternehmen, Kleist gleichsam geschichtsphilosophisch in den Zusammenhang der philosophia perennis einzustellen, durchgeführt hat, scheint mir dieser Versuch, sofern als er wissenschaftlich-objektive Beweisführung gemeint ist, nicht gelungen. Vielmehr kann ich in dem Werk, nach dieser seiner Grundrichtung und unbeschadet seiner sonstigen, zum Teil, wie gesagt, rühmenswerten Eigenschaften, wesentlich nur ein persönliches Bekenntnis des Verfassers sehen: als solches individual- und zeitpsychologisch, wie angedeutet, sicherlich ungemein interessant und bedeutsam, sowie in seinem Freimut, seiner Ehrlichkeit und Unbedingtheit subjektiv hoch achtungswert, zugleich aber auch, wie verwandte Leistungen etwa der George-Schule, gemessen an der nun einmal von aller Wissenschaft unabtrennlichen Forderung untendenziöser, die eigenen Phantasie- und Affektvelleitäten streng zügelnder Sachlichkeit, tief problematisch, ja bedenklich. Hoffen wir, daß der unzweifelhaft sehr begabte Verfasser nicht nur keine Nachfolge damit finde, sondern selbst über die unkritische Gebundenheit seines, wenn auch noch so „genialischen" jugendlichen Subjektivismus wissenschaftlich und menschlich hinauswachse!

Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten

Von Philipp Strauch (Universität Halle)

Unter den vielen Gegensätzen, in denen unsere Zeit sich bewegt, berührt besonders auffallend eine in Äußerlichkeiten und Wohlleben ihre Befriedigung findende, stark materielle Lebensanschauung und demgegenüber ein sichtbares, ja sehnsüchtiges Bedürfnis nach innerer, nach religiöser Vertiefung. Man wird sagen, solchen Schwankungen und Widersprüchen sei jedes Zeitalter unterworfen, aber zugleich zugeben müssen, daß sie heute besonders kraß in die Erscheinung treten. Ich habe hier nur die innere Erweckung im Auge. Mögen die Wege auch noch so verschieden sein, um zum letzten Ziel zu gelangen: dieses wird immer das gleiche sein: die Verschmelzung der menschlichen Seele mit dem schöpferischen, göttlichen Wesen. Die Mystik aber, und vor allem die deutsche Mystik ist es vornehmlich, die den Begriff des Sich-in-Gott-Versenkens und des völligen Aufgehns in der Gottheit zum Grundgedanken ihrer Lehre erhoben hat, dem sie von Anfang an in einer bildreichen Sprache Ausdruck zu geben weiß. Die mystische Prosa übt schon an sich durch die Freude am Bild, am Vergleich einen poetischen Reiz aus, bei Mechthild von Magdeburg und Seuse geht sie stellenweise in Reimprosa und Reime über, so daß auch fürs Auge die gebundene Form leicht herzustellen ist. Daß es aber auch eine reiche mystische Dichtung seit alter Zeit gibt, dafür konnte man freilich bereits in Ph. Wackernagels Deutschem Kirchenlied eine Reihe von Belegen finden, wenn auch bei der Fülle des dort aufgehäuften Materials etwas versteckt; weiteres muß man sich mühsam aus verschiedenen älteren Zeitschriften zusammensuchen oder schlummert noch in den Handschriften unserer

Digitized by Google

Bibliotheken, so daß für ein corpus mysticum poeticum noch viel zu tun bleibt.

Da ist es denn sehr willkommen, wenn wir in einer vor kurzem in der vom Insel-Verlag herausgegebenen Sammlung „Der Dom" von kundiger Hand zusammengestellten Anthologie die mystische Dichtung bis in die Zeit der Romantik verfolgen können. Friedrich Schulze-Maizier legt in seiner „Mystischen Dichtung aus sieben Jahrhunderten" eine aus reichem Material schöpfende, sorgsam ausgewählte Sammlung von Gedichten vor, die bei aller Verschiedenheit der Schattierung letzten Grades alle den gleichen Grundgedanken zum Gegenstand haben, indem sie den Liebes- und Leidensweg der gottsuchenden Seele schildern.

Es war nicht immer möglich, die mittelhochdeutsche Sprachform beizubehalten, einzelne von den älteren Texten, an deren Ausdrucksfähigkeit bei der Schwierigkeit der behandelten Probleme ohnehin hohe Anforderungen gestellt waren, mußten in eine gemeinverständliche Form übertragen werden; ist doch schon die Überlieferung, die wir zum Teil weiblichen Händen verdanken, selbst oft keine einwandfreie. Der Herausgeber ist im großen ganzen mit Erfolg bemüht gewesen, der Schwierigkeiten Herr zu werden; gelegentlich freilich war er durch die Unzulänglichkeit der Überlieferung behindert und mußte sich dann bescheiden oder Vermutungen Raum geben.

Es ist eine eigenartige, so ganz aufs Innenleben eingestellte Welt, in der wir uns zurechtzufinden haben, aber gern vertraut man sich einem Führer an, der in einer längeren Einführung die Jahrhunderte umfassende Wanderung durch wegkundige Hinweise, durch feinsinnige Beobachtung anziehend und reizvoll zu machen verstanden hat. Für Gedanken und Anschauungen, wie sie die Mystik vorträgt, ist nicht jedes Ohr in gleicher Weise aufnahmefähig: um so erfreulicher, wenn, wie hier, die gestellte Aufgabe den richtigen Interpreten gefunden hat.

Der Vortritt in dieser Zeugenreihe mystisch veranlagter Geister gebührt mit Recht der ehrwürdigen Visionärin des 12. Jahrhunderts, Hildegard von Bingen, von der zwei inbrunstatmende lateinische, hier gleichzeitig übertragene Sequenzen auf den Heiligen Geist und die Jungfrau Maria mitgeteilt werden, auf die anonyme Gedichte folgen wie das ergreifende, bereits ganz mit der mystischen Terminologie vertraute und in ihr schwelgende Dreifaltigkeitslied „In dem Beginn hoch über Sinn war stets das Wort", und andere, die Gott und die Seele feiern. In der Begine und späteren Zisterzienserin Mechthild von Magdeburg, deren „Fließendes Licht der Gottheit" einen Höhepunkt der Frauenbildung und religiösen Lebens bezeichnet, ist es vor allem das Gott-Erleben in der eigenen Persönlichkeit, das in diesem Zusammenhang interessiert. Der Wechselverkehr zwischen Gott und der Seele als Braut Gottes, den schon das Hohelied feiert, ist ihr Lieblingsthema, das sie in edler Sprache, mit großer Wärme der Empfindung zu schildern weiß. Hat sie sich auch an keinen bestimmten Versbau gehalten, so geht doch in der Begeisterung, mit der sie schreibt, ihre Prosa vielfach in Poesie über, ihre Sprache wird zu Gesang, sie ergeht sich in Reimen und Assonanzen und läßt ihre reiche Phantasie in glänzenden, oft kühnen Bildern ausströmen. Man fühlt sich erinnert an Matelda, Dantes Führerin im irdischen Paradiese, aber auch an Isolde gemahnt sie in ihrem alle Fesseln sprengenden Liebesdrang. — Auch die anmutige, im Gegensatz zu Lambrechts von Regensburg weitschweifiger gleichbenannten Dichtung anonyme Allegorie von der Tochter Syon, die zusammen mit Frau Minne von Oratio (Gebet) hinauf zum Himmelstor geleitet wird, kommt in größeren Auszügen zu Worte, desgleichen ein heilsbronner Mönch mit Reimen aus seinem Buch von den sieben Graden. Aus weiterer meist anonym überkommener Dichtung des 14. Jahrhunderts erscheint am wertvollsten das mit Refrain geschmückte Lied einer Dominikanernonne, das den hohen Meister Dietrich von Freiberg und den weisen Meister Eckhart mit Namen nennt, ihre Lehre in kurzen Worten treffend charakterisiert, sich überhaupt mit großer Gewandtheit in der mystischen Terminologie bewegt. Da heißt es: „Der hohe Meister Diederich, der will uns machen froh, er sprichet lauterlich all in principio. Des Adlers Flug will er uns machen kund, die Seele will er versenken in den Grund ohne Grund. — Der weise Meister Eckhart will uns vom Nichts sagen: der des nicht verstat, der mag es Gotte klagen, in den hat nicht geleuchtet der göttliche Schein." — Größere Dichtungen in Dialogform, geführt zwischen Gott und der Seele, haben den

Digitized by Google

Titel „Der Minne Spiegel", „Die minnende Seele"; bei anderen Stücken wie „Geistliche Minne", „Der Seele Würdigkeit" (von einer Klausnerin Engelbirn) bereitet die oft mangelhafte Überlieferung dem Verständnis Schwierigkeiten. Daß die namentlich in süddeutschen und schweizer Frauenklöstern reich aufblühende Literatur der Selbstbekenntnisse und Offenbarungen manche der dort niedergelegten Betrachtungen in die poetische Form kleidet, daß mystische Prediger wie Heinrich von Nördlingen und Heinrich Seuse in ihren Briefwechseln mit der medinger Dominikanerin Margareta Ebner und den Schwestern zu Töß bei Winterthur gelegentlich ihr minnevolles Herz in Reimen ausströmen lassen, wird nicht wundernehmen. Im straßburger Johanniterhause, aus dem die sogenannten Gottesfreundschriften hervorgegangen sind und in das sich 1445 Heinrich Laufenberg, den wir als fruchtbaren Schriftsteller und Verfasser zahlreicher, zum Teil tief empfundener geistlicher Lieder kennen, von der Welt zurückzog, war mystische Poesie gleichfalls beliebt, und auch vom Niederländer Ruysbroec besitzen wir hier einschlägiges. Dagegen sind unter Taulers Namen eine größere Reihe geistlicher Gedichte wie das bekannte „Es kommt ein Schiff geladen" schon früh verbreitet worden, ohne daß für diesen Verfassernamen irgendeine Gewähr vorläge. Das 15. Jahrhundert hat uns eine Fülle größerer und kleinerer mystischer Gedichte überliefert; auch diese Anonyma sind in unserer Anthologie reich vertreten, zeigen aber bereits den Verfall der poetischen Form. Die ritterlich-höfische Kultur, die der gleichzeitigen geistlichen Dichtung das Gepräge gegeben, hatte sich überlebt. In den an das weltliche Volkslied anlehnenden geistlichen Umdichtungen, den sogenannten Kontrafakturen, wurden jetzt derbere, realistisch-materielle Töne angeschlagen, ohne daß damit aufrichtig gemeinte Frömmigkeit abgestritten werden soll, nur daß die ästhetische Befriedigung ausbleibt.

Das Zeitalter der Reformation, insbesondere die nachlutherische Zeit verhält sich gegen die mystische Dichtung im ganzen ablehnend. Persönlichkeiten wie Seb. Franck, der sich über Kirchenzwietracht erhebt und Rückkehr zum schlichten Christusglauben im Liede feiert, sind Ausnahmen. Daniel Sudermann, ein eifriger Sammler älterer Mystikertexte, wird durch diese selbst zu poetischen, stark dilettantischen Betrachtungen angeregt. Einen neuen Aufschwung erfährt die mystische Lyrik erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts; die Gegenreformation brachte zu neuer Geltung, was das orthodoxe Luthertum zurückgedrängt hatte. Diese neue katholische Lyrik steht im Zeichen des Barock und ist durch die Namen Friedrich Spee und Joh. Scheffler (Angelus Silesius) gekennzeichnet. Trotz aller Geschmacksverirrung, wie sie nur im Barock möglich war, trotz aller Manieriertheit, Weichlich- und Süßlichkeit ergreift doch so manches Stück ihrer Lyrik durch die Innerlichkeit des Empfindens, durch ein wirklich dichterisches Schauen und Gestalten, während eine von Haus aus poetische Natur wie Quirinus Kuhlmann durch Schwarmsucht und Sinnverwirrung zugrunde ging. Erst der Pietismus aber hat dann in überzeugungs- und glaubenstreuen Männern wie G. Arnold, Aug. Herm. Franckes Freund Christian Friedr. Richter, Tersteegen, dem Grafen Zinzendorf (bei diesem freilich nicht ohne Einschränkung) den Weg zur ernsten, gottinnigen Mystik zurückgefunden; ihre mystische Lyrik lebt segenspendend in unseren Gesangbüchern fort.

Der Begriff Mystik schließt verschiedene Möglichkeiten in sich. Er beschränkt sich nicht auf das spezifisch Christliche. Es gibt auch eine dem Pantheismus zustrebende Sturm- und Drangmystik, ein „dionysisches Christentum", zu dem sich der junge Herder und Novalis, selbst der junge Hegel und gelegentlich Goethe bekannt haben. Sie beschließen diese Blütenlese und durften nicht fehlen: dem Bau gebräche sonst die Krönung, deren kunstvolles Gebilde gerade jüngste Forschung immer tiefer zu ergründen, besser zu würdigen und zu verstehen sich bemüht. Das letzte Wort aber auf der weiten Wegstrecke, die wir durchwandert, hat der Herausgeber feinfühlig Goethes Pater ecstaticus im „Faust" eingeräumt:

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottesluft!
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich;
Blitze durchwettert mich!
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.

Digitized by Google

Der Mythus von Orient und Okzident

Ein Hinweis auf das Lebenswerk von Johann Jakob Bachofen (1815—1887)

Von Otto Heuschele (Waiblingen bei Stuttgart)

Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter,
Alliebend, so empfangen sie auch
Mühlos die Glücklichen, alles. Hölderlin.

Wie ergreifend ist die Gestalt dieses Mannes, der um die Mitte des widergeistigen 19. Jahrhunderts ein großes Werk formt, das kaum von seiner Zeit beachtet wird, das kaum auf sie wirkt, von dem nur wenige Freunde wissen, dessen Bedeutung wir Heutigen erst langsam zu fassen beginnen. Im Jahre 1815 ward dieser Forscher geboren und widmet seine ersten Arbeiten der vergleichenden Rechtswissenschaft, aber er zieht sich bald aus dem öffentlichen Leben zurück und schafft, hingegeben einem unterirdischen Dasein, ein anderes, gleichsam auch wieder unterirdisch-lebendes Werk, das heute seine Auferstehung beginnt. Dieses sein Lebenswerk gilt der vorhistorischen Welt der Mythen, gilt der Welt der Gräber, in die er immer wieder niedersteigt, um aus den Grabbildern und Grabtafeln die tiefsten Geheimnisse über Leben und Tod zu deuten. Nicht Wissenschaft im strengen Sinn ist seine Mythologie, aber auch nicht Phantastik im Sinne der schweifenden Romantik, vielmehr steht seine Mythendeutung mitten inne zwischen Ästhetik und Philosophie, zwischen Geschichte und Archäologie, zwischen Kunstgeschichte und Dichtung, sie grenzt an all diese und berührt in ihren ewigen Fragen die Probleme der Religion und der Metaphysik. Nicht absolute Wahrheit wird sie geben, sie wird sich eher an der Tiefe ihrer Versenkung in die Symbole bewähren. Sie sucht ihre Erkenntnisse durch Intuition, durch jenes schöpferische Versenken, das der Hingabe des Dichters und Künstlers vergleichbar ist. So geht Bachofen den Weg in die alte Welt, aber er geht einen eigenen Weg und andere Objekte als die Klassiker sucht er, um aus ihnen die Deutung der Welt der Alten zu gewinnen. Unter der großen Zahl seiner Werke nennen wir heute vier, aus denen seine geistige Welt uns offenbar wird: „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten" (1859), „Das Mutterrecht" (1861), „Das Lykische Volk" (1862), „Die Sage von Tanaquil, eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien" (1870).

Wie alles große Werk wächst auch das seine aus einem Urerlebnis, es ist dieses seine unendliche Mutterliebe. „Nimmer werden wir aufhören, von deiner Liebe und Treue zu reden, solange das Leben uns dauert", mit diesen Worten legt er sein Lebenswerk, „Das Mutterrecht", in die Hände der über alles geliebten Mutter. Niemand hat wohl das Mysterium des Muttertums, das Mysterium des Weibes in der Antike tiefer ergründet als er, niemand hat es reiner geoffenbart, immer weht um ihn eine Atmosphäre des Mütterlichen. Wie seltsam aber, dieses Wehen von den Müttern her mischt sich mit dem dumpfen Atem, der aus den aufgebrochenen Gräbern steigt, in die Bachofen vordrang, um aus den Grabsymbolen die waltenden Kräfte des Lebens und des Todes zu lesen. Niemals vor ihm und nach ihm wurde das Geheimnis des Werdens und Vergehens so gedeutet, so verkündet. Unvergeßlich ist jene Stelle im Mutterrecht, da er das Gleichnis von den Blättern des Baumes deutet, das Homer Ilias 6, 145 widergibt. Diese Sätze gehören zu den wundervollsten, was je in deutscher Prosa zur Deutung der Antike geschrieben wurde, hier spricht in jedem Wort ein Dichter. Voll erhabener Schönheit steht das Werk dieses Mannes, der ein Eremit im Geiste war, wie Nietzsche, mit dem er Jahre in Basel zusammenlebte ... beide einander kennend ohne einander zu finden. — Lange lag dieses Werk verschüttet und nur auf wenige hat es gewirkt, Ludwig Klages war der ersten einer, die es wieder entdeckten, dann folgten eine Reihe Dichter und Gelehrte, die sich um dieses Werk bemühten, darunter auch Hugo von Hofmannsthal. Aber was ist es nun, das diese Welt uns nahe bringt in unsrer Stunde?

*

Digitized by Google

Uns, denen die alte Welt immer wieder neue Heimat und Quelle neuer Kraft und neuen Lebens ist, wird durch die geniale Deutung der Mythen ein neues Reich der Antike offenbar. Bachofen schreitet über die Klassiker, die die Antike gleichsam von der Oberfläche sahen, hinab ins Unterreich, ins Reich der Mütter, das der Urgrund alles Lebens ist. Der ewige Kampf zwischen Muttertum und Vatertum, das Rätsel des Todes und des Vergehens gibt ihm den Weg, den er geht, um zum tiefsten Rätsel der antiken und aller Welt vorzudringen. Es ist ein Geist der Metaphysik, ein Geist des Religiösen und der Mystik, der dieses Werk durchweht und ihm seine zeitlose Dauer leiht. Uns, die diese letzten Fragen erfüllen, die wir immer tiefer ins Rätsel der Antike vordringen, uns zieht dieses Werk wahlverwandt an. So konnte es aus unserer Zeit erwachen.

Hier ist nicht Raum genug, Weite und Tiefe dieses Lebenswerks zu erschöpfen; was wir versuchen können, ist nur ein leiser Hinweis auf eine große Tat, auf einen Mann, der uns Führer sein wird auf dem Weg zur Deutung des Mütterlichen und Göttlichen, zu dem Ur-Grund der alten Welt. Alfred Bäumler gibt in der vorliegenden Ausgabe eine sehr bedeutsame, weitausholende und tiefschürfende geistesgeschichtliche Orientierung über Bachofen und sein Werk. Aus den Hauptwerken wurde mit zarten Händen dieses Buch mit neuem Titel[1] geformt. Von unnötigem Ballast befreit steht er vor uns, wie ein edler Bau erstehen die alten Mythen. Weltepochen steigen vor uns auf, dargestellt von ehrfurchtsvoller Hand, durchglüht von dem Feuer eines edlen Geistes; verkündet mit Inbrunst und Hingabe, Demut und zündender Kraft. So ist mit diesem Werk dem Kronschatz deutschen Geistesgutes ein neues Kleinod eingefügt, dessen wir eingedenk bleiben werden alle Zeit. Mag die zünftige Philologie, die Jahrzehnte an diesem Mann vorüberging, auch weiterhin sein Werk unbeachtet lassen, mag sie darin Unzulängliches und Irrtümliches finden, es behält für uns seinen Wert in sich, für uns weist es in die Zukunft vermöge seiner Schaukraft und seiner adeligen geistigen Haltung. Viele Reichtümer besitzen wir im Geistigen, und reich sind wir an Gestaltungen der alten Welt und ihres Geistes, sie alle beweisen ja immer neu unsere Bruderschaft mit der Antike; aber keins dieser vielen Kleinodien wollen wir verlieren, so bewahren wir uns auch dieses.[2]

Gandhis Leidenszeit

Von Albert Leitich (Wien)

Die langwierigen Freiheitsstrafen, vor allem die Verpflegung in den Strafanstalten liefert auf die Dauer entkräftete, zu schwerer Arbeit unfähige, kranke Menschen, hat also den Erfolg, auch körperlich die Leute, die man zum Kampf ums Dasein unter besonders schwierigen Verhältnissen ausrüsten sollte, außerstand zu setzen, diesen Kampf auch nur unter normalen Umständen zu bestehen. Dabei erscheint die gemeinsame Haft noch als eine ganz wesentlich mildere Strafart gegenüber der Einzelhaft.

Wie die Zelle auf Körper und Geist gerade des sittlich und intellektuell hochstehenden Gefangenen wirkt, das hat Gandhi in seinem wunderbaren Buch („Gandhis Leidenszeit", gesammelt von Emil Roniger und erschienen im Rotapfel-Verlag) über seine Erlebnisse in den Gefängnissen erschütternd geschildert. Die Vertiefung der Selbstbeobachtung, die sich selbst wieder in zweiter Potenz zum Objekt der Betrachtung macht, die Steigerung des Gefühlslebens und der Phantasie, zugleich aber auch die Lähmung des Entschlusses und der Tatkraft,

[1] Der Mythus von Orient und Okzident. Eine Metaphysik der alten Welt. Aus den Werken von J. J. Bachofen. Mit einer Einleitung von Alfred Bäumler, herausgegeben von Manfred Schroeter. München 1926, C. H. Beck Verlag. CCXLIX und 628 Seiten. — [2] Soeben geht mir eine andere neue Ausgabe von Bachofens Werk zu, die die von Alfred Bäumler herausgegebene auf das beste ergänzt. Sie wurde von Carl Albrecht Bernoulli, einem guten Kenner des Bachofenschen Lebenswerks, in drei Bänden bei Reclam, Leipzig, herausgebracht unter dem Titel: „Urreligion und antike Symbole", 3 Bände.

Digitized by Google

dieses seelische „Treibhausleben", bei dem die guten Vorsätze wild wachsen und zugleich alle Befähigung, sie zu verwirklichen, für immer vernichtet wird, die körperlichen Leiden, die Untergrabung der Gesundheit, besonders der Verdauungs- und Ernährungsorgane; es geht einem da wie dem Fürsten Nechljudoff in Tolstojs „Auferstehung". Er sucht im Gefängnis nach schlechten Menschen, und er findet nur Unglückliche. Er will erfassen, was den Gewohnheitsdieb, den Mörder, den Kinderschänder von ihm selbst unterscheidet, und er überzeugt sich, daß die Verbrecher Menschen sind, ganz wie er selbst.

Und mehr als das: Weichheit des Gemüts, insbesondere anschmiegende Dankbarkeit schienen ihm die auffallendsten Eigenschaften der Gefangenen, nicht nur der Eigentumsverbrecher, sondern auch der Mörder, zu sein. Sie leiden ja alle, und das Leiden macht besser und liebenswürdiger. Der eine hat dieses, der andere jenes getan, aber wenn man das einen Augenblick vergißt, sind sie ganz wie andere Menschen. Vielmehr, sie sind liebenswürdiger und besser als sonst wohl Menschen im Durchschnitt. Die individuelle Ursache des Verbrechens liegt in der gesellschaftlichen Untüchtigkeit des Verbrechers, also in seiner Unfähigkeit, sich den gesellschaftlichen Verhältnissen anzupassen und die durch das geordnete Zusammenleben der Menschen dem einzelnen auferlegten Pflichten zu erfüllen. Die Gesellschaft müßte daher dem Gestrauchelten zu Anpassungsfähigkeit verhelfen.

Die Gefängnisse aber sind der Nährboden für den Rückfall. Das Schlimmste aber ist die Vergeltung als Aufgabe der Strafrechtspflege. Wir verwerfen sie als eine Versündigung gegen den Grundgedanken des Christentums, wie gegen die erste Forderung der Nächstenliebe und der Menschlichkeit.

Aufschlußreiches gibt hierüber das vorerwähnte Buch. In diesen politischen Essays sind Gedanken und Erkenntnisse von stellenweise biblischer Größe und Reinheit, in einer Sprache, die wunderbarer Klarheit und seltener Herzenskraft entspringt.

Nach diesen geschriebenen Worten ist der Einfluß, den der ungekrönte König von Indien auf das Volk in einem Lande von dreihundert Millionen religiös-fanatischen Menschen gewonnen hat, begreiflich.

Er, Mahatma Gandhi, ist heute der Führer der großen indischen Freiheitsbewegung. Sein Ziel ist die hindu-mohammedanische Verbrüderung und die Einsetzung des selbständigen allindischen Reichs. Um zu diesem Ziel zu gelangen, lehnt er jede Gewalt ab, er bekämpft nicht den Engländer, sondern dessen System. Deshalb wendet sich Gandhi gegen diejenigen seiner Landsleute, die die Engländer aus dem Lande jagen wollen, um aus Indien einen zivilisierten Staat nach europäischem Vorbild zu schaffen. „Dies wäre," meint er, „die Natur des Tigers ohne den Tiger." Er legt Verwahrung ein: das Ziel aller Anstrengungen müsse sein, die Zivilisation aus dem Orient zu vertreiben. Deshalb seine Verurteilung der Menschen, sein Wunsch, zum mittelalterlichen Indien zurückzukehren. Es ist die Leugnung des Fortschritts und beinahe der europäischen Wissenschaft.

Das Volk schreibt dem Mahatma Gandhi übersinnliche Kräfte zu. Es vergleicht seine Einkerkerung durch die Engländer mit der Kreuzigung des Zimmermannsohnes aus Nazareth. Als Gandhi einmal vom Pöbel überfallen und nach diesem Überfall schwer verwundet im Krankenhause lag, antwortete er auf die Frage, was mit dem Übeltäter geschehn solle: „Warum ihn strafen? Er tat, was er als recht ansah. Ich glaube an diesen Mann. Ich will ihn lieben und für mich gewinnen!"

Er selbst ist wie Jesus in die Tiefen des Elends hinabgestiegen, weil er glaubt, daß die Herrschaft der Welt dem vorbehalten ist, der gewillt ist, selbst zu leiden, nicht andere leiden zu machen. Er lebt streng asketisch; seine physischen Bedürfnisse sind äußerst gering: einige Schnitten Brot, etwas Ziegenmilch und wenig Früchte; nur so viel, um das Leben in dem schwachen, 44 Kilogramm wiegenden Körper zu erhalten.

Lange zögerte die englische Regierung, den Mahatma vor Gericht zu stellen, weil man ihm nicht die Dornenkrone des Märtyrers aufs Haupt setzen wollte. Aber nach den schweren Massakres von Chauri-Chaura, als Gandhi die Herrschaft über die Volksmassen verlor und er in öffentlichen Zeitungsartikeln (in „Young India") gegen die gesetzmäßige Regierung in Indien schrieb, wurde er verhaftet, in den Anklagezustand versetzt und am 18. März 1922 in öffentlicher Verhandlung zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.

Nach Verkündigung der Anklageschrift und den Erläuterungen des Staatsanwalts gab der Mahatma

Digitized by Google

seine „Erklärung" ab. Diese Erklärung umschließt sein politisches Glaubensbekenntnis und ist eine flammend-mitreißende Anklage, „eine gewaltige Botschaft dieses lebenden Christus", die weit über Indien hinaus Bedeutung gewinnen wird.

Nach Gandhis Worten herrschte lautlose Stille und tiefstes Ergriffensein. Selbst dem Richter wurde es schwer, seine Erregung zu meistern und als er das Urteil verkündete, milderte er die Härte des Gesetzes mit folgenden Worten:

„Selbst diejenigen, die in bezug auf Politik nicht mit Ihnen einig gehn, schauen auf Sie als einen Mann von hohen Idealen und von einer edlen, ja sogar heiligen Lebensführung."

Ganz Indien ist in tiefster Bewegung und alle Männer und Frauen feiern eigene „Gandhi-Monate" in der Zeit vom 18. Februar bis 18. März.

Als Mahatma an einer Blinddarmentzündung erkrankte, wich die Regierung dem Druck der gesamten Bevölkerung und schenkte Gandhi vor der (glücklich verlaufenen) Operation am 7. Februar 1924 die Freiheit. Als Gandhi in Freiheit gesetzt wurde, erfaßte ganz Indien ein stürmischer Freudentaumel. In allen Städten wurden Versammlungen abgehalten, die Häuser festlich geschmückt und beleuchtet, die Schulen und Geschäftshäuser geschlossen und das blumengeschmückte Bild des Mahatma wurde in feierlichen Prozessionen herumgetragen. Auch wurden Tausende von Armen bekleidet und gespeist.

Es ist unmöglich, alle Tiefen und Schönheiten dieses Buchs auszuschöpfen. Man legt es beiseite und hat das Gefühl, als hätte man in einer neuen Menschheitsgeschichte geblättert.

Julius Maria Becker

Von Walther Eckart (München)

Breit schwellen die Hügel und Kuppen der fränkischen Bergwälder in wogendem Rhythmus. Breit und voll Fülle der Bilder, rhythmustrunken bis in die einzelne Wortfolge ist J. M. Beckers Sprache. Eine Sprache der Verwandlung, der Verzauberung, des Wunders, des kindlichen Erstaunens. Sie scheint im ersten Augenblick seltsam berauscht, tropisch überwuchert — aber wer sie spricht, dem breitet sich Landschaft zu Landschaft; und wer dazu noch ein feines Spüren hat, der schaut die verzauberten Täler in des Dichters Heimat, die versteckten Waldschluchten, die Quellengäßchen, die dämmernde Weite, die bis zur Hardt in der Pfalz hinübergreift. All diese Heimatbilder sind ihm, oft seltsam verwandelt, Dichtung geworden. Der Duft von Most und Wein, der dort in den Gassen liegt, und aus den Obstalleen der Dörfer aufsteigt, er prickelt und gärt im Rhythmus seiner Prosa und im hymnischen Getön seiner Lyrik. Ruhe wird hier Bewegung, Umschau wird Flug, Erkenntnis wird Verzauberung.

So steht es um J. M. Becker, den Dichter. So zuerst um den Lyriker. Zu Kriegsende erschien (bei K. Wolff, München) ein dünnes Bändlein „Gedichte", in hymnischer Verzückung des Allfluges hingestammelte Verse; oft schuf die Verzauberung hier noch Verwirrung, aber ein Atem ging durch diese Strophen, der nicht nur Stundenmacht besitzt, so daß Richard Dehmel ihn als einen echten Psalmisten begrüßte. Das Jahr 1923 brachte dann zweimal zwölf Lieder „Ewige Zeit" (bei Elena Gottschalk, Berlin). Die Verzauberung war vollendet; sie war zu kosmischem Gleichnis geworden. Der Psalmist erscheint als Evangelist. Seine Kraft, die sich anfangs wildstürmend verbrauchen wollte, sie ward gestaut, wie die Kraft seines Heimatstroms, sie raffte sich selbst zusammen vor der Größe des Allwunders, das ihm erschienen war. Sie fand Macht genug, dieses Wunder in sich aufzunehmen, um es im Gleichnis zu erzählen und damit zu bewahren. Und Evangelist ward der Dichter auch damit, daß er das Wunder der Welt nicht nur trunken besang, sondern im tiefen, ergreifend schönen Gleichnis auch den Weg fand und künden konnte, der das Weltleid zur Erlösung führt.

Der Zug ins Kosmische scheint J. M. Becker mit den sogenannten Expressionisten zu verbinden. Wohl kommt er noch aus dieser Generation, aber als ein Spätling und als ihr bester Erbe, der sie überwinden sollte, in dem Idee wieder Bild und Geist wieder Herz wurden. Aber er ging nicht alte,

Digitized by Google

längst beschrittene Wege. Weder Hölderlin noch Novalis ist er in seinen Hymnen verpflichtet, so nah er ihrem inneren Wesen steht. Aber auch nicht Goethe oder Mörike standen Pate bei diesen Liedern, wenn er auch ruhig mit dem kleinen Heft vor sie hintreten dürfte; denn nicht mehr das kleine zeitbedingte Ich ist ihm Erlebnis, sondern seine tiefste Menschheit, die ihn mit allen verbindet. Und auch diese Menschheit ist ihm stets nur ein Zeichen für den verborgenen Gott und sein Leben im All. Ein kindliches Staunen durchbebt all diese Gedichte, eine siegfriedhafte Gläubigkeit schaut in die Welt, um sie zu verwandeln, aber nicht zu verflüchtigen.

Die paradiesische Landschaft, in der des Dichters Heimat liegt, hat sich freilich im Wein einen leuchtenden Tröster wachsen lassen, der alles Träumen, Sehnen und Suchen in harmlose Heiterkeit lösen möchte. In einem seiner besten Prosastücke hat Becker einmal darauf hingewiesen, wie seltsam es sei, „daß überall, an staubigen Landstraßen, an Abhängen, im Mauerwerk der Dorffriedhöfe, immer wieder das eine Bild erscheint: der stürzende Christus unter dem Kreuz ... Die Weinberge um Würzburg herum, wenn auch die hellsten und heitersten lieber das freundliche Bild der Madonna umrankt auf ihre Terrassen stellen, kennen doch auch das tragische Bild des Pilgers nach Golgatha; geweißt mit den Farben der kalkenen Stufen kniet er dort, segnet den Wein, das hohe Vermächtnis seines Blutes, noch im Sturz". Dem Wanderer, der durch diese Hügel geht, begegnet deshalb auch immer wieder Matthias Grünewald; so auch dem Dichter. Aus seinem Blick kamen schon die apokalyptischen Gesichte der „Ewigen Zeit". Mit seinem Blick sind auch die Geschichten der „Gestürzten Cherubim" (Wailandtsche Druckerei, Aschaffenburg), sind die Geschichte vom „Nachtwächter Kronos" (Schreckenbach, Nürnberg) und der Roman „Syrinx" (Breitkopf & Härtel, Leipzig) erzählt. Es ist jener Grünewald, der aus dem ersten inbrünstigen Aufschwung in die Höhe zurückkam auf die dunkle Erde und nun mit einem wehen Lächeln die seltsamen Geschöpfe, die sich hier tummeln, betrachtet. Das Staunen ist wehmütiges Erkennen geworden, und ein merkwürdig bizarr grotesker Humor blinzelt durch alle Bitterkeit der Erkenntnis. Runen, Runzeln und Falten sind in des Sehers Gesicht geschnitten, als hätte die Hölle ihn gezeichnet, aber sie haben ein geheimes Lächeln, das hie und da etwas berauscht scheint, nicht aus den Mundwinkeln vertreiben können. Die „Helden" dieser Geschichten und Novellen, die alle mit bebendem Herzen erzählt sind, haben etwas Verbogenes an sich. Man möchte wie ein Kind die Finger nach ihnen heben und sich mit dem Ellenbogen beim lieben Nachbarn versichern, daß die ganze Sache vielleicht doch nicht so ernsthaft gemeint sei. Gerade durch diese Art der Erzählung, die oft durch die Metaphernfülle seiner Prosa noch gesteigert wird, bekommt die dichterische Welt Beckers ihren eigenen Klang. Die Gestalten geraten in ein merkwürdiges Zwielicht, das sie so unwirklich heimatlich macht, wie es die Gestalten Jean Pauls sind. Da steht der seltsame Bildhauer, der dem „Gestürzten Cherub" die Gipsmaske seines Gesichtes nimmt; da der armselig große Müllerbursch „König Knecht"; da der aufgestörte junge Dorfschulmeister im Roman „Syrinx"; da all die tollen Gesellen und alten Jungfern aus dem „Klub vom verbogenen Wendekreis". „Kistenfeger" heißt einer dieser Käuze, und man möchte alle diese Geschichten sammeln unter dem Titel „Aus Kistenfegers Rumpelkammer". Aus dem Alltag der Gegenwart, aus unserer Zeitluft ballen sich diese Gestalten, die auch durch seine Dramen wandern, und steigen auf die Ebene des Zeitlosen, indem sie (ich finde kein besseres Wort für diese Verwandlung) märchenhaft werden. In ihrer Güte, in ihrem Heroismus, in ihrer Schlechtigkeit, immer behalten sie irgendwie diesen unwirklich märchenhaften Zug im Gesicht, und gerade diese Seltsamkeit erlöst sie aus dem Elend der Zeit. Vielleicht hat eben dieser Zug in Beckers Dichterantlitz auf Carl Hauptmann besonders gewirkt, so daß er dem jüngeren Dichter bis zu seinem Tode herzlich zugetan war. Wenn aber bei Carl Hauptmann das Groteske oft ungeformt hereinstolpert, die Bildschau nicht durch Ideenkraft gebunden und geformt scheint, so ist es gerade Beckers Kraft, auch in diesen Erzählungen Idee und Bild zur packenden Einheit zu formen. Diese Einheit erhebt aber alle Prosa, so realistisch und unphantastisch eigentlich Handlung und Gestaltung sind, in das Bereich der Vision.

Wer nämlich näher hinhört und noch tiefer in die Gesichtszüge dieser Gestalten schaut, der wird auf

Digitized by Google

einmal gewahr, daß all das Lachen mit Bitterkeit durchsetzt ist und daß hinter dem Schmunzeln sich Abgründe verstecken; dem wird so, wie den zwei Wanderern in Beckers „Weltstadtlied": Was ihnen nah vertraut schien, der Menschen Antlitz und der Straßen Namen, sie werden fremd. Des Freundes Haus entschwindet ihrem Blick, und Nacht schafft lauter finstere Gassen. Sie sitzen einsam, weltfremd, als habe Sonnenfinsternis auf ewig die Helligkeit des Tages in den Abgrund gestürzt.

„So sitzen wir, und tot sind alle Fenster.
Die Nacht anbetteln wir und sind Gespenster,
Wenn sie mit Regen gießt aus tausend Kannen.
Mein und auch dein Gesicht nimmt sie von dannen."

Fremd scheint solches Erlebnis in solcher Landschaft. Aber erinnern wir uns daran: „Franken, die Landschaft der ewigen Karwoche." So empfindet der Dichter selbst seine Heimat. Aber was ist der Sinn der Passion anderes, als der Weg durch Leid zur Erlösung? So darf es uns auch nicht wundern, daß das Urthema Beckers, bald nur unterirdisch mittönend, bald mächtig vorbrechend, in immer neuen Variationen das eine große Thema der Erlösung ist. Tasten schon die Hymnen und Lieder den Himmel über uns nach der Pforte der Erlösung ab, klopfen alle die Gestalten der Erzählungen immer neu die Wände der sonnverfinsterten Erde ab, um in die Nähe Gottes zu finden, so versuchen seine Dramen auf immer neuem Wege, unter immer neuen Verwandlungen die Gnade der Erlösung aus allem irdischen Wirrsal und Leid zu erkämpfen. Nicht zufällig nannte Becker sein erstes Drama eine „Passion: Das letzte Gericht" (S. Fischer, Berlin) und nicht zufällig endet der Kampf der zwei Zwillingsbrüder, die im Toben der Revolution sich gegenüber stehen, in Verklärung. Erlösung sucht „Kaiser Jovinianus" (Kiepenheuer, Potsdam), indem er, nach der alten Legende, seiner Kleider beraubt, nun mit einem falschen Kaiser um sein Thronrecht kämpfend, erst selber einmal Mensch wird. Erlösung will auch bringen der „Freier Krispin" (Kiepenheuer, Potsdam), indem er Menschlichkeit in die Öde des Kapitalismus trägt. So ist es fast selbstverständlich, daß endlich das Problem der Erlösungsmöglichkeit in dem Schauspiel „Der Schächer zur Linken" (Kiepenheuer, Potsdam) in starker Handlung zum Thema gesetzt wird. Und wie hier mit tiefstem Ernst die Möglichkeit der Erlösung durch einen anderen in Zweifel gesetzt und wieder anerkannt wird, dadurch, daß Gnade und Wille zusammenwirken, so bringt die übermütige Komödie „Der Wundermann" das Gegenbild, wie eine erbärmliche Welt den falschen Erlöser geradezu anzieht und an ihm zum Narren werden muß. Erlösung versucht endlich auch Henry Ford im Schauspiel „Das Friedensschiff" (Wailandt Verlag, Aschaffenburg), da er dem Wahn nachjagt, mit edlen Gesinnungen das Blutopfer Europas verhindern zu können.

Auf keine Weise hätte Becker sein heimatgeborenes Dichtertum stärker beweisen können, als gerade durch die Wahl dieser Themenstellung, als durch den Zwang, immer neu die Vision der Erlösung zu gestalten. Darin verbindet er sich seinem großen Landsmann Matthias Grünewald. Und auch er kann kraft seiner Natur nicht anders, als daß er das Kreuz nur für eine Station anschaut und immer dem Karfreitag ein Ostern folgen läßt. Dieser ideelle Untergrund ist es aber, der seine dramatischen Werke bedeutsam aus der Gesamtliteratur heutiger Bühnenkunst heraushebt. Ernste Kritik konnte bei ihrer Aufführung auf verschiedenen großen Bühnen nicht anders, als diese Sonderstellung nachdrücklich anerkennen. Gewiß ringt die große Kraft dieses Mannes schwer und nicht in jedem Augenblick begnadet um die großen Fragen, die er sich gestellt. Allein, wenn auch noch nicht in jedem Werk der Gipfel einer vollendeten Leistung errungen ist, wenn noch abstrakte, nicht ganz blutgefüllte Stellen sich in diesen Werken finden, die Leistung im einzelnen wie im gesamten ist bedeutsam. Nicht kleine Alltagsnöte, nicht Pubertätsjammer, nicht subjektive Problematik schufen diese Dramen, so wenig seine Lyrik und seine Epik solch beschränkter Gefühlswelt entwachsen sind: es ist die Not der Zeit, die Not Deutschlands, die diesen Mann zum Dichter machte. Das ungeheure Erlebnis des Krieges und seiner Folgen haben den Menschen so nachdrücklich erschüttert, daß er nun sagen muß, warum er leidet.

Digitized by Google

Autobiographische Skizze

Von Julius Maria Becker

Mit jener Generation bin ich geboren, die 1914 der Krieg überfiel, als eben sie Lust verspürte, die Wurzeln ins Erdreich zu senken, heimisch zu werden, ans Werk zugehen. Man hatte in maßloser Verehrung zu Göttern emporgesehen, zu Dehmel, zu Mombert, zu George. Karl Henckells soziale Lyrik, Liliencrons chevalereske Melodie mit Lenauschem Unterton: das war die Musik, aus der man gekommen war und ausgegriffen hatte zu eigenem Schreiten.

In Würzburg, mitten im Sommer, hatte ich 1908 einen Nachmittag mit Maximilian Dauthendey zusammengesessen, der eben mit Koffern voll bunter expressionistischer Zeichnungen von jahrelanger Reise (ringsherum um die Erdkugel) nach Hause gekommen war. Ich habe ihn später, obwohl er mein Landsmann, ein Franke ist, nicht wiedergesehen. Damals, 1908, war er ein Fremdling, ein Unbekannter bei uns, in seiner Stadt.

Es kam dann der Krieg — und dann, vom Schlachtfelde ausgespien, ein Werk (ein Anlauf zum Werk, ein hurtiges, hastiges, skizzenhaftes Werk), das dennoch mir Dehmels Zustimmung brachte: ein erstes kräftiges, aufmunterndes, zusprechendes Wort. Ich lernte Carl Hauptmann kennen. Wir wechselten Briefe. Ich war dann, noch mitten im Wirr der Spartakuskämpfe zwei mühsame Tage auf Eisenbahnen zu ihm unterwegs. Ich habe sein Antlitz gesehen, sein Lotsengesicht, sein Sehergesicht. Das Antlitz von Dehmel erblickte ich nicht. Und beide, sehr merkwürdig, gingen fast gleichzeitig von dieser Erde hinweg.

Nun war ich allein.

Es ging nur sehr langsam voran. Ging es überhaupt voran? Ein endloser Dornenweg! Täglich aufs neu vor dem Nichts! Bis heute! Bis jetzt!

Willy Loehr (ich muß seinen Namen nennen) hatte 1920 den Mut und führte mich auf. Mut, dieweil ich ja ganz als Einzelner stand, von keinerlei Clique, Gruppe, Partei exponiert. Die Volksbühne Berlin, das Schauspielhaus Düsseldorf, das Schauspielhaus Frankfurt folgten dann nach. Ich muß ihnen dankbar sein; denn wahrlich, dankbar war es, mich aufzuführen, nicht.

Ich wohne, wo ich geboren bin: in Aschaffenburg. Hier liegt Brentano begraben, hier lebte der freieste Geist, den Deutschland vor Friedrich Nietzsche besaß: Wilhelm Heinse, der Dichter des Ardinghello-Romans. Hier ist auch das Schloß, das mitten im Viereck der machtvollen Türme, mitten im Karree gigantischer Wächter mit schuppigen Helmen, mitten in Wucht und Barock den gotischen Bergfried aus frühem Jahrhundert bewahrt, das Sinnbild der Seele im Zwinger der neueren Zeit, das Sinnbild, an das ich mich halten will, worin ich mein Vorbild sehe und das mich nun magisch verbindet — mit dieser Stadt, mit diesem Schloß, mit dem Gebirge der Türme, der Mauern, Terrassen, vom Maine bespült.

Bojer

Von Kurt Münzer (Berlin)

Der Name ist nicht neu; vielen wird er erstmalig erklingen. Bojer ist Norweger und berühmter Mann über die Heimat hinaus; er hat bereits, wenig über fünfzig, seinen Biographen gefunden und Übersetzer für diese Biographie, geschweige denn für seine Bücher. Es sind nicht viele, wir haben im Deutschen fünf davon, aber jedes in seiner Art ist gewichtig.

Bojers deutscher Verlag setzt sich mit geschmackvollem Eifer für ihn ein, er will ihn als den Dichter unserer Zeit proklamieren, aber mir scheint das Wertvolle und Wirkungbedingende an Bojer gerade, daß er so etwas wie zeitlose Bücher schreibt. Sie waren vor zehn Jahren und zwanzig dem Bedürfnis der Menschen willkommen und werden es in zwanzig ebenso sein. Er erzählt ja nicht von den holden und bitteren Erlebnissen unserer Tage, sondern er handelt vom Urseelischen im Menschen, von jenem Dämon und Gott in ihm, der in allen Erdteilen und Zeiten am Werke ist.

Digitized by Google

Seine „Lofotfischer" sind wirklich Meer in Sprache umgesetzt, sind eines Volkes Denkmal, dessen Plastik nie ihr Leben verlieren wird, sind ein dichterisches Dokument, das so wie Dostojewskis „Totenhaus", da es Erlebnis ist, auch noch Geltung haben wird, wenn — einmal — alle Literatur Papier geworden sein wird.

Dann der Bauernroman „Dyrendal", der das Epos des festen Landes ist, wie die „Lofotfischer" das des Ozeans. Er ist, wuchtig und saftig, um das Geschick einer kinderlosen Ehe geschrieben, so daß ein tiefgedeuteter psychologischer Fall dieses Volksbuch noch bereichert.

„Die Macht der Lüge" ist die Tragikomödie der Gerechtigkeit. Ethos und Geist dieses Buchs, stärker als in den anderen, machen es zu dem gedanklich stärksten in des Dichters Produktion, so wie das soeben erschienene „Der Mann mit den Masken"[1] das phantastischste, handlungsreichste und tiefsinnig launigste ist.

Das, was Bojer da mit jenem bekannten Humor, dem die Augen feucht sind, geschrieben hat, geht Mann und Weib aller Zeit an. Es ist unsere Sehnsucht nach Verwandlung, nach anderer Gestalt, nach jeder Erlebnismöglichkeit; unsere Neugierde nach allen Sphären des Daseins, nach dem Dunkel der Tiefe, dem Licht in der Höhe. Gefängnis und Landstraße, Fabrik und Palast: gieren wir nicht danach, aus jedem Becher zu schlürfen, in dem das Leben schäumt?...

So bezaubernd ist diese Geschichte, daß man das Unwahrscheinliche noch entzückt empfängt. Kann ein Bauernjunge diesen Hochstaplergeist haben? gerade in diesem Gebiet des Umgangs mit Mensch und Welt solches Genie entfalten? Genug: es sei! Der Junge bricht in die unbegrenzten Möglichkeiten des Menschenlebens auf und beginnt seine Robinsonade durch die Sphären des Mannes. Er ist Arzt und Ingenieur, Wucherer und Feldarbeiter, Schauspieler und Agronom. Er geht durch Gefängnis wie durch Tod in neue Lebensform über und — findet die Frau. An der Frau zerbricht sein Wander- und Verwandlungstrieb, für sie wird er, der er ist. Welche wundervolle Pointe, daß er am Schluß, im Dunkel angerufen von der Geliebten, die ihn nicht ahnt, sagt: „Ich bin es." Ja, gibt es ihn denn?... Hoffen wir. Sie haben sich gegenseitig verdient, und er mag nun, schönste letzte Verwandlung, Bürger, Gatte, Vater sein!

Es ist alles nur Symbol, aber wie sehr Gestalt geworden! Wie ist Idee hier in lebendige Menschen eingegangen! Der Gedanke der Seelenwanderung hat nirgends ähnlich anmutige, wirklichkeitsvolle Form gefunden. Der Tiefsinn im ganzen ist nirgends gesagt, immer nur gestaltet.

Bojer hat dieses Buch aus einem früheren neu geschaffen. Letzte Form hat es vielleicht noch immer nicht gefunden. Denn es sind eher ein halbes Dutzend Novellen als ein geschlossener Roman; es könnten Episoden fehlen, ohne zu fehlen. Vielleicht wird der Dichter ein drittes Mal an die Arbeit der Neufassung sich machen. Gut denn! alle Verwandlungen sind gut und schön, wenn sie in Vollendung münden.

Alfred Neumann: „Der Teufel"

Von Bernhard Diebold (Frankfurt a. M.)

Dies herrliche Buch zu rühmen und erklären, bedürfte es einer Abhandlung statt eines knappen Referats vom Wie und Was des Werkes. Neumann hat einen Teil des Kleist-Preises dafür erhalten. Der oben genannte Referent hat als Kleist-Preisrichter von 1926 die Ehrung selbst vollzogen. Er rühmt sich also selber mit der Rühmung seines Dichters. Doch er schämt sich nicht und freut sich seiner Tat.

Neumanns Roman (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) führt uns in die Epoche Ludwigs XI., der mit Grausamkeit und Kirchenfrommheit Frankreich regierte und das von eigenmächtigen Fürsten zersplitterte Königreich einigte und fest machte.

[1] Der Mann mit den Masken. Roman von Johan Bojer. Herausgegeben von J. Sandmeier. München 1926, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 215 S. M. 4,– (5,50).

Digitized by Google

Wir erleben Kriege über Kriege, Revolten, Kronräte, Aventüren mit den größten Spielern des historischen Theaters. Karl von Burgund, der Connétable, der Kardinal Balue, die mächtigen Ministranten am Throne: Tristan, le Beaune und endlich jener, der dem Buch den Namen gab: Oliver Necker, ehemals Barbier in Gent, dann Kämmerer und Intimus des Königs; der genannt war: le mauvais — und das heißt „Der Teufel".

Mit diesem Stoff und diesem Personal, mit Ludwig und mit Oliver, hat hin und wieder schon ein Autor ein historisches Drama oder einen Geschichtsroman versucht. Die Menschen, Schlachten, die Intrigen und Feste, die Kerker und die Prunkgewänder, sogar die Farben der Stimmung und der handlungsreichsten Szenen — das alles liegt in Chroniken von der Historie schon bereit gestellt. Ein kluger Mann mit einigem Theatersinn für Komposition und spannende Berichterstattung vermöchte leicht aus solcher Fülle den „historischen Roman" zu destillieren.

Aber Neumanns Erzählung ist kein „historischer Roman" von Politik und Männertaten. Historisch sind bei ihm nur Hintergrund, Kostüm und Requisit. Er schreibt ein Epos von der Seele. Dazu braucht er weite und vom heutigen Chaos distanzierte Räume, in denen sich die Seelen im größten Ausmaß selber weiten können zur Monumentalgestalt, die individuelles Alltagsschicksal überragt. Es ist der romantische Trieb ins Große, der Neumann aus dem Gegenwartsmilieu hinaustreibt auf die geschichtlichen Schauplätze. Er schafft Distanz für seine großen Fresken, die nicht wie Miniaturen allzu nah betrachtet werden dürfen. Nicht daß die Gegenwart auch Großes schaffe und erbringe! Jedoch der Blick verwirrt sich noch im Irrgarten des Vielen-Allzuvielen. Wo ist der große Roman der Nachkriegsgegenwart? Des modernen Döblins Hauptroman heißt: „Wallenstein"; Manns „Zauberberg" ist doch mehr Rückblick und Synthese als das blitzeinschlagende Jetzt. Der Stoff des Jetzt ist noch zu spröde für den geistigen Sammler. Der Seher sieht mehr Mosaiksteine als ein festes Bild. Noch scheint die Zeit des Gegenwartromans nicht gekommen.

Doch Neumanns „Teufel" ist in anderem Sinne Gegenwart. Er schreibt von Seelen und nicht von „geschehenen Geschichten". Er schildert Seelenphasen, deren Ablauf von jedem in der eigenen Phantasie vollkommen nacherlebbar sind. Er treibt die dichterische Psychoanalyse, die eine Seelenspaltung und ein Doppel-Ich erkennt; und die um jenes magische Ereignis weiß, das man ganz schlicht mit Liebe oder Sympathie bezeichnen mag, das aber die dämonische Verbindung und mystische Vereinigung von einer Menschenseele mit einer anderen Menschenseele darstellt: ein Geheimnis. Seit Menschen leben bis zum heutigen amerikanischen Tage: ein Geheimnis.

Ludwig XI. und sein Kämmerer Oliver, genannt der Teufel, stehen unter dem Zwange der Gemeinsamkeit. Der König und der Barbier erkannten sich als wahlverwandt und gleichem Schicksal hörig. Sie müssen wie nach astrischer Bestimmung zueinander, sie müssen ineinander und verschmelzen. Wer ist der Teufel? Der grauenvolle König oder sein advocatus diabolicus? Am Anfang schwankt die Grenze: was des Himmels, was der Hölle sei. Sie trauen sich erst selber nicht; sie riechen sich wie feindliche Dämonen. Verrat ist anfangs zwischen ihnen möglich. Zum Prüfstein ihrer Schicksalszugehörigkeit wird Anne, das geliebte Weib des Oliver. Gier, Eifersucht und geschändete Liebe werden zur Hemmung und Gefahr für Alle. Aber als Oliver und Ludwig sich im Zenit der Schicksalslinien begegnen, wird Anne, das Weib, ein Gleiches für sie Beide. Sie wird zur Bindung ihrer innersten Seele. Sie stirbt daran, über den Tod hinaus geliebt von beiden.

Jetzt sind sie eins, der König und sein Gegenkönig: einer des anderen Gewissen, einer des anderen Tat. Sie freveln und sie heiligen gemeinsam ihre Werke. Sie töten und begnadigen aus gemeinsamem Beschluß: denn jedes Frage-Antwort-Reden geschieht im magischen Bann der unzertrennlichen Zweiheit. Jeder des anderen Teufel, reizen sie sich die Gewissen. Oliver wird immer menschlicher. Ludwig wird edler. In jenem wächst die Liebe, in diesem die Treue. Das Ende bringt allein der Tod. Nun heißt es: Tod und Teufel!

Der Tod ist groß. Diesen Renaissance-Kolossen und Lebens-Menschen größten Stils ist er noch größer und erschrecklicher als den guten Christen, die das Himmelreich erhoffen dürfen. Das elegische Sterben Annes ist das erste große memento mori.

Digitized by Google

Man muß sterben, auch wenn man König ist. Der königliche Todeskampf ist grandios. Müßte Oliver nicht mit-sterben? Man kann als eine Hälfte eines Doppelleibes doch nicht weiter atmen! Aber Oliver kann. Er unterschreibt die grausamsten Reskripte seines Königs mit seinem eigenen verfluchten Namen und schützt den königlichen Titel vor Verfluchung. Denn das ganze Lebenswerk ging um die Heiligkeit des Königtums. Dann läßt sich Oliver von den Fürsten fangen. Die Königin küßt sein Haupt. Dann wird er gerichtet.

Es ist kein historischer Roman der Scottschen Gattung, er ist nicht vergleichbar Feuchtwangers glänzender Historie vom „Jud Süß". Dort breitet sich Geschichte aus wie eine gewaltige Landschaft mit Figuren; und will, vom Dichter verschönert, konzentriert und mit romantischen Gefühlen zum Lückenfüllen ausgebessert zu werden. Hier bei Neumann kommt ein Dichter mit seiner Büchse der Pandora zur Geschichte hin, öffnet das tragische Gefäß und schüttet sein Schicksal, sein Erlebnis, seine Phantasie hinein in den Geschichtsstrom, der weit unter seinem Blickpunkt großartig vorüberfließt: und nun beherrscht von Dichterschiffen, vorbei an Schlössern aus Luft und Fabelei.

Was auch geschieht in diesem Roman von Ludwig und dem Teufel, die Sitzungen des Grauens, die Begegnungen der Fürsten, die Schilderung von Kerkern oder Liebeskammern — nichts ist Historie, alles Fabelei. Denn das Konkreteste dient immer nur als Dokument des Menschen. Und die Städte, die Schlösser und selbst die Tiere, die stummen Freunde der beiden Einsamsten in Frankreich — auch sie sind mehr als Gegenstand. Auch sie sind Wesen aus dem Geiste.

Die Sprache ist Neumanns großes Werkzeug der Verwandlung von Stoff zu Sinn. Er denkt als Dichter, obgleich er immer fühlt. Selten wird der Begriff zum Schema. Seine Sätze gehen dialektisch. Seitenlang spricht es mit Rede und Gegenrede. Der Geist ist männlich überall. Auch Anne ist vom Manne gesehen und weniger vom Weiblichen aus erfühlt. Das gibt ihre leise, kranke Blässe. Der Gedanke ist immer stark, das Chaos wird immer gedämpft; der Puls des Blutes wird gezählt; die Phantasie gezügelt. Die Form — die Kunst ist groß.

Proben und Stücke

Drei Gedichte[1]

Von Ina Seidel

Der Seele müde

Der Seele müde, der ewig zerrinnenden, die
Nicht abläßt, sich strömend ins Grenzenlose zu stürzen,
Niemals gesammelt ruhn will, wie goldener Dotter
Geheimnisvoll umschlossenen Keim zu nähren:

Der Seele müde werf' ich mich ganz dahin,
Ebne, mein Leib, — unzählige Lerchen steigen
Mir aus der Brust und rieseln wiederum nieder,
Licht umschwimmt mich, mein Selbst vergeß ich im Schauen.

Siehe, da braust die Luft von starkem Gefieder, da naht sie,
Naht die Seele von Ost, wo sie der Sonne
Diente mit Opferrauch und mit Weihgesängen,
Naht und stürzt in die Brust, wie der Vogel dem Horste
Zustürzt aus blauender Luft, kristallener Ferne.

Geduld

Du wirst vielleicht durch lange Übung langsam
Die ersten Zeilen des Gebetes lernen.
Wenn du sie kannst, wird er dich dann entfernen
Aus dem Bereich der leicht gesagten Worte. —

Und diese ersten Zeilen des Gebetes
Sind alles was du mitnimmst auf die Reise.
Sie bleiben die nie aufgezehrte Speise
Für dich an dem von ihm bestimmten Orte.

Du wirst die ersten Zeilen des Gebetes
Mitbringen, wenn du wiederkehrst von drüben,
Und ihrer mächtig wirst du weiter üben —
Und einmal wird Gebet sein ohne Worte. —

Beleuchtung

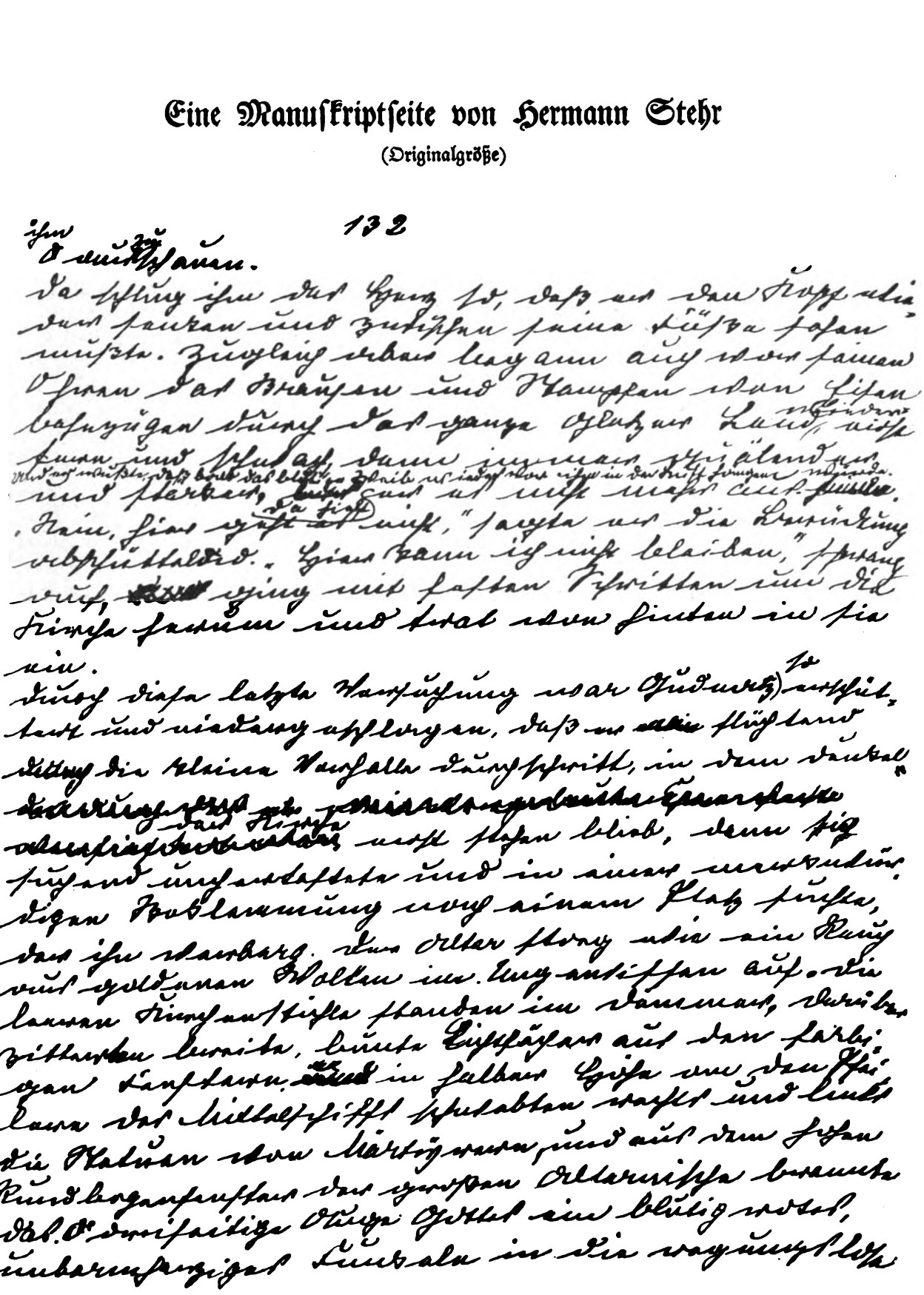
Landschaft hat ein unerlöst Gesicht,
Bis du mit dem Freunde sie durchwandelt;
Dann erglänzen, wie von eignem Licht,
Hügel und Gelände sanft verwandelt.
Seine Stimme redet neben dir,
Überall von Vogelruf durchläutet,
Birke flüstert zärtlich: es war hier,
Wo er dir das Sternbild ausgedeutet.

[1] Aus „Neue Gedichte" von Ina Seidel (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1927).

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Hermann Stehr

(Originalgröße)



Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Zur Akademiefrage

Aus Arno Holz' Offenem Sendschreiben an den Kultusminister:

„Prüft man die innere Struktur der Preußischen Akademie der Künste, so besteht diese zunächst aus einer anorganischen Zusammenklitterung zweier heterogenen Elemente. Nämlich: aus einer widersinnigen Verkoppelung von Lehranstalten (der ‚Akademischen Hochschule für die bildenden Künste', den ‚Akademischen Meisterateliers', der ‚Akademischen Hochschule für Musik', den ‚Akademischen Meisterschulen für musikalische Komposition' und dem ‚Akademischen Institut für Kirchenmusik', die als ‚Lehranstalten' dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ganz selbstverständlich unterstehen) mit — Verzeihung für den Ausdruck, aber der ganz ergebenst Unterzeichnete findet zu seinem Leidwesen keinen prägnanten anderen — mit dem ‚Pfauenschwanz' einer rein ‚zu diesem Zweck' zusammenberufenen (vergleiche den Aufsatz des Herrn Sachbearbeiters des Herrn Ministers) ‚Künstlergesellschaft', die jedoch in jedem gegebenen Fall auf Grund des ihr von dem Herrn Minister vorgeschriebenen Statuts, das ihr, wieder gänzlich anorganisch, auch noch eine sie permanent bevormundende und sie stetig kontrollierende Anzahl von ministeriellen Stellvertretern und Machthabern aufgezwungen hat, genau ebenso wie das vorstehend aufgezählte Lehranstaltenquintett widerstandslos dem ‚Sic volo, sic jubeo' des Herrn Ministers unterworfen ist. Was angesichts dieser nur allzu durchsichtigen Zusammenvermischung unter dem behauptenden Ausdrucke des Sachbearbeiters des Herrn Ministers ‚autonome Kunstbehörde' zu verstehen ist, was also in dieser recht eigentlich Dreizusammensetzung als ‚autonom' und was in ihr als ‚Kunstbehörde' anzusprechen ist, das, so muß er ehrlich bekennen, ‚festzustellen', ist dem ganz ergebenst Unterzeichneten trotz redlich größter Mühe, die er sich gegeben hat, nicht gelungen. Es sei denn, daß unter diesem Ausdruck des Sachbearbeiters des Herrn Ministers — nochmals: ‚autonome Kunstbehörde' — lediglich das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ganz allein zu verstehen ist!

Auch erlaubt sich ferner der ganz ergebenst Unterzeichnete noch hinzuzufügen:

Die so benannte ‚Preußische' Akademie der Künste ist, wie unwiderleglich aus ihrem derzeit geltenden Statut hervorgeht, nicht eine ‚Preußische', sondern nur eine ‚Berliner' Akademie der Künste, da ihre ‚ordentlichen Mitglieder', soweit sie ihren Wohnsitz nicht ‚in Berlin und in den mit Berlin im Vorortverkehr verbundenen Orten' haben, als nicht mit Stimmrecht ausgestattete Mitglieder überhaupt nicht zählen." — (Deutsche Allg. Ztg. 474/(476).

Dazu schreibt Werner Mahrholz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 240): „Holz rührt an Probleme, die sehr tief in die staatsrechtliche Problematik des Verhältnisses von Reich und Ländern hineinführt. Arno Holz schwebt eine ‚Deutsche Akademie' vor, der er die Repräsentanz und ein Mitbestimmungsrecht des künstlerischen Menschen in Deutschland in allen ihn berührenden Fragen zugesprochen wissen will. Das Problem einer einheitlichen Reichskulturpolitik taucht hier auf, dessen Notlösung bisher dadurch gegeben ist, daß in allen wichtigen Fällen das Preußische Kultusministerium stellvertretend in die Lücke trat. Daß diese Probleme nicht übers Knie gebrochen werden können, ist allen Einsichtigen ohne weiteres klar. Arno Holz als Dichter durfte ein Wunschbild hervorzaubern. Er hat sogar in einem tieferen Sinn seine Pflicht als geistiger Mensch getan, indem er von dem Recht des schöpferischen Menschen auf Planung für die Zukunft Gebrauch gemacht hat. Das muß gesagt werden, auch wenn man seinem Vorgehen sonst nicht zustimmen kann."

Aus Max Liebermanns Schreiben an Arno Holz (Tägl. Rundsch. 484): „Die Akademie beruht nicht auf ihren Statuten, sondern auf dem Geist, der in ihr herrscht. Es gibt keine Institution, die in so liberaler Weise sich selbst wählt, wie die Akademie, und es ist mir in der langen Zeit, in der ich ihr angehöre, auch unter dem vorigen Regime, nicht vorgekommen, daß eine unserer Wahlen nicht bestätigt worden wäre. Davon werden Sie sich selbst überzeugen können, wenn Sie eine Zeitlang mit uns gearbeitet haben."

Antwort darauf von Arno Holz (Tag 251): „Die so benannte ‚Preußische' Akademie der Künste — selbst wenn die sich so benennende gegenwärtige eine solche wäre, was sie aber, wie im vorstehenden bewiesen, nicht ist — hat im heute republikanischen Deutschland nur noch ‚Sinn', wenn sie sich bewußt darauf einstellt, daß aus ihr endlich die Deutsche Akademie der Künste erwächst!"

Vgl. dazu „Der gekränkte Dichter" (N. Zür. Ztg. 1926) und Hanns Martin Elster: „Deutsche Akademie und Goethegesellschaft" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 778); Karl

Digitized by Google

Strecker (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 241). Über die Eröffnungssitzung: (Deutsche Allg. Ztg. 502); (Berl. Börs.-Cour. 501); (Frankf. Ztg. 802 A.).

Aus Thomas Manns Rede (Voss. Ztg. 508): „Wenn ich mich frage, auf welchem Wege diese Bedenken des deutschen Dichters gegen das Staatlich-Gesellschaftlich-Akademische zu überwinden sind, so antworte ich: Nicht auf gedanklichem Wege, nicht auf dem Wege der Überredung durch andere oder durch sich selbst, sondern auf dem Wege des inneren Erlebnisses und einer großen Entdeckung. Welcher Entdeckung? Jeder Künstler, besonders jeder Dichter von Wirkung macht sie einmal, wenn nur erst gewisse Jahre bohemehafter Absolutheit und Beziehungslosigkeit vorüber sind. Ich sage es mit den einfachsten Worten. Er entdeckt zuerst mit Unbehagen, dann mit wachsender Freude und Rührung, daß seine Einsamkeit und Beziehungslosigkeit eine Täuschung war, eine romantische Täuschung, wenn Sie wollen. Er entdeckt, daß er ein Ausdruck war, ein Mundstück, daß er für viele sprach, als er für sich, nur von sich zu sprechen glaubte. Er entdeckt, daß er allenfalls empfindlicher und ausdrucksreicher ist als die Mehrzahl der anderen, aber nicht anders, nicht fremd, nicht wirklich einsam ist, daß Kunst- und Geisteswerke nicht nur sozial genossen, sondern auch schon sozial empfangen, konzipiert werden. In einer tiefen, abenteuerlichen Einsamkeit, die sich, wer hätte es gedacht, als eine besondere Form der Gesellschaftlichkeit, als soziale Einsamkeit entpuppt. Mit einem Worte, er entdeckt, er erlebt, er erfährt es mit wirklicher Ergriffenheit, daß Kunst, dichterisches Schrifttum wirklich und nicht nur offiziell-redensartig ein Organ des nationalen Lebens ist.

Das ist eine Überraschung, meine Herren, die durch nichts mehr zu überwiegen ist, was danach kommen und sich logischerweise daraus ergeben mag, etwa durch den an uns ergangenen Ruf des Staates, den akademischen Ruf, durch welchen der Dichter, der jenes innere Erlebnis hinter sich hat, unmöglich noch zu befremden, zu verblüffen und zu erschrecken. Unmöglich kann ihm der Ruf des Staates noch Angst einflößen um seine Freiheit, denn sonst hätte er für seine Freiheit schon zittern müssen anläßlich jener früheren inneren Entdeckung und Einsicht in seine tiefe soziale und nationale Gebundenheit, welche er doch im Augenblick ihrer Erkenntnis auf keine Weise in Widerspruch stehend zu seiner tiefsten Freiheit empfand. Er wird nicht überrascht sein, daß der Staat von seiner Seite her zu derselben Einsicht gelangt ist wie er."

*

Heinrich Federer

Zum 60. Geburtstag

„Es gibt zum Heil der Welt immer wieder Menschen, die das Wunder der Einfalt hegen und pflegen. Der Bettelmönch von Assisi bezwang damit die Verworrenheit der Welt, die ihn erstickend umtürmte und einzukerkern drohte, und Heinrich Federer singt ihr, dieser unmittelbaren geheimnisvollen Macht des Lebenswillens, in jedem Werk das zarte, frohe, hinreißende Loblied. Der Kompliziertheit des Leben-Müssens setzt er triumphierend die Einfalt des Leben-Wollens entgegen. Aus dem Kernholz vom Baume des Lebens sind seine Helden geschnitzt." Hugo Marti (Bund, Bern 425).

„Besonders liebt Federer das Kind und den werdenden, bildsamen, biegsamen Menschen. Er neigt sich ihm in seiner inneren Unschuld und behorcht das Pochen seines Blutes und das Weben seiner Wünsche. In ‚Regina Lob' schildert er so mit dem Reiz kindlicher Einfalt das Töchterchen des Arztes und die Kinder der Regina, den Ziehsohn noch als Vierten dazu gebend. In ‚Papst und Kaiser' ist eine Anzahl junger Menschen, an denen man die Anteilnahme des Autors deutlich merkt. Und mit welcher ganz persönlichen Liebe bildet er den wilden Gherardo in ‚Weihnachten in den Sibyllinischen Bergen'. Eins seiner schönsten Stücke ist die Geschichte, wo Dante, heimwehselig von Fignola im Monte Giovi nach Florenz hinüberstarrend, sich vor einem kleinen Kinde neigt und die Einfachheit des niederen Weltlaufs preist." P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 467).

„Federers Dichtung ist starke, wurzelhafte Heimatkunst. Ihm bleibt die Heimat keine zufällige, bequeme und leere Staffage. ‚Berge und Menschen' heißt sein erster großer Roman. Man könnte allen seinen Büchern diesen Titel geben. Oft ist die schicksalhafte Verknüpfung der Menschen mit ihren Heimatbergen das Hauptmotiv, stets aber spielt die formende mütterliche Kraft der Landschaft in das Thema hinein. Wie ‚Könige auf uralten Thronen' beherrschen die Berge, die montes sani et sacri, das Leben der Menschen. Mit außerordentlicher Kunst macht Federer seine Bergwelt lebendig. Er verschmäht herkömmliche und abgegriffene Bilder. Seine Farben leuchten in der Frische einer jugendlichen, unvergänglichen Natur." Heinrich Lentz (Köln. Volksztg. 741).

Vgl. auch: Johannes Jegerlehner (Bund, Bern 425); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1608); Emil Heß (Hamb. Korresp., Unt.-Bl., 6. Okt.); Karl Fuß (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 40, u. a. O.); Franz Alfons Gayda (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 235); Hermann

Digitized by Google

Aellen (Frankf. Ztg. 748 A.); Börries Freiherr von Münchhausen (Münch. N. Nachr. 279); Hanns Martin Elster (Schleswiger Nachr., Nordmark 237); N. Bad. Landesztg., Kunst (501).

*

Gustav Renner

Zum 60. Geburtstag (17. Oktober)

Wulf Bley charakterisiert (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 244) Renners Lebenswerk: „Was Gustav Renner geschaffen hat, ist starke und deutsche Kunst, die aus Können erquillt. So fesselnd seine ‚Novellen', so köstlich-besinnlich seine ‚Gedichte' sein mögen, — stärker und überzeugender noch ist Renner als Dramatiker. Hier ist er Vollblut, dichterisch wie bühnengemäß. Sein ‚Ahasver' spricht für sich selbst, seine Dramen ‚Alkeste' und ‚Francesca' können nicht genug beachtet werden. Im ‚Merlin' befaßte sich der Dichter, wohl nicht zufällig, mit dem Königsproblem im Menschen, das unter anderen auch Kurt Geucke in seinem ‚Sebastian' und Eberhard König in seinem ‚Dietrich von Bern' gestaltet haben. Das Werk liegt unter dieser Außerachtlassung der seinerzeit von der Regie gemachten Kürzungen in der Fassung vor, in der es seinerzeit erfolgreich aufgeführt wurde. Bei starker und glücklicher Gestaltung liefert es wiederum den Beweis, daß der echte Dichter stets ein Seher ist und über seine Zeit hinweg vorausschaut. Das Werk ‚Dunkle Mächte' mag wie alle ‚bürgerlichen Tragödien' nicht jedermanns Sache sein, ist aber, auch als Buchdrama, außerordentlich fesselnd und von starker innerer Kraft. In der ‚Alkeste' packt Renner die Aufopferungsfähigkeit der Frau mythisch an. Das Werk ist allerdings nicht für jede Bühne aufführbar, weil es eine überragende Persönlichkeit zur Spielleitung voraussetzt. Das stärkste, was Gustav Renner bisher geschaffen hat, ist wohl ‚Francesca', ein Renaissancedrama, das, wenngleich in Versen geschrieben, so durchaus im besten Sinne ‚modern' ist, daß man nur schwer versteht, daß die deutschen Bühnenleiter an diesem 1909, wie fast alle Rennerschen Werke bei Bonz & Co. in Stuttgart, erschienenen Prachtwerk vorübergehn konnten und können."

Auf die Frage, warum dies Lebenswerk viel zu wenig Beachtung gefunden habe, gibt Hermann Hefele (Frankf. Ztg. 787 — 1 M.) die Antwort: „Man hüte sich, alle Schuld daran dem Publikum und der Kritik zuzuschieben. Die Gründe liegen tiefer: der dichterische Typ, den Renner vertritt, ist als solcher dem literarischen Leben fern und fremd geworden. Er ist eine Nachfrucht des radikalen Individualismus; Problematik und Form, Ausdruck und Sprache dieses Dichters stehen isoliert; sie sind nur auf den einzigen Renner des einmaligen Subjekts zu bringen; keinerlei Fäden ketten sie an das Leben der gegenwärtigen Gemeinschaft.

Gewiß und wahrhaftig ist Renner kein Epigone; aber er wurzelt in seinem Wesen und in seinen Absichten in einem geistigen Boden, den die Gegenwart verlassen hat. Er lebt in Dingen der Bildung, wo man heute um Ausdruck ringt; er kämpft um die selbstisch geschlossene Persönlichkeit, wo man sich rings um ihn nach lebendiger Gemeinschaft sehnt. Renner ist Aristokrat; wenn seine Freunde klagen, daß man ihn verkenne und mißachte, so wird man sie fragen dürfen: wo hat er selber teilgenommen an den Qualen seiner ringenden Zeit?"

Vgl. auch: Paul Wittko (Hamb. Korresp. 483); R. Lauterbach (Stuttg. N. Tagbl. 484); kl. (Württemb. Ztg. 241).

*

Zur deutschen Literatur

Zu einer Volksausgabe von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" bietet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1584) wertvolle Bemerkungen.

Goethe und die Presse nimmt Willi Beils zum Thema (Karlsr. Ztg., Wissensch. 288). — Über die Walpurgisnacht in Goethes Faust liegt ein Aufsatz von Robert Petsch vor (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 286). — Über den Doktor Faust schreibt Egon Friedell (Münch. N. Nachr. 298). — Einen Essay über Herder bietet Otto Heuschele (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 9). — Ebenda gibt Adelheid Wildermuth Kindheitserinnerungen an das Haus Uhland. — Ein Bild von Karoline von Wolzogen zeichnet Carola Freiin von Crailsheim-Rügland (Tag, Frau 248).

Kleist als Zeitungsmann würdigt Franz Servaes (Köln. Ztg., Lit. Bl. 740). — „Dem verschollenen Friedrich Schlegel" widmet Max Rychner (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1626) dankenswerte Betrachtungen. — Platens Wortmusik schildert Alfred Hein (Generalanz. Stettin, Buch 294). — Des Arztes und Hoffmannfreundes David Ferdinand Koreff gedenkt Fritz Ernst („Ein Abenteurer") (N. Zür. Ztg. 1581). — „Um das düsseldorfer Heine-Denkmal" überschreibt Adolf von Hatzfeld Betrachtungen (Köln. Ztg. 798).

Von Otto Stoeßl liegen Aufsätze über Raimund (Prag. Pr., Dichtung 43) und Nestroy (Magdeb. Ztg. 528) vor. — Mit Heinrich Laube und der deutschen Theaterkultur beschäftigt sich Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 246). — Einen Brief Büchners an Gutzkow teilt A. E. Rutra (Frankf. Ztg. 732 A.) mit.

Digitized by Google

Unveröffentlichte Briefe von Theodor Fontane an Gustav Karpeles finden sich (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 232); weitere Fontane-Briefe (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 245). — Die große kritische Ausgabe von Gottfried Kellers Werken von Jonas Fränkel würdigt Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 63). — Über Adalbert Stifters Romane schreibt Hans Harder (Germ., Werk 24). — Ein Requiem auf Anzengruber bietet Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 787). — An Marie von Olfers erinnert gelegentlich des 100. Geburtstags Ellen Mayer (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 251). — Siegfried Lipiner, den Dichter des Prometheus („Prometheidenlos") (gest. 1911) ruft P. V. (Deutsche Allg. Ztg. 504) in die Erinnerung zurück.

Dem 1921 gestorbenen Lyriker Alfred von Lieber zum Gedächtnis schreibt Ernst Sander (Hamb. Korresp., Unt.-Bl., 29. Sept.). — Einer Begegnung mit Otto Weininger gedenkt Stefan Zweig (Berl. Tagebl. 467). — Mit Fritz Stavenhagen beschäftigen sich Aufsätze von Paul Wittko (Hannov. Tagebl. 260) und von A. Strempel (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 279). — „Aus Erinnerungen an Peter Altenberg" plaudert Karl Federn (Berl. Tagebl. 495). — Eine Würdigung von Hermann Löns bietet Wilhelm Deimann (Westf. Kur., Beil. 34). — Den vier jüngst gestorbenen Germanisten Muncker, Sauer, Roethe, Litzmann widmet Werner Thormann (Germ., Werk 25) einen Nachruf. — An Nachrufen auf Berthold Litzmann ist zu verzeichnen: Thomas Mann (Grabrede) (Münch. N. Nachr. 292); Hans Heinrich Borcherdt (ebenda 286); Peter Warmund (Gen.-Anz., Stettin 294); Otto Brües (Köln. Ztg. 771); Düssel (Stuttg. N. Tagbl. 490).

Einen Nachruf auf Annemarie von Rathusius schreibt Helene Stöcker (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 246).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Eine umfassende Studie über Alfons Paquet leitet Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 797, 803) mit den Worten ein: „Des heute fünfundvierzigjährigen Rheinfranken Entwicklung und Werk ist spezifisch deutsch. Paquet kommt aus einer ganz unliterarischen Welt. ‚Ehrsame, kleinbürgerliche Geschäftsleute, hinter denen noch ein Handwerk steht', sind nach seinem Worte die Eltern. Doch war es keine materialistische Welt, keine Welt ohne Mittelpunkt, sondern Seele regierte in ihr, denn die Eltern gehörten einer ‚kleinen christlichen Glaubensgemeinschaft' an. So lehrten sie denn den Sohn, ‚in der Welt zu sein, aber nicht von der Welt zu sein'. Dies Erbe ist jenes alte, ewige Deutschtum der Innerlichkeit, das sich noch so sehr an die Welt verlieren, sich aber nie in der Welt verlieren kann. Dies Erbe legte auch den Dichterkeim in Paquets Blut." — Wilhelm Matthiessen wird von Hans Lorenz Lenzen charakterisiert (Germ., Werk 26): „Eine Persönlichkeit, naiv, aber tief wie ein Kind. Ein Charakter, unbelastet und unbestechlich wie ein Seher. Ein Apologet der Märchengnade. Ein Wegbereiter des Reichs der Musik. Ein Verklärer des herrlichen Lebens, dem der Tod Erfüllung und Einung ist." — Auf die Doppelnatur in Hans Friedrich Blunck weist Otto Ernst Hesse (Norag, Hamburg 40): „Dieser Dichter, der Märchen zu finden und zu erfinden weiß, wie seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten keiner, hat jahrelang die Finanzen Hamburgs mitverwalten helfen." — Über Arnold Zweig schreibt Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 228): „Mitgelebt hat Arnold Zweig; nicht nur in dem Sinne, daß er mit der Zeit und den Menschen, mit Schicksalen und Ereignissen gelebt hat und lebt; nein, sie erfassend und erleidend mitlebte er sie, was sagen soll: seelisch erlebte er sie, als ein Mitempfinder, der sehr empfindsam, sehr sensibel ist. Vielleicht ist Arnold Zweig der ‚zeitgenössische' Dichter." — Den romantischen Zug in Friedrich Schnack hebt Chr. Rother (Germ., Werk 23 u. a. O.) hervor: „Friedrich Schnack steht der Romantik nahe. Aber seine Stellung zu ihr ist nicht durch den mehr oder minder zufälligen Einfluß eines ihr angehörenden Dichters bestimmt, die Ursache liegt tiefer. Er teilt mit der Romantik, vielleicht im besonderen der Frühromantik, das Grunderlebnis seines künstlerischen Daseins: das tiefe, innige Naturgefühl. Hier wurzelt die Romantik, aus diesem Boden entspringt auch Friedrich Schnacks Dichterkraft." — Auf das Wesentliche im Werk von Walter Eidlitz weist Martin Rockenbach (Germ., Werk 24): „Drei Dichtungen erscheinen wertvoll genug, als Zeugnis des Dichters Eidlitz besonderer Beachtung empfohlen zu werden. Denn Eidlitz erlebt es jetzt, wie seine weiche, anschmiegende Art ihre eigentlichen Aufgaben gestellt bekommt: Aufgaben des Dienstes an Gestalten, die sich in seiner Phantasie festsaugen. Eidlitz scheint uns zunächst in diesem Sinne zum Epiker berufen zu sein." — Auf Hans Siemsen lenkt Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 236) den Blick: „Siemsen ist vielleicht ‚allzu verliebt in das Leben', wie das der kühle Hugo von Hofmannsthal von Siemsens älterem, toten Bruder in Wien, von Peter Altenberg, sagte, der auch solche Geschichten schrieb und ein Mensch war. Er ist so verliebt in das Leben, daß er manchmal nur noch schmeicheln und sich anschmiegen kann, wo es fester sprechen hieße und gerade aus Güte härter stehen. — Aber wer will über das Maß der Güte richten? ..." — Daß Leo Weismantel

Digitized by Google

einer der Wertvollen unserer Zeit ist und bleiben wird, führt aus und begründet Walther Dietz (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 475). — Über Polgar liegen zwei Aufsätze vor, von Bruno Frank (Berl. Tagebl. 484) und von Stephan Ehrenzweig (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 41), der meint: „Wienerisch ist seine Art, einem Nilpferd mit der Pinzette erfolgreich zu Leibe zu rücken, seine Ironie, die dem Objekt mit einer nachgesandten Ladung überlegenen Mitleids liebevoll — denn es war doch sein Objekt — den Schmerz versüßt; wienerisch auch, wie er es liebt, sich von Zeit zu Zeit ein bißchen vor sich selber grausen zu lassen; überwienerisch die Fähigkeit, seiner im Grunde nobelpassiven Resignation immer wieder ein Äußerstes an Produktivität abzugewinnen; und am allerwienerischsten sein Mangel an professoraler Endgültigkeit." — Den Deutschen findet Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 488) in Wilhelm Schäfer: „Dienst am deutschen Wesen sind auch die ‚Neuen Anekdoten', sprachlich wie inhaltlich." — Von Hans Carossa sagt Walther Petry (Magdeb. Ztg. 541): „Das Werk, in dem dieser Dichter bisher sich darstellt, ist, bibliographisch gesehen, gering: drei Prosabücher und ein Band Gedichte; es ist um so gewichtiger seinem Gehalt nach. Jedes dieser schmalen Bücher schlägt sich auf wie die Tür zu einem Bezirk lauteren gesetzeskundigen Daseins; die ganze riesige Woge der Erlebnisfülle, auch in dieses Herz einbrechend, zerschlägt es nicht, jagt es nicht ins Regellose, sondern wird vielmehr auf wunderbare Art gebändigt, gereinigt — und liegt endlich, ein vom Geist geschlossener Kristall, weltspiegelnd vor uns." — Ernst Bertram wird von Conrad Wandrey (Münch. N. Nachr. 289) charakterisiert: „Wenn Bertrams Dichtung in einem hohen und stolzen Sinn unpersönlich ist, wenn sie auch im Überschwang noch ihren Herzschlag sorglich hütet und selbst die Feier der musikalischen, mystischen, nordischen Mächte in einer sehr beherrschten Form sich darstellt; wenn seine Sprache, obgleich ein lebendiger Strom aus Klang und Geist, Bild und Sinn, doch einen ‚Hüter des heiligen Lautes' erkennen läßt, der um die Herrlichkeit des Materials weiß, in das er bildend hineingreift und an dem er dient: so ist es ohne weiteres ersichtlich, daß es George war, an dem Bertram zu eigenem Flug erstarkte." — Von der Lebenshöhe der künstlerischen Gestaltungskraft bei Juliane Karwath spricht Walter Bähr (Generalanz., Stettin, Buch 244, u. Ostdeutsche Morgenpost, Lit. Rundsch. 246). — Stunden mit Arno Holz schildert Rudolf Danke (Vorw. 487). — Über einen Tag bei Alfred Bock plaudert Will Scheller (Weser-Ztg. 564). — Eine „Wächterin deutschen Geistes im Osten" nennt Lisa Kunstmann die Dichterin Agnes Miegel (Generalanz., Stettin, Buch 273). — Die diesjährigen Preisträger des Kleist-Preises Alexander Lernet-Holenia, Alfred Neumann, Martin Kessel legen interessante biographische Dokumente vor: Frankf. Ztg. (790 — 1 M.).

Zum 60. Geburtstag von Ernst Rosmer schreibt Philipp Witkop (Münch. N. Nachr. 299): „Auch in den noch ungedruckten Dramen ‚Schicksal' und ‚Requiem' ist die Tragik der Mutter der Wesenskern. Im ‚Requiem' stirbt die Mutter, die all ihr Lieben und Leben an ihr Kind gegeben hat, in dessen Hochzeitsnacht, die es in eigene Welten mit eigener Mitte führt und sie allein und leer zurücklässt. Und noch in einer jetzt erscheinenden dramatischen Novelle ‚Die alte Frau' wird dies Problem ergreifend Wort und Gestalt. Nie hätte es ein Mann so formen können. Und als seine tragisch-tiefe Künderin wird Elsa Bernstein in der deutschen Dichtung leben — ohne daß neuen Möglichkeiten, wie sie in einem soeben vollendeten, mir noch unbekannten Johannes-Kepler-Drama sich darstellen, eine Grenze gezogen werden soll." — Zum 65. Geburtstag von Maximilian Harden nimmt Karl Scheffler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 246) das Wort: „Auch dieses ist ein deutscher Fall von Selbstzerstörung. Ein fast tragischer Fall, wenn man erwägt, wie selten die Eigenschaften sind, die sich hier selbst bekämpfen, die sich selber zur Geißel werden. Wie immer es aber sei: Harden gehört mit dem, was er gewollt und getan hat, der Geschichte an. Aus der wilhelmischen Epoche ist er nicht wegzudenken." — „Knorrige Eigenwilligkeit bei künstlerischem und sittlichem Ernst" rühmt Gustav Renner Julius Havemann gelegentlich des 60. Geburtstags (1. Oktober) nach (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 229). — Zum 70. Geburtstag (6. Oktober) von Wilhelm Walloth überblickt Paul Wittko (Hamb. Korresp. 465) das Werk des Jubilars und erkennt darin überstarke Fabulierkunst bei romantischer Formenfülle und südländischer Bilderpracht. — Zum 50. Geburtstag von Leo Sternberg grüßen Peter Bauer (Germ., Werk 23) und Willy Arndt (Deutsche Allg. Ztg. 468), bei dem es heißt: „Sternbergs Werk ist der Ausdruck eines tiefen Ringens, typisch für den Zwiespalt daheim auf einem reiferen Gestirn, und leidet unter irdischer Fessel und segnet sie dennoch. Und schlägt über den Abgrund hinweg die Brücke zwischen hier und dort im religiös-künstlerischen Ausgleich von Weltinbrunst und metaphysischer Sehnsucht." — Zum 70. Geburtstag von Ludwig Palmer (24. Okt.) schreibt Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 498): „Ludwig Palmers Lyrik, insbesondere seine Sammlung ‚Spätsommer': wir haben es fast verlernt, der stillen Gedankenbildung und dem mild abgetönten, reinge-

Digitized by Google

stimmten Gefühlsablauf solcher Gedichte zu folgen. Sie sind ganz eingetaucht in silbrige, von Uhlands und Schillers Bezirken herwehende Luft; einmal, zweimal geht ein Himmelsstrich auf, wie über Lenaus Gestalt, die auch im Schwabenlande geistert." — Zum 60. Geburtstag von Georg Engel (29. Okt.) grüßt Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 253): „In der Verbindung beider Welten, die sich in seinen besten Romanen vollzieht, vollendet sich auch der Reichtum seiner dichterischen Anlage und seines Stils, die eigenartige Verbindung realistischer Natürlichkeit mit weitausgreifender Phantasie, die die Brücken zwischen der Schlichtheit einfacher Menschen und dem Weltgewühl schlägt, zwischen landschaftlichen Bildern, die in die Weite des Lebens deuten, und den ursprünglichen Beziehungen zwischen Familie, Grund und Boden, Land und Meer, die die Charaktere seiner Menschen betätigen."

„Volltönend und groß" nennt Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 287) Alfred Neumanns Romanwerk „Der Teufel": „Wie aber konnte das Werk Neumanns mit solchen Gewalten und solchem Tempo geladen sein, wenn nicht sein Selbst geladen wäre mit hungriger Energie! Dieser Dichter kennt kein lyrisches Verweilen, sondern nur fortreißende Spannung, Hetze, Hetze durch die dämonischen Seelenschluchten, die im Fackellicht ihrer eigenen Spiegelbilder brennen." — Über Hermann Sudermanns Roman „Der tolle Professor" liegen zwei Aufsätze vor, von Doris Wittner (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 487) und von J. Levy (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 254): Doris Wittner rühmt dem Roman „schäumenden Humor und viel bitteren Sarkasmus" nach, während Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1555) schreibt, er kenne keinen Roman von äußerlich geschickter Mache, der so an unserer Zeit vorbeigeschrieben wäre. — Stefan Zweig, den Verfasser des Novellenbands „Verwirrung der Gefühle", nennt Leonhard Adelt (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 491) einen Lebendigen, Verstehenden, einen Sucher, der zu sich selbst zurückgekehrt sei. — Dem neuen Roman von Alfred Brust „Die verlorene Erde" rühmt Walther Harich (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 495) nach, daß alle kosmischen Triebe und religiösen Kräfte hinter den Menschen sichtbar gemacht werden. — Einen historischen Roman, dessen Spannungsmomente nicht erkünstelt, sondern gegeben seien, nennt Erich Lilienthal Robert Hohlbaums „Deutsche Passion" (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch., 3. Okt.). — In Hinblick auf den Erzähler Hans Franck spricht Wilhelm Meridies (Münch. N. Nachr., Einkehr 60) von einer über Kleist hinauslangenden Linienführung.

*

Zur ausländischen Literatur

„Aus Anatole Frances Vermächtnis" glossiert S. Saenger (Berl. Börs.-Cour. 495), über die „Meisterin" Anatole Frances, Frau Arman von Caillavet, schreibt Marie von Bunsen (Frankf. Ztg. 774 — 1 M.). — Das neue England im Spiegel seiner Literatur zeichnet Karl Arns (Münster. Anz., Weg der Zeit 12). — „Shakespeare und der Verzicht auf Ruhm" ist ein Aufsatz von Karl Röttger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 759) überschrieben. — Mit dem englischen Franziskus-Drama von Laurence Housman macht Karl Arns (Essener Volksztg., 3. Okt.) bekannt. — In memoriam Oscar Wildes („Der König des Lebens") schreibt Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 240). — Den „Weißen Affen" von Galsworthy würdigt Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 493). — Einen Aufsatz „Gegen Shaw?" bietet Julius Bab (Magdeb. Ztg. 546).

Über den „Märchen-Andersen" plaudert Herbert Eulenberg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 227). — An Jens Immanuel Baggesen erinnert Otto Zürcher (Bund, Bern 440). — Über „Hamsun, unerkannt und arm" schreibt Arthur Holitscher (Berl. Tagebl. 467), Hamsun als Lyriker würdigt Julius Hart (Tag 246), Hamsuns eigene Worte zu seinen Gedichten finden sich (Münch. N. Nachr. 273). — Nachrufe auf Hans E. Kinck schreiben Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 491) und Käthe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 483).

Über unbekannte Ehebriefe Dostojewskis wird (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 237) Auskunft gegeben.

Eine Studie über den ukrainischen Historiker Mychajlo Hruševskyj bietet J. Bidlo (Prag. Pr. 267).

* * *

„Münchens literarisches Leben." Von Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 290).

„Kolportagezensur." Von Carl Bulcke (Berl. Tagebl. 496).

„Das deutsche und das französische Kinderlied." Von Adolf Ey (Hannov. Kur., Frau 501).

„Der Teufel in der neueren Literatur." Von Waldemar Gurian (Münster. Anz., Weg 11).

„Gegen die Diktatur der Zeit." Offener Brief an Herrn Professor Ernst Robert Curtius. Von Waldemar Gurian (Köln. Volksztg., Schritt 786).

„Das Buch als Sensation." Von Robert Heinz Heygrodt (Deutsche Allg. Ztg. 500).

„Demokratisierung des Theaters." Von H. Jung (Germ., Ufer 43).

„Literarische Verflochtenheit." Von Victor Klemperer (Magdeb. Ztg. 550).

„Wissenschaft, Dichtung und Offenbarung." Von Eduard Korrodi (N. Zürch. Ztg. 1700).

„Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung." Von Eduard Korrodi (N. Zürch. Ztg. 1651).

„Der Dichter und das Buch." Ein Beitrag zur Geschichte der Bibliophilie. Von Carl Georg von Massen (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 250).

Digitized by Google

„Die Unbekannten." Von Thomas Mann (Berl. Tagebl. 479).

„Der persönliche Rhythmus." Sprache, Schrift und Bewegung bei jedem Menschen gleichartig. (Neue Mitteilungen über Professor Sievers' Schallanalyse.) Von Eduard Meyer (Tägl. Rundsch., Wissensch. 503).

„Frauenbewegung in der Dichtung." Von Ilse Reicke (Köln. Ztg. 806).

Zur Schutzfrist:

„Dreißig oder fünfzig Jahre?" Ein Wort zur Frage des Urheberrechtsschutzes. Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 235, u. N. Zürch. Ztg. 1711).

„Offener Brief an Herrn Verlagsbuchhändler Dr. Gustav Kirstein." Von Elisabeth Förster-Nietzsche (N. Zürch. Ztg. 1711).

„Wahn oder Wirklichkeit." Von Gustav Kirstein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 244).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. IV, 4. (Halle a. S.) Emil Ermatinger schreibt über Zeitstil und Persönlichkeitsstil, in historischem Rückblick die Grundlinien einer Stilgeschichte der neuen deutschen Literatur ziehend, und läßt sich zum Schluß über die Gegenwart folgendermaßen aus:

„Der Zustand unserer heutigen Literatur ist dadurch gekennzeichnet, daß der Zeitstil als künstlerisch-lebendiger Ausdruck der geistigen Einheit einer Generation verloren gegangen ist. Wir haben nur noch Persönlichkeitsstile. Jeder sucht und geht, wie weltanschaulich so künstlerisch, seinen eigenen Weg. Alte Stile wirken nach, neue werden erstrebt. Neben einem Thomas Mann, der Spielhagenschen Realismus in seinen psychologisch genau beobachtenden und scharf charakterisierenden Bildern bürgerlichen Lebens in verfeinerter Form fortsetzt, steht Paul Ernsts klassisch-idealistische Stilkunst, die die Wirklichkeit im dichterischen Werk zu einer Welt geistiger Beziehungen verwesentlicht. Zu Gerhart Hauptmann, für den der Mensch, auch in seinen letzten Werken, ein wesentlich triebhaft-physiologisch bedingtes Geschöpf und sein geistiges Leben von der Körperlichkeit abhängig ist, der sich also bestrebt, ihn in der ganzen Verwickeltheit seiner seelischen Beziehungen darzustellen und Geschehen als naturhaften Ablauf zu geben, gesellt sich Georg Kaiser, der den Menschen gewollt zur exakt arbeitenden Maschine mathematisiert und in einer ‚Handlung' die Lösung eines Rechenexempels darstellt. Ähnlich ist die Zwiespältigkeit in der Lyrik. Neben den Nachbildungen des alten psychologisch-impressionistischen Stils steht die strenge geistige Formkunst Stefan Georges, die bewußt Distanz schafft zwischen der Wirklichkeit und dem dichterischen Wort und in dem Gedicht eine erhöhte Welt eigener Gesetzmäßigkeit schafft; dazu wirkt immer noch die deklamatorische Emphase von Walt Whitmans begrifflichem Wörterzusammenstoppelungsstil nach (bei Becher) neben der mühsamen Künstlichkeit eines rekonstruierten Barockstils (in Rilkes neuen Sammlungen und bei Däubler); auch das Volkslied hat, in Fahrtenliedern, neuen Raum gewonnen. Alle Stoffe, alle Seelen, alle Gedanken und Formen, alle Zeiten und Stile wohnen in der Brust der dichtenden Gegenwart nebeneinander.

Wohl regt sich, aus innerlichster Sehnsucht geboren, machtvoll das Bedürfnis nach neuer Geistigkeit. Führer zu neuer Einfahrt ins Reich geistiger Vertiefung werden im Osten und Westen gesucht, gehört, gelesen. Gedanken, die so lange verpönten, scheinen uns heute in der Dichtung wichtiger als Formen, innere Schau ernster und notwendiger als äußere Anschauung. All das drängt wieder zu geistiger Einheit und zu einem aus ihr geborenen Zeitstil."

Deutsche Rundschau. LIII, 1. (Berlin.) In seinem Vortrag „Vom Grundwillen der expressionistischen Literatur" kommt Conrad Wandrey auf die Stellungnahme zu sprechen, die die heutige Jugend zum Schaffen der älteren Generation einnimmt:

„Ich lernte vor ein paar Jahren einen jungen Mann Ende der Zwanzig kennen, der heil an Leib und Seele durch den Krieg gegangen war und eine führende Stelle in der Jugendbewegung einnahm. Wir kamen, von literarischen Dingen sprechend, auch auf die ‚Buddenbrooks', und ich meinte, die wenigstens würde mein Partner, der vom bürgerlichen Zeitalter so gut wie gar nichts mehr wissen wollte, doch gelten lassen. Aber ich bekam ungefähr folgendes zu hören: ‚Die Buddenbrooks? Zweifellos ist dieser Roman ein Meisterwerk. Aber ich kann trotzdem nichts damit anfangen. Furchtbar wirkt auf mich dieses vollkommen bewußte Abschneiden der Lebenslinien nach außen hin. Wenn es auch nicht direkt gesagt wird, so wird es doch als rechte Menschenart hingestellt, daß hier alles mit Anstand zugrunde geht. Die Toni darf den Morten nicht heiraten, der Senator Thomas kein freieres Geschäft wagen, Christian muß ein Trottel bleiben und Hanno das Leben von vornherein in sich ersticken. Das ist gewiß alles wunderbar künstlerische, man

Digitized by Google

möchte fast sagen raffinierte Absicht, aber man wartet und wartet, daß in diese Scheinwelt und diesen Spuk menschlicher Larven nun endlich die wirkliche und wahre Welt hereinbreche und diese tote Lebensmechanik über den Haufen werfe. Ich gestehe, mir kommt solcher Naturalismus gespensterhaft vor.'

Hier haben Sie die neue Position. Der Mensch will und soll die Mechanismen sprengen, die wie eine Zwangsjacke um seine Bewegungsfreiheit sich gelegt haben, er soll wieder lernen, ‚aus dem Zentrum der Natur heraus' zu handeln, das ‚Menschen im Herzen' ist. Die alte Welt fronte zwei Götzen: der Natur, einer blind nach allgemeinen Gesetzen ablaufenden Natur; und der Wissenschaft, einer lediglich zählenden, rechnenden, wägenden Wissenschaft. Man dämmerte schicksalslos und gottlos dahin, betäubte sich mit Arbeit, um die Frage zu ersticken, die manchmal aufbegehrte: ob denn nicht alle Arbeit dort vertan sei, wo nur noch die Maschine und das Geld regiert? — Aber der Mensch soll nicht länger Rädchen und Schraube sein im sinnlos ratternden modernen Betrieb. Fort darum mit der wesenlosen Welt der Bezüge, fort mit der naturwissenschaftlichen Milieutheorie. Der Mensch soll wieder spontan werden, soll wieder ein Anfang sein, nachdem er ein Ende gewesen war bei Thomas Mann und bei Hofmannsthal, der ‚ganzer Geschlechter Müdigkeit nicht abtun konnte von seinen Lidern'. Weg mit der Psychologie, denn sie ist unfruchtbare Deskription und lähmt die Tatkraft, die immer unbedenklich ist und das Herumspüren in der eigenen Seele haßt. Fort vor allem mit dem Fortschritt, dem Glauben an die geradlinige Entwicklung nach aufwärts, diesem greulichsten Aberglauben des 19. Jahrhunderts.

Oh! über den ‚rüstigen Fortschritt vom Mantelgeschoß bis zur Lyddit-Granate!... Ich weiß, daß das Anhäufen von Massen nie die Motive dieses Anhäufens ändert, daß aus Quantitäten durch Addition nie Qualitäten werden, sondern nur unsere Zivilisation fortschreitet —', im Gegensatz zur Kultur, meint Gottfried Benn."

Die Scene. XVI, 9. (Berlin.) Arnolt Bronnen stellt seine Forderungen in Hinblick auf das Theater an die Jugend:

„Sollen die Beziehungen der heutigen Jugend zum Theater, das sozusagen der repräsentativste Teil der Literatur ist, wieder produktive werden — wobei ich voraussetze, daß sie etwa es seit den Freiheitskriegen in keiner Weise mehr gewesen sind, und eigentlich wirklich produktive nur um 1780 herum — so ist das das Wichtigste: das Theater anonym zu sehen. Ich bezweifle nicht, daß dies von den verschiedenen Jugendbühnen auch anerkannt wurde. Aber es wurde falsch erkannt. Denn gerade die Vergangenheit ist ja nie anonym. Die Anonymität etwa der Haß-Berkow-Spiele war eine künstliche. Die der meisten anderen Jugendbühnen war weniger als das: sie war eine Verschleierung der eigenen Unzulänglichkeit. Anonymität heißt nicht, das Nichtkönnen aus unbekannten Leuten herauskristallisieren, sondern das Können aus bekannten. Ich verurteile alle Jugendbühnenversuche in Bausch und Bogen. Es war wieder einmal dasselbe, wie Zupfgeigenhansl, wie Löns, wie Harringa: dilettantisch in Gebiete springen, die man nachher nicht mehr beherrscht. Wieder einmal wurden die Grundgesetze nicht beachtet. Und die Grundgesetze des Theaters heißen: Das Theater muß sprechen können. Und das Theater beruht auf Leistung.

Eine produktive Einstellung der Jugend zum Theater wird sich in dem Moment wieder ergeben, da die Jugend die Autonomie des Theaters nicht mehr antastet. Da man sich nicht mehr mit Surrogaten begnügt, sondern den Kern will. Da man nicht auf das Vergnügen der Menschen und am Menschen sieht, sondern auf die Sache. Die Möglichkeiten sind heute größer, weil die Jugend mehr erkennt und mehr will. Die Möglichkeiten sind heute geringer, weil die Jugend mehr will als sie erkennt. Ich glaube nicht, daß irgendeiner von den heutigen Achtzehnjährigen sich etwa eine Stunde anstellte, um irgendwo dabei gewesen zu sein, wo dabei gewesen zu sein, ihm keinen Spaß machte. Aber ich glaube, daß zu viele von diesen Achtzehnjährigen, denen Theater an sich Spaß macht, hingehn und sagen, das können wir auch, und es nun machen. Und wenn sie es nicht machen, sondern auch nur machen wollen, so ist das schon ein Verlust an lebendiger Energie, den jede menschliche Einrichtung mit der Zeit spüren müßte."

Hellweg. VI, 36. (Essen.) In „Betrachtungen zum Thema Lersch" von Karl Vogler heißt es:

„Im Streit um Lersch geht es um deutschwurzelnde oder okkulierte Humanistenkunst. Es geht um Charakter und Charakteristik oder um Anpassung und Schönheit der Proportion, der Vollendung. Um Dynamik und Rhythmus oder Statik und Metrik. ‚Wir Deutsche kennen nicht die Gunst formaler Tradition. Uns glückt Tradition nur in der seelischen Haltung.' Und es geht um eingedeutschtes Christentum (dem der geißelschwingende Christus immer näher war als der stumme Dulder; dem die tätigdienende Martha höher stand als die hingegebenlauschende Maria) oder um den lateinischen Ritus als ‚Ding an sich' (welchen für das Leben lebendig zu machen sucht die Gemeinschaft

Digitized by Google

um Maria-Laach mit dem jungen Hymniker Gottfried Hasenkamp als führenden Dichter). Lersch, aus katholischem Urgrund aufwachsend, sieht Gott nicht nur hinter den Dingen! ‚Die Welt schweigt. Tausend Reden hat sie, aber das Wort nicht! Das Wort, Welt! Welt! Das Wort!' Er ringt darum in der Seele, daß der in die Kirchen verbannte Gott frei werde fürs Leben, ja, für die Maschinen, deren Dämonen ihn verdrängten. Denn Gott lebt nur im Licht... Unmittelbar aus Trieb, Sturm spricht es in ihm, nicht aus abgeklärter Theorie wie aus Dichtertypen wie George, die den ungebildeten Millionen nichts zu sagen haben. Er predigt von der neuen Ordnung der Dinge so ursprünglich, daß der Gelehrte vielleicht lächeln muß, weil er zu viel weiß. Das kindliche Genie spricht aus dem Herzen den bitterernsten Glauben an die unbedingte Tat, an ein Leben ohne Maske. So unbedingt, daß er einst schrieb, ‚So hab' ich alles von meinem Beruf als Kesselschmied, und daß ich ‚durch die Blume' der Kunst reden muß, das ist der Konflikt, der mich hemmt, bis zur Verzweiflung hemmt. Drum mögen meine ‚Kollegen' mich nicht — denen vom Eisen bin ich zuviel Dichter, denen von der Feder zuviel Kesselschmied — drum darf ich nichts vom ‚wirklichen' Leben dichten, denn ein ehrlicher Kesselschmied gehört in diesen Tagen ins Zuchthaus, in das Irrenhaus, oder in den Sarg.' Daß diesem ‚Radikalen', diesem Wurzelechten nichts ehrlich genug sein kann, ist begreiflich."

Der Querschnitt. VI, 10. (Berlin.) „Reise um Benn" von Rudolf Kurtz. Man liest zum Schluß:

„Die Logik wird zum Problem, das Hier und Da, Innen und Außen. Illustration: die Zufälligkeit des Menschen. Umlagerung von ein paar Nervenfasern, Trübung des Himmels, Horizont violett, schwere Tücher schleppen, kalte Sonne: schizophren. Lächerliche Fratze des Anspruchs. Was ist der Mensch? Anspruch auf ein Dutzend medizinischer Fachausdrücke, und wenn er seine Jahrhundertreife vergißt, kräftig zupackt: eine Groteske im Dreck, verwestes Nasenbein, das Lied an die Freude quäkt, Zahnstummel, der ergo cogito kaut. Es lebe das Nachtkaffee, die Zither und der Alpler und der knietiefe Schmatzkuß im Samtfauteuil.

Reise um die Welt Benns, Reise um ihn, Spaziergang in seine Seele. Wenn die Rechnung stimmen würde, gäbe es statt seiner Bücher eine nicht weiter beachtliche Leiche. Sie stimmt nicht, weil Kunst in der Welt ist, Gestalten und Da-sein, Form und Wirklichkeit. Unsagbares Geheimnis der künstlerischen Form, daß Qual und Leid, Glück und Siechtum nur ihr reines, ihr einfaches Material wird.

O dieser verlorene Ideologe, den das Wunder der Landschaft in seinem eitergrünen Träumen überrascht, dem Blitze der Sonne die wohlarrangierte Geschwürsymphonie zerreißen, in dessen Verwesungsatmosphäre Sinken und Steigen des Meeres träumerisch eindringt. Kühne Versicherung unseres großen, heroischen Daseins: der Dichter, der von einem sehr entfernten, sehr unbekannten, sehr gefährlichen Kap aus männlichen Schritts das Leben neu erobert."

Die schöne Literatur. XXVII, 10. (Leipzig.) Josef Winckler erkennt in „Glossen zur katholischen Literatur und Hans Roseliebs Spanienbücher" in Roseliebs Aufenthalt in Spanien etwas wie Schicksalsbestimmung:

„Es gewinnt schier zeitdokumentarische Bedeutung, daß Hans Roselieb erst im Urland des Katholizismus, wo er rein blüht und wuchert wie in Wunderzeiten, im konservativsten, abseitigsten Winkel Europas (wo heut noch weniger Eisenbahnen laufen als allein in Paris), auf dem Boden volkhaft ritueller Einheit, daß ein katholischer deutscher Dichter sich erst in Spanien wirklich selber zur Reife finden konnte! Hier fand er eine noch größere religiöse Geschlossenheit, die alles öffentliche Leben unterströmt; hier fand der Westfale, Sohn des am meisten schollenverhafteten deutschen Volksstamms, weit großartiger dieselbe schicksalbestimmende Bodenverbundenheit (die er in einzelnen Aufsätzen historisch belegt) zu Tragik und Glanz — gleichsam ein überhöhtes, südländisches Westfalen, ein ganzes Reich in kultureller, religiöser Klausur wie daheim sein frommes Münsterländchen! Diese volkhaft eindeutige und doch welthaft allgültige Ausprägung des Katholizismus erleichterte ihm das restlose Einleben in die fremde Rasse; durch jenes buntfarbige, zauberhafte Medium, dessen Elemente übermächtig schon in der Seele des Knaben zielbestimmend hinein spielten, sank der gemütvolle Westfale in die iberische Halbinsel traumhaft tief hinein, daß er schier halluzinatorisch deutlich sie wieder hinstrichelte. Nur so konnten Bücher entstehn, die spanischem Wesen wie spanischer Landschaft Zeugnis wurden wie in keinen mir bekannten."

* * *

„Die Manessesche Minnesingerhandschrift." Von Gustav Roethe (Das Inselschiff VII, 4. Leipzig).

„Der Epiker des deutschen Barock [Ermatinger: ‚Grimmelshausen']." Von Walther Meier (Neue Schweizer Rundschau XIX, 10. Zürich).

„Abraham a Santa Clara." Von Karl Fuchs (Alte und Neue Welt LXI, 1. Oktoberheft, Einsiedeln).

„Neues von und über Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg." Von Jos. Gotthardt (Heimatblätter der Roten Erde V, 9. Münster i. W.).

Digitized by Google

„Friedrich Schlegels Wiener Vorlesungen über die Neuere Geschichte." Von Reinhold Lorenz (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 4. Halle a. S.).

„Norddeutsche Frauenbilder, 2. Caroline Schlegel." Von S. D. Gallwitz (Niedersachsen XXXI, Oktober. Bremen).

„Um Hölderlin." Von Kurt Matthies (Deutsches Volkstum 1926, 10. Hamburg).

„Hölderlin Deutsche Jugend und deutsche Kultur." Von Rudolf Ibel (Der Reichsstand IV, 3. München).

„Bismarck und Hölderlin." Von Wilhelm Michel (Die Weltbühne XXII, 40. Berlin).

„Johann Peter Hebel zum 100. Todestag." Von Meinrad Lienert (Der Lesezirkel XIII, 12. Zürich).

„Hebels Poetische Episteln und Briefe." Von Hans Bodmer (ebenda).

„Zu Hebels ‚Kannit verstan'." Von Hans Bodmer (ebenda).

„Kannitverstan." Zu Hebels 100. Todestag. Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 91).

„Der Kalendermann [Hebel]." Von Josef Prestel (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 9. Frankfurt a. M.).

„Ein Dichter des Volkes [Johann Peter Hebel]." (Allgemeiner Wegweiser 1926, 39. Berlin.)

„Briefe des Freiherrn vom Stein und Ernst Moritz Arndts an den Grafen Friedrich Ludwig Christian zu Solms." Herausgegeben von Eduard Edwin Becker (Der Türmer XXIX, 1. Stuttgart).

„E. T. A. Hoffmann und der Artushof." Von Wolfgang Federau (Ostdeutsche Monatshefte VII, 7. Oliva).

„Kleist und Molière." Von K. Gaiser (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 5. Leipzig).

„Das Kleistbild der Gegenwart." Von Paul Kluckhohn (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 4. Halle a. S.).

„Clemens Brentano und die Mystik." Von Hans Rupprich (ebenda).

„Poet, Politiker und Graf." Zu Anastasius Grüns 50. Todestag am 12. September. Von Augustin Stein-Maur (Reclams Universum XLII, 50. Leipzig).

„Die Buschnovelle von Otto Ludwig." Von H. H. Borcherdt (Der Fränkische Bund 1926, 3/4. Nürnberg).

„Laube als Theaterdirektor, Dichter und Mensch." Von Otto Hipp (Der getreue Eckart III, 24. Wien).

„Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit." Von P. Benitius Menke O. F. M. (Der Gral XXI, 1. Essen).

„Zu Fontanes Gedicht ‚Leben'." Von Ferdinand Mentz (Zeitschrift für Deutschkunde XL, 10. Leipzig).

„Der Pfarrer bei Theodor Fontane." Von Friedrich Kempf (Die Christliche Welt XL, 19. Gotha).

„Wilhelm Raabes Ringen mit Schopenhauer." Von W. Fehse (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 5. Leipzig).

„Friedrich Nietzsche in den Wandlungen der Mit- und Nachwelt." Von Herbert Cysarz (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 4. Halle a. S.).

„Nietzsche als Dichter." Von Marianne Thalmann (Radio III, 2. Wien).

„Johann Jakob Bachofens Auferstehung." Von Carl Albrecht Bernoulli (Reclams Universum XLII, 51. Leipzig).

„In Roseggers Waldheimat. Mit drei bisher unveröffentlichten Briefen Peter Roseggers." Von Hoffmann (Allgemeiner Wegweiser 1926, 43. Berlin).

„Ein Brief Heinrich von Treitschkes an Hermann Lingg." Von Frieda Port (Preußische Jahrbücher CCVI, 1. Berlin).

„Reinhard Johannes Sorge." Von Karl von Felner (Masken XX, 3. Düsseldorf).

„Georg Trakl." Von Berthold Viertel (ebenda).

„Franz Eichert." Erinnerungen an den Dichter von G. Harrasser S. J. (Alte und Neue Welt LX, 2. Septemberheft. Einsiedeln).

„Adam Müller-Guttenbrunn." Von Robert Hohlbaum (Radio III, 3. Wien).

„Marie von Olfers." Von Charlotte von Zeromski (Deutsche Rundschau LIII, 1. Berlin).

„Otto Ernst." Von Eduard Castle (Radio III, 1. Wien).

„Gustav Roethe als akademischer Lehrer." Von W. Bortfeldt (Der Deutschen-Spiegel III, 41. Berlin).

„Roethe." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VII, 39. Berlin).

„Gustav Roethe †." (Das Inselschiff VII, 4. Leipzig.)

„Gerhart Hauptmann als Märchendichter." Von Amanda Sonnenfels (Volksbildung LVI, 9. Berlin).

„Hermann Bahr." Von Erich Przywara S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 1. Freiburg i. Br.).

„Hermann Bahrs Tagebücher." Von Jos. Froberger (Die Bücherwelt XXIII, 9. Köln).

„Dichter Julius Havemann und sein Werk." Von Paul Bülow (Der Türmer XXIX, 1. Stuttgart).

„Ahalibama [Kolbenheyer]." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum 1926, 10. Hamburg).

„R. M. Rilkes werdender Gott." Von Berthold Schulze (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 10. Frankfurt a. M.).

„Die Engel mit dem Spleen' [Edschmid]." Von Jakob Pilz (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 92).

„Vom neuesten deutschen Roman." II. Schickele „Der Erbe am Rhein". Von Oskar Walzel (Zeitschrift für Deutschkunde XL, 10. Leipzig).

„Julius Maria Becker." Von Walther Eckart (Der Fränkische Bund 1926, 3/4. Nürnberg).

„Wilhelm Matthießen." Von Peter Bauer (Die Bücherwelt XXIII, 9. Köln).

„Das sozialpädagogische Programm in Franz Herwigs Roman ‚Die Eingeengten'." Von Heinrich Kautz (ebenda).

„Hans von Hülsen." Von Will Scheller (Ostdeutsche Monatshefte VII, 7. Oliva).

„Walther Nithack-Stahn." Von Herbert Lipp (ebenda, 10).

„Ilse von Stachs Petrus." Von Hermann Davidts (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes III, 1. Düsseldorf).

„Sophie Hoechstetters Fränkische Novellen." Von Ina Seidel (Der Fränkische Bund 1926, 3/4. Nürnberg).

„Kuni Tremel-Eggert." Von Karl Fuß (ebenda).

„Hans Roselieb." Von F. Dehmen (Heimatblätter der Roten Erde V, 9. Münster i. W.).

„Franziskus von Assisi — Heinrich Federer." Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXVII, 10. Leipzig).

„Erwin Straniks phantastische Novellen." Von Friedrich Sacher (Die Kultur IV, 18. Wien).

„Lyrik auf Anleihe [Der Fall Zech]." Von Richard Huldschiner (Das Tagebuch VII, 40. Berlin).

Digitized by Google

„Jüngste deutsche Autoren." Von Klaus Mann (Neue Schweizer Rundschau XIX, 10. Zürich).

* * *

„Bernard Shaw und der Sozialismus." Von Reinhard Lehmann (Die Christliche Welt XL, 18. Gotha).

„Ein Mann und ein Buch [H. G. Scheffauer]." Von Karin Michaelis (Der Türmer XXIX, 1. Stuttgart).

„Racine und die Leidenschaften." Von Erich Auerbach (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 9/10. Heidelberg).

„George Sand als Mensch." Von F. M. Huebner (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 94).

„Anatole France als Geschichtschreiber." Ein Beitrag zur Geschichte der Jeanne d'Arc-Forschung. Von Max Pribilla S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 1. Freiburg i. Br.).

„Romain Rolland." (Das Gewissen 1926, 1. Wien.)

„Bérauds Auge." Von Ernst Lorsy (Das Tagebuch VII, 41. Berlin).

„Lucien Romier." Von Hermann Hagenbuch (Neue Schweizer Rundschau XIX, 10. Zürich).

„Die neueste französische Romanliteratur." Von H. van de Mark (Der Gral XXI, 1. Essen).

„Gedanken über das Französische Theater." Von Jean Jacques Bernard (Die Scene XVI, 10. Berlin).

„Henrik Ibsen." Von W. Brecht (Radio III, 4. Wien).

„Das Drama Björnsons." Von Hermann Greid (Masken XX, 2. Düsseldorf).

„Ein wesenhaft christlicher Roman" [Undset „Kristin Lavranstochter"]. Von Alois Wurm (Seele VIII, 10. Regensburg).

„Neue dänische Literatur." Von Ernst Alker (Literarischer Handweiser LXIII, 1. Freiburg i. Br.).

„Thomas Garrique Masaryk." Von Hugo Preller (Archiv für Politik und Geschichte IV, 7/8. Berlin).

„Religion und Sittlichkeit in der Weltanschauung Dostojewskis." Von N. von Bubnoff (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 5. Leipzig).

* * *

„Das Auslandsdrama der deutschen Bühne der Gegenwart." Von Fred A. Angermayer (Die Vierte Wand 1926, 3. Magdeburg).

„Goethes ‚Faust'." Von R. F. Arnold (Die Quelle LXXVI, 9. Wien).

„Das Theater als unmoralische Anstalt." Von Hans Brandenburg (Hellweg VI, 35. Essen).

„Das Rollenfach." Von Bernhard Diebold (Die Scene XVI, 10. Berlin).

„Zwischen Jugendspiel und Bühnenkunst." Von Walther Eckart (Die Blätter für die Laien- und Jugendspiele II, 4. Bonn).

„Die Liebe zum Theater." Von Ferdinand Gregori (Der Kunstwart XL, 1. München).

„Der wahrhaftige Schauspieler." Von Ferdinand Gregori (Saarbrücker Blätter V, 3).

„Eros im Drama der Jüngsten." Von Kurt Heynicke (Hellweg VI, 37. Essen).

„Das moderne Theater." Vom Naturalismus zum Expressionismus. Von Hans Knudsen (Zeitschrift für Deutschkunde XL, 10. Leipzig).

„Die deutsche Theatersituation 1925/26." Von Ernst Leopold Stahl (Das süddeutsche Theater I, 1/2. München).

„Rheinlandsdramen." Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 1. Freiburg i. Br.).

„Ernst Kannitzers ‚Nadel'." Von Carl Sternheim (Der Kritiker VIII, Oktober. Berlin).

„Der Sohn [Bronnens ‚Vatermord']." Von Berthold Viertel (Masken XX, 4. Düsseldorf).

* * *

„Vom Wesen niederdeutscher Dichtung." Von Hans Friedrich Blunck (Die Tat XVIII, 7. Jena).

„Literaturgeschichte als Wissenschaft auf dem Grunde kulturgeschichtlicher Erkenntnis im Sinne Karl Lamprechts." Von Fritz Brüggemann (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 10. Frankfurt a. M.).

„Die neue Jugend." Von Erich Dürr (Dramaturgische Blätter 1926/27, 5/6. Mannheim).

„Wer gab die Anregung zum Wartburgfest der Burschenschaft?" Von Konrad Dürre (Der Türmer XXIX, 1. Stuttgart).

„Das deutsche Kunstmärchen." Von Alfred Ehrentreich (Die Tat XVIII, 7. Jena).

„Tragik und Komik." Von Curt Elwenspoek (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 88).

„Erscheinung und Entstehung des Volkstums." Von Willy Hellpach (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 9. Frankfurt a. M.).

„Vom Sinn der deutschen Dichtung." Von Rudolf Ibel (Die Tat XVIII, 7. Jena).

„Das gute Buch." Von Johannes Hönig (Die Bücherwelt XXIII, 10. Köln).

„Zeitungswissenschaft." Von Karl Jaeger (Preußische Jahrbücher CCVI, 1. Berlin).

„Die neueste Entwicklung der schweizer Epik." Von Hans Honegger (Hellweg VI, 35. Essen).

„Vom Abenteurer- zum Bildungsroman." Von Erich Jenisch (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 9/10. Heidelberg).

„Romantik und Realismus." Von Heinz Kindermann (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 4. Halle a. S.).

„Erziehung und Gesellschaft." Von J. W. Mack (Das werdende Zeitalter V, 4. Konstanz).

„Kampf gegen Schmutz und Schund." Ein Wort vom Standpunkt der Presse. Von Gustav Manz (Deutsche Presse XVI, 40/41. Berlin).

„Der König in Thule." Von Heinrich Meyer-Benfey (Zeitschrift für deutsche Bildung II, 10. Frankfurt a. M.).

„Zeitgemäße Literaturfragen." Von Fr. Muckermann S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 1. Freiburg i. Br.).

„Das Dinggedicht. Eine Kunstform bei Mörike, Meyer und Rilke." Von Kurt Oppert (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 4. Halle a. S.).

„Auf dem Friedhofe der Dichtkunst." Von P. A. Otto (Die Scene XVI, 10. Berlin).

„Die neue Gestalt und der neue Gehalt des modernen Romans." Von Hubert de Reuter (Der Gral XXI, 1. Essen).

„Bibel-Übersetzung." Von Albrecht Schaeffer (Preußische Jahrbücher CCVI, 1. Berlin).

„Vom Sturm und Drang zur Romantik. Eine Problem- und Literaturschau." II. Von Rudolf Unger (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte IV, 4. Halle a. S.).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Darmstadt

„Mann ist Mann." Lustspiel in acht Bildern. Von Bertolt Brecht. (Uraufführung im Hessischen Landestheater am 25. September 1926.)

„Mann ist Mann!" bedeutet die Formel für den künftigen Einheitsmenschen, den Bertolt Brecht anscheinend an Stelle der heute herumlaufenden „Charakterköpfe" wünscht. Nun, es läßt sich darüber diskutieren, ob für das Gesamtwohl eine Masse von braven „Typen" nicht wünschenswerter sei als etwa eine Masse von Individualitäten. Ganz abgesehen davon, daß die echten „Charakterköpfe" oder „Persönlichkeiten" mit der Laterne zu suchen sind. Wie weit es Brecht mit seinem Bolschewismus ernst meint, ist nicht recht zu ergründen. Denn erstens nennt er sein Stück ein Lustspiel, so daß man von vornherein zur ironischen Betrachtung des Themas eingeladen wird, zweitens aber wird dieses Lustspiel im zweiten Teil zu einer derart pathetischen Deklamation des Geistes, daß man die eventuelle Ironie der Anfangsbilder gleich wieder aufgibt. Drittens endlich weiß Brecht kein anderes Symbol für seinen neuen Einheitsmenschen, als daß er ihn unter die Soldaten steckt. Und in der Uniform gilt wahrlich seit Fridericus Rex bis zu Lenin die altbekannte Losung: Mann ist Mann! Eine wesentlich „moderne" Gesinnung ist also nur mit großen Schwierigkeiten aus dieses sehr modernen Dichters Werk herauszulesen.

Aber vergessen wir das philosophisch-programmatisch klingende Finale und tun wir Brecht den Willen, die bessere Hälfte der Anfangsbilder als Lustspiel zu betrachten — und zweifellos: er hat Humor und Leichte. Eine geistig sehr harmlos redende Bilderserie erzählt die Schicksale des Mannes Galy Gay, der noch als Individuum auszog, um seiner Frau einen Fisch zu kaufen, und der als Typus-Soldat unter Mann und Männern in Tibet verschwand. In märchenhafter Einfachheit werden die Versuchungen des guten Galy Gay, der zu nichts Nein sagen kann, vorgeführt. Vier wüste Soldaten der britisch-indischen Armee sind seine Mentore zum Gang ins Reich der Nummern und der Typen. Galy Gay verteidigt immer schwächer seinen kleinen Charakterkopf, und muß schließlich symbolisch erschossen werden, um ganz aufzugehn in der Nummer: Mann! Die Erfindung ist spielerisch; die amerikanische Exzentrik der Situationen amüsiert. Aber das Ganze hält doch kaum zusammen; die Worte ergeben wenig Witz und bilden nicht viel mehr als einen Operntext zur bildlichen Handlung der Szeniker. Auch ist die Fabel nach ihren guten Voraussetzungen nicht ausgenutzt: so manchen Motiven und Figuren des Anfangs fehlt ihre Konsequenz. Galy Gay ist nicht „Charakterkopf" genug, um ohne sichere Handlung und Milieuentwicklung das Stück zusammenzuhalten. Es geht aus dem Leim. Es zerstreut sich nach und nach in Episoden. Es zerklirrt in Gedankensplittern. Es verhuscht wie ein netter Film mit Scherz, Satire und leider: tieferer Bedeutung. Aber die Charakterköpfe sterben doch nicht aus.

Bernhard Diebold

Hamburg

1.

„Paulus unter den Juden." Dramatische Legende in sechs Bildern. Von Franz Werfel. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 3. November 1926. Buchausgabe im Verlag Paul Zsolnay, Berlin.)

Es ist selbstverständlich, daß Franz Werfel keine Legende im dogmatisch-christlichen Sinn schrieb. Kein religiöses Erbauungsstück, in dem der heilige Paulus „preisend mit viel schönen Reden" den andächtigen Zuschauern als Muster und Vorbild hingestellt wird. Es ist nicht ganz so selbstverständlich, aber es ist unbestreitbar, daß er auch kein Paulus-Drama im höheren, künstlerischen Sinn schrieb. Der Held seiner Legende ist nicht der Mann, der vor dem Damaskus-Tag der wütendste Feind und nach ihm der feurigste Verkünder des christlichen Glaubens war. Schon der Titel deutet an, daß Werfel den Paulus nur als einen unter vielen darstellen will: Paulus unter den Juden. Deren Gesamtheit, das Volk Israel, ist der Held dieser Legende, so wie in Hauptmanns „Weber"-Dichtung die Masse der Weber. Werfel will „die große tragische Stunde des Judentums" gestalten, in der das aus der Judenheit hervorgegangene Christentum „sich loslöst von seiner Mutterwelt". Er will das geben, was die notwendigerweise rationalisierende Geschichtswissenschaft nicht geben kann: „die tiefere Rekonstruktion des Weltgeschehens".

Aus dem doppelten Überlieferungsquell des Neuen Testaments und jüdischer Urkunden hat er die Plattform geholt, auf die er seine Figuren stellt. Die Handlung in sechs Bilder gegliedert. Jedes ist in sich geschickt aufgegipfelt und der Fluß der Entwicklung durch alle sechs in stetem Steigen zum End- und Höhepunkt des Ganzen hingetrieben, wo die Juden an Gamaliels Leiche weinend zusammenbrechen, Roms Kohorten in den heiligen Tempel einmarschieren und die Nazaräer an der Erfüllung aller Zeichen erkennen, daß

Digitized by Google

„Paulus die Wahrheit hat". Mit viel Geist ist diese Bilderfolge befrachtet, mit untrüglicher Witterung für Theatermäßiges, theatralisch Wirkungsvolles gebaut. Man fühlt sich oft gepackt, bisweilen tief ergriffen. Trotzdem: bedingungslos ja sagen kann man zu diesem Werk nicht.

Das liegt daran, daß Werfel den Menschen, die jene große, tragische Stunde handelnd oder leidend erlebten, mit den Mitteln moderner Experimental-Psychologie beizukommen sucht. Er wollte streng objektiv sein, wollte sein Thema so sachlich und unparteiisch behandeln, wie etwa ein dichtender Japaner es tun würde, für den Judentum und Christentum nur geistesgeschichtliche Fakta sind. Indem er aber den Stoff möglichst von sich zu distanzieren suchte, verlor er die richtige Perspektive, verloren seine Personen das der Größe des welthistorischen Ereignisses gemäße Format. Um Werfel an Werfel selbst zu messen: mit den Gestalten des „Spiegelmenschen" verglichen, sind diese Hebräer häßliche Zwerge. Ihr Schöpfer hat an ihnen nur die allzu menschlichen Äußerlichkeiten gesehn, nicht die großen, gegensätzlichen Anschauungen, die sie verkörpern. So wurde aus dem weltumwälzenden Geisteskampf ein kleinliches Religionsgezänk. Vor dem Auge des Geschichtsforschers kann diese Darstellung schwerlich bestehn. So borniert waren die jüdischen Priester und Gelehrten nicht, so jeder geistigen Atmosphäre bar nicht die ersten Christen. Das ist nicht nur in bezug auf Werfels Petrus und Jakobus gesagt, sondern auch von seinem Paulus, der nichts weiter als ein simpler pathologischer Fall, ein Höriger seiner Hysterie ist. Man braucht nur die Briefe des Paulus aufzuschlagen, um ein anderes Bild von ihm zu gewinnen.

Zwei Gestalten freilich sieht Werfel aus anderem Gesichtswinkel: den Patriarchen Gamaliel und den römischen Landpfleger Marullus. In diesem letzteren hat er einen ganz aufs Irdische gestellten Vollmenschen geschaffen, der seiner künstlerischen Bildnerkraft das schönste Zeugnis ausstellt. Nicht so glücklich war er bei der Gestaltung des Gamaliel, wenn man schon spürt, daß diesem Lehrer des Paulus seine ganze Liebe gehört. Vielleicht hat eben diese Liebe seine Hand unsicher gemacht, so daß ihr die Konturen der Gestalt zu weich gerieten: der „furchtlose und überlegene Freigeist" ist nur ein sentimentaler Schönredner geworden.

Die Methode, große Gestalten der Vergangenheit dem Publikum dadurch verständlicher zu machen, daß man sie ihm durchs Verkleinerungsglas zeigt — diese Methode ist an sich durchaus zeitgemäß. Aber die Loslösung des Christentums von seiner Mutterwelt ist für sie ein untaugliches Objekt. Denn die ungeheuren geistigen Kräfte, die dabei im Spiel sind, lassen sich nicht ins Verkleinerungsglas bannen. Wären ihre menschlichen Repräsentanten wirklich so klein gewesen, wie Werfel will, der Vorgang selbst würde dadurch nur unerklärlicher.

Bleibt also die Aufgabe, die Werfel sich hier gestellt hatte, noch ungelöst, so hat uns das Experiment doch ein starkes Theaterstück eingetragen, das die Zuhörer um so mehr fesselt, als sein Autor es verstanden hat, ihnen den alten Stoff durch zahlreiche eingewobene Beziehungen zur heutigen Zeitgeschichte besonders mundgerecht zu machen.

2.

„Krankheit der Jugend." Drama in drei Akten von Ferdinand Bruckner. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 16. Oktober 1926.)

Der junge wiener Student, der dieses stofflich grauenhafte Werk schrieb, heißt Ferdinand Bruckner. Von seinem Namensvetter und Landsmann Anton Bruckner trennt ihn eine Welt. Besser gesagt: Anton Bruckner schließt uns alle Herrlichkeiten der Himmel auf, Ferdinand Bruckner zwingt uns in eine licht- und gnadenlose Hölle. Wedekind ist von diesem jungen Mediziner tief in den Schatten gestellt und Klaus Mann erscheint neben ihm als ein zierliches, mondänes Ästhetchen. Mit medizinischer Kühle und Sachlichkeit entrollt uns Ferdinand Bruckner das abstoßende Bild eines Kreises junger Akademiker, in dem die wildesten Auswüchse krankhafter Sexualität Trumpf sind, lesbische Liebe in allen Brünsten tollt und ein Lustmord durch heftigen Halsbiß den Höllensabbat wie eine satanische Jubelfanfare beschließt.

Man schüttelt sich vor Ekel und spürt trotz alledem, daß dieses Stück es verdiente, auf die Bühne gebracht zu werden. Einmal, weil es so unheimlich ehrlich ist. Hier wird nicht mit Lasterhaftigkeit kokettiert: hier sucht einer das Gift, das fraglos in einem Teil unserer Jugend schwärt, loszuwerden, indem er den Krankheitszustand nüchtern darstellt. Dies Stück ist ein Schrei nach dem Arzt, der imstande wäre, die unheimliche Krankheit zu heilen. Zweitens aber ist hier fraglos starkes dramatisches Können vorhanden. Die Figuren sind nicht Schemen, die plappern, was der Autor ihnen in den Mund legt, sind scharf gesehene und gezeichnete Charaktere, die in knapper Rede und Gegenrede sich selbst enthüllen. Und der szenische Aufbau ist von einer Sicherheit und Kraft, die der heutigen Jugend sonst fehlt. Vielleicht hat die deutsche Bühne hier einen neuen Dichter gewonnen.

Carl Müller-Rastatt

Digitized by Google

Berlin

„Die Nadel." Ein Spiel in drei Akten. Von Ernst Kamnitzer. (Uraufführung im Neuen Theater am Zoo durch die Gemeinschaft für neue Theaterkultur am 10. Oktober 1926.)

Hier spaziert bereits einer im Fell des annoch lebenden Löwen Sternheim.

Ein Versuch karikaturistischer Stilisierung. Die ironische Handlung ist gleichsam Karussell, die Figuren werden auf ihre Steckenpferde gesetzt, um die Fahrt um die Handlung herum anzutreten und sich dabei gleichzeitig um die eigene Achse zu drehn. Eine Haarnadel, die der Zimmervermieter im Bett seines Zimmerherrn findet, wird Antrieb für die Handlung, die scheinbar zwecklos an- und abläuft, die Figuren aber in immer erneuten grotesken Haltungen zeigen soll. Der Vermieter hat dabei die Führung, der Mieter, in der Rolle des künftigen Schwiegersohns, ist der Genasführte. Er gelangt dahin, die buckelige statt der schönen Tochter zu heiraten, nicht etwa weil der Haarnadelfund irgendwelche Konsequenzen hätte, sondern nur, weil er dem Zimmervermieter Anlaß gibt, all seine Narrheiten gewichtig auszuspielen, seine absurden Charaktereigentümlichkeiten zur Geltung zu bringen.

Das ließe sich hören, entspräche die Ausführung der Theorie. Aber eben dieser Zimmervermieter, ein Sonderling, der gleichsam im schwanken Boot närrischer Vorstellungen auf dem Strom seiner eigenen Suada dahintreibt, ein Rechthaberischer, dem es nicht darauf ankommt, die eigene Tochter dem Verlobten gegenüber der Untreue an diesem ihrem Verlobten zu bezichtigen, büßt durch die Züge weiterer Charakteristik an karikaturistischer Haltung ein. Was für ihn gilt, erstreckt sich auf alle weiteren Personen, macht sich auch in der Kennzeichnung des Milieus bemerkbar, bringt das Spiel, da es kaum begonnen hat, zu Fall. Man überzeugt sich unschwer, daß Kamnitzer von der Karikatur ausgegangen ist, um ihr nachträglich so etwas wie menschliches Knochengerüst anzudichten, anstatt den lebendig erfaßten Menschen zu karikieren. Wahrscheinlich, daß ihm die Handlungsanekdote vorschwebte, ehe er auch nur eine der Gestalten erfaßt hatte. Sicher, daß er gläubig zu Sternheim aufblickte, anstatt auf Leben und Wirklichkeit. Der typische Fall unfruchtbaren Literatentums.

Ernst Heilborn

Leipzig

1.

„Klaus Michel." Dramatische Dichtung in fünf Akten. Von Hans Franck. (Uraufführung im Alten Theater am 9. Oktober 1926.)

Das Drama, das hier bereits nach seinem Erscheinen in Buchform (H. Haessel) (L. E. XXVIII, 242) ausführlich gewürdigt worden ist, versucht, deutsches Schicksal der letzten 50 Jahre symbolisch zu gestalten. Klaus Michel, der Bauernsohn, reißt sich von der väterlichen Scholle los, stürmt ins Leben, wird Arzt, ein Mensch, der sich einen „Lebensweg aus Zielen wünscht, den Zweck an Zweck als sein Geländer säumen". Er ist rücksichtsloser Individualist, entschiedener Materialist, und spät erst kommt die innere Wandlung, die ihn zu opferfreudigem Helferdienst in den Krieg und zum Tod auf dem Schlachtfeld führt. Ein typisch deutscher Charakter ist dieser kalte Zweckmensch nun nicht, aber selbst wenn man davon absieht, fehlt dem Helden eine menschliche Größe und überindividuelle Bedeutung, die ein so breit angelegtes Stationendrama rechtfertigten. Auch leidet das Werk, an dem der Dichter ein Jahrzehnt in rastlosem Mühen gearbeitet hat, unter falschen Proportionen: die Lebensstationen des Aufstiegs sind zu stark mit Detail belastet, dagegen bleibt in den entscheidenden Szenen der Wandlung des Helden vieles unklar und unausgeführt. Übrigens liegt die Parallele zu „Peer Gynt" nahe, namentlich auch in dem doppelten Solveig-Motiv. Hier aber, in der Gestalt der Yelle, die des Helden zu tief verschüttete Seele wecken will, ist dem Dichter eine poetische Gestalt von mancherlei Reizen geglückt, wie denn auch sonst manche Partie der gereimten Verse, die oft genug freilich zu Weitschweifigkeit verführten, die in novellistischen Werken besser bewährte Kraft des Dichters verraten. Man bedauert das Mißlingen des Werks, das in der Aufführung besonders deutlich wurde, und begreift es doch aus dem Grundirrtum des Dichters, man könne Dinge, die uns noch so nahe stehn wie Weltkrieg, Wandervögel usw., in symbolischer Dichtung erhöhen.

2.

„Der Geist in der Flasche." Komödie in vier Akten. Von Walter Tiemann. (Uraufführung im Leipziger Schauspielhaus am 15. Oktober 1926.)

Der bekannte Buchkünstler und Graphiker hat hier ein harmlos-heiteres Stück geschaffen, das den Ansprüchen an leichte Theaterunterhaltung recht wohl zu genügen vermag. Angeregt durch ein Motiv aus Strindbergs Märchen, läßt er einen vom Geist des Weins befeuerten Literaten einen reichen Amerikaner erschwindeln und eine Kleinstadt irgendwo an der Wasserkante unseres Lustspieleuropas auf den Schwindel gründlichst hineinfallen. Die Möglichkeit heiterer Situationen ist szenisch leider nicht ausgenutzt, die Handlung bleibt für vier Akte ein bißchen dünn. Doch sind einzelne Typen, wie etwa der Bürgermeister, recht gut gelungen, und einige Dialogpartien (eine Bürgermeisterrede mit allem solchen offiziellen Redequatsch ist wirklich hörens-

Digitized by Google

wert!) ermuntern durch Witz und kräftige Scherze. Der Konsum alkoholischer Getränke ist enorm.

Friedrich Michael

Wien

„Eines Tages..." Komödie in drei Akten. Von Hans Chlumberg. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater 30. Oktober 1926.)

„Die Woche fängt gut an", murrte jener, den sie am Montag hängten — und auch der Berichterstatter, als er die erste Uraufführung des hiesigen Spieljahrs auf dem Anschlagzettel als Komödie bezeichnet fand; denn dies Wort ist seit dem Krieg beinahe synonym mit Schauerstück geworden und wirkt auf Heiterkeit wie eine Vogelscheuche. Nun, diesmal kommt man mit einem Herzkrampf, einer „Aussprache" zwischen Ihr und Ihm, einem zerschmetterten Spiegel und einem (versuchten) Veronal-Selbstmord noch glimpflich davon. Was Ihn anlangt (denn Sie ist wirklich nicht der Rede wert): man verpflanze Solneß und Georg Kaisers Kassierer („Von morgens bis mitternachts") aus Genieland nach Krähwinkel, verbinde sie durch eine gerade Linie und halbiere diese: so steht der Held beiläufig auf diesem halbierenden Punkt. Alles weitere ergibt sich beinah von selbst — nur daß es sich hier nicht, wie Naive glauben könnten, um die groteske oder feinere Komik, sondern um Pathos und Pathologie des Johannistrieblebens handelt — und, du lieber Gott, auf welch einem Niveau! Sonst sind es doch regelmäßig Alternde, die das Drama des Mannes von 50, 55, 60 usw. Jahren schreiben, diesmal ist's, wie der Augenschein im Zwischenakt lehrte, ein neidenswert junger Mann, der Altern und Alter nur vom Hörensagen, d. h. aus vielen Premieren und Novellen der letzten Jahre kennt — ein Jüngling und solch ein Philister! Nicht deshalb, weil er seinen greisenden Helden, dem „eines Tages" die Augen über sein normales, also verlorenes Leben aufgehn, der den Salto mortale in ein anderes wagt, aus diesem wieder zurück in das normale, in das Ehebett, mit dessen leibhaftiger Körperlichkeit man zweimal behelligt wird, zurückführt — darüber könnte man immerhin reden, von hier aus den Titel „Komödie" zu rechtfertigen versuchen; nicht aber ruhig hinnehmen den engen Horizont, die kleinliche Motivik, die trivialen Reden und Gegenreden gerade der Nicht-trivial-sein-sollenden, den ganz absurden Abgesang. Ein unmögliches Stück. Dem man indes, weil es ein hervorragender Schauspieler unter seine Fittige genommen hat, vermutlich noch öfters als lebendem Leichnam begegnen wird.

Robert F. Arnold

Schwerin i. M.

„Der Schelmenspiegel." Lustspiel in drei Akten. Von Erwin Hahn. (Uraufführung im Mecklenburgischen Staatstheater am 19. Oktober 1926.)

Wenn die Suggestion des Dichternamens auch nicht letzte Hemmungen beseitigen kann, so vermag sie im Theater doch immerhin erstaunlich viel zu erreichen. Nehmen wir an, der Dichter hieße Goldoni: Was dem kritisch suchenden Blick verstaubt erscheinen könnte, deckt die suggestive Kraft des Namens entweder völlig zu, oder läßt es doch nur als unvermeidliche Zeiterscheinung empfinden. Haben wir aber eine Komödie gleichen italienischen Stils vor uns und setzen statt des Namens Goldoni den von Erwin Hahn, so zeigt die gleiche Tat ein gänzlich anderes Gesicht: Nebensächlichkeiten, die im Schatten kaum sichtbar lagen, treten plötzlich ins grellste Licht hinaus und wachsen, ohne die ausgleichende Suggestion des Dichternamens, jetzt zu aufdringlichen Mängeln empor. Das war die Tragödie dieses Lustspiels, das auf sieben Bühnen gleichzeitig das erste Rampenlicht erblickte; somit nach diesem Ergebnis des ungespielten Manuskripts jedenfalls ein Werk zu sein schien, das einen höchst verlockenden Unterton in sich bergen mußte. Da sich indessen fast die ganze Handlung in den einen Satz zusammenfassen läßt: zwei alte verliebte Geizhälse führt ein geriebenes Dirnchen an der Nase herum und plündert sie rücksichtslos aus — so blieb trotz allem neben dem vergilbten Stil als weiterer Eindruck noch der einer allzu großen Armut der Handlung, die, durch drei Akte geführt, weder durch Kraft der Komik noch durch Fülle des Geschehens den Hörer mit sich zu ziehn vermochte.

Erich Hagemeister

Bochum

„Die Insel der Affen." Komödie in vier Aufzügen. Von Hellmuth Unger. (Uraufführung im Stadttheater am 29. Oktober 1926. Buchausgabe bei Reclam, Leipzig.)

Mit literarischen und ästhetischen Maßstäben darf man an diese dramatisierte Robinsonade nicht herangehn. Es ist ein von den unglaublichsten Abenteuern wimmelnder amerikanisierender Schwank, dem aber eine ernsthafte Absicht zugrunde zu liegen scheint. Unger will offenbar die Wertlosigkeit und Nichtigkeit der modernen Zivilisation satirisch beleuchten. Wie andere Zeitgenossen vor ihm (Mohr, Schmidtbonn) erneut er den Rousseauschen Ruf: „Zurück zur Natur!" Darum führt er uns von der Über- und Pseudokultur der Neuen

Digitized by Google

Welt, von der um das eigene Bewußtsein kreisenden Analyse fort in die bunte Vielfältigkeit einer exotischen Welt, in eine von jeder Kultur unberührt gebliebene „märchenhaft schöne Inselandschaft", wo nur der gesunde Menschenverstand und der natürliche menschliche Instinkt sich behaupten können. Hauptheld ist ein simpler Diener, ein mannhafter Naturbursche, ein neuer Tarzan, der sich all den amerikanischen Snobs ungeachtet ihrer (übrigens bald abgestreiften) Hyperkultur überlegen zeigt. Der Verlauf der verwickelten und gewaltsam gelösten Intrige interessiert an sich nicht. Trotz aller Unwahrscheinlichkeiten und Zufälle ist das Stück handfestes Theater mit manchen Bombenrollen. Die Satire ist recht grobkörnig, sie bringt sich durch die Übertreibungen nicht selten um die besten Wirkungen. Aber des Erfolgs beim großen Publikum darf dieser Reißer stets sicher sein.

Karl Arns

Düsseldorf

„Julius Caesar von Österreich." Sechs Bilder vom Schicksal des Kaiserlichen Prinzen Julius Strada aus Prag. Von Wilhelm Seringhaus. (Uraufführung im Schauspielhaus am 15. Oktober 1926.)

Julius Strada, der Bastardsohn Rudolfs II. von Habsburg, hat den energischen Tatendrang, den Trieb zur Größe von seiner temperamentvollen und ehrgeizigen bürgerlichen Mutter geerbt. Aber er besitzt zugleich die Tatohnmacht und die verdüsterten Gemütszüge seines greisenhaften Vaters. Er ist der geborene Psychopath, eine Ausnahmeerscheinung, dessen verworrenen und verwilderten Lebensäußerungen man neugierig oder auch interessiert nachgehn mag, dessen wüste Sonderart aber in der auf typisierende Monumentalität angewiesenen Form dramatischer Bildertechnik ganz fehl am Platz ist. Dies Drama möchte jung, fordernd, durch bewegte Buntheit und großen Kontur packend sein, und es besitzt keine der Bedingungen, die dazu erforderlich sind. Die Greuel, die der junge Mensch, in heftigem Gegensatz zum Vater stehend, treibt, lassen sein sogenanntes Schicksal als eine juridische, nicht poetische Gerechtigkeit empfinden. Man erkennt, daß die „Räuber" und „Richard III.", auf den Verfasser gewirkt haben; aber über oberflächliche Anlehnung ist er nicht hinausgelangt. Religionsphilosophische Raisonnements, die mißratenen Lebensbildungen in Vater und Sohn geistige Ordnung entgegenstellen sollen, bleiben phrasenhaft und tun dem Bühnenvorgang empfindlich Gewalt an. Die Sprache ist weder dramatisch noch eigentlich lyrisch; das Theatralische überwiegt weit das Dramatische. Seringhaus flüchtet zu einer im Mark faulen Jugend. Er hat kein Schicksal gestaltet, sondern einen medizinischen Einzelfall aus der Historie mit maßloser Überhitzung des Worts, des Handlungstempos und der Vorstellungen zu einem Schicksal aufzutreiben versucht. Der Versuch ist ganz mißglückt.

H. W. Keim

Danzig

„Das Mädchen aus der Fremde." Von Korfiz Holm. (Uraufführung im Stadttheater am 31. Oktober 1926.)

Das „Mädchen aus der Fremde" wird von der als „separierter Frau" lebenden Mama abgesandt, den alternden Taugenichts von Papa auszuspionieren. Sie tut das ganz geschickt, indem sie sich als Durchbrennerin ausgibt. Bei dieser Gelegenheit vergafft sie sich in einen bereits erheblich angegrauten Freund des Vaters und verlobt sich gegen ihn. Das vollzieht sich auf der Terrasse eines schönen Landhauses am Starnberger See, bei Bowle, Grammophon und Mondschein. Der Papa hat seinerseits nichts dagegen, zumal er durch die hierbei entstehenden Irrungen und Wirrungen sein sehr „beharrliches" Verhältnis loswird.

Das Stück zeigt Korfiz Holm, den Verfasser der vielgelesenen Romane „Thomas Kerkoven", „Die Tochter" und „Herz ist Trumpf", als einen oft recht geschickten Stimmungstechniker und munter-humorvollen Causeur, der es versteht, seine Zuhörer einen Abend lang ganz nett zu unterhalten. Die drei Akte sind Durchschnittsware ehrsamen Handwerks mit dem Zeitmal „Tradition". Ansprüche auf dichterischen Wert kann und will das Stück wohl auch kaum erheben.

Willibald Omankowski

Frankfurt a. O.

„Küken." Komödie in drei Akten. Von Carl M. Jacoby. (Uraufführung im Stadttheater am 16. Oktober 1926.)

Diese Komödie ist leider keine Komödie. Wertet man das harmlose, unbeschwerte Stück als Schwank, so kann man ihm dieses nachsagen: Es ist geschickt, wenn auch bisweilen schablonenhaft gearbeitet. Es besitzt einen lebendigen, ungehemmten Ablauf. Es kompensiert durch humorvoll-zwingende Momente allzu geläufige Banalitäten. Schließlich: Es spielt immerhin in den höchsten Gesellschaftskreisen: am Hofe eines Großherzogs.

Werner Türk

Digitized by Google

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Professor Elmer Barnes hat sich nunmehr den Deutschen persönlich vorgestellt; er ist ihnen bekannt als der objektiv wissenschaftlich die Kriegsschuldfrage erforschende Außenseiter. Die selbstgestellte Aufgabe hat ihm aber auch die Durchdringung anderer schwer zu lösender Fachprobleme aufgenötigt; unter diesen vor allen die vielumstrittene Frage der Geschichtschreibung selber. In einem starken, auf einer schlechterdings erstaunlichen Fülle von Material aufgebauten Band „The New History and the Social Studies" nimmt er Stellung gegen die seitherige mythenbildende und Vorurteile schaffende Darstellungsform angelsächsischer Geschichtsdarstellung und weist im Sinne Lamprechts und J. H. Robinsons hin auf die unerläßliche Verbindung der Geschichtsforschung mit der Geographie, Psychologie, Völkerkunde und anderen einschlägigen Wissensgebieten. Sein Buch ist nicht nur eine fachliche Programmschrift, sondern ein Nachschlagewerk und seine deutschen Freunde können ihn auch von dieser Seite als äußerlich zwar ruhigen, dafür aber innerlich um so leidenschaftlicheren Kritiker kennenlernen. Doch ist Barnes nicht der einzige, der dem großen Problem Historismus gegenüber Stellung nimmt. Die amerikanische Geschichtsforschung ist in ihrer Allgemeinheit von der Krisis ihres Fachs berührt, und Barnes' Buch ist nur eins aus einer ganzen Gruppe, aus der wenigstens Allen Johnsons „The Historian and Historical Evidence" und F. J. Teggarts „The Theory of History", zu nennen wären. Das erstere versucht das Problem vor dem Studierenden aufzurollen, und sammelt daher mehr das vorliegende Material, ohne sich weit in das Feld der Hypothese zu wagen; das letztere dagegen ist Programmschrift und wertvoll genug, nur nimmt der Verfasser zu viele der ausgesprochenen Erkenntnisse für sich in Anspruch, während sie im Grunde schon längst vor ihm von Mommsen, Lamprecht u. a. ausgesprochen worden sind.

Ein Überrest vorkrieglicher Deutscharbeit ist das Jahrbuch der von Direktor M. Griebsch in Milwaukee herausgegebenen „Pädagogischen Monatshefte". Einmal im Jahr sammelt der Herausgeber noch immer seine Getreuen zu diesem Jahrbuch um sich, die Monatshefte selbst können sich nicht mehr halten. Zum letzten im Juni erschienenen Jahresband tragen unter anderem bei Professor Aaron über Marc Twain und Deutschland, Professor Hohlfeld über die neueste Eckermann-Literatur und Professor Goebel über seinen Lehrer R. Hildebrandt und dessen Wirken im Interesse des Deutschtums, während der Nachrichtenteil erfreuliche Berichte über Neubelebung des Deutschstudiums aus verschiedenen Teilen des Landes bringt. Nicht unerwähnt bleiben darf bei dieser Gelegenheit die Festschrift, die Kollegen und ehemalige Schüler Professor A. R. Hohlfeld zu seinem 60. Geburtstag dargebracht haben. Mit ihren etwa zwanzig Beiträgen aus dem weiten Gebiet germanistischer Forschungen ist sie ein Beweis dafür, daß, wie die Einleitung betont, Hohlfelds besonderes Verdienst in der Heranbildung eines Stammes tüchtiger, wissenschaftlich gerichteter akademischer Deutschlehrer liegt. Daß die Universität selbst hinter der Festschrift steht, indem sie sie in die Reihe ihrer wissenschaftlichen Publikationen aufgenommen hat, machte die Ehrung besonders wertvoll.

An der Romandichtung der letzten Monate haben die Frauen wieder einen hervorragenden Anteil. Neben den in Deutschland bereits bekannten „Wildgänsen" der Martha Ostenso wären Dorothy Canfields „Her Son's Wife", ein Familienroman aus dem modernen Leben, Edith Barringtons „The Exquisite Perdita", eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert, und Edna Ferbers „The Show Boot", das Zustände am unteren Mississippi in der Mitte des 19. Jahrhunderts schildert, zu nennen. Trotz der unverringerten Produktion unserer Lebenden berichten Verleger und Buchhändler auf eine Umfrage der International Book Review, daß auch Charles Dickens sich immer noch beim Lesepublikum einer bedeutenden Beliebtheit erfreut. Angesichts der Fruchtbarkeit unserer Erzähler muß man sich wundern, daß große Verlagsfirmen sich durch verlockende Preisausschreiben bemühen, die Güte der Romandichtungen zu steigern. Bekanntlich erhielt Martha Ostenso für ihre Dichtung einen Preis von 13500 Dollars. Jetzt zeigt die John Day Comp. zusammen mit der sehr verbreiteten „Women's Home Companion" zwei Preise von je 25000 Dollars an, je einen für einen männlichen und für einen weiblichen Schriftsteller; einen Preis vom gleichen Betrage für eine „romantische Novelle" schreibt auch die Monatsschrift „McClure's Magazine" aus; Dodd, Mead and Co. haben einen Preis von 16000 Dollars ausstehn und die noch junge Zeitschrift „College Humor" bietet zusammen mit einer Filmfirma einen solchen von 10000 Dollars an. Man sollte auf Grund dieser Zahlen annehmen, daß unsere Romanschriftsteller alle wohlhabende Leute wären; unvermeidlich jedoch steigern diese Angebote nicht nur die Qualität (wenn das wirklich damit erreicht wird), sondern auch die Quantität der Romanschöpfungen,

Digitized by Google

die auch ohne Preisgewinne dann entsprechenden Absatz suchen. Um andererseits den Buchverkauf zu stärken, hat sich in Neuyork ein Bureau aufgetan, das unter dem Namen „The Best-Book-of-the-Month Club" seinen Mitgliedern monatlich ein als führendes Werk anerkanntes Buch zu liefern verspricht. Und zwar ist die Auswahl dieses „besten Buches eines jeden Monats" nicht dem Zufall, sondern einem Fünfer-Ausschuß wohlbekannter Literaten überlassen. An der Spitze steht H. S. Canby, der Herausgeber der „Saturday Review of Literature", ihm sind beigegeben Heywood Braun, Dorothy Canfield, Christopher Morley und W. A. White. Die damit verbundene Arbeit kann wahrhaftig kaum als Nebenbeschäftigung anzusehn sein. Über die Entscheide der fünf Großen ist seit dem Entstehen des Klubs noch nicht viel verlautbart.

Bei allem heimischen Segen kommt trotzdem noch die deutsche Erzählungskunst zu ihrem Recht. Schnitzler hat mit „Fräulein Else" so gut gefallen, daß man sogar seine aus dem Jahr 1913 stammende „Beatrice" hervorgeholt und sprachlich amerikanisiert hat, ja ein Verleger stellt sogar eine Übersetzung des „Leutnant Gustl" in Aussicht. Die „Viking Press" führt auf ihrer Sommerliste eine neue Übersetzung von Hauptmanns „Narr in Christo", und A. Knopfs Verlag hat endlich im Frühjahr die Übertragung vom ersten Band von Spenglers „Untergang des Abendlandes" möglich gemacht. Zum Thema Übersetzung, und zwar Übersetzung von Dichtungen in gebundener Sprache, liefert Margarete Münsterberg im „Journal of English and Germanic Philology" unter dem Titel: „The Gift of Tongues" einen Beitrag, den man schlechthin als geistreich bezeichnen muß. An einer Fülle von Beispielen aus dem Deutschen ins Englische, Französische oder Italienische und Spanische übertragener Verse oder umgekehrt, zeigt sie, wie das Geheimnis wahrer Übersetzungskunst poetischer Werke in dem Erfühlen der dem Dichtwerk eigenen inneren Form liegt, woraus sich dann fast spontan die für die Übersetzung gemäße äußere Form ergibt, die nicht immer mit der des Originals übereinzustimmen braucht, ja bei der Verschiedenheit der Form vielleicht sinngemäßer den Gehalt des Originals wiedergibt. Neben dieser hervorragend aktuellen Arbeit bringt dasselbe Heft noch zwei die moderne deutsche Literatur berührende Aufsätze, nämlich von Dehorn über Thomas Mann eine philosophisch-ästhetische Studie und von Blankenagel einen Vergleich von Shaws und Schillers „Johanna". Unter den ständig sich mehrenden Zeitschriften sollte wenigstens eine unter dem Namen „New Masses" seit Mai erscheinende genannt werden. Sie erhebt Anspruch auf literarische Bewertung, ist im ganzen die Stimme der radikaler gegen puritanische Weltauffassung und geistiges Banausentum Protestierenden und kommt infolge ihrer Furchtlosigkeit und Deutlichkeit öfters mit den Polizeigewaltigen in Konflikt. Aber das ist in Amerika nur unbezahlte und willkommene Reklame, die ja auch H. L. Mencken mit seinem „Mercury" heraufbeschworen hatte. Zu ihren Mitarbeitern gehören Leute, die in unserem Schrifttum etwas zu sagen haben, unter anderem Mark van Doren, der Dichter und Kritiker, Babette Deutsch, die sehr erfolgreiche Übersetzerin Rilkes, Georges und Werfels, Hans Stengel, der heute allseitig anerkannte Zeichner und manche andere.

Den Freunden Poes sei ein ausgezeichnetes Werk empfohlen, mit dem sich J. W. Krutch, der literarische Kritiker der neuyorker „Nation", einen bedeutenden Platz in unserer sehr jungen Geistesgeschichte erworben hat; das Buch ist verlegt bei A. Knopf und hat den Titel: „Edgar Allan Poe, a Study in Genius". Die Whitman-Literatur hat Professor John Bailey mit seinem bei Macmillan erschienenen Buch „Walt Whitman" bereichert, in dem er neue Eigenheiten seiner Dichtung und sein Verhältnis zu Milton und Wordsworth untersucht.

In dem nun leider traurig berühmt gewordenen Gründerstaate Florida hat man bei allen wirtschaftlichen Unternehmungen doch auch nicht die Schaffung von Bildungsstätten übersehen. Eine dieser Neugründungen, Rollins College, meldet, daß in seinem Lehrkörper eine „professorship of books" geschaffen worden ist mit einer besonderen „Abteilung des Buches", und Vorlesungen über die Geschichte des Buchs und literarische Persönlichkeiten. In der Begründung dieser Neuschöpfung beruft man sich neben manchen anderen auf Bacon und auf Emerson und besonders auf des letzteren Essay „Books", in dem er solche Professuren als absolute Notwendigkeit hinstellt. Diese, wohl stark angelsächsische Idee hat ihre Begründung in der englisch-amerikanischen Einstellung, die Buch und Autor voneinander trennen und dem ersteren mit einer gewissen mystischen Personifizierung auch losgelöst von seinem Schöpfer eigenen Wert und eigene Existenz beilegt.

(z. Z.) Berlin A. Busse

Französischer Brief

Der Verlag Larousse hat die „Mémoires sur le règne de Louis XIV et la Régence" von Louis de Saint-Simon, die seit Jahrzehnten im französischen Buchhandel fehlten, in einer vierbändigen Auswahl mit biographischer Einleitung von August Dupouy neu herausgegeben. Schon Taine hat in seiner Charakte-

Digitized by Google

ristik des berühmten Chroniſten ausführlich den „Schriftſteller" behandelt, ihn in ſeiner Menſchengeſtaltung mit Victor Hugo und Balzac verglichen und auf ſeine ſeltſamen Wortbildungen hingewieſen. Dupouy gibt im Anſchluß an ſeine biographiſche Notiz eine Zuſammenſtellung der von Saint-Simon gebrauchten archaiſchen Worte, die er der Umgangs-, beziehungsweiſe der Gelehrtenſprache entnommen hat — eine Nomenklatur, die ſprachgeſchichtlich von beſonderem Intereſſe iſt. Die Memoiren ſind für die Kulturgeſchichte Frankreichs, für die Erfaſſung des franzöſiſchen Geiſtes von 1644 bis 1725 von ſo grundſätzlicher Bedeutung, daß eine Überſetzung ins Deutſche dringend erwünſcht wäre. Es gibt meines Wiſſens nur die ſehr koſtſpielige Ausgabe von Hanns Floerke mit dem Nachwort von Sainte-Beuve im Verlag von Georg Müller. Die vier kleinen Larouſſe-Bände enthalten alles Weſentliche: die perſönlichen Erinnerungen aus ſeiner Kindheit, aus ſeinen Feldzügen, ſeine eigene Ehegeſchichte und die ſeiner Tochter, ſowie die blutvollen Schilderungen ſeiner ſpaniſchen Miſſion, die ein wichtiges Dokument für das Leben am ſpaniſchen Hofe ſind. Aber alles das tritt weit zurück hinter die Charakterſchilderungen einzelner großer hiſtoriſcher Perſönlichkeiten, die uns erſt in dieſen Aufzeichnungen naherücken. Meiſterhaft iſt vor allem der Abbé Dubois geſchildert, der in mehreren Kapiteln, von den verſchiedenſten Seiten geſehen, ſcharf in ſeiner äußeren Erſcheinung erfaßt, grauſam bis in die tiefſten Abgründe durchleuchtet iſt: eine ganz moderne Art der Menſchengeſtaltung. In kleinen aneinandergereihten Szenen von Taufen, Hochzeiten, Liebes- und Staatsintrigen werden der König und ſeine Mätreſſen, die Miniſter und ihre Frauen menſchlich lebendig. „Jeder weiß", ſchrieb Taine 1856 nach Erſcheinen der Ausgabe von Chéruel, „daß der Fehler unſerer klaſſiſchen Dichter darin beſteht, nicht Menſchen, ſondern allgemeine Ideen auf die Bühne zu bringen; ihre Perſonen ſind abſtrakte Leidenſchaften, die herumſpazieren und Erörterungen anſtellen ... Saint-Simon kennt das Individuum. Er ſieht die geiſtige Welt ebenſo deutlich wie die phyſiſche." Seltſam, daß ein ſo hervorragendes Werk nur als Torſo der Nachwelt erhalten geblieben iſt, und daß dieſer Torſo noch immer nicht in einer endgültigen und lückenloſen Form publiziert worden iſt. Die von Boislisle 1878 begonnene Geſamtausgabe (Hachette) iſt bis heute unvollendet geblieben.

Die „Nouvelle revue française", hat ein „Système des beaux-arts" von Alain herausgegeben. Hinter dem Pſeudonym verbirgt ſich H. Chartier, ein Profeſſor der Philoſophie am Lycée Henri IV, der vor dem Kriege Gymnaſialprofeſſor in Rouen war und von 1906 bis 1914 in „La Dépêche de Rouen" unter dem Titel „Propos d'un Normand" kleine Artikel kultureller Art veröffentlichte. Als er im Kriege dieſe Arbeiten fortſetzte, wurden zufällig Henri Maſſis und Triſtan Bernard auf ihn aufmerkſam und lenkten das Intereſſe der Pariſer auf dieſen ſtillen Provinzſchriftſteller. Es iſt charakteriſtiſch für das zentraliſtiſche Geiſtesleben Frankreichs, typiſch für die Gleichgültigkeit der Pariſer gegen die Provinz, daß ein Schriftſteller von Rang ein Jahrzehnt lang in einer Provinzſtadt auftreten, in einem Provinzverlag Bücher herausgeben kann, ohne von Paris beachtet zu werden. Als endlich die Hauptſtadt ſich ihm eröffnete, meldeten ſich auch große Verleger für ſeine Aphorismen. Das „Système des beaux-arts" erſchien zuerſt 1920. Daß nach ſechs Jahren eine neue Auflage nötig wurde, beweiſt, daß Alain-Chartier auch inzwiſchen Leſer gefunden hat. Das Buch, im Schützengraben entſtanden, lieſt ſich wie eine Folge von Selbſtgeſprächen, die nicht vom Objekt ausgehn, nicht auf wiſſenſchaftlichen und literariſchen Studien beruhen, ſondern unbeſchwert von Fachäſthetik allgemeine Theſen formen, die, in Zurückdrängung der bildenden Künſte, erſt dem Tanz als Ausdrucksbewegung, dann im zweiten Teil der Proſa den erſten Rang unter den Künſten zuerkennen. Ein einſiedleriſches Buch, lebensferner als die vor Jahresfriſt hier angezeigte Aphorismenauswahl: „Propos d'Alain".

Jules Romains' „Dictateur", der ſchon vor der Uraufführung in Paris monatelang die Preſſe dadurch in Bewegung geſetzt hat, daß er erſt von der „Comédie française" angenommen, dann nach politiſchen Debatten zurückgezogen und ſchließlich der „Comédie des Champs Elysés" übergeben wurde, wird in vielen Zeitungen und Zeitſchriften umſtritten. Im allgemeinen wird dem Dichter, der in ſeinen bisherigen Werken mannigfache Beweiſe einer ſcharf geſchliffenen Sprachkunſt und einer originellen Bühnentechnik geliefert hat, Achtung bewieſen; aber die Tendenz des Stücks wird vielfach abgelehnt. Die Buchausgabe des Stücks erſcheint im Verlag der „Nouvelle revue française", die kürzlich auch die beiden Komödien von Marcel Achard: „Je ne vous aime pas" und „La femme silencieuse" herausbrachte, die beide im „Atelier de Charles Dullin" erfolgreich aufgeführt wurden. Bei Albin Michel erſcheinen die geſammelten Dramen von Georges de Porto-Riche unter dem Titel: „Théâtre d'amour". Der erſte Band enthält „Le vieil homme" und „La chance de Françoise". Seine ſtille, analytiſche Kunſt hat ſich nur langſam durchgeſetzt. Muſſet war ſein erſter Meiſter. Er begann

Digitized by Google

als Romantiker mit Versdramen, die es zu keinem Bühnenerfolg brachten. Seine Bewunderung für Flaubert und seine Freundschaft zu dem alten Maupassant zogen ihn auf den Boden der Wirklichkeit. Das erste Werk, das ihm 1888 einen gewissen Erfolg eintrug, zeigt ihn als Realisten und Psychologen. Aus tief pessimistischem Weltgefühl erhellt er die Vergänglichkeit des Liebesglücks. Seine Werke von 1890 und 1891 hatten nur geringe Wirkung. Erst 1897 errang er schon vierundfünfzigjährig seinen ersten durchschlagenden Erfolg mit dem Liebesdrama „Le passé" (Bd. 4 der Gesamtausgabe), in dem ein moderner Don Juan mit allen Mitteln der Verführung eine Frau an sich zieht und unglücklich macht. Nach wiederum vierzehn Jahren gewann er im Renaissance-Theater das Publikum mit „Le vieil homme" durch einen so nachhaltigen Eindruck, daß das Stück 1924 von der „Comédie Française" übernommen wurde. Mit welchem Ernst das Liebesproblem in den bürgerlichen Schichten Frankreichs durchlebt wird, beweist dieses Drama im Gegensatz zu vielen leichten Boulevardstücken. Auch hier gestaltet Porto-Riche das Don Juan-Problem, einen Menschen, der liebt und erobert, der nach dem Besitz einzig an seinen Triumph denkt und die Frau zugrunde richtet. Nachdem Porto-Riche einmal Paris gewonnen hatte, machte er Schule. Edouard Bourdet, Edmond Lée, Paul Raynal, Charles Vildrac lernten von seinen feinen Analysen, von seiner Behandlung physiologischer Probleme.

Panait Istrati hat in den letzten Monaten zwei neue Bände seiner Erzählungen des Adrian Zograffi (Rieder & Cie.) herausgegeben: „Présentation des Haidoucs" und „Domnitza de Snagov". Beide Bücher sind unfranzösisch in der Formgebung. Die Sprache ist nicht rhythmisch abgewogen, der Satzbau banal, die Architektur der Erzählung nicht statisch klar, nicht scharf begrenzt. Istrati ist einer jener Fremden, der niemals klassisches Französisch schreiben wird, der aber, von der französischen Humanität angezogen, der Epik seiner zweiten Heimat neues Blut zuführt. Er trägt eine Welt in sich. Das Chaotische seines Erlebens, der volle breite Atem seiner Seele, die dramatische Kraft seines Temperaments gießen Reichtümer in den französischen Formalismus. Was ihn nach Frankreich zog, ist sein Ethos: „obtenir la justice des hommes pour ce pauvre pays, ou bien la leur arracher — lève ton front, mon frère, et regarde le soleil". Das klingt wie von einem Jünger Rousseaus und macht begreiflich, daß Istrati in Rolland einen Bruder fand. Ausschweifend ist die Jugend. In Weiten schwärmt sie und sucht in allen Weltteilen Erneuerung. Maurice Le Glay, der schon vor Jahren marokkanische Erzählungen und die Geschichte eines Berbermädchens herausgab, hat bei Berger-Levrault einen Roman „La mort du Rogui" veröffentlicht, ein Kulturbild aus dem Berberland in epischer Form. In farbigen Bildern wird die afrikanische Welt geschildert, aber sie ist — nach dem Verfasser — doch so morsch, daß sie zu einem Eigenleben nicht mehr fähig ist. Die Franzosen mußten kommen, das Land kolonisieren und es zu neuer Blüte führen: eine Apologie der französischen Expansionspolitik. Ein entgegengesetztes Phantasiebild entrollt Gabriel Audisio in „Trois hommes et un minaret" (Rieder & Cie.): Durch die Errichtung einer Moschee in Paris wird Frankreich zum Islam bekehrt, und die Sarazenen erobern ganz Gallien; eine Farce, die selbst in unserem Zeitalter, in dem das Licht aus dem Osten erwartet wird, ins Absurde führt.

Diesen ernsten oder spaßhaften Eroberungsbüchern steht ein nicht minder großer Kreis gegenüber, der friedlich in Weiten sich dehnend die Welt umarmen möchte. René Arcos, der während des Krieges in der Schweiz lebte und jetzt Mitherausgeber der Monatsschrift „Europe" ist, hat im Verlag von Rieder & Cie. einen Roman „Autrui" herausgegeben, der den alten Traum von der Gemeinschaft aller Menschen neu behandelt. Dem Buch, von tiefen und leidvollen Reflexionen über Werden und Vergehen der Liebe erfüllt, mangelt eine klare, spannende Handlung. Die bietet das lebensnahe Buch von Henry Poulaille: „L'enfantement de la Paix" (Bernard Grasset), das Heinrich Mann gewidmet ist. Aus unmittelbarer Lebensnähe wird die Auflösung einer Schwadron nach dem Waffenstillstand geschildert, die den Frieden ersehnte und jetzt glücklich ist, sich endlich wieder den Ihren widmen zu können — aber der kurzen Freude folgt bittere Enttäuschung. „Aujourd'hui", schrieb Manuel Lelis in „La revue européenne", „nous savons comment elle est, la Paix: inique, difforme, n'ayant apporté que désillusion et rancoeur accablante également pour les vainqueurs et les vaincus. Mais qu'en novembre 18 elle apparaissait belle. Nous nous penchions sur elle avec espoir et attendrissement, comme sur le berceau d'un second Messie. Des temps nouveaux allaient venir. Nous étions tous des rois mages adorant un enfant qui devait révolutionner le monde ... Puis, c'est l'extrême lenteur de la démobilisation, puis les difficultés, une fois libéré, à trouver du travail. Et c'est le contraste pénible entre les plaisirs des uns et la misère des autres. Le livre s'achève sur une note d'amertume, de lassitude ..."

Aber es gibt auch heute in den Kreisen des Volks wunderbare Schicksale, die Einzelne aus den tiefsten Schichten heraus ins Licht heben und ihnen einen

Digitized by Google

heiteren Lebensabend bescheren. Das ist das Schicksal von Marguerite Audoux, die vor fünfzehn Jahren als kleine Arbeiterin von Francis Jourdain entdeckt, Octave Mirbeau zugeführt wurde, der sie mit ihrem ersten, unter Entbehrungen entstandenen Roman „Marie Claire" — einer Art Lebensbeichte — berühmt machte. Die bescheidene Näherin erwarb ein kleines Vermögen, hat sich aber durch den Ruhm nicht zum Schnellschreiben verführen lassen, sondern legt erst jetzt, nach fünfzehn Jahren, ihren dritten Roman: „De la ville au moulin" (Eugène Fasquelle) vor, in dem in freskoartigen Bildern ein behagliches Landleben vorüberzieht. Gelegentlich klingen durch die still dahinfließenden Tage schmerzliche Erinnerungen an ihr früheres Elend durch. Auch dieser Roman ist ein Bekenntnis, das uns sagt, daß diese Frau nach vielen Leiden nun endlich den Frieden gefunden hat. Auch Jeanne Galzys literarisches Werk ist echt weiblich. Sie schildert in ihrem neuen Roman „Le Retour dans la vie" (Rieder & Cie.) Menschen, die nach langer Krankheit und Trennung von der Welt sich ihren alten Lebenskreis wiedererobern wollen: eine Frau, die ihrem ehemaligen Lebensgefährten wieder dieselbe sein möchte wie ehedem, ein Mädchen, das ihren Bräutigam sucht, eine Frau, die nach langer Krankheit in übersteigerter Lebenslust entbrennt. — Echt weibliche Themen, die mit starker lyrischer Begabung gestaltet sind. Wie Jeanne Galzy, die zu den begabtesten Schriftstellerinnen der Gegenwart gehört, so ist auch Suzanne Martinon, die in Algier studierte und promovierte, schon durch mehrfache Akademiepreise ausgezeichnet. Im Mittelpunkt ihres neuen Romans „Le coeur mal défendu" (Plon), einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte, steht eine Frau, die so bis in ihre feinsten sinnlichen und seelischen Regungen geschildert ist, wie es nur einer Frau möglich ist. Selten tritt eine junge Schriftstellerin schon in ihren ersten Büchern so sicher und abgeschlossen auf wie Suzanne Martinon. Eine dritte Frau, Marie Thérèse Gadala, die häufig für die Tagespresse schreibt, hat unter dem Titel „Tels que je les vois", eingeleitet von Fortunat Strowski, eine Sammlung ihrer Literaturkritiken bei Crès & Cie. herausgegeben.

André Salmon, einer der tapfersten Vorkämpfer der modernen Malerei, ein begabter Erzähler, hat im Verlag der „Nouvelle revue française" unter dem Titel „Créances 1905—1910" seine Jugendgedichte gesammelt. Als Schüler von Baudelaire, Paul Fort und Rimbaud begann er; einige Verse dieser frühen Zeit schweben leicht und graziös dahin wie Paul Forts beschwingte Rhythmen, andere tragen Verlaines Schwermut in sich — alles in allem das Dokument eines lyrischen Suchers aus einer Zeit, in der sich die neue Poesie formte.

Et ma jeunesse délicate
Surgit, cygne au col de carmin,
Comme une belle aristocrate
Portant sa tête dans ses mains.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Ruck im Fahrstuhl. Roman. Von Paul Fechter. Stuttgart Berlin 1927. Deutsche Verlags-Anstalt. 496 S. Lein. M. 7,50.

In diesen Blättern habe ich vor Jahresfrist (L.E. XXVII,337) Paul Fechter aufgefordert, den Freunden seines Romans „Kletterstange" bald etwas Neues aus seiner Erzählungstruhe hervorzuholen. Nun ist die Gabe pünktlich zur Stelle, zwar keine Fortsetzung jener Menschenschicksale aus dem Inflations-Berlin, aber eine Geschichte, die sich zeitlich eng an die Tage anschließt, in denen man Zucker und Mehl hamsterte. Also wieder ein historischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit.

Denn der „Ruck im Fahrstuhl", mit dem die Geschichte so prosaisch anfängt, das Steckenbleiben der Damen Jordan im Schacht des Lifts, wird zum Symbol jenes Erlebnisses, das die Inflation beendet hat. Plötzlich kann man nicht mehr von Kursdifferenzen leben, plötzlich steht der große Dollar-lift still, plötzlich sind viele reiche Leute arme Schlucker geworden. Aber, so sagt der Räsoneur des Buchs dem jungen Fräulein Jordan — und es ist derselbe flinke Sachse, der ihr aus dem festgefahrenen Fahrstuhl herausgeholfen hat —, im Grunde war es gar kein Ruck, sondern ein Gleiten. Ihr habt dahingelebt im Vertrauen auf Geld und habt vergessen, daß das Leben eine unsichere, gefährliche Angelegenheit ist. Arbeiten, sich nicht wichtig machen und die Nase in die Wirklichkeit stecken, das schützt vor einem plötzlichen Ruck, der das Dasein erschüttert.

So lehrhaft sind Fechtersche Romanmenschen zum Glück nur auf der letzten Buchseite. Vorher hausen sie in der berliner Kurfürstenstraße, und gerade weil sie nicht viel über ihre Zeit nachdenken, so steigt diese Zeit desto greifbarer vor dem Leser auf. Wenn der große Ruck der Stabilisation kommt, so fällt jedem nur eine Maske ab. Der alte Großvater im Hause Jordan muß seinem lieben Burgunder entsagen, und mit diesem guten Geist verläßt ihn das Leben. Seine Frau kann nicht mehr sehen, was anders geworden ist, ihre Tochter, Frau Jordan, will es nicht sehen. So formuliert der Roman in einem Satz die Schicksalswende zweier Generationen. Das junge Geschlecht aber taumelt in die Flitterwelt des Films hinein, oder setzt sich an die Schreibmaschine im Dienst eines neuen Zeitenwunders, das im Ausklang des Romans zu summen anhebt, im Dienste des Radios.

Digitized by Google

Schon diese Stichworte zeigen, wie der Autor den Stimmen der Zeit lauscht. Besuchten die Menschen der „Kletterstange" den Boxkampf, so wandern ihre Nachfahren nun zu Mary Wigmans Tanzabend, zur Filmstadt in Babelsberg, zum romantischen Hochstapler, der das Horoskop stellt.

Eine Vergangenheit von vorgestern, eine Historie, die selbst die Jüngsten erlebt haben — das ist eine Welt, zu der heute noch die rechte Distanz zu fehlen scheint. Aber, wie in seiner ersten Erzählung, bemeistert Paul Fechter diese Schwierigkeit durch die beiden Geschenke seiner Natur, durch Takt und Humor. Er macht sich nicht viel aus dieser Bourgeoisie, die ihr elegantes Leben den Börsenspekulationen verdankt. Viel sympathischer sind ihm die Menschen aus dem Volk, die Portierfrau, der Grünkramhändler oder der Diener, der seinem lebensuntüchtigen Herrn an der Zeitenwende eine neue Existenz verschafft, ein vornehmerer Vetter jenes unvergeßlichen Bootsmanns Kiesewetter aus der „Kletterstange". Gerade wegen dieser Einstellung zu der Bürgerfamilie, die nichts sehen kann oder nicht sehen will, gehört Fechters Takt dazu, um die Bekanntschaft zwischen ihr und dem Leser so schnell vertraut werden zu lassen.

Sein Humor aber wird zum Schöpfer einer neuen Prachtgestalt, der Direktrice Erna Gutbier. Wieder ein Kind des Volks, ein resoluter Mensch ohne Faxen und ohne Romantik, ein Mädchen, an dem Bernard Shaw Freude hätte, wenn sie ein verirrtes Fräulein oder einen schwachmütigen Herrn aus der Bürgerwelt mit fester Hand auf den rechten Weg leitet.

Aber wie im Verkehr mit jenem tischlernden Leutnant aus der „Kletterstange" muß der Leser sich auch hier beschweren. Denn Fechter läßt gerade diejenigen Figuren, denen sein freies und fröhliches Herz gehört und die deshalb auch seinen Getreuen so schnell lieb werden, am schnellsten verschwinden. Deshalb müssen wir auch diesmal wieder fordern, daß er recht bald wieder den mageren Vorrat des humoristischen Romans in Deutschland auffüllt.

Berlin — Monty Jacobs

Das Tor zur Welt. Roman. Von Frank Thieß. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 352 S.

Narren. Fünf Novellen. Von Frank Thieß. Ebenda. 144 S. M. 1,— (1,75).

In Frank Thieß formen zwei Kräfte an der Gestaltung der Probleme, der Personen und Schicksale: das Gefühl des Jungseins und der Glaube an die Jugend. Die erste bestimmt Stil, Tempo, Rhythmus des Ganzen, seiner Romane, Novellen und Essays bis in den einzelnen Satz; die zweite gründet seine ethische Haltung, seine Entscheidung. Die Schichtung der Charaktere, die Konstellation der Spieler und Gegenspieler, die Kontrastierung der Geschehnisse entstammen der Ernsthaftigkeit seines Strebens und der Willensmäßigkeit seines Schaffens. Von seinem ersten, rauschhaften, hinströmenden Roman „Der Tod von Falern", ein Ungetüm manchmal in der Komposition, bis zum „Tor zur Welt" geht die Bewegung aus dem Hinreißend-Schwunghaften zur Festlegung und Konsolidierung des Sprachlichen und der inneren Form. Er scheidet Überflüssiges, allzu Überstürztes, allzu Fesselloses von den Situationen und Menschen, um die Sprachform zur Selbstlosigkeit der Form überhaupt zu machen. Mit der Arbeit an sich selbst gewann jedes neue Werk an Festigkeit und — allerdings auch an Bewußtheit.

„Das Tor zur Welt" ist die Geschichte unser aller Erlebnisse, ehe wir die Schule verließen, um bepackt mit Wissen, Hoffnungen und Wünschen, den vermeintlichen Schritt in die Freiheit zu tun. Das Jahr der Oberprimaner mit der Zwiespältigkeit des Erwachens, der ängstlichen Geheimhaltung, der forschen Unbekümmertheit, der schülerhaften Hemmungen und trotziger Aufbegehrtheit, schwankend zwischen Verehrung und boshafter Verfolgung der Lehrer, verbunden mit den Schicksalen einer Stadt und ihrer Landschaft, wird porträthafte Wirklichkeit. Vielleicht nicht großstadtähnlich und berlinisch, sondern als Kolumne einer Provinzstadt, die es zu Hunderten in allen Ländern gibt und die kaum aussterben wird. Auch die Menschen dieses Alters werden innerhalb der Institution der Schule, im Kampf der Söhne und Väter, nur in Stufungen verändert, kaum im Prinzip. Das ungemein Schätzenswerte an diesem Roman ist die Herzlebendigkeit, Frische und Beweglichkeit, das Erfassen der temporären Schwankungen sich entwickelnder Jugend, die Schattierungen der Schülerpsyche vom idealen, poetischen, geistigen Nietzscheaner zum sexuell irritierten; dazwischen ist viel Sport, Kraft aus Überschwang und Klarheit des Gefühls.

Die Novellensammlung „Narren" stellt Menschen mit größerer, schon verstockter seelischer Verwirrtheit dar. Die Geschichte eines Professors, der eine Puppe, von einer Bildhauerin aufs vollendetste ausgeführt, durch den Paroxysmus seines Gefühls zum Leben bringt und selbst an ihr stirbt; das Hochstaplerporträt des Herrn von Crossignac, der mit Frauen spielt, um sein verschuldetes Dasein zu retten; die Irrenhausgeschichte des Otto Stuart — ein wenig Kanzlist-Krehlerhaft im Motiv —; das halbe Erlebnis eines Lehrers, der aus der Provinz nach Berlin will, aber auf einer Umsteigestation schon festgehalten wird, und zwischen Tugendanfechtungen schwankt: all diese Novellen, durchaus klar, fast sachlich, aber innerlich beschwingt erzählt, begegnen einer frühen Gefahr: sie sind fast zu bewußt. Diesen Weg müßte Frank Thieß vermeiden, indem er sich weniger durch den Intellekt als durch sein Gefühl leiten ließe.

Berlin — Guido K. Brand

Die Hochzeit des Gaudenz Orell. Von Ernst Zahn. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 304 S. Lein. M. 6,—.

Ernst Zahn hat es seinen Helden noch nie leicht gemacht. Immer bürdet er ihnen, ob Mann oder Frau, eine fast überschwere Last auf und heißt sie dann durch die Bitternis des Lebens den Weg zum Frieden finden.

Schon mehrmals hat er die Gestalt des protestantischen Pfarrers in die Mitte seiner Erzählung gerückt. Vielleicht am tiefsten in jener wenig bekannten Novelle „Keine Brücke". Steht doch der Geistliche, amtend in Wirklichkeit und Welt und verpflichtet dem Überwirklichen und Ewigen, in einem Brennpunkt von Konfliktsmöglichkeiten.

In seinem neuesten Roman „Die Hochzeit des Gaudenz Orell" nimmt der junge Pfarrer Orell in Hüttlingen, ein vornehmer Sohn der Stadt, durch unbedachte Ehe eigene Not, ein fremdes, sehr fremdes Schicksal und das Gerede des Dorfes auf sich. Drei Konfirmanden, die Tochter des Lehrers, des Fabrikanten und des Arztes, haben an einem Vorfrühlingstag — seine Schilderung gehört zum Besten des Buchs — vor dem Pfarrer gestanden. Zwei trugen in schon jungfräulichen Herzen dessen Bild, warteten hernach

Digitized by Google

auf seine Liebe. Doch sie suchte die schöne, meisterlose Sabine, die Tochter des verkommenden Arztes. Diese wird — es ist für den Leser nicht ganz begreiflich, während uns doch der Dichter das Unbegreifliche heimlich klären soll! — die Gattin Orells. Durch wahrhaft christliche Liebe versucht Orell zum Leibe die Seele Sabinens zu gewinnen.

Gerät gelegentlich ein Psychiater an den Roman Zahns, dann wird er bei so klarem klinischen Bilde einen anderen Behandlungsweg vorschlagen. Auch die unbändige, haltlose junge Pfarrfrau, in der alle Dämonen des Bosheit wach sind, weiß besser, was ihr zukommt. Nachdem sie die Ehe mit dem Guten gebrochen, ihn in der Gemeinde unmöglich gemacht hat, zerstört ein halbgewollter Sturz vom Fenster die Schönheit ihres Leibes.

Zahn spricht es nicht aus, Erwägungen dieser Art liegen dem Dichter fern, aber wir spüren es deutlich: es vollzieht sich eine „Selbstbestrafung", es ist ein Versuch, aus der Hölle des eigenen Wesens zu kommen. — Orell aber handelt nach dem Wort, das dem Buch als Motto vorgesetzt ist: Richtet nicht!

Oben in dem Alpendorf, in seinem klaren, ernsten Winter — wie vertraut ist Zahn diese Welt! — nützt Sabine die letzte Frist, ihr unruhiges Herz zu stillen, sich, von Gatte und Vater geleitet, auf den Gang durchs dunkle Tor zu rüsten. Orell weiß, daß alles gut war. So endet der Roman, über dessen innerer Motivierung man etwa mit dem Dichter rechten möchte.

In diesem Buch ist jene Klarheit, jene Herbe, die aus dem ernsten, ethischen Lebensgefühl Zahns strömt. Muß man beifügen, daß es des sichern Erzählens, der kräftig frischen Sprache, der spannenden Führung der Handlung nicht mangelt? Es trägt nicht neue Züge zum dichterischen Werk Zahns, aber es behält dessen Höhe bei.

Zürich — Ernst Aeppli

Volk ohne Raum. Von Hans Grimm. Zwei Bände. München 1926, Albert Langen. 683 u. 673 S. M. 20,— (25,—).

Immer mehr nimmt das Bestreben überhand, in der Form und unter dem Vorwand eines Romans wirtschafts- und sozialpolitische Meinungen zu verbreiten. Eine solche ausgesprochen und bewußt tendenziöse Behandlung einer Kunstform ist nur dann kein Mißbrauch, wenn es gelingt, rein künstlerische Ausdrucksmittel für die Absicht, die man verfolgt, zu finden — so daß also das Ziel nur mittelbar durch die Wirkung des Kunstwerks erreicht wird. Hans Grimm ist ein fesselnder Erzähler, doch über diese seltene Kraft des dichterischen Ausdrucks verfügt er nicht. Seine politischen Doktrinen sind nicht in die Erzählung verschmolzen, sie erscheinen unvermittelt, als etwas Fremdes; der Lauf der Darstellung wird durch kaum motivierte Dialoge und Reden unterbrochen: Aber der Künstler soll nicht reden. — Was nun die Richtung von Grimms politischem Glaubensbekenntnis betrifft, so handelt es sich um eine Art Nationalsozialismus; fanatisch voreingenommen, wenn Deutsches mit Ausländischem verglichen wird, aber der alten wie der neuen Staatsform unseres Vaterlandes in gleichem Maße abgeneigt. Am merkwürdigsten berührt, daß er das Problem, das der Titel seines Werks auf eine knappe Formel bringt, die Überbevölkerung Deutschlands, als den nur ihm und Wenigen bekannten Schlüssel zur deutschen Frage betrachtet; zur selben Zeit, da sein Held am Widerstand gegen die Verbreitung dieser Erkenntnis den Tod findet, wurde sie von den Kathedern der Hochschulen gelehrt, in Zeitungen und Broschüren ausführlich besprochen. Niemand hätte nötig gehabt, darum zu sterben — noch, ein Buch deshalb zu schreiben, das so umfangreich ist wie der „Zauberberg". Diese übermäßige Ausdehnung bietet ästhetisch den größten Einwand gegen Grimms Schrift, der die künstlerische Ökonomie mangelt. Die Fülle des Stoffs ist nicht gemeistert, aber die Landschaft Südafrikas, in der sich die Erzählung zum größten Teil abspielt, ist anschaulich und plastisch dargestellt. Und mehr noch: auch die Menschen, vor allem der wunderliche Held Cornelius Friebott, sind lebendig und in Wahrheit gestaltet. Es wäre zu wünschen, daß dies starke Talent zur reinen, absichtslosen Kunst zurückfinde.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Die zwei Frauen des Valentin Key. Roman. Von Wilhelm Hegeler. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 263 S. Geb. M. 5,50.

Durch Hegelers neuen Roman laufen zwei Parallelen, aus der zeitlosen Unendlichkeit durch den zeithaften Raum des Schicksals in die zeitlose Unendlichkeit, wo sie sich schneiden: die Wandlung des Malers Valentin Key von konstruktiver Kälte eines verstiegenen malerischen „surréalisme", der das Ding verlassen hat und das „Ding an sich" erstrebt, zu erdgebundenem Naturalismus, der Natur, temperamentgesehen, schildert, wie sie sich offenbart in der Schönheit des Frauenleibes; die Wandlung daneben des einsam hungernden, idealistischen Menschen Valentin Key zum kraftvollen Mann des Erfolgs zwischen zwei Frauen. Die eine dieser Frauen gewinnt er erst durch die andere, die geistig differenzierte, körperlich zaghafte Kamilla, Tochter einer manntollen Staatsrätin, durch die körperliche Vollnatur der Schmiedstochter Julia, Giulia genannt, da alle drei nach Valentins Verheiratung mit Kamilla (die er in ländlicher Erholungszeit kennen gelernt) zusammen auf einem Gut in den welschen Alpen leben. Merkwürdig und sehr fein erlauscht sind die erotischen Entwicklungen der drei Menschen von Valentins Doppelehe. Beide Frauen zuerst männerfeindlich, Kamilla im Ekel vor dem Schicksal ihrer Mutter, die von einem ihrer Liebhaber erschlagen worden war, Giulia als Opfer des Weltkriegs (der Geliebte war gefallen, ohne daß sie sich ihm gegeben hatte). Daneben Valentin, vom Reichtum seiner Gattin eher gefährdet als gefördert, in unbefriedigt suchender Männlichkeit, die sich bis auf Abwege wie die des Vegetariertums verliert. Der Zauber Venedigs bricht den Bann, gewinnt ihm Giulia, die ihm nun nach der Rückkehr Geliebte ist und Modell. Kamilla wird erst später sein Weib, als sie von einer Deutschlandreise zum Zweck der Identifizierung des Mörders ihrer Mutter zurückkommt (sie rettet den Mörder vor der Hand des Staatsanwalts, da seine verschüttete Menschlichkeit die Kälte des Gesetzesmenschen in ihrem Gefühl überwiegt). So werden beide Frauen erst nach Überwindung ihrer Vergangenheit erotisch frei und erlöst. Giulia hat Valentin einen Knaben geschenkt. Nun werden beide Frauen fast gleichzeitig schwanger. Nach heftigen Konflikten die endliche Lösung: Giulia kehrt nach einer Fehlgeburt mit ihrem Kind in das Heimatdorf zurück, während die beiden Gatten, nun erst ganz in Gleichmaß und Fülle des Glücks, nach Berlin gehn, wohin Valentin sein durch Giulias Aktschönheit erweckter, dauernd wachsender Künstlerruhm ruft.

Das Buch atmet in einer lebendigen Natürlichkeit, die die Gestalten — ihr Gemeinsames wie ihr Trennendes — plastisch aufwachsen läßt. Diese Natürlichkeit konzentriert sich vor

Digitized by Google

allem auf Giulia (die am Ende allerdings in eine tragische Vereinsamung gerät) und die Staatsrätin, Kamillas Mutter, die uns nur kurz auf ihrem Hof am Waldrand, bei Julias Heimatdorf, begegnet: eine Frau, in der mit altem Adelsblut sich eine tolle Sinnlichkeit mengt, die sich in nächtlichen Orgien mit Männern jeder Art, oft Vagabunden, austobt, sie von ihrem Gatten und ihrer Familie getrennt hat und diese äußerlich starke und gesunde Frau auch bei den Bauern in Acht und Bann bringt. Diese Frau, zu der Kamilla nach ihres Vaters Tod kommt, ist nicht ganz überzeugend, aber doch frappant geschildert.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Der siegende Wald. Roman. Von Max Dreyer. Berlin 1926, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 385 S. Geb. B. 6,50.

Das Riesenspielzeug. Erzählung. Von Max Dreyer. Leipzig 1926, L. Staackmann. 150 S.

Beiden Büchern ist eins gemeinsam: Man spürt die leichte, flüssige Hand des geschickten Erzählers, der gut zu unterhalten weiß, um wirksame Mittel nie verlegen ist und selbst vor Banalitäten, alten Romanrequisiten und all dem für die hergebrachte Unterhaltungslektüre charakteristischen Drum und Dran nicht zurückschreckt. Und das ist schade; denn Max Dreyer kann etwas, das hat er oft bewiesen und beweist es heute wieder in dem Roman „Der siegende Wald". Wieder einmal setzt er sich mit der Jugendbewegung, in der er nicht mit Unrecht eins der wichtigsten Momente für den inneren und äußeren Aufbau Deutschlands sieht, auseinander. Er weiß auf diesem Gebiet gut Bescheid und führt geschickt in Ziele und Kämpfe der verschiedenen Strömungen ein, wobei es ihm allerdings nicht immer gelingt, den Eindruck zu verwischen, als sei es ihm darum zu tun, aufklärende Vorträge über diese Materie zu halten. Man spürt, wie sehr ihm das alles am Herzen liegt, und stellt mit Bedauern fest, daß diese Liebe ihn dazu verleitet, seine Kompositionskunst über den Haufen zu werfen und die Darstellung dieser Jugendbewegung zu einem Strom anschwellen zu lassen, der die eigentliche Dammlinie des Romans, die Schicksale zweier Familien, derart überschwemmt, daß man diese Schicksale durch die sie überflutenden Wogen mit all ihrem mitgeschleppten Strandgut nur dann und wann schauen und überblicken kann. Wo sie einmal klar aus dieser Flut auftauchen, erfreuen sie durch flotte, frische Gestaltung, die zwar nirgends sehr in die Tiefe geht, aber angenehm und fröhlich unterhält. Einmal, in der Schilderung der Sturmflut, zeigt die Darstellung sogar Größe und hinreißenden Schwung; vom Buch als Ganzheit läßt sich das allerdings nicht sagen – es bleibt eben Unterhaltungslektüre.

„Das Riesenspielzeug" schildert das sommerliche Liebesabenteuer eines Kurkapellengeigers und stellt sich dar als eine Harmlosigkeit, die zwar einige scherzhafte, geschickt formulierte Episoden bringt, im übrigen aber nur bescheidensten literarischen Ansprüchen genügen kann.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Bekenntnis. Roman. Von Clara Ratzka. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 409 S. Lein. M. 7,–.

Vor etlichen Monaten begegnete ich diesem Roman der Ratzka in einer Zeitschrift, und so sehr von seiner ersten Hälfte der Bann einer starken, ursprünglichen und gerundeten Leistung ausging, schien mir der zweite Teil von der Höhe des anderen abzugleiten in die Bahn eines wenig zusammengefaßten, an Nebensächlichkeiten haftenden, aber bunten und sehr beredten Romanwerks hinein, fesselnd auf alle Fälle, aber an dem Atemholen des Anfangs gemessen dennoch enttäuschend.

Jetzt ist der Roman in Buchform erschienen und wieder vorgenommen bezaubert er von neuem durch die Bildkraft und das köstliche Ebenmaß der Eingangserzählung, die Strenges und Weiches, das Außergewöhnliche und das Alltägliche in sich verschmolzen hat, in der Mensch und Landschaft, eine schwermütige finnische Landschaft, bis in die Wurzeln ineinander verwoben und eins ohne das andere undenkbar sind. Ein Ding für sich, eine Welt für sich erscheint dieser erste Teil des Romans, die Jugendgeschichte der Heli Ursula Brand, als Bekenntnis von ihr aufgezeichnet und bis zu der jähen Katastrophe, in der sie durch einen unglücklichen Zufall den zweiten Mann der Mutter erschlägt und die Heimat damit verliert, fortgeführt. Nun hat der zweite Teil das aus allen Fugen und Klammern der Tradition und allen Blutszusammenhängen gerissene neue Leben der Heli Brand zu bringen, die unter dem Namen einer toten und ihr ganz unbekannten Russin ihre mühsame Wanderung durch die Welt beginnt. Und dieser zweite Teil ist die große und schöne Überraschung des Buchs. Gänzlich neu und bis in den Wesenskern verwandelt stellt er sich dar. War er vordem um seiner selbst willen da, um des bunten Weltbildes willen, der Schau und Beschreibung von allerhand Städten und Menschen, voll spielerischer Einfälle, ist er jetzt, was er sein muß, die notwendige Ergänzung, Weiterführung und Vollendung des ersten Teils, die andere Hälfte eines Ganzen, das heißt die Schilderung des Weges, auf dem sich der aus seiner unbewußten organischen Einheit aufgestörte, innerlich zwiespältige und zwiegesichtige Mensch zu einer neuen bewußten Einheit zusammenschließt, auf dem die behütete Heli Brand und die durch Elend und Schmutz gehetzte Nadia Berischeff wirklich zu einem Menschen verschmelzen, innerlich und vom Erleben her, nicht bloß dem Namen nach. Kühn und trotzdem eindringlich und sehr behutsam in der Formung der Charaktere und ihrer Schicksale, fabulös, bilderbunt und ganz verinnerlicht, ist dieser Roman jetzt nicht bloß gut, sondern ausgezeichnet geworden, indem er Welt und Menschen klar zusammenfügt.

Mannheim — Paula Scheidweiler

Verwirrung der Gefühle. Drei Novellen. Von Stefan Zweig. Leipzig 1927, Inselverlag. 274 S.

Es geschieht dem Schriftsteller wohl, daß er – kaum eine Arbeit beendet – das Bedürfnis spürt, eine zweite, vielleicht auch noch dritte zu schreiben, die dasselbe Motiv von anderer Seite aus und erschöpfender noch angreift. Wie es ja auch Maler gibt, die unablässig dieselbe Landschaft, denselben Menschen, dasselbe Geschehnis in ihren Gemälden wiederholen, immer neue Möglichkeiten der Darstellung an ihnen entdecken, von allen Seiten ihnen beizukommen suchen. Aus solcher Kunstübung heraus entsteht dann der Zyklus, „Die Kette", wie Stefan Zweig seinen Novellenkreis nennt, dessen dritten „Ring" er soeben veröffentlichte. Thema und Inhalt der Novellen ist die Leidenschaft.

Die Erzählungen sprechen von und zu modernen Nervenmenschen. Und es scheint eine bizarre Laune des Autors, daß er sie uns in altmodisch verschachtelter Komposition darbietet. Rahmengeschichten à la Heyse.

Die erste der drei Erzählungen behorcht den Fieberpuls des Spielers, Monte Carlo, Gewinn, Verlust, Entschluß zum Selbstmord. Das Oftgeschilderte aber wird uns entsetzlich

Digitized by Google

neu, wenn wir Stefan Zweigs „Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau" lesen. In dieser Novelle handelt es sich neben der Spielleidenschaft noch um zwei andere ihrer ebenso unentrinnbar verführerischen Schwestern. Der Todesweg des Spielers wird sonderbar gekreuzt durch die rücksichtslose, echt englische Hetzsucht einer nicht mehr jungen londoner Aristokratin, die im Verlauf weniger Stunden ihr, bislang durch Sitte und Konvenienz wohlbeschütztes Herz dem schon halbverlorenen jungen Knaben in seinen Abgrund nachwirft. Bis grausame Selbsterkenntnis sie belehrt, daß nicht nur die Helferin sich von dem schönen der Spielsucht Verfallenen angerufen fühlt, sondern — widerstandsloser noch — die Frau erkennt, daß sie den fremden jungen Abenteurer liebt, mit dem sie, im hochmütig untadeligen Gefühl, seine Retterin, seine Heilige zu sein, eine Nacht im Zimmer eines schmierigen, suspekten Logierhauses als Bettgefährtin verbringt.

Daß es Stefan Zweig gelingt, uns das leidenschaftliche Doppelerlebnis der maßvollen, gehaltenen Frau an diesem Menschen glaublich, ja begreiflich zu machen, ist ein Triumph seiner subtilen und zugleich heißen Kunst, die über dem Wissen um die Nacktheit urmächtiger Triebe ihr Schöngekleidetsein nicht vergißt.

Auch die dritte Erzählung, die den Buchtitel trägt, ist durchbebt von der Furchtbarkeit der Leidenschaft. Es handelt sich um einen der edelsten, geistreichsten und berühmtesten Universitätslehrer, angebetet von seinen Studenten, denen er reinster Quell der Wissenschaft, begeisterter Führer zur Begeisterung ist. Stefan Zweig begnügt sich nicht damit, von ihm all dieses auszusagen, er hat die Kühnheit, ihn selber vor uns sprechen zu lassen, die Genialität und den Reiz seiner Rede unmittelbar unserem Urteil zu unterbreiten. Und in der Tat — das Mitreißende seines Vortrags wirkt durch Buchstabe und Druck hindurch auch auf uns. Auch uns hält er gefangen. Und wenn nun nach und nach das tragische Geheimnis dieses bedeutenden Menschen sich vor uns enträtselt, wenn wir entdecken, daß er ein Geknechteter ist, ein Sklave des „fehlwandernden Geschlechts" wie der Dichter es ausdrückt, ausgesetzt jeder Demütigung, jedem Hohn, mitleidloser Feme — dann erst ganz erkennen wir die unbarmherzige Dämonie der Leidenschaft, die ebenso Schwung und Erhöhung zu geben vermag wie tiefste Erniedrigung. Fehl am Orte scheint mir die zweite Novelle: „Untergang eines Herzens". Ein allzu gütiger, allzu nachgiebiger Selfmademan, der alles für seine Familie tut, Reichtum zusammenschuftet, ihr jeden Wunsch erfüllt, dann von Frau und Tochter, wegen seiner Einfachheit und seiner ungesellschaftlichen Manieren verachtet und übersehen wird. In einer Nacht entdeckt er, daß seine reizende, von ihm unsinnig geliebte Tochter nachts einen ihrer Kurmacher in seinem Zimmer besucht. Der schwache alte, demütig schweigende Mann stirbt daran. Was hieran ist „Verwirrung des Gefühls"?

Erzählt natürlich ist auch diese Novelle eindringlich. Die Leiden des alten kranken Mannes aber flößen uns mehr Mitleid als Interesse ein. Und unsere Bewunderung für den Autor wird hier nicht dermaßen herausgefordert wie bei den beiden anderen Novellen, da die Aufgabe des Schriftstellers hier keine so ungewöhnlich schwierige war.

Berlin — Anselma Heine

Marie Duchanin. Die Apothekerin und ihr Weg. Roman. Von Juliane Karwath. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 264 S. Lein. M. 5,50.

Ich würde dieses schöne Buch keinen „Frauenroman" nennen, denn es führt weit über bloßes Frauenschicksal hinaus und mündet in das allgemein Menschliche ein. In traumhaft vorbeifliegenden Bildern taucht Menschensehnsucht und Menschenleid flüchtig aus dem Dunkel empor. Eine neue Romantik regt sich, aus dem Zusammenklang von Tier und Mensch, Stein und Pflanze entstanden und auf wissenschaftlichem Erkennen und modernem Lebensgefühl aufgebaut.

Von solchen großen Mächten ist dieser Roman getragen; sein Kleinleben hängt mit der nationalen Frage zusammen und senkt zum Schluß doch auch wieder die Wurzeln in die Tiefe großer Probleme. Man fühlt beständig das Walten der Natur und hört in den Gestalten das Rauschen des Bluts, ohne daß viel analysiert und beschrieben würde.

Die Sprache der Dichterin scheint einfach; sie steigert sich nicht an überlieferten Punkten und kommt dem Leser nirgends entgegen; er muß sich aus leisen Andeutungen selbst die Stimmung schaffen. Dazwischen leuchten dann von Zeit zu Zeit Bilder von seltsamer Glut, eigenartiger Plastik und schärfster Prägnanz auf.

Traditionslos ist auch die Technik. Der Roman beginnt irgendwo, unter irgendwelchen Menschen; an die Stelle der Exposition im alten Sinn tritt die scheinbar zufällige Nebeneinanderstellung von Lebensbruchstücken, in der sich große Kunst verbirgt.

Ich sehe nur eine einzige Gefahr für Juliane Karwath. Sie liegt in der dithyrambischen Verschwommenheit des Schlusses, welche bei der Dichterin nichts neues ist, sondern für sie typisch zu werden beginnt. Möge sie ihr entsagen und überall glühend, lebendig und klar zugleich bleiben.

Wien — Christine Touaillon

Die letzte Synode. Von Jakob Schaffner. Stuttgart 1925, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 88 S.

Nicht als dichterischer Menschen- und Schicksalsgestalter, wie wir ihn kennen und hochschätzen, sondern als satirischer Denker stellt sich Jakob Schaffner in diesem Buch dar, das der Verlag dem Fünfzigjährigen in besonders ansprechender Ausstattung dargebracht hat. In der Sakristei der Kathedrale zu „Indifferenzlingen" treffen sich sämtliche Götter der Vergangenheit und Gegenwart zur „letzten Synode", um in bewegter Aussprache ihre graue Ohnmacht als wesenlos gewordene „Zentralbegriffe und Menschheitsfiktionen", als mehr oder minder groteske und gefährliche Hirngespinste und Idole zu erweisen. Diese Götterversammlung, die zur großen Götterdämmerung wird, ist mit oft sprühendem, oft derbsaftigem Witz geschildert. Kluge Lichter blitzen auf, ingrimmige Geißelhiebe schallen, Schalkhaftigkeit eines gütigen Menschen und zartgestimmte Gesichte eines Dichters weben dazwischen. Die letzteren sind mir die liebsten. Denn so gewiß die Religionen und ihre Symbole, soweit sie im Gang der Geschichte und im beschränkten Kopf der Mittelmäßigkeit erstarren und sich verzerren, die Peitsche des Satirikers herausfordern —: so ist es denn doch nicht, daß die grandiose geistige, seelische und künstlerische Kraft, die die höchsten von ihnen schuf, sich in lauter der Geltung unwürdige Puppen aus Stroh und Häcksel verflüchtigt hätte. Ich vermute, daß Schaffner nicht so radikal verstanden sein möchte, aber der Anschein ist mehr als einmal da, weil die ungestüm geißelnde Peitsche Form und Wesen nicht immer trennt. Die Neigung, die Überzeugung des Satirikers Schaffner gehört dem voraussetzungslosen Belial und mehr noch dem „gewaltigen Panidol", dem neckischen, schöpfungstrunkenen Naturgott. Er hat sich leidenschaftlich für das spinozistische „deus sive natura", gegen das „deus aut natura" unserer tiefsinnigsten Religionen entschieden. In

Digitized by Google

Wahrheit lebt hohe Weisheit hier wie dort, und im unendlichen, fruchtbaren Widerspiel beider Weisheiten, des Monismus wie des Dualismus, vollzieht sich menschliche Entwicklung. Sollte die heutige Menschheit wirklich von allzugroßer Ehrfurcht vor Gottsymbolen bedroht sein? Mir scheint es eher, daß der scharfsinnigste aller deutschen Satiriker, Lichtenberg, recht behalten hat, der einmal schreibt: „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster." Es wäre schön, wenn sich die neue, werdende Welt, die dem Dichter vorschwebt, auf „das große, ungebrochene Gefühl, aus dem die Vernunft blüht", auf die „selbstlose Geistesmacht" besänne und gründete. Dem Einzelnen mag es gelingen; die Gesamtheit, ohne die der Einzelne nicht besteht, geht zugrunde ohne die Götterſymbole; und noch ist in den besten alten mehr zeugende Kraft des Herzens und Geistes beschlossen, als in den ungeborenen neuen...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Bricklebritt. Von Ludwig Finckh. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 167 S. Lein. M. 4,50.

Über der Beschäftigung mit Familienkunde und Volkstumproblemen hat Finckh geraume Zeit das freie Schaffen der Phantasie vernachlässigt, und man ist ihm, trotz der Ersprießlichkeit jener Forschungen, fast darob gram gewesen. Nunmehr stellt sich heraus, daß seine neuen Errungenschaften und Erkenntnisse auch seiner Dichtkunst zugute gekommen sind. Wohl ist er in der Erzählung „Bricklebritt" der Alte geblieben nach dem Grundzug seiner künstlerischen Natur und der Mischung ihrer Elemente: aber er hat gegen früher zu den großen Rätselfragen des Lebens eine sicherere, mehr synthetische Einstellung gefunden und, was er an Tiefe zugelegt, dabei an Frische doch nicht eingebüßt. Schlicht genug ist an sich die Geschichte von dem Müllerstöchterchen Brigitte, das zwei wackere Jünglinge nicht bloß während des Mädchens kurzem Leben, sondern auch über seinen jähen Tod im Herzen tragen als etwas Lichtes und darum Unverlorenes. Und an diesen beiden verschieden gearteten Jünglingen hat Finckh die Polarität in seinem eigenen wie im deutschen Wesen überhaupt veranschaulicht: Heimatenge und Weltenweite, Kleben an der Scholle und Drang ins Unermeßliche. Er läßt jedoch die Gegensätzlichkeit nicht zum klaffenden Riß werden, weiß vielmehr das äußerlich Getrennte innerlich zu vereinen. Und doch erscheint er uns am liebenswürdigsten da, wo er uns als Heimatdichter entgegentritt. Wo er die beiden Freunde, gesättigter Lebensfreude voll, zwischen Bodensee und Unterrhein, Deutschland und Schweiz wandern läßt, wo er in Ehrfurcht die Ewigkeitsspuren der Natur und Gottes Walten in ihr verfolgt. Was uns an Finckh so sehr einnimmt, ist das Naturhafte, das Bodenständige, das Wurzelechte, dem er sich inmitten aller Künsteleien und Verdrehtheiten unserer modernen Literatur unbeirrt überläßt. Das bewährt sich auch an seiner im besten Sinn volkstümlichen Darstellung, die ohne Befangenheit in der Mundart, aus der schwäbischen Sprache an urwüchsiger Poesie herausholt, was sie nur zu geben vermag.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Manni! Geschichten von meinem Jungen, aufgeschrieben vom Vater. Von Heinrich Lersch. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 128 S. Geb. M. 3,—.

Geschichten vom eigenen Kind, privateste Vaterfreuden veröffentlicht, da geht man nicht erst seit Otto Ernsts kandierter „Appelschnut" mit einigem Mißtrauen heran. Auch der Manni Lersch ist geradezu ein Weltwunder an Einfällen, Altklugheit und poetischer Begabung, wie ihn sein Papa nun stolz in den Buchhandlungen den staunenden Käufern präsentiert. Ja, Lersch senior tut sicherlich gut daran, lieber rasch dieses Buch selbst zu schreiben, damit nicht der Sprößling durch eigene Veröffentlichung den Ruhm des Vaters vorzeitig verdunkle. Aber man kann dem Buch über die Fülle naiven Selbstgefühls nicht böse sein: es ist zuviel kräftige Volkssprache darin; treffsicherer Kinderdialekt. Und eine herbe Geradheit der Empfindung und Weltanschauung, eine Frische des Humors, eine Unbefangenheit und Sicherheit des Blicks in die Welt, die auf den Geschmack kommen läßt. Da und dort gelingt auch die formale Rundung zur Anekdote im streng künstlerischen Sinn.

Mannheim — Erich Dürr

Die Tänzerin von Es-Scham. Der Roman eines Abenteurers von Ehre. Von Max Übelhör. (Romanreihe: Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 365 S. Geb. M. 5,75.

Eine Geschichte von Spionage und Gegenspionage; nach dem London des Krieges sind Ägypten, Syrien und Konstantinopel die Schauplätze. Das ergibt einen Abenteurerroman auf exotischem Hintergrund, reich an spannender Handlung, an gut vorbereiteten und durchgeführten Überraschungen, reich auch an Schilderungen der Levante in den Tagen des Völkerringens. Der Gedanke, die Handlung auf diesen romantischsten der Kriegsschauplätze zu verlegen, war trefflich; der Verfasser weiß hüben wie drüben gut Bescheid und setzt aus beiden Lagern eine ganze Reihe von knapp, doch sicher gezeichneten Gestalten in Bewegung, die eigentlich manche seiner persönlichen Kritiken überflüssig machen: letzten Endes mußte auf diesem Boden der Kampf zwischen Goldpfund und Papiermark doch hoffnungslos sein. Aber eine gewisse Neigung persönlich hervorzutreten findet sich auch sonst; sie läßt die Schilderungen manchmal allzu selbständig werden und gefährdet so die im allgemeinen gelungene Verschmelzung von Abenteuer- und Reiseroman. Sprache und Stil sind wetteifernd bemüht, sich dem Charakter der Erzählung anzuschmiegen: störend wirkt nur der Mißbrauch, den der Verfasser mit dem Demonstrativum dieser treibt — die Art, in der er es verwendet, ist meist nicht deutsch.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Spleen. Roman. Von Alexander Castell. München 1926, Albert Langen. 214 S.

Diesem in Paris lebenden Schweizer danken wir das Bewußtsein, um 1913 einen wirklichen homme élégant in unserer Literatur gehabt zu haben, der mit französischem Schliff des Ausdrucks, feinster literarischer Kultur und einer höchst lebendigen, impressionistisch flimmernden, aphoristisch gewürzten, vordergründig hintergründigen Technik so etwas war wie ein Chroniqueur scandaleux der Welt, die in Paris, Genf, Montreux und den Bädern der Südküste ihr Luxusdasein führte. Zehn Jahre folgten, in denen auch diese Welt sich gewandelt hat. Heute wird sie von Russen und, vor allem, von Amerikanern und ihren Frauen belebt.

In Castells neuem Roman, der nach zehn Jahren literarischen Schweigens erschienen ist, tritt die prominente Stellung Dollarikas im mondänen Betrieb (hier Paris und Biarritz) deutlich hervor. Wie in früheren Werken, noch

Digitized by Google

konzentrierter im Ausdruck, will uns scheinen, wird aus Gespräch und Zufall Schicksal gewoben, plötzlich in der Katastrophe aufspringend, wie im Selbstmord der jungen Xenia, allmählich plastisch sich formend wie bei Jessie, der Hauptfigur des Romans, einer spleenigen, millionenschweren, sehr geschäftstüchtigen Amerikanerin, zweiundfünfzig, dreimal geschieden, immer wieder zurückgetrieben zum dritten Gatten, Fred, dem homme à femmes aus Bestimmung. Dieser Fred, Abenteurer in den Zonen der großen Welt, der als Frauenliebling beruflos ein Luxusleben führt und Jessies Dollarmillionen verschleuderte, ohne je das Stählerne in sich und die Wachsamkeit zu verlieren, wird nach Xenias seinetwillen erfolgtem Tod auf einmal müde, müde dieses sinnlosen Reise- und Hoteldaseins. Jessie, die verzichtet hat, arrangiert ohne sein Wissen eine Bankanstellung für ihn, so daß er ihre hübsche kleine Freundin Billy heiraten kann.

Außerordentlich ist wieder die meisterhafte Skizzierung „nichts (und alles) sagender" Gespräche mit Frauen, an die der Erzähler, passiver Mitakteur bei allem, ein reichliches Maß ironischer oder nachdenklicher Lebensweisheit verschwendet. Ebenbürtig stellt sich dies Buch neben Castells beste Werke, die leidenschaftsheißen Romane „Bernards Versuchung" und „Büßer der Leidenschaft", die farbenreichen, psychologisch exzentrischen Novellenbücher „Capriccio", „Die mysteriöse Tänzerin", „Fieber", „Das Fenster" (alle bei Langen).

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Dagfin der Schneeschuhläufer. Roman. Von Werner Scheff. (Reihe: Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 288 S. Geb. M. 5,—.

Dieser Abenteuerroman bleibt bis auf den Anfang, der im Engadin spielt, im Lande; seinem Charakter wird er durch Einführung eines Kriminalfalls gerecht, in dem ein Unschuldiger die Schuld für eine Verdächtige, die ihm selber die Tat zutraut, auf sich nimmt; für den stets erwünschten exotischen Einschlag sorgt die Gestalt eines ehemaligen türkischen Generals, hinter dem aus der Zeit der Armeniermorde die Bluträcher her sind. Das ergibt in geschickter Verbindung manche spannende Verwicklung; die Lösung muß hinausgezögert werden; es geschieht durch das berechtigte Mittel der Gattung, die Intrige, die den Irrtum der beiden Hauptbeteiligten über einander ausnützt und ihrer Aussprache Hindernisse in den Weg stellt. Diese müssen beseitigt werden, und dazu bedient sich der Verfasser eines zweiten Mittels, ohne das der Abenteuerroman sicherlich nicht leben kann: des Zufalls; — freilich hätte er erwägen sollen, ob er diesem gütigen Helfer in allen Nöten nicht ein bißchen viel zutraut!

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Lyrisches und Episches

Die ewigen Pfingsten. Gesichte und Gesänge. Von Ernst Lissauer. Zweite, veränderte Auflage. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 85 S. Lein. M. 3,50.

Das bedeutet etwas. Ein Band Lyrik, der sich nicht einseitig an die Bürgerlichen und auch nicht ans Proletariat wendet, erlebt eine zweite Auflage. Hier geht's um anderes als um das handwerkliche Basteln, um anderes als um Klassengegensätze; hier sitzt Gott der Schöpfer zu Häupten und sitzt mitteninne im Werke. Ein starkes, ein hochreißendes Buch, wie es uns die Programme expressionistischer Sammlungen versprochen und wie es einer schon fast vor dem Kriege und ohne alle programmatische Einstellung aus seiner ekstatischen Persönlichkeit herausgeschleudert hatte, vom Golfstrom geheimnisvoller Zeitkräfte gelenkt und erwärmt: Stücke, die in den Himmel greifen, ohne die Erde ganz zu verlassen; andere die mit festen Füßen auf der Erde stehn und dennoch Gottes einen Hauch haben.

Nur ein „Gesicht" („Thomas Münzer") ist weggeblieben, ein einziger „Psalm" durch einen andern ersetzt worden, der nun freilich gleich auf eine neue Periode des Dichters vorbereitet, wo die alttestamentarische Schwere von der heiteren Leichtigkeit des lächelnden Heilands abgelöst sein wird. Aber wie es einem Gärtner nicht genügt, mit dem groben, breiten Spaten die Scholle zu wenden, sondern wie er mit prüfender Hand das Erdreich zerkleinert und durchsiebt, damit die eingestreuten Körner aufgelockerte Bahn finden, so hat auch Ernst Lissauer da und dort nur ein überzähliges Wort getilgt, oder ein verdeutlichendes hinzugefügt, hat er eine Interpunktion angebracht, die uns zuruft: merke auf, dieser Strich ist Pause, ist Gebärde, ist schöpferisch! Kein Federstrich ohne Verantwortung!

Berlin — Ferdinand Gregori

Literaturwissenschaftliches

Weltdeutung in Grimmelshausens Simplizius Simplizissimus. Von Emil Ermatinger. Mit drei Tafeln in Lichtdruck nach Kupferstichen der Originalausgaben (Gewalten und Gestalten 1). Leipzig und Berlin 1925, B. G. Teubner. 123 S. M. 4,— (5,60).

Trotz aller mannigfach erfolgreichen biographischen, bibliographischen und historisch-philologischen Bemühungen, die das Jahrhundert seit der Romantik an die Ergründung der Persönlichkeit und Schriftstellerei des Simplizissimus-Dichters gesetzt hat, ist uns Grimmelshausen im Kern seines Wesens und Schaffens heute noch ein schweres Problem, um nicht zu sagen: ein Rätsel. Etwas von der Unnahbarkeit, die sich bei Shakespeare so lockend und befremdend zugleich mit unmittelbarster Gegenwärtigkeit verbindet, umspielt auch seine menschlich in ungewissen Umrissen verdämmernde, schriftstellerisch unserem modernen Nacherleben und Schauen bald greifbar nahe, bald wieder weltenferne Gestalt. Kein Wunder darum, daß die moderne Literaturwissenschaft alle ihre verfeinerten Methoden anwendet, um hier vom Äußeren, das freilich nach wie vor dem philologischen Scharfsinn immer neue Aufgaben stellt, zum Inneren vorzudringen. Zu Forschern wie Borcherdt, Petersen, Halfter, Bottacchiari u. a., die durch geistesgeschichtliche Erfassung und Analyse des Ideengehalts tieferen Einblick in Motive und Bedeutung von Grimmelshausens Schaffen zu gewinnen suchten, gesellt sich nun Ermatinger.

Er rückt, nach einem kurzen Blick auf Leben und kulturhistorische Umwelt des Dichters, energisch das Hauptwerk in den Vordergrund, um dessentwillen allein Grimmelshausen heute noch unser mehr als gelehrtes Interesse in Anspruch nimmt. Und er deutet in großen Zügen den „Simplizissimus", in dem frühere Jahrzehnte teils einfach einen deutschen Ausläufer des spanischen Schelmenromans, teils eine schlecht verhüllte Autobiographie des Autors sahen, als „Weltanschauungsdichtung ernstester und um-

Digitized by Google

faſſendſter Art und, bei aller Derbheit und Buntheit der Bilderwelt, eine Gedankenſchöpfung von größtem Maße — die Fauſtdichtung des 17. Jahrhunderts" (S. 95). „In Wahrheit tritt Grimmelshauſen in jene Kette deutſchen Denkens ein, die von Luther und Zwingli, Paracelſus und Böhme zu Leibniz, Hamann und Goethe führt, als derjenige, in dem, in der Mitte zwiſchen Mittelalter und Neuzeit, deutſcher Barockgeiſt, neben Bach, den mächtigſten künſtleriſchen Ausdruck gefunden hat" (S. 116/17).

Wie das im einzelnen begründet wird, wie die „geeinte Zweiheit von mittelalterlichem Jenſeitsglauben und neuzeitlicher Diesſeitsfreude, von Geiſt und Natur, Gott und Welt" nachgewieſen wird in dem von polarer Spannung geſtrafften Lebensgefühl Grimmelshauſens, in der prachtvollen Leibhaftigkeit ſeiner Menſchengeſtaltung und wiederum in dem Tiefſinn ſeines — von der dürren Allegoreſe ſeiner Zeitgenoſſen ſo kräftig abſtechenden — Symbolgehaltes, in der Lebensgläubigkeit und Lebensüberlegenheit ſeines „Baldanders", ſeiner Berührung mit und ſeinem Gegenſatz zu der Myſtik eines Angelus Sileſius, ſeinem Humor und ſeiner unkonfeſſionellen Erlöſungsſehnſucht: das zeigt von neuem jene Ermatinger eigene Vereinigung von kraftvoll-urſprünglicher Erfühlung der künſtleriſchen Dichtungswerte und ebenſo urſprünglichem Drang zu gedanklicher Interpretation, ja gelegentlich zu dialektiſcher Konſtruktion. In dieſem Sinne geſchieht wohl auch hier des Guten ein wenig zu viel, wenn Grimmelshauſen, meinem Empfinden nach, allzu nah an die Aufklärung herangerückt und der Ideengehalt des Romans — ähnlich wie bei Bottacchiari — zu hoch aus der Vogelſchau überzeitlicher, fauſtiſcher Symbolik gedeutet wird. Einzelheiten hat J. H. Scholte („Deutſche Literaturzeitung" 1926, S. 712 ff.) in einer übrigens ſehr anerkennenden ausführlichen Rezenſion bereits richtiggeſtellt. Im ganzen aber gewinnt Grimmelshauſens geſchichtliches Bild im Lichte dieſer geiſteshiſtoriſchen Perſpektiven unleugbar an Größe und Einheitlichkeit der Grundzüge, ohne an Leuchtkraft der Farben und Lebensfülle der geiſtigen Phyſiognomie Weſentliches einzubüßen.

Göttingen — Rudolf Unger

Jahrbuch der Grillparzer-Geſellſchaft.

28. Jahrgang. Herausgegeben von Karl Gloſſy. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 181 S.

Gloſſy, der vor mehr als einem Menſchenalter als junger Magiſtratsbeamter die Überſiedlung der Papiere Grillparzers aus der Behauſung der Schweſtern Fröhlich in das Rathaus zu beſorgen hatte und ſeither unermüdlich für die Ordnung und wiſſenſchaftliche Benützung des Nachlaſſes tätig iſt, leitet mit unvermindertem Eifer die Redaktion des Grillparzer-Jahrbuchs. Auch diesmal beſchränkt ſich die neueſte Gabe der Grillparzer-Geſellſchaft nicht nur auf den Kreis ihres Schutzpatrons. Ernſt Glaſer-Gerhard veröffentlicht aus dem Nachlaß Hettners Briefe des unglücklichen Dramatikers Joh. Nep. Bachmayr, für den ſich Gottfried Keller und Hettner eine Weile einſetzten: der ſtreitbare, mit dem Burgtheater in Fehde geratene Autor des „Trankes der Vergeſſenheit" überwarf ſich auch mit ſeinen wohlwollenden Gönnern im Reich und in der Schweiz; er endete durch Selbſtmord und lebt in Saars Novelle „Tambi" fort. Der vormärzlichen Preſſe gedenkt ein auf Akten des Staatsarchivs beruhender Aufſatz „Zur Vorgeſchichte des Öſterreichiſchen Beobachters"; frühere Anläufe u. a. von Gentz und Friedrich Schlegel führten nicht zum Ziel; ein großartiger Entwurf von Schreyvogel (den Gloſſy 1895 in meinen „Biographiſchen Blättern" mitteilte) wurde raſch abgetan; 1810/11 überantwortete Metternich ſeinem Sekretär Pilat den dreimal wöchentlich erſcheinenden „Öſterreichiſchen Beobachter", der ſchon 1813 in 6000 bis 7000 Exemplaren verbreitet erſchien: auf Koſten der ſyſtematiſch zurückgedrängten ausländiſchen Preſſe. Wie die Beſten kurz vor und nach 1848 die heimiſche Publiziſtik durch ein auf Veredlung der Maſſen bedachtes Volksblatt heben wollten, exemplifiziert Helene Bettelheim-Gabillon in einem „Sozialpolitiſche Gedanken Betty Paolis" betitelten Aufſatz. Willkommen zu heißen ſind die Studie „Grillparzer und die Politik des Vormärzes," von einem Enkel des Begründers des „Grenzboten", Peter Kuranda, „Entwicklungsgeſchichtliches zu Grillparzers Ahnfrau" von dem vielverdienten Grillparzer-Kenner Reinhold Backmann und „Unterſuchungen über Grillparzers Lyrik im Verhältnis zur Romantik dies- und jenſeits der ſchwarzgelben Pfähle" von Gabriele Petroſovics. Eine dauernde Bereicherung der Biographie Grillparzers bieten „Joſeph Pollhammers Erinnerungen": ein anſpruchsloſer Poet: der ſein Leben als Notar beſchloß, erzählt treuherzig von der wohlwollenden Aufnahme, die Zedlitz und Grillparzer dem Anfänger bereiteten. Draſtiſche Urteile Grillparzers deutet er eher zu zart mit halben Worten und Punktereihen an; immerhin verſchweigt er nicht, daß Grillparzer, ſonſt ein wohlgeſinnter Leſer Stifters, von deſſen „Nachſommer" wenig wiſſen wollte; neu iſt, daß Kaiſer Franz Joſeph Grillparzer in deſſen Dankaudienz für die Erhöhung ſeiner Penſion zum 80. Geburtstag kühl aufnahm: Grillparzer glaubte, der Monarch habe ihm ſeine Dankſagung an Kaiſerin Auguſta „als Tochter Weimars" mißdeutet. Die Entſtehung der „Nächtlichen Heerſchau" wird glaubhaft berichtet; charakteriſtiſch iſt auch Pollhammers Erzählung von ſeinem Beſuch am Sterbebett Zedlitz': „Sehen Sie, wie kalt meine Hand wird. Ich werde ſterben. Das müſſen alle Menſchen und ſo wird es auch mich nicht umbringen." — So dankbar wir für Großes und Kleines in dieſer jüngſten Beſcherung ſind, wir laſſen ſie nur als beſcheidene Abſchlagszahlung gelten auf ſchwere, noch immer nicht eingelöſte Schulden. Auguſt Sauers Ausgabe der „Geſpräche mit Grillparzer" ſtockt; ihr ſechſter Band mit dem von dem Unermüdlichen ſorgſam gearbeiteten Regiſter wird nicht gedruckt. Die von der Stadt Wien als Erbin des Grillparzerſchen Nachlaſſes begonnene Monumental-Ausgabe wird weder von der Gemeinde noch vom Verlag fortgeſetzt. Sie würde Torſo bleiben, wenn nicht von den Berufenſten rechtzeitig Sorge getroffen würde, dieſes Lebenswerk, das der viel zu früh geſchiedene Auguſt Sauer mit einem Stab wohlgeſchulter Helfer in jahrzehntelanger mühſeliger Vorarbeit abſchlußreif geſtaltet hat, vor dem Zugrundegehn zu retten. Und endlich iſt es hohe Zeit, die Summe aller vorangehenden Einzelforſchungen zu ziehen und nach Wilhelm Scherer, Laube, Emil Kuh eine Grillparzer-Monographie großen Stils zu ſchaffen, die neben Hayms Herder und Erich Schmidts Leſſing ſich ſehen laſſen dürfte.

Wien — Anton Bettelheim

Görres in Straßburg. 1819—1820.

Eine Epiſode aus dem Beginn der Demagogenverfolgungen. Von Karl Alexander von Müller. Stuttgart-Berlin 1926, Deutſche Verlags-Anſtalt. XV u. 276 S. Lein. M. 6,50.

Eine wertvolle Gabe legt Karl Alexander von Müller, der bekannte münchener Hiſtoriker und Mitherausgeber der

Digitized by Google

Süddeutschen Monatshefte, bekannt auch als Verfasser des vortrefflichen Buchs „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter", auf den deutschen Weihnachtstisch der Gebildeten: „Görres in Straßburg 1819/20. Eine Episode aus dem Beginn der Demagogenverfolgungen." Eine Episode auf rund dreihundert Seiten, umfangreicher und gehaltvoller als manche Darstellung der gesamten deutschen Geschichte. Von meiner Bettina-Forschung her für die Romantik besonders interessiert, könnte ich zwar als befangen gelten, zumal da Arnim und die Brentanos mir hier wirklich wieder begegnet sind. Aber dieses straßburger Jahr hat noch einen ganz anderen Sinn, ist für uns alle nach Versailles, Locarno und Thoiry von aktueller Bedeutung. Josef Görres, einst französisch begeisterter Revolutionär, der dann über die katholische Romantik den Weg zum reinen Deutschtum findet und in seinem „Rheinischen Merkur" gegen Napoleon donnert, von diesem selbst als europäische Großmacht gefürchtet, flieht nach dem damals natürlich nur scheinbar deutschen Straßburg, weil die Beschlagnahme seiner Schrift „Teutschland und die Revolution" ihn das Schlimmste ahnen läßt; nicht ohne Grund, denn während er die französische Machtgrenze überschreitet, greift man an seiner Stelle fälschlich einen Schneidergesellen auf in Frankfurt a. M., das er selbst soeben verlassen hat, um ihn nach dem festen Glatz zu schaffen.

Was nun folgt, ist der reine Detektivroman, denn Metternichs Kaiser schickt den zweiunddreißigjährigen katholischen Polizeiagenten Rother nach Straßburg, der in Görres' Quartier übersiedelt und sich in sein Vertrauen einzuschleichen sucht.

Und das Ergebnis? Negativ für die Metternichsche Politik, positiv für die verhöhnte Humanität; denn was schreibt der Herr Spion zuletzt, als Görres über die Vogesen der Schweiz zuwandert? „Als Mensch muß ich den vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens, seiner Gemütsart und Seelengüte und seinem hellen Verstande Gerechtigkeit widerfahren lassen; jeder, der Gelegenheit hat, mit ihm umzugehn und ihn genau kennenzulernen, wird von seinen geselligen Tugenden, der Reinheit seiner Sitten und von seinen Kenntnissen bezaubert und genötigt, ihm seine Achtung zu schenken."

Also ein durch Innerlichkeit überwundener Detektiv! Gewiß eine Seltenheit und ein Sieg des deutschen Gedankens, den Görres vertrat, persönlich sein schönster und größter Erfolg, dessen Kenntnis wir von Müllers sorgsamer Kleinarbeit verdanken. Großzügig wirkt es sich aus, dieses Aktenstudium des münchener Gelehrten in seiner fesselnden, stilistisch reinen Darstellung, ein echt deutsches Buch von internationalem Wert.

Göttingen — Waldemar Oehlke

Verschiedenes

Das ewige China. Von den Symbolen der Seele. Von Rudolf von Delius. Dresden 1926, Carl Reißner. 8°. 112 S. Geb. M. 4,50.

Das Buch ist eine Interpretation des I-Ging, des Buchs der Wandlungen, das wohl mit die dunkelste und am schwersten verständliche Urkunde der Weltliteratur ist. Die Chinesen selbst sind sich über den Sinn und die Auslegung nicht einig, obwohl sie eine überaus umfangreiche Kommentarliteratur dazu geschaffen haben. Das liegt zum Teil schon am Text des I-Ging. So wie er vorliegt, zeugt er von beträchtlicher Unordnung. Vieles muß schon deshalb unverständlich bleiben. Außerdem handelt es sich um eine Art Sybillinisches Buch, eine alte Wahrsagungslehre, die von vornherein gar nicht jedermann all ihre Geheimnisse preiszugeben bestimmt war. Infolgedessen wird wohl überhaupt immer nur eine subjektive Deutung möglich sein. Was Delius vorträgt, ist geistreich und anregend. Der Leser wird vermutlich überrascht sein, daß überhaupt soviel und so Interessantes aus dem alten Text herausgelesen werden kann. Aber er darf nie vergessen, daß eben Delius spricht. Ob er überall der richtige Interpret ist, muß zweifelhaft bleiben. Übertreibung ist sicher, zu behaupten, erst durch das I-Ging vermöge man China richtig zu verstehen. Noch mehr gilt das für den Satz: „Seitdem wir das I-Ging kennen, müssen wir die ganze Geistesgeschichte der Menschheit umstellen." Das I-Ging ist wertvoll, aber wir wollen es nicht überschätzen.

Leipzig — G. Menz

In Ostasien und Nordamerika als deutscher Professor. Reisebericht 1920–26. Von Waldemar Oehlke. Mit photographischen Aufnahmen. Darmstadt 1926, Ernst Hofmann & Co. 150 S. M. 2,80 (4,40).

Waldemar Oehlke, der bekannte Literarhistoriker der Technischen Hochschule Charlottenburg, hat vier Jahre lang von 1920 an als Austauschprofessor an der pekinger Universität gewirkt. Er hat dann noch ein Jahr in Japan geweilt und ist kürzlich erst über Nordamerika zurückgekehrt. Durch die Gründung des deutsch-chinesischen Kulturverbandes in Peking und die Einrichtung des germanistischen Seminars an der dortigen Universität hat er sich noch besondere Verdienste erworben und dauernde Grundlagen für die Fortwirkung deutschen geistigen Einflusses in der Hauptstadt Chinas geschaffen. Bescheiden nennt er sein Buch einen Reisebericht; es ist mehr, es ist ein Rechenschaftsbericht, der von bewundernswerter Einsicht in die Probleme und von einem sehr gesunden Urteil zeugt. Auch wo man ihm vielleicht einmal nicht ganz zustimmt, kann er doch Beachtung seiner Darlegungen unbedingt beanspruchen. Daß er dabei im Gegensatz zu manchem anderen Berichterstatter stets ohne alle Überheblichkeit spricht und sich von jeder Voreingenommenheit frei hält, den Chinesen gerecht wird und sein Deutschtum doch hochhält, macht die Lektüre des Buchs nur um so anziehender, zumal Oehlke sehr amüsant zu plaudern und sehr anschaulich zu schildern versteht. Auch die Abschnitte über Japan und Nordamerika sind gleich anziehend und interessant.

Leipzig — G. Menz

Die Franzosenherrschaft in der Pfalz 1792—1814. Von Max Springer. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 512 S. Gr.-8°. Lein. M. 12,50.

Die hier vorgelegte Darstellung der Franzosenherrschaft in der Pfalz in der Zeit der französischen Revolution und Napoleons ist wissenschaftlich und politisch gleich wichtig. Sie beruht, neben gründlicher Durcharbeit der gedruckten Literatur, auf Akten der Archive in Speyer und Darmstadt, und schildert auf Grund dieses noch unbenutzten Materials bis in alle Einzelheiten hinein die Wirkungen und Zustände in dem fraglichen Gebiet, die Vorgänge der französischen Verwaltung, die Haltung der Bevölkerung usw. Geographisch umfaßt die Arbeit den größten Teil der Gebiete der heutigen bayerischen Pfalz wie der linksrheinischen Gebiete von Hessen, die in der französischen Zeit seit Anfang

Digitized by Google

1798 unter dem Namen Departement Donnersberg zusammengeschlossen waren. Es ist bekannt, daß — und gerade wieder in der jüngsten Vergangenheit — von französischer Seite immer wieder behauptet worden ist, die Bevölkerung des linken Rheinufers wäre in der Zeit der französischen Revolution und Napoleons von französischen Sympathien erfüllt gewesen und hätte selbst den Anschluß an den französischen Staat gewünscht. Daß diese Behauptung falsch ist, haben objektive französische Historiker im Gegensatz zu manchen mehr politisch als wissenschaftlich eingestellten französischen historischen Publikationen selbst mehrfach betont. Es handelt sich bei der ganzen Bevölkerung des linken Rheinufers mit Ausnahme ganz kleiner Kreise nirgends um ein Bestreben, dem französischen Staate angeschlossen zu werden, und diejenigen, die das behaupten, verwechseln das mit der Tatsache, daß weite Kreise der Bevölkerung die innenpolitischen Forderungen der französischen Revolution begrüßten, und den innenpolitischen Leistungen dieser französischen Zeit noch bis lange in das 19. Jahrhundert hinein anerkennend gegenübergestanden haben. Diese in den Zeiten vor der französischen Revolution ja unendlich zersplitterten und unter starkem Mißregiment leidenden Gebiete mußten ganz selbstverständlich das Aufhören dieses Zustandes, das Fallen vieler veralteter und überlebter Einrichtungen und die Einführung moderner Formen des politischen Lebens begrüßen. Mit französischen Sympathien hat das gar nichts zu tun.

Das hier vorgelegte Buch ist wichtig nicht deshalb, weil es diese Zusammenhänge für das hier speziell behandelte Gebiet neu beweist, sondern weil es sie auf Grund unantastbaren Aktenmaterials einwandfrei und anschaulich darzulegen in der Lage ist, z. B. die zahlreichen trotz Drucks seitens der französischen Stellen im wesentlichen vergeblichen Versuche, Sympathiekundgebungen der Bevölkerung für Frankreich hervorzurufen. Neu ist, daß unter dem Druck der Napoleonischen Zeit die Vorteile der an sich segensreichen politischen Reformen, vor allem auf dem Gebiete des Rechts- und Wirtschaftslebens, sich damals noch nicht ausgewirkt haben.

Daß das Buch auch vom deutschen nationalen Standpunkt aus aufs wärmste zu begrüßen ist, braucht nach dem Vorstehenden nicht näher gesagt zu werden.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Wallenstein. Von Max v. Boehn. Mit 6 Faksimilen und 48 Abbildungen. (Menschen, Völker, Zeiten, Band 13.) Wien und Leipzig (1926), Karl König. 184 S. M. 6,—.

Der Geschichtschreiber der Mode und vieler andern verdienstvollen kulturgeschichtlichen Werke ist zum Geschichtschreiber eines großen Generals geworden. Wenn er auch nicht in den Schacht der Archive hinabgestiegen ist, so umfaßt seine Kenntnis doch die ganze Zeit, sein Urteil ist überall sicher und selbständig, mitunter derb, wie das über die Habsburger, aber doch zutreffend, und die Sprache ist glänzend. Am vollendetsten ist das einleitende Kapitel: Das Problem; es können nicht viele so wie v. Boehn auf knappem Raum eine ganze große Zeit schildern: die Gegensätze zwischen den unfähigen Kaisern und den noch unfähigeren Fürsten, die Verschwendung und Großmannssucht der bankerotten Kleinfürsten, die protestantische und die katholische Politik, den habgierigen Max I. von Bayern, die Träume Wallensteins und die Phantasielosigkeit Ferdinands. Nichts ist übergangen; das politische Ränkespiel, die Schlachten und Kämpfe: alles findet seinen Platz, und wenn es auch nicht die Aufgabe des Buches war, durch neue Ergebnisse zu überraschen, so kann v. Boehn doch für sich anführen, daß das Letzte der Persönlichkeit gar nicht zu ergründen ist. Sein Buch kann sich mit der geistvollen Charakteristik Wallensteins, die wir Ricarda Huch verdanken, messen, der Kulturhistoriker sich neben die Dichterin stellen. Es ist gewiß richtig, daß die Unfähigkeit der damaligen protestantischen Fürsten wie im Schmalkaldischen so im Dreißigjährigen Krieg traurig versagt hat. Daß Gustav Adolf „in selbstloser Idealität Reich und Leben" für Deutschland eingesetzt habe, wird heute kein deutscher oder schwedischer Geschichtschreiber glauben. Wir kennen aber seine letzten Pläne ebensowenig wie die Wallensteins.

Wir wünschen dem geistvollen Buch v. Boehns weiteste Verbreitung.

Berlin — Arend Buchholtz

Das Zungenreden. Eine Studie zur kritischen Religionspsychologie. Von Hans Rust. München 1924, J. F. Bergmann. 74 S. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 118.)

Diese scharfsinnige Arbeit des königsberger Gelehrten behandelt teils rein psychologisch, teils religionshistorisch das Phänomen des Zungenredens (Glossolalie). Im Mittelpunkt steht die Untersuchung der Bewußtseinslage des automatischen Sprechens, des sprachgleichen Zungenredens (muttersprachliches und fremdsprachliches Zungenreden) des sprachähnlichen Zungenredens (kunstsprachliches und phantastisches Zungenreden) und stammelnden Zungenredens (wortförmiges und silbenförmiges Zungenreden). Seine Phänomenologie und Typologie, sein Verstehen, Auslegen und seine Pathologie werden einer eingehenden psychologischen Kritik unterzogen. Der historische Teil behandelt das geistgewirkte Sprechen im Alten und Neuen Testament (Ekstase, Gebet, Singen, Vision, Offenbarung, Wortzauber, Kritik religionspsychologischer Befunde, Vergleich mit modernen zungenrednerischen Erscheinungen, infantile Bewußtseinseinstellungen, Intoxikationsdelirien) und ferner die im Urchristentum auffallend weit verbreitete Zungenrede samt dem damals stark entwickelten Affektleben. Diese wertvollen kritisch-historischen Kapitel reihen sich den bekannten Arbeiten von Heinrich Weinel, Hermann Gunkel, Paul Volz und Karl Ludwig Schmidt würdig an.

Wien — Franz Strunz

Eleonora Duse. Bildnisse und Worte. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco von Mendelsohn. Berlin 1926, Rudolf Kaemmerer 168 S.

Ein Buch, auf dessen Existenz man als Deutscher in Italien stolz sein kann. Italiener besehen es mit Bewunderung und nicht ohne Neid. Denn es ist mehr als eben nur ein schönes Buch mit Bildern oder eine Sammlung von Meinungen, es ist das verum corpus Duse, zugleich Dokument der Rezeption der Duseschen Kunst in Germanien. Denn der Geist dieser Frau ist uns heute ganz nah, auch denen, die sie nicht kannten, und „jede Schauspielerin, die nach ihr kam, ist ihre Schülerin geworden, auch wenn sie niemals mehr mit eigenen Augen das Vorbild gesehen hat". (Monty Jacobs.) Für Italien hingegen ist sie die Letzte eines entschwundenen Geschlechts schauspielender Giganten und ohne Nachfolge, ohne Schule.

Eine Flamme von Anbetung in deutscher, englischer, italienischer, französischer, skandinavischer Sprache steigt hier

Digitized by Google

empor. Paci-Perini, ein Schauspieler, hat sie in diesen Tagen mit Franz von Assisi verglichen, und in der Tat: inmitten der völkerbunten Andacht dieser Wort- und Bilderbibel denkt man an die vier Altäre, die das unterirdische Grab in Assisi umgeben und an denen zur selben Zeit von deutscher, englischer, französischer, italienischer Zunge „sanktus", „sängtches", „santüse", „sangtus" ertönt. Diese Venezianerin ist in allen Sprachen Europas heilig gesprochen.

Doch es gibt auch eine Legendenkritik, und Referent fühlt im Interesse kommender Auflagen und Übersetzungen (die italienische ist zum Erscheinen in diesen Tagen bereit) die Pflicht, sie zu üben.

Das Vorwort, ein begeisterter Krampf, sollte sehr gekürzt und zu Schlichtheit zurückgeführt werden. Gerhart Hauptmann brauchte wegen seines Beitrags: „Die Duse ist die Kunst selbst", der obendrein auch schon im Vorwort zitiert ist, wirklich nicht auf dem Einband als erster affichiert zu sein, und was Irene Triesch „Erinnerungen an die Duse" nennt, ist Triesch-Reklame, weiter nichts. Frankreich ist nur durch Robert de Flers (!) vertreten, Renan fehlt. Und ließ sich bei den Italienern Lopez, Praga, Tilgher, D'Amico kein Sterbens- oder Lebenswörtchen über die Duse finden?

Zu den Bildern müßte sich noch die Radierung von Rjepin finden, die erste, vielleicht einzige malerische Erfassung ihrer tiefen Seelengründe. Und dann noch eine der letzten wundervollen Aufnahmen, die Paganini, der Photograph am Corso Venezia in Mailand, machte: vielleicht jene grauddämmernde Silhuette mit dem Erdenblick ins nahe Licht der Unendlichkeit.

Rom — Rudolf Frank

Friedrich Lienhard. Gesammelte Werke. Zweite Reihe: Lyrik und Dramatik. Fünf Bände. Dritte Reihe: Gedankliches. Sechs Bände. Stuttgart 1926, Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer. Reihe II geb. M. 50,—, Reihe III geb. M. 60,—.

Die im vorigen Jahr aus Anlaß des 60. Geburtstags Friedrich Lienhards eröffnete Gesamtausgabe seiner Werke ist jetzt durch die Gruppen „Lyrik und Dramatik" und „Gedankliches" in fünf beziehungsweise sechs stattlichen Bänden vervollständigt worden. Meine knappe Würdigung des Gesamtwerkes, die ich in der Anzeige der „Erzählenden Werke" (L. E. XXVII, 687) gab, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Der lyrische Band enthält unter dem Titel „Lebensfrucht" die Gedichte von 1890 bis 1915, unter denen ich die Bücher „Waldheimat", „Hochland" und „Das Kinderland" besonders hervorheben möchte, daneben die Frühlingsdichtung „Hochzeit in Schilda". Die Sammlung der Dramen umfaßt außer den Frühwerken der achtziger und neunziger Jahre vor allem die Stücke aus dem Kreis der Heldensage und die Wartburgtrilogie — mit letzterer ein Kernstück von Lienhards Schaffen, durch einen gemeinsamen Grundgedanken zusammengehalten: „Ofterdingen, Elisabeth und Junker Jörg suchen dasselbe Kleinod: ihr Lebenslied, ihre Lebensaufgabe." — Die gedanklichen Werke bringen die bekannten „Wege nach Weimar", deren Richtung und Ziel mit dem Untertitel „Beiträge zur Erneuerung des Idealismus" gegeben ist, wie „Der Meister der Menschheit" durch den Zusatz „Beiträge zur Beseelung der Gegenwart" gekennzeichnet wird; eine Nachlese bietet das zuerst 1925 herausgegebene Buch „Unter dem Rosenkreuz". — Das ganze, nunmehr in fünfzehn Bänden vorliegende Lebenswerk Friedrich Lienhards stellt das achtunggebietende, hochgestimmte Bekenntnis des die deutsche Seele mit Leidenschaft suchenden und liebenden Mannes dar.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Die genialen Syphilitiker. Von Brunhold Springer. Berlin-Nikolassee. Verlag der „Neuen Generation". 238 S. Geb. M. 5,—.

In diesem Buch manifestiert sich die verantwortliche Rücksichtslosigkeit eines Wahrheitssuchers.

Das Buch wendet sich mahnrufend an die Jugend in ihrer kosmischen Gesamtheit. — Springer erklärt: Zahlen und Statistiken der verheerenden Lustseuche vermögen nicht mehr die durch die Gewöhnung gehärtete seelische Verkrustung der Menschheit zu durchstoßen. Wirkungssicher aber ist die sensationelle Kunde, daß eine große Anzahl Genialer Opfer greuelhafter, syphilitischer Zerstörungswut geworden sind. Romantische Schwärmerei, die bisher das Genie durch pietätvoll erlogene Legenden verhätschelte, wird in dem vorliegenden Band schonungslos kompromittiert. Biographische Fälschungen werden mit möglichster Sachlichkeit verwiesen. Die Verbreitung der alarmierenden Untersuchungsergebnisse ist in zirka vierzig Pathographien genialer Syphilitiker besorgt. Leider sind die biologischen Quellenbezirke allzu unergiebig. Bei manchen Genialen ist nur Springer von der Erwerbung der Krankheit überzeugt. Nicht der Leser. Springer hat sich die Aufgabe gestellt, den Einfluß der Syphilis auf die Kultur nachzuweisen. Er betrachtet die Kultur als religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Gestaltung des Genies. Diese Anschauung bringt ihn zu der Überzeugung, daß die Syphilis durch Infizierung des Genies Einwirkung von ungeheurem Ausmaß auf die Entwicklung des Geisteslebens hat. Nicht nur dadurch, daß sie die Kultur durch ein frühzeitiges Ende des Genies bestiehlt. Sondern auch dadurch, daß sie die Kultur verdirbt durch die geistige Zersetzung, die die Paralyse im Werk des schöpferischen Menschen bewirkt.

Daß die Resultate der Nachforschungen nicht immer befriedigend sind, darf man dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen. Springer weiß sehr wohl, daß die von ihm begonnene Untersuchung dann erst den umfassenden, wissenschaftlich entscheidenden Erfolg zeitigen wird, „wenn die Geschichte der Literatur, der Kunst, der Philosophie, der Politik biologisch unterbaut sein wird".

Charlottenburg — Werner Türk

Der Gletscherteufel. Geschichten aus der Polarregion. Von Ejnar Mikkelsen. Leipzig, Ph. Reclam. 90 S. M. —,80.

Der bekannte dänische Polarforscher, dessen Reiseberichte schon ein hohes Maß darstellerischer Kraft verrieten, zeigt sich in diesem zu einem Bändchen vereinigten, von Luise Wolf gut übersetzten Erzählungen als ein Dichter von prachtvoller Anschaulichkeit, erfrischender Lebendigkeit und dramatischer Wucht. Köstlich ist es, wie er die Eiswüsten Alaskas schildert, das Leben und Treiben der Goldgräber, die einsamen Schlittenfahrten über die riesigen Schneefelder zu den entferntesten Hütten der Eskimos. Mit Recht steht „Der Gletscherteufel" voran, weil diese Erzählung weit über eine nur interessante Schilderung hinausragt und in wahrhaft dichterischer Größe den Gletscher zum Symbol ewiger, den Menschen bekämpfender Naturkraft macht.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Nachrichten

Todesnachrichten. Annemarie von Nathusius ist am 17. Oktober im Alter von 52 Jahren einem Herzschlag erlegen. Ihre unausgeglichenen, aber temperamentvollen Romane „Der stolze Lumpenkram", „Ich bin das Schwert", „Ewo" hatten der beliebten Schriftstellerin, die ihren eigenen Standesgenossen nicht ohne Kritik, doch aber in stolzer Verbundenheit gegenüberstand, einen breiten Leserkreis gesichert. Sie hatte noch vor zwei Jahren eine Reise nach Persien unternommen, bei der sie sich großen Strapazen ausgesetzt hatte und von der ihre „Persischen Briefe" und ein demnächst zur Veröffentlichung gelangender Roman „Die Trennung" Zeugnis ablegen. Als selbständige Persönlichkeit hat sie sich durchaus und immer dargetan.

Graf Wolf Baudissin, ein Abkömmling des schleswigschen Zweiges der bekannten Familie, ist am 4. Oktober einer Vergiftung im sechzigsten Lebensjahr erlegen. Unter dem Namen Freiherr von Schlicht hat Baudissin, nachdem er als Oberleutnant den Abschied genommen, Humoresken, Romane und Schwänke (in Gemeinschaft mit Schönthan und Kraatz) verfaßt, die ihn rasch beliebt gemacht hatten. Unter seinen Romanen sind „Leutnant Krafft", „Exzellenz Seyffert", unter seinen Schwänken „Im bunten Rock", „Liebesmanöver" zu nennen.

Berthold Litzmann ist am 14. Oktober im Alter von 69 Jahren in München gestorben. Er war am 18. April 1857 in Kiel geboren worden, hatte daselbst das Gymnasium besucht, zunächst Jurisprudenz, dann Germanistik und Geschichte in Bonn, Kiel, Leipzig und Berlin studiert, hatte sich 1883 in Kiel habilitiert, war außerordentlicher Professor in Jena, 1892 in Bonn geworden, wo er bis zu seiner Pensionierung als ordentlicher Professor der Literaturgeschichte eine einflußreiche Tätigkeit ausgeübt hatte, von der vor allem seine Veröffentlichungen der bonner Literarischen Gesellschaft Zeugnis ablegen. Das eigentliche Lebenswerk Litzmanns ist seine große Schröder-Biographie, der später eine Wildenbruch-Biographie folgte, sowie seine Förderung theatergeschichtlicher Forschung. Sehr lebhaft hat sich Litzmann zeit seiner gesamten Wirksamkeit für die Lebenden eingesetzt, unter denen er vor allen für Schmidtbonn, Eulenberg, Thomas Mann eingetreten ist. Nach seiner Pensionierung hatte sich Litzmann nach München zurückgezogen.

Hans E. Kinck, dem unter den norwegischen Schriftstellern eine durchaus führende Stellung zukam, und der sich in Deutschland mit seinem Buch „Die Anfechtungen des Nils Brosme" schnell durchgesetzt hat, ist in Oslo im Alter von 61 Jahren einem Schlaganfall erlegen. In seiner gedanklichen Richtung sowohl durch die nordische Sage, wie durch die italienische Renaissance bestimmt, hat Kinck, ein Gedankenschwerer, durch die Ehrlichkeit und Plastik seiner Gestaltung in seiner Heimat ein leidenschaftliches Interesse für sein umfangreiches Werk erweckt, derart, daß man ihn den großen Aufpeitscher der norwegischen Literatur genannt hat. Auf dem Gebiet des Romans, des Dramas und des Essays hat er sich in gleicher Weise hervorgetan. Eine Novellensammlung hat er noch kurz vor seinem Tode abschließen dürfen.

Helena Nyblom ist nach einer Meldung vom 14. Oktober im Alter von 83 Jahren in Stockholm gestorben. Neben Lyrik, Romanen und Novellen umfaßt ihr Werk auch Sagen und Märchenbücher.

Pierre Decourcelle ist nach einer Meldung vom 12. Oktober im Alter von 70 Jahren in Paris gestorben. Er war lange Zeit Mitarbeiter des „Gaulois" gewesen und hat zahlreiche Romane, Melodramen und Lustspiele verfaßt, die ihm schnell die Publikumsgunst errangen. Unter seinen Stücken sind: „Abbé Constantin", „Sherlock Holmes", „Gigolette" am bekanntesten geworden.

* * *

Der Beauftragte der Kleist-Stiftung, Bernhard Diebold, verteilt den diesjährigen Preis von 1500 Mark in zwei Teilen zu 1000 Mark und zu 500 Mark an die Autoren: Alexander Lernet-Holenia für seine dramatischen Arbeiten „Österreichische Komödie", „Ollapotrida" und „Demetrius", Alfred Neumann für den Roman „Der Teufel". Eine ehrende Erwähnung fällt auf Martin Kessel für seine Großstadtnovellen und eine Gedichtsammlung „Gebändigte Kurven".

Bernhard Diebold begründet seine Preisverteilung mit folgenden Worten: Eine Aufmunterungsprämie, wie sie der Kleist-Preis darstellt, wäre eigentlich nur an jüngste Stürmer und Dränger zu verteilen. Da aber die meisten unter den sogenannten Jüngsten mir momentan den Menschen zu einseitig und problemlos auf ein mechanisches oder erotisches Programm verpflichten, so suchte ich nach Dichtern, deren Wille auf das Menschenganze zielt. Denn für die Dichtung gilt als Stoff die vieldeutige Totalität von Körper, Geist und Seele, wie sie der Denkspieler Georg Kaiser in seinem Kopfe oder der Fanatiker Hanns Henny Jahnn aus seinem Blute mischt. Aber Kaiser ist für den Kleist-Preis längst zu souverän geworden und Jahnn wurde 1920 für den späteren „Richard" und die „Medea" schon im voraus belohnt. So traf ich auf die stilleren Temperamente Lernet, Neumann und Kessel, von denen der erste 29, der zweite 31 und der dritte 25 Jahre zählt.

Lernet-Holenia verspottet die menschliche Kleinheit in seinen Lustspielen, die ich „Komödien ohne Worte" nennen möchte, da sie ihr Personal in raffinierter Weise mehr aus der Situation als aus dem sprachlichen Einfall reden lassen. Mit seinen wiener Spielfiguren macht er das Leben äußerlich zum Schwank und steht durch seine Ironie doch himmelhoch über der Sensation der Schwankautoren. Sein bildhaftes Demetrius-Drama erreicht mit pathetischen Mitteln nur zum Teil die starke Realität, die er mit Grazie und Satire in den Komödien erzielte.

Im Gegensatz zu ihm wirkt Alfred Neumanns Ausdruck weniger im Spiel der Worte als durch die Schwere und Präzision der denkenden Rede. Seine Dialektik vom Menschen überzeugt uns stärker im Erzählungsstil als in dem szenensicheren Erstlingsdrama „Der Patriot".

Sind Lernet und Neumann noch irgendwie romantische Erleber und Gestalter, so quält sich der jüngere Kessel in seinen Großstadtgedichten und -novellen um die härteste und gefährlichste Gegenwart.

* * *

Julius Petersen ist vom Vorstand der Goethe-Gesellschaft an Stelle des verstorbenen Präsidenten Gustav

Digitized by Google

Roethe in den Vorstand gewählt worden. Eine Wahl, die freilich noch der Bestätigung durch die Hauptversammlung bedarf. An Stelle des ausgeschiedenen Professors Heuer wurde Professor Eduard Spranger gewählt.

Erich Everth ist als ordentlicher Professor auf den leipziger Lehrstuhl für Zeitungswissenschaft berufen worden.

Die „Martin-Bodmer-Stiftung für einen Gottfried-Keller-Preis" in Zürich hat dem züricher Literarhistoriker Walter Meier für sein Jean-Paul-Buch, das im Verlag Orell-Füßli erschienen ist, eine Ehrengabe von 1000 Franken zuerkannt.

Der Staatspreis der tschechoslowakischen Republik, dessen Verteilung immer am 28. Oktober erfolgt, ist folgenden Schriftstellern zuerkannt worden: K. Toman für das Gedichtbuch Století kalendář (Der hundertjährige Kalender), B. Benešová, für den Roman Úder (Der Schlag), F. V. Krejčí für den Roman Poslední (Der Letzte), Zd. Nejedlý für seine Monographie über B. Smetana und Ant. Stašek für seine Lebenserinnerungen. Der Slowake J. Hrušovský erhielt den Staatspreis für seinen Roman „Der Mann mit der Prothese". Zugleich ist auch die literarische Dotation des Landes Mähren verteilt worden und zwar an Fr. Táborský, Jak. Deml, R. Těsnohlídek und V. Nezval. Der Staatspreis beträgt je 5000 tschechische Kronen, die mährische Landesdotation je 3000 tschechische Kronen.

Der russische Volkskommissar für Volksaufklärung A. W. Lunatscharskij hat ein neues Drama vollendet, das den Titel „Samt und Lumpen" trägt und dessen Handlung dem Schauspiel Eduard Stuckens „Die Hochzeit Adrian von Brouwers" entnommen ist.

Zur zweiten Wiederkehr des Todestags Walerij Brjussoffs ist in Moskau am 9. Oktober sein Grabdenkmal, ein Werk des Bildhauers Nikolaj Andrejeff, enthüllt worden. Andrejeff, dem Moskau bereits sein Gogoldenkmal verdankt, ist auch der Schöpfer des Denkmals für den Dramatiker A. N. Ostrowskij, das gegenwärtig vor dem Kleinen Theater, einst der ersten russischen dramatischen Bühne, errichtet wird. (P. E.)

Den beiden Romantikern aus der tschechischen Wiederbelebung, J. K. Tyl und Fr. J. Rubeš, sind Gedenktafeln enthüllt worden, jenem in Taus, diesem in Kollin.

Zu Ehren des populären tschechischen Schriftstellers Alois Jirásek, welcher im Sommer seinen 75. Geburtstag gefeiert hat, hat die Hauptstadt Prag einen hohen literarischen Preis, der alljährlich verteilt werden soll, gestiftet.

Franz Werfels Drama „Juarez und Maximilian" ist in der tschechischen Übersetzung von O. Fischer auf dem Stadttheater in Kgl. Weinbergen bei Prag aufgeführt worden; auch sein Verdi-Roman ist ins Tschechische übersetzt worden.

Man liest im „Berl. Tagebl." (476): In der Abendausgabe vom 6. August 1925 druckte das Feuilleton des „Berliner Tageblatts" einen Aufsatz von Paul Zech: „Sommerliche Landschaft". Einige Zuschriften an uns veranlaßten die Redaktion, ihren langjährigen Mitarbeiter Herrn Zech zu fragen, ob es richtig sei, daß eine nicht geringe Anzahl von Stellen in diesem Aufsatz zunächst dem Empfinden, aber des öfteren auch dem wörtlichen Ausdruck nach identisch seien mit Stellen aus dem Buch: „Fliegender Sommer" von Alfred Putzel, erschienen 1922 bei Oskar Wöhrle in Konstanz. Die Antwort von Herrn Zech erschien uns unklar und ungenügend. Unterdessen hatte die „Frankfurter Zeitung" Auszüge aus einer Zechschen Novelle und einer Erzählung des baden-badener Schriftstellers Robert R. Schmidt nebeneinandergestellt und frappante Ähnlichkeiten gefunden. Das „Tagebuch", in dessen neuer Nummer nunmehr Richard Huldschiner den Fall Zech in seiner ganzen Breite auf das genaueste und gewissenhafteste aufrollt, teilt ferner jene mysteriöse Affäre aus der Kriegszeit mit, in der Zech der „Vossischen Zeitung" kurz nach dem Tode Emile Verhaerens einen Brief des Verstorbenen mitteilte, der von der Zeitung gern gedruckt wurde, da er eine überraschende pazifistische und brüderliche Kundgebung darstellte. Von den Angehörigen und der Ententepresse ist die Echtheit dieses Briefs auf das heftigste geleugnet worden, und Paul Zech war nicht in der Lage, die Originalschrift vorzuweisen. Dieser Brief ist also, wie das „Tagebuch" feststellt, niemals von Verhaeren an Zech geschrieben worden, hat aber der Ententepropaganda beispielloses Material für deutsche Fälschung geliefert.

Die Dinge liegen, soweit wir sehen können, klar, durchsichtig und einwandfrei.

Ein Mann von literarischem Namen ist durch die Kette dieser Vorfälle eingefangen und gerichtet. Um diesen Mann ist es schade; daß er gestolpert und gefallen ist, mag er mit sich ausmachen, mag es durch ein Werk wettmachen; das Bedauern aller, die den tollen Sturm der Zeit vorüberwirren spüren, ist ihm sicher ohne den schiefen Blick der Pharisäer.

Leo Spitzer, Marburg a. d. L., schreibt uns: „Darf ich ergebenst die Leser Ihrer Zeitschrift darauf aufmerksam machen, daß in der von Herrn Grautoff in L. E. XXIX, 44, erwähnten Briefstelle Baudelaires dada nicht zum erstenmal ‚literarisch geprägt' erscheint? Der Satz on ne peut pas vivre sans manie, sans un dada heißt einfach, ‚man kann nicht ohne ein Steckenpferd leben' (dada Kinderwort für ‚Pferd', dann das Kinderfurrogat des Pferdes, das ‚Steckenpferd' — und endlich Übertragung ins Geistige wie deutsch Steckenpferd). Richtig ist allerdings, daß der Dadaismus ein dada, eine ‚Manie' zum Prinzip macht. André Gide hat als Wesen des dada die ‚tönende Leere', die ‚absolute Bedeutungslosigkeit' (inanité sonore, insignifiant absolu) erkannt (Incidences S. 214). Vor Jahren hat in Ihrer Zeitschrift schon W. Friedmann dieselbe Erklärung des Gebrauchs von dada für eine literarische Richtung gegeben." (L. E. XXIII, 1024.)

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Der Wolkenwanderer-Verlag zu Leipzig

Der vor fünf Jahren begründete Wolkenwanderer-Verlag sucht allen haltlosen Zeitströmungen entgegen die Idee des Unverlierbaren und Unwandelbaren zur Darstellung zu bringen. Er bemüht sich, einer innerlich zerrissenen Gegenwart verschüttete Dokumente unvergänglichen Geistes lebensvoller Vergangenheit wieder zu erschließen. Aus den Wandlungen einer flüchtigen Welt der Erscheinungen schält er das Zeitlose und fügt Baustein an Baustein zu einem

Digitized by Google

Tempel, dessen Formstrenge und Schönheit die Herzen der Aufnehmenden entzünden und mit feierlicher Andacht erfüllen soll. — Köstlicher Born reinen Volksguts wird erschlossen in der eben jetzt zur Ausgabe gelangenden Darbietung der Märchen der Brüder Grimm in der Urausgabe, wie sie aus dem Nachlaß des Clemens Brentano im Kloster Ölenberg aufgefunden wurde und in ihrer volkstümlich frischen, kräftigen Unmittelbarkeit sich sehr wesentlich von der allgemein verbreiteten Fassung unterscheidet. Mit bisher unveröffentlichten Bildnissen, Zeichnungen und Handschriftenwiedergaben stellt dies Buch neben der im gleichen Verlag bereits vorliegenden Urfassung der Chronika des Brentano ein erhabenes Denkmal aus der schöpferischen Zeit der Romantik dar. — Demnächst erscheint eine umfassende Darstellung der Entwicklung des Totentanzes mit vielen Abbildungen und interessantem Text, der das Totentanzspiel in seinen vielerlei Abwandlungen zeigt und ein gewichtiges Stück mittelalterlicher Kultur neubelebt. — Besonderen Wert gewinnt die vorbereitete erste deutsche Gesamtausgabe der Dichtungen von Rimbaud, die neben manch unbekanntem Stück und einer Vorrede Verlaines eine Reihe erstveröffentlichter, interessanter Bilder, darunter eine Bleistiftzeichnung und Karikaturen Verlaines enthält. — Schließlich beginnt der Wolkenwanderer-Verlag in diesem Herbst mit der Herausgabe eines großen und aktuellen Lieferungswerks, das unter dem Titel „Die Börse" eine umfassende Sittengeschichte des Kapitals in seiner mehr als tausendjährigen weltgeschichtlichen Entwicklung geben wird und mit Unterstützung der führenden Börsen der Welt erscheint. Hier wird auf etwa 400 Seiten mit vielen Tafeln und Abbildungen alles Material von den babylonischen Zeiten her bis zu den finanziellen Hintergründen des Weltkrieges und seiner Folgezeiten gesammelt, in dem sich die unerschütterliche Macht des Geldes spiegelt und der ewige Tanz um das goldene Kalb. Eine Kultur- und Weltgeschichte weitesten Maßes wird aufgerollt — und es entsteht kein Widerspruch zu der vertieften Innenschau des Wolkenwanderer-Verlages und seiner Veröffentlichungen, sondern die unverkennbare, eindringliche Botschaft dieses Ganges durch die Geschichte ist notwendige und fruchtbare Ergänzung.

Schauspiel-Verlag zu Leipzig

Im Jahre 1922 gründeten ein sehr bekannter, führender Dramatiker, ein Regisseur und der Lektor eines angesehenen Verlages den Schauspiel-Verlag. Als erstes Werk des neuen Unternehmens erschien Fred Antoine Angermayers „Komödie um Rosa", das erfolgreiche Drama, von dem heute die zweite Auflage vorliegt. Es schlossen sich an John Galsworthy „Der Erste und der Letzte"; das amerikanische Lustspiel „Er will Sonnenschein verbreiten" von Emil Nytral und Frank Mandel; „Der verlorene Sohn" des Holländers Victor E. van Vriesland, das in Frankfurt zur Uraufführung kam. Die Gründung des Dramatischen Theaters in Berlin, das leider so schnell ein unverdientes Ende fand, führte den Schauspiel-Verlag ganz nach Leipzig. Es fand rasch ein Ausbau und eine Erweiterung statt, und heute sind zu den erstgenannten Autoren des Verlages Dichter von Rang, wie Fr. Th. Csokor, Oskar Maurus Fontana, Kurt Heynicke, Hanns Henny Jahnn, Paul Ilg und Paul Zech hinzugekommen, von denen drei Träger des Kleistpreises sind. Von den Ausläufen des Expressionismus bis zu den dramatischen Kundgebungen jüngster Gegenwart müht sich der Schauspiel-Verlag, das Wertvolle und Bedeutsame zusammenzutragen. Neben der Jetztzeit bleibt auch das Gute und Wertvolle älterer Herkunft nicht unbeachtet. So brachte der Schauspiel-Verlag soeben fünf Zwischenspiele des Cervantes in der Übertragung Eichendorffs in Erstveröffentlichung heraus, und daneben das von Gürstner glücklich bearbeitete Spiel Calderons „Richter von Zalamea", das in München zur Erstaufführung gelangte.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bartsch, Rudolf Hans. Venus und das Mädchengrab. Liebesgeschichte eines Sonderlings. Leipzig 1927, L. Staackmann. 272 S.

Binding, Rudolf G. Reitvorschrift für eine Geliebte. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 67 S.

Blunck, Hans Friedrich. Kampf der Gestirne. Jena 1926, Eugen Diederichs. 273 S. M. 5,50 (8,—).

Bock, Alfred. Die Pariser. Ein Roman aus Hessen. Mit Bildern von Carl Bantzer. Neuauflage. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung. 191 S.

Bonin, Elsa von. Borwin Lüdekings Kampf mit Gott. Roman. Stuttgart-Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 299 S.

Boßhart, Jakob. Auf der Römerstraße. Nachgelassene Jugenderinnerungen und Erzählungen. Zürich 1926, Grethlein & Co. 241 S. Geb M. 6,50

Brust, Alfred. Die verlorene Erde. Roman. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 373 S. M. 5,— (7,50).

Croner, E. Der Herr Handelskammersyndikus. Roman. Dresden 1926, Carl Reißner. 231 S.

Ernst, Paul. Der Schatz im Morgenbrotstal. Roman. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 202 S. Geb. M. 6,—.

Ertl, Emil. Im Haus zum Seidenbaum. Roman. Leipzig 1926, L. Staackmann. 445 S. M. 5,50 (7,50).

Finckh, Ludwig. Bricklebritt. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 167 S. Lein. M. 4,50.

Flake, Otto. Villa U. S. A. Roman. (Die Romane um Ruland IV.) Berlin 1926, S. Fischer. 343 S. M. 5,— (7,—).

Franck, Hans. Minnermann. Roman. Leipzig 1926, H. Haessel. 520 S. M. 5,— (8,—).

Frenssen, Gustav. Otto Babendiek. Roman. (Bd. 165 der Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.) Berlin 1926, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1291 S. M. 12,— (15,—).

Goetz, Wolfgang. Von Zauberern und Soldaten. Geschichten. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 164 S. M. 3,— (4,50).

Heubner, Rudolf. Belladonna. Ein Liebesroman. Leipzig 1926, L. Staackmann. 191 S. M. 3,— (4,50).

Digitized by Google

Hoerschelmann, Helene. Versunkenes. Erinnerungen an Alt-Livland und Alt-Rußland. Heilbronn 1926, Eugen Salzer. 238 S. M. 3,20 (4,80).

Huna, Ludwig. Herr Walther von der Vogelweide. Ein Roman von Minne und Vaterlandstreue. Leipzig 1926, Grethlein & Co. 397 S. Geb. M. 7,50.

Karwath, Juliane. Marie Duchanin. Die Apothekerin und ihr Weg. Roman. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 264 S. Lein. M. 5,50.

Katschinski, Alfred. Der Grenzwolf. Eine Schicksalsgeschichte. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 299 S. Geb. M. 6,—.

Kinau, Jakob. Frei Wasser. Roman. Hamburg 1926, M. Glogau jr. 290 S. Geb. M. 5,50.

Kurz, Hermann. Innerhalb Etters. Erzählungen. Ausgewählte und mit einer Einleitung versehen von Isolde Kurz. Tübingen, Rainer Wunderlich. 374 S. M. 4,50 (5,80).

—, Isolde. Meine Mutter. Tübingen, Rainer Wunderlich. 83 S. M. 2,80 (3,80).

Lachender Ernst. Eine Auswahl neueren deutschen Humors. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Manz. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft. 302 S.

Langer, Felix. Erotische Passion. Roman. Berlin 1926, Eigenbrödler Verlag. 313 S.

Leip, Hans. Tinser. Roman einer Heimkehr. Leipzig 1926, Grethlein & Co. 325 S. Geb. M. 7,—.

Leopold, Otto. Der selbstverständliche Wilhelm. Ein Roman. Freiburg i. Br. 1926, J. Bielefeld. 276 S.

Lersch, Heinrich. Manni! Geschichten von meinem Jungen. Aufgeschrieben vom Vater. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 125 S. Geb. M. 3,—.

Lieblich, Karl. Das proletarische Brautpaar. Ein Volkslied in Prosa. Jena 1926, Eugen Diederichs. 147 S. M. 3,— (5,—).

Manteuffel, Peter Zoege von. Könige der Scholle. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 378 S. M. 6,— (8,—).

Mayer, Anton. Peregrinus Windesprang. Roman. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 541 S. M. 5,50 (8,—).

—, Otto (Eduard Dupré). Elsässische Erzählungen eines alten Advokaten (Els.-Lothr. Hausbücherei, Bd. 11). Frankfurt a. M. 1926, Im Selbstverlag. 106 S.

Meyer-Eckhardt, Victor. Die Gemme. Novellen. Jena 1926, Eugen Diederichs. 181 S. M. 4,50 (6,50).

Miegel, Agnes. Geschichten aus Alt-Preußen. Jena 1926, Eugen Diederichs. 219 S. M. 5,— (7,50).

Mock, Otto. Nordische und tropische Welt. Kaperfahrten eines Geistespiraten zwischen Europa und Indien. Freiburg i. Br. 1926, J. Bielefeld. 202 S. M. 4,— (5,—).

Moeschlin, Felix. Wir wollen Kameraden sein. Roman. Zürich 1926, Grethlein & Co. 293 S. Geb. M. 7,—.

Neumann, Alfred. Der Teufel. Roman. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 476 S. Lein. M. 7,50.

Poeck, Wilhelm. Der Freibeuter des Königs. Geschichtliche Erzählung. Mit 10 Zeichnungen von Adolf G. Cloß. Berlin 1926, K. F. Koehler. 274 S. Geb. M. 7,50.

Polgar, Alfred. Orchester von oben. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 326 S. M. 5,— (8,—).

Ponten, Josef. Die letzte Reise. Eine Erzählung. Mit vier Bildern. Von Julia Ponten und Hermann Hesse. Lübeck 1926, Otto Quitzow. 71 S.

Ratzka, Clara. Das Bekenntnis. Roman. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 409 S. Lein. M. 7,—.

Renker, Gustav. Der See. Roman. Leipzig 1926, L. Staackmann. 316 S. M. 4,50 (6,50).

—, —. Heimkehr. Roman. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 237 S. M. 5,— (7,—).

Roegner, Martha. Mutter Hannigs Freunde. Wahre Tiergeschichten. Mit 29 Federzeichnungen von Walter Klemm. Stuttgart-Gotha 1926, Fr. A. Perthes. 172 S. Geb. M. 4,50.

Roer, Victoria. Das heitere Sonnenland. Tier- und Waldmärchen. Mit 95 Scherenschnitten. Von Jacob Weber. Stuttgart-Gotha 1926, Fr. A. Perthes. 122 S. Geb. M. 3,50.

Sandt, Emil. Die Schmiede. Berlin-Zehlendorf 1926, Sieben-Stäbe-Verlag G. m. b. H. 251 S. Gebunden M. 5,50.

Schaffner, Jakob. Das große Erlebnis. Roman. Stuttgart 1926, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 478 S.

Scheff, Werner. Dagfin der Schneeschuhläufer. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 288 S. Geb. M. 5,—.

Schneider, Maria. Hölderlins Schicksalsweg. Roman in neun Teilen. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 362 S.

Scholz, Wilhelm von. Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 550 S. M. 5,50 (8,—).

Schulze-Berghof, Paul. Volkherts Tat. Eine Weltenschau. Roman. Dresden 1926, Lehmannsche Verlags-Buchhandlung. 462 S. M. 5,— (7,—).

Schumann, Kurt. Das notreiche Jahr. Leipzig-Hamburg, Gustav Schloeßmann. 210 S. Geb. M. 5,—.

Schwabe, Toni. Der Ausbruch ins Grenzenlose. Ein Goetheroman. München 1926, Albert Langen. 175 S. M. 3,— (5,—).

Sonne und Regen im Kinderland. 15. Bändchen. Hans Jürgens, Bursok, der Faulpelz. Alte Märchen von Sumatra. 63 S. — 16. Bändchen: Anna Schieber, Bille Hasenfuß. 60 S. — 17. Bändchen: Elisabeth Oehler-Heimerdinger, Chinesenbuben. Geschichten und Märchen aus China. 61 S. — 18. Bändchen: Frida Schuhmacher, Lotte. Zwei Geschichten für kleine Mädchen und Jungen. 63 S. — Stuttgart 1926, D. Gundert. Geb. je M. —,85.

Stranik, Erwin. Koko Irregang. Roman. Hamburg 1926, „Ava", Allgemeine Verlags-Anstalt G. m. b. H. 293 S.

Stratz, Rudolph. Reisen und Reisen. Der Lebenserinnerungen zweiter Teil. Berlin 1926, August Scherl. 249 S. M. 3,50 (5,50).

Strobl, Karl Hans. Der Goldberg. Ein Roman aus Kärnten. Leipzig 1926, L. Staackmann. 234 S. M. 3,— (5,—).

Tetzner, Lisa. Der Gang ins Leben. Jena 1926, Eugen Diederichs. 155 S. M. 3,— (5,—).

Uebelhör, Max. Die Tänzerin von Es-Scham. Der Roman eines Abenteurers von Ehre. (Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 365 S. Geb. M. 5,75.

Wenger, Lisa. Im Spiegel des Alters. Zürich 1926, Grethlein & Co. 295 S. Geb. M. 7,—.

Zahn, Ernst. Die Hochzeit des Gaudenz Orell. Roman. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 304 S. Lein. M. 6,—.

—, —. Tito. Erzählung aus dem Tessin (Engelhorns Romanbibliothek, 1001. Bd.). Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 144 S. M. 1,— (1,75).

* * *

Apulejus' sogenannter „Goldener Esel". Metamorphosen. Deutsch von Albert Schaeffer. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 319 S.

Agnihotram (Opferfeuer). Indische Legenden, nachgedichtet von Julie Jerusalem. Mit Bildern und Buchschmuck von Richard Teschner. Wien 1926, Artur Wolf. 92 S. Geb. M. 7,—.

Anderson, Sherwood. Das Ei triumphiert. Novellen. Übertragen von Karl Lerbs. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 262 S.

Godyn, C. J. Pitt Burn. Ein australisches Busch-Erlebnis. Mit 39 Abbildungen im Text und einem farbigen Titelbild von John Kissner. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. 253 S. Geb. M. 6,50.

Greene, Anne Bosworth. Der einsame Winter. Deutsch von Elisabeth Dick. Leipzig 1926, Werner Klinkhard. 390 S. M. 5,— (6,—).

Digitized by Google

Hay, Marie. Die Grävenitz. Eine deutsche Pompadour. Roman. Übersetzt von Charlotte Heilbron. Zweite Auflage. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 416 S. Lein. M. 6,–.

London, Jack. Ein Sohn der Sonne. Berechtigte Übertragung von Erwin Magnus. Berlin 1926, Universitas. 300 S.

Fleuron, Svend. Sigurd Torleiffons Pferde. Roman aus Island. Jena 1926, Eugen Diederichs. 229 S. M. 5,– (8,–).

Gerbault, Alain. Allein über den Atlantik. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von E. L. Wagenseil. Hamburg 1926, „Ava", Allgemeine Verlags-Anstalt G. m. b. H. 168 S. M. 4,20 (5,–).

Jensen, Johannes V. Nornegast. Aus dem Dänischen übertragen von Julia Koppel. Berlin 1926, S. Fischer. 227 S. M. 3,– (5,–).

Michaelis, Sophus. Das Himmelsschiff. Aus dem Dänischen übertragen von Charlotte Weigert (Fischers Romanbibliothek). Berlin, S. Fischer. 184 S. M. 1,50 (2,50).

Paludan, Jacob. Vögel ums Feuer. Roman. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. Berlin 1926, S. Fischer. 367 S. M. 5,– (7,–).

Siwertz, Sigfrid. Das Witwenspiel. Eine Novelle. Aus dem Schwedischen übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann. Lübeck 1926, Otto Quitzow. 103 S.

Hašek, Jaroslav. Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. II. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Prag 1926, Adolf Synek. 354 S.

Hassanein Bey, A. M. Rätsel der Wüste. Mit 46 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 319 S.

Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kühn. Gestaltung der eingestreuten Verse von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 343 S.

Lyrisches und Episches

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Mit Bildern von Ludwig Richter. Herausgegeben von J. Bolte, M. Friedlaender, John Meier, Fr. Panzer, M. Roediger. (70.–80. Tausend.) Leipzig, Insel-Verlag. 424 S.

Benndorf, Kurt. Lob der Stille. Gedichte. Bilder von Friedrich Preuß. Dresden 1926, Pandora-Verlag.

Bittrich, Max. Der Sünder. Die Beichte einer großen Liebe. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung. 66 S. Geb. M. 3,–.

Brües, Otto. Gedichte. Berlin 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes. 235 S. M. 2,70.

Die Vergessenen. Hundert deutsche Gedichte des 17. u. 18. Jahrhunderts. Ausgewählt von Heinrich Fischer. Berlin 1926, Paul Cassirer. 221 S. Geb. M. 6,–.

Hauser, Otto. Der goldene Garten. Gedichte. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 544 S. M. 6,– (8,–).

Heine, Heinrich. Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. Mit vier Bildern. Stuttgart 1926, Strecker & Schröder. 196 S. Geb. M. 3,50.

Lissauer, Ernst. Ewige Pfingsten. Gesichte und Gesänge. 2. veränderte Auflage. Stuttgart-Berlin 1925. Deutsche Verlags-Anstalt. 85 S. Leinen M. 3,50.

Rahn, Fritz. Gedichte meiner Buben. Versuche dichterischer Gestaltung in der Schule mit einer methodischen und psychologischen Einführung (Kunst des Kindes, Bd. I). Stuttgart 1927, Verlag Silberburg G. m. b. H. 199 S. Geb. M. 5,–.

Reinacher, Eduard. Harschhorn und Flöte. Gesänge aus der Schweiz. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 146 S. Lein. M. 5,50.

Renner, Gustav. Gedanke und Gedicht. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Comp. 125 S. M. 3,– (4,50).

* * *

Die kirchlichen Hymnen und Sequenzen. Deutsche Nachdichtungen mit den lateinischen Texten. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von O. Hellinghaus. München-Gladbach, Volksverein-Verlag G. m. b. H. 545 S. Geb. M. 4,–.

Hamsun, Knut. Der wilde Chor. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 122 S. Geb. M. 5,–.

Dramatisches

Heine, Gerhard. Glum. Ein heldisches Spiel (Spiele deutscher Jugend). Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 80 S. M. –,90 (1,20).

Nestroy, Johann. Sämtliche Werke, Bd. 6, 7, 8. Wien, Anton Schroll & Co. 600, 557, 564 S.

* * *

Euripides. Tragödien des Euripides. Übersetzt von Hans von Arnim (Helena – Iphigenie – Im Taurerlande – Phönikerinnen). Wien 1926, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 159 S. Geb. M. 7,50.

Literaturwissenschaftliches

Bruns, Max. Sein Wesen und sein Werk. Minden, J. C. C. Bruns. 124 S.

Castle, Eduard. In Goethes Geist. Vorträge und Aufsätze. Wien 1926, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. 415 S. M. 13,– (22,–).

Dehmel, Richard. Bekenntnisse (Gesammelte Werke in Einzelausgaben). Berlin 1926, S. Fischer. 204 S. M. 6,– (7,50).

Ermatinger, Emil. Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 186 S. M. 7,20 (9,–).

Floeck, Oswald. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (Von 1870 bis 1926.) Karlsruhe i. B. 1926, Friedrich Gutsch. 388 S. M. 8,– (10,–).

Heimann, Moritz. Nachgelassene Schriften (Zugleich der prosaischen Schriften fünfter Band). Berlin 1926, S. Fischer. 311 S. M. 5,50 (7,–).

Heinemann, Karl. Die deutsche Dichtung. Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Siebente, von Erich Ebermayer bis zur neuesten Zeit ergänzte Auflage. Mit 7 Bildnissen und einer Zeittafel (Kröners Taschenausgabe, Bd. 10). Leipzig 1927, Alfred Kröner. 366 S. Geb. M. 3,–.

Mayne, Harry. Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. (3. u. 4. überarb. u. verm. Aufl.) Stuttgart-Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 478 S. M. 11,– (14,–).

Rogge, Alma. Das Problem der dramatischen Gestaltung im deutschen Lustspiel. Dissertation. Hamburg 1926, Richard Hermes. 67 S.

Scheffel. Jahrbuch des deutschen Scheffelbundes. Neue Folge. Bd. I. Herausgegeben von Börries Freiherrn von Münchhausen. Karlsruhe i. B. 1926, Armin Gräff. 85 S. Geb. M. 5,–.

Scheffner. Briefe an und von Johann Georg Scheffner. Herausgegeben von Arthur Warda. II. Bd., vierte Lief. (Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen). München 1926, Duncker & Humblot. 503 S. M. 5,60.

Schlesier des 18. und 19. Jahrhunderts (Schles. Lebensbilder II). Namens der deutschen Kommission für Schlesien. Herausgegeben von Andreae, Hippe, Knötel, Schwarzer. Breslau 1926, Wilhelm Gottlieb Korn. 399 S. Geb. M. 7,–.

Digitized by Google

Schmitz, Oscar A. H. Ergo sum. Jahre des Reifens. München 1927, Georg Müller. 389 S. M. 6,– (9,–).

Spiero, Heinrich. Deutsche Köpfe. Bausteine zur Geistes- und Literaturgeschichte. Darmstadt 1927, Ernst Hofmann & Co. 391 S.

Wach, Joachim. Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluß auf Dilthey. Eine philosophie- und geistesgeschichtliche Studie (Philosophie und Geschichte, Bd. 11). Tübingen 1926, J. C. B. Mohr. 50 S. M. 1,50.

* * *

Tolstoj, Leo. Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoj. Mit den Erinnerungen der Gräfin A. A. Tolstoj an L. N. Tolstoj. Herausgegeben von Ludwig Berndl. (Neue, verm. Ausgabe.) Zürich 1926, Rotapfel-Verlag. 466 S. M. 8,– (11,–).

Verschiedenes

Behm, Hans Wolfgang. Welteis und Weltentwicklung. Gemeinverständliche Einführung in die Grundlagen der Welteislehre. Leipzig 1926, R. Voigtländers Verlag. 47 S.

Berg, Ernst. Wohin treibt Juda? Leipzig 1926, Diskus-Verlag Emil Krug. 71 S. M. 1,50.

Berl, Heinrich. Das Judentum in der Musik. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 240 S. Geb. M. 7,–.

Burckhardt, Georg. Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung. Auch eine Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 2. Teil. Leipzig 1926, Robert Noske. 527 S. Geb. M. 11,–.

Delius, Rudolf von. Das ewige China. Von den Symbolen der Seele. Dresden 1926, Carl Reißner. 112 S. Geb. M. 4,50.

Gütersloh, Paris von. Bekenntnisse eines modernen Malers. Wien 1926, Zahn & Diamant. 162 S.

Hambruch, Paul. Ozeanische Rindenstoffe. Oldenburg 1926, Gerhard Stalling. 81 S. u. 28 Tafeln. M. 16,– (17,50).

Hoffmann, Paul Th. Die Entwicklung des Altonaer Stadttheaters. Festschrift zum 50jährigen Bestehen. Altona 1926, H. W. Köbner & Co. G. m. b. H. 317 S.

Krische, Paul. Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft. Eine Studie über die Frühepoche der Leistung und Geltung des Weibes. Unter Mitarbeit von Maria Krische. München 1927, Georg Müller. 256 S. M. 7,– (10,–).

Loeber, jr. J. A. Das Batiken. Eine Blüte indonesischen Kunstlebens. Oldenburg 1926, Gerhard Stalling. 110 S.

Mann, Thomas. Lübeck als geistige Lebensform. Lübeck 1926, Otto Quitzow. 55 S.

Masereel, Frans. Mein Stundenbuch. 165 Holzschnitte. Eingeleitet von Thomas Mann. Münster 1926, Kurt Wolff. 39 S. Text.

–, –. Die Sonne. 63 Holzschnitte. Eingeleitet von Carl Georg Heise. Ebenda. 19 S. Text.

Mitsch, Fritz. Des deutschen Volkes Weltmission im Seelenleben der Völker. Wien 1926, Im Selbstverlag des Verfassers. 80 S.

Moltkes philosophisches Vermächtnis. Herausgegeben von Max Wieser. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 82 S. M. 3,–.

Müller, Georg Hermann. Die Kreuzschule zu Dresden vom 13. Jahrhundert bis 1926. Zum Jubiläum am 9. u. 10. Oktober 1926. Leipzig 1926, Helingsche Verlagsanstalt. 60 S. Geb. M. 4,–.

Oehlke, Waldemar. In Ostasien und Nordamerika als deutscher Professor. Reisebericht 1920–1926. Mit Abbildungen. Darmstadt 1927, Ernst Hofmann & Co. 150 S. M. 2,80 (4,20).

Reinhardt, Erich. Albert Baumstamm. Magdeburg 1926, Elynor Heidrich. 57 S. M. 1,20 (2,–).

Scheffler, Karl. Zeit und Stunde. Neue Essays. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 144 S.

Verweyen, Johannes M. Meisterung des Lebens. Dresden 1926, Carl Reißner. 339 S.

Waser, Maria. Wege zu Hodler. Mit acht ganzseitigen Kunstdrucktafeln. Zürich 1927, Rascher & Cie. 96 S.

Zille, Heinrich. Rings um den Alexanderplatz. Dresden 1926, Carl Reißner. M. 6,50 (9,–).

* * *

Burbank, Luther. Die Zucht der Menschenpflanze. Übertragen von Adolf Danner. Leipzig 1926, O. R. Reisland. 65 S. M. 2,80.

Landor, A. H. Savage. Der wilde Landor. Das Maler- und Forscherleben Landors. Von ihm selbst erzählt. Mit 33 bunten und einfarbigen Abbildungen. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 391 S.

Studdy, G. E. und George Jellicoe. Bonzo in der Stadt – Bonzo in der Sommerfrische – Bonzo am Meer – Bonzos Missetaten – Bonzos gute Taten – Bonzos Abenteuer. Deutsch von Helga Kundt. Wien, Artur Wolf.

France, Anatole. Das Leben der Heiligen Johanna. Übertragen und bearbeitet von Friederike Maria Zweig. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 480 S.

Rolland, Romain. Musiker von Ehedem. Deutsch von Wilhelm Herzog. München 1927, Georg Müller. 469 S.

Nodier, Charles. Der Büchernarr. Mit Vorwort und Erläuterungen von Ejnar Munksgaard. Übersetzt von Inga Junghanns. Leipzig 1926, Helingsche Verlags-Anstalt. 46 S. Geb. M. 3,–.

Ossendowski, Ferdinand. Flammendes Afrika. Quer durch Marokko. Mit 40 Bildtafeln in Tiefdruck. Dresden 1926, Carl Reißner. 333 S. M. 5,– (8,–).

Kataloge

Americana (Kat. 166). München, Ludwig Rosenthals Antiquariat. 128 S.

Antiquariats-Katalog Nr. 153/156. Bonn, Fr. Cohen. –, –: 728 (Osteuropa). Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 98 S.

Asiatische Kunst. Katalog. Köln, J. P. Bachem G. m. b. H. 77 S. u. 24 Abb.

Autographen. Teil II. Lagerkatalog 719. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 114 S.

Bibliotheca Biographica. Teil I/III. Frankfurt a. M. Joseph Baer & Co. 390 S.

Büchertisch. Nr. 4/5. Leipzig, K. F. Koehlers Antiquarium. 80, 87 S.

Das XVI. Jahrhundert. Lief. 1/4. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet.

Deutsche Literatur. Ant.-Kat. 61. Leipzig, Rudolph Hönisch. 50 S.

Deutsches Geistesleben. Kat. VII. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 72 S.

Incunabeln-Sammlung Kurt Wolff. (Versteigerung.) Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 248 S.

Katalog VI. Shakespeare. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 25 S.

Redaktionsschluß: 5. November

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–

Digitized by Google

1927

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 Januar Heft 4

Fritz Knöller .. .. Die Komödie in Deutschland
Franz Dülberg .. .. Eine holländische Dramatikerin
Ernst Heilborn .. .. Bekenntnis zu „Perpetua"
Ernst Lissauer .. .. Benns „Spaltung"
Helene Raff .. .. Franz Muncker
Marie von Bunsen .. .. Schlözers Neffe
Edmund Starkloff .. .. .. Stand der Buchausstattung
Georg Witkowski .. .. Goethe-Bücher
Wilhelm von Scholz .. .. Aus „Perpetua"
Robert Neumann .. .. Parodie
Jakob Wassermann .. .. Eine Manuskriptseite
Fritz Carsten .. .. Wie d'Annunzio Stoffe findet
Fritz Carsten .. .. Almanache und Kalender

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Aus der Werkstatt deutscher Verleger * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Eine bedeutsame Veröffentlichung zur Geschichte der Reichsgründung

Großherzog Friedrich I. von Baden u. die deutsche Politik von 1854—1871

Briefwechsel, Denkschriften, Tagebücher

Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von

Hermann Oncken

2 Bände. Mit einem Porträt
In Leinen geb. M 25.–

*

Friedrich I. von Baden, der in der Politik der Reichsgründungszeit und im ersten Menschenalter des neuen Reiches eine so hervorragende Stellung eingenommen hat, erhält in dieser Publikation zum Gedächtnis seines hundertjährigen Geburtstages ein verdientes Denkmal. Neben Denkschriften und Tagebuchaufzeichnungen, von denen namentlich die aus dem Versailler Hauptquartier aufschlußreich und reizvoll sind, enthält das Werk die politische Korrespondenz des Großherzogs mit seinen Freunden und ihm nahestehenden Standesgenossen: dem Freiherrn v. Roggenbach, dem Staatsrat Geizer, dem König Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser, den Großherzögen von Sachsen-Weimar und Hessen, dem Herzog von Koburg und anderen mehr. Diese Veröffentlichung, der Hermann Oncken eine biographische Einleitung voranschickt, eröffnet dem Leser tiefe Blicke in die Gedankenwelt jener Fürstengeneration, die in ehrlichem Bemühen um die Lösung der deutschen Frage sich sorgte — bis ein Bismarck mit Blut und Eisen eine Lösung erzwang.

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin und Leipzig

Der erste
moderne Geschichtsphilosoph,
Eine großartige Vorahnung
unserer heutigen geistigen Welt.

VICO
Die neue Wissenschaft

über die gemeinschaftliche Natur der Völker.
Nach der Ausgabe von 1747
übersetzt und eingeleitet von
ERICH AUERBACH

444 Seiten 8°, in Halbleinen Mark 6.–

Eines der ungeheuersten Dokumente menschlichen Denkens, zugleich letztes einheitliches Weltbild der europäisch-christlichen Tradition und Vorläufer modernster Erkenntnisse in der Geschichte von Sprache, Mythus, Religion und Staat, die erst jetzt unter dem Einfluß Breysigs, Spenglers, Zieglers wieder lebendig geworden sind; Schöpfer der ersten »Kulturmorphologie«; Entdecker des »primitiven Menschen«; Vorahner aller moderner Ideen über Ästhetik und Anthropologie; Vorgänger Max Webers, Schelers und aller »Soziologen« — das ist Vico und sein Hauptwerk »Scienza Nuova«, das nun seit 200 Jahren zum erstenmal wieder in deutscher Übertragung vorliegt.

»Vico, dieser einsame Kämpfer gegen eine rationalistische Zeit, verkündet schon, daß Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts sei. Er ist der italienische Hamann und Herder in einer Person, reicht in der lebendigen Erfassung der Bedeutung von Sprache und Mythus schon zu Hölderlin und Nietzsche hinüber, und als Geschichtsphilosoph und Völkerpsychologe zur gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Bewegung.« *(Kölnische Ztg.)*

ALLGEMEINE VERLAGS-ANSTALT / MÜNCHEN

Digitized by Google

Die Komödie in Deutschland

Von Fritz Knöller (München)

I.

Deutschland erschwert durch seine soziologische Struktur das Aufkommen der Komödie.[1]

Deutschland besitzt keine Gesellschaft. Es besitzt keine fertige tonangebende Schicht, die durch ihre tonangebende Fertigkeit (Konvenienz) den Räsoneur herausfordert. Deutschland ist eine Häufung von Individuen, die als ganzes willenlose Masse sind — völlig getrennt vom Geiste ihrer Großen. Die Stimmen in der Wüste oder die Stimmen ohne Resonanz sind für Deutschland typisch. Die Geschichte des deutschen Volks, die nur aus Gegensätzen besteht, das Hoch und Nieder seiner Kunst, die immer dann groß war, wenn das Land politisch wenig zu sagen hatte, und umgekehrt, sind die unerbittlichen Zeichen seiner Zerrissenheit. Nirgends wird so heftig gerungen in Politik und Kunst wie hier, und nirgends sind die Ergebnisse wechselreicher.

Aus dem Fehlen einer Gesellschaft erklärt sich die Opposition des Einzelnen gegen die Komödie. England, Frankreich, Italien und Spanien ertragen die Komödie, weil sie eine feste Gesellschaft haben. In diesen Ländern bleibt die Komödie ein öffentliches Regulativ der Gesellschaft.

Gelangt in Deutschland eine neue Komödie auf die Bretter, darf man auf Ablehnung rechnen. Die Deutschen, sonst eine Masse von desinteressierten Individuen, stehen hier wie ein Mann zusammen. Jean Paul: „Mit dem alten Kernernste ging dem Deutschen ... der Hanswurst verloren. Gleichwohl wären wir vielleicht alle noch ernsthaft genug für einen oder den anderen Spaß, wenn wir mehr Staatsbürger (citoyens) als Spießbürger wären. Da nichts öffentlich bei uns ist, sondern alles häuslich, so wird jeder rot, der nur seinen Namen gedruckt sieht."

Der moderne Deutsche — er ist dies seit Gellert und Klopstock — dürstet nach Gefühl und Erlebnis. In der Komödie kommt er naturgemäß nicht auf seine Kosten, und hat er auch am Abend der Aufführung gelacht und gejohlt, in der Zeitung und den Büchern schreibt und denkt er darüber ganz anders.

Der Deutsche verwechselt in diesen Dingen leicht Gesinnung mit Form und richtet darnach. Wenn im Trauerspiel Gefühle bloßgelegt werden und der Schluß mit der üblichen Buße der Katastrophe gesühnt wird, ist der Kritiker verführt, über dem Genuß der Gefühle und der ausgesprochenen Idee die Quittung des Kunstwerks zu erteilen.

Wenn die Komödie die Schwächen der Menschen oder einer Gesellschaft bloßlegt, so ist das was anderes als der Kampf zweier Gewalten im Trauerspiel mit sühnendem Ausgang. Die Komödie ist lachende oder beißende Kritik des Lebens, der Gesellschaft und des Dichters selbst. Wenn hier Beulen aufgedeckt werden, wenn das Böse siegt, geschieht das zum wenigsten aus Freude an der Relativität des Menschlichen, sondern aus Erbitterung über sie.

Als Grabbe in verbissener Wut die Tragikomödie „Hannibal" schrieb, war sein Gerechtigkeitsgefühl mindestens ebenso groß wie das Schillers im „Don Carlos". Und Büchner rang in „Leonce und Lena" nicht minder verzweifelt als Kleist im „Käthchen von Heilbronn".

II.

In allen europäischen Ländern, die sich rasch eine Gesellschaft gebildet haben, wurde die Typen- und Charakterkomödie stehende Form. Der Unterschied zwischen der Commedia dell'arte, wo Zanne, Arlecchino, Dottore, Pantaleone, Pulcinella usw.

[1] Es ist unmöglich, eine erschöpfende Definition der Komödie zu geben, wie es unmöglich ist, eine solche der Tragödie, des Trauerspiels und Schauspiels zu geben. Definitionen in solchen Dingen erfassen immer nur halb. Die vorliegende Betrachtung trennt auch nicht zwischen Komödie und Lustspiel, da es müßige Philologie bleibt, im Einzelfall nach der reinprozentigen Satire der Komödie und dem „tränenlosen Humor" des Lustspiels zu fahnden. So säuberlich liegen die dichterischen Ingredienzien nicht auseinander wie im Zettelkasten eines ordnungsbeflissenen Philologen. Es wird auch vor der Signatur nicht haltgemacht, wenn diese nur nominell bleibt. Zum Beispiel ein Drama, das sich als „Schauspiel" bezeichnet, wird als das, was es ist, betrachtet, und nicht als das, was es zu sein vorgibt.

Digitized by Google

an den Drähten eines launigen Geschickes baumeln und einem Molièreschen „Tartuffe", wo die Maske der früheren Marionette vielspältiges Leben gewinnt, ist mehr graduell als generell.

Wenn wir die bedeutendsten deutschen Komödiendichter nennen, Grabbe, Büchner, Nestroy, Schnitzler und Wedekind, müssen wir zugleich feststellen: Ihre Komödien sind mehr gegen sich selbst gerichtet als gegen die Öffentlichkeit; mit zwei Ausnahmen: Nestroy und Schnitzler.

In Deutschland war und ist nur Wien der Boden für eine Gesellschaftskomödie. Nestroy und Schnitzler haben glänzende Charakterkomödien geschrieben: Eine dramatische Kritik des allzudehnbaren „Laisser aller, laisser faire" der österreichischen Hauptstadt.

Aber Nestroy hat am Anfang seiner geistreichen Fruchtbarkeit zwei völlig anders geartete Buben auf die Welt gesetzt, die vom altwiener Volksstück kamen und gleicherzeit auf ihre Herkunft spuckten. Raimund, der König der Zauberposse, wurde darob schwermütig. Aus Raimunds Originalzaubermärchen mit Gesang und Tanz strahlt die phantastische Welt des Traumes.

Da der liebe Gott so weit weg ist, gibt es ein Zwischenreich mit gütigen Feen und grausen Herenmeistern, die den Werkeltag des Schluckers mit oder wider Willen vergolden helfen: Der Traum des armen Mannes.

In Büchners „Leonce und Lena" umgeht ein schwarmgesegnetes Liebespaar die Schranken und Schranzen zweier Duodezstätchen nacht- und traumwandelnd. Die Feerie unumschränkter Liebe versengt die Finger der Staatsgewalt: Ein Märchen.

In Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" wird die Welt kurzerhand umgestülpt. Der Teufel geht um. Kaiser Nero ist in der Hölle Schuhputzer geworden. Ein Bübchen wird Brautvater und eine reiche Schöne reicht einem armen Wüsten die Hand: Verrückte Welt.

In Wedekinds „Schloß Wetterstein" leert ein Freudenmädchen im Turmgemach einer Raubritterburg den Giftbecher aus — Liebe zu einem amerikanischen Millionär: Das Paradoxon der Zeiten und der Geschlechter.

Die Beispiele ließen sich mehren. Deutlich aber wird eines:

In Deutschland, das aus Mangel an einer Gesellschaft die Typen- und Charakterkomödie nicht entwickelt, sondern nur übernommen hat, entstand eine ganz andere Komödienform: die Burleske.

Es ist kein Zufall, daß Platen auf Aristophanes zurückgriff. In den irrationalen Komödien des Griechen ahnte der Dichter verwandte Möglichkeiten der deutschen Komödie. Da er aber die aristophanische Komödie als solche, mit Chor und Parabasen, wieder gebrauchte, blieben seine Komödien literarischer Versuch.

Einzigartig, wie Aristophanes vor der geschlossenen Gemeinde der Polis burleske Kritik übt. Der Staat und die Stadt Athen waren ein reales Gebilde, das nur durch Mittel realer Politik — bewaffneten Angriff von außen oder rhetorische Phalanx von innen — attackiert werden konnte. So schien es wenigstens. Da steht ein Mann auf, ein Dichter überdies, und kritisiert ein reales Gebilde durch irreales Schauspiel. Ersonnene Zustände liefern reale der Lächerlichkeit aus. Zur Schau getragene Maske des Theaters demaskiert versteckte Larve der Polis.

Unerschöpfliche Möglichkeiten liegen im Schoß dieser Komödienform.

Das unpolitische Deutschland spiegelt bewußt oder unbewußt in Raimunds, Nestroys, Grabbes, Büchners und Wedekinds Komödien etwas vom Geist des politischen Komödienschreibers Aristophanes: Irrationale Komödie, Burleske.

Shaw, der lange Zeit Charakterkomödien in Masse verfertigt, schreibt plötzlich einen phantastischen Pentateuch, nachdem er schon in „Mensch und Übermensch" die rationale Form der Gesellschaftskomödie gesprengt. Pirandello erweckt Aufsehn durch die phantastische Anlage seiner Fragen.

So bietet die aristophanische Komödie zwei große entgegengesetzte Möglichkeiten: Die Form der neuen politischen Komödie des Westens und die Form der alten unpolitischen Komödie des europäischen Ostens.

III.

Was ist nun der Unterschied zwischen Charakterkomödie und Burleske?

Die Urform der Charakterkomödie ist das Typenspiel aus dem Stegreif. Ein Dutzend Personen mit festen Namen und festen Eigenschaften machen

Digitized by Google

das Spiel, das ebensogut auf dem Marionettentheater vor sich gehen könnte. Das Spiel, oder deutlicher, die Lust am Spiel ist die Hauptsache. In den romanischen Ländern des Südens hält sich diese Spielform am längsten. Italien ist das klassische Land der Commedia dell'arte. Spanien, das im 16. und 17. Jahrhundert eine Handvoll guter Lustspieldichter, etwa Tirso de Molina, Lope de Vega, Rojas, Calderon und mehr aufzuweisen hat, liefert mitten im Barock kunstvoll geführte Komödien mit raffiniert gewickelter Intrige. Die Figuren sind Nebensache. Selbst Shakespeares Lustspiele sind im Kern noch mittelalterlich: Eine tolle Handlung. Die Figuren — trotz Geist und Witz — nach innen zugeknöpft.

Erst bei Molière wird das Eingeweide der Spielfiguren bloßgelegt, und sie entpuppen sich als amüsante Bilder der kleinen Bestie Mensch. Aus der absoluten Form der Typenkomödie ist die relative der Charakterkomödie geworden. Der Nominalgehalt der Spielfiguren wird zum wechselreichen Füllsel vielspältiger Individuen.

Damit war die naturalistische Komödie geboren. Sie hat sich bis auf heute gehalten, bis zur komplizierten Individualpsychologie eines Bernard Shaw.

Der Schreiber einer naturalistischen Komödie zeichnet haarscharf jede Regung seiner Geschöpfe. Das Resultat dieser Seelenphotos ist Gelächter, und je feiner und raffinierter der Photograph, desto größer das Gelächter.

Zugleich aber bedeutet die vollendete Charakterkomödie den Grenzfall ihrer selbst. Je mehr der Dichter Psychologe, desto mehr wird er an der Gewißheit der Psychologie zweifeln. Er wird zum Paradoxen greifen, das dem Psychologischen ein Bein stellt. Das ist der Fall Shaw. Der weitere Schritt ist die Zerstörung der naturalistischen Komödie.

„Zurück zu Methusalem" ist ein aristophanischer Versuch, den Menschen nach dem Wunsche des Autors zu formen. Ein unwirkliches Reich wird über den Trümmern eines solchen errichtet, das man aus lauter Wirklichkeitsfanatismus zersiebt hat. Damit ist Shaw aus dem Bezirk der naturalistischen Komödie ins Irreale der Burleske geraten.

Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" ist höherer Unsinn, wie ihn später etwa der Lyriker Morgenstern beschert hat. Grabbes Komödie schlägt mit rücksichtslosem Gelächter das menschliche Gehirn entzwei. Logik und Psychologie werden eingestampft. Es herrscht der bocksbeinige Satyr. Nicht zufällig bildet ein Trinkgelage den Gipfel dieses Bacchanals. Der Rausch erst löst die dicken Klammern des Verstandes!

Die naturalistische Komödie ist rational, die Burleske irrational.

Es ist so, als ob an der Wiege der aristophanischen Komödie Dionysos und Athene gestanden seien. Von Dionysos die Ungebundenheit des Komos, das, was bei uns später entfesselter Scherz und Spiel der Fastnachtsposse und Stegreifkomödie sind, von Athene den scharfen Geist, der den Dingen auf den Grund geht, die Kritik der Polis, das, was bei uns später das Räsonnement der Typen- und Charakterkomödie ist.

In der Burleske reichen sich Spaß und Spott die Hand: Erdrosselung der praktischen Vernunft mit den Händen höherer Vernunft.

Es bleibt kurios, daß die politische Satire des Aristophanes den Geist abgab für die unpolitische Komödie der Deutschen. Aber die Tatsache spricht für sich. Der Geist der aristophanischen Komödie hat, wie wir gesehen, die politisch denkenden Völker des Westens erobert, wie er vor Zeiten das unpolitische Volk der Deutschen befruchtet hat. Nicht unmöglich, daß der Deutsche — durch sein Geschick der Politik weit mehr als früher verpflichtet — im Geist der attischen Revue — denn dieses sind die aristophanischen Komödien in bestem Sinne — seine eigene politische Satire schafft und mit der Revue des Geistes der jetzt wuchernden Revue des Leibes obsiegt. Ebenso möglich, daß er wie einst unpolitische Burlesken dichtet.

Jedenfalls besitzt das Irrationale, nachdem Europa lange genug vom Rationalen gefoppt war, ein mächtiges Plus. Deutschland hat das Wort.

Digitized by Google

Eine holländische Dramatikerin

(Josine A. Simons-Mees[1])

Von Franz Dülberg (Berlin)

Es ist schwer, in dieser Zeit der „geballten und getürmten Spannungen" — Türme freilich, die ziemlich bald wie Kartenhäuser zusammenstürzen — und der Exerzitien explosiver Erotik — man entschuldige drei Fremdwörter für eine fremdartige Sache! — von einer Dichtung der ganzen Sätze, der verhaltenen und bescheidenen Worte, der plastisch und genau gesehenen Gestalten zu sprechen. Von einer Dramatik, deren Menschen man weniger in verdächtigen Bars und Irrenhäusern als in Wohnzimmern begegnet, in denen sich der Zeitschriftenleser und Bücherkäufer selbst aufzuhalten pflegt.

Die Dichtung der Holländerin, genau gesagt, Rotterdamerin Frau Josine A. Simons-Mees ist der Zeitströmung entgegengesetzt. Womit nicht behauptet werden soll, daß die Brandung an ihr sich brechen werde. Dazu ist die Verfasserin zu sehr in den von ihr nicht als Fessel empfundenen Grenzen ihres Frauentums eingeschlossen. Sie ist keine Dichterin der Wucht, aber des großen Lebensernstes. Sie sieht da noch Probleme, wo die Mode von längst erledigter Angelegenheit spricht — weil einzelne Klassenlose über die Satzungen einer Gesellschaft hinweggesprungen sind, zu der sie nie gehört haben.

Im holländischen öffentlichen Geistesleben — am besten zieht sich auch dort der Geist von der Öffentlichkeit zurück — nimmt der Roman einen bequemeren Platz ein als das Drama. Den Roman kann man im eigenen Heim lesen, und es gibt nichts Schöneres als das holländische Zuhause. Für das Theaterstück muß man ins Theater gehen — und es gibt viele hübschere Orte in Holland als die Theater. — Auch zeigt man sich dort nicht gern vor Fremden von fremden Schicksalen ergriffen.

Auf der schmalen Ebene, die in Holland für das Theater übrig bleibt, nimmt Josine Mees, die Tochter eines alten rotterdamer Geschlechts, die vor einem Menschenalter den Kritiker, Volkspädagogen und Verleger Leo Simons heiratete, einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Es gibt in Holland nach dem Tode von Marcellus Emants vielleicht noch drei oder vier gespielter und ein halbes Dutzend ungespielter literarischer Dramatiker. Josine Simons-Mees gehört zu denen, die immer wieder auf den Bühnen erscheinen: eins ihrer Stücke, der „Frauensieger", wurde vor zwei Jahren zum fünfzigjährigen Bühnenjubiläum des damals ein Wunder an Jugendlichkeit darstellenden, dieser Tage verstorbenen Louis Chrispyn wieder hervorgeholt und im ganzen Lande vor vollen Häusern warm begrüßt. Ein anderes Schauspiel „Ströme des Lebens", das den heute in Holland so viel erörterten Gegensatz zwischen sehr irdisch gerichteten Eltern und Kindern, die die Himmelskuppel sich hoch und prächtig wölben wollen, behandelt, wirkte ein Jahr später bei seiner Wiederaufnahme mit aufreizender Augenblicklichkeit.

Mit einer einzigen wichtigen Ausnahme, dem personenreichen, zweiteiligen und aus technischen Gründen von den auf Herumreisen angewiesenen holländischen Theatergesellschaften noch nicht gespielten Hugenottendrama „Der Glaube", stellt die Dichterin holländische Menschen ihrer Tage dar. Sie geht auch nicht weit auf Forschungsreisen außerhalb ihres eigenen Lebenskreises aus: die Proletarier, die sie schildert, sind Dienstboten und Näherinnen, also die Schicht, mit der sie selber in ihrer Eigenschaft als Hausfrau in Berührung kommt. Nach der aristokratischen Seite hin ist wiederum die Baronesse Sirema im zweiten Teil

[1] Von Josine A. Simons-Mees sind in der Wereldbibliotheek, Amsterdam, die folgenden Theaterstücke erschienen: „Twee Levenskringen" (Zwei Lebenskreise), „Van Hoogten en Vlakten" (Hochland und Flachland), „Een Moeder" (Eine Mutter), „De Veroveraar" (Der Frauensieger), „Aties Huwelijk" (Aties Ehe), „Sint Elisabeth" (Sankt Elisabeth) „Zijn Evenbeeld" (Die Erbschaft des Vaters), „Kasbloem" (Eine Treibhausblume), „Een Paladijn" (Ein Hort der Sitte), „De Nimf" (Die Nymphe), „Het Einde" (Der Tag der Kinder), „Levensstroomingen" (Ströme des Lebens), „Geloof" (Der Glaube), „Droomspiegel" (Der Traumspiegel).
Bei Theodor Weicher, Leipzig, erschien: „Sankt Elisabeth" in deutscher Ausgabe.

Digitized by Google

des „Frauensiegers" fast die höchstgestellte bei der Dichterin vorkommende Person — immer von der einen erwähnten Historie abgesehen. Man trifft auf ihrer Bühne Staatsminister, Großkaufleute, Rentner, Bildhauer, Sänger, Universitätsprofessoren, Sternwartenleiter — also das geistig arbeitende Bürgertum. Diese Menschen haben bei der Dichterin kaum eine andere Sorge als die, die eigene Wesenheit möglichst voll und rein zur Geltung zu bringen. Sie geben weder durch Stammeln ihrem Heimweh nach der Tierwelt Ausdruck, noch schütteln sie blendende Geistesperlen aus einem Füllhorn, mit dem die Verfasserin so gütig war sie zu beschenken. Es gibt nur ganz wenige Dichter, die so entschieden wie sie auf aufgenähte Glasperlen verzichten. Ihr Dialog ist durchflutet von ansteigender und abflauender Erregung: von dem halbkomischen Eifer, mit dem der Bildhauer Carelsen, um einer ihn besuchenden verführerischen Schönheit etwas vorzusetzen, nach der halben Flasche Südwein fragt, die in dem abstinent lebenden Haushalt während seiner lange zurückliegenden Erkrankung für ihn gekauft wurde, bis zu dem bitteren Aufschrei der sich von ihm lossagenden Gattin: „Mach um Gotteswillen keine Kunst aus dem, was du mit mir erlebtest!" zieht sich eine reiche Skala menschlicher Leidenszustände.

Die stille Geistigkeit der Probleme erscheint als Hauptkennzeichen dieser Dichterin. Der Kampf zwischen Tradition und Eigenleben, zwischen Kindern und Eltern, allzubereiter Bewunderung eines geliebten Menschen und Durchsetzung des eigenen Urteils, zwischen Sein und Schein, Großstadtkultur und einsamer Höhenarbeit, eingeredeter sittlicher Höhe und uneingestandenen Lusttrieben — er geht reinlich, klar und in schlanker Steigerung vor sich. In einer mehr als fünfunddreißigjährigen Schriftstellerlaufbahn gibt es Aufstiege, Rückwendungen und scheinbare Wiederholungen. Diese erweisen sich aber dem näher Betrachtenden fast immer als Vertiefungen und Neugestaltungen. Wenn in dem frühen Schauspiel „Zwei Lebenskreise" die Tochter ihre innere Berufung zur Künstlerin gegenüber dem puritanisch gerichteten Vater durchsetzt, in dem Spätwerk „Ströme des Lebens" aber Tochter und Sohn ihre auf religiöse Vergeistigung gerichteten Pläne gegen die auf derben Lebensgenuß zielende Art des Vaters durchkämpfen, so wirkt diese Ähnlichkeit der Ausgänge nur scheinbar als Wiederkehr des Gleichen: der Kampf des Für und Wider ist in dem zweiten Stück viel reicher durchgestaltet und die durch harten Verlust bewirkte Sinnesänderung des ursprünglich den guten Dingen dieser Welt zu bereitwillig hingegebenen Vaters macht ihn besonders in den Schlußauftritten zu einer uns nah ergreifenden Gestalt. Ebenso wächst die zweite der beiden großangelegten Mutterfiguren der Dichterin, Frau Waermondt in „Der Tag der Kinder", weit über Frau van Elpen in dem früheren Schauspiel „Eine Mutter" hinaus. Beide Frauen erleben den Zusammenbruch ihrer in bester Absicht durch lange Jahre ausgeübten Familientyrannei: während aber Frau van Elpen durch den scharfen Stoß erregender Ereignisse, die Flucht der Tochter aus dem Hause des Mannes, den sie auf Befehl der Mutter heiraten mußte, den Selbstmord eines Mädchens, dessen Mutter ihr auf Frau van Elpens Rat den Weg zum Liebesglück versperrte, in ihren Überzeugungen erschüttert, aber nicht innerlich gewandelt wird, sieht die „Königin-Mutter", wie man im Familienkreise die von schwerer Krankheit unterwühlte Frau Waermondt nennt, in den drei meisterlich gesteigerten Akten erst die Vergangenheit in Gestalt der Tochter der Frau, deren Vereinigung mit ihrem Sohne sie verhinderte, vor sich aufsteigen, sie muß dann mitansehn, wie sie den jugendlichen Enkel eben an diese Tochter der von ihr Hinausgedrängten verliert, und sie muß schließlich erkennen, daß auch ihr Sohn, der auf Drängen der Mutter die Berufung zum Künstler für äußere Ehre dahingab, anklagend ihr sein zerstörtes Glück vorhält.

Es ist freilich leichter, Vater oder Mutter von den Kindern auf neudeutsche Manier erschlagen zu lassen. Leichter, aber nicht neu. Sophokles ruft: „Olle Kamellen!"

Die Dichterin, die in etwa fünfzehn Bühnenwerken mit erstaunlich wenigen Todesfällen auskommt, hat einen reichen Sinn für jene Halbtragik, die so vielfach erlebt und die von Leuten mit leichten Herzen auch als Komik empfunden wird. Ihr vielleicht meisterlichstes Werk, das Eheschauspiel „Sankt Elisabeth", ist ganz in einer zwischen Ernst und Humor auf des Messers Schneide stehenden

Digitized by Google

Vortragsart gehalten, die bei Aufführungen nicht leicht zu treffen ist. Die gewinnendste Männergestalt, die der Verfasserin gelang, der Frederik van der Bank in dem Doppelschauspiel „Der Frauensieger" und „Aties Ehe", entwickelt alle Überlegenheit des französischen Bonvivants und enthüllt sich zugleich als ein armer, seiner selbst nicht sicherer Mensch, der der Sklave seiner eigenen Lebens- und Liebeskünste wird. Und selbst der Held des ausgesprochenen Lustspiels „Ein Hort der Sitte", der Großkaufmann und Zeitungsbesitzer van Erckelens, der halb unfreiwillig in einem Riviera-Hotel die Rolle eines erwarteten russischen Großfürsten spielen muß, hat so viel Entwaffnendes in seinem beständigen Applausbedürfnis, daß wir ihm die nicht ganz unbedenklichen Streiche, zu denen die Sucht, überall zu glänzen, ihn verführt, lächelnd verzeihen und ihn als unseren leidenden Bruder anerkennen.

In einem zart abgestimmten Kammerton von durchaus hochwertigen Schauspielern dargestellt zu werden, das ist die unausgesprochene Forderung, die Josine A. Simons-Mees an das Theater stellt. Sie selbst vermeidet es seit Jahrzehnten, der Erstaufführung eines ihrer Stücke beizuwohnen. Ihre Zeit wird auch in Deutschland kommen, wenn man im Theater wieder Verinnerlichung statt Überraschung suchen und sich darauf besinnen wird, daß unseren vielen Kammerspielhäusern eines ganz gute Dienste tun könnte: das Kammerspiel.

Bekenntnis zu „Perpetua"

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Von diesem Buch möchte man leiser reden. Man hat so sehr die Empfindung, daß Wilhelm von Scholz' Romandichtung „Perpetua"[1] spätere Generationen beschäftigen, von ihnen eingehend und scharfsichtiger erörtert werden wird, daß es unfromm und unklug wäre, die noch ungeborenen Stimmen zu übertönen. Nur auf ein erstes Sichselberbewußtwerden kommt es an.

Ein zeitloses Buch. Trotzdem das Augsburg des angehenden 16. Jahrhunderts den Schauplatz abgibt, trotzdem die äußere Handlungsführung durch Hexenwahn und Inquisition bedingt ist, trotzdem sich von der letzten Gipfelung der Geschehnisse Ausblick in weltgeschichtliche Vorgänge öffnet, scheint Zeit ganz ausgeschaltet zu sein. Das macht äußerlich jene Ruhe des Vortrags, die vielfach des geschachtelten Satzes bedarf, um den Leser aufzuhalten und ihn zu zwingen, Gelesenes wieder durchzugehn; die auch dem scheinbar gleichgültigen Alltag sein Recht läßt und das Bewußtsein wachhält, daß in jedem seelisch gelebten Augenblick Entscheidung, auch im Nichtsgeschehen Schicksal ist. Das wird in sehr viel stärkerem Ausmaß innerlich dadurch bewirkt, daß hinter jeder, auch der zeitbedingten Empfindung seelische Ahnung, hinter jeder individuellen Regung Menschentum ist.

Dies zeitlose Buch ist einer Zeit gegeben, die sich aus ihrem eigenen gesteigerten Tempo eine neue dynamische Ästhetik zu schaffen versucht — und hätte doch schwerlich aus anderer Zeit geboren werden können; denn das alles, was der Krieg genommen und gegeben, hat mitgearbeitet an dem seelischen Gehalt. Aus Fragen an Gräbern ist hier Leben.

*

Für mich persönlich rückt „Perpetua" ganz nahe neben den „Wilhelm Meister". Nur daß es hier die Lehrjahre des Unerlernbaren gilt.

Von zwei Zwillingsschwestern, in deren Gemütsverwurzelung man bereits aus vorgeburtlichem Sein Einblick erhält, tritt die eine, mehr und mehr vom Opferwillen erfaßt, ins Kloster; die andere, äußerlich kaum von ihr unterscheidbar, aber Gefäß lodernden seelischen Feuers, verstrickt sich in Liebeswirren, läßt sich in magische Prozeduren ein, kommt vor den Inquisitor, verfällt der Tortur, soll als Hexe verbrannt werden. Da tauscht die klösterliche Schwester mit ihr die Gewandung, besteigt an ihrer Stelle den Scheiterhaufen. Sie

[1] „Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschnitt" von Wilhelm von Scholz. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag.

Digitized by Google

selbst lebt als Schwester Perpetua im Kloster wieder auf und erfüllt nun ihre wesensbestimmte Sendung. Wird das, was Christgläubige eine Heilige nennen und was Menschen aller Bekenntnisse und Zungen als Gottnähe gepriesen haben.

Für Wilhelm von Scholz' Roman bedeuten diese tatsächlichen Vorgänge kaum mehr, als der Grundriß über einen gotischen Dom auszusagen vermag. Wie hoch die Pfeiler ragen, zu welchem Aufschwung die Wölbung den Aufblickenden tragen wird, läßt sich daraus nicht errechnen.

*

Einer der Gestalten des Romans widerfährt es, daß sie in einem Zustand seelischer Erregung in ein bislang von ihr noch nie betretenes Gemach geführt wird. Trotz des Wogens im Innern nimmt sie die fremde Einrichtung des Zimmers in sich auf — das aber wirkt nicht wie Raum auf sie, sondern drängt sich ihr flächenartig auf. Zugleich aber teilt sich ihr eine Raumempfindung mit —, die aber ist nun die Liebe, die sie erfüllt, Herzenserfahrungen, die sie hinter sich gebracht, etwas von Zukunft, die ihr bevorstehen mag. In solchem seelischen Vorgang ist gleichsam etwas wie Pforte zu der Geheimkammer dieser Dichtung. Empfindungen, die sich nur scheu über die Schwelle des Bewußtseins wagen, werden über Menschenleben entscheiden, werden Schicksale bestimmen.

Eine in Sinnlichkeit tief Verstrickte wird zur Heiligen — damit ist Stellungnahme zur Sündenfrage erfordert. Scholz weicht ihr nicht aus. Vielmehr: er faßt sie im tiefsten Sinn. Er steht nicht an, der Kirche beizupflichten, wenn sie lehrt, daß die Seele auch für die Träume, die in der schlafbefangenen aufsteigen, verantwortlich sei; denn der sündige Zustand sei Sünde. Aber er weiß auch, daß Verstrickung in Sünde gewesen sein muß, wo Heiligkeit aufblühen soll. Die Heiligen seines Gottes sollen nicht Erdenflüchtlinge, vielmehr Kämpfer und Überwinder sein.

Wie Wirtshaus am Wege ist Magie Etappe. Die hier hereinspielenden Gestalten und Vorstellungen entnimmt Scholz der Sphäre des Volkslieds und Volksmärchens, es fehlt nicht an der kräuterkundigen Beschwörerin und nicht an dem schwarzen fahrenden Gesellen. Aber selbst hier, wo er wenig er selbst ist, hat er den Griff ins Wesentliche. Aus der menschheitsalten Vorstellung: was man dem Bilde antue, widerfahre dem Lebenden, verdichtet er seine Schattenmagie. Dem fahrenden Gesellen wird das Recht zugesprochen, dem Schatten eines Ratsherrn das zu vergelten, was der Ratsherr selbst ihm angetan hat; so tritt er den Schatten; und der Ratsherr erkrankt und stirbt an vereitertem Geschwür an eben der Stelle des Unterleibs, wo der Tritt den Schatten getroffen. Die zur Heiligen erkorene Sünderin trägt ein Kind unter ihrem Herzen: durch gewalttätigen Griff in den Leib ihres Schattens entfernt es der Fahrende.

Schon aber liegen die magischen Bezirke weit dahinten, aus sich selber gewinnt die Seele jene Kraft, die Menschen Wunder nennen.

Es ist ein nachdenkliches Aufschauen in dem Roman, als die Tochter des ehrsamen augsburger Lichtziehers sich zum erstenmal der Kraft ihrer eigenen Seele bewußt wird. Diese Kraft entstammt — oder nein, das tut sie gewiß nicht, aber sie erwacht aus seelischem Schauen. Wollte man sie kühl psychologisierend beschreiben, so könnte man sagen: sie ist ein Sicheinleben in einen andern; daraus, ein Gewaltgewinnen über fremde Seele; endlich, ein Vorerleben der Geschehnisse — „Wunder", an die wir alle, und sei es von noch so fern, irgendwie einmal rühren durften. Dies Buch der Wunder wäre nicht zugleich das unsere, reichten unsere Erfahrungen nicht an den Fuß der Berge, deren Gipfel hier die Himmel zerteilen.

Das Wirken solcher Kraft bliebe trotzdem leeres Blendwerk, erwüchse das „Wunder" nicht organisch aus seelischem Boden. Das aber ist hier in höchstem Maß der Fall. Dem psychologisierenden Roman, den man auch als solchen vielleicht vorzeitig tot gescholten hat, bleibt Scholz durchaus fern; mit solchen Kunstleistungen eines vergangenen Jahrzehnts hat „Perpetua" nichts, aber auch nichts gemein; wohl aber ist hier, ich möchte sagen, die psychologische Atmosphäre geschaffen, aus der die überraschende Seelenkraft wie Blitz aus Gewitterwolke leuchtet.

Feine Züge der Charakteristik bereiten den Leser vor. Man erlebt die uneingestandene Wollust des Inquisitors mit, dem die Folterung ersetzen mag, was ihm ein durchs Gelübde gebundener Lebenswandel vorenthalten muß. Das mag noch alltäglich klingen. Aber man lernt auch den gealterten

Digitized by Google

Mann begreifen, der seelenruhig zusah, wie seine Tochter den Verlobten fand, sich dessen freute, nun aber, da sie unheilbarer Krankheit verfallen ist, sie ganz für sich begehrt, etwas wie Eifersucht gegen den Jüngling in sich aufsteigen spürt. Das Handeln gealterter Menschen als solcher vergleicht Scholz einmal dem Hingleiten spiegelnder Bilder über die Seele, eine Vergegenwärtigung, die mit einem Notwendigkeitsgefühl verbunden sei und so die Tat erfordere. Scholz weiß um viele Geheimnisse der Seele: etwa, daß eben in jenen Augenblicken, da Liebende sich innerlich nicht zu finden vermögen, die Liebe wächst; daß Treue bei geringerer Liebe weniger schwer falle; daß es in der Schicksalserfüllung oft ein Zaudern gebe, in dem die Verstrickten sich Herren ihres Willens fühlen, um fester gebunden zu werden. In seiner Welt ist überall Geheimnis; darum vermag auch das unfaßbare Geheimnis offenbart zu werden.

Noch ist Katharina nicht Perpetua, aber schon ist die Kraft in ihr. Wie die ein erstes Mal wirksam wird? Irgendwo liegt, seit Tagen oder auch seit Wochen, in Todesqualen wimmernd, ein sterbendes Weib — Katharina tritt (auf bösem Wege befindlich) vom Schrei gerufen bei ihr ein, und die Leidende stirbt. Das verbürgt nach meinem Empfinden die überzeitliche Wirkung von Scholz' Roman, daß das seelische Wunder nirgends irgendwelchen Gefühlsverstiegenheiten dient, sondern sich immer und überall rein menschlich auswirkt. Dem Preise unverfälschten Menschentums singen und klingen hier die Sphären. Der Himmel leuchtet der Erde. Wer dies Menschentum in seiner Tiefe erfassen will, der folge dem Benediktinermönch, der mitansehn mußte, wie der Dominikaner das junge Leben auf dem Scheiterhaufen zerstörte, und den es nun drängt, dem unglückseligen Vater Trost zu spenden; der immer wieder vergeblich das Haus umstreicht; schließlich nur dadurch Einlaß findet, daß er sich selber als Trostbedürftigen ausgibt; und nun wie mit Blut aus eigenem Herzen an das erstarrte Herz des Vaters rührt —: diese eine Gestalt, der nur diese eine Sendung gegeben ist, zeugt für ein Menschentum, das, sich selbst bis ins Letzte erlebend, sich selbst erlöst. Dies Buch der seelischen Wunder hat Wirklichkeitsschwere.

*

Man muß sich selber augenblicksweise ganz fremd sein, um sich ganz zu besitzen. Die Seele hat die Kraft, aus ihrer körperlichen und zeitlichen Gebundenheit in ihre zeitlose Heimat zu finden und eben dadurch das Gebot der Stunde zu erfahren.

Es mutet wie ähnlicher Vorgang an: Wilhelm von Scholz' „Perpetua" mußte zeitlos sein, um der Literatur unserer Tage Erfüllung zu bringen.

Das aber will nichts anderes besagen als: Der Roman ist Dichtung.

Benns „Spaltung"[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Die früheren Gedichte Benns waren Fetzen und Trümmer, gleichsam vieleckig, wirr und wüst hingeschleudert, bestenfalls Spritzflecken — „il schizzo" —, naturalistisch roh hingewalkt. Überhaupt steht diese neuere berlinische Lyrik der älteren, ebenfalls um Berlin gruppierten Dichtung der achtziger Jahre nahe, die sie theoretisch zu verachten scheint; die expressionistische Dichtung hat bisher ihre stärksten Leistungen dort geschaffen, wo sie, unbewußt, vielleicht wider Willen, naturalistische Elemente in größerem Stil aufnimmt: Brechts „Trommeln in der Nacht", Bronnens „Septembernovelle" und Leonhard Franks „Im D-Zugwagen"; Werfelsche Gedichte. Es war durchaus zweifelhaft, ob Benn jemals zu eigentlicher Gestaltung vordringen könnte. Er verblüffte die leicht zu Blüffenden, indem er die Krebsbaracke schilderte oder medizinische Fremdworte in — scheinbar — gebundene Rede hineinwarf. Eine Zeile erschien für seine Art symptomatisch:

„D-Zug Berlin—Trelleborg und die Ostseebäder."

Richtig gedeutet, vermag sie viel auszusagen. Der Dichter hatte diese Wortfolge wahrscheinlich auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin gelesen, und sie

[1] „Spaltung." Neue Gedichte von Gottfried Benn. Berlin-Wilmersdorf 1925, Alfred Richard M. Meyer, Verlag.

Digitized by Google

hatte sich seines Gehörs bemächtigt, welches, des Widerstands unfähig, sie nicht mehr ausscheiden konnte, wie jener Unglückliche bei Mark Twain sich des von einem Schaffner geträllerten Reimes nicht mehr zu entledigen vermag. Diese amtsdeutsche Zeile ist nun aber im Bennschen Gedicht fehl am Ort, denn es besingt die Rückkehr von der See, und die Zeile müßte lauten:

„D-Zug Trelleborg und die Ostseebäder—Berlin."

Die neuen Gedichte Benns bezeugen, auf völlig andere Art, die gleiche Hemmungslosigkeit des Gehörs. „Spaltung" ist der Titel des neuen Heftes; gemeint ist die „Spaltung zwischen ich und du"; jedoch die Spaltung, die mit dem ersten Worte einsetzt und sich, von noch zu erörternden Nuancen abgesehen, durch das ganze Buch hinzieht, ist die Spaltung zwischen Inhalt und Tonfall, zwischen Lexikon und Melodie. „Lexikon": das Wörterbuch der Bennschen Sprache besteht großen Teils aus Fremdwörtern, zumeist medizinischen, und man braucht, um die Gedichte zu verstehen, nicht selten ein medizinisches, manchmal auch ein Konversationslexikon:

„Keime, Begriffsgenesen,
Broadways, Azimuth;"

oder:

„Blüte des Primären,
genuines Nein
dem Gebrauchs-chimären,
dem Entwicklungs-sein,
kosmisch unkausale
Arbeitsaversion
dämmernd das Totale
einer Vorregion."

Andere Worte: „Aconithe", „Hyoscyd", „Testogan", „der Schizophrene", „Adipocir". Auch sonst zahlreiche Fremdwörter oder fremdsprachliche Wendungen:

„Banane, yes, Banane,
vie méditerranée;"

„Paris, la Grande", „à bas die Kränke individuell";

„Rauscht durch die Saison morte
High life: Identität."

„Notturn final", „Schnee's des neige d'antan", „das oratore der großen Erde", „goldene Conca d'or" usw. Ganze Strophen, mitunter, von unvermeidlichen deutschen Worten abgesehen, ganze Gedichte bestehen aus Fremdwörtern.

Dritter Kompler des Wörterbuchs: neue Wortgebilde, die nur zum Teil oder gar nicht fremden Sprachen entstammen. Die Staatsbibliothek wird „Resultatverließ" und „Satzbordell" genannt, auch „Fieberparadies"; das Gedicht „Stadtarzt" beginnt: „Stadtarzt, Muskelpresse." Und so ist diese Dichtung reich an neuen, originalen Reimen, ja, die vollkommen neugefundenen überwiegen die bekannten, eben weil zum größten Teil Fremdwörter untereinander oder mit deutschen, gereimt werden:

„Auch Prometheus in Schmieden
ist nicht der einsame Mann,
Jo, die Okeaniden
ruft er zu Zeugen an —
Philosophia perennis,
Hegels schauender Akt —:
Biologie und Tennis
über Verrat geflaggt."

Diese Worte werden verbunden und getragen von einer Sprachmelodie, welche dem Tonfall der früheren Bennschen Gedichte vollkommen entgegengesetzt ist: strophisch und — rein musikalisch gesehen — fast streng, rund und füllig, einlullend, schmeichlerisch, süß. Jede Strophe, ja, jede Zeile, gelesen ohne Rücksicht auf Inhalt und Worte, charmiert; freilich in einem etwas bedenklichen Sinne: parfümiert und überparfümiert, übersüß, ja süßlich, betäubend wie Musik in Cafés und Bars, etwa von der Art jenes vielgespielten Stückes „Narziss"; — Valse triste —, Valse mélancholiquehaft: Benn sagt selbst die Formel: „Notturn finale". Und beim Klange solcher Musik — „Musike" war der Ausdruck, den Ernst Blaß in seinem einst verwandtgestimmten ersten Buch hierfür gebrauchte — sind diese Gedichte entstanden, wie es das Gedicht „Dynamik" schildert:

„Da sind dann Glockenstühle
und nicht mehr Cafestrich,
dann kommen Hochgefühle:
der ganze Raum für mich."

Die verhohlene Sentimentalität, die fast bei allen schreibenden Zynikern als unterste, gehaßte Seelenqualität diagnostiziert werden kann, ergießt sich in diesen fast ohne jede Abwandlung monoton dahingleitenden Wortkantilenen und -glissandos, hemmungslos. Man könnte vermuten, daß der Dichter bewußt auf Gegensatz zwischen Wortfolge und Wortmelodie, zwischen Inhalt und Form, daß er auf burleske und groteske Wirkungen abzielt; jedoch, dies ist nicht wahrscheinlich, denn zuweilen decken

Digitized by Google

sich Gefühl und Melodie, in den Gedichten „Die Dänin" oder „Schleierkraut" und in eingesprengten Zeilen. Dann ist jener Benn, der den Brustkrebs mit unerhörter Tapferkeit zum Gegenstand des Gedichts erwählte, der dem Kosmos ins Gesicht speit:

„sinnlose Phallen schneuzen
sich ins Antlitz der Welt,"

der sich über die Zweck- und Sinnlosigkeit des Lebens beständig sozusagen kosmisch erbricht, dann ist der prinzipiell zeitgenössische, programmatisch hirnlyrische Bahnbrecher Benn verschwunden, der „brüchige Mann" hat die „neurogene Leier" aus der Hand gelegt und schreibt eine etwas süßliche, etwas epigonisch getönte, erotisch bestrickende, auf weitzurückreichendem Stammbaum erwachsene, zeitlos amoureuse Lyrik:

„meerisch lagernde Stunde,
Bläue, mythischer Flor,
eine Muschel am Munde,
goldene Conca d'or —
die dich im Atem getragen:
da bist du: und alles ist gut,
was in Kismet und Haimarmene
und Knien der Götter ruht."

(Um den Stammbaum dieser süßen Melodik zu zeichnen, wäre ein besonderer Aufsatz nötig; einige Namen: Heine und seine Abkömmlinge, etwa Grisebach; die Münchener; die „Phantasus"-Gedichte in Holz' „Buch der Zeit"; manche Gedichte des frühen George, etwa aus „Algabal"; viele Gedichte Rilkes, noch bis zu den „Sonetten an Orpheus"; französische Lyrik, etwa von Rostand.)
Diese im konventionellen Sinne lyrischen Partien sind überdunkelt von einer blauen Schwermut, sind unterdunkelt von welthaftem Herzleid eines Verlorenen. Sie reichen über das Niveau von „Narziß" und anderen Barklängen in die Sphäre von Sibelius' „Valse triste" und Puccinis wollüstig wühlender Melancholik, ja manche Zeilen rühren an Chopinsche „Nocturnes"; eine Zeile wie „silence panique" ist wie der Titel eines Stücks von Debussy.
Sonst aber — es ist durch die zahlreichen Beispiele genugsam belegt — schwimmen diese unzähligen medizinischen, geschichtlichen, geographischen Worte, diese teils dem Idiom der Klinik, teils des Salonfeuilletons entnommenen Wendungen und Vorstellungen auf der dolcissimo treibenden Melodie zwar wohl'autend eingefügt, aber nach ihrem Gefühls- und Lebensgehalt völlig unverbunden: in südlich blaue Welle scheint Spülicht und Auswurf, Grind, Pusteln, ausgekämmte und Schamhaare, Eiter und Geschwür ausgeschüttet, und wie ein See sommers mit Entengrütze, winters mit Eis, ist diese lindglänzende Sprachflut mit dichter, doch nicht lückenloser Decke des Ekelhaften oder Abstrusen überlagert. Dieser Gegensatz erscheint durchaus unfreiwillig, wie im „Buch der Zeit" von Holz, wo städtisch revolutionäre Inhalte auf epigonische Rhythmen gezogen sind, nicht spotthaft gewollt, wie oft bei Heine. Zahllose Assoziationen — was im einzelnen nur mit weitausgreifender Erörterung, aber ohne Schwierigkeit beweisbar wäre — werden lediglich durch den eben dahinwogenden, bald automatisierten Rhythmus und rein äußerlich, oft nachweisbar widersinnig, durch ungehemmt reimende Klangverbindung erzeugt, und wiederum, wie in Hasenclevers Gedichtband „Der Jüngling" oder in Harringers Dichtungen, entsteht der Eindruck, daß ordnende Hemmungen mangeln: weniger Reichtum leichtzuströmender Bilder und Gedanken als Bilder- und Gedankenflucht.

Gedenkblätter

XXXII

Franz Muncker

Von Helene Raff (München)

Vor 42 Jahren habe ich Franz Muncker kennengelernt.
Er war damals junger Privatdozent, dem sein Lehrer, Michael Bernays, eine große Zukunft prophezeite. Eine Prophezeiung, mit der Bernays nicht allein stand. Jeder erwartete viel von Muncker, weil jeder instinktmäßig fühlte, daß hier einer wissenschaftlichen starken Begabung ein ebenso starker und

Digitized by Google

harmonisch entwickelter Charakter zur Seite stand. Niemand konnte standhafter auf einer Überzeugung beharren und dabei doch die Klippe vermeiden, daß diese Überzeugung zum Vorurteil wurde. Muncker hat in seinem Leben erreicht, was Frau von Staël über sich selbst aussagte: „Ich verstehe alles, was verstanden zu werden verdient." In seinem wissenschaftlichen Lebenswerk treten die Namen Lessing und Klopstock hervor, zwei große Namen, hinter denen zwei große Gegensätze stehn. Und diesen gegensätzlichen Dichterindividualitäten ist Muncker ein vorbildlicher Verkünder geworden. Nicht anders stand er zu den Lebenden. Er war Freund und Verehrer Paul Heyses und begeisterter Anhänger Richard Wagners. Er empfand den poetischen Naturlaut Martin Greifs und die subtile Empfindungsfeinheit Stephan Georges. Die erzählende Literatur der ganz schroffen Naturalisten und die der kubistisch angehauchten Modernsten kannte er und ward ihr sachlich gerecht. Niemals ging seine Sachlichkeit in Verwachsenheit über. Wo nicht eine Persönlichkeit hinter dem Werk stand, ein eigener Klang darin waltete, da lehnte er kurz ab. Die Nachläufer waren seine Sache nicht; deshalb schwor er auf keine Richtung. Und weil alle fühlten, daß sein Urteil nie bestimmt war von Parteilichkeit, deshalb ließen alle Parteien ihn gelten. Unendlich viel hat eben darum das geistige und gesellschaftliche Leben Münchens an ihm verloren. Das stets gastliche Haus, in dem an seiner Seite eine untrennbar mit ihm verwachsene, hochgebildete und hochmusikalische Frau waltete, war neutrales Gebiet, wo Menschen völlig verschiedener Zeit- und Weltanschauung sich trafen. Weil Muncker die Werte vergangener Epochen in sich aufgenommen hatte, konnte er sie ruhig denen entgegenhalten, die da glaubten, mit ihnen finge deutsche Geistigkeit erst an. Und ebenso ruhig verfocht er gegenüber solchen, die von der Gegenwart verbittert sich abkehrten, das Recht der Lebenden und Strebenden. So half er allen, und wie er geistig half, war er auch von unermüdlicher Fürsorge und Hilfsbereitschaft während der schweren Jahre, da Krieg und Umsturz das Schicksal des geistigen Arbeiters so traurig gestaltet hatten. Er hat in der Stille vielen, sehr vielen wohl getan!

Sein reiches Wissen wurde durch ein glänzendes Gedächtnis unterstützt. Er wußte stets die zeitlichen Zusammenhänge, die Entstehungsgeschichte jedes Dichtwerks, stets die richtigen Quellen, deren einer seiner Freunde für eine Arbeit bedurfte. So kam es, daß eigentlich jeder auf irgendeine Art beschenkt von ihm ging. Am reichsten natürlich waren die Wenigen, die sich seiner tiefen, herzwarmen Freundschaft erfreuen durften. Er sowohl wie seine Gattin besaßen die Gabe der Freundschaft in höchstem Maße. Es sei nur erinnert an die seinerzeit in Westermanns illustrierten Monatsheften veröffentlichten reiz- und wertvollen Briefe, die zwischen dem Ehepaar Muncker und Otto Crusius, dem Unvergeßlichen, gewechselt worden. Doch verfügte Muncker nicht nur über das echte Gold dauerhafter Freundschaft, sondern auch über die leichte Münze, die im geselligen Verkehr gang und gäbe ist. Er machte zum Beispiel entzückende Gelegenheitsgedichte, worin er gegebenenfalls die Eigenschaften des Angedichteten mit Humor und leichter Ironie zu treffen wußte. Seine inneren Möglichkeiten waren eben gar vielfältige.

Munckers Persönlichkeit wirkte ausgleichend und verbindend in einer Zeit, da stärkste Betonung der Gegensätze an der Tagesordnung ist.

Schlözers Neffe[1]

Von Marie von Bunsen (Berlin)

Kurt von Schlözers Neffe war, wie der Onkel, Diplomat, gleich diesem schrieb er ausführliche Familienbriefe, die uns ebenfalls dargeboten werden. Dort wo der Neffe frisch, unmittelbar seine Umwelt, die diplomatischen Kollegen, die mehr oder minder erotisch-seltsamen Höfe, Land und Leute schildert, erreicht er sein Vorbild, und das ist schwerwiegendes Lob.

Nicht nur sind die Beschreibungen der Rio-Janeiro-Zeit unterhaltend, sie bringen den meisten

[1] Karl von Schlözer, „Menschen und Landschaften". Herausgegeben von Leopold von Schlözer. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

von uns Neues und Interessantes. Damals in den achtziger Jahren war die Sklaverei noch festgewurzelt, die von der Dynastie geförderte Abolition wurde leidenschaftlich, auch von dem Premierminister, einem Mulatten, bekämpft. Ein Adelstitel kostete hundert Sklaven. Beim Karneval huldigten befreite Sklaven den wohlwollenden ehemaligen Herrschaften, oft hatten sie die junge Tochter des Hauses vergöttert. „Anderen früheren Herren, deren Stempel noch auf den Schenkeln brannten, brachten sie gräßliche Katzenmusik." Es blühte der Geheimbund der Capoeiras; rachsüchtige Gewaltmenschen, oft gedungene Mörder, manchmal „begnügen sie sich damit, Mißbillige durchzuprügeln. Fast jede wichtige Persönlichkeit hat einige an der Hand. In Rio gibt es allein zwanzigtausend. Man wagt nicht gegen sie einzuschreiten, der Kaiser hat erklärt, es seien die besten Soldaten, und im Kampf gegen Indianer unersetzlich".

Ein bezeichnendes Diplomatenstück gelang dem jungen Schlözer zum Beginn der petersburger Zeit. Zum Hofball trug er natürlich seine Ulanenuniform — Regimentschef Kronprinz Rudolf. Dies berührte unseren Botschafter peinlich, der Zar würde nach dem Chef fragen, und augenblicklich sei das Verhältnis zu Österreich gespannt. „Sie müssen einen anderen nennen!" Der junge Diplomat widersprach nicht, sagte sich jedoch mit Recht, „das kommt heraus, Fürstlichkeiten wissen in Personalien gut Bescheid". Das märchenhafte Fest entrollte sich, der Zar stand vor ihm: „Welche Uniform tragen Sie?" „Elftes Ulanenregiment, ein Regiment aus Holstein, der Heimat Ihrer Majestät der Kaiserin." Die Gefahr war abgewendet.

In Serbien erlebte er den dramatischen Sturz der schönen Königin Natalie, schildert das erste Auftreten des dreizehnjährigen Königs Alexander. Er beteiligte sich an einer Bauerntreibjagd auf Wölfe. „Die plumpen Serben in groben Jacken, roh zusammengebundenen Sandalen, wilden Haß in den Augen, boten einen ganz urweltlichen Anblick. Nicht Sport — die Verteidigung der Urmenschen gegen die Bestie, einen Kampf zum Schutz der Herde."

Auf dem Lande, in Ungarn, fuhr er auf einem Edelsitz vor, erbat sich die Gastfreundschaft der ihm unbekannten Gräfin. Auf dem Hof ergingen sich weiße Pfauen, das Wahrzeichen des vornehmen Hauses. Er nahm gleich am Mittagsmahl teil; ein großer Speisesaal, oben die verwitwete Hausherrin, dann Verwandte, Angestellte, unten Knechte und Mägde. An den Wänden Bildnisse der Ahnen mit Panzern und hohen Reiherfedern.

Neben solchen anschaulichen Erlebnissen wirken einige Betrachtungen farblos, und manche gefühlvolle Feuilletonseiten hätten gut fehlen können. In der Hauptsache wird jedoch vortreffliche Schlözer-Überlieferung geboten, und man wird den Band gern zu unseren oft gelesenen Briefsammlungen des Onkels stellen.

Der gegenwärtige Stand der Buchausstattung

Von Edmund Starkloff (Leipzig)

Es ist kein Zufall, daß die Zeitschrift — beweglicher und weniger stereotyp, wie sie ihrer ganzen Struktur und Art nach ist — dem Buch in jenem Zug der Illustration vorausging, der der Psyche unserer Zeit entgegenkam und der nun auch das Buch langsam aber sicher, und man möchte sagen gediegener und abgeklärter, erfaßt hat.

Jenem starken, bild- und farbenfreudigen Zug, der in den letzten Jahren so eminent in Erscheinung tritt, verdanken die an und für sich sehr bedauerlichen Magazine zu dem einen Teil ihre Daseinsmöglichkeit. Von den anderen Teilkräften, von dem Tempo der Zeit, das die illustrierten Kurzgeschichten des Magazins bevorzugt, von der gesteigerten Sensationsgier des mechanisierten Berufsmenschen, der das Außergewöhnliche liebt, soll hier nicht die Rede sein. Jedenfalls folgten dieser tiefgehenden Geschmacksströmung nach Illustration, Leben, beweglichen Formen und leuchtenden Farben fast alle ernsthaften Zeitschriften und Organe, die „Woche" zuerst, dann die „Gartenlaube", das „Daheim" und nun auch „Reclam's Universum".

Man braucht bei der Stellungnahme zu diesen Dingen weder in das eine noch in das andere Extrem zu verfallen, weder „pereat" noch „jubilate" zu rufen. Aber eins muß gesagt werden, daß beispielsweise die „Gartenlaube", wenn man ihr äußeres und inneres Bild

Digitized by Google

in den letzten Jahren beobachtet und verfolgt hat, ein erstaunlich frisches und lebendiges Gesicht erhalten hat. Vom mehrfarbigen, zugkräftigen Umschlagbild bis zum feuilletonistisch gehaltenen, mit Genrebildern durchsetzten Artikel, ist alles hübsch, harmonisch und wie aus einem Guß.

Naturgemäß hat sich, wenn auch später, auch auf dem Gebiete der Buchausstattung diese Strömung allmählich durchgesetzt. Und nicht zum Schaden des Buchs, seiner äußeren Ausstattung und seinem Absatze und seiner Verkaufsmöglichkeit nach.

Bildeten früher farbige Umschläge, oder gar bewußt illustrativ und nicht nur ornamental gehaltene Umschläge nur Ausnahmefälle, so stehen heute moderne Gebrauchsgraphiker und Illustratoren, wie auch die Techniken des Farb-, Stein- und Offsetdruckes so im Dienste des Buchs, daß auch hier Form und Farbe eine Blutauffrischung erhalten haben, die wir nur begrüßen können. Wer kennt nicht die prachtvollen und zugkräftigen, in warmen, weichen Farben ausgestatteten Umschläge der Reise- und Abenteuerbücher des Verlages Brockhaus? Wer nicht die einprägsamen Umschläge der bekannten Romane von Hans Dominik: „Die Macht der Drei", „Die Spur des Dschingis Khan", usw. mit den genialen Entwürfen von Gipkens-Berlin? Man kann in der zeitgenössischen Buchausstattung drei Hauptwege unterscheiden, die beschritten werden:

1. Man verzichtet auf alles Drum und Dran und begnügt sich mit einer zurückhaltenden, vornehmen, sich in den Charakter des Werkes einfühlenden typographischen Lösung. Es ist selbstverständlich, daß die ganze Artung bestimmter Werke oftmals nach dieser typographisch-ruhigen, in sinnvollen Linien und Schrifttypen und harmonischer Raumverteilung gehaltenen Ausstattung strebt. Typisch für diese Art der Ausstattung sind wohl in der Hauptsache die Schutzumschläge des Verlages S. Fischer, Berlin, ferner auch, um einen Sonderfall herauszugreifen, die Umschläge der Werke von John Galsworthy (Zsolnay-Verlag, Berlin), obwohl hier durch die Wiedergabe des außerordentlich feinen Bildporträts des Autors eine belebende Wirkung erzielt wird. Wie man mit allersparsamsten Mitteln, lediglich durch geschickte Raumverteilung, vornehme Schriftwahl, richtige Placierung größte Wirkungen erzielen kann, zeigen vor allen Dingen auch die Umschläge und Einbände der folgenden Werke der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart: Ernst Zahn, „Frau Sixta" — Liesbet Dill, „Der Grenzpfahl" — H. D. Lawrence, „Jack im Buschland". Diese Entwürfe, die dem rein typographischen — sagen wir einmal dem Sachtypus — angehören, folgen letzten Endes doch dem neuen Geschmackstypus insofern, als durch feine Farbnuancen und vorbildliche Raumverteilung ein Höchstmaß an Wirkung erreicht wird.

2. Man versucht auf dem Umschlag des Buchs, denn um diesen handelt es sich in der Hauptsache, in bildhafter, farbfreudiger, gegenständlicher Manier den Inhalt des betreffenden Werkes wiederzugeben, sei es nun durch eine szenische Darbietung einer besonders charakteristischen und entscheidenden Situation des Buchs, oder durch die Verlegung eines Motivs, möglichst des Hauptmotivs, des Buchs auf dem Umschlag, also etwa bei einem alpinen Gebirgsroman durch Wiedergabe einer typischen Alpenlandschaft, oder etwa durch Darstellung eines sausenden Automobils, bei einem sportlich eingestellten Buche. (Th. H. Mayer, „Geschichten vom Auto", L. Staackmann Verlag, Leipzig.) Vielleicht geht der Verlag Aug. Scherl, Berlin, zu weit, wenn er ganz und gar szenisch verfährt und beispielsweise bei dem Buche Stratz: „Filmgewitter" eine Begebenheit auf den Umschlag projiziert, die eigentlich nichts besagt und keineswegs typisch ist, aus der man, kurz gesagt, nichts Näheres auf Art und Inhalt des Werkes schließen kann. Ganz anders und wunderbar treffend, ja außerordentlich wirksam ist dagegen der Umschlag zu Sophie Klörß „Sturm in Schmalebeck". Hier gibt das szenische Umschlagbild eine richtige Vorstellung von dem ganzen Klatsch und Tratsch der Kleinstadt und ist dabei außerordentlich lustig und wirksam geraten. Das Besagte gilt in demselben Umfang von einem neuen Roman von Rudolf Haas „Die drei Kuppelpelze des Kriminalrates" (L. Staackmann Verlag, Leipzig). Ferner verdienen der neue Roman von Walter Bloem „Teutonen" (K. F. Köhler Verlag) und eine kürzlich erschienene Erzählung von der Ostsee — Max Dreyer „Das Riesenspielzeug" (L. Staackmann Verlag) genannt zu werden. Weiterhin sei an dieser Stelle auch der Abenteuer-Roman-Serie gedacht, die von der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart gebracht wurde. In stumpfen, matten, die Geheimnisse exotischer Welten andeutenden Farben wurde einer ganzen Reihe von Abenteuerromanen mit verhältnismäßig sparsamen Mitteln ein zugkräftiges Gewand gegeben. (Otfried von Hanstein, „Der blutrote Strom" — H. Christoph, „Die Fahrt in die Zukunft" — F. R. Nord, „Ker-Ali".) Ich rede hier keineswegs dem bunten, farbenfreudigen Typus der Buchausstattung das Wort, denn der Sachtypus der streng typographischen Gestaltung, wenn er die ästhetischen Werte des Raumes, der Schrift und der Farbe richtig und fein vereint, kann kultivierte, harmonisch vollendete, künstlerisch hochwertige und auch wirksame Resultate zeitigen, aber es muß nicht jeder Umschlag, nicht jeder Einband so sein. Warum erstarren in akademischer Strenge und Sach-

Digitized by Google

lichkeit? Warum nicht einmal tief in den Farbentopf tauchen und kräftig malen?

3. Zwischen diesen beiden Lösungen der rein typographischen und der rein bildlichen Ausstattung gibt es noch einen Mittelweg, und das ist derjenige, der, wenn er richtig beschritten wird, oft zu den besten Umschlägen führt. Er ist die Brücke zwischen Lösung eins und zwei, verzichtet auf eine rein bildmäßige Darstellung, bleibt in bezug auf das Ästhetische in streng typographischem Rahmen, erreicht aber eine plastische und gegenständliche Wirkung durch die Verbindung mit einer symbolischen Figur, oder eines für das Buch charakteristischen Motivs mit der typographischen Ausstattung. Hierfür sind, um wieder neuere und neueste Bücher heranzuziehen, typisch die Umschläge der Werke Otto Rainer, „18 Jahre Farmer in Afrika" (Paul List Verlag, Leipzig), Emil Hadina, „Madame Lucifer" (L. Staackmann Verlag, Leipzig) und Assim Assanga, „Die schwarze Welle" (Habbel & Naumann Verlag, Leipzig). Um noch ein ganz bekanntes Beispiel zu nennen, sei des genialen Umschlages für Josef Winklers „Pumpernickel" gedacht, der in drastisch derber Farb- und Formwirkung durch die reliefartige, wuchtige Kopfgestalt schon im Umschlag einen Eindruck westfälischer Verschmitztheit, Derbe und Wesensart gibt. In diesem Zusammenhang sei auch auf ein noch wenig bekanntes Spritzverfahren hingewiesen, das in teils sehr glücklicher Weise den Zug der Farbfreudigkeit und Farbschönheit auch auf den Leinenband überträgt und ihm ein individuelles und eigenartiges Gepräge verleiht. Als vorbildlich dürfte da das neue Buch des Verlages Grethlein & Co. genannt werden, Hans Leip, „Tinser".

Wenn, wie es erfreulicherweise in den meisten Fällen zutrifft, die ästhetischen Gesetze des guten Geschmacks bei der jetzt in Schwung geratenen fortschrittlichen Ausstattung des Buchs im Auge behalten werden, kann man ruhig behaupten, daß der neue Zug form- und farbenfroher Ausstattung auch absatz- und vertriebsfördernd wirkt. Mancher, der früher an dem gar zu konservativ und oft grau in grau anmutenden Buchladen achtlos vorüberging, verweilt heute beim Anblick zugkräftig ausgestatteter Buchwerke und wird so überhaupt erst an das Buch herangeführt. Welche Rolle die Ausstattung der Bücher bei den Möglichkeiten von Ausstellungen, Spezialsonderfenstern usw. spielt, soll und braucht hier nicht erwähnt zu werden. Zuversichtlich und frohstimmend ist nur eins: Nun in diesem Jahre die Abende wieder früher hereingebrochen sind und im Glanz der Farben und Lichter die bunt-belebten Straßen der Städte aufleuchten, und auch unsere lieben Bücher in dem sinfonischen Konzert der Farben und Formen dabei und schicken sich in den Rhythmus unserer Zeit wohl hinein.

Goethe-Bücher

Von Georg Witkowski (Leipzig)

1. **Goethes Werke in sechs Bänden.** Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt. 71. bis 85. Tausend, besorgt von Gustav Roethe und Fritz Bergemann. Leipzig, Insel-Verlag. In Leinen M. 24,—, in Halbleder M. 42,—.
2. **Goethes Werke.** Festausgabe in achtzehn Bänden. Im Verein mit F. Bergemann, E. A. Boucke, M. Heder, R. Richter, J. Wahle, O. Walzel, R. Weber herausgegeben von Robert Petsch. Mit Handschriftwiedergaben, Bildern und Karten. Band I—V. Leipzig, Bibliographisches Institut. Jeder Band in Leinen M. 4,25, beziehungsweise M. 4,80, in Halbleder M. 7,50.
3. **Goethes Werke** in zwölf Bänden (Hafis-Bücherei). Mit Einleitung und Erläuterungen von Georg Witkowski. Textrevision: Paul Beyer, Walter Hoyer, Werner Müller. Leipzig, H. Fikentscher. Jeder Band in Leinen M. 3,—, in Halbleder M. 5,—.
4. **Goethe Sämtliche Werke.** Propyläen-Ausgabe. Band 31—33, herausgegeben von Curt Noch. Berlin, Propyläen-Verlag. 250 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten in Ganzleder.
5. **Der Altonaer „Joseph" und der junge Goethe.** Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Reimsprache. Von Friedrich Neumann. Halle 1926, Max Niemeyer. 41 S.
6. und 7. **Goethes „Ganymed" und „Herbstgefühl".** Vorträge, gehalten in der Frankfurter Gesellschaft der Goethe-Freunde von Alfred Biese. Frankfurt a. M. 1925, Sommer und Weihnachten. Privatdrucke der Gesellschaft. 22 u. 21 S.
8. Geneviève Blanquis, **Etude sur deux fragments d'un poème de Goethe: Zueignung — Die Geheimnisse.** Thèse complémentaire pour le doctorat ès lettres (Université de Paris—Faculté des lettres). Nancy 1926, Imprimerie Berger-Levrault. 58 S.
9. Julius Bab, **Faust. Das Werk des Goetheschen Lebens.** Stuttgart 1926, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. VIII, 223 S.
10. **Faust II. Teil als politische Dichtung.** Von Ludwig Heilbrunn. Frankfurt a. M. 1925, Neuer Frankfurter Verlag. 32 S.
11. **Das Holländische Volksbuch vom Doktor Faust.** Akademisch proefschrift ter verkrijging van den graad van Doctor in de Letteren en Wijsbegeerte aan de Universiteit van Amsterdam door Bart Hendrik van 't Hooft. 's-Gravenhaye, Martinus Nijhoff 1926. VII, 163 S. mit Bildern.
12. Johann Wolfgang von Goethe, **Faust erster Teil.** Mit Bildern nach Radierungen von Sepp Frank. Leipzig 1925, Griffel-Verlag. 191 S.
13. **Das Spiel vom Doktor Faust von Goethe.** Aus der Tragödie beiden Teilen für die Aufführung an einem Abend herausgehoben von Paul Mederow. Berlin 1925, Otto Elsner. XLVIII, 194 S.

Digitized by Google

14. Walpurgis. Zur Kunstgestalt von Goethes Faust. Von Julius Frankenberger. (Staat und Geist, Band 2.) Leipzig 1926, Ernst Wiegandt. 118 S.
15. Johann Melchior Goeze, Kurze, aber notwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers. Hamburg 1775, Privatdruck der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg 1925 in 200 Nachbildungen. 17 S.
16. Silhouetten aus der Wertherzeit. Aus dem Nachlaß von Johann Heinrich Voß und Carl Schuberts Silhouettenbuch herausgegeben von Hermann Bräuning-Oktavio. Darmstadt 1926, L. C. Wittich'sche Hofbuchdruckerei. Groß-8°. 59 Seiten und 90 Tafeln. Ausgabe A 500 Stücke in Halbleinen, Ausgabe B 150 Stücke auf echt Bütten.
17. Das Märchen von Goethe. (Das Gastmahl der Erzähler, Drittes.) Einband und Bilder von Fritz Lang. Mainz 1924, Matthias Grünewald-Verlag. Klein-8°. 76 S.
18. Goethes Märchen. Mit einer Einführung und einer Stoffsammlung zur Geschichte und Nachgeschichte des „Märchens" von Theodor Friedrich. Leipzig, Philipp Reclam jun. 248 S.
19. Italienische Reise von Goethe. Mit 80 Tafeln nach alten Kupfern herausgegeben von Alfred Kuhn. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 381 S.
20. Goethes Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum. Leipzig 1925, Insel-Verlag. Groß-4°. 347 Seiten mit 175 Bildern.
21. Goethes Morphologische Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Troll (Gott-Natur. Schriftenreihe zur Neubegründung der Naturphilosophie, herausgegeben von Wilhelm Rößle, Band 1). Mit 5 farbigen und 32 schwarzen Tafeln sowie 91 Abbildungen im Text. Jena 1926, Eugen Diederichs. 487 S.
22. Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. Leipzig, Insel-Verlag. XXX, 262 S.
23. Wilhelm Stölten, Goethe. Eine Einführung in sein Leben und Werk. Mit Federzeichnungen von Hanns Bock. Wülfingewode-Sollstedt 1926, Treueverlag. 154 S.
24. Goethes Leben von Wilhelm Bode. Bd. VIII: 1790 bis 1794: Vereinsamung, von Valerian Tornius. Mit zahlreichen Bildern. Berlin 1926, E. S. Mittler & Sohn. XII, 318 S.
25. Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J., neubearbeitet von Alois Stockmann S. J. Sonderdruck der Nachträge und Ergänzungen aus der vierten Auflage des II. Bandes. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. 32 S.
26. Brunold Springer, Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben. Ein Versuch. Berlin-Nikolassee 1926, Verlag der Neuen Generation. 87 S.
27. Intermezzi scandalosi aus Goethes Leben. (Zwölfter Bertholddruck.) Mit Zeichnungen von Louis Oppenheim. Berlin 1925, Schriftgießerei H. Berthold, Abt. Privatdrucke. Groß-8°. 32 S. 350 gezählte Stücke.
28. Die Bildnisse Carl Augusts. Herausgegeben von Hans Wahl. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 38. Band.) Weimar 1925, Verlag der Goethe-Gesellschaft. Klein-4°. 63 S. mit zahlreichen Bildern.
29. Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. Nebst zahlreichen unveröffentlichten Dokumenten aus der Goethezeit. Herausgegeben von Eduard von Bamberg. Mit 48 Bildern in Tiefdruck. Dresden, Sibyllen-Verlag. Groß-8°. 624 S.
30. Schloß Belvedere. Von Werner Deetjen. Mit 20 Abb. Leipzig 1926, J. J. Weber. 88 S.
31. Dreimal in Weimar. Erinnerungen an Goethe von Willibald Alexis. Mit einem Vorwort neuherausgegeben von Kurt Meyer-Rotermund. Wolfenbüttel, Hecknets Verlag. 20 S.
32. Die Wallfahrt nach Weimar. Besuche bei Goethe in Schilderungen bedeutender Männer. Gesammelt und herausgegeben von Willibald Franke. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 198 S.
33. Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit. Von Julius Petersen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit einem Faksimile und einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Eckermann. (Deutsche Forschungen, Heft 2.) Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. VII, 174 S.
34. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von Johann Peter Eckermann. 21. Originalauflage, herausgegeben von H. H. Houben. Mit 158 Bildern, darunter 3 Dreifarbendrucke, und 7 Handschriftenfaksimile. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 866 S.
35. Goethes Berliner Beziehungen. Von Erna Arnhold. Gotha 1925, Leopold Klotz. Groß-8°. VII, 456 S.
36. 1792 Goethe in Luxemburg. Eine philologische und geschichtliche Studie von Nikolaus Hein. Mit den Zeichnungen Goethes von Luxemburg und anderen Bildern. Luxemburg 1925, Hofbuchdruckerei Victor Bück. 111 S.
37. Göttinger Stammbuchkupfer mit Widmungen Goethes. Von Otto Deneke. Zum zweiten Anniversarium der Graetzel-Gesellschaft zu Göttingen. Sechs Kupfer mit Erläuterungen. Quer-8°. 12 Seiten mit 6 Tafeln. Privatdruck.
38. Goethe in Fonsmonsponsa. Von Karl Theodor Straßer. Hannover 1925, Hans Hübner. 156 S.
39. Euphrosine. Eine Geschichte aus Goethes Tagen. Von Grete Massé. Tübingen 1925, Alexander Fischer. 79 S.
40. Johann Jakob von Willemer, der Mensch und Bürger. Von Adolf Müller. Mit einem Vierfarbendruck und 9 Tafeln. (Frankfurter Lebensbilder, Band 8.) Frankfurt a. M. 1925, Englert & Schlosser. Groß-8°. VIII, 138 S.
41. Ludwig Richter und Goethe. Von Fritz Breucker. Mit 53 Bildern. Leipzig und Berlin 1926, B. G. Teubner. Klein-4°. 63 S.
42. Goethes religiöse Jugendentwicklung. Von Hans von Schubert. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 75 S.
43. Goethes religiöses Erleben im Zusammenhang seiner intuitiv-organischen Weltanschauung. Von Ernst Neubauer. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IV, 84 S.
44. Goethe und Plotin. Von Franz Koch. Leipzig 1925, J. J. Weber. VII, 263 S.
45. Die Lebensidee Goethes. Von H. A. Korff. Leipzig 1925, J. J. Weber. IX, 170 S.
46. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Max Hecker. Elfter Band. Weimar 1925, Verlag der Goethe-Gesellschaft. VII, 411 Seiten mit 5 Tafeln.
47. Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1916–1925. Frankfurt a. M., Druck von Gebrüder Knauer. IV, 252 Seiten mit 7 Tafeln.
48. Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Fünfter Band 1925. Mit sieben Bildtafeln und drei Faksimiles. Leipzig, Insel-Verlag. 323 S.

In den Schreckensläuften der Inflation versteckte der und der sein Hab und Gut auch in die „Sachwerte" der Goethe-Ausgaben. So wurden sie überall ausverkauft, selbst unvollständige Reihen den Verlegern aus den Händen gewunden, die Läden geräumt. Das hatte die wohltätige Folge, beim Eintritt ruhigerer Zeit zur verbesserten Herstellung der alten, zum Schaffen neuer Ausgaben anzu-

Digitized by Google

regen. So sehen wir nun in aufgefrischter Gestalt die verdienstvollste Leistung der Goethe-Gesellschaft, den Volks-Goethe (1) Erich Schmidts von 1909. Die Zahl der Bände ist die gleiche geblieben, äußerlich den Ansprüchen heutigen Buchgeschmacks gefällig entgegenkommend. Aber wichtiger ist die innere Erneuerung, das Verdienst Gustav Roethes. Er hat richtig empfunden, wie die letzten Jahrzehnte das Schwergewicht der Teilnahme an Goethes Schaffen verschoben haben. Dem Weisen, dem großen Verkünder der Gott-Natur, dem alten Goethe gibt jetzt die Menge derer, die sich zu ihm bekennen, vor dem jugendlich leidenschaftlichen Dichter den Vorrang. Erich Schmidt zweifelte noch, ob der zweite Faust der großen Gemeinde dargeboten werden solle; er ließ von den „Römischen Elegien" nur bescheidene Proben zu, hätte nie gewagt, das „Tagebuch" seiner Auswahl der Gedichte einzureihen. Jetzt kann, dank auch dem Entgegenkommen des Verlegers Kippenberg, das Gesamtbild nach allen Seiten hin ergänzt und berichtigt werden, ohne daß doch der Sinn der Ausgabe verändert wäre. Ja, er tritt durch die zeitgemäßen Zutaten reicher und richtiger zutage, um so mehr, da Roethe die edelste der Goetheschen Tugenden, die Pietät, in rühmenswerter Weise bewährte. Trotz der Vermehrung um vierzig Bogen — „Stella", „Natürliche Tochter", „Pandora", „Epimenides" usw. — empfinden wir das Wehen des gleichen Geistes, vor allem in der Erläuterung. Sie tastet den alten Wortlaut nur dort an, wo der Fortschritt des Wissens im Tatsächlichen zum Berichtigen zwang, schreitet überall auf den eingeschlagenen Wegen fort und führt so die Absicht, möglichst vielen die Geisteswelt Goethes zu erschließen, ihrem Ziel um ein gutes Stück näher.

Auch die Festausgabe, durch die das Bibliographische Institut in Leipzig sein hundertjähriges Bestehen feiert(2), gießt neuen Wein in alte, gründlich aufgefrischte Schläuche. Das will sagen: die Grundanlage entspricht den Richtlinien der Meyerschen Klassiker und verbindet somit elementare Erläuterung mit Eingehn auf die wissenschaftlichen Probleme, ein Verfahren, das möglichst vielen Bedürfnissen zugleich dienen will. Die bisher vorliegenden Bände sind in ihrem Hauptbestand früher einzeln erschienen und an dieser Stelle besprochen worden. Wesentliche Vermehrungen kommen der jetzt auf zwei Bände ausgedehnten Sammlung der Gedichte zustatten, und mit den Elegien sind, etwas unorganisch, die kleinen Dramen der Jugendjahre, „Fastnachtsspiele und Verwandtes" unter eine Decke gekommen, von Rudolf Richter sauber betreut. Die Krone bleibt der von Robert Petsch, dem Leiter der Ausgabe, besorgte und von neuem revidierte Faust. Das gefällige Äußere verdient eigenes Lob; nur läßt der allzu winzige Druck der Erläuterungen die große, verdienstliche Leistung nicht recht wirksam werden. Der Prospekt besagt ,daß der Gesamtumfang achtzehn Bände betragen werde. Darin sind nur die Dichtungen und autobiographischen Schriften enthalten; alle übrigen Seiten des Schaffens Goethes bleiben unberücksichtigt!

Ähnliches wie von dem Volks-Goethe des Insel-Verlags wird von der neuen Hafis-Ausgabe (3) angestrebt. Die zwölf Bände gewährten für einige dort fehlende Hauptwerke Raum; andererseits schränken die Beigaben sich noch strenger auf die Ansprüche solcher Leser ein, die vom Verkehr mit dem Genius durch keine historischen oder philologischen Interessen abgelenkt werden wollen. Deshalb wird hier nur erläutert, was das Verständnis des Wortlauts unmittelbar erschwert, und alles Einleitende bleibt auf den bescheidensten Umfang beschränkt. Für die Textgestaltung übernahmen drei junge, gewissenhafte Germanisten die Gewähr. Die Ausstattung will gute Lesbarkeit und schlichte Anmut vereinen. Der Preis ist der denkbar niedrigste.

Im stärksten Gegensatz zu den bisher genannten Sammlungen der Werke steht die wohlbekannte, an dieser Stelle häufig gekennzeichnete Propyläen-Ausgabe (4). Sie wendet sich an die happy few Stendhals, gibt ihnen in zeitlicher Folge den ganzen Goethe und ergänzt das Bild durch Briefe und Tagebücher. Jetzt wird sie durch Curt Noch, den auf diesem Gebiete bereits bewährten Herausgeber, besorgt. In schneller Folge erschienen die Bände 31—33, die aus den Jahren 1818—1820 alles zusammentragen, was sich diesem Zeitraum einordnen läßt. Die zeitliche Anordnung hat ihre unüberwindlichen Schwierigkeiten; aber Noch meistert sie mit fester Hand. Daß er dem früheren Grundsatz, nichts von Philologie laut werden zu lassen, durch Beigaben wichtiger früherer Fassungen und Paralipomena ein Schnippchen schlägt, soll ihm ebenso gedankt werden wie die Sorgfalt, mit der alle Steinchen der großen Mosaik zusammengetragen und für den Kundigen zum farbenreichen Bilde der immer wachsenden Geisteswelt Goethes gefügt sind. Druck, Papier, beigefügte Tafeln stehen auf der gewohnten Höhe.

Wenn erst der Propyläen-Goethe abgeschlossen sein wird, muß wohl, um der Vollständigkeit willen, so manches inzwischen aufgetauchte Geistesgut Goethes nachgetragen werden, um die Absicht der Vollständigkeit zu erfüllen. Aber der altonaer „Joseph", der Fund Pipers, braucht nicht eingereiht zu werden. Zu übereinstimmend haben die Urteilsfähigen seine Unechtheit erwiesen, von neuem auf Grund der Reimsprache Friedrich Neumann (5). Wieder ergibt sich die niedersächsische Herkunft des Versschmieds, der auch nicht einmal der Generation des jungen Goethe zuzurechnen ist.

Was wäre damit gewonnen, wenn sich wirklich erweisen ließe, der Knabe Goethe hätte diese lange, künstlerisch schon damals ungenügende Verserzählung reimen können? Hoch darüber steht schon das älteste, noch immer unselbständige Prunkgedicht des Fünfzehnjährigen, die „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Christi". Und in steilem Aufstieg gelangt er dann zu jenen letzten erreichbaren Höhen der Lyrik, wo in einem Luftbereich unendlichen Gefühls die festen Umrisse verschwimmen. Nicht leicht ist es, die Gebilde dieser Kunst in aller Tiefe und Weite zu erfassen. Für zwei von ihnen, „Ganymed" und „Herbstgefühl", gibt Alfred Biese (6/7) aus innigem Einfühlen willkommene Hilfen. An der ursprünglichen Gestalt, an den Vorstufen in anderen Gedichten Goethes, im „Werther" erweist er das innere Werden des wundersam dunklen „Ganymed", zeigt, wie ältere deutsche Dichtung vergebens zu gleicher Frühlings-Lyrik emporstrebte, und wirft einen belehrenden Blick auf das Ganymed-Motiv in der Malerei. „Herbstgefühl" wird geistreich, aber doch nicht ganz überzeugend in die schicksalsschweren, grausam-süßen Tage letzten Beisammenseins mit Lili, den September 1775, gesetzt. Doch das Herausheben des Künstlerischen und seelischen Gehalts aus den wenigen Zeilen zählt zu den Meisterstücken tiefeindringender Hermeneutik.

Ähnliches versucht auf dem scheinbar gesicherten Wege der Quellenforschung Geneviève Bianquis in ihrer Abhandlung über „Zueignung" und „Geheimnisse". Sie lenkt stärker als ihre Vorgänger den Blick auf Saint-Martins Schrift „Les Erreurs et la Vérité" und das bisher in der Goethe-Forschung unbeachtete„Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers". Die erste von beiden hat Goethe gekannt und mehrfach erwähnt, für seine Kenntnis der zweiten gibt es kein Zeugnis. Aber auch hier eröffnen sich recht ergebnisreiche Blicke in ein Denken, das dem in der „Zueignung" und den „Geheimnissen" abgeprägten nahe verwandt ist. Namentlich für die vielgedeutete Gestalt der Wahrheit, deren Hand den Schleier der Dichtung spendet, ergibt sich aus den analogen Vorstellungen Saint-Martins ein Sinn, der ohne Zweifel dem Wortlaut des Gedichts und der symbolischen Bedeutung der Erscheinung näher kommt. Auch anderwärts bei Goethe findet Geneviève Bianquis Spuren der Wirkung Saint-Martins, wobei indessen immer zu bedenken wäre, wie weit die herangezogenen Analogien nicht einfacher aus Goethes selbstgewachsenen Anschauungen zu deuten

Digitized by Google

wären. Gleichheit bedeutet nicht Abhängigkeit; dieser Grundsatz sollte bei jeder Quellenuntersuchung beachtet werden. Immerhin ist diese französische Arbeit ein Beweis inniger Vertrautheit mit Goethes Gedankenwelt und sorgsamer, zielbewußter Forschung, was leider von den meisten Erzeugnissen der modernsten Goethe-Literatur nicht gesagt werden kann.

Damit soll gewiß nicht das ausschließliche Daseinsrecht der älteren philologisch-historischen Betrachtungsarten behauptet werden. Ein Buch wie das Julius Babs (9) über den „Faust" steigt von der Grundlage des Werdens, wenigstens für den ersten Teil, zu einer Gesamterläuterung auf, die vor allem den Gang der Handlung und seine innere Bedingtheit klug erfaßt. Für den zweiten Teil wird zunächst der Hauptstrang des äußeren und inneren Geschehens verfolgt, dann jedes der Seitengeleise, was für unkundige Faustleser ein recht angemessenes Verfahren heißen darf, mag auch dabei das Bewußtsein des hier waltenden Kunstgesetzes und die Gesamtschau noch nicht erreicht werden. Im einzelnen fällt so manche feine, selbständige Bemerkung ab. Daß die Meinung über einzelnes anders lauten kann, ist bei diesem Thema selbstverständlich. So halte ich die Ausdehnung der Gretchentragödie nicht für ästhetisch dem Gesamtkunstwerk so schädlich, kann auch die „sichere Höhle" im Monolog „Wald und Höhle" nicht symbolisch-platonisch auffassen. Sachlich ist nur zu beanstanden, daß Goethe die Werke des Hans Sachs erst 1774 kennengelernt habe, was auch für den Beginn der Faustdichtung zu einer falschen Datierung führt.

Aber diese kleinen Einwände nehmen dem Buche Babs nicht den Charakter einer auf gründlichem Wissen und klarem Denken ruhenden, wertvollen Leistung. Wie selten sind solche an Zahl, verglichen mit dem Schwall der Faustliteratur! Jeder, dem bei dem großen Werk ein Einfall kommt, meint, er müsse dessen Verwirklichung als Goethes Absicht erweisen. So auch Ludwig Heilbrunn (10). Mit ungenauen Zitaten und gewaltsamem Unterlegen will er glaubhaft machen, in der Folge der Geschichtsperioden des Goetheschen Zeitalters, Feudalstaat, Revolution, Imperium, Reaktion, sei auch die Disposition des zweiten Fausts gegeben. Der von Chiron geschilderte Herkules, aber auch der Faust des Helenaakts ist Napoleon, und das Bacchanal am Schlusse dieses Akts gilt den Kosaken, Baschkiren und Tataren. Genug!

Da lobt man sich eine solide, ergebnisreiche Untersuchung wie B. H. van 't Hoofts über das holländische Faustbuch (11). Zwar können die einleitenden Abschnitte nicht viel neues beibringen und lassen vollständige Literaturkenntnis vermissen; aber was er zu seinem eigentlichen Thema sagt, ist selbständig und wertvoll. Er gibt genauere Kunde von dem Übersetzer, Karl Baten, der schon 1592 das Faustbuch holländisch herausgab, von dem Verleger und Drucker, untersucht gewissenhaft alle bibliographischen Fragen und räumt gründlich mit den Irrtümern der Vorgänger auf, vergleicht Vorlage und Übersetzung bis ins einzelne und stellt die Verbreitung auf holländischem und flämischem Boden fest. Dann kommt er zu den Lokalisierungen der Sage in Holland und endlich zu der sehr interessanten Faustikonographie (van Sichem, Matham, Rembrandt, Bilderschmuck der Volksbücher, die Bilderbogen). Dieser reich illustrierte Teil verleiht der Schrift auch für den Kunsthistoriker Anziehungskraft

Schwerlich wird dieser seine Aufmerksamkeit dem im Griffel-Verlag erschienenen Druck des ersten Teils (12) zuwenden. Denn es handelt sich nur um eine mechanische Verkleinerung der prächtigen Folio-Ausgabe mit den Radierungen Sepp Franks aus den „Meisterwerken der Weltliteratur mit Originalgraphik", und von der ursprünglichen Wirkung ist hier nichts mehr zu spüren.

Eine Verkleinerung anderer Art ist der von Paul Mederow für einen Abend eingerichtete Bühnenfaust (13). Hier fehlt im ersten Teil zum Beispiel Schülerszene, Auerbachs Keller, Hexenküche, die erste Marthe-Szene, Valentins Worte vor dem Sterben. Die Szenen am Kaiserhof beginnen mit zwanzig Versen aus der Herroldsrede, dann folgen als einziges Fragment aus allem bis zur Mutterszene Folgendem sechs Verse aus dem Auftritt nach dem Schloßbrand, der aber fehlt, so daß die Anfangsorte vom Flammengaukelspiel sinnlos werden, und von der ersten Hälfte des zweiten Akts gibt es nur ein paar winzige Fetzen. Dritter und vierter Akt drängen sich auf engstem Raum zusammen, die Schlacht und alles Spätere bleibt fort. Der Aufstieg der Seele Fausts setzt ein bei „Gerettet ist das edle Glied" und bringt im Anschluß daran nur die Schlußworte Gretchens, der Mater gloriosa und den Chorus mysticus. Mit starker Beredsamkeit sucht Mederow sein Unternehmen zu rechtfertigen. Aber hier kann nur die Aufführung entscheiden. Und diese hat, mir wenigstens, den Eindruck hinterlassen, daß hier keine künstlerische Befriedigung erreicht wird, ganz abgesehen von allen Argumenten der Pietät, der Rücksicht auf das Verständnis des Zusammenhangs und der Einzelheiten, der angemessenen und der inneren Bedeutung gemäßen Dimensionen. Dabei soll noch nicht einmal von Umstellungen, von vertauschten Sprechern, von so manchen entbehrlichen, nur um der äußeren Wirkung willen beibehaltenen Partien gesprochen werden. Wäre es möglich, den „Faust" in einem Abend auf der Bühne darzubieten, so ließen sich solche Kühnheiten ertragen, weil Wichtigeres dadurch erkauft wäre. Der hochgebildete, ernste Künstler Mederow hat Unmögliches begehrt und verdient dafür zwar die Liebe einer Manto, doch leider nicht den Beifall derer, die gleich ihm mit Hilfe der Bühnendarstellung die sinnliche Größe und Schönheit unserer erhabensten Dichtung allen Volksgenossen zum Bewußtsein bringen möchten.

Auch der Faust-Inszenierung gilt zum großen Teil die Arbeit Julius Frankenbergers (14). Er will das Intermezzo der Walpurgisnacht für die Bühne gewinnen, indem er die bildhaft-reale Natur der Stachelverse ans Licht stellt. Gewiß hat der Dichter auch hier nicht ohne visuelle Vorstellungen geschaffen; aber sie treten hinter der xenienhaften Hauptabsicht zurück. Und deshalb wird jeder auf den Brettern Heimische die Möglichkeit einer Publikumswirkung für ausgeschlossen erklären. Was sonst noch von zum Teil feinen und fruchtbaren Gedanken zur ersten Walpurgisnacht hier vorgebracht wird, steht unter demselben Zeichen eines selbstherrlichen, überall in die Untergründe bohrenden Denkens.

Zum „Werther" erschien außer der verdienstvollen Nachbildung der kleinen Gegenschrift des hamburger Hauptpastors Goeze (15) die prächtige Sammlung der „Silhouetten aus der Wertherzeit", herausgegeben von Hermann Bräuning-Oktavio (16). Aus dem Nachlaß von Johann Heinrich Voß und dem Stammbuch des göttinger Studenten Karl Schubert vereint sie sechzig Schattenrisse zu einer Galerie der besten Deutschen jener Zeit, Seitenstück des großen Denkmals, das Lavater in seinen „Physiognomischen Fragmenten" vor hundertfünfzig Jahren den Mitlebenden errichtete, und berichtigende Ergänzung der Silhouetten aus dem Merck-Kreise, die 1908 von Grünstein veröffentlicht wurden. Anziehende ungedruckte Briefstellen Mercks über Wesen und Wert der Physiognomik, gute biographische Nachweise zu den Bildern bezeugen den Geschmack und die Sachkenntnis des Herausgebers. Die Schärfe der Wiedergaben und die Schönheit der Gesamtausstattung machen diese Publikation zu einer Augenweide.

Bescheidener, aber doch schmackhaft ist die Gabe, die beim „Gastmahl der Erzähler" in Gestalt des „Märchens" aufgetischt wird (17). Zu seinen früheren Illustratoren gesellt sich Fritz Lang, nicht ohne Wirkung, aber doch mehr dem Humor als der großartigen Phantastik und Symbolik Genüge tuend.

Vollbefriedigt scheidet man von der Ausgabe der drei Märchendichtungen Goethes, die Theodor Friedrich besorgt hat (18). Auf über hundert Seiten bringt er alles bei, was sich an Zeugnissen zu diesem Gegenstand, an eingesprengten Märchenmotiven in den Werken, an Deutungen

Digitized by Google

der Zeitgenossen und der Nachkommen bis zur Gegenwart auffinden läßt, und liefert so für die geschichtliche Betrachtung wie für die eigene Auffassung des Lesers alle erwünschten Hilfen, das Ergebnis sorgsamen, von tüchtigem Wissen geleiteten Nachforschens. Dieser Reclam-Band gehört in jede Goethe-Bücherei; auch der Liebhaber wird ihn um des Gegenstands und der Beigaben willen mit Vergnügen genießen.

Gemischtere Gefühle weckt der Abdruck der „Italienischen Reise", eingeleitet von Alfred Kuhn (19). Sein kurzes Vorwort und die achtzig Bilder verdienen Dank, ebenso der gefällige Druck in der Unger-Fraktur; doch was soll man dazu sagen, daß mit dem Scheiden Goethes von Neapel das Ende da ist, also Goethes Schilderung des zweiten römischen Aufenthalts ohne ein Wort der Begründung fortbleibt?

Was demnach hier nur unvollkommen geleistet wurde, vollbringt mit höchstem möglichen Gelingen die Ausgabe des Insel-Verlags (20). Goethe selbst hatte schon geplant, die Schilderung seiner Italienischen Reise mit den eigenen Zeichnungen zu schmücken und zu ergänzen, und der Insel-Verlag verwirklichte diese Absicht im Jahre 1911. Jetzt tritt dieses herrliche Werk in noch vermehrter und verschönerter Gestalt zum zweiten Mal ans Licht, Zeugnis liebevollster Sorgfalt des Direktors des Goethe-Nationalmuseums Hans Wahl, mit den 174 in trefflichem Lichtdruck wiedergegebenen Bildern zugleich ein Anschauungsmaterial bietend, das für Goethes Künstlertum, für die ihm verbundenen Maler und Zeichner die reichsten Beweismittel gewährt. Für die monumentale Gestalt dieser Publikation erscheint kein Wort des Lobes zu hoch.

Musterhafte Buchgestalt ist keineswegs an Folioformat, Büttenpapier, geschmacksichere typographische und illustrative Leistung gebunden. Im Gegenteil: solcher Aufwand wäre fehl am Ort, wo es sich um ernsthafte Belehrung handelt. Hier ziemt ruhige Würde und reichliches Spenden aller Mittel zu dem angestrebten Zweck. Ein Muster in diesem Sinne ist äußerlich und, wie gleich gesagt sei, auch innerlich die erste Sammlung der morphologischen Schriften Goethes (21), ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Troll. Was der große Dichter als Bahnbrecher eines neuen Denkens bedeutete, ist schwerlich schon irgendwo so klar zutage getreten wie durch die glänzende Einführung Trolls in Verbindung mit den trefflich geordneten Zeugnissen. Als Haupttatsachen ergeben sich: die seit der frühen Jugend Goethes als Ahnung, dann als Gewißheit in ihm lebenden Überzeugungen von dem notwendigen Verzicht auf die teleologische Betrachtungsart, die dynamische Anschauung im Gegensatz zur anatomisch und mechanisch von außen aufbauenden, die Einheit in der Mannigfaltigkeit (schon bei Linné angedeutet, in seiner Idee der Identität der pflanzlichen Seitenorgane) und die daraus herfließenden Einsichten in die Natur des Organischen. So gelangt Goethe zum Gesamtbegriff der Morphologie, der Lehre von der Gestalt, der Bildung und der Umbildung organischer Körper. Neu wie die Konzeption ist auch die Methode, gegründet auf „anschauende Erkenntnis", auf ein Schauen, das Denken ist, und umgekehrt. Hinzu tritt die Idee der Polarität, bestätigt und erhellt durch Schellings dynamische Naturphilosophie. Sie geht aus von dem am Magneten und der Elektrisiermaschine Beobachteten; aber ihre Anwendung erstreckt sich auf Farbenlehre, Botanik (Gingko biloba), auf die gesamte Körperwelt, Äußerung immanenter Lebenskraft. Durch Trennung, Steigerung, Wiedervereinigung wird ein Drittes, Neues, Höheres, Unerwartetes hervorgebracht. „Steigt hinan zu höherem Kreise" heißt die Losung für alles organische Leben, bis im Baum für die Pflanze, im Menschen für das Tierreich der Endpunkt erreicht ist („Denn bist du erst ein Mensch geworden, Dann ist es völlig aus mit dir," sagt Proteus zu dem nach organischem Werden verlangenden Homunkulus). In den verbundenen Gegensätzen Liebe-Haß, Gott-Natur offenbart sich die Polarität auch im Bereich des Sittlichen und des Metaphysischen. Wie Goethes Denken den Rest rationalistischer Flachheit im zehnjährigen Umgang mit Schiller abstreifte, wie er von der Erfahrung zur Idee gelangte, wie er im Gegensatz zu Kants und Schillers Denkart bei seinem Platonikertum stehenblieb und wie daraus die Mystik seines Alters erwuchs, das schildert, an dichterische Tonart grenzend, der Schluß der Einleitung Trolls. Wir haben von ihr etwas eingehender berichtet, weil es gut wäre, wenn dadurch recht viele Goethe-Freunde zu den nachfolgenden Aufsätzen hingeführt würden. Sie werden bei der ersten Bekanntschaft mit Erstaunen wahrnehmen, daß Goethes Größe und die Einheit seines Wesens in ganz neuem, strahlendem Lichte am geistigen Horizont des Lesers aufsteigt, und die Wölkchen mangelnder Fachkenntnisse kann die Erläuterung des Herausgebers schnell zerstreuen. Er und der mutige Verleger verdienen für diese Gabe, zumal in solcher Notzeit des Buchhandels, einen Verdienstorden mit Eichenlaub und Schwertern.

Eine neue Gabe des Insel-Verlags erschließt von anderer Seite den Zugang in Goethes Wesenheit: die Briefe der Jugendzeit (22). Gustav Roethe führt in diese Zeit mit ihren großen Leiden und Freuden, mit den Menschen aus Goethes Welt kundig und warmherzig ein, mit Recht betonend, daß solche Ursprünglichkeit des Bekennens, solche Bildhaftigkeit und Ganzheit der Selbstspiegelung in den späteren Briefen nicht zu finden ist. Fast zu reich erscheinen die Erläuterungen. An welche Art von Lesern denkt Roethe, wenn er meinte, „Arkadien" und „Tempe", „Herkules am Scheidewege" und den Gebrauch der Masken in der römischen Komödie als unbekannt voraussetzen zu müssen? Aber immerhin wirft solches Verfahren eines Kundigen auf die schwindende Vertrautheit mit der Antike trübes Licht. In mannigfacher Hinsicht nutzbar erweist sich das große, mit reichen biographischen Angaben ausgestattete Namenverzeichnis, das die schöne Sammlung würdig beschließt.

Einen Gesamtüberblick, vornehmlich für die Jugend, gibt Wilhelm Stölten (23). Das gefällige Buch erweist sich in allem Sachlichen als zuverlässig, gut geschrieben, auch in die Untergründe weisend, obwohl der Denker und Forscher hinter dem Dichter fast ganz verschwindet und Probleme wie das der Mütter kaum gestreift werden. Vielleicht läßt solche Enthaltsamkeit diesen knappen Abriß besonders willkommen für Haus und Schule erscheinen.

Wen es nach genauester Kenntnis aller Einzelheiten des Goetheschen Daseins verlangt, der findet am ehesten Befriedigung durch Bodes Goethe-Biographie. Sieben Bände hat er vor seinem jähen Ende abgeschlossen, Material für die Fortsetzung hinterlassen. Sie wurde Valerian Tornius anvertraut, und gespannt greift man zu dem ersten von ihm verfaßten Bande (24). Der Thronfolger erweist sich in vielem seinem Vorgänger überlegen, muß er auch auf den von diesem gelegten, nicht immer zweckmäßigen Grundlagen fortbauen. Das strenge Innehalten der Zeitfolge reißt Zusammengehöriges nicht selten auseinander, hindert die Behandlung allgemeiner Probleme und gestattet nicht, die großen Linien beherrschend hervortreten zu lassen, wie überhaupt mehr das äußere Geschehen als das innere Werden in dieser Biographie zutage tritt. Gerade für den in diesem Bande behandelten Zeitraum von 1790–1794 wäre das stille Reifen der neuen, in Italien aufgekeimten Lebens- und Kunstanschauung als Wichtigstes einleitend oder abschließend zu schildern gewesen. Aber freilich konnte schwerlich die einmal gezogene und in sieben früheren Bänden eingehaltene Richtlinie verlassen werden. Und was unter diesen Umständen zu bessern war, hat Tornius redlich geleistet. Er schreibt gefälliger als der Namensvetter des einstigen „trockenen Geheimrats Bode" (S. 100), er frischt seine Schilderung häufiger durch zeitgenössische Schilderungen und Urteile auf, er vermeidet die ästhetischen und moralischen Zensuren, die Bode so gern austeilte.

Digitized by Google

Auch die Bilder bezeugen die sorgsame, glücklich nachspürende Tätigkeit des neuen Herrn, dem wir für die lange noch vor ihm liegende Wegstrecke Ausdauer und Glück wünschen.

Alois Stockmann bewährt solche Kraft in der neuen, vierten Auflage der von ihm erneuten Goethe-Biographie Alexander Baumgartners durch die Nachträge und Ergänzungen zum zweiten Bande (25). Sie beweisen von neuem die gewissenhafte Benutzung aller Literatur und, was mehr bedeutet, das gefestete Urteil Stockmanns. Auch der anders Denkende kann kaum irgendwo der oft ablehnenden Haltung ihr Recht absprechen.

Am schärfsten streiten die Meinungen wider einander, wo es sich um Goethes Religion und um seine Moral, sein Liebesleben handelt. Brunold Springer (26) meint, für die Sonderart der Goetheschen Liebeserlebnisse eine neue Begründung gefunden zu haben: weil er an Cornelia, die Schwester, mit unüberwindlicher Kraft gebunden war, deshalb konnte er keiner anderen Frau gehören. Seine schwere Krankheit von 1768 war wahrscheinlich eine Neurose, deren Kern die Liebe zur Schwester. Diese haßte den Vater und warf den Vaterhaß später auf ihren Gatten Schlosser. Auch ihr Elend war eine Neurose. Aus Eifersucht riet sie von der Heirat mit Lili Schönemann ab. Ihre eigentümliche Natur bedeutet eine „infantile Fixierung". Und wenn Goethe sich kaum um die dem Tode entgegensiechende Schwester kümmert, so ist das aus seinem Kampf zur Befreiung von der Schwesterliebe zu rechtfertigen, wozu freilich die „Philologen-Ethik" nicht gelangen kann. Ob auf dem Freudschen Wege, den Springer einschlägt, das Ziel einer Erkenntnis der unterbewußten triebhaften Faktoren sicherer zu erreichen sei, dünkt mich doch fraglich. Goethes Verhältnis zu seiner Schwester erscheint so, wie er selbst es schildert, völlig ausreichend und widerspruchslos erklärt, warum dahinter etwas suchen, was schon durch die Natur und das Äußere Cornelias nur mit Mühe annehmbar wird? Aber der Freudianer muß ja hinter der Aussage und dem Augenschein immer erst das eigentlich Wahre suchen, und er findet es nirgend anders als im verdrängten Triebleben. Wohin solches zwangsläufige Denken führt, das zeigt sich, wenn Springer das Geschwisterkind Mignon als Flucht Goethes in die Dichtung, seine „Geschwister" als Generalbeichte seiner Schwesterliebe deutet.

Der Titel „Intermezzi scandalosi aus Goethes Leben" (27) läßt vermuten, als solle der Leser in dunkle Abgründe gelockt werden. Aber keine Furcht! Es handelt sich um etwas sehr Harmloses: um die Dokumente der Dienstbotennöte, unter denen der Große ärger als so mancher kleine Sterbliche zu seufzen hatte. Die Einleitung des ungenannten „Philologus" berichtet auch von den sonstigen Nöten Goethes durch subalterne Geister und weiß sogar mit gutem Humor von dieser Region Fäden zum Schaffen und zu der Persönlichkeit des Dichters zu ziehen. Seine eigentlichen Wirtschaftsqualen begannen erst nach dem Tode Christianens. Ottilie kam ja bald als Schwiegertochter in das Haus am Frauenplan und hätte nach Recht und Gebühr das Zepter ergreifen sollen. Aber diese animula vagula war alles eher als eine Haushälterin, und so mußte der Alte die Last der Einkäufe, der Rechnungen, der täglichen Sorgen und allen damit verbundenen Ärger auf sich nehmen. Kam es doch so weit, daß er nachts die Wirtschaftsschlüssel unter sein Kopfkissen barg, um nicht bestohlen zu werden. Die hier vereinten fünf Dokumente stammen aus früherer Zeit, und sie geben belustigende Kunde, wie Goethe auch damals schon das Leben sauer gemacht wurde, zu Hause durch Köchinnen und Diener wie auf Reisen durch Überforderung eines böhmischen Gastwirts. Der sehr reizvolle Druck wird durch die heiteren Zeichnungen Oppenheims wahrhaft „illustriert".

Über der weimarer Welt der Goethezeit leuchtet als Jupiter das Gestirn Karl Augusts. Die Goethe-Gesellschaft spendete ihren Mitgliedern das von Hans Wahl bearbeitete Verzeichnis der Bildnisse des Herzogs (28). Der ausgesprochene Wettiner-Kopf, die untersetzte und früh zur Beleibtheit neigende Gestalt artete durchaus nach der Väterseite, zeigte nichts von der ins Weibliche übersetzten Fridericus-Erscheinung Anna Amalias. Ein tüchtiger derber Sinnenmensch ohne starke Geistigkeit tritt uns auf allen den Bildern entgegen, wo nicht schmeichelnde Pinsel den Eindruck verfälschen oder, wie von F. A. Tischbein, die konventionelle Glätte zeitgenössischer englischer Porträte erstrebt wird.

Wahl rechtfertigt sein Unternehmen auch damit, daß Schilderungen von Zeitgenossen für Karl August so gut wie ganz fehlen. Einen beträchtlichen Zuwachs empfingen wir in den Erinnerungen der Karoline Jagemann, von Eduard von Bamberg in einem stattlichen, reich mit Bildern geschmückten Bande herausgegeben (29). Die morganatische Gattin und der fürstliche Gemahl erscheinen hier in sehr freundlichem Lichte. Karoline, die gefeierte, früh in Mannheim zu Ansehn gelangte Sängerin und Schauspielerin, entschließt sich, in die Heimat zurückgekehrt, nur schwer, dem Werben ihres Landesvaters nachzugeben. Stehen ihr doch zahlreiche angesehene stattliche Männer zur Wahl für einen legitimen Ehebund, war es doch schon bis zur Verlobung mit dem Grafen Veterani gekommen. Und der „alte Sünder", der „alte Wollüstling", wie Karl August von Leuten, die ihn gut kannten, genannt wurde, schenkte noch in der Zeit, als er scheinbar nur für Karoline entflammt war, der Kammersängerin seiner Mutter, der Demoiselle Rudorf, seine Gunst und einem Sohne dieser Dame das Leben. Mit dem Jahre 1802, als Karoline dem Drängen des Herzogs sich ergibt, schließen die von ihr verfaßten Erinnerungen, das Bild einer Schauspielerjugend, über die sehr reizvolle Schilderung des äußeren und inneren Erlebens hinaus fruchtbar für weimarer und mannheimer Zustände und Menschen des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Für den nachfolgenden langen Zeitraum Karolinens gab es schon früher in den Werken von Pasqué, Wahle, Satori-Neumann, in den vielen Berichten über die große Epoche der weimarer Bühne mannigfache Kunde. Sie wußte den Fürsten bis zu seinem Tode fest an sich zu binden. Die Briefe an seine „liebe Alte", die treue väterliche Sorge um ihre drei Kinder bezeugen, daß hier eine rechte und echte Ehe erwuchs, und noch mehr: daß sogar die legitime Gemahlin, die Großherzogin Luise, der Beglückerin Karl Augusts über seinen Tod hinaus freundschaftlich dankbare Gefühle entgegenbrachte, daß der kleine Erbprinz mit den Halbgeschwistern spielen durfte, während freilich seine Mutter, die stolze Großfürstin, der Mätresse des Schwiegervaters stets die kalte Schulter zeigte. Für die Stellung Karolinens zu Goethe empfangen wir keine Belege, die unsere Anschauung ändern könnten. Die herrschsüchtige, durch die Gunst des Fürsten gestützte Künstlerin war dem Intendanten je länger je mehr überlegen, und er fühlte ihren Einfluß als höchst lästig. Bamberg beweist geringen Scharfblick, wenn er aus solchen Briefanreden wie „Meine schöne Freundin" eine wärmere Beziehung beider herauslesen möchte. Zeigt es sich doch, wie Karoline bei jedem Anlaß gegen Goethe auftrumpfte. Obwohl sein Verzicht auf die Bühnenleitung vielleicht nicht unmittelbar und ausschließlich ihr Werk war, sie hat doch sicher dazu beigetragen, daß er die lästig gewordene Bürde gern hinwarf. Damit hatte sie unbeschränkte Gewalt über das weimarer Theater erlangt. Länger als ein Jahrzehnt waltete sie nachher als Alleinherrscherin, nicht zum Segen der Bühne, auf der sie, den Fünfzigern nahe, in allen jugendlichen Paraderollen des Schauspiels und der Oper, von der Franziska bis zur Susanne, den bescheidenen Weimarern Beifall ablockte. Mit dem Tode ihres Beschützers sagte sie den Brettern Lebewohl. Die ferneren zwanzig Jahre ihres Lebens führte Karoline von Heggendorf das Dasein einer vornehmen, nicht sehr begüterten Witwe, in München, Mannheim, Berlin, Dresden, von den Höfen als Gleichberechtigte anerkannt und bis zuletzt umgeben von der warmen Freund-

Digitized by Google

schaft des liebenswürdigen, geistig hochstehenden Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz. Der Briefwechsel mit ihm, den Lebensabend beider aufs anmutigste beleuchtend, zählt zu dem Erfreulichsten, was dieses schöne Buch uns bietet. Der Herausgeber hat das Verdienst der Mitteilung wertvoller neuer Urkunden noch durch seine eigenen Beigaben wesentlich gesteigert. Seine Erläuterungen verlieren sich manchmal vielleicht etwas zu sehr in die Einzelheiten und in angrenzende Regionen, aber sie geben doch so viel zur Zeit- und namentlich zur Theatergeschichte, daß ihm für seine Sorgfalt nur Dank gebührt. Wer wollte zum Beispiel die mitgeteilten Briefe Ifflands missen? Und selbst die ausführlichen Freischütz-Berichte werden vielen Lesern anziehend sein. Zu den reichen literarischen Zutaten gesellt sich die Fülle der vortrefflichen Porträts und sonstigen Bilder, in Lichtdruck mit aller erwünschten Feinheit wiedergegeben, wie überhaupt das Werk auch buchtechnisch höheren Ansprüchen genügt.

Ein guter Teil des gemeinsamen Daseins Karl Augusts und Karoline Jagemanns hat sich in und um Schloß Belvedere abgespielt. Werner Deetjen schildert Geschichte und Erlebnisse dieses Lustschlosses (30) mit gleicher anmutiger Sorgfalt wie früher Ettersburg und gibt jedem Weimarpilger die Handhaben, um auch hier sinnend auf den Ruinen heiliger Vergangenheit zu verweilen.

Glücklicher waren die Besucher, die alles das als lebendige Gegenwart genießen durften. Unter ihnen war auch Willibald Aleris (31). Dreimal kam er von 1819 bis 1829 in Goethes Nähe, zweimal stand er vor ihm, und die sehr entgegengesetzten Eindrücke dieser beiden Begegnungen sind in einem farbigen Aufsatz niedergelegt. Es ist ganz gut, daß Kurt Meyer-Rotermund ihn mit ein paar einleitenden Seiten erneuert.

Wir erblicken Goethes Gestalt beleuchtet in verwandter Art, aber von verschiedenfarbigen Scheinwerfern in den durch Willibald Franke zusammengestellten Berichten (32). Neben der großen Sammlung Biedermanns behauptet diese kleinere ihr gutes Recht, nicht nur durch die selbständige, leichter übersehbare Auswahl, auch wegen dessen, was der kundige Herausgeber ein- und überleitend hinzugefügt hat. Er weiß über die Persönlichkeiten gut Bescheid und kann so ihre Aussagen nach Wert und Zuverlässigkeit abstufen.

Dabei legt Franke auch eine Lanze für die Persönlichkeit Eckermanns ein. Julius Petersens gründliche Untersuchungen über Entstehung und Glaubwürdigkeit der Gespräche mit Goethe (L. E. XXVII, 660) treten zum zweiten Male hervor (33), gemehrt und gebessert. Dabei wird selbstverständlich alles verwertet, was Houbens Publikation der Tagebücher Eckermanns für die hier behandelten Probleme inzwischen an neuem Material hinzugebracht hat. Petersen kann feststellen, daß seine früher gewonnene Anschauung in allen Hauptpunkten bestätigt, nur in wirklich unwesentlichen Kleinigkeiten berichtigt wurde. So handelt es sich in der Hauptsache um einen bereicherten Neudruck, bereichert vor allem auch durch zehn unbekannte Briefe von und an Eckermann und eine schöne Handschriftprobe. Über das eigentliche Ergebnis hinaus erfreut die Sauberkeit, die sichere und feine Methode, der gesunde Tatsachensinn, der hier im Gegensatz zu den ideengeschichtlichen Allgemeinheiten der Tagesmode überall zu solide begründeten und keineswegs im einzelnen aufgehenden Erkenntnissen gelangt.

Mit ihnen setzt sich H. H. Houben in seiner Neuausgabe der „Gespräche mit Goethe" (34) eingehend auseinander. Es ist leicht verständlich, daß er für seinen Eckermann, den geistig hervorragenden, gewissenhaften, fast immer auch in bezug auf Anordnung und Verknüpfung des Gesprächsinhalts dem tatsächlichen Verlauf folgenden Berichterstatter, eintritt. Aber welcher Anteil der tatsächlichen Erinnerung, was der absichtlich aus Goethes Werken schöpfenden oder aus anderen Quellen hineinarbeitenden Ergänzung zukomme, was von einem Tage auf den anderen umdatiert oder aus mehreren Unterhaltungen in eine zusammengezogen wurde — diese für den Quellenwert der Gespräche wichtigen Fragen scheint Petersen doch im ganzen methodisch schärfer zu erörtern und demgemäß zutreffender zu beantworten. Hyperkritik und Mangel an Ehrfurcht vor dem Buch, in das der Geist Goethes gebannt sei, werden von Houben dem Verfahren seines Gegners (so faßt er, nicht Petersen, ihr gegenseitiges Verhältnis auf) vorgeworfen. Aber der unbefangene Leser beider gewinnt eher den Eindruck, als wolle Houben womöglich keinen Makel auf der reinen Sachlichkeit Eckermanns dulden, während Petersen an die Aufgabe offenbar völlig unbefangen herangetreten ist, im übrigen jetzt mit fast den gleichen Hilfsmitteln wie Houben gerüstet. Daraus folgt, daß die psychologische Deutung vielfach abweicht: hier werden bewußte Eingriffe in das wirkliche Geschehen angenommen, die aus dem vorausgesetzten Charakter Eckermanns auch stets genügend begründet erscheinen, dort harmlose und gegenüber dem unbedingten Wahrheitsstreben nur als Versehen deutbare sachliche Mängel. Entscheidung für die eine oder die andere Begründung ist nur von Fall zu Fall möglich und deshalb an dieser Stelle ausgeschlossen. Im übrigen sei warm anerkannt, daß Houben mit unermüdeter Sorgfalt die Gespräche auch diesmal wieder, wie in allen seit 1908 erschienenen Auflagen, betreut hat. Der vielfach verbesserte, in der praktischen Registerform gegebene Kommentar und die wiederum reich vermehrten Bilder leihen dem neuen Druck des unvergänglichen Buchs erhöhte Anziehungskraft.

Es ist begreiflich, daß dem Weimar Goethes auch diesmal wieder eine stattliche Zahl neuer oder erneuerter Publikationen gilt. Gehörte doch sein ganzes Dasein seit 1775 mit geringen Unterbrechungen dieser Stadt. Von hier aus zog er die Fäden, die in alle Weiten liefen und Weimar allmählich zu einem Mittelpunkt der geistigen Welt werden ließen, während gleichzeitig Berlin aus einer Residenz unter vielen seiner Stellung als Hauptstadt des neuen Deutschlands entgegenreifte, schon damals mehr geachtet als geliebt. Goethe hat für die Stadt des großen Friedrich und seiner kleinen Thronfolger wenig übrig gehabt. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1778, weilte er ein paar Tage in ihren Mauern, und erst vor einem Jahre hat uns Otto Pniower (L. E. XXVII, 658) alles mitgeteilt, was über diesen kurzen Zeitraum zu erkunden ist. Er nahm damit einer großangelegten Behandlung des Themas „Goethe und Berlin" das Kopfstück vorweg, aber Erna Arnhold (35) hat sich den Kreis so viel weiter gespannt, daß dieses Vorwegnehmen sie kaum schädigte. In der Doppelliebe zur Vaterstadt und zu Goethe schuf sie eine Höchstleistung im Felde jener Literatur, die alles zusammenträgt, was den großen Namen mit dem einer Örtlichkeit verbunden erscheinen läßt: persönliche, wissenschaftliche, künstlerische, literarische Beziehungen. Deren ergeben sich für Goethe und Berlin Hunderte und Hunderte. Hier wurden so manche seiner Bücher verlegt, so manche seiner Dramen zuerst aufgeführt und kritisiert, hier fand er, namentlich unter den Jüdinnen, schwärmende Anbetung, hier arbeiteten zahlreiche der Künstler, die sein Bild formten. Musiker vertonten seine Lieder, einer von ihnen, der Kapellmeister Reichardt, sammelte den ersten geschlossenen Goethekreis und ein anderer, Zelter, war der treueste seiner Altersfreunde, ein dritter, der Knabe Felix Mendelssohn-Bartholdy, erheiterte mit seinem Saitenspiel den Alten, wie einst David den König Saul. So könnte man schier endlos fortfahren; aber das hieße nur, aus den tausend Einzeltatsachen, Zeugnissen, Schilderungen, die Erna Arnhold unermüdlich zusammengetragen hat, Proben herausfischen und die geschickte Anordnung zerstören. Kaum irgendwo wird es möglich sein, etwas zur Ergänzung beizubringen; die Belesenheit der Verfasserin ist außerordentlich zu nennen. Auch die gebildete Sprache, das Vermeiden der oft nicht leicht vermeidbaren Einförmigkeit muß gerühmt werden. Praktische Tabellen

Digitized by Google

(der in Berlin zuerst gedruckten und aufgeführten Werke, der von berliner zeitgenössischen Künstlern geschaffenen Goethe-Bildnisse, aller Goethe bekannten Berliner) gewähren schnelle Übersichten einzelner Teile jener Oberfläche, die in diesem großen Bande nach allen Seiten abgeschritten wird, mit jener innigen Hingabe und der Aufmerksamkeit für jede geringfügige Einzelheit, die der alten beschreibenden Naturwissenschaft eignete. Wer mehr fordert, wer etwa in die Tiefe des Gegensatzes goethescher und berlinischer Menschlichkeit hineingeleitet werden möchte, oder die Eigenheit der berliner Romantik und die Ursachen ihres Verhaltens zu Goethe zu erkennen forderte, der würde freilich hier vergebens suchen; aber das hieße diesem Geisteskinde einer hingebenden Liebhaberei Unrecht tun.

Verwandter Gesinnung entsprang die Schrift Nikolaus Heins (36). Aber Goethes Aufenthalt in Luxemburg, als er aus der Champagne heimkehrte, bedeutete eine der inhaltsärmsten Episoden seines Lebens, ohne jede weitere Folge, und so hätte es ganz gut bei der vor einem halben Jahrhundert erschienenen Schrift darüber verbleiben können. Vermag doch auch Hein die welterschütternden Fragen nach dem von Goethe bewohnten Hause, nach den Personalakten des Husaren Liser nicht völlig zu beantworten, und die drei neu aufgefundenen und hier wiedergegebenen Handzeichnungen Goethes nebst den breiten Auszügen der Literatur über den verunglückten Feldzug machen den Kohl nicht fett.

Wie eine lokale Beziehung mit hohen Persönlichkeitsreizen vereint werden könne, lehrt die anmutige Gabe Otto Denekes (37). Diese alten Blättchen erzählen mehr von Goethe und Göttingen als ein dickleibiges Sammelsurium von gleichgültigen Namen, Häusern, Daten.

Landschaftlich in der gleichen Gegend spielt eine harmlose Novelle Karl Theodor Straßers (38). Der abgebrannte Schauspieler kommt in der Kleinstadt wider Willen zu der Rolle Goethes und alles löst sich in ein sanftes, zärtliches Notturno. Ein gut erzählter, unterhaltender Spaß.

So gutes läßt sich von der Euphrosine-Novelle Grete Massés (39) nicht sagen. Sie hat sich in die Biographie Christiane Neumanns und die weimarische Theatergeschichte ihrer Zeit gründlich eingelesen, weiß auch die Hauptakteure – neben der Titelgestalt den Gatten Becker, Corona Schröter – lebendig hinzustellen, aber sie schreibt ein unerfreuliches Klischeedeutsch und kommt an den Klippen gefühlsseliger Damenschriftstellerei nicht ohne Schaden vorbei.

Da verzichtet man lieber auf den poetisierenden Aufputz und gibt einer etwas trockenen, aber überall auf den festen Grund der Urkunden gebauten biographischen Darstellung den Vorzug, wie der Adolf Müllers (40), die zum ersten Mal den Gatten Suleikas, Johann Jakob von Willemer eingehend schildert. Der frankfurter Bankier, seit 1777 zu Goethe in persönlicher Beziehung, schon mit 29 Jahren Senator seiner Vaterstadt Frankfurt und preußischer Geheimrat, gedieh durch die Finanzoperationen während der Revolutionskriege zu stattlichem Reichtum, schrieb politische Flugschriften und Theaterstücke und wurde zum Leiter und Mäzen der frankfurter Bühne. Hier fand er in der Schauspielerin und Tänzerin Marianne Jung seine dritte Gattin. Für zweitausend Gulden kaufte er die Fünfzehnjährige der Mutter ab, ließ sie mit seinen Kindern erziehen und vermählte sich mit ihr am 27. September 1814, gerade während Goethe in der Nähe weilte. Was die unmittelbar folgende Zeit brachte, die Freundschaft Hatems und Suleikas, ist allgemein bekannt. Alles war poetisches Spiel, Sommerfrischenstimmung, verfliegend mit den ersten Herbstfäden. So sah der Gatte heiter-gelassen zu, wie der große Dichter mit der begabten Frau in der angenommenen orientalischen Maske Gerbermühle und Heidelberg zu den Gärten von Schiras werden ließ. Schnell schwand nach der Trennung die Illusion und nur Briefe, ein Besuch Willemers in Weimar zeugten von fortdauerndem freundlichem Gedenken. Bis er 1838 starb (Marianne überlebte ihn um 32 Jahre), gehörte seine Kraft nach der Politik der Pädagogik, in der er sich Pestalozzi, Goethe und Fichte anschloß. Auch sein pädagogisches Ideal ist national, sozialistisch, sittlich und religiös. Es war der Mühe wert, von diesem würdigen Zeitgenossen Goethes in einer gründlichen, durch Bilder bereicherten Monographie zu berichten.

Aus einer anderen Welt kommend, gelangte Ludwig Richter erst spät zu einem inneren Verhältnis zu Goethe, dessen letzte Jahrzehnte noch in sein Dasein gefallen waren. Aber der aus Italien heimgekehrte, dem Christentum entfremdete Goethe konnte auch dann nicht der Seelenfreund Richters werden. So sagt mit Recht Fritz Breucker (41) in seinem hübschen Buch. Schmuck und Wert geben ihm die 49 Bilder Richters (zwei Rambergs und Kaulbachs sind zum belehrenden Vergleich der Behandlung desselben Motivs eingefügt, aber im Verzeichnis irreführend verwechselt). Mehrfach sehen wir Richter den gleichen Vorwurf wiederholt gestalten nicht immer so, daß die spätere Fassung auch die glücklichere wäre. Mit liebevoller Versenkung und reichen Kenntnissen begleitet Breuckers Text die reiche Schau.

Unter den Schriften, die ausschließlich der Geistigkeit Goethes gelten, nennen wir zuerst die Hans von Schuberts (42). Er richtet den Blick vornehmlich auf die dunkle Zeit zwischen Leipzig und Straßburg; mit vollem Recht, ist diese Zeit doch die, in der Goethe innigste Beziehung zum Christentum und seinen Bekennern gewann. „Dichtung und Wahrheit" kann hier nicht als zuverlässige Aussage gelten; Schubert hält sich an die gleichzeitigen Zeugnisse, zumal an die Briefe an Langer und erweist aus ihnen, wie innig Goethe sich damals Gott und dem Erlöser hinzugeben suchte. Allerdings ist schon in Straßburg, dann im „Brief des Pastors", im „Werther", im „Ewigen Juden", im „Faust" an die Stelle dieser positiven Gläubigkeit eine panentheistische Religiosität getreten, die mit Christus nichts mehr gemein haben wollte. Wenn Goethe diese Religion sein Christentum zum Privatgebrauch nannte, so konnte er dabei nur an den ethischen, nicht aber an den supranaturalistischen Gehalt der christlichen Lehre denken. Dies sei auch zu Anmerkung 52 des ungemein anziehenden Vortrags gesagt.

Warum Goethe den im Jahre 1768 eingeschlagenen Weg nicht zu Ende ging, das erklärt Schubert durch „das gewaltige persönliche Leben, das in ihm gärte und nach Eigengestaltung rang". Warum hätte er nicht im Christentum auch ferner den Anker in diesem inneren Wogen suchen und finden können? Zutreffender begründet, wie mir scheint, Ernst Neubauer (43) Goethes religiöse Haltung und das sie bedingende Erleben, indem er sie zu seinem Naturbegriff in engste Beziehung setzt: Gott in der Natur, Natur in Gott (freilich etwas anderes als Spinozas deus sive natura), Hingabe an beide und dies der Kern ebenso der jugendlichen Naturmystik wie der geklärten Altersweisheit. Die Behauptung des Ichs, für Schubert Ursache des Abfalls vom Christentum, ordnet sich diesem Denken ein: Systole und Diastole, Ein- und Ausatmen, Metamorphose und Steigerung, in Natur und Persönlichkeit die gleichen Grundprinzipien. Er bewegt sich „in der Region, wo Metaphysik und Naturgeschichte übereinandergreifen". Ihm ist die Idee in und mit der Anschauung gegeben, die Idee, ewig und einzig, manifestiert sich in allem, was wir gewahr werden und wovon wir reden können. Die Eigengesetzlichkeit der Individualität gebiert das sittliche Individualgesetz, die Treue gegen sich selbst, verwirklicht durch die Tat im Kampf durch die Polarität von Gut und Böse, im Verzichten und Entsagen unter Anerkennung der Ananke, der Schicksalsidee, die in der naturhaften Bestimmtheit der Wesensanlage und den von außen zuströmenden, scheinbar sinnlosen Umständen sich manifestiert. Hieraus fließt die Ehrfurcht vor dem Lebendigen, und sie muß um der eigenartigen Gefühlsbetonung dieses Verhältnisses willen als die Haltung der Seele dem Transzendenten gegenüber gewertet werden.

Digitized by Google

Der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu betätigen, daß er sich unterwirft und anbetet. In der Öffnung der Seele gegen das Göttliche, im Glauben, gewinnt der Mensch höhere schöpferische Kraft. Über den Tod hinaus währt die Tätigkeit der entelechischen Monade in Ewigkeit. Diese Andeutungen mögen dazu anreizen, die erste Gedankenreihe Neubauers an der Hand ihrer weit inniger gebundenen Einzelglieder zu verfolgen und sich dann der zweiten von ihm dargelegten Hauptlinie zuzuwenden, die kosmische Liebe und Sehnsucht, Gemeinschaft und Erlösung ebenfalls auf Grund der organischen Anschauungsweise Goethes verfolgt, um ihre Beziehung zum religiösen Erleben herauszustellen und die Fruchtbarkeit dieser Beziehung zu entfalten. Es lohnt sich wahrlich, dem von Neubauer gewiesenen Weg zu folgen; mag er auch an manchen unberücksichtigten problemreichen Abgründen in seiner Geradlinigkeit vorüberführen, er leitet doch so sicher und so genußreich wie kaum ein anderer zu der letzten Höhe goetheschen Schau ins Unendliche.

Die Blickrichtung weist in die gleichen Regionen, wie der seit dem späten Altertum durch alle Jahrhunderte fortlebende Neuplatonismus. Die Gedankenwelt Plotins, seines Begründers, ist die Goethes, vermittelt durch die Naturphilosophen an der Schwelle der Neuzeit, durch Shaftesbury, Leibniz, Herder, Winckelmann, Mengs, Hemsterhuis, Moritz und schließlich Schelling. Plotin gab Goethe „eine Art Alphabet des Weltgeistes". Der Organismusgedanke, die Polarität, die innere Form, die Kosmologie und Dämonologie Plotins haben von Jugend an auf Goethes Denken so eingewirkt, daß er den alten, durch mannigfache Vermittler ihm zugebrachten Besitz sich völlig aneignete und seinen persönlichen seelisch-geistigen Bedürfnissen gemäß anwandte, um sein eigenes Weltbild zu gestalten. Wie sich dies vollzog, zeigt zum ersten Mal in aller erwünschten Gründlichkeit Franz Koch (44). Mag er, von seinem Thema zu einer fast unvermeidlichen Einseitigkeit hingeführt, die heraklitischen, aristotelischen, platonischen, spinozistischen Elemente der goetheschen Universalität allzusehr zurücktreten lassen, mag auch das Einmalige des deutschen Denkers und Dichters gegenüber dem Traditionellen hier unterschätzt erscheinen, trotzdem zählt Kochs Leistung zu den förderlichen und dauernd wertvollen derjenigen Goethe-Literatur, die zum Mittelpunkt vorzudringen sucht. Wollte man zeigen, wo in dieser Mosaik eins der Tausende von Steinchen zu unrecht oder an falscher Stelle eingefügt sei, so würde das einen allzu großen Aufwand an Raum fordern.

Plotin verwandt erscheint Goethe auch in dem Grundgedanken, der die schöne Sammlung der Vorträge H. A. Korffs (45) zur Einheit werden läßt. Es ist der Gedanke der Vitalität, der geheimnisvoll überall waltenden Lebenskraft und die aus ihm fließende Bejahung. Jeder der fünf Vorträge erweist es an dem im Gegenstand gegebenen Stoff aus Goethes Welt. Ob Korff von dem Sinn des Goethischen Lebens spricht, ob er die Zeitfremde des Westöstlichen Diwans begründet, ob das klassische Humanitätsideal in seinem Werden und Wesen erklärt wird, ob die Wandlungen der Faustidee an uns vorüberschreiten — schließlich handelt es sich doch immer um das, was zuletzt dargelegt wird als die Lebensidee Goethes mit ihren beiden Komponenten Wandelbarkeit der Form und Konstanz der Art und Gesinnung, Metamorphose und das sie bedingende Aufwärtsstreben ihr Wesen.

Zieht Korff in immer anderen Variationen die Summe der Erkenntnis, so gleicht das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (46) einer Addition. Sie trägt kleinste und größere Einnahmeposten (manchmal auch in unterwertigen Valuten) zusammen, leider ohne den Jahresertrag in Form einer Bibliographie zu buchen, wie es doch wohl gesetzliche Pflicht eines solchen Forschungsorgans ist. Der jüngste Band bietet neue Spenden in stattlicher Zahl: die Festrede von Erich Marcks über Karl August als geistig stärksten Beitrag, zwei durch Hans Wahl vermittelte Karl August-Reliquien, Briefe Karl Augusts an seine Gattin von der Schweizerreise 1779, anziehend durch die ehrlich naturhafte Art des Herzogs, andere Karl August-Dokumente. Erst auf Seite 151 beginnt die Beschäftigung mit dem bürgerlichen Dichter Goethe, in der Hauptsache Mitteilen von Briefen und Erinnerungen, kommentiert in der üblichen Art, die keinen Anlaß zum Ausbreiten eines oft entbehrlichen Sachwissens versäumt. Aus dieser Flut ragen die große Abhandlung Rudolf Honeggers über Goethe und Hegel und der schöne, soziologisch unterbaute Aufsatz Fritz Brüggemanns über den „Egmont" als einzige durch selbständiges Forschen und Formen erzeugte Beiträge. Die Berichte über das Wirken der Goethe-Gesellschaft künden von erfreulichem Selbstgenügen, aber von einem weniger erfreulichen Mangel an Sprachgefühl: „die Wunden, die der Zahn der Zeit den Schlössern und Gärten schlug" (S. 372) und „Brücken, die die unvermeidlichen Risse der Zeit zu überspannen bestimmt sind" (S. 378) — solches Unkraut wuchert auf dem „heiligen Boden Weimars, an dem wir mit ganzem Herzen hängen" (S. 378). Die beiden zuletzt dargebotenen Stilblüten wurden aus einer Ansprache des Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft, Herrn Geheimrat Professor Dr. Roethe, gepflückt.

Mit Freude begrüßen wir die Auferstehung des Jahrbuchs des Freien Deutschen Hochstifts (47). Zehn Jahre hemmte die Not der Zeit das Erscheinen dieser ehrwürdigen Sammelschrift, die von jeher den in der casa santa und der Stadt des jungen Goethe waltenden Geist würdig vertrat. Der neue Band reiht sich seinen Vorgängern ebenbürtig an durch eine vielseitige Auswahl der Vorträge der letzten Jahre und andere Gaben. An der Spitze steht, nicht nur räumlich, die Rede des deutschen Gesandten in Kopenhagen, Gerhard von Mutius, zur Eröffnung der Goethe-Ausstellung, ein von hoher Geistigkeit und reifem Kennertum durchwehtes Bekenntnis. Ferner sprachen bei festlichen Anlässen über Themata des Goethe-Bereichs Alfred Biese, Otto Heuer und Hans Heinrich Borchardt, während Karl Vietor gründlich alles zusammenfaßte, was über Goethes Beziehungen zu Oliver Goldsmith zu erkunden ist. Beiträge aus dem Goethe-Museum treten hinzu, darunter die große Abhandlung Robert Herings über die Francofurtensiensammlung des Rats Goethe. Alles ist so dargeboten, daß neben dem Fachmann auch der Laie angezogen und gefesselt wird, ohne jene breitspurige und im Kleinkram erstickende Philologie, die auf dem Markte des Lebens nichts zu suchen hat. Wohltuend wirkt auch die Weite des hier umschriebenen Kreises; stehen doch zwischen den Goethe-Aufsätzen so manche aus anderen Gebieten.

Auch das dritte der Jahrbücher, das der Sammlung Kippenberg (48), greift über die Grenze der weimarer Welt hinaus. Kippenberg selbst klärt mit der ihm eigenen anmutigen Gründlichkeit die Bibliographie der ersten englischen Wertherübersetzungen, Pollmer beschließt seine mannigfach anregenden Auszüge aus Riemers Tagebüchern, Holzhausen liefert den sehr aufschlußreichen Bericht des Grafen Baussset über den Erfurter Kongreß, zahlreiche kleine Spenden und gute Bilder ergänzen die farbenreiche, nie ins tote Grau versinkende Farbenskala, Strahlen der Sonne Goethes im Prisma tatkräftiger Linse aufgefangen. Doppelt verdienstlich erscheint solches Schaffen in einer Zeit, von der wieder das, auf Seite 170 gedruckte Wort gilt: „Die Buchhändler haben kein Geld, und kein Mensch hat welches."

Wenn in diesjährigen Berichten von so zahlreichen neuen Goethe-Schriften zu sprechen war, wird vielleicht mancher Leser ungeduldig ausrufen: Claudite iam rivos, pueri; sat prata biberunt! Aber wir stimmen dem Ausspruch Riemers (S. 46 des Kippenberg-Jahrbuchs) bei: „Es ist eine recht banale Philister-Redensart, von geschlossenen Akten zu reden, zumal bei einem Manne wie Goethe. Als wenn irgend Akten geschlossen werden könnten über etwas, und am wenigsten bei Goethe, von dessen Äußerungen noch so viele zur Bekanntmachung übrig sind

Digitized by Google

und daher dazu kommen müssen; ferner als wenn nicht jede Zeit den Prozeß von neuem instruierte und nochmalige Revidierung der Akten unter veränderten Gesichtspunkten forderte! Geschieht es doch bei der Geschichte überhaupt und einer jeden insbesondere, daß man sich nicht mit der letzten Darstellung begnügt, sondern immer wieder neue versucht. Es ist eine rechte Philisteransicht eines Menschen, der nur eilt, mit einer Sache fertig — das heißt, sie los zu werden. Geschrieben steht's, nun geht mich's nicht mehr an."

Proben und Stücke

Aus „Perpetua". Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Von Wilhelm von Scholz.[1]

Lange mußte der freundliche Benediktiner von St. Ulrich, der dem Vater Breitenschnitt besonders wohlwollte, an dem Haus mit den selbst jetzt am Tage fest verschlossenen Läden, das leer und verlassen aussah, am Nachmittage pochen, ehe — noch nicht aufgetan wurde, doch Türengehen und Schritte innen in den hinteren Räumen erkennen ließen, daß die Bewohner nicht geflohen sondern darin waren. Geduldig harrte der leicht ergraute Pater aus, pochte wieder und wieder, bis endlich schwere, schleppende Schritte in die Nähe des Ladens kamen, an dem er stand. Noch immer antwortete niemand von innen. Aber daß jemand schon nahe am Fenster stand, das fühlte der Einlaß Begehrende so deutlich, als ginge eine blutende Herzwärme von dem geschlossenen Laden aus, der eben noch lebloses Holz war und Leere verschloß.

Da begann der Geistliche in den Laden, der ein kleines Astloch wie ein Ohr auftat, leise hineinzusprechen und bat und sagte: er suche Trost über das Unglück und könne ihn nur finden, wenn er mit denen ein Herzwort und einen Händedruck tausche, die es am tiefsten anginge. Es lasse ihn nirgends. Es hätte ihn hierhergetrieben.

Wieder schwieg er und hörte dann, daß ein Schritt zur Tür ging, und sah, daß die Tür ein kleines Spältlein geöffnet wurde und so blieb, ging nahe hinzu — es stand niemand mehr hinter der gelehnten Tür. Er öffnete und trat in das Haus, das wieder wie ausgestorben war, schloß hinter sich und tappte zur Werkstätte. Hier fand er den Meister in einer dunklen Ecke sitzen; er nickte dem Geistlichen auf dessen ersten Gruß und erstes Nahekommen schweigend zu, ohne sich sonst zu rühren. Bis er zu dem Sitzenden und vor sich hin Starrenden trat, ihn an die Schulter faßte und ihm sagte: er solle weinen, klagen, sein Herz ausschütten!

Der Alte schüttelte den Kopf und änderte seine Haltung nicht.

Nun nahm sich der Priester einen Schemel, setzte sich Breitenschnitt gegenüber, sich an den Tisch lehnend, und fing langsam zu erzählen an: Es sei vor Jahren gewesen und er noch jung. Da habe er gezwungenermaßen auch mit dem Hexengericht zu tun gehabt. Nicht eigentlich mit dem Gericht. Aber die Beichte habe er hören müssen, die am Schluß nach allen Verhören dem Tode voranging. Da sei es ihm nun auffällig geworden, daß keine der Frauen, die alle in der Folter die Sünde mit dem Satan und die Hexerei eingestanden, sie ihm nie gebeichtet und auf alle Fragen geleugnet, nicht um dem Tode zu entgehen, was dann aussichtslos war, und viele selbst mit inbrünstigem Flehen, daß er auch ihre Unschuld als Beichtgeheimnis ansehen und nicht verraten solle, was sie gesagt, damit man sie nun sterben lasse und nicht weiter martere.

Breitenschnitt hatte seine Haltung nicht geändert. Nur ging manchmal ein Zucken durch seinen Körper, das wohl versiegten Tränen nachfolgte oder von einem Schluchzen kam, das sich eigenwillig in den Körper des Mannes verschloß.

Der Priester konnte nicht erkennen, ob Breitenschnitt seinen Worten zuhörte oder ob nur seine Gedanken innen ihren Kreis gingen, stillstanden, wieder von neuem den Kreisgang begannen. Da fuhr er mit kaum hörbarer Stimme fort — als wolle er prüfen, wie weit entfernt die Seele des Alten sei — und fragte: ob es dem Vater wohl ein Trost sei, daß er, der Priester und Beichtvater so vieler verurteilter Frauen, fest glaube, daß keine einzige eine Hexe, sondern alle, wiewohl mancher anderen Vergehen schuldig, des Verkehrs mit dem Satan und der Hexerei unschuldig verbrannt worden seien?

Auf das hob Breitenschnitt den Kopf und sah den Sprechenden mit großen, noch nicht verstehenden Augen an. Aber der Priester fühlte, daß er ihn gewann, daß er ihn vielleicht trösten und ihm ein wenig Frieden würde geben können. Der Mönch, der Kinderlose, der die Kinder fremd kommen und zur Menschheit werden sieht, immer wieder, einen sich wälzenden Strom, der nicht das einzelne lieben darf, wie er kein einzelner ist, sondern nur dienendes Glied, begann nun dem Vater Breitenschnitt zu sagen, wie er und manche anderen Priester seines Ordens, auch Weltgeistliche und hie und da auch Laien im Rate der Städte durch Wort und Lehre dafür wirkten, daß es ein ander Ding mit den Hexenprozessen würde, daß sie allmählich aufhören sollten und ein Flecken von der Kirche und der Menschheit genommen werde. Freilich müßten sie es vorerst sehr heimlich tun, weil die Mächtigen noch an die Wahrheit all der aberwitzigen Beschuldigungen glaubten. Er aber habe all die Beichten aufgeschrieben, die er gehört, und andere seines Sinnes hätten das auch getan. So würde die Stimme der unschuldig Gerichteten nach dem Tode noch zeugen, und die Zeit würde kommen, wo es besser sei auf der Erde, darauf solle er vertrauen! wo kein Vater so werde um sein Kind weinen müssen wie heute er, Breitenschnitt. Jede, sagte er rascher und lebhafter, die jetzt starb, wird dann wie eine Märtyrerin sein für die Künftigen, die gerettet werden!

Breitenschnitt hatte aus all dem nur erst erfaßt, daß nach Meinung dieses Priesters sein Kind unschuldig verbrannt worden war. War das ein Trost oder goß es neue grausamere Bitterkeit in den Kelch? Breitenschnitt wußte es nicht.

Aber daß etwas in seine im Schmerz erstarrte Seele eingedrungen war und irgendein anderer Gedanke in ihm wurde, das löste den reglosen Krampf: er brach in Tränen aus, der Priester konnte ihm den Arm um die Schulter legen, ihn ein paarmal in der Werkstatt auf und nieder und wieder zu seinem Sitz führen und zu ihm sprechen.

Er sprach Nahes und Fernes, Dinge, die dem Vater eingingen, die schmerzten und doch leise zu heilen begannen, auch wohl manches, das abglitt, ohne zu der gequälten Seele Breitenschnitts zu gelangen. Er sprach davon, daß, wenn man absehe von diesem letzten Unglück, das Leben seiner Tochter Katharina doch sonnig und glücklich gewesen sei, eine schuldlose Kindheit —

Breitenschnitt sah vor sich hin und zuckte unmerklich die Achseln, als ob ihm nun alles erschüttert sei und alles nur in Zweifeln stünde; sein Auge sah vor sich, als ob es in ein Land voll grauen Regens blicke.

[1] Horen-Verlag, Berlin-Grunewald 1926.

Digitized by Google

Der Priester griff dann zur Nichtigkeit des Lebens als Trost: wie wirklich von einzelnen Menschen, ihm, dem Vater, der Tochter, wem sonst nicht viel Wesens zu machen sei, wie unendlich kurz die Zeit sei, die die Tochter so dem natürlichen Tode des Leibes vorangegangen, wie rasch Vater und Mutter ihr nachfolgen würden, in wie wenigen Jahren keiner mehr, kein Richter und kein Verurteilter, kein Henker und kein Leidtragender der Heutigen mehr sei, wie sie alle der Staub decken werde — da hatte Breitenschnitt genickt — und wie dann, da die Schuld Katharinens nicht groß sein könne und Eltern wie Priester sie mit Gebet recht sühnen wollten, dann nach dem Tode ihrer aller ewige Freude und Seligkeit harre. Da hatte Breitenschnitt still vor sich hin geschaut.

Um ihn nicht wieder in den Abgrund versinken zu lassen, hatte der Priester ihn daran erinnert, daß Katharina ja nicht sein einziges Kind sei, daß er in Perpetuen noch eine fromme liebe Tochter besäße, die ihm mit für die Verstorbene sein, sie ihm ersetzen werde.

Da hatte Breitenschnitt nach einer Pause den Kopf geschüttelt und widersprochen: Katharina sei die bessere gewesen, wenn auch vielleicht verführt und gefallen — er weinte eine Zeitlang — Maria trüge viel Schuld mit daran, dadurch, daß sie ihre Schwester verlassen und ins Kloster gegangen. Ihr stilleres, frömmeres Wesen hätte Katharinen, wäre Maria weltlich geblieben, vielleicht im Guten halten können. Statt dessen sei sie, nur für sich und ihr Seelenheil besorgt, ins Kloster gegangen und habe ihre Schwester verlassen. Nach einer Pause: und die Eltern auch.

Der Geistliche schüttelte freundlich-mißbilligend den Kopf: wer den Ruf in sich spüre, könne nicht anders als ihm folgen, dürfe nicht zaudern, müsse alles Weltliche vergessen und hinter sich lassen.

Ob denn wohl Eltern und Geschwister weltlich seien? ob Christus sich von Maria getrennt habe? und sie ohne seine Hilfe gelassen?

Der Priester sprach sanft auf Breitenschnitt ein, daß sie doch wahrlich noch nicht in dem Alter sei, anderen zu helfen, daß ihre stille schüchterne Seele selber der Hilfe und Stütze bedürfe und sie deshalb ins Kloster gegangen sei und sich den frommen Schwestern angeschlossen habe. Es könne ja wohl geschehen, daß, wenn man ins Kloster gegangen, später dann ernste weltliche Pflichten an den Christo Gelobten heranträten und ein Zagen und Zittern brächten, ob man recht gehandelt und nicht doch dem, was Gott gewollt, vorgegriffen —

„Ja, so ist es," fiel Breitenschnitt ein. „Es ist vorgegriffen, wenn man nicht weiß, was Gott von uns will! und eigenwillige Wege geht."

„Grübelt nicht! Wir können nur geduldig dessen harren, was Gott uns schickt. Liebt Eure überlebende Tochter mit aller Liebe, die Ihr habt!"

„Sie ist fern," sagte Breitenschnitt nach einer Weile, „und bleibt fern!" Er barg den Kopf in den Händen. Es war nicht erkennbar, ob er von der Lebenden oder der Toten sprach.

Parodien

II

Nach Waldemar Bonsels: Pennora

Ich weiß nicht mehr, ob es die Sehnsucht nach neuen Büchern war, die mich in die Nähe der Stadt führte, oder Nahrungssorgen — denn ich lebte seit Wochen nur mehr von Baumrinde und herbem, saftigem Eichenlaub, das in jenem Jahre bis in den November frisch blieb und nachts im Mondscheine tröstlich schimmerte, wenn das Schlafen auf den tiefverschneiten Äckern beschwerlich zu werden begann. Alle edle Einsamkeit, dachte ich, tut nur das Menschenheimweh nach tiefer Gemeinschaftk und und aller Kampf der Welt geht um Erkenntnis.

Da hörte ich aus der Ferne den Hufschlag eines Pferdes, und auf der Landstraße kam in gestrecktem Galopp eine Reiterin auf mich zu. Ich blieb ruhig stehen und sah ihr entgegen. Sie parierte einen halben Meter vor mir ihr schäumendes Roß und rief zornig: „Tritt zur Seite, Kerl!" Ich verbeugte mich und erwiderte: „Tritt der Mann zurück, so ist es um das Beste in der Seele des Weibes auch schon zur Hälfte geschehen, und was bleibt, ist — Erinnerung." Die Dame musterte übermäßig lange meine zerschlissene Kleidung, dann sagte sie: „Die Teilnahme des Weibes am aufrichtigen Gemüt des Mannes ist im Grunde gering, denn die Frau ist meist nur dort sachlich, wo sie völlig unbeteiligt ist. Haben Sie Hunger?" — „Es gibt keine Wahrheit, die unabhängig wäre von unserem Glauben," antwortete ich in Gedanken. Da sprang sie von der tänzelnden Stute und brach das Butterbrot, das sie bei sich trug, in zwei Teile. Wir aßen ernsthaft und schwiegen. „Ich heiße Pennora," sagte sie schlicht und setzte sich neben mich in den Schnee. Dann fuhr sie fort: „Und wie soll ich dich nennen?" — „Name ist Schall und Rauch," erwiderte ich, denn ich trug damals im Quersack, sorgfältig in mein anderes Hemde verpackt, ein Buch von Eichendorff, in dem ich im Mondschein oder beim Glimmen einer Zigarre, wie ich sie mir damals aus zartem Wurzelwerk drehte, viele nächtliche Stunden lang las. Sie sann meinen Worten nach, dann fuhr sie fort: „Das Weib ist nur dort Frau, wo es nicht Weib ist. Aber die Gattin ist durch die Dirne der Mutter ebensowenig verschwistert wie Gott dem Dämon."

Da sahen wir einander in die Augen, und es geschah uns das Leben, daß vor dem heißen Odem des Weltwillens der feuchtsilberne Schnee unter uns zugleich mit Vernunft und jedem Bedenken im Rausch verzückter Minuten dahinschmolz.

Dann erhob sie sich und strich sich das verwirrte Haar aus der bleichen Stirn. „Wer bist du," sagte sie, und mit der triebhaften Unfehlbarkeit des erweckten Weibes fügte sie hinzu: „Du bist ein Dichter!" — „Ich bin vielleicht nur ein Wanderer," erwiderte ich in Gedanken, „ein Wanderer zwischen Staub und Sternen." Ich erhob mich. „Ich bin vielleicht nur ein Lebendiger," sagte ich sehr schlicht.

„Also dennoch ein Dichter," flüsterte sie und fragte dann: „Warst du in Indien?" — „War Dante in der Hölle," frug ich sie wieder.

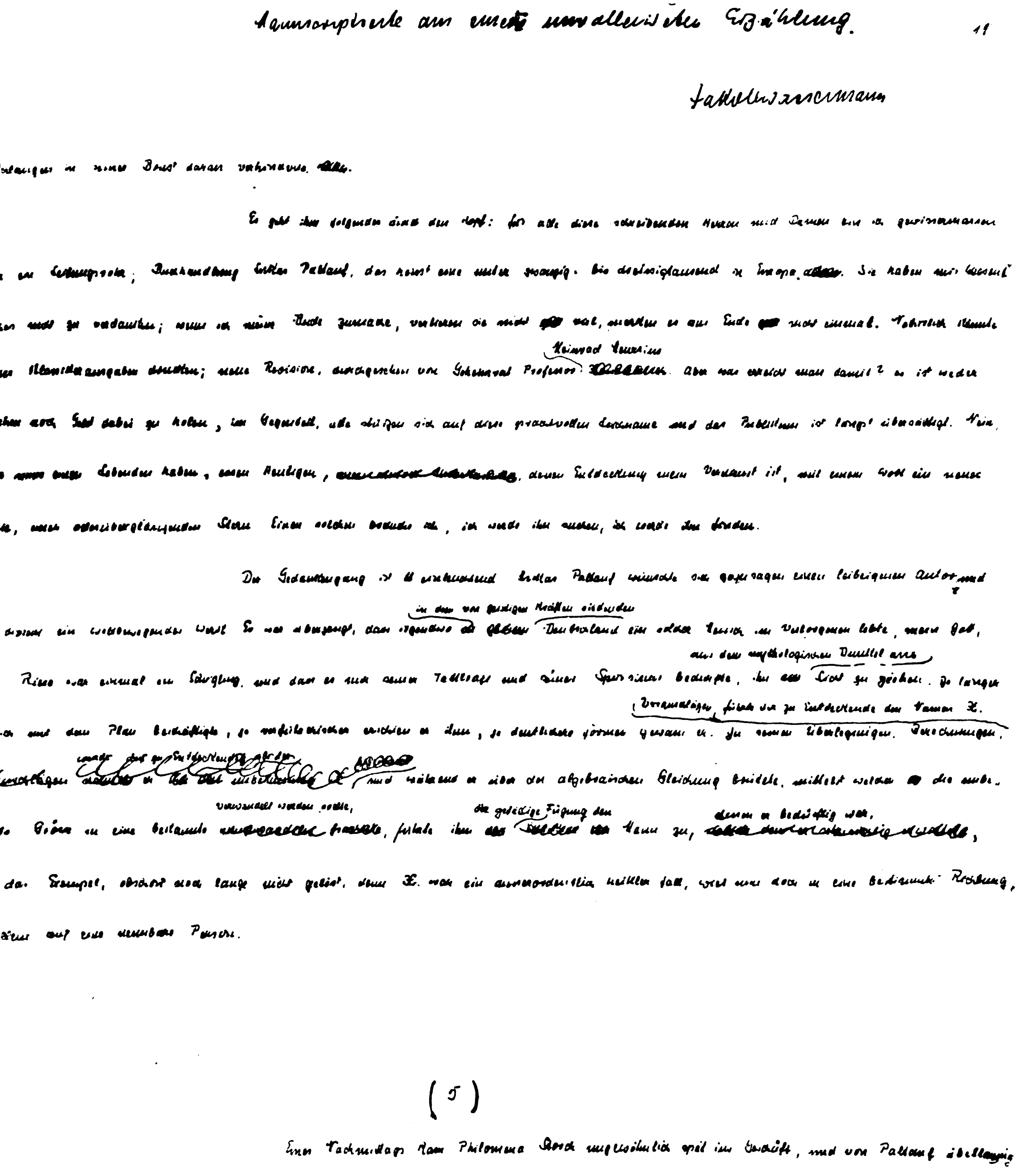
Und es war mir, als begänne mit allem bewußten Leben in uns Menschen der Abschied. So nickte ich ihr noch einmal zu, nahm meinen Stock und schritt langsam von dannen. Hinter mir war ein Laut, ein Amselruf oder vielleicht auch ein Schluchzen. Und in der Ferne brach die Sonne durch das Gewölk.

Wien — Robert Neumann

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Jakob Wassermann

(Originalgröße)



Manuskriptseite aus einer unvollendeten Erzählung.

Jakob Wassermann

(5)

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Hans E. Kinck

„Ein ebenso umfassend kultivierter wie vorurteilsfreier Geist. Seine Existenz wurzelt in dem norwegischen Volkstum, in dem ungebrochen Heimathaften. Aber sie hebt ihre Gipfel in die Regionen des freien, übernationalen Menschengeistes. Kinck besitzt Kraft, Bodenständigkeit, Urwüchsigkeit und daneben doch auch Weite, Kultiviertheit und Urbanität. Das Nordische hat ihn genährt, aber es gibt nur wenige, ganz wenige germanische Künstler, die mit gleicher schöpferischer Liebe, ohne sich daran zu verlieren, das Südliche umfaßten, die so sehr in der Kultur Italiens, insonderheit der Renaissance im wahrsten Sinne des Wortes zu Hause waren. Mithin: ein ganzer, seine Säfte weitspannender Kerl. Deutschland wird sich zu entscheiden haben, ob es das Urteil seiner bedeutsamsten Landsleute, daß Hans E. Kinck ein Platz neben Knut Hamsun und Selma Lagerlöf gebührt, anerkennen will oder nicht. Die Antwort kann — zumal gegenwärtig, da noch nicht hinreichend Bücher von ihm in deutscher Übersetzung zugänglich sind — niemand vorhersagen." Hans Franck (Generalanz. Stettin, Buch 322).

„Die Naturverbundenheit Hans Ernst Kincks ergibt sich aus seinem Lebenslauf. Geboren ist er im höchsten Norden Europas, in Oeksfjord in Finnmarken 1866 als Sohn eines Kreisarztes. Seit 1872 ist die Familie in Sätesdal, weiter südlich, 1876 in Hardanger, dem Ausgangspunkt der alten Wikingerfahrten. Kein Wunder daß wir eine Vermählung von Nord und Süd bei dem Dichter feststellen können, wenn wir hören, daß er sieben volle Jahre in Italien (bis 1903) zugebracht hat, nachdem das Studium klassischer und norwegischer Philologie absolviert ist.

Die Krisis der Kultur, die heute überall spürbar ist, hat Kinck in Norwegen schon zeitig erspürt und dargestellt in seinen Bauernromanen und Bauernnovellen, in denen er das stillose Schwanken, das aus dem Zusammenprall der neuen Zeit mit dem Althergebrachten resultiert, schildert." Rudolf Paulsen (Stuttg. N. Tagbl. 516).

„In den Menschen Kincks findet man bei allen auseinandergehenden charakteristischen Einzelheiten eine Menge tiefgehender Beobachtungen. Reiche Welt- und Menschenkenntnis hat sie gesammelt und eine Schöpferhand verwoben zu künstlerischer Form. Es ist zuweilen, als ob Gespenster die Stätten umflattern, in denen Kincks Menschen hausen, als ob ein Zwielicht über ihnen lagerte. Doch die kleinen Lichter, die bald hier, bald dort aufflackern, manchmal so spät, daß man bereits gefaßte Meinungen richtig stellen muß, verbreiten allmählich genügend Helle und eröffnen endlich weite und ergreifende Ausblicke in lebendigstes Leben. Die neuen Novellen Kincks, deren Erscheinen in deutscher Sprache von Haessel in Leipzig vorbereitet wird, besitzen wohl am meisten von dieser stark fesselnden künstlerischen Eigenart." Paul Wittko (Weser-Ztg., Lit. Beil. 292).

*

Zur deutschen Literatur

Über die neuaufgefundenen Handschriften Abraham a Santa Claras schreibt Karl Bertsche (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 45), vergleiche O. K. (Arb.-Ztg., Wien 320). — Dem „Klassikermystischer Dichtung", Angelus Silesius, widmet Bruno Wille einen Aufsatz (Münch. N. Nachr., Einkehr 72).

Einen Herder-Gedenktag, 150 Jahre seit dem Einzug in Weimar, begeht Stephan Kekule von Stradonitz (Württemb. Ztg. 229). — Goethes Ehrfurcht vor dem Kreuz behandelt Karl Justus Obenauer (Münch. N. Nachr. 324). — Von Schillers ersten dichterischen Versuchen spricht Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 526). — Schillers Begräbnisstätte nimmt Willi Beils zum Anlaß sympathischer Betrachtungen (Karlsr. Ztg., Wissensch. 264).

Zu der Frage „Mußte Kleist sterben" bringt Hans Schoenfeld Material bei (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 274). — „Immermann und seine Tat" würdigt Eberhard Moes (Germ., Ufer 45). — Ein unbekannter, stimmungsvoller, aber an Tatsächlichem armer Brief der Mouche über Heines Tod wird (Frankf. Ztg. 867 — 1 M.) veröffentlicht. — Wilhelm Hauff nimmt Arthur Friedrich Binz zum Thema (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 44).

Über Jeremias Gotthelfs Weg zur Kanzel schreibt Hans Bloesch (Bund Bern, Kl. Bund 47), ebenda schildert Walter Hopf Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder. — Adolf Pichler in der tirolischen Geistesgeschichte behandelt Josef Neumair (Reichspost, Wien 290), über Pichler in Deutschland schreibt Schweiger (Tirol. Anz. 267). — Heinrich Seidel als Tagesschriftsteller schildert H. Wolfgang Seidel (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 271, 272), dazu der Aufsatz von P. Berglar-Schröer (Kreuz-Ztg., Lit. 542). — Otto Stoessls Aufsatz über Raimund wird (Magdeb. Ztg. 589) wieder-

Digitized by Google

gegeben. — Neuaufgefundene Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben gibt Rudolf Schade (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 273) bekannt.

Das Bild von Emil Gött zeichnet Gustav Manz (Schlesw. Nachr., Nordmark 267). — Erinnerungen an Ernst von Wildenbruch bietet Robert Misch (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 258). — Ebenda (256) schildert Karl Strecker Richard Dehmel, den Bekenner. — Über Georg Trakl liegen zwei aufschlußreiche Aufsätze vor: von Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 518) und von Max Kolmsperger (Welt a. Sonntag, München 44). Einen weiteren Nachruf auf Berthold Litzmann gibt Franz Schultz (Frankf. Ztg. 840 A.). — Nachrufe auf Max Marterſteig veröffentlichten Karl Scheffler (Voss. Ztg. 525) und Carl Niessen (Köln. Ztg. 825). — Persönliche Erinnerungen an Franz Muncker legt Fritz Strich nieder (Münchn. N. Nachr., Sonderbeil. 327).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Amédée Vulliod äußert sich über Gerhart Hauptmann (Berl. Tagebl. 533), und die Stimme des Franzosen darf interessieren: „Es zielt, so scheint es mir, das ganze Schaffen Hauptmanns dahin: Mitarbeit zu liefern für Steigerung und Besserung des menschlichen Loses. Seit Anbeginn schied er sich dadurch von den entschlossenen Naturalisten; er gab nie zu, daß die Abschrift des Wirklichen genüge. Sondern Hauptmann steht da — wie ein ernster Zeuge, dessen haarscharfer Blick den tiefen seelischen Anteil nicht ausschließt. Beständiges, tausendfaches Eindringen des Leids in das menschliche Leben gönnt ihm keine Ruhe. Er fragt: wie weit wir mitverantwortlich sind." — Paul Ernst wird von H. Forstreuter (Magdeb. Ztg. 576) charakterisiert: „Eine Dichtererscheinung ganz für sich, abseits und wenig verstanden, geht Paul Ernst seinen eigensten Zielen nach. Er fand spät seinen künstlerischen Weg, vom Studenten der Theologie wandelte er sich zum sozialdemokratischen Politiker und brachte beinahe zehn Jahre in dieser Arbeit zu. Geschichtliche Studien und berufliche Erfahrungen im Verwaltungsdienst änderten seine Überzeugungen; er trennte sich von der Sozialdemokratie und fand in der Kunst einen neuen Lebensglauben. Er arbeitete nun nicht mehr im Sinne einer politischen Bildung für das Volk, er suchte durch sein Dichtertum auf die Menschen zu wirken. Seine Wesensart besitzt etwas Priesterliches, denn Schaffen beruht für ihn auf diesem Grundstein; die Lebensideale, die er in sich trägt, will er dem Volke wieder und wieder zeigen. Aber noch fehlt die ihm gemäße Form." — Gedanken zum Werke Hermann Stehrs legt Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 256) nieder: „Hermann Stehrs dichterisches Werk erhebt sich über der Dichtung dieser Zeit zu sinnbildlicher Gestalt. Keines anderen Dichters Werk ist in ähnlichem Sinne zugleich menschlich-sinnenhaft und zugleich tief verwurzelt im Übermenschlichen, Übersinnlichen. Hermann Stehr ist Religiöser und Dichter zugleich. In ihm lebt die Erkenntnis der Unbegreifbarkeit der Seele und der Welt, und wie tief er sich immer in die verschlungenen Gänge der Seele vorwagt, immer erscheint ihm ihr Wesen, die Einheit ihres Zwiespalts, zuletzt als Geheimnis, Spiegelbild des Geheimnisses der Schöpfung. Sein Name, sein Werk bedeuten sinnbildlich: Widerpart einer geschützten, ausgeglichenen ‚Humanität', Bekenner des gefährdeten, unsicheren Weges über die Grenzen des Begreifbaren." — Einen Aufsatz über Ernst Weiß leitet Paul Wiegler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 263) mit den Worten ein: „Ein Erzähler; selten Dramatiker (‚Tanja'). Auch Lyriker, in den rhythmischen Kreisen des ‚Versöhnungsfests'. Ein Autor von 14 Werken. Einer, der schon in seinem Anfang, mit dem Roman ‚Die Galeere', ein scharfes, geistiges Gesicht hatte, der schöpferisch ist wie nur ein paar außer ihm, und dennoch sich oft in Frage stellte, der nur durch härtesten Kampf zur Einheit gekommen ist und immer von neuem sich zergrübelte, von neuem die epische Form bezwang." — Über Josef Winckler liest man bei Carl Enders (Münch. N. Nachr., Einkehr 68): „Gerade die innere Selbständigkeit, die sich in solcher Originalität offenbart, die unbekümmerte Hingabe an sein Wesen, dessen Grundzug eine ausgesprochene Kulturprophetie ist, diese Unbekümmertheit, die sich bei ihm oft in burschikos-drastischer Weise äußert, ist ein Zug Wincklers, den wir bei ihm immer schon als Studienfreunde in Bonn bewundert haben." — Ebenda nennt Ernst Lissauer Felix Braun einen der liebenswertesten und reinsten unter den heutigen deutschen Dichtern. — Zu Friedrich Lienhards gesammelten Werken bemerkt Fritz Hartmann (Hannov. Kur. 530/31): „Dem deutschen Volke hatte sich der Dichter geweiht. Es wurde überfallen und überrannt, denn das Erlahmen der Reichsseele lähmte auch die Reichsfaust. Verloren ging die geliebte Wasgauheimat, das Edelsaß, wie der Dichter so gern den Namen umformt. Damit auch die selbstgesetzte Lebensaufgabe, dessen deutsche Seele wieder zu gewinnen dem deutschen Gefühl. Lienhard trägt schwer daran, wenn er auch sein Weimar fand. Aber weshalb ist ihm Obertal im Schwarzwald ein so lieber Sommersitz? Hinterm Ruhstein nach der Hornisgrinde zu ist eine Waldwiese, die wird gern besucht. Bei klarem Wetter sieht man von dort das Straßburger Münster. Gar oft schaut der Dichter wehmutsvoll von dort hinüber." — In einem Aufsatz über Hans Friedrich Blunck von Otto Ernst Hesse („Die Norag" 40) heißt es: „Hans Friedrich Blunck wird, da

Digitized by Google

er nun seine Wurzeln tief in die geschichtlichen Spannungen der Heimat getrieben hat, die Gegenwart Hamburgs, den heutigen Komplex Hamburg künstlerisch angreifen. Er ist kein Träumer und Phantast. Schon in seine Märchen geistert die moderne Stadt hinein, mit Eisenbahn, Hafen und Industrie. Dieser Dichter, der Märchen zu finden und zu erfinden weiß wie seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten keiner, hat jahrelang die Finanzen Hamburgs mitverwalten helfen." — Eine autobiographische Skizze „Mein Leben und Schaffen" bietet Robert Hohlbaum (Schlesw. Nachr., Nordmark 272). — An Klaus Mann rätselt Henry Bleckmann (Hannov. Kur., Gute Buch 542/43): „Es entstanden Bücher von schillernden und prachtvollen Worten, sorgsam gespickt die Sätze mit erlesenen Adjektiven, die Kommata klug und raffiniert gesetzt und das Gewicht der Gedanken damit oftmals variiert; alles deutete bald auf den Vater, bald auf den Onkel, was aber neu war, offenbarte sich in der Unbekümmertheit, mit der er seine gequälte und wilde Jugend entkleidete. Das nannte eine Welt, für die seine Bücher nicht bestimmt waren, Frivolität. Ein tief veranlagter Teil der Jungen aber war ihm dankbar." — Zu den Aufsätzen über Heinrich Federer zum 60. Geburtstag bleibt nachzutragen: Heino Schwarz (Rhein. Westf. Ztg. 703 und Wiener Ztg. 232); Tilly Lindner (Germ., Werk 27, 28).

Zum 60. Geburtstag von Georg Engel (29. Oktober) schreibt Fritz Droop (Schlesw. Nachr., Nordmark 255 u. a. O.): „Seine literarische Sendung war die Verinnerlichung und stilistische Verfeinerung des sogenannten Unterhaltungsromans." Vgl. auch: Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 252). — Zum 60. Geburtstag von Walther Nithack-Stahn liegen zwei Aufsätze von Waldemar Mühlner vor (Querf. Tagebl. 249 und Eisleber Tagebl., Heimatbl. 9), wo es heißt: „Ein stattliches Werk, das wir heute zu seinem Geburtstage überblicken können, ein Werk, für das sein deutsches Volk ihn dankbar grüßt. Es offenbart uns in dem Schöpfer eine Persönlichkeit, die in der ersten Reihe derer steht, die zu Führern der suchenden Menge berufen sind." — Zum 75. Geburtstag des Literarhistorikers Eduard Engel grüßt Hans Joachim Wegener (Köln. Volksztg. 839). — Zum 70. Geburtstag von Lotte Gubalke schreibt Paul Wittko (Saarbr. Ztg., Lit. 296), ihr Humor, sittlichen Ernst und Herzenshelle nachrühmend. — Den 50. Geburtstag des ostmärkischen Dichters Hans Rothhardt begeht Franz Lüdtke (Generalanz. Stettin 301), in ihm den „wirklichen" Dichter erkennend. — Zum 50. Geburtstag von Leo Sternberg sind folgende Aufsätze nachzutragen: Willy Arndt (Limb. Anz. 232), Carl Müller-Rastatt (Hamb. Korr., 7. Okt. 26), Alexander Baldus (Augsb. Post-Ztg., 7. Okt. 26), Max Spanier (Bresl. Ztg., 7. Okt. 26), Otto Stückrath (Rhein. Volks-Ztg. 231 u. a. O.), Heinrich Zerkaulen (Westfäl. N. Nachr. 233 u. a. O.), B. Litzinger (Berl. Lokal-Anz. 455).

Über Werfels Weg zum Drama bietet Erich Dürr eine aufschlußreiche Studie (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 10). — Ebenda findet sich eine Abhandlung über Rainer Maria Rilke von Otto Vöhringer, in der Rilke als religiöser Pantheist begriffen wird. — Eine stilkritische Untersuchung über Werfels Lyrik bietet Wilhelm Martin Esser (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 805).

Kritisch setzt sich Michael Birkenbihl (Köln. Ztg., Lit. Bl. 869) mit Robert Hohlbaum auseinander: „Daß den Vorzügen der Kunst Hohlbaums auch Mängel gegenüberstehn, ist klar. Sie liegen hauptsächlich in der Komposition. Sie hat etwas Chaotisches. Die Handlung entwickelt sich nicht in eiserner Konsequenz, sondern wird vielfach vom Zufall bestimmt. Zuweilen nähert sich der Dichter auch jener verdächtigen Technik von Rudolf Hans Bartsch, nach der in regelmäßigen Abständen gejauchzt und gelitten wird. Daß Hohlbaum dem Verfasser der ‚Bittersüßen Liebesgeschichten' eine verklärende Monographie gewidmet hat, scheint damit im Zusammenhang zu stehen. Meisterhaft ist die Sprache, die sich, jeder Modulation fähig, der Situation mit österreichischer Geschmeidigkeit anpaßt. Aber auch die Tugend kann zum Laster werden, und so wirkt das Geschraubte des Dialogs, das durch die Zeit gefordert wird, sich in seiner breiten Ausdehnung so aus, daß der Genuß des Werks zuweilen zur anstrengenden Arbeit wird. Das steht der Volkstümlichkeit Hohlbaums noch hindernd im Wege. Aber sein starkes Künstlertum wird es überwinden."

Über Wilhelm von Scholz' Roman „Perpetua" liegen zwei Aufsätze vor von Emma Vockerodt (Deutsche Allg. Ztg. 522) und von Hans Wyß (N. Zür. Ztg. 1897), bei dem es heißt: „So entsteht eine ganz eigentümliche Atmosphäre in diesem Werk, wo alles aufregende Geschehen vom ruhigen, vornehmen Bau der Sätze, den unbeteiligten, unwegigen Ton gedämpft und zugleich intensiviert ist. Sie ruft den Eindruck des Chronikartigen hervor, um so stärker, da oft eine Periode — zuweilen auch von schweren, den Gedankengang ändernden Einschiebungen unterbrochen — sich über mehr als eine halbe Seite hinwegzieht. Damit wird zwar ein überraschender Erfolg sinnlicher Gleichzeitigkeit erreicht, aneinandergereihtes Vorüberschweben der Bilder, aber die Plastik des Gesehenen abgeschwächt. Wie aber dies Werk im Monumentalen schließt: Perpetua, die Äbtissin, dem Kaiser das Reich aus den Händen nimmt, stehen wir schon ganz ins Ewige gewendet; erschüttert, nachdenklich vor diesem umfassenden, tiefen Geist, dem unser Wirken in der Zeit bestimmt ist vom

Digitized by Google

‚Walten höherer Mächte', wie es unsere Vorfahren nannten und wofür wir Heutigen kein Wortäquivalent besitzen." — Zu seinem „Tollen Professor" bemerkt Hermann Sudermann selbst (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 262): „Manches abschätzige Wort habe ich über ihn lesen müssen. Daß er moralischen Bankrott gemacht habe, weil er in jungen Jahren den Freitod wählte, das bestreite ich. Viel eher möchte ich denen ihre seelische Zahlungsunfähigkeit bestätigen, die nach einem Leben stumpfer Pflichterfüllung in ein überflüssiges Altersdasein hinüberdämmern. Und das ist noch Schicksal der Glücklichsten." — Zu Alfred Neumanns Roman „Der Teufel" bemerkt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1765): „Verdientermaßen ist Alfred Neumann der heurige Kleist-Preis zugefallen. Möge das Ansehen dieses Literaturpreises den Erfolg dieser reifen und in einem lauteren Sinne spannenden erzählerischen Leistung beflügeln helfen. Ein innerlich so welthaltiger, starker Roman verdient die weiteste Verbreitung." Vgl. Martha Charlotte Nagel (Hannov. Kur. 544/45; ebenda ein Aufsatz über Lernet-Holenia von Kurt Voß). — Über Alfred Brusts Roman „Die verlorene Erde" sagt Walther Harich (Schlesw. Nachr., Nordmark 261): „Alle kosmischen Triebe und religiösen Kräfte hinter diesen Menschen werden sichtbar gemacht. Aber auch alles tierhaft Menschliche, das von Urzeiten in uns lagert. Es gehört zu dem Umkreis dieses Kosmos. Wie die Bibel vor nichts zurückschreckt, vor keiner menschlichen Verirrung, so gibt es nichts, aber auch nichts, was Brust nicht in seinen Kreis zöge und ihm so viel Raum gäbe, wie es im Kosmos hat. Wie ein Moses nennt er alle Dinge beim rechten Namen, um sie aus dem Menschlichen auszubrennen. Das ist gut so, aber diese Partien werden Entrüstung erregen." — Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum" rühmt Will Scheller (Kasseler Post, Bücherpost 293): „Dem deutschen Volk, werden hier die Augen geöffnet über sich und die Welt von einem, der es liebt aus tiefstem Herzen und der die Welt kennt wie nur wenige, weil er hinter ihre Kulissen geblickt hat; und es wäre darum erstlich ihm, dem deutschen Volk, zu wünschen, daß Millionen dieses Werk in sich aufnähmen und daß es Millionen bedeutete, was es wirklich ist: ein Elementarbuch deutscher Notwendigkeit. Denn ‚Volk ohne Raum', das ist ja nicht bloß ein Romantitel, das ist einfach die Schicksalsformel für Deutschland, die freilich noch nie mit solch erschütternder Deutlichkeit ausgeprägt worden ist wie in diesem Roman." Tiefer greift die Auseinandersetzung von Max Hermann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 44). — Kritisch stellt sich Frisius zu Gustav Frenssens Roman „Otto Babendiek" (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 267): „Wer Frenssen liebt, wird in diesem Wälzer mit seinem Gemengsel aller möglichen Geschichten gerade das vermissen, was er in seiner Lebensgeschichte suchte: den wirklichen, den innerlichen Frenssen, mit seiner sorgenden Treue, seiner seelischen Hilfsbereitschaft und Menschenliebe." — Ein Buch deutscher Erhebung nennt Emil Reich (N. Fr. Pr., Wien 22276) Adele Gerhards Roman „Pflüger": „Schicksal haben wir erlebt, ist das Gefühl der edelrassigen Menschen dieses Romans. Doch nicht im Hader um Vergangenes, im Schaffen des Künftigen liegt das Heil. Darum Gruß und Dank dieser Mahnerin zur Erneuerung, dieser Kennerin des Lebens und Könnerin der Kunst. An jedem unverschleierten Abgrund und höllischen Grauen führt Pflügers Weg dahin, doch aufwärts zur Höhe. Es ist der Roman der Wiedergeburt des deutschen Volkes durch Not und Jammer und mag Wirklichkeit werden in Tausenden durch ihn geweckter, gestärkter junger Seelen, ein Ruf der Sehnsucht, die auch in uns an der Donau webt ..." — Von Carl Bulckes Roman „Balzereit" sagt Martha Charlotte Nagel (Hannov. Kur., Gute Buch 451): „Es ist die geisterhafte Undurchdringlichkeit eines von Schlaf umflossenen Erlebens, die Bulcke gestaltet hat und mit der er sich neben dem allzu gläsernen Zauberberg behaupten darf." — Zu Jakob Schaffners Roman „Das große Erlebnis" liegen zwei Aufsätze vor von Carl Albrecht Bernoulli (N. Zür. Ztg. 1756) und von Hans Honegger (Bund, Bern 493), bei dem es heißt: „Schaffner ist uns geradezu ein erbaulicher Trost, daß auch den Schweizern, trotz ihres so wohl geordneten Staats- und Gemeinwesens, noch nicht die Fähigkeit zu richtig-ursprünglichem, kühngewagt-weltmännischem Denken, das zu geistig schöpferischen Leistungen führt, abgegangen ist. Allen Schweizern, die noch geistig suchen und die Welt voll ungelöster Probleme sehen, allen ‚Eberhard-Schweizern' wird dieser neue Roman Schaffners zweifellos eben ein — ‚großes Erlebnis' sein!" — Thomas Manns „Unordnung und frühes Leid" rühmt ein Aufsatz von Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 1820), der es ein „Edelstück deutscher Prosa" nennt. — Den Roman von Arnold Ulitz „Christine Munk" empfiehlt Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 309) als ein Buch des Herzens. — Zu Hans Roseliebs Spanienbüchern bemerkt H. H. B. (Germ., Werk 28): „Roseliebs Stil ist in den spanischen Geschichten irgendwie von der Helle und Weite des mittäglichen Landes berührt: klar, durchsichtig, leicht und gelassen erzählt er, ohne die Herbheit, die man stellenweise in seinen früheren Arbeiten antraf. Und weit, aber gerundet ist die Spannung seiner Geschichten: sie umschließt zur Einheit Menschen und Landschaft und Atmosphäre, und bildet eine Ganzheit, hinter der immer die bewegende, ewige Kraft spürbar wird, die zeit- und raumlos Vergehen und Werden umschließt."

*

Digitized by Google

Zur ausländischen Literatur

Die Tragikomödie der Shakespeare-Frage behandelt H. Jansen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 67). — John Milton nimmt O. K. zum Thema (Arb.-Ztg., Wien 310). — Wertvolle Ausführungen über Lawrence Sternes „Tristram Shandy" bietet Rudolf Kaßner (Frankf. Ztg. 841 — 1 M.). — Das Phänomen Shaw behandelt Eberhard Moes (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 840), Shaw in französischer Beleuchtung zeigt François Crucy (Prag. Pr. 315). — Über Joseph Conrad schreibt Carl Einstein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 260). — Jack Londons Bild zeichnet Walther Petry (Magdeb. Ztg. 594). — Romane, von denen man in England spricht, erörtert Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11839). — Die englische Literaturgeschichte von Bernhard Fehr würdigt L. L. Schücking (N. Zür. Ztg. 1753).

Über Rousseau auf der St. Petersinsel schreibt Pierre Kohler (Bund, Bern, Kl. Bund 46). — Ein Bild von Voltaire nach seinen Briefen zeichnet Ransohoff (Frankf. Ztg. 877 — 1 M.). — D'Alemberts philosophische Bedeutung erörtert Rudolf Fueter im Anschluß an Maurice Mullers D'Alembert-Studie (Payot, Paris), (N. Zür. Ztg. 1779). — Über Verhaeren liegen zwei Aufsätze vor von Stefan Zweig (Berl. Börs.-Cour. 551) und von Ch. Brütsch (N. Zür. Ztg. 1924). — Über Paul Valéry liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Max Rychner (N. Zür. Ztg. 1796); Georg Freiherr von Stiefencron (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 258); Gonzague de Reynold (Bund, Bern 478); André Germain (Berl. Tagebl. 521); R. K. (Germ. 510); „Gespräche mit Valéry" W. M. (N. Zür. Ztg. 1796 und 1805); „Rilke und Valéry" H. R. von Salis (Bund, Bern, Kl. Bund) 45. — André Gides „Falschmünzer" analysiert Philipp Krämer (Deutsche Allg. Ztg., Welt 510). — Über Francis Jammes und sein „Paradies der Tiere" schreibt Paul Adams (Münst. Anz., Weg d. Zeit 13). — Die mystische Krise in der französischen Literatur der Gegenwart erörtert Bernard Fay (Germ., Ufer 45). — Die Anatole-France-Erinnerungen würdigt Friedrich Markus Huebner (N. Bad. Landesztg., Kunst 553).

Pietro Aretino nimmt Alfred Semerau zum Thema (Frankf. Ztg. 809 — 1 M.). — Eine Studie von Eugenio Morreale über Pirandello wird (N. Zür. Ztg. 1864, 1871) bekanntgegeben.

Zu Unamunos Hauptwerk „Don Quichotte und Sancho" äußert sich Paul Baudisch (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 43).

Über J. J. Baggesen schreibt Otto Zürcher (N. Zür. Ztg. 1888). — Den neuen Roman von J. Anker-Larsen „Pastor Nemos Heimsuchung" würdigt Hugo Marti (Bund, Bern 465).

„Ferien bei Tolstoj" schildert Theodor von Hafferberg (Köln. Ztg., Lit. Bl. 833, 839, 845, 853). — „Wenn Tolstoj sich unterhielt" plaudert Celso Maria Garatti (Prag. Pr., Dicht. 46). — Über Dostojewskis Leben in Sibirien findet sich ein Bericht (Köln. Ztg. 845). — Erinnerungen an Leonid Andrejew bietet A. Andrejew (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 266). — Über die Krise der russischen Gegenwartsliteratur berichtet Erwin Honig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 265). — Unser Verhältnis zur russischen Literatur erörtert Otto Heuschele (Saarbr. Ztg., Lit. 302).

* * *

„Das Auslandsdrama der deutschen Bühne der Gegenwart." Von Fred A. Angermayer (Gen.-Anz., Stettin, Buch 301).

„Die Dichter-Akademie." Von M. Charol (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 256).

„Volkheit, Goethe und Mythos." Von Eugen Diederichs (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 264).

„Die Originalität der römischen Literatur." Von Eduard Fränkel (N. Zür. Ztg. 1934).

„Augurenlächeln?" Antwort an Frau Elisabeth Förster-Nietzsche. Von Gustav Kirstein (N. Zürch. Ztg. 1808).

„Chronik des Dramas." Von Ernst Lissauer (N. Wien. Tagbl. 8. Nov. 1926).

„Zensur? Zensur!" Von Werner Mahrholz (Voss. Ztg. 526).

„Zum Schund- und Schmutzschriftengesetz." Von Fr. Muckermann S. J. (Köln. Volksztg., Schritt 856); vgl. (Germ., Ufer 47).

„Unter Dichtern und Denkern." Von Robert Musil (Magdeb. Ztg. 567).

„Das Schmerzenskind der deutsch-schweizerischen Literatur." (Drama und Theater.) Von Joseph Oswald (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 815).

„Randbemerkung zur heutigen deutschen Literatur." Von Adolf Saager (N. Zür. Ztg. 1910).

„Phantasie und Logik im Geist der Sprache." Eine Plauderei für besinnliche Leute. Von Erich Schlaikjer (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 268).

„Die Leuchte." Ein Wort zu Schillers Gedichten. Von Rudolf Alexander Schröder (Münch. N. Nachr. 301).

„Über die Zukunft des katholischen Elementes in der deutschen Literatur." Offener Brief an Franz Herwig. Von Otto Steinbrinck (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 47).

„Fünf Dichter, die im Felde blieben." (Ernst Stadler, Alfred Lichtenstein, August Stramm, Otto Braun, Georg Trakl.) Von Alfred Wolfenstein (Berl. Börs.-Cour. 543).

„Im Ringen der Zeit." Jungkatholische Dichtung und Literaturwissenschaft (Hans Roselieb). (Germ., Ufer 44.)

„Romane über den Völkerbund." (Köln. Ztg., Lit. Bl. 826.)

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Radio-Wien. III, 7. (Wien.) Ein Erinnerungsblatt an den so früh dahingerafften, unvergeßlichen und fortwirkenden J. J. David! Marianne Thalmann schreibt und sagt:

„Soweit David in die Landschaft hinaushorcht, hört er werdende Stürme, sieht er Spätherbst, Dämmerung und Schatten. Es ist der ungeheure Spürsinn für Auflösung und Verfall, für Brüchigkeit und Niedergang. Davids Stimme ist die des entgleisten Provinzlers unter den Gewordenen der Großstadt. Aber auch die Stimme des Hasses, die an Zolas ‚J'accuse' anklingt. Das Schicksal der Rougon-Macquart, in österreichische Landschaft versetzt, wird wieder vor uns lebendig, gerade in jener Zeit, in der Wien bezeichnenderweise unter dem Eindruck von Schnitzlers ‚Reigen' stand, dem Kaleidoskop der Übergänge.

Übergang, wohin man blickt. Menschen stehen zwischen den Zeitaltern, entgötternde und zugleich auch selbst entgötterte Menschen. Die gesicherten Werte sind verloren. Die Lebensformen des Bürgertums sind in Auflösung begriffen. Und an allen Gittern stehen fremde gierige Zaungäste, die Einlaß begehren. Ihr Dichter ist J. J. David. Die Erkenntnis des Allzumenschlichen wird der Erfahrungssatz seines Lebens. Diese Erkenntnis allerdings wird ihm als das Ergebnis des tiefsten Schmerzes und der absoluten Skepsis beschieden. Und deshalb ist für David der rüttelnde Schmerz auch immer wieder der Urheber neuen Kraftbewußtseins. Und der Blick des Dichters kehrt um so liebevoller von den Tiefen und der Zwecklosigkeit der Ewigkeitsgedanken zu den kleinen Zügen der Wirklichkeit zurück. Denn dieses Leben ist das einzig feststehende."

Die Weltbühne. XXII, 43. (Charlottenburg.) Hellmut von Gerlach zeichnet das Bild der jüngstverstorbenen Annemarie von Nathusius und sucht sie aus ihrem sozialen Milieu zu begreifen:

„Man kann sie weder als Schriftstellerin noch als Mensch ganz verstehen, wenn man nicht das Milieu kennt, in dem sie aufgewachsen ist. Ihr Vater, Philipp von Nathusius, Besitzer der großen Herrschaft Ludom im Posenschen, Chefredakteur der ‚Kreuz-Zeitung', verkörpert das Feinste und Geistigste, was es im alten preußischen Junkertum gab. Und war doch zugleich von einem Adelshochmut, der an Borniertheit grenzte. Er war im Grunde ein durchaus anständiger Kerl — und machte sich doch gar kein Gewissen daraus, Geld zu borgen, wo er's nur kriegen konnte, und dabei Versprechungen zu machen, wie sie ein einfach bürgerlich empfindendes Gemüt nicht über die Lippen gebracht hätte. Die Grenze des Hochstaplertums wurde hart gestreift, ohne daß er offenbar irgendeinen Dolus hatte. Denn ihm schien es einfach Pflicht der Gesellschaft, einem Manne wie ihm ein standesgemäßes Leben zu sichern.

Durch die Seele seiner Tochter Annemarie ging fast vom ersten Tage an, da sie selber urteilen konnte, ein Riß. Sie war so unsagbar stolz — und mußte täglich die Demütigungen mitansehn, die die finanzielle Misere der Familie auferlegte. Sie verehrte ihren klugen, feinsinnigen Vater — und konnte ihm doch ihre Achtung nicht bewahren. Sie fühlte sich ganz zur Kaste des Adels gehörig — und lernte doch von Jahr zu Jahr diese Kaste wegen ihrer Hohlheit und Heuchelei mehr verachten. Sie lechzte nach Schönheit und Luxus — und sah sich erdrückt von den grauen Sorgen eines Alltags, der schließlich fast nur noch von den Besuchen des Gerichtsvollziehers oder der Furcht vor ihnen Anregung erhielt.

In jungen Jahren, gänzlich unaufgeklärt — was in den Häusern des orthodoxen Adels eine Selbstverständlichkeit war — wurde sie an einen reichen Vetter verheiratet, der ihr durch seine stattliche Gestalt und seine Rittmeisteruniform imponierte. Er war ein Wüstling, Trinker, Spieler, Frauenjäger, dabei kulturell ein Banause. Vielleicht nicht schlimmer als Tausende seiner Standesgenossen, mit denen sich ihre Frauen abzufinden wissen. Aber eine Annemarie von Nathusius konnte sich nicht bescheiden. Sie lehnte sich auf. Sie wurde die Rebellin, als die sie in den Augen aller derer fortleben wird, die sie gekannt haben. Rebellin gegen die gesellschaftlichen Vorrechte der Adelskaste, Rebellin gegen den Militarismus, Rebellin gegen den Kirchenglauben, Rebellin gegen die sexuelle Hörigkeit der Frau, gegen alle Vorurteile, die ihr irgendwo in der Gesellschaft zu bestehen schienen.

Sie tobte ihr Rebellentum in ihren Büchern aus. Im ‚Stolzen Lumpenkram' warf sie dem Junkertum den Fehdehandschuh hin. Persönliches, Allzupersönliches dominierte. Aber der heiße Atem des Selbsterlebten gab ihm einen Wert, der weit über den rein literarischen Wert hinausgeht. Abgeklärter faßte sie ihre Eheerlebnisse noch einmal zusammen in dem Roman ‚Ich bin das Schwert', der von so gewaltiger Schwungkraft ist, daß mein alter Freund Hans Leuß ihm einen Leitartikel in der ‚Welt am Montag' widmete und seine Sprache mit der der Propheten des Alten Bundes verglich."

Digitized by Google

Osteuropa. II, 1. (Königsberg i. Pr.) Wladimir Astrow bietet einen Überblick über die sowjetrussische Literatur und schildert darin die menschlich schwierige Lage der proletarischen Dichter, die sich aber langsam besseren Verhältnissen zuwende:

„Die proletarischen Dichter huldigten in Vers und Prosa dem Urbanismus, Kollektivismus usw., doch sie taten es nicht etwa, weil es ihrer individuellen Anlage, ihrem persönlichen Geschmack entsprach, wie es beispielsweise bei Verhaeren der Fall war. Auch nicht deswegen, weil sie im Banne irgendeiner literarischen Zeitströmung standen. Sondern einzig und allein deshalb, weil das kommunistische Parteiprogramm es forderte, weil der materialistisch-marxistischen Doktrin zufolge das Industrieproletariat a priori mit solchen Wesenszügen und Neigungen ausgestattet sein mußte. Diese geistige Gebundenheit ist wohl die tiefste Ursache ihres völligen künstlerischen Versagens geworden. Und dies ist auch heute kaum anders geworden. ‚Leider zügelt unsere schöne Literatur noch allzusehr hinter dem theoretischen und praktisch politischen Denken der kommunistischen Partei und Arbeiterklasse nach, indem sie die durch jenes Denken errungenen Grundsätze illustriert, sie durch neue Belege bekräftigend; sie warnt jedoch nur sehr wenig vor neuen Gefahren, ergreift nicht die von den Theoretikern unberührt gelassenen Fragen, versucht nicht sie zugleich mit den Politikern selbständig zu lösen.' So äußert sich ein kommunistischer Kritiker (Gorbatschow). In der Tat zog es die proletarische Literatur vor, als gefügiges Sprachrohr der Politiker zu dienen. Kaum hatte z. B. die Partei die Front zum Bauerntum gewendet, als die proletarische Literatur, die sich in Verachtung des Bäuerischen kaum hatte genug tun können, von ländlichen Geschichten zu wimmeln begann. ‚Vor allem bin ich Parteimann und erst dann Dichter' erklärt stolz Besymenskij. Daß dies aber nicht ohne gefährliche innere Kollisionen, wenigstens bei den Feineren, abgehn kann, ist klar; es genügt den Fall des jugendlichen Kusnezow zu erwähnen, der sich durch typische proletarische Gedichte einen Namen gemacht hatte, bis sein plötzlicher, scheinbar unerklärlicher Selbstmord dahinter brachte, daß er neben den ‚offiziellen' insgeheim auch intimere Lieder verfaßte, die ganz anders klangen.

Allerdings hat das Aufkommen des Nep auch das Schicksal der proletarischen Literatur wesentlich in Mitleidenschaft gezogen. Die Proletkulte sind wegen Unproduktivität und aus Sparmaßnahmen so gut wie eingegangen. ‚Man ist gezwungen, selbst auf dem Büchermarkt zu erscheinen und mit den nichtproletarischen Schriftstellern in Konkurrenz zu treten. Der Kampf um die literarische Existenz bedingt eine strenge Zuchtwahl der begabtesten, die fähig sind, ein eigenes, neues Wort zu sagen.' (Lwow-Rogatschewskij.) Dichterisch fördernd, weil geistig veredelnd und vertiefend, wirkte zum Teil auch die mit der Preisgabe der rein kommunistischen Ideale verbundene innere Krise, die viele der besten proletarischen Dichter durchgemacht haben (Kirillow, Kasin, Alexandrowskij usw.) Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß lyrische Intimität und persönliches Erleben auch bei den proletarischen Dichtern immer häufiger angetroffen werden."

Die Neue Rundschau. XXXVII, 11. (Berlin und Leipzig.) André Germain sagt in einer Studie über Paul Valéry:

„Außer an die Dichter des 18. Jahrhunderts, von denen er etwas von seiner Vollkommenheit und mitunter eine gewisse Preziosität geliehen hat, knüpft er nur an einen einzigen Menschen an, dem er oft mit edelster Treue Freundschaft bewiesen hat, an Stéphane Mallarmé. Ihre Technik, ihre Lehre bieten deutliche Analogien. Ich glaube dennoch, in ihren Werken einen ziemlich wesentlichen Unterschied zu sehen, der an ihren Temperamenten liegt: den zwischen Wolke und Marmor, Magie und Kunst, der Klage eines Verbannten und dem Lächeln eines Architekten.

Mallarmé zog enge Sandalen über seine Füße und schnürte sich. Ich fühle, daß mehr noch als der Wille zur Gewandung ihn sein schmerzliches Königtum anzog, und diese Götter trieben ihn. Hingegen sucht Valéry ein Ziel, gehorcht völlig den Gesetzen, die ihn interessieren, der Ordnung, die er sich gegeben hat.

In seinen Gedichten unterscheide ich besonders zwei Gruppen. Die kurzen Stücke, wo er einzig das Gelingen der Form zu suchen scheint, sei es die absolute Gnade eines Spenders von Blumen, sei es öfter der Triumph des Ingenieurs, der ein kleines Wunder aufbaut. Die langen Stücke, wo er trotz seiner Verachtung der Inspiration und der Strenge seiner zugleich gewissenhaften und zynischen Theorien es nicht vermeiden kann, sich einem Taumel zu überlassen, einen großen Schauder zu erleiden und zu verbreiten. Hier in diesen schönsten Teilen überhaupt (denn viele andere halten die Indifferenz und die Härte, die er sich vorgeschrieben hat, aufrecht) widerlegt sich der athenische Dichter, der reine Sänger, der absolute Künstler. Und wie er wider Willen Erinnerungen oder Orakel hört, wirft er über Natur und Tod einen priesterlichen Ruf oder wagt wohl, mit einer sonderbaren Kraft von Enttäuschung und Freude, liebende Geständnisse."

* * *

„Dichter des Posener Land [Von Valerius Herberger 1562 — Ernst Toller 1893]." Von Paul Laskowsky (Ostdeutsche Monatshefte VII, 8. Oliva).

Digitized by Google

„Eine vergessene Freundin Wielands [Juli Bondeli, Berns bedeutendste Frau um die Mitte des 18. Jahrhunderts]." Von Erwin Stranik (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 100).

„Ein unbekanntes Gedicht von L. H. Ch. Hölty: Endymion und Luna, ein Idylle." (Die Autographen-Rundschau VII, 4. Berlin).

„Goethe als Autographensammler." Von Adalbert Hoffmann (ebenda).

„E. T. A. Hoffmanns Handzeichnungen." Von Hans Knudsen (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 95).

„Gotthilf Heinrich Schuberts Wiederkehr." Von Hans Dahmen (Die Christliche Welt XL, 21).

„Heinrich Heines Kitty." Von Friedrich Hirth (Die Horen III, 1. Berlin).

„Gedanken über Hebbels Verhältnis zur äußeren Natur." Von Josef Robert Harrer (Der Fährmann III, November. Wien).

„Das Bild der Frau." [Von Hebbel zu Unruh.] Von Hans Franke (Dramaturgische Blätter 1926/27, 11. Mannheim).

„Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit." Von P. Benitius Menke, O. F. M. (Der Gral XXI, 2. Essen).

„Der Roman der Stiftsdame im Briefwechsel Paul Heyses und Theodor Fontanes." Mitgeteilt von Erich Petzet (Westermanns Monatshefte LXXI, 843. Braunschweig).

„Die Vorfahren von Hermann Löns." Von Eduard Schulte (Markwart II, 5. Hannover).

„Erinnerung an Georg Trakl." Von Heinrich Bachmann (Der Gral XXI, 2. Essen).

„Gustav Roethe." Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf (Süddeutsche Monatshefte XXIV, 2. München).

„Gerhart Hauptmann als Märchendichter." Von Amanda Sonnenfels (Volksbildung LVI, 9. Berlin).

„Gerhart Hauptmanns ‚Armer Heinrich'." Von Karl von Felner (Krefelder Blätter III, 4).

„Ein Gespräch mit Thomas Mann." Von Friedrich Muckermann, S. J. (Der Gral XXI, 2. Essen).

„Das Problem der Persönlichkeit dargestellt an Werfels ‚Juarez und Maximilian', ‚Verdi' und Thomas Manns ‚Zauberberg'." Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XL, 20. Gotha).

„Wilhelm von Scholz." Ein Lebensabriß. Von R. K. Goldschmit (Württembergische Volksbühne VIII, 3. Stuttgart).

„Urania, das Buch meines Lebens." Von Albrecht Schaeffer (Die Horen III, 1. Berlin).

„Gustav Schröer." Von Walter Bähr (Deutsches Volkstum 1926, 11. Hamburg).

„Heinrich Federers Kunst." Von Carl Albrecht Bernoulli (Der Lesezirkel XIV, 1. Zürich).

„Dichterfeier [Georg Engel zum 60. Geburtstag]." Von Ewald Blum (Die Weltbühne XXII, 44. Berlin).

„Georg Groddeck als Schriftsteller." Von H. Lehmann (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 98).

„Jakob Kneip." Von Arthur Friedrich Binz (Orplid III, 8).

„Max Bruns." Von Hanns Meinke (Die schöne Literatur XXVII, 11. Leipzig).

„Der Dichter Max Bruns." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Hermann Kempf (Die Hauszeitschrift des Sortiments III, Oktober).

„Adele Gerhard und ihr Schaffen." Von Lisa Schulze-Kunstmann (Frau und Gegenwart 1926, 38. Hamburg).

„Alfred Polgar: ‚Orchester von oben'." Von K. H. Ruppel (Das Tagebuch VII, 46. Berlin).

„Rückkehr zum Volk." Gedanken zum Werk Kurt Heynickes. Von Herbert Saekel (Der Bücherwurm XII, 2. Leipzig).

„Über Max Mell." Von Martin Rockenbach (Westdeutsche Blätter III, 2. Düsseldorf).

„Martin Borrmann." Von Guido K. Brand (Das Schauspiel 1926/27, 5. Königsberg i. Pr.).

* * *

„Bernard Shaw — Stefan George." Von Friedrich Muckermann S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 2. Freiburg i. B.).

„John Galsworthy." Von Arthur Friedrich Binz (Literarischer Handweiser LXIII, 2. Freiburg i. B.).

„John Galsworthy." Von Christian Jenssen (Rheinische Lehrerzeitung XXXII, 42. Iserlohn i. W.).

„Galsworthys Dramen und die neuere politische Theorie." Von Walter Hübner (Schule und Wissenschaft 1926, 1. Braunschweig).

„Joseph Conrad." Von W. E. Süßkind (Die Neue Rundschau XXXVII, 11. Berlin).

„Der einsame Baudelaire." Von Karl Weller (Neue Schweizer Rundschau XIX, 11. Zürich).

„Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais." Von August Lewald (Württembergische Volksbühne VIII, 1. Stuttgart).

„Über einen literarischen Salon [Madame Arman de Caillavet]." Von Franz Clément (Das Tagebuch VII, 45. Berlin).

„Wesenszüge der jüngsten französischen Literatur." Von Eduard Wechßler (Schule und Wissenschaft 1926, 1. Braunschweig).

„Köpfe, Formen und Gestalten der heutigen italienischen Literatur." Von Mario Puccini (Neue Schweizer Rundschau XIX, 11. Zürich).

„Deutsches Wesen im Spiegel der spanischen Dichtung." Von Helmut Hatzfeld (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 11. Leipzig).

„Die Tragödie Tolstojs." Von Hans Liebe (Junge Menschen VII, 11. Hamburg).

„Merkwürdiger Brief an die Schwägerin." Von Leo Tolstoj (Das Tagebuch VII, 44. Berlin).

„Dostojewski." Von Albert Schendel (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 102).

„Deutsches Wesen im Spiegel der russischen Dichtung." Von Eberhard Sauer (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 11. Leipzig).

* * *

„Was nun?" Eine Dramaturgie des Augenblicks. Von Erich Dürr (Dramaturgische Blätter 1926/27, 9. Mannheim).

„Individuum und Gemeinschaft im neuen deutschen Drama." Von Max Freyhan (Schule und Wissenschaft 1926, 1. Braunschweig).

„Umwertung des Theaters." Von Franz Graetzer (Die Vierte Wand 1926, 4. Magdeburg).

„Das Theaterpublikum." Von Paul Legband (Westermanns Monatshefte LXXI, 842. Braunschweig).

„Das barocke Theater." Von Alexander Lernet-Holenia (Dramaturgische Blätter 1926/27, 8. Mannheim).

Digitized by Google

„Der Tod im deutschen Mysterienspiel." Von Friedrich Rosenthal (Radio III, 5. Wien).

* * *

„Sprache, Dichtung, Gegenwart." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XL, 2. München).

„Kunst und Jugend." Von Charlotte Bühler (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft XX, 3/4. Stuttgart).

„Literarische Unsterblichkeit." Von Ernst Robert Curtius (Neue Schweizer Rundschau XIX, 11. Zürich).

„Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst." Von Friedrich Gennrich (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 11. Frankfurt a. M.).

„Vom humoristischen Roman der Gegenwart." Von Ernst Lemke (Hellweg VI, 38. Essen).

„Der Kampf um die Preußische Akademie der Künste." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 44. Berlin).

„Zur Begründung stammeskundlicher Literaturgeschichte." Von Franz Koch (Preußische Jahrbücher CCVI, 2. Berlin).

„Glaube und Technik." Von Alfons Paquet (Der Kritiker VIII, November. Berlin).

„Klassenliteratur und Revolution." Von Friedrich M. Reifferscheidt (Die Aktion XVI, 8. Berlin).

„Zur Lyrik der Gegenwart." Von D. H. Sarnetzki (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 11. Leipzig).

„Verfasser, Verleger, Buchhändler." Von Wilhelm von Scholz (Westermanns Monatshefte LXXI, 842. Braunschweig).

„Deutsche Dichtung im heutigen Elsaß." Von Karl Walter (Markwart II, 5. Hannover).

„Schmutz und Schund und Alkohol." Von Gustav Wyneken (Junge Menschen VII, 11. Hamburg).

„Tagebuch der Zeit [Die Dichterakademie]." (Das Tagebuch VII, 45. Berlin).

Echo der Bühnen

Wien

„Dorothea Angermann." Schauspiel in fünf Akten. Von Gerhart Hauptmann. (Uraufführung im Theater in der Josefstadt am 20. November 1926.)

Dies ist unseres Wissens die dritte Uraufführung eines Hauptmannschen Werkes hier; sie hat sich ganz anders in Szene gesetzt, als 1902 und 1909 der „Arme Heinrich" und die „Griselda", und unter der Ägide und durch die Regie (Regie im weitesten Sinn) Reinhardts zu einem nicht bloß theatralischen, sondern auch gesellschaftlichen Ereignis ersten Ranges gestaltet, das alte Bindungen zwischen dieser Stadt und Hauptmann, das Erinnerungen an die Zeit erneut, da ihm „im Reich" der Schillerpreis versagt, hier der Grillparzerpreis dreimal zuteil wurde; da das Theater der Dynastie sich ihm als erste Hofbühne erschloß; da die ablehnende oder ignorierende Haltung der wilhelmischen Kreise durch würdevolle Ehrungen unserer Akademie mehr als wettgemacht wurde, wiewohl der unerbittliche Naturalismus, in dessen Zeichen dieser Dichter erstmals siegte und dessen Boden er wie Antäus immer wieder berühren muß, um sich neu zu kräftigen — obwohl dieser Naturalismus uns bekanntermaßen nicht „liegt". Aber auch an und für sich stimmt uns „Dorothea Angermann" historisch oder literarisch; zu deutlich fügt sich hier ein neues Glied an die lange Reihe der fast immer vom Selbstmord gelösten Gegenwartstragödien, zu handgreiflich ist die Ähnlichkeit der Dynamik, Dialektik, Problematik des neuen Stücks mit der unverwüstlichen „Rose Bernd", zu dicht sind die Reminiszenzen an die schlesischen Anfänge Hauptmanns und an seine Reise nach der neuen Atlantis gesät, als daß unser Blick nicht gewaltsam auf die letzten Stunden des alten Jahrhunderts zurückgelenkt würde, in denen „Dorothea Angermann" nicht nur laut Theaterzettel und infolgedessen kostümlich spielt, sondern auch zweifellos konzipiert worden ist; wie viele Empfängnisse jener fruchtbaren Zeit sind erst nach vielen Jahren, nicht immer wohlgestaltet und lebensfähig, ans Licht gekommen! In diesem Fall ist das Kind durch die lange Tragezeit verhältnismäßig wenig geschädigt worden: ein robustes Theaterstück, wenn es je eins gegeben hat, mit einer Szene (im zweiten Akt) zwischen dem Verführer und dem Vater der Verführten, die, wenn sie wirklich erst der mehr als Sechzigjährige geschrieben hat, diesen noch im Vollbesitz dramatischer Schlagkraft zeigt — mit einer Gestalt, eben dieses Vaters, des Pastors Paul Angermann, die vielleicht so typische Geltung erlangen wird und jedenfalls verdient, wie Stensgaard und Ekdal, wie Kollege Crampton und Mutter Wolffen — mit einer Fülle lebendigen Lebens oder, was dasselbe ist, Leidens — und über diesen vielen Gerechten oder Ungerechten als oberste Instanz nicht eigentlich Zufall oder Schicksal oder Vorsehung, von denen allzu häufig die Rede ist, sondern unerschöpfliche Caritas, die hier völlig in den Bahnen Emanuel Quints wandelt, unter Dirnen und Zöllnern.

Hauptangelegenheit, wie gesagt, der Fall Rose Bernd oder Maria Magdalene uff. Undenkbar, daß die Analogie sich dem Dichter selbst entzogen hätte. Hier liegt bewußte Abwandlung eines bekannten Paradigmas vor. Wie oft hat Hebbel, sicherlich mit voller Absichtlichkeit, das Duell Mann-Weib dramatisch so und anders und noch anders gewendet; und setzt nicht der Ibsensche Epilog fast genau mit den Gegebenheiten des Bau-

Digitized by Google

meister Solneß ein? Wir stellen also nur etwas fest, was zu den Regalien der großen Dramatiker zu gehören scheint. Nun denke man sich jenes schlesische Landmädchen in die Sphäre gebildeten Bürgertums und damit freilich auch gesteigerter Selbstbeobachtung und Selbstkritik gehoben, den liebenswürdigen Kindesvater Flamm aller Liebenswürdigkeit entkleidet, aber mit den tierisch sicheren Instinkten und dem Scharfsinn des Verbrechers ausgerüstet, man befördere den Vater des Mädchens vom pietistischen Eigenbrötler zu jenem schon erwähnten, unerträglich lebensfrohen Pastor, lasse den armen Brackenburg, ob er nunmehr auch Magister heißt oder Doktor gar, in seiner Psyche ziemlich unverändert — und die Kräfte sind verteilt, die Schachfiguren aufgestellt, das Spiel mag beginnen und durch heftige Krisen dieses „leidenden Weibes" bis zu dessen Selbstvernichtung führen. Die merkwürdigste Station auf Dorotheas Golgathagang kommt solcherart zustande: ihr Verführer, aufgezwungener Gatte, Zuhälter hat sie fortgejagt, eine (brüchige) Verkettung von Zufällen sie jenem gelehrten Brackenburg wieder zugeführt; sie wollen nicht mehr voneinander lassen; der Gatte, durch eine andere Zufallsreihe ebenfalls zur Stelle gebracht, hätte nicht übel Lust, für Geld und gute Worte zurückzutreten — und eigentlich nur weil infolge einer dritten Faktenfolge die guten Worte ausbleiben, kommt es zu Tätlichkeiten und im Handumdrehn dazu, daß Dorothea, zwischen den beiden Männern wählend, sich — gegen den Gentleman, für den Halunken entscheidet. Diese (durchaus diskutable) Wendung bildet natürlich die scène à faire, und gerade die ist mißlungen; gerade hier versagt, selbst meisterhafter Darstellung gegenüber, unser Glaube, das credo, quia absurdum est — gewiß nur deshalb, weil diese Gestalten alle außer ihrem normalen und einem ausgiebigen Unter- auch noch mit einem Überbewußtsein ausgestattet sind, von dem sie selbst im Affekt und gerade im Affekt Gebrauch machen, wie denn Dorothea z. B. im kritischen Augenblick jener Entscheidung, im Trommelfeuer ihrer Verhängnisse sich „als Bündel aufgepeitschter dunkler Triebe, ein Bündel Nerven voll brünstiger Sehnsucht nach Vernichtung" charakterisiert — und eben dadurch ihrer eigenen Realität den schweren Schlag versetzt. Und Hand in Hand mit solchem Selbstkommentar, an dem nur eben Pastor Angermann keinen Anteil hat, sonst jeder der Agonisten bis zum Strolch und der erst recht — Hand in Hand mit ihr geht, die fortschreitende Papierisierung der Sprache, die streckenweise fast mehr suder- als hauptmännisch klingt, zumal vor oder hinter den echten alten Herztönen und Naturlauten, die der geliebte Dichter unserer Jugendzeit denn doch noch nicht ganz verlernt hat.

Als Werk eines unbekannten Autors würde dies neue schon um seiner sicheren Theatralik, seines Gestaltenreichtums, seiner überströmenden Güte willen freudig zu begrüßen sein. Im Lebenswerk Hauptmanns aber, dessen spezifisches Gewicht, dessen ästhetische und ethische Werke niemand freudiger anerkennt als wir, könnte es fehlen, insofern als es eigentlich schon vorher da war — als sein Neues nicht gut und sein Gutes nicht neu ist — als es einem bedeutenden Bild keine neue Linie oder Farbe hinzufügt.

R. F. Arnold

Frankfurt a. M.

„Kilian oder Die gelbe Rose." Dreiaktige Komödie (in vier Bildern). Von Paul Kornfeld. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 6. November 1926.)

Kornfeld verleugnet sich hier wie in den früheren Lustspielen weder als Satiriker noch als Elegiker. Die kuriose Mischung zeigt sich schon im „oder" des Titels. „Kilian" vertritt die Welt der unlebendigen Bildungshuberei. „Die gelbe Rose" ist das Symbol des ewigen Liebespaars. Daraus entstehen Antithesen wie: Bildung oder Liebe; Natur oder Geist. Ein Herr Vierfuß, Räsoneur aller Vierfüßler und des Dichters selber, entscheidet sich eher für die Natur. Nun, wohl bekomm's. Aber dem dritten Akt ist diese philosophische Problematik jedenfalls nicht wohl bekommen. Sein Triumph der Liebe verschleppt sich ins Langweilige. Der Elegiker der schönen Sprache braucht auf dem Theater Striche. Auch nur die Striche haben die guten beiden ersten Akte bühnenfähig gemacht; sonst brächen sie an ihrer Breite.

Kilian, der Buchbinder, ist der Held. Die possenhafte Vorbedingung ist die, daß in einer literarischen Salongesellschaft der Buchbinder mit dem philosophischen Büchermacher Natterer verwechselt wird. Das war schon längst vor Gogols „Revisor" nicht mehr neu. Aber es ist ein fröhlicher Gedanke, daß ein verlegener Bildungsschwätzer für einen Weisen gehalten werden kann, nur weil er unter dessen Namen läuft; und weiter: daß bei der Konfrontierung Kilians mit dem verspätet eingetroffenen Natterer sich ein Dialog entspinnt, der die improvisierte Weisheit des Buchbinders mit der jahrzehntelang ergrübelten Weisheit des Philosophen zur völligen geistigen Deckung bringt. Das ist nun Kornfelds Originalidee! Nur die Methode war verschieden — das Resultat des Humbugs ist das gleiche. Der Geist kann sich begraben lassen. Denn der Mann des Buchdeckels erreicht die gleiche Er-

Digitized by Google

kenntnis wie der Mann des Buchgehalts. Die Szene ist ein Meisterstück.

Leider steht dieser Schluß Kornfelds nur auf den Prämissen eines Herrn Natterer. Da dieser aber nicht völlig blöd gezeichnet ist, sondern mit diskreter Klugheit seine Sachen redet, ist die poetische Wahrheit der Komödie gebrochen. Auch der biedere Buchbinder, der sich drei Akte lang für Natterer gelten läßt, erscheint als wenig glaubhafte Figur und nimmt den Genius der Posse allzusehr in Anspruch. Ähnlich leben auch die einzelnen Salonfiguren bei aller Köstlichkeit ihrer spiritistischen und ästhetischen Wünsche in karikaturistischem Kostüm. Die Satire erlaubt sich die Überzeichnung. Und da die Satire des Bildungswesens im Grunde schon veraltet ist (weil der modernste Salon auf Bildung keinen Anspruch macht), so ficht der Satiriker Kornfeld zu sehr mit Schatten. Aber der Elegiker Kornfeld findet edle Worte für sein Liebespaar. Da ist er Dichter.

Bernhard Diebold

Krefeld

„Julchen und Schinderhannes." Volksstück in fünf Akten. Von Hans Wolfgang Hillers. (Uraufführung im Krefelder Stadttheater am 10. November 1926.)

„Hans durch den Wald" nennt den Schinderhannes sein Julchen, des Goldschmieds Blasius allerschönstes Töchterlein, das einfach mit ihm läuft und sich um die ganze Sippschaft nicht schert; ein süßes Märchending, das seinem Liebsten den rechten Märchennamen gibt. Denn der ist gar kein Räuber, wie ihn die Leute sich vorstellen, oder aber „ein Räuber, aber ein anständiger"; einer, „der kein Mordbrenner ist und keinen einzigen Mord auf dem Gewissen hat", und doch ein Räuber: sofern rauben heißt, legal Erraubtes illegal wieder zurückholen und dafür vom Eigner Steuern zu erheben, nach dem Vorbild des legalen Räubertums. Der Schinderhannes, alias Johannes Bückler, wird denn seinem Julchen zuliebe ein wackerer Seidenweber Jakob Ofenloch und Vater obendrein, und will aus noch tieferer Liebe und weil die Franzmänner seinen liebsten Gesellen guillotiniert haben, und weil Gesetz und Recht am Ende doch zusammengehen müssen, sein Julchen und das Jüngelchen bloß noch ehrlich machen, nachdem ihn seine Gesellen im Stich gelassen haben — Schicksal aller Gedankenträger! — und er sie. Und wird von den Legalen des Napoleon veranlaßt, mit „dem Kopfe unter dem Arme in die Ewigkeit zu spazieren". Das äußere Format dieses Helden geht nicht über Lebensgröße wie das Napoleons, den er zur Folie hat, und den auch er ein wenig mit seinem Häuflein Räuber spielen möchte. Aber der kleine Bückler verspielt gegen den großen Bonaparte, weil Gott nun einmal lieber bei den stärkeren Bataillonen, den schöneren Uniformen und den Legalen ist, und das Volk glaubt erst dann an seinen Helden, wenn ihn der Teufel, der legale oder der illegale, geholt hat. Bis dahin lebt es von den Schauergeschichten, die sich die alten Weiber beiderlei Geschlechts über ihn erzählen. Das ist der Lauf der Welt und die Praktik der großen und kleinen Politik. Spiel im Ernst und Ernst im Spiel: hier ist eine innige Mischung getroffen, gar nicht überzogen mit dem Grau der Problematik. Lauter lebendige Symbole sind ausgesteckt, blühend wie die Blumen der heimischen Triften; keine patriotisch feuerwerkernden und politisch zwinkernden Seitenblicke, aber durchwärmt von der Liebe des rheinischen Sohnes zur Heimat. Und ich kenne wenige Szenen jüngster Dichtung, die so schön sind, wie die vom Schinderhannes mit seinem Julchen und Jüngchen bei Kaffee und Streuselkuchen eine Stunde vor der Hinrichtung: das Henkersfrühstück, bei dem es zugeht fast wie beim Frühstück nach der Hochzeitsnacht — lauter süße Dummheiten der jungen Verliebtheit, kein Geflenne und Geschlotter — die schönste, blühendste Szene des Stückes: das Idyll unter dem Fallbeil.

Ein Volksstück nennt es der Dichter. Die Gattung ist in Mißkredit geraten; denn nach Anzengruber, Raimund und Nestroy sind ihre Exemplare in die Gesellschaft der Kalendergeschichten versackt. Es kommt aber nur darauf an, die Gattung aus blühenden Beispielen zu verjüngen, und dies geschieht, wenn Not dazu gekommen ist. Sie ist es, weil — Thomas Mann hat es prägnant umschrieben — „wir kein Volk, sondern nur ein Publikum haben". Aber Hillers trägt eine Verheißung. Aus der Einsamkeit des heutigen Dichters, aus der Selbstgenügsamkeit ästhetischer und ethischer Distanzierung flüchtet er in die Liebe der menschlichen Gemeinschaft und bildet das eigene innere Schicksal symbolisch ab im Schicksal eines andern, der wie er außerhalb der Gesellschaft steht. Der Dichter hat ins Volk gerufen, und es hat ihm herzlich geantwortet, ihm und den Seinen des Abends. Ave poëta!

Karl von Felner

Hannover

„Kampf um Preußen." Schauspiel in fünf Akten. Von Kurt Heynicke. (Uraufführung in den städtischen Bühnen, Hannover am 28. November 1926.)

Eine historische Welle trägt nach den Werken der Menschheitsbeglückung unsere jungen Dramatiker; neues Streben nach Sachlichkeit heißt, sie von der Ekstase der Gegenwartsberauschung in die objektiver überschau-

Digitized by Google

baren Gefilde vergangener Ereignisse zurückzugehn. Wenn Bernhard Blumes „Bonaparte", just vor einem Jahre in Hannover aus der Taufe gehoben, die Lebenskurve Napoleons in ein Bündel von szenischen Bildern einspannte, so rafft Kurt Heynicke in seinem fünfaktigen Schauspiel „Kampf um Preußen" das Stück dieser Kurve, das von Auerstädt bis zur Beresina reicht, in ein paar Szenen von reifer Geschlossenheit zusammen. Und wie in diesen Jahren von 1806 bis 1812 das Geschick Preußens auf den Schlachtfeldern des Korsen entschieden wird, so wird es im Innern von Männern wie Stein, Hardenberg u. a. in jene Richtung gedrängt, die schließlich zur Erhebung führt. Diesen Kampf drinnen und draußen, der nicht zuletzt ein Kampf gegen die Schwäche Friedrich Wilhelms III. ist, hat Heynicke mit starker Formkraft auf sein Wesentliches verdichtet; nicht die bunte Fülle der Welt im Spiegel eines großen Lebens aufzufangen, ist ihm Ziel wie Blume in seinem „Bonaparte", sondern im Gegenteil die Fülle des Geschehens zurückzudämmen auf die paar großen Linien, die sich als Geschichte in unsere Erinnerung eingegraben haben. Man kann der Meinung sein, daß der Dichter sich in diesem patriotischen Stoff schon eines guten Teils seines Erfolges von vornherein sicher wußte, daß einige Gestalten zu sehr reduziert auf einen Hauptwesenszug, zu wenig menschlich ausgeformt erscheinen, daß in dem „Preußen-Deutschland"-Motiv des letzten Akts zu unvermittelt und billig eine Gegenwartsbeziehung geschaffen wurde, um doch der Arbeit im ganzen froh zu werden, die ein Werdender hier vor uns hinstellte.

Kurt Voß

Kiel

„Kirschwasser." Komödie in drei Akten. Von Fred A. Angermayer. (Uraufführung im Kieler Schauspielhaus am 2. November 1926.)

Irgendwo in der Gegenwart tut der gerissene Allerweltskerl Kirschwasser unter der Firma „Freude verleih" ein Institut auf, dessen fabelhaftes Geschäftshaus in leuchtenden Farben in die Welt hinausschreit: „Pilgert alle zu mir, die ihr von eurem Jahrhundert enttäuscht seid; ich will euch Illusionen verleihen." Sein „Freude verleih" ist nach seiner Deutung „sozusagen der unmetaphysische Himmel ... jede Seligkeit wird hier im Abonnement garantiert ... hat sich nämlich ein Mensch über eine schmerzhafte Zeitspanne durch einen erfüllten Wunsch hinweggeholfen, bleibt er weiterhin fähig, das Jammerdasein zu ertragen. Im andern Fall steigt die Selbstmordstatistik, und der Staat hat das Nachsehn. Kurz, Erhaltung der Staatssubstanz — durch „Fünf-Minutenbrenner". Wer auch zu ihm kommen mag, jeder wird mit Illusion erfüllt, sei es ein altes Weib, das den Ehrgeiz hat, auf der Akropolis beigesetzt zu werden, oder ein Urwaldprediger, der seine Heimat verloren hat und eine neue sucht, ein mannstolles Mädel, das den dreizehnten Bräutigam herbeisehnt, oder ein vertrotteter Lebemann, der die Freuden des Lebens erneut genießen möchte. Dieser gigantische Massenschwindel ist frech und mit beißender Ironie dargestellt, wirkt durch witzigen, schlagfertigen Dialog, knalliges Aufeinanderplatzen heterogenster Lebenseinstellungen, ermüdet und langweilt aber schon vom zweiten Akt an durch die gar zu handlungsarme Weiterführung und die gleich einsetzende Durchsichtigkeit der Pointe. — Offenbar ist hier ein begabter Bühnenautor am Werk; aber sein „Kirschwasser" ist so sehr in bloßen Versprechungen stecken und so weit von einer Erfüllung abbleibend, daß man daran zu zweifeln geneigt ist, ob er überhaupt je ans Ziel kommen und Bühnenwerke schaffen wird, die über einen bloßen zeitlichen Ulk hinausgehn.

Wilhelm Lobsien

Kassel

„Der Herr von Paris." Groteske Komödie in vier Akten. Von Alfred Müller-Förster. (Uraufführung im Staatstheater am 7. November 1926.)

Sanson, Monsieur de Paris, spielt Harmonium, füttert Vögel, begießt Blumen und betätigt sich in der Gesellschaft der Menschenfreunde. Aber das humane Regime des Bürgerkönigs untergräbt sein „Geschäft". Er gerät in Schulden und verpfändet die liebe gute Guillotine einem politischen Abenteurer, den er nach einer mißglückten Revolution köpfen soll, aber, natürlich, nun nicht köpfen kann. Indessen, er hat, Sanson, eine reizende Tochter, Margot, Mademoiselle de Paris ... Kurzum, aus dem Delinquenten wird ein Schwiegersohn ... Aus der Henkerstochter, jenseits der Bühnenhandlung, eine Marquise ...

Groteske? Komödie? Weil das Publikum wiehert? Weil der Scharfrichter so Sachen wie „Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein" und zahlreiche Zitate aus dem Büchmann mit salbungsvollem Pathos vorträgt? Und weil sich die Figuren hie und da marionettenhaft gebärden?

Die geistige Anspruchslosigkeit einer Epoche, die sich von derart mäßigem Ulk zu szenischem Aufwand und vollabendlicher Begeisterung aufregen läßt, ist wahrhaft erschütternd. Das Wort „grotesk" aber sollte endlich aus dem literarischen Sprachgebrauch entfernt oder gesetzlich geschützt werden.

Will Scheller

Digitized by Google

Königsberg i. Pr.

„Chaos bei Tinkauzer." Groteske Komödie in drei Akten. Von Martin Borrmann und Gerhard Bohlmann. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 13. November 1926.)

Den Verfassern dieses Stücks kam es, wie der eine von ihnen, Martin Borrmann, erklärt, darauf an, ein schwankhaftes Thema in literarischer Form zu behandeln, und es nicht mit Schwankfiguren, sondern mit Menschen zu bevölkern. Das ist ihnen bis zu einem gewissen Grade gelungen. Szenenführung und Personengestaltung ihres Erstlingsdramas verraten eine Fingerfertigkeit, die sich Dramatiker sonst erst durch langjährige Übung zu erwerben pflegen — gleichwohl ist die erstrebte literarische Note gewahrt (mitunter wird sogar ein bißchen überdeutlich in Literatur „gemacht"), und die Figuren haben trotz ihrer bewußten karikaturistischen Überzeichnung die von Borrmann betonte Menschenähnlichkeit. Seltsam die Stileinheit bei doppelter Vaterschaft. Daneben unverkennbare Merkmale der literarischen Erstgeburt: ein gewisses Übermaß im Burlesken (dramatische Abcschützen pflegen ja meist zuviel Pulver auf einmal zu verschießen) und mancherlei (vielleicht unbewußt) „Anempfundenes". Ein Nebenmotiv der Komödie: das beliebte „épater le bourgeois", beschwört von fern die Schatten Sternheims, Kaisers, Wedekinds herauf. Originell und fruchtbar dagegen die Idee: Entlarvung eines literarischen Hochstaplers, geschickt kontrapunktiert durch eine witzige Kleinstadtsatire. Gut gesehn auch die Gestalten, der Schriftsteller und sein Gegenspieler, ein verbummeltes Genie, um sie herum die bekannten Honoratiorentypen, auf neu gebügelt: der würde- und ordengepanzerte Bürgermeister, der zitatengeschwollene Oberlehrer mit teutonischem „Fußsack", festen Grundsätzen und losen Röllchen, die in erotischer Hochspannung fiebernde Vereinstante (Eulalia aus den „Fliegenden Blättern" rediviva), jene Unentwegten, die immer irgendeine Fahne hochhalten. Höchst ergötzlich ihr Kampf um die bedrohte „bürgerliche Ernsthaftigkeit". Wertvoller, dichterischer aber scheinen mir die leisen ironischen Untertöne, die hie und da aufklingen, und ein paar lyrische Ruhepunkte, beschauliche Oasen in der Wüste des lärmend-bunten Schwanktreibens. In Summa: ein weiterer Schritt (der erste ist es nicht!) zum literarisch gehobenen, menschlich vertieften, psychologisch unterfütterten Schwank ist getan. Vivant sequentes!

Hans Wyneken

Echo des Auslands

Spanischer Brief

Das spanische Buch hat gegenwärtig unstreitig unter einer schweren Krise zu leiden. Der Absatz stockt. Und Folge davon: Autoren, Verleger, Buchhändler, Leser messen einander schuld bei. Die Verbreitungsmöglichkeiten erscheinen ja theoretisch ganz beträchtlich: zwanzig Nationen spanischer Zunge, mit rund 80 Millionen Seelen. Verhältnisse, wie sie etwa in Deutschland zutreffen, im großen ganzen auch für Nordamerika, England, Frankreich gelten. Allein, solcher Anschein ist trügend. Tatsächlich kann der deutsche Buchhandel obendrein mit den Intellektuellen ganz Mitteleuropas rechnen. Nordamerika wieder versorgt auch Kanada, Mexiko, Südamerika und Japan mit Lektüre, England Agypten, Indien, Südafrika usw., während Frankreich sich an die Kulturträger der ganzen Erde wendet. Demgegenüber kommt für den überseeischen Export spanischer Bücher nur ein ziffernmäßig beschränktes Publikum in Betracht. Millionen Eingeborener stehen auf tiefer Kulturstufe; die Einwanderer abseits der großen Zentren aber hängen auch noch in der zweiten Generation am hergebrachten Idiom. Danach rechnet nicht die Kopfzahl, vielmehr die Ausbreitung der hispanischen Kultur, mithin die Leserzahl. Wie nun steht es in Spanien selbst? Da kennt man oft ganze Dörfer von Analphabeten; in der Provinz wieder ungezählte Familien, die durch Generationen kein schön-geistiges Buch kauften. Dabei bestehen sicherlich starke Kulturbedürfnisse; man legt indes Geld williger in flüchtigen, aber desto erregenderen Genüssen an, als da sind: Theater, Kino, Stierkämpfe, Sport.

Das Buch ist Freude nur weniger. Bloß beide Extreme der Gesellschaft sind interessiert: die oberen Stände, die Genuß, die unteren, die Belehrung suchen.

Dabei ist das Buch, trotz hoher Papierpreise, noch immerhin erschwinglich. Der Autor begnügt sich oft mit lächerlich geringfügigen Einnahmen; gezwungen dadurch, anderweitig seine Kräfte zu zersplittern, indem er an Tagesblättern in allen möglichen Landesteilen rege mitarbeitet, oder als Korrespondent überseeischer Journale sich betätigt. Dies ist besonders für junge Talente von Unheil. Doch er muß sich auch sonst hierzu verstehen, denn das spanische Lesepublikum ist konservativ wie nur irgendeins. Zumal die Provinz ist offenkundig um eine Generation zurück! Sie begehrt vor-

Digitized by Google

zugsweise die Werke längst arrivierter Autoren, sakrosankt durch die Patina der Zeit.

Solch alteingebürgerter Autor ist Vicente Blasco Ibáñez, der nach einigen Jahren der Flaute nun wieder zu Ehren kommt. Er dankt dies vornehmlich dem Interesse der Hearst-Presse für seinen neuen historischen Roman „Las riquezas del Gran Kan". Sie erwarb dessen Erstabdruck um eine „fabelhafte" Summe, so behauptet wenigstens die Reklametrommel, die zu rühren Blasco Ibáñez seither vortrefflich verstanden. Der Dichter hat sich in dem Roman das Abenteuerleben des Kolumbus als Vorwurf gewählt. Sein Werk stellt den ersten Teil einer Romantrilogie dar, die von der Aufschließung der Neuen Welt handeln wird. Die folgenden Teile „El nacimiento de América" bzw. „El oro y la muerte", haben Vespucci respektive Vasco Núñez de Balboa zu Haupthelden. Als Weiterführung seines unlängst veröffentlichten Romans „El papa del mar", der gleichfalls im Mittelalter, und zwar zur Zeit der streitbaren Gegenpäpste spielt, erscheint überdies der Roman „A los pies de Venus".

Pio Barojas neuer Roman „El gran torbellino del mundo" ist ein gewaltiges, reich bewegtes Zeitbild der Nachkriegsepoche. Kein einzelner Held, keine ausgesprochene Heldin: die gekreuzigte Kultur ist hier Heros. Und um sie her schwärmt, wie toll gewordene Schmeißfliegen, Auswurf aller möglichen Völker, Klassen, Schichten; Individuen mit den verschiedensten Raffinements, Ambitionen und Lastern. Und ebenso bunt wirbeln all die Ideen durcheinander, die das letzte Jahrzehnt erregt hat: Kommunismus, überhitzter Nationalismus in seinen Spielarten, Theosophie, Okkultismus, Expressionismus, Kubismus, Exhibitionismus, und anderlei Besessenheiten einer aus tausend Wunden blutenden, agonisierenden Welt. Technisch zeigt das Buch unverändert die alte Barojasche Manier loser Komposition.

Armando Palacio Valdés', des greisen Meisters neuer Roman „Santa Rogelia", schildert liebreich die seelische Entwicklung eines jungen Wesens aus den Regionen der Sünde hinan zur Vollkommenheit. Eine kleine Arbeiterin im Bergwerksbezirk, erliegt sie den Lockungen eines Arztes. Sie gelangt nach Paris, wo sie Geist und Seele bildet. Im Umgang mit einer Nonne lernt sie schließlich ihr bisheriges Leben als verwerflich erkennen. Sie beschließt Buße zu tun, und geht nach Ceuta, das auch schlimmern Sündern als Strafexil diente. Ramón del Valle Inclán, ein Kampfgefährte aus einer idealeren Epoche, verfaßte in „La corte Isabelina" einen neuen historischen Roman romantischen Charakters. Ramón Pérez de Ayala, bekannt als spannender Erzähler, veröffentlichte diesmal einen umfangreichen Roman in zwei Teilen „Tigre Juan", bzw. „El curandero de su honra", der viel Beachtung fand. Seine gesammelten Werke, die im Erscheinen sind, umfassen nun 20 Bände. José Maria Salaverrias Roman „Viajero de amor" spürt in psychologischen Feinheiten den Irrwegen der Leidenschaften nach. Joaquin Arderius behandelt in seinem neuen Roman „Ojo de brasa", gleichwie in den drei vorhergehenden: „Mis mendigos", „Asi me fecundé Zaratustra" und „Yo y tres mujeres" die Tragik alles Übermenschentums. Beeinflußt offenkundig durch Nietzsche und Dostojewski, leuchtet er in die Seelen jener unglücklichen Wesen hinab, die teils als Degenerierte, teils als Narren, Abgeirrte, Besessene immerzu auf Suche aus sind. Ewig gepeinigt vom Drang nach Wahrheit, der Erkenntnis eines höheren Lebenszwecks; tatsächlich aber zerfallen mit sich und diesem Leben. Arderius glänzt ebenso als Psychologe, wie als hervorragender Stilist, hinreißend und selbstherrlich die Sprache meisternd. E. Gómez de la Sernas Roman „El novelista" beleuchtet ein Künstlerdasein; Alberto Insúas „La mujer, el torero y el toro" handelt von den Emotionen der Arena.

Nun zu einer jüngeren Generation. Bersandin, ein neues Talent, kürzlich preisgekrönt, veröffentlichte in „Torbellinos en la huerta" einen realistischen Roman, in dem sich das Leben des zeitgenössischen Spanien, d. h. in seinen Wandlungen seit dem Weltkrieg, vielgestaltig widerspiegelt. „La vorágine", der zweite Roman einer starken jungen Begabung, Salvador Trevijanos, hat das Liebesleben einer schönen Abenteurerin zum Vorwurf. Er spielt aus dem hastenden Getriebe Amerikas herüber ins Elsaß der Kriegszeit. Seelenleben, Leidenschaften bei Weib wie Mann werden mit tiefem Verständnis aufgezeigt. Julio Romano, ein anderer junger Autor, veröffentlichte in „Guiñapos" seinen dritten Roman. Gleichfalls ein markiges Buch der Leidenschaften, darin zärtliche Liebe mit brünstigem Haß wechselt, wie nicht selten im Leben. Daß Don Quijotes ideale Liebe zur Dulzinea in manch junger Menschenbrust immer wieder aufflackert, sucht Federico Urales in „El ultimo Quijote" zu erweisen. Der Jüngling, der das „herrlichste" Weib zu erschauen vermeint; der groß, zart und rein für sie empfindet, die edelsten Vorsätze hegt, sollte er sie je erringen. Und der dann angesichts der Ersehnten irre wird, schwankt, nicht den Mut aufbringt, sich zu bekennen. Ein Mensch, der sein lebelang knapp vorm Ziel scheitert; denn allzu vorschnell verausgabt er am Ideal seine Kräfte, um dann erschöpft in leere Luft zu tappen. „Caminos de servidumbre" von P. Romero Mendoza schildert gleichfalls sentimentale Kon-

Digitized by Google

flikte, wie sie die Seele der Jugend durchschüttern. Tragischer als solcherlei Weltschmerz sind jene grausamen Schmerzen der realen Welt, die Guillermo Hernández Mir in „El dolor" mitfühlen macht. Das Leid, das angesichts der Enterbten der Straße einen anspringt; das im Krankenhaus, im Kerker den vom Leben Gebrochenen, den Gescheiterten fällt. „Por obra y gracia del amor" und „Su mundo aparte" stellen Erstlingswerke eines jungen Autors dar, J. M. Aguado de la Lomas. Sie bezeugen Beobachtungsgabe und Erzählertalent. „Desequilibrio", das Buch eines weiteren jungen Neutöners, Julio Satán, ist weniger ein Roman als eine Häufung von Absurditäten.

„La danza de los puñales" von Buenaventura L. Vidal y Torrás, der sechste Roman eines weltbereisten Autors, spielt in der westafrikanischen Kolonie Rio Muni. Ein buntfarbiger exotischer Abenteuerroman, der um das Liebesleben einer feurigen Mulattin sich rankt, mit eindringlicher Schilderung eingeborener Typen und Sitten, der afrikanischen Landschaft. „El hombre bicuadrado" von Francisco Vera, einem bekannten Publizisten, ist ein spannender Roman aus der Welt des Übersinnlichen, nach Art H. G. Wells'. Interesse weckte endlich der Abenteuerroman „La vida, juego de naipes", von dem kanarischen Dichter Benito Pérez Armas, einem jüngeren Landsmann des großen Benito Pérez Galdós.

Die lyrische Ernte in solch einem Jahr ist nicht unbeträchtlich. Schwiegen vielfach auch die großen Lyriker, regen sich desto reichlicher neue Poeten. Manche unter ihnen, die unstreitig Selbständigkeit bekunden; obschon die meisten sich als Nachempfinder Ruben Darios und seiner Weggenossen, der Machado, Marquinas, Villaespesas, Jiménez', Eduardo de Orys u. a. entpuppen. Dann auch sind welche, die auf Gedeih und Verderb eine Schablone zu Tode dichten, nenne sie sich Expressionismus, Kubismus, Dadaismus, Ultraismus; im Gegensatz zu jenen jungen, ungeklärten Singvögeln, die da einfach piepsen wie ihnen der Schnabel gewachsen. Nicht wenige finden Beachtung und Lob, redliche Förderung seitens anerkannter Dichter. Es ist dies eine schöne, im Spanien der poetischen Blumenspiele besonders beliebte Geste. Viele werden auch rezitiert, bereitwillig von großen Zeitungen abgedruckt. Ersteher aber finden fast nur die Versbücher Antonio Machados, Enrique de Mesas und Juan Ramón Jiménez'. Dagegen begegnen gute Anthologien einem gewissen Interesse.

Julio J. Casal, dem man bereits nicht weniger als acht Bändchen Lyrik dankt, belauscht in seinem neuen Werk, betitelt „Arbol", wieder als feinsinniger Poet das Weben in der Natur. Er kennt keine leblose Welt, Casal; alles beseelt sich in seinen formschönen Versen: die Landschaft, die er wuchtig, in glühenden Farben aufleuchten läßt, Baum und Gewässer, Fels und Flur, die ziehenden Wolken. „Emociones campesinas" benennt Bernabé Herrero seine Verse. Im Gegensatz zu jenem, malt er seine Landschaften in zarten Pastelltönen; er wurde von keinem geringeren als Machado begrüßt. José del Rio Sáinz, der santandrische Poet, sammelte seine besten Schöpfungen in „Versos del mar y otros poemas". Der Dichter empfing den Fastenrathpreis der Akademie. Eduardo Marquina begönnert, wie schon erwähnt, José Antonio Balbontin, einen anderen jungen Lyriker, der schon ehedem ein kleines, damals durch J. M. Izquierdo beifällig aufgenommenes Versbuch „Albores" veröffentlichte. Das neue Bändchen „Inquietudes" (gleichbenannt mit Eduardo de Orys vortrefflichen Poesien), handelt von jungen Leiden, Drang nach Erkenntnis, Liebe und Zweifeln. Künstlerische Eigenart bricht unleugbar vielfach durch, obschon manches an Dario und Marquina selbst anklingt. „Suma poética" dagegen ist Erstlingswerk; Fernando de Lapi, der Dichter, indessen durchaus keiner der Jüngsten. Seine Dichtungen entstanden vielmehr seit 1908, und zeigen untrüglich Beeinflussung durch all die Meister und poetischen Richtungen, die seither zur Geltung kamen. In „Rosal de España" verherrlicht V. Serrano Clavero, ein geschätzter Publizist, in hinreißenden Strophen die Heimat.

Emilia Bernals zwei neue Bändchen betiteln sich „Vida", bzw. „Los nuevos motivos". In impressionistischen Versen, voll Klang und Farbe, lebt sich ein lauterer Schönheitsdurst aus. Sie begeistert sich für Granada, das sie lobpreist, ebenso heiß wie für Paris oder Neuyork; echt, schier zum greifen echt, weiß sie die einzelnen Menschentypen zu beschwören, die in ihrer allzeit neubegierigen Seele Eindruck hinterlassen. Viel Talent paart sich mit reger Phantasie; zwischen Ursprünglichem aber auch Reminiszenzen an Dario, Walt Whitman, sowie zwei hervorragende hispano-amerikanische Lyrikerinnen: Gabriela Mistral und Alfonsina Storni. Sie bringt auch Übersetzungen von Dichtungen der Portugiesen Luiz Guimerães, Julio Dantas, Anthero de Quental, Gomes Leal, sowie des Brasiliers Olavo Bilac. Eine Auslese portugiesischer Dichtungen veröffentlichte Enrique Diez Canedo in „Pequeña Antologia de poetas portugueses". Eine „Antologia de la poesia argentina moderna" gab Julio Noé, ein Führer der argentinischen Jugend heraus. Charakteristische Proben aus Werken der vorzüglichsten Lyriker des letzten Vierteljahrhunderts, bereichert durch bio- und bibliographische Daten.

Martin Brussot

Digitized by Google

Schwedischer Brief

Die künstlerische Produktion Ivan Oljelunds, des bedeutendsten unter den jungen Autoren, war jahrelang gegenüber essayistischer Arbeit zurückgetreten. In „Nya svenska brev“ (Neue schwedische Briefe) und „Fran Sorrento till Akropolis“ (Von S. nach der A.) ließ sich deutlich die Weiterentwicklung des Dichters zu einem christlich und national orientierten, aller Radikalität fernen Sozialismus beobachten, der das revolutionäre Dogma verwirft und einer lebenspendenden Wirklichkeit huldigt. Deshalb ist ihm auch Mussolini durchaus nicht unsympathisch. In einem soeben erschienenen umfangreichen Roman „Gröna riddare“ (Grüne Ritter) erzählt Oljelund mit Kraft und Breite die Jugend eines Proletariers und seine Bekanntschaft mit dem Sozialismus in verschiedenen Formen. In mehr als einer Hinsicht autobiographisch, ist der Roman ein klar gesehenes Bild der proletarischen Vorkriegswelt. Wenn nicht alles täuscht, so ist hier das konservative Gegenstück zur Andersen Nexös „Pelle der Eroberer“ im Entstehen, denn die umfassende Exposition läßt ein Werk ganz großer Anlage vermuten.

Der sehr junge und sehr begabte Dichter Rudolf Värnlund, der manchmal interessante Ähnlichkeiten mit dem Geist neuerer russischer Dichtung verrät, kämpft ebenfalls für die Ziele eines neuen, innerlich wertvolleren Sozialismus. Dafür legt der stellenweise durch sein Helldunkel packende, aber im Gedanklichen unklar bleibende Roman „Vandrare till intet“ (Wanderer ins Nichts) Zeugnis ab. Wie Oljelund ist auch Värnlund allem sozialen Dogmatismus und der Massenherrschaft feind, doch fehlt bei ihm die Abbiegung ins Religiöse. Dieser Schriftsteller — der eine der stärksten Hoffnungen der gegenwärtigen schwedischen Literatur ist — gab auch vor kurzem eine Novellensammlung heraus, „Ingen mans land“ (Herrenloses Land), in dem ein paar Geschichten — übrigens öfters in Deutschland spielend — das grauenhafte Gesicht der Nachkriegsmenschheit mit bitterer Gerechtigkeit widerspiegeln.

Den noch immer nicht unaktuellen Typus der neurasthenischen Salonkommunisten, der, ein in die Sprache einer kleinen Zeit übersetzter Hamlet, sich und den Seinen (von denen er immerhin erhalten wird) das Leben schwer macht, ohne doch je zu befreiender Tat zu gelangen, schildert Eyvind Johnson in seiner Erzählung „Timans och rättfärdigheten“ (Die T. und die Gerechtigkeit). Die Gestalt des betrüblichen Helden ist sehr gut gelungen; rätselhaft aber bleibt, inwieweit er die Idee der ausgleichenden Gerechtigkeit vertreten soll.

Wie in Norwegen so hat auch in Schweden die Frauendichtung neben vielen üblichen Durchschnittlichkeiten gute Leistungen aufzuweisen, hie und da sogar solche von hoher Bedeutung.

Elin Bohlins Erzählung „Dockan och människan“ (Die Puppe und der Mensch) befaßt sich mit dem unsterblichen Thema des Ehejammers, freilich nicht auf unsterbliche Weise. Immerhin ist die Schilderung des unglücklichen Zusammenlebens einer verfeinerten und armen Adligen mit einem idealistischen Arbeiterzeitung-Redakteur treffend und wahr, niederdrückend wahr. Der „glückliche“ Schluß freilich ist mehr als unwahrscheinlich. Ein quälendes und doch auf seine Art fesselndes Buch.

Auch Ulla Öberg behandelt in „Adrian Wendts arv“ (Das Erbe A. W.s) die Problematik der Beziehungen zwischen Mann und Weib, aber auf farbenstarke, phantasiereiche Weise. Selten sind die abseitigen und verkommenen Existenzen in „Gamla staden“, Stockholms Moabit, so eindringlich und tief menschlich geschildert worden wie in diesem Buch, dem man leider in Schweden nicht genügend Aufmerksamkeit schenkte. Die stark bewegte Handlung ist mit technischer Sicherheit und Zielwillen geführt, im besten Sinne spannend, wenn auch nicht ganz ohne romanhafte Abenteuerlichkeit.

Diesen Vorwurf darf man den Büchern von Gurli Hertzman-Ericson nicht machen, die in ihrer Gesamtheit eine feine und lebensechte Abkonterfeiung schwedischen Alltags geben, freilich immer nur im Kabinettsformat. Auch das letzte Buch der Verfasserin „Resan ut“ (Die Ausreise) zeigt eine verdienstliche Beobachtungsgabe, stilistische Sauberkeit und kompositionelle Gediegenheit, die aller Beachtung wert ist; die tapfere Resignation allein, welche die Erzählung durchzieht, stellt sie hoch über die durchschnittlichen Miss-Romane.

Noch immer wartet die schwedische Literatur auf den großen Norrland-Roman, das umfassende Prosa-Epos, das den düsteren Zauber dieses europäischen Sibiriens einfängt, die Magie dieses Landes der geheimnisvollen weißen Nächte, wo der Flieder im Juli blüht, und des arktischen, unendlich langen Winters mit seiner schneeigen Gestorbenheit und seiner sternhellen, nordscheindurchflammten Finsternis. Olof Högbergs berühmtes Werk „Den stora vreden“ befriedigt trotz dichterischer Tiefe infolge schwerer technischer Mängel nicht. Nun scheint endlich das Norrland-Buch geschrieben worden zu sein: es ist dies „Frosten“ (Der Frost) von Astrid Väring, einer Debutantin. In dieser „Schilderung“ der Provinz Västerbotten in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die ganze Fülle und Vielfalt menschlichen Willens und Kampfes und der Grausamkeit unbezwingbarer Naturkräfte zu einem großen Kunstwerk geballt. Alles steht darin, was diese entlegene Welt bewegt: Haß und Liebe, Hungersnot und Reich-

Digitized by Google

tum, Aszese und Schnaps, edelstes Christentum und engstirniger Bauernegoismus. Und dieses menschliche Treiben in furchtbarer Abhängigkeit von einer wilden und großartigen Natur, die jedem, der sie kennt, unvergeßlich bleibt.

Wie südlich muten dagegen die Schicksale an, von denen Eva Århads in ihrem schmiegsamen und intelligenten Novellenband „Kärleksbrasan" (Das Liebesfeuer) berichtet. Es geht ein Ton menschlicher und gesellschaftlicher Verfeinerung durch dieses artige Buch, das auf den reichen Herrenhöfen des südlichen und mittleren Schweden zu Hause ist, ein liebenswerter Ton, der freilich weit von aller Größe entfernt ist.

Die in dem Buch „Med lyckligt slut" (Mit glücklichem Ende) gesammelten Erzählungen E. W. Olsons haben unverkennbar autochthone stockholmer Prägung. Diese Lustspielnovellen, geformt aus den flüchtigen erotischen Begegnungen skeptischer Großstadtmenschen, sind manchmal mit einer Grazie erzählt, die an Kopenhagen, Wien und Paris erinnert, eine Grazie, die dem stockholmer Geist nicht fremd ist, drückt er sie auch nur selten literarisch aus.

Trotz der begreiflichen Vorliebe der schwedischen Literatur für die schöne Hauptstadt (über die ein paar ganz gute Romane existieren, ohne daß man sagen könnte, der Stockholm-Roman wäre schon geschrieben) gibt es im Bauernlande Schweden keine eigentliche Großstadtliteratur und deswegen auch nicht jene gewisse „Heimatkunst", die an Stelle kosmischer Erdennähe provinzielle Beschränktheit setzt. Mit „Jonas Ödmarks historia" (J. Ö.s Geschichte) hat der talentvolle Ragnar Holmström sein bestes Buch geschrieben. Hier sind wuchtige Linien, hier erfüllt sich in bäuerischer Enge menschliches, abgrundtiefes Schicksal, hier sind Menschen mit blutheißen Leidenschaften, hier ist jauchzende Lust und todüberwindender Wille. Nur vom düsteren Beginn und vom dunklen Ende eines ungewöhnlichen Lebens wird erzählt, das, in verbrennender Sinnenlust gezeugt, durch den unbezwingbaren Brand des Blutes zugrunde geht. Gegenüber einer solchen Leistung dünkt mich der neue Novellenband Holmströms „Den underbara marknaden" (Der sonderbare Markt) trotz mancher anerkennenswerten Geschichte etwas matt, ein Ergebnis müderer Stunden.

Wenn Ludvig Nordström zur Erholung Novellen schreibt, die außerhalb seines „totalistischen" Programms fallen (das bisher nur ungenießbare Romane voll handelsgeschichtlichen Weisheiten in die Welt gesetzt hat), dann zeigt sich die ganze Vollsaftigkeit und das Ursprüngliche seines realistischen Talents. „Historier" (Geschichten) weisen wieder einmal, was er kann — ob er nun mit unvergleichlicher Echtheit Szenen und Gestalten aus dem Volksleben Ångermanlands entwirft, oder ob er von der Konkursperiode im Leben Thomas Lacks erzählt. Sogar die — ganz unmotiviert — angehängten Causerien sind trotz ihrer „totalistischen" Färbung so geistreich und liebenswürdig, daß man sie gern liest.

Adolf Johannson ist einer der problematischesten schwedischen Autoren. Berühmt wurde er durch „De röda huvudena" (Die Rotköpfe), die ja auch in Deutschland Aufsehn erregten. Seine Wildnisschilderungen sind oft hinreißend, in ihnen weht der große Atem der grenzenlosen nordischen Natur — und doch kann man sich manchmal des Gefühls nicht erwehren, daß alles nur raffinierte Unechtheit sei, glänzende Mache. Nach zwei recht matten Büchern kommt er nun mit einem Novellenband „Sömngångaren" (Der Schlafwandler), der jedenfalls nicht ganz unbedeutend ist. Logisch aufgelöste Schauergeschichten und dunkle Einöden-Mystik erfüllt dieses merkwürdige Buch, dessen ästhetischer Eindruck so unbefriedigend und doch nicht so gering ist: denn ein Naturschilderer ist Adolf Johannson nun einmal wie nur ganz wenige.

Der Lyriker und Satiriker Hugo Gyllander, der gewöhnlich nur jedes zehnte Jahr ein Buch herausgibt, legt diesmal eine Gedichtsammlung „Rytmer" (Rhythmen) und stachelige Skizzen („Jönsson") vor. Mit „Rytmer" befestigt er seinen Ruf, nach Karlfeldt, Heidenstam und Österling der hervorragendste schwedische Lyriker zu sein, mit „Jönsson" zeigt er sich als überlegenen Ironiker, der in ein paar Sätzen die unheroische Verstiegenheit der weitgetriebenen Demokratie seines Landes vernichtend beweist.

Arnhem — Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Unordnung und frühes Leid. Novelle. Von Thomas Mann. Berlin 1926, S. Fischer. 127 S. M. 3,— (4,50).

In gewisser Weise ist diese kleine Novelle Antwort auf ein Fragen der jungen Generation. Dort das Geschrei der jüngsten Dramatiker: Vatermord! Hier nichts als ein ironisches und doch sehr liebevolles Lächeln des gereiften Epikers. Nur eben die Vorgänge eines Nachmittags in der Inflationszeit: Tanzunterhaltung der herangewachsenen Kinder, Liebeskummer des allerjüngsten Töchterchens um einen der „großen" Tänzer. Aber das alles mit so schalkhafter Ironie durchleuchtet, beseelt geschildert nach dem lebenden Modell, greif-

Digitized by Google

bar nahegerückt, vornehm distanziert, von Gefühlsschwingungen begleitet, die wie Violintöne vibrieren, zeitlos im zeitlich datummäßig Bestimmten, „wie von der Klarheit süßen Ebenmaßes umflossen" (so heißt's, aufs Töchterchen, das früh verliebte, angewandt, einmal in der Erzählung) im kleinen das große Können überraschender offenbarend — ein Kabinettstück der Seele.

Berlin Ernst Heilborn

Der Silberfisch. Legenden und Märchen. Von Otto Frommel. Karlsruhe i. B., o. J., C. F. Müller. 235 S. Geb. M. 4,—.

Der heidelberger Pfarrer und Universitätsprofessor Otto Frommel, dem wir manche feine und besinnliche dichterische Gabe verdanken, hat einen Band Legenden und Märchen herausgebracht. „Wir Dichter dichten immer uns selbst, denn wie könnten wir Gott, Welt, Engel und Teufel anders vernehmen, als im dunklen Wort unserer eigenen Seele", bekennt er von sich selbst. Den Märchen, die in der Überzahl sind, gebe ich vor den Legenden entschieden den Vorzug. Die Kunstlegende erreicht selbst bei einer Lagerlöf niemals ihre rechtmäßige Schwester, die aus dem naiven, tiefen Glauben des Volks geborene. Das Kunstmärchen hat sich längst sein Recht neben dem Volksmärchen erworben, und Frommel erweist sich in den besten Stücken seiner Sammlung, als die ich den „Silberfisch", das „Märchen vom dummen Pilz und vom weisen Regenwurm" und „Prinz Tirrebü und Prinzessin Birretü" ansehen möchte, als glücklicher Märchendichter. Seine Sprache ist einfach und bildkräftig, seine Naturverbundenheit innig und echt, die verborgene Weisheit gibt sich dem Herzen, nicht dem Kopf. Die Lust des Fabulierens dürfte sich bisweilen zu knapperer Form zwingen. Auch Kinder werden Frommels Märchen mit ungetrübtem Genuß aufnehmen, — und wo wären für den Märchendichter unbestechlichere und berufenere Märchenrichter?

Weimar Heinrich Lilienfein

Der Geigenmacher. Eine Geschichte. Von Hermann Stehr. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 156 S. Geb. M. 5,—.

Ein Parabelmann beginnt zu erzählen, und dieser Parabelmann scheint ein freundlicher Dilettant zu sein, denn just auf die Geschichte, die ihm sein Großvater, der gleichfalls Dilettant war, vererbt hat, auf die unglückselige Geschichte von dem Geigenmacher, der darauf ist, die eine köstliche Geige zu bauen, ist er verfallen. Das mit anzuhören, ist einigermaßen langweilend — ein wahres Glück, daß es dem Hermann Stehr gleichfalls langweilig wird. So schiebt er denn den Parabelmann sacht beiseite, ergreift seinerseits das Wort und knüpft an, wo dem anderen der Atem ausgegangen ist, und erzählt nun seinerseits die wundersame, die erdkräftige, die blutzauberraunende Geschichte von der Liebe des gealterten und besinnlichen Mannes zu dem jungen Ding, das wie eine Erdbeere aus dem Boden gewachsen ist, dem „Schönlein". Den Geigenmacher läßt er diese Geschichte erleben, und ohne dessen Parabelcharakter sonderlich viel hinzuzufügen, ohne das Märchen schärfer zu individualisieren, wächst über dem allen Dichtung auf, und vielleicht ist der Mangel an bestimmterer Physiognomiegebung ein Vorzug mehr. Schließlich aber weiß der Hermann Stehr auch nicht weiter, und so überläßt er dem Parabelmann wieder das Wort, die Erdbeere wird ins Herbarium gepreßt, die „Moral" der Geschichte tritt schön zutage.

Wenn die Nachwelt sehr viel überflüssige Zeit hat — was wir ihr im Gegensatz zu unserer eigenen schnöden Eilfertigkeit von Herzen wünschen —, wird sie Dank dafür wissen, daß der Hermann Stehr auch mit dieser Geschichte auf sie gekommen ist.

Berlin Ernst Heilborn

Der Aufruhr um den Junker Ernst. Erzählung. Von Jakob Wassermann. Berlin 1926, S. Fischer. 165 S. M. 3,50 (5,—).

Wie in Wilhelm von Scholz' Roman „Perpetua" bilden Hexenverfolgungen den Hintergrund in Wassermanns Erzählung, ja sie spielen, schicksalbestimmend, in die Handlung hinein. Man fragt sich, ob das bei zwei gleichzeitigen literarischen Erscheinungen Zufall ist, oder ob irgend etwas in der Zeitstimmung dazu drängt, und — ist um die Antwort verlegen.

Im Gegensatz zu Scholz' Roman entbehrt die Wassermannsche Erzählung aller Wirklichkeitsschwere. In hellen, durchsichtigen Wasserfarben ist die Figur dieses Junkers Ernst, dem alles zum Märchengespinst wird, aus dem ein Dichtergemüt jubiliert, hingetupft, und wenn nachher die Kinder sich zusammenrotten, ihn aus dem Verlies zu befreien, und nun ein Getuschel, Gewisper, Geraune anhebt, die Luft selber gleichsam kichert, ist's wie Frühlingsreigen, nicht völlig entsprechend, aber doch irgendwie verwandt einem Böcklinschen Bild.

Die Kunst des Erzählers ist in jeder Zeile, die Erzählung als solche hat in geradezu frappanter Weise Stil. Wie man das von Jakob Wassermann nicht anders erwartet. Und doch muß man auf einen Mangel an Stil, der dann freilich nicht der ausführenden Hand, sondern dem konzipierenden Gemüt zur Last fällt, aufmerksam machen. Für die leichte und anmutige Gestalt des Knaben, für das Spielerische der Vorgänge erscheint der blutrünstige Hintergrund mit Aberglauben, Folter, Scheiterhaufen zu schwer; andere Vordergrundsgestalten, Bischof und Jesuitenpater, müssen aufgeleckst werden, um nur einigermaßen die Farbenübergänge herzustellen, selbst die Zeitschilderung muß willkürlich zurechtgerückt werden, um die Handlungsbahn zu nivellieren. End aller Enden hat man zwei Bilder statt eines vor Augen, das eine davon aber, die schmächtige Knabenfigur des Junkers Ernst, ist aller erdenkbaren Reize teilhaftig.

Berlin Ernst Heilborn

Borwin Lüdekings Kampf mit Gott. Roman. Von Elsa von Bonin. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 299 S.

Elsa von Bonin erweckte mit ihrem Erstlingsroman „Renée von Catte" große literarische Hoffnungen. Mit ihrem zweiten „Söhne" gab sie eine starke Talentprobe und mit diesem dritten gewann sie unter Hunderten von Bewerbern den ersten Preis für den besten — Zeitungsroman. Einen Zeitungsroman zu schreiben, war gewiß ihr Ehrgeiz nicht. Es ist ihr auch — trotz des Preises — nicht gelungen. Weit höher strebt dieses Werk, das seinem Titel nach ein Titanenschicksal gestalten will. Der moderne Titan ist natürlich ein Großindustrieller und natürlich ein über die übliche Geschlechtsmoral erhabener Geist. In beiden Eigenschaften leidet er Schiffbruch, aber nur beinahe. Seine Werke gehen aus den Stürmen der Deflationszeit gerettet hervor, seine skrupellose Brutalität gegen die Frau seiner Gewissensehe, wie gegen die ihm bürgerlich Angetraute weicht ohnmächtiger Schwäche beim Tode der geliebten Tochter. Aber diese Tochter geht

Digitized by Google

zu Gott ein, und sie, die ihre Lebensaufgabe in der Errettung gefallener Mädchen suchen zu müssen glaubte, erfüllt mit ihrem Tode die weit höhere, ihren gottfernen Vater zu Gott zu führen. Diese in zuckenden Bildern und Bildchen expressionistischer Färbung erzählte Geschichte ist von sprühendem Gegenwartsleben erfüllt, sie ist ohne Anfang und ohne Ende und überläßt vieles der Phantasie des Lesers. Aber gerade dies ist einer der größten Reize des eigenartigen Buchs.

Berlin — Fritz Carsten

Filmgewitter. Roman. Von Rudolph Stratz. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 304 S. M. 3,50 (5,—). Der neueste Roman von Stratz, der hier vorliegt, ist wieder ausgestopft mit Jargon, diesmal dem der Filmbranche. Die Handlung ist nicht uninteressant. Eine Balkanmegäre, die einst in Konstantinopel auf Anstiften ihres Manns einen Pascha politischer Dokumente wegen (die Rußland erhielt) ermordete, will sich jetzt an ihrem Mann, einem Kriegs- und Inflationsgewinnler (dem größten auf dem Balkan), der sie verlassen und eine wiener Baronin geheiratet hat, rächen, indem sie die Mordaffäre durch einen gerissenen Filmmann und einen ahnungslosen Regisseur an Ort und Stelle (Serbien, Konstantinopel, Wien) filmen läßt. Verschiedene Störungen von seiten des Gatten (wobei die Personen der Wirklichkeit und die Darsteller des Films häufig gegeneinander ausgespielt werden) können die Fertigstellung des Films „Die Geheimnisse von Stambul" nicht aufhalten, aber bei der teilweisen Vorführung des Films treffen sich die ehemaligen Gatten, und in einer Explosion werden sie zusamt dem Film aus der Welt geschafft. Der Romanzweck ist erreicht: die junge Filmdiva, die nur wegen ihrer Ähnlichkeit mit der wiener Baronin für deren Rolle engagiert wurde, trifft als Regisseur des Films ihren geschiedenen Gatten wieder, mit dem sie am Ende sich wieder vereint, hewisch abweisend den dämonisch schmachtenden, berühmten Film-Divus, ihren Partner, der den Gatten und Mitmörder spielt. Wie sich langsam der Tatbestand Film = Wirklichkeit ergibt, ist nicht übel erzählt, auch sonst das Glashausmilieu recht gut getroffen, allwo man bald duzt, bald siezt und an gegenseitiger Schnoddrigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Flucht in den Sommer. Roman. Von Sophie Hoechstetter. Berlin 1926, Guido Hackebeil A.G. 176 S. M. 2,— (3,—).

Die Hoechstetter hat früher ein paar Romane veröffentlicht, die uns Achtung vor ihrer Begabung abnötigten und große Hoffnung auf ihre Entwicklung gaben. Solche Eindrücke auf den kritischen Leser rufen leicht das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der weiteren Produktion des Autors hervor, — wenn nur dieser auch die Verpflichtung vor seinem Talent erfüllte: ein einmal bekanntes Niveau zu halten. Doch nein: das Niveau-Halten ist ja nicht eine Frage dessen, was etwa künstlerische Moral genannt wird, sondern allein eine Frage der Kraft. Sophie Hoechstetter hat diese Kraft leider nicht. Sie steigt in ihrem neuen Roman erheblich unter die Werte früherer Bücher hinab. Eine recht seichte, reichlich sentimentale Sommergeschichte, — dem Titel nach; nicht so im Gehalt, dem zu vielem andern vor allem die echte Zauberkraft sommerlichen Wesens fehlt. Man kann den Sommer nicht allein in der Beschreibung einer sommerlichen Ländlichkeit künstlerisch lebendig wiedergeben. Einer Ländlichkeit, in die übrigens eine berühmte Sängerin flieht, um dort in der Ferne — im Wiederaufleben unter versteckten Jugenderinnerungen — Gewißheit über einen von der ersten Seite an unzweideutig unliebenswerten geliebten Mann zu erhalten. Was Wunder also, daß sich dieser langweilige Ehrenmann als die Strohpuppe entfaltet, die er doch nun einmal nur ist! Und dazu 176 Seiten in zum Teil recht zweifelhaftem Deutsch! Einem Deutsch, das beispielsweise diese Sätze als dichterisch normal gelten läßt: „Die letzten zwei Jahre war ein Besuch bei der Schwester nicht in Frage gekommen, denn es ging die Sache mit Franz Josef" — (S. 27) — „Vor Elsas prächtigem Gedächtnis stand gleich alles vor ihr da" — (S. 39) — „In den Geruch von Kaffee und Napfkuchen schwebte Tai-Tai aus Elsas Kleidern" — (S. 71) usw. — Es ist nicht angenehm, dies einer Schriftstellerin vorhalten zu müssen, die einmal weitab von dem Kitsch stand, zu dem sie ihr letztes Buch wirft.

Dresden-Blasewitz — Hans Teßmer

Euphorion. Novelle. Von Dora v. Stockert-Meynert. Leipzig 1926, Philipp Reclam jun. 67 S.

Hat man sich erst einmal in den sehr weiblichen Stil hineingelesen, was nicht ganz leicht fällt, so findet man manch fesselnde Einzelheit in der Geschichte eines armen, reichen jungen Menschen, den seine ehrgeizigen Eltern in eine großartige Gelehrten- und Künstlerlaufbahn hineindrängen wollen, bis schwerstes körperliches Leiden allen Hoffnungen ein Ende macht und zum Tode „Euphorions" führt, weil dieser, ein Opfer seiner ästhetischen Erziehung, nicht in die rechtzeitige Amputation seines Beines willigen wollte. Manch warmer Ton von Kinderangst und Mutterschmerz klingt auf — aber müssen in einem sorgfältig durchgesehenen und sorgfältig durchgearbeiteten Buch wirklich Sätze stehen bleiben wie: „Seine Kunst brachte es zuwege, die Schmerzen Heinis vollständig zu erlöschen?" So viele Menschen versteigen sich zu der Behauptung, daß man in Österreich nicht recht Deutsch könnte — man sollte ihnen in einer repräsentativ sein sollenden Reihe österreichischer Erzählungen doch nicht so naiv recht geben!

Wien — L. Andro

Maja Orbinska in Hamburg. Roman. Von Heintich Siemer. München 1926, Albert Langen. M. 4,50 (7,—).

Ein Unterhaltungsroman, der mit Tempo und Präzision zu unsentimentaler Sachlichkeit Fühlung zu halten versucht. Im Problem nicht deutsch und wolkig, sondern europäisch lebendig, fungieren als Requisiten, statt Mitleid, Hochherzigkeit, Tränen und gräflichem Märchenpark, körperlicher Elan und jene gesunde Mittelmäßigkeit, zu der nach kokainberauschten Erlebnissen mit Bravour dieser Roman zurückführt.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Pestilenz. Eine Vision. Von Hanns Lerch. Dresden-Wachwitz 1926, von Kommerstädt & Schobloch. 256 S. M. 3,60 (4,60).

Lerch bewältigt Ideen von heute mit Mitteln von gestern. Daß er „Nietzsche" als Stichwort, „Vision" und „Apokalypse" als Untertitel und die „Vereinigten Staaten von Europa" als Endpunkt anführt, verführt trotzdem nicht zu seiner Arbeit, die in ausgetretenem Gleise bombastisch-bürgerlich bleibt.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Digitized by Google

Der Pfarrer von Lehen. Novellen. Von Hans Knobloch. Stuttgart-Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 206 S. Geb. M. 5,—.

Was soll angequältes Mittelhochdeutsch, dazu angequältes Mittelalter, dazu das Übrige? Der Unterzeichnete gesteht, daß er 1926 so etwas zu lesen nicht mehr imstande ist. Die nationalen und konfessionellen Fähnchen mit Bischofshut und Kaiserschwert schwanken ihm zu verwaschen in einer ihm nicht bekömmlichen Luft.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Yatsuma. Eine Donquichotterie aus Schwabing. Von Hans Reiser. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft. 491 S.

Ein Roman kann unter besonderen Umständen auch so zustande kommen: Zu Beginn weiß der Autor noch nicht, ob es eine Novelle, eine Erzählung, eine Skizze, ein Roman oder überhaupt nicht wird. Aber er denkt an allerhand berühmte Muster, bei denen es vielleicht ähnlich war, und schreibt vorläufig nieder, was ihm einfällt. Auf den ersten hundert Seiten, wenn er Glück hat, taucht so etwas wie eine leitende Idee auf. Er schlingt sie in Gestalt eines roten Fadens der Hauptperson, in die er sich selbst gleich zu Anfang vermummt hat, um den Hut. Warten wir ab, vielleicht entwickeln sich einige der anfangs belanglosen Nebenfiguren zu Hauptpersonen! Vielleicht schon im ersten Drittel des Buchs. Es kommt auf den Versuch an. Geht's nicht, läßt Autor sie wieder aus dem Gesichtskreis des Helden ausscheiden. Sie spielen dann einfach nicht mehr mit, und andere treten an ihre Stelle. Also nun wird's doch ein Roman! Niemand ist darüber verwunderter als der Autor selbst. Es fehlt ihm nur noch eine Handlung. Schließlich kann er den Helden doch nicht alleweil spazierengehen und philosophieren lassen, auch wenn das für ihn selbst noch so erheiternd ist. Er hat schon fast 400 Seiten vollgeredet und noch immer ist — abgesehen von ein paar winzigen Nebenhandlungen — noch nichts von dem zu sehen, was die Alten „die Fabel" nannten und was auch der Modernste nicht entbehren kann. Fügt sich also der Verfasser dem alten Brauch und verwickelt auf Seite 399 den Helden in eine Kriminalaffäre. Er macht es ungeschickt, aber er macht's. Inzwischen hat er auch bemerkt, daß sowohl sein geisteskranker Heros, wie auch sein eigenes Verfahren etwas von Don Quichotte an sich hat. Wie wär's, wenn er aus diesem unbewußten Manko eine künstlerische Absicht machte? Er macht's. Höchste Schludrigkeit ist auch eine Kunst. Warum soll man zum Schluß nicht noch einen reichen Bruder aus Amerika heimkehren lassen? Das „happy end", eine amerikanische Erfindung, kann er gleich mitbringen. Wenn die Buchgemeinschaft ihre 30 Bogen voll hat, wird Schicht gemacht.

So oder ähnlich mag der Roman „Yatsuma" entstanden sein, und obwohl der Verfasser versichert, er habe an manchem Kapitel drei Monate gearbeitet, würde man kein Wort darüber verlieren, wenn nicht auf diesem höchst anfechtbaren und keinesfalls nachahmenswertem Weg doch da und dort uns etwas wirklich Wertvolles, ja Ergreifendes begegnete. Da kommen Wendungen, die Brecht Ehre machen würden und Einfälle wie von Chaplin. Es ist ein Unding, ein Unroman, ohne Struktur, ohne Disziplin, aber man kann ihm nicht so böse sein wie er selbst dem Waldemar Bonsels ist. Reiser hat keinen Reißer geschrieben, davor ist er behütet, doch immerhin ein Buch, das man, wofern man sehr viel Zeit und nichts anderes zu lesen hat, mit wachsender Sympathie in sich eingehen läßt.

Rom — Rudolf Frank

Gottlieb. Die Geschichte eines einfältigen Menschen Von Georg Lichey. Breslau 1925, Stein-Verlag. 71 S.

Es ergeht Georg Lichey wie manchem klugen Menschen: er wird, in eines Genies Art und Ausdruck Verwandtes entdeckend, auf irgendeine Weise produktiv. So schreibt Lichey angeregt, stärker noch: angegriffen von der Atmosphäre Dostojewskijs seinen „Gottlieb". Er schreibt ihn leicht, einfach, lebendig, mit ironischen Lichtern und eigenartigen Ausblicken auf die Welt des Gefühls. Er schreibt — im Bann Dostojewskijs — mit der Weite, deren sein Herz, sein Gestaltungswille mächtig ist. Aber — eben diese Weite ist nicht groß. Was bei Dostojewskij Intuition, ist bei Lichey Nachfühlen, Nachhören. Ohne Blitz! Anständig! Feinsinnig! Und ganz zuletzt: eine Privatangelegenheit! Und damit erledigt!

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Des Apulejus sogenannter Goldener Esel. Metamorphosen. Deutsch von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 319 S.

Apulejus schrieb einen sehr gekünstelten preziösen Stil — in höchst gekünsteltes, preziöses Deutsch hat ihn Schaeffer übertragen. Da finden sich Satzschachtelungen, die nun beinahe schon Julklapp sind, auf jeder Seite stößt man auf zärtliche Diminutivbildungen wie „Mäusulein", „Kleinulein", „Bettulein", auf Partizipialkonstruktionen und kokett gefaßte Fremdwortbildungen. Das alles scheinbar zu recht. Die Folge davon ist nur, daß sich beim Leser nicht der gewünschte Eindruck von des Apulejus Stilkünstelei, sondern der sehr unerwünschte von der Stilfexerei des Übersetzers einstellt. Irgend etwas also muß da nicht in Ordnung sein.

Man überlegt sich: Es ist nicht Aufgabe des Rezitators, der den König Lear vorliest, mit Lear zu rasen, mit Cordelia zu flüstern, mit dem Narren zu kreischen. Sondern er bringt alle Stimmen auf den Generalnenner ruhigen Vortrags und hebt nur in leiser Modulation die einzelne Stimme davon ab. Ähnliches muß für den Übersetzer gelten. Auch ihm gebührt der ruhige ausgeglichene Vortragston, aus dem nur hier und da eine Stileigentümlichkeit aufflimmern, aber nicht aufgrellen darf. Das ist Albrecht Schaeffer entgangen. Er mimt und gestikuliert den Apulejus-Stil.

Nimmt man hinzu, daß Schaeffer bei solcher aufdringlichen Stilnachahmung sich nicht gescheut hat, ganze Partien des antiken Romans, die seinen ästhetischen Anschauungen konträr gingen, auszuschalten, so gewahrt man, daß hier ziemlich viel nicht in Ordnung ist.

Berlin — Ernst Heilborn

Charlotte Löwensköld. Roman. Von Selma Lagerlöf. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. München 1926, Albert Langen. 276 S. M. 4,— (7,—).

War Ellen die Tante, so ist Selma wirklich die Großmutter Europas. Noch darüber hinaus, wohl in allen Sprachen lesender Menschen erzählt sie uns Kindern ihre lieben, altmodischen, ewig jungen, herzenswarmen Geschichten. Auch dieser Roman ist eins ihrer unnachahmlichen Märchenstücke. Es läßt sich so leicht analysieren, in die Elemente auflösen; da ist Gottesfurcht und Keuschheit und Bosheit und Tücke, Übermut der Gedanken und Großmut des Herzens, Reinheit der Gesinnung, heiterer Witz; die Menschen sind nicht einmal ganz leibhaftig und wirklich, sondern eben märchenhaft typisiert. Und doch macht es ihr keiner nach. Denn jeder Satz ist gespeist von Herzenswärme, die Erfindung kommt aus einem Frauenhirn, durch das das Herzblut ungefiltert strömt, eine Innigkeit der Weltliebe und

Digitized by Google

Fröhlichkeit der Gottliebe ist darin, so spürbar wie liebenswert.

Es ist im Grunde eine ganz törichte Geschichte von der Charlotte, die aus Hochherzigkeit sich für den Geliebten erniedrigt, einen kindlich reinen, kindisch frommen und weltfremden Vikar; die einen Ungeliebten aus Trotz, aus Not, aus Zorn heiratet, um ihn natürlich schließlich doch zu lieben. Ein dickes Buch ist also voll Mädelstreichen, wo Lachen und Tränen sich um das Primat streiten, es gibt da uralte Leutchen, verblendete Mütter, Kleinstädte und ein Dorf, einen richtigen Mann, einen „Günstling des Glücks", der am tiefsten leidet und also menschlich am überzeugendsten aus dem Buch strahlt — das Ganze ist eine Anekdote —, und man liest dreihundert Seiten mit Spannung, Schmunzeln, Rührung. So rührt ein schalkhafter Gott mit reinem Finger seine sonnige Schöpfung um. Am Ende ist wieder Harmonie da, Einklang, Klarheit und Herrlichkeit. Daß Selma Lagerlöf mit einem Blick uns Runzeln auslöscht, Haare wieder färbt, Augen klärt und Herz reinigt, daß sie uns Gottverlassene wieder Kind werden läßt und also zu Ihm zurückführt: das ist ihr ewiger Dichterruhm.

Berlin — Kurt Münzer

Das Mädchen mit den Scherben. (Gunhilds Jugend.) Roman. Von Karin Michaelis. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 275 S. M. 4,— (6,—).

Es hilft nun nichts, weiß Gott, aber es ist ein entzückendes Buch, und der Mann liest es mit dem gleich beglückten Herzen, mit dem er vor einem Vierteljahrhundert die ersten zarten, klingenden Bücher der Frau Karin las. Sie hat sie hinter sich, die Jahre, in denen sie geschminkte Literatur machte, furchtbar falsche Töne sang. Jetzt wieder hat sie die alte Melodie, die Phantastik und Romantik der Seele, die nicht gerade auf Erden heimisch ist. Aber tut es nicht gut, diese schnöde, trübe einmal verlassen und in Karins Seligkeit hinaufschweben zu können?

Es ist gewiß eigene Jugend, die sie da erzählt. Und nicht das Leben, aber wie sie es schon als Schulmädchen ansieht, ist so wie ihre Bücher. Ahnt sie die Tiefe des Symbols? Wenn der kleinen Gunhild das Leben zu grau, zu trüb, zu wahrhaftig wird, wenn es ist, wie es eben ist, so holt sie ihre bunten Glasscherben hervor und betrachtet es dadurch. Und so tut es noch die Schriftstellerin: sie zeigt uns das gemeine Leben in der Verklärung ihres Märchenlichts. Alles glüht, noch der Winter hat brennende Farben, alle Menschen sind glänzend erhöht, das Kleinste wird in phantastisches Licht getaucht. Industrielle und Techniker werden solche Bücher vor ihre Hunde werfen. Aber wir unmännlicheren anderen? Haben wir nicht jeder einmal klopfenden Herzens vor bunten Scheiben gestanden und uns die Welt umgelogen? Da stehen wir wieder, an Karins Hand, sie zaubert uns die Jugendlandschaft — auch die der Seele — wieder her.

Also laßt uns dankbar sein. Nicht für ein Kunstwerk, nicht für ein Stück Literatur. Aber für holde Geschichten, die uns aus dem harten Tag ins unsterbliche, wenn auch entrückte Märchen heben.

Berlin — Kurt Münzer

Bidpai. Das Buch der Beispiele alter Weisen. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser Verlag. 156 S.

Ich kann nicht über dies Buch schreiben wie man sonst über ein Buch schreibt, denn dieses alte Fabel- und Weisheitsbuch ist mehr als ein Buch, es ist ganz Leben, es gibt sich überall ganz kunstlos; und ganz unliterarisch ist seine Haltung. Gerade darum aber ist es von so hohem Wert und konnte Besitztum der Nationen werden, konnte aus einer Sprache in die andere wandern seit mehr als achtzehnhundert Jahren; darum gehört es heute der Weltliteratur an. Ist es ein künstlerisch-hochwertiges Buch? Ein dichterisch-außerordentliches Wer gar? Sicherlich nicht, es ist uns so nahe um seiner reinen bescheidenen, oft fast simplen Menschlichkeit willen. Wir lieben es um der Einfachheit willen, mit der hier die ewig-menschlichen Wahrheiten ausgesprochen werden, um der wundersamen Einfalt willen, mit der sich Bild in Weisheit und Weisheit in Fabel schlingt. Wundervoll ist wie Dichtung und Fabel in Lebensthese übergeht und wie eins ins andere greift, leicht und überraschend, ohne Zwang. Dieses Verwobensein allen Lebens gibt dem Buch seinen eigenen Reiz, seinen Atem, der sich nicht mit Worten auf schmalem Raum umschreiben läßt, der nun einmal da ist seit tausend und mehr Jahren und als Ganzes genommen sein will, damit das Absurde, das Widersinnige, das auf so langer Wanderung Verwirrte auch seinen Sinn erhalte. — Was man aber rühmen muß, das ist die wundervolle Ausgabe, in der uns nun dieses Werk dargebracht wird, meisterhaft in alter Schwabacher gedruckt und mit alten Bildern aus dem 15. Jahrhundert geziert, so daß das Buch ein Ganzes darstellt nach Inhalt, Schmuck und Schrift.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Als Vagabund in Neuyork. Ein erlebter Roman. Von O. M. Hueffer. Wien 1926, Saturn-Verlag. 276 S.

An den Ufern des Hudson. Roman. Von Lawrence H. Desberry. Jena o. J., Neue Welt Verlag. 200 S.

Ejus. Roman. Von Lawrence H. Desberry (ebenda). 183 S. Beide aus dem amerikanischen Manuskript übertragen von Hermynia zur Mühlen.

Der Vagabund ist trotz seines deutschen Namens ein Vollblutengländer, den ein nicht mitgeteilter Umstand mittellos nach Amerika gebracht hat. Dieses Verschweigen der Ursache läßt den wohl berechtigten Schluß zu, daß es sich hier um das Kunststück eines mutigen Reporters handelt. Schließlich kann er auch die Tatsache nicht unterdrücken, daß er zeitweise durch Zeitungsaufsätze sich aus der schlimmsten Patsche hilft. Ein Roman sind seine Erlebnisse nicht, sie tragen den Stempel der Wahrheit an sich; auch ohne daß man die Versicherungen des Vorworts für bare Münze nehmen müßte, hat man das Gefühl, diese Erlebnisse seien erlebt von einem, der Kinder und Tiere lieb hat, während er für erwachsene Menschen mehr Kritik als Wohlwollen empfindet. Für alle aber steht ihm ein Humor zur Verfügung, der selbst die bissigsten kritischen Bemerkungen entgiftet. Sonst würde man das Buch als eine bittere Anklage gegen amerikanische Zustände charakterisieren können und als Verhöhnung amerikanischer Ideale. Die Zeit scheint vorüber zu sein, in der das Land der unbegrenzten Möglichkeiten das Ideal aller freiheits- und fortschrittssüchtigen Europäer war.

Mit Humor, wenn auch mit einem Humor, hinter dem deutlich ein unerschütterlicher Ernst steht, beleuchtet Hueffer das Land der Prohibition, das öffentlich Wasser predigt und heimlich Wein trinkt, Desberry aber, der Verfasser der zwei spannenden Romane, die uns bereits „aus dem Manuskript übersetzt" vorgelegt werden, kennt keinen Humor, er ist bitterernst, und Wut, Verachtung, Haß führen seine Feder. Es ist kein Zufall dieses

Digitized by Google

„Aus dem Manuskript". Ich habe gelinde Zweifel, ob diese Bücher überhaupt in Amerika gedruckt sind, und wenn sie dort gedruckt sind, ob sie verkauft werden dürfen. Ist Amerika so, wie es in diesem Buch geschildert wird, ein unter der Fuchtel der im Ku Klux Klan vereinigten paar Tausend Prominenten, die mit ihren Millionen alles nach ihrem Willen lenken und vor keinem Verbrechen zurückschrecken, schmachtender Sklavenstaat, dann ist der Begriff Freiheit daselbst verboten. Es wird, soll man Desberry (ist er ein geborener Irländer??) glauben, alles unterdrückt, was dem herrschenden Klüngel gefährlich werden könnte oder auch nur verdächtig erscheint. Alle politischen Freiheiten, inklusive Preßfreiheit und Redefreiheit, sind unterdrückt. Jedes Verbrechen ist erlaubt und wird teils angezettelt von den herrschenden Millionären, teils von ihnen begünstigt. Mittelalterliche Zustände, die Feme in ursprünglichster Form, mit allen ihren geheimnisvollen Zutaten und Vermummungen, herrschen jetzt in dem Lande, von dem Goethe noch rühmen konnte, daß es das Glück habe, keine mittelalterlichen Rudimente zu besitzen. Der Krieg scheint Amerika nicht gut bekommen zu sein. Die Berührung mit dem Militarismus europäischer Staaten hat alle herrschsüchtigen Instinkte jener Bevölkerungsschicht geweckt, die der europäischen Militärkaste entspricht. Der Verfasser der beiden, mit einem unerhörten Talent zur Fesselung sensationshungriger Leser geschriebenen Romane sieht sein Land so: völlig versklavt der herrschenden Klasse, die vor nichts zurückschreckt, ihre Herrschaft zu erhalten. Sein glühender Haß gilt diesen Unterdrückern, gegen welche europäische Tyrannen harmlose Herren waren, sein Streben ist es, mit diesen Büchern die Empörung der Leser zu erregen, vielleicht sogar die Revolution eines ganzen Volks. Wenn man den Potemkin-Film eine Propagandatat des Bolschewismus nennt, so wird man diese Romane nicht anders werten können. Weit entfernt aber, gleich künstlerische Qualitäten, wie jener Film, zu besitzen, haben sie dennoch eine suggestive Macht, den naiven Leser zu fesseln und mit denselben Empfindungen zu erfüllen, die dem Verfasser die Feder in die Hand drückte. Wird der herrschende Klüngel es dulden, daß diese Romane in Tausenden und Abertausenden von Lesern derartige Gefühle erregen und die Explosion vorbereiten oder gar erzeugen? Dann sind die in den Büchern geschilderten Zustände erlogen oder wenigstens maßlos übertrieben. Dürfen die Bücher aber nicht verbreitet werden, so ist der Beweis, daß der Verfasser mit allem recht hat, erbracht. Man darf gespannt sein, was geschieht.

Berlin — Fritz Carsten

Lyrisches und Episches

Neue Gedichte. Von Ina Seidel. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 78 S. Geb. M. 3,50.

Ein gutes lyrisches Buch: es ist wie ein zweiter Band „Weltinnigkeit" und enthält viele treffliche und manche meisterliche Stücke, die seinem Trefflichen und Meisterlichen entsprechen. Damit ist zugleich ausgesagt, daß es über das ältere im Ganzen nicht hinausweist. In diesem Sinne gesehen, enttäuscht das Buch trotz seinem Range ein wenig; denn die an innerer Substanz reichen lyrischen Naturen sind in unserer Zeit besonders selten, und es war zu hoffen gewesen, daß Ina Seidel, die sich seither als epische Kraft von erheblichem Rang bezeugte, auch eine neue Stufe lyrischer Gestaltung gewänne.

Im einzelnen ist so manches anzumerken. Es überzeugt nicht, daß Ina Seidel mehrere Gedichte aus dem Bande „Weltinnigkeit" übernimmt; denn zahlreiche andere hätten mit ebensoviel Recht wiederholt werden können. Man sollte Gedichte aus früheren Bänden nur aufnehmen, wenn Abrundung oder Aufbau unabweislich zwingen. Es ist nicht einzusehen, warum sie nicht die Dichtung „Schmerzenreich unter den Menschen" wiederholt, die formell und inhaltlich in diesen Kreis stimmt. Leider wiederholt sie auch die Gedichte „Genius" und „Der Schutzheilige" aus ihrem ersten Buch, den „Gedichten", und sie passen tatsächlich in diesen Kreis, denn viele dieser kleinen Mythen nehmen jene früh erklungene Weise auf: allzu glatt wollt sich ihr Rhythmus ab, und wir sehen eine Hand, die organisch an der innersten Substanz der Sprache zu bilden vermag, nur ungern den bequemen Tonfall gefälliger Strophik abdrehen. Das mächtige Gedicht „Erde", das die Dichterin aus der letzten Auflage von „Weltinnigkeit" unbegreiflicherweise fortgelassen hatte, erscheint wieder, aber — wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht — nun in der Mitte zerrissen durch die aus einem anderen Gedicht stammende Zeile: „O großes Herz der Erde, sei gegrüßt!", die hier so kraß stört, daß sie fast wie ein Druckfehler wirkt. Ein anderes mächtiges Gedicht „Erinnerung" ward aus dem „Ich" in das „Du" übertragen; jetzt ist es immer noch ein leidenschaftlich mächtiger Gesang von der Seelenwanderung, vordem aber war es eben dies und zugleich ein elementarischer Aufschrei, ein sausendbluthaftes Bekenntnis. Mich dünkt, daß falschgeleitete Scham dies Gedicht verändert und aus dem Fortissimo in Mezzoforte übersetzt hat: Form selbst ist Verhüllung! Form ist Ferne! Form ist Scham! Und weiter möchte man manches Gedicht missen: „An meine Hermesbüste", das ganz in münchnerischer Konvention befangen bleibt, und „Erscheinung", das nicht das Geringste vermittelt, lediglich ein Entwurf in leicht expressionistisch getöntem Hackstil. Auch begnügt sich die Dichterin wiederum, wie in ihren Anfängen, nicht selten mit vorletzter Formung: sie reimt nachlässig und oft spielerisch; allzuoft auch fügt sie reimlos, ohne durch gesteigerte Kraft der Rhythmik eine strenge Bindung zu erzielen; sie füllt den Vers manchmal durch überflüssige Worte auf; sie fühlt mangelnde Intensität und sucht sie zu ersetzen, indem sie Worte oder Zeilen wiederholt.

Es scheint geboten, mit letztem Maß ein Buch der Ina Seidel zu betrachten, denn ihr ist hohe menschliche und bildende Gabe zuteil geworden, und solche Gnade fordert den höchsten Dienst. Man verstehe recht: Kritik ist hier nur verstattet in der Überzeugung, daß diese Dichterin — von einigen Balladen der Miegel abgesehen — nächst der Droste die stärkste in gebundener Rede schaffende Dichterin der Deutschen ist. Urteilt man gewissermaßen in der Zeit und sieht das Buch als einen Teil der heute erscheinenden Lyrik, so entfallen alle diese Einwände und Bedenken, denn Ina Seidel ist an Klarheit und Geschmack, sprachlichem Gefühl, an erfindender, schauender, bildender Kraft selbstverständlich den meisten, die heute Gedichte schreiben, weit überlegen. Das bezeugen hier von neuem Gedichte wie: „Der Kastanienbaum", „Mond", „Tageslied", „Waldarbeiter", „Ankündigung". Das bezeugen zahlreiche Strophen und Verse, Vorstellungen und Erfindungen, zumal auch aus einigen der „Kleinen Mythen", besonders „Hermes" und „Orpheus".

Und an einigen Stellen, eben innerhalb der „Kleinen Mythen", scheint das Buch allerdings in neue Breiten —

Digitized by Google

nicht zu reichen, aber — zu weisen. Jene eigentümliche, aus orientalischer Märchen- und Märktewelt gespeiste Phantastik, die früher mehr als Nebenmotiv aufschimmerte, wird oft Hauptthema und dehnt sich in breiteren Atemzügen. In dem Gedicht „Der Morgentänzer" gelingt ihr eine zarteste Naturvision von fast unermeßlicher Weite, aber die reimlos freien Rhythmen meistern den Gegenstand noch nicht mit vollster gestaltender Kraft; und dies gilt ähnlich von dem Gedicht „Hermes" und seinen reimlosen Trochäen. Und somit: ein gutes und reiches Buch, aber kein lyrisches Ereignis; im Weg der hohen Dichterin Ina Seidel ist es teils Nachtrag, teils verfrüht; aber es ragt hochauf in der Lyrik dieser Zeit.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Golddust und blaue Berge. Ausgewählte Gedichte. Von Leo Sternberg. Melsungen 192, Heimatschollen-Verlag. 66 S. (Hessen-Nassauische Bücherei, Heft 13).

Als vor anderthalb Jahrzehnten Gedichte Sternbergs in einem geringen Kommissionsverlag erschienen, fielen sie durch mancherlei Vorzüge auf, die auch den späteren eigentümlich verblieben sind. Sternberg wirkte als Richter im Westerwald und amtiert jetzt in Rüdesheim; er hat Bücher über den Westerwald und über Limburg verfaßt, und er wird in Hessen-Nassau liebevoll als heimatlicher Dichter empfunden, wofür eben diese neue, für die Schule bestimmte Auswahl zeugt. In diesem Bändchen, das Art und Breite der Sternbergschen Lyrik und Ballade auf knapp 60 Seiten abzubilden sucht, erweist sich Sternberg als ein Dichter von natürlicher Herzlichkeit, pathetisch und humorhaft, reich an Bildern und Einfällen; seine am meisten charakteristische Gabe ist die Fähigkeit zu fabulieren. (Sie wird nur von denen unterschätzt, denen sie mangelt; denn es ist an sich nichts Geringes, dichterischen Urstoff in die Welt zu setzen.) Dennoch: Sternbergs Gedichte vermögen niemals eine gewisse zweite Höhenlage zu überschreiten. Dies der Eindruck seiner Gedichtbücher; ihn, von neuem, bestätigt diese Auswahl. Es sind tüchtige, vortreffliche, ausgezeichnete, interessante, wertvolle Stücke, aber kaum eins, wie sie die vertrauten Freunde der Lyrik schlicht und schlechthin als „ein gutes Gedicht" bezeichnen. Zweierlei hemmt, ein Erlernbares und ein Nichterlernbares. Oft mangelt letzte Dichte und Notwendigkeit; zum Beispiel:

„Im Schneewasser badet die Goldammer dort
Und trocknet sich lang auf dem Block von Basalt,
Wo die kohlschwarze Flechte, die blättrige, dorrt;
Wo die Schneewächte hohl den zerfressenen Bord
Der eisigen Wildwasser immer umschalt."

Niemand kann verkennen, wieviel präzise Anschauung hier sachlich und eindrucksvoll gegeben ist, aber niemand kann überhören, daß das Wort „dort" füllselhaft in Reimnot gesetzt ist und der völlig gleichtönende Reim „dorrt" um so lockerer wirkt, und auch derjenige, der den unreinen Reim als stimmendes Mittel der an Reimen nicht sonderlich reichen deutschen Sprache gelten läßt, wird den Klang „Basalt-umschalt" als störend, das Ganze als allenfalls mögliche, nicht als letztlich dichte und unentrinnbar notwendige Fügung empfinden. Unverkennbar arbeitet der Dichter durchaus nicht ohne Sorgfalt, aber es mangelt an einer letzten, in den Wortstoff, gleichsam an eine imaginäre Mitte, sich schmerzhaft einbohrenden Intensität. Und: es fehlt diesen lyrischen Gedichten und auch den Balladen ein Spezifisches, das ich das Lyrikum nennen möchte: es ist nicht lediglich Duft, Hauch, Atmosphäre, Stimmung, woran es in gewissem Ausmaß nicht gebricht, sondern am besten sagt es vielleicht ein Wort, das Jakob Grimm in gänzlich anderem Zusammenhang braucht: „Eine zarte Eihaut des Gefühls." In der Lyrik und auch in der — anders gearteten und doch verwandten — Ballade sind alle Dinge, und seien es die härtesten, heftigsten, widrigsten, jähesten, mit einer zartesten Eihaut des Gefühls umkleidet; sie fehlt dem Sternbergschen Gedicht. Man kann dies mit besonderer Klarheit erkennen, vergleicht man gewisse Stücke mit solchen, von denen sie abstammen: „Das Ende der Douglas" mit „Archibald Douglas" und anderen englischen oder nordischen Balladen Fontanes; „Verschwörer" mit doppelzeiligen, kurzrhythmisierten Balladen Meyers, „Nachtboot auf dem Rhein" mit Meyers „Spätboot". Vielleicht aber stammen diese beiden Mängel aus demselben zu tiefst eingeborenen Grunde: wäre es Sternberg vergönnt, sich noch innerster in Vorstellung und Wortmasse einzuglühen, so wüchse diese zarte Haut und Hülle, dieses Atom und Fluid seinen Dichtungen vielleicht von selbst zu. — Es handelt sich hier um ein Letztes; aber Sternbergs Gedichte verlangen, daß man sie mit einem letzten Maße mißt. Und, unzweifelhaft, seinem Bewußtsein nach bietet er das höchste an Intensität auf, dessen er fähig ist: die Kraft der Intensität gehört eben zu den innersten Substanzen und Bedingungen des Talents selbst. Sieht man von solchen obersten Forderungen ab — was aber gewiß nicht im Sinne des Dichters wäre —, so haben wir einen respektablen Poeten zu grüßen, der abseits in der Stille um ernste Bildnerschaft bemüht ist.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Im Geschweig der Liebe. Gedichte. Von Herwarth Walden. Berlin 1925, Verlag „Die Schmiede". 59 S.

Herwarth Walden, von Beruf Revolutionär und Vorkämpfer, gleicht einem Spieler, der auf alle Nummern der Roulette setzt und notwendig also auf einer gewinnen muß. Ohne Wahl hat er alles, was tumultuarisch, umstürzlerisch, schreiend neu daherkam, gebracht, und so enthalten die Jahrgänge seiner Zeitschrift „Der Sturm" neben einer Unmenge wertlosesten Zeugs auch einige Bilder und Dichtungen weniger wahrhaft Schöpferischer, die später zu bedeutenden Leistungen vordrangen. Zu den von ihm Propagierten gehört auch August Stramm: eine reine, ringende Natur, aber der Schulfall des schwer gehemmten, abstrus tüftelnden Dilettanten. Jedoch, der Krampf, die stammelnde Ohnmacht ist der Strammschen Natur gemäß; Walden ahmt ihn in diesen Versen nach, er lallt gleichsam aus zweiter Hand. Mühsam werden trockenste Takte und dürrste Satzbrocken dem Gehirn abgeknaupelt, und an diesem blut- und saft-, sinn- und fühllosen Gallert bohrt und bosselt nun armselig-artistische Bemühung. Unweigerlich drängt sich das Bild auf, daß jemand aus Aspik Plastiken herstellen will. Anspruch wird erhoben auf Schöpfer- und Ahnentum, Freiheit und Monumentalität; in Wirklichkeit grinst fratzenhaft die völlige Leere einer gänzlich unfruchtbaren, selbstisch gebundenen Seele, die weder vom Leben noch von den Künsten noch von der Liebe jemals etwas erfahren hat und ausschließlich nichts ist als radikal. Dieses „Geschweige der Liebe" enthält wohl die liebeloseſten Liebesgedichte, die jemals entstanden sind. Beliebige Proben:

Digitized by Google

Das Gedicht auf Seite 39 lautet:

„Erde meiner Sehnsucht
Vielloſe Träume umleben dich
Aber mein Herz ſtockt im Wachtod."

Das Gedicht auf Seite 37 beginnt:

„Und im Schreien meines Blutes
Und im Schreiten meines Blutes
Und im Bluten meines Schreiens
Und im Bluten meines Schreitens
Wandelt ſtill ein Klingen nahen Morgens
Schlicht bricht Licht aus Qualgedunkel
Berge atmen Steingeſprenkel
Iſt der Tod nun meine Liebe
Steine atmen Berggedunkel
Steine atmen
Schlicht bricht Licht
Steine atmen
Licht zerbricht" uſw.

Wien Ernſt Liſſauer

Literaturwiſſenſchaftliches

Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Jonas Fränkel. Band 3—6 Der grüne Heinrich. Band 16—19 Der grüne Heinrich. Erſte Faſſung. Erlenbach-Zürich und München 1926, Eugen Rentſch.

Es war an der Zeit, daß Gottfried Kellers Werke, 36 Jahre nach ſeinem Tode, in einer kritiſchen Geſamtausgabe ans Licht treten. Die Aufgabe übernahm Jonas Fränkel von der Univerſität Bern. Sein Ruf in der wiſſenſchaftlichen Welt bürgt dafür, daß er ihr gerecht werden wird. Sie iſt nämlich keineswegs leicht und einfach, wie es, da es ſich um einen modernen Dichter handelt, ſcheinen möchte. Vielmehr erfahren wir recht Merkwürdiges über das techniſch Schriftſtelleriſche bei dem ſchweizer Dichter, wodurch bewirkt wurde, daß ſeine Schöpfungen in den Drucken vielfach entſtellt erſchienen. Schon bei ſeiner erſten Publikation, den im Jahre 1846 erſchienenen „Gedichten", ſchwang ſein Protektor A. L. Follen ein tyranniſches Zepter und drängte dem jungen Schützling ſelbſtverfaßte Strophen auf. Noch als Keller im Anfang der achtziger Jahre ſeine Lyrik einer neuen, endgültigen Redaktion unterzog, vermochte er die eingeſchmuggelte Ware nicht ganz über Bord zu werfen. Später übten andere, ebenfalls nicht ungefährliche Gewalten ihre Macht aus: die Setzer und Korrektoren. Wiederholt geſchah es, daß der Dichter die Korrekturabzüge ohne die Manuſkripte erhielt, ſo daß er nicht in der Lage war, das Gedruckte mit dem Geſchriebenen zu vergleichen und nur etwa ganz grobe Fehler verbeſſerte, geringere Abweichungen hingegen überſah. Bei der Geſamtausgabe, deren Text bisher für kanoniſch galt, verzichtete er aber überhaupt darauf, die Korrekturen zu leſen. Man kann ſich danach vorſtellen, wie der Text ſeiner Werke beſchaffen iſt. Es wird ſchwere Arbeit koſten, ihn von all den Entſtellungen, die er erfuhr, zu reinigen und einen authentiſchen, den von Keller geſchaffenen Wortlaut herzuſtellen.

Eine weitere Überraſchung bietet der in Ausſicht geſtellte Umfang der Ausgabe. Während die zu Lebzeiten des Dichters erſchienene zehn Bände umfaßte, wozu nach ſeinem Tode ein Band „Nachgelaſſener Schriften" kam, zerfällt die kritiſche in drei Abteilungen, die insgeſamt 26 Bände bringen werden. Von ihnen enthalten die drei letzten Kellers eigene Briefe, dazu die wichtigeren ſeiner Korreſpondenten. Andere verſprechen ganz neues Poetiſches: Gedichte aus der Frühzeit wie aus den letzten Lebensjahren, eine Nachleſe zu den erzählenden Werken, Novellenentwürfe und den dramatiſchen Nachlaß. Wer Kellers Leben kennt, weiß, daß er eine Zeitlang, beſonders während ſeines Aufenthalts in Berlin 1850—1855, nach den Lorbeeren des Dramatikers langte und ſie in kürzeſter Friſt zu erreichen hoffte, während er in Wahrheit über bloße Entwürfe nicht hinauskam. Liegen dieſe in ihrer Geſamtheit vor, dann wird man erſt beurteilen können, ob und wie weit die großen Hoffnungen, die er an dieſe Bemühungen knüpfte, berechtigt waren. Geſpannt darf man auch auf die „Tagebücher" und die bisher gänzlich unbekannten „Aphorismen" ſein. Hier erwarten wir nicht bloß eine Erweiterung und Vertiefung der Erkenntnis ſeiner Individualität, ſondern neben dieſer perſönlichen auch eine allgemeine Bereicherung. Denn Keller war, wie man weiß, ein tiefer Denker, dem die Probleme des Lebens viel zu ſchaffen machten, der das irdiſche Getriebe mit ſcharfem Blick beobachtete und durchſchaute.

Die vorliegenden acht Bände ſtellen der Ausgabe ein gutes Prognoſtikon. Das wichtigſte Problem: die Herſtellung des Textes ſcheint mir wohlgelungen, wenngleich ich nicht allen Entſcheidungen des Herausgebers zuſtimmen kann. Dies näher auszuführen iſt hier nicht der Ort. Überdies handelt es ſich durchweg um individuelle Auffaſſungen, für die es keine endgültige Inſtanz gibt. Übrigens war für die erſte Faſſung die Arbeit in dieſer Hinſicht leichter als für die ſpätere, obwohl gerade von jener keine Handſchrift vorhanden iſt. Aber durch den Umſtand, daß ein erheblicher Teil davon vom Dichter ſelbſt verbeſſert in die zweite aufgenommen wurde, war ein feſter Anhalt gegeben. Im ganzen waren für den erſten „Grünen Heinrich" an rund hundert Stellen Eingriffe in den bisherigen Text erforderlich, während für den zweiten rund dreihundert vorgenommen wurden. Aus ihm glaubt Fränkel „alles Nicht-Kelleriſche ausgereutet zu haben, ſo daß des Dichters Wort unverletzt zum Vorſchein trat".

Was das mehr Äußerliche betrifft, ſo hat der Herausgeber die Orthographie mit Recht moderniſiert und der jetzt herrſchenden angepaßt. Gewiſſe Eigenheiten aber glaubte er ſich nicht verſagen zu können. So lautet bei ihm der Plural von Saal „Sääle", der von Akademie „Akademieen". Ich ſchlage vor, beide Schreibweiſen für die folgenden Bände durch die üblichen Formen „Säle" und „Akademien" zu erſetzen. Beſonders „Sääle" ſieht häßlich aus, und die in Anlehnung an die Singularform gewählte Verdoppelung des umgelauteten Vokals iſt doch nur eine äußerlich, nicht lautlich begründete, alſo falſche Konſequenz.

Die Interpunktion des erſten „Grünen Heinrich" ſcheint mir bis auf eine geringfügige Vereinfachung beibehalten zu ſein, wiewohl ſeit 1855/56 auch hierin bei uns eine beträchtliche Veränderung eingetreten iſt. Sie iſt einmal ſparſamer geworden. Dann aber hat ſeit etwa zehn bis fünfzehn Jahren bekanntlich der Punkt dem Komma das Terrain abgewonnen. Man liebt jetzt kurze Sätze, der Snob ſogar ſolche möglichſt ohne Verba. Ich finde aber, daß die alte Interpunktion dem „Grünen Heinrich" gut ſteht. Sie gehört zur Dichtung wie der grüne Anzug zum Helden.

Die ſchuldige Rechenſchaft über ſeine Eingriffe in den bisherigen Text legt der Herausgeber in einem Anhang ab. Auf einen „Apparat", d. h. die Wiedergabe aller Varianten verzichtet er, indem er die Hauptabweichungen unter Kategorien zuſammenfaßt. Dies gab ihm die Möglichkeit, eine

Digitized by Google

Fülle feiner stilistischer Beobachtungen zu bieten, die einen belehrenden Einblick in Kellers künstlerische Grundsätze gewähren. Eine eingehendere Begründung seines Verfahrens stellt Fränkel für eine andere Stelle in Aussicht.

Außer über die textlichen Fragen werden wir in dem Anhang über die Entstehungsgeschichte der beiden Fassungen kurz, aber ausreichend orientiert. Es werden weiterhin alle vorhandenen Vorarbeiten mitgeteilt und auch an einem knappen, alles Wesentliche, besonders die vielen zeitlichen und eng schweizerischen Anspielungen erläuternden Kommentar fehlt es nicht.

Wir wünschen dieser innerlich und äußerlich schönen Ausgabe einen rüstigen Fortgang. Gottfried Keller hat uns gerade heute unendlich viel zu sagen. Er war noch ein Epiker größten Formates. In seinem unsterblichen Bildungsroman spiegelt sich nicht bloß der Zeitgeist wider, sondern der Dichter enthüllt in ihm mit beispiellosem Eindringen in alle Tiefen des Herzens die seelische Entwicklung eines innerlich reichen Menschen von der Kindheit bis zur Mannesreife, und so gestaltet er das Werden, daß alles im Glanze echtester Poesie erstrahlt. Wo gibt es heute etwas nur annähernd Ähnliches?

Berlin — Otto Pniower

Das Drama Zacharias Werners. Entwicklung und literargeschichtliche Stellung. Von Franz Stuckert. Frankfurt a. M. 1926, Moritz Diesterweg. XII, 193 S. (Deutsche Forschungen, herausgegeben von Friedrich Panzer und Julius Petersen, Heft 15.)

Ein wertvoller Beitrag zur Werner-Literatur, deren Aufschwung im letzten Jahrzehnt eine ausführliche Besprechung im „Literarischen Echo" (XXV, 784) gefunden hat. Unter Benutzung dieser Literatur, besonders der Bücher Hankamers und Liepes, geht Stuckert bewußt, entschieden und doch vorsichtig, eigene Wege. Hatte man sich immer wieder mit der die psychologische Forschung aufrufenden Persönlichkeit Werners, mit der Entwicklung seiner Weltanschauung und Lebensauffassung, mit den auffallenden Widersprüchen in ihr bis zur Konversion beschäftigt, so nahm Stuckert das Kunstwerk des Dramatikers zum Ausgangspunkt und Gegenstand einer tiefdringenden stilkritischen Untersuchung. Er findet in Werner, wie in Schiller und Heinrich v. Kleist, den geborenen Dramatiker, vermöge der tiefen Dualität, die er in seinem Wesen hatte und in der Welt um sich wiederfand. Ihre Pole heißen Rationalismus und Mystik, denen in seinem Kunstwillen ein auf Handlung und Gestalten gerichtetes konstruktives Bauen und ein auf religiöse Ideen gerichtetes Schauen entsprechen. Diese gegensätzlichen Elemente und Triebe in einer Einheit zu vermitteln, gelang der Persönlichkeit Werners nicht völlig, wohl aber dem Künstler in seinem Werk. Auf dem Höhepunkt seines Schaffens sieht Stuckert die gesuchte Einheit wirklich erreicht, beinahe schon in „Martin Luther", ganz in „Attila", „Wanda" und dem „Vierundzwanzigsten Februar". Vor dem Höhepunkt liegen, noch uneinheitlich, „Die Söhne des Thals" und „Das Kreuz an der Ostsee", hinter dem Höhepunkt, absteigend, als Kunstwerke wieder ohne Einheit, „Kunegunde" und „Die Mutter der Makkabäer". Auf die Formung in den beiden ersten Dramen haben das historische Trauerspiel der Klassik, zumal Schillers, und das formauflösende Drama der Romantik, zumal Tiecks, eingewirkt. In den vier Dramen des Höhepunkts hat der Dichter, verselbständigt, die eigene Manier gefunden in dem Versuch einer Vereinigung klassischer und romantischer Form. Da ist er ganz Künstler, während dieser in den beiden letzten Dramen, nach der Konversion, wieder durch den religiösen Mystiker und Prediger zurückgedrängt wurde.

Diese bisher nicht so gesehene Entwicklung veranschaulicht Stuckert in einer zusammenhängenden Betrachtung und Untersuchung der inneren und äußeren Kunstform aller Dramen, ihres Aufbaus, der Gestaltung der Motive, der Charaktere, der Sprache, des Versmaßes. Nach der Einzeluntersuchung bringen die beiden letzten Kapitel des Buchs allgemeine und zusammenfassende Erörterungen. Wie der geborene Dramatiker, so wird im besonderen der geborene Tragiker in Werner gefunden, dessen extremer Dualismus sich in der Form der Tragödie am reinsten auswirken konnte. Die Eigenart seiner Tragik, in ihrem Unterschied von der Schillerschen, fließt aus seinem dramatischen Grundmotiv, dem Kampf zwischen Heiligkeit und Unheiligkeit, geweihter und ungeweihter Kraft, und ist, auch im „Vierundzwanzigsten Februar", nicht Schicksalstragik in dem Sinn, wie sie von anderen genommen wird. Eine Umschreibung der literargeschichtlichen Stellung des Wernerschen Dramas bildet den Abschluß. Da wird der Dichter mit der Kunstform seiner Dramen weiter, als es sonst zu geschehen pflegt, von der Romantik abgerückt, zu der er doch als geistesgeschichtliche Persönlichkeit ganz gehört. Sein Verhältnis zu Schiller, Tieck, Heinrich v. Kleist, Novalis, Grillparzer wird abschließend betrachtet, eine innere Verwandtschaft seines Dramas mit dem Barockdrama des 17. Jahrhunderts aufgedeckt.

Man wird nach dieser Darstellung Werners Drama in mancher Hinsicht anders sehen müssen als bisher, wird im besonderen beim „Attila" vielleicht fragen, ob er durch geschickte Bearbeitung nicht für die heutige Bühne gewonnen werden könnte.

Göttingen — Richard Weißenfels

Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer. Herausgegeben von Robert Vischer. Mit fünf Abbildungen und Faksimiles. München 1926, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. X, 356 S. M. 6,50 (9,—).

Diese vollständige Ausgabe des in wesentlichen Teilen schon bekannten Briefwechsels zwischen Mörike und Vischer — so vollständig, daß sie mit den „Musterkärtchen" (einfallmäßigen Brieffüllseln) einmal auch eine Szene aus „Maß für Maß" und vielfach Abschriften Mörikescher Gedichte (mit unerheblichen Varianten) abdruckt — gliedert sich mit Recht in drei Teile; die Abschnitte „Jugendbriefe", „Mannesalter" und „Altersbriefe" entsprechen nicht nur den Lebensstationen, sondern bezeichnen auch drei verschiedene Phasen des mehr als vierzigjährigen Freundschaftsverhältnisses: im ersten ein gegenseitiges Werben, das besonders von Vischers Seite her rührender Ausdruck der eigenen Ergänzungsbedürftigkeit ist, im zweiten nach unablässiger Steigerung der Bruch, der zur Wiederbegegnung auf anderer Ebene führt, im dritten schließlich mehr ein Zettel- als ein Briefwechsel, der die Erfüllung und den vollen Ausklang dieser Freundschaft allerdings mehr ahnen als sehen läßt. Aber das ist nun bis zu einem gewissen Grade überhaupt kennzeichnend für diesen Briefwechsel: daß man mehr die Attribute als das Wesen dieser Freundschaft dargestellt sieht, daß sie sich weniger bewährt als beweist, und daß ihre wichtigsten Äußerungen hinter die Szene verlegt sind. Hinzu kommt, daß die Briefe besonders Mörikes nicht recht frei und weit ausschwingen, daß sie mehr Unbeholfenheit und ein wenig mürrische Unsicherheit zeigen als jene seelische Scheu, jene Keuschheit der Empfindung, die gerade Vischer am Freunde so schön zu

Digitized by Google

rühmen wußte, ja eine gewisse Eingeschränktheit des Geistes und Einförmigkeit der seelischen Aussprache. Aber doch wird man bei diesem Tatbestand nicht unwillig, wenn beide Korrespondenten die Briefe des Freundes als wahres Labsal des Geistes und Herzens rühmen, und das zeigt vielleicht am besten die anziehende Atmosphäre, in der diese Freundschaft lebt. Es ist von allem Anfang an eine tiefe, fast rätselhafte Verbundenheit zwischen den beiden, die Mörike, der die Verschiedenheit ihrer Naturen früher und schärfer empfindet, einmal die Frage nahelegt: „Wie? Wenn der eigentümliche spiritus familiaris unserer Vaterstadt ... etwas Gemeinschaftliches in uns beide gelegt hätte?" Und Vischer, der den Freund als sein „altes Ich" bezeichnet, schreibt ein anderes Mal: „Ich bin mit Dir allein, ich bin, wenn ich bei Dir bin, mit Dir gegen alle meine anderen Freunde verschworen ... Ich stecke mit Dir unter einer Decke, wir haben da sicher bedeckt die Köpfe beisammen, und lachen über die, die außen sind. Ich werde nie etwas Großes leisten, aber Du mußt es tun, dann bilde ich mir ein, ich habe es gemacht. Wenn Du es nicht tust, bist Du ein Verräter an mir und Dir ..." Und so, fast eifersüchtig, wacht Vischer über Mörikes Talent und seine dichterische Produktion, und höchst ungeduldig, bekümmert über ein Zögern und Stocken, stellt er dem Freunde immer höhere Aufgaben, die Mörikes Art durchaus nicht gemäß sind, ein „umfassendes Epos" mit „weltbeherrschenden Ideen" oder gar ein großes Drama, und als er sich — nach dem Bruch — von den menschlichen und dichterischen Grenzen Mörikes widerwillig überzeugen muß, da will er doch vor allem — die Heimat mit ihrer Enge dafür verantwortlich machen, besonders die „Stifter und Klöster verfluchen, die Dir Dein Leben, Deine Dichterlaufbahn verhunzt haben, wie sie in irgendeinem Grade uns allen einen falschen Stoff in das Leben geworfen haben". Vischer drängt bei aller Liebe zur Heimat von Anfang an ins Weite, er möchte den Freund gern mitreißen; erst nach dem Bruch erkennt er die Verschiedenheit ihrer Art und Sendung. Ein halber Poet blieb er zeitlebens, aber schon in der Jugend, als er sich noch für einen ganzen Dichter hielt (und die im Anhang mitgeteilte Novelle „Ein Traum" bestätigt sein Talent), hat er doch nicht daran gedacht, mit Mörike zu wetteifern; seine Verehrung für Mörike war immer größer als die Maßstäbe, die ihm sein eigenes Wollen und sein kritischer Sinn anheimgaben. Das gilt natürlich erst recht von der Altersepoche, als jeder des anderen Art noch betonter respektierte, und sie sich schließlich beide innerhalb ihrer Grenzen, und innerhalb der heimatlichen Gegebenheit vollendeten. — Man darf dem Herausgeber für die liebevolle und umsichtige Bekanntgabe dieses Briefwechsels dankbar sein; sein Verdienst wäre freilich noch größer, wenn seine Arbeit den Ansprüchen neuerer Editionstechnik vollkommener entsprochen hätte. Besonders vermißt man bei den einzelnen Briefen Nachweise, ob und wo sie zum erstenmal gedruckt wurden, und die doch nachgerade wohl allgemein üblichen Angaben über die Handschriften der Briefe. Die Anmerkungen bleiben doch manche gewünschte Auskunft schuldig, so verdienstvoll sie auch vieles klären und so mühevoll sie auch zusammengetragen sein mögen.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Görres-Festschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstag von Joseph Görres. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Karl Hoeber. Köln 1926, J. P. Bachem. 271 S.

Die führenden Forscher der verschiedensten Wissenschaften haben sich zum 150. Geburtstag Görres' zusammengeschlossen, um diese wertvolle, von edler geistiger Haltung erfüllte Festschrift zu schaffen. Ein merkwürdiger Geist dieser Joseph Görres, nicht leicht zu fassen, nicht auf eine Formel zu bringen, ganz Persönlichkeit, ganz erfüllt von geistiger Leidenschaft, zeitverbunden und zeitlos, so taucht in diesem Bande dieses Mannes Bild aus dem Vagen und Unklaren einer romantischen Sphäre und Vorstellung hervor. Unschätzbare Bausteine sind damit herbeigetragen, um das endgültige, gestaltete Bild dieses Propheten und Helden deutschen Geistes zu errichten, der wundersam durch die Generationen hindurchging, ohne ganz erkannt zu werden, von dessen Werk und Wirkung die Nation bis heute noch keine klaren Begriffe hat, dessen wahrhafte Größe vielfach verkannt wurde. Auf wie viel Ebenen spielt sich dieses unruhige Leben ab, wie viel Felder geistigen Lebens sind ihm aufgetan! Dankbar erkennt man es aus den Aufsätzen dieser Festschrift, deren einzelne das Wirken Görres' ebenso tief ergründen wie sie das gesamte Geistesleben der Zeit durchdringen. Besonders bedeutsam ist da Dyroffs Arbeit: „Görres und Schelling". Der schmale Raum verbietet es, auf die einzelnen hochwertigen Arbeiten gebührend hinzudeuten, unter denen man nur eins schmerzlich vermißt: Ein Wort über die bedeutsame Stellung, die Görres im Zusammenhang der deutschen Sprache gebührt. Ein Hinweis auf seine Sprache, deren Rhythmus und Ton, deren aufschäumende, geistige Kraft die Zeitgenossen so zu innerst ergriffen hat und der deutschen Prosa eine eigene Provinz schuf. Von Ferne nur tut es Karl d'Ester in seinem temperamentvollen Hinweis auf Görres' journalistische Sendung. — Es ist ein schönes Erlebnis in der Gestalt Görres' die zahlreichen Strömungen deutschen Geistes zusammenfließen zu sehen, in diesem Mann einen Genius zu erkennen, der um so viele geistige und menschliche Zusammenhänge rein bemüht war. Solche Menschen sind zu allen Zeiten selten und werden immer nur von Wenigen gebührend erkannt; denn ihr Werk bewegt sich durch viel Verwandlungen und springt von einer Bahn auf die andere über. Der träge Geist der Menschen aber mag solchen Verwandlungen nur unwillig folgen. Da bedarf es denn der Zusammenarbeit so zahlreicher Männer, um die ganze Bedeutung eines seltenen Menschen gebührend zu erkennen und zu deuten: darum weist man nachhaltig und dankbar auf dies schöne Festbuch hin.

Waiblingen bei Stuttgart Otto Heuschele

Ferdinand Raimund, Sämtliche Werke. Historischkritische Säkularausgabe. Herausgegeben von Fritz Brukner und Eduard Castle. Vierter und fünfter (dieser ein Doppel-) Band. Wien 1926, Anton Schroll & Co. LXVIII u. 648 S.; LVI u. 536 S.; XXXVIII u. S. 537–1154.

Johann Nestroy, Sämtliche Werke. Historischkritische Gesamtausgabe. Herausgegeben von Fritz Brukner und Otto Rommel unter Mitwirkung von Adolf Hoffmann. Dritter bis fünfter Band. Wien 1925, derselbe Verlag. 572, 419, 751 S.

Seit unseren ersten Berichten (L. E. XXVI, 630, XXVII, 698) sind die, man darf ungescheut sagen, monumentalen Ausgaben, durch die ein heimischer Verlag das Andenken der beiden Klassiker des älteren heimischen Volksstücks ehrt, aller Ungunst der Zeiten zum Trotz jede um drei Bände vorgerückt. Brukner und Castle können in ihrem vierten Bande mehr als doppelt so viel Briefe ihres Autors, als man bisher überhaupt kannte, mehr als das Zehnfache des

Digitized by Google

in der Ausgabe von Glossy und Sauer Dargebotenen vorlegen — ein Ergebnis langjähriger und glückhafter Sammelarbeit und, wie nicht anders zu erwarten, sorgfältig und sachkundig eingeleitet, angeordnet, erläutert, indiziert. Wie diese Ausgabe überhaupt viel mehr hält als sie verspricht, so ergänzt sie dies Briefbuch Raimunds noch durch das kulturhistorisch und psychologisch merkwürdige, keineswegs erfreuliche Tagebuch seiner Lebensgefährtin Antonie Wagner, und durch über ein Dutzend Briefe (leider beinah alles, was sich erhalten hat) an Raimund. In der Einleitung des vierten Bandes hat Castle, eben auf Grund jenes Tagebuchs und der sonst neu erschlossenen Urkunden das Verhältnis Raimunds zu seiner Toni aus legendarisch-sentimentaler Verzerrung auf seinen wirklichen Lebensgehalt zurückgeführt. Aus all diesen Quellen wird die zukünftige Biographie, die wir gern von Castle geschrieben sähen, schöpfen können und müssen, desgleichen aus dem fünften, zweiteiligen Band, in dem Franz Hadamowsky mit Bienenfleiß das gesamte Material zur Geschichte, Rekonstruktion und Bewertung des Schauspielers Raimund zusammengetragen hat: eine Chronologie seiner zahllosen Rollen, die mühsam ermittelten Spielpläne und Personale der betreffenden Bühnen, ausgewählte kritische Stimmen in Vers und Prosa, Raimunds eigene (oft auf recht niedrigem Niveau sich bewegende) „Theaterreden" — all dies in einer Anordnung, deren Übersichtlichkeit die geübte Hand Castles verrät; für die wiener Theatergeschichte (auch außerhalb der Raimund-Forschung) von nun an ein „nötiger Vorrat". — Der Gesamt-Nestroy hat den in den beiden ersten Bänden mitgeteilten 14 Zauberpossen nun 10 Parodien und 6 mehr oder minder „politische" Komödien, unter ihnen die berühmte „Freiheit in Krähwinkel" hinzugefügt. Mag die dramatische Parodie auch seit Stranitzkys Tagen zum eisernen Bestand des wiener Volksstücks gehören, nirgendwo doch hat sie Nestroys Höhe erreicht, denn keinem ihrer Poeten war diese Form gemäßer als ihm, und für ihn selbst bezeichnet „Judith und Holofernes" die Flutgrenze seines diabolischen Witzes. Unter den politischen Komödien ist die zeitlich erste durch ihre epische Grundlage, den „Martin Chuzzlewit" von Dickens merkwürdig. Die von den Herausgebern geleistete, ganz neue Probleme lösende, ganz neue Schwierigkeiten überwältigende kritisch-philologische Arbeit verdient auch hier das schon den ersten Bänden gespendete uneingeschränkte Lob, desgleichen der überreiche Bilderschmuck der Raimund- sowohl wie der Nestroy-Ausgabe.

Wien R. F. Arnold

Das Burgtheater unter Heinrich Laube und Adolf Wilbrandt mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Seite ihrer Direktionsführung und des Gesellschaftsstückes. Von Franz Horch. Mit elf Abbildungen. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag. 163 S. (Deutsche Kultur, Literarhistorische Reihe, Bd. IV.)

Man lasse sich durch den langatmigen Titel nicht einschrecken, folgt doch auf ihn ein anziehendes Buch, dessen Tendenzen er ganz richtig angibt, so daß jedermann weiß, was er zu gewärtigen hat. Franz Horch, Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller dazu, also „von drei Talenten eine Tripelallianz", hat es hier unternommen, die von der jetzt aussterbenden Generation — nicht von ihm selbst — in zwölfter Stunde noch miterlebte letzte goldene Zeit des Burgtheaters darzustellen: mit besonderer Berücksichtigung usw. Einleitend greift er bis in die josephinische Zeit zurück und zeichnet — freilich nicht als erster, aber selbständig — die Entwicklung der Anstalt bis auf die Laubesche Direktion (1849—1867); hier setzt die eigentliche Untersuchung ein und führt, nach einem Salto mortale über die immerhin dreizehn Jahre der Regierungen Münch, August Wolff und Dingelstedt, bis ans Ende der Ära Wilbrandt (1881—1887), bis ans Ende zugleich des „alten" Burgtheaters, bis an und ein wenig schon über die Schwelle der im engeren Sinn modernen Dichtung und Bühnenkunst. Auf dem unleugbaren Gegensatz der beiden „großen" Direktionen mit dem „großen" Ensemble, die dennoch in der Pflege des Gesellschafts- oder Konversationsstücks (gleichviel welcher Herkunft) zusammentrafen, auf der Feststellung, Begründung, Beweisung, Untersuchung dieses Gegensatzes beruht Horchs ungewöhnlich frische, hinfort den Historikern der „Burg" unentbehrliche Arbeit. Das wäre sie sogar schon, wenn sie nichts enthielte als die ausgezeichneten Statistiken zum Wilbrandtschen Spielplan, denen Weilens Tabellen für die Jahre 1888 bis 1914 als Muster gedient haben. Derartiges zu machen, ist schwerer und verdienstlicher, als der Außenstehende glauben mag; möchte Horch sein Versprechen, den Spielplan des ganzen „alten" Hauses in gleicher Weise zu bearbeiten, einlösen! Ich habe, am „Deutschen Drama" arbeitend, solch einen verläßlichen Behelf schmerzlich vermißt.

Wien R. F. Arnold

Albertus Magnus, Weisheit und Naturforschung im Mittelalter. Von Franz Strunz. Band 15 der Sammlung „Menschen, Völker, Zeiten". Herausgegeben von Max Kemmerich. Wien 1926, Karl Koenig. 185 S. Geb. M. 6,—.

Es wird weiteren Kreisen erwünscht sein, eine übersichtliche und gut lesbare, dabei auf gründlicher Sachkenntnis beruhende Darstellung aus dem Gebiete der mittelalterlichen Scholastik in die Hände zu bekommen. Dieses Buch gibt ein umfassendes und intensiv gefärbtes Bild der mittelalterlichen Geisteswelt, es baut jene versunkene Zeit klar vor uns auf. Ein scharfer und verstehender Blick dringt in die eindeutig orientierten Seelen ein, tastet den geistigen Strömungen nach, die fast magisch durcheinander rinnen. Die scholastische Wissenschaft, die von den ganz anders gerichteten Menschen unserer Zeit so leicht mißverstanden wird, begehrt nicht Erkenntnis der wirklichen Dinge und der wirklichen Zusammenhänge, noch auch schöpferisches Denken, sie will vielmehr bewahren und weitertragen, was sie von Aristoteles und seinen arabischen Auslegern und Übersetzern empfangen hat, es auf Bibel und Kirchenväter samt der daran schließenden Theologie anwenden. Erkenntnis ist Überlieferung, Gotteserkenntnis — auf sie kommt es ja vor allem an — bedeutet Einsicht in überirdische Wahrheiten und nicht glauben oder fühlen. Hier klafft der nicht zu überbrückende Spalt gegenüber moderner Religiosität, die immer entschiedener alle Theorien fallen gelassen hat und sich auf das innere Leben der Seele einschränkt. In der Scholastik führen Gedanken und Ideen ein selbständiges Dasein, das Ideal der Wissenschaft ist eine formale widerspruchslose Einheit aller Ideen — nicht etwa alles wirklichen Geschehens — Naturbetrachtung ist nicht weniger abstrakt als Engellehre, an den berühmten antiken Vorbildern orientiert so gut wie die Dialektik.

Albertus Magnus (Albrecht von Bollstädt 1193—1280), der größte unter den deutschen Scholastikern, vertritt deren ältere Art, den Realismus, dem die Allgemeinbegriffe, die Universalia, für das eigentlich Wahre und Wahrhaftige an den

Digitized by Google

Dingen gelten; während der später einsetzende Nominalismus schon die moderne Denkweise vorbereitet, denn ihm sind die Allgemeinbegriffe nur künstliche Bildungen des Verstandes, den Einzeldingen allein kommt Wirklichkeitscharakter zu. Strunz spricht von einer „begrifflichen Arteriosklerose" und von „automatischen Numerierungen" des scholastisch-realistischen Denkers. Albert ist der Lehrer des größten aller Scholastiker Thomas von Aquino, dessen „Summen" noch heute für die katholische Theologie maßgebend sind, und Albert ist der charakteristische Vertreter aller der Bestrebungen, die aus aristotelischer Metaphysik und christlicher Theologie ein ganzes und dauerhaftes System erbauen, innerlich verwandt den himmelansteigenden gotischen Kathedralen. Das Verhältnis der albertischen Scholastik zur aristotelischen Philosophie und Naturforschnng wird von Strunz mit großer Gelehrsamkeit auseinandergesetzt — wir wollen ihm hierin nicht folgen. Bedeutungsvoller ist, daß Albert über seine Begriffsgespinste hinaus einen offenen Blick auf die Natur besitzt, daß er ein System der Pflanzen und der Tiere begründet, über das Klima Deutschlands richtige Beobachtungen anstellt und die Alchemie weiter bringt. Ein paar gedrängte Seiten orientieren höchst dankenswert über die Geschichte der Alchemie. Der Grundüberzeugung jener oft verspotteten uralten Praxis, Technik und Theorie ist die Wissenschaft von heute wieder recht nahegekommen: der Lehre, daß aller Stoff nur einer ist, daß sich daher ein Element ins andere müsse überführen lassen (auch ins Gold natürlich). In den Laboratorien der Alchemisten ist die moderne Chemie geboren worden. Das unmittelbare Anschauen der Natur — das den Geruch von Ketzerei hatte — ist nach Albert wieder in Vergessenheit geraten, bis es von Theophrastus Paracelsus (einem anderen Liebling des Kulturhistorikers Strunz) zweihundert Jahre später neu aufgenommen wird.

Albert hat, wie nicht viele Deutsche, seinen Ehrenplatz in der „Göttlichen Komödie" erhalten, und er schreitet durch die Legende des Mittelalters als eine geheimnisumwobene Gestalt, als Zauberer, Goldmacher, Wundertäter; so ist er länger lebendig geblieben als seine Werke. Legende ist ja die Erinnerung des Volks an einen außergewöhnlichen Mann. Es wurde von Albert erzählt, daß er den Plan zum kölner Dom entworfen habe, und daß ihm dieser Plan durch himmlische Mächte offenbart worden sei.

Wien — Emil Lucka

J. M. R. Lenz und die deutsche Romantik.

Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte romantischen Wesens und Schaffens. Von Heinz Kindermann. Wien und Leipzig 1925, Wilhelm Braumüller. XVIII und 367 S.

Das Lenz-Kapitel der deutschen Literaturgeschichte, in früheren Darstellungen zwar umfänglich aber durchaus unzureichend behandelt, in unseren Tagen vom lebendigen künstlerischen Zeitbewußtsein aus im Zeichen Büchners und Wedekinds revidiert, wird von Kindermann nun einer ausgedehnten und gehaltvollen Neudarstellung unterzogen, die Lenz als eine Art Vorromantiker zu begreifen sucht. Es sind offensichtlich die Zerrissenen unter den Romantikern vom Schlage Friedrich Schlegels, Brentanos, Zacharias Werners, die zu dem Vergleich auffordern. Es gelingt Kindermann auch in breit ausladenden Analysen des Lenzschen Schaffens, wenn auch nicht überall gleich überzeugend, zu zeigen, wie die Doppelpoligkeit Lenzschen Erlebens unter verwandten geistesgeschichtlichen Bedingungen zu Ausdrucksgebilden führt, die denen bipolar erlebender Romantiker zum mindesten benachbart sind. Freilich scheint die Verwandtschaft Lenzschen Kunstwollens und -schaffens mit der Romantik häufig überschätzt. Ein imponierender Aufwand scharfsinniger Deutungsdialektik interpretiert manchen romantischen Zusammenhang unversehens in das naturalistische Schwergewicht der Lenzschen Kunst hinein, das über der gespannten Einstellung auf den geistesgeschichtlichen Zielgedanken einigermaßen zu kurz kommt. Wieviel man aber auch dem Grade nach von Kindermanns Deutungen der objektiven Ausdrucksformen Lenzens im Sinne romantischer Formgebung abstreichen mag, im ganzen darf er mit seiner ideenreichen und individuell feinspürigen Arbeit durchaus den Anspruch erheben, die Wesensart Lenzens und ihre seelische Schicksalsgemeinschaft mit strukturverwandten Romantikern willkommen und tiefgreifend erhellt zu haben.

Halle (Saale) — Wolfgang Liepe

Raabe, seine Zeit und seine Berufung.

Von Wilhelm Heeß. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm.

Dieses Buch war notwendig. Ohne Raabes Leben und Werk nach ihrer ganzen Entfaltung aufzurollen, stellt sich Heeß ganz auf einen Blickpunkt ein. Er charakterisiert Raabe als Teilnehmer und Gegner der geistigen Strömungen seiner Zeit. Vielfach im Gegensatz zu der allgemeinen Anschauung, zeichnet er den Dichter als einen Bewahrer und Deuter des unterirdischen Deutschtums, das, überhört und überschrien, unterhalb, oder, wenn man will, oberhalb der mechanisierten Zeit nach 1870 weiterströmte. Des Verfassers Spürsinn kommt deshalb vor allem den Werken zugute, die, wie „Abu Telfan", „Der Dräumling", „Des Reiches Krone", „Meister Autor", „Horacker", in diesem Betracht die Bedeutung von Symbolen haben. Heeß leitet auch Raabes sichere geschichtliche Einstellung nicht zuerst aus seinem Studium, sondern aus einem inneren Zusammenhang ab und findet fruchtbare Parallelen zu Nietzsche und insonderheit zu Constantin Frantz; er hätte auch Karl Christian Planck heranziehen sollen. Ein kleines Meisterstück ist die Charakterisierung der Kleiderseller als einer Grenzform deutschen bündischen Lebens. Die Raabe-Forschung wird auf den Spuren dieses Werks sehr sorgfältig weitergehen müssen; indem es manche Konvention zerstört, führt es zu überall fruchtbaren Problemstellungen.

Berlin — Heinrich Spiero

From Goethe to Hauptmann.

Studies in a Changing Culture, by Camillo von Klenze. New York 1926, the Viking Press. 321 S.

Ein Stück minutiöser germanistischer Forscherarbeit im hergebrachten Sinne ist von Klenzes Buch gewiß nicht. Dennoch ist es ein Beitrag, und zwar ein wertvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Es ist das Erzeugnis eines Geistes, der seine Mittlerstellung klar erkennt als Glied zwischen zwei Völkern, die beständig einander abstoßen und anziehen. Gerade dieser Polarität Deutschland—Amerika entstammt von Klenzes Buch; sie liegt hinter seiner Gedankenwelt als das treibende Agens. Beschränkt ist die Möglichkeit und die Notwendigkeit germanistischer Studien und Forscherarbeiten in Amerika. Mit vorsichtigem Takt und scharfem Instinkt muß daher der Dozent einzuhaken suchen, wo sich ihm zaghaft oder neugierig Fühler und Fäserchen entgegenstrecken, also eine Aufgabe besonderer Art. Unter diesem Gesichtspunkt will von Klenzes Buch beurteilt sein, denn es ist von einem vorbildlichen Deutschlehrer dieser Art unter der im Hörsaal empfangenen Begeisterung entstanden. Von

Digitized by Google

Natur, Neigung und Erziehung ist er geradezu für diese Arbeit prädestiniert. Er ist durchaus synthetisch gerichtet, und dieser Zug tritt denn auch unverkennbar in seinem Buch hervor. Aus der verwirrenden Fülle der häufig sich widersprechenden Einzelerscheinungen den Gesamtinhalt einer Zeitperiode und vor allem der Gegenwart zu finden, ist die große Sehnsucht eines beträchtlichen Teils der akademischen Jugend Amerikas. Daß sich das heutige germanistische Schrifttum Deutschlands diesem Suchen nach der inneren Form und dem Feststellen des wirklichen geistigen Gehalts literarischer Kunstwerke zugewandt hat, dafür sind wir Deutschlehrer des Auslands ihm ganz besonders dankbar; wir ziehen daraus unmittelbaren Nutzen und erhalten bleibende vertiefte Anregung für unsere Vermittlungsarbeit. In wie weitem Maße von Klenze sich diese lebendigen Grundsätze heutiger literar-historischer Erklärungsweise zu eigen gemacht hat, dafür ist besonders das letzte Kapitel: „Hauptmanns Treatment of the Lower Classes: a twentieth Century Vision" und vielleicht in noch höherem Grade das dritte: „Realism and Neo-Romanticism in Two Great Narrators: Keller and Meyer" überzeugender Beweis. Gerade das letztgenannte Kapitel ist mit seinem Einfühlen in die Gegensätzlichkeit und die trotz alledem erstaunliche gegenseitige Ergänzung unserer beiden großen Erzähler ein Meisterstück im Gestalten und Auflösen von Widersprüchen und damit ein wesentlicher Beitrag zur Darstellung der Kunstform des deutschen Romans. Über Einzelanschauungen läßt sich dabei nach den bekannten Grundsätzen des Geschmacks mit dem Verfasser nicht streiten; denn ob wir über einen Roman oder ein Kunstwerk im allgemeinen so oder so denken, ist seit Lessings Tagen eine Sache persönlicher Geschmacksrichtung, für die wir nur verpflichtet sind, eine ausreichende Begründung zu geben. Eins aber muß bei diesem Kapitel besonders unterstrichen werden: der Verfasser erreicht hier in der stilistischen Kunstform des Essays (der ganze Band besteht im Grunde aus fünf in sich abgerundeten Essays) eine Höhe, die in den Augen amerikanischer Schriftsteller dem ganzen Buch innerhalb des amerikanischen Schrifttums einen hervorragenden Platz gewinnen dürfte.

z. Z. Berlin — A. Busse

Thüringer Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Paul Quensel. Jena 1926, Eugen Diederichs. 370 S. mit 20 Tafeln und 54 Abbildungen. M. 8,– (10,–).

Sächsische Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Sieber. Ebenda. 351 S. mit 12 Tafeln und 53 Abbildungen. M. 8,– (10,–).

Mit diesen beiden Bänden hat das von Paul Zaunert betreute Sammelwerk „Deutscher Sagen" eine zielklare Förderung erfahren. Wenngleich der Einwand nicht unterdrückt werden kann, daß die Großartigkeit der Planung (das Gesamtwerk ist mit 30 Einzelbänden als eine neue Art von deutscher Stammeskunde gedacht) den Herausgebern der einzelnen Bände zwangsläufige Beschränkungen hinsichtlich einzelner örtlicher Sagenbildungen auferlegt, so ist der Vorteil der planvollen Begrenzung ebenso klar ersichtlich. Die Kanäle des sagenschaffenden Volksgeistes erscheinen dem Landschaftsfremden nicht mehr durch überzählige Varianten getrübt und verstopft, die Zusammenziehung dieser auf den Hauptstamm des Ursprungs fördert die Übersicht und klärt das Urteil. Beachtenswert ist die geschickte Vereinigung der unvermeidlichen Grenzüberfließungen.

Für Thüringen hat eine gut lesbare Sammlung des Sagengutes sehr gemangelt. Die in den letzten Jahren zutage getretenen Einzelveröffentlichungen aus Teilgebieten konnten die vorhandenen Lücken nur ungenügen dergänzen. Paul Quensel hat die für Thüringen bezeichnenden Sagenkreise, die sich um die Wartburg, den Hörselberg, den Kyffhäuser, um Faust und Luther gebildet haben, mit sichtlicher Straffung herausgehoben, und die auch anderen Landschaften gemeinsamen Spukbildungen minder in den Vordergrund treten lassen: ein anerkennenswertes Verfahren. (Zu Seite 339: Heinrich Köllner, recte Kellner, ist nicht 1551, sondern 1510 in Erfurt gehenkt worden, woselbst er nicht Bürgermeister, sondern Oberwierherr gewesen ist.)

Sachsen besaß bisher die klassische Sagensammlung von Gräße-Meiche, die ihrer wissenschaftlichen Zurichtung halber dem Volksgebrauch nicht so entgegenkommen konnte, wie das von Friedrich Sieber neugeschaffene Sagenbuch, das die Gebiete von Ostfalen bis Deutschböhmen, von Wittenberg bis Leitmeritz, umgreift. Siedlersagen geben den wesensbezeichnenden Einschlag, wendische Einflüsse die besonderen Farben. Wiprecht von Groitzsch, die ersten Wettiner, der Prinzenraub, stehen im Mittelpunkt des geschichtlichen Teils. Bergwerks-, Ritter-, Kloster-, Hussitensagen; Drachen-, Kobold-, Hexen- und Totenspuk runden das landschaftliche Sonderbild.

Man kann die den beiden Bänden beigegebenen Abbildungen in manchen Fällen als nicht streng zur Sache gehörend ablehnen, im ganzen erscheinen sie als äußerst beachtliches volkskundliches Beiwerk.

Erfurt — Walter Bähr

Verschiedenes

Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben. Von C. G. Jung. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage der Psychologie der unbewußten Prozesse. Ein Überblick über die moderne Theorie und Methode der analytischen Psychologie. Zürich 1926, Rascher & Co. 166 S. M. 4,60.

Das vorliegende Buch bietet einen Überblick über die Theorien der Psychoanalyse. Ausgehend von einer kurzen historischen Übersicht, gibt Verfasser zunächst eine Darstellung der Freudschen Lehre, um dieser dann die Adlersche Theorie gegenüberzustellen. Beide Betrachtungsweisen erklärt er für zwar in beschränktem Sinne durchaus zutreffend, aber für einseitig. Es müsse daher versucht werden, zu einer Synthese zu kommen, und eine solche glaubt er selbst anbieten zu können. Damit kommt er dann auf seine eigenen Anschauungen von dem kollektiven Unbewußten und dessen Dominanten. Diese sucht er an der Hand von Beispielen aus der analytischen Praxis zu entwickeln. Leider bleiben seine sonst so klaren Ausführungen gerade in diesem Teil bisweilen etwas dunkel, und es kann nicht ohne weiteres gesagt werden, ob sich hier wirklich eine Synthese findet, welche die Einseitigkeiten der beiden Richtungen aufhebt.

Gießen — Erich Stern

Chinesische Kleinbildnerei in Steatit. Von Karl With. 80 Tafeln, 47 Abbildungen im Text und 7 farbige Tafeln. Oldenburg i. O. 1926, Gerhard Stalling. 143 S. Gr.-4°.

Wer je den fernen Osten besucht hat, wird sich gern der kleinen Meisterwerke der Speckstein-plastik erinnern, die in jedem Curio-Laden zu finden sind. With hat hier eine vor-

Digitized by Google

zügliche Auswahl im Bilde versammelt und weiß daran sehr illustrative Ausführungen beschreibender wie analytisch-kritischer Art zu knüpfen. Er umreißt das Milieu, das konkrete wie das abstrakte, in dem diese Kunst lebt; er zeigt die ihr innewohnenden Tendenzen, grenzt die Stilarten ab und gibt eine erste Entwicklungsgeschichte wenigstens im Entwurf. Man kann manchmal etwas anderer Ansicht sein, wird vielleicht auch dies und das noch vermissen (z. B. die Erörterung der Frage, welchen Einfluß die Industrie von Wallfahrtsandenken auf diesen Kunstzweig gehabt haben kann, der Frage der Speckſteinſiegel u. ä.), wird im ganzen aber With immer dankbar sein müssen für die vielseitigen Anregungen, die man unter allen Umständen von der Lektüre seines Werks mitnimmt. Auch der Literarhistoriker findet solche, da With immer wieder auf Beziehungen zur Dichtung hinweist, wenigstens zur chinesischen Legendenliteratur. Den Verlag muß man bewundern in seinem Wagemut, eine so großangelegte Publikation auch unter den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen in Angriff genommen und so glänzend durchgeführt zu haben. Der Band ist ausgezeichnet ausgestattet und eine Zierde für jede Bücherei.

Leipzig — G. Menz

Der Coué ismus. Von Charles Baudouin. Darmstadt 1926, Otto Reichl. 67 S.

Die kleine Schrift vereinigt eine Reihe von Aufsätzen, die meist aus bestimmten Anlässen heraus entstanden sind: Vorworte, Erwiderungen auf kritische Einwände gegen den Verfasser; sie gibt ferner eine Darstellung des Lebens Coués und eine sehr kurze und prägnante Schilderung seiner Ansichten. Baudouin verwahrt sich gegen die Auswüchse dessen, was oft als „Couéismus" bezeichnet wird, aber seinem wahren Geist nach nichts mehr mit Coué zu tun hat. Die kritische und vorsichtige Schrift mag allen, die sich für die Fragen der Autosuggestion interessieren, empfohlen sein.

Gießen — Erich Stern

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XVI

Wie Gabriele d'Annunzio Stoffe findet

Von Fritz Carsten (Berlin)

A. H. Savage Landor, dessen Selbstbiographie soeben in einer guten deutschen Ausgabe erschienen ist,[1] wird sich damit abfinden müssen, daß wir an die ungeschminkte Wahrheit all der Abenteuer und Wunderleistungen, die er als Maler, als Forscher, als Erfinder und als Gelehrter vollbracht zu haben sich rühmt, nicht glauben. Die nachstehende Schilderung aber über Gabriele d'Annunzios Besuch bei dem eben, nach Durchquerung von Afrika, nach Florenz heimgekehrten Forscher trägt den Stempel der Wahrheit an sich und ist eine gute Probe seiner Darstellungskunst:

„Nachdem ich 1907 in das florentiner Heim meines Vaters zurückgekehrt war, besuchte mich Gabriele d'Annunzio, der italienische Dichter und Patriot. Er war untadelig gekleidet, fast zu elegant, um noch vornehm zu wirken; er war vom Kopf bis zu den Füßen so auffällig und teuer als nur irgend denkbar bekleidet, dazu stark parfümiert. Der Anblick verblüffte mich nicht wenig, entsprach er doch keineswegs dem Bilde, das ich mir von d'Annunzio gemacht hatte.

Als ich ins Zimmer trat, streckte er mir mit gespreizter Geste eine gelb behandschuhte Hand entgegen und überreichte mir mit der anderen sein Buch, Più che l'Amore. In einer wundervollen handschriftlichen Widmung stand zu lesen, mein Werk über Tibet habe ihn zu dem Buch begeistert. Tatsächlich zeigte er mir mehrere Sätze und ganze Stellen, die wörtlich aus meinem Buch „Auf verbotenen Wegen" abgeschrieben waren.

Diese Offenheit gefiel mir und gereichte ihm zur Ehre; wie viele andere Schriftsteller haben meinen Büchern Gedanken, ja selbst ganze Kapitel entnommen und nicht im Traum daran gedacht, ihre Quelle anzugeben ...

Ein paar Tage darauf erschien d'Annunzio wieder und erzählte mir, er habe vom Corriere della Sera den Auftrag erhalten, sechs Artikel von je vier Seiten zu schreiben, die im Rahmen einer Folge von Sondernummern erscheinen sollten. Das Ganze sei gedacht als eine Art Interview der berühmten Männer Europas durch Geistesgrößen, und mit mir solle er den Anfang machen. Ob ich ihm nun zu diesem Zweck meine Bücher zur Verfügung stellen wollte, damit er etwa 50 bis 60 Anekdoten auswählen könnte. Ich war nicht wenig überrascht, daß die Wahl auf mich gefallen war, um so mehr, als gerade in Italien meine Leistungen so gut wie unbekannt waren; von d'Annunzio interviewt zu werden, schien indessen so schmeichelhaft, daß ich ihm bereitwilligst gestattete, sich alles notwendige Material zu verschaffen.

D'Annunzio machte sich sofort ans Werk, er arbeitete fieberhaft fünf bis sechs Stunden lang. Da er in riesigen Lettern schrieb, häufte sich, als er endlich fertig war, ein wahrer Berg mit Notizen bedeckter Bogen auf dem Boden. Dann entschwand der Dichter unter lebhaften Dankesbezeigungen. Das Interview im Corriere della Sera ist nie erschienen, dafür gab der Mann bald danach unter dem Titel: ‚Forse che si forse che no' ein übles Machwerk heraus, in dem das meiste von jenem Material verarbeitet war. Der Held des Romans ist Forscher und Flieger. Ich hatte damals keine Ahnung davon, sondern entdeckte die Sache erst später, als in der von Benedetto Croce herausgegebenen italienischen Literaturzeitschrift ‚La Critica' (vom 20. Januar 1914) ein viele Seiten langer Aufsatz erschien, in dem mit peinlicher Sorgfalt zu den Anekdoten d'Annunzios aus Afrika, Asien und den Philippinen die Quelle untersucht wurde, links d'Annunzio, rechts Landor, der Text stimmte Wort für Wort überein."

[1] „Der wilde Landor. Das Maler- und Forscherleben A. H. Savage Landors." Von ihm selbst erzählt. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 391 S.

Digitized by Google

Almanache und Kalender

Von Fritz Carsten (Berlin)

Die Geschichte der großen deutschen Verlagshäuser ist die Geschichte des deutschen Geisteslebens. Darum ist es aufs freudigste zu begrüßen, daß diese Verlagshäuser, wenn sie auf eine jubiläumsreife Zeitspanne zurückblicken, die Geschichte ihres Hauses schreiben. So hatten wir im vorigen Jahr die monumentale Publikation des Bibliographischen Instituts in Leipzig zu seiner Jahrhundertfeier; aber nicht jeder Verlag ist in der glücklichen Lage, so große technische Hilfsmittel in den Dienst seiner Propaganda stellen zu können, und andere begnügen sich mit einer gedrängten Übersicht.

Ein führender katholischer Verlag Deutschlands, der in sich zwei alte, große Firmen vereinigt und jetzt Josef Kösel und Friedrich Pustet K.-G. firmiert, hat zu seiner Jahrhundertfeier einen Almanach zusammengestellt, der mit der Geschichte des Unternehmens beginnt und kurze biographische Daten über die Gründer und Fortführer dieses bedeutenden Unternehmens enthält. Wenn dieser Verlag auch selbstverständlich, seiner Weltanschauung entsprechend, für Erhaltung und Weiterverbreitung des katholischen Glaubensgutes und für die Lebendigkeit katholischen Glaubensbewußtseins eintritt, so ist er doch stets bestrebt gewesen, für deutsche Kultur und deutsche Literatur zu wirken. Auch dieser Almanach, der neben der historischen Abhandlung eine große Fülle von interessanten Aufsätzen enthält, zeigt das vorurteilslose Streben des Verlages. Hervorzuheben ist der ausgezeichnete Aufsatz des Paters Expeditus Schmidt über „Goethes Ringen mit dem Faststoff". Von modernen Dichtern, die dem Verlag verpflichtet sind, seien Peter Dörfler, Hans Roselieb, Franz Herwig und die Frauen Enrica von Handel-Mazzetti und die talentvolle Juliana von Stockhausen erwähnt.

Auf 60 Jahre weniger blickt der Verlag S. Fischer in Berlin zurück; aber die 40 Jahre, die er da ist, ist er von Jahr zu Jahr ein bedeutenderer Faktor im deutschen Geistesleben geworden. Der Stamm seiner Autoren gehört zu den repräsentativsten Persönlichkeiten Deutschlands, und auch aus dem Ausland hat er sich die Prominentesten zu sichern gewußt. Der Verlag ist vielleicht von den schönwissenschaftlichen Verlegern Deutschlands derjenige, der die internationalste Note hat. Er ist für Deutschland das, was Calman-Lévy in seiner großen Zeit für Frankreich war. Der Almanach, der zu diesem Jubiläum herausgegeben ist, enthält ebenfalls einen historischen Rückblick und daneben sehr geschickt ausgewählte Stücke aus den neuen Publikationen des Verlages.

Haben die eben erwähnten Jubilare beide einen internationalen Einschlag, so ist der Verlag Eugen Diederichs (Jena), der auf ein dreißigjähriges Bestehen zurückblickt, obgleich seine Wurzeln in Florenz und Bologna liegen, ein ausgesprochen nationaler. Den Jubiläumsalmanach nennt er daher auch „Das deutsche Gesicht" mit dem Untertitel „Ein Weg zur Zukunft". Eugen Diederichs hat den Ehrgeiz, ein großer Führer der Nation, nicht nur durch seinen Verlag, sondern durch seine Persönlichkeit zu sein. So gibt er in diesem Almanach die verschiedensten Aufsätze selbst über Themen, die ihm am Herzen liegen und die seine Produktion bestimmen.

Der jüngste Jubilar ist der Amalthea-Verlag, der sein zehnjähriges Bestehen feiert. Für ihn ist, trotzdem er auch in Zürich und Leipzig beheimatet ist, der wiener Einschlag der charakteristische. Ein kurzer Blick in diesen wunderhübschen Almanach zeigt schon, daß hier ein auserlesener Geschmack am Werke ist; aber auch eine sichere Hand in der Auswahl der Unternehmungen ist zu spüren. Der beste Beweis dafür ist das Werk, mit dem der Verlag in diesem Jahre das größte Aufsehn gemacht hat: „Geist und Gesicht des Bolschewismus" von Rens Fülöp-Miller.

Am nächsten dem zuletzt erwähnten Verlage steht der noch sehr junge Verlag Paul Zsolnay, der es aber verstanden hat, in dieser kurzen Zeit sich eine führende Stellung im deutschen Buchhandel zu erwerben. Sein Jahrbuch zeigt, wie berechtigt diese Stellung ist. Namen, wie Werfel, Heinrich Mann, Däubler, Eidlitz geben ihm das Gepräge. Das Ausland ist mit einer so prominenten Erscheinung wie Galsworthy, der beinahe zu den in Deutschland gelesensten Schriftstellern dieses Jahres zählt, vertreten.

In üblicher Vortrefflichkeit liegt der Insel-Almanach auf das Jahr 1927 vor. Er enthält sehr schöne Gedichte von Rainer Maria Rilke und Proben aus Werken von Ricarda Huch, Rudolf Alexander Schröder, Regina Ullmann, Stefan Zweig und vielen anderen.

Die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. bringt ihren Greif-Almanach heraus, schmückt ihn mit den Porträts seiner Autoren und vergißt auch nicht deren nähere Familienmitglieder. Daß Proben und Stücke aus den Verlagswerken, von denen besonders der neue Sudermannsche Roman mit einer charakteristischen Episode vertreten ist, nicht fehlen, ist selbstverständlich. Sehr zur Lektüre reizt die Probe aus dem eigenartigen Buch Eugen Diesels „Der Weg durch das Wirrsal".

Digitized by Google

Der Verlag L. Staackmann in Leipzig läßt als Almanach ein „Taschenbuch für Bücherfreunde" von Rudolf Greinz erscheinen, in dem die bedeutendsten Autoren des Verlages mit Proben aus ihren neuen Werken vertreten sind. Da das Humoristische besonders betont ist, wird das Taschenbuch sich viele Freunde erwerben und für die Autoren des Verlages wirken.

Auch das Karl-May-Jahrbuch, das Professor Gurlitt und E. A. Schmid zum neuntenmal im Karl-May-Verlag herausgeben, ist sehr reichhaltig und beschäftigt sich nicht nur mit Karl May, sondern ist besonders der Frage der Jugenderziehung und der Jugendlektüre gewidmet. Alfred Biese steuert einen Aufsatz „Die Kunst des Erzählens" bei, und kein Geringerer als Heinrich Lhotzky sagt, was Karl May ihm war. Dem hochverdienten Pädagogen Ludwig Gurlitt widmet seine Gattin einen Aufsatz, in dem sie Gurlitts Beziehungen zu Karl May aufdeckt. Vielleicht ist gerade jetzt, da das Gesetz zum Schutz der Jugend gegen Schund und Schmutz die Gemüter stark erregt, die Zeit gekommen, das landläufige Urteil über Karl May zu revidieren.

„Erzählerkunst" nennt Paul List seinen Almanach und verdeutscht damit den Text seines Hauptverlagsunternehmens: Epikon, das berechtigte Beachtung findet. In erster Linie berücksichtigt der Almanach Kipling, von dem eine Gesamtausgabe erscheint, und Ford, dessen Bücher einen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben Deutschlands auszuüben bestimmt sind.

Richard Hermes gibt wieder sein Niedersachsenbuch heraus, das jetzt schon im 11. Jahrgang vorliegt. Neben Proben niederdeutscher Dichtung ist der niederdeutsche Kürschner, wie er diesen Katalog landsmännischer Dichter und Schriftsteller nennt, von besonderem Wert.

Otto Reichl Verlag in Darmstadt gibt im 17. Jahr sein Bücherbuch heraus, das eine kurze Übersicht der Verlagstätigkeit im verflossenen Geschäftsjahr einleitet.

In alter Vortrefflichkeit liegt Heinemanns Goethekalender vor. Eine Reproduktion des schönen Ölgemäldes von Goethe aus dem Pinsel der Gräfin Egloffstein schmückt ihn neben verschiedenen anderen Abbildungen. Außer der üblichen Rubrik „Vor 100 Jahren" sind Goethes Gedichte an Frau von Stein zusammengestellt, das Trauerspiel „Elpenor" abgedruckt und „Goethe als Wohltäter" von Robert Weber behandelt.

Von Kalendern liegt bis jetzt der Kalender der Waldstätte vor (Gebr. J. & F. Heß, Engelberg-Basel), der Novellen von Zahn, Federer und verschiedenen anderen, sowie Gedichte von Huggenberger und Raeber enthält.

Fritz Heider in Berlin-Zehlendorf bringt seinen schönen Kalender „Kunst und Leben" wieder und Maußner seinen „Dürerkalender". Beide sind vortrefflich wie immer.

Nachrichten

Todesnachrichten. Max Matersteig ist am 4. November im Alter von 73 Jahren in Köln gestorben. Er war in Weimar geboren worden, hat sich zunächst als Schauspieler in Döbeln, Rostock, Frankfurt a. O. betätigt, war dann nach Weimar zurückgekehrt, wo er seine Monographie über Pius Alexander Wolff veröffentlichte, war 1879 als Regisseur nach Mainz, später nach Aachen und Kassel gekommen, hatte 1885 die Oberregie in Mannheim übernommen, war fünf Jahre später Direktor in Riga, war von 1896—1911 Leiter des Kölner Schauspielhauses, von 1911—1919 als Intendant in Leipzig tätig gewesen. In seiner theatralischen Laufbahn bewußter Bewahrer des Kulturbesitzes, hat er sich sein ganzes Leben hindurch auch schriftstellerisch betätigt, und sein Hauptwerk in „Das Theater des 19. Jahrhunderts" geboten. Die Universität Köln hat ihn auf Grund seiner theaterfachlichen Leistungen 1921 zum Ehrendoktor ernannt. Unter seinen Bühnenbearbeitungen ragt die des Hebbelschen „Demetrius" hervor.

Wilhelm Braune ist nach einer Meldung vom 13. November im Alter von 77 Jahren in Heidelberg gestorben, wo er lange Jahre hindurch als ordentlicher Professor der deutschen Philologie gewirkt hatte. Bekannt durch seine Grammatiken und Lesebücher des Gotischen und Althochdeutschen, bewährt als Herausgeber der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" und der „Neudrucke aus dem 16. und 17. Jahrhundert" war er zugleich ein höchst anregender Lehrer, dem auch musikalische Interessen nahe lagen.

Klara Pölt-Nordheim ist am 16. November im Alter von 64 Jahren gestorben. Sie hatte sich als Schilderin tirolischen Volkstums bekannt gegeben, ihren Büchern „Lodenrock und Wifflingkittel" (1911), „Bergler und Dorfleut" (1914), „Tiroler Nagelen" (1917) wird bei herber Charakteristik gute Kenntnis der sarntaler Eigenart nachgerühmt.

Allan Upward hat nach einer Meldung vom 19. November seinem wechselvollen Leben ein Ende gesetzt. Seine Romane hatten ihn zwischen Erfolg und Nichterfolg ein unbeständiges Dasein führen lassen.

Eugenio Selles, der berühmte Dramatiker, ist nach vieljährigem Leiden in Madrid verschieden. Geboren am 4. April 1844 zu Granada, betätigte er sich zunächst in Madrid als Rechtsanwalt, sodann als demokratischer Journalist. Späterhin wurde er Zivilgouverneur zu Sevilla beziehungsweise Granada. Empfohlen durch den großen Dramatiker José Echegaray, konnte er 1877 am Teatro Español sein Erstlingswerk „La torre de Talavera" unter Beifall herausbringen. Nach einem Fehlschlag, folgte kurz hinterher sein Hauptwerk „El nudo gordiano", das bis heute an Bühnenwirksamkeit nichts eingebüßt hat. An erfolgreichen Stücken wären des weiteren zu nennen: „El ciclo y el suelo",

Digitized by Google

„La mujer de Loth", „Las esculturas de carne", „Las vengadores", „El celoso de su imagen", „Los domadores" und „Cleopatra". Sellés war Akademiker.

Henry Merimée, der angesehene Hispanolog und vieljährige Direktor des Instituto Francés in Madrid, ist Ende Oktober verschieden. Geboren 1878 zu Toulouse, wirkte er in letzterer Position als Nachfolger seines Vaters Ernest Merimée. Er schuf zahlreiche Studienwerke, worunter: „L'art dramatique à Valencia", „Biographie de Gaspar Aguilar", „Un romance de Carlos Boyl". Übersetzte Werke von Lope de Rueda, Torres Naharro, Juan de la Encina, Lope de Vega, und speziell Ramón Menéndez Pidals Studienwerk „L'épopée castillane".

Robert Gragger, der Ordinarius für ungarische Sprache und Literatur und Direktor des Ungarischen Instituts an der berliner Universität, ist am 10. November 1926 im Alter von 39 Jahren gestorben. Er war im verflossenen Dezennium der eifrigste und berufenste Förderer deutsch-ungarischer literarischer Beziehungen, sowohl im Wege von Vorlesungen und Gründungen wie auch durch die Herausgabe der im Verlage de Gruyter erscheinenden „Ungarischen Jahrbücher" und einer Reihe von Veröffentlichungen, deren letzte seine Studie über die ungarische Ballade.

Eliška Krásnohorská, mit ihrem bürgerlichen Namen El. Pechová, die Nestorin der tschechischen Dichterinnen, starb am 26. November 1926 in ihrer Geburtsstadt Prag; sie hatte eben ihr 79. Lebensjahr erreicht. Als blutjunges Mädchen in das tschechische Schrifttum eingeführt, hat sie schon in den siebziger Jahren mit ihren lyrischen Gedichtsammlungen großen Erfolg verzeichnen können; sie ist tief bis in ihr Greisenalter poetisch tätig geblieben; vaterländische Dichtung, gedankenreiche Reflexionslyrik, gnomisch-satirische Poesie waren ihr Vorzugsgebiet. Auch als kritisch-ästhetische Schriftstellerin hat die mutige Frau, die auch vor Polemik nie zurückgescheut hat, bedeutenden Einfluß ausgeübt; jahrelang war sie die führende Persönlichkeit in der tschechischen Frauenbewegung und gründete zum Beispiel das erste Frauengymnasium in ihrer Heimat. Bedeutend sind auch ihre Nachdichtungen der Weltpoesie, zumal der Hauptwerke von Byron, Mickiewicz, Puschkin, Hamerling. In ihrem Alter ist das unermüdliche, schmächtige, jahrelang kränkliche Fräulein mehrfach geehrt worden: die tschechische Universität hat ihr das Ehrendoktorat verliehen, die tschechische Akademie der Wissenschaften und Künste sie zu ihrem ersten weiblichen Mitglied gewählt.

* * *

In die Preußische Akademie für Dichtkunst sind durch Wahl berufen worden: Georg Kaiser, Bernhard Kellermann, Oskar Loerke, Walter von Molo, Wilhelm von Scholz, Eduard Stucken. Zu auswärtigen Mitgliedern der Sektion wurden gewählt: Hermann Bahr, Max Halbe, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Erwin Guido Kolbenheyer, Heinrich Mann, Josef Ponten, Arthur Schnitzler, Karl Schönherr, Emil Strauß, Jakob Wassermann, Franz Werfel. Der Arbeitsausschuß der Akademie setzt sich aus folgenden Mitgliedern zusammen: Wilhelm von Scholz, Georg Kaiser, Ludwig Fulda, Arno Holz, Bernhard Kellermann, Oskar Loerke, Walter von Molo. Zum Präsidenten wurde Wilhelm von Scholz, zum Vizepräsidenten Ludwig Fulda gewählt. Als Mitglieder der neuen Dichterakademie haben Hermann Bahr, Ludwig Fulda, Max Halbe, Arno Holz, Georg Kaiser, Bernhard Kellermann, Oskar Loerke, Heinrich Mann, Thomas Mann, Walter von Molo, Petersen, Josef Ponten, Wilhelm Schäfer, René Schickele, Wilhelm Schmidtbonn, Wilhelm von Scholz, Eduard Stucken einen Beschluß gegen das „Schundgesetz" gefaßt, der besagt:

„Die unterzeichneten Mitglieder der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst, warnen in letzter Stunde den Reichstag vor der Annahme des Gesetzes zur Bekämpfung von Schund- und Schmutzschriften. Um den wirklichen Schmutz unschädlich zu machen, dazu reichen die bereits vorhandenen Gesetze aus. Die Bedrohung der Jugend erscheint daher verschwindend gering gegenüber der von diesem Gesetz zu befürchtenden Bedrohung der Geistesfreiheit. Es würde Kämpfe entfesseln, und während der ganzen Dauer seines Bestehens nähren, die auch den heute Gleichgültigsten erschrecken müßten. Die Mitglieder einer Akademie, die vom Staat berufen ist, die hohe Würde der Kunst zu vertreten, können nicht ruhig zusehn, wie die literarische Kunst, ihr innerster Besitz, unter fremde Aufsicht gestellt und einer Ausnahmegesetzgebung unterworfen wird."

Der Sektion für Dichtkunst der Akademie der Künste sind zwei Preise zur Verfügung gestellt worden, über die sie selbständig zu entscheiden haben wird: ein Staatspreis in Höhe von M. 3000 und ein 2000-Markpreis der Eduard-Arnold-Stiftung, an den keinerlei Bedingungen geknüpft sind. Es verlautet, daß die Mitglieder der Akademie den Staatspreis für anerkannte repräsentative Leistungen, die Arnold-Stiftung zur Unterstützung junger Talente bestimmen werden.

Konrad Burdach und Hermann Sudermann haben die Berufung in die Dichter-Akademie abgelehnt, Sudermann, weil er nach den mit ihm geführten Vorverhandlungen glaubte, „eine gewisse Anwartschaft zu besitzen, zu den zuerst berufenen Mitgliedern gerechnet zu werden". Konrad Burdach, mit folgender Zuschrift an das „Berliner Tageblatt": „Zu der mich betreffenden Mitteilung in der Abendausgabe vom 16. d. M. (Nr. 542) bemerke ich, daß 1924 mein Aufsatz in der Hofmannsthal-Festschrift ‚Die deutschen wissenschaftlichen Akademien und der schöpferische nationale Geist' keineswegs ‚für eine Einbeziehung der literarisch Schaffenden in diese (das heißt also: die wissenschaftlichen) Akademien eingetreten' ist. Vielmehr warnte dieser Aufsatz (S. 54) vor ‚einer offiziellen Zentralbehörde für Literatur' und betonte (S. 56): ‚eine Gesellschaft mit der Aufgabe ... der Förderung des literarischen Schaffens läßt sich der berliner oder einer anderen deutschen Akademie der Wissenschaften ohne Nachteil nicht eingliedern'. Seitdem entstand die ‚Deutsche Akademie' in München, der in zwei koordinierten, aber getrennten Abteilungen Gelehrte und Künstler angehören, und mit Beziehung auf diese Neugründung habe ich dann mich in anderen Aufsätzen wiederholt auch über die neue Schöpfung der Sektion für Dichtkunst bei der berliner Akademie der Künste ausgesprochen: ich habe die hochherzige Gesinnung und die vortrefflichen Absichten, denen sie entsprungen ist, anerkannt und gewünscht, daß diese Dichtkunst-Sektion die von vielen (zum Beispiel vor Jahren von Heyse und Wichert) gehegten, von mir geteilten Zweifel und Bedenken durch eine ersprießliche Wirksamkeit widerlegen möge. Selbst dabei tätig mitzuhelfen, sehe ich mich nicht in der Lage."

Die Schwedische Akademie hat den Nobelpreis der Literatur für 1925 Bernard Shaw zugesprochen, den er nach ausgeglichenen Einwendungen angenommen hat. Der Literatur-Preis für 1926 soll erst im nächsten Jahr verliehen werden.

Digitized by Google

Der Börsen-Verein der Deutschen Buchhändler in Leipzig erläßt unter Aussetzen von Preisen zu M. 1000, 500, 300, 200, 50 ein Preisausschreiben, bei dem die Frage zu beantworten ist: „Welche zwölf Bücher aus der Zeit der letzten drei Geschlechter gehören in die Hausbücherei jedes gebildeten Deutschen?" Die bestbegründete Arbeit soll den Preis erhalten. Einsendungen sind unter Kennwort bis zum 31. Januar 1927 an die Geschäftsstelle des Börsen-Vereins zu Leipzig zu richten. Der Höchstumfang soll 150 Druckzeilen zu je 50 Buchstaben nicht übersteigen.

Der Jugendpreis Deutscher Erzähler in Höhe von M. 10 000 ist Juliane Kay-Wien für ihren Roman „Abenteuer im Sommer" verliehen worden.

Der Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg, wurde anläßlich der „Großen Polizei-Ausstellung, Berlin 1926" von der Preußischen Staatsregierung in Anerkennung hervorragender Verdienste um die Bekämpfung der Schundliteratur als einziger Buchverband mit dem Staatspreis der Preußischen Regierung ausgezeichnet.

Der Dramatische Verein Zürich setzt gelegentlich seines sechzigjährigen Bestehens einen Preis von 2000 Fr. zur Auszeichnung eines künstlerisch-wertvollen Theaterstücks aus, das sich für die schweizerische Volksbühne seiner Form und seinem Inhalt nach eignen soll. Nähere Bedingungen durch den Präsidenten des Dramatischen Vereins, Zürich, Hans Boll, Reinacherstraße 3, Zürich VII.

Ein großes amerikanisches Magazin setzt 25 000 Dollar für die besten Romane und Novellen aus, die bis zum 1. Januar nächsten Jahres eingesandt werden, wobei erfolgreiche Autoren ausgeschlossen sind. Ein anderer amerikanischer Verlag bietet die gleiche Summe doppelt, und zwar je einmal für das Werk eines Mannes und für das einer Frau. Die Zeitschrift „Forum" setzt einen Preis von 7500 Dollar für Schriftsteller aller Nationen aus, der dem besten Roman aus der amerikanischen Geschichte zufallen soll.

Der Große Preis der flämischen Literatur ist F. van Hecke für einen Band Gedichte zuerkannt worden.

Der Große Preis für Kritik und Essays in flämischer Sprache August Vermeylen für sein Werk „Geschichte der europäischen Plastik und Malerei."

Einen Kolumbus-Preis von 50 000 Pesetas schreibt „ABC", die angesehene madrider Tageszeitung aus. Der Preiswerber hat zu erweisen, daß Kolumbus — wie vielfach behauptet wird — tatsächlich in Galizien geboren worden, mithin Spanier war. Das Preisausschreiben ist ein internationales. Schlußtermin für Einsendungen: 1. April 1927.

Cartagena hat dem geschätzten heimischen Lyriker José Martinez Monroy in öffentlicher Anlage eine Gedenkbüste errichtet.

Dem bedeutenden Lyriker José Maria Gabriel y Galán wurde im Stadtpark zu Caceres ein Denkmal aufgestellt.

Armando Palacio Valdés, der greise Romancier und Philosoph, dessen Gesamtwerk nun in 22 Bänden vorliegt, wurde seitens der Stadt Oviedo feierlich zum Ehrenbürger erwählt.

Von Georg Hermann sind „Einen Sommer lang" und „Der kleine Gast" unter dem Titel „Die steile Treppe" in drei Bänden in holländischer Sprache bei Em Querido, Amsterdam, erschienen.

* * *

Die Allukrainische Akademie der Wissenschaften in Charkoff hat sich die Herausgabe eines auf zehn Bände berechneten Historisch-Geographischen Lexikons zur Aufgabe gestellt, das ein erschöpfendes Bild der Kolonisation der Ukraine und ihrer geographischen Eigenheiten zu geben hat. Als Hauptredakteur des Lexikons, von dem die drei ersten Bände schon druckbereit sind, zeichnet A. S. Gruschewstkij.

In der zur Sowjet-Union gehörigen Tatarischen Republik ist jetzt die Reform des tatarischen Alphabets, nachdem eine solche von einem Komitee von Sachverständigen begutachtet wurde, gesetzlich durchgeführt worden. Das neue Alphabet enthält nur dreißig Buchstaben gegen die hundertdreißig des bisherigen und soll bereits im nächsten Schuljahr in allen tatarischen Schulen obligatorisch eingeführt werden.

Unter der Azide des „Instituts für weißrussische Kultur" in Minsk fand daselbst eine Philologenkonferenz statt, die eine Reform der weißrussischen Orthographie und eine Anpassung derselben an die Phonetik der Sprache auszuarbeiten beabsichtigt. Die Beteiligung ausländischer wissenschaftlicher Kräfte an der Konferenz war recht zahlreich und hatte positive Resultate zur Folge. Unter anderen waren anwesend der berliner, ehemals in Petersburg tätige Linguist, Professor Fasmer, Professor M. Biržiška, Rektor der litauischen Universität in Kowno, Professor Blesse aus Riga und der lettländische Dichter Rainis, ferner Vertreter aus Polen, der Tschechoslowakei und Jugoslawien.

Das moskauer Tolstoj-Museum hat unlängst in einem berliner Antiquariat ein bisher unbekanntes Notizbuch Leo Tolstojs erworben. Die Eintragungen beziehen sich auf die Zeit der Entstehung des Romans „Anna Karenina", also die 1870—80 Jahre — eine Periode, aus der eigenhändige Notizen Tolstojs fast ganz fehlen.

Der Präsident der Literarischen Gesellschaft Budapest, Rudolf von Plätz hat in dem Ungarischen Journalisten-Verein am 28. Oktober 1926 einen Vortrag über „Hauptströmungen der neuen deutschen Lyrik" gehalten, der mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde und an den sich Rezitationen von Gedichten von Däubler, Werfel, Heynicke, Goll in Übersetzung von Andreas Sos und Rudolf von Plätz anschlossen.

Auf Einladung der Gemeinschaft kultureller Buchhändler traten Angehörige führender Verbände des Buchhandels, des Schrifttums und des graphischen Gewerbes zusammen und gründeten einen Aktionsausschuß zunächst gegen das Schmutz- und Schundgesetz. Es wurde beschlossen, ein Archiv zur Sammlung des gesamten Materials anzulegen, das durch diesen Gesetzentwurf sowie durch die einschlägigen §§ des StGB. und der BGO. betroffen wird, um es zum Schutze der künstlerischen und geistigen Freiheit zu verwenden. Die Geschäftsstelle hat der Schriftsteller Franz de Paula Rost, Berlin-Neukölln, Grenzallee, „Frohe Stunde" übernommen, die Verwaltung des Archivs vorläufig das Büro des Verbandes Deutscher Erzähler (Dr. Birkenfeld), Berlin W 50, Nürnberger Str. 9 10.

Der Verlag Georg Merseburger, Verlag der Nordischen Bücherei, zu Leipzig teilt uns mit, daß „Die Anfechtungen des Nils Brosme" durchaus nicht das erste Werk von Hans E. Kinck sei, das in deutscher Übertragung erschienen, daß vielmehr 1906 der Verlag Costenoble, den von Mathilde Mann übersetzten und für die deutsche Ausgabe von Kinck selbst bevorworteten Roman „Auswanderer" gebracht habe, daß dieser Roman 1910 in die „Nordische Bücherei" übergegangen sei, die zudem 1913 eine Novellensammlung

Digitized by Google

„Wenn die Liebe stirbt", in der Übersetzung von Marie Leskien-Lie, der Tochter von Sophus Lie, in eigener Auswahl von Kinck veröffentlicht hat.

Wilhelm Schulte (Ahlen in Westfalen) schreibt uns:

Ich habe Herrn Professor Ermatinger auf seinen Vorwurf im Novemberheft (S. 119) bereits am 19. Oktober mitgeteilt:

1. Mein Aufsatz ist nur ein Ausschnitt aus umfassenden Untersuchungen zur Renaissance und Barocke in der deutschen und europäischen Dichtung (Vgl. Literaturwissenschaftl. Jahrbuch I, 47–61). Ich kann durch Zeugen nachweisen, daß für mich bereits 1922 der Begriff der Barocke als „Kunst des Immer-anders, des Scheinens und Bedeutens" feststag. (Vgl. meine Schrift über Hans Roselieb, 1924, als über einen lebenden Barockdichter, für den das Symbol der natürliche Ausdruck eines weltanschaulichen Erlebens ist). Von hier aus und im Zusammenhang mit den großen spanischen Dichtern ergab sich ohne Ermatingers Buch (1925) das Bild von Grimmelshausen. Was ich Ermatinger neben manchen anderen verdanke, habe ich deutlich gesagt in einem größeren Aufsatz (Heiliges Feuer 14, 2. 66–76). So sehr ich bedauere, daß das wegen vieler Streichungen in dem daraus entnommenen Zeitungsartikel nicht mehr zum Ausdruck kommt, betone ich, daß von einer böswilligen Unterlassung um so weniger die Rede sein kann, als darin alle sonstigen stehengebliebenen wirklichen Zitate deutlich kenntlich sind.

2. Wie wenig mein Aufsatz „von A–Z eine Inhaltsangabe" des Ermatingerschen Buchs ist, beweisen schon meine Anführungen aus dem „Simplizissimus" (Ermatinger zitiert in der heutigen Schriftsprache). Über den Eingang der Dichtung sagt Ermatinger gar nichts. Ich würdige den Grimmelshausenschen Humor grundsätzlich anders als Ermatinger, der auch auf die Bedeutung des Traumes ebensowenig zu sprechen kommt wie auf den Grimmelshausenschen Quietismus, ferner dessen Stellung zur Natur und endlich das, was sich daraus für den Grimmelshausenschen Stil ergibt.

Führende amerikanische Zeitungen bringen die Nachricht, daß auch in den Vereinigten Staaten das „Panideal", die Schöpfung des deutschen Philosophen Rudolf Maria Holzapfel, außerordentliches Aufsehn erregt und begeisterte Aufnahme gefunden hat.

Eine Reihe amerikanischer Universitäten, Columbia, Chicago, Cornell, Northwestern haben kürzlich einen der berufensten Kenner der Forschungen Holzapfels, Hans Zbinden, zu Vorträgen über Holzapfels Werk eingeladen. Die Vorträge, denen sich eine mehrmonatige Lehrtätigkeit an der Universität Madison, Wisconsin – einer der führenden Staatsuniversitäten des mittleren Westens – anschloß, sind großem Interesse begegnet. Eine englische Ausgabe des Werks bei dem Verlag Alfred A. Knopf (Neuyork), steht bevor.

Zu gleicher Zeit hat in Amerika eine öffentliche Kundgebung starken Widerhall gefunden, in der führende europäische Geister, Romain Rolland, Thomas Mann, Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, Heinrich Federer, u. a. auf die grundlegende Bedeutung der Schöpfungen Holzapfels für die geistigen Probleme unserer Zeit hinweisen und zugleich zu energischer Hilfe für den durch die Nachkriegszeit gefährdeten Forscher aufrufen. Es heißt in dieser Kundgebung, welche die amerikanischen Blätter mit ausführlichen Mitteilungen über Holzapfels Leben und Schaffen veröffentlichen, unter anderem: „... Nach der Überzeugung der Unterzeichneten und nach dem begeisterten Urteil führender geistiger Kreise Europas ist Holzapfel nicht allein eine Forscherpersönlichkeit von der allergrößten Bedeutung für die wissenschaftliche Arbeit. Sondern wir haben in seinem Werk und in dem unaufhaltsam wachsenden Einfluß seiner Ziele und Gedanken eins der machtvollsten Bollwerke gegen das soziale und geistige Chaos, das allenthalben das Leben der Völker bedroht. Seine Forschungsergebnisse ... sind von entscheidender Tragweite auch für die praktische Lösung der wichtigen Fragen unseres erzieherischen, moralischen, künstlerischen Lebens. Durch seine umfassenden Ziele, durch den positiven Idealismus seines Geistes, durch das Zeigen ganz neuer praktischer Wege erscheint Holzapfels Schaffen wie kaum ein zweites berufen, das Verständnis zwischen den Völkern zu fördern und eine feste Grundlage für eine fruchtbare Zusammenarbeit der Nationen zu bilden. Die Weiterführung und Vollendung einer solchen Lebensarbeit ist daher nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für den gesamten sozialen und geistigen Fortschritt von unersetzlichem Wert. Die Unterzeichneten sehen in Holzapfel einen der größten führenden Geister unserer Zeit, und die Rettung und Förderung seiner Arbeit ist eine Aufgabe, die die ganze zivilisierte Welt angeht."

Dem Vernehmen nach hat Holzapfel ein neues umfassendes Werk, die Frucht vieljähriger Arbeit, nahezu vollendet, sodaß der erste Band bereits in diesem Winter erscheinen soll.

Lenin und die schöne Literatur. In dem soeben in Moskau erschienenen Almanach „Udar" berichtet Frau N. Krupskaja, die Witwe Lenins, über dessen Verhältnis zur schönen Literatur.

Während der Verbannung in Sibirien lagen auf seinem Nachttisch, neben Hegel, Werke von Puschkin, Lermontoff und Njekrassoff, die Lenin wiederholt durchlas und von denen er Puschkin besonders liebte. In seiner Bibliothek befanden sich damals auch der Goethesche „Faust" und ein Gedichtband von Heine in der Ursprache. Besonders schätzte Lenin den Roman „Was tun" von Tschernyschewskij; zwei Photographien des Verfassers hatten in einem Album Platz, in dem u. a. auch Alexander Herzen, Pissareff und Zola figurierten.

Während des münchener Aufenthalts fand Lenin am „Büttnerbauer" von Wilhelm von Polenz und Gerhardts „Bei Mama" Gefallen, später in Paris las er gern die „Châtiments" Victor Hugos und liebte die Lieder des volkstümlichen Chansonnier Montégus; in schlaflosen Nächten vertiefte er sich oft in Verhaerens Gedichte. Während des Krieges fand „Le feu" von Barbusse bei Lenin besonderen Beifall. Wie bekannt, stand er der neuesten russischen Literatur der Revolutionszeit im ganzen ziemlich fremd gegenüber, doch lobte er einst Ehrenburg sowie einzelne Gedichte Majakowskijs und auch Demjan Bjednys. Während der Krankheit las ihm Frau Krupskaja, auf seinen Wunsch, Schtschedrin vor, ferner Jack London und „Meine Universitäten" Maxim Gorkijs.

Das moderne Theater stieß Lenin meistens ab, und selten hörte er ein Stück zu Ende. Sein letzter Besuch im Künstlerischen Theater zu Moskau 1922 fiel auf das dramatisierte Dickensche „Heimchen am Herd", dessen Sentimentalität ihm unerträglich war, ebenso enttäuschte ihn die theatralische Aufmachung von Gorkijs „Nachtasyl" stark. Dagegen gefielen ihm früher im gleichen Theater Tschechoffs „Onkel Wanja" und Hauptmanns „Fuhrmann Henschel".

Einen besonders tiefen Eindruck hinterließ, wie Frau Krupskaja erzählt, eine Vorstellung des Tolstojschen „Lebenden Leichnams" im berner Theater 1915. (P. E.)

Digitized by Google

Im Verlag von S. Fischer, Berlin, erscheint eine Auswahl der Romane von Joseph Conrad, die sich in gelbem Pappband mit farbigem Rückenschild, vornehmer und klarer Druckausstattung aufs beste präsentiert und von einer wertvollen Studie von Thomas Mann eingeleitet ist. Bisher erschienen sind die Bände: „Der Geheimagent", „Jugend" (Drei Erzählungen), „Spiel des Zufalls" (Roman), „Die Schattenlinie", eingeleitet von Jakob Wassermann. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die Studie von Galsworthy über Joseph Conrad, die wir (L. E. XXVII, 194) veröffentlichen durften und die ein denkbar lebendiges Bild der eigenartigen Persönlichkeit bietet.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart:

Die Veröffentlichung des ersten großen Romans von André Gide „Les faux-monnayeurs" war nicht nur für Frankreich ein literarisches Ereignis. Für Deutschland hat der Roman besonderes Interesse: einmal wegen seiner dokumentarischen Bedeutung für die heutige europäische Psychologie, dann auch wegen einer gewissen sehr merkwürdigen Beziehung zu unserer deutschen Literatur in einem Punkt, wo sie sozusagen am deutschesten ist. Die technische Konzeption, die den „Falschmünzern" schon äußerlich eine Sonderstellung im Gebiet des französischen Romans zuweist, mutet wie aus dem Erbe der deutschen Früh-Romantik entnommen an: Gide stellt nicht einfach in epischer Erzählung seine Menschen, ihre äußeren Schicksale und seelischen Erlebnisse vor uns hin, er läßt den Leser teilnehmen an der Entstehung des Werks, er macht zu einer der Hauptpersonen einen Schriftsteller, der das, was er als Romanfigur miterlebt, zugleich als Autor vor unseren Augen gestaltet. Die deutsche Übertragung dieses überaus interessanten und bedeutenden Buchs besorgt in unserem Auftrag und auf Wunsch von André Gide, dem er nahesteht, Ferdinand Hardekopf.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Berend, Alice. Das verbrannte Bett. Roman. Berlin 1926, S. Fischer. 184 S. M. 3,– (4,50).

Brausewetter, Artur. Und hätten der Liebe nicht... Ein Zeitroman. Breslau 1926, Bergstadt-Verlag. 317 S. Geb. M. 6,80.

Colerus, Egmont. Tiberius auf Capri. Novelle. Wien 1927. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 197 S. M. 2,80 (4,–).

Dörfler, Peter. Neue Götter. Roman. Zweite Fassung. München 1926, Josef Kösel & Fr. Pustet K.-G. 603 S. Geb. M. 12,50.

–, –. Die Braut des Alexius. Novelle (ebenda). 70 S. M. 1,50 (2,–).

Gotthelf, Jeremias. Kleine Erzählungen. III. Bd. Herausgegeben von Rudolf Hunziker. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 384 S. M. 3,80 (5,–).

Greinz, Rudolf. Die große Sehnsucht. Roman. Leipzig 1926, L. Staackmann. 349 S. M. 4,50 (6,50).

Harbou, Thea von. Metropolis. Roman. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 274 S. M. 3,50 (6,50).

Holtze, Friedrich. Die Rache ist mein! Roman aus Alt-Berlin (Schattenbilder des Lebens). Berlin 1926, Otto Liebmann. 234 S. M. 3,50 (4,50).

Huch, Rudolf. Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer von ihm selbst erzählt. Leipzig 1926, Philipp Reclam jr. 363 S.

Huggenberger, Alfred. Der Kampf mit dem Leben. Erzählungen. Leipzig 1927, L. Staackmann. 237 S. M. 3,– (5,–).

Hülsen, Hans von. Camerlingk oder Der Weg durch die Nacht. Leipzig 1926, Philipp Reclam jr. 364 S.

Ilg, Paul. Der rebellische Kopf. Skizzen und Satiren. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 201 S. Geb. M. 4,80.

Knobloch, Hans. Die Liebeschronik Seiner Durchlaucht. Roman aus dem 18. Jahrhundert. Stuttgart 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 379 S. Geb. M. 6,–.

Kohne, Gustav. Heldenleben. Ein Scharnhorst-Roman. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. 333 S. M. 3,50 (6,–).

Kolbenheyer, E. G. Das Lächeln der Penaten. Roman. München 1927, Georg Müller. 268 S. M. 5,– (7,–).

Lauff, Joseph von. Der Prediger von Aldekerk. Ein niederrheinischer Roman. Berlin 1926, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 444 S. M. 5,– (7,–).

Lerbs, Karl. Die Wette gegen Unbekannt. Anekdoten und kurze Geschichten. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 137 S. M. 1,80.

Lothar, Ernst. Gottes Garten. Ein Buch von Kindern. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 189 S. M. 4,– (5,50).

–, –. Drei Tage und eine Nacht. Novelle (ebenda). 166 S. M. 2,80 (4,–).

Lübbe, Axel. Der Kainsgrund. Roman (Engelhorns Roman-Bibliothek, Bd. 1002/03). Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 284 S. M. 2,– (3,–).

Lutz, E. Der Pfahlbauer. Ein Lebensbild aus der Tierwelt. Leipzig 1926, Werner Klinkhardt. 131 S. M. 3,60 (4,80).

Mann, Thomas. Unordnung und frühes Leid. Novelle. Berlin 1926, S. Fischer. 127 S. M. 3,– (4,50).

Pestalozzi. Lienhard und Gertrud. Herausgegeben von Jakob Weidemann. Zürich 1927, Rascher & Cie. 232 S.

Reitz, Leopold. Schelm Schinderhannes. Neustadt a. d. H. 1927, Pfälzische Verlagsanstalt. 179 S.

Rummel, Walter von. In St. Peters Hut. Neudamm 1926, J. Neumann. 192 S.

Rumpelstilzchen. „Mecker nich!" (Der Reihe sechster Bd.) Berlin 1926, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 398 S. M. 5,– (7,50).

Sanzara, Rahel. Das verlorene Kind. Roman. Berlin 1926, Ullstein. 442 S. M. 3,–.

Schedler, Robert. Der Schmied von Göschenen. Eine Erzählung aus der Urschweiz für Jung und Alt. 3. Auflage. Basel 1927, Helbing & Lichtenhahn. 207 S. Geb. M. 4,50.

Schmidt, Carl Robert. Stadtflüchtig. Flucht und Heimkehr. Leipzig 1926, Bernhard Steffler. 61 S.

Digitized by Google

Spelsberg, Paul. Jungfer Sperling. Novelle. Hagen i. W., Wilhelm Bennerscheid. 93 S.

Steguweit, Heinz. Der Tornister. Geschichten. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 198 S. M. 2,40.

—, —. Der Soldat Lukas. Erzählung (ebenda). 98 S. M. 1,25.

Stehr, Hermann. Der Geigenmacher. Eine Geschichte. Berlin 1926, Horen-Verlag. 165 S. Geb. M. 5,—.

Stranik, Erwin. Unheimliches Erlebnis. Seltsame Geschichten. Wien 1926, Kultur-Verlag. 179 S.

Waldeyer-Hartz, Hugo von. Alt-Jena. Ein Studenten-Roman aus deutscher Vergangenheit. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 269 S. M. 3,50.

Wassermann, Jakob. Der Aufruhr um den Junker Ernst. Erzählung. Berlin 1926, S. Fischer. 165 S. M. 3,50 (5,—).

—, —. Der Geist des Pilgers. Drei Erzählungen. 14. bis 20. Tausend. Leipzig 1926, Philipp Reclam jr. 196 S.

Welten, Heinz. Der Ehrenbürger. Ein Roman von Spitzbuben und anderen ehrlichen Menschen. Berlin 1926, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 307 S.

Wiechert, Ernst. Der Knecht Gottes. Roman. Berlin 1926, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 451 S. M. 5,— (7,—).

Wohl, Ludwig von. Das indische Wunder. Jack Mc Gills geheime Sendung. Roman. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 347 S.

Zacchi, Ferdinand. Freygeboren. Roman. Neumünster i. H. 1926, Karl Wachholtz. 223 S.

* * *

Chesterton, G. K. Menschenskind! München 1926, Musarion-Verlag. 278 S. M. 4,50 (6,50).

Conrad, Joseph. Der Geheimagent. Roman. Mit einer Einleitung von Thomas Mann. 382 S. — Jugend. Drei Erzählungen. 362 S. — Spiel des Zufalls. Roman 495 S. (Alle drei übertragen von Ernst W. Freißler.) — Die Schattenlinie. Eine Beichte. Mit einem Vorwort von Jakob Wassermann. (Übertragen von E. Mc Calman). Berlin 1926, S. Fischer. Bd. I u. III M. 5,— (7,—); Bd. II M. 4,— (6,—); Bd. IV M. 3,— (4,50).

Melander, Richard. Die Brigg „Zwei Brüder". Eine Seemannsgeschichte. Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co., G. m. b. H. 174 S. M. 3,— (3,80).

Stjernstedt, Marika. Die von Sneckenström. Roman. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 316 S. Geb. M. 5,20.

Gorki, Maxim. Wanderer in den Morgen. Deutsch von Erich Boehme. Berlin 1926, Ullstein. M. 3,—.

Lyrisches und Episches

Bonsels, Waldemar. Das dichterische Werk in drei Bänden. Bd. I: Das Feuer. Bd. II: Don Juan. Bd. III: Norby. Das Weihnachtsspiel. Dresden 1926, Carl Reißner. 100, 96, 156 S. M. 10,50 (13,—).

Faesi, Robert. Der brennende Busch. Gedichte. Leipzig 1926, Grethlein & Co. 97 S.

Fischart, Johann. Schweizer Dichtungen. Herausgegeben von Adolf Hauffen (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 43. Bändchen.) Frauenfeld 1926, Huber & Co. 130 S.

Kreisler, Karl. Trunkenheit und Stille. Neue Gedichte. Reichenberg 1927, Heris-Verlag. 75 S.

Loerke, Oskar. Der längste Tag. Berlin 1926, S. Fischer. 140 S. M. 6,— (8,—).

Paulis, Konrad. Gedichte. Wien, Amalthea-Verlag. 118 S.

Röttger, Karl. Die moderne Jesus-Dichtung. Eine Anthologie. Mit sechs Kunstbeilagen. Gotha 1927, Leopold Klotz. 243 S. Geb. M. 6,—.

Samhaber, Edward. Ausgewählte Dichtungen. Linz, Jos. Feichtingers Erben. 327 S.

Schillers Gedichte und Dramen. Im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins. Herausgegeben von Otto Günther. Stuttgart, Carl Grüninger Nachfolger. 592 S. Geb. M. 4,80.

Strauß, Leopold. Gedichte. Mannheim 1926, J. Bensheimer. 88 S. Geb. M. 2,—.

* * *

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke. Ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. 206 S. M. 7,— (9,—).

Dramatisches

Bockemühl, Erich. Wir wollen spielen! Sieben kleine Spielszenen für kleine Kinder. Neuwied 1926, Heusers Verlag. 26 S. M. —,60.

Claudius, Hermann. Menschheitswille. Dramatisches Spiel für großen Bewegungssprechchor samt dem Lied um die Erde für Sprechchor. Berlin 1926, Arbeiterjugend-Verlag. 25 S. M. —,50.

Hauptmann, Gerhart. Dorothea Angermann. Schauspiel. Berlin 1926, S. Fischer. 140 S. M. 4,— (5,—).

Holm, Korfiz. Das Mädchen aus der Fremde. Lustspiel in vier Akten. München 1926, Albert Langen. 239 S.

Nüdling, Ludwig. Eva. Ein Spiel vom ersten Sterben. Berlin 1926, Bühnen-Volksbund-Verlag. 77 S. M. 1,50.

Thieme, Alfred. Um die Erde. Sprechchorwerk. Berlin 1926, Arbeiterjugend-Verlag. 18 S. M. —,50.

* * *

Japanische Dramen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Wolfgang von Gersdorff. Jena 1926, Eugen Diederichs. 205 S. Geb. M. 9,—.

Crusius, Otto. Die Mimiamben des Herondas. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen. 2. Auflage umgearbeitet von Rudolf Herzog. Leipzig 1926, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 206 S. M. 8,— (9,50).

Literaturwissenschaftliches

Bettelheim, Anton. Karl Schönherr und das österreichische Volksstück. Mit vier Bildern (Österreichische Bücherei, Nr. 24). Wien, A. Hartlebens Verlag. 84 S. Geb. M. 2,50.

Bie, Oskar. Das deutsche Lied. Berlin, S. Fischer. 274 S.

Hettner, Hermann. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Zweiter Abschnitt. 7. Auflage. Braunschweig 1926, Fr. Vieweg & Sohn A.-G. 487 S. M. 12,50 (15,—).

Iffert, Wilhelm. Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit. Eine Untersuchung auf Grund der Anthologie-Gedichte. Halle a. S. 1926, Buchhandlung des Waisenhauses 135 S Geb. M. 8,—.

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese. Herausgegeben von Günther Müller. Bd. I. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 161 S. M. 6,—.

Mahrholz, Werner. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Probleme, Ergebnisse, Gestalten. Mit Porträts nach Originalen von Orlik, Lepsius und Bauer. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 530 S.

Marcus, Carl David. Knut Hamsun. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 242 S. Geb. M. 6,50.

Scherr, Johannes. Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. Elfte, neubearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage von Ludwig Lang u. a. Bd. I. Stuttgart, Dieck & Co. 442 S. Geb. M. 14,50.

Temborius, Heinrich. Albert Samain. Studie. Wittlich 1926, im Selbstverlag. 45 S.

Digitized by Google

Weißer, Hermann. Die deutsche Novelle im Mittelalter. Auf dem Untergrunde der geistigen Strömungen. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 128 S. M. 5,—.

* * *

Harris, Frank. Mein Leben. Selbstbiographie. Übertragen von Antonina Vallentin. Berlin 1926, S. Fischer. 547 S. M. 9,— (12,—).

France, Anatole. Unter der Rosenlaube. Die letzten Ideen und Entwürfe des Weltweisen. Aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Michel Corday. Deutsch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Rudolf Berger. Berlin, Axel Juncker. 227 S.

Dostojewskij. Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Arthur Luther. Leipzig, Bibliographisches Institut. 479 S. Geb. M. 5,—.

Verschiedenes

Bismarck, Otto Fürst von. Gedanken und Erinnerungen. Taschenausgabe. Stuttgart 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 906 S. Geb. M. 8,—.

Boß, Georg. Die Erbschuld der Glaubensspaltung. Fragen an gläubige Menschen. Gotha 1927, Leopold Klotz. 346 S. M. 7,— (10,—).

Breyne, Marc R. Südafrika der Zukunft. Mit 40 Kunstdrucktafeln und einer Karte. Berlin 1926, Motawe & Scheffelt G. m. b. H. 241 S.

Das Große Wunderbuch. Die Wunder der Welt in Wort und Bild. Dargestellt von Otto Zimmermann. Mit 220 Bildern im Text und 4 mehrfarbigen Tafeln. Stuttgart-Gotha 1926, Fr. Andr. Perthes. 237 S. Geb. M. 8,—.

Das psychoanalytische Volksbuch. Herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng. Stuttgart 1926, Hippokrates-Verlag. 550 S.

Daudistel, Albert. Eine schön mißglückte Weltreise. Mit 28 Bildern von Magnus Zeller. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 136 S.

Die atlantische Götterlehre. Herausgegeben von Leo Frobenius (Atlantis, Bd. X). Mit einer farbigen Tafel, 16 Karten und 87 Zeichnungen im Text. Jena 1926, Eugen Diederichs. 318 S. M. 8,50 (11,—).

Ebert, Friedrich. Schriften, Aufzeichnungen, Reden. Mit unveröffentlichten Erinnerungen aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Friedrich Ebert jr. Mit einem Lebensbild von Paul Kampffmeyer. Dresden 1926, Carl Reißner. 384, 357 S. M. 11,— (15,—).

Eide, Hermann. Nordland-Helden. Ein Sagenbuch. Mit zehn Originalholzschnitten von Hanns Zethmeyer. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 266 S. Geb. M. 10,—.

Enders-Schichanowsky, Augusta. Im Wunderland Alaska. Erlebnisse und Eindrücke einer deutschen Frau in der Arktis. Mit Abbildungen und Karte. Leipzig 1926, Diederichsche Verlagsbuchhandlung. 208 S.

Foerster, Karl. Unendliche Heimat. Berlin 1925, Verlag der Gartenschönheit. 118 S. Geb. M. 3,—.

Francke-Roesing, Charlotte. Der goldene Becher. Bilder aus Venedig. Querfurt, Burgverlag Richard Jaeckel. 66 S. M. 2,50.

Frost, Walter. Bacon und die Naturphilosophie (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Abt. V. Die Philosophie der neueren Zeit II. Bd. 20). München 1927, Ernst Reinhardt. 503 S. M. 10,—.

Funke, Alfred. Brasilien im 20. Jahrhundert. Mit 45 Abbildungen. Berlin 1927, Reimar Hobbing. 435 S. M. 13,— (16,—).

Grautoff, Otto. Das gegenwärtige Frankreich. Deutungen und Materialien. Halberstadt 1926, H. Meyer. 221 S.

Haböck, Franz. Die Kastraten und ihre Gesangskunst. Eine gesangsphysiologische Kultur- und musikhistorische Studie. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 510 S. Geb. M. 12,—.

Herzog, Albert. Höhenwege des Lebens. Suchen und Schauen. Barmen, E. Biermann. 216 S. Geb. M. 4,80.

Hoffmann, Paul Th. Die Visionen des Suchenden. Ein Buch für alle guten Deutschen, alle guten Europäer, alle guten Menschen. (Das Bekenntnis. Eine Buchreihe.) Gotha 1927, Leopold Klotz. 251 S. Geb. M. 6,—.

Holitscher, Arthur. Das unruhige Asien. Reise durch Indien—China—Japan. Mit 64 Abbildungen. Berlin 1926, S. Fischer. 346 S. M. 7,50 (10,—).

Iden-Zeller, Oskar und Anita. Der Weg der Tränen. Elf Jahre verschollen in Sibirien. Mit 4 farbigen Bildtafeln nach Originalen von Franz Dubbick und 32 einfachen Bildtafeln. Herausgegeben von Karl Bland. Leipzig 1926, Philipp Reclam jr. 512 S. M. 5,50 (8,50).

Jahrreiß, Hermann. Völkerbund-Mitgliedschaft und Reichsverfassung. Leipzig 1926, Ernst Wiegandt. 22 S. M. 1,—.

Keyserling, Graf Hermann. Menschen als Sinnbilder. Darmstadt 1926, Otto Reichl. 270 S. Geb. M. 12,—.

Klatt, Willibald. Unser Kind und die Schule. Ein Buch für Eltern. („Wege zur Bildung", Bd. 5.) Dessau, C. Dünnhaupt. 215 S. Geb. M. 3,—.

Koppenfels, Sebastian von. Die Kriminalität der Frau im Kriege (Krim. Abhandlungen, Heft 11). Leipzig 1926, Ernst Wiegandt. 58 S. M. 1,80.

Kubin, Alfred. Dämonen und Nacht-Gesichte. Mit einer Selbstdarstellung des Künstlers und 130 Bildtafeln. Dresden 1926, Carl Reißner. 128 S. M. 8,— (11,—).

Landau, Paul. Gartenglück von einst. Berlin 1926, Verlag der Gartenschönheit. 143 S. Geb. M. 3,—.

Langenscheidt, Paul. Lebenskunst. Aus drei Jahrtausenden Weltweisheit. Berlin 1927, Paul Langenscheidt. 470 S. Geb. M. 15,—.

Lichnowski, Mechtild. Halb und Halb. Wien 1926, Jahoda & Siegel.

Lotz, Walther. Die deutsche Staatsfinanzwirtschaft im Krieg (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie. Gen.-Herausgeber James T. Shotwell). Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt und Yale University Preß, New Haven. 151 S.

Macco, Elsa. Der Abendstern und andere Märchen. Neustadt a. d. H., Verlagshaus Liesenberg. 83 S.

Man, Hendrik de. Der Sozialismus als Kulturbewegung. Berlin 1926, Arbeiterjugend-Verlag. 45 S. M. 1,—.

Masereel, Frans. Bilder aus der Großstadt. Mit 112 Zeichnungen und einer Einleitung von Romain Rolland. Dresden 1926, Carl Reißner. 112 S. M. 7,— (10,—).

Marti, Hugo. Rumänisches Intermezzo. Bern 1926, A. Francke A.-G. 159 S. Geb. M. 4,50.

Muron, Johannes. Die spanische Insel. Das Buch vom Entdecker Kolumbus. I. Bd. Die Fremdlinge. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 347 S. M. 4,50 (6,—).

Nathusius, Annemarie von. Im Auto durch Persien. Mit 16 Abbildungen. Dresden 1926, Carl Reißner. 186 S. M. 3,50 (5,50).

Oheimb, Fritz von. Gartenglück von heute. Berlin 1926, Verlag der Gartenschönheit. 141 S. Geb. M. 3,—.

Pfister, Kurt. Riemenschneider. Mit 65 Bildtafeln. Dresden 1927, Carl Reißner. 32 Seiten Text. M. 5,50 (7,50).

Platz, Gerhard. In Busch und Korn. Ein Buch vom Wandern und Jagen. Freiberg i. Sa. 1926, Craz & Gerlach. 361 S. Geb. M. 5,—.

Ploetz, Karl. Auszug aus der alten, mittleren und neuesten Geschichte. Neubearbeitet von Friedrich Kähler. 20. Auflage. Leipzig 1926, A. G. Ploetz. 687 S. Geb. M. 9,—.

Prescott, William. Die Eroberung von Peru. Mit 23 Bildtafeln und einer Landkarte. Wien 1927, Verlags-Anstalt Zahn & Diamant. 536 S.

Preuschen, Hermione von. Der Roman meines Lebens. Ein Frauenleben um die Jahrhundertwende. Berlin-Leipzig 1926, K. F. Koehler. 294 S.

Digitized by Google

Rathgeber, Alphons Maria. Der heilige Franziskus. Zum 700. Todestag des Heiligen dem Volke gewidmet. Mit 4 farbigen Beilagen, vielen Kunstdruckbildern und Textbildern. Nürnberg 1926, Sebaldus-Verlag G. m. b. H. 244 S. Geb. M. 20,—.

Reche, E. Tangaloa. Ein Beitrag zur geistigen Kultur der Polynesier. München 1926, R. Oldenbourg. 111 S. Geb. M. 5,50.

Reeg, Ludwig. Vom festlichen Warten. München 1926, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 80 S. Geb. M. 3,—.

Reinelt, Paul. Chronika. Wie das liebe Jesuskind im Glatzer Lande geboren wurde. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 132 S. Geb. M. 2,60.

Rundt, Arthur. Amerika ist anders. Illustriert von Tibor Gergely. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 152 S.

Schauer, Kurt. Malerei der Goethezeit. Sechzig Abbildungen mit einer Einleitung (Marburger Kunstbücher für Jedermann). Leipzig 1927, B. G. Teubner. 8 S. Text. M. 4,— (6,—).

Schneider, Manfred. Wanderfahrten durch Spanien. Mit 63 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart 1926, Walter Hädecke. 254 S. Geb. M. 9,50.

Sesselmann, Celida. Italienfahrt. Kempten, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 90 S.

Siegfried, Walther. Aus dem Bilderbuch eines Lebens. Mit 23 Bildtafeln. Zürich 1926, Aschmann & Scheller. 319 S. Geb. M. 11,70.

Strauß, Heinz Artur. Der astrologische Gedanke in der deutschen Vergangenheit. Mit 93 Abbildungen aus der altdeutschen Buchillustration. München 1926, R. Oldenbourg. 104 S. M. 6,50 (8,50).

Tetzner, Lisa. Im blauen Wagen durch Deutschland. Gedanken und Plaudereien über Landschaft und Volk. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 131 S. M. 2,40.

Unger, Erich. Das Problem der mythischen Realität. Eine Einleitung in die Goldbergsche Schrift: „Die Wirklichkeit der Hebräer." (Die Theorie. Versuche zu philosophischer Politik.) Berlin 1926, Verlag David. 41 S.

Wittig, Joseph. Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo. Zwei Teile. Gotha 1926, Leopold Klotz. 357, 326 S. Geb. M. 12,—.

Wolpert, Leo. Unterwegs zur Heimat. Sonntagslesungen. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 216 S. M. 3,— (4,40).

York von Wartenburg, Graf Paul. Italienisches Tagebuch. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 241 S.

Zschokke, F. Nordland. Eine Ferienfahrt nach Norwegen und Spitzbergen. Mit einem Vorwort von Fridtjof Nansen. Basel 1927, Helbing & Lichtenhahn. 248 S. Geb. M. 6,50.

* * *

Deutsche Volkheit. Hans Hahne, Vom deutschen Jahreslauf und Brauch. 78 S. — Robert Kohlrausch, Herrschaft und Untergang der Hohenstaufen in Italien. 79 S. — Friedrich Wilhelm Schaafhausen, Das Leben Heinrichs des Löwen. 81 S. — Ludwig Tügel, Jürgen Wullenweber, Lübecks großer Bürgermeister. 66 S. — Karl Pagel, Feldmarschall Blücher. 79 S. — Konrad Maß, Die Deutsche Hanse. 86 S. — Jena 1926, Eugen Diederichs. Geb. je M. 2,—.

Liebhaberbibliothek. Die sieben Schlösser des Melik Schah. Orientalische Märchen frei bearbeitet von Hugo Lindemann. 175 S. — J. P. Jacobsen, Sechs Novellen. Übersetzt von M. von Borch. 167 S. — Olai Aslagsson, Trampleben. Übersetzt von Erwin Magnus. 157 S. — J. H. Wackenroder, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. 205 S. — Arnold Zweig, Der Spiegel des großen Kaisers. Novellen. 128 S. — Arnold Bennett, Geschichten aus den fünf Städten. Übersetzt von Bruno Glaser. 135 S. — Ventura Garcia Calderon, Peruanische Novellen. Deutsch von Elisabeth und Otto Albrecht van Bebber. 132 S. — Barbey, d'Aurevilly, Die Teuflischen. Deutsch von Georg Goyert. 182 S. — Eckart von Naso, Die Chronik der Giftmischerin. 151 S. — Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. Je M. 1,50 (2,50).

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6690/91. Josef Ponten, Die Bockreiter. Novelle. 142 S. — Nr. 6696/97. Oskar Sonnlechner, Grüne Tage — Grüne Nächte. (Hochwaldrauschen.) Ein Buch von Menschen, die der Liebe wert. Zwei Bände. 132 S. — Nr. 6700. Max Sidow, Spiel mit dem Feuer. Novellen zwischen Tod und Leben. Mit einem Nachwort von Albert Soergel. 78 S. — Nr. 6698/99. Siegfried Kallenberg, Richard Strauß. Leben und Werk. (Musik. Biogr., 39. Bd.) 111 S. — Leipzig, Philipp Reclam jr. je M. —,80 (1,20).

Weltgeist-Bücher. Nr. 11. Görres, Der Heilige Franziskus von Assisi. 50 S. — Nr. 39—40. Georg Fröschel, Das schreckliche Erlebnis und andere Erzählungen. 131 S. — Nr. 41. Henri Bordeaux, Der Zeuge u. a. Erzählungen (Deutsch von N. Collin). 63 S. — Nr. 49. Ellen Werter, Jne-Mine-Lisbet und Tante Sofia Regina. Übertragen aus dem Schwedischen von Henny Bock-Neumann. 40 S. — Nr. 61. Heinrich Lilienfein, Zwischen Dunkel und Tag und andere Erzählungen. 67 S. — Nr. 70. Henri Duvernois, Humoristische Novellen (Übertragen von N. Collin). 63 S. — Nr. 71 bis 73. Per Hallström, Gustav Sparfverts Roman. (Aus dem Schwedischen übersetzt von Marie Franzos). 173 S. — Nr. 87—88. L. von Ranke, Geschichte Wallensteins. Herausgegeben von Paul Lippert. 159 S. — Nr. 96 bis 98. Joh. Schlaf, Die andere Dimension. Erzählung. 180 S. — Nr. 100. Vicki Baum, Miniaturen. 57 S. — Berlin, Weltgeist-Bücher, Verlags-Gesellschaft m. b. H.

* * *

Tacitus, Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. Bearbeitet von Hans Philipp. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 160 S.

Wells, H. G. Die Geschichte unserer Welt. Herausgegeben von Otto Mandl. Übersetzt von Otto Mandl und Helene M. Reiff. Wien 1926, Paul Zsolnay. 432 S.

Tauchnitz Edition. Vol. 4748. E. M. Delafield, Jill. 302 S. — Vol. 4749. Anita Loos, „Gentlemen prefer Blondes". 255 S. — Vol. 4750. Rudyard Kipling, Debits and Credits. 318 S. — Vol. 4751. May Sinclair, Far End. 253 S. — Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Bedjajew, Nikolaus. Das neue Mittelalter. Betrachtungen über das Schicksal Rußlands und Europas. Aus dem Russischen übertragen von Alexander Kresling. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 136 S. M. 6,—.

Riza, Khan Afra, Prinzessin Mirza. Frauen aus der Stadt der Minarette. Autorisierte Übertragung von Heinrich Goebel. Mit Illustrationen von Eugen Spiro. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 297 S.

Redaktionsschluß: 5. Dezember

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,—, Einzelheft Gm. 2,—

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 Februar Heft 5

Heinrich Lilienfein .. .. Dreißig oder Fünfzig?
Fritz Th. Cohn .. .. Dreißig Jahre!
Erich Dürr .. .. Der Dichter im Zeitwinkel
Guido K. Brand .. .. Die verlorene Erde
Martin Brussot .. .. .. Meisterkomödien der Spanier
Julius Bab .. .. Ein literarisches Rätsel
Otto Forst de Battaglia .. .. Paul Claudel
Herbert Günther .. .. .. Friedrich Kayßler als Dichter
Friedrich Kayßler .. .. Unveröffentlichte Aphorismen
Emil Utitz .. .. Neue Kunstliteratur
Robert Neumann .. .. Parodie
August Gotzes .. .. Aus A. Stifters Jugendtagen
Hugo von Hofmannsthal .. .. .. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Aus der Werkstatt deutscher Verleger * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

NEUE WERTVOLLE
ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

Ludwig Finckh
Bricklebritt
Erzählung. 6.–10. Tsd. In Lein. geb. M 4.50

Das Buch vom Bodensee und seinen Menschen, voll von Weisheit und kargen sinnigen Träumen. Eines der Bücher, die der schnelllebige Mensch zur Besinnung braucht.

Hannoverscher Kurier.

Juliane Karwath
Marie Duchanin
Die Apothekerin und ihr Weg

Roman. In Leinen gebunden M 5.50

Juliane Karwath ist eine der wenigen in Deutschland, deren Schreiben ein starkes, geheimnisvolles und beinahe mystisch zu nennendes Fluidum erfüllt. Hamburger Fremdenblatt.

Clara Ratzka
Das Bekenntnis
Roman. 4. und 5. Tausend

In Leinen gebunden M 7.–

Die Sprache des Buches ist von Eigenart und Schönheit erfüllt, ein starker, eigener Geist, ein wohltuender, fast männlicher Sinn geht durch dasselbe und zeigt eine reife und reiche Gestaltungskraft. Egerer Zeitung, Eger.

Wilhelm Schmidtbonn
Die siebzig Geschichten d. Papageien
Nach dem Türkischen neu erzählt

In Leinen gebunden M 7.—

Diese, von Lebens- und Liebesweisheit geschwellten Erzählungen sind eine reiche Gabe. Der Leser lauscht der gefiederten Scheherezade, dem Dichter dankbar, der dies bunte Phantasiegewebe reinigte und dem Tagesgebrauch zugänglich machte. Neues Tagbl., Stuttgart.

Wilhelm Hegeler
Die zwei Frauen des Valentin Rey
Roman. In Leinen gebunden M 5.50

Über dem Schicksal und Handeln dieser Menschen liegt es wie der morgendliche Schein einer tieferen und verfeinerten Menschlichkeit, die der Sehnsucht unserer Zeit entspricht.

Chemnitzer Tageblatt.

Rudolf Presber
Haus Ithaka
Roman. 16.—20. Tausend

In Leinen gebunden M 7.—

Herzerfrischend und belebend wirkt dieses Buch mit seinem köstlichen Humor.

Ch. Demmig im Graf. Münster.

Auguste Supper
Muscheln
Neue Erzählungen

In Leinen gebunden M 4.50

Es ist gerade das Schlichte, Verhaltene, die fromme Scheu vor den letzthin unaussprechlichen Dingen, was diesen Erzählungen jenen Klang gibt, der im Herzen noch lange nachzittert.

Westfälische Zeitung.

Ernst Zahn
Die Hochzeit des Gaudenz Orell
Roman. 26.–30. Tsd. In Leinen geb. M 6.—

Ein ungewöhnlich fesselnder Eheroman ist hier von Ernst Zahn mit sparsamen Mitteln, kluger Charakterisierung und mit starker innerer Hingabe an das seelische Problem gestaltet worden; in dieser Intensität ist das Buch eines der stärksten Werke in des Dichters reicher Produktion. Bund, Bern.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Digitized by Google

Dreißig oder Fünfzig?

Von Heinrich Lilienfein (Weimar)

Durch eine immer lebhaftere öffentliche Aussprache ist die Frage eines verlängerten Schutzes der Urheberrechte zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Der äußere Anlaß zu dieser Aussprache liegt nahe: im Jahr 1927 werden die in der Internationalen Union (Berner Übereinkunft) zum Schutze der literarischen und künstlerischen Werke vereinigten Staaten zu einem neuen Kongreß zusammentreten, der unter anderem die endliche Vereinheitlichung des geistigen Schutzrechts herzustellen bestrebt sein wird und damit auch Deutschland vor die Forderung stellt, sein Recht durch Erhöhung der Schutzfrist von dreißig auf fünfzig Jahren mit dem der erdrückenden Mehrheit der Kulturstaaten in Übereinstimmung zu bringen.

Der Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums in Deutschland ist nicht alt. Um einer ungehemmten Ausbeutung durch gewissenlose Nachdrucker zu steuern, wurde 1837 die Schutzfrist auf zehn Jahre nach dem Tode des Urhebers festgesetzt. Im Jahre 1856 schlug der Bundestag eine dreißigjährige Schutzfrist vor, die jedoch erst 1870 für das geeinigte Deutschland Gesetz wurde. Im Hinblick auf das Freiwerden der Wagnerschen Werke (1913) setzte die Bewegung für einen noch höheren Schutz des geistigen Eigentums von neuem ein. Obwohl oder weil der Reichstag damals versagte, kam der Ruf nach verbessertem Rechtsschutz nicht wieder zum Schweigen. Es ist das unleugbare Verdienst Hans Kysers, daß er mit der Forderung einer Reichskulturabgabe auf sämtliche freiwerdende Werke die Diskussion erneuerte und ihr ein beachtenswertes soziales Moment zuführte. In jüngster Zeit hat die Deutsche Schillerstiftung durch eine an die Behörden und gesetzgebenden Körperschaften des Reichs gerichtete Kundgebung ihrer Generalversammlung vom April 1925 sich mit Nachdruck für die Verlängerung der Schutzfrist ausgesprochen, und der Ausblick auf die genannte Tagung der Berner Union führte zu der jetzt zutage getretenen Verschärfung des Kampfes der Meinungen.

In der Frage: dreißig oder fünfzig Jahre Schutzfrist? stehen sich die Autoren und die Verleger in scheinbarer Geschlossenheit gegenüber. In scheinbarer, was die Verlegerschaft angeht! Die Originalverleger, das heißt die Verleger von Werken noch lebender oder noch geschützter verstorbener Urheber, sind teils desinteressiert, teils auf seiten der Autoren. Die Musikalienverleger sind meines Wissens — aus Gründen, die hier nicht untersucht werden sollen — in ihrer Mehrheit gleichfalls für die Verlängerung des Schutzes. Die viel größere Gruppe der Nachdrucksverleger, das heißt derjenigen Verleger, die ganz oder überwiegend vom honorarfreien Nachdruck freigewordener Werke leben, ist wohl ohne Ausnahme Gegner einer erweiterten Schutzfrist.

Mit viel Gefühl und taktischem Geschick hat jüngst Gustav Kirstein in einer Schrift: „Dreißig oder fünfzig?" alles zusammengefaßt, was nach seiner und seiner Kollegen Ansicht gegen eine Erhöhung der Schutzfrist spricht. Der Hauptgrund, den wohl alle Nachdrucksverleger von jeher mehr oder minder für sich ins Feld führten, lautet: Erst der durch das zeitige Freiwerden eines Autors mögliche, honorarfreie und allgemeine Nachdruck macht hohes geistiges Gut zum Allgemeinbesitz des ganzen Volkes.

Das hört sich für den Laien und Volksfreund ohne Frage sehr gut an. Es hätte demnach niemals selbstlosere und edlere Kulturförderer gegeben, als die Nachdrucksverleger. Bei näherem Zusehen ist diese Glorifikation nicht ganz gerechtfertigt. Die Originalverleger werden ihren Kollegen entgegenhalten, daß sie billige Ausgaben verbreitungsfähiger Autoren bereits innerhalb der Schutzfrist in Massenauflagen (Rilkes „Cornet", Nietzsches „Zarathustra", Haeckels „Welträtsel") zu verbreiten wußten und der hohe Eifer der Nachdrucksverleger sich mit Vorliebe nur den von ihnen, den Original-

Digitized by Google

verlegern, bereits entdeckten Werken zugewandt habe. Es ist bekannt, wie sich das Geschäft in Wirklichkeit vollzieht: ein, zwei Jahre, ehe ein Autor frei wird, setzt der unter dem Namen „Rummel" in Buchhändlerkreisen gekannte Hochbetrieb ein, der mit dem Tage des Freiwerdens in zahlreichen, gleichzeitigen Neuausgaben zur Erscheinung kommt, die solange herausgepreßt werden, bis der Markt damit gesättigt ist. Seien wir ehrlich und sparen wir das Ideale, Gemütvolle und Soziale: das Geschäft, das bisher der Originalverleger machte, geht mit dem Freiwerden auf eine Vielheit von Nachdrucksverlegern über; nicht so sehr um die deutsche Kultur — um ein zunächst für sie drohendes Vakuum von zwanzig Jahren, falls die fünfzigjährige Schutzfrist Gesetz wird, bangen die Nachdrucksverleger ... In zweiter Linie sollen ihnen gewisse höhere Gesichtspunkte nicht abgesprochen werden ...

Und die geistigen Urheber? Es ist von den Autoren in der öffentlichen Auseinandersetzung mit Recht darauf hingewiesen worden, daß es sich für sie letzten Endes um die Frage handelt: sollen unsere Nachfahren, im Gegensatz zu anderen Eigentumsinhabern, die das Gesetz schützt, nach fünfzig oder dreißig Jahren enteignet werden? Die Antwort heißt natürlich: wennschon, dann nach fünfzig Jahren. Die Frage an die Verleger und an gerecht denkende Menschen überhaupt heißt: ist es billig, daß im selben Augenblick, da das Verdienst an einem Werk dem Urheber beziehungsweise seinen Nachkommen entzogen wird, einer Vielheit von Verlegern ein ungehemmtes Geschäft mit eben diesem Werk eingeräumt wird? Wer will ernstlich behaupten, daß eine wie immer bemessene Honorarquote an die Nachfahren (z. B. Eduard Mörikes oder Theodor Storms usw.) der Verbreitung billiger Ausgaben im Wege gestanden hätte oder künftig stehen würde? Nur ein sehr unschuldiger Mensch, der von Schriftstellerhonoraren im Gegensatz zu Buchhändlerverdienst eine sehr harmlose Vorstellung hätte, könnte so Naives behaupten ...

Für eine Verlängerung des Urheberrechts von dreißig auf fünfzig Jahre spricht neben der Gerechtigkeit, deren Fortschreiten sich in der geschichtlichen Entwicklung des Höherschutzes ausspricht, entscheidend ein überegoistisches Moment: die fortschreitende Vereinheitlichung Europas, ob sie uns gefällt oder nicht, verlangt, wie eine Einheitlichkeit der Wirtschaft, eine solche des Rechts! Es ist ausgeschlossen, daß Deutschland im Geleit weniger kleiner Staaten sich dem Drängen sämtlicher Kulturstaaten auf fünfzigjährigen Urheberschutz länger entgegensetzen kann und wird. Diese „splendid isolation" wäre — nicht lächerlich, dazu ist die Sache zu ernst, aber hervorragend kurzsichtig und kulturwidrig ... Es ist zuzugeben, daß der ideale Gesichtspunkt bei der endgültigen Lösung der Schutzfrage des geistigen Eigentums den egoistischen ergänzen darf und soll. Unabhängig von Kysers Vorschlägen und in anderer Form, aber in der Sache gleichstrebend, hat neuerdings Graf Hermann Keyserling in einem in der Presse verbreiteten Aufsatz „Der Peterspfennig der Literatur" die Anschauung vertreten: geistiges Eigentum darf überhaupt nie ganz frei werden; gerade durch das Freiwerden wird die Absicht vereitelt, es der Menschheit sinngemäß nutzbar zu machen. Wenn ich recht unterrichtet bin, hat auch schon die Deutsche Schillerstiftung in einer ihre erwähnte Kundgebung von 1925 ergänzenden Denkschrift an die Behörden und gesetzgebenden Körperschaften diese Anschauung geltend gemacht, und ihr gehört die Zukunft. Es ist durchaus möglich, eine für alle Teile annehmbare Lösung zu finden, etwa derart, daß zwar das Monopol eines einzelnen Verlegers nach dreißig Jahren entfällt, aber eine Honorarquote, über deren Höhe sich reden läßt, die jedoch sämtliche Werke und ihre Aufführungen usw. trifft, im Zeitraum zwischen dreißig und fünfzig Jahren Schutzfrist zwischen den Erben des Autors und einem Kulturfonds beziehungsweise den berufenen Wohlfahrtsanstalten der Urheber geteilt wird; daß nach Ablauf der fünfzig Jahre dieselbe oder eine noch verringerte Honorarquote ganz und dauernd Kultur- und Wohlfahrtszwecken zugeführt wird ... Zu solcher Lösung werden alle Beteiligten gewisse Opfer bringen müssen, was im Interesse der Allgemeinheit nur billig ist.

Digitized by Google

Dreißig Jahre!

Von Fritz Th. Cohn (Berlin)

Man sollte glauben, daß in der Frage der Schutzfrist für Werke der Literatur die Interessen der Schriftsteller und Verleger die gleichen seien. Und doch ist dem nicht so. Die Schriftsteller stehn fast durchweg auf dem Standpunkt, daß es wünschenswert wäre, die Schutzfrist auf fünfzig Jahre festzusetzen, damit ihre Enkel und Urenkel noch von den Erträgen ihrer geistigen Tätigkeit Vorteil ziehen können. Der größte Teil der Verleger (ich spreche hier nur von den Verlegern schönwissenschaftlicher Werke, da die Verhältnisse im wissenschaftlichen Verlag ganz anders liegen und dort überhaupt der Schutzfrist keine große Bedeutung weder von den Autoren noch von den Verlegern beigelegt wird) wünscht keine Verlängerung der Schutzfrist, ja es gibt sogar viele, die bereits dreißig Jahre für eine zu lange Frist halten. Und zwar sind es Verleger, die für bestimmte Autoren durch Verlagsverträge das Monopol erworben haben und nicht etwa solche, die an freigewordenen Werken verdienen wollen.

Woher kommt diese Unstimmigkeit zwischen den Interessen der beiden vertragschließenden Gruppen? Hätte nicht der Verleger einen größeren Vorteil, wenn er zwanzig Jahre länger das Monopol auf Verlagswerke, für die er vielleicht jahrzehntelang Aufwendungen gemacht hat, ohne daß sie sich bis dahin bezahlt gemacht hätten, besäße? Wenn ich hier behaupten wollte, daß lediglich das kulturelle Interesse für diese Verleger maßgebend sei, so würde man mir nicht glauben, und das mit Recht.

Die Erfahrung im schönwissenschaftlichen Verlag hat gelehrt, daß nur sehr wenige Schriftsteller ihren Tod um dreißig Jahre überleben.

Welcher Theaterdirektor führt noch die Stücke der Autoren auf, die vor fünfzig Jahren gestorben sind und vor hundert berühmt waren? Selbst ganz große Theatererfolge der Kotzebue, Laube, Gutzkow, Brachvogel und wie die alle heißen, die schillerpreisgekrönt waren, sind heute vergessen. Ja, wo ist Wilbrandt, wo Wildenbruch, wo Lindau, wo Lubliner, Philippi, die Beherrscher der Bühne von gestern?

Wo sind die Käufer von Romanen eines Gutzkow, eines Auerbach, eines Spielhagen und so vieler anderer, die zu ihrer guten Zeit den Büchermarkt beherrschten und sicher auch für eine Schutzfrist von fünfzig Jahren eingetreten wären, wenn man die Frage damals aufgeworfen hätte? Selbst ein Geibel, ein Heyse, ein Rosegger sind so gut wie vergessen, von Ganghofer und anderen nicht zu reden. Die Storm, Freytag, Fontane sind die paar Ausnahmen. Und um solcher Ausnahmen willen sollte man die Schutzfrist verlängern? Um solcher Ausnahmen willen, die billig ins Volk zu bringen, wirklich eine kulturelle Tat bedeutete, soll der Verleger eine Verlängerung seines Monopols um zwanzig Jahre erbitten?

Man bedenke doch, daß die dreißigjährige Schutzfrist schon für viele Verleger eine große Belastung ist, da sie sie zwingt, trotz ganz geringen Absatzes Jahr für Jahr den Erben des Dichters Abrechnungen zu geben. Der Verleger muß die Erben feststellen, denn nicht jeder hat direkte Deszendenz, viele Schriftsteller haben Nachkommen der Seitenlinien als ihre Erben, ein Generalvertreter existiert nicht. Wie soll sich der Verleger da verhalten? Das ist schon bei dreißig Jahren häufig eine Quelle von Prozessen, sicher von Schwierigkeiten; wie aber wird es erst bei fünfzig Jahren sein?

Nun will der Staat dem Verleger diese Mühe wenigstens abnehmen. Er will die zwanzig Jahre längere Schutzfrist einführen, aber verlangen, daß die Honorarbeträge an ihn gezahlt werden und seinerseits den Erben, wenn sie bedürftig sind und in direkter Linie von dem Schöpfer des Werks abstammen, einen Teil dieses Honorars überweisen; den anderen Teil aber wird er zum Besten bedürftiger lebendiger Autoren verwenden.[1]

[1] Damit entfällt auch der von den Musikverlegern für die Verlängerung als entscheidend angeführte Grund des guten Gewinns an geschützten Werken, um diesen für lebende und strebende Talente aufzuwenden. Vollhonorarpflichtige Werke, zu billigem Preis auf den Markt geworfen, bringen keinen nennenswerten Gewinn und zu teurem keinen genügenden Absatz — nach 30 Jahren.

Digitized by Google

Das ist der Plan der domaine d'état, den die Schriftsteller gleichfalls bei der Bitte um Verlängerung der Schutzfrist ausgesprochen haben. Gegen diesen Plan richtet sich besonders die Opposition des Verlages, und das von Rechts wegen.

Heinrich Lilienfein verteidigt die Forderung der Autoren mit zwei Gründen: Erstens findet er die Verlängerung gerecht. Ist es wirklich gerecht, daß die Urenkel oder Urgroßneffen, denen der Ahn geistig so fern steht wie zeitlich, noch von dessen Tätigkeit Nutzen ziehen? Ist es gerecht, in einer Zeit, die gegen Fideikommisse und übertriebenes Erbrecht schwere Bedenken hat, geistige Fideikommisse zu errichten? Lilienfein verteidigt seine Forderung ferner mit der Vereinheitlichung der Schutzfrist. Hat diese Vereinheitlichung einen Wert bei Verschiedenheit der Sprache? Es kann für Deutschland völlig gleichgültig sein, ob die französischen Bücher in Frankreich zwanzig Jahre länger nicht nachgedruckt werden dürfen als die deutschen in Deutschland.

Der springende Punkt bleibt die sogenannte Kulturabgabe, die aus der Versenkung hervorgeholt wird, obgleich seinerzeit bereits die monatelangen Verhandlungen gezeigt haben, daß sie eine unausführbare Utopie ist. Tritt das Reich als Erbe an Stelle der Nachkommen, so ergeben sich ungeheure Schwierigkeiten. Zuerst einmal werden die Länder dem Reich das Recht streitig machen und dann werden die Organisationen, die sich für erbberechtigt halten, sich untereinander an die Köpfe kommen. Schließlich wird die Verwaltung und die ganze Technik einer Kulturabgabe einen derartig riesigen, umständlichen, beamtenreichen Apparat beanspruchen, daß von den Geldern, die da schließlich auf Kosten der Allgemeinheit — denn sie erhöhen unter allen Umständen die Bücherpreise — vom Verleger abgeführt werden, für wirklich Bedürftige nichts übrigbleibt. Wir Verleger können nur dringend warnen, an der Schutzfrist zu rühren. Deutschland hat keinerlei Interesse an ihrer Verlängerung.

Der Dichter im Zeitwinkel

Neues von Eduard Reinacher

Von Erich Dürr (Mannheim)

Im Jahre 1926 ist auch eines literarischen Thoiry Einlösung vertagt worden. Es sah aus, als sollte ein neuer zielhafter Antrieb in den literarischen Wirrwarr kommen. Man redete viel von Gesundung und Klärung; ja, es war ein geradezu verdächtiges Gerede darum. Lange Winterabende bringen nun die tröstliche Besinnung: ein gesunder Dichter ist noch immer köstlich unzeitgemäß. Die überhastete Sorge jedes einzelnen, jeder Gruppe, jedes Volkes um seine isolierte materielle wie geistige Selbstbehauptung macht noch jede gelassene Zwiesprache zu einer phantastischen Unwirklichkeit. Das Extrem, die laute und bewußte Einseitigkeit, mit ihrer Willenskraft prahlend, drängt sich mit Recht vor die lauen Kompromisse der Konjunkturschieber; selbst der Eros, in genießerischen Machtwillen umgefälscht, übt Verrat an der Liebe. Wo wäre da noch Begreifen, daß über aller Notwendigkeit des Eigenwillens erst in der Spannung des dualistischen Bewußtseins, in der Erhöhung der hölderlinschen Ahnung: „Versöhnung ist mitten im Streit" ein mögliches Ziel schöpferischen Geistes liegt?

Dichter von solcher Spannweite des Menschentums stehen heute in stiller Reserve, im Zeitwinkel zwischen Beschränkung und Hemmungslosigkeit; schmal ist der Weg auf der Wasserscheide des menschlichen Gleichgewichts.

Schmal ist auch das Bändchen Prosa, das von Eduard Reinacher im Jahr 1926 in die Öffentlichkeit des Buchdrucks geschickt werden durfte, schmal besonders im Verhältnis zu dem, was von dem Dichter noch an ungedruckter oder in Zeitschriften oder Liebhaberdrucken veröffentlichter Prosa vorliegt. Aber es ist wenigstens da (im Rheinverlag Basel erschienen) und umfaßt zwei Novellen: „Eulogius Schneider", in rauschender Eile den rapiden Lebenslauf jenes Hauptträgers der französischen Revolution in Straßburg umreißend, der als geborener Franke ebenso dem

Digitized by Google

elsässischen Volk wie den pariser Machthabern verdächtig, den Intrigen seiner Feinde wie der eigenen teutonischen Blindheit erlag, prächtig in seiner schäumenden Kraft und in seinem versteckt schicksalhaften Lebenssinn. Und daneben „Lenele", eine elsässische Kindergeschichte, von Leid und Sieg einer zu Unrecht verurteilten Magd, von der Kraft des einfachen Menschenherzens berichtend.

Denn von diesem südwestlichen Winkel Deutschlands aus wird manches über die Zeit und über des deutschen Volkes Wesen und Zukunft vernommen werden müssen, ehe die Prognose über das Wetter Europas und die Stellung Deutschlands zwischen Ost und West endgültig formuliert werden kann. Reinachers Volksbewußtsein, sein Raum- und Zeitgefühl ist so groß, daß man in irgendeinem Detail aus dem elsässischen Volksleben, das er erzählt, in dem Grundzug irgendeiner alten Schweizersage, von der er berichtet, die Verantwortung spürt im Angesicht von Paris, Sowjetrußland, Amerika und dem Sternenhimmel; vor keiner dieser Größen muß, was er da scheinbar so zeitverhärtet sagt, verblassen. Denn er steht auf der Erde, die das trägt, und blickt von hier aus über die Welt. Das Werk, in dem er die episch-lyrische Monumentalisierung seiner Volks- und Landschaftsberichte begonnen hat, sind seine „Elsässer Idyllen und Elegien". Ihnen stellt er nun einen zweiten Band an die Seite: „Harschhorn und Flöte", Gesänge aus der Schweiz (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ein Werk, dessen volkstümliche Bedeutung erst spät zu ermessen sein wird. Kampfwillen und sinnendes Gemüt verkörpern die beiden Instrumente, eingesetzt als Künder natürlicher Freiheit und wieder freiwillig-friedlicher Bindung benachbarter Länder und Völker, Mission deutschen Schweizertums durch die Jahrhunderte.

Ungedruckt sind noch die Erzählung „Bürgerin Eugenie", die das Stoffgebiet des Eulogius Schneider berührt, und vor allem die prächtige Novelle „Waiblingers Austrieb", in der die drängenden Nöte jenes tübinger Stiftlerkreises um den kranken Hölderlin in die Sprache der Gegenwart gefaßt sind. Der kurze Nachklang „Waiblingers Ende", der über versagendes Ringen um antikes Übermaß tragisches Verstehen breitet, ist in der Zeitschrift „Hellweg" erschienen. Straßburger Lebenserinnerungen unter dem Titel „Mosaik der Kinderzeit" wurden in den „Elsaß-lothringischen Mitteilungen" gedruckt. Die wichtigste Prosaschöpfung des Dichters aber ist „Die Versuchung am Kreuze", eine Vision, in der Reinacher aus heidnisch-germanischer Wurzel heraus Vertiefung und Befreiung des christlichen Erlebnisses sucht. Ihre Drucklegung verdanken wir der Stuttgarter Staatlichen Kunstgewerbeschule. Ein noch ungedruckter Gedichtband „Sterne über Aichelberg" weitet die Welt des Dichters ins Kosmische, ohne Pathos der Abstraktion, sondern in der dem Dichter eigenen individualisierenden Liebe zur Sternenkörperschaft: überall Einzelmöglichkeiten der „großen Wiederkehr" zu entdecken.

Immer steht der überpersönliche Maßstab, ein stillschweigend vorausgesetztes metaphysisches Bedürfnis, über der Einzelerscheinung und gibt ihr ein Spannungsverhältnis zur Umwelt, das den Dichter auf den Weg des Dramas weist. Eine vorliegende dramatische Fassung des „Eulogius" und eine soeben vollendete „Bernauerin" werden die formale Weiterentwicklung des Dichters in dieser Richtung auf der Bühne zu erhärten haben. Eine Kraft hat er jedenfalls vor manchem dramatischen Sucher der letzten Jahrzehnte voraus: ein männlicher Bejaher dieser kampf- und toddurchwirkten Welt zu sein, angesichts des Sternenworts:

Begreife: Welt, das ist die Luft
Zu Wesen überm eignen Kopfe!

Die verlorene Erde [1]

Von Guido K. Brand (Berlin)

Nichts ist vielleicht charakteristischer und tragischer für unsere Epoche, als daß ein junger, aus Ostpreußen stammender Dichter den Titel: „Don Juan der halben Dinge" erfinden konnte. Diese Formulierung ist schon nicht mehr symbolisch, sondern ausgereift aus Zuständen und Begeben-

[1] „Die verlorene Erde." Roman von Alfred Brust. Berlin, Horen-Verlag.

Digitized by Google

heiten einer jener anklägerischen und mahnenden Wirklichkeiten, die über die Krise hinaus die Katastrophe ankündigen. An Stelle der Tat ist das Wort, für den Charakter die durch Hemmungen geschützte Haltung getreten; die große Leidenschaft ist zur Hysterie, das Sexualproblem in Krankheitsfälle umgebogen worden, die Macht zu einem Gemächt, die Kraft zu einer Geste, die Idee zu einem Aderlaß des Gehirns degradiert. Unsere literarische Situation ist voll eines gesetzlos Sprunghaften, maßlos in Anläufen und Anfängen, hinkendem Vorwärtsstürzen; gigantisch an Umfang und Zahl, aber erschütternd klein an Tiefe und Gewalt, an Kraft und Dauer, voll von Gleichförmigkeit der Ideen, Handlungen und Menschen. Hier nützen keine Kleist- und Grillparzer-Preise, keine Akademien und Preisausschreiben, sondern nur die Einsicht, daß Dichten kein romantischer Zeitvertreib ahnungsloser Frauen, keine Emballage stickiger Kaffeehausluft ist, sondern eine jener unergründlichen Begnadungen, eine jener triebhaften, an die Erdkraft gefesselten Gewalten ist, die man sich nicht angrübeln und angestikulieren kann.

Unter diese Begnadeten gehört vom Anbeginn seines Schaffens Alfred Brust.

Nach längerem Schweigen, aufgewühlt von der Einsamkeit des Meeres und seiner Heimat, bedroht fast von der Ungeheuerlichkeit der russischen Landschaft und ihrer Menschen, wächst eine Anklage und Verteidigung, eingeformt in urhafte Gestalten, deren letzter und erster Trieb zur Entscheidung drängt, denen das Entweder—Oder im Guten und Bösen aus urgründiger, unzerstörter Lebenskraft zum heiligsten Gesetz wird. Hier sind Menschen, die das westliche Europa weder im Format noch in diesen Gedankenkreisen, weder in dieser Ungebrochenheit noch raumhaften Sicherheit aufzuweisen hat; hier sind Geschehnisse von einer Turbulenz, die den Westeuropäer überrennt, an deren explosiven Spannung er erst ermessen kann, wie sehr die Landschaft, das Klima, die Lebensweise den westlichen Menschen verästelt, zu einer Verfeinerung zerspalten hat, die zur geistigen und seelischen Destruktion führen mußte. Hier schachtet plötzlich ein Griff, ein Satz, ein Entschluß die Tiefe bis zum Urgrund aus, und das Zusammenwohnen der Gefühle, Triebe und Gedanken, gegenseitig sich beherrschend in großen dualistischen Formen des Entweder—Oder, türmt den seelischen Raum in dem Menschen auf, der nur mit den geographischen Größenverhältnissen Rußlands in Beziehung gesetzt werden kann. Alles ist ein Müssen, ein unerschütterliches Wollen aus der Gewißheit des Lebens heraus und jeder ist, gemessen an den westlichen Situationen der halben Dinge, ein Riese; sie sind pruzzischen Blutes, urältesten Stammes, denen keine Beimischung etwas anhaben konnte, und ihre Geschichte lebt in den Gehirnen der einsamen Menschen, die ein Gedächtnis über Jahrhunderte haben.

Ihren Ausgang nimmt die Geschichte auf den Besitzungen des Grafen Dagda am Memelfluß und sie endet in Wilna, in einem Augenblick, den das Schicksal gefügt hat. Dazwischen liegen die Abgründe des Bösen (Pupill, der eine Sohn des Grafen), die Verwirrungen einer toll-gefährlichen Mischung aus uraltem, aussterbendem Adel und dumpfem Bauerntum (des Grafen Dagda Frau), die Sucherschaft und Erlösung des göttlich Reinen und Guten (Elnis, der Bruder Pupills), der magische Weg Birutes, die Konzentration des ewigen Weibes, von den Nachstellungen der Männer getrieben, ins Kloster entführt und nach Irrwegen als Heilige in Wilna verborgen, bis Elnis sie mit Hilfe eines Juden findet. Da sind die vielen intellektuellen Auseinandersetzungen zwischen Katholizismus und Judentum, durch Taten, Ereignisse immer in Wirklichkeiten umgesetzt, um letzten Endes der großen Entscheidung zugeführt zu werden, daß Graf Dagda eine erschütternde Wandlung an sich erlebt und das Judentum in seinem Innersten bekennt. Die katholischen und jüdischen Gestalten wandern als etwas Ewiges hindurch: die Kirche in ihrer jahrhundertalten Gewalt, das Judentum in seiner jahrtausendalten Atmosphäre. Die Rätsel der Menschheit, der Erde und des urewigen Gottes, die Geheimnisse der seelenhaften Beziehungen von Mensch zu Mensch, von ihm zur Landschaft werden in die Geschehnisse eingespannt und an Energien sichtbar gemacht. Aus den Dingen wächst der Mythos des Glaubens an die Erde und an den großen, dem Teufel oder Gott nahen Menschen. Der Sinn des Geschehens geht wieder zum Ur zurück.

Fremd rauscht zuerst der Raum und die Landschaft, bis wir erkennen, daß sie mit allem Leben-

Digitized by Google

digen in seinen niederen und heiligen Instinkten erdhaft verbunden sind. Prophetisch und hymnisch manchmal, wiederum an anderen Stellen hart und zornig, bricht das Wort aus dem Dichter, dem nichts unwesentlich ist, der aber über die flachen Ebenen die großen Gipfel der Erschütterungen, Bekenntnisse und Entscheidungen menschhaft aufragen sieht.

Es ist der Mythos vom Glauben an den guten Menschen; denn über alle Irrungen und Anfechtungen hinweg geht Ellnis, „ein östlicher Pilger", den Weg zur Erlösung.

Meisterkomödien der Spanier

Von Martin Brussot (Wien)

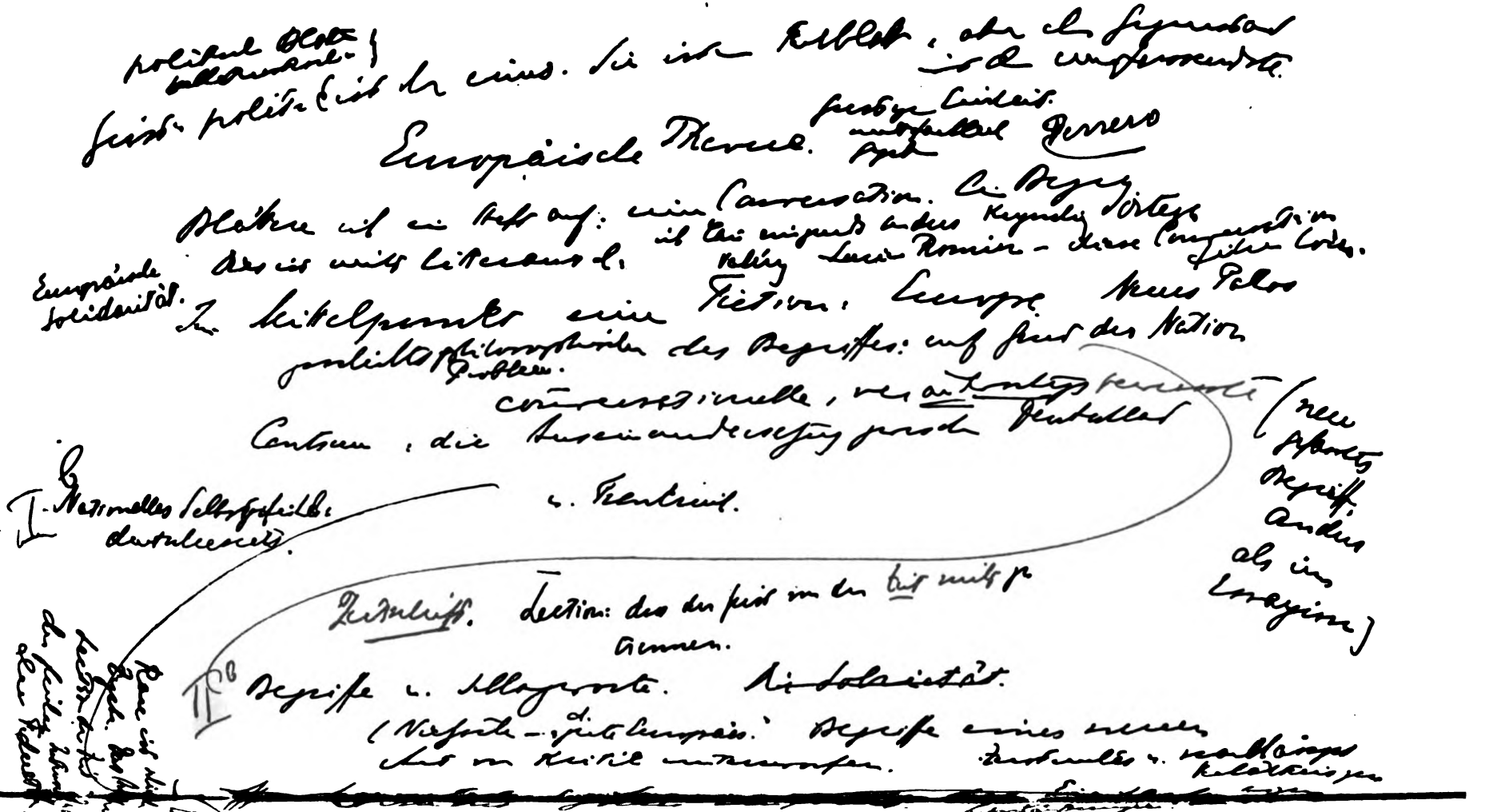
Spaniens dramatische Dichtung, soweit sie der klassischen Glanzzeit entstammt, erfreut sich in Deutschland von jeher gewissen Ansehens. Ja, ihr Ruf ist fest begründet, fürwahr; ansonst aber ergeht es ihr da nicht besser als Klopstocks „Messias". Literaten, Literaturgeschichten, deutsche Professoren, kurz wahre Kenner, sprechen begeistert von ihrem Zauber, dem vergeistigten Menschentum, das ihr innewohnt, ihrer frühzeitigen Höhe als dramatisches Kunstwerk. Sie wissen aber auch von deutschen Dichtern, Leuchten, die sich bei ihr Anregung geholt; nennen Goethe, Tieck, A. W. Schlegel, E. T. A. Hoffmann, Grillparzer, nennen Eichendorff, Friedrich Halm, Grabbe, Gottfried Keller, Schack, Wilbrandt usf. bis zu Hofmannsthal und Ludwig Fulda. Wie wenige Deutsche aber lesen wirklich spanische Dramatiker, vom Original abgesehen, in den recht guten oder doch fleißigen Übersetzungen, an denen wahrlich kein Mangel ist. Nun gar schon die Herren Bühnenleiter und Dramaturgen? Die lassen es bei Calderons „Richter von Zalamea" bewenden. Freilich, sie sind vorsichtig, und solche Vorsicht ist nicht unbegründet. Man hat eben schon da und dort mit älteren oder auch modernen Spaniern arg Schiffbruch erlitten. Und dies hat nun einmal seine nicht wegzuleugnende Ursache, entspringend der grundverschiedenen Psychologie beider Völker, bedingt ebensowohl durch Rasse als soziale, kulturelle und politische Entwicklung. Dennoch, so vermeinen wir, fänden sich im spanischen Bühnenschrifttum reichlich vortreffliche Werke, die bei Bearbeitung durch einen erprobten Dramaturgen Glanzstücke des deutschen Theaters abgeben könnten.

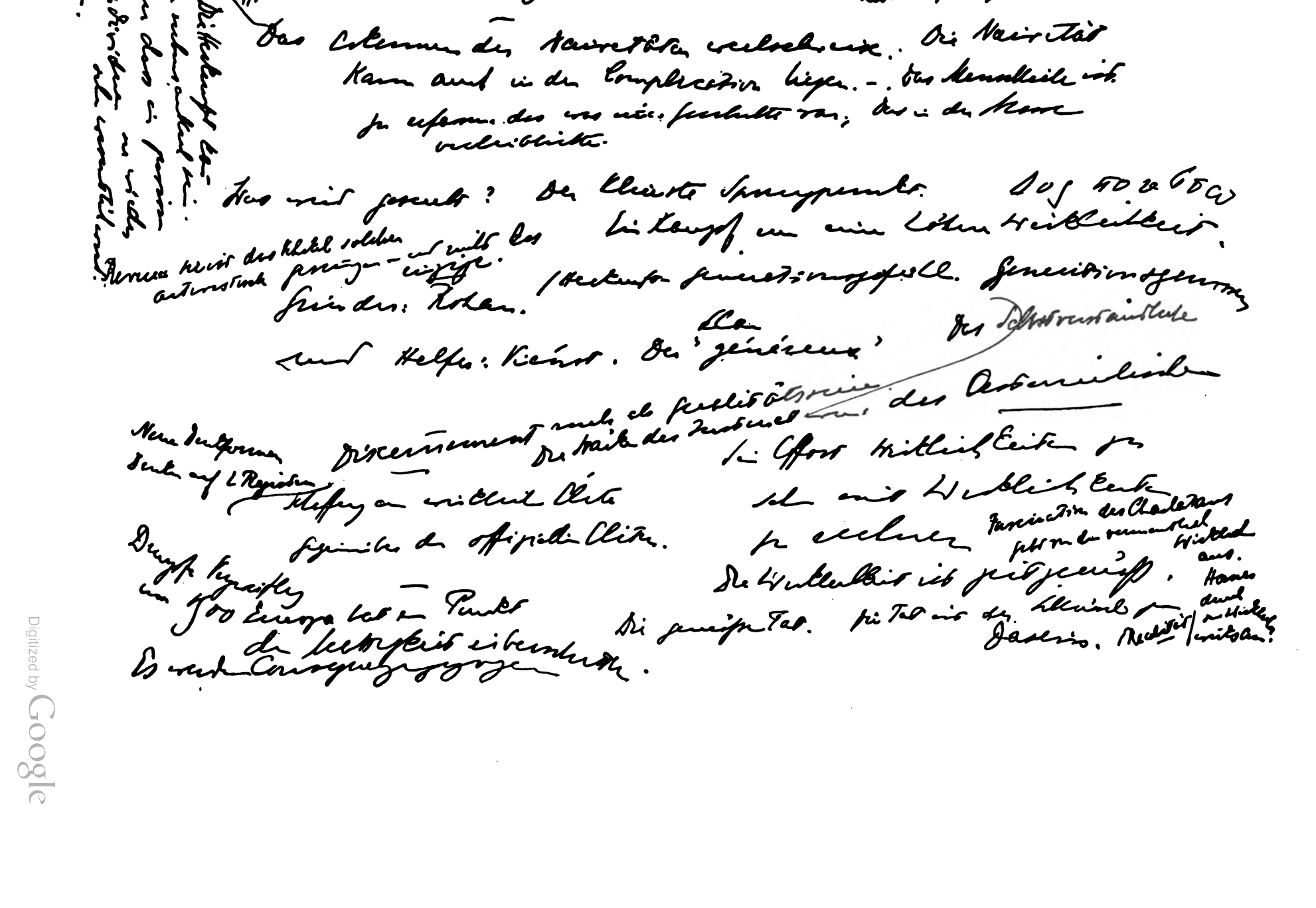
Von ähnlicher Anschauung wird auch Ludwig Fulda geleitet, der kürzlich im Propyläenverlag, Berlin, zwei Bände „Meisterlustspiele der Spanier" in freier Verdeutschung herausgab. Ein verdienstvolles Unternehmen sicherlich, das Anspruch hat vor allem von Theaterleitern und Rundfunkregisseuren beachtet zu werden. Kleinodien der altspanischen Komödie nennt sie Fulda, die von ihm ausgewählten Werke, und das durchaus nicht zu Unrecht. Geistblitzende, witzsprühende, lebensvolle Prachtleistungen sind es, jedes einzelne dieser sechs Lustspiele, in denen ebensoviel berufene Dichter „realistisch" den Zeitgeist ihrer Epoche widerspiegeln. Denn ihre Lustspielstoffe entnahmen die spanischen Dramatiker, ungleich den auf Chroniken und sonstiger Überlieferung basierenden Dramen, fast ausnahmelos der sie umgebenden Alltagswelt beziehungsweise ihrer frei erfindenden Phantasie, beeinflußt von ihr. So ersteht denn aus ihren Werken das Spanien des 17. Jahrhunderts, dessen Ehren-, Gesellschafts- und Liebeshändel auch heute noch kaum minder zu fesseln vermögen, als etwa jene der Umwelt eines Molière. Was vollends aber ihre Technik angeht, so trifft in großen Zügen das zu, was auch Fulda, der gewiegte Theaterfachmann, vollauf erkannt hat: mag schon die moderne dramatische Dichtkunst in der Erschließung des Seelischen sie weit überholt haben, ebenso gewiß ist es, daß man von ihnen heute noch das Technische, gewissermaßen aus tiefster Quelle, am einprägsamsten erlernen kann. „Der Fortschritt der Kunst, ihre Entwicklungs- und Wandlungsfähigkeit, die Vertiefung ihres Schauens, die Verjüngung ihres Gehalts und ihrer Form kennt keinen Stillstand und keine Schranken; ihre handwerkliche Grundlage bleibt sich im großen und ganzen gleich und läßt sich nicht ungestraft verachten." Es ist wie bei der Architektur: Antike und Gotik, Renaissance und Zukunftsstil haben eins „miteinander gemein: die Gesetze der Statik. Wer nicht versteht, wie man einen Stein auf den anderen zu setzen, einen Giebel zu stützen, eine Decke zu wölben hat, dessen ausschweifende Phantasie mag die genialsten Luftschlösser ersinnen; doch beim ersten praktischen Versuch, sie aufzubauen, stürzen sie ein". Meisterlustspiele gerade in dieser Hinsicht sind die vorliegend verdeutschten. Lope de Vegas „Die Liebesheuchler" (Los amantes sin amor) zählt da fraglos zum Durchgebildetsten, was dieser geniale Altmeister des spanischen Dramas hervorgebracht hat. Besonderes Interesse aber erweckt die weib-

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Hugo von Hofmannsthal

(Originalgröße)





liche Hauptgestalt, in der sich eine Art Urbild der späteren „unverstandenen Frau" unverkennbar schon ankündigt. Tirso de Molinas „Die Rivalin ihrer selbst" (La celosa de si misma) erfreut sich heute noch in Spanien hoher Wertschätzung, ebenso Moretos Geckenkomödie „Der Unwiderstehliche" (El lindo Don Diego), des weiteren übersetzte Fulda die Lustspiele „Ehemännerexamen" (El examen de maridos) von Alarcon, „Die vertauschten Rollen" (Donde hay agravios no hay celos) von Rojas, endlich des großen Calderon „Versteckspiel" (El escondido y la tapada). Als metrische Form wählte der Übersetzer an Stelle des vierfüßigen Trochäus der Spanier den vierfüßigen Jambus, der dem deutschen Empfinden näherliegt.

Gleichfalls sechs Bühnenwerke, und zwar solche Lope de Vegas liegen vor in der Sammlung „Ausgewählte Komödien", die Wolfgang Wurzbach erstmalig aus dem Original ins Deutsche übersetzte, worunter „Die treue Hüterin" (La buena guarda) erst kürzlich erschien (Wien 1925, Kunstverlag A. Schroll & Co.). Vorangegangen waren „Castelvines und Monteses", „Der Richter von Zalamea" (El alcalde de Zalamea), „Die Jüdin von Toledo" (Las paces de los reyes y judia de Toledo), „Der Herzog von Viseo", schließlich „König Ottokar" (La imperial de Oton), Werke, die fast alle schon angezeigt wurden. Auch hier wieder vortreffliche Verdeutschungen; allein ein mächtiger Unterschied obwaltet. Sind nämlich Fuldas freie Umdichtungen das Werk eines Dramatikers und demgemäß dergestalt, daß sie sofort wirkungsvoll aufgeführt werden könnten, so haben wir dagegen bei Wurzbach das Werk des gewissenhaften Gelehrten, der vor allem an den Philologen, den Literaturfreund sich wendet. In diesem Belang sind auch seine gründlichen, ungemein mühevollen Arbeiten an sich hervorragende Meisterleistungen, deren umfangreiche Einleitungen (beim jüngst erschienenen Stück allein zirka 160 Seiten umfassend), jeweils einen wertvollen Beitrag zur vergleichenden Literaturforschung darstellen. Lopes „La buena guarda" im übrigen ist eine bezaubernde Dramatisierung der Beatrix-Legende, die in neuerer Zeit vor allem durch Charles Nodiers poesievolle Erzählung „Soeur Béatrix", Gottfried Kellers Legende „Die Jungfrau und die Nonne", insbesondere aber durch Vollmöllers imposantes „Mirakel"-Spiel allgemein wieder bekannt geworden ist.

Dem bedeutendsten Dramatiker des „Goldenen Zeitalters", Pedro Calderon de la Barca, widmete Max Victor Depta eine dessen Namen tragende umfangreiche Studie (Leipzig 1925, Quelle & Meyer, 262 S.). Eine kenntnisreiche, wohlfundierte Arbeit, darin die nennenswertesten großen Dramen des rührigen Meisters, der deren weit über hundert verfaßt hat, daneben aber bei dreihundert anderweitige Bühnenwerke, eingehende Besprechung erfahren. Depta wirft zunächst einen Blick auf das spanische Drama vor und um Calderon, dem Lope Form und Züge geprägt. Eine kurze Biographie kennzeichnet den Dichter als Menschen. Sodann werden dessen Werke genau betrachtet, und zwar sondert sie Depta zur besseren Übersicht recht zweckmäßig in Tragödien, geschichtliche Dramen, mythologische Stücke, novellesk und romanhafte Komödien, Comedias de capa y espada (also Hidalgostücke), Comedias de cuerpo (die man als „heroische Intrigenstücke außer Schablone" bezeichnen könnte), Komödien besonderer Art, religiöse Dramen, Autos (kurze allegorisch-geistliche Spiele) und Zwischenspiele (bekannt als Entremeses). Die kritische Würdigung befleißt sich der Verfasser vom rein literarischen Standpunkt anzustellen, wobei er manches Anregende wahrnimmt; das Stoffgeschichtliche wird im weitesten Ausmaß nach neuesten Forschungen gegeben.

Wie man denn ersieht, ist das Interesse für spanische Meisterkomödien sowohl bei deutschen Bühnendichtern wie in Gelehrtenkreisen rege genug. Und man sollte vermeinen, das dürfte auch Dramaturgen und Bühnenleiter ermuntern, mit dem einen oder andern Werk in zeitgemäßer Bearbeitung mutig das Publikum anzugehn. Vollmöllers „Mirakel" und Hofmannsthals „Großes Welttheater" erbrachten Welterfolge.

Ein literarisches Rätsel

Von Julius Bab (Berlin)

Im Nachlaß eines Freundes, der seines Zeichens Geologe gewesen war und eigentlich gar nicht im Verdacht besonderer ästhetischer Neigungen gestanden hatte, fand ich zu meiner Überraschung eine ganze Anzahl von Blättern, die mit Versen bedeckt waren. Es stellte sich freilich bald heraus, daß es nicht im vollen Sinne des Wortes eigene Gedichte waren, — es waren Übersetzungen aus allen, Übersetzungen möglichen Sprachen der Weltliteratur, denn der Verstorbene war, das wußten wir, ein bedeutender Sprachkenner gewesen. Wie die sehr persönliche Auswahl, die er unter der Lyrik des Auslandes getroffen hatte, und die zweifellos ungewöhnliche musikalische Energie seiner Übersetzungsverse bewies, hatte er in dieser, vor jedermann ver-

Digitized by Google

hehlten Betätigung, einen Weg gefunden, um — ganz ein Künstler und doch nicht ganz ein Künstler! — sich sprachlichen Ausdruck für leidenschaftlich Erlebtes zu suchen.
Aber bei näherem Studium der Manuskripte ergab sich etwas höchst Merkwürdiges. Einige dieser Gedichte waren nach sehr bekannten, oft schon übertragenen Originalen von weltliterarischem Ruf gearbeitet worden und also ihrem Ursprung nach sehr leicht zu rekognoszieren. Bei einer ganzen Reihe aber von anderen Gedichten, deren Urheber gleichfalls auf der Übertragung angegeben waren, glaubte man sich zwar im ersten Augenblick auch sehr wohl des Originals zu erinnern. Aber bei genauerem Zusehen erwies es sich als unauffindbar. Es war unter den Sonetten Shakespeares, in den Gedichtbänden Baudelaires auch bei genauester Nachforschung kein Gedicht aufzutreiben, das man, selbst eine sehr freie Übertragung vorausgesetzt, als das Original der in Frage stehenden deutschen Verse hätte ansprechen können. Und dabei trugen diese Strophen nicht nur äußerlich den Namen der betreffenden Verfasser an der Stirn; sie atmeten tatsächlich so ganz ihren Geist, daß ich sie mehrfach ohne Nennung eines Verfassernamens oder Schilderung der näheren Umstände sehr kundigen Literaturfreunden vorlesen konnte — mit dem Effekt, daß diese sofort ihrem Gefühl nach die Verse jenen Dichtern zuteilten, die auch auf der Übersetzung als die Schöpfer angegeben waern. All diese Kenner aber mußten später gestehen, daß auch sie eine tatsächliche Vorlage bei den ihnen sonst sehr wohlbekannten Dichtern nicht anzugeben vermöchten. — Die Vermutung, daß der Verstorbene im Besitz sonst unbekannter lyrischer Originale all jener weltliterarischen Größen gewesen sei, hat außerordentlich wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Und so steht man tatsächlich vor einem Rätsel, das ich einstweilen nicht zu lösen wage. Doch fordere ich die Leser zur Mitarbeit auf, indem ich aus jenem Nachlaß zunächst ein paar Gedichte hersetze, deren Originale sehr wohl bekannt sind, und dann einige andere folgen lasse, deren Vorbilder aufzufinden bisher nicht gelungen ist. Vielleicht findet einer der Leser die richtige Spur. — Gibt es am Ende Übersetzungen gar nicht vorhandener Originale? Wohlgemerkt nicht als spiritistisches, sondern als ästhetisches Phänomen!

1.

Trauer

Nach Alfred de Musset

Und all mein stolzes Leben sank dahin —
Dahin mein Lachen, mich mit Freunden freuen
und selbst die Kraft mich heimlich zu erneuen
am tiefen Traum: daß ich ein Schöpfer bin.

Nach Wahrheit zog ich aus im Anbeginn,
und Kronen bot sie allen ihren Treuen.
Doch kaum Ergriffen war's ein tief Bereuen,
ein leeres Wissen ohne Lust und Sinn.

Und doch! Und doch! Hier führt das Tor ins Leben —
an ihm vorüber stürzt der Weg ins Nichts;
auf seiner Schwelle steht der Herr des Lichts.
Gott spricht. Wir alle müssen Antwort geben.

Ich will vor seinen Augen nun entbreiten
mein letztes Gut: die Tränen alter Zeiten.

(Nach Musset „Tristesse".)

2.

Herbstgesang

Nach Verlaine

Wie schluchzt das Schweigen
der großen Geigen
des Herbstes her,
und deckt mit Streichen,
süß, immer gleichen,
das Herz mir schwer.

Der Schlag der Uhr
schreckt auf — wie fuhr
mein Leben quer —
da weiß ich klar
was ist, was war
und weine sehr.

Ich falle, schwinde
im schlimmen Winde;
er trägt mich matt —
nach hier, nach dort,
verwelkt, verdorrt
ein totes Blatt.

(Nach Verlaine „Chansons d'automne", in Poèmes saturniens.)

3.

Ein Sonett

Nach Shakespeare

Noch einmal Liebe!? Lang begrabner Gott
sprengst Du die Gruft? bewegen sich die Schollen?
Die Linien einer schmalen Stirne sollen
als Zeugen aufstehn wider den Bankrott
von vierzig Jahren, schwermutvoll verschollen?!
Ward all dein Leben nicht mehr Qual und Spott,
weil unter hochgezogenen Brauen quollen
blaßblaue Blitze?! — Klägliches Komplott!

Steh auf und sprich! Was würde widerlegt
von all den Dingen, furchtbar fest erfahren?
Staub der Vergänglichkeit in meinen Haaren
und Wissensfrost um jede Lust gelegt!?
Steh auf, gib Rechenschaft, Philosophie!
— — — — — — — — — — — —
Auf ihrer Stirn, die zarten Flechten — sieh!!

(Original??)

Digitized by Google

4.

Gift

Nach Baudelaire

Geliebtes Gift! — da, als mein Blut noch wollte,
daß im Planetenſchwung den hohen Raum
der großen Sonne ich durchfliegen ſollte —
da warſt du nicht, da ahnte ich dich kaum.

Du lagſt wohl tief im Bergwerk meines Seins,
dumpf eingeſenkt in ſeine Felſenadern
und miſchteſt dich dem Saft des Urgeſteins,
ſtumm, unerreicht von Jubeln und von Hadern.

Es kam der Tag! In heil'ge Tiefen fiel
das grelle Licht, der ewige Berg zerſplittert,
die gierige Hand des Alchimiſten zittert
und zieht ſich Säfte zu erſehntem Ziel.

Was im Gemiſch als Lebensſaft gedieh,
raſt nun als Auszug in den Eingeweiden —
Wir ſpüren es, wir brechen in die Knie
und wähnen, daß wir Seligkeit erleiden.

Wenn dann des Morgens trübes Licht uns trifft,
ſtehn wir gelähmt, das Fade auf den Zungen.
Und doch — berauſchende Erinnerungen
bergtiefer Nächte! Komm, geliebtes Gift!!

5.

Dieu li volt!

Nach Verhaeren

Auf dem Berg zu Brüſſel war es,
da das Volk in Haufen lag;
war ein heißer Maientag
in der Bluſt des Chriſtenjahres:
tauſendſechsundneunzig zählt
ſchon die Menſchheit Saat und Ernten,
ſeit ſich Chriſt ihr anvermählt.

Reich aus ſeiner Ritter Ringe
trat der Herzog von Brabant,
Gottfried von Bouillon genannt,
und er hob die blanke Klinge
leuchtend über Volk und Land:

„Ritter, Bauern, Bürger, Mannen,
Krieger von Brabant und Flandern,
auf und laßt zum Heil uns wandern!
Chriſtus, unſer Herr und Haupt,
will nicht länger bei uns weilen!
weil ſein Kleid der Heide raubt
und es frevelnd wagt zu teilen.

Auf! Vaſallen Jeſu Chriſt,
kommt das ew'ge Heil zu werben!
Kommt für Euren Herrn zu ſterben,
der für Euch geſtorben iſt!
Auf! Das Banner iſt entrollt:
Kreuz und Krieg! Auf! Dieu li volt!"

Und es flogen die Standarten,
drauf das Kreuz im Felde ſtand
und ſie zogen über Land,
übers Meer in kühnen Fahrten,
die aus Flandern und Brabant.
Kämpften lang und ſiegten ſchwer,
küßten die geweihte Schwelle, —
und ſie trugen übers Meer
aus dem Land der Morgenhelle
Indiens Schatz, Arabiens Gold,
Perſiens Perlen. Ohne Ende
ſchleppten ihre Siegerhände.
Chriſt, ihr Herr, gab reichen Sold —
Lohn und Löhnung. Dieu li volt!

Und nun ſchmückt ſich Burg und Feſte.
Yperns Üppigkeit begann,
Brügges Belfried wuchs hinan,
Gent ging ſchwer in großem Schatz
und es baut in Prunkpaläſten
brauſend Brüſſel ſeinen Platz!

So in Pracht und Herrlichkeit
prieſen dieſe breiten Flamen
ihres Gottes großen Namen
als die Könige der Zeit.
Ganz in Glauben, Glück und Recht,
immer wach und immer Sieger,
Chriſti ſtolze Erdenkrieger,
zeugten ſie ſich ihr Geſchlecht.

Von der Kette ſolcher Ahnen
ſchlingt ſich ein lebendig Band!
Noch ſteht dein Panier, Brabant,
noch wehn, Flandern, deine Fahnen!
Mit des Kriegerglaubens Gold
kauft die Erde! Dieu li volt!

6.

Der Belfried von Brügge

Nach Swinburne

Hellklingend über eine Stadt der Klage,
vom lichten Mittelalter hochgereckt,
blickſt du auf unſre Welt, die dich befleckt,
und hebſt den weißen Leib zu zorn'ger Frage:

Wo habt ihr die lebendige Kraft verſteckt,
Ihr rauchgeſchwärzten Kinder ewiger Plage?
Blickt doch auf mich! ſeht wie ich Laſten trage,
weil tauſend Herzen hier in gleichem Schlage
viel tauſend Hände helfend hingeſtreckt.
Bin ich nicht ſchwerlos wie Muſik und rage
gleich einer Flamme, die zum Himmel leckt?
Was fielt ihr ab ſo gierig und ſo zage
vom Geiſt, der Steine ſelbſt zum Flug erweckt:
Stolz klingt mein ſteinern Lied in eure Tage
und ſucht ein Echo — aber ihr erſchreckt.

Digitized by Google

Momentaufnahmen

II

Paul Claudel

Von Otto Forst de Battaglia (Wien)

Paul Claudel war der Botschafter Frankreichs am japanischen Kaiserhof, er ist der Botschafter der ostasiatischen Weisheit bei der französischen Geistesrepublik. Er hat als Revolutionär die Poesie mit neuem Inhalt erfüllt und, schon unfroh der eben errungenen Freiheit, ihr den Zwang neuer Gesetze auferlegt. Er fügte sich als Konservativer dem altgewohnten Inhalt der Prosa diplomatischer Akten und nahm doch, den hergebrachten Formen gehorchend, die Initiative, diese mit — der Politik seines Vaterlandes segensreicher — Selbständigkeit zu brauchen. Ihn beseelt Ehrfurcht vor dem zweifelnden Ringen der Jugend und Abscheu erregt ihm die bequem gläubige Selbstgerechtigkeit des sich Weisheit dünkenden Alters. Alle Antinomien aber lösen sich im Zeichen des einen Spruches, der seinem Leben Wahlwort und restlose Erfüllung ist: Gesta Dei per Francos.

Sein, den Unverstand oder Bosheit kosmopolitisieren möchte, ist alles, was französisch war. Er, den aber kein anderes Land hätte hervorbringen können, ist der ganzen Welt. Wurzelt mit derselben Tiefe in allen Zeiten, die der Menschheit edlen Wert schufen. Im klassischen Altertum und im zeitlosen China, in der Gotik des germanischen Mittelalters und in der französischen Klassik. Die slawische Gottessehnsucht und Menschenliebe ist an ihm nicht unbeachtet vorbeigeschritten. Selbst die ihm zu innerst widerstrebte, die Revolution des heilige Ordnung sprengenden Umsturzes, gab ihm ihr Bestes und so Gutes.

Denen, die in Deutschland verfolgten, was jenseits der französischen Grenzen der Gegenwart zum geistigen Ertrag wurde, ist nicht mehr fremd, was Claudel der Welt noch mehr als der widerstrebenden französischen Nation zum kostbaren Besitztum darbot. Man kennt seine Lyrik, der alle Skalen von zarter Innigkeit bis zum brausenden Pathos, gehorchen; der des Dichters Willen und Überzeugung eine den natürlichen Bedingtheiten der Deklamation entsprossene Rhythmik lieh. Diese Lyrik, der nur das Hohe, Herrliche Inhalt ist, weil Claudel, wenn auch mitten im Leben stehend, nichts Schmutziges, nichts Kleinliches, nichts Geringes bis ans Heiligtum seiner Seele herankommen ließ und nur das in seine Dichterworte bannte, was ihn zu tiefst bewegte. Man kennt die Dramen wahrhaft tragischen Geschehens, die den einen, ewigen Kampf Ahrimans und Ormuzds als den einen wirklich dramatischen Konflikt zum Stoff erwählten.

Das aber ist nur im Buch des Lebens verzeichnet und in ein paar dankergebenen Herzen, was Claudel zum höchsten schätzte und gewiß mehr als staatsmännischen Triumph oder literarischen Ruf: im Namen des Herrn, der sein Herr ist, ging er aus auf reichen Fischfang und, wie Petrus, hat er Menschen gefangen; Menschenseelen gerettet. Wäre es nur der eine Rivière, an dem er ein herrliches Werk getan hat, das in dem einzigen Briefwechsel, den wir vor wenigen Monaten erschüttert lesen durften, fast in der Gloriole des Wunders erstrahlt; wäre es nur dieser Frühvollendete, den Claudel, ausgesöhnt mit sich und mit Gott, himmelwärts geleitete: ich weiß nicht, ob nicht das Apostolat schwerer die Wagschale sinken läßt als wenn man, ihm als Gegengewicht, die poetischen und politischen Werke Claudels aufeinanderschichtete.

Das sei als der wesentliche Zug im Antlitz Claudels gezeigt: er, dem huldigend und kaum mehr Zweifeln begegnend, der Preis des größten französischen Dichters unserer Epoche und, kaum minder ehrend, das Lob eines ums Vaterland wohlverdienten Beamten zuerkannt wird, hat damit noch lange nicht den Reichtum seines Wirkens erschöpft. Poet, Staatsmann, Apostel; harmonische Synthese des Nationalen und des ewig Allgemeinmenschlichen; Spender der hehrsten Kunst und doch durch sein Ethos sein Ingenium verdunkelnd: Paul Claudel.

Bedarf dieses Mannes Werk des Kommentars, das ein Bericht über sein tägliches Leben, Gehaben,

Digitized by Google

über seine äußere Erscheinung und den Rahmen seines Schaffens bieten könnte? Vielleicht; sicherlich ist die Neugierde entschuldbar, die befriedigt werden will. Dem Stadtlärm fern, umhegt den Dichter in Paris eine Oase träumerischer Beschaulichkeit. Durch den banalsten Vorraum eines bürgerlichen Hauses gelangt man in die seigneuriale Wohnung, wo, von ostasiatischer Dienerschaft umgeben, Claudel die spärliche Zeit seines Urlaubs verbringt und später einmal sein otium cum dignitate verbringen wird. Ein herzliches Familienleben, der rege Verkehr mit gleichgestimmten Freunden füllen die Zeit aus, die Claudel Beruf und Berufung übriglassen. Das mag manchen enttäuschen, der sich die Mußestunden eines begnadeten Poeten nur zwischen holdem Wahnsinn und holder Raserei geteilt vorstellt. Die schwerste Enttäuschung aber steht diesen verspäteten Bewunderern des Typus Kraftgenie noch bevor. Die äußere Erscheinung Paul Claudels entspricht wenig den Begriffen, die nicht nur die geistig minderbemittelte Plebs mit dem Rang eines Botschafters, und gar nicht der, welche man mit der Person eines Dichters verknüpft. Eine linkisch-vierschrötige Gestalt. Gute, kluge, mehr zerstreut als verträumt blickende Augen im gesunden, wohlgerundeten Antlitz. Im Benehmen zurückhaltende Schüchternheit. Die Rede stockend, frei von jeglicher Pose. Lauscht man ihr freilich durch eine Weile, so erschließt auch sie, was das Werk, das Leben Claudels laut und vernehmlich bekunden. Paul Claudel: ein Mensch, ein Christ; ein Genie und ein Charakter.

Friedrich Kayßler als Dichter

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

Klarheit und Dumpfheit, Stolz und Bedürftigkeit, Hoffnung und Zweifel, das ist Friedrich Kayßler. Vieles blieb; ungewandelt, unwandelbar, heute nur innerlicher, tiefer, wärmer denn ehe. Schon als Kind war er Mann und noch als Mann ist er Kind. Und doch zeigt auch er Entwicklung. Im Menschlichen: Trotz wurde Trost, Glaube Gläubigkeit. Im Künstlerischen: Melodie ward Lied, Block Form, Märchen Mythos.

Kayßler glaubt, daß Kunst und Leben unvereinbar zweierlei sei. Dieser Gegensatz Kunst — Leben wird eigentümlich kayßlerisch zum Gegensatz Traum — Wirklichkeit und ist der eigentliche Gegenstand seiner Gedichte. Weiter, wie es außer der Traumwelt der Kunst noch eine andere gibt, das Märchenland, so gibt es auch noch eine andere Wirklichkeit: die zeitferner Dankversunkenheit in Haus und Frau und Kind.

Die schwermütige Weise von der Unentrinnbarkeit allgemein-menschlichen Schicksals, auf dieser Erde fremd zu sein, überklagt alle anderen Klänge in seinem ersten Prosabuch. („Eine Stunde in der Nacht" in „Pan im Salon") „Was das heißt: ein Mensch zu sein, lebendig begraben unter Lebenden, Augen haben und blind sein, reden können und doch stumm sein," dieser Satz könnte kaum noch in den „Sagen aus Minheim" stehen. Auch hier der traumverloren erdenferne Ton, auch hier ein Herz, das sich sehnt und das in seiner Sehnsucht gegen die Rauheit des Seins um seine Allverbundenheit kämpft, aber das heilige Rätsel von Mann, Weib und Kind gewann Form, Odem; Wille und Weh bilden eine „beseelte Gestalt": das ist der Mensch.

Kayßlers sonderliche, tiefe Gemüthaftigkeit führt nicht nur zur Weihe des Mysteriums, sondern weist auch, in anderer Richtung, den Weg zu befreiendem Lachen. In: „Jan der Wunderbare", einem „derben Lustspiel", wird der Dorfphilosoph so ergötzlich von schrullenhafter Wundergläubigkeit geheilt, daß wir dankbar in das Motto miteinstimmen: „Einmal nicht denken. Atmen und fröhlich sein." Eben diese Atmosphäre, diese so wenig geistlose als vielmehr bewußt ungeistige, erfrischt uns noch einmal, statt auf plattem, sattem Lande in der Großstadt der Gegenwart. Und wieder das gleiche, was uns auch dieses zweite und letzte dramatische Werk, „Der Brief", so wert macht: wenn wir über den antipostalischen Kauz, ein großes Kind, schmunzeln, wir dürfen auch uns selbst ein wenig dabei zum besten haben.

Digitized by Google

Doch vorerst löst sich nur selten so des Empfindsamen innere Gespanntheit. Die Verse im „Pan" sind so märchenhaft, menschenerlöst wie keine anderen bei Kayßler. „Sonderlings Antwort" ist die Absage des eigenwilligen Menschen, wie „Schauspielers Antwort" die Absage des eigenwilligen Künstlers. Phantasie wird für den Dichter, Wirklichkeit umformend, Wirklichkeit. Und so wundern wir uns nicht, daß er der Musik großes Glücksgefühl verdankt, und daß großes Glücksgefühl seinen Worten zu Beethovens Kompositionen entströmt. „Pan" ist ein deutsches und Kayßlers deutsches Buch.

Denn „Kreise" ist ein nordisches Buch. Wir meinen etwas von der Luft zu atmen, wie sie in der Edda weht. Hier ist die Helle, von der die Mitte unseres Erdteils nichts weiß, und hier ist das Dunkel, zu dem sich der Süden ebensowenig verfinstert wie seine Menschen. Ist es seltsam, daß der deutscheste Darsteller unserer Zeit seinem deutschen und seinem nordischen Buch ein drittes zugesellt, von dem ich sage, daß es „russisch" sei?

Kayßler hat von Dostojewskij gesagt: „Alles ist durchsichtig bis ins Allerheiligste des siebten Allerinnersten" und „Dunkel und hell". In „Zwischen Tal und Berg der Welle" ist Dunkel und Hell in einem, und endlich schmilzt Helles Dunkles. Da werden Gedichte Lebensbekenntnis. Und Glaubensbekenntnis.

Sein letztes Versbuch: „Stunden in Jahren" zeigt ein Emporwachsen zu heiterer Reife. Das Bewußtsein, Wir sind Wir, blieb, aber der Ton ist geändert. Mehr und mehr wird ihm Helfen und Geben Sinn seines Dichtertums.

Schon „Zwischen Tal und Berg der Welle" enthält ein Gedicht wie: „Der Mensch": „Ich kenne dich nicht. Aber ich möchte zu dir treten und mit dir beten — Bruder!" In den „Besinnungen" steht: „Dichten heißt: Stufen bauen, auf denen es sich höher steigen läßt, auch um den Preis, selber unten zu bleiben — für die andern". So geartetem Künstlertum entspricht so geartetes Menschentum, er glaubt, eine „innere gleichmäßige Freudigkeit" sei das „wahrhaft Erstrebenswerte im Leben", und noch ein anderes Wort finden wir: „Nicht müde werden zu vertrauen, das bedeutet Menschsein bis auf den Grund".

Ehedem hieß Kayßlers Haltung Trotz. Heute trägt sie die Namen: Demut, Erwartung, Empfänglichkeit, Ehrfurcht.

Autobiographische Notiz

Friedrich Kayßler, geb. 7. April 1874 in Neurode, Grafschaft Glatz, Schlesien, als Sohn des Arztes Dr. med. Martin Kayßler.

Gymnasium St. Maria Magdalena in Breslau, Universitäten München und Breslau, Studium: Philosophie. In München 1893 sah mich Brahm im Akademisch-dramatischen Verein und engagierte mich ans Deutsche Theater Berlin. Von dort ging ich 1897 nach Görlitz, Halle, Breslau. Seit 1899 wieder in Berlin bei Brahm. Von 1902 ab bei Reinhardt, am Hebbeltheater, Lessing-Theater, Theater in der Königgrätzer Straße. Von 1918–23 Direktion der Volksbühne, seit 1923 frei gastierend. Also seit 1902 als Schriftsteller in Berlin.

Bücher:

Im Verlag Erich Reiß, Berlin W 62:

„Simplizius", tragisches Märchen in 5 Akten. 1905.
„Der Pan im Salon", Szenen, Prosastücke, Gedichte. 1907.
„Sagen aus Mjnheim". 1909.
„Kreise, Gedichte". 1910.
„Worte zum Gedächtnis an Josef Kainz". 1910.
„Schauspielernotizen". I. Folge. 1912.
„Schauspielernotizen". II. Folge. 1915.
„Zwischen Tal und Berg der Welle", Gedichte. 1916.
„Jan der Wunderbare", Lustspiel. 1917.
„Besinnungen", Aphorismen über Natur, Mensch und Kunst. 1921.
„Stunden in Jahren", Gedichte. 1922.

Im Drei Masken Verlag, Berlin N:

Shakespeares „Cymbeline", frei nach Schlegel-Tieck bearbeitet. 1919.
„Der Brief", Lustspiel. 1925.

Im Verlag Oesterheld & Co., Berlin W 15:

Goethes „Götz von Berlichingen", für die Bühne neu bearbeitet. 1916.

Digitized by Google

Unveröffentlichte Aphorismen

Von Friedrich Kayßler

Wassertropfen am Fenster

Der Regen strömt an den fliegenden Coupéfenstern nieder. Sieh die Tropfen, die von oben kommen und abwärts streben. Jeder rinnt anders. Einer stürzt ein Stück mit Vehemenz senkrecht, dann plötzlich ist ein Halt und er zerfließt ins allgemeine Naß und ist nicht mehr. Ein zweiter kommt aus der Ecke rechts oben und rast diagonal, ohne sich aufhalten zu lassen, quer durch die ganze Scheibe unbeirrt, als wüßte er genau das Ziel: die linke äußerste Ecke unten am Glas. Andere kriechen unaufhörlich im winzigsten Zickzack, können nirgends durch, andere stärkere Tropfenstraßen legen sich davor, hemmen und stören sie; aber sie bleiben tapfer sie selbst, bleiben selbständige Tropfen und kommen, wenn auch verkleinert und langsam, als winzige Perlen am anderen Ende des Fensters noch an. Stundenlang kann ich die Tausende Wege und Gangarten der Tropfen verfolgen und werde nicht müde vor diesem winzig kleinen und doch so erschütternd hellen Gleichnis: jeder irrende Tropfen ein Mensch, jedes Halt ein Schicksal, widrig oder gütig, jedes Durch eine streitbare Kraft, jedes Verrinnen ein kleiner Tod. Wasser von Wasser genommen, zu Wasser geworden, und alles zusammen in Einem fortgerissen zu sausender Fahrt — Geistscharen zum Geist.

*

Immer noch

Das Haus ist so sauber gefegt, die Luft so rein. Und doch, wenn die Sonne zu den Fenstern hereintritt, die Urmutter des Lichts: immer noch bricht sie sich leuchtende Bahnen durch — Staub!

*

Zahlen

Es gibt zweierlei Arten, die Zahlen zu sehen: entweder als Zahlen schlechthin oder als Rhythmus. Entweder man zählt, das heißt man denkt jede Zahl für sich allein der Reihe nach, oder man zählt nicht, das heißt denkt keine einzelne Zahl, sondern man taktiert die Zahlen gleichsam als Ganzes, als große Welle, man fühlt ihren Rhythmus. Zwischen beidem ist ein sehr tiefer Unterschied von geheimnisvoller Urbedeutung.

*

Glauben dürfen

Glauben dürfen ist schon ein Stück gewonnener Seligkeit — sei es, daß es um Menschen geht oder um das große Unbekannte. Ob wir glauben dürfen, entscheidet in beiden Fällen jene dunkle und doch so helle kleine Stimme in uns, die mit uns in die Welt kam, immer da ist in uns, meistens schweigt, nur selten spricht, leise, aber vernehmlich, sobald unser Inneres dauernd genug auf Wachheit gestimmt ist, um zu hören, wenn etwas zu hören ist.

*

Bruder Künstler: wenn du in die Urwälder der Kunst gehst, vergiß nicht, deine Spur hinter dir zu löschen; denn du bist wie der Indianer auf dem Kriegspfad: wenn sie deine Spur haben, ist dein Geheimnis verloren. Und deine Ehre als Krieger und Jäger verbietet, daß sie dir auf die Spur kommen — die da draußen jenseits der großen Wälder.

*

Fernher aus der Wiese drüben vom Waldrande treffen mich blitzende starke Strahlen aus einer kleinen Lichtquelle, die meine Augen so blendet, daß ich kaum hinsehen kann. Es ist ein Spinnengewebe zwischen ein paar Wiesenhalmen ausgespannt, in dem Tautropfen hängen. So wenig genügt, um so viel Himmelslicht widerzustrahlen mit solcher Kraft auf solche Entfernung! Welche Kraft des Widerstrahlens muß wohl dann ein einziges Menschenherz besitzen?!

*

Derselbe Geist, der die geistigen Werke der Menschen schafft, ist es auch, der in den Trägen und Gleichmütigen die Begeisterung für diese Werke zu wecken versteht. Beide sind ein und derselbe Geist und wohnen in einem Haus. Denn was ist das herrlichste Werk ohne die Begeisterung, die es fühlen und verstehen lehrt? Hier liegt ein herrliches Buch auf dem Tisch, das wartet, und dort liegt ein dumpfer Mensch und schläft. Ehe die beiden nicht zueinander geführt sind durch Begeisterung, lebt keine Kunst.

*

Mürrisch und trübe sind wir immer dann, wenn wir uns vom Dunkel der Augenblickswolke ganz verschütten lassen und vergessen, daß jenseits aller Wolken der klare Himmel ist. Es kommt darauf an, einen winzigen Teil unseres Bewußtseins immer wach zu erhalten als einen Wächter, der uns von hoher Warte stündlich einmal diese Erkenntnis zuruft. Er hält die tapfere kleine Fahne unseres höheren Selbst, die über unseren Häupten unter Gottes Atem unermüdlich weht.

*

Es gibt Menschen, die eine lächerliche Angst davor haben, alt zu erscheinen. Nicht äußerlich; aber daß man sagen könnte: er geht nicht mit der Zeit mit. Was für Kapriolen da so ein leidlich bejahrter Hengst ausführt, damit man ihn noch für fähig hält, das Fohlentum aus dem Grunde zu verstehen. Solche Menschen werden nirgends heimisch, nirgends bleiben sie geistig so tief haften, daß sie Wurzel schlagen könnten. Geistig seßhaft werden, verbauern, vertrocknen, nein, das sollen sie beileibe nicht. Aber Wurzel schlagen! Das heißt nichts anderes, als Säfte aus der Tiefe ziehen, desto tiefer, je inbrünstiger die Wurzeln graben. Oder sind Bäume, die nach unten, nach oben und nach allen Seiten Arme, Hände strecken, zu empfangen, zu suchen, zu danken, zu segnen — etwa in Gefahr zu vertrocknen? Im Gegenteil, sie werden jedes Frühjahr wieder von neuem jung, buchstäblich und augenfällig. Hüten wir uns also, zu ängstlich um die Mitgeher-Jugend zu buhlen. Eines Tages stehen wir mit weißen Haaren und kurzgebliebenem Hemdchen auf unserem Grabe und versuchen vergebens, es länger zu ziehen. Wenn wir keine Wurzeln haben, an denen wir uns im Dunkel dann nachher entlang tasten können, um ans Licht zu gelangen — was dann? Denn dazu sind Wurzeln da. Sie reichen bis ins Licht, wenn es richtige Wurzeln sind.

*

Wozu immer Vergleiche heranziehen, wenn es sich um die Betrachtung von Landschaften, Kunstwerken oder Menschen

Digitized by Google

handelt? Als ob eine Sache nicht dadurch, daß sie überhaupt der Betrachtung wert wird, zugleich auch das Recht erwürbe, für sich allein betrachtet zu werden. Solche Vergleiche kommen mir vor wie Brücken für Gedanken, die sich im Strom des Geistes nicht freigeschwommen haben, oder wie Geländer, an die sich Urteile lehnen müssen, weil sie nicht allein stehen können.

*

Viele verstehen unter Geist etwas, das nur in Büchern zu finden ist. Anderen bedeutet Geist etwa Witz. Dritten Scharfsinn oder Verstand. Vierten ist Geist ein Ding, das fürchten macht, weil es da ist, ohne Körper zu haben. Fünfte und wenige sehen in ihm einen sehr weisen, viel älteren Bruder, der stets zu kommen bereit ist, sobald sie eine kleine geheime Tür ihm öffnen, die niemand kennt als der Hausherr selbst.

*

Neue Kunstliteratur

Von Emil Utitz (Halle a. S.)

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. I. Das Altertum. Nach Adolf Michaelis bearbeitet von Paul Wolters. 12. Auflage. Mit 1078 Textabbildungen und 16 Bildtafeln. 1923. XII und 608 S. II. Frühchristliche Kunst und Mittelalter. Von Joseph Neuwirth. 12. Auflage. Mit 719 Textabbildungen und 16 Bildtafeln. 1924. XII und 547 S. III. Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Georg Gronau. 12. Auflage. Mit 362 Textabbildungen und 24 Bildtafeln. 1924. XVI und 394 S. IV. Die Kunst der Renaissance im Norden, Barock und Rokoko. Von Paul Schubring. 11. Auflage. Mit 597 Textabbildungen und 27 Bildtafeln. 1923. X und 405 S. V. Die Kunst von 1800 bis zur Gegenwart. Von Max Osborn. 3. Auflage. Mit 653 Textabbildungen und 36 Bildtafeln. 1925. XIV und 559 S. Leipzig 1925, Alfred Kröner.

Geschichte der deutschen Kunst. Von H. und O. Lackenbach. Mit 572 Abbildungen und 86 Bildtafeln. München und Berlin 1926, R. Oldenbourg. VIII und 503 S.

Ästhetik. Eine Einführung für Kunstfreunde. Von Theodor A. Meyer. 2. Auflage. Mit 28 Textabbildungen. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke. VIII und 440 S.

Grundfragen der Ästhetik. Von Wilhelm Wirth. Leipzig 1925, Akademische Verlagsgesellschaft. VIII und 152 S.

Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Von Robert Saitschick. 2. Auflage. München 1925, C. H. Beck. XVI und 633 S.

Genie und Charakter. Von Robert Saitschick. 2. Auflage. Mit 6 Bildnissen. Darmstadt und Leipzig 1926, Ernst Hofmann & Co. VIII und 359 S.

L'art et la pensée. Journal de Psychologie normale et pathologique. Numéro exceptionel. Paris 1926, Librairie Félix Alcan. 404 S.

Die Entstehung des Geniebegriffs. Von Edgar Zilsel. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII und 346 S.

Erziehung zur Kunst. Von Richard Müller-Freienfels. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. XII und 236 S.

Von Kunst zur Gestaltung. Einführung in die moderne Malerei. Von Adolf Behne. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. Mit zahlreichen Abbildungen. 88 Seiten und XXIV Tafeln.

Vincent. Von Julius Meier-Graefe. München 1925, R. Piper & Co. 322 S.

Rembrandt. Von Wilhelm Hausenstein. Mit 19 Tafeln. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 553 S. Geb. M. 20,—.

Peter Vischer der Ältere und seine Werkstatt. Von Simon Meller. Mit 154 Abbildungen. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 248 S.

Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland. Von Herbert Kunze. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Bonn 1925, Friedrich Cohen. 16 Seiten Text. (Kunstbücher deutscher Landschaften.)

Pempelfort; Sammlung kleiner düsseldorfer Kunstschriften. Druck und Verlag von L. Schwann, Düsseldorf. Durchschnittlich 16 Seiten mit 4—8 ganzseitigen Abbildungen. Erste Serie: 1. Zwei Historienbilder Eduard Bendemanns. Von Karl Koetschau. 2. Landschaften von Karl Seibels. Von Bernd Lasch. 3. Die Belagerung von C. F. Lessing. Von H. W. Hupp. 4. Die Frühzeit des Peter Cornelius. Von Karl Simon. 5. Rethels Zeichnungen. Von Kurt Zoege von Manteuffel. 6. Ernst Deger. Von Karl Koetschau. 7. Herbert Eulenberg. Von H. W. Keim. 8. Hermann Harry Schmitz. Von Viktor M. Mai. Zweite Serie: 9. Frühe Bildnisse von Julius Hübner. Von Karl Koetschau. 10. Landschaftsstudien J. W. Schirmers. Von Hans Curziel. 11. Johann Peter Hasenclever. Von Walter Cohen. 12. Ein Künstlerkreis. Von Bernd Lasch. 13. Der Spaziergang am Ostermorgen von Theodor Schüz. Von Karl Koetschau. 14. Heinrich Heine. Von Oskar Walzel. 15. Wegbereiter des neuen Europa. Von H. W. Keim. 16. Vom Düsseldorfer Schauspielhaus. Von Kurt Kamloh.

Jedermanns Bücherei. Sumerische und akkadische Kunst. Von Eckhard Unger. Breslau 1926, Ferdinand Hirt. 108 Seiten mit einer Karte u. 62 Abbildungen. — Römische Kunst. Von Herbert Koch. 1925. 136 Seiten mit 44 Abbildungen und 13 Skizzen. — Die Kunst der Frührenaissance in Mittel-Italien. Von Hans Kiener. 1925. 140 Seiten mit 17 Skizzen und 56 Abbildungen. — Französische Maler des 19. Jahrhunderts. Von Emil Waldmann. 1925. 144 Seiten mit 32 Abbildungen.

Daumier und Wir. Eine Sammlung Daumierscher Lithographien in 9 Bänden. Daumier und die Politik. Herausgegeben von Hans Rothe. 8 Seiten Text und 64 Tafeln. Daumier und das Theater. Herausgegeben von Hans Rothe. 16 Seiten Text und 64 Tafeln. Leipzig, Paul List.

Meister der Plastik. Andreas Schlüter. Von Ernst Benkard. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 24 Seiten und 72 Tafeln. Giovanni Lorenzo Bernini. Von Ernst Benkard (ebenda). 1926. 46 Seiten und 80 Tafeln.

Das Käthe Kollwitz-Werk. Von Arthur Bonus. Mit einführendem Text sowie 153 Bildtafeln. Dresden 1925, Carl Reißner. 38 S.

Zwischen Spree und Panke. Von Heinrich Zille. Neue Folge der berliner Geschichten und Bilder. Mit 170 Bildern. Dresden 1925, Carl Reißner. 32 S.

Der Spießer-Spiegel. Von George Groß. 60 Berliner Bilder nach Zeichnungen. Mit einer Selbstdarstellung des Künstlers. Dresden 1925, Carl Reißner. 16 S.

Heinrich Nauen. Von Max Creutz. Mit 34 Abbildungen. München-Gladbach 1926, Führer-Verlag. 32 S.

Bauhausbücher. München 1925—1926, Albert Langen. 1. Internationale Architektur. Herausgegeben von Walter Gropius. 106 Seiten mit zahlreichen ganzseitigen Abbildungen. 2. Pädagogisches Skizzenbuch. Von Paul Klee. 51 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 3. Ein Versuchshaus des Bauhauses in Weimar. Zu-

Digitized by Google

sammengestellt von Adolf Meyer. 76 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 4. Die Bühne im Bauhaus. 85 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 5. Neue Gestaltung. Von Piet Mondrian. 66 S. 6. Grundbegriffe der neuen gestaltenden Kunst. Von Theo van Doesburg. 40 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 7. Neue Arbeiten der Bauhauswerkstätten. 116 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. 8. Malerei, Photographie, Film. Von L. Moholy-Nagy. 133 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Neue Malerei in Ungarn. Von Ernst Kállai. Mit 83 Abbildungen auf 80 Tafeln. Leipzig 1925, Klinkhardt & Biermann. (Band 11 von Die junge Kunst in Europa.) 124 S.

Die Bildwerke der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen. Bearbeitet und eingeleitet von Heiner Sprinz; in Lichtbildern aufgenommen von Otto Lossen. Mit 66 Tafelbildern und 55 Textbildern. Stuttgart und Zürich 1925, Montana-Verlag. 48 S.

Die holländische Landschaftskunst 1600–1650. Von Rolph Grosse. Mit 121 Abbildungen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 130 Seiten und 94 Tafeln.

Das Freiburger Münster. Von Friedrich Kempf. Mit 274 Abbildungen. Karlsruhe 1926, G. Braun. 262 S.

Alt-Prager Almanach. Herausgegeben von Paul Nettl. Prag 1926, Die Bücherstube. 196 Seiten und 6 Tafeln.

Afrikanische Plastik in der Gestaltung von Mutter und Kind. Von Oskar Ruoffer. Mit 75 Bildern. Dresden 1925, Carl Reißner. 80 S.

Der unbestechliche Minos. Von Rom Landau. Kritik an der Zeitkunst. Mit 16 Farbtafeln und 188 einfarbigen Abbildungen. Hamburg 1925, Harder. 172 S.

Selbstbiographie. Von Lovis Corinth. Mit 22 schwarzen und 4 farbigen Bildnissen. Leipzig 1926, S. Hirzel. 194 S.

Josse Goossens. Von Richard Braungart. Mit 74 schwarzen und 6 farbigen Tafeln; 15 Abbildungen im Text. Krefeld 1925, Wilhelm Greven. 50 S.

Schnars-Alquist, sein Leben und seine Kunst. Geo Hunold. Bremen, Carl Schünemann. 111 Seiten mit 30 Abbildungen und 6 Tafeln.

Deutsche Landschaften. Von Hermann Gradl. In 64 Bildtafeln nach Originalen, herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. 2. Auflage. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 36 S.

Ludwig Penz, ein tiroler Bildschnitzer. Von Alexander Heilmeyer. München 1925, Albert Langen. 26 Seiten und 60 Tafeln.

Hans Thoma, sein Leben und seine Kunst. Von Heinrich Höhn. Mit 16 Abbildungen. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. Mit 16 Abbildungen. 60 S.

Vertraute Stunden mit Hans Thoma. Von Hermine Maier-Heuser. Mit 15 Abbildungen und einem Faksimile. Zürich und Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag. 112 S.

Schwäbische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. Von Otto Fischer. Mit 219 Abbildungen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 Seiten und 217 Tafeln.

Die Malerei des 19. Jahrhunderts, erläutert an Bildern im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Leichtfaßliche Anleitung von Carl Becker. Köln, Bachem G. m. b. H. Mit 38 Abbildungen. 64 S.

Von Kunst und Künstlern. Gedanken zu alten und neuen künstlerischen Fragen. Von Josef Kreitmaier. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. 250 S.

Von der „Enkelin Gottes". Gedanken über religiöse Kunst. Von Joseph Kühnel. Mit 8 Bildern. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. 128 S.

Das Buch vom Porzellan. Von Adalbert Zoellner. Leipzig 1925, Klinkhardt & Biermann. Buchausstattung von Kurt Severin. 226 S.

Bildnerei der Gefangenen. Von Hans Prinzhorn. Mit 174 Abbildungen und 2 farbigen Tafeln. Berlin 1925, Axel Juncker. 60 S.

Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl. Von Fritz Giese. Mit 56 Abbildungen. München 1925, Delphin-Verlag. 150 S.

Wunderheilungen und ärztliche Schutzpatrone in der bildenden Kunst. Von Oskar v. Rosenthal. Leipzig 1925, F. C. W. Vogel. 42 Seiten und 102 Tafeln.

Angesichts der Aufgabe, mehr als ein halbes Hundert Kunstbücher in einer kurzen Sammelbesprechung zu würdigen, ziemt wohl strenge Klarheit über die grundsätzliche Einstellung. Eingehender Inhaltsbericht und ausführliche Kritik verbieten sich von selbst. Sie erscheinen auch an diesem Orte unnötig, da unsere Zeitschrift weder der Ästhetik noch der Kunstgeschichte in erster Linie dient. Es bleibt also die knapp kennzeichnende Anzeige übrig, die empfehlend oder warnend sichtet. Die Empfehlung darf sich jedoch nicht auf den wissenschaftlichen Wert beschränken, sondern muß alles einschließen, das aus irgendwelchen Gründen bedeutsam ist. Aber eines kann wohl unbedingt gefordert werden, nämlich: Sachlichkeit. Damit meine ich gewiß nicht, daß alles Schrifttum sich der jüngsten Kunstströmung anzugleichen habe, die als „magischer Realismus", als „neue Sachlichkeit" usw. charakterisiert wird. Doch die geblähte Phrase, die schwärmerische Verhimmelung, die pathetischen Beteuerungen, sie sind als kunstschriftstellerische Leistungen schlechthin unergiebig, und vielfach auch — in tieferem Betracht — unverständlich. Die Ekstase muß sich durch den Wert rechtfertigen, den sie erfaßt, und durch die Bestimmtheit und Tiefe dessen, was sie zur Schauung bringt; bloß als Ekstase mag sie ihren Träger berauschen; aber dieser Rausch geht den ferner Stehenden nichts an, es besteht sogar die Gefahr einer Ansteckung, die nicht auf Überzeugungen ruht, sondern in verworrenen, trüben Erregungen sich auswirkt. Es ist daher zu begrüßen, daß im Schrifttum eine sehr merkliche Ernüchterung Platz gegriffen hat. Das genialische Wetterleuchten an weiten, dunkelnden Horizonten läßt nach, und eine beruhigtere Helle breitet sich aus. Nichts wäre unsinniger als die Flucht vor dem Genialen, doch sein schlimmster Feind ist die bombastische Aufmachung der bloßen Maske des Genialen. Und diese Maskenscherze sind im Erlöschen. Sie übertäuben nicht mehr anmaßend die ruhige Stille bescheidener Arbeit, die sicherlich originale Großleistung nicht ersetzen kann, aber die in ihren Grenzen Gutes stiftet. Und dieses Gute sei bereitwillig anerkannt!

Zu ihm zählt gewiß die neue Auflage der Springerschen Kunstgeschichte, die schon vielen Tausenden ein zuverlässiger Berater war, und die in Zukunft zweifellos auch weiter diese Aufgabe erfüllen wird. Mit vieler Mühe und Opferfreudigkeit erfahren Text und Illustrierung weitgehende Umgestaltung, Ergänzung und Erweiterung. Fraglos bleiben Wünsche offen; man würde es lieber sehen, wenn bisweilen neuere Standpunkte stärker zum Durchbruch kämen. Aber man darf sich auch nicht verhehlen, daß dieses Handbuch die Schwierigkeit mit den großen Konversationslexiken teilt, Neutralität zu wahren, sich nicht irgendeiner Richtung zu verschreiben. Ein gewisses Onkeltum wird da unvermeidlich. Und seine maßvolle Biederkeit wird gern ertragen, wenn breite, weise Zuverlässigkeit entschädigt. Im einzelnen kann sie nur durch zahlreiche Stichproben zuständiger Forscher nachgeprüft werden; aber im großen und ganzen besteht kein Zweifel, daß es sich hier um einen altbewährten Führer handelt, der behutsam und vorsichtig nicht zu veralten strebt. Mit stärkerer Zurückhaltung muß ich mich über Luckenbachs „Geschichte der deutschen Kunst" äußern. Gewiß haben die Verfasser recht, dem „natürlichen Trieb des naiven Betrachters" entgegenzukommen, der „bei jedem Werke zunächst nach dem fragt, was dargestellt ist, und danach erst, wie es dargestellt ist",

Digitized by Google

aber die eigentlich künstlerischen Probleme hätten doch schärfer akzentuiert werden können. So dankenswert es ist, daß zum Beispiel dem deutschen Dorf ein eigener Abschnitt gewidmet wird, das Mittelalter hätte eine eingehendere Darstellung verdient, gerade in einer Geschichte der deutschen Kunst. Ich fand zum Beispiel nichts über Gernrode, Halberstadt, Quedlinburg. Die Namen fehlen vollkommen im Sachverzeichnis. Ebenso erscheint es mir unmöglich, beim deutschen Rokoko Banz und Vierzehnheiligen zu vergessen. Und schmerzlich habe ich in der Darstellung des 19. Jahrhunderts Hans von Marées vermißt. Ohne den Wert des Gebotenen verkleinern zu wollen — der Leser findet wirklich viel vor —, muß doch von einer neuen Auflage eine sehr gründliche Umarbeitung verlangt werden, wenn das Werk seinem stolzen Plan wahrhaft gerecht werden will.

Den kunstgeschichtlichen Gesamtdarstellungen reihen wir die allgemeine „Ästhetik" von Theodor A. Meyer an. Sie erscheint mir als ein Versuch, die ältere Ästhetik mit den Bedürfnissen der heutigen Kunstphilosophie und ihrer Problematik zu verknüpfen. Aber dieser Versuch gelingt nicht restlos, trotz der bewunderungswürdigen Folgerichtigkeit des Verfassers und trotz zahlreicher richtiger Einzelerkenntnisse. Es ist eine etwas unklare Lebensmetaphysik, welche das Ganze trägt, und wenn von der „gründlichsten" Verschiebung des Schönheitsbegriffes in der Kunst gesprochen wird, verunklart sich die Beziehung des Ästhetischen zur Kunst. Aber eben diese Schwierigkeiten beleuchten am besten den Stand der Wissenschaft, deren entscheidende Förderung nur durch strenge philosophische Grundlegung vollzogen werden kann. Spielt schon bei Th. A. Meyer das Thema der „Einfühlung" eine große Rolle, so wird es zum leitenden Hauptmotiv in den „Grundfragen der Ästhetik" von Wilhelm Wirth. In engem Anschluß an die Theorien Johannes Volkelts wird eine Erweiterung des Einfühlungsbegriffes versucht. Diese Arbeit geht in erster Reihe den Psychologen an; während Meyers Ästhetik allenthalben den kunstnahen Literarhistoriker verrät, wodurch ihr eine angenehme Lebendigkeit eignet, die auch den Laien anzuregen und mit pädagogischem Geschick weiter zu führen versteht. An Freunden wird es auch den neu aufgelegten beiden Werken von Robert Saitschick nicht fehlen. „Genie und Charakter" zeichnet sechs Porträts: Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Schopenhauer, Wagner. Das derzeit sehr rege charakterologische Interesse macht diese Schrift heute aktueller als bei ihrem ersten Erscheinen. Und gleiches gilt von der großen — gelehrten — Arbeit über „Menschen und Kunst der italienischen Renaissance". Leider ist der Ergänzungsband der ersten Auflage mit seiner reichen Bibliographie entfallen. Seinerzeit schrieb Georg Gronau, daß man bei diesem Buch den Mut zur Kritik nur aus engstem Spezialistentum schöpfen könne. Ich habe kein Recht auf diesen Mut; und es genügt wohl der Hinweis auf diese ernst zu nehmende Arbeit, in der eine große Fülle einzelner Abhandlungen vereinigt ist, beginnend mit einer Gegenüberstellung von Mittelalter und Renaissance, dann die Großen der Renaissance würdigend, um in eine Betrachtung ihrer Hauptwerke auszuklingen.

Eine allgemeine Übersicht zur Ästhetik und Kunstphilosophie der Gegenwart versucht das Sonderheft des „Journal de Psychologie" zu bieten. Wenn das Unternehmen nicht völlig geglückt ist, beruht dies auf der mangelnden Berücksichtigung der deutschen Literatur. Denn ohne nationalistische Scheuklappen darf man wohl sagen, daß die unbestrittene Führung in diesen Wissenschaften bei Deutschland liegt, zumal wo es sich um die philosophischen Grundprobleme handelt. Abgesehen von dieser Einschränkung muß man Reichtum und Qualität des Gebotenen dankbar willkommen heißen. Die besten Namen, über welche die französische Ästhetik verfügt, beteiligten sich an diesem Werk, das nach Erörterungen über allgemeine Ästhetik die Theorie der Einzelkünste bespricht und endlich zwei Abhandlungen zur primitiven Kunst bringt. Es ist besonders anzuerkennen, daß auch rein künstlerisch so hervorragende Persönlichkeiten — wie zum Beispiel Ozenfant (sur les écoles cubistes et post-cubistes) Bourdelle (Prophéties sur la sculpture) Le Corbusier (Architecture d'époque machiniste) — sich dieser Arbeit nicht versagten, ein schöner Beweis für ihre Kunstnähe und Lebendigkeit. Ein Spezialproblem behandelt Edgar Zilsel mit seiner „Entstehung des Geniebegriffes", einem Beitrag „zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus". Mit überdurchschnittlichem Fleiß wird hier ein wichtiges Material verwertet, und eine Fülle von Einzelbefunden lohnen die entsagungsvolle Bemühung. Sie wird darum auch für den bedeutsam, der — gleich mir — gewisse Grundeinstellungen Zilsels nicht zu billigen vermag. Doch da er seine Theorien über den Geniebegriff — die er nur als Vermutungen gelten lassen will — im wesentlichen von der Tatsachengewinnung fernhält, läuft sein Buch weniger Gefahr einer Verengung im Dienste eines starren Standpunkts. Die Kunstpädagogik von Müller-Freienfels betrachtet ihre Aufgabe nicht als eine bloß Berufskünstler angehende Angelegenheit, sondern als allgemeinmenschliches und allgemein-kulturelles Problem. Einleitend wird die Frage der künstlerischen Erziehung erwogen, es folgt eine Betrachtung über die psychologischen Grundlagen der Kunsterziehung, und daran schließen sich Erörterungen über die Erziehungsmöglichkeiten in den einzelnen Künsten an. Probleme der adäquaten Erfassung individueller Kunstwerke beenden das Buch, das alle Vorzüge des weitbekannten und beliebten Verfassers aufweist: seine lebensvolle Aufgeschlossenheit, seinen Erfahrungsreichtum, seine klug gliedernde und differenzierende Art, die leichte Faßlichkeit und den Geschmack der Darstellung. Die Schattenseiten stören gerade hier — wo es sich um ein Werk für breitere Kreise handelt — weniger: die Sorglosigkeit in der philosophischen Fundierung, welche die Probleme zwar sehr klar ausbreitet, aber nicht immer in die Tiefen führt. Pädagogisch abgestimmt ist auch die Schrift von Adolf Behne „von Kunst zur Gestaltung". Ganz fern liegt mir der — bereits in der Einleitung aufgestellte — Grundsatz, jeder, der nicht an der Oberfläche der Kunst haften bleibe, müsse erkennen, daß die neue Kunst Kämpfer sei für einen kommenden Sozialismus. Es mag eine Kunst im Dienste des Sozialismus geben — obgleich sie niemals von diesem Dienste her ihre autonom-künstlerische Rechtfertigung erfahren kann —, aber es erscheint mir schlechthin ausgeschlossen, die gesamte neue Kunst von diesem Standpunkt her verstehen zu wollen, nicht einmal den recht engen Ausschnitt, den Behne auswählt. Er befaßt sich nämlich vorwiegend mit abstrakter Kunst. Wenn Behne den Beginn eines neuen Zeitalters der Kunst verkündet, weil an Stelle der Kunst im alten Sinne das neue Prinzip der Gestaltung trete, bin ich skeptisch gegenüber der Vorhersage und meine, daß die Frage der Gestaltung kein neues Prinzip der Kunst darstellt, vielmehr ihr ewiges, unverlierbares Kernproblem. Daß aber die Gestaltung gegenstandsfrei sein solle, erscheint — in allgemeinem Betracht — als dogmatisches Vorurteil, das man gewiß aus einer bestimmten Zeitlage deuten kann — und da weiß Behne zum Teil Interessantes zu sagen —, das aber alles eher als ein Kunstgesetz ist.

Von dieser ästhetischen und kunstphilosophischen Reihe wenden wir uns zwei großen Monographien zu. Die eine ist nicht neu. Denn Meier-Graefe hat bereits vor Jahren seinen „Vincent" geschrieben. Der große Erfolg jenes ergreifenden Buchs hat nun diese billige einbändige Volksausgabe zur Folge gehabt, die wärmstens allen empfohlen werden kann. Es ist eines der menschlich gelungensten Kunstbücher aus letzter Zeit. „Die Legendenbildung zu fördern, ist der Zweck des Buches Vincent. Denn nichts ist uns wichtiger als neue Symbole, Legenden eines Menschentums aus unseren Lenden." Denn dieses Leben war ein Drama voll „merkwürdiger Begebenheiten, Zeichen und Wunder. Das Stoffliche, obwohl erst vor dreißig Jahren abgeschlossen, liegt

Digitized by Google

hinter uns wie die Legende Georgs, des Drachentöters, und andere märchenhafte Dinge. Der Reiz dieses wie jedes gelungenen Stückes beruht auf der Bereitung des Stoffes, auf der Darstellung der Motive des Helden, warum er so handelte, und wie er sich und seine Idee dabei ausdrückte. Und doch ist dies im vorliegenden Fall keine Nachdichtung anderer Hand, sondern im wesentlichen eigenhändiges Werk des Helden, und damit rückt vollends das Stück aus dem Bereich des Gewohnten heraus. Er lebte das Drama und schrieb die Hauptzüge nieder und fügte überdies die Moral in Form von unzweideutigen Symbolen hinzu." Das meiste Material schöpfte Meier-Graefe aus den Briefen, den Rest „aus den erwähnten Symbolen, den Werken des Malers". So entstand ein biographischer Roman, voll hinreißender Eindringlichkeit. Das Leben wird nicht von außen gedeutet, sondern von seinem Quellpunkt her rauscht es hervor, und jegliches Dokument ist ein Zeichen, Zeuge jener Bewegtheit, die mit dämonischer Schicksalsnotwendigkeit aufwächst bis zum tragischen Ausklang. Erstaunlich wirkt die Tiefe der Einfühlung — ein Meisterstück — und nicht minder erstaunlich die sprachliche Formung in ihrer sachlichen Unmittelbarkeit. Nur eines stört: Meier-Graefes „Legende" hat Tendenz; und wo diese hervorlugt, wird die Nutzanwendung zu stark unterstrichen. Diese pädagogische Erhitzung ist unnötig; man spürt ohnehin das Beispielhafte und zugleich Einzigartige. Es bedarf nicht des betonten Hinweises: dieser Holländer ergreift alle möglichen Berufe und erst zum Schlusse wird er „halb zufällig und im Grunde als Notbehelf" Maler. Vor allem ist er der religiös erschütterte Mensch, der als Seelsorger Bergleute zu trösten und ihnen zu helfen versuchte, der unter Bauern und Webern lebte, arm und schlicht wie diese. Den nie das Artistische reizte, der Kunst wollte für die Vielen, einfache Kunst für einfache Leute. So blieb er auch als Maler „Gottsucher". Eine ähnliche Aufgabe schwebte wohl Hausenstein vor, als er ein noch weit großartigeres Thema ergriff: Rembrandt. Und in vieler Beziehung ist er auch diesem Ziele nahe gekommen. Sein Stil ist ruhiger geworden, sein Spürsinn oft erstaunlich. Er lebt wahrhaft in der Welt der Kunst, und er öffnet sich allen menschlichen Problemen. Die bisweilen gewalttätige Verwendung von Fachausdrücken in neuer Bedeutung hat nachgelassen. Wieweit sein großes Buch eine bleibende Bereicherung der Rembrandt-Forschung darstellt, wage ich nicht zu entscheiden; gewiß ist aber, daß Hausenstein vieles in neuem Licht gesehen hat. Wenn er nicht die reife Stilklarheit der Meier-Graefeschen Monographie voll erreicht, liegt das an seiner unglücklichen Stellung zur Wissenschaft. Er will sich damit abfinden, „wenn die im buchstäblichen Sinne erdrückende Mehrheit der offiziellen Kunsthistoriker, die für eine von ihr betriebene technische Hilfsdisziplin den tönenden und in sich unsinnigen Namen der Kunstwissenschaft in Anspruch nimmt, an diesem Buch ironisch vorübergeht"; er zieht es bei weitem vor, in gelehrten Einzelheiten sich geirrt zu haben, „als von Berufenen etwa das Urteil hören zu müssen, dies Buch sei ohne Wärme des Herzens, ohne Ernst der Gedanken, ohne jegliche Kunst verfaßt". Ich glaube, daß zu Ironie kein Anlaß vorliegt, und daß jeder gern Wärme des Herzens, Kunst und Gedankenernst bestätigen wird. Wozu dann der gehässige Angriff auf die Wissenschaft? So gewiß Kunst keine Wissenschaft ist, so gewiß kann es eine Wissenschaft von der Kunst geben, wie eine Wissenschaft von der Religion. Der Versuch, sie zu technischen Hilfsdisziplinen zu entwürdigen, ist eine durch nichts begründete Verunglimpfung. Was haben denn zum Beispiel Wölfflins kunstgeschichtliche Grundbegriffe oder das Heilige von Otto mit dem Charakter einer technischen Hilfsdisziplin zu schaffen? Woher aber die hemmungslose Feindseligkeit in einem sonst so vornehmen Buch? doch nur, weil Hausenstein der Wissenschaft gegenüber nicht die Freiheit hat wie Meier-Graefe, und weil er letzthin nicht einsieht, daß Wissenschaft etwas anderes anstrebt als er selbst. Darum fühlt er sich durch sie innerlich getrennt und gehindert und kämpft gegen einen Gegner, der gar kein Gegner sein müßte. Ein Verhältnis gegenseitiger Achtung wäre nicht nur an sich erfreulicher, sondern auch ein sachliches Gebot der Stilreinheit.

Und nun zu den vielen Sammlungen von Kunstbüchern! Die meisten von ihnen sind bereits so bekannt, daß jeder Bewanderte weiß, was seiner wartet. So haben die von Karl Scheffler und Curt Glaser herausgegebenen „Deutsche Meister" allgemeines Ansehn errungen. Und der neue Band fügt sich gut der schönen Reihe ein. S. Meller geht davon aus, daß man den Namen Peter Vischers in einem Atem mit dem Albrecht Dürers zu nennen pflegt. Aber ersterer gleicht den berühmten Dichtern, deren Namen jeder mit Ehrfurcht gedenkt, deren Werke aber von niemandem gelesen werden. Es sind wohl eine Anzahl von Werken mit Vischers Namen oder Zeichen signiert und auch datiert, da er aber als Erzgießer keiner freien Kunst, sondern einem Handwerk angehört hat, bedeutet seine Signatur nur die Zugehörigkeit zu seiner Gießhütte, keineswegs aber in jedem Fall die künstlerische Eigenhändigkeit. Er hat die Gießhütte von seinem Vater geerbt und dann seinen Söhnen hinterlassen. „Das langjährige Zusammenarbeiten der Väter mit den Kindern macht die Frage nach dem geistigen Urheber fast bei jedem Stück notwendig und ist bisher nur in seltenen Fällen einmütig beantwortet worden." Selbst bei dem Hauptwerk der Hütte, dem Sebalduskrab in Nürnberg, wird bald alles bis auf Kleinigkeiten Peter Vischer zugeschrieben, „bald alles den genialen Söhnen zugewiesen, wobei er fast leer ausgehen muß. Ist es verwunderlich, daß bei dieser Unsicherheit in den elementaren Fragen der geistigen Urheberschaft das Gesamtbild seiner Persönlichkeit schwankend und verschwommen blieb?" Meller hält aber die Schwierigkeiten nicht für unüberwindbar, und er glaubt bestimmte Gruppen von Werken mit den einzelnen Gliedern der Familie Vischer teils mit Sicherheit, teils mit gewisser Wahrscheinlichkeit verbinden zu können. „Auf alle Fälle sind die Hauptmeister der Familie in ihrer künstlerischen Eigenart klar und eindeutig zu erfassen." Dieser Aufgabe dient mit großem Ernst sein Buch. Gleicher Beliebtheit erfreuen sich die von Herbert Kunze geleiteten „Kunstbücher deutscher Landschaften", von denen eine neue Probe vorliegt in Herbert Kunzes gotischer Skulptur in Mitteldeutschland. Es ist sehr zu begrüßen, daß neben den weltberühmten Stücken (z. B. in Naumburg, Magdeburg usw.) auch mit Unrecht viel unbekanntere Arbeiten besprochen und in vorzüglichen Abbildungen vorgeführt werden. Ich weise da zum Beispiel auf Konrad von Einbeck hin, auf den Meister H. W. — dem jüngst Chemnitz eine glänzende Ausstellung widmete — oder auf den Meister der hallenser Dom-Apostel. In der Sammlung kleiner düsseldorfer Kunstschriften „Pempelfort" dürfen wir herzlich ein ganz neues Unternehmen willkommen heißen, das gleich seinen regen Eifer durch sechzehn schmucke Hefte beweist. Es ist nicht die übliche volkstümliche Kunstschriftstellerei, vielmehr werden da sehr appetitliche Leckerbissen sorgsam aufgetischt. Alle Seiten düsseldorfer Kunstlebens werden berührt. Und diese Art der Kunstpflege scheint mir von geradezu vorbildlichem Wert; die künstlerische Kultur einer Stadt tritt zwingend in Erscheinung, und zwar nicht schwerfällig ans Licht gehoben, sondern fast anmutig, und dabei nicht etwa oberflächlich. Wohl bewährt ist schon Jedermanns Bücherei, deren Abteilung für bildende Kunst unter der klugen Leitung von Wilhelm Waetzoldt steht. Breiten Kreisen sicherlich fremdes Material unterbreitet Eckhard Unger mit seiner Betrachtung sumerischer und akkadischer Kunst; der immer noch unterschätzten römischen Kunst nimmt sich Herbert Koch an; in die Frührenaissance führt Hans Kiener ein. Und ein besonderes Vergnügen ist es, Emil Waldmann über die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts sprechen zu hören. Allein Meistern der Plastik soll eine neue Sammlung gewidmet werden, die sich textlich und illustrativ sehr

Digitized by Google

vorteilhaft vorstellt mit den zwei von Ernst Benkard herausgegebenen Bänden über Bernini und Andreas Schlüter. Besonders die letztere Monographie ist wirklich geeignet, eine fühlbare Lücke zu schließen. Denn soviel ich weiß, lag das Werk dieses hervorragenden deutschen Barockbildhauers — an dessen berliner Zeughausmasken täglich Abertausende vorbeigehn — bisher in keiner leicht erreichbaren Publikation vor. Und daß uns Daumiers Lithographien in neun Bänden — von denen zwei bereits gut ausgestattet erschienen sind — vorgeführt werden sollen, werden die zahlreichen Freunde seiner großen Kunst gewiß gern zur Kenntnis nehmen. Neben den großen Reiz des rein Künstlerischen tritt hier das starke kulturgeschichtliche Interesse. Geschickt erscheint die Einteilung der Bände auf bestimmte Themen hin. Von diesem Franzosen wenden wir uns drei Deutschen zu, die bei aller Unterschiedlichkeit zu Daumier doch Verwandtschaft offenbaren. Auch sie scheinen der „Tendenz" zu dienen, und der Schein trügt nicht; denn es ist ihnen ernst um die Tendenz. Doch ihr Künstlertum überwindet das Aktuelle, Absichtliche, Parteimäßige; nicht stets, aber in ihren besten Blättern. Im erschütternden Lebenswerk der Käthe Kollwitz — ergreifend durch sein lauteres Ethos — gipfelt es auf zu religiöser Monumentalität. Die Sphäre des Sozialen vertieft sich zu der des Metaphysischen. In einer ganz anderen Welt (oder besser gesagt: es ist das gleiche Milieu, nur geschaut unter ganz anderem Aspekt) ist Zille daheim, ja er hat dieser Welt weitgehende Popularität gesichert durch den gütigen Humor, mit dem er alles durchtränkt. Der ist völlig erloschen im Spießer-Spiegel von Groß: hier regiert mitleidlose Schärfe, die rücksichtslos und gewiß nicht liebend zupackt. Aber die Grausamkeit dieser „neuen Sachlichkeit" ist nicht das Letzte, sie löst sich zuweilen in die reine Form der Kunst, wie ja auch die stoffliche Verworfenheit Pascinscher Werke manchmal aufgehoben wird von der Rokokoanmut der Gestaltung. Der starken Begabung von Groß ist jener Durchbruch zur freien Kunst zu wünschen, sie ist zu schade dafür, im bloß Aktuellen sich aufzubrauchen. Erbitterung macht hellsichtig in ihrer Richtung, aber ohne Eros welkt die Kunst. Er muß sich bei Groß noch durchringen, er adelt das Werk der Kollwitz, und er überglänzt Zilles kleine Welt.

Als achter Band der „Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst" erschien das Buch von Max Creutz über den rheinischen Maler Heinrich Nauen, der ein Selbstbildnis in Federzeichnung beigesteuert hat. Die Arbeit ist klar und fesselnd geschrieben, und obgleich ich Nauens Kunst nicht so hoch einzuschätzen vermag wie Creutz, erkenne ich mit besonderer Genugtuung an, daß er nicht etwa hymnisch schwärmt, vielmehr eine ruhige Würdigung darzubieten trachtet. Das Dessauer Bauhaus propagiert seine Ideen durch eine Bücherreihe, von der bisher acht — recht ungleiche — Hefte vorliegen. Walter Gropius — der Direktor des Bauhauses — und Moholy-Nagy — einer seiner Meister — üben die Schriftleitung aus. Es wird vielen erwünscht sein, auf diese Weise einen Einblick in das Wollen und die Taten des Bauhauses zu gewinnen. Für weniger wichtig halte ich die bisweilen allzu breit geratenen programmatischen Betrachtungen. Wirklich überzeugen können nur die Werke selbst, und auf ihr Verständnis allein sollten alle theoretischen Erörterungen abgestimmt werden. Interessant ist ferner der Versuch durch Heranziehung „internationaler" Kunst — wie im ersten Heft — zu zeigen, daß die Bauhausbestrebungen nicht eine isolierte Eigenbrötelei darstellen. Am meisten sind aber dem Bauhaus nach den Stürmen in Weimar und der Gründungsunruhe in Dessau stille Jahre der Arbeit zu gönnen, damit es aus dem Fahrwasser des Sensationellen immer mehr hineinsegele in das ruhigen Schaffens. Nur dann können die Grundsätze von Gropius ihrer Erfüllung entgegenreifen: Entschlossene Bejahung der lebendigen Umwelt der Maschinen und Fahrzeuge; organische Gestaltung der Dinge aus ihrem eigenen gegenwartsgebundenen Gesetz heraus, ohne romantische Beschönigungen und Verspieltheiten; Beschränkung auf typische, jedem verständliche Grundformen und -farben; Einfachheit im Vielfachen, knappe Ausnutzung von Raum, Stoff, Zeit und Geld. „Die Schaffung von Typen für die nützlichen Gegenstände des täglichen Gebrauchs ist eine soziale Notwendigkeit. Die Lebensbedürfnisse der Mehrzahl der Menschen sind in der Hauptsache gleichartig. Haus und Hausgerät ist Angelegenheit des Massenbedarfs, ihre Gestaltung mehr eine Sache der Vernunft, als eine Sache der Leidenschaft. Die schaffende Maschine von Typen ist ein wirksames Mittel, das Individuum durch mechanische Hilfskräfte — Dampf und Elektrizität — von eigener materieller Arbeit zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse zu befreien und ihm vervielfältigte Erzeugnisse billiger und besser als von der Hand gefertigt zu verschaffen." „Die Bauhauswerkstätten sind im wesentlichen Laboratorien, in denen vervielfältigungsreife, für die heutige Zeit typische Geräte sorgfältig im Modell entwickelt und dauernd verbessert werden." Gropius kämpft dabei „gegen Ersatz, minderwertige Arbeit und kunstgewerblichen Dilettantismus für eine neue Qualitätsarbeit". Mögen alle diese Wünsche in Erfüllung gehen! Nach dem großen und berechtigten Erfolg der neuesten Bauhausleistungen dürfen wir gespannt die weitere Arbeit erwarten. Einer der Bauhausmeister — nämlich Moholy-Nagy — erfährt eingehende Würdigung in dem Buch über neue Malerei in Ungarn von Ernst Kállai. Es ist gewiß sehr bequem, auf diese Weise schnell und übersichtlich mit der Malerei Ungarns bekannt zu werden. Die großen europäischen Strömungen spiegeln sich sehr deutlich in ihr, und sie zeigt auch das typische Gepräge von Randstaaten: nämlich die Überradikalisierung extremer Richtungen. Aus Angst, hinter dem Zeitgenössischen zurückzubleiben und aus geringerer Traditionsbindung ist man geneigt, schroffsten Lösungen zu huldigen. Während ein anderes Kennzeichen: das Hereinbrechen des Volkstümlichen — das zum Beispiel für tschechische Kunst sehr charakteristisch ist — hier auffallend zurücktritt, was vielleicht auch Folge der besonderen Zusammenstellung ist.

Die Reihe der Einzelwerke eröffne ich mit dem glänzend ausgestatteten Katalog der wahrhaft fürstlichen Sammlung von Sigmaringen, die sicherlich nicht nach Gebühr bekannt ist. Ein gutes Buch über holländische Landschaftskunst verdanken wir Rolph Grosse. Die sehr gründlichen Untersuchungen werden dem Kenner und Liebhaber dieser Kunst eine schätzenswerte Gabe bedeuten. Über das Freiburger Münster schreibt der Münsterbaumeister Friedrich Kempf aus genauester Kenntnis des Baues. Eine sehr reiche und vorzügliche Illustrierung unterstützt den Text. Ungemein reizvoll ist der Alt-Prager Almanach. Neben kleinen historischen Kostbarkeiten verweise ich besonders auf einige Jugendgedichte von Franz Werfel, auf den Aufsatz von Max Brod über die historischen Quellen seines Romans Reubeni und auf den köstlichen 25. Gesang der weitberühmten Meyriade von Oskar Kraus. Emil Orlik hat in einer humoristischen Originalsilhouette den „Helden" der Meyriade porträtiert. In ein sehr wichtiges Problem der heute sehr aktuellen afrikanischen Kunst führt Otto Nuoffer mit gediegener Kennerschaft ein. Und das ist notwendig. Nachdem sich zuerst Begeisterung an dieser Kunst entzündet hat, die schnell eine Reihe von Büchern schuf, die uns jene fremden Gebiete erst unmittelbar erlebbar machten, ist es jetzt Sache der Wissenschaft, den Schutt von Vorurteilen wegzuräumen und ein tieferes Verstehen anzubahnen. Dieser Aufgabe unterzieht sich Nuoffers Werk. In unseren Tagen ist von afrikanischer Kunst zu der gegenwärtigen kein Sprung, haben wir ja doch von letzterer zur ersteren den Weg gefunden. So schlagen wir gleich Rom Landaus unbestechlichen Minos auf, ein vorzüglich illustriertes Buch, das einen knappen Querschnitt durch die zeitgenössische Kunst gibt; und obgleich ich vielen Urteilen Landaus gar nicht zustimmen kann, anerkenne ich doch gern sein ernstes Streben um klare Sachlichkeit und das gediegene Niveau seiner

Digitized by Google

Kritik. Keiner Empfehlung bedarf die ebenfalls glänzend ausgestattete Selbstbiographie von Lovis Corinth, die aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde. Die unzähligen Bewunderer seiner Kunst werden ohnehin nach dieser Schrift greifen, die wahrhaft erschütternd ausklingt im letzten Selbstbildnis Corinths, einem „Haupt voll Blut und Wunden". In eine farbig-heitere Welt führt Braungarts liebevolle Goossens-Monographie. Wenn man da zweifeln kann, ob die Kunst Goossens trotz aller ihrer Reize gewichtig genug sei für ein derart prächtiges Werk, so muß man bei Schnars-Alquist — Text von Hunold — die Frage schlechthin verneinen. Man kann sich behaglich entschädigen bei den musikalischen romantischen Landschaften von Hermann Gradl, die Uhde-Bernays würdigt. Es ist ein schönes Buch, aus dem der milde Zauber deutscher Landschaft winkt. Ein echt deutscher Künstler war auch der tiroler Bildschnitzer Ludwig Penz, der vor wenigen Jahren starb, und dem nun Heilmeyer dieses pietätvolle Andenken schenkt. Wir bleiben im gleichen Umkreis, wenn wir die beiden kleinen Neuerscheinungen zur Hans Thoma-Literatur namhaft machen: die sicherlich zweckdienliche kurze Einführung von Heinrich Höhn und die allzu schwärmerischen vertrauten Stunden mit Hans Thoma von Hermine Maier-Heuser. Es wäre wertvoller gewesen, hier mehr von Thoma als über ihn zu erfahren. Eine sehr dankenswerte — in ihrer Art unentbehrliche — Veröffentlichung ist die schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts von Otto Fischer. Ein reicher Illustrationsapparat unterstützt die aus genauester Kenntnis geschöpften Darlegungen Otto Fischers, deren besonderen Vorzug ich nicht zuletzt darin erblicken möchte, daß sie ihr Thema nicht überschrauben. Der nahen Versuchung zur Überschätzung wird klug widerstanden; und diese weise Zurückhaltung läßt es durchaus nicht an herzlicher, echter Wärme fehlen. Lokal interessant ist Carl Beckers Einführung in die Malerei des 19. Jahrhunderts, und zwar an der Hand von Bildern im kölner Museumsbesitz. Nur müßten gerade alle Versuche primitiver Kunstpädagogik in Hinsicht ihrer Ausstattung schon erziehlich wirken; und daran fehlt es empfindlich in diesem Fall. Von streng katholischer Seite liegen zwei Veröffentlichungen vor: das Buch des bekannten Jesuitenpaters Kreitmaier „Von Kunst und Künstlern", das sich mit neuesten Kunstströmungen auseinanderzusetzen versucht, und eine kleinere Schrift von Joseph Kühnel über religiöse Kunst. Ihm ist — nach einem Worte Dantes — Kunst „Gottes Enkelin", da die Kunst als Abbild der Natur aus ihr hervorgegangen ist wie die Tochter aus der Mutter. „Aus der Enkelin Augen noch strahlen des Urvaters Schönheit und Weisheit wider." So sollen wir aus ihr Gottes Herrlichkeit zu schauen trachten, soweit dies „hienieden möglich ist".

Mit vier Außenseitern — wenn man es so sagen darf — möchte ich den Bericht beschließen. Adalbert Zoellner — der Direktor im Porzellan-Rosenthal-Konzern, sicherlich ein Fachmann von Rang — hat ein anmutiges Buch vom Porzellan geschrieben, nicht ohne poetischen Reiz, und gewiß reich an wissenswertem Detail. Hans Prinzhorn läßt seiner sehr bekannt gewordenen Bildnerei der Geisteskranken jetzt eine Bildnerei der Gefangenen folgen. Aber das Material ist weit weniger ergiebig, mehr kurios als von tieferem Interesse. Und Prinzhorn weiß dies durchaus, denn in seinen begleitenden Ausführungen begründet er, warum dieser Stoff so weit hinter der überraschenden Dankbarkeit des ersten zurückbleibt. Die Begeisterung für die amerikanischen Tanzmädchen stand Pate bei Gieses anregender Schrift über Girlkultur, die einen bescheidenen Beitrag zur Kultur der Gegenwart liefert, aber vielleicht ihr Thema doch allzusehr belastet. Und auf manche Abbildungen hätten wir wohl gern verzichtet. Abbildungen von Wunderheiligen und ärztlichen Schutzpatronen in der bildenden Kunst hat Oskar Rosenthal gesammelt und legt so eine eigenartige und fesselnde Folge vor. Oftmals wünscht der Arzt die „Grenzen seines Könnens zum Wunderbaren erweitert zu sehen und weiß doch, daß damit die Grundlage seines Berufs, ein planmäßiges Wirken nach den Gesetzen der Natur, zerstört wäre. Keine solchen Grenzen sind den Wünschen der anderen gezogen, die an dem menschlichen Unvermögen leiden, den Kranken und ihren Angehörigen. Sie ersehnen das Wunder ohne Einschränkung, und von fast all denen, die als Religionsstifter oder Religionsverkünder die Aufmerksamkeit der großen Menge auf sich gelenkt haben, werden Wunderheilungen als beglaubigendstes Merkmal ihrer Sendung erzählt. Dieser Teil ihres Wirkens hat auch in besonderem Maße die Anteilnahme der bildenden Künstler erregt."

Parodien

III

Nach Arnolt Bronnen: Aus „Marasmus in Mantua"

Buuj: (dreht sich im Hintergrund).
Krak: (kommt durch die Falltür. Sie trägt das Frühstückstablett).
Plese: Auf den Schreibtisch. Sie könnten überhaupt mehr Zucker geben. Ei.
Krak: Ich habe auch zwei Eier gebracht. (Sie dreht sich.) Haben Sie ein Verhältnis mit ihr?
Plese: Ich sehe niemand. Man erstickt hier vor Hitze. Wenn Sie den Ofen noch einmal so anheizen, fliegen Sie hinaus.
Buuj: (dreht sich) Sie fliegt hinaus, aber Sie fliegen hinein.
Plese: Ich höre nichts.
Krak: Die Eier.
Plese: Sie haben hh.
Buuj: Er soll sich beruhigen. Er ist überhaupt kein Korbwarenfabrikant. Ich lasse mir das überhaupt nicht gefallen. Ich bin katholisch.
Krak: Die Eier.
Plese: Sie haben hh, ich fühl ja hh, ich fühl ja wie's kommt, Krak. Sie soll mich nicht anschau'n hh! Ich habe nie eine Mutter gehabt!!
Krak: Die Eier.
Plese: Dann den Bau.
Buuj: Aber der Vogel.
Krak: Die Eier.
Plese: Also Revolver. Ja hh ich bin kein Korbwarenfabrikant. Meine Wiege stand in Plauen. Dokumente gestohlen hh, Geliebte verführt hh, Abgründe vorüber.
Buuj: (zum Fenster hinaus) Ein Schaltjahr hat dreihundertsechsundsechzig Tage. Jedes vierte Jahr ist ein Schaltjahr. Die Meridianhöhe.
Krak: Die Eier.
Plese: Sie haben hh, schau'n Sie mich nur so an Sie pkhh, Sie werden prrs, Sie werden noch einmal hinausfliegen.
Krak: Die Eier.
Plese: Sie haben hh, Sie haben vergessen, mir einen Löffel dazu zu bringen!

Vorhang.

Wien — Robert Neumann

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Rainer Maria Rilke

„Es ist ein großer und ernster Weg, den der Dichter Rainer Maria Rilke zurückgelegt hat: Aus einem kleinen, wehleidigen Epigonen der Romantik hat er sich aufgerichtet zum Sprecher eines in Leid und Entzücken überpersönlichen und übermächtigen Weltgefühls. Und mit einer religiösen Inbrunst, die keiner Kirche, sondern nur dem ewig brennenden Altar im Innern des Menschen ihr Feuer dankte, hat er die Lebenskraft einer schwer gefährdeten Generation vor Erstarrung bewahrt, ihr Wärme und Bewegung gerettet. Ein Geschlecht, dessen Aufmerksamkeit und Kraft beinahe ganz von der Organisation des äußeren Lebens in Anspruch genommen wird, ist vielleicht nicht berufen, solch Verdienst voll zu würdigen. Wenn der Zusammenhang deutscher Geistesgeschichte einmal aus weiterer Entfernung überblickt werden kann, wird man wahrscheinlich das Verdienst eines zeitlos gestimmten Dichters wie Rilke höher stellen als das manches leidenschaftlichen Sprechers der Stunde." Julius Bab (Hannov. Kur. 610/11).

„Seine Mystik, eine Selbstversenkung ins innere Schauen, die durchaus organisch der durch eine schwache Körperkonstitution bedingten Abkehr vom äußeren Leben entsprach, war ein Gottes-Erlebnis, das, an kein religiöses Dogma gebunden, gleichwohl zu vielen religiösen Erscheinungsformen lebendige Beziehungen hatte, dergestalt, daß der Dichter von einem religiösen Bi dwerk des buddhistischen Kulturkreises etwa mit nicht geringerer Inbrunst sich bewegen lassen konnte als von einem Werk ausgesprochen christlicher Kunst. In diesen Bezirk allgemein-menschlicher, historische und geographische Grenzen überflügelnder Geltung zog er aber nicht nur das Erlebnis der inneren Schau, sondern auch dasjenige der greifbaren Dinge; die ‚toten' Gegenstände, die Pflanzen, die Tiere, Garten und Landschaft, Dorf und Stadt erschienen mit gleichwertigem Akzent neben dem Zentral-Erlebnis des Ich, die Gesamtheit der Welt mit Blumen und Sternen wurde von einem ungemeinen Gefühl für die Brüderlichkeit in allem Sein umfaßt und vom reinen Licht eines Herzens durchglüht, das von dem unlösbaren Rätsel der Schöpfung schöpferisch ergriffen und erfüllt war bis ans Ende." Will Scheller (Kasseler Post 359).

„Manchmal ist auch bei ihm ein Aufraffen, ein nahes Herantreten an die Dinge, höchst selten ein Bezwingen der Dinge selbst, ob gewollt oder nicht gewollt. In der Tiefe brodelt und schwärt das Leben, das ihm in allem Schweren, Grauenhaften, Scheußlichen bekannt ist, aber er hängt den funkelnden Vorhang gefühlsschwerer Worte darüber, und der Traum von Reinheit und Keuschheit und vom Heilighaften des Jenseitigen verklärt es. Merkwürdig ist dabei, wie er banale Worte des Alltags in seine gleitenden Verse einbaut, diesen Worten neuen oder ursprünglichen oder verstärkten Glanz gibt, wie er sprachschöpferisch mit größter, oft volksliedhafter Schlichtheit fügt und formt. In dem, was seine Besonderheit ist: aus allen Erscheinungen des Lebens, seien sie noch so klein und unbedeutend, Ewiges zu sehen, in ihnen der Idee des großen göttlichen Zusammenhangs nachzuspüren, ist er einzig, und darin wird auch seine Bedeutung literaturgeschichtlich sich nicht überleben. Sein ‚Stundenbuch', das Buch des Ringens um Gott aus allem Zweifel und Kleinmut des Menschen der Gegenwart heraus, mit dem Ziel: ‚als wäre mit zerstreuten Dingen von fern ein Ernstes, Wirkliches geplant', mit der mystischen Inbrunst, die den Gottesdom des Angelus Silesius noch weiter und höher in seinen geistigen und seelischen Ausmaßen errichtet, ist der Grund zu einer Erneuerung der religiösen Dichtung gelegt, ein Werk, das aus den Nöten der Zeit kam und dennoch über die Zeit hinaus seine Geltung behalten wird. Hier ist jene mystische Trunken- und Versunkenheit, die anbetet, wo sie nicht begreift, die stammelt, wo die Unbegreiflichkeit sie überwältigt, die gläubig wird, wo alle irdische Menschlichkeit sich erschöpft hat, die im dunkeln Gefühl zergeht, weil sie dem Wunder des Göttlichen sich nur in der Unerschöpflichkeit des Herzens zu offenbaren weiß ... Das ist aber kein Gott-Erobern, das ist ein Sich-Verlieren auf dem Wege zu ihm. Und so scheint es fast, daß auch dieses Gott-Suchen, dieses Sich-Auflösen im All zuletzt zu einem großartigen Spiel phantastischer Worte wird, ein künstlerisches (artistisches) Gott-Erleiden, kein menschliches allzu-menschliches Gott-Erleben in seiner erschütterndsten Einfachheit." D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 967).

„Der junge Rilke war unter den deutschen Dichtern der Sänger der slawischen Melodie. Die spezifisch prager und böhmischen Motive seiner ersten Gedichte und Geschichten hat er bald verlassen, aber die Melodie musizierte schwermütig in seinen Versen fort. Allmählich verflüchtigte sich das Sinnliche in seiner Lyrik,

Digitized by Google

umschmiegte sie nur silbern wie ein Hauch, immer geistigere Welt baute er in sich auf, immer kristallener und gedanklicher wurde die Ernte seiner Lebenstage. Er entrückte längst dem heimatlichen Horizont, ein Esoteriker von scheuer, unzeitlich aristokratischer Lebensführung, ein Sinnbild des Gastes ..." Camill Hoffmann (Berl. Börs.-Cour. 607).

Vgl. auch: Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 606); P. W. (Voss. Ztg. 615); Hans Vaas (Tag 312); Walther Petry (Magdeb. Ztg. 661); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 358); H. Rosenthal (Tägl. Rundsch. 607); F. (Deutsche Allg. Ztg. 607); Vorw. (613); Münch. N. Nachr. (360); Berl. Tagebl. (614); Helene v. Nostitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 2); Karl Victor (Berl. Tagebl. 3); Walter Tritsch (Deutsche Allg. Ztg. 3); „Zwei Briefe von R. M. Rilke." (Berl. Börs.-Cour. 1); Martin Rockenbach (Germ., Werk 1); Rud. Kassner (Frankf. Ztg. 11—1 M.); Franz Theodor Csokor (ebenda 29 — A.); Hugo Marti (Bund, Bern 558); H. R. v. Salis (ebenda, Kl. Bund 2); Eduard Korrodi (N. Zürch. Ztg. 2155); Walter Ueber Wasser (Basler Nachr., Sonntagsbl. 2); Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Münch. N. N. 2); F. A. Hünich (Hamb. Corresp., Unt.-Bl. 30. Dez.); L. H. (Köln. Volksztg. 964); Otto Brües (Stadt-Anz. Köln 660); Paul Wittko (Weser-Ztg. 707); Augusta v. Zitzewitz (Hannov. Kur. 4/5 u. a. O.); Leo Hirsch (Stuttg. N. Tagbl. 2); Karl Bröger (Fränk. Tagespost 3); Kurt Mandel (Wirtschafts-Korr. f. Polen, Buch- u. Kunstrevue 1/2); A. v. Gleichen-Rußwurm (N. Bad. Landes-Ztg., Kunst 14); Wilhelm Conrad Gomoll (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 10); Otto Pick (Prager Pr. 357); Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 362).

Siegfried Jacobsohn

„Manchmal schien es, als ob Jacobsohn sich schon selber gealtert fühlte. Er sprach und schrieb oft und gern von den Eindrücken, die er gesammelt hatte, und fast jeder Blick in unsere Gegenwart war auch Rückblick auf vergangene Tage. Es trifft ja auch zu: er hatte sehr jung begonnen, bereits auf der Schulbank hatte er die große Glut und eine bis zum Fanatismus gesteigerte Liebe für das Theater in sich aufgenommen, und er war wohl erst ein Zwanzigjähriger, als er in die Kritikerzunft eintrat und in der ‚Welt am Montag' rasch die Aufmerksamkeit erregte. Er war hitzig, er drängte sehr stürmisch vor, es gab Zusammenstöße und nun schon längst vergessene Aufregungen mancherlei Art. Aber schon war auch seine frühe Kennerschaft und sein feines Unterscheidungsvermögen für Werte und Unwerte erkennbar. Er war erfüllt von den ästhetischen Gesetzen der Brahm-Zeit, und er ist immer wieder zu ihnen zurückgekehrt, ohne sich dem damals Neuen zu verschließen. So sehr er den Darstellungsstil eines Rittner und einer Else Lehmann verehrte, so sehr er in Oskar Sauer das Ideal eines Künstlers sah: auch seiner Schulknabenliebe für Matkowsky blieb er treu, und in Max Reinhardt fand er den Gegenstand größten Interesses, das zuerst stürmisch bewunderte, dann sich abkühlte und doch immer von neuem warm sich regte." Fritz Engel (Berl. Tagebl. 572).

„Das erste halbe Menschenalter seines Schriftstellertums erfüllte sich in der Theaterkritik. Er schrieb klar; grübelte kaum im Buchstaben der Dichtung, sondern ließ sich von der menschlichen Strahlung kritisch bestimmen. Das Menschliche berührte ihn weniger aus dem denkenden Geist als aus dem Ton der Leidenschaft und der Schlagkraft des Witzes. Die naturalistische Atmosphäre Otto Brahms war Luft in seinen Lungen. Schiller hatte es nicht leicht bei ihm. Das Rhetorische lag diesem Liebhaber Mozarts und Verdis keineswegs und die pathetische Moral war ihm genant. Seine Sinnlichkeit berauschte sich durch das Auge. Er war der Ersten einer, die Reinhardt gleich erkannten. Erkennen heißt hier: die Kunst vom Künstlichen zu scheiden. Jacobsohn, der Begeisterte, vermochte jene seltene und wahrhaftigste Kritik zu leisten: auch den geliebtesten Gegenstand mit unbestechlichem Auge zu betrachten. Dies gelang ihm vor Reinhardts Werk, den er ebenso fanatisch rühmte wie er ihn ätzend kritisierte. Wie Wenigen in der deutschen Kritik gelingt so ein besonnenes Wägen und Ermessen, trotzdem das Herz mit tausend Zungen reden möchte! Sein Stil aber war nicht die Ruhe, sondern Temperament und Witz. Seine Sachlichkeit vertrug den beweglichsten Ausdruck. Eine ganze Jugendgeneration hat ihm geglaubt. Und während der Krieg die meisten seiner Leser gealtert hatte, blieb er jung. Nach der Epoche, die er kritisierte, müßte er Mitte fünfzig sein. Mit Überraschung hört man, daß er mit 45 Jahren dahin mußte. Sein Alter sagt uns nichts. Er schrieb mit 22 Jahren Kritiken, aus deren Reife man ihn für 60 halten konnte. Er hatte kein Alter. Denn sein Geist war immer gegenwärtig und lebendig. Man vergißt ihn nicht." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 912 — 1 M.).

Vgl. auch Hellmut von Gerlach (Frankf. Ztg. 912 — 1 M.); M. M. Gehrke (Frankf. Ztg. 20 — 1 M.); E. F. (Berl. Börs.-Cour. 565); Sling (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 284); t. (N. Zür. Ztg. 1989).

Gustav Sack
Zum 10jährigen Todestag

„Mit äußerstem Willen zur Ausdruckhaftigkeit hat Sack seine Kämpfe darzustellen versucht: seine Ekstasen und seine Verzweiflungen, seine Himmelsflüge und seine

Digitized by Google

Höllenstürze. Seine Werke sind Dokument und Dichtung. Das Beste daran aber ist sein Verhältnis zur Natur. Exakte Fähigkeiten und Kräfte der Phantasie sind bei ihm eng beieinander gelagert und miteinander verwachsen. Er vermag das Leben eines Insekts mit Genauigkeit zu beschreiben und sich zugleich mit der ganzen Seele so hineinzuversetzen, daß die Beschreibung zum Gedicht wird. Sein dichterisches Ingenium ist von ursprünglicher Selbständigkeit und jungem Reichtum, ob er Märchen träumt oder das Spiel des Windes im Efeubehang eines alten Schlosses belauscht.

Der Krieg traf Sack auf dem Wege nach Italien in der Schweiz. Der dem Menschen bindungslos und phrasenlos, in stolzer Einsamkeit gegenüberstand, fühlte auch hier nicht die Bindung allgemeiner Begeisterung. Er, der, wie es im ‚Tagebuch eines Refrakteurs' heißt: ‚nicht einmal meinen Ansichten, meinen Überzeugungen ein Recht über mich gebe', lehnte die Gefühle der Massen ab. Aber er war, wie Fischer sehr schön sagt, ‚ein Mann für den Ernstfall'. So zog er die Uniform an, ging hinaus, wurde Offizier. Auch hier ging es bei seiner starren, eigenwilligen und komplizierten Natur nicht ohne Schwierigkeiten und Exzesse ab. Aber er fand das Lob seiner Vorgesetzten, und die Soldaten hingen ihm an. Wohin ging Sacks Weg? Keiner weiß es zu sagen. Er fiel, ein Unbekannter, ein verbummelter Student —, ein Dichter." Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 565).

Vgl. auch: Paula Sack (Frankf. Ztg. 961 — 1 M.); Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 337); Oswald Pander (Fränk. Kur., 4. Dez. u. a. O.); Hans Harbeck (Hamb. Fremdenbl., 4. Dez.); Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 284 u. a. O.); Theodor Lessing (Hamb. Anz., 4. Dez.); Ludwig Beil (Hamb. Corresp., 4. Dez.); Erich Jenisch (Rhein- und Ruhr-Ztg., 5. Dez.); Heinz Stolz (Düsseld. Nachr., 5. Dez.); Fritz Walter Magdeb. Ztg., 4. Dez. u. a. O.).

J. J. David
Zum 20. Todestag

„In drei Tagen werden es zwanzig Jahre, daß Jakob Julius David — so waren nämlich seine Vornamen, die aber eigentlich niemand kannte, denn jeder nannte ihn J. J. David — von uns gegangen ist. Ohne eine feuilletonistische Arabeske ziehn zu wollen, mutet heute das Leben und Sterben dieses schwerblütigen, schwerlebigen und schwermütigen Mannes an, wie das prophetische Vorangehn des von uns Scheidens seiner mährischen Heimat. Denn, daß J. J. David ein ‚österreichischer' Dichter gewesen ist, empfindet man und beurteilt man heute ganz anders als damals, da dies wirklich noch stimmte; heute empfinden wir David viel echter und getreuer als Sohn der mährischen Erde, als Bauernsproß, der aus damaligen Gründen intellektueller und politischer Gravitation nach Wien, in die Hauptstadt der ‚österreichisch-ungarischen Monarchie', verschlagen wurde. Wir sehen heute in David stärker, schärfer und — tragischer den mährischen Bauernstudenten, den späteren intellektuellen Proletarier, der nie in der Großstadt daheim wird, den die Großstadt zerbricht und vernichtet. J. J. David war ‚daheim' in Wien höchstens in den germanistischen Lehrsälen der wiener Universität; er war ein Deutscher, ein Vollblutdeutscher, aber einer, der gepflügte, schollige Erde unter sich haben mußte, um seine Kraft zu behalten, um ein Glück zu finden. Auf dem Pflaster Wiens war er eigentlich ein Fremder, ein wesensfremder Intellektueller, der Zeit und Leben verloren hatte, der körperlich unter den Menschen der Gegenwart und mit seiner Seele in einer literarhistorischen Epoche weilte." Rudolf Holzer (N. Wien. Journ., 17. Nov.).

„Jakob Julius David blieb ein Bauer, auch in den Straßen der Großstadt, ein tschechischer Bauer, den das Judentum in die deutsche Sprache, das Idiom der Vornehmen, getrieben hatte. Daher, daß sein Dichten die Wurzeln in einem sehr merkwürdigen Bauernstand hatte, kam ihm sein Bestes: Primitive Kraft; Herbheit der Empfindung; Sparsamkeit der Sprache; die Kunst, eine Landschaft, besonders in seiner Heimat, der Hanna, nicht zu schildern, sondern als Lebendigkeit, wie unter dem Blick eines Schöpfers zum erstenmal erstehn zu lassen; das Triebgeschüttelte, dem Blut Verfallene, Hemmungslose seiner Männer; die eigentümliche, unbewegliche, lässige Müdigkeit seiner Frauen, schwer schreitend, wie von Erddunst umwallt und plötzlich aufbrechend in unerklärlicher Wildheit." Oskar Maurus Fontana (Tag, Wien, 20. Nov.).

„Der Künstler, der so vieles wußte, so vieles konnte, so vieles geschaffen hat, er ging in Dürftigkeit und Krankheit zugrunde, auch in seinem künstlerischen Kern geschädigt. ‚Im Kampf um ein großes Ziel erliegen, wiewohl es erreichbar war..., dies scheint mir eine große und echte Tragik'. Er sagt es in anderem Zusammenhang von einer tragischen Figur der Dichtung, doch es könnte ihm selber gelten. Nie ist der Mann erlegen, nie der Künstler gebrochen worden — aber es war trotz des veröffentlichten Schriftwerks mehr in ihm. Bedeutenderes, als ans Tageslicht durfte. Vom Sterbelager schrieb David an Erich Schmidt einen Brief, der mehr als ein Testament, der ein Selbstzeugnis, ein Bekenntnis ist. Wenn man ihm rechtzeitig geholfen hätte! Er sagt es ohne Vorwurf, ohne Resignation, nur als Feststellung einer Tatsache. Selbst

Digitized by Google

hat er sich bemüht, andern zu helfen, und manches Literätchen, das später nur mit Achselzucken von dem ‚verschollenen' David sprach, hat ihm die erste Förderung zu danken. In der deutschen Erzählung bleibt Davids Werk, in der wiener Literaturgeschichte seine ganze Erscheinung mahnend und verehrungswürdig." D. B. (Arb. Ztg., Wien, 20. Nov.).

Vgl. auch Paul Wertheimer (N. Fr. Presse, Wien, 21. Nov.); —er (Wiener Ztg., 20. Nov.); Friedrich Fischl (Tagesb., Brünn, 20.Nov.); E. H. R. (N. Wiener Tagbl., 20. Nov.); adg (Volksztg., Wien, 20. Nov.); Abend, Wien (20. Nov.); Prag. Tagbl. (19. Nov.).

Zur deutschen Literatur

In Hinblick auf die Erlösungsfrage schreibt Emil Ermatinger über Grimmelshausen (Münch. N. Nachr. 331, 332). — Michael Denis, den Dichter des „Tauet Himmel" charakterisiert R. Gießler (Germ. 600). — Das „Werk Pestalozzis" vergegenwärtigt Karl Muthesius (N. Zür. Ztg. 2027).

Eine Rede von Gottfried Bohnenbluft „Der Gott Goethes" wird (Bund, Bern, Kl. Bund 50, 51) wiedergegeben. — „Goethe, das Wartburgfest und Kotzebue" nimmt Karl Hans Strobl zum Thema (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 589). — Schillers akademische Vorlesungen vergegenwärtigt Alfred Dreßler (Germ. 607). — Die weimarer Familie Jagemann schildert Hans Vaihinger (Bresl. Ztg. 313). — Einen Versuch über Johann Gottfried Herder bietet Otto Heuschele (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 9). — Ebenda veröffentlicht Adelheid Wildermuth „Kindheitserinnerungen an das Haus Uhland".

Über neu entdeckte Bilder aus dem Rahel-Varnhagen-Kreise schreibt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 608 und Wochenschau Essen 48). — Kleist und die Marionetten nimmt Otto Nebelthau zum Thema (Deutsche Allg. Ztg. 591). — Die „Naturwissenschaften in Görres' Jugendzeit" behandelt Robert Stein (Germ., Ufer 51), die weltanschauliche Entwicklung des jungen Görres Auguste Schorn (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 74). — Eine Erinnerung an Bettinas Königsbuch bietet kaj (Frankf. Ztg. 926 — 1 M.). — Über Luise Hensel schrieben Willi Beils (Germ., Ufer 51) und Eduard Arens (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 73). — Die Erinnerung an Hundert Jahre des Eichendorffschen „Taugenichts" begeht Ricarda Huch (Hannov. Kur. 606/07).

Den „Leipziger Lyriker und Journalisten" Siegfried August Mahlmann schildert Paul Wittko (Leipz. N. Nachr., Unt. 347). — Zur Erinnerung an Grabbes 125. Geburtstag (11. Dez.) erschien eine Reihe von Aufsätzen: Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 288); Rudolf Brandes (Schlesw. Nachr., Nordmark 290); Herbert Schiller (Deutsche Allg. Ztg. 577); Julius Knopf (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 287 und Frankf. Ztg. 5 — 1 M.); Wilhelm Schulte (Germ., Ufer 50); Otto Nieten (Köln. Ztg., Lit. Bl. 938).

Gustav Freytag und Magdeburg nimmt C. Eug. Paulig zum Thema (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 52). — Über „Der junge Nietzsche und das Weihnachtsfest" plaudert Kurt Boehme (Tägl. Rundsch., Unt.-Bl. 298). — Über die bislang unbekannten Keller-Gedichte schreiben Hugo Marti (Bund, Bern 515, 530) und Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2035). — Erinnerungen an Ludwig Anzengruber vermittelt a. d. Winckel (Hannov. Kur. 566/67). — Über Emil Kuh schreiben Ernst Lissauer (N. Wien. Tagbl. 357 und Frankf. Ztg. 5 — 1 M.) und Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 303).

Mit Max Dauthendey beschäftigt sich Arthur Friedrich Binz (Thür. Allg. Ztg., Lit. Beil. 9). — „Erinnerungen an Lynkeus" bietet Felix Salten (Berl. Tagebl. 595). — Elisabeth von Heykings Tagebücher würdigt Gustav Manz (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 567). — Über Dehmel schreibt Julius Bab (Hannov. Kur. 558).

Franz Kafkas nachgelassenen Roman „Das Schloß" würdigen Max Brod (Berl. Tagebl. 567) und S. Kracauer (Frankf. Ztg. 886 — 1 M.).

Zum Schaffen der Lebenden

Von René Schickele sagt Max Spanier (Bresl. Ztg. 332), er liebe den gallischen Witz und die graziöse Spielerei — er sei die deutsche Schwermut und tiefe Sachlichkeit. — In einem Aufsatz „Senior und Junior" konfrontiert Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 902 — 1 M.) Thomas und Klaus Mann, den „großen und den kleinen Klaus" — letzterer maskiere das neue lebenswillige Antlitz der Generation mit Boheme und Ästhetentum. — Den Versuch einer Deutung Thomas Manns bietet Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 568), er nennt sein Werk die „Brücke zweier Weltalter". — Von Hugo von Hofmannsthal sagt Rudolf Kayser (Bad. Pr., Lit. Umsch. 48), seine Welt sei in der Form literarische Kultur, im Inhalt feine und stille Schmerzlichkeit. — Lebenswillen und Lebensverständnis rühmt Willy Oeser (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 71) Hans Roselieb nach, er arbeite an einer Verbindung von Zeit und Ewigkeit. — Wilhelm Schmidtbonn schreibt über Herbert Eulenbergs gesammelte Werke (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 553) und kommt dabei auf den „himmlischen Menschen Eulenberg" zu reden. — In einem Hinweis auf den Dichter Otto von Taube spricht Richard Serau (Münch. N. Nachr. 347) von dem Zusammenwirken der Vorzüge des Talentes und Geistes

Digitized by Google

mit denen des Charakters. — An dem Lyriker Josef Schanderl rühmt Julius Kühn (Münch. N. Nachr., Einkehr 78) die innige Naturverbundenheit. — Den Dichter Will-Erich Peuckert charakterisiert Max Hermann-Neisse (Münch. N. Nachr., Bücherschau 346) als einen den tiefsten Quellen heimatlicher Mythenbildung verbundenen Mann, zugleich Idealphilologe, zugleich Gegenwartskämpfer. — Bei Reck-Mallec-zewen findet Hans Reiser (Münch. N. Nachr., Einkehr 78) ein erzählerisches Können, das in gleicher Wucht nur bei Kipling und Stevenson entgegentrete. — In Frank Thieß erblickt Hans Teßmer (Schlesw. Nachr., Nordmark 296) einen Gestalter, der sein Gesamtwerk unter die Idee des Schicksals stelle (vgl. Peter Bauer, Germ., Werk 30). — Über Leo Weismantel schreiben Anton Kloeffel (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 875) und M. Kolmsperger (Welt a. Sonntag, München 48), der Weismantels tiefe Bescheidenheit betont, den echten Dichter in ihm erkennt. — Einer Rakete vergleicht Alfred Kubin den „erstaunlich orientierten Kopf" des Oskar A. H. Schmitz (Münch. N. Nachr. 327). — Die Realität der aus Sagendunkel geschöpften Gestalten bewundert Paul Wittko (Frankf. Nachr., Didaskalia 49) bei Hans Friedrich Blunck. — In Eduard Reinacher erkennt Martin Rockenbach (Germ., Werk 29) einen Dichter der neuen Generation ohne Problematik; seine Dichtung sei Aufbauarbeit. — Über Wilhelm Hausenstein äußert Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 899 — 1 M.) seine Arbeiten seien von den Wellen des Erlebens getragen. — Das pflanzenhaft organische Sprießen rühmt Gertrud Kutscher-Schaper an Josef Schanderls Dichtungen (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 656). — Autobiographische Skizzen bieten: Hans Friedrich Blunck (Schlesw. Nachr., Nordmark 278), Josef Winckler (Hamb. Fremdenbl., 22. Nov.), Alfred Neumann (Stuttg. N. Tagbl. 580).

Zu Stefan Zweigs 45. Geburtstag grüßt Ernst Friedrichs (Generalanz., Stettin, Buch 329) den harmonischen Stil bewundernd. — Zum 50. Geburtstag von Richard Wenz schrieben Gustav Halm (Rhein. Ztg. 289), Paul Wittko (Stadtanz., Köln 628), Otto Klein (Rhein. Volkswacht 324), der bei ihm bekenntnisstarkes Suchertum findet. — Den 60. Geburtstag von Rudolf v. Tavel begeht Hugo Marti (Bund, Bern 546), der bekennt, in Tavels Büchern sei ihm Bern geschenkt worden. — Hanns von Gumppenbergs 60. Geburtstages gedachte Paul Wittko (Hannov. Kur., Buch 566/67), er nennt ihn den Vielgewanderten und Vielgewandten (vgl. Münch. N. Nachr. 335 und Deutsche Allg. Ztg., Wirtsch. 49). — Zu Georg Drostes 60. Geburtstag meldeten sich Paul Wittko (Weser-Ztg. 171 und Hannov. Tagbl., Unt.-Bl. 97) und F. Wippermann (Köln. Ztg. 922) zum Wort: wie ein Roland rage seine ehrwürdige Gestalt, ein Wahrzeichen niederdeutscher Lebenskraft. — Von Karl Willy Straub sagt Erich Dürr (Mannh. Tagebl. 342), er sei ein Dichter des Eros, seines eigenen Eros, seine Liebeskraft sei seine Dichterkraft.

Von Robert Faesis Gedichten „Der brennende Busch" sagt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2051), daß sie zum Göttlichen drängen.

Über Wilhelm von Scholz neuen Roman „Perpetua" liegt eine Fülle von Aufsätzen vor: Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 48); Franz Dülberg (Hannov. Anz. 297); Heinrich Bachmann (Germ., Werk 31); Roman Woerner (Münch. N. Nachr., Einkehr 81); Erich Bloch (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 51); Leo Greiner (Berl. Börs.-Cour. 555 und Magdeb. Ztg., Lit. Beil., 5. Dez. u. a. O.); Leo Greiner (Schlesw. Nachr., Nordmark 301); Dr. K. (N. Mannh. Ztg. 563); — dabei macht der Hannov. Kur. (582) „Wie man Buchkritiken schreibt," darauf aufmerksam, daß manche Kritiker nicht bemerkt haben, daß von den beiden Zwillingsschwestern, die Nonne für die Sünderin den Scheiterhaufentod erleidet, es also die Sünderin ist, die nachher zur Heiligen wird. Unter den Kritikern, denen dies Wichtigste, für den Roman Ausschlaggebende entgangen ist, sind zu nennen: Heinrich Bachmann, Otto Ernst Hesse, Roman Woerner, Franz Dülberg, Erich Bloch. — Roman Woerner schreibt: „Das edle, unmodisch-zeitlose Werk ‚Perpetua' ist durchwebt von Stille. Ja, wer es liest und wieder liest — was es nicht nur erträgt, sondern fordert —, wird vielleicht die Empfindung haben, daß er aus der Fülle bewegtester Handlung, aus dem Reichtum der Welt- und Menschenerfahrung des Dichters, aus der Kunst der Gestaltung des schier Unfaßbaren endlich als köstliche Gabe empfangen hat, zu erkennen: ‚... wie nur das unser Wesen und ganz unser ist, was wir immer wieder als neu und als eben erreichte Stufe des Hinauf in uns entdecken.'" — Über Alfred Neumann und seinen Roman „Der Teufel" liegen drei Aufsätze vor von W. E. Süskind (Magdeb. Ztg. 635), K. H. (Stuttg. N. Tagbl. 575), Erich Lilienthal (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 567), der das Buch ein sehr nachdenkliches und unsere Epoche hoffentlich überlebendes nennt. — Über Hans Grimms „Volk ohne Raum" schreiben Hermann Ullmann (Tag, Unt.-Beil. 307) und Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 343): ihm ist Hans Grimm ein neuer Prosa-Epiker von großem Kaliber. — Über Walter von Molos Bobenmatz-Trilogie äußert sich Rud. Krauß (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 581), die wuchtige Darstellungskunst, die ergreife und erschüttere, rühmend. — Robert Hohlbaums Trilogie

Digitized by Google

„Die deutsche Passion", „Der Weg nach Emmaus", „Die Pfingsten von Weimar" würdigen Wilhelm Kosch (N. Fr. Presse, Wien 22 331) und Paul Harms (Leipz. N. Nachr. 346), Kosch meint, in Hohlbaum eine sich der Dichter und der Literarhistoriker zu einer harmonischen Persönlichkeit von kaum dagewesener Sonderart. — Über Gustav Frenssens autobiographischen Roman „Otto Babendiek" schreiben Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 289), be (Basl. Nachr., Lit. Bl. 340) und Hans Franck (Hannov. Kur. 584/85), der dahin urteilt: „Wie also steht es um Gustav Frenssen nach der Lebensabrechnung seines Otto Babendiek? Zum Dichtertum der Raabe und Keller fehlt ihm die Größe und die geistige Weite der Persönlichkeit. Er ist mehr eigenbrötlerisch als eigen, ist mehr knorrig als kernig, ist mehr selbstisch als selbsthaft. Seine ungewöhnliche erzählerische Begabung hätte ihn zu einem großen Volksschriftsteller werden lassen können. Aber zu einem nordischen Johann Peter Hebel fehlt ihm die Demut, die Selbstbescheidung, die Naivität, die lautere Herzensfrömmigkeit." — Über Paul Fechters „Der Ruck im Fahrstuhl" urteilt Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 580): „Das Buch ist, gut aufgebaut, voll der komischsten Situationen. Die Personen sind famos gesehn und dargestellt. Einzelne Kapitel, wie zum Beispiel das vom Tode des alten Josias Voßwinkel, sind unvergeßlich. Das Beste aber bleibt der lachende, gesunde Geist, daraus es geschrieben. Wer bis zum Lachen vorgedrungen, ist gerettet." — Zu E. G. Kolbenheyers „Das Lächeln der Penaten" ergreifen Hermann Ullmann (Tag 303) und Kurt Aram (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch., 12. Dez.) das Wort, der das Buch „eine Lunge voll reiner Luft" nennt; Kolbenheyer gehe es ums Kunstwerk. — Jakob Schaffners Roman „Das große Erlebnis" rühmt E. Schmahl (Kreuz-Ztg., Lit. 566): hier sei endlich einmal wieder nur der Mensch in den Mittelpunkt gestellt. — In Paul Ernsts Roman „Der Schatz im Morgenbrotstal" erblickt Otto Freiherr von Taube (Münch. N. Nachr. 333) ein Buch von sinnbildlicher, zeitüberwindender Gültigkeit. — „Die Eingeengten" erklärt Hanns Heinrich Bormann (Germ., Werk 32) für Franz Herwigs Meisterroman, die große sichere Ruhe des Epikers preisend. — Auf Hans Friedrich Blunck's „Kampf der Gestirne" weist Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl. 342) als auf visionäre, wahrhaftige Dichtung. — Unter der Überschrift „Die Krönung des Rosenwunders" erhärtet Anton Dörrer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 52) die Bedeutung des neuen großen Romanwerks der Handel-Mazzetti: die Idee ihres Ritatyps habe hier eine irdisch-überirdische Lösung gefunden.

Zur ausländischen Literatur

Neue Literatur zur Shakespeare-Bacon-Frage erörtert Karl Schneider (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 298). — Mit Charles Dickens Weihnachtserzählungen beschäftigt sich Hermann M. Flasdieck (Köln. Ztg., Lit. Bl. 945, 951). — Über Joseph Conrad liegen Aufsätze vor von K. R. von Roques (Frankf. Ztg. 940 — 1 M.); Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 599); Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg., Unt.-Bl. 613). Zwei interessante Briefe Conrads werden (Frankf. Ztg. 969 — 1 M.) bekannt gegeben. — Über Galsworthy („Ein Kritiker des Engländertums") schreibt Paul Wittko (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 553). — Ein Bild von Sherwood Anderson zeichnet K. (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1975).

Zum 10. Todestag von Emile Verhaeren schrieben Chr. Brütsch (Basl. Nachr. 326) und L. Ed. Schaeffer (Nationalztg., Basel 555). — Jean Richepin widmet Will Scheller ein Gedenkblatt (Kasseler Post 345). — Über den Träger des Goncourt-Preises Henri Deberly orientiert M. K. (N. Zür. Ztg. 2123).

Erzählungen der Schwestern über den jungen Strindberg teilt Hermann Bach mit (Deutsche Allg. Ztg., Welt 568). — Über Knut Hamsun schreibt Rudolf Kölzsch (Schlesw. Nachr., Nordmark 284). — Über Selma Lagerlöf plaudert Fritz Löwe (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 277). — Einen Hinweis auf Sigrid Undset bietet Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 599). — Den neuen Roman von Karin Michaelis, „Das Mädchen mit den Scherben" betrachtet Jella Lepman (Stuttg. N. Tagbl., Frauenztg. 564).

Ein Bild von Alexandra Kollontay entwirft Antonina Vallentin (Hamb. Corresp., Frau 555).

* * *

„Reportage und Literatur." Von Hanns Heinrich Bormann. (Frankf. Ztg. 915 — 1 M.)

„Der Kritiker." Von Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 602).

„Die junge Generation." Von Bernard Guillemin (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 279).

„Der Teufel in der neueren Literatur." Von Waldemar Gurian (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 48).

„Der Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Anmerkungen zu einem neuen Buch von Julius Petersen." Von Arthur Hübscher (Münch. N. Nachrichten, Einkehr 76).

„Wie sollen geistige Führer handeln? Ein Brief aus dem Jahre 1916." Von Carl Hauptmann (Frankf. Ztg. 924 — 1 M.).

„Die Reglementierung des freien Geistes." Von Hans Henny Jahnn (Berl. Börs.-Cour. 585).

„Lob des Schauspiels." Von Alexander Lernet-Holenia (Berl. Börs.-Cour. 581).

„Versuch zum Theaterstück." Von Alexander Lernet-Holenia (Voss. Ztg. 292).

Digitized by Google

„Die Sonderstellung des geistigen Eigentums. 30 oder 50 Jahre Schutzfrist? — Grundsätzliches zu einem urheberrechtlichen Streit." Von Hans Natonek (Germ., Ufer 51).
„Der Streit um den Nibelungendichter. Neue Forschungen." Von Gustav Roethe (Germ. 576).
„Romantik und Romantikertum." Von Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., 294).
„Wesen der Kritik." Von Heinz Stroh (Neue Bad. Landesztg. 604).
„Der Schutz der Jugend." Von Clara Viebig (Voss. Ztg. 570).
„Dreißig oder fünfzig Jahre? Der Kampf um die Schutzfrist für Werke der Literatur, der Tonkunst und der bildenden Kunst." Von Robert Voigtländer (Tägl. Rundschau 285).
„Herkunft und Literaturwissenschaft." Von Karl Voßler (Voss. Ztg. 281).

Echo der Zeitschriften

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. II, 6. (Berlin.) Paul Rabbow bietet eine Studie über Goethe und die Antike und führt darin aus, daß der Formwille Selbstrettung und Erlösung für Goethe bedeutet habe:

„Selbstrettung und Erlösung war's für Goethe, daß er sich losrang aus dem Chaos und dem Kult des Innenlebens. Doch war es mehr als dies und noch anderes als dies: Selbstopferung. Er mußte tiefstes Leben opfern um zu leben; um Form zu werden mußte er verlieren an Unendlichkeit. Zu wahr ist es und selbstverständlich, daß die chaotischen Urkräfte, die formlosen und grenzenlosen, gerade als form- und grenzenlose, tiefste Lebenswerte tragen. Die grenzenlose Leidenschaft, das unendliche Gefühl — büßt ein an reinem Wesen und Natur, an urgründlicher Mächtigkeit, strömender Weite, wenn es begrenzt wird formhaft sittlich; denn Grenzenlosigkeit ist ihm Natur und Wesen. Die Sehnsucht vor allem, ohne die niemand bestehen kann (nach Goethes Wort), diese Verneinung aller Form und Grenze; das Hingegebene, das Verströmen, die Entwerdung in der Liebe und im Allerlebnis; und endlich: all das dunkle Traumleben der Seele, ihr eigenes Himmelreich, ihr wunderreiches Weben in der Ahnung, Schauung, in dem Urgrund — diese ganze Welt der schweifenden Unendlichkeiten, und der Goetheschen Unendlichkeiten, ist im inneren Wesen formfeindlich und kann nicht sein oder nicht so sein, wo Form mit strenger Linie mäßigt, sondert, klärt, begrenzt. Und ebenso: jene Hinwendung zur Welt des Wirklichen — sie war für Goethe wohl Erlösung von dem tiefen Leid des Insichlebens, doch auch Erkältung und Entgeisterung, Entträumung, Verlust an Unbedingtheit und zersplitternder Verzicht auf tiefen Wert der Einkehrung, Versunkenheit und dichterischen Transzendenz. Hier werden die Opfer sichtbar, die Goethe seiner Vollendung bringen mußte, Opfer an edlen, unersetzlichen Kräften seines Lebens: ins Lichtreich Goethescher Selbstgestaltung und Selbstrettung fällt der Schatten der Entsagung. Sie ist der Ausdruck seiner überscharfen Spannung zwischen Form und Chaos, Wirklichkeit und Transzendenz; die tragische Siegesfeier seines Ringens zwischen diesen ewigen Gegensätzen. Sie wird fortan die tiefste Weisheit seines Lebens: wir denken an die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre, an Faust und Epimetheus und — an das Goethesche Helldunkel, das in unzähligen seiner Worte schwebt und aus der Entsagung kommt. Sie ist die andere, dunkle Seite seiner Erlösung durch die Form und durch die Wirklichkeit. Er wußte und er fühlte — als Dichter, das heißt als Sohn des Chaos und der Transzendenz des Inneren — und er hat gesagt, was er verlor. Iphigenie ist der heilig stille Triumphgesang der Überwindung und Erlösung, Tasso die unstillbare Klage über Opfer und Verlust."

Zeitschrift für Deutschkunde. XL, 12. (Berlin.) In einer Betrachtung „Rund um den Impressionismus" reiht Ernst Bowinkel in trefflicher Charakteristik Clara Viebig in die Zeittendenzen ein:

„Die Erzählerin Clara Viebig ist ein reiner Typus des Naturalismus der Anschauung. Ihr Stil ist völlig ausgeprägt und unverkennbar; er hat sich nicht gewandelt; er war kräftig genug, um die Dichterin durch ihre zahlreichen Werke bis zum letzten, furchtbarsten, der ‚Passion' hindurchzutragen. Dieser Stil braucht sich nicht anzupassen, da er die Angepaßtheit selbst ist. Er spiegelt Bilder wider, immer eine dichtgedrängte, engzusammenhängende Reihe von Bildern. Eins schleudert das andere aus sich heraus, bis eine Erschöpfung eintritt oder ein äußerer Abschluß erreicht ist. Dann kommt ein Zwischenraum, ein leeres zeitliches Feld, bis das Spiel von neuem einsetzt, das dann sehr bald wieder atemlos abläuft. Die Zwischenräume enthalten das Auslaufen von Leidenschaften, von Handlungen, das stumme, verstumpfte Ertragen von Fragen — aber auch die gleichgültige, bürgerliche Verbreitung und Versandung. Es liegt eine besondere Kunst darin, aus dem Hüben und Drüben den Leser das Nichterzählte erraten zu lassen.

Digitized by Google

Die Wertung des zu Erzählenden, die Auswahl richtet sich nicht nur nach seelischen Höhepunkten oder sichtbar werdenden Leidenschaften, nach heldenhaften oder verbrecherischen Taten, obwohl die Dichterin diese Mittel keineswegs verschmäht, sondern auch — und das ist ihre besondere Note — nach dem die Sinne Anfallenden, seien es Linien, Farben, Töne, Stoffe oder Gerüche. Und da ereignet sich ihrem Stil, was dem Naturalisten oft genug zustößt: die sinnlichen, augenfälligen Dinge bekommen eine leise symbolische Bedeutung, die sie auf neue Weise mit den seelischen Zuständen und Erlebnissen der handelnden oder leidenden Menschen ihrer Erzählung verbinden. — Wenn von diesen Menschen die Rede ist — und das ist fast immer der Fall, da die Dichterin sich selten auf Naturschilderungen oder sachliche Beschreibung einläßt, die nach Selbstzweck aussehen —, so fällt eine merkwürdige Umkehrung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung auf: es ist, als ob aus dem Spiel der Glieder, den Ausdrucksmöglichkeiten des Leibes erst das Wort und die Handlung sich ergäben. Ja, die Gedanken scheinen aus dem Mienenspiel und dann aus den Worten erst zu entstehen. Gestalt, Kleidung, Blick und Gebärde beherrschen das Feld des Bildes. So erklärt sich der Widerspruch, daß diese Naturalistin den allgegenwärtigen und allwissenden Dichter spielt: sie schaut und schaut, bis sie durchschaut ins Seelische hinein."

Die Christliche Welt. XXXX, 23. (Gotha.) Eine neue Christus-Dichtung erblickt Walther Kühlhorn in Walter von Molos Bobenmatz-Trilogie. Er schreibt:
„Es hat keinen Sinn, zu dem Weltbild Molos kritisch Stellung zu nehmen. Aus einem in seelischer Bedrängnis erkämpften Glauben wächst die zackige und doch einheitliche Gestalt des Bobenmatz hervor, der ein ‚System vertritt', das man so leicht mit rationalen Wenns und Abers aus der Form bringen kann. Es wäre auch ein leichtes, dem Dichter einzuwenden, daß sein Bobenmatz in der Überlegenheit seines Auftretens ‚unmöglich' und ‚unwirklich' sei, daß er ihn allzu bereitwillig mit allerlei Vorzügen ausgestattet, ihm den Sieg über andere zu leicht gemacht habe. Man darf aber eben nie vergessen, daß Bobenmatz ein Wunschbild, ein erdichtetes Wesen ist, nicht Christus redivivus, aber — wenn der Ausdruck erträglich ist — eine Christusgestalt, die der Dichter probeweise mitten in unsere Tage hineinstellt und die keinen Sinn hätte, wenn sie nicht Dinge sagte und täte, die durchaus anders sind als das Übliche. Daß die Parallele zu Christus auf den Leser nicht unangenehm oder gar verletzend wirkt, dafür hat die Erfindungskraft des Dichters gesorgt, die den neuen ‚Propheten' in ganz eigenen Situationen Eigenes sagen läßt, und zwar unter spärlichster Verwendung von Bibelworten, die immer als Zitat kenntlich sind.
So ist der Roman eine neue Christusdichtung und ist es doch nicht. Die Beziehungen des Bobenmatz zu Christus sind noch viel lockerer als die Emanuel Quints. Aber er ist der Mann, der kraft seines neueren und tieferen Wissens um All und Ewigkeit in diese Welt hineintritt wie eine Offenbarung ewigen Lichtes."

Die Horen. III, 2. (Berlin-Grunewald.) In eingehender Studie über Wilhelm von Scholz' Roman „Perpetua" charakterisiert Oskar Loerke auch den Stil der Dichtung:
„Scholzens Redeweise ist geräumig. Seine Sätze sind nicht kurzatmig und auch nicht langatmig aufreihend. Ihre natürliche Ausbreitung, gleich der Baumkrone der Wurzelverästung entsprechend, ist so verwickelt, daß sie das Material klug und hellsichtig disponieren, doch ist sie nicht so kompliziert, daß sie die Spannung lähmen und den Fortschritt belasten. Auch von dieser Seite her gesehen, stellt sein Buch ein überall gleich eindringlich und gerecht belichtetes Bild Welt vor uns. Die Stimme des Werkes ist wie die des Beichtigers von Sankt Ulrich: ‚Sie ist unbewegt, verrät weder Abscheu noch Mitgefühl. Und doch schwebt sie mit ihrem leisen Hauche nicht gleichgültig hin. Sie dient. — Es klang keine menschliche Einzelseele aus der Stimme, die eher wie aus einer Gemeinschaft oder aus einer überpersönlichen Beschäftigung und Versenkung auszustrahlen schien.'"

Literarischer Handweiser. LXIII, 3. (Freiburg i. B.) In einem Aufsatz über Wilhelm Matthießen von Hans Lorenz Lenzen liest man:
„Matthießen ist noch zu jung, zu einsam-jung, um vielen vieles zu sein. Nur wenige stille Menschen, die um Andacht und Erhebung wissen, kennen sein Werk und lesen aus ihm ein Schicksal heraus. Es muß in ihm erregte und aufreibende Tage gegeben haben. Es muß ein Leben des Kampfes und der Arbeit sein, das ein solches Schaffen zeitigt. Ihm glaubt man, daß er sich so gibt, weil er nicht anders kann. Dünkel und Hochmut liegen ihm fern. Lauter und anspruchsvoller Streit um Tagesmeinung und -mode erhebt sich nicht. Aber eine eigene Stimme haben und nichts, aber auch gar nichts, als nur Dichter, Verdichter und Verkünder sein, ist diesem Leben Gewinn genug.
Matthießen muß ein Mensch mit einem zähen Willen zur Tat sein. Er schaut auf eine ganze Reihe dichterischer Werke zurück, obschon er erst Mitte der Dreißig ist. In Fachkreisen sind seine wissenschaftlich grund-

Digitized by Google

legenden Arbeiten über Paracelsus bekannt und geschätzt. Aber nicht das, was er schon hergegeben hat, vielmehr das, was er noch alles zu geben gedenkt, wenn erst seine Bücher über Görres erschienen sein werden, das ist es, was ihn weiterhin antreibt zu scharfer dichterischer Spannung.

Dann aber ein Bedeutenderes: Weg und Ziel dieses zähen Tatwillens finden sich in einer geordneten, bejahenden Weltanschauung. Er dringt in Gefilde vor, die weit über dem köstlichen Arbeitstag (denn das Leben ist köstlich) liegen. Er findet zurück zu Anspruchslosigkeit franziskanischer Haltung. Er gewinnt ein lächelndes Abstreifen geringwertigen Tandes: was ist nicht alles fröhlichen Herzens zu missen! Er besitzt ein seliges Bescheiden vor all den bunten, lockenden und so nichtigen Dingen dieser Erde: wie erstaunen drob die Augen des begehrlichen Adams in uns!"

Die Neue Rundschau. XXXVII, 12 (Berlin). In seiner Studie über André Gides Roman „Les Faux-Monnayeurs" (der demnächst in deutscher Übertragung in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin erscheinen wird) zieht Ernst Robert Curtius eine interessante Parallele zu Thomas Manns „Zauberberg":

„Man hat anläßlich der „Faux Monnayeurs an Dostojewskij erinnert: eine jener absurden Verknüpfungen, die allenfalls in der Konversation erträglich sind. Wenn man einen Beziehungspunkt sucht, eine unterirdische Verwandtschaft gleichsam, an der das Besondere des Werkes sich klärt, so ist es — ich deutete es an — der ‚Zauberberg'. André Gide und Thomas Mann sind Künstler der Reflexion. Beider Schaffen zeigt den alternierenden Rhythmus von kritischer Erörterung und epischem Bilden. Beide geben um die Wende des fünfzigsten Jahres das langerwartete, gewichtige Buch, das die Summe einer künstlerischen Existenz zieht. Bei beiden ist der große Roman der Reife erwachsen aus der Kombination einiger intellektueller Motive und eines sorgfältig aufgeschichteten, bewußt gesammelten Bestandes von Anschauung und zeitgeschichtlichem Stoff. Beide sind Meister des Handwerks und lösen ihre Aufgabe mit dem überlegenen Können, das nur durch lange Zucht erworben wird. Bei beiden mehr Feinheit als Stärke, mehr Können als Müssen, mehr konstruktive Intelligenz als spontane Naivität. Der Deutsche ist treuherziger, metaphysischer, dichterischer. Der Franzose ist subtiler, neugieriger, psychologischer. Der Deutsche hat mehr Gemüt und mehr Ernst. Der Franzose mehr Spielfreude und mehr Ironie. Beide sind Sprecher, nicht Beherrscher ihrer Epoche."

* * *

„Hrotsvit von Gandersheim." Von Karl Brandi (Deutsche Rundschau LIII, 3. Berlin).

„Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvere-Kunst." Von Friedrich Gennrich (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 12. Frankfurt a. M.).

„Adam Olearius." Von Kurt Ziesenitz (Niedersachsen XXXI, Dezember, Bremen).

„Zimmermann als Charakterologe. Sein Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten." Von Heinrich Funck (Euphorion XXVII, 4. Stuttgart).

„Goethe und die Physik." Von Wilhelm Troll (Die Tat XVIII, 9. Jena).

„Die Gegenspielerin Goethes [Caroline Jagemann]." Von Hermann Freiherr von Egloffstein (Der Türmer XXIX, 3. Stuttgart).

„Herder über Volkstum und Menschheit." Von Jos. Bernhart (Abendland II, 2. Köln).

„Hölderlin als Übersetzer." Von H. Lützeler (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 6. Leipzig).

„Hölderlin-Literatur." Von Martin Kaubisch (Die Tat XVIII, 9. Jena).

„Das Tragische in Kleist's Leben und Kunst." Von Joseph Collin (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 12. Leipzig).

„Wunsch und Wirklichkeit im Prinzen von Homburg." Von Eilhard Erich Pauls (ebenda).

„Eine Eichendorff-Reliquie." Von Werner Deetjen (Ostdeutsche Monatshefte VII, 9. Oliva).

„‚Am letzten Tage des Jahres' von Annette von Droste-Hülshoff." Von Franz Heyden (Deutsches Volkstum 1926, 12. Hamburg).

„Friedrich Wilhelm Weber als Dichter seiner Zeit." Von P. Benitius Menke, O. F. M. (Der Gral XXI, 3. Essen).

„Erinnerungen zu Viktor Kästners 100. Geburtstag am 30. Dezember." Von Erwin Wittstock (Klingsor III, 12. Kronstadt).

„Aus Wilhelm Raabes schwäbischen Jahren." Von Otto Ostertag (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVI, 4. Wolfenbüttel.

„Die Philister bei Raabe." Schluß. Von Joh. Ilz (ebenda).

„Zum 70. Geburtstag der ‚Chronik der Sperlingsgasse'." Von Th. Abitz-Schultze (ebenda).

„Zum Gedächtnis Gustav Roethes." Von Walther Ziesemer (Ostdeutsche Monatshefte VII, 9. Oliva).

„Ferdinand Avenarius." Zu seinem 70. Geburtstag. Von W. Stapel (Der Kunstwart XL, 3. München).

„Wilhelm Scharrelmann. Sein ‚Jesus der Jüngling' u. A." Von Karl Röttger (Die Christliche Welt XL, 22. Gotha).

„Karl Graf von Berlepsch." Ein Dichterbildnis aus der deutschen Gegenwart. Von Will Scheller (Hellweg VI, 40. Essen).

„Der neueste Ulitz: Christine Munk." Der Niedergang eines Dichters (Hellweg VI, 41. Essen).

„Der Gottsucher Hans Christoph Kaergel." Von Paul Wegwitz (Die Tat XVIII, 9. Jena).

„Rechenschaft." Von Otto Brües (Der Bühnenvolksbund II, 2. Berlin).

„Leo Sternberg." Von O. R. (Welt und Technik 1926, 4. Büdesheim).

„Frank Thieß." Von Hanns Arens (Die Hauszeitschrift des Sortimenters 1926, November/Dezember. Wiesbaden).

„Hans Grimm." Von Guido K. Brand (Die schöne Literatur XXVII, 12. Leipzig).

Digitized by Google

„Volk ohne Raum." [Hans Grimm.] Von Herbert Martens (Deutsche Rundschau LIII, 3. Berlin).
„Isolde Kurz." Von Herta Federmann (Die schöne Literatur XXVII, 12. Leipzig).
„Lebensdokumente." Von Lulu von Strauß und Torney (Die Tat XVIII, 9. Jena).
„Die Romane Ina Seidels." Von Heinrich Klüglein (Imago XII, 4. Wien).
„Helene Christaller." Von Charlotte Friedrich (Die Christliche Welt XL, 23. Gotha).
„Das auferstehende Märchen [H. Fr. Blunck]." Von Rudolf Jardon (Junge Menschen VII, 11. Hamburg).
„Rückkehr zum Volk." Gedanken zum Werk Kurt Heynickes. Von Herbert Saekel (Der Bücherwurm XII, 2. Leipzig).
„Von Klabund oder dem Individualitätsschwindel." Von Hans Georg Brenner (Kultur und Kunst II, November, Berlin).
„Der Kleist-Preisträger Lernet-Holenia." Von Martin Rockenbach (Der Bühnenvolksbund II, 2. Berlin).
„Ernst Toller und seine Dramen." Von Rudolf Jentzsch (Zeitschrift für Deutschkunde 1926, 12. Leipzig).
„Der Dramatiker Max Mohr." Von Hans Sturm (Westdeutsche Blätter III, 3. Düsseldorf).
„Hans Watzlik." Von Hubert Nerad (Der Bühnenvolksbund II, 2. Berlin).

* * *

„G. B. Shaw oder wer ist der Held?" Von Klaus Herrmann (Die neue Bücherschau VI, 3. Berlin).
„Vom Weltbuch der Person." [Shakespeare.] Von Florens Christian Rang (Die Kreatur I, 3. Berlin).
„Zu Verhaerens 10. Todestag." Persönliche Erinnerungen von Stefan Zweig (Die Literarische Welt II, 48. Berlin).
„Léon Bloy." Von Waldemar Gurian (Der Gral XXI, 3. Essen).
„Paul Valéry." Von Herbert Steiner (Der Lesezirkel XIV, 2. Zürich).
„Raymond Radiguet." Von Anton Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 107).
„Das Romantische und Musikalische in der Lyrik Stéphane Mallarmés." Von Franz Rauhut (Die neueren Sprachen, Beiheft Nr. 11. Marburg).
„Wer ist Pirandello?" Von Else Nerina Baragiola (Der Lesezirkel XIV, 3. Zürich).
„Johan Bojer." Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XL, 24. Gotha).
„Die polnische Literatur der Gegenwart." Von Otto Forst-Battaglia (Euphorion XXVII, 4. Stuttgart).

* * *

„Calderon auf dem deutschen Theater." Von Eugen Gürster (Der Bühnenvolksbund II, 2. Berlin).
„Die neue Dramaturgie." Von A. W. Lunatscharski (Die Szene XVI, 11. Berlin).
„Monarchisches Prinzip und Theaterzensur." Von Heinrich Otto Meisner (Preußische Jahrbücher CCVI, 3. Berlin).
„Von der Sendung des Dramas." Von Robert Petsch (Die Vierte Wand, 1926, Magdeburg).
„Vom klassischen Drama der Franzosen." Von Robert Petsch (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II, 6. Leipzig).
„Regiepolitik." [Jessners „Hamlet".] Von Erich Dürr (Dramaturgische Blätter 1926/27, 16. Mannheim).

* * *

„Weihnacht in der neueren Dichtung." Von Erich Bockemühl (Ostdeutsche Monatshefte VII, 9. Oliva).
„Die Zeitung: Darstellung und Bericht." Von Hanns Heinrich Bormann (Orplid III, 9. M.-Gladbach).
„Kunst und Jugend." Von Charlotte Bühler (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. XX, 3/4. Stuttgart).
„Die deutsche Jugendschriftenbewegung." Von W. Fronemann (Der Kunstwart XL, 3. München).
„Die freien Schriftsteller." Von Cl. Heiß (Deutsche Presse XVI, 48. Berlin).
„Krisis im plattdeutschen Schrifttum." Von Albrecht Jansen (Stolper Greif I, 10).
„Schund- und Schmutzgesetz." Von M. Ludwig (Der Kritiker VIII, Dezember. Berlin).
„Literaturfragen der Gegenwart. Die Dichtung als Bildungsmacht." Von Friedrich Muckermann S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 3. Freiburg i. B.).
„Der Reporter." Von Robert Müller (Orplid III, 9. M.-Gladbach).
„Um christliche Dichtung." Von Martin Rockenbach (Abendland II, 2. Köln).
„Prinzipielle Bemerkungen zu der szenischen Ballade ‚Das trunkene Schiff'." Von Paul Zech (Der Fischzug I, 4. Berlin).

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

1.

„Ollapotrida." Komödie von Alexander Lernet-Holenia. (Uraufführung der Originalfassung in einem Akt im Frankfurter Schauspielhaus am 11. Dezember. Aufführung der zweiten Fassung mit angefügtem zweiten Akt in den Berliner „Kammerspielen" am 14. Dezember 1926.)

Die „Ollapotrida" des berühmten Hanswurst-Stranitzky, der unter diesem Titel um 1700 seine Stegreifspiele sammelte, wurde auch zur Namengeberin von Alexander Lernet-Holenias Komödie, deren raffiniert gesponnene Intrigenfabel wahrlich der spanischen Bedeutung des Wortes als „Mischmasch" oder „Durcheinander" sehr wohl entspricht. Das Durcheinander liegt aber nur im Stoff, über dem die allersicherste Theaterhand waltet. Und so entstand ein kleines Kunstwerk von Schwung und Grazie — eine Mischung, die wir im deutschen Lustspiel seit Jahrzehnten nicht erlebten.

Digitized by Google

Der Inhalt vergleicht sich leicht dem Inhalt von tausend anderen Possen. Der Inhalt sagt nichts über die Qualität. Der wiener Bonvivant Henninger empfängt zur unrechten Zeit kurz hintereinander den Besuch von mehreren ungetreuen Damen, denen in schöner Parallelität die Auftritte der jeweiligen Ehemänner (resp. Verlobten) folgen. Da Herrn Henningers Wohnung nur zwei Zimmer und gar erst nur einen einzigen Ein- und Ausgang besitzt, so hat er das Virtuosenstück zu leisten, die von dem jeweiligen Othello gerade reklamierte Dame zu verbergen und eine andere als Ablenkung vorzuführen. So viele Personen — so viele Komplikationen. Und die Entknotung — an der der Diener Toison d'or pfiffig-tölpelhaft beteiligt ist — gelingt nur durch Henningers Flucht.

In einem zweiten Akt, der wohl nur zur Abendfüllung dem Originalakt künstlich angehängt wurde (und der dem Kleist-Preisrichter zur Zeit des Urteils noch nicht vorlag) wird ein Teil der Spieler aus der Realistik ihres Seins dadurch herausgehoben, daß sie nun plötzlich als die Schauspieler ihrer Rollen aufzutreten haben und eine kleine Verwirrung à la Pirandello anstellen. Ein heiserer Nachklang einer lautlachenden Fröhlichkeit.

Uns interessiert nur das einaktige Original. Der Schmiß im Arrangement der Auf- und Abgänge beruht wohl auf der Kompositionstechnik der Destouches und Goldoni bis zu den pariser Boulevardautoren. Aber über der bewährten Tradition flimmert und zwitschert eine Wortspieldialektik, die der romanischen Logik widerspricht und nur im Deutschen — und hier speziell im Österreichischen — möglich ist. Diese Figuren reden nämlich im höchsten Gefahrpunkt nicht etwa über die nächstliegenden Erfordernisse der Situation, sondern sie streiten sich über das Allgemeine von Heiligkeit der Ehe; oder über die Bedeutung des Ehrenworts; oder sie disputieren bis zur Peinlichkeit über das Warum oder Wieso eines Geschehens, statt daß sie ihr Gespräch nach alter Theaterlogik sofort zweckvoll und praktisch auf das Geschehen selber richteten. Es ist die Realistik des Alltags, das Aneinandervorbeireden, das Unwahrscheinlichmachen des Wahrscheinlichen — und vice versa — was diese Posse in den höchsten Rang der Gattung stellt.

Alexander Lernet-Holenia, der in seinen geistlichen Gedichten („Kanzonnair") die Wortkunst bis zur ästhetischen Künstelei trieb; der in der Tragödie „Demetrius" eine pathos-erfüllte Haupt- und Staatsaktion in klingende Sprache brachte — dieser Dichter also, der um den dichterischen Sinn der Sprache weiß, er komponiert mit tiefer Absicht die Komödie „ohne Wort" und ohne geistigen Hintergrund. Er will bewußt Theater; er will gleich dem Stranitzky weiland eine Posse. Aber weil er ein Dichter ist, schafft sein Talent des Wortes ganz automatisch beim Aufbau dieses Mimus mit. Und dies ist das Geheimnis dieser höheren Posse: daß fast alle Worte von Bedeutung, Logik, Klang und Schliff vom feinsten Kenner dieser Qualitäten mit literarischem Dolus ausgelassen werden. Das können die Feydau und de Flers gerade nicht. Kein üblicher Schwankautor vermöchte so puritanisch auf den sentimentalen, poetischen oder geistreichen Worteinfall zu verzichten wie der Wortkünstler Lernet-Holenia. Die Technik des Weglassens von „Literarischem" lernt sich nur durch die Literatur hindurch. So entstand ein Theaterstück von elegantem Wurf, ein technisches Beispiel von Posse für die tausend Nichtskönner von Tragödiendichtern.

Man hat sich in einem Teil der Presse darüber aufgeregt, daß man einem Possenautor den Kleist-Preis zugewiesen, und hat sich den ob dieser Schmach im Grabe rotierenden Dichter der „Penthesilea" bildhaft vors innere Auge gestellt. Man dachte mit seiner kurzen Gedankenleitung nicht an den Verfasser des „Zerbrochenen Krugs" oder an den Bewunderer des Marionettentheaters. Aber wenn die jungen Dichter nun einmal keine guten Tragödien zum Weinen schreiben wollen, so müssen wir für das Lachen einer Meisterposse dankbar sein, wenn wir das Theater vor lauter Kino und Revue nicht an der deutschen Dramatikermisere versauern lassen wollen. Ach es wäre ein leichtes gewesen, für die Mißvergnügten den tragischen „Demetrius" Lernets an erster Stelle zu prämieren. Aber was gehn uns die Mißvergnügten an? Der Kleist-Preis ist kein Meistersinger-Preis, sondern ein Lob zur Aufmunterung für die Werdenden. Doch wohlverstanden: Jugend allein ist noch kein Verdienst, wie heute viele sagen; sondern Jugend mit Kunst und Können berechtigt erst zur Hoffnung. Übrigens wurde der Kleist-Preis nicht der „Ollapotrida" allein zugeteilt, sondern (neben dem „Teufel" Alfred Neumanns) dem vielfältigen Gesamtwerk des Dichters, dessen bunte Eigenart uns auf unerwartete Mischungen gespannt sein läßt.

2.

„Die zwei Abenteurer." Lustspiel in fünf Akten. Von Otto Zoff (nach Farquhar). (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 25. November 1926.)

Otto Zoff, der als Bearbeiter vor wenigen Jahren den „Freiern" des romantischen Eichendorff zu einer spielerischen Bühnenwirksamkeit verhalf, hat dieses Mal einen alten spröden Engländer von 1708 so überdichtet und romantisiert, daß ein vergnüglicher Theaterabend

Digitized by Google

entstand. Nur ein Drittel ungefähr sei von Farquhar übriggeblieben, das übrige sei alles Zoff! sagt Zoff. Aber er bedankt sich pietätvoll für die nette alte Fabel, in der zwei junge arme Edelleute unter allerlei Hemmungen durch eine clowneske Räuberbande zu Liebe und Vermählung mit zwei schönen Edeldamen gelangen. Hübsch pointierte Dialögchen werden gezwitschert; aber das allerhübscheste ist das wohlerzogene Räuberquartett, das in seinen Typen den edlen, den galanten, den rechtlich-bürgerlichen und den in tausend Ängsten bebenden Räuber repräsentiert. Da war Humor.

Bernhard Diebold

Berlin

„Die Tiere." Drama. Von Wilhelm Braun. (Uraufführung im Kleinen Theater durch die „Matinee" am 11. Dezember 1926.)

Ein zum mindesten scheinbar, naturalistisch erfaßter Vorgang. Die halb blöde Magd wird vom Bauer mißbraucht und alsbald, willenloses Tier, in tierischer Gebundenheit an vier andere Männer weitergegeben. Sie läßt es geschehen. Nachdem sie aber den gleich ihr schwer erdgebundenen Knecht gefunden hat, der sie sich zum Weib begehrt, setzt sie sich gegen die auch jetzt noch Gewalttätigen zur Wehr, verwundet den Zudringlichsten und ruft damit das dumpfe Rachegefühl all ihrer Verfolger gegen sich auf. Sie sagen — sie schwören dem armen Knecht, daß sie insgesamt das Mädchen, das er heiraten will, besessen haben; sie leistet vor dem Kruzifix Eid dagegen: aber schon trägt sie ein Kind unter dem Herzen, gelangt an eine Engelmacherin, wird da polizeilich aufgegriffen, soll ortsverwiesen werden und endet im Dorfteich.

Ein scheinbar naturalistisch gesehener Vorgang: zu naturalistischer Gestaltung fehlt es am überzeugenden, klangechten Wort. Aber auch abgesehn davon, findet Braun noch nicht den Stil für das, was seinen Gestaltungswillen lockt.

Als diese Magd vor dem Kruzifix den Meineid leistet, daß sie unberührt sei, schwört sie in tieferem Sinne Wahrheit. Sie wurde mißbraucht, wie ein Tier unter das Joch gelegt wird, ihre Seele wußte nichts von dem, was ihrem Körper geschah. Ihre Seele erwachte erst, als der gleich ihr erdgebundene Knecht ihr aus seinem Herzen heraus stammelte. In ihrem seelischen Dämmern ist Gottnähe — oder soll es doch sein. In ihrem Waten durch Kot ist Reinheit — auf ihr Sterben soll ein Schein von Heiligkeit fallen.

Diese mystische Durchdringung eines scheinbar derb angepackten naturalistischen Stoffs ist im Wesentlichen Absicht geblieben, darf aber als solche doch interessieren. Und während die Gestalten des Dramas, nicht genügend individuell erfaßt oder nicht zureichend seelisch vertieft, sich ins Nichts verlieren, weckt der dramatische Vorgang landschaftlichen Eindruck. Auf die durchpflügten Äcker fällt durch zerrissenes Gewölk ein Sonnenstrahl; aus feuchten Schollen dampft es; Erde bringt ihr Opfer dar.

Ernst Heilborn

Gotha

„Das Friedensschiff." Von Julius Maria Becker. (Uraufführung im Landestheater am 25. November 1926.)

Julius Maria Beckers neues Stück „Das Friedensschiff" ist eine starke Dichtung. Der Wille, Legende unserer Zeit, unsere Tragik, unsere Leiden zu schreiben, ohne dabei ephemer zu werden, setzt Kraft und Tiefe bei einem Dichter voraus, die Becker in der Tat hat. Daneben besitzt er auch Mut. Einen erstaunlichen Mut: Er bringt das Halbgespenst des Schützengrabens auf die Bühne. Rücksichtslos: den Russen Giden Gregorwitsch und den Deutschen Donath Görg. Die gehen aufeinander los, treiben ihre Stollen und Sappen vor, entfachen Höllengluten, an denen selbst Henry Ford Feuer fängt. Er rüstet sein Friedensschiff aus und segelt nach Europa. Aber sein Wille wird gebrochen von dem eines Größeren: der Macht der Masse. Amerika erklärt den Krieg. Ford fügt sich ein. Nichts mehr von Frieden: Jetzt werden Granaten gedreht. Das ist das Gerüst, das angefüllt ist mit gespannter Handlung, die Abgründe aufreißt und uns tief mitschwingen läßt. Indes, diese Handlung ist nur das Gerippe für einen Gedankengang — der aber gar nicht als solcher erscheint, sondern in einer unerhörten Fülle von Visionen und riesigen Bildern: der uralte Kampf zwischen der Seele und ihrem Gehäus. Die Seele will heraus in ein Reich bedingungsloser Freiheit, wo sie Gott nahe ist. Unterliegt die Seele in diesem Kampf, so haben wir einen tragischen Zustand, bei dem aber in dem Maß die eigentliche Tragik abnimmt, als das „Gehäus" sich erweitert im Sinne „äußerer Verhältnisse"; so daß schließlich der ganze Kampf, der das „Gehäus" fast schon überwand, von außenher erstickt wird und den Kämpfenden dazu bringt, daß er sich den andrängenden Kräften unterwirft und sich als einer ihrer Teile einordnet. Damit ist aber der Zustand nicht mehr tragisch, sondern er kommt sehr hart an die Grenze der Groteske. Uns scheint, Becker beweist hier ein außerordentliches Feingefühl, wenn er die Tragik unserer Zeit als Tragigroteske sieht.

W. Dietz

Digitized by Google

Breslau

„Das reißende Lamm." Drama in fünf Akten. (Uraufführung im Lobetheater, Sonnabend, 18. Dezember 1926.)

Emil Bernhard will in seinem Fünfakter den moralischen Endsieg der reinen Gottesidee über irdische Gewalten aufzeigen. Sein „reißendes Lamm", im bürgerlichen Leben Boris Twerskoj geheißen, ist ein ganz nach innen gerichteter, dennoch stark nach außen wirkender Mensch, Apostel des Friedens, der Brüderlichkeit, der Geradlinigkeit aller Lebenserfüllung. Sein Gebet und Gebot lautet: Tue stets das Einfache, niemals das Komplizierte! Das Einfache ist ihm die Herkunft aller Menschen von Gott. Also sind sie Brüder, und Brüder dürfen sich nicht totschießen, auch nicht für ihr Vaterland. Denn dieses ist schon das Sekundäre, das Komplizierte. Ein Pazifist von allerreinstem Wasser also, dieser Twerskoj, übrigens ohne politische Nebengedanken, wie ohne politischen Ehrgeiz. Zwangsweise Soldat geworden, verweigert er den offiziell befohlenen Mord, wird nach Sibirien verschickt und gerät dort unter die Knute eines halb irrsinnigen Gefängniskommandanten. Soweit ist die Angelegenheit Twerskoj gewiß einfach. Aber nur zu bald weicht der Autor vom geraden Wege ab. Glauben sollen wir ihm, daß sein schlichter, gänzlich unberedter Mann des Friedens solch einen ungeheuren Einfluß auf das riesige russische Frontheer ausgeübt hat, ja noch von Sibirien her ausübt, daß von ihm allein das Schicksal Rußlands abhängt. Darum sendet der Zar einen seiner Adjutanten eigens nach Sibirien, um dort mit dem armseligen Sträfling von Macht zu Macht wegen seines Umfalls auf die Kriegsseite zu verhandeln. Twerskoj lehnt natürlich ab, selbst die verheißene Freiheit, obwohl ihm die hohe Exzellenz sehr gütig, sehr herzlich zuredet. Unverrichteter Dinge kehrt also der General um, und nun macht sich Pizarro-Obraszow auf seine Weise daran, Twerskojs Unterschrift unter einen Revers, der wieder zu den Waffen ruft, zu erpressen. Als seine hündischen Schmeicheleien keinen Erfolg haben, schickt er den Märtyrer durch die Spießruten, bis er tot zusammenbricht. Das schnöde gemordete Opferlamm reißt aber den Wolf nach sich. Obraszow wird plötzlich revolutionär und zieht mit seinen von ihm befreiten Sträflingen wider den Zarismus. Zu solchen und noch ärgeren Kompliziertheiten versteigt sich Bernhard, der Gestalter des Helden der Einfachheit, nach und nach in der Glühhitze des Theatergefechts. Wohl selten klafft ein solcher Abgrund zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen, wie in dem von der gepriesenen Einfachheit ausgehenden, mehr und mehr zum Komplizierten, ja Sensationell-Theatralischen abirrenden Drama Bernhards.

Erich Freund

Dessau

„Komödianten." Moralkomödie in drei Akten. Von Otto Ernst Hesse. (Uraufführung im Dessauer Friedrichtheater am 27. November 1926.)

Kann der Privatdozent Sanders die ihm angebotene Professur annehmen unter der Bedingung, daß seine Frau auf ihren Beruf als Schauspielerin verzichtet, darf er ihr diesen Verzicht zumuten, wird ihre Liebe ihm dies, für sie bedeutende, Opfer bringen? Und wie wird sich Sanders mit dem mit der Professur nicht zu vereinbarenden Angebot, Präsident der Pazifistischen Gesellschaft zu werden, abfinden? Das ist die Problemstellung zu Beginn des Dramas, die eine interessante und spannende Entwicklung versprechen könnte. Aber, sicher noch während der Konzipierung der sich aus dieser Idee ergebenden Fabel, pfuschen dem Dichter zwei andere Motive ins Handwerk: zwei Professorentypen, die als Vertreter der doppelten Gesellschaftsmoral erstens Sünden selbst begehen, die sie scheinheilig zu verdammen suchen, die zweitens ohne Verantwortungsbewußtsein sich nicht scheuen, ihre persönliche, dem Universitätsbeschluß entgegenstehende Meinung unter der Hand zu äußern, sich jenem aber völlig unterordnen — diese beiden Professorentypen nehmen einen erheblichen Teil des Interesses für sich in Anspruch; ein Liebespaar, dessen Geschichte eigentlich schon vor der Handlung des Dramas liegt, tritt zudem immer stärker in den Mittelpunkt der Geschehnisse. Die Folge ist, daß die Linienführung der Motive nicht folgerichtig und klar durchgeführt ist und den Hörer daher unbefriedigt entläßt, besonders auch, da die Haupthandlung einen unzeitigen Schluß erhält, die Nebenhandlung (des Liebespaares) überhaupt keinen bestimmten und klaren Abschluß findet, das Motiv der „pazifistischen Präsidentschaftskandidatur" überhaupt nicht weitergeführt ist. Von einer „Moralkomödie" kann daher, weder in Betonung des ersten (dazu ist das Motiv nicht scharf genug in den Mittelpunkt gestellt und umgrenzt) noch des zweiten Kompositionsteils (dazu fehlt jenes für die Komödie im höheren Sinne notwendige Streifen hart am Tragischen vorbei) die Rede sein; zieht man jedoch die Rücksicht auf den Untertitel ab, bleibt ein ganz amüsantes Lustspiel voll einer Reihe hübscher Einfälle der Situationskomik und mit einem famos gezeichneten, zwar ein wenig burschikosen, aber — wenn auch nicht alltäglichen — doch recht natürlichen Charakter in der Maria Braun.

Digitized by Google

Der Verfasser unterließ bekanntzugeben, aus welcher Schaffenszeit das Werk stammt — es datiert aus seiner königsberger Epoche, liegt also schon ein wenig weit zurück. Gerhart Rauck

Meiningen

„Das Gewissen." Ein Drama in 4 Akten. Von Emil Herfurth. (Uraufführung im Landestheater am 12. Dezember 1926.)

Ein Fanatiker der These: es gibt kein Gewissen nach der Tat, mindestens nicht für den „aufgeklärten Verstandesmenschen", der sich vor der Tat ausreichend prüft, deshalb nachher innerlich unangefochten zu ihr stehen kann — leistet in äußerster Konsequenz die schwerste Probe aufs Exempel und begeht einen Mord, der ihn aber widerlegt und in den Sühnetod treibt. Dem Weg zwischen Mord und Selbstmord gilt einzig das Interesse des Autors. Darum versetzt er auch mit einem unbekümmerten, deshalb aber nicht weniger bedenklichen Gewaltstreich seinen Theoretiker in die Lage des Mörders: Aufreizende Widerrede des Freundes gegen die These, höhnisch zweifelnde Aufforderung, an ihm mit der dargebotenen Waffe den Mut zur praktischen Probe aufzubringen, genügen zum jähen Mord an dem Widerpart. Das richtende Gewissen erwacht sofort. Denn der Mörder hatte sich zu seiner bis zum Zynismus gehenden Verstandeskälte, zu seiner seelischen Robustheit, die mit den Borgias liebäugelte, nur forciert.

Der starke Einschlag von Konstruktion ist leicht ersichtlich. Es handelt sich eben in erster Linie um ein Problemstück. Daneben zeigen sich gute Ansätze zu einer interessanten Charakterstudie, die mit dramatischem Geschick angefaßt ist, wie denn überhaupt das Ganze, besonders auch durch den virtuos gehandhabten Dialog, eine starke Wirkung von der Bühne herab tat. Rudolf Germann

Mannheim

„Der Herzog von Westminster." Ein Stück in drei Akten. Von Adolf Grabowsky. (Uraufführung der „Jungen Bühne" im Nationaltheater am 5. Dez. 1926.)

Eine „Demonstration heutiger Weltpolitik" von der Bühne herab soll Sinn und Zweck dieses Dreiakters sein. In dem Traum des nervös irritierten und übermüdeten englischen Premierministers sollen die Gegensätze England-Sowjetrußland, Europa-Asien gegeneinander prallen. In dem persönlichen Haßgefühl des Sowjetbotschafters in England und seiner Schwester, der bolschewistischen Agitatorin, die als illegitime Kinder des englischen Premiers Ausgestoßene der Gesellschaft sind (der sie sich innerlich zugehörig fühlen) wirken sie sich gegen eben diese Gesellschaft, das heißt deren obersten Repräsentanten, den Herzog-Vater, aus. Weltpolitik und die Triebkräfte historischen Geschehens werden damit in einer privaten und unfruchtbaren Debatte unter Familienmitgliedern, noch mehr als im Intrigenspiel alter Schule vom Zufall persönlicher Stimmungen und Verstimmungen abhängig gemacht, und es bleibt wirklich bei der angekündigten Demonstration, aber einer sehr farblosen und ungemeisterten Demonstration von Konflikten und Möglichkeiten, denen Grabowsky auch nicht eine Spur von Gestaltung abgewonnen hat. Paula Scheidweiler

Wien

„Stiefmama." Lustspiel in 3 Akten. Von Ludwig Hirschfeld und Paul Frank. (Uraufführung im Akademietheater am 23. Dezember 1926.) — „Menschen ohne Erde." Schauspiel in 3 Akten. Von Hans Müller. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 23. Dezember 1926.)

Noch knapp vor Torschluß des alten Jahrs, also im Vollgenuß versöhnlich-nachsichtiger Weihnachtsstimmung des Publikums sind drei bekannte wiener Schriftsteller theatralisch zu Wort gekommen. Der Humorist und der Erzähler mit einem lustigen Spiel, das (schon wieder!) die Erotik der Alternden, allerdings auch die Konkurrenz der Jungen, z. B. der Tochter mit der Mutter, abwandelt und einen gordischen Knoten mit leichter Hand in wienerisches Walzer-Wohlgefallen auflöst. Und Hans Müller mit einem ehrgeizigeren Drama aus einer kuriosen Bank- und Börsenwelt, auf das man den alten Scherz „So viel Juden und keine Handlung!" beileibe nicht anwende, weil der Autor sein schwankes Schifflein überreich beladen hat: mit einem der seit 1918 auf der Bühne gottlob noch öfter als in der Wirklichkeit auftretenden rücksichtslosen Geldfürsten (hier heißt er Gutherz, Kotzebue hätte ihn Steinherz genannt) und den durch ihn bewirkten Gruppierungen und Umgruppierungen; mit allerlei wirklichen oder anscheinenden Schlüsseleien; mit dem beliebten Gegensatz Sohn-Vater; mit einer plutokratischen Judith als Partnerin jenes Holofernes; mit der Judenfrage im allgemeinen und dem Zionismus im besonderen. All das unter einen Hut zu fassen, in drei zeitlich eng aneinanderschließenden Akten zu erledigen, bringt ein anderer als Hans Müller nicht zustande und er selber kaum; das Ergebnis liegt jenseits von Kritik und Apologetik, und „jeder auch nur etwas Weise", um mit Christian Morgenstern zu reden, vermeidet es, sich über die Probleme der „Menschen ohne Erde" den Kopf zu zerbrechen. — Immerhin, und hierin der „Stiefmama" vergleichbar, ein handfestes Theaterstück. Robert F. Arnold

Digitized by Google

Echo des Auslands

Argentinischer Brief

Das verflossene Jahr ist für das argentinische Geistesleben ganz besonders ereignisreich gewesen. Am 31. Oktober 1925 starb ganz unerwartet José Ingenieros, einer der interessantesten und ohne Zweifel hervorragendsten Schriftsteller Argentiniens mit ausgesprochen starkem Einfluß auf die hiesige Jugend. Sein Tod wurde zu einer Nationaltrauer, und es gab wenige unter den Gebildeten wie unter dem Volk, die nicht wenigstens etwas von ihm gelesen und in irgendeiner Weise von ihm beeinflußt worden wären. Psychologe und Arzt von Beruf, hatte er viel im Ausland gelebt — auch in Deutschland — und verband mit umfassenden grundlegenden Kenntnissen jenen erweiterten Blick, den fast alle haben, die über ihre eigene Scholle hinausgekommen sind. Seine Werke sind psychologischer, soziologischer und literarischer Natur, sie wurden teilweise in viele Sprachen übersetzt, so auch ein Buch ins Deutsche (L. E. XXVII, 506): Prinzipien der biologischen Psychologie. Wenn man sich etwas in seine vielseitige Arbeit vertieft, gelangt man zu einer stummen Bewunderung, daß ein Mensch, dessen Leben hauptsächlich Kampf gewesen ist, mit so jungen Jahren — er starb 47 Jahre alt — eine solche Fülle reicher und tiefer Gedanken hinterlassen konnte. Von den Zeitungen und Zeitschriften wurden ihm ganze Nummern gewidmet, um seiner Vielseitigkeit gerecht zu werden, und eben seines ganz großen enzyklopädischen Wissens wegen ist es nur möglich, hier seine Bedeutung für das Land mit wenigen Worten zu erwähnen, da es ein vergebliches Unterfangen wäre, ihm, der weit mehr als ein bloßes Talent war, gerecht werden zu wollen. Trotzdem ein Jahr seit seinem vorzeitigen Tod vergangen ist, wirkt er im hiesigen Geistesleben fort, und immer wieder findet man neue Würdigungen seiner Arbeit. Er war auch Begründer der „Revista de Filosofia" (gegründet 1916), die er in kürzester Zeit zu der leitenden Zeitschrift auf ihrem Gebiet in Südamerika gemacht hatte. Sie wird von seinen Schülern weitergeführt. Außerdem gehörte, besonders in früheren Jahren, sein Interesse den anthropologisch-kriminalistischen Problemen. 1905 vertrat er Argentinien auf dem Kongreß für Psychiatrie in Rom. Er verfügte über eine unglaubliche Arbeitskraft und weite Kenntnis der ausländischen wissenschaftlichen Literaturen — die Zahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen reicht an dreihundert heran.

Ein anderes — erfreulicheres — Ereignis ist, daß Argentinien langsam aber sicher zum Büchermarkt für ganz Südamerika wird. So sind im letzten Jahr ganz außerordentlich viel Bücher in Buenos Aires herausgegeben worden, und die Verleger haben sich auch endlich entschlossen, die Kosten der Herausgabe zu bezahlen, während die unendlich vielen Gedichtbücher nach wie vor von den Dichtern selbst herausgegeben werden, da bei aller Vorliebe für Verse auch hier noch kein Geschäft damit zu machen ist.

Auch haben einige Novellen einen Erfolg gehabt, der in Argentinien bisher ganz unbekannt war. „Zogoibi" von Enrique Larreta hat es in drei Monaten schon auf 50000 Exemplare gebracht, und wenn das Buch auch sehr interessant ist und einen sehr schönen reinen Stil aufweist (was man nicht von allen hiesigen Novellenbüchern behaupten kann) so ist dieser ungeheure Bucherfolg doch kaum zu erklären, es sei denn durch Massensuggestion. Larreta hat vor zehn Jahren etwa einmal ein Buch geschrieben, das auch seinerzeit viel gelesen wurde, hat dann all die Jahre geschwiegen, und wird nun mit einem Mal verschlungen. Und nicht etwa, weil die Kritik sich seiner besonders angenommen hätte; durchaus nicht. Es handelt sich um einen ausgezeichnet geschriebenen Unterhaltungsroman, der zwar in der Provinz Buenos Aires spielt, dessen Personen aber durchaus nicht typisch argentinisch sind.

Der allerdings hier geborene Held hängt mit seinem ganzen Herzen und Wesen an Paris, die Hauptfrauenrolle fällt einer Abenteurerin — Engländerin oder Nordamerikanerin — zu, denn die sehr fein gezeichnete Gestalt der Gegenspielerin — Argentinierin durch und durch — kommt zu wenig zur Geltung. Ich habe das Buch bei seinem Erscheinen gelesen, vor seinem großen Erfolg, und es hat mir sehr gefallen, doch bin ich nicht in der Lage zu sagen, warum es innerhalb weniger Wochen diesen in Argentinien nie dagewesenen Erfolg gehabt hat. In glänzendem Stil geschrieben, hat es hohe künstlerische Werte, aber im allgemeinen verhelfen die meist nicht zu großem Erfolg.

„Don Segundo Sombra", Novelle von Ricardo Guiraldes, ist das zweite Buch gewesen, dem große Anerkennung beschieden war. Im Gegensatz zu dem erstgenannten ist es ganz argentinisch, denn seine Hauptperson ist ein Gaucho, und das ist ein Thema, das von vornherein bei allen Argentiniern Interesse erweckt. Der Gaucho gehört untrennbar hier zum Lande, und wenn auch viele hiesige Schriftsteller versucht haben, die Eigenart der hiesigen Ebene mit seiner unendlichen Weite und seinen originellen Typen, den Gauchos, zu beschreiben, so ist es doch keinem so gelungen wie Guiraldes. Mit tiefem Verständnis für das Leben in der Pampa be-

Digitized by Google

schreibt er seinen Helden, den Gaucho, und führt uns die verschiedenen Seiten dieses Lebens in kleinen und großen Ereignissen, sei es Zähmung der Pferde, Hahnenkämpfe, Streit der Männer oder Liebe der Frauen, vor. Dies Buch weist mehr Beschreibung als Handlung auf, aber die Jugend verschlingt es mit derselben Begierde wie früher ein Indianerbuch, obgleich nichts Aufregendes vorfällt.

Ein anderes neues Buch, das sehr interessant ist und argentinische Probleme behandelt, ist: „La Pampa y su passion" von Manuel Galvez. Auch dies Buch müssen wir zu den Ereignissen des Jahres rechnen, wenn es auch nicht den überwältigenden äußeren Erfolg gehabt hat wie die beiden erstgenannten. Das Buch schildert in flüssigem, leicht lesbarem Stil und in unterhaltender Weise Seiten des argentinischen Lebens und Charakters und versucht die Leidenschaft des Argentiniers für Pferde und für Rennen aus dem landschaftlichen Charakter Argentiniens und dem ursprünglichen Leben in der Pampa (der Ebene) zu erklären. Hugo Wast hat natürlich auch wieder einige neue Bücher herausgegeben, „Myriam la Conspiradora" und „El jinete de fuego", geschichtliche Romane, die immer einen großen Leserkreis finden.

Zu erwähnen ist ferner eine Anthologie, herausgegeben von Noe, die einen interessanten Überblick über die Dichter der letzten vierzig Jahre gibt. Als ältester und als Vorbild erscheint da wieder Leopoldo Lugones, der mit sehr schönen Stücken vertreten ist. Er hat übrigens in diesem Jahr den Nationalpreis von 30000 Peso bekommen, aber nicht für irgendein einzelnes Buch, sondern für sein ganzes Lebenswerk. Kein Zweifel, daß er in den letzten dreißig Jahren eine hervorragende Stellung unter der heranwachsenden schriftstellernden Jugend eingenommen hat, und bisher ist er als Dichter in der Formvollendung nicht erreicht oder gar übertroffen worden. Bei der Verleihung des Preises ist ihm allerdings von der Kritik auch hin und wieder übel zugesetzt worden, die ihm vorwirft, daß er gar zu oft ins Breite gehe, statt in der Tiefe zu schürfen.

Der zweite Preis wurde nicht verteilt, den dritten von 10000 Peso erhielt Pedro Miguel Obligado für sein Gedichtbuch „Hilo de Oro".

Die Preise der Stadt Buenos Aires wurden wie folgt verteilt: Dichtkunst, Fernandez Moreno 5000 Peso für „Aldea Española", Rega Molina 3000 Peso für „Vispera de buen Amor", Bernardez 2000 Peso für „Alcandara".

Von Novellen wurden preisgekrönt mit 5000 Peso Guillot für „Alma en el pozo", Morales 3000 Peso für „Leyendas Guaranies" und Julio Aramburu 2000 Peso für „Deliciosa Jujuy". Leider gibt es bisher keine Preise für dramatische Dichtung, jedenfalls keine regelmäßig zu verteilenden, und es wäre angebracht, da durch offiziellen Anstoß etwas Anregung zu bieten, denn es fehlt noch außerordentlich an wertvoller originaler Produktion. Wenn unter den hiesigen Schriftstellerinnen noch keine sind, die irgendwie internationale Bedeutung beanspruchen könnten, so sind hingegen die besten argentinischen Theater von Frauen geleitet, die zum Teil sowohl hier wie in Europa von ganz besonderem Erfolg begleitet sind. Camila Quiroga, Angelina Pagano und Blanca Podesta stehen an der Spitze ihrer Gesellschaften und verkörpern das eigentliche Teatro Nacional. Unstreitig die künstlerisch Höchststehende ist Camila Quiroga, doch hat sie in diesem Jahr immer wieder zu alten Stücken und Übersetzungen greifen müssen, es fehlte an neuen interessanten Theaterstücken. Angelina Pagano ist in diesem Winter hauptsächlich in Brasilien gewesen, und wenn auch die Presse viel geschrieben hat von geistiger Gesandtschaft und Brüderlichkeit, so scheint es doch kein wirklicher Erfolg, zum mindesten kein geschäftlicher gewesen zu sein. Auch Blanca Podesta hat in diesem Winter mit ihrem Repertoire kein Glück gehabt, und als die nicht mehr junge, aber sehr gut aussehende Schauspielerin die Heilige Johanna von Shaw gab, schwiegen sich die großen Tageszeitungen merkwürdigerweise aus. Wenn ich mir auch eine bessere Vorstellung denken kann, so war, an hiesigen Theaterverhältnissen gemessen, die Aufführung doch durchaus annehmbar, und es ist geradezu anzuerkennen, daß sie versuchte, uns moderne, europäische Dramatik zu vermitteln. Unter den Schauspielern mit eigener Gesellschaft müssen Parravicini und Casaux genannt werden, die schon viele Jahre die Gunst eines gewissen Publikums besitzen und sich zu erhalten wissen. Parravicini, der große Komiker, hat sich in zwanzig Jahren ein großes Vermögen erworben, doch hat auch er im letzten Jahr kein Glück gehabt wie in früheren Zeiten als „El tango en Paris" oder „Melgarejo" mehr als 400 Vorstellungen erlebten. Hingegen hat Casaux in „El Judio" ein Zugstück erster Klasse gefunden.

Sehr erwähnenswert ist auch die Übersetzung von Goethes Faust durch Augusto Bunge, einem sozialistischen Abgeordneten, der auch Leonhard Franks „Der Mensch ist gut" übersetzt hat. An manchen Stellen ist die Faust-Übersetzung wunderbar gelungen, doch wundert man sich, daß Bunge darauf bestanden hat, eine Nachbildung in Versen zu versuchen, die naturgemäß ganz andere Schwierigkeiten als eine Prosaübersetzung bieten muß. Sicherlich aber ist es die beste Übersetzung, die wir in spanischer Sprache vom Faust besitzen, und sicher ist es in jeder Beziehung anerkennens-

Digitized by Google

wert, daß ein Mensch sich an eine solche Arbeit heran gewagt hat, die ihm, rein äußerlich betrachtet, keinen sonderlichen Erfolg eintragen kann.

Nach wie vor bemühen sich die verschiedensten Zeitschriften, über das europäische Geistesleben zu unterrichten. Besonders zu nennen seien davon „Sagitario", „Valoraciones", „Inicial", die zum Teil auch Mitarbeiter im Ausland haben.

La Plata — Hänny Simons-Stoecker

Französischer Brief

Die beiden Bücher, die Abbé Brémond de l'Académie française kürzlich bei Grasset herausgab: „Prière et Poésie" und „La Poésie pure" haben für das deutsch-französische Problem tiefe Bedeutung. In ihnen tritt ein hoch kultivierter, im Katholizismus fest wurzelnder Geistesführer aus dem französischen Rechtslager gegen den Rationalismus auf, gegen die dürre „ordre und clarté", gegen den starren Klassizismus, gegen „die ungeheure Erniedrigung der Poesie durch den aus der italienischen Renaissance abgeleiteten Kanon". Es sei unverzeihlich, daß Boileau Ronsard verhöhnt habe (den Payot neuerdings in einem prächtigen Auswahlband gewürdigt hat). Wenn ein sauber gebautes Gedicht das beste sei, so übertreffe Scribe Shakespeare, so seien die didaktischen Dichter die größten. „Une poésie didactique", aber schreibt Brémond, „est un monstre, moins encore, une absurdité, un cercle carré"; nur die Poesie, die aus „Anima, le moi profond", aus „la connaissance mystique ou poétique" aufbreche — dem Gebet der Mystiker verwandt —, sei wahre Dichtkunst. „Tout le romantisme est d'exalter cette expérience ... C'est, en effet, grâce au romantisme que la littérature a cessé d'être un simple divertissement, le jeu de quilles dont parlait Malherbe, le culte des chinoiseries stylistiques dont parlait Boileau pour devenir the great religious adventure of the human soul." Brémond ruft für seine These christliche Zeugen wie Johann vom Kreuz, die heilige Teresa auf, Denker und Dichter wie Pascal, Goethe, Hegel, Poe, Shelley, Keats, Baudelaire, Claudel u. a., stützt sich auf Toffanins „Fin de l'humanisme" (1911), Manzonis Shakespeare und Bossuet (1916), Folkierski, „Etude sur l'esthétique" (1925) u. a. m. und polemisiert heftig gegen Ernest Seillière, den Bekämpfer der Romantik. Brémond ist ein sehr universaler Geist, beherrscht außer der französischen Geistesgeschichte auch die antike, italienische und englische. Seine Kenntnis fremdländischer Literaturen hat ihn überzeugt, daß alles Starke, Blutvolle, Große nicht aus dem disziplinierten „Animus", sondern aus der freien, unergründlichen, göttlichen „Anima" ströme. — Daß ein katholischer Gelehrter von Rang, das jüngste Mitglied der Akademie, aus tief durchlebter Bildung heraus ein so leidenschaftliches Bekenntnis zum nordisch-romantischen Geist ablegt, dazu aus seiner Zeit und seinem Lande die Stimmen aller Wahlverwandten aufreiht, ist das untrüglichste Zeichen, daß Frankreichs innerster Kern in völliger Wandlung begriffen ist, daß er sich öffnet, zu seiner Befruchtung Germanisches aufzunehmen. Brémonds Bücher, die in erster Linie einer innerfranzösischen Auseinandersetzung dienen, haben, wenn Deutsche sie richtig lesen, für die deutsch-französische Annäherung epochemachende Bedeutung. Dazu ist zu bemerken — um die allgemeine Bedeutung Brémonds zu umreißen — daß diese beiden Bücher nur Gelegenheitsschriften des Abbés sind. Aus Aix stammend, schrieb er zunächst eine Arbeit der „Provence mystique au XVIIe siècle"; es folgten eine Reihe religiös-psychologischer Arbeiten, Biographien über Newman und Bossuet; endlich ein Buch „Pour le romantisme", das hier seinerzeit angezeigt wurde. Während der letzten zwölf Jahre hat er zu seinem großen Lebenswerk ausgeholt: „Histoire littéraire du sentiment religieux en France depuis la fin des guerres de religion jusqu'à nos jours" (Bloud et Gay), von dem bisher sechs Bände à 700 Seiten vorliegen — etwa vier stehen noch aus. Über dieses weitgespannte Thema, das in unserer Zeit noch in keinem europäischen Lande umfassend behandelt wurde, läßt sich in so engem Rahmen überhaupt nicht referieren. Es kann nur gesagt werden, daß alle Religions-, Kultur-, Literatur- und Kunsthistoriker aus diesem Werk hohen Nutzen ziehen werden, da es der gesamten europäischen Geistesgeschichte des Barock eine ganz neue Basis gibt. Brémond bittet in der Einleitung den Leser, zu beachten, daß er keine Geschichte, sondern eine Literaturgeschichte des religiösen Empfindens schreibe; allerdings habe er sich auch bei einzelnen Geistesführern um die Durchdringung und Erschöpfung ihrer Persönlichkeiten bemüht, die protestantische und anglikanische Kirche seien ausgeschaltet. Den Begriff der Gegenreformation lehnt er ab, da jene Bewegung lange vor Luther eingesetzt habe. Er weist nach, daß man vom Zeitalter Ludwigs XIV. einen falschen Begriff habe und zieht eine stattliche Reihe vergeßner christlicher Schriftsteller wieder ans Licht. Das Werk ist folgendermaßen eingeteilt: I. L'humanisme dévot. II. L'invasion mystique. III. La Conquête mystique (L'école française). IV. La Conquête mystique (L'école de Port-Royal). V. La Conquête mystique (L'école du père Lallemant et la tradition mystique dans la Com-

Digitized by Google

pagnie de Jésus). VI. La Conquête mystique (Marie de l'incarnation — Turba magna). VII. Le classicisme dévot. VIII. La Retraite des Mystiques. IX. La Tradition mystique pendant le XVIIIe siècle. X. La réaction contre le Classicisme et la fin de l'ancien régime. Mehrere Abbildungen beleben den Text jedes Bandes. Abbé Brémond, der in stiller Zurückgezogenheit in Pau sein Lebenswerk fördert, entfaltet eine ungewöhnliche literarische Aktivität. Er schrieb auch kürzlich eine sechzig Seiten lange Einleitung zu den „Entretiens avec Paul Valéry", die Frédéric Lefèvre im Verlag „Le Livre" herausgab. Valéry ist eins der Kampfthemen Brémonds. „Poète malgré lui" nennt er ihn. Er schätzt ihn aber doch so hoch, daß er seine akademische Antrittsrede über „La poésie pure" am liebsten „un quart d'heure avec Paul Valéry" betitelt hätte. Brémond geht hier auf die Rolle ein, die er selbst in dessen „soirées avec M. Ernest Teste" spielt, und erklärt, daß Valéry weder mit Monsieur noch mit Madame Teste zu identifizieren, vielmehr in beiden zugleich zu suchen sei: Animus und Anima. Es folgen dann 24 Monologe Valérys, die sich zu einer Art Selbstbiographie dehnen. Sein inneres Werden durch Meredith, Pierre Louys, Huysmans, Mallarmé, Degas, Rimbaud wird darin dargestellt, breiter, eingehender als in dem Vortrag, den er im November in Berlin in der französischen Botschaft gehalten hat. Lefèvre gibt dazu 200 Seiten Kommentare, die eine gründliche Würdigung der Werke des Dichters enthalten. Neuerdings hat Valéry zu der Ausgabe der „Fleurs du mal" (Payot), die auch viele Zeichnungen von Baudelaire enthält, eine bedeutungsvolle Einleitung geschrieben. — Über „La vie douloureuse de Charles Baudelaire" gab François Porché bei Plon ein Buch heraus. Da er seiner Biographie die neuesten Briefsammlungen und Jules Crépets Studien zugrunde legen konnte, so ist diese Lebensgeschichte des Dichters vollständiger, reicher, infolgedessen auch zuverlässiger als die vor zehn Jahren erschienene des berner Romanisten G. de Reynold. Porché legt das Schwergewicht auf die innere Tragik Baudelaires und hat mit scharfem Stift die Spannung zwischen seiner erdgewandten Leidenschaft und seiner religiösen Sehnsucht herausgearbeitet, so daß aus diesen 300 Seiten sich der ganze Golgathagang dieses großen Leidenden abhebt. Eine kurze Anthologie „La pensée française au XVIIIe siècle" (Armand Colin) soll einen Überblick über die französische Geisteskultur im 18. Jahrhundert geben. Die knappe Darstellung von Daniel Mornet hebt das Wesentliche hervor; gut ausgewählte Zitate unterstützen den Text; aber man sieht gerade an solchen kleinen Handbüchern, wie notwendig Brémonds ergänzende Arbeiten sind. Ein anderer Band der gleichen Sammlung ist der „Littérature italienne" gewidmet, den M. Th. Laignel gut bearbeitete.

Aus dem Nachlaß von Frédéric Mistral hat sein Freund und Schüler Pierre Devoluy unter dem Titel „Prose d'Almanach" kleine Erzählungen, Fabeln, Legenden und Aphorismen herausgegeben, die, vom Dichter selbst so bezeichnet, einst in Zeitschriften und Almanachen verstreut erschienen. Da das Buch, an dem Mistrals Witwe mithalf, die Texte doppeltsprachig bringt, so kann auch der, der das Provenzalische nicht beherrscht, zum erstenmal den Prosaiker Mistral kennen lernen. Bei dieser Gelegenheit sei allen Freunden der Provence der neue vielgestaltige „Almanach occitan" für 1927 empfohlen, der, wiederum im Oc-Verlag erschienen, ein umfassendes Bild des occitanischen Geisteslebens der Gegenwart gibt. Simon Kra hat seiner Dichteranthologie eine „Anthologie de la nouvelle prose française" folgen lassen, die in vortrefflicher Auswahl einen Überblick über die Generation vermittelt, die heute zwischen 25 und 50 Jahre zählt. Alle, denen Zeit oder Gelegenheit mangelt, die Romane der Dichter ganz zu lesen, mögen zu diesem Sammelband greifen; er bietet einen charakteristischen Querschnitt. Die Anthologie wirbt auch für die einzelnen Schriftsteller und enthält über jeden biographische Notizen.

Mit einer Flut von Romanen hat das Jahresende den Büchermarkt überschwemmt. Die Libraire Baudinière, die mit Dekobra Hunderttausende verdient, veröffentlicht einen Roman nach dem andern. Jeder, ob von Dekobra, La Mazière, Le Roux oder Reuillard, ist mit der gleichen Geschicklichkeit auf die breite Masse zugeschnitten, so auch der des zuletzt genannten Autors „L'homme nu", der wiederum durch den Titel schon auf große Erfolge rechnen kann. Man hat den Eindruck, als seien alle Bücher des Verlages von einem einzigen Autor geschrieben. Über den Durchschnitt erhebt sich auch Edouard de Keysers „L'appel de l'inconnu" nicht. (La nouvelle revue critique.) Der hervorragende Kritiker Edmond Jaloux hat bei Plon einen neuen Roman „O toi que j'eusse aimée" herausgegeben; er erzählt darin eine seltsame Liebesgeschichte, die durch ihre unvergleichbare Leidenschaftlichkeit fesselt. Georges Balarin versucht frei nach Roger Martin du Gard aus erzählenden Perioden, Dialogen und lyrischen Intermezzi eine neue Dichtungsart zu schaffen, die unter dem Titel „L'amour et la mer" (La Femme de France) aber nur eine lose Folge von Umrißzeichnungen bietet. Von stärkerem Gehalt und schwingender Form ist „le château de l'étang rouge" (Stock) mit dem Roch Grey als Romanschrift-

Digitized by Google

steller debütiert. Aus der nordafrikanischen Welt entrollt Lucienne Favre ein episches Bild „Bab-el-Quedi", (Crès & Cie.), das durch warme Menschlichkeit und malerische Kraft als starke Talentprobe gelten kann. Bei Crès & Cie. erschien auch der erste Roman von Jean de la Grèze, der sich schon als Lyriker einen Namen gemacht hat: die Liebesgeschichte eines Amerikaners und einer Französin. Das Rassenproblem ist hier behandelt. Eine junge Französin, die sich gegen Ende des Krieges in einen amerikanischen Offizier verliebt und ihm in seine Heimat folgt, kann Frankreich nicht vergessen, wird tief unglücklich und begeht in der Verzweiflung ein furchtbares Verbrechen. Der spannend geschriebene Roman hat für Frankreich aktuelles Interesse.

Das Thema des „Zauberbergs" hat der begabte, junge J. Kessel aufgegriffen. „Les Captifs" (Gallimard) spielen in einem Sanatorium und haben die Schwindsucht zum Helden. Der Dichter beginnt wie Thomas Mann im Flachland, stellt in die Mitte der Handlung einen robusten, harten, egoistischen Tatmenschen, der in der Gemeinsamkeit menschlichen Leidens empfindsam und warm wird. In den Nebengestalten sind alle Arten der Angst, der Flucht, der Feigheit vor dem Tode und letzte verzweifelte Lebensintensität geschildert. Es wäre reizvoll, das deutsche und französische Werk im Einzelnen zu vergleichen. Mit einem Roman „Gueule d'amour" debütiert André Beucler, ein junger, aus Rußland gebürtiger Schriftsteller, der Dostojewskische Blutfülle in die französische Literatur trägt. Der Held ist eine ruhelose, ausschweifende Don Quichotte-Natur, geht an einer Frau zugrunde, die unstillbares Verlangen in ihm weckt, aus Kälte, Grausamkeit und perverser Wollust sich ihm versagt, während sie gleichzeitig alle Mittel versucht, um das Verlangen von Gueule d'amour dauernd wach zu halten und zu schüren. Beide Typen, von tief menschlicher Prägung, sind nicht von rein französischer Art; dagegen ist die Sprache von edlem, lateinischem Klang. Ein anderer jugendlicher, von Rivière entdeckter Autor Henri Deberley hat in „Le supplice de Phèdre" (Gallimard) in seelischer Kleinmalerei und langsam ansteigender Spannung mit einer subtilen, sorgsam gefeilten Sprachkunst die Liebe einer Frau zu ihrem Stiefsohn entrollt; ein Buch, dessen psychologische, traditiongebundene Feinheiten starke Hoffnungen erweckt. (Es erhielt den Preis der Académie Goncourt.) Während die beiden letzten Bücher die Skepsis und Unruhe unserer Zeit im Unterton spiegeln, schildert André Lamandé in pathetischem Schwung moralisch anklagend in „Les enfants du siècle" (Grasset) die faule Oberschicht der Kriegs- und Inflationsgewinnler, die Geld über Geld zusammenraffen wollen und der Jugend gefährlich werden, da sie sie zu einer Raffke-Existenz verführen. Es wird gezeigt, wie ein junger Mann in diesen Kreisen zerbricht. Guy de Pourtalès, Abkömmling einer internationalen Familie, gibt in „Montclar" (Gallimard) in scharf geprägter Sprache seine Eindrücke von europäischen Studienreisen wieder und schildert farbig das Leben im Rheinland. Paul Elouard aus dem Kreise der Surrealisten veröffentlicht bei Gallimard unter dem Titel: „Capitale de la douleur" einen Gedichtband, der in freier und gebundener Rede Talent zeigt und erkennen läßt, daß die kühnsten Revolutionäre sich langsam wieder in die Bahnen der Tradition zurückfinden. Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit. Von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 624 S.

Sudermanns Stärke lag immer im Epischen. Die behagliche Breite der Erzählung bewahrt ihn vor der gefährlichen Sucht nach allzu billigen Knallwirkungen. Sein Talent erholt sich in der anschaulichen und liebevollen Schilderung landschaftlicher Reize, im Nachspinnen weitläufiger Gedankengänge, und die Spannungen, deren auch seine epischen Werke keineswegs entraten, lösen weniger grelle und unwahrscheinliche Effekte aus. Vor Vollendung seines siebenten Jahrzehnts ist ihm in dem Roman „Der tolle Professor" ein besonders glücklicher Wurf gelungen. Jugenderinnerungen wirken hier stark und eindrucksvoll nach. Und so ist das königsberger Ortskolorit ebensogut getroffen wie das Zeitkolorit der Bismarckjahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg. Die ganze Handlung des Romans vollzieht sich im Schatten des selbstherrlichen politischen Genies, das auf Anhänger und Gegner gleicherweise aufrüttelnd wirkte und kraft des eigenen Temperaments die Leidenschaften auch in einer Epoche wach erhielt, in der — mit Sudermann zu sprechen — „fetter Friede herrschte, blumenduftiger Wein in kristallenen Gläsern blinkte und behagliche Rundbäuche ihn sich zu Gemüte führten".

„Der tolle Professor" ist ein Schlüsselroman. Es bedarf nicht einmal nur für den, der die Universität Königsberg in den achtziger Jahren besucht hat, geringer Bemühung, um zu erraten, wer mit dem greisen „großen Hegelianer", wer mit dem Historiker Auerbach, dem Sittenschilderer Spätroms, oder gar mit dem germanenkundigen Professor Hildebrand gemeint ist, dessen ätherisch-zarte Gattin ein knapp an der Erfüllung vorüberstreifendes, etwas rührseliges Liebes-

Digitized by Google

erlebnis mit dem Helden unseres Romans hat. Und auch dieser selbst, von Sudermann mit dem Namen Sieburth belehnt, ist nach dem Zeugnis eines Jugendbekannten des Verfassers eine sehr lebendige und leibhaftige Reminiszenz. Den Gegenstand des Romans bildet der Kampf dieses im doppelten Sinne „außerordentlichen" Professors um den durch den Tod des „großen Hegelianers" freiwerdenden Lehrstuhl Kants, den die Kollegenschaft aus Gründen der wissenschaftlichen Eifersucht gegen den bedeutenden Dialektiker und der gesellschaftlichen Verfemung des allzu abenteuerlichen Erotikers ihm nicht gönnt. Die Gestalt Sieburths wird im Verlauf der Handlung sehr plastisch und interessant herausgearbeitet: er ist ein aus Gedankenüberfülle zum Paradoxen neigender, eigenwillig-geistreicher und zugleich seinen Sinnen verklavter Mensch, eine jener Naturen, die vermöge einer ungewöhnlichen geistigen Elastizität zum Spielerischen neigen. Der Schicksalsablauf solcher Menschen hängt von Zufällen des Augenblicks ab. Dreimal begegnet Sieburth Frauen, die ihn retten und im Leben zurechtrücken könnten. Dreimal versagt sich ihm die Vorsehung. Die beiden ersten Erlebnisse heben einander gegenseitig auf. Die wegen der seelisch-körperlichen Gebrechlichkeit der Geliebten im Hoffnungslosen endende Leidenschaft zu Herma Hildebrand zerreißt die Bindung an ein geistig anschmiegsames, zu kameradschaftlicher Liebe geneigtes Mädchen, und die dritte Begegnung mit der Tochter seiner Wirtin und Haushälterin erfolgt zu spät. Müde und lässig hat Sieburth zuvor sein Selbstbewußtsein dem Erfolg geopfert und ist aus dem Lager der spießig-liberalisierenden Bismarckgegner in das der ebenso bornierten Bismarckenthusiasten hinübergewechselt, die ihm gegen den Willen der akademischen Körperschaft den ersehnten Lehrstuhl verschaffen wollen. Er gehorte eigentlich in keines der beiden Lager und hat daher auch durch die Wandlung im tieferen Sinn keinen Verrat gegen sich selbst begangen, sondern nur wiederum mit dem Leben auf paradoxe Weise gespielt. Dennoch bleibt in ihm das bittere Gefühl einer Selbstpreisgabe zurück. Und, als er erfährt, daß das Opfer nicht einmal nötig war, und daß er den Lehrstuhl, auf den ihm seine Leistung Anspruch gab, der Fürsprache einer Fürstlichkeit verdankt, da überkommt ihn der große Weltekel und drückt ihm die selbstmörderische Waffe in die Hand.

Das Buch ist reich an starken, packenden Szenen und satirischen Feinheiten, denen das freisinnige wie das reaktionäre Spießertum gleicherweise zum Opfer fallen. Die stupide Phraseologie von Wahlreden, die alkoholische Atmosphäre eines ostelbischen Landjunkerschmauses, die studentische Bier- und Ehrengerichtsbarkeit und das ganze Klatsch- und Intrigenmilieu der Hochschul- und Provinzhauptstadtmenschen — alles ist ungemein sicher und charakteristisch dargestellt. Man hat auch das Gefühl eines mit innerer Notwendigkeit sich vollziehenden Schicksals, wenn plötzlich nach Erringung des heiß umworbenen Erfolgs das Leben des „tollen Professors" leerläuft und sich schließlich ins Nichts als letzte Konsequenz verliert. Der Roman wäre nicht von Sudermann, fänden sich nicht auch breit ausgesponnene Nachtkneipen-Pikanterien und eine gewisse Dirnenromantik. Die Liebesepisoden sind oft überreichlich mit sinnlicher Sentimentalität gesüßt, und in der schönen Frau Marion begegnen wir auch einer richtigen Bühnenintrigantin, deren gesellschaftliche Dämonie wirklich nur in Gänsefüßchen zu verstehen ist. Dennoch bleibt im ganzen der Eindruck eines zugleich unterhaltsamen und menschlich nicht leeren Buchs zurück.

Berlin-Wilmersdorf C. F. W. Behl

Otto Babendiek. Roman. Von Gustav Frenssen. Berlin 1926, G. Grote. 1291 S. M. 12,– (15,–).

Freygeboren. Roman. Von Ferd. Zachi. Neumünster 1926, Karl Wachholtz. 223 S.

Freie Wasser. Roman. Von Jakob Kinau. Hamburg 1926, M. Glogau jr. 290 S. Geb. M. 5,50.

Das Witwenspiel. Novelle. Von Sigfrid Giwerts. Aus dem Schwedischen von J. Sandmeier und J. Angermann. Lübeck 1926, Quitzows Verlag. 103 S.

Der Verlag nennt das Buch „den großen autobiographischen Roman" des Dichters, und Frenssen selbst gibt zu: „Es ist in der Erzählung viel von meinem wirklichen Leben; alle einzelnen Begebenheiten sind mir geschehen oder lagen in der Möglichkeit und streiften mich mit ihren Flügeln oder geschahen nahe neben mir." Ich halte das für belanglos. Es ist daheim und draußen viel Geschichtenerzählens über Gustav Frenssen, und so wird vielleicht mancher zu diesem Buch greifen in der Hoffnung, Klatsch und Tratsch bestätigt zu finden, und das ist schade! Es ist nach meiner Meinung ganz gleichgültig, ob Frenssen in diesem Roman sein Leben erzählt oder das eines andern; es kommt letzten Endes doch lediglich darauf an, ob er eine vollwertige Dichtung geschaffen hat oder nicht, und da freue ich mich, aus vollem dankbar ergriffenen Herzen bekennen zu können, daß ich dieses Buch für das machtvollste Werk dieses Dichters und Gottesmannes halte, für eine Dichtung, die ich freudig neben die besten Werke unserer größten Epiker stelle. In wundervoller epischer Breite, getragen von einer in ihrer Plastik und Schlichtheit an die Bibel gemahnenden Sprache, voll Bildern von geradezu suggestiver Kraft, rauscht langsam und feierlich der klingende Strom seiner Dichtung vorüber, gemächlich alle Bäche und Flüsse aufnehmend, die ihm von allen Seiten zuströmen, sie einigend auf einer breiten, drängenden Fläche, die alle Schrecken und Schauer der dunklen Stromschluchten, alle Freuden und Blumen der am Flußbett leuchtenden Ufer grüßt. Eine ungeheure Fülle von Menschen reicht dem Leser die Hand, jeder einzelne mit dichterischer Kraft gezeichnet, als stünde er leibhaftig da, und als sei er der Träger des Ganzen. Und doch sind alle nur dem Dichter, der ein „Teppichweber wie Paulus" ist, zugesellt, um, von seiner Hand geleitet, das große bunte Werk vollenden zu helfen. Was bedeutet es da, ob der Dichter, der als Held durch dieses bunte Geschehen geht, Frenssen selber oder eine erdachte Person ist? Der Held ist Träger seines Geistes, seiner Weltanschauung, ist Träger einer tiefen, abgeklärten, weisheitsvollen Güte, die um die Seele unseres Volkes ringt, ihr durch alle Höhen und Tiefen folgt, sie in Heilandsliebe sucht, sie preist und schilt und für alles Wirren und Irren ein wundervolles Verständnis und ein mildes Lächeln liebenden Verzeihens hat, weil er in jeder einzelnen Seele sich selber erkennt.

Auch Zachis Buch ist in Ichform geschrieben und doch so ganz anders. Wenn ich Frenssens Buch ein machtvolles Werk nenne, so möchte ich dieses als ein liebes, schönes Buch eines eh lich mit sich und der Welt ringenden Menschen bezeichnen. Der Verfasser hat lange, besonders in stilistischer Beziehung, in starker Abhängigkeit von Frenssen gestanden, ist auch heute noch nicht ganz von ihm los; aber er findet sich immer mehr und mehr selbst. In diesem neuen Buch hat er sich schon merklich gelöst. Er trägt Eigenes in sich und möge daher auch den Mut finden, in allem ganz er selbst zu sein. Was dieses neue Werk lieb und schön macht, ist die farbige, in gutem Sinn poetische Diktion, die stets wahr, schlicht und eindring-

Digitized by Google

lich bleibt, die Weite der Auffassung, die Glut ringender Menschenliebe, die reine Flamme volkbeglückender Sendung. Er schreckt nicht vor der Darstellung dunkler Abgründe zurück, aber es bleibt immer, ganz seiner innersten Veranlagung entsprechend, ein keusches Tasten an diesen Dingen. Er wurzelt tief im Volkstum, weiß dort mit feiner Hand alle Fasern bloßzulegen und mit wenigen Strichen Bilder von erfreulicher Plastik hinzustellen, und hat in seiner ganzen Darstellungsweise viel von den alten, guten Volkserzählern, die mit leiser Hand einen Hörer nach dem anderen in ihren Bann ziehen und ihn auch zu halten wissen, weil der Duft köstlicher Gesundheit sie umweht.

Jakob Kinau ist ein Bruder von Gorch Fock und Rudolf Kinau. Sein erstes Buch „Die See ruft" habe ich seinerzeit, wenn auch mit einigen Einschränkungen, andernorts warm begrüßt und darin eine Hoffnung auf später gesehn. Mit seinem neuen „ganz in Hochdeutsch geschriebenen" Buch hat er mich enttäuscht. Es ist nichts von Fortschritt darin zu spüren, es zeigt im Gegenteil einen Rückgang. Der Autor hat sich auf ein Gebiet gewagt, dem er scheinbar nicht gewachsen ist, zu dem seine Gestaltungskraft nicht ausreicht, und ist so in eine langatmige Geschwätzigkeit hineingeraten, die das Gute, das unverkennbar auch in diesem Buch steckt, mitleidslos erstickt.

Das „Witwenspiel" ist ein flott erzähltes Buch, in dem der Verfasser einen Fischer schildert, der, um die Lebensversicherungssumme zu erringen, im Verein mit seiner Frau seinen Tod vortäuscht, in die schwedischen Wälder flieht, schließlich aber, vom Heimweh nach dem Meere getrieben, zurückkehrt und, als sei nichts geschehen, wieder Dienst als Fahrensmann tut. Seine Frau trägt schwerer daran; sie sucht und findet den Tod; „denn das Meer läßt sich um seine Opfer nicht betrügen". Wie gesagt, ein flott und unterhaltend geschriebenes Büchlein, voll gut beobachteter Typen, aber doch nicht von solchem Ausmaß, daß seine Übersetzung ins Deutsche berechtigt und notwendig gewesen wäre.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Orchester von oben. Erzählungen und Studien. Von Alfred Polgar. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 326 S.

Weil der Titel seines Buchs: „An den Rand geschrieben" manchen Beurteiler verführt hat, den Verfasser seine Bescheidenheit fühlen zu lassen, hat er sich — durch „Erfahrung gebeugt, aber auch gewitzigt" — entschlossen, dem zweiten Band seiner Erzählungen und Skizzen einen ganz modernen, einen rauschenden Namen zu geben: „Orchester von Oben". Das klingt sehr verführerisch. Nicht nur das Orchester, sondern erst recht die Begründung der Titelwahl. Daß die Erfahrungen, die der Verfasser mit jenen Beurteilern gemacht hat, die aus der Bescheidenheit des Titels auf die des Inhalts schließen, ihn, Alfred Polgar, „gewitzigt" machen konnten, ist nicht so gewiß, wie es klar scheint, daß er tatsächlich gebeugt ist. So gebeugt wie einer, der eine Falle stellt. Der Verdacht, daß er jene Beurteiler diesmal erst recht 'reinfallen lassen will, verdichtet sich zur Gewißheit, wenn man den Aufsatz: „Orchester von Oben" gelesen hat. Dieser Titel ist so gut gewählt, daß man ihn über allen seinen Büchern sehen kann, wenn man — wie Alfred Polgar der Welt — seinen Erscheinungen ganz große Augen macht, um sie mit allen Farben und allen Geräuschen zu erleben.

Daß Alfred Polgar die Musik seiner Sphäre ohne die Musikanten, die sie machen, nicht träumen mag, das gibt seinen aus Herzlicht und Wolkengrau gesponnenen Phantasien die so anziehende Lebensnähe. Auch die Bitterkeit. Ein „Nein"-Sager, gewiß, dieser Alfred Polgar. Aber in das „Nein" des leidenschaftlichen Betrachters mischt sich, es erbittlich zu machen, das „Wie schön!" des lebensverliebten Dichters. (Bei Nein-Sagern wuchtigeren Kalibers hört man hinter jedem „Nein" doch immer wieder das: „Ja — Ich!") Ein verschämt-gläubiger Skeptiker, im Vaterhaus ein verlorener Sohn.

Diese Stimme hätte den Schwulst des modernen Weltgerichtgetues längst übertönt, wenn Alfred Polgar sich nicht beschieden hätte, in einer Zeit der Wichtigtuer, da es von kantigen Persönlichkeiten nur so wuchtet, in des Wortes schönem Sinne: ein Nichtigtuer zu sein.

Berlin — Soma Morgenstern

Minnermann. Roman. Von Hans Franck. Leipzig 1926, H. Haessel. 520 S. M. 5,— (8,—).

Wie Hans Francks Dramen „Klaus Michel" und „Freie Knechte" ihren stofflichen und gedanklichen Gehalt Vorgängen, Problemen und Ideen des Weltkrieges entnehmen, so ist auch sein jüngster Roman „Minnermann" aus dem gleichen schicksalsschweren Boden gewachsen, nur daß in jenen Werken der Blick weiter hinaus, bis in die Fernen des Weltgeschehens, schweift, während im „Minnermann" der Beschauer innerhalb der Grenzen einer kleinen mecklenburgischen Stadt bleibt und daher die Ereignisse da draußen nur in ganz leisen und gedämpften Lauten an die Tore klopfen hört. Aber gerade, daß hier ein Dichter jenes minder Bedeutsame, jenes nicht mit dem leuchtenden Glanz des Effektvollen Umgebene sich zum Vorwurf seines Romans gewählt, daß er nur die Rückwirkung der großen Kämpfe da draußen auf das Leben der kleinen unbedeutenden Stadt festgehalten hat, das gerade gibt dem Werk seinen unvergleichlichen Wert und Reiz. Wir durchleben hier, von der Kunst dieses Realismus gepackt, noch einmal die ganze Zeit, die die Heimat während des Weltkrieges durchlaufen hat: von der hohen Begeisterung nach Kriegsausbruch über die zunehmende Not und Entbehrung, über den furchtbaren Verfall der Sitten hinweg bis zum Zusammenbruch und zur Revolution; wir sehen wieder die inneren Kämpfe zwischen den verschiedenen politischen und vaterländischen Meinungen und zuletzt die neue Not der grausigen Inflation und ihre mannigfachen Wirkungen. Ein gewaltig packendes Bild mit meist wild dramatischen Vorgängen kennzeichnet fast jedesmal das einzelne Stadium des in der Heimat leidenden Volks in einem nahezu in sich abgeschlossenen, besonderen Gipfel der Darstellung.

Ein Kulturbild größten Stils aus Deutschlands schwerster und bitterster Zeit ist hier mit unvergleichlicher Kunst gegeben. Und in dieser Wiedergabe allein liegt, meines Erachtens, der Wert dieser Dichtung; alles andere in ihr tritt daneben mehr oder weniger zurück. Auch die Hauptgestalten inmitten dieses Geschehens nehme ich davon nicht aus. Mögen einzelne Figuren, wie der alte hinkende Minnermann, dieser äußere und innere Proletarier, auch vielleicht zu den wundervollsten Gestalten Hans Francks zählen, in ihrer Gesamtheit betrachtet sind es nicht sie, sondern es ist das Milieu dieses außerordentlich scharf gesehenen und erfaßten Kulturbildes, das nicht nur den Leser der Gegenwart so gewaltig packt, sondern das voraussichtlich auch noch fernen Generationen, als getreues Abbild von Deutschlands traurigster Zeit, ein unvergänglicher und unvergessener Besitz bleiben wird.

Schwerin — Erich Hagemeister

Digitized by Google

Aus dem Bilderbuch eines Lebens. Von Walther Siegfried. Leipzig und Zürich 1926, Aschmann & Scheller. 329 S. Geb. M. 11,70

Mancher entsinnt sich vielleicht des großen und berechtigten Erfolges, den Siegfrieds erstes Werk, der Künstlerroman „Tino Moralt" (1890) errang. Kein Geringerer als Erich Schmidt war es, der sich zuerst mit Worten wärmster Anerkennung dafür einsetzte. Die Fähigkeit sprachlichen Ausdrucks, plastischer Gestaltung und psychologischen Einfühlens verbanden sich hier mit einem starken Formempfinden und einem zuzeiten sonnig das ernste Buch durchschimmernden Humor. All diese Gaben des Epikers sind Siegfried in seinem jetzigen Werke treu geblieben; auch die Umwelt ist zum großen Teil die gleiche, der jener Künstlerroman entstammt. Nur daß der Autor sich nicht mehr hinter den handelnden Personen verbirgt, sondern im „Ich"-Stil spricht.

Mit der Kindheit und Jugend in Zofingen im Aargau (Siegfried ist Schweizer), später in Basel, hebt es an. Die Heimatschilderungen sind entzückend, voll von Frieden und Wohllaut, ein Largo, auf dessen klaren Fluß die Darstellung der pariser Jahre als prickelndes Scherzo folgt. Köstlich auch die Idylle im Freundeshaus überm Bodensee, die das Motiv zu einem späteren Roman Siegfrieds, „Die Fremde", hergab. Und nun beginnt im Leben des jungen Mannes, der eine Anstellung als quasi künstlerischer Berater in einer großen schweizerischen Fabrik für Maschinenstickerei gefunden hat, der Umschwung, der Drang ins Schöpferische. Er entdeckt sich sozusagen selbst unter dem Einfluß zweier deutscher Kunststätten: Weimar und München.

Vom Betreten des deutschen Bodens ab nennt das Buch lauter Namen, zeichnet lauter Gestalten, die mir wohl bekannt, ganz nahe gewesen. Jedermann weiß, daß die Verwandten und Freunde eines Porträtierten äußerst heikle Beurteiler seines Porträts sind, stets hier und dort an der Ähnlichkeit zu mäkeln haben. Also ist es gewiß ein Lob, wenn genaue Kenntnis der Urbilder nichts zu tadeln findet als manchmal eine etwas idealisierende Auffassung in den einzelnen Bildnissen. Das Weimar Karl Alexanders, das München der Prinzregentenzeit sind mit soviel Liebe charakterisiert, soviel heitere und ernste Episoden sind daraus berichtet, daß dieser Beitrag zur Kenntnis beider Kulturzentren wirklich bleibenden Wert beanspruchen darf.

Wer den jungen Siegfried von damals, den angehenden Schriftsteller, kannte, vergegenwärtigt sich gern seine unerschöpfliche Empfänglichkeit, mit der er all die „Fülle der Gesichte" in seine Seele einströmen ließ, und den Reiz, den er jedem, auch scheinbar alltäglichen Erlebnis abgewann. Er konnte eine ganze Korona unterhalten mit der Beschreibung kleiner Vorgänge, die er von seinem Fenster in der Barerstraße beobachtet hatte, konnte selbst phlegmatische Zuhörer ganz in die Situation hineinziehn. Während „Rede" und „Schreibe" (nach Fr. Vischer) meist etwas Grundverschiedenes sind, besaß Siegfried in Aufsätzen, die er damals veröffentlichte, das Talent, der ganz solid durchgefeilten „Schreibe" ein wenig vom Augenblickszauber der „Rede" zu belassen. Das trifft auch auf den Stil des vorliegenden Buchs zu. Er hat es für eine Tote erzählt — „Meiner jungen Tochter Helene erzählt, als lebte sie noch." — Helene Siegfried starb als Opfer der Nächstenliebe; im Lazarett für Schwerverwundete steckte sie, die Pflegerin, sich mit Influenza an, aus der tödliche Lungenentzündung ward. —

Das Buch — das heißt der vorliegende erste Teil, dem ein zweiter folgen soll — schließt mit dem Sieg über alle inneren und äußeren Hindernisse und dem entschlossenen Betreten der schriftstellerischen Laufbahn.

München — Helene Raff

Das Lächeln der Penaten. Roman. Von E. G. Kolbenheyer. München 1927, Georg Müller. 269 S.

In seinem Roman „Montsalvasch" und in seinem Novellenbuch „Ahalibama" die bekanntlich der Paracelsus-Trilogie vorhergingen, hat Kolbenheyer bereits bewiesen, daß er nicht nur ein monumentaler Darsteller vergangener Zeiten und ihres Lebensgefühls ist, sondern auch ein Gestalter moderner Menschen und Verhältnisse. Das vorliegende Werk, das nicht weniger als „Montsalvasch" den Untertitel „Ein Roman für Individualisten" verdienen würde, setzt jene Linie fort. War es in „Montsalvasch" der erste Entscheidungskampf einer schöpferischen Persönlichkeit, den uns Kolbenheyer bis in seine letzten seelischen Tiefen hinein miterleben läßt, so ist es hier der endgültige Durchbruch eines genialen Tondichters zu jener echten Meisterschaft, die sich nicht nur in der vollkommenen Beherrschung ihrer Kunstmittel dartut, sondern die verklärt wird von der erlebten, das heißt erkämpften Erkenntnis, daß alle echte Kunst, wie alle echte Religion, im Grunde schenkende Güte ist.

Die äußere Handlung ist sehr einfach: Der noch unbekannte wiener Komponist Eduard Bruckmeier, Sohn eines berühmten Konzertmeisters, war in der Inflationszeit als Beamter in einem Ministerium untergekommen, fällt aber nun dem allgemeinen Abbau zum Opfer. Er muß froh sein, daß ihm ein Schüler seines Vaters, der prächtige Professor Buhmann, die Möglichkeit verschafft, bei einem Künstlerquartett in einem höchst fashionablen Café mitzuwirken. So kann er seine tapfere Frau und seine beiden Töchterchen vor wirtschaftlicher Not bewahren. Durch die Vollendung und erfolgreiche Aufführung seiner ersten Symphonie erobert er sich dann auch seine äußere Künstlerfreiheit und damit das Lächeln seiner Penaten zurück.

Die ungemein reiche innere Handlung gibt Kolbenheyer Gelegenheit, nicht nur alle Gestalten, die sich in der Sphäre seines Helden bewegen, aufs sorgfältigste zu charakterisieren, ohne dabei zu billigen impressionistischen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, sondern er hat überdies jede Möglichkeit wahrgenommen, durch philosophische Gespräche eindringlichster Art eine einzelne Situation „zur allgemeinen Weihe zu rufen". (Das Werk erscheint in dieser Hinsicht noch schwerer befrachtet als „Montsalvasch".) Kolbenheyer gehört als Psychologe, und zwar als Individualpsychologe wie als Kulturpsychologe, zu den Beobachtern, die — ohne Spott gesagt — das Gras wachsen hören. Dadurch wird „Das Lächeln der Penaten" besonders auch solchen Lesern willkommen sein, die in einem modernen Roman mehr suchen als spannende Belanglosigkeiten oder „die Aufdringlichkeit der Untertöne". Sie werden sich nicht nur künstlerisch erbaut, sondern auch weltanschaulich bereichert und gekräftigt finden.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Madame Lucifer. Roman einer Romantikerin. Von Emil Hadina. Leipzig 1926, L. Staackmann. 292 S.

Die Pfingsten von Weimar. Roman. Von Robert Hohlbaum. Ebenda. 275 S.

Zwei literarhistorische Romane österreichischer Schriftsteller. Die „Madame Lucifer" des ersten ist Caroline Schlegel, die ja diesen Spitznamen von Schillers Unmut hatte. Ihr

Digitized by Google

Leben erzählt Hadina blumig, ohne wahre Gestaltungskraft. Voran ihre Ehe mit dem Bergmedikus Böhmer in Clausthal, Harzwinter mit „weiten, weich flutenden Flockenschleiern" und Philisterium. Dann kommt Tatter, der Gärtnerssohn, der „Günstling des Adels und aller Frauen", der in den Sternen wie in den Herzen liest, der rücksichtslose, brutale, der teuflische Mann. Und es gibt dämonische Wünsche, die Fesseln sprengen und töten, wie in der Sage von der Jungfrau, dem blauen Flämmlein, der Hochzeit mit dem Räuber und dem Messer, mit dem die Gefangene ihrem Gatten den Hals durchschneidet, um dem blauen Licht ins Freie zu folgen, der Sage von „Madame Lucifer". So wird durch den Haß der abwesenden Caroline, durch Telepathie, und durch ihr „dunkles Gebet" der Medikus Böhmer in den Tod gesandt. Tatter trinkt Carolinens „seligste Küsse". Wieder steht er vor ihr. Doch „der Schwarze" will, daß sie sich, nachdem sie zwei Kinder geopfert hat, auch von ihrer kleinen Auguste trenne. Abschied. Caroline geht, als sie Wilhelm Meyer und den Verlust ihres Vaters überwunden hat, nach Mainz, zu ihrer Freundin Therese Heyne, der unglücklichen Gattin Georg Forsters. Sie wohnt nahe den Entfremdeten, will, indes Forster von ihr angezogen ist, Therese, die es schon mit Huber hält, zu eifersüchtiger Gegenwehr veranlassen. Die Revolution, die Clubbisten, Custine. Therese flieht zu Huber. Liebe Carolinens und Forsters. Er eilt nach Paris. Caroline in den Armen des Leutnants Jean Baptiste, des 19jährigen Knaben. „Saz', mein Junge, kannst du so küssen, daß der Durst fünf darbender Witwenjahre in ihrer (deiner Treue) purpurner Flut erlöst wird?" Er umschlingt den „ersehnten Frauenleib". Der Fall von Mainz. Ein grünäugiger, rotköpfiger, grinsender Verräter, der jüngste Bruder Böhmers, der Sekretär Custines, ein Romanschuft, denunziert Caroline. Sie ist in Haft, schwanger von dem französischen Leutnant. August Wilhelm Schlegel, der eitle Kandidat und Salongelehrte, rettet sie. Friedrich Schlegel erscheint, für sie schwärmend. Und immer wieder zeigen Zitate aus den Briefen und Schriften der Personen den Stilgegensatz ihrer authentischen Sprache zu der Hadinas. Caroline und August Wilhelm dichten Shakespeare nach. Ehe. Jena. Die romantische Gruppe. Schiller und die Parodie der „Würde der Frauen". Das „Athenäum". Novalis. Schelling, der Philosoph. Dorothea Veit. Auguste, die Frühvollendete, der Engel. Carolinens und Schellings eheliche Gemeinschaft. Das alles in der Zerflossenheit belletristischer Sentimentalisierung.

Robert Hohlbaum ist männlicher, blutvoller und bringt die Umrisse der Figuren, die er hinstellt, klar heraus. Er hat schon mehrfach Romane dieser Art geschrieben, darunter einen aus dem 18. Jahrhundert, den „Weg nach Emmaus". In den „Pfingsten von Weimar" ist es, mit einer erfundenen Hauptperson, dem Magister Christian Moschewin, das Berlin nach dem Siebenjährigen Krieg, ein Berlin, in dem Lessing, Mendelssohn, der Buchhändler Nicolai, der Erzpfaffe des nüchternen berlinischen Rationalismus, und Chodowiecki auftreten, jeder mit seinem charakteristischen Gesicht, „Minna von Barnhelm" gespielt wird (Ackermann und Eckhof) und zu einem Schloßfenster am Lustgarten hinaus der Ton von Friedrichs Flöte schwebt, bei etwas zu viel Mondlicht. Dann liebt der erfundene Moschewin die nicht erfundene Madame Mécour, die Schauspielerin (die aus der Hamburgischen Dramaturgie), wird Komödiant, geprellt von dem Prinzipal Döbbelin. Begegnet den genialischen Brüdern Stolberg, die Enthusiasten für Klopstock sind wie er, schließt sich ihnen als Hofmeister an. Unter teutschen Eichen der Hainbund. Bürger. Klopstock, als Gast der Jugend; und sein majestätisches Selbstbewußtsein beraubt Moschewin einer Illusion. Enttäuschung durch Babette, die Tochter des Pächters Torbritz, die er mit Fritz Stolberg in der Jasminlaube sieht. Der „Werther". Der sterbende Hölty. Moschewin genest vom „Werther"-Fieber, von seinem Gram. Das straßburger Münster. Eine elsässische Lotte. Weimar. Der Gickelhahn. Ein leiser Überschwang; und dennoch Farbe und Gegenständlichkeit, geliefert von einem Kenner des Stoffs und poetisch gestimmten Vermittler.

Berlin Paul Wiegler

Koko Irregang. Roman. Von Erwin Stranik. Hamburg 1926, „Ava", Allgemeine Verlagsanstalt G. m. b. H. 293 S.

Dieser Koko, der als Zelle vor der Zeugung Tino, der Bruderzelle, dem Genie Vernichtung zugeschworen hat und bei der Geburt den Rivalen so preßt, daß dieser von der Geburtszange zerrissen wird, ist ein Symbol des Trugs, des Scheins. Und so ist er nebeneinander eine mephistophelische Abstraktion sehr dürftigen Formats, und der Sohn des wiener Staatsbeamten Karl Franz Joseph August Hinterleithner. Noch kriechend, stiehlt er Zucker aus dem Küchenschrank. Als Schüler gelähmt, kann er durch Selbstsuggestion plötzlich gehen. Er ist boshaft, heuchlerisch-klug und voll erschreckender Unzucht. Er träumt von den Lastern Don Juans. Ottilie de la Brune nimmt ihn von der Kärntnerstraße mit. Er verdient sich Banknoten in dunklen Außenstraßen und mit scheuen älteren Herren, gilt als Wunderknabe, hat als Chambre-Garniste die Gunst einer verheirateten Frau und ihres Stubenmädchens, macht eine Reise „zur Erkundung Österreichs", verläßt das Gymnasium freiwillig vor der Relegation, baut das Ehrenfestpalais zu einem „modernen Zauberschloß" um, einem Freudenhaus, ist der gebietende Herr Präsident, gründet den Irregang-Verlag, soll Finanzminister werden, saniert Österreich, komponiert mit Hilfe des Musikers Jakublitzky eine Oper „Der Mann mit dem Schatten", hat Ekel vor dem Dasein, ist päpstlicher Markgraf, General von Liberia, wird durch ein Denkmal geehrt und tötet sich, indem er auf dem Rathausplatz in das Rohr einer für die Enthüllungszeremonie geladenen Kanone schlüpft. Niemand ahnt etwas, als die Fetzen seiner Leiche durch die Luft wirbeln. Ein Roman mit Anspielungen, dem zur Satire die schöpferische Freiheit fehlt, ein unzulänglicher Versuch, den Typus des großen Schiebers aufs Piedestal zu setzen, peinlich durch eine klebrige Lüsternheit.

Berlin Paul Wiegler

Venus und das Mädchengrab. Liebesgeschichte eines Sonderlings. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1927, L. Staackmann. 272 S.

Können einen Roman von Bartsch Sätze einleiten, die mehr seine Manier verraten als die ersten Sätze dieses Buchs? In denen von einem Herrn Ossi Frühling die Rede ist, „rotblond, fröhlich, rosig, ein wenig sinnlich", den seine salzburger Kollegen „das Fäundl", den kleinen Faun, nennen, wobei die österreichische Fassung des Wortes „Schweindl" durchklinge? Doch der Roman handelt weniger von diesem Frühling, der ein Jud ist und ins Literatenkaffee geht, oder von Neu-Oser, ausgesprochen Noioser (wie italienisch „noioso", „langweilig"), sondern von dem in Salzburg ansässigen Schwaben Peter Katte, der sein „Mädl" verloren hat, Eva, seine junge Frau. Er übersieht sein

Digitized by Google

sechsjähriges Bübchen und ergibt sich dem Kult der Toten. Zuerst mit einem Schädel, den er in den Katakomben der wiener Stephanskirche stiehlt. Dann reist er mit Frühling und Noioser nach Italien. Er will in den etruriſchen Gräbern forſchen, die ihn magiſch locken, namentlich den Mädchengräbern; und ſeine Abſicht iſt auch, mit der Wünſchelrute Gold zu fühlen. Er hat Rückfälle in bodenloſe Schwermut. Beim Braccianer See, unfern von Tarquinii Corneto, entdeckt er eine Grabkammer. Eine Frau liegt darin, reich und ältlich; und (da ſieht man, daß Bartſch ein Dichter iſt) an ihrem Bruſtkorb hat ein Bienenſchwarm ſeine Waben angeſetzt, die vom Sturm erſtarrten Tiere ſchlafen.

Der Reſt iſt nun wieder flache Roman-Erotik. Frau Noioſer „ſauſt" in die verführeriſchſte Jahreszeit, eine Halbitalienerin von „törichter, duftiger, modetoller Schönheit". Frau Mädi, natürlich. Sie iſt mit ihrem Mann ſchon faſt auseinander. Er geht allein nach Salzburg zurück. Sie ſchießt einen „Bekenntnispfeil" auf Katte ab, der nochmals in das Grab eindringt, um den ſchweren Goldſchmuck der reichen Alten zu rauben. Kleine römiſche Volksſzenen, von pittoresker Anmut. Katte hat wieder Lebensfreude. Ein Idyll am Nemiſee mit einer 13jährigen Jolanda; „ein herziger kleiner Teufel mit Mignonlocken", ein Hirtenkind, „naturtraumhaft". Frau Mädi hat Angſt. Das Hirtenkind läßt ſich bei einem Frühlingsfeſt ziemlich ſchamlos von jungen Leuten kitzeln. Der Naturtraum iſt ausgeträumt. Katte rächt ſich, indem er ganz wie die Eingeborenen Vögel jagt. Frau Mädi benachrichtigt ihn von ihrer Scheidung. Sie drängt ſich an ihn. Da er ablehnt, heiratet ſie den Weinhändler Gaſparides. Peter Katte fährt heim, in die Alpen und nach Salzburg, zu ſeinem Buben. Immer wieder Hübſches und, ſelten, Schönes. Doch wenn Bartſch von dem 1918 entthronten Karl ſpricht, nennt er ihn den „armen, kleinen, lieben Karl den Letzten"; den „lieben". Und wenn er philoſophiert, ſo ſtößt ihm eine Sentenz zu wie dieſe: „Viele Polſter müſſen zu Nacht erdrückt und erſtickt werden, bis ſich das junge Leben eines reinen Mädchens in einem ungeheuren Ja, ja endlich dem Liebſten entgegenbäumt."

Berlin — Paul Wiegler

Die Gewaltigen. Novellen aus drei Jahrtauſenden. Von Walther Eidlitz. Wien 1926, Paul Zſolnay. 203 S.

Eidlitz, Verfaſſer der Szenen „Hölderlin" und des Schauſpiels „Die Herbſtvögel", der Gedichte „Der goldene Wind", der Novellen „Der junge Gina", des Romans „Die Laufbahn der jungen Chlotilde", geht in dieſen drei Legenden über ſeine bisherige Proſa weit hinaus. Sie variieren das Thema vom Herrſcher. König David, ſein Geſicht im Metallſpiegel betrachtend, wird erſchüttert durch den Gedanken an Saul und durch den Zwiſt mit ſeinem Sohn Abſalom. Er ſieht Bathſeba, an den Stufen zum Teich, holt ſie in ſein Schloß, ſchreibt auf die Wachstafel den Befehl für die Schlachtordnung, der dem Hethiter Urias den Tod bringt, bekennt ſeine Schuld im Buch der Könige. Im Gebirg von Moab gebärt Bathſeba einen Knaben, der ſtirbt. Abſalom, der Aufrührer, ſchreit in Todesfurcht, mit langem goldenem Haar an der Terebinthe hängend. Mit umdunkelter Seele, dann leuchtend durch Gott, geht David den Weg nach Jeruſalem. In den „Makedonen" der in Flammen lodernde Tempel der Artemis zu Epheſos, die nächtliche Geburt Alexanders, Philipp und Olympias, ſein Weib, das ihn haßt, Alexanders Jugend, die Stadt Kyme, die Philipp mit Verbrechern beſiedelt, Ariſtoteles, der Lehrer des dem Vater abgewandten, von den Myſterien träumenden Geiſtes, Philipps Ermordung durch den Geliebten ſeines Weibes, der „ſamothrakiſchen Hure", den Pauſanias, der Ruf des den Alexander begrüßenden Heeres: „Nach Perſien! nach Perſien!" Zuletzt „Der Gewaltige", ein Lenin im Kreml zu Moskau, Wladimir, der, ſcheintot, beſtattet werden ſoll und durch geheime Gänge in die Straßen flüchtet, unter das Volk, der zugegen iſt bei ſeinem eigenen Begräbnis. Bauern von Samara haben Erde neben ſeinem Bett ausgeſchüttet, und man glaubt an ein Wunder. Er wandert durch Rußland. Er iſt ſchon in Verſuchung, bei einem Meeting neu hervorzutreten, ſich neu hinaufzuarbeiten die Stufen zur Macht, aber er geht, ſich ſelbſt verleugnend, in das Unbekannte zurück. Jede dieſer Novellen hat den Griff, jede ihren Rhythmus, jede iſt das Werk eines Erzählers, der nun ſtark iſt und ſich an Größeres wagen kann.

Berlin — Paul Wiegler

Der Herr ohne Hoſe. Eine Sammlung merkwürdiger Begebenheiten. Von Fedor B. Iſjagin. Einzig berechtigte Überſetzung von Siegfried von Vegeſack. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 144 S.

In einem Roman des alten Dumas koſt ein ruſſiſches Liebespaar unter dem ſchattigen Blätterdach einer himmelanſtrebenden, mächtigen „Klukwa". Siegfried von Vegeſack kennt Rußland beſſer, als der Verfaſſer der „Drei Musketiere", deren bekanntlich vier ſind; er weiß, daß „Klukwa" die ruſſiſche Bezeichnung für die keineswegs himmelanſtrebende, ſondern beſcheiden im Graſe verborgene Moosbeere iſt; daher konnte er es ſchon wagen, den ruſſiſchen Erzähler Iſjagin zu „entdecken", wie einſt Arno Holz und Johannes Schlaf den „Norweger" Bjarne P. Holmſen entdeckten. Und er hatte die Genugtuung, daß nicht nur ein Dutzend Unterhaltungszeitſchriften, ſondern ſogar ein gelehrter Slawiſt in Breslau auf den „Ruſſen" hereinfiel. Wenn es ein Hereinfall war! Denn Siegfried von Vegeſack — pardon! Fedor Iſjagin erzählt ſehr amüſant, er iſt ein witziger Kopf und ſcharfer Beobachter und ein Meiſter im Erfinden gewagter Situationen, deren Gewagtheit man ihm um ſo lieber verzeiht, als es ſich ja um — ruſſiſche Dinge handelt. Man muß ſich ſchon in Rußland ſehr gut auskennen, um in dieſem ſcheinbar ſo echten Milieu hie und da dennoch die Schößlinge des mächtigen Klukwa-Baumes zu entdecken, zum Beiſpiel wenn der Name des Dichters Baratynſkij und der Ort Borodino, wo Napoleon zum erſtenmal der ganzen ruſſiſchen Heeresmacht gegenüberſtand, kühn zuſammengeworfen werden und ein Penäler „Die Baratynſche Schlacht" deklamieren muß. Oder wenn eine nur im fernſten Sibirien denkbare Hinterwäldlergeſchichte ausgerechnet in das induſtriereiche Gouvernement Tula verlegt wird. Aber dieſe Schönheitsfehler — wenn es welche ſind — beeinträchtigen die Wirkung der flott erzählten Geſchichten in keiner Weiſe, und man fragt ſich nur, warum ein Autor, der doch kein Anfänger mehr iſt, ſondern ſich durch ein Gedichtbuch und zahlreiche kleine Skizzen ſchon einen Namen gemacht hat, den Ruhm, der ihm allein zukommt, auf den Ehrenſcheitel eines gar nicht exiſtierenden Ruſſen häufen muß?

Leipzig — Arthur Luther

Verſunkenes. Erinnerungen an Alt-Livland und Alt-Rußland. Von Helene Hoerſchelmann. Heilbronn 1926, Eugen Salzer. 238 S.

Was dieſes Buch ſo liebenswürdig macht, iſt ſeine völlige Anſpruchsloſigkeit. Die Verfaſſerin will nicht überraſchen, nicht blenden, ſie bietet keine „farbenprächtigen" Schilde-

Digitized by Google

rungen exotischer Landschaften, keine „tiefen" Ideen, sie bewegt sich in einem ganz engen Kreise, schildert ein Rußland ohne Mystik, ohne Dostojewskij, aber auch ohne „Nihilisten" und „Bolschewisten" — und das ganze Buch strömt ein Behagen aus, wie man es heutzutage beim Lesen sonst am allerseltensten verspürt. Von einer glücklichen Kindheit in Alt-Livland wird erzählt, von sommerlichen Ausflügen, nächtlichem Krebsfang, winterlicher Shakespeare-Lektüre am Familientisch, von der Arbeit eines russischen Landarztes, der Hochzeitsfeier auf einem alten russischen Herrensitz usw. Man lernt Leute kennen, die noch Zeit hatten, wirklich zu leben — und weil uns das heute nicht mehr vergönnt ist, legt man das Buch zuletzt doch mit einem wehmütigen Gefühl aus der Hand. Versunkenes!

Leipzig — Arthur Luther

Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer. Von Rudolf Huch. Leipzig 1926, Philipp Reclam jun. 364 S.

Vom altsächsischen Bauerntum erzählt dieses Buch, durch das man sich schwerfällig hindurchliest, das einen dennoch mit zäher Süße festhält, daß man nimmer loskommt und all die seltsamen Schnörkelwege dieses hanebüchenen Sonderlings, genannt Wilhelm Brinkmeyer, gehorsam, gefesselt und immer halb lächelnd nachläuft. Ein Bauernsohn von altem Schrot und Korn, in seiner Ursprünglichkeit von beinahe ausgestorbener Art, kommt er mit seinen blauen Augen und seinen handfesten Armen auf die Lateinschule, schwenkt kurz vor dem Abitur ab und wird — ja, eigentlich wird der Brinkmeyer eben gar nichts, nicht einmal ein waschechter Junggeselle, als welcher er mitten aus seinem Bericht über die eigenen Abenteuer von Freund Hein und dem geliebten Jugendgespielen, seinem Junker, ins Jenseits abgeholt wird. Denn die Frauen haben ihm zeit seines Lebens stark zugesetzt. Unendlich viel Lebensweisheit ist hier in altmodischer Sprache in halbverworrenen Kapiteln gesammelt, mehr noch Lebensleid, überglänzt von Lebensmut. Ein Dichter hat es geschrieben mit aller Kühle schöpferischer Gelassenheit, mit dem starken Atem eines Könners, mit der gütigen Hand eines Lebenswissers.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Im Haus zum Seidenbaum. Roman. Von Emil Ertl. Leipzig 1926, L. Staackmann. XI und 445 S.

Ein bürgerlicher, wenn man will, ein altruistisch-kapitalistischer Roman, oder noch besser ein Roman der Großindustrie mit idealen Motiven, der in bewußter Nachfolge von Freytag das Volk bei der Arbeit aufsucht und die Schilderung des Schicksals einer Familie durch Generationen fortführt. In diesem durchaus epischen, manchmal vielleicht schon zu breiten Werk, das die Tetralogie der Ertlschen Seidenweberromane abschließt, ist vor allen Dingen die Ehrlichkeit anzuerkennen, mit der es sich mit der Nachkriegszeit auseinanderzusetzen sucht, eine Ehrlichkeit, die vornehme Tendenzlosigkeit in sich schließt. Im Schatten des Seidenbaumes, der noch in den Biedermeiertagen des wiener Brillantengrundes, also in patriarchaler Bürgerlichkeit wurzelt, nunmehr aber zum Sinnbild eines weltumspannenden Industriekonzerns werden soll, finden sich Arbeiter und Unternehmer in Frieden. Viel Zukunftsmusik und idealisierender Optimismus! Aber auch Bejahung des sieghaften Lebenswillens und aufrichtiges Bemühen um die Enträtselung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit mit ihren Zuckungen im Vergehen des Alten und im Werden des Neuen. Dabei wird die Poesie der Seide mit ihrem Duft und Schiller eingefangen und ein Familienmilieu angedeutet, das wie aus Bildern von Daffinger oder Waldmüller in unsere weltwirtschaftlich gerichtete Zeit gewachsen ist. Das Thema vom verlorenen Sohn, das das Werk als bald elegischer, bald leidenschaftlicher Unterton begleitet, klingt in einer menschlich ergreifenden Wendung ab.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Camerlingk oder Der Weg durch die Macht. Roman. Von Hans von Hülsen. Leipzig 1926, Philipp Reclam jun. 365 S.

In großzügiger Weise setzt sich hier Hans von Hülsen mit dem aktuellen Problem Wirtschaft und Politik auseinander. Camerlingk, ein Mann großen Formats, Industrieller, weitschauender Wirtschafter, durchläuft, ohne von Sentiments überflüssigerweise belastet zu sein, alle Stadien des äußeren Erfolgs, wird Zeitungsbesitzer, Parteibonze, schließlich gar Wirtschaftsminister, um am Ende die „abgegriffenen Zweimarkscheine" der sogenannten Güter dieser Welt umzutauschen gegen die beglückende, selbst gewollte Einsamkeit auf dem Lande. „Rein und heilig ist nur die Erde. Darum kehren wir zu ihr zurück, wenn wir die menschliche Gemeinheit durchlaufen haben." Dem glänzenden Schilderer dieses Lebenslaufs ist Hamburg ebenso vertraut wie Berlin, Dresden wie Königsberg und die ostpreußische Heimat. Er hat hinter den Kulissen des Parteigetriebes genau so tüchtig Umschau gehalten, wie etwa im inneren Betrieb einer großen Zeitung. Die Dinge sind handfest angepackt und künstlerisch in einem hinreißenden Tempo gestaltet. In seiner derben, gesunden Art, die kein Blatt vor den Mund nimmt, ähnelt dieser Roman bei aller künstlerischen Schönheit fast mehr einem Tatsachenbericht, den mit einigem Gewinn selbst ein Industrieller oder Politiker lesen könnte, ohne dabei vor sich selber in den fatalen Geruch zu kommen, er verplempere unnötig die Zeit. Ein rechtes „Männerbuch", das einer geschrieben hat, dem es um die Not der Gegenwart ernst ist.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Der Kainsgrund. Roman. Von Axel Lübbe. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 284 S.

Diese Geschichte eines Mörders, den der Krieg zu einem grauenhaften Werkzeug des Hasses, der Unrast und Feindseligkeit gemacht hat, ist mit einer erschütternden Wucht erzählt und mit einer sprachlichen Meisterschaft gestaltet, die bis in die Urgründe unserer Verwirrungen vorstößt. Entsetzliches geschieht: Mord an dem Besitzer des Kainsgrundes, an dessen Frau, aus Rache; Mord an einem Gendarmen aus Angst vor der Entdeckung; eine Frau wird irrsinnig, irgendein anderer wird es; Krieg trommelt — ganz kurz nur aus unseren Erinnerungen aufgewühlt — auf unseren Nerven; die Fremdenlegion glüht in afrikanischer Hitze; Volkmann, der Mörder, wird hingerichtet... Das Grauen wächst aus diesem Geschehen, das durch eines Dichters unerhörte Kraft doch so ungeheuer menschlich und nah ist, daß wir hinter seiner Atemlosigkeit und dunklen Verbohrtheit die eherne unausweichliche Gesetzmäßigkeit von Ursache und Folge des Schicksals spüren. Aus einem seit Jahren im Leben dieses Mörders ruhenden Erlebnis türmt sich lawinenhaft das Fürchterliche über einem im Grunde Reinen, und die Tragik der Moira verwirklicht sich an ihm und fast allen Menschen, denen er begegnet. Die Sprache ist wie ein Strom, der das Geschehen einfängt und bewältigt; ihre Struktur ist von jener Gedrungenheit und Sättigung, daß die Gestalt selbst, um die es geht, sichtbar wird. Das Wort ist wieder um der Landschaft willen,

Digitized by Google

um der Menschen, ihres Zustandes und ihres Tuns willen da. Es ist die Sprache eines Dichters, der aus der Tiefe schöpft.
Vor einem aber möchte ich Axel Lübbe bewahrt sehen: vor der allzu scharfen Konturierung seiner Menschen, von der fast bis zur Typisierung gehenden Komposition. Diese Härtegrade seiner Kunst werden besonders erkennbar am Schluß, da er über die Hinrichtung des Mörders hinausgeht und von Dingen erzählt ... wohl um den Ring zu schließen, aber vom Letzten und Großen abzuweichen.

Berlin — Guido K. Brand

Der Soldat Lukas. Erzählung. Von Heinz Steguweit. Berlin 1926, Bühnenvolksbundverlag. 98 S. M. 1,25.

Der Tornister. Geschichten. Von Heinz Steguweit. Berlin (ebenda). 198 S. M. 2,40.

Steguweit ist eine eigenartige Begabung. Begabt, weil mit ihm ein Erzählertalent auftritt, dessen unverbrauchte Fabulierlust in einer literarisch verzerrten Zeit stutzig macht. Eigenartig, weil über all diesen Erzählungen eine beängstigend ausgeglichene Luft liegt. Mir kommt Steguweit wie ein Schauspieler vor, dessen junge Begabung zu großen Hoffnungen berechtigt. Der aber hernach sein Versprechen in einer angeborenen Routine nicht weiter zu entwickeln vermag. Ich glaube gern an Steguweits Volkstümlichkeit. Ich bin entzückt von seinen Einfällen und ihrer Gestaltung. Aber ich glaube keinesfalls an Möglichkeiten über das Dargebotene hinaus. Irgendwo, im innersten Kern Steguweits, ist eine Grenze, die jede Perspektive glatt verbaut. Seine Erzählungen könnten ebensogut 1914 wie 1924 geschrieben sein. Großformatige Versuche, z. B. die einer Schlachtenschilderung im „Soldat Lukas" sind ohne plastische Kraft: es werden Worte nebeneinandergesetzt, nicht Situationen gestaltet. Ein prachtvolles Fabuliertalent! Aber ohne jede Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kurz: ohne jede entscheidende Möglichkeit!

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Novellen. Von Walter Flex. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 109 S.

Diese Novellen sind so gut, daß diejenigen, welche Walter Flex lieben, in ihrer Liebe nicht erschüttert werden. Aber es wäre unsachlich, zu verschweigen, daß der Schriftsteller Flex nur darum alle Sympathie und seinen tragischen Schimmer hat, weil er im Kriege fiel.
Dies allerdings fordert einen besonderen Takt des Urteils, dem man am besten durch Schweigen gerecht wird.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Zwischen zwei Frauen. Eine Schicksalsgeschichte. Von Herbert Eulenberg. Stuttgart 1926, J. Engelhorns Nachfolger. 198 S. Geb. M. 5,—.

„Jetzt hat die zitternde Zeit der Kraftwagen, die willkürlich das Land durchsausen, eine gewisse Unruhe auch in jene stille Herzgegend Deutschlands gebracht. Aber früher ..."
Diese Bildkraft ist zwingend: „die zitternde Zeit der Kraftwagen", diese „gewisse Unruhe" und vor allem „die stille Herzgegend Deutschlands". Wie man gleich merkt, was los ist. Wie man aus den sprachlichen Kontrasten die Gewalt dieser Schicksalsgeschichte ahnt. Wie man verführt wird, zu erfahren, was Herbert Eulenberg, der 51jährige, in stiller Herzgegend zwischen zwei Frauen entdeckt. —
Diese romantisch verwässerte Herzensgeschichte ist nichts als ein platter Versuch zur Reaktion! Ihre sprachliche Formung ist ausgezeichnet der Dösigkeit eines in Zug und Straßenbahn lesenden Publikums angepaßt! Aber der Beweis ist da: mit 1910 schon nicht zu genießender Romantik macht man auch noch 1927 sein Gartenlaubengeschäft.
Und wo bleibt das viel dringendere Gesetz, das alle Versuche zur erneuten romantischen Verblödung des deutschen Publikums inhibiert?

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Die besiegte Stadt. Roman. Von Richard Peter. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 201 S.

Ein Gesellschaftsroman aus der wiener Inflationszeit.
Dieses nur für den spannungsbedürftigen Buchverschlinger: Bitte, lesen Sie den Roman nicht in der Eisenbahn! Sie fahren bestimmt eine Station zu weit. Die beiden Baronessen machen Sie verrückt. Besonders die Annelies. Dieser pelz- und bettsüchtige Zigeunerrüpel. Aber vielleicht liegt Ihnen die „rotgoldene" Mareia mehr. Herbe Verschlossenheit ist immer faszinierend, reizt zur abenteuerlich-romantischen Expedition in trotzig verbaute „Seelenbezirke". Auch die weibliche Leserschaft kommt zu ihrem Recht: Aristide Saccariades ist ein griechischer Casanova und ein Finanzvirtuose von internationaler Geltung. Alle Frauen fliegen an seine Brusttasche. Wie Wachs in der Sonne zerschmelzen sie vor der parfümierten Animalität dieses Filmlöwen. Ganz ungewöhnlich ist auch die Rhetorik dieses Frauenbezwingers. Einmal sagt er zu der „rotgoldenen" Mareia in einer sehr ernsthaften Angelegenheit: „Liebling, ich kenne dich besser als du in diesem Augenblicke dich zu kennen dich selbst belügst."
In dem vorliegenden Roman wird viel geflirtet, viel Sekt getrunken und viel geküßt.
Von den Küssen verdienten einige mit der Zeitlupe aufgenommen zu werden.
Während sich diese amoureusen Vorgänge reizvoll vorn an der Rampe abspielen, fällt im Hintergrunde die österreichische Krone.

Charlottenburg — Werner Türk

Peregrins Heimkehr. Ein Roman in sieben Büchern. Von Paul Zech. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachfolger. 384 S.

Paul Zech, der das Los tragen muß, als Erzähler oder als Dramatiker an das Kreuz der Lyrik genagelt zu werden, gibt hier seinen ersten großen Roman. Peregrin, gezeugt von einem aufs Materielle gestellten Vater mit einer im Schönen und Geistigen beheimateten Mutter geht den Kreuzweg des schöpferischen Menschen mit allen Stationen der Qual und des Glücks, um als Frühvollendeter zu zerbrechen. Die ihm als Schmerzschwester bestimmte Mareija, deren Lebenslinie parallel zu der Peregrins verläuft, kann ihm nicht Gefährtin sein, weil sie sich neben dem genialen Menschen Peregrin nicht für gleichwertig hält; sie findet erst im Unendlichen die Vereinigung mit dem Geliebten; freiwillig zerbricht sie das göttliche Gefäß ihrer Kunst, da sie es dem, für den es bestimmt war, nicht zu reichen vermochte.
Zechs Roman ist ein herbes, hartes Buch, und seine Menschen gehen meist unter den Wolken von Kampf, Sorge und Schicksal. Und wenn manchmal eine freie, lichte Melodie aufklingen will, wartet dahinter schon wieder ein schwerer Mollakkord. Einmal nur in diesem großangelegten Bekenntniswerk verklären sich des Dichters Züge, und der Widerschein eines großen, stillen Glücks rötet die dunkeln Himmel der Geschehnisse: wenn er die Liebe der beiden noch kindhaften Menschen ge-

Digitized by Google

staltet. An Hermann Stehr wird man dann erinnert, der wohl auch zu solcher Frist glücklich befreiter Lacher und Daseinsbejaher sein kann. Es wäre unschwer, in der zeitgenössischen Literatur stoffliche Verwandtschaften aufzuzeigen, aber sie sind unbeträchtlich Zechs bitterem Werk gegenüber, denn es hat bei mancher sprachlichen Krampfigkeit, von der der Dichter nicht eben leicht loszukommen scheint, doch in hohem Maß eigenes Gepräge, und Zechs Lyrik macht oft eine bezwingend starke Begleitmusik.

Danzig-Langfuhr Willibald Omankowski

Peregrinus Windesprang. Roman. Von Anton Mayer. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 541 S. M. 5,50 (8,—).

Dieser Roman ist eine schöne und eigene Leistung. Er ist mehr als Literatur: im Spiegel der Kunst ein erlebtes Menschenleben mit all seinem Glück, allem Verzicht, den es für eine empfindsame Individualität bedeutet. Wenn auch durch halbtausend Seiten oft allzu gleichmäßig in Kellers Nachfolge („Der grüne Heinrich") gewandelt wird, gewinnt das Buch doch gerade durch dies gewissenhafte Fortspinnen der Sätze, durch diesen guten Willen, die deutsche Sprache voll und unverkürzt ertönen zu lassen, eine innere Solidität, die in aller Leidenschaftsverwirrung stets wie eine Grenze ist wider das Chaos.

Die Tendenz geht klar und bewußt gegen unser Jahrhundert der seelenmörderischen Maschine. Mithin ist der Held, wie schon sein Vorname deutet, ein Fremdling dieser Erde, ein Vaterlandsloser, obwohl in Hamburg geboren als Sproß eines alten, ehemals in St. Gallen ansässigen schweizer Bürgergeschlechts. Auf ihn fiel das Erbe dreier Vorfahren, die als einzige ungewöhnliche Lebenswege in Kunst und Kriegsdienst und Weinbau beschritten. Er wird ein Musenjünger und Diener der Kunsthistorie, insbesondere der Antike und des Mittelalters. Da Geld vorhanden, reist er, kommt nach Florenz: erste Liebe die Sängerin Valeria Rigutini, heiße Einigung der Körper, die Seelen bleiben sich fern, da seine Seele in der Weibesliebe nicht aufzugehn vermag. In Berlin trifft er die Jugendgeliebte wieder, Emine Janssen, fraulich erblüht, Gärtnerin geworden. Doch ein erd- und damit frauennaher Malerfreund nimmt ihm auch diese Ehemöglichkeit, und der Einsame, der die Liebe erlebte, ohne sich ihr ganz zu ergeben, „springt in die Winde": ein Segelschiff entführt ihn dem deutschen Norden in ungewisse Reiseferne. Einige Freunde, zügellose und solche voll edler Bändigung, halfen ihm sein Wesen bauen, welches das eines bewußt zeitabgewandten Weltwanderers wurde, mit stets unerfülltem Sehnsucht des Geistes und ohne das Gefühl, irgendwo „zu Hause" zu sein. Wir erleben in dem langsam und stufenweise aufwachsenden Roman viele Schicksale, viel Tragik, viel „Schönheit der Seele". Vor allem aber erleben wir das Schicksal eines, der nur zufällig und ohne familiäre Neigung ein „Sohn aus gutem Hause" ist.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Geschichten aus Alt-Preußen. Von Agnes Miegel. Jena, Eugen Diederichs. 219 S. M. 5,— (7,50).

Bisher kannten wir Agnes Miegel nur als Balladendichterin. Jetzt bringt sie uns einen Band Prosa. Vier Geschichten sind es aus Altpreußen: Landsleute — Die Fahrt der sieben Ordensbrüder — Engelkes Buße — Der Geburtstag. Und auch diesmal sind es Balladen in Prosa. Denn sie haben alle vier trotz des meist ländlich einfachen Inhalts das Format der Ballade. Rhythmus schwingt in ihnen, Glut ist da und Reichtum an Bildern. Sie haben nichts Frauliches, sondern manchmal etwas fast derb Männliches. Eine Sinnlichkeit, die jedoch stets gesund, erdhaft und natürlich ist, erfüllt diese Mädchen und Jungmänner. Dann tritt wieder das Weibliche hervor, tut sich kund als ernste Mütterlichkeit und eint sich dem starken Heimatszug, der alle Seiten des Buchs durchweht. Mit literarischem Maß gemessen ist die erste Erzählung die beste. Hier ist alles einheitlich und fest gefügt. Eins entwickelt sich mit unausbleiblicher Notwendigkeit aus dem anderen. Die Charaktere sind in ihrer naturwüchsigen Derbheit gut erfaßt und durchgeführt. Die dritte: „Engelkes Buße" kommt ihr in dieser Hinsicht nahe, hat die gleichen Vorzüge, während die zweite: „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder" nicht mehr so einheitlich konzipiert anmutet. Hier ist zu viel des Strich- oder Schemenhaften.

Alles in allem aber das rechte Buch der Ostmark, von einer warmfühligen Frau erlebt, von einer zum Erzählen geborenen Dichterin gestaltet.

Danzig Artur Brausewetter

Schwert und Feder. Erinnerungen aus jungen Jahren. Von Rudolf Stratz. Berlin 1925, A. Scherl. 217 S. M. 3,—.

Reisen und Reifen. Der Lebenserinnerungen zweiter Teil. Ebenda 1926. 249 S. M. 3,50 (5,50).

In zwei umfangreichen Bänden erzählt der Verfasser seine Lebenserinnerungen. „Erinnerungen aus jungen Jahren" nennt er den ersten, „Der Lebenserinnerungen zweiten Teil" den anderen.

Es ist ein eigen Ding um das Schreiben einer Selbstbiographie. Seit Goethes „Dichtung und Wahrheit" ist sie Mode geworden, und heute hält es jeder Tagesschriftsteller für literarische Pflicht, ebenfalls einen oder mehrere Bände „Dichtung und Wahrheit" zu schreiben. Oder, wenn nicht er selber, so tut es für ihn ein Freund oder Bewunderer, indem er in umfangreichem Werk den „Dichter und Menschen" behandelt.

Dies der Grund, aus dem der Referent mit einigem Mißtrauen auch an die zwei dickleibigen Stratz-Bände heranging. In vieler Beziehung aber fand er sein Mißtrauen entkräftigt. Daß Stratz flott und unterhaltend erzählen würde, stand von vornherein fest. Er gibt aber mehr: einen gutgefaßten Ausschnitt aus der literarischen Entwicklung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ein klein Stück berliner Theatergeschichte. Alles in leichtem Ton, ohne jeden Anspruch auf literargeschichtliche oder gar wissenschaftliche Bedeutung, mit vielen Witzen und fröhlichem Humor gewürzt. Über Berlin hinaus zeichnet er im ersten Bande Heidelbergs künstlerisches Leben, läßt Viktor Scheffel, Kuno Fischer und andere lebendig werden. Im zweiten aber sind es seine weiten Reisen, insbesondere nach Rußland, die den Kreis dieser Erinnerungen bedeutend erweitern. Ja, indem er sichtbar bestrebt ist, über das Literarische und Theatralische hinaus auch die maßgebenden Kräfte des politischen und vaterländischen Lebens in seine Betrachtungen zu ziehen und beispielsweise eine überzeugende Ehrenrettung für den so kurzsichtig verunglimpften Karl Peters schreibt, gibt er seinem Buch einen gewissen kulturellen Anstrich und läßt seine deutsche und vaterländische Gesinnung wohltuend und frei von Aufdringlichkeit überall hindurchleuchten. Daß man nicht immer mit ihm einverstanden ist und, selbst wenn man die heutige Gepflogenheit mitmachen will, Ibsen als überwunden und senil abzutun, in ihm doch etwas mehr als einen „Kotzebue vom 70. Breitegrad, nur leider ohne

Digitized by Google

dessen Humor" erblicken möchte (I, S. 212), das ganz nebenbei.

Danzig — Artur Brausewetter

Gedanke und Gedicht. Von Gustav Renner. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 125 S. M. 3,— (4,50).

Heimkehr. Roman. Von Gustav Renner. Ebenda. 237 S. M. 5,— (7,—).

Der Verlag Bonz & Co. bringt zu Gustav Renners 60. Geburtstag zwei neue Bücher von ihm heraus, beides Werke eines Menschen, der schon über dem Streite des Tages steht, der darum unzeitgemäß wirkt und nicht sobald auf große Leserschar rechnen darf. Was der sogenannten modernen Literatur fehlt, das Gefühl für Treue und Verantwortung gegen sich und andere, zeichnet Renner in hohem Maß aus, ist geradezu der Grundton seines dichterischen Schaffens.

Sein Aphorismenband „Gedanke und Gedicht" bringt in einer an Goethe und Nietzsche geschulten Sprache Auszüge seiner Tagebücher, die ganz verschiedenen Jahren entstammen und Ausdruck dessen sein sollen, was ihr Urheber zu den und jenen Zeiten seines Lebens fühlte und dachte. Sein Inhalt befaßt sich in Vers und Prosa mit allen Fragen nach Sinn und Zweck der Kunst und des Daseins. An diese Gedanken rührt auch Renners Künstlerroman „Heimkehr", der zugleich Antwort ist auf des Dichters Frage: „Die Größe in der Einfachheit und Natürlichkeit sehen: — wer vermag das heute?" Dem Werk Renners liegt ein tiefes ethisches Moment zugrunde, aber dieses darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch er noch immer erst auf dem Wege zu Einfachheit und Natürlichkeit ist, und daß ihn vor allem die Sucht, seine Gestalten reden und überlegen, endlos reden und überlegen zu lassen, trotz aller einzelnen Vorzüge seiner Bücher von dem ersehnten Ziele fern hält.

Leipzig — Karl Heinemann

Und hätte der Liebe nicht... Ein Zeitroman. Von Artur Brausewetter. Breslau 1926, Bergstadt-Verlag. 317 S. Geb. M. 6,80.

Mitten in die wirtschaftlichen Nöte der Zeit greift dieser neue Roman des bekannten Erzählers, der schon so oft zu Zeitproblemen mit dem liebevollen Verständnis eines unaufdringlichen Predigers und mit dem feinen Takt eines gewandten, geschmackvollen Plauderers zu sprechen wußte. Diesmal stellt er in den Mittelpunkt der Handlung den jungen Direktor einer Mädchenstudienanstalt, der auf dem Umweg seiner Schülerinnen mit den Verhältnissen einer Reihe von Familien bekannt und vertraut wird. Schule und Pflicht gehn ihm über alles, bis er durch das tragische Erlebnis einer seiner Schutzbefohlenen, die aus gekränktem Stolz einen Selbstmordversuch macht, völlig aus der Bahn geworfen wird und erkennen muß, daß Güte und Verzeihenkönnen im Leben die tiefsten Machtfaktoren bleiben. Freilich, es scheint, als hätten die Menschen verlernt zu lieben, meint Brausewetter. Sie haben den guten Willen, aber die Fähigkeiten sind ihnen abhanden gekommen. Sie haben keine Zeit mehr füreinander. Das Leben stellt zu große Anforderungen an den Tag und die Stunde. Und so gehn denn die Lebensschicksale dieses Buchs auf und ab, der heute noch reich ist, wird über Nacht arm, der heute noch zahlreiche Freunde zu besitzen glaubt, findet morgen in seiner Not verschlossene Türen. Brausewetters schöne Heimat Danzig guckt dem Schreibenden immerfort über die Schultern. Dieses Buch, ein Unterhaltungsroman im besten Sinne des Wortes, gehört unstreitig zu den ernstesten des Jahres und ist dazu bestimmt, vielen leidenden Menschen Mut und gläubige Zuversicht zu spenden. Wenn auch bei aller Sauberkeit der Diktion mehr eine ethische als eine literarische Tat.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Wanderer in den Morgen. Von Maxim Gorki. Deutsch von Erich Boehme. Berlin 1926, Ullstein. 375 S.

Der für ein Werk des neuerdings sehr nüchtern und sachlich gewordenen Gorki nicht eben gut passende Titel stammt vom Verlag. Russisch heißt das Buch „Meine Universitäten" (zugleich Überschrift des ersten Abschnitts). Wollte man das Fremdwort vermeiden, so hätte man „Auf der Hochschule des Lebens" sagen können — das würde dem entsprechen, was Gorki mit diesem Titel und in diesem Buch sagen wollte. Denn es handelt sich hier um den dritten Teil seiner Lebenserinnerungen, die so verheißungsvoll mit „Meine Kindheit" begannen und in „Unter fremden Leuten" ihre erste Fortsetzung fanden. Im Gegensatz zu den ersten Büchern aber bietet dieses keine fortlaufende, zusammenhängende Erzählung mehr, sondern eine Reihe von Einzelskizzen. Und noch mehr als in den Berichten aus der frühen Jugend steht hier die Milieuschilderung, die Darstellung der sozialen Verhältnisse im Vordergrunde. Gorki ist in dieser „Hochschule" weit weniger Student, als selbst Dozent, das heißt er weiß nicht so sehr davon zu sagen, wie sein Charakter sich im Strom der Welt bildete, als vielmehr von der Beschaffenheit dieser Welt zu reden, die ihm höchst besserungsbedürftig erscheint, die er gern in ihrer ganzen Häßlichkeit hinmalt (man lese die an Scheußlichkeit kaum zu überbietende Schilderung der „schwarzen Messe" im Kapitel „Ich werde Nachtwächter"!), um mit aller Energie zu fordern: „So kann es nicht weitergehen!" Dadurch bekommt das ganze Buch etwas Aufdringlich-Predigerhaftes und erinnert an manche ältere Werke Gorkis, wie „Die Mutter" und ähnliche Produkte der Zeit, da ihm die Wahrheiten des Sozialismus zum erstenmal aufgegangen waren. Daß das Buch trotzdem eine Fülle auch von dichterisch Geschautem und innerlich Erlebtem enthält, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Gestalten wie der Bäcker und revolutionäre Agitator, bei dem Gorki als Geselle angestellt war, die Frau, mit der ihn zum erstenmal ein längeres Liebesverhältnis verband, sind von außerordentlicher Lebendigkeit und „Echtheit". Vor allem aber prägt sich dem Leser das mit besonderer Liebe und Wärme gezeichnete Bild des Dichters Korolenko ein, der als Mensch viel größer war denn als Dichter, und durch den Gorki einst in die „Literatur" eingeführt wurde.

Leipzig — Arthur Luther

Literaturwissenschaftliches

Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Von Julius Petersen. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 203 S. Geb. M. 6,—.

Das Buch des berliner Germanisten Julius Petersen ist nach Thema und Methode weit umfassender, als der bescheidene Titel ahnen läßt. Der Untertitel sagt mehr: „Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft". Und dies bedeutet wieder mehr als Information über exakte wissenschaftliche Forschung und ihre Ergebnisse, sondern eher die Erhellung der sehr problematischen Lage, in der sich die Literaturgeschichte etwa seit Erich Schmidts Tod befindet.

Schon als junger Philologiestudent empfand ich den grundsätzlichen Zwiespalt zwischen der literarhistorischen Behand-

Digitized by Google

lung des Mittelalters und der Neuzeit. Was dort die von Lachmann herkommende kritische Philologie bewunderungswürdig geschaffen hatte, mußte restlos, auf die neuhochdeutsche Epoche übertragen, versagen: denn die Ideen der Kunst und der Sprache und der Individualität sind hier allzu andere. Diese Erkenntnis ist heute allgemein, schuf aber innerhalb der Wissenschaft eine solche Anarchie, daß die Literaturgeschichte selbst in Frage gestellt scheint. Die Methodenlehre ist ganz der Willkür der einzelnen Forscher und Schulen überlassen, und eine einheitliche große Aufgabe ist kaum noch vorhanden.

In diesen Streit der Meinungen greift Petersen mit seinem souveränen Buch ein. Er beherrscht nicht nur die Unzahl der Richtungen und Methoden vollkommen, sondern begreift auch ihren philosophischen Sinn und ihre geschichtliche Herkunft. Dabei ist das Buch überaus kultiviert und lebendig geschrieben. Die deutsche Romantik spielt nur die Rolle einer Projektionsfläche für das aufregende wissenschaftliche Schauspiel; steht sie ja seit Jahrzehnten im Mittelpunkt des germanistischen Interesses und ist andererseits durch die Vielfalt ihrer Erscheinungen und Strömungen das gegebene Objekt für prinzipielle Erörterungen. Petersen sieht in der Romantik aber auch die Sehnsucht nach Einheit lebendig, und auch hierin ist sie also das gegebene Objekt für die Darstellung des Prinzipienstreites der Forscher, dessen tieferer Sinn ja auch nur eine neue Einheit der Wissenschaft von der deutschen Literatur sein kann.

Als Hauptrichtungen in der gegenwärtigen Forschung stellt Petersen dar: die nach Stamm und Landschaft orientierte Richtung, die Ideenrichtung, die Stilgeschichte, die Betrachtungen unter den Gesichtspunkten von Gesellschaft und Generation. Die erste Richtung ist von Sauer begründet und von Nadler in größtem Maße durchgeführt. Bei dieser Richtung wird die Fruchtbarkeit der Idee wie ihre Einseitigkeit schnell klar. Der östliche Einschlag, die Hinwendung zu Mystik und Orient, ist bei der Romantik ganz klar. Aber die einzelnen Romantiker sind doch ausgesprochen deutsch, ja nach der Auffassung Ernst Bertrams sogar nordisch. So kommt Petersen zu dem zweifellos richtigen Ergebnis, daß geistige Bewegungen weder in Stamm noch in Landschaft zu lokalisieren sind. Die ideengeschichtliche und die stilgeschichtliche Richtung, die erste vor allem durch Rudolf Unger, H. A. Korff und Herbert Cysarz vertreten, ist problematisch vor allem dadurch, daß Wort und Idee in Werken der Sprache kaum zu trennen sind und der Begriff des Stils — als individuale, nationale und historische Einheit — gerade innerhalb der Dichtung ein besonders schwieriges Problem ist. Trotzdem liegt hier wohl das entscheidende Neue und damit auch das Schicksal der Zukunft der Literaturwissenschaft (wie auch die Arbeiten von Fritz Strich zeigen). Schließlich erörtert Petersen noch die soziologische Auffassung, die Gesellschaft und Generation zu Werkzeugen der Forschungen macht.

Das Fazit von Petersens sehr gründlichen kritischen Untersuchungen besteht weder in der Entscheidung zu einer dieser Richtungen noch in der Proklamierung einer neuen. Er bekennt vielmehr recht skeptisch: „Die stammesgeschichtliche Betrachtung mag naturwissenschaftlich genannt werden, die ideengeschichtliche ist philosophisch, die stilkritische ästhetisch, die gesellschaftliche soziologisch, die generationsmäßige historisch. Ein parallel gehendes Nebeneinander dieser Blickrichtungen kann niemals zu einem Ganzen führen, wenn es nicht gelingt, eine Konvergenz herzustellen, indem zwischen den gewonnenen Begriffen Beziehung gefunden und ihre gegenseitige Abhängigkeit und Wechselwirkung erkannt wird." Hier beginnen also die neuen Probleme einer schöpferischen Synthese.

Da Petersen aber mit diesen verschiedenen Scheinwerfern auch die deutsche Romantik beleuchtet, erhalten wir auch von ihr sehr reiche und kluge Bilder. Nur schade, daß er eine Methode ganz außer acht ließ: die alte philologische, die immerhin, trotzdem ihre Alleinherrschaft nicht mehr möglich ist, doch ein wesentliches Element der Forschung ist und besonders in diesen Zusammenhang gehört, da die Romantik uns so viele große Philologen bescherte.

Berlin — Rudolf Kayser

Alt-Wiener Porträts. Lebensbilder mit einer kulturgeschichtlichen Schilderung Wiens während des 19. Jahrhunderts. Von Otto Hipp. Mit vierzig Bildern. Graz und Wien 1927, Verlagsbuchhandlung „Styria".

Gleich nach der Erhöhung Berlins zur Metropole des Deutschen Reiches wurden feuilletonistische Vergleiche der neuen mit der alten Kaiserstadt Mode. Heute sind andere Parallelen im Schwange. „Wie wir einst so glücklich waren, müssen's nun mit Schmerz erfahren." Wehmütige Rückblicke auf eine verklärte Vergangenheit sollen zeigen, wie dunkel die Gegenwart, wie hell das Wien Schuberts und Schwinds, wie bunt die Makart-Zeit, wie „fesch" es Anno Johann Strauß an der schönen blauen Donau gewesen. Daß bei solchen Gängen so manches Mal die Erinnerung zu lieblich, die Not der Kriegs- und Nachkriegszeit desto finsterer gemalt erscheint, ist erklärlich und verzeihlich. Einer ehrlich empfundenen, aus eigenem Erleben und flüchtigem Ausschöpfen der älteren Kulturschilderer Wiens geholten Einleitung, die von den Tagen Maria Theresias, Mozarts, Haydns, Schikaneders in raschem Umriß Alt- und Neu-Wiens Entwicklung, altösterreichische Zustände, Sitten, Lebensgewohnheiten, theatralische Kalendarien vor Augen führt, folgen aus selbständigen Studien erwachsene Charakteristiken von Nestroy, Bauernfeld, Seidl, Anastasius Grün, Lenau; die drei großen Dramaturgen Laube, Dingelstedt, Wilbrandt finden Würdigung; der eigenrichtige Publizist Kürnberger wird mit schuldigem Respekt behandelt; die Ur-Wiener Friedrich Schlögl und Chiavacci werden als Träger des Lokalfeuilletons gepriesen; Meister Anzengruber wird nach Gebühr verherrlicht wie der Walzerkönig Johann Strauß. Reine Liebe zur Vaterstadt führt Hipps Feder, so daß kleine Ungenauigkeiten (Anzengrubers „Geschworener" kam erst aus seinem Nachlaß zum Vorschein und anderes mehr) nicht pedantisch gerügt werden sollen. Anspruchslos und bescheiden bemerkt Hipp im Vorwort, daß der zünftige Fachgelehrte nicht allzuviel Neues finden werde. Der Ton, in dem er seine Leute charakterisiert, ist aber so wohltuend und schlicht, und die vierzig Bilderbeigaben verstärken den Eindruck des Textes so angenehm, daß das Buch anheimelnd wirkt, wie vormals ein Gang durch Alt-Wien.

Wien — Anton Bettelheim

Römisches Tagebuch, 1845/46. Von Fanny Lewald. Herausgegeben von Heinrich Spiero. Leipzig 1927, Klinckhardt & Biermann. 308 S.

Fanny Lewald und Adolf Stahr, das Liebes-, Freundes-, Dichter- und Ehepaar wandelt in wechselnder Beleuchtung durch viele Memoiren und Briefsammlungen des 19. Jahrhunderts. Hier sehen wir es zum erstenmal im eigenen Licht, so wie es sich selbst erblickte und von der Nachwelt betrachtet werden wollte. 1865 hat die damals auf der Höhe ihres heute vergessenen Ruhmes stehende Romanschriftstellerin

Digitized by Google

ihre Aufzeichnungen aus den Jahren 1845/46 in die vorliegende Form gegossen und sie „dem Manne, der sie in schmerzvollem Glück durchlitten", auf den Weihnachtstisch gelegt. Auf seinen Wunsch hat sie später in den langen Jahren ihrer Witwenschaft das Manuskript druckfertig gemacht und es der Nachwelt zur Veröffentlichung hinterlassen. Dieser Aufgabe hat sich Spiero mit dem an ihm gewohnten Feingefühl unterzogen und außer einem konzentrierten Vorwort ein genaues Namensregister und Anmerkungen beigefügt. Kein anderes Buch zeigt uns so getreu wie dieses das deutsche Leben in Rom nach Goethes Heimgang, jene Atmosphäre, die sich heute nur noch in der stillen Via Marguita wie mit Händen greifen läßt, damals aber über das Weichbild hinaus bis in die grünen Osterien wehte, in denen jetzt schon längst die Jazzband tobt.

„Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom."

Diese Verse, denen Goethes und unser aller besondere Wahrheit innewohnt, schweben unausgesprochen auch über dem Erinnerungsbuch der beiden Liebenden. Ottilie von Goethe, verehrt und verklärt, steht als Patronin über der deutschen Kolonie, Winckelmann, Peter Cornelius, Hebbel, Hermann Hettner, Andersen, der Maler Hummel und der Fürst Pückler passieren, es ist eine in sich geschlossene kleine deutsche Welt, die sich würdevoll und heiter in den Ruinen der Ewigkeit tummelt. Manchmal kommt es uns vor, als seien wir in Weimar oder Alt-Berlin, wo man nach thüringer oder berliner Sitte den Nachmittagskaffee nimmt, Stippvisiten macht, Tänzchen und Landpartien veranstaltet, Geburtstage und deutsche Weihnachten mit Baum und Buttergebackenem feiert. Vom italienischen Volk sieht und weiß man so wenig wie in Deutschland zur gleichen Zeit im gleichen Kreis vom deutschen. Nur zuweilen ragt in das beschauliche Idyll später Romantik betäubend und erschütternd die gewaltige Kulisse der Ewigen Stadt. So fühlt man sich in Rom behaglich und zu Hause, und wenn es auch nur ein biedermeierisches Behagen ist, so genießen wir es dennoch gern; denn es zeigt uns ohne Verstellung und Pose die Menschen, wie sie sich damals in der Welt zurechtfanden, zeigt uns eine der unendlich vielen Möglichkeiten und Offenbarungsformen von Rom ungefälscht und ganz.

Mainz — Rudolf Frank

Die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters im Werk der Mechthild von Magdeburg. Von Grete Lüers. München 1926, Ernst Reinhardt. 319 S.

Das eigentliche Werk über die Mystik, die letzte Aufhellung über diese um ihrer weltlich-religiösen Zusammenhänge willen seltsame Zeit, ist noch nicht geschrieben. Viel Dilettantismus hat das Problem eher verdunkelt und nutzlos Papier verschwendet; schmalbegrenzte Philologie hat im Grammatikalischen, als Erbgut aus früheren Jahrhunderten, herumgewühlt. Die gewaltige Erscheinungsform des mystischen Menschen, seine Gottversenktheit, hat noch keinen Darsteller gefunden. Auch Grete Lüers beschränkt in Bescheidenheit und Vorbedacht ihre wertvolle Untersuchung auf das sprachliche Problem, sogar noch enger: auf das erstaunliche Werk der thüringer Nonne Mechthild. Aber an Mechthilds Dichtung erweist sich die ganze deutsche Mystik als jenes religiöse Phänomen, das dem 13. Jahrhundert ein Gesicht von göttlicher Begnadung gab und als jene Offenbarung von Gott und zu Gott hin sich in die Seele senkt die im Schweigen das Urwort findet und aus der Unzulänglichkeit der Sprache die Mystik als einzige, der religiösen Realität adäquate Ausdrucksform findet. Jede Stunde in den Büchern deutscher Mystik (vgl. „Der Dom", eine im Insel-Verlag erschienene Sammlung jener Schriften und Dichtungen) ist wie ein Wunder an unserer Sprache. Der Strom der Bildkraft, die Wucht der Bedeutung, der Zusammenhang zwischen Leben und Ewigkeit, die Fülle der Vorstellungskomplexe aus dem Alten und Neuen Testament, aus der griechischen Philosophie und dem Rittertum — in allen Werken der echten Mystik vorhanden — ist wie eine Erleuchtung von der Gewalt unserer deutschen Sprache. Sorgfältig suchend und abwägend, registrierend und vergleichend, geht Grete Lüers den vielen Verästelungen und Feinheiten nach: eine lebendige Grammatik von Mechthilds Werk.

Berlin — Guido K. Brand

Unter der Rosenlaube. Von Anatole France. Die letzten Ideen und Entwürfe des Weltweisen, aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Michel Corday. Berlin, Axel Juncker. 227 S.

Anatole France war einer der ganz großen Künstler unserer Tage. Ich habe mit Absicht das Wort „Dichter" nicht gewählt, obgleich seine eingreifende Wirkung allein von jenen seiner Schriften ausgeht, die wir schlechthin als Dichtungen zu bezeichnen pflegen; nämlich von Romanen und von Erzählungen. Gewiß stammen auch von Anatole France Werke, die schlechthin als Dichtungen zu bezeichnen wären; Schöpfungen der Phantasie, der reinen Freude am Gestalten; aber das Charakteristische seiner geistigen Persönlichkeit bekommt doch einen entscheidenden, vielleicht den entscheidenden Zug durch sein immer wieder hervortretendes Streben, seine philosophische, seine politische Weltanschauung in gedichteter Form den Menschen zugänglich zu machen. Er gehört zu der großen Anzahl französischer Denker, die ihre Gedanken voll Ursprünglichkeit und Tiefe in künstlerischen Gestaltungen niedergelegt haben. Die welterobernde Kraft, die französischem Denken so oft beschieden gewesen ist, beruht ganz wesentlich darauf, daß in gallischen Ländern immer Männer vorhanden gewesen sind, die neues Denken, die eine neue weltanschauliche Betrachtung in künstlerischer Form und damit unmittelbar und auf weite Kreise wirkend, der Welt gegeben haben.

Solcher Denker, Dichter und Agitator im edelsten Sinne war auch Anatole France, und sein obenbezeichnetes Werk aus seinem Nachlaß, Aufzeichnungen, Äußerungen, Entwürfe, Varianten, läßt besonders klar gerade diese Struktur seines Geistes erkennen, die denkerische Untermalung, der dann seine künstlerische Phantasie Fülle und Farbe und leibhaftige, eindringliche Lebenswirklichkeit oft genug gegeben hat.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist diese Veröffentlichung für jeden Verehrer des großen Franzosen eine Freude; sie bringt natürlich keine neuen Offenbarungen; sie bringt Bestätigungen, der neue Nuancen nicht fehlen, und das ist bei einem so reichen Geist wie der von Anatole France nichts weniger als überraschend. Auch die Papierschnitzel seines Schreibtisches sind oft genug interessant und aufschlußreich — gewiß nicht alle; und dieser Veröffentlichung kann man nachrühmen, daß sie ohne Pedanterie, nicht „düntzerisch" unangenehm, die verstreuten Einfälle, Gedankensplitter, Erwägungen von Anatole France aus Heften und von Zetteln uns bringt. Wären die Hinzutaten des Heraus-

Digitized by Google

gebers noch zurückhaltender – das Buch würde zwar dünner und noch weniger „dünterisch", aber dem Leser nicht weniger erfreulich sein.

Gewiß, die Kustoden, die uns durch die Prunkräume und die historischen Stätten alter Schlösser führen, haben eine schwere Aufgabe; die einen wollen für ihr Eintrittsgeld zum wenigsten einen kürzeren Abriß aus dem Konversationslexikon oder dem Baedeker haben, und die anderen wollen nichts haben, als Ruhe und Sammlungsmöglichkeit, um das mit eigenen Augen zu sehen, was ihnen auch vorher in seinem Drum und Dran bekannt gewesen ist.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun."

Auch Anatole France war in seinem Reich ein König.

Berlin Paul Nathan

Verschiedenes

Elisabeth Bergner. Von Arthur Eloesser. Charlottenburg o. J., Williams & Co. 90 S. und 24 S. Abbildungen. Geb. M. 3,50.

Lebendige Bücher sind meist aus Erlebnis entstanden, bilden immer etwas wie Jahresringe für den Verfasser. Hier ist's, als griffe man mit fühlenden Händen den neuesten Jahresring eines vertrauten Stamms, und erstaunt erkennt man: so jung ist der Arthur Eloesser all die Jahre seines Lebens noch nie gewesen. Es muß sich da etwas in ihm erschlossen und gelöst haben. Kein Zweifel, dies kleine Buch bedeutet für ihn menschlich und darstellerisch und kritisch: Erfüllung.

„Die Zeit ist uns mit Elisabeth Bergner nicht lang geworden: es scheint sogar, daß sie uns alle etwas verjüngt hat." Das Kind im Weibe. Im leichten Plauderton hebt es an, man vergegenwärtigt eine künstlerische Entdeckungs-, dann Entwicklungsgeschichte, die eigentlich Märchen ist. So sehr Märchen, daß man die unmittelbare Schicksalsfügung, die willkürliche, zweckdienliche, in jedem Augenblick dahinter fühlt. Und märchenhafter wird das Märchen dadurch, daß von uns selbst erlebte Zeitläufte, Verhältnisse, die wir von Grund aus kennen, Menschen, die wir mehr als einmal mit dem Ärmel streiften, höchst bestimmend eingegriffen haben.

Im Mittelpunkt solchen Märchens, in märchenhafter und darum Innerstes hervorzaubernder Belichtung, die Gestalt der Bergner. Nun erst, meint man, kennt man sie ganz „die Magische". „Welche Buhlerin mit welcher Keuschheit!" Jede ihrer Rollen erlebt man wieder, und jede ist nichts als Phase ihres Seins. Jeder Theaterabend wird von neuem ganz nah vor das Auge gerückt, und jedem eigenen dumpfen Eindruck wird hier das Märchenwort des Sesam, öffne dich! gesprochen. Man gewinnt den Eindruck, daß solche Kritik aus Liebe gar nicht zu irren vermag.

Mitten im Märchen aber, wie Wiesengrün, über das die Bergner schreitet, ist gesicherter Boden, geschaffen durch eine ganz seltene Kenntnis des Theaters. Dieser und jener Bühne – alsbald darüber hinaus der Bühne als solcher; der berliner Bühne, wie sie sich in den Kriegsjahren behauptete und unter den Nachwirkungen verschwendete und darbte, der Bühne endlich als künstlerischer Darstellungsform. Hinter der Bergner steht in jedem Augenblick das Problem der Schauspielkunst, die Frage nach dem Wandel der Erscheinungen bei Festhaltung und immer stärkerem Hervortreten der Persönlichkeit – plötzlich steht die Bergner nicht mehr, sie hat sich gesetzt und immer neue buntfarbige, wertbergende Wunschdinge fliegen ihr in den Schoß.

Man sagt sich zum Schluß: die Bergner hat dem Arthur Eloesser zu einem tiefer blickenden und dabei jugendlicheren Arthur Eloesser verholfen, und das ist ein Zusammenwirken, wie es wohl nur in der Kunst möglich ist (denn die Liebe verjüngt wohl, aber sie hütet sich den Blick zu schärfen), und so wurde das Büchlein ein Geschenk der Kunst an die Elisabeth Bergner, den Arthur Eloesser und den, der es las.

Berlin Ernst Heilborn

Tagebücher aus vier Weltteilen. Von Elisabeth von Heyking. Herausgegeben von Grete Litzmann. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 413 S. Geb. M. 12,50.

Viele Tausende, die noch gern an die „Briefe, die ihn nicht erreichten" zurückdenken, werden mit Freuden näheres über die Verfasserin erfahren. Die Herausgeberin dieses Buchs hat eine kurze, aber ausreichende, sympathische Einleitung vorangeschickt, in ausführlichen Tagebüchern entrollen sich jene achtzehn in Valparaiso, Kalkutta, Kairo, Peking und Mexiko verbrachten Jahre. Ungewöhnlich Fesselndes hat Frau von Heyking erlebt, so eine Hochzeitsfeier beim Maharadscha von Udepur, so die Audienz bei der großen Kaiserin von China. Ihre Aufzeichnungen sind immer unmittelbar und echt, die Schilderung ihrer visionenbehafteten Herzensnot um ein schwerkrankes Kind hat poetischen Reiz, doch erwacht ihre literarische Begabung eigentlich erst kurz vor dem vierzigsten Lebensjahr. Sie verfaßte kleine Skizzen, das „hebt sie aus der Alltäglichkeit", ist „eine innere Notwendigkeit, befreit von vielem". „Wenn ich sehe, wie meine innersten Herzensgedanken und Gefühle aus der Feder aufs Papier übergehen, ist es mir wie ein Wunder." Von nun an werden ihre Tagebuchschilderungen anschaulich, plastisch, eigenartig in der Ausdrucksweise, von nun an gibt sie Bemerkenswertes. Diesen mexikanischen Teil möchte ich unseren allerbesten Reisetagebüchern anreihen.

Nicht nur interessante Länder lernt sie kennen, überall, auch während der in Deutschland verbrachten Urlaubszeiten, trifft sie mit interessanten Menschen zusammen, kann mancherlei über diese erzählen. Der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, sagte ihr von Eugen Richter, „den Mann hätte man zum preußischen Finanzminister machen sollen, wir haben nie eine so große Kapazität gehabt". Mit Lihungtschang kamen die Heykings in Peking zusammen; von seiner Triumphreise zurückgekehrt, wurde er nun in der Heimat geduckt. Als er auf dem Rasen im kaiserlichen Garten spazieren ging, entzog man ihm ein Jahresgehalt. Der allvermögende russische Gesandte in Peking glaubte 1896 an die Aufteilung Chinas in russische, französische und deutsche Sphären, England wäre belanglos. Eine ungewöhnlich mißglückte Prophezeiung.

Viele der allzuhäufigen Äußerungen einer krankhaften Schwermut, eines rastlosen Ehrgeizes, auch einzelne andere Stellen hätten gestrichen werden können, die Tagebücher finden einen guten Abschluß durch den sensationellen Erfolg des berühmten Buchs, durch die Berufung an einen europäischen Posten.

Dies ist hoffentlich nur eine Vorarbeit, möge eine vollständige Biographie uns bald beschieden werden. Der ungewöhnliche, verfeinerte Reiz, die subtile Eigenart dieser klugen, gütigen und begabten Frau sollte in abgerundeter Form den Kommenden überliefert werden.

Berlin Marie von Bunsen

Digitized by Google

Die europäische Kunst im 19. Jahrhundert (Malerei und Plastik). Von Karl Scheffler. Band I: Geschichte der europäischen Malerei vom Klassizismus bis zum Impressionismus. Mit 242 Abbildungen. Berlin, Bruno Cassirer. 468 S. M. 35,—.

Alle Eigenschaften, die zum Kunstschriftsteller großen Stils gehören, besitzt Karl Scheffler: eine unbestechliche Klarheit des Urteils, sittlichen Mut, feste, erlebensmäßig und nicht begrifflich gegründete Überzeugungen und eine seltene, adelige Kraft der Sprachformung. Es ist ergreifend, wie dieser starke Mann völlig im Banne der Kunst steht, nicht im Rausch der Ekstase, sondern in ruhiger Besonnenheit, die er dem Erlebnis einer Kunst verdankt, die ihm zum Schicksal geworden ist: den großen Meistern des Impressionismus. Ihnen schuldet er mehr als noch so edeln Kunstgenuß, nämlich Ethos und Weltanschauung. Und diese Schuld hat er reichlich abgegolten, indem er zum hervorragendsten literarischen Vertreter und Anwalt jener Kunst ward. Ohne irgendwelche verschleifenden Zugeständnisse zu machen — auch auf die Gefahr hin, unmodern zu scheinen und unpopulär zu werden —, prüft er ernst von seinem Standort aus die Geschichte der Kunst; seine strenge Musterung gestaltet sich zu eindringlicher Wertung. Bei der erstaunlichen Hellsichtigkeit für Werte, die in der Richtung seines Wesens liegen, läßt er sich niemals von Masken umgarnen; man darf sagen: wo er Werte findet, da sind auch echte Werte. Allerdings das Umgekehrte trifft nicht in gleichem Maße zu: nicht überall, wo er Werte vermißt, fehlen sie auch. Man kennt die sauberen Kategorien, unter deren Zeichen Scheffler schaut, und bei der Folgerichtigkeit seines Charakters treten auch die Grenzen scharf hervor. Aber nirgends wendet er mechanisch die Kategorien an, sie wirken sich aus in einem unvergleichlichen Spürsinn, der eine bestimmte Fährte verfolgt. Er ist keine weiche, mild nachgebende Natur, vielmehr ein glaubensstarker Kämpfer, nicht im Namen der Kunst, sondern im Namen der Kunstmöglichkeit, die ihm Leben, tiefstes Sein und Glück bedeutet. Größe und Lauterkeit ist in seinem Kampf, und das muß auch der anerkennen, der — gleich mir — bisweilen im anderen Lager steht. So hat uns Karl Scheffler ein schönes, reiches und wertvolles Buch geschenkt. Einige seiner Abschnitte zählen nicht nur zum Besten, was über diese Kunst geschrieben wurde, sondern ihnen eignet der Stempel klassischer Vollendung.

Halle (Saale) Emil Utitz

Das deutsche Lied. Von Oscar Bie. Berlin 1926, S. Fischer. 274 S.

„Tänze haben mich beschwingt, Opern verzückt, ich kehre zum Liede heim." — So beginnt Bie sein „Bekenntnis", diesem Buch vorausgeschickt. Und diese Heimkehr ist letzte Vertiefung. Nicht um zu schreiben, nicht aus Betriebsamkeit entstand dies Buch. Es ist Bekenntnis zur kleinsten Kunstform mit größten Innerlichkeiten. „Das Lyrische, das Dramatische, das Epische ist in ein Bett gegossen, das die Fluten so still zusammenhält, daß immer noch ein wenig von dem Wuchs des Lebens an ihren Ufern sich spiegeln kann."

So wandert Bie den unendlichen Strom des Schubert-Liedes entlang. So beginnt er die Wanderung an der Quelle, wo der Strom noch ein Bächlein ist, schnell weitet sich das Bett, spärlich sind die Ufer des Lebens bewachsen, nicht durch üppige Sattheit eilt der Schritt, die Leidensstationen eines dennoch so begnadeten Lebensweges gebieten ehrfürchtigen Haltepunkt, Strom und Ufer schmelzen zu einem ineinander, zum lebendigen Spiegelbild einer großen Seele, — bis die Schatten sich senken, und der Strom eingeht ins Meer der Unendlichkeit.

Beethoven — Weber. Der Erste, Sucher zu neuen Wegen, scheitert an der kleinen Form, die der Gewalt seines Pathos nicht gemäß ist. Der Zweite ist spielerischer Ausklang und Auftakt zur Romantik. Die romantische Epoche, die Zeit des schwärmerischen Liedes ist gekommen. Das Jahr 1840, in dem Robert Schumann sich aus Liebe zur Braut verzehrte, der Herzensbund, die Ehe mit Klara, machen ihn zum Liedersänger. Sein Lied ist Liebesgeschichte gewesen, „beinahe gut bürgerlich, aber sehr warm, herzlich und musikalisch". Oskar Bie geht im einzelnen auf die Stufen des Schumann-Liedes ein, er stellt der Musik den Text gegenüber, erfaßt die Stilelemente des einzelnen Werks, entzündet sich an der Lyrik zu einer Suite lyrischer Monographien des romantischen Liedes. Er entdeckt mit feinem Spürsinn die Wege, die von Schumann in eine Welt hinführen sollten, die zu schaffen erst Gustav Mahler vorbehalten blieb.

Über Mendelssohn, Cornelius und Jensen geht es zu Brahms, zur Blüte des deutschen Liedes, zum Herbst der Romantik. Die Blüte ist von betäubender Süße, oft zu süß, das Volkslied von Brahms und seine Volksliedbearbeitungen atmen Erdgeruch. Liebwerter Heimatstolz ist in ihnen. Und die Psyche des norddeutschen Meisters, der tiefe Ernst seiner Persönlichkeit, die grau-neblige Luft seiner Heimat spiegeln sich in seinen innerlichst gefühlten Gesängen.

Über Franz und Loewe kommt er zum „Liederkomponisten an sich", zu Hugo Wolf. Bie teilt des Meisters Liedschaffen in Kategorien. Ohne Pedanterie, ohne Lehrhaftigkeit, schlicht aus der Erkenntnis von Wolfs Wesen. Noch nie, so will uns scheinen, ist Hugo Wolf als Liedschöpfer treffender charakterisiert worden als Bie es vermag: „mit intellektuellem Gewissen, mit begrifflichen Beziehungen, mit literarischer Schonung, und doch mit einer bitteren Sehnsucht nach allem, was er finden will, weil er es finden muß, Ironie und Weltweisheit, Leidenschaft und Rache an ihr, selbst Geste des Pathos ..." und weiter unten spricht Bie von Wolfs „tief leuchtender religiöser Wärme im geheimsten Innern" (siehe S. 200, zweiter Absatz). Von Biographen ist Wolfs Schaffen tiefschürfend beleuchtet worden; erstmalig aber findet Oscar Bie die Persönlichkeit und Seele aus dem Lied.

Reger, Mahler, Liszt, Wagner, Ritter, Strauß und Pfitzner werden schließlich noch einzeln besprochen, neuestes Schaffen gestreift, und mit Fug und Recht Hindemiths „Marienleben" als Gipfel der neuen deutschen Liedkunst bezeichnet.

Ein liebes Buch, ein wahres Buch und ein dichterisches Buch. Nicht Gelehrsamkeit ist sein Grundzug, nichts von trockenem Wissenqualm haftet ihm an. Wir können es nicht aus der Hand legen, so sehr fesselt es uns. Es ist, als gingen wir in einem Blumengarten, in dem uns Düfte süß bedrängen, in dem wir uns nicht satt schauen, nicht satt trinken können. In Worten spiegeln sich die Töne. So reizvoll die eingestreuten Zeichnungen von Hans Meid auch sind, es bedarf ihrer nicht. Das Wort ist, von einem klugen und kritischen Dichter gemeistert, Bild und Ton zugleich.

„Was war das Lied? Dieses Eigentliche war es und etwas anderes und wieder etwas Neues. Ich weiß es nicht. Es war ein Duft über der Erde."

Berlin-Zehlendorf Ernst Viebig

Digitized by Google

Das unruhige Asien. Reise durch Indien-China-Japan. Von Arthur Holitscher. Mit zahlreichen Abbildungen. Groß-8°. 341 S. Berlin 1926, S. Fischer. M. 7,50 (10,—.

Das Buch liest sich glänzend und fesselt durch spannungsreiche und anschauliche Darstellung. Was der Verfasser zu sagen hat, kann unbedingt Beachtung beanspruchen. Ob man freilich seinem Urteil in allem folgen darf, ist eine Frage. Er sieht die Dinge überall unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel und kommt so unvermeidlich, manchmal vielleicht unbewußt, zu einer gewissen Einseitigkeit, die letzten Endes den Dingen doch Gewalt antut. Trotzdem bleibt das Buch durchaus wertvoll und interessant. Das gilt namentlich auch für die Eingangskapitel, die sich mit den zionistischen Kolonien Palästinas beschäftigen, und insbesondere im Hinblick auf die aktuellen Ereignisse im fernen Osten.

Leipzig G. Menz

Reitvorschrift für eine Geliebte. Von Rudolf G. Binding. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 69 S.

Man kennt Bindings chevalereske Art, weiß, daß er Frauenverehrer und Pferdeliebhaber und ebenso ein aufmerksam ergebener Freund der deutschen Sprache ist. In seinem neuen Büchlein gibt er in graziöser, fein geschliffener Form ein Vademekum für Damen, die zu Pferd steigen, dringt aber zugleich mit der Einfühlung des weltklugen Beobachters tief in die Psyche von Roß und Reiterin. Und läßt aus diesen, zunächst streng auf das Hauptthema beschränkten, guten Lehren gleichzeitig „eine Lockung zum Leben" erklingen, die zu tiefst aus warmer Menschen- und Tierliebe stammt. An dem hübschen Bändchen werden sich auch solche Leser erfreuen, die zwar das rein Sportliche nicht nachprüfen können, aber bei der Lektüre durchweg das Gefühl haben, in angenehmer und guter Gesellschaft zu sein.

Frankfurt a. M. Georg Schott

Griechische Reise. Von Franz Spunda. Berlin 1926, Deutsche Buch-Gemeinschaft.

Dieses Buch prägt wohl zum erstenmal den tragischen Riß im Wesen des Griechentums ganz der Anschauung ein, zwingt ihn ins Gefühl, jene Zwiespältigkeit, die Bachofen zuerst gesehen hat, die Mannhart kennt und die der Auffassung Nietzsches zugrunde liegt: die ewige Unvereinbarkeit des Homerisch-Apollinischen mit dem düsteren blutgierigen Asiatisch-Dionysischen, das in den Mysterien heimlich bewahrt und gefeiert wird, während auf Erden Marmorstatuen und Götter thronen. Spunda ist, der Sprache von heute mächtig und vielfach zu Fuß, durch entlegene Landschaften Griechenlands gewandert, hat den Taygetos und den Parnaß bestiegen, das rätselhafte Kreta und die kleine unbekannte Insel Santorin besucht. Man fühlt lebendig die Schauder von Knossos und Mykenä, wo der Mensch mit Tier und Halbtier gekämpft hat — der tragische Schreck ist ihm im Herzen geblieben bis zum Ende Griechenlands. Die Welt Europas ringt sich aus dem Chaos, Hellas ersteht, man schaut mit den Augen eines Dichters verklärte Landschaften von Höhen. Die Atridengräber sind „Versteinerungen menschlicher Klage" (aber das Wirtshaus nebenan heißt operettenhaft „Zur schönen Helena"). Die heiligen Kultstätten von Olympia und Delphi stehen mit suggestiver Wucht vor uns auf — der Kampf der Lichtgottheiten mit unterweltlichen und untermenschlichen Gewalten zieht als ein Leitmotiv durch das bedeutende Buch (das leider allzu dogmatisch auf Theosophie eingeschworen ist). Man wird nachdenklich, wenn Spunda von einem Gebilde des Praxiteles sagt, es sei technisch zu vollkommen, um ergreifen zu können. Das Eigentümlichste scheint mir aber die Idee: daß sich in der byzantinischen Kultur und Kunst das Griechentum christlich vollende. Im Psalmodieren der Mönche hört der Begeisterte die Hexameter Homers, in den starren Fresken und Ikonen sieht er die letzte Geste des Phidias, in der griechischen Liturgie verklingt ihm antiker Tempelritus; und so verwalten nicht Italien und die Renaissance, sondern das orthodoxe Rußland das Erbe Griechenlands. Vor den Felsenklöstern Thessaliens denkt Spunda an Herakles und Theseus, die die Mächte der Finsternis besiegt, den Menschen Ordnung und Gesetz gebracht haben. In Thrakien siedeln dichter die Türken, und wir lesen, daß Allah den Dionysos besiegt hat. Das Ende ist ein Hymnus auf das Byzanz, das noch in Konstantinopel zu finden ist: die Sophienkirche erscheint Spunda als eine ins Architektonische übersetzte Gnosis, in ihren unendlich vollkommenen Proportionen lebt der Geist von Theben, Delphi, Eleusis in einer letzten christlichen Vollendung, das Grab des Atreus steht vor dem geistigen Auge, und aus den goldenen Mosaiken blickt der delphische Wagenlenker. Sophia, die Weisheit, ein Attribut Gottes, der diese Kirche geweiht ist, gilt Spunda als eine Schwester der Pallas, der Weisheit Griechenlands.

Wien Emil Lucka

Hellas. Reiseeindrücke von den Kunststätten Griechenlands. Von Hans Bloesch. Mit 74 Abbildungen. Zürich 1926, E. Rentsch. 85 S.

Ein liebenswürdiges Buch bringt der Verfasser den Freunden griechischer Bildung und Kunst als Erinnerungsgabe an eine Fahrt schweizer Lehrer nach den klassischen Stätten. Er findet einen Zusammenhang zwischen Griechenland und der Schweiz, der bei dieser Reise durch spontanes Feiern des großen Pädagogen Pestalozzi begeisterten Ausdruck fand, hält sich aber sonst fern von Gegenwartsstimmungen und taucht mit froher Wanderlust in ein Bad von antiker Ruinenschönheit. Man erhält unbefangene, frische Schilderungen, die sich wie Briefe eines Freundes lesen und genießt mit dem empfänglichen Beschauer alle landschaftliche Pracht des ewigen Hellas, in dem Alt- und Neugriechenland sich vereinen. Die Photographien sind ausgezeichnet und geben dem Buch einen Wert, der über die Augenblicksbedeutung der Reise hinaus geht, Druck und Ausstattung zeigen sich auf entsprechender Höhe.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Spanien. Gesehen von einem Künstler. Von Benno Elkan. München 1926, Delphin-Verlag. 211 S.

Spanien, das heute wie kein anderes Land die Deutschen mit der Sehnsucht suchen, auch während sie es besuchen, hat in der empfindlichen Natur eines Künstlers wie Elkan eine reiche Resonanz erweckt. Ist es das Lied der eigenen Seele, oder ist es das Lied des Landes, das ihm so berauschend ertönte und in verwirrenden, mannigfaltigen Strophen, voll von Tiefen, Untiefen und Undurchdringlichkeiten? Wohl beides; und dieser Mischgesang mit deutlichen Melodien der so gegensätzlichen Landschaften und Städte der Iberischen Halbinsel scheint mir das Entzücken dieses Buches zu bilden. Es mangelt dem Verfasser allerdings die Sicht oder die Kraft, um die organische Zusammengehörigkeit aller gesehenen Dinge, ihr Schicksal gewissermaßen, zu erfassen und wiederzugeben. Dieser starke

Digitized by Google

Mangel wird durch eine oft verblüffende Lebendigkeit des einzelnen Eindrucks ersetzt. Die Darstellung ist dramatisch betont — alles nach der Art des Künstlers, der mit dem Augenlicht denkt. Die Federzeichnungen aber? Nicht los werde ich ihren stärksten Eindruck, daß ich sie nämlich alle auf meinen eigenen Wanderungen durch Spanien schon gesehen habe, und zwar als Ansichtskarten oder Photographien. Ich sage nicht, daß Ansichtskarten oder Photographien dem Künstler als Vorlage gedient haben. Aber es ist fatal, die Zeichnungen so empfinden zu müssen. Ein Künstler, der solche Augen hat und so schreibt wie Elkan, müßte eigentlich auch danach zeichnen, da er sich doch selbst im Hauptberuf als Künstler und nicht als Schriftsteller bezeichnet.

Münster i. W. Hans Roselieb

Erinnerungen. Von Hermann Schlittgen. München 1926, Albert Langen. 383 S. M. 6,— (9,—).

Hermann Schlittgen, der meisterhafte Zeichner der Gesellschaft, der Offiziere und ihrer Damen, der Geldaristokratie, der Korpsstudenten, überhaupt des guten Hauses mit Zofen, Kammerkätzchen, Köchinnen, Kutschern, Burschen und allem anderen drum und dran. Neben seinem Gegenpol, dem unverwüstlichen Adolf Oberländer, die Seele der guten, alten „Fliegenden" von 1890 etwa bis zum Ausbruch des Krieges. Überdies, wie so mancher erfolgreiche Illustrator, leidend unter dem Gefühl, daß er eine echte große Künstlerschaft als Maler dieser täglichen Brotkunst opfere. Und schließlich unter dem Druck des Krieges und anderer tiefernster Erlebnisse als angehender Sechziger entschlossen, zieht Hermann Schlittgen in die Einsamkeit des kleinen Wasserburg am Inn, um nur noch der Farbe und dem mit Andacht erlebten Malerberuf nachzugehen.

Wer Schlittgen persönlich kennen gelernt hatte, wußte, daß er frisch, anschaulich und lustig erzählen konnte. Daß er aber den schweren Schritt vom Erzählenkönnen bis zum Schreibenkönnen so leicht und anmutig machen würde, hat wohl niemand erwartet. Schlittgens Erinnerungsbuch ist, rein literarisch betrachtet, eine vorzügliche Leistung. Anschaulich, spannend, ohne Ballast, von einem reizenden, eigenartig sächsisch-nüchternen Humor gewürzt, zieht diese Lebensgeschichte eines erfolgreichen Künstlers an uns vorbei; Schlittgen schildert so, daß man einen längst bekannten Freund erzählen hört. Oft gelingt es ihm, Gestalten unvergeßlich hinzustellen, mit einer so vollendeten Kunst, wie wir sie sonst nur in bedeutenden Novellen der Weltliteratur finden, so jener sonderbare aus Himmel, Fegfeuer und Unterwelt gemischte russische Staatsrat a. D. oder später die köstliche Episode bei den „Leibern" in München. Gerade durch ihre Anschaulichkeit wertvoll sind auch seine Schilderungen berühmter Künstlerzeitgenossen, seine Federzeichnungen zum Thema Leibl z. B. oder zum „schwarzen Ferkel", welch letztere Anlaß gibt, neben Strindberg von Edward Munch sehr ergötzlich und überzeugend zu plaudern.

Waidmannslust E. F. van Bleuten

Staat und Volk. Betrachtungen über Wirtschaft, Politik und Kultur. Von Theodor Heuß. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft. 308 S.

Der Verfasser behandelt in dem hier vorgelegten Buch fast alle wichtigen Grundprobleme unseres heutigen Lebens (die Kapitel lauten: Volk, Vom Wesen des deutschen Volkstums, Elemente der Staatlichkeit, Typen der Herrschaftsform, Der Reichsgedanke, Einheitsstaat und Bundesstaat, Selbstverwaltung, Parteien, Stand, Klasse, Beruf, Staat und Kirche, Kulturpolitik, der nationale und übernationale Staat, Krieg und Frieden, Völkerrecht und Völkerbund). Wenn die Art der Entstehung aus Vorträgen, wie der Verfasser selbst sagt, volle Geschlossenheit nicht erreichen ließ, so möchten wir das fast begrüßen, denn an Plastik und Anschaulichkeit hat das Buch gerade für einen weiteren Leserkreis, an den es gerichtet ist, nur gewonnen. Heuß geht an die von ihm behandelten Probleme auf Grund seiner ausgezeichneten Geschichtskenntnis vom historischen Standpunkt heran und dient damit der Objektivierung und Versachlichung auch der aktuellsten und umstrittensten Fragen. Und wenn er auch seine politische Grundanschauung nicht verschweigt und verschweigen kann, so wird vor allem dank seiner ruhigen Betrachtungsweise ihm auch ein politisch anders denkender Leser gern folgen. Vor allem zeigt er, wie sehr sich historische Betrachtungsweise und Lebensnähe verbinden lassen, zumal ja beide von starrer Dogmatisierung wegführen. Ein besonderer Vorzug scheint uns, daß der Verfasser bei aller Klarheit über die Geschichte der politischen Theorien sich vollkommen bewußt ist, daß die Wirklichkeit des historischen und politischen Lebens sich durch Theorien und „Programme" nicht erfassen läßt. Wir müssen verzichten, auf Einzelheiten einzugehen, zumal wir auch den Urteilen des Verfassers fast durchweg zustimmen. Im ganzen dürfen wir nur sagen, daß uns das hier vorgelegte Buch ein Muster für die Art erscheint, wie sachlich politische Aufklärung und politische Kenntnis weiteren Schichten unseres Volkes vermittelt werden kann.

Göttingen W. Mommsen

Deutsche Volkheit. Jena, Eugen Diederichs. Jedes Bändchen M. 2,—.

Hier ist nicht der Ort, die sehr großen Verdienste des jenaer Verlegers Eugen Diederichs um Herstellung eines schriftlichen Niederschlags der ungeheuren Fülle zu würdigen und zu preisen, die man gemeinhin unter dem Sammelbegriff „Deutsches Volkstum" begreift. Nur dankbar wollen wir sie im Vorbeigehn rückhaltlos anerkennen. Und anmerken dazu, daß er sich bei seinen Unternehmungen niemals mit Kleinigkeiten abzugeben pflegt: er geht immer aufs Ganze. So wirft er, wie man so sagt, auf den Markt gleich 40 Bändchen (alle mit Bildern geschmückt und farbig in Pappe gebunden) einer Sammlung, als deren Herausgeber Paul Zaunert firmiert. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieser (den ich weder im „Kürschner" noch im „Wer ist's?" finde) einst durch einige Jahre jenem erlauchten Kreise von Verlagsredakteuren angehört habe, die im Dienste des Bibliographischen Instituts bald diese, bald jene Aufgabe zu meistern hatten; ich brauche nur an Ernst Elster, Hans Zimmer, Ottmar Dittrich, Viktor Schweizer, Rudolf Wagner u. a. zu erinnern, um erhärten zu dürfen, daß man unter Hans Meyer eine recht gute Schule durchmachte. Jedenfalls zeugt das, was hier Paul Zaunert bietet, ebenfalls von jener Sorgfalt und jenem Geschmack, die das große leipziger Verlagshaus immer ausgezeichnet haben. Aus der Vierzigerreihe liegen mir zwar nur sechs Probestücke vor (Hans Hahnes „Jahreslauf und Brauch", F. W. Schaafhausens „Heinrich der Löwe", Rob. Kohlrauschs prächtige „Hohenstaufen in Italien", Ludwig Tügels erschütternder „Jürgen Wullenweber", gewissermaßen ein erweiterter Ausschnitt aus der „Hanse" von Konrad Maß, und Karl Pagels „Blücher"); aber daraus läßt sich treffsicher auf das Übrige schließen. Die erste Auflage beträgt je 10000 Stück: möge diesem Wagemut die eifrige Nachfrage entsprechen!

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Digitized by Google

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXII

Aus Adalbert Stifters Jugendtagen

Von August Gotzes (Neuß a. Rh.)

In meiner Handschriftensammlung befindet sich mit andern Originalbriefen des großen österreichischen Schriftstellers Adalbert Stifter auch ein Manuskript, das seine Lebensbeschreibung und Notizen aus seinem Schaffen enthält. Dieses Manuskript war für die in den Jahren 1866–1868 erschienene Zeitschrift „Katholische Welt" bestimmt, die bei dem Verleger Albert Jacobi in Aachen gedruckt wurde. Redakteur dieser Zeitschrift war der Dichter und Schriftsteller, Leo Tepe van Heemstede, der späterhin dreißig Jahre lang als Herausgeber der „Dichterstimmen der Gegenwart" weitbekannt war. Er hatte es durch Umsicht und Tatkraft verstanden, für seine Zeitschrift hervorragende Mitarbeiter, unter anderen Lebrecht Dreves, den Freund Eichendorffs, den Amaranth-Dichter Oskar v. Redwitz, die Literaturforscher Wilhelm Lindemann und Prof. Adolf Ebeling, zu gewinnen. Auch Adalbert Stifter gehörte zu den Mitarbeitern. Er unterstützte das junge Unternehmen und äußerte sich in einem mir vorliegenden Briefe vom 12. März 1867 darüber in folgender Weise:

„Im Angesicht so vieler schlechter Zeitschriften, die Geschmack und Sitte verderben und denen oft eine mißleitete Menge nachläuft, ist ein edles Unternehmen dieser Art, das das Würdevolle bringt und die Menschen zu erheben sucht, von jedem rechten Manne zu ehren und zu unterstützen. Und weil ich von jeher ein Feind der schlechten Zeitschriften bin und gerne jedes Höhere fördern möchte, so halte ich es für Pflicht, von meiner Seite die „Katholische Welt" zu unterstützen. Das Streben in Ihrem Blatte ist dem meinigen ähnlich."

Im Herbst 1867 wandte sich Leo Tepe van Heemstede an den Prof. J. Aprent, der Lehrer an der Oberrealschule zu Linz war und als Freund und Kenner Stifters einen geachteten Ruf genoß, mit der Bitte, um eine biographische Studie über Stifter. Er erhielt keine feste Zusage, und so verzögerte sich die Sache immer mehr. Auf eine an Stifter gerichtete Bitte, Prof. Aprent zu der Abfassung der Studie zu ermuntern, erwiderte ersterer am 31. Oktober 1867 in einem Briefe unter anderem:

„Mit Aprent werde ich sprechen und Ihnen schreiben; oft ist dieser herrliche Mann sehr verstimmt."

Prof. Aprent hat jedoch die erbetene Biographie nicht geschrieben, und Leo van Heemstede sah sich veranlaßt, die Arbeit einer anderen Kraft zu übertragen. Das Manuskript dieser Arbeit liegt mir vor. Das Schriftstück enthält nach dem heutigen Stande der Stifter-Forschung wenig Bedeutsames, und auch Leo van Heemstede hatte das Empfinden, daß die Veröffentlichung in seiner Zeitschrift des großen Dichters nicht würdig sei. Aus diesem Grunde sandte er das Manuskript Adalbert Stifter selbst zur Stellungnahme ein. Dieser gab zunächst in einer Anmerkung zu dem Schriftstück folgende Aufklärung:

(„Das Vorstehende ist buchstäblich an die Redaktion des Konversations-Lexikons von Brockhaus geschickt worden, das eine Lebensbeschreibung von mir verlangte. Es ist also natürlich nur Stoff, und muß verarbeitet werden.")

Er fügte dann dem Manuskript eine Reihe eigenhändig geschriebener Erinnerungen bei, die sich merkwürdigerweise alle auf seine Jugendzeit beziehen. Diese Tatsache kann ich mir nur damit erklären, daß Adalbert Stifter die Notizen niedergeschrieben hat, als er schon sehr leidend war und den einen Monat später (am 28. Januar 1868) erfolgten Tod vor Augen sah. Das Gegenwärtige gab ihm keine Anregung mehr, und nur die freundlichen Erinnerungen seiner Jugendtage waren in seiner Seele noch lebendig. Wie dem auch sein mag: diese vom Krankenlager aus geschriebenen Aufzeichnungen haben für die Freunde der Stifterschen Kunst einen hohen Wert, um so mehr, als sie in den maßgebenden Biographien über den Dichter noch gar nicht oder nur zu einem kleinen Teile, dann aber nicht in dieser Klarheit und aus dieser Quelle Verwendung fanden.

Die Aufzeichnungen lauten:

(„Für Sie füge ich noch einiges bei.")

„Meine ersten Schriftstellerversuche fielen in meine Kindheit, wo ich stets Donnerwetter beschrieb. Diese Blätter sind verloren gegangen.

Als Knabe quälte ich alle Leute, besonders Vater und Mutter, um den Grund aller Dinge, die uns umgaben, besonders der Himmelserscheinungen und der Pflanzenwelt, was besonders die Mutter oft in arge Verlegenheit brachte, weshalb sie mich Gerundschuhhiesel hieß.[1] Daraus floß wohl meine spätere Vorliebe für die Naturwissenschaften.

Als unser Kappelan[2] erklärte, ich sei völlig talentlos, sagte Franz Friepeß, der Vater meiner Mutter: das glaube ich in Ewigkeit nicht, der Bub ist ja findig wie ein Vogel. Und dann führte er mich nach Kremsmünster.

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wurde auf Veranlassung unseres Schullehrers Jenne von Musikfreunden Oberplans die Schöpfung von Haydn aufgeführt. Ich sang im Alt mit. Das Tonwerk machte einen so unermeßlichen Eindruck auf mich, wie nachher nie ein Kunstwerk mehr. Ich war in die höchsten Kreise der Andacht und Gottesverehrung gestellt. Aus den Proben und der Aufführung merkte ich mir oft lange Strecken und sang sie, wenn ich allein auf Wiese oder Feld war. Ich weiß nicht, ob jener Kindheitseindruck auf mein späteres Urtheil einwirkte, vermöge welchem ich noch heut zu Tage die Schöpfung für das erhabenste Tonwerk halte und sie nie ohne tiefste Rührung hören kann. (Nebst Haydn ist mir dann Mozart der größte Tonsetzer.) In Kremsmünster wurden dann öfter auch die Jahreszeiten von Haydn aufgeführt.

In Kremsmünster,[3] das in einer der wundervollsten Gegenden dieser Erde liegt, lernte ich die Alpen kennen, die ein

[1] Österreichischer Dialekt-Ausdruck. Hiesel ist Matthias = Mathiesel. — [2] Der Geistliche von Oberplan im südlichen Böhmen, dem Geburtsort Stifters. — [3] Im November 1818 wurde Stifter in die Studienanstalt des Benediktinerstifts Kremsmünster aufgenommen. Die Erinnerung an die hier verbrachten Studienjahre verließ ihn nicht.

Digitized by Google

paar Meilen davon im Süden sind. Ich ging von dort (später auch von Wien) sehr oft in das Hochgebirge. In den letzten zwei Jahren war meine Wohnung in Kremsmünster so, daß, wenn ich Morgens die Augen öffnete, die ganze Alpenkette in mein Bett hereinschimmerte. Wieviele heimliche Gedichte machte ich damals, wenn ich Abends allein auf irgend einer Höhe unter Obstbäumen saß und der unendlich zarte Rosenschimmer über die Berge floß.

In der fünften Klasse des Gimnasiums hatten wir öfter Verse zu Hausaufgaben zu machen. Es sollte zur Übung dienen, und hatte auf das Schulzeugniß keinen Einfluß. Einmal hatten wir irgend einen Stoff in gereimten Jamben zu behandeln. Ich arbeitete mehrere Tage, feilte und feilte und machte die Sache außerordentlich schön. Kurz vor der Ablieferungszeit bath mich mein Mitschüler Tröger, ich möchte ihm bei den gereimten Jamben beistehen, er komme nicht zurechte. Ich sagte ihm, die Zeit sei nun schon sehr kurz, und man könne die Sache nur auf das Einfachste machen. Ich half ihm und wir brachten so ein Ding zu Stande. Als der Lehrer Ignaz Reischl nach seiner Gepflogenheit in einiger Zeit die Arbeiten in die Schule brachte, um die besseren vorzulesen, sagte er: Diesmal hat es Tröger am besten gemacht. Als darauf ein Gelächter wurde, kam die Mithelferschaft an den Tag, und wir erhielten einen Verweis.

In der sechsten Klasse des Gimnasiums mußte ein Schüler am Schlusse des Schuljahres vor und einer nach der Klassenvorlesung und Preisvertheilung eine Rede halten. Diese Klassenvorlesungen und Preisvertheilungen waren sehr feierlich in dem großen, sehr schönen Stiftssaale, bei Anwesenheit aller Lehrer und Priester und einer zahlreichen Volksmenge. Der Abt händigte die Preise ein. Dieses Fest ist in der That ein alljährlich wiederkehrendes Freudenfest. Da aber Kremsmünster von Thassilo, Herzog von Baiern im Jahre 777 gegründet wurde an der Stelle, wo sein Sohn Günther auf der Jagd das Leben verloren hatte, so war es ein Freudenfest am Trauerdenkmale. Unter diesem Titel gab uns unser Lehrer Ignaz Reischl die Aufgabe, die Gründung von Kremsmünster zu behandeln. Wessen Arbeit die beste sei, der dürfe sie dann öffentlich nach der Preisvertheilung vortragen. Der Eingang und Schluß müssen fünffüßige ungereimte, die Erzählung von der Gründung fünffüßige Jamben sein. Meine Arbeit wurde für die beste erklärt, es wurde an ihr nichts mehr verändert, und ich durfte sie vortragen. Das war im Anfange September 1824 in meinem 19. Lebensjahre."[4]

Diesen Aufzeichnungen lag ein aus Linz, 26. Dezember 1867 datiertes Schreiben bei, dessen Original sich ebenfalls in meiner Handschriftensammlung befindet. Dieses Schreiben hat folgenden Inhalt:

„Geehrter Herr Redacteur!

Aprent kömmt nicht zu meiner Lebensbeschreibung. Mir ist es leid, daß sich die Sache dadurch so verschleppt. Ich sende Ihnen Vorstehendes, geben Sie es in Hände, die Ihnen tauglich scheinen. Ich schrieb diese Zeilen in den kurzen Zeiten, die ich, wenn mein Zimmer gelüftet wird, außer dem Bette zubringen durfte; ich habe von meiner Gattin die Grippe geerbt und sie nimmt bei mir denselben Verlauf, wie bei ihr, Anfangs durch Wochen unbedeutend, dann niederdrückend, in allen Körpertheilen wie lähmend.

Sie verzeihen also, daß ich nicht Weiteres schreibe.

Mit größter Hochachtung
Euer Wohlgeboren
ergebener Adalbert Stifter."

Über die Krankheit seiner Gattin hatte Stifter auch bereits in einem mir vorliegenden Briefe vom 26. November 1867 an Leo van Heemstede geschrieben:

„Die Krankheit meiner Gattin, welche Anfangs eine unscheinbare Grippe war, hat sich böser entwickelt, als wir dachten. Über drei Wochen aß sie fast nichts. Gestern fuhr ich das erste Mal mit ihr in einem geschlossenen Wagen aus. Auch mich ergreift das Übel, aber so mäßig, daß ich nie Fieber hatte, doch aber angegriffen war."[5]

Die vorstehend mitgeteilten Aufzeichnungen und Briefe, die zur Weihnachtszeit 1867 geschrieben sind, gehören zu den letzten schriftlichen Äußerungen des Dichters.

Nachrichten

Todesnachrichten. Rainer Maria Rilke ist am 29. Dezember im Alter von 51 Jahren in Montreux der Leukämie erlegen. Er war als Sproß eines alten kärntner Adelsgeschlechts am 4. Dezember 1875 in Prag geboren worden, hatte zunächst die Kadettenanstalt besucht, dann das Gymnasium absolviert, späterhin in Prag, München, Berlin, Worpswede und Meudon bei Paris (1902) gelebt, wo er durch seine Frau, eine Schülerin Rodins, dem Rodinkreise nähergetreten war. Eine Reise durch Rußland war schon vorher für seine Entwicklung wichtig geworden. Unter seinen Gedichtbüchern, deren erstes unter dem Titel „Leben und Lieder" erschienen war, ragt das „Stundenbuch" (1899, 1902/03) hervor, sowie die „Neuen Gedichte" (1907), „Requiem" (1910). Von den Nachkriegsdichtungen sind vor allem die „Sonette an Orpheus" (1923) und die „Duineser Elegien" zu nennen. Als Essayist hat sich Rilke durch seine Rodin-Biographie und seine Worpsweder Künstlermonographien hervorgetan, als Erzähler durch die weitverbreiteten Bücher „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christian Rilke" und „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge". Als Dramatiker („Das tägliche Leben") vermochte er sich nicht durchzusetzen. Über seine Beerdigung teilt ein Telegramm von Eduard Korrodi (N. Zürch. Ztg. 5) mit: „Rainer Maria Rilke ist am 2. Januar um die Mittagsstunde auf dem unvergleichlich schön gelegenen Friedhof von Raron im Kanton Wallis seinem letzten Wunsche gemäß beerdigt worden. Nur ein kleiner Kreis der über alle Welt ausgestreuten Freunde konnte an der Feier teilnehmen, die den frommen Bräuchen des vom Dichter geliebten Wallis folgte. Während der Zeremonie spielte Alma Moodie ergreifend den ersten Satz der E-Dur-Sonate Bachs. Am Grabe selbst sprach unter dem Geläute der melodischen Glocken Eduard Korrodi, der im Namen des Schweizerischen Schriftstellervereins und der Schillerstiftung geschwisterliche Kränze niederlegte.

[4] Die hier von Stifter erwähnte Arbeit befindet sich noch heute im Original in der Benediktinerabtei Kremsmünster. Sie kann als seine erste größere poetische Arbeit bewertet werden. — [5] Sämtliche Schriftstücke Stifters sind hier in der Orthographie der in meinem Besitz befindlichen Originale wiedergegeben.

Digitized by Google

Siegfried Jacobsohn ist am 3. Dezember 1926 im Alter von 45 Jahren in Berlin einem Schlaganfall erlegen. Er hatte sich ungewöhnlich früh der Publizistik zugewandt, war in höchst jugendlichem Alter Theaterkritiker geworden, hatte dann durch Gründung der Zeitschrift „Die Schaubühne", die später in die „Weltbühne" umgebaut wurde, seine hervorragende Veranlagung zum Redakteur in sich entdeckt. Von seinen ins Fach der Theaterkritik schlagenden Büchern, ist „Das Theater der Reichshauptstadt" (1904), „Max Reinhardt" (1910) und die Sammlung „Das Jahr der Bühne" (1911/1912 bis 1920/1921) zu nennen. Auch als Theaterkritiker hat sich Jacobsohn durch die Treffsicherheit seines Urteils, seine leidenschaftliche Anteilnahme am Bühnenproblem und aktuellen Theaterfragen eine Stellung gesichert, die über seinen Tod hinaus Geltung bewahren mag.

Franz Otto Schmid ist nach einer Nachricht vom 11. Dezember 1926 in Hamburg gestorben. Er hatte lange Zeit seines Lebens in der Nähe von Zürich gelebt und vor etwa 20 Jahren die „Berner Rundschau" begründet, in der es ihm gelungen war, die wertvollsten schweizer Stimmen zum Ausdruck zu bringen.

Wolfgang Madjera ist nach einer Meldung vom 17. Dezember 1926 im Alter von 58 Jahren in Wien gestorben. Von Haus aus Jurist, war er später Obermagistratsrat geworden und hatte als Präsident des Landesverbandes Österreichs des Deutschen Schriftstellerverbandes eine warme Teilnahme an allen literarischen Fragen bekundet. Er selbst ist mit Sonetten sowie mit dramatischen Arbeiten an die Öffentlichkeit getreten.

Willi Fenk ist am 26. Dezember 1926 in Erfurt einem schweren Leiden erlegen. Er hat sich durch sein in Meiningen aufgeführtes Volksstück „Die Mutter" sowie seine in Vorbereitung befindliche Komödie „Fleisch" als starke Begabung für das moderne Volksstück kundgetan.

Jean Richepin ist nach einer Meldung vom 13. Dezember 1926 im Alter von 78 Jahren in Paris gestorben. Er war 1849 in Médéah in Algier geboren worden und hatte als junger Franktireur im Gefolge der Armee Bourbaki 1870 am Kriege teilgenommen und war dann eine der Bohème-Größen des „Quartier Latin" geworden und schließlich 1908 in die Akademie aufgenommen worden. Seine „Chansons des gueux" hatten ihm zunächst eine Gefängnisstrafe eingetragen, nach der er als Matrose auf einem Frachtschiff abenteuernd ausgefahren war. Unter seinen Büchern ragen „Miarka, das Bärenmädchen", „La Glu", mit dem durch Yvette Guilbert bekannten Gedicht, das Versschauspiel „Le Chemineau", das Bühnenwerk „Nena Sahib" hervor. Seiner Verherrlichung des Familienlebens „Mes paradis" verdankte er seine Aufnahme in die Akademie.

* * *

Die Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste hat ihren Senat konstituiert, zu dessen Vorsitzenden Ludwig Fulda, zu dessen Stellvertreter Oskar Loerke gewählt wurden.

Die Julius-Reich-Stiftung, Wien hat ihren Dichterpreis verteilt an Franz Theodor Csokor, Oskar Maurus Fontana, Friedrich Lichtnecker und Hans Leifhelm.

Die Schweizer Schiller-Stiftung hat Werke folgender Autoren angekauft, um sie in ihrem Mitgliederkreis zu verteilen: Joseph Reinhart, Max Konzelmann, Ernst Zahn, Walter Siegfried, Lisa Wenger, Jakob Schaffner, Felix Möschlin, Hugo Marti, Robert Jakob Lang, Paul Gasser, Arnold Masarey, Theobald Masarey, Arthur Manuel, Bernhard Moser, Otto von Greyerz, Noëlle Roger, René de Weck, Robert de Traz, Edmond Fleg, Jacques Chenevière, Henri de Ziegler, Jules Baillods, Sigismond Wagner, Francesco Chiesa, Angelo Nessi, Maurus Carnot, Florian Grand.

Der bremer Schauspielpreis ist zur Verteilung gelangt. Keinem der eingereichten Stücke konnte der Preis zuerkannt werden. Statt dessen wurden zwei Preise von je 1000 Mark verteilt an Alexander Lernet-Holenia für die beiden Einakter „Saul und Alkestis" und an M. Lewadin für „Dornenweg", dramatische Szenen aus der russischen Revolution. Drei Preise zu je 500 Mark wurden Peter Baum, Gina Kauß und Herbert Scheffler zuerkannt.

Theodor Heuß hat infolge seiner Stellungnahme für das Schmutz- und Schundgesetz den Vorsitz im Schutzverband deutscher Schriftsteller niedergelegt.

Paul Kluckhohn ist zum ordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur an die Universität Wien berufen worden.

Carl Roos hat den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Kopenhagen erhalten.

Max Meyerfeld ist zum Ehrenmitglied des „critics' circle", des Verbandes londoner Kritiker, ernannt worden.

Die Stadt Wertheim a. M. hat zu Ehren Heinrich Vierordts eine im Bau begriffene Straße „Vierordtstraße" benannt.

Die Goncourt-Akademie hat Courteline (Georges Moinaux) unter die „Zehn" aufgenommen. Ihren diesjährigen Preis hat sie Henri Deberly für seinen Roman „Le Supplice de Phèdre" zuerkannt, dessen frühere Romane „L'Impudente" und „L'Ennemi des siens" bereits Aufsehn erregt hatten.

Der Große Dramatiker-Preis Frankreichs der „Société universelle du théâtre" ist in zwei Teile geteilt und Jean-Victor Pellerin für sein Stück „Têtes de rechange" und Gabriel Marcel für „Un homme de Dieu", das bislang noch nicht aufgeführt worden ist, zuerkannt worden.

Selma Lagerlöf erhielt die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft von der schwedischen Regierung.

Dem weißrussischen Dichter Jakub Kolaß wurde zum 20jährigen Jubiläum seiner literarischen Tätigkeit von der weißrussischen Räterepublik der offizielle Titel eines „Volksdichters" nebst lebenslänglicher Pension zuerkannt. Die Gedichte J. Kolaß', der aus dem Bauernstande stammt und im bürgerlichen Leben Konstantin Michajlowitsch Mitzkewitsch heißt, besonders seine Poeme „Neue Erde" und „Symon Musyka", erfreuen sich in der Heimat des Dichters großer Beliebtheit. Die ersten Gedichte J. Kolaß' erschienen 1906, in welches Jahr auch das Entstehen einer Presse in weißrussischer Sprache fällt. (P. E.)

Die Zeitschrift „Fridericus" bekennt in ihrer ersten Beilage zur Nummer 51 dem Dichter Ernst Lissauer Unrecht getan zu haben. Den fälschlich hervorgerufenen Eindruck zu verwischen, druckt sie einen Teil aus Lissauers autobiographischer Skizze ab, die auf seine Stellung zum Judentum Bezug nimmt und seine eigene Ansicht über den „Haßgesang" widergibt.

Von Leo Perutz sind die beiden Romane „Von neun bis neun" und „Marquis de Bolibar" in englischer Übersetzung erschienen.

Börries Freiherr von Münchhausen schreibt uns: In eigener Sache. Ich erfahre durch einen Brief, daß der Ver-

Digitized by Google

fasser des „Prinzen auf Wiereland" einige Gedichte von mir in seinem Buch nachgedruckt hat. Wie der Verfasser dieses, bei Hugo Steinitz in Berlin erschienenen Buches heißt, weiß ich nicht, da der Brief den Namen als bekannt voraussetzt, ich aber weder das Buch noch seinen Verfasser kenne. Der Abdruck der Gedichte ist also ohne mein Wissen und gegen meinen Willen geschehen — leider kann ich ihn nicht verbieten. — Übrigens kenne ich auch den deutschen Kronprinzen nicht, habe nie ein Wort mit ihm gesprochen und ihn meines Wissens auch kaum je gesehen. Der mir zugegangene Brief läßt es mir wünschenswert erscheinen, dies der Öffentlichkeit mitzuteilen.

* * *

Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" hat auf ihrer Hauptversammlung in Stuttgart den aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden ersten Vorsitzenden, Oberschulrat Professor Wilhelm Brandes zum Ehrenvorsitzenden gewählt. An seine Stelle ist Professor Hans Martin Schultz getreten. Die Gesellschaft hat ferner beschlossen, die Veröffentlichung des Buchs von Hans Ahrbeck über Raabes „Stopfkuchen" durch Ankauf von 100 Exemplaren zu unterstützen und auch fernerhin die Herausgabe wertvoller Arbeiten über Raabe durch Geldmittel zu fördern. Als Sonderbeilage zu ihren seit 1911 vierteljährlich erscheinenden „Mitteilungen" bietet sie ein Heft mit Vertonungen Raabescher Gedichte. Die Auswahl wurde von Professor Paul Graener (München) und Generalmusikdirektor Professor Franz Mikorey (Braunschweig) getroffen. Die Gesellschaft zählt über 3000 Mitglieder in 25 Ortsgruppen. Anmeldungen zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag 3 Mark) an den ersten Schriftführer, Constantin Bauer, Wolfenbüttel.

Über die Entstehungsgeschichte des Tolstojschen Romans „Krieg und Frieden" teilte M. A. Zjawlowskij in einem neuerdings in der moskauer Bibliophilen-Gesellschaft gehaltenen Vortrage, auf Grund unveröffentlichter Briefe und sonstiger Materialien, folgendes mit:

Wie bekannt, erschienen die ersten Teile dieses Romans 1865 und 1866 in der Katkoffschen Monatsschrift „Russkij Wjestnik" unter dem Titel „1805", und erst als der Stoff sich immer mehr erweiterte und einen breitern Zeitraum zu umfassen begann, wurde die Frage eines neuen Titels brennend und auch mehrfach im Briefwechsel Tolstojs mit seinem Schwiegervater, sowie dem Dichter A. Feth berührt. Unter anderem tauchte da als Titel „Ende gut, alles gut" auf. Der Titel „Krieg und Frieden" wird zum erstenmal im März 1867 erwähnt, und am Ende des gleichen Jahres erscheint er in einer Zeitungsannonce, welche zur Subskription auf den vierbändigen Roman im Umfange von 80 Druckbogen und zum Preise von 7 Rubel einlud. Diese Ausgabe, gedruckt in der moskauer Offizin von F. Riß, hatte Tolstoj auf eigene Kosten unternommen; die projektierte, einleitende Vorrede wurde später verworfen, ebenso kam die in Aussicht genommene, illustrierte Ausgabe, für welche der Künstler M. S. Baschiloff die Zeichnungen entwarf (jetzt im moskauer Tolstoj-Museum), nicht zustande. Die erwähnten ersten vier Bände erschienen im Frühjahr 1868, ein Jahr später der fünfte, und Ende 1869 war auch der sechste Band fertig.

Der Erfolg von „Krieg und Frieden" war sehr stark und machte bald eine zweite sechsbändige Auflage nötig, die zum Preise von 10 Rubel verkauft wurde.

Der Hausmütterlichkeit der praktischen Lebensgefährtin Tolstojs ist es zu verdanken, daß sämtliche Rechnungen des moskauer Buchhändlers J. G. Sslowjoff, der „Krieg und Frieden" den Subskribenten auslieferte, in Jasnaja Poljana aufbewahrt blieben und somit ein ziemlich genaues Bild des Vertriebs widerspiegeln. Im ganzen hatte Sslowjoff bis Mitte der siebziger Jahre ca. 8500 Exemplare des Tolstojschen Romans abgesetzt.

Folgende Übersetzungen zeitgenössischer deutscher Prosaiker sind letzthin auf dem russischen Büchermarkt erschienen. Der moskauer Verlag „Semlja i Fabryka" hat Arthur Schnitzlers „Traumgesicht" in der Übertragung von E. W. Alexandowa und mit einem Vorwort D. Gorboffs herausgegeben. Im leningrader Verlag „Wremja", der schon wiederholt Novellen Stefan Zweigs in russischer Sprache veröffentlicht hat, erschienen fast gleichzeitig mit dem deutschen Original, zwei Novellen aus „Verwirrung der Gefühle", übersetzt von S. Krassilschtschikoff und P. Bernstein. Der gleiche Verlag unternimmt jetzt eine Gesamtausgabe von Werken St. Zweigs in russischen Übertragungen, für die M. Gorkij einen einleitenden Aufsatz schreibt.

Eine lange Reihe von Erinnerungen an den vor einem Jahre verschiedenen Dichter Ssergej Jessenin bringen mehrere, seinem Andenken gewidmete Sammelbände, die nacheinander vom „Allrussischen Dichter-Verein", dem Verlag „Rabotnik Prosweschtschenja", sowie dem Russischen Staatsverlag, alle in Moskau, herausgegeben werden, wozu noch ein kleines Bändchen persönlicher Erinnerungen Anatolij Marienhofs (Verlag „Ogonjok") kommt, mit dem Jessenin einst gemeinschaftlich die sogenannte Imaginistengruppe gegründet hatte. Am inhaltreichsten präsentiert sich der Band des Staatsverlags, redigiert von J. W. Jewdokimoff. Die hier gruppierten Erinnerungen dieses letzteren, sowie der Dichter und Schriftsteller Arjurik Iwnjeff, W. Kirriloff, N. Assejeff, J. Grusinoff, M. Murascheff, J. Starzeff u. a. enthalten äußerst wertvolles Material nebst biographischen Einzelheiten zur Charakteristik der meteorhaften Persönlichkeit Jessenins und werfen neues Licht auf manche Episoden seines kurzen Lebensgangs. Über die letzten Tage in Leningrad vor dem Selbstmord des Dichters, dessen Verhalten den tragischen Schlußakkord gar nicht voraussehen ließ, berichtet eingehend Frau E. Ustinowa.

Als neueste Publikation des „Puschkin-Hauses" der leningrader „Akademie der Wissenschaften der U. R. S. S." erschien im russischen Staatsverlage der erste Band der Gesamtausgabe von Puschkins Briefen, zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von B. L. Modsalewskij, dem Direktor des „Puschkin-Hauses". Die Vorarbeiten zu dieser neuen, auf vier Bände berechneten Ausgabe begannen noch vor dem Kriege; von den verschiedenen früheren Ausgaben von Puschkins Briefwechsel unterscheidet sie sich durch größere Fülle (die letzte Ausgabe von 1915 enthielt 733 Briefe gegen die ca. 780, welche hier geboten werden), neue, genauste Verifizierung mit den Originalhandschriften und besonders durch die äußerst umfangreichen Kommentare, in denen, soweit vorhanden, auch die Antworten an Puschkin berücksichtigt werden. In dem gegebenen Band I, der 192 Briefe Puschkins in chronologischer Reihenfolge ab 1815 bis 1825 enthält, füllen die kompakt gedruckten Anmerkungen Modsalewskijs ca. 360 Seiten, das heißt zwei Drittel des ganzen Buchs. Eine umfassende Vorrede des Herausgebers schildert die Geschichte der stufenweisen Auffindung und Veröffentlichung des Puschkinschen Briefwechsels. (P. E.)

M. Ulezko hat eine „Faust"-Übersetzung in ukrainischer

Digitized by Google

Sprache veröffentlicht, die leider von der Kritik als durchaus unzureichend bezeichnet wird.

* * *

Das bekannte und im C. C. XXVIII, 553 von Franz Strunz gewürdigte Werk von Joseph Wittig „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo" ist in neuer Auflage in den Verlag von Leopold Klotz, Gotha, übergegangen.

Im Konkordia-Verlag Reinhold Rudolph, Leipzig, ist der „Deutsche Reichsbahn-Kalender" für 1927 erschienen. Als Herausgeber zeichnet der Pressechef in der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft, Hans Baumann. Der Kalender ist auf Grund reicher Kenntnisse verfaßt, die schönen Darstellungen von Künstlerhand geben ein Gesamtbild eines der großen Verkehrsgebilde der Welt. Der Preis beträgt M. 4,—.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Adolf Bonz & Comp., Stuttgart

Das Jahr des 50jährigen Bestehens der Firma brachte große Anforderungen jeder Art, Verpflichtungen gegenüber der Öffentlichkeit, den Autoren und den Angestellten. Es wurde ein besonders reich ausgestatteter Jubiläumskatalog herausgegeben, eine Stiftung für die Angestellten errichtet, und da auch in dieses Jahr wieder verschiedene Gedenktage der Autoren fielen, so mußten in erster Linie deren Werke berücksichtigt werden. Leider wurde dies alles durch die drückenden Wirtschaftsverhältnisse, die die Überproduktion im Verlagswesen in voller Klarheit beleuchteten, sehr erschwert. Dazu kam, daß durch die Auswirkung der neuen württembergischen Lehrpläne die Ausgabe einer ganzen Reihe neuer Schulbücher nötig wurde. Auf diese Weise waren der Tätigkeit in der schönwissenschaftlichen Abteilung enge Grenzen gezogen.

Trotzdem sind von den älteren Autoren fast durchweg zwei Bücher herausgegeben und zwei neue Verbindungen angeknüpft worden. Zu Scheffels 100. Geburts- und 40. Todestag Anfang des Jahres erschien eine Ergänzung zu den bisherigen Scheffel-Biographien von dem Bibliothekar der Hohenzollern-Bibliotheken, Bogdan Krieger, „Scheffel als Student", und eine Sammlung von Aussprüchen deutscher Schriftsteller über Scheffel und den „Ekkehard" von dem alten Freunde Scheffels und Leiter des Scheffelbundes, Anton Breitner, unter dem Titel „Scheffel im Lichte seines 100. Geburtstages". Aus Anlaß des 60. Geburtstages Gustav Renners wurden zwei Bände herausgegeben: der erste Roman des Dichters „Heimkehr" und ein Bändchen aphoristischer Tagebuchblätter und Gedichte „Gedanke und Gedicht". Beide sind geeignet, dem schwer um seine Anerkennung Ringenden die Wege ins Publikum zu ebnen. Als dritter Jubilar beging Otto Hauser seinen 50. Geburtstag, und zu diesem Tage ist eine Gesamtausgabe seiner Gedichte unter dem Titel „Der Goldene Garten" veranstaltet worden, die die ungeheure Spannweite seiner Begabung erweist.

Ebenfalls mit zwei Bänden ist der unermüdliche Arthur Schubart vertreten, der seine treue Gemeinde niemals enttäuscht und sich nicht nur in der Jägerwelt, sondern in jedem gebildeten Haus, insbesondere im Zimmer des Junggesellen, einen Platz erobert. Von Peter Zoege von Manteuffel konnten ein Roman und ein Bändchen Balladen und Lieder gedruckt werden. Der erstere, „Könige der Scholle", ist ein getreues Bild des Kämpfens und Sterbens des Deutschtums im Baltikum während des Krieges und nachher, das letztere gibt das nordische Fühlen und Denken in schönen Reimen wieder.

Die außer diesen Veröffentlichungen herausgebrachten Neuerwerbungen verdienen die Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes. Die eine ist ein Novellenband von dem jetzt am meisten genannten Dramatiker Wolfgang Goetz, dem Verfasser des „Gneisenau". Von diesen Erzählungen sind nicht weniger als drei bei Wettbewerben mit Preisen ausgezeichnet worden, sie atmen denselben Geist und dieselbe Herzenswärme wie das Drama. Die andere, „Hölderlins Schicksalsweg" von Maria Schneider wird geradezu als der Hölderlin-Roman bezeichnet. Ein bekannter Literarhistoriker schreibt darüber: „In 40jähriger, selten unterbrochener Arbeit suchte ich das Mysterium ‚Friedrich Hölderlin' zu erfassen. Je tiefer ich eindrang, desto tiefere Schächte taten sich auf. — Das Buch von Maria Schneider ist eine so wunderbare Feinarbeit, bekundet ein so tiefes psychisches Erfassen sowohl des Dichters als auch Diotimas, die Gestaltung ist von so hohem künstlerischen Wert, daß ich Sie bitten muß, alles aufzuwenden, um diese Edelschöpfung unter unser Volk, dem solche Gemütserlebnisse so not tun, zu bringen."

So ist der Verlag auch im vergangenen Jahr seinen Grundsätzen treu geblieben, nur beste deutsche Literatur in typischen Vertretern zu bringen, eine Heimstätte des guten deutschen Buchs zu sein, unbekümmert um Moderichtungen und Tageserfolge.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Andrea, Silvia. Die Rüfe. Eine Erzählung. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 213 S. Geb. M. 4,80.

Barthel, Max. Die Mühle zum toten Mann. Erzählung. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 85 S. M. 1,40 (2,—).

Beyerlein, Fr. A. Kain u. Abel. Das deutsche Schicksal. Ein Roman. Leipzig, Koehler & Amelang. 236 S. Geb. M. 5,50.

Coburg, Prinzessin Luise von. Throne, die ich stürzen sah. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 317 S.

Das böse Weib. Alte Schwänke und Geschichten. Neu erzählt von Ernst Guggenheim. Mit 15 Holzschnitten. Berlin 1926, Julius Bard. 303 S.

Digitized by Google

Delmont, Joseph. Der Casanova von Bautzen. Roman. Berlin 1926, Neue Berliner Verlags-Gesellschaft. 403 S.

Die Jungfernprobe oder Merkwürdige Begebenheit von der Jungfrau Barbara Süzel und dem Henker Gieck in Meckmühl ans Licht gebracht durch Emil Lucka und mit Holzschnitten geziert von Hugo Rényi. Wien 1926, Artur Wolf. 60 S.

Doepp, Hilde. Träume und Masken. Dessau 1926, Dion-Verlag, Liebmann & Mette. 18 S.

Ernst, Otto. Erzählungen und Dichtungen vom Sächsischen Pestalozzi-Verein. Dresden 1926, Schriftenhauptstelle des Sächsischen Pestalozzi-Vereins. 128 S.

Flex, Walter. Novellen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 109 S. Geb. M. 2,50.

Fouqué, Friedrich de la Motte Undine. Eine Erzählung. Mit 12 Bildern von Johanna Bemmann. Wien, Anton Schroll & Co. 251 S. Geb. M. 3,—.

Gotthelf, Jeremias. Die schönsten Erzählungen. (Langens schönste Erzählungen, Bd. 24.) München, Albert Langen. 207 S. Geb. M. 4,—.

Hadina, Emil. Ihr Weg zu den Sternen. Der Roman einer Schillerfreundin. Dresden 1926, Carl Reißner. 221 S. M. 4,— (6,—).

Hassel, Georg von. Die Verteilung der Erde. Eine historische Erzählung aus deutscher Vergangenheit. Mit 3 Karten. Gotha 1927, Leopold Klotz. 327 S. M. 5,— (8,—).

Heyer, Karl. Das Wunder von Chartres. Mit 12 Abbildungen. Basel 1926, Rudolf Geering. 155 S. M. 7,50.

Hirtler, Franz. Hermann Hartliebs letzte Ferien. Erzählung. (Schauenburgs Volksbücherei.) Lahr i. B., Moritz Schauenburg. 85 S.

Hoffmann, E. T. A. Die schönsten Erzählungen (Langens schönste Erzählungen, Bd. 25). München, Albert Langen. 228 S. Geb. M. 4,—.

Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich. Eingeleitet von Karl Hoppe. Leipzig, J. J. Weber. 498 S. Geb. M. 8,—.

Kesser, Hermann. Die Peitsche. Erzählende Dichtung. Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 70 S. Geb. M. 3,—.

—, —. Straßenmann (ebenda). 59 S. Geb. M. 3,—.

Knapp, Georg Friedrich. Aus der Jugend eines deutschen Gelehrten. Mit einem Vorwort von Elly Heuß-Knapp. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 185 S. Geb. M. 5,—.

Kollbrunner, Oskar. Treibholz. Irrgänge eines Amerikaners. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 218 S. Geb. M. 4,80.

Kopp, Helene. Guck in die Welt. Geschichten zum Erzählen und Vorlesen für Kinder. Mit Bildern von Aug. Hagmann. Bern 1927, A. Francke A.-G. 138 S. Geb. M. 4,—.

Kotzde, Wilhelm. Schummerige Märchen. Charlottenburg 1926, Verlag „Hochschule und Ausland" G. m. b. H. 116 S. Geb. M. 2,50.

Kraigher-Porges, Josepha. Lebenserinnerungen einer alten Frau. I. Buch der Kindheit. Leipzig 1926, Grethlein & Co. 268 S. Geb. M. 7,—.

Kraze, Friede H. Dom der Zeit. Roman. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 236 S. M. 4,50 (6,—).

Lienert, Meinrad. Das Mark im Bergholz. Frauenfeld 1926, Huber & Co. 288 S. Geb. M. 6,40.

Neumann, Felix. Tibu und Asathor. Roman aus einer versunkenen Welt. Berlin 1927, Spreewald-Verlag G. m. b. H. 186 S. Geb. M. 3,50.

Peteani, Maria. Susanne. Ein Roman. Wien 1926, Wilhelm Braumüller. 336 S. M. 4,50 (6,—).

Pietsch, Otto. Das Netz Luzifers. Roman. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 385 S.

Pinner, Rudolf. Der Weibernarr. Roman. Berlin 1927, Deutsches Verlags-Institut G. m. b. H. 227 S. Geb. M. 4,—.

Schmidtbonn, Wilhelm. Die siebzig Geschichten des Papageien. Nach dem Türkischen neu erzählt. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 332 S. Geb. M. 7,—.

Serner, Walter. Die türkische Straße. Neunzehn Kriminalgeschichten. Wien 1926, Druck: Waldheim-Eberle A.-G. 312 S.

Supper, Auguste. Muscheln. Erzählungen. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 184 S. Geb. M. 4,50.

Talhoff, Albert. Nähe. Aufzeichnungen und Gesichte. Gotha 1927, Leopold Klotz. 43 S. Geb. M. 3,—.

Thode, Henry. Der Ring des Frangipani. Ein Erlebnis. Berlin 1926, Frankfurter Verlags-Anstalt. 229 S. Geb. M. 5,50.

Trautwein, Susanne. Die schöne Richterin. Novelle. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 216 S.

Waldstetter, Ruth. Eine Seele. Roman. Basel, Rudolf Geering. 206 S. M. 4,20 (5,25).

Werfel, Franz. Der Tod des Kleinbürgers. Novelle. Berlin-Wien 1927, Paul Zsolnay. 113 S.

Wirbitzky, Wilhelm. Adler und Falken. Roman. Breitenhain im Eulengebirge, Schlesischer Musenalmanach-Verlag. 255 S. M. 2,75 (5,—).

Wohlbrück, Olga. Die Frau des Schulmeisters Tarnow. Roman. Berlin 1926, Guido Hackebeil A.-G. 496 S. M. 6,— (8,—).

* * *

Dickens, Charles. Ein Weihnachtslied in Prosa. Mit 8 Bildern von Paula Jordan. Wien, Anton Schroll & Co. 299 S. Geb. M. 3,—.

Russel, Elisabeth (Gräfin Arnim). Die unvergeßliche Stunde. Roman. Autorisierte Übersetzung von Anna Kellner. Berlin, Ullstein. 354 S. M. 3,—.

Anet, Claude. Ende einer Welt. Roman. Aus dem Französischen von Georg Schwarz. Leipzig 1927, E. Weller & Co. 252 S. M. 4,—(5,50).

Baumann, Emile. Der heilige Paulus. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Marie Amelie Freiin von Godin. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 463 S. Geb. M. 7,—.

Bloch, Jean-Richard. Simler & Co. Übertragen von Paul Amann. Zürich 1926, Rotapfel-Verlag. 398 S. Geb. M. 8,—.

Duhamel, Georges. Prinz Dschaffar. Zürich 1926, Rotapfel-Verlag. 249 S.

Level, Maurice. Entsetzen. Roman. Autorisierte Übersetzung von Georg Schwarz. Berlin 1926, Neue Berliner Verlags-Gesellschaft. 182 S.

Morand, Paul. Weite wilde Welt. Aus dem Französischen übersetzt von Käte Mintz. Zürich 1926, Grethlein & Co. 253 S. M. 4,— (6,—).

Pourtalès, Guy de. Franz Liszt. Roman des Lebens. Deutsch von Hermann Fauler. Freiburg i. B. 1926, Urban-Verlag. 413 S. M. 6,— (8,50).

Sue, Eugen. Die Geheimnisse von Paris. Mit zeitgenössischen Abbildungen von Daumier u. a. Hellerau bei Dresden, Avalun-Verlag. 781 S. M. 10,— (13,—).

Ammers-Küller, Jo van. Die Frauen der Coornvelts. Berechtigte Übersetzung von Franz Dülberg. Zürich 1926, Grethlein & Co. 451 S.

Frondail, Pierre. Der Mann mit den 100 PS. Roman. Deutsch von Grete Reiner-Straschnow. Berlin, Ullstein. M. 3,—.

Teirlinck, Herman. Das Elfenbeinäffchen. Ein Roman aus dem brüsseler Leben. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 463 S.

Digitized by Google

Zwischen Gestern und Morgen. Eine Novellenfolge (10 russische Autoren). Deutsch von Wolfgang E. Groeger. Geleitwort von Roman Gul. Berlin, Taunus-Verlag. 338 S.

Lyrisches und Episches

Der Heilige Alltag. Deutsche bürgerliche Dichtung 1770–1870. Gesammelt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Berlin 1926, Propyläen-Verlag. 325 S.

Gutkelch, Walter. Zerfall der Idylle. Eine Versnovelle. Pyrmont 1926, Aton-Verlag. 31 S.

—, —. Paganini. Fragment eines Mysteriums. (Ebenda.) 31 S.

—, —. Berufung des Jahrhunderts. Ein politisches Epos. (Ebenda.) 32 S.

Heinitz, Wilhelm. Arabischer Diwan. Hamburg 1926, E. Boysen. 32 S. Geb. M. 3,50.

Idel, Wilhelm. Unter dem Abendstern. Vierter Gedichtband. Elberfeld 1927, A. Martini & Grüttefin G. m. b. H. 111 S. M. 3,– (4,–).

Lissauer, Ernst. Auswahl aus den Dichtungen und Schriften. (Kunstwart-Bücherei, 38. Bd.) München 1926, Georg D. W. Callwey. 89 S.

Michel, Otto. Der flammende Becher. Gedichte. Hanau a. M., Orion-Verlag. 54 S.

Preczang, Ernst. Röte dich, junger Tag. Gedichte. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S.

Rochocz, Hans. Lieder der Traumglut. Heilbronn a. N. 1926, Erich Kunter. 64 S.

Roniger, Emil. Bruder Franz. Ein Gedicht in 15 Bildern. Zürich 1926, Rotapfel-Verlag. 213 S. Geb. M. 7,–.

Röttger, Karl. Die moderne Jesus-Dichtung. Eine Anthologie mit 6 Kunstbeilagen. Gotha 1927, Leopold Klotz. 243 S. Geb. M. 6,–.

Thieme, Alfred. Hammer und Herz. Gedichte. Berlin 1926, Arbeiterjugend-Verlag. 43 S. M. –,50 (–,90).

Volkslieder von der Mosel und Saar mit Bildern und Weisen. Herausgegeben mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchivs von Carl Köhler. Bilder von Robert Engels. Frankfurt a. M. 1926, Moritz Diesterweg. 110 S.

Wildgans, Anton. Wiener Gedichte. Mit Zeichnungen von Ferdinand Schmutzer. Wien, Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 84 S.

* * *

Volkslieder der Slawen. Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Paul Eisner (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig, Bibliographisches Institut. 560 S. Geb. M. 4,25.

Bezruč, Petr. Lieder eines schlesischen Bergmanns. Aus dem Tschechischen übersetzt von Rudolf Fuchs. München 1926, Kurt Wolff. 65 S.

Ein Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung. Übersetzt von Rudolf Fuchs. München 1926, Kurt Wolff. 115 S.

Literaturwissenschaftliches

Deutsche Weihnachtsspiele und Sprüche. Kleine Geschwisterszenen und größere Spiele unter dem Weihnachtsbaum zu sagen und aufzuführen. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Werner Schmid. Berlin 1926, Franz Schneider. 111 S. Geb. M. 2,–.

Drei märkische Weihnachtsspiele des 16. Jahrhunderts. 1. Heinrich Knaust 1541. 2. Christoph Lasius 1549. 3. Berliner Anonymus 1589, nebst einem süddeutschen Spiel von 1693. Herausgegeben von Joh. Bolte. (Berliner Forschungen, Bd. I.) Berlin, Reimar Hobbing. 212 S. Geb. M. 7,50.

Serner, Walter. Posada oder Der große Coup im Hotel Ritz. Ein Gaunerstück in 3 Akten. Wien 1926, Druck: Waldheim-Eberle A.-G. 221 S.

Usteri, A. und A. Langhammer. Lilie und Rose. Ein Blumenmärchen. Schauspiel in 5 Akten. Basel 1926, Rudolf Geering. 77 S. M. 2,– (3,–).

* * *

Brügel, Fritz. Die Perser. Dem Aischylos nachgedichtet. Wien 1927, Münster-Verlag. 63 S.

Literaturwissenschaftliches

Große Meister, Bd. I. Goethe. Ausgewählt von Bruno Noack. Gotha 1927, Leopold Klotz. Hamburg, Otto Meißner. 283 S. Geb. M. 5,–.

Heyking, Elisabeth von. Tagebücher aus vier Weltteilen. 1886–1904. Herausgegeben von Grete Litzmann. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 413 S. Geb. M. 12,50.

Immermann, Karl Leberecht. Worte in die Zeit. Herausgegeben von Julius Bab. Celle 1926, Nils Kampmann. 61 S.

Jenny, Ernst. Basler Dichtung und basler Art im 19. Jahrhundert. 105. Neujahrsblatt. Basel 1927, Helbing & Lichtenhahn. 75 S.

Keller. Gottfried Keller-Worte. Aus seinen Dichtungen und Briefen zusammengestellt von J. J. Eß. Zürich, Ernst Waldmann. 105 S.

Kutscher, Artur. Frank Wedekind. Sein Leben und sein Werk. Bd. II. München 1927, Georg Müller. 264 S. M. 5,– (9,–).

Littmann, Arnold. Schillers Geschichtsphilosophie („Pädagogisches Magazin", Heft 1061). Langensalza 1926, Hermann Beyer & Söhne. 128 S.

Scheuffler, G. Clara Viebig. Zeit und Jahrhundert. Erfurt 1927, Max Beute. 258 S. Geb. M. 5,–.

Schmeer, Hans. Der Begriff der „schönen Seele" besonders bei Wieland und in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Germanische Studien, Heft 44). Berlin 1926, Emil Ebering. 76 S.

Wiegler, Paul. Die große Liebe. Wie sie starben. Dichter- und Frauen-Porträts. Hellerau, Avalun-Verlag. 330 S.

Wukadinovic, Sp. Goethe-Probleme. Halle a. S., Max Niemeyer. 97 S. M. 3,60.

Zweig, Stefan. Erinnerungen an Emile Verhaeren. Im Selbstverlag des Verfassers. 89 S.

Verschiedenes

Bührig, Wanda Maria. Von Weihnachten, Blumen und Sonne. Märchen. Mit Bildern von Walter Clénin. Bern 1927, A. Francke A.-G. 142 S. Geb. M. 4,80.

Brandenburg, Hans. Das neue Theater. Erlebnisse, Forschungen, Forderungen. Leipzig 1926, H. Haessel. 588 S. M. 12,– (15,–).

Burmester, Willy. Fünfzig Jahre Künstlerleben. Berlin 1926, August Scherl G. m. b. H. 213 S.

Deutsche Volkheit. Werner Milch, Gustav Adolf und der Dreißigjährige Krieg. 81 S. – Sophie Dorothea Gallwitz, Lebenskämpfe der alten Hansestadt Bremen. 87 S. – Hans von Berlepsch-Valendas, Kämpfe der Schweiz mit Karl dem Kühnen. 78 S. – Brunhilde und Fredegunde. Fränkische Königsgeschichten. Nach Gregor von Tours und anderen Quellen bearbeitet von Heinrich Timerding. 84 S. – Jena 1926, Eugen Diederichs. Geb. je M. 2,–.

Dittrich, Ottmar. Geschichte der Ethik. Die Systeme der Moral vom Altertum bis zur Gegenwart. Bd. I/III. Leipzig 1926, Felix Meiner. 374, 311, 510 S.

Eberhardt, Paul. Freundschaft im Geist. Briefwechsel mit Walther Rathenau. Nachgelassene Gedichte, Aufsätze. Gotha 1927, Leopold Klotz. 155 S. M. 4,–.

Edschmid, Kasimir. Basken, Stiere, Araber. Ein Buch über Spanien und Marokko. Mit 46 Zeichnungen von Erna Pinner. Berlin 1927, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 232 S. Geb. M. 7,–.

Digitized by Google

Flake, Otto. Der Erkennende. Philosophie der Freiwerdung. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 296 S. Geb. M. 12,—.

Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871. Briefwechsel. Denkschriften. Tagebücher. Herausgegeben von der badischen historischen Kommission. Bearbeitet von Hermann Oncken. Bd. I/II. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 533, 423 S.

Hartlieb, Wladimir von. Italien. Alte und neue Welt. Ein Reisetagebuch. München 1927, Georg Müller. 571 S. Geb. M. 12,—.

Kaiser Wilhelm I. Briefe an seine Schwester Alexandrine und deren Sohn Großherzog Friedrich Franz II. Bearbeitet von Johannes Schultze. Mit 13 Tafeln. Berlin 1927, K. F. Koehler. 271 S. Geb. M. 15,—.

Kieseritzky, Ernst. Die Schönheit unserer Muttersprache. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 385 S. M. 8,— (10,—).

Konzelmann, Max. Pestalozzi. Ein Versuch. Zürich 1926, Rotapfel-Verlag. 239 S. Geb. M. 7,—.

Langbehn, Julius (Der Rembrandtdeutsche). Niederdeutsches. Ein Beitrag zur Völkerpsychologie. Mit einem Nachwort von Benedikt Momme Nissen. Buchenbach-Baden 1926, Felsen-Verlag. 80 S.

Lauer, Hans Erhard. Rudolf Steiners Lebenswerk. Ein einführender Überblick über die Begründung der Anthroposophie. Basel 1926, Rudolf Geering. 139 S. M. 4,50 (6,20).

Lessing, O. E. Brücken über den Atlantik. Beiträge zum amerikanischen und deutschen Geistesleben. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 171 S. Geb. M. 5,—.

Lewald, Fanny. Römisches Tagebuch 1845—46. Herausgegeben von Heinrich Spiero. Mit 8 Tafeln. Leipzig 1927, Klinkhardt & Biermann. 308 S. M. 4,80 (6,—).

Mehlis, Georg. Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen. München 1926, F. Bruckmann. 244 S. M. 6,— (7,—).

Merbach, Paul Alfred. Heinrich Marr. 1797—1871. Mit 4 Tafeln. (Theatergeschichtliche Forschungen, Heft 35.) Leipzig 1926, Leopold Voß. 194 S. M. 12,— (14,—).

Mette, Alexander. Dionysische Perspektive. Dessau 1926, Dion-Verlag, Liebmann & Mette. 15 S.

Pannwitz, Rudolf. Kosmos Atheos I. II. (Die Freiheit des Menschen.) München-Feldafing 1926, Hans Carl. 430 S. M. 12,— (14,50).

Paquet, Alfons. Auswahl und Einführung von Werner Thormann. München-Gladbach, Führer-Verlag. 134 S. M. 3,—.

Pestalozzi-Worte. Aus den Schriften und Briefen Joh. Heinrich Pestalozzis zusammengestellt und herausgegeben von J. J. Eß. Zürich, Ernst Waldmann. 98 S.

Pestalozzi. Leben und Wirken (Pestalozzis Werk). Zürich 1927, Rascher & Cie, A.-G. 262 S. Geb. M. 4,80.

Pinder, Wilhelm. Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. Berlin 1926, Frankfurter Verlags-Anstalt. 163 S. und 29 Abb. M. 6,50 (9,—).

Reinheimer, Sophie. Der Frühling und der Nikolaus. Mit Buchschmuck von Erich Schütz. Berlin 1926, Franz Schneider. 137 S. Geb. M. 3,50.

Rückert, J. Fr. Vom Büblein, vom Bäumlein. Zwei Märlein. Mit Bildern von Herm. Fischer. Bern, A. Francke A.-G. Geb. M. 5,50.

Schunk, Karl. Verstehen und Einsehen. Eine philosophische Besinnung in Form einer Abhandlung über Wesen, Arten und Bedingungen der Erkenntnis. Halle a. S., Max Niemeyer. 71 S. M. 3,60.

Schunk, Li. Schnippelfritzchen. Märchen. Charlottenburg 1926, „Hochschule und Ausland" G. m. b. H. 139 S. Geb. M. 3,60.

Seidel, Alfred. Bewußtsein als Verhängnis. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Hans Prinzhorn. Mit einem Bildnis. Bonn 1927, Friedrich Cohen. 221 S. M. 6,— (7,50).

Selchow, Boguslav von. Unsere geistigen Ahnen. Ein Weltbild. Leipzig 1927, K. F. Koehler. 326 S. M. 18,—.

Semerau, Alfred. Die Kurtisanen der Renaissance. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Mit 24 Abbildungen. Wien 1926, Karl König. 210 S. M. 5,50 (7,—).

Spiero, Heinrich. Die Heilandsgestalt in der neueren deutschen Dichtung. Berlin 1926, Eckart-Verlag G. m. b. H. 336 S.

Stahl, Fritz. Weg zur Kunst. Einführung in die Kunst und Kunstgeschichte. Mit 11 Vierfarbentafeln und 189 Autotypien. Berlin 1927, Rudolf Mosse. 540 S. Geb. M. 28,—.

Stählin, Karl. Aus den Papieren Jacob von Stählins. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Königsberg i. Pr. 1926, Ost-Europa-Verlag. 457 S. Geb. M. 28,—.

Stresemann. Reden und Schriften. Politik — Geschichte — Literatur 1897—1926. Mit biographischem Begleitwort von Rochus Freiherrn von Rheinbaben. 2 Bde. Dresden 1926, Carl Reißner. 388, 412 S. Geb. M. 16,—.

Sudetendeutsches Jahrbuch, II. Bd. Berichtsjahr 1925. Herausgegeben von Otto Kletzl. Augsburg 1926, Johannes Stauda. 228 S. M. 6,— (7,50).

Szabo, Josef. Wir Menschen der Erde. Wien 1926, Stern im Osten-Verlag, Andreas Pichl. 28 S.

Templer, Bernhard. Die Entstehungsgeschichte des Opferkultus im Mosaismus. Apologetik des alten Testaments. Wien 1926, A. Hartleben. 96 S. M. 4,50.

Uehli, Ernst. Nordisch-germanische Mythologie als Mysteriengeschichte. Basel 1926, Rudolf Geering. 291 S. M. 7,20 (8,80).

Usteri, A. Die Pflanzensammlung. Mit 39 Abbildungen gezeichnet vom Verfasser. Basel 1926, Rudolf Geering. 133 S.

—, A. Märchen. Mit Zeichnungen vom Verfasser. Bael 1926, Rudolf Geering. 173 S.

Verdi, Giuseppe. Briefe. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Werfel. Übersetzt von Paul Stefan. Wien-Berlin 1926, Paul Zsolnay. 391 S.

Vieth, Hermann. Der Film. Ein Versuch. Euskirchen 1926, Wilhelm Zimmermann. 31 S.

Waser, Otto. Anton Graff. 1736—1813. Mit 50 Abbildungen. Frauenfeld 1926, Huber & Co. 110 S. Text. Geb. M. 6,40.

Wolfurt, Kurt von. Mussorgskij. Mit 16 Bildern. (Klassiker der Musik.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 382 S.

Ziegler, Leopold. Zwischen Welt und Wirtschaft. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 378 S. Geb. M. 15,—.

* * *

Tauchnitz-Edition. Vol. 4754. Joseph Hergesheimer, Tampico. — Vol. 4756. Sherwood Anderson, Dark Laughter. Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Bulgakow, Sergius. Die Tragödie der Philosophie. Aus dem Russischen übersetzt von Alexander Kresling. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 327 S. Geb. M. 12,—.

Redaktionsschluß: 5. Januar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,—, Einzelheft Gm. 2,—

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 März Heft 6

Leopold v. Schlözer ..... Rainer Maria Rilke
Toni Harten-Hoencke. .. Dichten in fremder Sprache
W. v. Scholz .. .. Neuerscheinungen im Okkultismus
Rudolf Frank ..... Glorie dem Spießer!
Werner Türk .. .. Das Tagebuch Richard Dehmels
Ernst Martin ..... Zwischen Ja und Nein
Waldemar Oehlke ..... Ostasiatische Literatur
Karl Strecker ..... Neue Nietzsche-Literatur
Richard Dehmel ..... „Bekenntnisse"
Robert Neumann ..... Parodie
Rainer Maria Rilke ..... Zwei Manuskriptseiten
Fritz Runkel ..... Die Journalisten-Hochschule

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Grote'sche Sammlung

Gustav Frenssen
Otto Babendiek

Roman

1291 Seiten · · · Dünndruckpapier

Geheftet 12 M., Ganzleinen 15 M.,
Halbfranz 20 M.

*

Wie eine Begnadung überkommt es einen bei der Lektüre dieses neuen Romans von Gustav Frenssen, der eine ungeheure Leistung darstellt. War es so, daß Frenssens Name von seinem Glanz seit zehn, fünfzehn Jahren etwas zu verlieren schien? Wir sind ein gespreiztes, undankbares, sensationslüsternes Geschlecht! Jetzt ist Deutschland um ein Dichterwerk beschenkt, das uns still und stolz machen kann, das uns leise und unaufdringlich, aber mit unwiderstehlicher Gewalt wieder zur Besinnung auf uns selbst, zu Mut, Glauben und Zuvertrauen in unser eigenes, ureigenstes Wesen zu führen vermag.
Dr. Georg Hallmann (Die schöne Literatur)

Der neue Frenssen überrascht durch Äußerungen einer Kraft, die unserem literarischen Leben sonst fehlt. Es gibt schlechterdings in moderner deutscher Prosa nichts, was sich mit der ersten Landschaftsschilderung dieses Romans vergleichen läßt.
Hugo Bieber (Berliner Börsen-Courier)

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlg.

Romain Rolland

L'âme enchantée
tome III Mère et fils
2 vols . . . . . 24 frcs.

A. Twietmeyer

Buchhandlung
für ausländische Literatur
Gegründet 1843
Leipzig C 1, Gellertstr. 14

Reichhaltiges Lager
Rasche Besorgung

Jugendschriftsteller

mit eigenen modernen Ideen, die Allerbestes bieten und imstande sind, wirklich für die Jugend zu schreiben, besonders auch

für junge Mädchen

(üblicher Backfischkitsch ausgeschlossen)

werden um ihre Adresse gebeten unter **N. F. 4231** an **Rud. Mosse, Nürnberg.**

Digitized by Google

Rainer Maria Rilke

Erinnerungen von Leopold v. Schlözer (Meran)

Im Frühjahr 1907 lernten wir ihn auf Capri kennen, im gastfreien Haus von Frau Alice Fähndrich, geborene v. Nordeck-Rabenau. Auch Frau Rilke war dort zu Gast, eben aus Ägypten eingetroffen, wo sie, eine Bildhauerin, modelliert hatte. Wie oft kam uns damals der Ruf aus der rosenumrankten Villa Discopoli, von Rilke wohl mit einem freundlichen Wort begleitet: „Wir hoffen, Sie kommen, und freuen uns auf Sie!" Er war mit der Übersetzung der Browning-Sonette beschäftigt und las das Fertige abends vor.

Im Gedenken an diese Zeit schrieb er im Herbst — wir waren in Seis am Schlern — meiner Frau: „Heute früh hatt' ich Ihr Schreiben und entnahm ihm die hoch- und einsam entsprungenen Bergblumen und alles andere, was Ihr Gedenken mir gepflückt hat: vielen und herzlichsten Dank!

Ich habe so oft daran gedacht, was der Zufall doch für ein Herr ist, von Gottes Gnaden; da er mir damals, auf der recht konfusen Herreise den Augenblick in dem römischen Park[1] eingerichtet hat, den ich so sehr geschätzt habe. Dieses knappe Wiedersehen faßt doch wie eine Schließe die Capreser Erinnerungen zusammen, die sonst leicht zurückfielen in ferne gedrängte Falten, während sie so offen bleiben und ausgebreitet, so daß man jede Stelle und alle Bilder im Gewebe erkennt: auch ich habe nichts vergessen, und die Dankbarkeit leuchtet mir abwechselnd da und dorthin und oft zu dem, was wir gemeinsam schauten und geschehen ließen ..." Und nach dem Tod von Frau Fähndrich: „Sie können denken, wie auch mir der plötzliche Riß in alledem, der quer durch die Mitte ging, unbegreiflich und schmerzlich war. Man hat keinen Halt solchen Ereignissen gegenüber, die tun, als wäre die Welt unbewohnt, rücksichtslos wie sie sind. Langsam und mühsam muß man in sich zu dem Ausgleich kommen, der doch eintreten muß, weil der Tod nicht unrecht haben kann, wenn das Leben recht hat. Auch um mich herum häufen sich die Todeserfahrungen der letzten Jahre: ich versuche von ihnen zu lernen: dies ist der einzige Ausweg zur Bewältigung. Was für schöne Fahrten haben Sie hinter sich! Schade, daß ich Ihren Gemahl nicht in Rom abwarten konnte, um mit Ihnen Beiden eine von den stillen römischen Stunden zu teilen ..."

„Die großen Städte sind nicht wahr; sie täuschen
Den Tag, die Nacht, die Tiere und das Kind ...
Und brauchen viele Völker brennend auf.
Und ihre Menschen ...
Es ist, als ob ein Trug sie täglich äffte,
Und alles Gift der Tier- und Menschensäfte
Sie reize zu vergänglichem Geschäfte."

Den Städtehasser hielt Paris mit hundert Mitteln und Gründen und Hilfen an einer langen Arbeit fest, „die länger ist, scheint mir, als jede Reise".

„Sie sind schon wieder reisefertig," schrieb er mir im Herbst 1908, „und so eile ich, Ihnen mit dieser Post noch Grüße auf den Weg mitzugeben; Sie können denken, daß die südliche Richtung, die Sie wieder nehmen, mir nicht gleichgültig ist, und daß diese Grüße auf diese Weise recht aufrichtig und beziehungsvoll werden."

Auch den Sommer 1909 fesselte ihn Paris. Als wir im Juli nach Schweden fuhren, zur Familie des verstorbenen, mir befreundet gewesenen Dichters Graf Carl Snoilsky, erhielten wir einen Gruß auf den Weg: „Ich habe gerade ganz neulich, bei Verner v. Heidenstams 50. Geburtstag, viel nach Schweden gedacht, nicht ohne manches Hinverlangen; diese Empfindung verstärkt sich nun sehr durch Ihren lieben Brief; was wäre es freundlich gewesen, sich dort zu begegnen. Nun seh' ich freilich nicht, daß es dazu kommen kann. Ich bin seit Gott weiß wann nicht gereist, und habe mir halb und halb versprochen, bis zum Abschluß einer gewissen Arbeit hier auszuhalten. Diese Arbeit ist durch Unwohlsein und schlechte Monate in Rückstand geraten und so liegt sie noch lange vor mir und nimmt mich fest. Tragen Sie viele meiner Grüße nach Schweden; ich bleibe ihm vielfach gut, und je länger man im romanischen Süden ist,

[1] Doria Pamphili.

Digitized by Google

je mehr sammelt man in sich Sehnsucht und Willen nach etwas Nordischem an: das werden Sie sicher ähnlich erfahren haben.

Herr v. Schlözer hatte die überaus herzliche Aufmerksamkeit, mir sein letztes Buch senden zu lassen ... ich habe darin auch sonst viel Capresisches entdeckt und wiedererkannt."

Über sein Verhältnis zu Rodin — gehörte er doch zu den Wenigen, „die in der Freundschaft des Meisters aufgenommen waren" — sprach er sich gelegentlich der Empfehlung einer jungen Bildhauerin dahin aus: „Wie ich im wesentlichen über die Annäherung an Rodin denke, wissen Sie: ich führe ihm nie Menschen zu, halte eher welche ab und bin so konsequent, darin bei mir anzufangen: indem ich ihn nur sehe, wenn er zu mir kommt oder mich ausdrücklich einlädt, ihn aufzusuchen.

Dies alles ist aber kein Grund, daß diejenigen, die ihn ernstlich nötig haben, nicht versuchen sollten, zu ihm zu kommen. Ich rate also nicht ab. Ich würde der jungen Dame empfehlen, kurz vor ihrem Kommen an Rodin einen Brief zu schreiben, ich meine: einen wirklichen, der die Gründe und das Bedürfnis, das sie zu diesen Dingen hat, schön und gut erkennen läßt.

Rodin liest seine Post, so groß sie täglich ist, sehr aufmerksam: es ist anzunehmen, daß er ein in solcher Art besonderes Schreiben nicht vernachlässigt: freut er sich doch über jede wirklich überzeugte Stimme, die seine Arbeiten da und dort hervorrufen. Ich glaube nicht, daß der jungen Künstlerin, von der Sie schreiben, eine wirksamere Einführung zuteil werden könnte, als die, die sie sich selbst in dieser Weise zu geben vermag. Diese Empfehlung erscheint mir die glücklichste auch insofern, als sie die persönlichste ist; als Rodin durch sie schon etwas Greifbares von dem Menschen erfährt, mit dem er es zu tun haben wird, so daß die erste Begegnung einem Wiedersehen näherkommt, als einem beiderseitigen Anfang, der ohne Befangenheit nicht zu leisten ist. — Scheint Ihnen das nicht auch das Richtige zu sein?" „Des Meisters Güte," schrieb er an anderer Stelle, „ist elementar wie die Güte einer Naturkraft, wie die Güte eines langen Sommertags, der alles wachsen läßt und spät dunkelt."

Die Weihnacht 1909 verbrachte Rilke allein in dem ehemaligen Klostergebäude der Rue de Varenne, wo Rodin eins seiner Ateliers hatte — „in meinem runden Saal, hoffentlich über der Arbeit; ich habe ja nur noch diese ruhigen Wochen vor mir, dann kommt Packen, Abbruch, Reise. Über meine Reisepläne schreibe ich noch später; ich habe mehrere Vorträge in Deutschland abzumachen und in Leipzig erwartet mich viel Arbeit, so daß ich bis in den Februar hinein im Winter oben festgehalten sein werde. Dies wird meinem nach Süden gerichteten Wunsch eine starke Spannung geben."

Und dann kam ein Wiedersehen im römischen Frühjahr! Rilke hatte leider gesundheitlich nicht immer gute Tage: „darum neben der Arbeit auch die dichte Mauer". Aber zu dreien genossen wir schöne Stunden der Gemeinsamkeit auf der Terrasse unserer Wohnung, mit dem weiten Blick bis zum Monte Mario, oder wir tranken bei ihm im Hotel de Russie den Tee, fast versteckt unter blühenden Azaleen. Unvergeßlich blieb ein Mondscheinabend auf dem Aventin. Da es ihn lockte, Frau Helbig kennenzulernen, jene originelle russische Fürstin, Gattin des ehemaligen Sekretärs des Archäologischen Instituts, so fuhren wir eines nachmittags zur Villa Lante auf dem Gianicolo. Sie erzählte — „in ihrer prachtvollen Art" — von Liszt, ihrem Lehrer, und der Zeit, als er und Kurd Schlözer, Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft, ihr über die Langeweile manches Empfangsabends hinweggeholfen hatten. Als noch andere Gäste, darunter eine ehemalige Palastdame mit Vergangenheit, sich einfanden, wurde unter großer Heiterkeit ein kindliches Spiel mit Steinchen begonnen, an dem der Verfasser „der Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" mit dem feinen Lächeln des Einsamen teilnahm. Auch in die Vaticana durfte ich Rilke einführen. Dann kam für ihn bei starken Kopfschmerzen eine schnelle Abreise. „Leben Sie wohl," schrieb er, „und haben Sie tausend Dank für alle guten gemeinsamen Stunden! Unser aller Reiseverhältnisse lassen mich hoffen, daß uns die gegenseitige Beweglichkeit bald wieder zusammenführt, dort oder da." Er wußte nicht, ob er noch vorbei kommen könnte, uns die Hand zu reichen. Er versprach es nicht. Und sagte, liebenswürdig wie er immer war, doch noch einen Augenblick Lebewohl.

Digitized by Google

Nach einer Reise in Frankreich hatte ich dann die Freude, ihn in Paris, wenn auch nur kurz, wiederzusehen. Ich entriß ihn seiner Einsamkeit, erschien mir selbst aber, als wir zusammen gespeist hatten, fast wie der „Böse", denn ich brachte ihn auf einen Punkt, wo er noch nie gewesen, wo Stadt und Land zu seinen Füßen lagen: auf die Spitze des Eiffelturms. Doch konnte ich mich beruhigen, denn am nächsten Nachmittag lud er mich in ein zu der Zeit überfülltes Café ein. Kaum war Platz für uns an kleinem Tischchen, zwischen Riesendamenhüten, wie sie damals Mode waren. Dort, bei einer demi-tasse, fand der stille Dichter, der alle Unnatur haßte, Anregung, wie er mir sagte, zum Schaffen.

Der nächste Winter führte ihn nach Nordafrika. Als wir ihn im Frühjahr 1911 aufforderten, zu uns nach Seis zu kommen, antwortete er: „Was würde ich, der ich allem Gebirg ganz Neuling bin, nicht alles erfahren und zum erstenmal anstaunen in der großen, fast vorhistorischen Umgebung, die die Ihres Sommers sein wird.

Aber sagen Sie selbst, ob einer vom Reisen reden oder auch nur daran denken darf, der erst seit Ostern wieder Europa betritt, nach fast sechs Monaten Algier, Tunis, Ägypten. Freunde hatten mich, da es mir nicht recht weitergehen wollte, fast wider meinen Willen, dorthin mitgenommen, und obwohl ich nun, nach zu vielen und zu rasch gewechselten Eindrücken, noch gar nicht weiß, was davon mir gehört und bleibt und sich niederschlägt, so danke ich es ihnen doch sehr: allein das Kairo-Museum war für mich ein unerschöpfliches Ereignis und dann die Landschaft des Flußgottes Nil und alles mohammedanische Dasein mit seinem großen Müßiggang von Gebet zu Gebet —: wie hätte ich das, mein' ich nun — länger entbehren dürfen."...

Paris war für den Heimatlosen immer noch seine einzige Art von „Stabilität". Wenn es ihn nicht plötzlich hinausriß auf das alte, den Karstbergen vorliegende Schloß Duino an der Adria. „Es ist an große Stürme gewöhnt, ein strenger Aufenthalt, aber diese Retraite gewährt mir die vollkommene, fast prähistorische Einsamkeit, wie ich sie mir lange gewünscht habe und wie sie mir schließlich nötig war nach so vielen entlegenen und neuen, nie recht zur Ruhe gekommenen Eindrücken. Sie werden übrigens bei dem, was Sie von den Neuen Gedichten erwarten, enttäuscht sein: beide Bände stammen noch aus der Zeit vor meiner Reise nach Nordafrika. Was ich von dort innerlich mitgebracht habe, wird auch kaum unmittelbar zum Ausdruck kommen; Sie haben sehr recht, wenn Sie den Orient und das slawische Rußland nebeneinander nennen; auch mir sind das Mächte und Herrlichkeiten, — aber so wenig ich imstande war, [illegible]s meinen russischen Erlebnissen direkt [illegible]ar zu werden, so wenig werd' ich das, was ich Unvergeßliches in Algier, in Tunis, in der Wüste, am Nil erfuhr, greifbar verarbeiten können: das eine wie das andere ging mir von vornherein zu nah, war schon in mir und mit mir verabredet und vermurmelt, eh' ich noch Zeit hatte, es von mir abzuheben und an mir zu messen."

Auf Schloß Duino lebte Rilke bis an den Ausgang des April 1912, „immer in gleichmäßiger Abgeschiedenheit". Von da ab bis Oktober war er in Venedig, reiste dann nach Spanien, wohnte etwas über einen Monat, „staunend und hingerissen", in Toledo und lernte Cordova und Sevilla kennen, um schließlich still in Ronda zu bleiben. Von dort kehrte er im März nach Paris zurück, „willens, recht lange, recht abseits, in einem hiesigen Atelier mich in meine Arbeit einzulassen, zu der ich an dieser so seltsam und inständig an mir wirkenden Stelle doch immer wieder die meiste Ruhe und Aussicht habe.

Ich hoffe, Sie sind nun recht ausdauernd auf Ihrer Burg,[2] so daß es doch eines Tages dazu kommt, daß ich (unterwegs, weiß Gott wohin) in Ihrer lieben Gastlichkeit aufatme."

Er sandte mir damals sein neues Buch mit den Worten: „Nun will ich gleich heute darauf bestehen, daß Sie sich's gar nicht klein und nebensächlich genug vorstellen können; es ist wirklich nur ein kleines Stück Handarbeit, ein Marien-Leben, das einzige abgeschlossene Ergebnis jener einsamen und strengen Tage auf dem duineser Schlosse."

Und dann kam der Krieg.

Ahnungslos verließ Rilke am 12. Juli 1914 Paris für, wie er meinte, acht Wochen. „Meine alte Concierge stand weinend, weinend! (ahnte sie

[2] Schloß Winkel in Meran.

Digitized by Google

mehr als ich?) am Wagenschlag.[3] Ich sagte: „Madame, cela ne vaut pas la peine —," cela en valait bien plus! Mein ganzes Eigentum (denn mit der Zeit hatte ich alles hingezogen, alle meine Bücher und Schriften, Vorarbeiten usw. Möbel, ein paar Erbstücke, kurz alles, was ich besaß) ist schon im Jahre 15 (Herbst) versteigert worden. Vielleicht, daß von den Papieren und Korrespondenzen etwas gerettet ist, ich konnte es noch nicht erfahren. (Je ne m'en plains pas, tout-de-même, quant à mes travaux, c'est assez sensible.) Ich war fast alle Jahre des Krieges, par hasard plutôt, abwartend in München, immer denkend, es müsse ein Ende nehmen, nicht begreifend, nicht begreifend, nicht begreifend! Nicht zu begreifen: ja, das war meine ganze Beschäftigung diese Jahre, ich kann Ihnen versichern, sie war nicht einfach! Für mich war die offene Welt die einzig mögliche, ich kannte keine andere: was verdanke ich Rußland, es hat mich zu dem gemacht, was ich bin, von dort ging ich innerlich aus, alle Heimat meines Instinkts, all mein innerer Ursprung ist dort! Was verdank' ich Paris, und werde nie aufhören es ihm zu danken. Und den anderen Ländern! Ich kann, konnte nichts zurücknehmen, nicht einen Augenblick, nach keiner Seite hin ablehnen oder hassen oder verdächtigen. Die Exzeption des allgemeinen Zustandes hat allen ein ausnahmsweises Verhalten diktiert: es ist keinem Volke besonders anzurechnen, daß es maßlos geworden sei, denn diese Maßlosigkeit hat ihren Grund im ratlosen Verlorensein aller. Wer hilft? Nur Ausnutzer der Triebe auf allen Seiten, nirgends ein Helfer, nirgends ein Führer, nirgends ein großer Überlegener. Ja solche Epochen mag es schon gegeben haben, voller Untergänge, aber waren sie ähnlich ohne Gestalt? Ohne eine Figur, die das alles um sich zusammenzöge und von sich hinausspannte; so bilden sich Spannungen und Gegenspannungen ohne eine centrale Stelle, die sie erst zu Konstellationen macht, zu Ordnungen, wenigstens Ordnungen des Untergangs. Mein Teil ist in alledem nur das Leiden. Das Mit-Leiden und Voraus-Leiden und Nach-Leiden. Bald kann ich nicht mehr. Man muß aufhören, irgend jemanden schlecht zu machen, es ist die Wirrnis, die bald da, bald dort Ausschweifungen und Turbulenzen schafft, es liegt an keinem, c'est le monde qui est malade, et le reste c'est de la souffrance . . ."

Schwer empfand der Österreicher seine „Heimatlosigkeit". Er irrte in der Schweiz umher, „bald da, bald dort, ohne Stelle". Zwischendurch war er in Venedig, „von den dortigen Freunden unverändert gütig aufgenommen", auch wieder in Paris, „wo ich niemanden sah, aber die mir so nötige Anheilung an die dortige Welt, an die Atmosphäre, an die Dinge, konnte geschehen lassen". Dann fand er im Winter 1920/21 „die großmütigste und günstigste Gastfreundschaft" auf Schloß Berg am Irchel, „um endlich jener gesicherten ununterbrochenen Einsamkeit zu gehören, die mir noch nie unergiebig — und (nach den Verstörungen der letzten Jahre) — über jeden Begriff nötig war." Von hier und von Château de Muzot sur Sierre schrieb er noch einige Male, immer wieder in Erinnerung an Rom. „Solches Erinnern geht für mich nie ab, ohne daß ich auch Ihrer und unseres Beisammenseins an jener bedeutenden Stelle aufs neue gedenke, diesmal aber geschah's mit besonderer Intensität, ich rief mir unseren Besuch in der Villa Lante herauf und einen Abend auf Ihrer Dachterrasse, ja mir wurde sogar der Moment besonders gegenwärtig, da Sie mir von Frau v. Rodde erzählten . . . Und nun kaum drei, vier Tage später empfange ich den Band,[4] den Sie dem Gedächtnis Ihrer Großtante gewidmet haben. Sie können sich vorstellen, daß Ihr Geschenk, lieber Herr v. Schlözer, mir die unwillkürlichen Beziehungen, die sich über die Jahre hin zwischen uns fortsetzen, in solchem Zusammenhange ganz eigentümlich zu bestätigen schien. Wie haben Sie es gut, so viele Beweise einer sorgfältig und reich gelebten Vergangenheit bis ins eigene Blut und die eigene Erinnerung hinein verfolgen zu können!" . . .

„Als kleine Erwiderung, in freundschaftlicher Dauer," sandte Rilke in seiner bescheidenen Art „Die Sonette an Orpheus".

Hatte er sich nach dem Krieg wie erschrocken von der „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke" abgewandt, schrieb er mir,

[3] Locarno (Tessin), Pension Villa Muralto, 21. Januar 1920. — [4] „Dorothea v. Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende."

Digitized by Google

erschüttert durch die Schrecknisse der Zeit: „Mein Herz war wie eine Uhr angehalten, der Pendel war irgendwo angestoßen an die Hand des Elends und stand," so vollzog sich „langsam und mühsam" der Ausgleich in ihm, die Wandlung. „Sei allem Abschied voran, als wäre er hinter dir, wie der Winter, der eben geht." In Erinnerung an das Ewige Rom sandte er seine Dichtung, „mit besonderem Hinweis auf das XV. Sonett des zweiten Teils":

O Brunnen — Mund, du gebender, du Mund,
der unerschöpflich Eines, Reines, spricht.

Dichten in fremder Sprache

Von Toni Harten-Hoencke (Berlin-Lichterfelde)

Ein vielseitig interessantes Problem steckt in der Frage: ist es möglich, in zwei oder gar mehreren Sprachen zu dichten und zu schreiben, und: haben wir historische Beweise für ein Ja oder Nein? Liegt es als Tatsache fest, daß der Dichter nur in seiner Muttersprache den wahrhaft künstlerischen Ausdruck findet, oder haben wir in der Weltliteratur durchschlagende Beispiele, daß auch in fremder Sprache echte Dichtwerke entstehen können?

Ich würde es sehr begrüßen, wenn diese Frage einmal wissenschaftlich untersucht würde. Die verschiedenen Ansichten der Presse über Rainer Maria Rilkes Schaffen in französischer Sprache riefen mir meine eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiet lebhaft ins Gedächtnis zurück. Ich war siebzehn Jahre alt, als mir auf einem Spaziergang am Meer mein erstes kleines Lied kam, das ich zu Hause sofort niederschrieb, ohne ein einziges Wort zu ändern, und das auch bis heute unangerührt stehen geblieben ist. Es war und ist nichts daran zu ändern. Ich selbst hatte das Gefühl, daß es mir fertig und vollkommen „gegeben" wurde.

Als ich vier Jahre in Nordamerika gewesen war, wo ich mich von Anfang an besonders dem Studium und der Übersetzung lyrischer Dichtung gewidmet hatte, kam mir eines Tages — wieder am Meer, an der Felsenküste von Maine — ein Lied in englischer Sprache, genau wie mir vor vielen Jahren mein erstes kleines deutsches Lied „gekommen" war, fertig und vollkommen in seiner, wenn auch stillen und bescheidenen Art. Ich schrieb es hin und sandte es nach einiger Zeit unter englischem Pseudonym mit mehreren anderen Gedichten, die ihm gefolgt waren, an einen amerikanischen Verlag, der die kleine Sammlung mit höchst anerkennenden Worten zur Herausgabe annahm. Ich selbst aber zog mich zurück, als eine Drucklegung unter englischem Namen Tatsache zu werden versprach. Immerhin interessierte mich die Angelegenheit weiter und ich schickte drei der Lieder an eine der bekanntesten und vornehmsten amerikanischen Zeitschriften, „Atlantic Monthly". Als ich sie zurückerhielt, war es mit dem Bemerken, daß diese Gedichte allerdings an sich bemerkenswert seien, man aber prinzipiell nichts von Dichtung in fremden Sprachen hielte und deshalb auch auf diese Lieder verzichten müsse. Ich hatte mit meinem unverkennbar deutschen Doppelnamen gezeichnet, und wir schrieben das Jahr 1916! Fünf Jahre später, als ich schon wieder in unserer deutschen Heimat war, erschien doch eins dieser Gedichte in einer amerikanischen Zeitschrift (unter dem Titel „September Days" im Smart Set). Es war mir lieb, weil ich damit den endgültigen Beweis in Händen hielt von dem, was mir privat immer wieder versichert worden war, z. B. auch von einer englischen Dichterin: daß es sich bei meinen englischen Liedern um eine in ihrer Art vollwertige Dichtung handle, bei der niemand an einen ausländischen Autor denken würde. Das letzte englische Lied wurde mir noch — als vereinzelter Nachklang — in Deutschland gegeben. Danach blieben sie aus.

Damals hatte ich wochenlang nichts anderes als Englisch gehört und gesprochen, denn ich war in der Sommerfrische in meinem Häuschen am Meer allein mit einem amerikanischen Mädchen. Meine beiden Nachbarsfamilien englischer Abstammung waren hochgebildete Leute, die im Weltkrieg wirklich neutral standen und viel von deutscher Kultur wußten. Ich hatte mich deshalb in der so ungeheuer schweren Zeit der Verbannung im

Digitized by Google

fremden Land sehr an diese vornehm denkenden Menschen angeschlossen, hatte mich auch eben damals ganz in Werk und Leben der amerikanischen Dichterin Celia Tharter vertieft, die ein Kind der überaus großartigen Meernatur der atlantischen Küste war. Die eigene Leidenschaft für meine heimatliche Natur an den schleswig-holsteinischen Küsten von Ost- und Nordsee klang mir aus Celia Tharters Liebe zu Land und See entgegen. Es war mir oft, als wenn mich eine befreundete Seele auf meinen einsamen Gängen über die riesigen zerklüfteten Felsen am Meer begleitete und als klängen in der gewaltigen Brandung vertraute Stimmen. Mehrfach erfuhr ich die unmittelbare Gefahr dieses seelischen Zustandes, wenn ich, ganz in mein Erleben versenkt, nicht Acht gehabt hatte auf die Flutzeiten.

Ich habe dies alles so eingehend und persönlich geschildert, um von meiner Seite aus das Psychologische der Frage möglichst klarzulegen. Es ist Rainer Maria Rilke wegen seiner Werke in französischer Sprache und sogar wegen seiner Übersetzertätigkeit der Vorwurf der Abtrünnigkeit gemacht worden. Es kommt aber hier wie überall einzig und allein auf die Gesinnung an. Es ist durchaus zweierlei, ob jemand in fremder Sprache Verse schreibt oder „französiert", „amerikanisiert" usw. Ich schrieb aus tiefstem Heimweh heraus leiderfüllte vaterländische deutsche Verse zur gleichen Zeit, als mir die englischen Lieder kamen. Und ich glaube, daß man mir mit dem allerbösesten Willen keine noch so leise Untreue gegen mein Vaterland, meine deutsche Kunst und deutsche Kultur nachzusagen vermöchte. Grade das ist doch echt und doch vielleicht sogar einzig deutsch, daß wir die Gabe und Seelenhöhe, auch die intellektuelle Intensität besitzen, wirklich als Menschen mit den Menschen aller Völker fühlen zu können, uns selbst wie die anderen in Menschlichkeit und Volkheit zu erfassen. Es ist unsere Größe. Und es ist eine ausgesprochene und von den Einsichtigsten in anderen Völkern auch zugestandene und beklagte Schwäche, daß sie diese Gabe nicht haben.

Wenn wir Deutschen in einem fremden Volk leben, mit ihm arbeiten ums tägliche Brot, tritt es uns seelisch nahe in all seinen guten und unguten Zügen. Wir können nicht anders: wir leben als Mensch mit Mensch. Daß diese Größe, diese Tugend so oft ohne Maß ausgeübt wird, ist freilich leider Gottes auch wahr und ist nicht ernst genug zu verurteilen. Aber in einzelnen Fällen muß doch erstmals festgestellt werden, ob ein Zuweitgehen, ein Unmaß vorliegt, sonst schüttet man wie so oft das Kind mit dem Bade aus.

Mir scheint eins sicher: fremdsprachige Poesie von Wert kann nur in unmittelbarer, längerer, lebendiger Berührung mit dem anderen Volk entstehen und wird immer nur zeitweise aufblühen wie eine seltene Blume. Wenn man sich dem Wirken in fremder Kunst bewußt hingeben wollte, schwände die Echtheit, die in der absoluten Inspiration liegt, und damit der Wert. Bewußtes Arbeiten und Schaffen nach der einen Seite hin muß auch naturnotwendig der anderen etwas rauben, solange es nicht eben um dieser anderen willen geschieht. Zum Beispiel leiden so viele Übersetzungen daran, daß sich der Übersetzer nicht hingebend genug mit der „andern" Seite befaßt hat. Eine wirklich gute deutsche Übersetzung kann erst zustande kommen, wenn man die Seele des zu übersetzenden Werks aus dem Volkstum des Dichters heraus durch lebendige Erfahrung erfassen kann. Je inniger das Verständnis einer fremden Sprache ist, desto reifer wird das Bewußtsein von der eigenen Sprache und dem eigenen Stil. An dem andern begreift man sich erst wahrhaft selber. Wenn wir Deutschen uns also festeres, klareres Deutschtum im Ausland holen durch Bewußtwerden dessen, was wir sind; wenn wir uns Schätze für unsere eigene Kunst mitbringen und unser deutsches Schrifttum durch Ausblick in die blühenden Gärten der weiten Welt bereichern, so sollte es uns doch wohl zu Dank und zur Ehre gereichen, und so ist es natürlich himmelweit entfernt von Abtrünnigkeit und Kraftentziehung.

Digitized by Google

Neuerscheinungen im Okkultismus

Von Wilhelm v. Scholz (Berlin)

Auch wenn man grundsätzlich die Neuerscheinungen eines bestimmten geistigen Gebietes zur Besprechung nach inneren Bezügen zusammenzufassen, unter einheitlichen Gesichtspunkten darzustellen, thematisch zu sondern und über der Buchbesprechung jedes Leitthema selbst in Erscheinung treten zu lassen sucht, wird man zwischen den inhaltlich gebundenen Arbeiten, welche etwa die geschichtliche Entwicklung, die Theorie oder die Praxis gesondert behandeln, der gelegentlichen willkürlichen Zusammenfassungen vom Zufall gleichzeitig vorgelegter Bücher, ohne einheitliches Leitmotiv, nicht entraten können. Nicht nur, weil naturgemäß zu einem Thema, das schon einmal an der Hand früherer Werke besprochen wurde, weitere Erscheinungen nachfolgen. Vor allem auch, weil immer wieder Bücher da sind, zu denen sich nicht genug Inhaltsgenossen dazu finden, und andere, die sich nicht ganz einem bestimmten Thema zuordnen lassen. So sei zwischen den Aufsätzen, die einzelne Teile des großen okkultistischen Gebiets behandeln, die Unterbrechung durch eine Übersicht über die seither angesammelten, noch nicht besprochenen Neuerscheinungen aus dem Okkultismus gestattet! —

R. Baerwald, den die Leser dieser Aufsatzreihe schon als Herausgeber der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus" und als Verfasser des Werkes „Okkultismus und Spiritismus" kennen gelernt haben, tritt am bedeutsamsten — und hier mit seiner maßvoll-vermittelnden und doch kritischen Bejahung der Erscheinungen gewiß Gegnern wie Anhängern der Bewegung gleichermaßen genehm — in seinem umfangreichen Werk „Die intellektuellen Phänomene" (in der von Professor Max Dessoir im Ullstein-Verlag herausgegebenen Bücherreihe „Der Okkultismus in Urkunden") hervor. Dies Buch erhält seinen Wert zunächst schon durch den Stoff. Er wäre freilich mit „psychische, seelische Phänomene" besser bezeichnet worden, wurde es vielleicht nur deshalb nicht, weil der Verfasser ein Titelwort wollte, das über die völlige Immaterialität der hier behandelten Tatsachengruppe von vornherein jeden Zweifel ausschloß. Es greifen aber die erst auf ihre Bezeugtheit und dann auf die Art ihres Zustandekommens von Baerwald untersuchten Erscheinungen weit über das Intellektuelle bis in die raumgebildschöpferische Einbildungskraft hinein.

Mir ist das Buch zunächst durch einen Zug interessant, den es ungewollt zeigt: wie sich bei einem modernen wissenschaftlichen Menschen die inneren Widerstände gegen das Anerkennen okkulter Erscheinungen, wenn sich diese Widerstände „so vieler Zeugnisse vereinter Kraft" überwunden geben, sofort in einer Beeinflussung der erklärenden Theorien und Hypothesen geltend machen. Baerwald bürdet eigentlich nur zwei Kräften der Seele die ganze Last aller okkulten psychischen Erscheinungen auf: dem Unterbewußtsein im ganzen und der Hyperästhesie der unterbewußten Sinne (wenn ich so sagen darf), die nach einer hier dargelegten Anschauung (besonders wichtig das Kapitel „Chowrin") fast Zauber wirken. Er verlegt demgemäß alles Hellsehen in die Telepathie hinein, läßt Seele nur aus Seele schöpfen, nicht selbständig in der Stoffwelt Raum und Zeit überwinden. Das Buch verlockt immer wieder, sich auf den Standpunkt des Verfassers zu stellen und die Erscheinungen mit seinen Augen, mehr: mit seinen Gedanken anzusehen. Selbst ein diesen Dingen gegenüber anders eingestellter kritischer Leser wird sich mehrmals von den Darlegungen Baerwalds gewinnen lassen, wenn er auch zuletzt wieder zu seiner eigenen Anschauung zurückkehrt.

Mir erscheint Baerwalds Erklärung aller intellektuellen Phänomene mit den Wirkungen des Unterbewußtseins und der Hyperästhesie (neben der freilich noch ein Teil der Telepathie gelten bleibt), wie ich oben schon sagte: als das Sichmelden in veränderter Gestalt der überwundenen Skepsis und Ablehnung gegenüber der Wahrheit okkulter Erscheinungen überhaupt. Ich werde den Eindruck einer gewissen Gewaltsamkeit nicht los, wenn ich sehe, wie Baerwald manche Erscheinungen, die sich viel natürlicher erklären lassen, zwanghaft unter seine Theorie beugt. Ich sehe z. B. in der Ablehnung des Hellsehens zugunsten telepathischer

Digitized by Google

Erklärung der Hellseh-Erscheinungen nicht eine Bestreitung des Hellsehens, wie Baerwald will, sondern mehr, Wesentlicheres: vielleicht den das Hellsehen bestätigenden und zugleich erklärenden Vorgang — wie mir die Erkenntnis der Ätherwelle als Lichtträgers nicht eine Ableugnung, sondern eine Bestätigung und Erklärung des Sehens ist.

Der Wert des Baerwaldschen Buchs aber hängt nicht von der Richtigkeit der einzelnen Theorie, die stets psychologisch lebendig und interessant vorgetragen wird, ab. Es beschäftigt, fesselt, unterrichtet überall und erregt nur in den Regionen, in denen das Meiste noch Hypothese und Gefühlsüberzeugung ist, Zweifel und Fragen. Es ist aber auch objektiv von Bedeutsamkeit: die Anerkennung zahlreicher Tatsachen, die noch vor kurzem in einem Buch an so betonter wissenschaftlicher Stelle einfach abgewiesen worden wären, ist ein deutliches Anzeichen der Wende in der Stellung der Wissenschaft zum Okkulten.

Im Zusammenhang dieser vermuteten „Wende" seien erwähnt: der sehr anregende Vortrag des bonner Philosophieprofessors J. M. Verweyen „Weltgeheimnis und Probleme des Okkulten" (Berlin, Pyramidenverlag Schwarz & Co.); eine neue kritische Einführung in das Gebiet von Friedrich Luther, die unter dem Titel „Der Okkultismus" in der „Lehrmeisterbücherei" des Verlages Hachmeister & Thal, Leipzig, erschien; eine kluge Schrift wie Professor Erich Sterns „Zufall und Schicksal" (Karlsruhe 1926, G. Braun, in der Reihe „Wissen und Wirken"), die das Verdienst hat, die Frage nach den wesentlichen Seiten zu stellen; schließlich auch Christian Bruhns „Gelehrte in Hypnose", die durch die Art ihrer tapferen freilich auch beschränkten Warnung die Wende in der Wissenschaft nicht minder bekundet und um Goethe und Kant als „hypnotisierte Gelehrte" vermehrt werden könnte. — Daß eine ausgesprochen katholische Auseinandersetzung mit dem Okkultismus, auf drei umfangreiche Bände berechnet (von denen der erste „Die Welt des Okkultismus" von Anton Seitz, München 1926, Fr. A. Pfeiffer eben vorliegt), erscheinen wird, ist ebenfalls ein Symptom hierzu.

Dabei wächst die ausgesprochen spiritistische Literatur ständig um interessante Erscheinungen, die den Leser zumindest so lange, als er liest, in ihren Bann ziehen, allerdings kaum die Kraft haben, ihn nachwirkend noch überzeugt zu halten. Das weitaus ungewöhnlichste und fesselndste dieser Bücher ist die überzeugte Bekenntnisschrift von H. Dennis Bradley „Den Sternen entgegen" (deutsch von Emmy Benveniſti, Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Ich habe das Gefühl, daß das Buch etwas aufgeregt geschrieben ist; die starke Gemütsbewegung, die immerzu, offen oder latent, den Verfasser erfüllt und seinen Stil bestimmt, scheint mir seine Bekundungen, besonders die seiner Überzeugung zu übersteigern und gibt dem Ganzen eine etwas schwärmerische, nicht durchaus sympathische, besonders für wissenschaftlich eingestellte Leser kaum angenehme Atmosphäre. Aber, was er erzählt und als unbezweifelbare Tatsachen behauptet, ist so außerordentlich, daß jede Beschäftigung mit okkulten Dingen notwendig auch Beschäftigung mit diesem Buch bedingt — wenn es nicht als Phantasie und Täuschung erwiesen werden sollte. Man kann sich das bei der Art des Berichts schwer vorstellen — ebensowenig freilich, daß es Wahrheit sein könnte. Das Außerordentlichste an dem Buch sind die ausführlichen Berichte über den Amerikaner George Valiantine, das „Medium der direkten Stimmen", in dessen Gegenwart bei spiritistischen Sitzungen die Stimmen der Verstorbenen so laut und deutlich sprechen wie Lebendige — dabei gemäß den mitgeteilten Zeugnissen unverkennbar nach Sprechart und Inhalt der Worte. Relata refero: „Dann sprachen wir nicht im Flüsterton, sondern mit klarer, hörbarer Stimme, und wir redeten in der gleichen Art miteinander, wie wir es im gewöhnlichen Leben getan hatten ... Jedes Wort wurde von den anderen drei im Zimmer gehört. Keiner, dessen bin ich sicher, wußte das Geringste von meinen Familienangelegenheiten, und keiner konnte wissen, daß ich einst eine Schwester besessen hatte, die vor zehn Jahren gestorben war ... Ich bin nie einem weiblichen Wesen begegnet, dessen Sprache soviel Eigenartiges besaß. Als sie nach zehn Jahren des Schweigens wieder zu mir sprach, geschah das in der durchaus nur ihr eigenen Weise. Jede Silbe war vollkommen artikuliert und zeigte wieder die ihr so charakteristische Intonation." Ich wollte dies

Digitized by Google

wörtlich anführen. Da eine ganze Anzahl von Geistern durch Valiantine laut, ja überlaut, einzeln und im vielstimmigen gesellschaftlichen Gespräch sich vernehmen lassen, ist geplant, Sitzungen mit diesem Medium durch den Rundfunk gleichzeitig zahlreichen Zuhörern zugänglich zu machen.

Ein anderer nicht minder interessanter Abschnitt des Buchs lebt von einer automatischen Schreiberin, deren mediumistische Mitteilungen mit einer so unglaublichen Schnelligkeit entstehen sollen, daß an eine natürliche Entstehung nicht zu denken sei. Der Geist Johannes, der da über viele Angelegenheiten des Jenseits befragt wird oder sich spontan äußert, versteht es vortrefflich, in geschickt ausweichenden Antworten scheinbar immer zu versuchen, den Sitzungsteilnehmern die Dinge klarzumachen, die Lebende eben noch nicht verstehen können und die denn auch keine Klarheit und Deutlichkeit gewinnen. Aber sie sind interessanter als die meisten ähnlichen „Offenbarungen". Sehr viel greifbarer ist der sich desselben Mediums (einer Mrs. Travers-Smith, Tochter des verstorbenen Literarhistorikers Professor Dowden) bedienende postume Oscar Wilde, der nicht nur den allgemeinen Charakter, sondern auch den Witz und spielenden Stil vom Dichter des Lord Henry wieder mitbringt. Er spricht zur englischen Literatur. Über Hardy sagt er: „Ich erinnere mich noch recht gut, wie seine ‚Teß' jungfräuliche Herzen höher schlagen ließ. Es war eine Geschichte voller Reiz für ein Schulmädchen, das sich einbildet, bereits zur Geschlechtsreife gelangt zu sein." Witzig ist auch, was Wilde über Meredith und über Shaw sagt.

Wenn ich an diesem, wie man sieht, gewiß anregungsreichen Buch auch etwas tadeln soll, so ist es der Titel: es geht hier nichts den Sternen zu; vielmehr gewinnt man den Eindruck, daß die Geister in den irdischen ganz ähnlichen Verhältnissen verstrickt bleiben.

Ob gegenüber einem so stark für den Spiritismus werbenden Buch wohlmeinend warnende Schriften, wie sie die Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg verbreitet — so die beiden Veröffentlichungen des dänischen Geistlichen H. Martensen-Larsen: „Das Blendwerk des Spiritismus" und „Bekenntnisse eines Spiritisten" oder G. F. Nagels „Wege in die Geisterwelt" — sich viel Geltung verschaffen werden, bezweifle ich. Unbedingt in ihnen zu unterschreiben ist die gepredigte Ansicht, daß der Weg zum Erleben und zur Erkenntnis des Wesentlichen, Gottes, des Allseins kaum durch den Spiritismus führt — auch wenn man noch andere Wege, als in diesen Büchern gewiesen werden, für die richtigen dazu hält.

Das Gebiet, von dem aus nach meiner Schätzung der okkultistische Büchermarkt am reichsten beschickt wird, ist die Astrologie, für die mir noch immer nicht die, ganz dieser Zeit mögliche, Einstellung gefunden zu sein scheint. Der neue Jahrgang des „Weltrhythmuskalenders" (für 1927) ist stattlicher geworden als im Vorjahr, muß sich naturgemäß in manchem wiederholen, dehnt seine Interessensphäre aber auch weiter aus: auf die Lehre von den Tattwas, auf Atmung, Rassenkunde und anderes. — Ein volkstümliches, übrigens treffliches, kleines Orientierungsbuch ist „Des Lahrer hinkenden Boten Astrologiebüchlein" (Moritz Schauenburg, Lahr in Baden) mit dem großen Fragezeichen inmitten des Horoskopschemas auf dem Umschlag und naturgemäß auch auf mancher Seite des Inhalts. — Daneben liegt des bekannten astrologischen Schriftstellers H. Freiherrn v. Klöckler „Lehrbuch der astrologischen Technik für Laien" (Kursus der Astrologie Band I, Astra-Verlag, Dresden): „Der vorliegende Text wendet sich ausschließlich an den Laien und macht es sich zur Aufgabe, jedem, ohne Vorkenntnisse vorauszusetzen, die Grundelemente des astrologischen Berechnungsverfahrens zu vermitteln." Die dazu notwendigen Tabellen sind beigegeben. Der Laie, für den ich alle Berechtigung habe zu sprechen, denke aber ja nicht, daß er hier nun, wie in einer Logarithmentafel eine Multiplikation, Schicksale oder auch nur das äußere Bild von Horoskopen aufschlagen oder mit ein paar Federstrichen ausrechnen lernt. Auch der sehr vereinfachte Weg dieses Lehrbuchs ist für Analgebraiker höchst dornenvoll und mit vielen spitzen Zahlen besät. — Dem Laien menschlich näher kommt ein anderes astrologisches Buch, in dem keine Zahlen stehen, aber manche praktischen Erkenntnisse, Worte vom Leben, von den Charakteren, den Schicksalen, die zum Nachdenken und Nachprüfen locken: „Der Mensch und seine Götter" von Lena

Digitized by Google

Voß (Berlin-Lichterfelde, Verlag für Kultur und Menschenkunde). Dies Buch geht auch gleich ins Anschauliche, Greifbare, in den (natürlich nicht nur hier) behaupteten Zusammenhang zwischen Astrologie und Körperbau, den es mit vielen Bildbeigaben zu beweisen sucht und mindestens als möglich oder wahrscheinlich zeigt. Ich beobachte, daß die Unzahl der Gestalten und Gesichter, die uns begegnen, sich überraschend zu gliedern und einzuordnen beginnen, wenn man sich mit der Lehre von den astrologischen zwölf Grundtypen beschäftigt. Jedenfalls steht diese Schrift, auch wenn sie irren sollte, voll im Leben. — Die allerbedeutsamste Veröffentlichung in der Astrologie aber ist „Die Astrologie des Johannes Kepler", eine von Heinz Arthur Strauß und Sigrid Strauß-Kloebe (im Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin) eingeleitete und herausgegebene Auswahl der astrologischen Schriften Keplers. Hier spricht ein Herr und Meister des Gebiets und ein Mann noch der großen Zeit der Astrologie. Er verteilt Bejahung und Zweifel leidenschaftslos und scheint mir so eingestellt, wie es ein kluger, nicht naturwissenschaftlich-überheblicher, sondern auch dem Geheimnisvollen verehrend zugewendeter Mann unserer Tage sein könnte: „Man kann im allgemeinen sagen, daß nur dann ein unbelastetes und glückliches Leben zustande kommt, wenn die Strahlen und die Qualitäten der Planeten in geeigneter, und zwar in geometrischer Weise zusammenstimmen. Dieses Zustandekommen aber kann nicht anders geschehen, als dadurch, daß der Charakter der ganzen himmlischen Position in die gebärende, nährende, bildende, sinnliche und animalische Kraft des Menschen eingedrückt werde. Denn der Körper ist zu grobstofflich, als daß er den so subtilen Charakter eines nicht greifbaren, sondern nur erkennbaren Dings aufnehmen könnte. Das, glaube ich, ist also der Grund, daß, obwohl der Himmel in alle möglichen Veränderungen übergeht, dennoch der Charakter jener Position bewahrt bleibt, der Position nämlich, die sich am Himmel fand, als das Leben des Menschen in der Geburt entzündet und ihm gleichsam erst eingegossen wurde." Aber auch: „Wenn ich aber dagegen jetzt von dem Erfolg meiner Studien sprechen darf, was, so frage ich, finde ich denn am Himmel, was auch nur oberflächlich darauf hindeutet? Kundige werden mir zugestehen, daß ich nicht unbeträchtliche Teile der Naturerkenntnis neu herausgearbeitet, verbessert, ja völlig fertiggestellt habe. Aber meine Gestirne waren hierbei nicht Merkur, östlich von der Sonne, im siebten Haus stehend und Mars im Quadrat zu ihm, sondern Kopernikus und Tycho Brahe, ohne dessen Beobachtungsmaterial alles, was von mir ins klarste Licht gestellt worden ist, im Dunkel begraben läge; nicht Saturn, der Herr des Merkur, sondern die erhabenen Kaiser Rudolf und Matthias, meine Herren; nicht der Steinbock, das Planeten beherbergende Haus des Saturn, sondern Oberösterreich, das Haus des Kaisers und die bereitwillige, ungewöhnliche Freigebigkeit seiner Großen mir, dem Strebenden, gegenüber."

Nur mittelbar hängen zwei Gebiete mit dem Okkultismus zusammen, aus deren jedem einige Bücher sich den rein okkulten gesellten und hier wenigstens Anspruch auf Erwähnung haben. Das eine dieser Gebiete ist die Suggestion, die durch Coué eine volkstümlich-primitive und sehr wirksame, breite Wiedergeburt erlebt und sozusagen ein weltliches Lourdes hervorgerufen hat. Drei Werke seien erwähnt, zwei aus dem Verlage von Carl Reißner in Dresden: die schon berühmt gewordene Schrift von Charles Beaudouin „Das Wesen der Suggestion" und die sehr instruktive „Praxis der Autosuggestion" von C. Haary Brooks; eins aus der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg: „Rätsel des Ich" von Richard Remmy. Doch die Suggestion und ihre Lehre sind ja längst aus dem mütterlichen Schoß des Okkultismus in die Helle und den unbestrittenen Besitz der Wissenschaft hinübergerückt.

Die Mystik aber, die auch zwei Werke zu der heutigen Auslese beisteuert, müssen wir, je tiefer wir sie kennen lernen, immer mehr zur Kunst, zur Dichtung hinüberweisen — zu jener schwebenden, höchsten und letzten Erfassung des Seins, die dem Menschen gegeben ist: die schaut, erkennt, wiedererkennt aber nicht begründet; die so leuchtend, so wirklich die Welt sieht, daß ihr der Gedanke, sie kausal ordnen, d. h. vergewaltigen zu müssen, gar nicht kommt; die erlebt und wiedererlebt und eigentlich nur in diesem Erleben ist. Aber auch zur Religion und zur Philosophie, die in jeder großen Kunst sich bergen, strebt die Mystik oft

Digitized by Google

ausgesprochen hin; selbst in deren nicht mehr der Kunst zugehörende Gebiete, wie das, an den rein wissenschaftlichen Leser sich wendende, fast nur durch den Fachmann derselben Disziplin ganz beurteilbare bedeutsame Werk von Rudolf Otto „Westöstliche Mystik" (im Verlag von Leopold Klotz in Gotha) wieder fesselnd zeigt. — Max Kemmerich gibt ein „Weltbild des Mystikers" (Steinverlag, Leipzig-Wien-Neuyork). Ich glaube, daß das Wort „Mystiker" für dieses (wie alles, was Kemmerich in seiner temperamentvollen, vielleicht ein wenig lauten Art schreibt) überall irgendwie interessierende Buch ein Mißverständnis, eine falsche Terminologie ist. Das beweist mir die von Kemmerich mehrfach gebrauchte Wendung: „Wir Mystiker." Ich bin der Überzeugung, daß diese Selbstbezeichnung sich für jeden echten Mystiker ausschließt, daß Mystiker etwas ist, was nur die anderen zuteilen — schon deshalb, weil dem Mystiker das, was er erschaut, nicht mystisch, sondern trotz der Hüllen aller Geheimnisse einfach als Wirklichkeit, als seiend erscheint. Wer sich selbst Mystiker nennt, muß den Verdacht erwecken, daß er die mystische Weise des Erkennens, des Eindringens in das nächste Randstück des uns umgebenden ewigen Urwaldes nicht kennt und mit anderem verwechselt. Dem Verfasser dieses Buchs geht es immer um beweisbare Tatsachen — dem Mystiker nur um Dinge, die hoch über jedem naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, erfahrungsgemäßen oder logischen Beweis, über jeder Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit stehen; nur um letzte innere Gewißheiten. Der wissenschaftliche Mensch könnte die innere Gewißheit des Mystikers auf ihre Übereinstimmung mit unserer Wirklichkeit prüfen und sie ins Bereich der Tatsachen ziehen. Aber er wird auch dann nie sagen dürfen: „Wir Mystiker." —

Glorie dem Spießer!

Von Rudolf Frank (Mainz)

Im Sommer 1906 trat Richard Dehmel angenehm benebelt aus dem Rheingauer Weinhof zu Bingen und rief verklärt in den schönen Abend: „So ein richtiger binger Spießer ist mir lieber als der ganze Stefan George!" Mit dieser Ansicht stand er allein am Rheinufer, war allein in Deutschlands geistigen Gefilden und doch seinem Volk wieder mal um zwei Dezennien voraus. Denn nach Ablauf dieser Frist trat besagtes Volk in das Zeichen des „fröhlichen Weinbergs", dessen grenzenloser Erfolg auf der Tatsache basiert, daß jetzt wirklich dem ganzen deutschen Volk, inklusive etlicher Geistigkeit, ein rheinischer Spießer, zwei rheinische Mädchen lieber sind als der ganze George (womit nichts gegen diesen gesagt ist). „Glorie dem Spießer!" lautet die neue Devise. Wie ein zahnloser Kettenhund verkriecht sich Sternheim im Winkel, während sein Hicketier, Arm in Arm mit Wolke und Zuckmayer, verklärt an ihm vorübergönnern: „In unserem Weinberg liegt ein Schatz, grabt nur danach!"

Und die poetischen Winzer der besten Gemarkung und selbst der „bessere Herr" Walter Hasenclever graben und singen: Glorie dem Spießer! — Hat er nicht eine Seele wie wir, helle gütige Augen, ein kindisches Herz, Sehnsucht und die Erinnerung an eine brausende Jugend? Kauft er nicht unsere Bilder, sitzt er nicht in unsern Premieren, besitzt er nicht aus ehrwürdiger, gefestigter Tradition heraus die „neueste Sachlichkeit", nach der wir streben und die uns doch meistens danebenglückt?! Lang genug hat man ihn verachtet. Mit übermenschlicher Geduld und Nachsicht hat er den Affront eines Jahrhunderts ertragen, ja zuletzt noch ermuntert. Wo sind nun die Grenzen zwischen Genie und Spießer? Wo hört der Gerhart Hauptmann auf und fängt der „Spießer" gleichen Namens an? Und wie steht es in dieser Beziehung — sagen wir — mit Thomas Mann, Hermann Hesse, Werner Kraus? Gehört nicht diese ganze Spezifikation von Bürger und Bohemien, Künstler und Philister samt dem damit zusammenhängenden Erbhaß zwischen beiden Sphären in die Rumpelkammer der Kulturgeschichte? Umschließt nicht mit eisernem Band der ökonomische Zwang unserer amerikanisierten Epoche beide Stände, ja findet

Digitized by Google

sich nicht vielleicht heut in sorgloser lebender Bourgeoisie mehr von dem, was wir einst fröhliche Ungebundenheit der Künstlerseele nannten? Hingegen in den bedrängten oder industrialisierten Künstlerberufen gehetztes Spekulieren, Rechnen, Feilschen, Prozessieren, kurz all das, was wir früher als merkantilistisches Krämertum brandmarkten?! O es wird immer da Künstler, dort Philister geben, aber die ungemütliche und prätentiöse Feindschaft zwischen beiden Ufern ist sinnlos geworden. Die Glocken vom Silverberg und Stresemann läuten auch in der Literatur und verkünden Annäherung. „Liebe ist der beste Brückenbauer," sagt Arnold Ulitz in seinem neuen Roman[1] und baut Brücken zwischen Menschenherz und Maschinenzeit, zwischen Poesie und Banalität, zwischen ausdrucksvollen und eindrucksloſen Gesichtern. Und die Brücken sind schwebende, schaukelnde, strahlende Sätze, stählern und doch geschmeidig, und aus der Dehmelzeit, aus der Dehmelzeit klingt „sein Lied so wunderbar":

„Zeit und Ewigkeit
sind nur noch zwei kleine Kerzen.
Menschenlust und -leid
können nicht mehr freun und nicht mehr schmerzen.
Totenstille hat mich zugeschneit,
mich an meinem warmen Herde.
Nur ein fliehender Schlitten klingelt weit.
Letzter Mitmensch fährt jetzt schon am Rand der Erde."

„Christine Munk", dieser Titel von Ulitz gewählt, könnte von Hamsun sein oder von — Hauff; denn er klingt gleicherweise an Munken Vendt und an den Peter Munk mit dem „steinernen Herz", inhaltlich noch mehr an diesen. Nicht bloß in der Bürgerfamilie Munk, mehr noch im Helden der Geschichte, dem Revolutionsschriftsteller Severin mit dem weichen Herzen, das mitten in großer Liebe plötzlich kalt wird, steckt (wie „Schatzhauser im grünen Tannenwald") der verträumte Kohlenmunkpeter des Schwaben Hauff. Oder ist es gar der Taugenichts aus dem Eichendorff, der uns hier zwischen Autos, Kinos, Radio, Börse und Bar begegnet? Wunderbar vergoldet sich unter seinem Schritt das Pflaster, auf dem wir täglich wandeln, blüht und leuchtet die Zeit, die wir schaudernd hinter uns lassen. Er aber wirft sich hinein wie in eine Wiese, und sie wird duftig, gütig und heiter. Dumme Stammtische werden verführerisch, Geknutsch auf nächtlichen Parkbänken ist hold und zart, Klassenhaß ein fernes Wetterleuchten, das die Paare auf den Bänken sich nur noch dichter aneinanderschmiegen läßt. Bernhard Severin, der mit solchem Blick begnadete, ist zugleich ein Begnadigter. Er hat im Kapp-Putsch eine bajonettierte Frau mit gleichem Todesstoß an dem mordenden Stahlhelmstudenten gerächt und nach elf Monaten Gefängnis Amnestie erlangt. Sein ganzes Wesen ist der Freiheit, der Freude des Daseins geöffnet, sein Herz dem großen Überschwang der Liebe. Waren damals in Verona die Capulets, Vater, Mutter, Vettern, nicht auch rechte Spießer? Bernhard Severins Romeo-Liebe mit Mondschein und Fensterpromenaden senkt sich tief in die Tochter eines Kartonnagefabrikanten. Sie ist ein schmalhüftiges Aschenbrödel und von Julia-Liebe märchenhaft verschönt. Wie sich diese Liebe ins Grenzenlose verliert und im Begrenzten der Ehe wiederfindet, wie der Schriftsteller die vermeinten Vorurteile des Kartonnagefabrikanten und die wirklichen in sich überwindet und organisch in die Familie eingeht, müßte auf Grund der Gesamtanlage den Schluß der Geschichte bilden. Doch der Autor schaukelt nebenbei auf den hängenden Brücken der Reflexion und des Metiers. Suchend blickt er nach rechts und links. Fast kriegt er's mit der Angst, da fließt ihm ein aparter Einfall in die Feder — oder ist's eine Feder, die in früher Morgenstunde vom Dach herunterweht? — Nein, es ist ein ganzer Vogel. Der berühmte „Falke", dessen sich jede bessere Novelle rühmt, verfängt sich hier zufällig im Netz eines Romans. Ein Zeitungskonzern offeriert Severin eine Weltreise, zwei Weltreisen! Der Winkelzug des Verfassers gibt erregenden Konflikt. Liebe hat dem Amnestierten den Himmel geöffnet, Ullstein (oder Mosse) eröffnen ihm die ganze Erde. Die Träne quillt (bei beiden Liebenden), aber: die Erde hat ihn. Der Gedanke, sein Mädchen mitzunehmen, kommt ihm so wenig wie weiland Dauthendey. Lieber Leichen! Der Autor schwankt und schreibt und schaukelt bis zum letzten Druckbogen im Ungewissen. „Zwei Menschen sagen sich Lebewohl." Entfernung, Liebe, Heimweh wächst und wächst. „Die Erde ist mir zu groß!" Schon scheint die Rückkehr nah, das selige Wiedersehn, Hochzeit,

[1] Christine Munk. Roman. Von Arnold Ulitz. München 1926, Albert Langen. 307 S.

Digitized by Google

Villa im Grunewald — da stoppt Ulitz: sollte wirklich Courts-Mahler recht — nein: recht hat Brecht. Ins „Dickicht" mit dem Helden, zu Icewater, Whisky und Urwald, zu Baal, Rimbaud, Strolchfreundschaft, Hafen und Schlafen und in die Wollust des Verwesens! Ein zweiter Winkelzug: Severin erlebt, im Urwald verirrt, zehn Schritte von der Autostraße die Sensation des Sterbens. Gerettet beschließt er: „Ich bin gestorben." Und kneift aus. Dann wird das Schicksal der verlassenen Christine wie das einer Episodenfigur auf drei Seiten rasch und ohne das innere Miterleben, das den Anfang des Romans auszeichnete, berichtet.

Heißt das Buch nicht Christine Munk? Es ist mit Unrecht so genannt. Was auf den ersten zweihundert Seiten aus einer reinen Fülle des Schauens und Erlebens hervorwuchs, wird gegen Ende Referat, ohne innere Konsequenz und Überzeugung gestoppeltes Kolportagegerippe. Drängte ein Verleger, drückte ein Vorschuß, waren zwanzig Bogen vertraglich bedingt? — Es wäre nicht der erste Roman mit (aus solchen oder ähnlichen Ursachen) verkümmerter oder verbogener Spitze. Eine generelle Untersuchung dieser Frage wäre von Wert. Denn sie steht im engsten Zusammenhang mit der oben gestreiften Industrialisierung künstlerischen Schaffens.

Ich schrieb in meiner Besprechung des vorigen Romans von Ulitz, es sei mitunter, als wären ihm die Sehnen zerschnitten. Dieses neue Werk zeigt ihn gekräftigt und hebt sich in Sprache, Geist und Anschauung hoch über die „Barbaren". Und doch hält er sich nicht bis zum Schluß auf den Beinen. Er sackt zusammen. Ist es Dichterkraft, die fehlt? Oder jener Fleiß, ohne den kein Genie sich dauernd aufrecht hält? Mir scheint, das letztere. Denn selten war Arnold Ulitz mehr Dichter, gelöster und schwebender in Worten und Gedanken als in den ersten zwei Dritteln dieser wohl nur aus Gründen der Marktgängigkeit zum Roman aufgetriebenen Erzählung.

Aber gelöst sein heißt nicht planlos sein, schwebende Anmut schließt klare Architektonik niemals aus, und Zartheit des Gemüts verträgt sich sehr wohl mit einer entschiedenen Handschrift.

Das Tagebuch Richard Dehmels[1]

Von Werner Türk (Berlin)

Das Tagebuch beginnt der Dreißigjährige kurz nach seiner Rückkehr aus Italien. Mit der ersten Einschrift im Dezember 1893 folgt Dehmel der Bestimmung jenes unwillkürlichen Triebes, das bisher mit zuviel Beichte, zuviel Wahrheitsrenommage à la Rousseau und zuviel Reflexion beschwerte Kunstschaffen künftig zu entlasten." Mitbewirkt wird die Anlage des Tagebuchs durch den Zwang, die im Ausland erworbenen Perspektiven und Erfahrungen auszuwerten und die Vielheit der Eindrücke geistig zu ordnen.

*

Dehmel fixiert die seelischen und geistigen Bekenntnisse nicht in flüchtigen Notizen, sondern in dichterischen Miniaturen und in festgefügten essayistischen Formen von aphoristischer Prägnanz und Konzentration. Wir spüren, daß der Stil des Tagebuchs seinen Ursprung in der erstaunlichen Helligkeit einer lebendigen Bewußtseinssphäre hat. Daß er in der Askese philosophischen Denkfleißes geschmiedet ist. Daß er Bildkraft von höchster poetischer Intensität besitzt.

Dehmel selbst schreibt über seinen Stil: „Paula warf mir vor, der Stil des Tagebuchs lasse zu sehr merken, daß es für die Nachwelt geschrieben sei. Ich erwiderte: ‚Dann ist es eben ein ehrlicher Stil!' —"

*

Ein vitaler und verantwortungsbewußter Erkenntniswille führt Dehmel an die sublimsten menschlichen Probleme und an die diffizilsten ästhetischen Aufgaben heran. Die Ergebnisse der philosophischen Betrachtungen und der kunstkritischen Sondierungen weiten sich zu geistigen Erlebnissen aus.

*

[1] Bisher hat das Tagebuch nur den Mitgliedern der Dehmel-Gesellschaft vorgelegen. Jetzt ist es als erster Teil eines bei S. Fischer erschienenen Sammelwerkes Richard Dehmel, „Bekenntnisse" der Öffentlichkeit übergeben worden. Den zweiten Teil des Sammelwerkes bilden die von Ida Dehmel zusammengetragenen, gesichteten und chronologisch geordneten offenen Briefe des Dichters, seine Antworten auf Rundfragen und seine Buchkritiken.

Digitized by Google

In verzweifelten Berichten enthüllt uns der 32jährige Dehmel die Tragik seines Schicksals. Wir sehen ihn vor uns: Vergrämt, mit der Aktentasche unter dem Arm, als Beamten einer Versicherungsgesellschaft auf dem Wege zum Amt. Wir sehen ihn in einem Bureau vor vollgeschmierten Akten und aufgeblätterten Nachschlagewälzern sitzen: in heimlicher Empörung gegen den Alltag, der ihm in widerwärtiger Unersättlichkeit die Zeit fortfrißt. Wir hören, daß der durch einen acht- bis dreizehnstündigen Bureaudienst eingeengte Schaffenstrieb des Dichters nervöse Störungen bewirkt. Zerrüttungen, von denen Dehmel wiederholt behauptet, daß sie sein Halluzinationsleiden verschlimmert hätten.

In dem Tagebuch beschreibt Dehmel mit seltsam erregender Anschauungskraft einige seiner Halluzinationen. Die pathologische Vorbedingung dieser Sinnestäuschungen war eine epileptische Disposition und, wie schon erwähnt, eine ins Krankhafte gesteigerte psychische Überreizung, die sich in den Sinneszentren auswirkte. Dehmel wurde durch visuelle und akustische Halluzinationen bedrängt. Diese entwickelten sich beim Einschlafen im Dämmerzustand und begannen mit einem starken Ohrensausen und einem elektrischen Prickeln im Körper. Eine grauenvolle Angst überkroch den Halluzinierenden, lähmte ihn. Die imaginären Objekte der krankhaften Sinneswahrnehmungen tauchten bei den Gesichtshalluzinationen im Dunkel auf, entwickelten magische Leuchtkraft, blieben zauberhaft in der Luft hängen, bewegten sich gespenstisch-phosphoreszierend. Christusköpfe mit glühendem Dornengeflecht, bleiche Totenschädel, stereometrische Körper, stilisierte Pflanzen und ein kaleidoskopisch huschender Farbenspuk erfüllten das Schlafzimmer mit unheimlichem Leben. Phantastischer und erschreckender noch waren die Gehörshalluzinationen. In seinem Tagebuch pathographiert Dehmel drei in ihrer Wesensart verschiedene Formen der Gehörsbilder: die musikalische, die religiöse, und die brutal-gespensthafte. Interessant ist, daß Dehmel in einer Halluzination einen Satz aus Chopius Fis-moll-Polonaise in exakter Deutlichkeit hörte, obwohl er in wachem Zustand nicht die geringste musikalische Erinnerungsfähigkeit besaß. Merkwürdig ist auch der Gefühlsgehalt der religiösen Halluzinationen, dessen Gottempfindung im direkten Widerspruch zu der bewußten, freireligiösen Weltanschauung des Dichters stand. Dehmel selbst bezeichnet dieses Phänomen als einen Atavismus des Unterbewußtseins. Die Gesichts- wie die Gehörshalluzinationen konnte Dehmel während ihrer ganzen Dauer kontrollieren. Er verlor nicht einmal das Bewußtsein der Irrealität aller visuell und akustisch konzipierten Erscheinungen. Ja, es war ihm sogar möglich, bewußte, gedankliche Vorstellungen in die Halluzination mit einzubeziehen. Die Kontrollfähigkeit ermöglichte ihm mit der Zeit eine effektvolle Disziplinierung seiner Halluzinationen. Er konnte die imaginären Gesichts- oder Gehörserscheinungen durch seine Willenskraft entweder im Entstehen auslöschen oder sie zu einer unheimlichen Wirkung intensivieren. Nach Jahren gelang es ihm, sich vollkommen von den Sinnestäuschungen zu befreien. —

*

In unsentimentaler Leidenschaft verrät der Dichter seine erotischen Konflikte, die im Zusammenprall seiner rücksichtslos-elementaren Natur mit seinem moralischen Bewußtsein entstehen. — Dehmel liebt zwei Frauen: Paula und Hedwig. Zu der einen führt ihn der Geist; zu der anderen der Trieb. In seiner Zerquältheit entschließt er sich, die seruelle Bindung zu lösen: Er verabredet sich mit Hedwig, sagt ihr, daß sie sich seltener sehen müßten. Hedwig ist erschüttert. Und Dehmel trifft mit ihr für den übernächsten Tag eine neue Verabredung. Schicksalhaft-unlösbare Verkettung. Frau Paula, die geistige Gefährtin, begreift, daß Dehmel durch seine Artung Opfer einer tragischen Verstrickung geworden ist. Deshalb schont sie Dehmel, indem sie in bewunderungswürdiger Selbstverleugnung die Ansprüche ihres Frauentums niederringt.

Dehmel schreibt über die seltene Seelengröße dieser Frau: „Ich werde es Paula nie vergelten können, durch keine noch so schwere Selbstüberwindung, daß sie mir so selbstlos kämpfen hilft. Und welche tiefe Weisheit ist in ihrer Nachsicht! Widerstand würde mich rücksichtslos machen."

Im Hinblick auf die offenmütige Confessio ist es verständlich, daß Dehmel das Tagebuch, das in die Tiefen seiner leidzerklüfteten problematischen Natur hinabführt, erst nach seinem Tode veröffentlicht wissen wollte.

Digitized by Google

Zwischen Ja und Nein

Von Ernst Martin (Krefeld)

Alfred Polgar hat nun endlich seine Kritiken und kritischen Betrachtungen gesammelt erscheinen lassen und zwar in drei Bänden: „Kritisches Lesebuch", „Stücke und Spieler", „Noch allerlei Theater". Das ganze Werk, zu dem er aus seinen Tageskritiken das zusammengetragen hat, was er aus seiner vieljährigen Tätigkeit für würdig hielt, „der Nachwelt überliefert zu werden", trägt den, um mit Polgars Landessprache zu reden, etwas reichsdeutschen Titel „Ja und Nein".[1] Ja und nein, diese zwei unerbittlichen kategorischen Imperative sind aber nur die beiden schroffen Klippen, zwischen denen Polgar sein kritisches Schifflein auf gescheit-gütigen Wellen hindurchsteuert. Niemals ein schroffes Nein, niemals aber auch ein allzu lebhaftes Ja. Es war auch durchaus kein kategorischer Imperativ, der ihn zwang, überhaupt Kritiken zu schreiben, oder sich mit einem bestimmten Dichter und dann wieder mit dessen einzelnen Werken zu beschäftigen, er hielt sich vielmehr auch als Kritiker an das, was ihm das Repertoire seiner Wiener Bühnen bot oder was ihm seine Reisen zu Gesicht brachten. So schreibt Polgar stets nur über das, was er (mehr oder weniger zufällig) gesehen hat. Aber wie er es gesehen hat und wie er das Geschaute mitzuteilen weiß, das ist seines Könnens hoher und eigener Reiz, das wird zu dichterisch empfangenen und sprachkünstlerisch gestalteten Visionen eines immer neu erlebenden idealen Zuschauers: „Denn ich bin durchaus nicht Kenner der Bühne, sondern ihr gegenüber chronischer Laie, ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, hinter ihren Zauber zu kommen, immer nur den, diesem Zauber ein empfängliches Objekt zu sein — noch heute ist für mich der Augenblick, da es im Zuschauerraum dunkel und eine Stille wird, jener verwandt, die vor allem Anbeginn über den Wassern lag, voll Geheimnis und Schauer eines rechten Schöpfungsmoments —, ich bin immer zum erstenmal im Theater..." Polgars Kritik ist entstanden, wie sonst Lyrik entsteht. Sie bleibt immer persönlich, sehr persönlich, vom jeweiligen Eindruck abhängig, aber doch nicht an ihn gebunden. Und so geben denn auch seine zum Buch vereinigten Besprechungen weit mehr Aufschluß über den Besprecher, als über das Besprochene. Das Wörtchen Ich stellt sich reichlich ein, aber — und das ist erquicklich — niemals in den Vordergrund geschrieben oder gar als Hauptsatz stilisiert. Polgar stellt keine Thesen auf, er kennt kein System. Wenn das wiener Repertoire jahrelang keine ihm bedeutenswerten Goethe- oder Schiller-Aufführungen brachte, so ist er durchaus nicht unglücklich darüber, daß Schiller oder Goethe in seinen Büchern eben nur mit einigen Zeilen bedacht werden können. Desto mehr weiß er dafür über andere, von Shakespeare bis zu Pirandello, Schönes, Geistreiches, Besinnliches, auch ein bisserl Boshaftes zu sagen. Etwa über Nestroy: „Nestroy war kein Moralist. Wenn bei ihm die Tugend das Laster besiegt und Hochmut vor dem Fall kommt, so ist das ein sittliches Ordnungmachen, weniger um der Sittlichkeit als der Ordnung willen. Nur keine Schlamperei... Nestroy hat den absoluten Humor der Welt, in der er zu Hause ist, gesehen, ihre konstitutionelle, nicht zufällige Possierlichkeit. In den Figuren (die er, sie entdeckend, erfand) scheint der Typus auf seine letzte Spaßigkeitsformel gebracht, seine innerste Komik befreit, herausgesprengt aus allen Bindungen. Naturalistisch ist an diesen Figuren, trotz ihrer himmlischen Echtheit, gar nichts. Von den Sternen, unter denen sie geboren sind, leuchten nur die goldpapierenen. Eine beglückende astrologische Konstellation, der die Hausknechte und Lehrbuben die Luzidität ihrer Dummheit, die Kommis ihre hinreißende Beredsamkeit, die Kutscher, Kellner, Wächter das Bezaubernde ihrer Gefräßigkeit, Grobheit und Habgier verdanken. Nestroys Dichtung ist das schönste Monument, das je dem Mutterwitz eines Volkes errichtet wurde." Welcher andere hätte schon das Wesen des Wieners und seines, wie überhaupt Österreichs, bedeutendsten Dichters so zutreffend, knapp und einprägsam erfaßt und festgehalten? Von ähnlichen kristallklaren, einmaligen Formulierungen

[1] Alfred Polgar: Ja und Nein. Schriften des Kritikers. Drei Bände. Berlin 1926, Ernst Rowohlt Verlag.

Digitized by Google

blitzen und funkeln die drei Bände von Anfang bis zu Ende.

Die Besonderheit des Theaterkritikers Polgar liegt aber auch in der bewußten Anerkennung der primären Bedeutung des Schauspielers. Im Gegensatz zu beinahe allen sonstigen Kritikern von Eigenart und Bedeutung ist ihm die Schauspielerei wichtiger als die Stücke oder gar deren Autoren. Viel wichtiger auch als die Probleme der Regie, die er allerdings vollinhaltlich spürt und würdigt. Wer seine Schilderungen von Brahms Ibsen-Inszenierungen, Jessners „Richard III.", Reinhardts „Diener zweier Herren", Karlheinz Martins „Franziska" oder der verschiedenen Tairoff-Aufführungen liest, sieht diese Stücke förmlich in Stimmung und Tempo jener individuellen Regieleistungen vor sich erstehen. Aber über dies alles geht ihm doch der Schauspieler. So nötigt es ihn nach aller Anerkennung des Neuen und Mitreißenden bei Tairoff doch zu den Worten: „Wie wurschtig wird sofort alles theoretische Geschwätz, wie gleichgültig, ob altes oder neues Theater, wenn ein Mensch in der lebendigen Fülle seiner Menschlichkeiten auf der Bühne steht und Geist und Gefühl der Zuschauer mühelos in jede Falle lockt, die sein Spiel ihnen legen mag — der gefesselte Zuschauer ist wichtiger, als das entfesselte Theater —, wie fegt er mit einer Handbewegung, einem Blick, einem Lachen ganze Pakete von Prinzipien in den Müll, wo sie hingehören, und schöpft, soweit er Schöpfer ist, alles aus der Tiefe und dem Reichtum seines originalen Wesens." Und wenn er von der Massary, von Bassermann, Pallenberg und den anderen spricht, klingt neben allem Verstand und Urteil des feinnervigen Kulturmenschen die heiße Liebe des begeisterungsfähigen Zuschauers an, der mit den Schauspielern leben und kämpfen will. Hier tritt das Wienerische in Polgars Erscheinung am deutlichsten hervor.

Ein letztes Kapitel im dritten Bande heißt: „Große kleiner Kunst". Es gilt vor allem den Fratellinis, Grock, Chaplin und Karl Valentin. Und wahrhaftig, solche Erscheinungen graben tiefere Furchen in das künstlerische Gesicht unserer Zeit, als manche noch so feierlich zelebrierte, wortreiche Gleichgültigkeiten Kleinerer großer Kunst. Polgar hat den Sinn seiner Zeit erkannt, wenn er (der Anlaß sei diskret verschwiegen und dem Spürsinn des Lesers überlassen) die Worte findet: „Wie fade ist doch feierliches Theater, das Wolke und Nebel zum Baustoff nimmt, formlos und naß wie sie, zerrinnend, verschwimmend mit ihnen. Wie fade ist zelebriertes Theater, Theater der hieratisch gespreizten Finger und himmelwärts verrenkten Hälse!"

Östliches und Westliches in der ostasiatischen Literatur

Von Waldemar Oehlke (Berlin)

In den fünfeinhalb Jahren, die ich in China und Japan verlebt habe, bot sich mir natürlich Gelegenheit, in engster Zusammenarbeit mit chinesischen und japanischen Universitätskollegen der Frage näherzutreten, ob die ostasiatische Literatur ihrer Wesensbestimmung nach als eine rein östliche anzusprechen sei neben einer rein westlichen, zu der die mittelasiatische als indogermanisch und die westasiatische als christlich beziehungsweise byzantinisch hinzugezählt werden könnten, während sich vor den fernen Osten die Mauer der chinesischen Schriftzeichen unübersteigbar trennend gestellt habe.

Durch die Turfan-Expeditionen Grünwedels und Le Coqs in dem Jahrzehnt zwischen 1903 und 1914 ist der Weg entdeckt und beschritten worden, den westliche Kunst durch Asien nach Osten nahm, bezeichnet durch Buddha-Tempel auf Felsen zwischen dunklem Wüstensand und rosafarbenen Bergen. Szythische Nomaden und osteuropäische Reitervölker drangen schon im 3. Jahrhundert v. Chr. nach West-China vor. Das klassische Altertum, indisch-chinesisch abgewandelt, also etwa Zeus als Brahma, Dionysos als Buddha, fand sich auch literarisch vor, beispielsweise die in Deutschland besonders durch Rudolf von Ems bearbeitete Barlaam-Josaphat-Geschichte als Buddha-Legende mit christlichem Einschlag. Umgekehrt dürften die als Kulturfeinde verschrienen Hunnen und Vandalen, sicherlich aber nach ihnen die Mongolen, die ebenso

Digitized by Google

nach China wie nach Europa vorstießen, östliche Kultur nach Westen gebracht und so die Wirkungen des Alexanderzuges ergänzt haben. Als dann die römische Mission einsetzte, noch vor der Reformation, war es literarisch mit der symbolisch absperrenden chinesischen Mauer zu Ende. Die Weltliteratur als Gedankeneinheit konnte also auch durch geographische Hemmungen nicht völlig gespalten werden, geschweige denn durch kalligraphische.

Es ist längst bekannt, wie sehr der Mimus, das alte Volkslustspiel der Griechen, lange vor der Tragödie die gesamte Weltliteratur durcheilt und beeinflußt hat, wie zuerst Hermann Reich 1903 nachwies. Chinas erste Dramen, Refrain-Gesänge aus dem 10. Jahrhundert n. Chr., haben einen Aufbau wie der indische Nakata, d. h. wie der Mimus: Prolog, Epilog, gemischte Verse, eingestreute Prosa. Ein ähnliches Bild zeigen schon im 3. Jahrhundert n. Chr. die Tanz-Maskeraden: Männer als Frauen verkleidet und Tiermasken wie im Mimus, der ja im Westen Shakespeares Sommernachtstraum den Eselskopf geschenkt hat. Auf der buddhistischen Geistesbrücke gab es ein dauerndes Hin und Her zwischen Indien und Ostasien. In den hundert chinesischen Dramen der Blüteperiode während der Mongolenherrschaft wird sogar die Nachbildung des antiken Chors deutlich, denn der Gesang bleibt innerhalb der Prosadialoge auf eine der handelnden Personen beschränkt, greift über die Handlung hinaus und vermittelt zwischen dem Dichter und dem Publikum. Bezeichnend werden ferner die Einteilung in vier bis fünf Akte und die Beschränkung auf Rollencharaktere statt Namen wie im Mimus und in der italienischen Komödie (Dottore, Arlecchino usw.), worüber sich vielleicht manche Expressionisten freuen werden. Inhaltlich bleibt rein chinesisch vor allem die „Nebenfrau". Aber wer würde etwa bei den Eingangsversen eines noch nicht übersetzten Dramas, Hung Schens „Palast des langen Lebens" aus dem 17. Jahrhundert, an einen chinesischen Text denken:

> Nur der verstand die Liebe einst und jetzt,
> Der nur der einen treu blieb bis zuletzt.

Und wenn man die vielen Mordgeschichten als chinesisch anspricht, so darf man nicht vergessen, daß sich Ödipus- und Tantalidengreuel schon durch die chinesische Familien-Pietät verbieten.

Ganz ähnlich in Japan! Das possenhafte Zwischenspiel weist auf den Mimus hin, und das opernhafte No-Drama harrt nur noch eingehenden Nachweises, wie sehr es im einzelnen nach Westen schaut. Der japanische Shakespeare, Chikamatsu Monzaemon (1653—1724) hat in seinem „Tenno amishima" geradezu ein Vorbild zu des jüngeren Dumas „Kameliendame" geschaffen, natürlich nur deshalb, weil die Geisha in Japan soviel früher aufgetreten ist als die Grisette in Frankreich. Die Heldin Koharu verzichtet auf ihren Geliebten, indem sie in seinem und seiner ihn liebenden Gattin Interesse Untreue heuchelt.

Der chinesische Roman, in Prosa ein paar Jahrhunderte älter als der „Don Quichotte", hatte ursprünglich eine parallele Entwicklung mit dem europäischen, wie namentlich das Schelmenmotiv zeigt. Räuberei und Roheit sind wohl nicht allein chinesisch, und auch der europäische Roman könnte sich eine Heldin gefallen lassen wie die „gute Gefährtin" Namens Ping Sin (Ming-Zeit), die ihren an Vergiftung erkrankten Lebensretter in das Haus ihres abwesenden Vaters bringen läßt, und so nach chinesischem Ehrenkodex ihren Ruf und die Möglichkeit einer Ehe vernichtet: sie wolle lieber rein sein als rein scheinen. Und sie „kriegen sich" doch am Ende, während beispielsweise die französische Virginie das Opfer europäischer Prüderie wird.

Man muß sich in der Weltliteratur hüten, allzuviel Einflüsse herauszuspüren, denn die gelbe Rasse besteht ebenso aus Menschen wie die weiße. Der erste japanische Roman „Taketori-Monogatari" aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. verbindet das Turandot-Motiv mit dem der Keuschheitspflicht in der „Jungfrau von Orleans". Prinzessin Strahlenzell, als Kind im Bambus gefunden, darf zu ihrer Mond-Heimat, aus der sie für ein Verschulden verbannt ist, zurückkehren, weil sie irdische Bewerber dadurch zurückweist, daß sie sie vor unmögliche Aufgaben stellt. Das japanische „Fräulein von Scudery", Murasaki Strikibu, erzählt in einer ihrer Novellen im 11. Jahrhundert von dem zarten Mädchen Murasaki (Veilchen), das dem Prinzen Genji Blüten und auf sein Bitten später sich selber

Digitized by Google

gibt, aber schon nach der ersten Nacht tot neben ihren verwelkten Blüten liegt, eine allzu zarte Blume unter Blumen. Hieran erinnert fast ein Jahrtausend später eine Prosa-Legende des Kalifor-niers Bret Harte. Der europäische Beiname ost-asiatischer Dichter ist übrigens meist irreführend, so wenn Bakin (1767—1848) als japanischer Walter Scott bezeichnet wird, obwohl seine dreihundert historischen Romane konfuzianisch lehrhaften Realis-mus vertreten.

Am deutlichsten heben sich Westliches und Öst-liches in der ostasiatischen Lyrik voneinander ab. Schon Grube hat angemerkt („Geschichte der chinesischen Lyrik", 1909, S. 54), daß Walther von der Vogelweides Lied „Unter der Linden" im Schiking einen Vorläufer hat, nur mit dem Unterschiede, daß anstatt des verschwiegenen Vögleins als Liebeszeuge ein Hündlein auftritt:

Getötet liegt das Wild im Hain,
Und Riedgras überspreizet es.
Lenzfreuden sinnt das Mägdelein,
Ein schöner Jüngling reizet es ...
„Gelassen! Und nur sachte, oh!
Nicht an mein Tuch zu rühren trachte, oh!
Und mache ja nicht, daß mein Hündlein — belle!"

Das Kolorit ist meist rein chinesisch. Aber wenn die böse Schwiegermutter die junge Frau nach chinesischem Recht verstoßen darf, so dürfen doch die Liebenden auch in diesem Liede aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. einander treu bleiben nach östlichem wie westlichem Herzensrecht und frei-willig in den Tod gehen, denn Tsian und seine Lantschih sind nicht andere Menschen als in Indien Nal und Damayanti, und über ihrem gemein-samen Grabe verschlingen sich die Zweige nicht; weniger innig als Undine, in einen lebendigen Quell verwandelt, das Grab ihres Geliebten in der deutschen Romantik umfängt.

Die Frau als Hauptvertreterin lyrischer Liebes-klage, die von Männern verfaßt wird, erinnert an den mittelhochdeutschen Minnesang. Schon im 1. Jahrhundert v. Chr. beklagt die „Fliegende Schwalbe" Tschan, daß ihr Geliebter ihr Ge-schenk, einen Fächer, nicht mehr im Ärmel trage, sie also seine Liebe verloren habe. Nun, im Westen tragen die Männer nicht Fächer wie im Fernen Osten — wie übrigens auch fast alle meine chinesischen Studenten im Sommer —, deswegen aber ist das Motiv ebenso westlich wie östlich. Sobald die Frau den Fächer trägt, fällt auch diese Schranke (übersetzt von Forke, 6. Jahr-hundert n. Chr.).

Eben trat sie in die Halle,
Als die zweite Gattin nahte;
Aus dem Hause eilend traf sie
An der Tür der früh're Gatte.

Sie verstummte; keine Silbe
Über ihre Lippen bringend;
Fest die schlanken Hände pressend,
Stand sie da, nach Fassung ringend.

Hastig regte sie den Fächer,
Welcher glich dem Mond, dem vollen,
Wollte ihre Tränen bergen,
Die hervor gleich Perlen quollen.

Ach, es währt ihr jetz'ges Leiden
Immerdar und will nicht schwinden,
Und es kann die alte Liebe
Nimmermehr ein Ende finden.

Es liegt durchaus nicht im Interesse der Weltlite-ratur, daß ihre Teile, die einzelnen National-literaturen, ihren eigenartigen Farbenreiz aufgeben zugunsten der Assimilierung an das allgemeine Ver-ständnis. Wir im Westen verstehen eine Weinende im Osten nicht schlechter, wenn sie den uns wenig bekannten, für China typischen Perlenvorhang zurückschlägt.

Die japanische Lyrik wird bis auf den Begründer der Dynastie Jimmu Tenno zurückgeleitet, dessen Gedicht gelegentlich seiner Vermählung mit der Prinzessin Isukeyori (665 v. Chr.) von Okasaki ins Deutsche übersetzt worden ist, auch ein Beispiel für das soeben Gesagte:

Viel Schilf und Binsen wachsen
Um unser kleines Schloß,
Du breitest Suga-Matten
Darin, mein treues Genoß.

Drum konnten wir beide ruhen,
Vereint im kleinen Haus,
Uns trieb keine böse Sorge,
Kein harter Boden hinaus.

Sollen wir nun etwa die erste Strophe östlich und die zweite westlich nennen? Gewiß nicht, von solcher Philologie bleibe das 20. Jahrhundert verschont.

Im Jahre 201 n. Chr. eroberte die japanische Kaiserin Jingo Korea ohne Schwertstreich; 552

Digitized by Google

wurde der aus China kommende Buddhismus offiziell anerkannt. Seitdem ist die japanische Literatur auch äußerlich ein organisches Glied der Weltliteratur geworden. Die alte Kana-Schrift machte immer mehr den chinesischen Schriftzeichen Raum. Was über die Lyrik Chinas gesagt wurde, bezieht sich also auch auf die japanische, wo gleichwohl abweichende, unchinesische Formen zum Ausdruck kommen, z. B. Haartracht, Fußbekleidung, Kimono, Begrüßung. Gegenüber der westlichen Lyrik kommt in Japan noch einiges hinzu.

Schon in altjapanischen Liedern ist konsonantischer wie vokalischer Stabreim festzustellen, der auch bei dem Dramatiker Chikamatsu Monzaemon in seinen „Joruri" auftaucht, eine interessante west-östliche Parallele.

Bildlich werden in der japanischen Lyrik seit jeher bevorzugt der Lotos, die Kirschblüte und die Sterne. Japans schönstes Gedicht, das Sternenlied Oguras aus dem 7. Jahrhundert, das die Trennung der Weberin (Wega) von dem Hirten (Aquila) durch den Silberstrom (Milchstraße) und ihre Vereinigung im Herbst besingt, bedeutet eine lyrische Beseelung der Natur, wie sie vorher nur in Indien, nicht im klassischen Altertum vorhanden war (übersetzt von Kurth):

O daß wir fänden
Zwei funkelnd helle Ruder,
Umblitzt von Edelsteinen!
Dann in der Frühwotstille,
Dann wollt' ich rudern,
Dann auf den Abendwolken
Hinüberrudern
Und sanft am Silberstrome
Auf deinen Inderschleier,
Der täglich dich befittigt
Im Sonnenäther,
Dich betten und verschlingen
Die Perlenarme
Mit deinen Perlenarmen
Und ruhen tausend Male,
Auch wenn der Herbst noch fern ist.

Uns Westlichen fällt manches anklingend Neue dabei ein. Ich erinnere noch an Justinus Kerners gemütvolle Verse:

Schön ist's, wenn zwei Sterne
Nah sich stehn am Firmament,
Schön, wenn zweier Rosen
Röte ineinander brennt.
Doch in Wahrheit immer
Ist's am schönsten anzusehn,
Wie zwei, die einander lieben,
Selig beieinander stehn.

Diesem Gedicht sieht man höchstens etwas Deutsches, dem ersten aber nichts ausschließlich Ostasiatisches an. Das ist natürlich anders bei Henjos berühmtem Lotosliede (9. Jahrhundert) und Motooris Kirschblüten-Spruch (18. Jahrhundert, übersetzt von Hauser):

Wem wohl der Geist Yamatos
Mag zu vergleichen sein?
Dem Duft der Kirschenblüte
Im Sonnenaufgangschein.

Denn hier muß man zunächst das alte Yamato im neuen Japan wiedererkennen und ferner die japanische Kirschblüte wirklich einmal in ihrer nationalen Bedeutung erlebt haben; und so ist es auch mit unserem westlichen Lotos nicht weit her. Deshalb aber ist die betreffende Lyrik nicht eine rein östliche.

Die Welt ist zu klein, um literarisch nicht eine Einheit zu bilden. Die Nationalliteraturen sollen sich mehr voneinander unterscheiden als die Teile einer Maschine, die Dichter mehr als die Arbeiter einer Fabrik. Bis zu Ende werden der Osten und der Westen einander nie verstehn. Aber verstehn denn auch nur zwei deutsche Dichter einander bis zu Ende? Freuen wir uns doch dessen, was verbindet, ebenso wie dessen, was unterscheidet. Der unbedingt notwendige nationale Eigenwert der Literaturen darf jedenfalls die Wissenschaft nicht dazu verführen, beispielsweise von der chinesischen oder japanischen Literatur zu reden wie von Isolierkammern, so als seien fernöstliche Dichtungen aus dem Monde oder Mars entstanden. Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident. Unsere Welt, die einzige, die wir kennen, ist keine getrennt westliche und keine getrennt östliche — wie könnte sie sonst um die Sonne fliegen! —, sondern ein Ganzes, und mit ihr die Literatur der Nationen.

Digitized by Google

Neue Nietzsche-Literatur

Von Karl Strecker (Berlin)

Die deutsche Nietzsche-Literatur steht seit einigen Jahren auf einer achtbaren Höhe. Wirkung der Distanz: — der Tagesmode, damit dem Eitelkeitsmarkt, wie den Jongliertünsten flinker Literaten entrückt, von Schlagworten und hartnäckigen Mißverständnissen, wie von den Bekreuzungen derer befreit, die wieder einmal das Seelenheil der Menschheit endgültig in Frage gestellt sahen — wurde dieser moralische Antimoralist, dieser Systematiker ohne System mit der Zeit in stillen Stuben eine Angelegenheit der Denker und Gelehrten (was ja nicht immer Tautologie zu sein braucht). Immerhin ist noch Spreu genug vorhanden, die zur Sichtung nötigt.

Rüttelt man zu diesem Zweck das Sieb ein wenig, so fallen sogleich zwei goldblanke Saatkörner auf: die Bücher der beiden Philosophieprofessoren v. Bubnoff (Heidelberg) und Reininger (Wien). Sie ergänzen sich in sehr glücklicher Weise. Nicolai v. Bubnoffs Werk „Friedrich Nietzsches Kulturphilosophie und Umwertungslehre" (Verlag Alfred Kröner in Leipzig), das sich vortrefflich zur Einführung in Nietzsches Gedankenwelt eignet, bringt es auf nicht mehr als 230 Seiten fertig, ein vollkommen durchleuchtetes und abgerundetes Bild von dem Denker Nietzsche zu geben. Nietzsches scheinbare Systemlosigkeit hindert nicht, die Grundlagen seiner Weltauffassung und in ihnen einen festen Kulturbegriff zu bestimmen. Es gelingt Bubnoff, die für den oberflächlichen Blick nicht sogleich erkennbare Einheitlichkeit dieser Anschauungen durch den Nachweis klarzulegen, daß der Kulturbegriff der früheren geistigen Entwicklungsstufen mit dem der letzten vollkommen übereinstimmt. Es ist für die Gegenwart, die so beschämend am Schlagwort hängt, von hohem Wert: diesem Kulturbegriff und damit dem Wesensgehalt des Daseins begrifflich näher zu kommen. Indem Bubnoff die Einstellung Nietzsches zur Kultur als Maßstab anlegt, führt er zunächst die Ansichten des Philosophen über Staat und Krieg auf die Grundformel zurück, daß Kultur und Staat Antagonisten sind, obwohl Nietzsche in seiner Jugend noch das griechische Ideal „Polis" mit Kultur ziemlich gleich gesetzt hatte. Nietzsche bekämpft den Sozialismus ebenso wie das Nationalitätenprinzip, den Patriotismus. Er meint, daß alles nach einer Synthese der europäischen Vergangenheit in höchsten geistigen Typen strebe. Was den Krieg anlangt, so weist Bubnoff das Bestreben, Nietzsche zum Philosophen des Weltkriegs zu stempeln, entschieden zurück, Nietzsche meine mit Krieg Wettkampf, in der Hauptsache geistigen Kampf, und stelle ihn in Gegensatz zum Vernichtungskampf. In diesem Punkt geht Bubnoff wohl einen Schritt zu weit, Nietzsches Verurteilung des Mitleids, seine Forderung, daß man das Kranke und Schwache zugunsten einer Höherentwicklung „noch stoßen" solle, scheint doch (trotz Bubnoffs geistvollen Beweisen) in der Anschauung Nietzsches zu überwiegen, wennschon die sehr scharfsinnig angezogene Bewertung der Vornehmheit und Persönlichkeit großer Menschen im Gegensatz zu ihren Leistungen, der Nachweis, daß die Tiefe des eigenen Lebens Nietzsche höher stand als der Übermensch, daß er die Stille und nicht den großen Lärm des Geschehens geliebt hat, einleuchten. Als ein ungemein feinsinniger Spürer erweist sich Bubnoff in der Analyse der Nietzsche-Philosophie gegenüber dem Erkenntnisproblem und der Bedeutung seines Kampfes gegen die „Wahrheit". Besonders aber ist der radikale Umschwung in Nietzsche nach seiner Abkehr von Schopenhauer und Wagner gegenüber dem Wahrheitsproblem dargelegt, schließlich die Ansicht, Nietzsche sei ein bedingungsloser Feind der „Wahrheit", auf das richtige Maß zurückgeführt. Im Gegensatz zur Herrenmoral, d. h. der souveränen Wertsetzung und dem schöpferischen Jasagen, erblickt Nietzsche in der Herdenmoral das Prinzip der Abwehr, der Reaktion, den zurückgetretenen Haß — und begegnet sich hier, merkwürdig genug, mit Dostojewskij.

Nicht minder großzügig und verständnisvoll behandelt Bubnoff Nietzsches Kampf gegen das Christentum und seine dionysische Religion, deren zentraler Gedanke die ewige Wiederkunft ist. Nietzsche gab nicht blasse Theorie, sondern Kultur im tiefsten Sinn, weil er nicht nur Denker war, sondern mit dem Temperament, mit dem Herzen, mit der visionären Eingebung philosophierte. Bubnoff hat das Verdienst, den Mikrokosmus Nietzsches aufgedeckt und damit seine „Widersprüche" gelöst zu haben.

Robert Reininger, dessen Buch: „Friedrich Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens" (Wien, Wilhelm Braumüller) mit dem Ehrenpreis der Nietzsche-Stiftung ausgezeichnet wurde, kommt bei völlig anderer Fragestellung zu gleich wertvollen Ergebnissen. Er erkennt Nietzsche als den letzten Philosophen an, der eine Lebensmacht geworden ist, und sucht nun das Wesen wie den Wert der Nietzscheschen Ethik zu ergründen, um damit den Ansatzpunkt zu einer Ethik der Zukunft zu geben. Bevor Reininger bei diesem Ziel anlangt, findet man auf der Anmarschstraße seiner Untersuchungen manch überraschenden Ausblick. So, daß dieser „Typus eines antithetischen Denkers" durch innere Notwendigkeit von einer Phase in die andere getrieben wurde, und im Grunde weder gegen Strauß, noch Wagner, noch Schopenhauer, noch das Christentum gekämpft hat, sondern „immer gegen den verflossenen Nietzsche selbst". Die Lehre der Philosophie fällt geradezu zusammen mit der Person, mit der Geschichte seines geistigen Erlebens. Aber diese Person ist zugleich reine Sache, die Sache des modernen Menschen. Denn wie der einzelne in seinem Leben die biologischen Entwicklungsstadien seines Stammes verkürzt wiederholt, so läuft in Nietzsche dasjenige verkürzt ab, was unsere Epoche bestimmt.

Wie so seine Philosophie rein individuellen Ursprungs ist, so beruht auch seine Moral — und das ist ihr Kennzeichen — auf einer rein persönlichen Stellungnahme zum Leben. Hieraus erwächst als moralphilosophischer Grundgedanke Nietzsches: den sittlichen Willen als Naturtrieb bestimmt gearteter Individualitäten aufzufassen, ihn eben damit zu rechtfertigen, ihn aber auch nur als solchen gelten zu lassen. Seine Ethik gilt daher von vornherein nicht für jedermann, sondern nur für ihren Mann, jenen nämlich, der gleich Nietzsche selbst unter dem drohenden Nihilismus der Sinnlosigkeit leidet und ihm nichts entgegenzustellen hat als das angeborene Ethos einer vornehmen Gesinnung. So sehen wir in Nietzsches Dasein den tragischen Kampf einer hochgestimmten Menschenseele um einen letzten Sinn des Lebens in einer entgötterten Welt.

Etwas anders als Reininger faßt Jonathan Kräutlein in seinem Buch: „Friedrich Nietzsches Morallehre, in ihrem begrifflichen Aufbau" (Leipzig, Meiner) das Problem dieser Philosophie auf. Kräutlein geht kurz die einzelnen geistigen Epochen Nietzsches durch und stellt die tatsächlichen Ergebnisse in knapper Form zusammen. Er betont (vielleicht etwas zu stark) „die Wendung zur Religion", nachdem Nietzsche die Unhaltbarkeit seiner Philosophie eingesehen habe. Und in dieser Wendung sieht Kräutlein die tragische Vollendung von Nietzsches Philosophie: „Der Antichrist von ehedem stellt sich als gekreuzigter Dionysos seinen Gegnern an die Seite." Wenn Kräutlein aber sagt: „Statt des Glaubens an Gott fordert Nietzsche den Glauben an das Dogma der ewigen Wiederkunft, weil er die Zuversicht hat, mit dem neuen Glauben das höchste Heil zu bringen", so trifft der Nachsatz in dieser Unbedingtheit nicht zu. Nietzsche hatte sogar mitunter Furcht vor den Folgen dieser Lehre

Digitized by Google

(Gesamtausgabe XII, 370). Er macht Fluchtversuche vor dem „größten Gedanken" (XII, 398). Trotzdem ist das Büchlein lesenswert, es regt an, spricht klar und weiß geschickt zu formulieren.

Der pariser Universitätsprofessor Charles Andler, ein geborener Elsässer, gibt in seinem Buch: „Nietzsche und Jakob Burckhardt" (Basel, Rheinverlag) die deutsche Übertragung eines Kapitels aus seinem auf sechs Bände berechneten Werk: „Nietzsche, sa vie et sa pensée." Man darf sagen, daß diese Schmeckprobe den Appetit auf das Ganze reizt. Nach einem ausgiebigen Essai von Geneviève Bianquis über Andlers Monumentalwerk ergreift dieser selbst das Wort und man merkt sogleich, daß man es mit einem klaren, gründlichen Gelehrten zu tun hat, der das Wesentliche sieht und sich in den Dienst der Sache stellt, statt (wie so viele) die Sache sich dienstbar zu machen zu selbstgefälligen oder polemischen Wichtigtuereien, zu Glossen oder aphoristischen Ausschlachtungen. Die Freundschaft Nietzsches mit dem schweizer Patrizier und Republikaner fußte in ihrer gemeinsamen Hinneigung zu Schopenhauer und dem Pessimismus. Nietzsches griechische Studien wurden von dem 26 Jahre älteren Meister der „Griechischen Kulturgeschichte" (die freilich erst nach seinem Tode erschien), natürlich stark beeinflußt. Vor allem stimmte er Burckhardts grundsätzlicher Verurteilung der noch von Schiller und Goethe übernommenen Anschauung Winkelmanns von der Glückseligkeit der Griechen bei, und sah mit ihm in dem „Agon" das künstlerische und ethische Grundprinzip des Hellenentums. In dieser Anschauung, wie in manchen anderen, die nicht die Griechenwelt im besonderen betrafen, so der These vom Machtwillen, in den Andeutungen über „Polis" und Dekadenz, in der Apologie des staatsmännischen Immoralismus, hatte Burckhardt meistens die Grundmauer gelegt, auf die Nietzsche dann die kühnen, oft allzukühnen Bauten seiner Lehre stellte. Das war nicht immer im Sinne seines alten Lehrers, und so brach denn auch diese Freundschaft Nietzsches wie so manche andere, was indessen nicht hinderte, daß beide das Gefühl gegenseitiger Hochachtung bis an ihr Ende bewahrten. Andler hat dies Verhältnis ungemein anschaulich, in allgemein verständlichem Stil und mit sicherer Erfassung der wesentlichen Grundzüge dargestellt.

Das Verhältnis Nietzsches zu Wagner, dieses schon oft und viel betrachtete Problem, das durch Jahrzehnte hin eine unverminderte Anziehungskraft für Psychologen, Musiker und Kulturdeuter schlechthin bewährt, empfängt neuseitige Beleuchtung durch zwei Werke. Luitpold Griesser bringt in seinem umfangreichen Buch: „Nietzsche und Wagner. Neue Beiträge zur Geschichte der Psychologie ihrer Freundschaft" (Wien, Hölder-Pichler) die Ergebnisse eines fleißig schürfenden Studiums. Er sucht diese Freundschaft und ihren merkwürdigen Abschluß durch eine Menge von Beobachtungen, Zitaten und Erläuterungen zu erklären. Die Masse des Stoffs scheint zuerst das Problem nur zu verdunkeln und manches wäre gut zu entbehren, so die lange Auseinandersetzung mit den Psychoanalytikern, die ebenso überflüssig wie widerwärtig ist — d. h. das Widerwärtige liegt bei den sexuellen Schnüffelnasen, die Griesser bekämpft. Es ist aller Achtung wert, daß der Verfasser sich schließlich aus seinem Berg von gesammeltem Material in guter Haltung herauswickelt und die Dämonie, die in diesem Schicksal einer Freundschaft webt, nicht mit Gelehrsamkeit erdrückt. Auf wessen Seite lag die Schuld? Die Wagnerianer sprechen von dem „Verräter" Nietzsche. Andere finden, daß Nietzsche als Antichrist und Herold des Dionysos nicht mehr mit dem Künstler Wagner mitgehn konnte, daß er überdies in dem „Maestro" den Poseur und Schauspieler sah, den er in sich selbst niedergekämpft hatte.

Wertvoller ist Kurt Hildebrandts Untersuchung über „Wagner und Nietzsche im Kampf gegen das 19. Jahrhundert" (Breslau, Ferd. Hirt). Zunächst steht er dem riesigen Material mit strengem, sichtendem und wählendem Blick gegenüber. Er ordnet es zu einem dreiteiligen Aufbau. Dabei folgte er seinem künstlerischen Gefühl mehr noch als seinem Intellekt, er findet aus der Fülle der Ereignisse, die in dies umstrittene Verhältnis hineinspielen, das heraus, was ihm als Ausdruck und Träger von Lebensmächten erscheint, er knüpft nicht, wie andere Bearbeiter dieses Stoffes, zwei Monographien aneinander, sondern behandelt beide getrennt und gipfelt das Geschehen hinaus zu einer Kultur- und Geistesgeschichte, zu mythischen Vorgängen, zu Sinnbildern seelischer Kräfte. Es ist eine Seelenbiographie. Die Geschichte einer Sternenfreundschaft. Wir sehen Höhenzüge deutscher und europäischer Kulturgeschichte wie Alpenspitzen silbern aufblinken. Nietzsches Abkehr von Wagner und zugleich von einem Symbol der Zweideutigkeit, der Resignation und Entseelung, seine qualvollen Leiden damals waren nichts anderes als Geburtswehen, die ein neues Jahrhundert, einen neuen Menschen der Welt schenken sollten. In Nietzsches Heroismus, der ohne Kompromiß war, endet die große Geistesströmung der inneren Geschichte Deutschlands, die mit „Sturm und Drang" begann und etappenweise über Novalis, Fichte, Schelling, Eichendorff zu Schopenhauer und Wagner als ragenden Gipfeln führte. Der Nihilist (in höherem Sinne) setzt dieser Strömung ein Ziel, über das vielleicht das Tragische und das Religiöse einst hinauswachsen werden. Man sieht: es geht hier um die höchsten Dinge, und nur damit wird Hildebrandt bei vielen ein Gefühl leiser Enttäuschung hervorrufen, daß er Nietzsche als den Vorläufer Stefan Georges hinstellt, der das erfüllt habe, was Nietzsche verhieß.

Diese Idee Kurt Hildebrandts klingt noch in einem anderen Buch aus, zu dem er sich mit Ernst Gundolf zusammengetan hat, um „Nietzsche als Richter unserer Zeit" zu betrachten (Breslau, Ferd. Hirt). Gundolf gibt seiner Untersuchung die Überschrift: „Sein Amt", Hildebrandt: „Sein Schicksal". Gundolf zeigt in schönem Zusammenklang von Form und Inhalt Nietzsche in zwiefacher Gestalt: als Zerstörer und Erneuerer. Seine Grundfrage war nicht die der früheren Philosophen: „Was ist?", sondern die viel drängendere: „Was ist zu tun?" Nietzsche erkannte, „Die Menschen sind nicht gleich und können es nicht sein, der Mensch ist nicht gut und soll es nicht sein, sein Ziel ist nicht Glück, sondern höchster Adel." Das schöne und volle Leben als Mysterium eines Gottes, des Dionysos, stellt Nietzsche als Ideal auf. Sein „Zarathustra" ist nicht Dichtung, sondern erhöhte Rede. Ernst Gundolf würde klarer und überzeugender wirken, wenn er seine Untersuchungen weniger mit Zeitfragen und einer zum Teil sehr heftigen persönlichen Polemik durchkreuzt hätte. Sein berühmter Namensvetter ist ihm an Sachlichkeit und damit an Überzeugungskraft vorläufig noch weit voraus. Kurt Hildebrandt vergleicht Nietzsche mit Plato und kommt zu dem Schluß, daß Nietzsche dessen Größe nicht erreicht, daß er aber seine Erfüllung in Stefan George findet. „Erst George ist, was zu sein Nietzsche krampfhaft begehrt," heißt es auch hier wörtlich. Bei aller Verehrung für Stefan George als „Dichter, als Priester, als Herrscher" (wie Friedrich Gundolf einmal sagt) wird man Kurt Hildebrandt auf diese wiederkehrende Schlußkurve seiner Betrachtungen doch nicht folgen können.

Eins der köstlichsten Bücher nicht nur der Nietzsche-Literatur, sondern des Deutschen Schrifttums überhaupt ist „Der werdende Nietzsche" von Elisabeth Förster-Nietzsche (München, Musarion Verlag) mit seinen autobiographischen Aufzeichnungen des jungen Nietzsche. Ist es schon ohne Beispiel, daß ein späterer Philosoph von seinem 14. Lebensjahr an sorgfältige Aufzeichnungen über seine inneren und äußeren Erlebnisse macht — selbst der Autodidakt und geistige Einsiedler Hebbel, der früh seines späteren Ruhms gewiß war, begann sein Tagebuch erst im 23. Lebensjahr —, so ist der Inhalt dieser Niederschriften noch erstaunlicher. Wenn das Wesen eines Philosophen in früher Selbstbeobachtung besteht, so ist dies Merkmal bei dem jungen

Digitized by Google

Nietzsche in stärkstem Maße vorhanden. Er führte über alle seine Gedanken, Eindrücke, Empfindungen, über sein Glauben und Wollen mit verblüffender Objektivität Buch. Dabei enthüllt sich seine Knabenseele so schön und rein, daß man diese Aufzeichnungen nicht ohne Ergriffenheit lesen kann. Seine tiefe Ehrfurcht vor allem Großen und Guten paart sich mit Herzensgüte und mildem Ernst, ein zartes Gemüt, etwas romantisch versonnen, liebevoll und liebebedürftig, schließt hier seine Knospen auf. Wie selten diese Dankbarkeit gegen seine Lehrer, gepaart mit treuer Kameradschaft gegen seine Mitschüler und rührender Liebe zu den Seinen! Wenn aber das Wort eines anderen Autobiographen wahr ist: „Was einer werden kann, das ist er schon," so trifft dies bei dem jungen Nietzsche auffallend in zwei Richtungen zu: in einer unvergleichlichen Fruchtbarkeit und in der Liebe zur Philologie. Wie stark diese Liebe, aus der man erst den Philosophen Nietzsche versteht, schon in jungen Jahren ist, das bezeugen diese Aufzeichnungen. Er hat mit 14 Jahren nicht nur eine Menge Gedichte geschrieben, er kritisiert sie auch mit ehrbarer Unparteilichkeit und — er teilt sie schon in Perioden ein! So schreibt der Knabe ganz ernsthaft und sachlich: „In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit mit Kraft zu vereinen ... Diese Periode begann mit dem 2. Februar 1858." Und beim Abgang von Pforta kritisiert er, daß er auch seine Spiele „fast mit doktrinärem Eifer" betrieben habe. Leider fehlt mir der Raum, alles über dies kostbare, wahrhaft einzige Buch zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche aber gebührt der aufrichtige Dank dafür, daß wir um diesen Schatz der deutschen Literatur (aus dem man nebenbei erst instand gesetzt ist, Nietzsches Werden als Philosoph von den frühesten Stufen an zu verfolgen) bereichert sind.

Klar aufgebaut, aber etwas einseitig in seinen Folgerungen ist das Buch: „Nietzsche, der ekstatische Nihilist" von Karl Justus Obenauer (Jena, Eugen Diederichs). Obenauer hat über Goethes Verhältnis zur Religion und über den Faust gehaltreiche Betrachtungen geschrieben. Er gibt zu: Alle Großen müssen Zerstörer sein, jede wirklich bedeutende neue Tat schwächt das Alte, Gewordene; sie verdrängt es im Bewußtsein des Menschen, macht es ohnmächtig und wertlos. Aber Obenauer findet, daß Nietzsches Nihilismus, den er übrigens sehr gründlich definiert, dieser „ekstatische" Nihilismus, gefährlich sei. Nietzsche hat Gott totgesagt und damit auch dem Leben seinen Sinn abgesprochen, ihn ausgestoßen in Nacht und Wüste. Aus dieser Angst und Qual, verursacht durch das Überhelle des intellektuellen Bewußtseins, sieht Nietzsche eine Erlösung in dem dunklen Rausch mänadischer Selbstvergessenheit: Dionysos. Dionysos nicht so sehr als ästhetisches Urphänomen, sondern als Prinzip der erdhaften, elementaren Naturkräfte: Dionysos gegen den Gekreuzigten! Das Buch ist mit einem gewissen Elan geschrieben, ordnet eine Menge Material nach bestimmten Gesichtspunkten, die sich teilweise freilich als willkürlich erweisen und dem wahrhaft Positiven in Nietzsches Lehren nicht gerecht werden. Obenauer will seine eigene, etwas abseitige, Weltausdeutung mit der Nietzsches in Verbindung bringen, ein schließlich nicht ganz geglücktes Unternehmen.

Kein Werk Nietzsches hat eine solche Fülle von Erläuterungsschriften über sich ergehen lassen müssen, wie sein Zarathustra; Hans Weichelt, Gustav Naumann, Paul Friedrich, Franz Haiser, August Messer, Albert Kalthoff, Otto Granzow und einigen anderen Ausdeutern, die sich mit diesem anscheinend leichtfaßlichsten Werk des Philosophen beschäftigt haben, gesellt sich jetzt Theodor Kappsteins „Einführung in Nietzsches Zarathustra-Dichtung". Seine Betrachtungen, in der Bücherei der Volkshochschule (Bielefeld, Velhagen & Klasing) erschienen, haben, wie sich schon hieraus ergibt, einen besonderen Zweck, sie sind für diese Schulen und aus Vorträgen zusammengestellt. Hierzu ist das Büchlein vortrefflich geeignet, zumal der Verfasser selber Anweisung zur Benutzung dieses Führers gibt. Es ist auch ein Verdienst, daß er zur kulturellen Betätigung auffordert. Eine kleine Anmerkung: inwiefern ist der Titel „Also sprach Zarathustra" schwerfällig? Ich finde auch diese Buchbenennung, wie fast alle bei Nietzsche, „Die Geburt der Tragödie", „Menschliches, Allzumenschliches", „Fröhliche Wissenschaft", „Jenseits von Gut und Böse", „Götzendämmerung", „Ecce homo" usw. meisterhaft. Doch das ist schließlich nur eine Kleinigkeit. Das Büchlein als Ganzes ist für seine Zwecke durchaus empfehlenswert.

Als würdigen Abschluß dieser Reihe bedeutender Stimmen zu dem Problem Nietzsche habe ich Richard Oehlers Nietzsche-Register (Leipzig, A. Kröner) zurückgelegt, einen gewaltigen Schlußstein, ein Nachschlagewerk, wie es in dieser Vollendung noch keinem Denker zuteil geworden ist. Nur mit unendlichem Fleiß und bei vollkommener Beherrschung des gewaltigen Stoffs war solche Arbeit möglich. Die ganze Gedankenwelt Nietzsches, soweit sie in seinen Schriften niedergelegt ist, bietet sich hier, mit feinstem Verständnis gesichtet, nach Begriffen und Namen geordnet, in alphabetischer Handhabe. Der kleinste Aphorismus ist berücksichtigt und auch die gelegentlich in Nebensätzen auftauchenden Gedanken hat der umsichtige Gelehrte gewissenhaft herausgeschält und gebucht. Allen, die Einblick in das Gedankenreich dieses Weltweisen gewinnen wollen, besonders aber denen, die sich mit Nietzsche wissenschaftlich beschäftigen, ist hier ein Hilfsmittel in die Hand gegeben, wie es so großartig und mustergültig auf kaum einem anderen Gebiet des Wissens vorliegt.

Proben und Stücke

Aus „Bekenntnisse". Von Richard Dehmel[1]

19. April 94.

Heut erwachte ich durch einen entzückenden Traum. Ein Fürst bestattet seine heißgeliebte Gattin. Eine Rotunde aus grauem Sandstein mit mächtigen Säulen. Der Sarg von Eisen. Ich im kleinen Trauergefolge. Der Fürst steht an dem Sarge neben der gähnenden Gruft; er weint (seine Tränen fallen auf den Eisendeckel). (Diese [eingeklammerte] Wahrnehmung ist schon nicht mehr Traum, sondern eben während des Niederschreibens unwillkürlich zugedichtet); der Fürst ist Kaiser Wilhelm (der jetzige) — nein, es ist mein alter Gönner Otto Jaeger — nein, ich selbst bin der Fürst. Der Sarg wird versenkt. Ich trete aus der Halle ins Freie. Mein jubelndes Volk empfängt mich. Ich erinnere mich: ich habe ein Edikt erlassen: das Volk soll fröhlich sein zur Ehre ihres Todes, sie wollt' es so. Ich mische mich in die Festfreude. Es ist Frühling. Das Volk ist nur aus jugendlichen Menschen gebildet, Jünglinge und Mädchen. Sie scheinen nackt, aber ihre Haut ist von ganz eng anliegender Hülle

[1] S. Fischer, Verlag, Berlin 1926.

Digitized by Google

bedeckt, wie von einem zarten, magisch leuchtenden Trikot, und alle tragen an den Schultern schimmernde, mohnblumenrote Elfenflügel. Sie haschen einander und schlingen Reigentänze unter den knospengrünen Bäumen. Ich wandle weiter und komme in eine Waldschlucht. Auf einem moosigen Felsblock sitzen zwei der festlichen Mädchen, ein braunes, ein blondes; die Braune hat rötliche, die Blonde azurblaue Flügel. Sie tanzen vor mir her, reizen mich; ich komme in Hitze, ich will sie haschen. Ich folge immer weiter; bald halte ich eine, bald entwindet sie sich, weil ich wieder nach der andern haschen möchte. Von diesem ermüdenden Neckspiel erwache ich ... In diesem Traum scheint sich mir nun doch ein wirkliches Neulebensgefühl geäußert zu haben, das der Darstellung wert sein dürfte! Ich werde das Gedicht dann enden lassen:

„— — — Und jetzt:
ich halte Beide? nein: ich bin erwacht."
(Überschrift: Venus Regina.)

... Gestern abend (im Einschlafen) schwere Halluzination. Ich höre deutlich, wie jemand zweimal in den Porzellanspucknapf meines Zimmers ausspie und dann über den Teppich her auf mich zuschritt, neben meinem Diwan (mir im Rücken) stehen blieb und ein fürchterliches Schnaufen, wie mit Pferdenüstern, vollführte. Ich hatte ein gräßliches Angstgefühl, trotzdem ich wußte, daß es nichts Reales sei. Ich bemühte mich, die Augenlider aufzureißen; sie waren wie gelähmt, so daß ich nur durch einen schmalen Spalt die Wand anblinzeln konnte. Auch meine Lage zu verändern (ich wollte mich umdrehen) war ich unfähig. Dabei ging mir erstens Liliencrons Zeile (In Poggfred VI) durch den Kopf: „doch schiel ich nur, halboffen sind die Lider" — und dann hatte ich inmitten meiner Angst den Gedanken, daß ich bei dem Brief an Falke (durch das intensive Nachdenken über die Formulierung des künftigen Stilprinzips für den Roman) mein Gehirn wohl überanstrengt haben möchte, und daß es doch eigentlich eine furchtbare Unbarmherzigkeit des Weltwillens sei, einen produktiven Geist für seine selbstlose Arbeit so gräßlich leiden zu lassen. Dieser platte Einfall zuckte mir nicht etwa plötzlich auf, sondern rang sich mir gewissermaßen langsam los, wobei das tierische Schnaufen hinter mir schwächer wurde und aufhörte; dann konnte ich die Augen aufschlagen und mich umdrehen (ich hatte aber nicht etwa auf der linken Seite gelegen, also kein Herzdruck). Bald darauf schlief ich ruhig ein. Das Furchtgefühl war sofort mit dem Augenaufschlag verschwunden.

... Ich bin der Überzeugung, daß ich immer seltener an Halluzinationen leiden werde, sobald ich meine Phantasie erst völlig werde in Schaffensfreiheit ausleben können. Wenigstens sind immer dann, wenn ich mich eine Zeitlang durch mein Amt besonders schwer geknebelt fühlte, die Anfälle am häufigsten.

Parodien

IV

Jakob Wassermann: Erasmus Zinspfennig oder das Triangel des Blutes

An die Pforte dieses Werkes, das der Verfasser nicht ohne verantwortungsvolles Zagen unternimmt, sei eine Geschichte von hinübergreifender Beziehung gestellt, weniger in sich selber ruhend, als sonst Geschichten schlechthin, doch mit nichten Brevier oder Verkündigung, nur Brücke, nur Weiser, und so auch Bild und Gespinst eher als Vorgang und Ereignis.

Da ging die Türe auf und Erasmus stand auf der Schwelle. Seine Hände waren so wenig mit Tinte befleckt, daß man hätte glauben mögen, er schreibe mit Blut. Hatte er gestern noch in Gesellschaft der verwitweten Gräfin Tottenkopff-Fleury und des Barons Hopfgarten auf der palmenbestandenen Terrasse des Monte Pincio gestanden, so schlenderte er heute Arm in Arm mit dem Fürsten Mumu Garganoff über die Strada del Sol zu Montevideo. Es hatte sich eine Gelegenheit zu beschleunigter Überfahrt nach Europa mit Briefen des Gesandten, eines Prinzen Rohan, an seinen Kaiser geboten. So hatte man sich eben noch rechtzeitig auf Schloß Greifswaldstein einzufinden vermocht, um der Niece zu ihrer nahen Verlobung zu gratulieren. Sein Bericht war zu Ende; er lächelte enigmatisch.

„Was für ein Mensch ist dies", dachte Christiane zwischen zwei Atemzügen, von denen der erste noch Enttäuschung war und der zweite schon Abkehr. Da brachte das ungewöhnliche Zittern in ihrer Brust die Renaissancekonsole im Alkoven zum Wanken. Ein kleiner Schrei; Sturz eines Gefäßes; ein Klirren; der uralte Kristallpokal der Kühnburgs, Unterpfand und Wahrzeichen ihrer Freundschaft mit den Grafen Zinspfennig sprang wie wehklagend noch einmal von den Marmorfliesen auf und zerbrach dann langsam in zwei gleich große Stücke. Als Erasmus sie schmerzlich prüfend noch einmal gegeneinander hielt, ergab es sich, daß sie nicht mehr paßten: ein Raum in der Form eines blutenden Herzens blieb frei.

Es war ihm, als ginge er an einer Mauer entlang, über die aus einem dahinterliegenden Garten neben den Zweigen von Glyzinienbüschen auch Palmenblätter und Eichenäste ernst und bedeutsam herüberschauten, Krone des Lebens, dessen Ursprung durch die Mauer verdeckt war — ein Symbol von zweifellos tiefsinniger Tragweite und vornehmem Inhalt.

Wien Robert Neumann

Digitized by Google

Rom, Hôtel de Russie.

Sonntag.

Lieber Herr v. Schloezer,

möchten Sie und Ihre Frau Gemahlin mir die Freude machen, morgen früh bei mir den Thee zu nehmen? Sie ist meine beste, einzigste Freundin, und man hat den Garten vor sich und nicht zu viel Leute sonst, die einen beunruhigen.

Passt es Ihnen morgen nicht, so sagen Sie mir's, bitte, für irgend einen Nachmittag an, ausser Dienstag. Ich freue mich sehr darauf, Sie beide endlich wieder zu sehen.

Mit der herzlichsten

Ihr Rilke.

(Sagen Sie, wann es Ihnen recht ist.)

Digitized by Google

x 24. Sept. 1901.

Der Abend wartet auf den großen Mond.
Das Haus, wo ich den ganzen Tag gewohnt,
steht neben mir und wird so seltsam klein;
mir ist, als ging ich nur gebückt hinein.
Und alle Blumen, die ich roth gemeint
sind schwarze Blumen, wie sie nirgends sind
und jeder Weiß ist anders, neu verneint, –
und alle Wege tasten sich wie blind
von Baum zu Baum. Da fühl ich: mich verläßt
auf einmal alles, was bis Tage fast
und voll Vertrauen an meinen Sinnen hing;
nichts glaubt mir mehr, jetzt klagt ein jedes Ding
bei Gott mich an, weil ich es wandte fast
als es bis fühlte, da der Tag verging.

x 24. Sept. 1901.

Du Gott, der an kein Bild gebunden,
zu künftigen Gastlichkeiten Fest,
du Morgenduft aus Abendstunden,
du Blut aus hunderttausend Wunden,
nimm es mir nicht übel, wenn den Mündern
der Menschen, welche dich gefunden,
die volle Lippe übergeht.

Sie meinen ja die Ewigkeit,
wie auch die Ewigen Ewigen meinen,
wenn ihre Blumen, welche weinen
zu langen Tagen sich vereinen
zum reifenden Opferfest der Zeit.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

30 oder 50 Jahre?

„Man weiß, daß außer den großen Berufsorganisationen der Schriftsteller und Komponisten sich auch die neugegründete Dichterakademie für die Verlängerung der Schutzfrist einsetzt. Ein Faktor, den sie geltend macht, ist der, daß die Bereicherung aus dem ungehinderten Nachdruck der freigewordenen Werke allein den Verlegern und Buchhandelsunternehmern zugute kommt. Die Heraufsetzung der Schutzfrist um zwanzig Jahre würde im Prinzip hieran nicht viel ändern, es sei denn, daß der Längstverstorbene nicht mehr marktgängig ist, was aber genau so zum Nachteil der Hinterbliebenen oder sonstigen Erben gereichte. Viel wichtiger und noch von keiner Seite genügend betont ist der Umstand, daß der ideale Vorteil, der bei der Freigabe geistigen Eigentums im Gegensatz zu jeglichem anderen Eigentum zum Ausdruck kommt, zum unbeschränkten Freigut kapitalistischer Unternehmer wird. Mit dem gleichen Heißhunger wie auf Schiller, Goethe, Lessing oder Herder stürzen sich diese auf Autoren, die der Zeitmode ihren Namen verdanken, wie Ebers, Dahn, Marlitt, Auerbach, zum Teil Gustav Freytag und die Leute, die nicht nur keinerlei geistige Werte vermitteln, sondern ein Hindernis im lebendigen Strom der Gegenwartsdichtung werden. Das Bild der Produktion wird durch diese auf den Massenabsatz eingestellte Konkurrenz, die tatsächlich eine Schmutzkonkurrenz ist, zum Nachteil der Lebenden verschoben. Hier werden früher begehrte Marktartikel, deren Bedeutung nur in dem verkalkten Gedächtnis der alten Generation noch traditionell bewahrt ist, als frische Ware dem Unkundigen wegen ihres den Markt unterbietenden Preises angehängt. Der lebende Dichter, der in Deutschland schon sowieso schwer seine Existenz behaupten kann, wird durch diese mit bequemer Lüge angepriesene Ware zugrunde gerichtet." Paul Gutmann (Vorw. 21).

„Man mache die gesetzliche Schutzfrist für geistiges Eigentum so kurz oder so lang man will — das ist mir ganz gleichgültig: ich aber verlange für alle Geister wahren Geistes, große und kleine — um deren Erbe es doch wohl geht! —, daß diesen zu allererst, als den Schöpfern und Erblassern jenes Eigentums zugleich, das Recht freier letztwilliger Verfügung über diese ihre Erbschaft gewahrt bleibe; wie es ihnen das bürgerliche Gesetz über viel gleichgültigere Dinge zuspricht. Wie kommt der Staat dazu, weit über den Rahmen seiner sonstigen Rücksichten, gegen meinen (vielleicht) ausdrücklichen Willen Erben meines Eigentums einzusetzen und zu schützen?

Sage das künftige Gesetz: ‚Falls nichts Gegenteiliges letztwillig bestimmt ist, betrage die gesetzliche Schutzfrist 30 Jahre, betrage sie 50 Jahre. Doch betrage sie jedenfalls gesetzlich 10 Jahre.'

Diese letztere Mindestschutzpflicht würde für das geistige Eigentum etwa das bedeuten was der ‚Pflichtteil' im bürgerlichen Erbrecht bedeutet und den Erblasser anhalten, seine Pflicht gegen seine Erben, gegen seinen Verleger nicht beiseite zu setzen.

Jeder Mensch aber, der geistige Werte schafft, muß das Recht haben — jedenfalls nach Ablauf einer Mindestschutzpflicht —, in dieser Form durch letztwillige Verfügung den Verleger, ja auch seine Leibeserben zugunsten seines Volkes zu enterben. Enthält der letzte Wille keine gegenteilige Verfügung oder liegt kein letzter Wille vor, so mag die gesetzliche Schutzfrist Platz greifen und der Staat da schützen, wo sein Schutz nicht unzweifelhafte und sonst von ihm anerkannte Rechte antastet." Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg. 54 A.).

„Allenfalls wäre die Bestimmung zu treffen, daß ausschließlich Witwe und Kinder, auch nach den 30 Jahren, von jedem Abdruck einen geringen Anteil erhalten, im übrigen aber die Freiheit des Nachdrucks nicht beschränkt wird. An sich erscheint es aber vollkommen ausreichend, wenn die Erben und der Verleger während 30 Jahren, also ein Drittel eines Jahrhunderts hindurch, den Ertrag aus den Werken des Erblassers nutznießen." Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 32).

Vgl. auch: Hans Natonek (Germ., Ufer 51); Zuschriften von Wenzel Goldbaum, Otto Marcus, de Gruyter & Co., Otto Reichl (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 19 u. 20); Robert Voigtländer (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 284/85); Ernst Lissauer (Hannov. Kur. 46/47); Die Berliner Bühnenleiter protestieren (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 21).

*

Ernst Zahn
Zum 60. Geburtstag

„Sechzig Jahre gäbe man der stattlichen und so gediegenen Erscheinung Ernst Zahns gewiß nicht, wenn man den Dichter mit federndem Gang und dem sprichwörtlichen gelben Kuvert unterm Arm begegnet, in dem der Volksmund stets ein neues Romanmanuskript vermutet. Aber wenn sich auch Ernst Zahn seines Fleißes

Digitized by Google

besonders berühmen dürfte, verwehrt ihm seine Bescheidenheit zu sagen, daß es sich mit dem gelben Kuvert anders verhält; denn man denke nur, welch mächtige Lesergemeinde er angezogen hat, die, durch geheimnisvolle Antennen mit den groß gewirkten Schicksalen der Romanwelt des Erzählers verbunden, naturgemäß vom Roman zu dem Menschen, der ihn schuf, vorzufühlen trachtet. Diese Gemeinde und viele ungestillte Dichter, die nur den Erfolg, nicht das Geheimnis der fremden Leistung sehen, werden es sein, die die gelben Kuverte mit ihren Manuskripten beschweren. Man weiß, mit welch gütigem und promptem Verständnis Ernst Zahn die Anliegen jüngerer Brüder in Apoll zu fördern suchte, daß es ihm auch als Preisrichter bei einem Ausschreiben des ‚Daheim' eine erklärte Freude war, die Stimme für den damals unbekannten Heinrich Federer einzulegen.

Wenn nun der Dichter auf sein erstaunlich großes Oeuvre zurückschaut, mag ihn dann und wann die Divergenz der schweizerischen und der deutschen Beurteilung seines Werkes überrascht haben. Das Ausland, das Ernst Zahn — um ein Wort Federers aufzunehmen — mit so viel Berg- und Menschengranit der Schweiz bekannt machte, hat die Menschen Ernst Zahns als die absoluten realistischen Schweizer angenommen, während uns in der Nähe mehr die Stilisierung und Vergrößerung ins Auge fällt. In dem Maße nun, wie neben Ernst Zahn im eigenen Land eine Reihe von Erzählern noch resoluter die schweizerischen und kantonalen Farben auftrug und schweizer Landschaft und Menschen urtümlicher, sprachlich auch individueller ausdrückte, konnten wir das innere Merkmal der Erzählungskunst Zahns weniger im Nur-Schweizerischen erblicken als in der großen Fähigkeit zum schicksalhaltigen Roman und zur Spannung, die wieder manche Mitstrebende nicht besaßen." Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 117).

„Eine gewisse Verzeichnung ins Große, zu wichtig Getriebene, persönlich zu bedeutsam Gestempelte oder ein gewisses Pathos durch jede Person und Handlung wurde von vielen empfunden. Man muß Jegerlehners, Guggenbergers oder gar Jakob Boßharts (‚Im Nebel') absolut wirklichkeitsechte Gestalten daneben halten, um die Zahnschen Maßstäbe gehörig einzuschätzen. Aber gerade diese Verzeichnung, die heimatlicher Kritik rief, hat das Ausland gewonnen. Gern stellte man sich die Schweiz des Schillerschen ‚Tell' in dieser Fortsetzung starker Linien vor. Wie mußte noch jüngst die famos durch die Fabel geführte ‚Frau Sixta' dem braven Leser und Verehrer der Berge zusagen, so ein blut- und willensstarkes Kraftweib! Ist nun das ein Lob oder ein Tadel? Ich glaube keins von beiden. Schon darum nicht, weil ja alles auf die Lebendig- und Überzeugtmachung des Themas ankommt, sei dieses, was es wolle. Wenn z. B. die Frau Sixta der Erzählung reell, natürlich, glaubhaft wirkt, dann ist alles in Ordnung." Heinrich Federer (Frankf. Ztg. 62 — 1 M.).

Vgl. auch: Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 19); Heinrich Spiero (Tag 20, Deutsche Allg. Ztg. 37, Voss. Ztg., Unt.-Bl. 20); Carl Müller (Germ., Werk 3); Oskar Walzel (Münch. N. Nachr. 20 u. Württ. Ztg. 17); Rede von Maria Waser (N. Zür. Ztg. 121, 127, 129); Hugo Marti (Bund, Bern 34); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 23); P. W. (Hannov. Kur. 40/41); Paul Wittko (Hamb. Fremdenbl. 25); Hans Nägele (Münch. Augsb. Ab.-Ztg., Sammler 16).

*

Auguste Supper
Zum 60. Geburtstag

„Wer es einmal unternimmt, das ganze Werk der Auguste Supper in einem Zug in sich aufzunehmen, das gute Dutzend ihrer Bücher hintereinander zu lesen, der hat den beglückenden Eindruck: hier ist eine begnadete Künstlerin am Werk, deren Schaffen nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibt, sondern in jene Unter- und Hintergründe unseres Daseins vorstößt, wo ebenfalls der Glaube frommer Seelen oder der Instinkt, die Ahnung, die Intuition des irgendwie schöpferischen Menschen, nie aber der platte Verstand sich zurechtfindet — jene geheimnisvollen Untergründe, aus denen die Quellen der Religion und der Kunst gespeist werden. Und so lebt denn in dem Werk unserer Dichterin — sieht man von einigen liebenswürdigen Harmlosigkeiten ab, die freilich auch bei ihr nicht fehlen — jene irrationale Dämonie, die Kennzeichen der echten Kunst ist. Und darum auch ist Auguste Supper über die ‚Heimatkunst' hinausgewachsen, der sie nicht zugerechnet wird, und verdient als eine der gehaltvollsten und tiefsinnigsten Dichterinnen des zeitgenössischen deutschen Schrifttums höchste Beachtung." Karl Fuß (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 3).

Vgl. auch: Helene Raff (Münch. N. Nachr. 21); Käthe Miethe (Hannov. Kur., Frau 24/25); Karl Fuß (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 17); Agnes Schnapper (Württemb. Ztg. 14); Heinz Neuberger (Münch. Augsb. Ab.-Ztg., Sammler 16).

*

Karl Hans Strobl
Zum 50. Geburtstag

„Weiß man denn überhaupt ganz genau, wer Strobl ist?! Es ist klar, wenn jemand zeit seines Lebens

Digitized by Google

fünf Bücher geschrieben hat, so werden diese einander eher völlig gleichwertig sein, als wenn es fünfzig sind. Strobls Drang zu schaffen, der alles andere eher als Vielschreiberei ist, hat natürlich zur Folge, daß da und dort ein Werkchen mit unterläuft, das die gewohnte Höhe des Dichters nicht erreicht. Aber es bleibt noch übergenug des Wertvollen und Höchstwertigen, daß damit ein paar gute Dutzend unserer sterilen Jungen glücklich werden könnten. Das ist das Wunderbare an Strobl, daß er, der Erdentwachsene, aber nicht Erdgebundene, fruchtbar ist und schafft wie die Erde selbst." Robert Hohlbaum (Deutsche Allg. Ztg. 27).

„Von dem eng umgrenzten, diesseitigen Bezirk der Heimat bis zur Unendlichkeit jenseitiger Vorstellungen reichend, umfaßt Karl Hans Strobls erzählerische Begabung alles, was ihr auf diesem weiten Weg begegnet, mit gleich lebendigem Willen zur Gestaltung. Diese ist, der Unterhaltsamkeit freilich nie ermangelnd, am kühnsten und eindruckvollsten dort, wo sie am stärksten von der Phantasie beschwingt wird. Und hier vor allem ist Strobl, was er bleibt, ein Dichter, dem die phantastische Erzählkunst der Deutschen hochwertige Bereicherungen eines unvergänglichen Bestandes verdankt." Will Scheller (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 13).

Vgl. auch: Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Bl. 62); Robert Hohlbaum (Tag 15); Heinz Neuberger-Nürnberg (Allg. Ztg., Chemnitz 14); Glimski (Kreuz-Ztg., Lit. 48).

*

Houston Stewart Chamberlain

Angesichts dieses Dahingegangenen stehen die Urteile einander schroff entgegen:

Willy Pastor schreibt (Tägl. Rundsch. 14): „Von den drei großen Büchern, in denen seine biographische Arbeit gipfelt, ist das bedeutendste wohl das über Kant. Wie er dadurch Vergleiche mit Goethe, Leonardo, Descartes, Bruno, Plato, deren Werk wie ein Fernrohr oder auch Vergrößerungsglas auf Kant richtend, auch die gefährlichsten Gedankenwege gangbar macht für jeden Fuß, das ist in seiner Art ohne Beispiel und unübertrefflich.

Das Hauptwerk dieses nunmehr abgeschlossenen Lebens sind aber doch die 1898 in erster Auflage erschienenen ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts', nach Gobineau der erste Versuch, ein Bild der Menschheitsgeschichte sich abheben zu lassen von dem tiefen Hintergrund der Rassengegensätze. Wie die Dinge heute liegen, sind solche Versuche, ehrlich durchgeführt, beinahe tödlich. Chamberlain hat es erfahren müssen. ‚Oberflächlicher Dilettant' war noch das mildeste Urteil, das ihm entgegengeschleudert wurde, ‚plumper Geschichtsfälscher' noch nicht das gröbste. Er hat es hingenommen mit der unerschütterlichen Ruhe, die ein gutes Gewissen sich leisten kann. Und auch die überschwengliche, oft stammelnde Begeisterung der Gegenseite konnte ihm das Gleichgewicht nicht nehmen. Er hat es gewagt, und wenn in einer nicht zu fernen Zukunft alle sich darüber einig sein werden, daß nur eine von den Rassen ausgehende Geschichtschreibung der Wahrheit dienen kann, dann weiß man auch, wie tief alle hier einst Tätigen der heldischen Lebensarbeit Chamberlains verpflichtet sind."

Dagegen führt Hermann Hefele (Frankf. Ztg. 29 — A.) aus: „Es wäre lächerlich, Chamberlains große, mannigfaltige und blendende Begabung in Frage zu ziehen. Aber dieser Begabung fehlte wie seinem Leben die Beständigkeit. Er spielte mit den leicht und spielend erworbenen Erkenntnissen. Seine einzige wirklich wissenschaftliche Arbeit, die über die Sève ascendante — sie ist bezeichnenderweise französisch geschrieben — hat er sich mühsam in jahrzehntelangem Arbeiten abgerungen. Die pseudowissenschaftlichen Konstruktionen seiner späteren Werke, die ihn berühmt gemacht haben, fielen ihm leichter. Das Spielen mit großen Gesichtspunkten, das verantwortungslose Durcheinanderschieben von Ideen und Erkenntnissen war ihm gemäß, und die historische Interpretation, mittels breiter und willkürlicher Schablonen immer geistreich und immer blendend vorgetragen und immer auf Wirkung auf die Halbgebildeten gerichtet, war Sinn und Inhalt seines Schaffens. Eklektizistisch wie je nur ein Geist der Gegenwart, vermochte er wesenhafte Gegensätze spielend zu vereinen und geistige Gegensatznaturen wie Kant, Goethe, Wagner fröhlich unter dem freien Schema seines eigenen Wesens zu nivellieren. Eine große sprachliche Gewandtheit und eine lebendige und wirkungsvolle, freilich mitunter etwas breite Ausdrucksweise standen ihm zur Verfügung. Anregend hat er im höchsten Grade gewirkt, und seine Anregung ging, über den bloßen Fanatismus der Tagesgesinnung hinaus, sehr viel weiter und tiefer, als der Augenschein glauben machen mag; Spengler und Keyserling sind undenkbar ohne ihn, ohne seine Methode, zu sehen und zu verbinden, und ohne den von ihm ins literarische Leben eingeführten grellen Plakatstil der Formulierung.

Als Leistung bleibt sein Lebenswerk immer groß, interessant und beachtenswert wie seine Erscheinung. Er war zweifellos der begabteste europäische Dilettant der letzten Jahrzehnte."

Vgl. auch: Münch. N. Nachr. (9); Württemb. Ztg. (6); Mgr (Prag. Pr. 9); t (N. Zür. Ztg. 50).

*

Digitized by Google

Charlotte v. Stein
Zum 100. Todestag

„Mit den Wandlungen, die das Goethe-Bildnis im historischen Bewußtsein des ihm folgenden Jahrhunderts erfuhr, ist auch die Bedeutung Charlotte v. Steins in ein verändertes Licht gerückt worden. Früheren Generationen erschien Frau v. Stein als eine unvergleichliche Einheit von Genius und Priesterin, als die Frau, hinter der alle anderen Frauen, die in Goethes Leben und Dichtung eine Rolle spielen, an Bedeutung weit zurückstehn, als die Geliebte, die Goethes Denken und Fühlen so hoch erhob, daß die Liebe alle sinnlich-elementare Gewalt aufgab, und daß Goethes spätere Abkehr als Abfall vom Geist aufgefaßt wurde. Eine verblassende Legende, zu der Goethes eigene Überschwenglichkeit und Goethes eigenes Ruhebedürfnis ebensoviel wie die Verwahrungen der verlassenen Frau und die konventionelle Ansicht der weimarer Gesellschaft beigetragen haben, rückte Charlotte v. Steins Gestalt der Gegenwart und dem Leben beinahe ebenso fern wie der geschichtlichen Wahrheit. Friederike, Lili, Marianne, Christiane finden mehr Verständnis und Sympathie.

Das Bild Charlotte v. Steins ist schwerer faßbar, weil ihr Wesen vor der Bekanntschaft mit Goethe und nach dem Abbruch der Beziehungen ein anderes war, als in der Erhebung und Bedrängnis der Liebe zur Geltung kam. Unzweifelhaft hat die stürmische Zuneigung des Dichters, die in ihrem Ausdruck die Töne der Liebe und der Freundschaft durcheinanderwirbelte, Charlotte v. Stein ebenso weit aus ihrem früheren Seelenzustand herausgerissen, wie sie nachher durch den unwiederbringlichen Verlust der Selbstbeherrschung in anderem Sinne außer sich geriet. Aber sie muß auch, so wie sie war, als Goethe sie zuerst sah, die Frau gewesen sein, die ihm geben konnte, was er von keiner anderen empfangen hatte und von keiner nach ihr empfangen sollte." Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 8).

„Mit Ida Boy-Ed und Emil Ludwig, so scheint mir, dürfen wir annehmen, daß Frau v. Stein im März 1781, nachdem sie für Goethe lange Zeit ein Gegenstand ungestillten Begehrens gewesen ist, seine Geliebte geworden ist. Sie ist es sicherlich nur vier oder fünf Jahre geblieben, und wenn Goethe später sich, da er Christiane zu sich nimmt, damit verteidigt: Wer würde denn durch dies Verhältnis verkürzt werden — so deutet diese Bemerkung wohl nur darauf hin, daß zu jener Zeit, 1789, nicht mehr die früheren Beziehungen zwischen Goethe und Charlotte bestanden, wohl aber kaum darauf, daß niemals zwischen ihnen erotische Bindungen vorhanden waren. Charlottes Enttäuschung über Goethes Nachlassen in der Liebe, ihre vielgetadelte Haltung gegenüber seinem neuen Erlebnis: Christiane Vulpius werden jedenfalls erklärlich, entschuldbar, vollkommen verständlich, wenn man sie als Eifersucht der Geliebten betrachtet, als Eifersucht der Frau, die, in die Wechseljahre tretend, Goethes neue Liebe für die unbedeutendere, aber sinnlich stärkere Frau als den furchtbaren Triumph der Sinne über die menschliche Liebe betrachtet; als Eifersucht der Frau, die angesichts des Mangels schöpferischer Kräfte — Charlotte war nur eine geniale Zuhörerin und Mitempfinderin — ihr ganzes Leben, in dem sie mit ihrer Hingabe den höchsten Trumpf in der Liebe ausspielte, als dämonisch verfehlt ansehen mußte." Hellmuth Falkenfeld (Frankf. Ztg. 14 — 1 M.).

Vgl. auch: Hans-Siegfried Weber (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 4); Hedwig Fischmann (Bresl. Ztg. 4); Eva Mertens (Hannov. Kur., Frau 8/9); Margarete Weinberg (Voss. Ztg., Unt. 3); Karl Strecker (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 4); Wolfgang Goetz (Deutsche Allg. Ztg. 6); Charlotte Buchow-Homeyer (ebenda); W. Spael (Köln. Volksztg. 9); Etta Federn-Kohlhaas (Tag, Unt.-Beil. 5); Paul Feldkeller (N. Zür. Ztg. 20); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 5); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn, 6. Jan. 27).

*

Zur deutschen Literatur

Zur Kunstgestalt von Goethes „Faust" schreibt Werner Thormann (Germ., Ufer 4) Betrachtungen. — Die weimarer Familie Jagemann schildert Hans Vaihinger (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 12). — Einen Bericht über die Uraufführung von Schillers „Piccolomini" von Karl Laurenty (30. Jan. 1799) findet man (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 33). — Ein Vortrag von Professor Nelson über Schillers Ethik und deren Weiterbildung wird (Magdeb. Ztg. 37) wiedergegeben.

Ein bisher unbekanntes Gedicht von Johann Gaudenz von Salis-Seewis veröffentlicht Hans Bloesch (Bund, Bern, Kl. Bund 3). — Über Hölderlin läßt sich Hermann Hesse (Magdeb. Ztg. 3) vernehmen, über das Bildnis Hölderlins schreibt Hans Dahmen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 76) in Anschluß an die Schrift von Rudolf Fahrener „Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller". — Anregungen Immermann betreffend in Hinblick auf die magdeburger Theaterausstellung bietet Julius Bab (Magdeb. Ztg. 23). — Kleists Weg zum Nationalstaat beschäftigt Paul Berglar-Schröer (Kreuz Ztg., Lit. 610). — Über neue Bilder von Rahel Varnhagen und ihrer Mutter schreibt Heino Schwarz (Hamb. Nachr., 14. Dez.).

Die Erinnerungen an Heinrich Zschokke setzt Hedwig Behrendsen (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 3 u. 4) fort.

Digitized by Google

— Über Grabbes Flucht schreibt Carlheinz Hillekamps (Schlesw. Nachr., Nordmark 18). — Hebbels pariser Weihnachten schildert Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbüttler Ztg. 301). — Über Annette v. Droste schreibt Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 1).

Über August Kopischs Heinzelmännchen plaudert Ferdinand Schroeder (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 75). — Unter Mitteilung unbekannter Briefe schreibt Ludwig Klinenberger über Eduard v. Bauernfeld (Bresl. Ztg. 12). — Über Adolf Pichler bietet Br. Willram einen Aufsatz (Basler Volksbl. 294). — Die Erinnerung an Ludwig Thoma pflegten Kurt Martens (Münch. N. Nachr. 20) und Gertrud Steinchen (Bresl. Ztg. 20). — Über die Entstehung der Raabe-Gesellschaft gibt Kurt Meyer-Rotermund Auskunft (Wolfenb. Ztg. 256).

Die Tagebücher von Elisabeth v. Heyking würdigt Hermann Bahr (Magdeb. Ztg. 12). — Über Hermione v. Preuschen und ihren „Roman meines Lebens" schreibt Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 18). — An Georg Heym erinnert Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 22). — Zu den Nachrufen auf Rilke bleibt nachzutragen: Emil Strodthoff (Generalanz., Stettin 14); Veronika Erdmann (Kreuz-Ztg., Lit. 24); Peter v. Mendelssohn „Frankreichs Dank an Rilke" (Berl. Tagebl. 30), Lit.-Beil. der N. Zür. Ztg. 74 mit Beiträgen von Eduard Korrodi, Paul Valéry, Max Pulver, Robert Faesi, Camill Hoffmann; Felix Salten (Berl. Tagebl. 45); Nitdy Impekoven (ebenda 22); Gedenkfeier für Rainer Maria Rilke (Bund, Bern 42, 44); Fritz Neugaß (Arb.-Ztg., Wien 37); Siegfried Trebitsch (Berl. Tagebl. 68); Stefan Zweig (Münch. N. Nachr. 52).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Thomas Mann als Kulturphilosoph wird von Ludwig Gött (Magdeb. Ztg. 34) betrachtet: er sei konservativ und liberal zugleich. — Als Exponenten der Jugend charakterisiert Elisabeth Darge Klaus Mann (Bresl. Ztg. 11). — Erinnerungsblätter aus seinem Leben veröffentlicht Rudolf Borchardt (Münch. N. Nachr., Einkehr 6). — Von Stefan Zweig sagt Max Spanier (Bresl. Ztg. 14), er repräsentiere ein besseres Deutschland und den besseren Menschen. — Peter Kinnig schreibt über Bruno Frank (Germ., Werk 2), er sei eine nüchterne Natur, nicht der Vers, sondern eine Prosa beschwingter Sachlichkeit entspreche ihm. — Von Otto Brües sagt Michel Becker (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 77), er sei ein Stück kindfroher Riese; er besitze das Wissen um die Entscheidung unserer Zeit. — Den heftigen Drang des Bekenners findet Jakob Kneip (Münch. N. Nachr., Einkehr 6) in Adolf v. Hatzfelds Dichtung. — In einem Aufsatz von Börries, Freiherrn v. Münchhausen über Ina Seidel (Deutsche Allg. Ztg., Welt 25) heißt es: „Ina Seidel scheint in einem früheren Dasein als Schüler eines indischen Buddha gelebt zu haben. Nun taucht ihre Seele immer wieder in das smaragdene Meer traumhafter Erinnerungen und holt aus Tang und Kies die Muscheln versunkener Pilgerschaften und in ihnen die Perlen urtümlicher Weisheit aus Tagen der ersten Menschheitsdämmerung herauf. Bei vielen Dichtern kann man solch ein zweites Dasein weit hinter ihrem heutigen erkennen." Von Wilhelm v. Scholz sagt Alexander Baldus (Stadt-Anz. f. Köln, Schatzkästlein 1): „Wilhelm v. Scholz, sächsischem Blut entstammend, in Berlin geboren, aber erst am Bodensee heimisch geworden, ist eine durchaus singuläre Erscheinung, die wohl in keinen der noch so aufnahmefreudigen Kartothekkästen passen dürfte. Hatte er sich einst mit seinem Programm, daß die Phantasie Wesen, Kern und Quelle und damit auch Quelle der Kunst sei, in bewußten Gegensatz zu dem Naturalismus jener Tage gestellt, so lehnt er anderseits heute die revolutionierenden Expressionen der Jüngsten ab. Seine nach innen gerichtete Natur wäre am ehesten noch mit jenen mittelalterlichen Mystikern zu vergleichen, die auch der engbegrenzten Materie die Weite der Idee, der Passivität des Ichs die Aktivität einer Persönlichkeit, der sinnlichen Formung des Lebens eine übersinnliche Deutung zu geben bereit waren." — Eine liebenswürdige Erinnerung an Wilhelm v. Scholz bietet Grete Gulbransson (Schlesw. Nachr., Nordmark 12 u. a. O.). — Heinz Stroh charakterisiert (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 3) Frank Thieß: „Deutschland und Rußland, seelisch, aber auch geographisch, sind in Frank Thieß. Beiden gehört des Dichters Liebe und Sehnsucht; von beiden empfängt er die Inspiration. Dieses Fluidum gibt ihm den starken Sinn für die mystischen Zusammenhänge; es macht ihn erdverbunden und Gott nah. Das ist es, was seinem Werk die Stärke gibt, daß es mit Schwermut getränkt ist und balladesk daherrauscht. Seine Romane nämlich, umwittert vom Ur und Wissen um die letzten Dinge, sind gewaltig und schwer; umweht von gespenstischer Phantastik, lebensnah, und erfüllt vom Odem zeitloser Ewigkeit." — Den hervorragenden Märchendichter erkennt Otto Heuschele (Neckarztg. 13) in Wilhelm Schmidtbonn. — Von Alfred Mombert sagt Hans Franke (N. Bad. Landesztg. 4), er gebe die Sage des Menschen; in dichterischer Vision sei Geschichte geboten. — Einen Herold der Ewigkeitsideale mit virtuoser Beherrschung der Sprache sieht Ernst Felix Weiß in Friedrich Schreyvogl (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 2). — Die Ent-

Digitized by Google

wicklung im künstlerischen Werk von Ricarda Huch weist Heino Schwarz auf (Hamb. Fremdenbl. 337). — Die unbedingte Wahrhaftigkeit des leidenschaftlichen Suchers rühmt Karl Lehmann (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch., 4. Nov.) in Kurt Heynicke. — Über den Literarhistoriker Ernst Bertram schreibt Reinhold Lindemann (Germ., Ufer 1): „Die Georgennähe teilt Bertram mit Gundolf. Aber seine ganze Gestaltungsweise verrät deutlicher als bei diesem überall das ‚nordische Erbteil', er fühlt sich nicht so sehr als Plastiker, sondern — um seine eigene Lieblingsformel zu gebrauchen — als ‚nordgebundener Musiker', als ‚nördlich der großen Weingrenze des Geistes' geboren. Ist Gundolf ganz Auge, so ist Bertram gleichsam ganz Ohr, empfindsamstes Ohr, das die geheimste Melodie eines Menschen oder einer Epoche zu erhorchen weiß, das in jedem historischen Phänomen — mit Schopenhauer zu reden — ‚den innersten, aller Gestaltung vorhergängigen Kern' erlebt — und zwar erlebt als Musik. In diesem sublimsten Sinne ist Bertrams geschichtliches Nachgestalten so gegenplastisch wie irgend möglich, ist wesentlich musikalischer Art, und das Wort Legende, das er sich selbst zum bezeichnenden Mittelbegriff aller Historie gewählt hat, bekommt bei ihm den unüberhörbaren Unterton des musikgesättigten Mythos."

Zum 60. Geburtstag von Wilhelm Poeck grüßt Paul Wittko (Bremer Nachr. 360), sein gesunder seelischer Wuchs mache ihn zu einem aufrechten Aufrichtenden.

Den Dramatiker Barlach charakterisiert Ludwig Marcuse (Hannov. Kur. 20/21). — Gustav Stresemanns Kritik über den „Gneisenau" von Wolfgang Goetz findet sich (Tägl. Rundsch. 11) — darauf antwortete Wolfgang Goetz (Deutsche Allg. Ztg. 34 und Voss. Ztg., Unt.-Bl. 8).

Das echt Gewachsene rühmt Hans Thyriot (Gießener Anz., Unt.-Beil. 6) an dem Lyriker Zuckmayer. — Die „neue Sachlichkeit" findet b. in Josef Winklers „Eisernen Sonetten" (Deutsche 302).

Eins der bedeutsamsten Dokumente der Generation erblickt Rudolf K. Goldschmit (Mannh. Tagebl. 4) in Wilhelm v. Scholz' Roman „Perpetua". — Zu Gustav Frenssens neuem Roman „Otto Babendiek" liegen zwei rühmende Aufsätze vor von be (Basler Nachr., Lit. Bl. 340) und von Heino Schwarz (Köln. Tagebl., Lit. 605), an erster Stelle heißt es, Frenssens Stil sei der des geborenen Epikers. — Zu Otto v. Taubes neuem Roman „Opferfest" bemerkt Ludwig Wolde (Deutsche Allg. Ztg. 7): „So sollte denn jeder Deutsche dieses Buch lesen und ihm nachsinnen. Er wird dies um so lieber tun, als es mit zarter Feder geschrieben ist, die nie übertreibt, außer in den Nebenfiguren, womit doch nur der Kunstform der Satire ihr Recht geschieht; die vortrefflich zu modellieren versteht, auch verschweigen kann, ihr Bild dann aber nur vertieft, und die vor allem immer leicht bleibt und uns oft herzlich lachen läßt, so daß wir den Ernst des Gegenstandes nie schmerzlich empfinden." — Einen Aufsatz über E. v. Handel-Mazzetti und „Die Krönung des Rosenwunders" beschließt Anton Dörrer (Tirol. Anz. 290) mit den Worten: „Seit ungefähr 25 Jahren wandern alljährlich 40 000 bis 50 000 Bände Handel-Mazzettischer Werke in deutsche Lande und auch an Übersetzungen für fremdsprachige Länder fehlt es nicht; ein gewaltiger Strom des religiösen deutschen Idealismus und Künstlertums aus Österreich in einer Zeit, an deren Beginn das Gegenteil die Fahne führte. Und ist die Gegenwart nicht so beschaffen, daß sie die dankbarste Anerkennung, Verehrung und Bewunderung auszusprechen hat?" — Zu Karl Borromäus Heinrichs religiösen Erzählungen bemerkt Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 2), aus Duft und Farbe der dichterischen Blüte wachse allmählich die Frucht: der Wille zum geheiligten Leben. — Joseph Georg Oberkoflers „Sebastian und Leidlieb" nennt derselbe Verfasser (ebenda 13) ein Werk, in dem die Größe der dichterischen Anschauung dem religiösen Ernst entspreche.

„Glosse zum Fall Heuß" schreibt Theodor Heuß (Berl. Tagebl. 8). — In der Kontroverse über den Fall Wittig ergreift Friedrich Muckermann S. J. das Wort gegen Leo Weismantel (Germ., Kirche 1).

*

Zur ausländischen Literatur

Über Swift schreibt Otto Nebelthau „Zweihundert Jahre Gulliver" (Deutsche Allg. Ztg. 31). — Oscar Wildes Ende schildert Ludwig Marcuse (Hannov. Kur. 32/33). — Das neue Werk von Wells „Die Welt William Clissolds" würdigt J. M. Keynes (N. Zür. Ztg. 117).

Über „Jean Richepin und Goethe" plaudert Joseph Chapiro (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 5). — Einen Brief Flauberts an Maupassant bietet Bruno Frank in deutscher Übersetzung (Berl. Tagebl. 19). — Eine Studie über Jules Romains veröffentlicht Victor Klemperer (Magdeb. Ztg. 38).

Über Dante und Petrarca, das Geistige und das Dichterische in der Poesie schreibt Alexander Lernet-Holenia (Frankf. Ztg. 52 — 1 M.).

Die Frage: „Gibt es eine tessinische Literatur" beschäftigt Eligio Pometta (N. Zür. Ztg. 11).

Über Strindberg, als den Zola des Nordens, schreibt Else Loewecke-Möbus (Vorw., Unt. 36), Strindbergs erste Ehe behandeln Olof F. Anders (Tägl. Rundsch.,

Digitized by Google

Ehe 3) und Karin Smirnoff (Deutsche Allg. Ztg. 4). — Über Andersen Nexö spricht Otto Pick (Prag. Pr., 23. Jan.) ebenda (25. Jan.) findet sich eine autobiographische Skizze Nexös.

Einen Aufsatz „Dostojewskij zur Dramatisierung seiner Romane" gibt Hans Ruoff (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 52).

* * *

„Die Heldin." Von Kasimir Edschmid (Frankf. Ztg. 1—1 M.).

„Geschichte und Roman." Von Guglielmo Ferrero (Magdeb. Ztg. 30).

„Der Kampf gegen Schmutz und Schund." Von Wilhelm Fronemann (Hannov. Kur. 40/41).

„Begegnungen." Von Arthur Kahane (Emil Gött) (Berl. Tagebl. 34).

„Dichtung und Zeit." Von Gottfried Kapp (Germ., Ufer 4).

„Erste Begegnung zwischen zwei Generationen. Zusammentreffen junger Dichter mit ihren Meistern." (Berl. Tagebl. 38.)

„Der psychologische Hintergrund jüngster Dichtung und Kunst." Von Friedrich Märker (Berl. Tagebl. 11).

„Der Stand der deutschen Literaturwissenschaft." Anmerkungen zu einem neuen Buch von Julius Petersen. Von Arthur Hübscher (Münch. N. Nachr., Einkehr 76).

„Bedeutung und Aufgabe der Akademie." Von Wilhelm v. Scholz (Magdeb. Ztg. 27).

„Wilhelm v. Scholz über die Akademie." Von G. (Berl. Börs.-Ztg. 11).

„Neuer Glaube. Eine kritische Betrachtung des zeitgenössischen Literatentums." Von Gerhard Storz (Münch. N. Nachr. 10).

„Der Schillerpreis." Von Wilhelm Waetzold (Voss. Ztg. 22).

„Masken." Von Paul Wiegler (Magdeb. Ztg. 36).

Echo der Zeitschriften

Das Tagebuch. VIII, 2. (Berlin.) Stefan Großmann zeichnet eine Erinnerung an Rilke auf:

„Eines Morgens meldete ich mich bei Rilke an. Er kam in den Garten, alles an ihm war leise. Sein Gesicht — er trug damals einen herunterhängenden Schnurrbart — war voll Stille und Mildheit, seine kleine, zarte Figur schwebend und leise, sein Blick, von unten nach oben, schwermütig und schwer. Ich hatte die Torheit, ihn einzuladen, mit uns die Küste hinaufzubummeln von Mölle bis Christiania, es ist mit den vorgelagerten Inseln, Fjords und Landzungen die schönste Küste Europas. Er schüttelte sanft den Kopf. Wir erzählten ihm von den großen Buchenwäldern, eine Viertelstunde von seinem Sitz. Er war erstaunt (er war immer erstaunt). Allmählich gestand er, daß er nach zweimonatlichem Aufenthalt den freilich sehr großen Park des Gutes noch nie verlassen hatte. Es war ein schöner Garten, das genügte ihm. Ich war damals noch zu jung, um diesen Verzicht zu begreifen. Später verstand ich Rilke besser, und diese Beschränkung auf den geschützten, umfriedeten Garten schien mir ein Zug seines Wesens: mit einem Minimum von äußerem Erlebnis auskommen! Es war etwas Mönchisches in diesem einsamkeitswilligen Mann, der aus einem österreichischen Offiziersgeschlecht stammte; er brauchte nicht die Wasserfälle von Trollhättan, ihm genügte das Mühlrad im Garten; er mußte nicht auf den Atlantischen Ozean hinaussehn, der Teich im Park spiegelte die Sonne."

Die Weltbühne. XXIII, 1. (Charlottenburg.) Rudolf Kayser zeichnet das Bild von Jules Romains und geht darin auch auf den Unanimismus, diese für Romains' Gesamtwerk entscheidende Auffassung, ein:

„Die neue Psychologie Jules Romains' ist ein radikaler Triumph über jene vorlauten Schreier, die Psychologie als Kunstmittel absetzen möchten. Sie erklärt nicht mehr durch Einzelzüge, durch die Darstellung von Umwelt, Milieu, Sexualität ..., sondern gestaltet die natürlichen und trotzdem so geistigen Mächte der Gemeinschaften und Gruppen als überpersönliche Wesen. Dadurch ist sie an unsre Zeit gebunden und gleichzeitig religiös. Wie Gemeinschaft und Tod, so sind auch Heer und Stadt, Straße und Haus kollektive Mächte, die nicht nur mechanisch funktionieren, sondern Wille und Geheimnis besitzen — wie Götter.

Von diesen Göttern des Alltags geht Jules Romains' Glaube hinüber zu jener Gottheit, die alle Gruppen und Nationen der Gegenwart umspannt: Europa. Es ist der notwendige Gipfel eines Glaubens und gleichzeitig das stärkste Thema einer Lyrik.

Die wichtigsten Gedichtbände sind ‚La vie unanime', ‚Odes et Prières' und ‚Europe', und ihre Verse erinnern an Walt Whitman. Sie haben den gleichen stürmischen Atem und sind doch ganz real und sachlich. Die Menge begeistert den Dichter; ihre Seele ergreift Besitz von seinem Körper; er umarmt Europa, steht an den Ufern seiner Flüsse, deren Schiffe die Grenzen durchdringen und hört die Gemeinschaft der Tage singen. Andere Gedichte sind wieder ganz auf das Ich bezogen und still vom schmerzlichen Alleinsein. Eine Lampe zerbricht, und im Dunkel gibt es nur Tränen.

Trotzdem Romains ein geistiger Dichter ist, verliert er sich dennoch nie in Abstraktion. Dazu haftet seinem Werk zuviel Wirklichkeit und Gegenwart an. Seine

Digitized by Google

Götter sind dem Dichter jetzt gleichgültiger geworden: da sie allerorts spürbar sind und man um ihre Herrschaft weiß. Sie brauchen uns und wir sie; sie haben Macht über uns und jagen uns durch ihr Gedächtnis:

> Des dieux brefs et légers font échange de moi;
> Celui que je connais me pense déjà moins;
> Je n'ai pas le temps d'être leur mémoire."

Ebenda (XXII, 52) gedenkt Arnold Zweig Siegfried Jacobsohns:

„Siegfried Jacobsohn ... Tapfer aus Liebe. Enthusiasmus für die Reinheit, Strenge und Größe der hohen geistigen Gegenstände, das war sein Urgrund: von Kunst, Recht, gerechter Wirtschaft, Helligkeit des Denkens, Musik des Daseins. Dies, dies allein setzte ihn in Flammen. Er liebte die beladenen Deutschen und das echte Deutschland, und mit der ganzen Ungebrochenheit des Juden warf er sich in seine Liebe. Er sagte diesem Lande und seiner Epoche, der Phase, durch die der Dämon des Krieges es schleift, alle Gebrechen Woche für Woche ins Gesicht: nicht, weil ihn heiß die Lust des Streites übermannte — das trat hinzu —, sondern weil er in seiner Niederung es nicht ertrug. So wie er sich in harmloseren Zeiten in der Passion zur Vollkommenheit der Schaubühne entzündete und mühte, so in diesen hier in der Leidenschaft zu den großen Gütern menschlichen Lebens, die an seinem Ort, hier in Deutschland, nicht unverteidigt beeinträchtigt werden sollten. Dieses Land, das seinen Geist genährt hatte, seit er erwacht, diese Landschaft, deren ewig-lebender Odem ihn beglückt, gestärkt, immer wieder erneuert hatte, diese Erde, die seinen Körper aufnehmen wird, liebte er, um ihr Schicksal litt, an ihrem wahren Neubau arbeitete er bis an die Schwelle des Schlafes, der ihn zum Tode entführte.

Er war ein gläubiger Mensch — zu gläubig fast, um nicht dann und wann in Irrtümer zu geraten. Er vertraute immer; er mißtraute erst nach entsetzlichen Enttäuschungen. Aber in Sachlichkeiten irrte seine Gläubigkeit kaum. Seine Lust am Ja-Sagen war gestützt und bedient durch ein instinkthaftes Wissen um das Notwendige, das Wertvolle, das Rechte. Sein Verstand, hell, behutsam, stets wach, geschult durch die Begier des Lesens, stieß falkenhaft auf das Richtige. Seine Pflicht war die Forderung des Tages, seine Gabe das Wort, sie auszusprechen, die unablässige Verfolgung des Gewollten, die grenzenlose Hingabe an diese Aufgabe: zu reinigen, zu sichten, das Wertvolle zu beschützen, das Niederträchtig-Mächtige zu bekriegen. Daher war er keiner Clique verhaftet, keiner Partei: frei für das sachlich Rechte."

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 1. (Berlin-Leipzig.) Fritz Landsberger schreibt über Oskar Loerkes neues Gedichtbuch und begreift Loerkes Wesen als ein in der Landschaft Verwurzeltsein:

„Das Geheimnis des Loerkischen Lebens ist es, so tief in der Natur und Dingwelt verwurzelt zu sein, daß ihm Natur und seelisches Ich geradezu vertauschbar werden. Jede Landschaft, jedes Ding existiert als beseelt, nicht gleichnishaft und ohne die Absicht des Bildes, sondern schon im Anschauen, vor aller Formgebung; und entsprechend wird mit jedem inneren Gefühl zugleich eine Landschaft, ein Stück Natur erlebt, das dem Gefühl entspricht. Dabei halten sich Ich und Objekt völlig die Wage. Loerke gibt sich niemals in die Natur auf wie ein späterer Romantiker, er ordnet die Natur aber auch nie einer Stimmung unter wie etwa das Gondellied Nietzsches. Auch Rilke neigt mehr der Subjektseite zu. Ebensowenig ist die Stimmung des Ichs in der Natur gemeint wie bei der landläufigen Lyrik. Sondern das Ich steht als Ich, die Natur als Natur, aber beide korrespondieren in einer vollkommenen und geheimen Übereinstimmung. (Man könnte an einen erlebten Spinozismus denken.) Die Dingwelt Loerkes kann nicht sachlich genug, nicht real genug genommen werden. Ihr Substantielles unterscheidet ihn von der chinesischen Lyrik, deren mehr luftartige, atmosphärische Verwobenheit von Landschaft, Ding und Mensch dem Loerkischen Weltgefühl sonst recht nahe steht; die Realität der Dingwelt unterscheidet ihn von Hölderlin, der zwar auch in die Substanz und Konkretheit des Objekts vordringt, aber es doch aus der Welt der realen Natur in eine innere Welt des Geistes transponiert. Hölderlins Dinge liegen in der Ebene des Geistes und bleiben doch Dinge, Loerkes Dinge liegen in der Ebene der Natur und sind doch auch metaphysisch."

Der Kunstwart. XXXX, 4. (München.) In einem Schicksalsgedanken erblickt Hans Teßmer die Grundidee des künstlerischen Werks von Frank Thieß:

„Aus einem noch unverbrauchten Boden stammt Thieß, er ist von dorther ganz tief der Natur verbündet. ‚Die Segnung ländlicher Horizonte steht über dem Anfang meines Lebens; sie soll über seinem Ende stehen,' so schreibt er in einer autobiographischen Notiz. Das ist ein Bekenntnis, hinter dem ein Schicksal steht. Und die Idee des Schicksals, die Erkenntnis der wesenhaften Beziehungen vom einen zum andern, vom Einzelnen zum Ganzen, vom Menschen zur Natur, das ist die Grundidee von Thieß' Schaffen. Es ist die Grundidee alles über den Tag hinaus gedachten Schaffens. Verdi hat das tiefe Wort geprägt: ‚Es ist gut, die Wahr-

Digitized by Google

heit darzustellen — besser noch: sie zu erfinden.' Er hat damit eins der wesentlichen Gesetze für das Schaffen in der Kunst formuliert, indem er erklärt, daß es in ihr nicht allein darauf ankomme, die lebendigen Erscheinungen der Wahrheit gemäß darzustellen, sondern ihre inneren Bezüge zu erkennen, in den Grund ihrer Schicksale hinein zu schauen, und aus dieser Schau die einzig notwendige Gestaltung der Erscheinungen zu gewinnen. Ganz im Sinne dieser Formulierung handelt es sich in den Werken von Thieß nicht um Wirklichkeit, sondern um Wahrheit; nicht um das Leben, sondern um das Wesen des unabsehbar verwandelten Lebens, um das Sein; nicht um die Welt, die wir sinnlich begreifen, sondern um den Kosmos. In der Beziehung des Lebens zum ewigen Sein ruht der einzige Sinn des Lebens. Im Hinblick auf den Tod der Kulturmenschheit spricht es Thieß einmal im ‚Gesicht des Jahrhunderts' so aus: ‚Die Frage, ob das Leben einen Sinn habe, eine der wichtigsten Fragen, um die kein tieferer Mensch herumkommt, wird von dem Zivilisierten mit einer beinahe hastigen Scheu mit Nein beantwortet. Damit hat er seinem Leben den Sinn entzogen, den jedes Leben haben kann: nämlich den, den man ihm gibt. Um den anderen, den kosmischen Sinn des Lebens, kann er Gott nicht betrügen, weil er jedem von uns verborgen ist.' Das Schicksal endlich ist nicht eine Macht, sondern ein Ergebnis der Fülle oder des Mangels an Beziehungen des einzelnen Lebens zum ewigen Sein, ein Resultat aus Gemüt und Charakter je nach ihrem Bestande. So stellt Thieß, indem er mit intuitiver Kraft alles Wesenhafte wundervoll fühlbar macht, die Idee des Schicksals in den Mittelpunkt seines Schaffens; aus der Welt der inneren Beziehungen taucht die Welt der Leidenschaften, aus deren Widerstreit alle Lebensformen sich ergeben."

* * *

„Schwester Hadewych. Ein Beitrag zur abendländischen Mystik." Von Hans Sturm (Der Gral XXI, 4. Essen).

„Stand der Nibelungenforschung." Von Hans Naumann (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 1. Leipzig).

„Grimmelshausens Weltanschauung im Spiegel seines ‚Simplizissimus'." Von H. H. Borcherdt (Der Fränkische Bund 1926, 5/6, Heroldsberg bei Nürnberg).

„Goethe und Zweibrücken." Von Albert Becker (Südwestdeutsche Heimatblätter, I, 6. Saarbrücken).

„Eckermann. Ein Leben im Dienste Goethes." Von A. Stockmann (Stimmen der Zeit LVII, 4. Freiburg i. B.).

„Franz Grillparzer als Dramatiker." Von Friedrich Rosenthal (Radio-Wien III, 17).

„Das Kleistproblem. Eine kritische Studie." Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 1. Frankfurt a. M.).

„Die problematische Christlichkeit des Novalis." Von Karl Justus Obenauer (Deutsche Rundschau LIII, 1. Berlin).

„E. T. A. Hoffmann als Zeichner." Von Wilhelm Hausenstein (Das Tagebuch VIII, 2. Berlin).

„Görres' religiöse Entwicklung: Vom Unglauben bis zur Pforte der Kirche." Von J. Grisar (Stimmen der Zeit LVII, 4. Freiburg i. B.).

„Immermann und Grabbe." Von Eberhard Moes (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 114).

„Eduard v. Bauernfeld." Von Friedrich Rosenthal (Radio Wien III, 14).

„Otto Roquette auf der Wartburg." Von Hermann Hoßfeld (Glaube und Heimat III. Januar, Eisenach).

„Theodor Fontanes Briefwechsel mit Paul Heyse in den Revolutionsjahren des Naturalismus 1889—1891." Von Erich Petzet (Der Türmer XXIX, 4. Stuttgart).

„Der Rembrandtdeutsche und sein Biograph." Von Franz Heinrich Tippmann (Deutsche Rundschau LIII, 1. Berlin).

„Erinnerung an Alfons Petzold." Von Felix Braun (Die schöne Literatur XXVIII, 1. Leipzig).

„Franziska Gräfin zu Reventlow." Von Mally Behler-Hagen (ebenda).

„Gustav Sack." Von Paula Sack (Hellweg VII, 1. Essen).

„Richard Dehmel in Neunkirchen." Von Arthur Friedrich Binz (Südwestdeutsche Heimatblätter I, 6. Saarbrücken).

„Die Vorfahren von Hermann Löns" (Markwart II, 5. Hannover).

„Rainer Maria Rilkes Werk." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel IV, 1. Berlin).

„Rilke ist tot." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Weltbühne XXIII, 1. Berlin).

„Rainer Maria Rilke." Von Erwin Stranik (Die Kultur V, 1. Wien).

„S. J. †." Von Arthur Seehof (Die Neue Generation XXIII, 1. Berlin).

„Gerhart Hauptmanns epischer Weg." Von Frank Thieß (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 1. Leipzig).

„Das Schicksalsproblem in Wilhelm v. Scholz' Schauspiel ‚Die gläserne Frau'." Von Wilhelm Neumann (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 115).

„Hanns v. Gumppenberg. Zu seinem 60. Geburtstag am 4. Dezember 1926." Von R. Graf Du Moulin Eckart (Der Kunstwart XL, 4. München).

„Über Josef Ponten." Von Wilhelm Meridies (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 1. Frankfurt a. M.).

„Drei neue Bücher von Leonhard Frank." Von Heinrich Seufert (Der Fränkische Bund 1926, Heft 5/6, Heroldsberg bei Nürnberg).

„Unruh's Herkunft." Von Oskar Walzel (Stadt-Anzeiger XXV, 20. Mannheim).

„Julius Kühn." Von K. Moll (Der Fränkische Bund 1926, Heft 5/6, Heroldsberg bei Nürnberg).

„Max Mohrs Komödien." Von Walter Tappe (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 112).

„Hans W. Fischer. Zu seinem 50. Geburtstage." Von H. S. (Junge Menschen VIII, 1. Hamburg).

„Friedrich Lienhard." Von Ernst Leopold Stahl (Der Wegweiser. Blätter der Bayerischen Landesbühne, 1926/27. 2. Heft. München).

„Hans Friedrich Blunck." Von Ludwig Beninnghoff (Der Kreis III, 12. Hamburg).

„Oskar Loerkes neues Gedichtbuch." Von Fritz Landsberger (Die Neue Rundschau XXXVIII, 1. Berlin).

„Otto Brües." Von Karl Jacobs (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes III, 4. Düsseldorf).

Digitized by Google

„Zu Franz Werfels ‚Paulus'." Von Friedrich Muckermann S. J. (Der Gral XXI, 4. Essen).
„Der Erzähler Hans Franck." Von Wilhelm Meridies (ebenda).
„Franz Johannes Weinrich." Von Eduard Schröder (Literarischer Handweiser LXIII, 4. Freiburg i. B.).
„Der Fall Wittig." Von Albert Sexauer (Der Türmer XXIX, 4. Stuttgart).
„Ein historischer Roman und ein moderner Dichter. [Zu Oberkoflers Roman ‚Sebastian und Leidlieb'.] Von Karl Debus (Alte und Neue Welt LXI, 1. Einsiedeln).
„Das sozialpädagogische Programm in Franz Herwigs Roman ‚Die Eingeengten' [Schluß]. Von Heinrich Kautz (Die Bücherwelt XXIII, 12. Köln).
„Karl Hans Strobl." Von Erwin H. Rainalter (Deutsche Hochschulwarte VI, 8. Prag).
„Karl Hans Strobl zu seinem 50. Geburtstag." Von Karl Wache (Die Kultur V, 1. Wien).
„K. H. Strobl." Von Marianne Thalmann (Radio-Wien III, 15).
„Karl Hans Strobl. Zu seinem 50. Geburtstag." Von Erich Grießenböck (Der getreue Eckart IV, 7. Wien).

* * *

„Vom Weltbuch der Person. Das 59. Sonett Shakespeares übersetzt und erklärt." Von Florens Christian Rang (Die Kreatur I, 3. Berlin).
„Wordsworth in seinen tiroler Sonetten und in seinem Verhältnis zu Österreich." Von Leo v. Hibler (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 11/12. Heidelberg).
„Der Nobelpreisträger Bernard Shaw." Von Thomas Roffler (Die Tat XVIII, 10. Jena).
„D. H. Lawrence." Von W. E. Süskind (Neue Schweizer Rundschau XX, 1. Zürich).
„Der Thomismus im gegenwärtigen Frankreich." Von Roland Dalbiez (Orplid III, 10. M.-Gladbach).
„Stendhals Werk. Ein Nachruf von Arthur Grafen Gobineau." Übertragen von Arthur Schurig (Das Inselschiff VIII, 1. Leipzig).
„Die Prinzipien der Literaturkritik bei Henri Massis." Von Robert Denis (Orplid III, 10. M.-Gladbach).
„Léon Bloy." Von Jacques Maritain (Orplid III, 10. M.-Gladbach).
„Jules Romains." Von Rudolf Kayser (Die Weltbühne XXIII, 1. Berlin).
„Der Dichter der Reinheit [Francis Jammes]." Von Anton Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 117).
„Rodange und de Rénert. 2. Gedenkblatt zum 50. Todestag und zum 100. Geburtstag des Dichters [3. Januar]." Von Tony Kellen (Die Heimat, 1927, 13. Grevenmacher).
„Stunden mit Emile Verhaeren." Von Stefan Zweig (Das Inselschiff VIII, 1. Leipzig).
„Carlo Goldoni und seine Lustspiele." Von Lola Lorme (Blätter der Bayerischen Landesbühne, 1926/27, 3. München).
„Geistige Strömungen im italienischen Drama der Gegenwart." Von A. Tilgher (Neue Schweizer Rundschau XX, 1. Zürich).
„José Echegaray." Von Erwin Gaubatz (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 118).
„Von Ibañez zu Unamuno." Von Klaus Sternheim (Deutsche Rundschau VIII, 1. Berlin).
„Unter der Sonne Satans." [Bernanos.] Von Karl Bornhausen (Die Christliche Welt XLI, 1. Gotha).
„Turandot." Von Robert F. Arnold (Der Pflug II, 1. Wien).
„Aus Andersens Welt. — Eine Reise ins Vergangen-Gegenwärtige mit fünf Aquarellen." Von Wolfgang Born (Reclams Universum XLIII, 13. Leipzig).
„Björnson." Ein Bildnis. Von Hans Teßmer (Blätter der Bayerischen Landesbühne, 1926/27, 4. München).
„Strindberg und sein Weltbild." Von Karl Möhlig (Der Gral XXI, 4. Essen).
„Mein Besuch bei Ellen Key." Von Hans Gerhard Gräf (Westermanns Monatshefte LXXI, 845. Berlin).

* * *

„Zeitungskunde." Von Karl Bücher (Deutsche Presse XVI 50/51. Berlin).
„Vom Stil des Schriftstellers." Von Friedrich Carl Butz (Mitteilungen des Deutschen Schriftsteller-Verbandes. November 1926. Berlin).
„Die rheinische Dichtung im Jahre 1926." Von Otto Doderer (Rheinischer Beobachter V, 24. Berlin).
„Der Schriftsteller und der Zellengefangene." Von Jakob Ebner (Die Bücherwelt XXIII, 12. Köln).
„Das Wort im Drama." Von Karl v. Felner (Krefelder Blätter III, 7).
„Der deutsche Minnegesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst." [Fortsetzung.] Von Friedrich Gennrich (Zeitschrift für Deutsche Bildung II, 12. Frankfurt a. M.).
„Schulspiele." Von Ignaz Gentges (Die Blätter für Laien- und Jugendspieler III, 1. Berlin).
„Zur Geschichte des Familienblatts." Von Friedrich Kainz (Die Gartenlaube 1926, 52. Berlin).
„Aussichten der Sprechbühne." Von Alfred Kerr (Die Neue Rundschau XXXVIII, 1. Berlin).
„Theatergeschichte: Kulturgeschichte?" Von Hans Knudsen (Kultur und Leben III, 12. Schorndorf).
„Das Zeitungswesen als moderne Wissenschaft." Von Fritz Körner (Der Deutschen-Spiegel III, 53. Berlin).
„Das Negerdrama." Von Aleim Locke (Die Scene XVI, 12. Berlin).
„Kleistpreisträger." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel III, 52. Berlin).
„Puppentheater. Marionetten und Kasperle." Von Johan Luzian (Junge Menschen VIII, 1. Hamburg).
„Theater und Drama der Gegenwart." Von Eberhard Moes (Saarbrücker Blätter V, 7).
„Von der Hoftheaterzensur." Von Max Morold (Der getreue Eckart IV, 7. Wien).
„Frankfurter Dichter vergangener Zeiten." Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Ostdeutsche Monatshefte VII, 10 Oliva).
„Mimus und modernes Drama." Von Felix M. Mumbauer (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes III, 4. Düsseldorf).
„Die Funktion des Dichters." Von Herbert Oczeret (Die Tat XVIII, 10. Jena).
„Revue im Drama." Von Robert Petsch (Die Scene XVI, 12. Berlin).
„Der Tod im deutschen Mysterienspiel." Von Friedrich Rosenthal (Krefelder Blätter III, 6).
„Zum Liberalismus im katholischen Literaturbetrieb." Von Richard Schaukal (Schönere Zukunft II, 12. Wien).
„Ein Gespräch über die künstlerische Unsittlichkeit." Von Erich Schlaikjer (Deutsche Monatshefte 1927, 1. Berlin).

Digitized by Google

„Plagiat in der Literatur." Von Erwin Stranik (Freie Welt VII, 156. Gablonz).
„Deutsche Dichtung im heutigen Elsaß." Von Karl Walter (Markwart II, 5. Hannover).
„Reißer, Literaten und — Dichter." Von Westfal (Hellweg VI, 42. Essen).
„Buch und Rundfunk." Von Max Wieser (Die Tat XVIII, 10. Jena).
„Die Freude am Tragischen." Von Max J. Wolff (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 11/12. Heidelberg).

* * *

„Das Schund- und Schmutzgesetz." Von Max Alsberg (Preußische Jahrbücher, Bd. CCVII, 1. Berlin).
„Der Staat als Zensor." Von Hans Meydenbauer (ebenda).
„Irrungen und Wirrungen." Von Walter Schotte (ebenda).

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

1.

„Bonaparte." Ein Schauspiel von Fritz v. Unruh. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 5. Februar 1927. — Buchausgabe: Frankfurter Societäts-Druckerei).

Es genügt der Vergleich der Stoffwahl mit der Grabbes, um in Unruh den begnadeten Dramatiker zu erkennen. Dort die „Hundert Tage", ein chronologischer Begriff, der den Schicksalskomplex nur ungenügend erhellt, über das Wesen Napoleons kaum etwas aussagt, es sei denn, daß der Siegreiche in einer Schlacht geschlagen werde. Hier der Justizmord an Enghien: die Dämonie in Napoleon, die den Schicksalsblitz herabzieht, ist im Stoff unmittelbar vergegenwärtigt.

In Enghien tötet Napoleon die Legitimität. Er tut es in dem Augenblick, in dem er selbst zur Kaiserkrone greift. Seine Krönung wird somit innerlich zu seinem Untergang. Unruhs Drama, über die Ermordung Enghiens zur Kaiserkrönung führend, ist durchaus Tragödie, und es verschlägt dem nichts, daß der Napoleon des letzten Akts lebt. Vielmehr, die Tragik wirkt tragischer, weil die Schicksalswendung in ihrer Notwendigkeit, nicht in ihrem Vollzug offenbart wird.

Auch in seinem „Bonaparte" ist Unruh seiner dichterischen Eigenart getreu geblieben. Das Drama ist Schritt auf dem von ihm bislang begangenen Wege, wesentlicher Fortschritt zugleich. Auch hier ist das Symbol direkt gegeben.

Die Idee der Legitimität als solche ist in Enghien verkörpert. Sie spricht aus ihm; macht ihre Rechte geltend; sie führt durch seine Hand ihr Schwert. Aber — als könnte dieser Enghien, wie immer geartet, nur ungenügend Repräsentant der in diesen Zeitläuften wunderlich flackernden, von allen erdenkbaren Winden gepeitschten Legitimitätsflamme sein, — stellt Unruh neben den Enghien dessen Mutter: jene Louise von Orleans, die einst die rote Fahne auf den Palast der Orleans pflanzte, heute für Napoleon erglüht. Wie in dem Sohne, dem bleichen Nachfahren müder Geschlechter, den noch ein letzter Heldenmut beseelt, lebt die Idee der Legitimität in dieser Frau, in der Geschlechtstrieb und Mutterliebe süchtig ineinanderschwelen. Mit starker dichterischer Stimmunggebung hat Unruh es verstanden, beiden Gestalten jenes Zwielicht zu schaffen, in dem sie noch als Menschen mit ausgeprägter Physiognomie, schon als lichtwandelnde Symbole zu erkennen sind.

Beide Gestalten hat Unruh zugleich als Mithandelnde in die bewegte Handlung hineingerissen.

Im ersten Akt des Dramas, der ein Meisterstück moderner Exposition ist, steht Enghien dem alten Obersten der Konsulargarde, Hulin, gegenüber, einem alten Bastillestürmer, in dem die Revolution als solche fortlebt, der demgemäß in der Kaiserkrönung des Ersten Konsuls die Vernichtung seines eigenen Lebenswerks erblicken muß. Dieser nun wirbt den Enghien dazu — es ist eben ein Attentat auf Napoleon mißglückt — vor dem Kriegsgericht Bonaparte niederzustoßen. Damit ist sofort denkbar starke dramatische Spannung erzeugt, die durch den Umstand, daß es zweifelhaft wird, ob Napoleon sich zu dem Kriegsgericht begeben werde, noch angestrammt wird.

Die große Szene des dritten Akts: das Kriegsgericht, ausschließlich aus alten Bastillestürmern zusammengesetzt, hat statt, waffenlos steht Napoleon dem Enghien gegenüber, und Enghien hat das nackte (symbolische) Schwert des Condé in Händen. Aber er vermag nicht zuzustoßen. So wenig wie er, vermögen die alten Bastillestürmer die gezückten Säbel auf Napoleons Haupt niedersausen zu lassen. Sein Wesen zwingt, und sein Wort.

Die Szene ist real und symbolisch zugleich; ist real in ihrer Symbolistik, ist symbolisch in ihrer Realistik: in dieser Szene hat Unruh wohl das Höchste geleistet, was ihm bisher zu schaffen gegeben war, ein Hohes.

Der letzte Akt des Dramas fällt dagegen ab; das würde an sich nichts besagen, aber er verzettelt die Wirkung. Noch finden sich starke dichterische Züge, wie der Schrei des zum Tod geführten Enghien nach seiner Mutter, die er haßte und verachtete; noch häufen sich künstlerische Einfälle wie jener: Napoleon wähnt seine Josephine zur Kaiserkrönung zu schmücken, es ist aber die Mutter

Digitized by Google

Enghiens, des Gemordeten — die gemordete Legitimität — die vor ihm steht; zu spät; die dramatische Entwicklung verlangte hier schnelleren Fluß. Das aber sind Bedenken, die sich gegen das Bühnenstück, kaum gegen die Dichtung wenden. In seinem „Bonaparte" hat Fritz v. Unruh unserer untragischen Zeit aus ihren armen Nöten heraus in reicher dichterischer Steigerung Tragödie gegeben. Ernst Heilborn

2.

„Ein besserer Herr." Lustspiel in zwei Teilen. Von Walter Hasenclever. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 12. Januar 1927.)

Hasenclever schreibt ein Lustspiel mit satirischen Ahnungen. Zwei neuzeitlich Liebende wollen sich ganz sachlich-geschäftlich, unter Ausschaltung unnützlicher Gefühlsdinge verheiraten. Lia Compaß sucht per Inserat; und es findet sich Herr Moebius. Hasenclever erklärt die psychologische Basis zur neuen Liebes-Sachlichkeit durch die Aufdeckung der Milieus. Das Haus Compaß ist so völlig industrialisiert und mechanisiert, daß für Compaß sen. die Ehe nur als Firma betrachtet werden kann. Das Haus Moebius anderseits ist ein Bureau für Heiratsschwindel, dem Moebius in höchsteigener Person die Kundinnen zuzieht. Wenn Compaß Geschäfte macht, bei denen die Gefühle nie mitspielen dürfen, so machen die Geschäfte des Herrn Moebius geradezu die Gefühle zur Geschäftssache. Es ist nun sehr witzig, wenn Hasenclever das Fräulein Compaß mit Herrn Moebius sehr sachlich auf einer Gartenbank zusammenbringt und statt des erwarteten amerikanischen Geschäftsgebarens nichts anderes als die alte europäische Liebe ausbricht. Statt Sache erfolgt Kitsch. In dem einzigen gelungenen Dialog des Spiels macht der Schwindler Moebius Herrn Compaß unter großen Mühen klar, daß es sich bei dieser Heirat faktisch um die Liebe handle. Aber eine Lustspielidee ist noch kein Lustspiel. Zu viele Situationen, zu wenig Auseinandersetzung durch das Wort. Die Witze wandeln einzeln daher. Das Ganze läuft nicht am Faden. Der Stil schwankt; und im bunten Gemisch der mehr oder weniger bekannten Einfälle fehlt es an bindendem Geist. Hasenclever könnte mehr. Er schwimmt hier im Banalen. Bernhard Diebold

Wien

1.

„Österreichische Komödie". In drei Akten von Alexander Lernet-Holenia. (Uraufführung im Theater in der Josefstadt am 28. Januar 1927.)

„Österreich hat wieder einen Dichter!" Wie oft ist diese Formel, seitdem der selige Speidel sie für die Entdeckung des seligen Ebermann geprägt hat, wiederholt worden, so oft und so trügerisch, daß wir für die immer erneute Botschaft nur zögernd den immer zu erneuernden Glauben aufbringen. Diesmal aber verbürgt gar das „Reich" die an die Zukunft unseres Landsmanns geknüpften Hoffnungen: große Bühnenerfolge seiner in der Tat das Mittelmaß weit überragenden Haupt- und Staatsaktion „Demetrius" und der exklusive, von dem Feinschmecker Diebold verliehene Kleistpreis; nicht also Lokalpatriotismus hat den dreißigjährigen Kärntner auf den Schild gehoben. Freilich, der Titel verspricht mehr als das Stück hält. Läßt er denn nicht eine heitere Bejahung oder Verneinung oder doch Kritik österreichischen Wesens erwarten? Aber all das bleibt in Ansätzen und Rudimenten stecken; und österreichisch ist an dieser Österreichischen Komödie nicht viel mehr als der allgemeine Tonfall der (wie in „Olla-potrida" mit Absicht erstaunlich flach gehaltenen) Gespräche und daß die an und für sich einfache Intrige eines beweisunkräftigen Grenzfalls in eine riesige Verwirrung oder, um den heimischen Ausdruck zu gebrauchen, in einen Palawatsch ersten Ranges, der freilich wie ein Strohfeuer ebenso schnell aufflammt wie erlischt, ausmündet. Da hat nämlich einer von Adel seine Tochter schon mehrmals und an mehrere verkauft; solch ein Geschäft ist nun wieder im Gang, aber diesmal mischt sich das Herz der jungen Kameliendame mit ein, sie liebt, es kommt zu einem drolligen Skandal, zu einem überstürzten Verlöbnis — die Komödie ist tot, es lebe die Tragödie. Aber diese wird nur im Rück- und im Vorblick sichtbar; alle Begebenheiten sind auf die Note des Schwanks gestimmt und bewährteste Hausmittel, z. B. Taubheit einer alten Dame oder der Rausch eines Exzellenzherrn, werden ebensowenig verschmäht wie Reminiszenzen an Shaw, Wilde, Hofmannsthal. Spezialität Lernets scheint die komische Massen-Situation zu sein, das Zusammendenken und Zusammensehen nicht weniger Leute in irgendwelcher grotesken Kombination.

Hat nun Österreich wirklich wieder einen Dichter? Glücklicherweise besitzt Lernet gewichtigere Rechtstitel auf diesen schönen Namen als die „Österreichische Komödie".

2.

„Silvesternacht." Ein Dialog. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Theater in der Josefstadt am 31. Dezember 1926.)

„Das ältere Fach." Lustspiel in einem Akt. Von Raoul Auernheimer. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 13. Januar 1927.)

Zwei anmutige Plaudereien, die sich unschwer auf die gemeinsamen Nenner Liebe, Altern, Ironie bringen lassen, wiewohl sie sich sonst etwa wie Moll zu Dur

Digitized by Google

verhalten. Dies zur letzten Silvesternacht erstmals gespielte Zwiegespräch Schnitzlers wirkt als Kabinettsstück, etwa wie eine Miniatur Daffingers auf Elfenbein: in engem Umkreis ein reizendes, ein unvergeßliches Frauenbildnis, neben dem der Partner freilich verschwindet. Auernheimers Rahmen umspannt schon mehr: wirkliches Geschehen, Züge und Gegenzüge, im Wasserglas beinahe einen Sturm, beinahe nur — denn die Geschöpfe Auernheimers haben von ihm seine leichte Hand geerbt, nehmen kaum etwas pathetisch und gar nichts tragisch; dort, wo es für andere keinen Ausweg als Mord, Selbstmord oder lange leidenschaftliche Reden gäbe, dort scherzen und lächeln sie sich über die Krisen hinweg. Glissez, mortels, n'appuyez pas! Kein Wunder, daß sich uns solche Gallizismen des Gedankens aufdrängen; man steht bei diesem Autor immer mit einem Fuß in Frankreich. Diesmal beiläufig auf dem Boden der Bluette oder des Proverbe, dessen Titel lauten könnte: „Man ist so jung wie man sich fühlt", oder, um mit unserem Proverbe zu reden: „Es gibt doch nichts Schöneres als die Jugend! Und wenn man nicht mehr ganz jung ist, dann — dann ist sie überhaupt erst am allerschönsten!" Was zu beweisen war und was, hübsch und witzig, bewiesen wird, obzwar man es ohnehin leicht glaubt.

R. F. Arnold

Dresden

„Papiermühle." Lustspiel in drei Akten. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Alberttheater am 26. Januar 1926.)

Der problematische Theatraliker Georg Kaiser, der in seinen Werken durchweg um die dramatische Gestaltung von Zeitproblemen ringt, kommt in seinem Lustspiel „Papiermühle" ganz unbeschwert. Fast scheint es ein zurechtgestutztes Frühwerk zu sein. Aber der köstlich aufgezogene Wettlauf von Kritiker und Dichtersmann, in feine Dialogkunst gekleidet, zeigt den reiferen Georg Kaiser. Neu ist die geschlossene Handlung. Ein altes Motiv wird gewandelt und auf drei Akte gestreckt. Der Kritiker des Dichters Ollier ist entzückt von der glühenden Leidenschaft des letzten Werkes, des Dramas „Francesca da Rimini", und fahndet nach der seelenvollen Geliebten, die den „nüchternen und kühlen" Dichter zum Schaffen entflammte.

Der Aufbau und die Durchführung des Motivs interessieren, aber der Jongleur und Techniker Kaiser, der sonst fingerfertig über Altem und Längstüberlebtem seine glitzernden Einfälle breitet, ist hier bedenklich witzlos. Die Idee, die zu Tode gehetzt wird, ist stärker als das Lustspiel selbst. Er will das philiströse Literatentum geißeln und wird selbst literatenhaft. Nichts von dem jagenden Flimmertempo und den funkelnden Einfällen in seinen früheren Komödien. Was ihn dazu noch bewog, sein Sommererlebnis mit Courths-Mahlerscher Sentimentalität zu verbrämen, seine erschütternden Gefühlsballungen in „Nebeneinander", „Gas" oder „Zweimal Olivier" hier zu billigem Gefühlsüberschwang zu verwässern, ist nicht klar. Das ist nicht Georg Kaisersche Kunst, die aus innerer Dynamik die Szenen gipfelt, das ist vermanschte Possenkultur, die in ihrer Zwiespältigkeit und der abgehetzten Abwandlung des Motivs die Menschen als Karikaturen und Puppen zeichnet, wobei tiefmenschliche Anwandlungen stillos wirken.

Johannes Reichelt

München

1.

„Das gastliche Haus." Komödie in drei Akten. Von Heinrich Mann. (Uraufführung durch die Kammerspiele im Schauspielhaus am 21. Januar 1927.)

Nicht „von morgens bis mitternachts", sondern „vom Nachmittag bis zum nächsten Morgen" spinnt sich diese Komödie ab. Einheitlich in der Zeit. Einheitlich der Ort: das gastliche Haus. „Villa Hochgenuß" nennt es der unterste der Schieber, der Anno 1919 soeben die darauf ruhenden Hypotheken erstanden hat. „Bürgerheim" könnte es gleichfalls heißen. Und schließlich auch „Villa der Glücksabenteuerer". Wie nämlich die Komödie sich äußerlich in drei Akte gliedert, so zerfällt der innere Bau gesellschaftlich in drei Schichten: der Adel, die Bürger, die Proleten.

Die Schichten, den Typus umreißt Heinrich Mann. Und indem er sie satirisch umreißt, wertet und entwertet er sie zugleich durch den Witz. Er stuft mit seiner Komik ab. Er schafft, sozusagen, eine Hierarchie der Unethik, von oben nach unten oder umgekehrt. Es gibt in Heinrich Manns Komödie alle Arten von Spott. Doch innerhalb einer jeden Schicht trifft man jeweils immer nur die eine Art von Ironie, die gerade diesen Menschen nach des Dichters Anschauung, Geschmack und Urteil angemessen scheint. Für den Proletarier mit Frau verwendet Heinrich Mann das Burleske. Ihre Lagen, ihre Wendungen, ihre Glücks- und Unglücksfälle sind Posse. Auf den Bürger sausen die Schläge eines szenischen Dialektikers, jene Ironie, die von Ibsens „Stützen der Gesellschaft" ausgeht, und bei Sternheim dann zum kalten, oft theatralischen Bürgerhaß wird. Ganz anders ist des Dichters Verhalten gegenüber der abgeglittenen Adelsklasse. Hier wird der Witz zum kühnsten, paradoxen Spiel. Es

Digitized by Google

ist eine erfinderische Bosheit, es ist die Spitze des Dramas, es ist der grausamste Witz der ganzen Komödie, wenn die verbrecherische gräfliche Abenteurerin schließlich ihr höchstes Abenteuer darin sucht, in die bürgerliche Ordnung einzugehen. Und es darf vielleicht nicht einmal mehr bloßer Witz genannt werden, wo von seiten des Dichters heimlich ebensoviel interessierte Spannung, ja romantische Liebe, freilich sehr intellektuell, sehr kühl, dabei ist. Wenn etliches andere um die Fabel herum noch von Sternheim oder Georg Kaiser sein könnte, hier spricht, hier schillert, hier funkelt allein Heinrich Mann, der Romancier. Und in einigen Dialogen gestaltet er sogar: die Psychologie des gehetzten, ermatteten, dennoch rücksichtslosen, unbedingten Weibes, das so vielfältig raffiniert und doch so triebhaft einfach ist. Wedekinds Lulu, das schöne wilde Tier, geht als Dirne unter. Heinrich Manns Lola rafft sich auf, zielt, lenkt alle und alles, siegt, und will zuletzt durch Einheirat das Bürgertum mit dem Blut von Abenteurern verjüngen. Was wohl daraus werden wird? Ein Pessimist mag die richtige Antwort finden. Heinrich Mann schließt das Stück mit dem Spaß, daß die in der Zeit verschwägert zusammensitzen, die trotz vielem so wenig verwandt sind: der deklassierte Adel, die Bürger und die Proleten.

2.

„Dover—Calais." Lustspiel in drei Aufzügen. Von Julius Berstl. (Uraufführung im Residenztheater am 23. Dezember 1926.)

Ein Lustspiel unserer Zeit gemäß. Wer das Titelblatt überschlüge und den Theaterzettel ungelesen beiseite gäbe, würde vielleicht auf Max Mohr oder auch auf Wilhelm Speyer als den Verfasser raten, falls er überhaupt in der Zwischenpause noch nach einer Persönlichkeit fragte. Das Stück offenbart nämlich so viele Gesichtspunkte, daß es zu keinem Standpunkt kommt. Es schwimmt wie das Schiff, auf dem der Milliardär Sandercroft, der jetzt ein Fünfziger ist, seit zwei Jahrzehnten der Menschheit entflieht. Daß ihn eine Miß wieder zurückrettet, die, aus den Wogen gefischt, auf Deck sogleich alle Männerherzen hinreißt, das ist die Fabel der drei Aufzüge. Von Bedacht auf den Geschmack zeugt wenigstens die Ausbiegung des Endes, die es nicht zu einer üblichen Verlobung kommen läßt. Es ist freilich auch etwas Tendenz in diesem Schluß, wie ja das ganze Stück, wo es nicht ins Schwankhafte gleitet, von Sprüchen und Tendenzen voll ist. Man weiß eben nur nicht recht, wohin sie zielen. Fortschritt! Fortschritt! „Die nächste Revolution geht von uns Frauen aus!" „In Freiheit Weib sein! Wir müssen nun endlich den Mount Everest der männlichen Überlegenheit erobern!" „Die moderne Ehe ist nur noch als Konzern (von Gleichberechtigten) denkbar." Die Miß sagt es dem scheuen Sonderling ins Gesicht, daß er die letzten zwanzig Jahre verschlafen habe und nichts mehr vom neuen Tempo ahne. „Das ist das Herrliche am Leben, daß alles fließt. Auch die Begriffe werden alt." Normal gebaute Wahrheiten währen siebzehn bis achtzehn Jahre, selten länger, hatte Stockmann einmal verkündet. Überhaupt der ganze Befreiungskampf des schwachen Geschlechts, ist er nicht schon von Ibsen durchgefochten worden? Mit Dialektik und gefügtem Dialog. Innerlich bis auf die Wurzel. Berstl heftet sich so sehr an Mode und Tag, daß man lieber annähme, er wolle sie ironisieren vom Bubikopf und Charlestontanz bis zur journalistischen Fixigkeit. Sähe man nur, daß er dann irgendwo, in den Charakteren, in den Ideen, tiefer langte. Hie und da ein psychologischer Blitz in die ewige Koketterie des Weibes. Hie und da ein kluges, sogar weises Wort. Gleich am Beginn für einen kurzen Augenblick eine Seestimmung: das ist das wenige an Dichterischem. Alles andere ist ein Zusammenraffen. Der Aktivismus, die Philosophie der Vitalität, der Sportsgeist, die allerjüngste Technik, der weltschweifende exotische Zug haben mitzuwirken. Und auch darin bereits ist Berstl ein Nachfolger von Nachfolgern.

Joseph Sprengler

Dortmund

„Goddins ewige Masken." Dramatische Symphonie von Hellmuth Unger. (Uraufführung im Stadttheater am 25. Januar 1927.)

Wollte Unger mit der merkwürdigen Bezeichnung darauf anspielen, daß alle die angeschlagenen Mißklänge zur harmonischen Einheit sich binden oder daß die einzelnen Akkorde inkongruent auseinanderfallen? Die Frage kann man ebensowenig entscheiden, wie man eine klare eindeutige Linie in dem symbolischen Gewirr erkennen kann. Man muß sich schon mit der vagen Deutung begnügen, daß hier das alte Thema vom Fluche des Goldes und Geldes modern variiert werden soll. Im Mittelpunkt steht Goddin, der in wechselnden Masken als Milliardär, Reeder, Wucherer, Agent auftritt. Sein Widerpart ist der schwärmerische Idealist Faso. Faso hat ein Land entdeckt, dessen fruchtbare Fülle ein Volk ernähren kann. Ein „no man's land", wo es kein verderbenbringendes Gold, kein versklavendes Eigentum gibt. Er scheitert in seinem aussichtslosen Kampf wider die Macht des Mammons, wie sie sich in dem alles vernichtenden und alles entweihenden Goddin versinnbildlicht. Goddin pachtet das Wunderland seiner Goldschätze wegen und weiß

Digitized by Google

die Anhänger Fasos zur Arbeit für sich, für sein Geld zu sich herüberzuziehen. Faso läßt sich von einem Einsiedler belehren, daß die Menschen sich alle erst innerlich wandeln müssen, um wahrhaft Brüder zu werden; er erkennt, daß vielleicht erst die Menschen der Zukunft das gelobte Land betreten dürfen. Das ist etwa der Gang der Haupthandlung, den man mit einiger Mühe aus dem Ganzen herausschälen kann. Eingeschoben, aber nicht zusammenhangslos und unmotiviert, ist ein Spiel von Liebe und Geld zwischen dem „Prinzen", dem „Kommandanten" und dessen Frau. Wir haben also wieder eine jener modernen lockeren Bilderserien, eins jener kinoartigen Szenarien vor uns, die nicht zu einem „Vielfältig-Einen" und „Ausgreifend-Gerafften" bezwungen sind. Aber die meisten Bilder sind szenisch recht gut gesehen, verraten den erfahrenen Bühnenkenner, trotzdem einige symbolisch dunkel, andere überdeutlich in dem Sichaussprechen des Problematischen sind. Die Gestalten, besonders die verschiedenen Masken des Helden, sind zwar etwas konturenarm, aber einprägsam skizziert. Der Dialog ist straff gespannt, dichterische Stimmungen flackern auf, ethisch tiefe Gedanken greifen ans Herz. Aber ein wirklich bühnenfähiges „Drama" ist nicht zustandegekommen. Also eine „dramatische Symphonie"?!

Karl Arns

Pforzheim

„Wie sie es zwingen." Drei Einakter. Von Fritz Droop. (Uraufführung im Schauspielhaus am 4. Januar 1927.)

In drei feinempfundenen Bildern kündet Fritz Droop, der bekannte mannheimer Schriftsteller, von dem ewigen wechselvollen Kampf der Menschen mit dem Leben, wie sie es zwingen und wie sie von ihm bezwungen werden. Eine zarte, feine Stimmung liegt über dem Ganzen, leicht pessimistisch angehaucht, aber auch durchflutet von versöhnender und Schmerzen lindernder Menschenliebe. — Das erste Stück „Schlagende Wetter" ist ein Bergmannstück. Es schildert in packender Weise den Kampf zweier junger Bergleute um ein Mädchen. Drunten im Schacht geraten sie aneinander. Aber das Schicksal vernichtet beide, sowohl den guten, der es ehrlich mit dem Mädchen meinte, wie auch den schlechten, der nur ihrer Ehre nachstellte. Sie stürzen im gegenseitigen Ringen in den Abgrund des Bergschachtes. — Mehr auf lyrische Stimmung ist das zweite Stück gestellt, „Ihr Geschenk", ein Matrosenschicksal. Das Schiff des Matrosen explodierte und die Nachricht hiervon tötete sein junges heißgeliebtes Weib. Er selbst wurde zufällig gerettet, kann den Schmerz über die verlorene Geliebte aber nicht verwinden. — Wie das Leben auch auf humorvolle Weise bezwungen werden kann, zeigt das dritte Stück des Zyklus „Lehmanns Rache", ein Lustspiel. Beate, die junge hübsche Frau des Apothekers Lehmann, erlaubt sich einen kleinen Seitensprung und lädt sich den Bonvivant Dr. Ottokar in Abwesenheit ihres Mannes zum Abendessen ein. Natürlich kehrt der Gatte zur Unzeit zurück. Mit dem Revolver in der Hand zwingt er den Verführer seiner Frau zu einem schnell bereiteten Gifttrank. Reumütig verwechselt die unglückliche Gattin die Gläser und trinkt das Gift selbst. Glücklicherweise bestand dies aber nur aus Wurmpulver und Gatte und Gattin können sich wieder versöhnen, während der eilig davon stürzende Dr. Ottokar mit dem Schreck davon kommt. — Mit der Uraufführung dieses Einakterzyklus hat die pforzheimer Bühne einen guten Griff getan.

O. zur Nedden

Echo des Auslands

Südafrikanischer Brief

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Begriff Südafrika im deutschen Volk langsam festere und deutlichere Umrisse bekommt. Dazu trägt in allererster Linie wohl das materielle Emporblühn dieses zukunftsreichen Staatenbundes bei. Doch dieser Brief vermag nicht alles zu sagen, was im Innern eines Volkes umgeht[1] und soll denn auch nur von der literarischen Entwicklung im Lande am Kap der Guten Hoffnung in den letzten Monaten Zeugnis ablegen. Die Zukunft Südafrikas gehört auf diesen Gebieten zweifellos den Afrikanern niederländisch-niederdeutscher Abstammung oder, wie wir es früher nannten, den Nachkommen des Burenvolks.

Zuerst möchte ich ausdrücklich an dieser Stelle betonen, daß in einem so jungen und zahlenmäßig kleinen Volk wie das südafrikanische (es übersteigt um nur wenig eineinhalb Millionen Menschen) von einer welterschütternden und den alten Kulturländern ebenbürtigen Litera-

[1] Ich verweise für alles Weitere auf mein Buch „Südafrika, die Zukunft", Morawe & Scheffelt, Verlag, Berlin-Hamburg-Leipzig 1926.

Digitized by Google

tur nicht die Rede sein kann. Zwar gibt es ein paar hervorragende Werke sowohl in gebundener als ungebundener Rede, wie die Gedichtsammlungen von Celliers, Leipoldt und die hervorragenden Jagdschilderungen von Sangiro (A. A. Pienaar), die zweifellos einen hohen kulturellen wie belletristischen Wert besitzen. Aber die anderen, für ein so kleines Volk ziemlich zahlreichen Veröffentlichungen darf man nur als historische Dokumente und als Prämissen eines sich emporringenden neuen Volks betrachten und in diesem Sinn dann auch einschätzen. Selbstverständlich würden die meisten kaum die Mühe der Übersetzung lohnen. Sie sollen uns von der außerordentlichen Lebenskraft und von der großen Liebe für Volk, Land und Sprache, magische Zauberstäbe, die das südafrikanische Volk in so kurzer Zeit zu einer Blüte führten, erzählen.

Ein neuer Beweis dieser Lebenskraft liegt abermals in der Tatsache, daß nicht nur das gigantische Werk der Bibelübersetzung ins Afrikaans seinem Ende entgegengeht, sondern daß jetzt Professor Smith, der hervorragende Sprachkenner der Universität Stellenbosch, im Auftrage der südafrikanischen Akademie und mit Unterstützung der Regierung, die einen vorläufigen Fonds von 10000 Pfund zur Verfügung gestellt hat, eigens dazu beurlaubt wurde, das große Wörterbuch Südafrikas, ein Standardwerk im echten Sinne des Wortes, zusammenzustellen.

In den südafrikanisch-belletristischen Veröffentlichungen trat eine erfreuliche Wendung insofern ein, als man schärfere Kritik ausübt und jedem Werk einen qualitativ besseren Inhalt abverlangt. Auf dem Gebiet der Romanliteratur erschien von D. P. Du Toit „Haar ma se skuld" „Ihrer Mutter Schuld" (Nas. Pers, Kapstadt). Der Roman wurde zuerst in Fortsetzungen in der gediegenen Zeitschrift „Die Huisgenoot" veröffentlicht. In fließendem Afrikaans geschrieben, hat er ein flottes Tempo, viel Spannung und gut angebrachte Höhepunkte. Es ist ein Werk, das auch in Holland günstig aufgenommen wurde und als Vertreter dieser jungen Literatur auch im Ausland bekanntzuwerden verdient. Es ist ein sozialer Roman, der die auseinanderlaufenden Lebenswege von Mutter, Tochter und Sohn nach dem Ableben des Vaters behandelt, und in dem der Verfasser, ohne moralpredigen zu wollen, den Finger auf die Wunden des sozialen Lebens in bestimmten Volksschichten legt. Die Charaktere sind gut gezeichnet. Weiter erschien von der Hand des bekannten C. J. Langenhoven „Die badwater van Bethesda, een verhaal van mof en sy mense" (Nas. Pers, Kapstadt). Langenhoven erhielt bereits seinen eigenen Platz in der südafrikanischen Literatur, so daß es sich erübrigt, sich weiter über ihn auszubreiten. Um die satirisch angehauchten Werke von Langenhoven, die meistens sehr stark in seiner nächsten Umgebung und in der Gegenwart wurzeln, zu begreifen und zu genießen, muß man die südafrikanische Seele und die lokalen Zustände genauer kennen. Langenhoven weiß um seine Leute, hauptsächlich die des platten Landes, für die er auch schreibt, ohne jedoch zu ihnen hinunterzusteigen. Er arbeitet mit Fleiß zur Hebung dieser seiner Landsleute, und er hat das Verdienst, daß er gelesen wird. Mof, der Hauptheld seines neuen Werks, ist ein Hund, und das Buch gibt uns die Geschichte Mofs und seiner verschiedenen Herren, zu denen er gelangt. Im Lauf der Erzählungen findet Langenhoven Gelegenheit, die für Südafrika sehr wichtige Arme-Blanken-Frage (das Problem der arbeitslosen Weißen) nach seiner Meinung zu behandeln. Die Afrikaner besitzen nicht nur eine große Kenntnis, sondern auch eine große Liebe für die Tiere im allgemeinen, ein Charakterzug des alten Burenvolks. Dieses Werk steht aber auf dem Gebiete der reinen Belletristik nicht so hoch wie verschiedene seiner früheren.

Ein beliebtes Genre war und ist unter den südafrikanischen Schriftstellern das des historischen Romans. Die bewegte Vergangenheit des Afrikanervolks ist selbstverständlich ein unerschöpflicher und sehr dankbarer Quell. So erlebte der historische Roman von J. H. H. de Waal „Oupa en sy kleindogters" (Nas. Pers, Kapstadt) eine Neuauflage. Weiter erschien von Nico Hofmeyr „Fani, 'n storie van vriendskap en liefde en awonture met 'n stukkie gouddraad uit ons heldetyd saamgevleg". Er führt zu den Zeiten des großen Treck zurück, vor und nach der Schlacht bei Bloedrivier im Jahre 1836. Der Verfasser gibt in fesselnden Schilderungen einen guten Einblick in diese historisch-bedeutende Zeit der großen Züge der nach Freiheit durstenden Buren, die gegen Norden tiefer ins Innere des dunklen Erdteils führten und zu der Gründung der Burenfreistaaten Veranlassung gaben. Freud und Leid, das abwechselnd das Leben dieser uns stammverwandten Pioniere erfüllt, wird packend in diesem Werk geschildert.

In der letzten Zeit traten unter den jüngeren Dichtern neben dem am besten bekannten und künstlerisch wohl höchststehenden Leipoldt drei jüngere hervor: A. G. Visscher, J. B. L. van Bruggen und Dirk Mostert. Die beiden ersteren mit Neudrucken, der letztere mit einem Erstlingsband. Es bedeutet gewiß etwas in Anbetracht des beschränkten Leserkreises, daß vom Gedichtbändchen „Gedigte" von Visscher seit 1925 jetzt bereits eine Neuauflage nötig war. Einzelne neue poetische Ergüsse sind in diese Auflage mit hinein-

Digitized by Google

genommen. Bisscher wird als einer der besten Dichter der jungen Generation betrachtet und hat bestimmt die Eigenschaften, in Südafrika populär zu werden. Van Bruggen, dessen erstes Gedichtbändchen „Lentestemme" früher besprochen wurde, gibt dieses, mit siebenundzwanzig neuen Gedichten erweitert, durchgesehen und verbessert, unter dem Titel „Gedigte" neu heraus. Ein ganz neuer Sänger ist Dirk Mostert, der uns sein Erstlingswerk „Elker siele" vorlegt. Neben den populär-volksliedartigen Gedichten, die entweder Volk und Sprache seines Heimatlandes gewidmet sind, gibt er sich philosophisch-mystisch. Die drei genannten Werke erschienen in geschmackvollem Einband im Verlage Van Schaik, Pretoria. Daß Leipoldt noch immer der populärste aller Sänger geblieben ist, beweist die vierte Auflage seines bekannten Gedichtbandes „Oom Gert vertel en ander gedigte". Über den Inhalt und den Wert dieses Werks äußerte ich mich bereits früher hier an dieser Stelle. Die Seele Leipoldts und der Inhalt seines Werks liegen in folgenden Versen klar und deutlich ausgesprochen und umrissen:

Ek sing van die wind wat te keer gaan
Ek sing van die reen wat daar val
Ek sing van ons vaal ou Karoland
Van blomme wat bloei by die wal
Van water wat bruis oor die klippe
Van duikers wat draf oor die veld
Van voëls wat daar sing in die bossies —
Maar nooit nie, maar nooit nie, van geld!

Ich singe vom Winde, der sich austobt,
Ich singe vom Regen, der dort fällt,
Ich singe von unserem fahlen, alten Karrooland,
Von Blumen, die dort blühn am Wall,
Vom Wasser, das braust über die Klippen,
Vom Böckchen, das trabt über das Feld,
Von Vöglein, die dort singen im Busche,
Doch niemals, nein niemals von Geld!

Außer auf diese rein belletristischen Werke möge auch noch auf einige Neuerscheinungen hingewiesen werden, die sich zwar mehr auf sprachforschendem und rein wissenschaftlichem Gebiet bewegen, ebenfalls aber von der innerlichen Kraft der afrikanisch-holländischen Sprache Zeugnis ablegen. Aus den vielen Publikationen, die zur Feier der 100. Wiederkehr des Geburtstages Ohm Krügers (am 10. Oktober 1925), dessen Geist im jungen Südafrika schöpferisch weiter wirkt, herauskamen, um den großen Staatsmann und den vielgeliebten Vater des Volks zu feiern, sei nur das Buch von J. P. Lagrange-Lombard „Paul Kruger, die volksman" (Verlag Van Schaik, Pretoria) erwähnt. Es wurde im Auftrag der südafrikanischen Akademie herausgebracht und ist eine treue Skizze des Lebens und der merkwürdigen Laufbahn dieses größten aller Söhne Südafrikas. Von der Hand einer in der Geschichte der afrikanischen Sprachbewegung wohlbekannten Persönlichkeit G. R. van Wielig erschien „Ons geselstaal, een oorsig van gewestelike spraak soos afrikaans gepraat wordt" (Van Schaik, Pretoria). Dieses Buch wird hauptsächlich dem Sprachforscher willkommen sein. Aber auch jeder Laie vermag sich hier ein deutliches Bild von der im Munde des Volks lebenden Sprache zu formen. Es sind Beispiele und historische Dokumente der afrikanischen Sprachentwicklung, die deutlich die auseinanderlaufenden Wege des früheren Holländischen und des jetzigen Afrikaans zeigen. Auf demselben Gebiet bewegt sich auch ein Werk, das zu Ehren der „Genootskap van regte afrikaners" den eigentlichen Vätern und ersten Vorkämpfern der jetzt siegreichen Sprachbewegung vom afrikanischen Studentenbund herausgebracht wurde: „Gedenkboek ter ere van die Genootskap van Regte Afrikaners (1875—1925)", Verlag Die Weste-Drukkery, Potchefstroom. Das sehr gut ausgestattete Buch, das 383 Seiten umfaßt, gibt in fünf Teilen den Werdegang, das Wachsen und Aufblühn der „afrikaanse taal" mit einer eingehenden Beleuchtung der beiden Sprachbewegungen, die ich an gleicher Stelle hier früher zur Genüge behandelt habe (L. E. XXV, 1057). In dieser kurzen Spanne Zeit von fünfzig Jahren hat das niederdeutsche Südafrika Hervorragendes geleistet.

Die letzten Veröffentlichungen, auf die ich noch aufmerksam machen will, sind mehr wissenschaftlicher Art. Es sind die Doktorarbeiten südafrikanischer Studenten an holländischen Universitäten, die fast alle in Afrikaans erschienen. Diese Werke, meistens historischer Art, liefern den Beweis, daß das junge gelehrte Südafrika sich ebenfalls langsam durchsetzt und Anerkennung findet. Von P. R. Botha erschien „Die staatskundige ontwikkeling van die suidafrikaanse republiek onder Kruger en Leitz, Transvaal 1844—1879" (Verlag Swets und Zeitlinger, Amsterdam 1925). Von A. H. Luchtenberg erschien bei Van Schaik in Pretoria 1925 „Geskiedenis van die onderwys in die suidafrikaanse republiek (1836—1900)" und von S. P. Engelbrecht „Geschiedenis van de Nederduits Hervormde Kerk in Zuidafrika", Teil I als Dissertation, Teil II 1925 bei De Bussy, Pretoria.

Auf dem Gebiet der Kinder- und Bühnenliteratur erschien noch allerhand, woraus ich nur die von J. F. W. Großkopf herausgebrachte „Drie eenbedrywe" (Nas. Pers, Kapstadt) herausgreife. Es sind drei charakteristische Einakter von dem bekannten Verfasser des erfolgreichen Heimatstückes „'N Esau", die einen deutlichen Einblick in den gegenwärtigen

Digitized by Google

afrikanischen Volkscharakter auf einem kleinen Dorfe geben.

Ohne Zweifel ist Südafrika auf dem Gebiete der Literatur in stetem Emporsteigen begriffen.

M. R. Breyne

Ungarischer Brief

Es ist für ungarische Verhältnisse überaus bezeichnend, daß die hier bereits öfters erwähnte Halbmonatsrevue „Nyugat" — als literarisches Linksorgan amtlich verfemt und auf einen sehr bescheidenen Leserkreis der intellektuellen Revolution beschränkt — im Querschnitt die Auslese der poetisch-essayistischen Jahresproduktion beschert. Die besten Namen: Ady, Babits, Kosztolányi, Gellért, der Satiriker Karinthy und der Problematiker Schöpflin haben sich aus diesem Milieu herausgeschält.

In neuem, geschmackvollem Gewande, an Umfang nicht unerheblich erweitert, begeht „Nyugat" die zwanzigjährige Wende seines Bestandes. Aus diesem Anlaß verdient festgestellt zu werden, daß jener revolutionäre Grundzug, der dieser Zeitschrift in den Augen der gesetzten Mehrheit konsequent anhaftet, sich in Wirklichkeit bereits vielfach verflüchtigt hat. Die Stammrichtung kann — mit ästhetischem Weltmaß gemessen — vielmehr als ein wenig rückständig gelten, — noch immer befangen in den psychologischen Kraftgebärden und Dämmerlichteffekten der naturalistischen Epoche. Aus diesem Verharren in der Opposition von gestern folgt eine nachhaltige Exklusivität, die vor allem der freien Meinungsäußerung zugute kommt. Indes bedingt sie auch einen Zustand literarischer Inzucht und provinzieller In-sich-Beschränkung, der sich in Preisausschreibungen für häuslichen Gebrauch (kritische Würdigungen moderner ungarischer Dichter u. dgl. m.) grotesk spiegelt. Natürlich geht der somit gezogene Kreis über die Summe der Hausdichter nicht hinaus und natürlich sind kritische Einwendungen gegen diese Hausdichter nicht am Platze. Man kann sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß sich die alten Stürmer hier in eine neue Kaste umgesetzt haben und daß die Absicht besteht, den aufrührerischen Übergangsstil der Jahrhundertwende mit Ewigkeitsattributen auszuschmücken.

Nichtsdestoweniger wird auf knappem Raum Mannigfaltiges geboten, und — was im Land publizistischer Rechthaberei nicht wenig bedeuten soll — werden selbst problematischen Erwägungen etliche Erörterungen gewährt. Nach Muster des Graf Keyserlingschen „Ehebuches" wird auch hier der Versuch angestellt, in die Verzweigungen der akuten Ehekrisis vermittelst einer Schriftstellerenquete hineinzuleuchten, und es ist eine erfreuliche Überraschung, daß dieses Linkskartell von Literaten — zumeist auf den unvereinbaren Konflikt zwischen Elternpflichten und sexuellen Sprengungstendenzen hinweisend — die überragende Bedeutung der Ehe als Kinderschutzeinrichtung betont. Der geistvolle Essayist Aladár Schöpflin spricht von „Antitalenten der Ehe", die diese menschlichste und kulturellste aller Institutionen durch Überspannung ihrer sinnlichen Sondertriebe in Mißkredit bringen. Der Dichter Desider Kosztolányi erblickt im Ehebund die mystische Dreifaltigkeit von Vater, Mutter und Kind, den Urstifter sämtlicher Konfessionen und Künste. Skeptischer und spielhafter durchdringt Friedrich Karinthys paradox geartete Ironie die Widersprüche des Ehekomplexes. Der köstliche Mutterwitz dieses philosophisch angehauchten Spaßvogels, dessen im Grunde tiefernste Schnurrigkeiten sich so schwer von der sprachlichen Hülle loslösen lassen, wurde an dieser Stelle wiederholt gewürdigt. Im „Nyugat" kommt bisweilen auch seine kritisch-analytische Ader zum Durchbruch, während sich im ironischen Fach derzeit ein zweiter Berufener, Endre Nagy, der Begründer des ungarischen Literaturkabaretts, betätigt. Die läppischen Reiseerlebnisse eines gewissen Milos Lukits, diese Neuschöpfung von Endre Nagy, steht Karinthys phantastisch-problematischer Reiseparodie „Capillaria" würdig zur Seite. Während jedoch hier Gulliver zu neuem Leben erwacht, wählt Nagy nicht minder treffend das Münchhausen-Format.

Im Gegensatz zu heiteren Intermezzi dieser Art findet sich im „Nyugat" auch ein biographischer Romanbeitrag voll robuster Kraft — die Fortsetzung von Ludwig Kassáks Bekenntnissen „Egy ember élete" („Das Leben eines Menschen"), deren erster Teil besprochen wurde (L. E. XXVII, 425). Dort war die Kraftentfaltung des Willensstarken im proletarischen Elternhause geschildert, hier entfesselt sich der rastlose Lebenskampf einer ausgesprochenen Kampfnatur im extrem-sozialistischen Parteimilieu. Als politischer Linksfanatiker wird Kassák heute auf ungarischem Boden verfolgt, als Kunststürmer verhöhnt. Diesen romanhaften Aufzeichnungen aber, die ein Gegenstück zu Lilly Brauns berühmtem Memoirenwerk, diesmal aus der Welt der Niederungen bieten, entströmt eine Schöpfungsenergie, die endlich — wennschon nach mannigfachen Umwegen — die ihr konforme Lagerungsschicht finden sollte, um gewaltig aufzublühen.

Dann die repräsentative Erscheinung des letzten Jahrganges: Desider Kosztolányis neuer Roman „Anna Édes". Es ist dies die Geschichte einer Dienstmagd

Digitized by Google

und als solche zwischen madjarischen Grenzen doppelt problematisch. Denn unentbehrlicher als weiter westwärts, ist der Dienstbote in diesen Zonen auch rechtloser und demzufolge widerspenstiger, und dennoch in seiner spröden Unscheinbarkeit ständiger Gesprächsstoff beim Fünfuhrtee der gutbürgerlichen Damenwelt, die seiner keinen Augenblick entraten kann. Diese Verbindungsfront zwischen budapester Herrschaft und Gesinde beleuchtet Kosztolányi mit dem ihm eigenen meisterhaften Charakterisierungsvermögen. Der Eigendünkel von ungarischen Gentryfrauen und die stumpf-gedrückte Verfassung der Küchenparias werden mit gleicher Beobachtungsschärfe erfaßt, und über dem Ganzen lastet die Stickluft der nachbolschewistischen Bedrängungsära. Trotzdem gibt Kosztolányi mit seiner launigen Farbenschilderung, mit allerhand Episoden in ungefälschtem budapester Dialekt keineswegs das Konzept eines Schicksalsromans, weshalb das jähe Einlenken in die schwerpsychologische Dostojewskische Mordatmosphäre den Grundrahmen sprengt und uns um den Genuß der Einheitswirkung bringt. Es scheint fast, als ob die spätrussische Strömung — in diesem Gefilde zum „Psychologismus" entartet — um greisenhaft dahinzuschwinden, noch eines letzten talentvollen Aufflackerns bedurft hätte.

Ein stattlicher Zweibänderoman mit starker problematischer Unterstreichung: „Két fogoly" („Zwei Gefangene") hat einen reich begabten Jungerzähler, Ludwig Zilahy zum Verfasser. Der große, überzeugende Zeitroman der Kriegsgefangenschaft, des sibirischen Jammers ist bislang noch nicht geschrieben worden. Zilahy aber unternimmt mehr: er spinnt das Gefangenenproblem auch auf die Verfassung der Daheimgelassenen, der Frauen und Bräute hinüber, webt in Parallelabschnitten mit wuchtigem Erfühlen sibirische und heimatliche Akkorde ineinander und erweitert derart das real erfaßte Kriegsthema zu einer ästhetischen Versinnlichung der zeitlosen Zeit — ähnlich wie Thomas Mann in seinem „Zauberberg" — und zu einem rührenden Wehgesang erotischer Nöte. Schade, daß man zu diesem episch-dramatischen Kern erst nach einer weitschweifigen, etwas fadenscheinigen Schilderung des mondänen Budapest vor dem Kriege gelangt und daß psychologische Willkür und ein Zuviel an Sexuellem der Stilreinheit auch im zweiten Teil manchen Abbruch tut.

Als ein Problemroman in ganz anderem Sinne muß Béla Zsolts Neuschöpfung „Házassággal végzödik" („Es endet mit einer Heirat") gelten. Den Fall eines talentierten, aber energielosen jungen Mannes, der — ohne selbst zu wissen, wie — der Günstling und Ausgehaltene entarteter Reformweiber wird, sieht man mit einer zweiten Streitfrage, jener der Art- und Rassenmischung zwischen neujüdischem Evolutionsdrang und altadeliger Lethargie, verquickt. Weder das eine noch das andere Problem wird beim Schopf genommen und erschöpft — bezweckt wird jedoch diesmal keine psychologische Vertiefung, sondern nach dem Rezept echtesten Expressionismus, dessen Wellen Ungarn verspätet bespülen, wechseln kinematisch Schauplätze, Situationen und Charaktere, und tausend ungereimte Impulse, die nie zum Gefühl gerinnen, bestätigen stets die eine vorgefaßte Regel. Es ist übrigens symptomatisch, daß Geschlechtsverbindungen und Gemütskonflikte zwischen jüdischem Patriziertum und den Erbansässigen der Gesellschaft unvermittelt einer ganzen Romanserie zugrunde liegen. Ludwig Hatvany variiert das Thema in seinem zweibändigen „Urak és emberek" („Herren und Menschen") liebevoll, aber zuweilen etwas maniriert, Renée Erdös, die effektkundige Modebelletristin der ungarischen Salons greift in ihrem neuen Roman „Baronin Clarisse Herzfeld" drastischer zu, während Michael Földis „A Halasi-Hirsch fiu" („Der junge Halasi-Hirsch") mit allerhand Zeitproblemen liebäugelt, um es zu guter Letzt bei billigen Knalleffekten für den Unterdurchschnitt bewenden zu lassen. Merkwürdig ist die Laufbahn dieser schillernden Begabung, die in den Fußtapfen der russischen Klassiker mit großen Prätentionen anfing und nun bei mäßigen Kassen- und Kioskerfolgen landet. Auch ein zweiter, der gestern noch manches versprach, bringt Enttäuschung. Desider Szabós uferloses Temperament, sein dithyrambischer Rassen- und Heimatschmerz ließen reifere Früchte erhoffen, wenn sich erst die Frühlingsstürme gelegt hätten. Indes stürmt es fort, und hinter den Kulissen wird man des rührigen Windmachers gewahr. Der neue Novellenband „Tenger és temetö" („Meer und Friedhof") ist nicht die erste Sammlung von Erzählungen, deren jede planmäßig einen letalen Verlauf nimmt. Sprachrevolution und Weltschmerz des Anfangs arten aus in Monotonie und Gefühlskonstruktionen.

Nahe läge der Gedanke, auch dem ungarischen Gegenwartsdrama einige Glossen zu widmen. Sieht man jedoch vom Weltflug der international pointierten Franz Molnárschen Schauspielkunst ab, so bleibt noch ein Schwarm der Nachzügler übrig, die es oft mit gediegenerem Rüstzeug auf den nämlichen Wegen versucht. Das ringende, rassige Zeitdrama der Jugend fehlt. Bei weitem besser ist es um die Lyrik bestellt. Oskar Gellérts poetische Neuerscheinung „Velem vagytok" („Ihr seid mit mir") zeugt abermals von der auf subtile Eigentöne gestimmten, zwischen transzendentem Gefühl und sensibler Reflexion schweben-

Digitized by Google

den, im Episodenhaften zur Weltschau erstarkenden Befähigung dieses weltkundigen Träumers. Ein ganz Junger, Georg Sárközi verheißt durch seine kleine Odenfolge „Angyalok harcza“ („Kampf der Engel“) wertvolle Harmonien, ist erst der pathetische Ansatz überwunden. In seinem Gedichtreigen „A Sátán müremekei“ („Meisterwerke des Satans“) empört sich Laurenz Szabó mit wortetürmender Wucht gegen Mammon und Hörigkeit. Hier ist alles noch Programm und Einstellung. Mehr Ungebundenheit käme der variablen Phantasie dieses starken Formenbildners zweifellos zustatten.

Noch lohnt es sich, einen Blick auf die unter Géza Supkas Schriftleitung erscheinende neue Zeitschrift „Literatura“ zu werfen, die durch ihren weltliterarischen Überblick und ihren erschöpfenden bibliographischen Teil in ungarischen Gauen lückenfüllend wirkt. Von Neuübersetzungen ungarischer Dichtwerke ins Deutsche wurde des Balladenbuchs von Robert Gragger und Hedwig Lüdeke bereits rühmend gedacht. Schon öfters versuchte man, die nachdenkliche Leserwelt des Westens für Emmerich Madách's dramatische Dichtung „Die Tragödie des Menschen“ zu gewinnen. Während aber in Ungarn jede Zeile dieser dramatisierten Lebensphilosophie als Offenbarung gilt, läßt sich der deutsche Leser leicht durch formale Anlehnungen an den „Faust“ verstimmen. Vielleicht ist der freiere Schwung von Eugen Mohácsis neuer Übertragung dazu berufen, die reichen Eigenwerte dieser metaphysischen Dichtung auch dem deutschen Empfinden näherzubringen.

Budapest — Gustav Erényi

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Röne und Syrithe. Roman. Von Ottomar Enking. Bremen 1926, Carl Schünemann. 172 S. M. 3,50 (5,—).

Der prächtige Kleinstadtschilderer, als der Ottomar Enking seiner Zeit seinen Namen bekanntmachte, ist neuerdings scheinbar etwas zurückgetreten, auch der liebenswürdig spöttelnde Humorist, der früher manche Erzählung von der ersten bis zur letzten Seite freundlich übersonnte, taucht in diesem neuen Buch nur gelegentlich in einigen köstlichen Redewendungen auf; desto deutlicher zeigt sich die dritte Wesensseite des Dichters: die Freude an seltsamen Problemen, verschnörkelten Charakteren und damit verbunden eine immer wieder erkennbare Lust zum Spintisieren, die aber naturgemäß hier und da vom eigentlichen Erzählen abdrängt und zum Konstruieren verführt.

In „Röne und Syrithe“ schildert er die aus gegenseitiger Liebe geschlossene Ehe zwischen einem berühmten Chirurgen und der schönen Röne Momsen; Grundlage dieser Ehe ist die Abmachung, keine Kinder zu zeugen. Natürlich stellt sich bei der Frau sehr bald die Sehnsucht nach Mutterschaft ein, und damit beginnt der Kampf, der dadurch noch härter wird, daß Röne erleben muß, wie eine ihr befreundete Malerin, leidenschaftlich und sinnlich, in freier Liebe zu einem gleichgesinnten Mann Mutter wird. Während der Schwangerschaft haßt die werdende Mutter dieses Kind als unwillkommene Last, gleich nach der Geburt aber erwacht die Mutterliebe und wird zu einem so blühenden Glück, daß Rönes Sehnsucht nach Mutterschaft sich noch mehr steigert und ihr die Kraft gibt, den Sieg über die auch im Gatten selbst wankend gewordenen Ansichten zu erringen.

Über das Problem kann man mit dem Dichter streiten, seltsam und abwegig genug ist es ja; das aber wird man ihm lassen, daß er es gut durchgeführt und fesselnd gelöst hat. Die Hauptcharaktere entwickeln sich folgerichtig; ganz besonders gut sind einige Nebenpersonen gelungen, die mit knappen Strichen plastisch herausgehoben sind. Über der ganzen Darstellung liegt ein Hauch tiefen Ernstes und reiner Gesinnung, der über die nicht zu leugnenden dichterischen Schwächen, die das Buch aufweist, hinweghilft; aber der frühere Enking war mir lieber, weil er mehr Dichter als Grübler war.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Meta Koggenpoord. Roman. Von Hans Franck. Stuttgart-Heilbronn 1925, Walter Seifert. 536 S.

Ein Menschenschicksal, von dem viele wissen, hat den Stoff zu diesem Roman gegeben. Oder besser gesagt: den Antrieb, diesen Roman zu schreiben. Denn bei einem Dichter vom Rang Hans Francks ist es selbstverständlich, daß er sich nicht mit dem billigen Ruhm begnügt, einen Schlüsselroman geschrieben zu haben. Was ihm die Feder in die Hand zwang, war doch wohl der Wunsch, einmaliges Erlebnis in typisch Schicksalhaftes umzubilden und aus eigener Kraft psychologisch zu unterbauen. Wie Mann und Frau — beide Künstler — zueinander gezogen werden, über Hindernisse hinweg sich finden, sich wieder verlieren, aufs neue zusammenkommen und dann, da sie scheinbar sich zur wirklichen Einheit gefunden haben, durch den vom Schicksal verhängten Tod der Frau getrennt werden, das ist der äußere Handlungsgang. Das Wesentliche aber ist die seelische Entwicklung der beiden. Und sie hat Franck mit der Sicherheit des Meisters dargestellt.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Stummel. En Vertelln. Von Hermann Claudius. (Niederdeutsche Bücherei, Band 109.) Hamburg 1925, Richard Hermes. 104 S.

Eine hamburger Geschichte. Oder vielmehr die Geschichte eines hamburger Jungen und seiner Familie. In hamburger Platt geschrieben und in der Sprache ebenso echt, wie in der Schilderung des Lebens und der Charaktere. Man gewinnt den kleinen Stummel lieb und begleitet ihn mit innerer Anteilnahme auf seinem Lebensweg von der Wiege bis in den Krieg und wieder zurück in die Heimat. Ein schlichtes und doch nachdenkliches Buch, das einen tiefen Blick in die Seele des Großstadtvolks tun läßt.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Digitized by Google

Mannshand haben. Spaßige Volksvertelln in schleswiger Platt. Von Gustav Friedrich Meyer. (Quickborn-Bücher, 31. Band.) 1.–10. Dusend. In'n Quickborn-Verlag to Hamborg. 61 S.

Geschichten, die sich das Volk in den schleswigschen Grenzgebieten westlich und südwestlich von Flensburg erzählt. Schwankhafte, humorige Erzählungen, die das Thema „Mann und Frau" behandeln. Nicht wortgetreu aufgeschrieben, wie sie gehört wurden, sondern frei gestaltet. Auch nicht im unausgeglichenen Grenzplattdeutsch geschrieben, aber in einem guten und treuen, in Schleswig bodenständigen Platt. Ein Buch, das allgemein lustig zu lesen ist, seinen besonderen Wert aber für das Bestreben hat, die Nordmark geistig bei Deutschland zu halten.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Die Schmiede. Roman. Von Emil Sandt. Berlin-Zehlendorf, Sieben-Stäbe-Verlag G. m. b. H. 253 S.

Ein Problem, um das Männer der technischen Wissenschaft im Stillen schon lange sich mühen, wird in diesem Roman als gelöst angenommen: die Eröffnung einer neuen Welt für die Menschheit, die Nutzbarmachung des unendlichen Strahlenmeers. Man hat nicht vergessen — oder sollte wenigstens nicht vergessen haben, daß Sandts Luftschiff-Roman „Cavete" ein Jahr vor Zeppelins erster Schweizerfahrt erschien und sein Flugzeug-Roman „Im Äther" zu einer Zeit, als die Höchstleistung des Flugzeugs ein minutenlanger Aufenthalt in der Luft war. Mit seherischem Blick schaut Sandt die Möglichkeiten, die sich aus der Lösung technischer Probleme ergeben. Im vorliegenden Fall werden in der „Schmiede" Waffen hergestellt, nicht gegen Menschen, sondern gegen den Krieg, der unmöglich wird, wenn man die Strahlen recht verwendet. An einer aufregenden Handlung, die in und bei Hamburg anhebt und dann sich über den halben Erdball fortsetzt, macht Sandt seine Theorie lebendig und erweist sich aufs neue als Psychologe von Klasse. So interessant hat er kaum je erzählt, wie in diesem Buch.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Das Netz Luzifers. Roman. Von Otto Pietsch. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 386 S.

Dieser Roman, der den Ausbruch des Weltkriegs zum Thema hat, führt zunächst zu den serbischen Verschwörern und dem Attentat von Sarajevo, wobei das Seltsame hervortritt, daß der Wagen des österreichischen Thronfolgerpaares „zufällig" gerade an der Stelle anhielt, wo der Mörder Princip stand, sodaß dem schußgewandten Jüngling das Ziel sich in Ruhe darbot. Dann verfolgen wir in Petersburg und Paris die Entwicklung der Dinge bis zum 4. August 1914, später wird nur der russische Schicksalsweg kurz skizziert bis zu Lenins Auftreten, der der Hauptheldin, der großen Tänzerin Solataja, Tochter eines Anarchisten, selbst auf seiten der kommenden Weltkommune, die Darstellung des Kriegsausbruchs, wie er in Wahrheit vor sich ging, anvertraut. Um nur einige Gestalten zu nennen, die mehr oder weniger plastisch in dem spannend, wenn auch einigermaßen papierdeutsch berichtenden Buch erscheinen: Sasonow, der kluge Außenminister, dessen Menschlichkeit von diplomatischer Routiniertheit allzusehr verdeckt wird, sein Mithelfer Fürst Littwikow, heimlicher Anarchist, Herzensfreund der Solataja, das verbrecherische Monstrum Raßputin, der düstere Großfürst Alexius, unglücklicher Liebhaber der Solataja, Paléologue, Frankreichs kluger, poincaréergebener Botschafter in Petersburg, der dicke Lebemann Iswolski, Rußlands verantwortungsloser Vertreter in Paris, Graf Pourtalès, Deutschlands Botschafter in Petersburg, ein Adelsmensch, der vergebens um Verständigung beider Länder ringt, der ehrgeizige, zungenglatte Poincaré, der edle Jaurès, Lenins Mongolenschädel mit den Zwinkeraugen, der liebenswürdig-nervöse, charakterschwache Zar u. a. Das „Netz Luzifers" ist das der Lüge um des Prestige (Frankreich) und der öffentlichen Meinung (England) willen, wie es zum Unheil der Mittelmächte von Poincaré, Sasonow, Grey gesponnen wurde. Wir spüren aus dem Buch Geschichte reden, Geschichte und dunkel verhängtes Weltgeschick, aus Telegrammen, Briefen, Reden und Gesprächen. Es wurde wohl viel Memoiren- und Aktenmaterial verwendet, aber das Ziel ist erreicht: eine sinnvoll belebte Darstellung dessen, was man mit den Worten Entfachung des Weltbrandes in Petersburg treffend umreißt.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Vineta. Erlebtes und Erträumtes. Von Hans Eschelbach. Bonn 1926, Veritas-Verlag. 156 S.

Von der Höhe seiner 58 Jahre schaut Hans Eschelbach auf sein Elternhaus, seine Kindheit, seine Entwicklung, lächelt, freut sich und schreibt. Im herzlichfrohen Plauderton, humordurchwürzt (seine Prosa ist immer noch besser als sein Vers), erzählt er von seinen Kindertagen, von seiner Vaterstadt Bonn, erwähnt gern den großen Beethoven, mit dem er gar nichts gemeinsam hat. Viele Erinnerungen fallen ihm ein, und wem das Herz voll ist, dem läuft der Mund über. Die Erlebnisse auf seinen Wanderungen sind alle recht unbedeutend, nirgends eine Explosion, eine Erschütterung. Eschelbach hat ein Herz für die Bedrängten und möchte die Strauchelnden aufrichten. Als Zugabe zu dem „Erlebten" erzählt er einige hübsche Geschichtchen. Die Erzählung „Diotima" ist ohne Tiefe und Begeisterung, die „hohe gute Griechin" Hölderlins, seine „ewige fröhliche heitere Freundschaft" verlangt andere Prägnanz. Des Dichters Gemeinde wird das Büchlein gern aufnehmen, aber neue Freunde wird Eschelbach damit kaum gewinnen.

Berlin — Max Spanier

Kojas Wanderjahre. — Kojas Waldläuferzeit. — Kojas Haus der Sehnsucht. Von A. Th. Sonnleitner. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 214, 268, 271 S.

Der Deckname Sonnleitner bezeichnet einen der originellsten Schriftsteller der jungen Republik, dessen durchaus gesunde Wirkung auf Jugendliche (und nicht diese allein) weit über die Grenzen Neu-Österreichs, ja des Sprachgebiets hinausgeht — einen Mann, der aus bäuerlicher Umwelt hervor-, durch fast proletarische hindurchgegangen und nach wunderlichem Zickzack des Orts- und des Berufswechsels zuletzt im Lehr- und zu allerletzt im Ruhestande gelandet ist. Der Erzähler Sonnleitner könnte, selbst wenn er wollte, den gleichnamigen Lehrer nicht verleugnen; so oft er (und immer trilogisch) das Robinson-Thema neu gestaltet, jedesmal wird es zum hohen Lied des Altruismus und der Tüchtigkeit, geistiger wie manueller, zu einem Lehrvortrag in der Schule des Lebens, und dieser pädagogischen Haltung kommt auch zustatten, was Sonnleitners persönlichste Note ausmacht: die (von ihm auch psychologisch untersuchte) Freude am Objekt, dem naturgewachsenen wie dem handgemachten, eine rührende „Andacht zum Kleinen". — Der vorliegende Dreibänder gibt Wahrheit und Dichtung, mehr jene als diese, aus dem Jugendleben unsres Landsmanns —

Digitized by Google

derart, daß alle wesentlichen Entwicklungsmomente und -tatsachen festgehalten, nur z. B. längere eintönige Zeiträume zusammengeschoben, Wiederholungen vereinfacht sind u. dgl. m.; und dieser grüne Koja darf sich mit Fug ein Volksbuch nennen, gleich jedem richtigen Volksbuch Jungen und Alten heilsam und erfreulich — späteren Tagen, ja schon den unsrigen zugleich ein wertvolles Kulturbild aus dem Österreich der 70er und 80er Jahre.

Wien R. F. Arnold

Die Leute vom Möhlenhof. Erzählung aus dem niedersächsischen Bauernleben. Von Harry Wolff. Hamburg 30, Neuland-Verlag. 63 S. M. 1,25 (2,—).

Die alte Geschichte! Ein Bauer wird trunksüchtig, vertut Hab und Gut, bis er endlich zur rechten Zeit stirbt und sein braver Sohn die ganze verfahrene Sache wieder in Ordnung bringt. Und doch ist etwas, das hier und da aufhorchen macht und den Glauben an die darstellerischen Fähigkeiten des Autors weckt: die behagliche Breite, die doch nicht langweilig wird, die plastische Herausarbeitung einiger Nebengestalten und die stellenweise sehr gute bildhafte Naturschilderung. Die Sprache aber ist fürchterlich! Der Waschzettel sagt: „Ganz eigene sprachliche Gestaltung, auch des Hochdeutschen, zeigt uns, wie sehr die Sprache dem Volkstum entwachsen kann. Diese hochdeutsche Sprache kann nur aus niederdeutschem Gefühl und Gestaltungstrieb entstehen und mutet in ihrer Schwere, in ihrer holzschnittartigen Eigenart fast wie übertragenes Plattdeutsch an. Das ‚Wie' der Gestaltung in Sprache und Wortform und in der Einfachheit ihrer Mittel ist von so urwüchsiger Eigenart, daß unter all den Schaffenden unserer Tage kaum einer ist, der niederdeutsches Wesen so erdentwachsen zu gestalten vermag." — Das ist viel! Nein, die Sprache **mutet** nicht nur wie übersetztes Plattdeutsch an, sie **ist** es auch und wirkt durch diesen Mischmasch, durch dieses „Missingsch", geradezu ungeheuerlich und macht es dem Leser schwer, bis ans Ende durchzuhalten. Entweder reines Plattdeutsch, wie Großmeister H. H. Fehrs, oder reines Hochdeutsch, auch wenn es sich um eine Dorfgeschichte handelt; aber kein übersetztes Platt.

Kiel Wilhelm Lobsien

So ist das Leben ... Von Gerhard Schäke. Solln bei München 1926, Verlag Die blaue Distel. 60 S.

Ist so das Leben? — Dann braucht kein Geist vom Grabe herzukommen ... Ich finde es jedenfalls — so oder so gesehen — zum ... ich meine das Buch mit den wilden kleinen Prosastücken „So ist das Leben" von Gerhard dem Schäker.

Mannheim Heinz Dietrich Kentner

Das Gralswunder. Ein ganz komischer Roman. Von Wolfgang Goetz. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser Verlag G. m. b. H. 369 S.

Von Zauberern und Soldaten. Geschichten. Von demselben Verfasser. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Comp. 164 S.

Als ich das erste Drittel vom „Gralswunder" gelesen hatte, konnte ich einfach nicht weiter. Ich fand das alles zum Sterben langweilig, und keine zehntausend Teufel hätten vermocht, mich weiterzutreiben. Dann sah ich den „Gneisenau", ein mittelgutes Stück von anständiger Gesinnung, und im Programmheft des Deutschen Theaters las ich, daß eben der Roman „Das Gralswunder" etwas ganz Fabelhaftes wäre und Goetz ein Nachfahre unseres göttlichen Theodor Amadeus. Das waren große Töne. Sonst bin ich gegen große Töne, und superlativisches Lob macht mich immer höchst mißtrauisch; diesmal war ich es gegen mich. „Natürlich hast du den Roman nicht in der richtigen seelischen Verfassung zu lesen begonnen", sagte ich zu mir. „Wahrscheinlich hast du für diesen ‚ganz komischen' Roman nicht den notwendigen Riecher", schnauzte ich mich an. Ich fing also noch einmal von vorn mit der Lektüre an. Aber es ging mir mit diesem komischen Roman höchst komisch. Zunächst fand ich, daß er einer zweiten Lektüre überhaupt nicht gewachsen war. Dennoch quälte ich mich durch diese 369 Seiten redlich vorwärts. Vielleicht bin ich unzulänglich. Aber vielleicht ist es dieses Buch. Ich finde es nach wie vor langweilig, öde und so humorlos wie die Steppenwüste. Ist es verboten, in einem „ganz komischen" Roman Humor zu zeigen, vorausgesetzt, daß man ihn hat? Ich finde diese gewollten Jean Paulschen Abschweifungen stillos, diese Raabeschen oder Lagerlöfschen Apostrophierungen des Lesers unoriginell und das Ganze hausbacken und ledern. Für all das Fehlende wird man nicht einmal durch einen spannenden Stoff entschädigt. Die ganze dünne, krampfig zerdehnte Geschichte geht wie hinter Milchglasscheiben vor sich; schattenhaft bleiben die Figuren, schattenhaft die Seelenzustände. Anständig geschrieben, in einem Urväterstil, der vom Tempo unserer Zeit so weit entfernt ist wie wir vom Sirius. Und da der Stoff in der Filmwelt spielt, in einer der bewegtesten, quecksilbrigsten Industrien der Gegenwart, entsteht zwischen Stil und Stoff eine Diskrepanz, die sich einem schwer auf die Nerven legt. Das ist es!

Es fehlt die Synthese zwischen Inhalt und Darstellung, die Goetz in seinem Novellenband „Von Zauberern und Soldaten" glänzend geglückt ist. Geglückt, weil jene entrückten Zeiten, denen Goetz seine Stoffe entnimmt, diesen schrullenreichen, breiten, urgroßväterlichen Stil durchaus ertragen. Zu dem Buch sage ich uneingeschränkt „Ja". Diese Geschichten von Goethe, dem historischen Faust, Luther, Friedrich dem Großen, Napoleon, Alexander Berthier, den Romantikern haben Gesicht und Fülle, zeigen einen Geist, der Gemüt hat, einen Fabulierer, der bald von Rang sein wird, einen gebildeten kritischen Kopf, der erzählen kann. Mag er es ruhig in seiner eigenen Weis' fortsetzen; wir werden nicht den Beckmesser spielen. Aber Humor, Herr! Humor!

Berlin J. E. Poritzky

Die drei Kuppelpelze des Kriminalrats. Ein fröhliches Buch. Von Rudolf Haas. Leipzig 1926, L. Staackmann. 302 S.

„Ein fröhliches Buch" nennt es sich, und ein fröhliches Buch ist es auch. Es ist nett, es ist gemütlich, es ist harmlos. Anspruchslos erzählt, ohne Klimbim, ohne Getu, warm und in jeder Beziehung wirklichkeitsfern. Just solche Bücher sind es, die unser verrohtes Gemüt veredeln und uns im Hinblick auf die Vergangenheit ausrufen lassen: „Ach, wie war das Leben schön in der guten alten Zeit!"

Zeit: ungefähr 1803. Ort: das Kreisstädtchen und die bayerischen Dörfer drumherum. Ohne diese Ortsbezeichnung würde man freilich glauben, es seien Potemkinsche Dörfer. Die handelnden Personen stammen in direkter Linie entweder von Ganghofer oder von Defregger ab; sie haben alle einen Schuß Rosegger und eine Prise Auerbach im Leib. Sie sind entweder furchtbar brav oder ausgekochte Schurken und Tröpfe. Jeder könnte sich, wie er da geht und steht, ausstopfen und in ein Museum stellen lassen, ein Vorbild für künftige Geschlechter. An diesen bayerischen Menschen sieht

Digitized by Google

man noch deutlich, daß es gar nicht so lange her sein kann, seit wir im Paradiese gelebt haben. Überall, wo es bös hergehen will, schiebt sich hurtig der Finger der göttlichen Gerechtigkeit dazwischen und macht: Dududu! Es ist jene Welt, in der bekanntlich das Huhn keinen Tropfen Wasser trinkt, ohne einen Blick gen Himmel aufzutun. Der da oben sorgt schon dafür, daß die Leibnizsche Harmonie nicht aus dem Leim geht. Diese Menschen tanzen und raufen gern, krakeelen und küssen gern, sind biedere Zunftleute und stoßen entweder Flüche aus oder Maßkrüge an.

Im Mittelpunkt der drei Erzählungen steht der spinozistische Kriminalrat Hollengut, der richtige liebe Gott der Weihnachtsmärchen, der die Gerechten belohnt, die Halunken bestraft und fünfe gerade sein läßt.

Menschen und Landschaften sind ein bissel tief in die Siruptonne getaucht worden; aber mal liest man so etwas ganz gern. Es gibt Abende, da ißt man gern einen sauren Hering, und es gibt Abende, da knabbert man lieber Lebkuchenherzen. So sind wir nun mal, Himmelherrgottsakra ...

Berlin J. E. Poritzky

Kain und Abel. Roman. Von Franz Adam Beyerlein. Leipzig, Koehler & Amelang. 236 S. Geb. M. 5,50.

„Das deutsche Schicksal" ist der Untertitel dieses Romans, und man merkt, es handelt sich um einen politischen Roman. Vielleicht um eine Parallele zu des Verfassers einmal sehr gelesenen Buch: „Jena oder Sedan". Diesmal sind es Bilder aus dem politischen Leben der Gegenwart, deren einheitliche und streng durchgeführte Tendenz sich gegen das zersetzende politische Leben, den zerstörenden Parteihader und Parteifanatismus unserer Tage richtet. Bruderkrieg, dazu würde das „deutsche Schicksal" gelangen, wenn diesem Parteihader nicht Eintrag getan wird.

Eine zweifellos sehr gute und gesunde — aber eine auch schon hundert und tausende von Malen vergeblich gepredigte Tendenz. Gewiß, alles sehr wahr, sehr beherzigenswert ... aber, wie gesagt, auch schon ein bißchen vulgär. Und wenn es um ausgesprochene Tendenzromane immer ein eigen Ding bleibt, so insbesondere um solche, die politisch hin und wieder erörterte Dinge zu Motiven und beherrschendem Inhalt wählen. Dabei soll aber anerkennend gesagt werden, daß auch der vorliegende Roman alle Gaben der Beyerleinschen Erzählungskunst in unverminderter Frische aufweist und besonders in der Gestaltung der Persönlichkeiten, die, jenseits aller Partei und Politik, als echte lebende Menschen vor uns stehen, durchaus Gutes leistet.

Danzig Artur Brausewetter

Die Gemme. Novellen. Von Viktor Meyer-Eckhardt. Jena 1926, Eugen Diederich. 180 S. M. 4,50 (6,50).

Ein deutscher Dichter erzählt Erlebnisse seiner Italienfahrt, frei von traditioneller Romantik und schwärmerischer Gefühlsduselei.

Unter „Die Gemme" vereint Viktor Meyer-Eckhardt einige Erzählungen, Erlebnisse und Begegnungen, Wahres und Erdichtetes zu einem Novellenband. In der „Gemme" ist es ein deutscher schönheitsuchender Dichter, der in der Körpergestalt und im seelischen Gehalt eines Jünglings jene reine Schönheitsform findet, die er viele Jahre vergeblich gesucht. Dieses Erlebnis stößt den theoretischen Komplex seiner ästhetischen Anschauungen um. Die übrigen Novellen werden von „Der Inquisitor" überragt; in fast allen Erzählungen tragischer Untergang. Viktor Meyer-Eckhardts Linienführung ist streng und ernst, seine Form einfach und wahr, seine Menschen sind echt und blutdurchpulst. Er beherrscht die epische Form, läßt sich von den Ereignissen nicht treiben. Von veräußerlichter Psychologie hält er sich frei, verliert sich nicht zu spielerischen Improvisationen, die Landschaft schaut er in hellen frohen Farbentönen.

Berlin Max Spanier

Unheimliches Erlebnis. Seltsame Geschichten. Von Erwin Stranik. Wien-Leipzig 1926, Kultur-Verlag. 179 S.

Das Unheimliche dieser sechs Geschichten ist in ihren besten (den letzten drei) Erzeugnis von innerlich aufgewühlten Seelen; daß der Verfasser es auch versteht, im Schlußstück kräftige komische Wirkungen hervorzurufen, sei besonders betont. Die voranstehenden Erzählungen benutzen als Hebel des Grauens den Eingriff von außen, das Experiment, oder den Zufall der unnormalen Körperbildung, und das berührt gekünstelt, einigermaßen erzwungen. Trotzdem ist auch hier die Leistung ansehnlich: der Verfasser versteht sich auf den Aufbau spannender Geschichten; gelingt es ihm, grundsätzlich seine Menschen nicht wegen des Problems, sondern das Problem um der Menschen willen vor uns hinzustellen — und im „Mord im Schneiderhause" kommt er diesem Ziel schon nahe — dann kann er einen hervorragenden Platz unter den Vertretern der phantastischen Dichtung in Deutschland einnehmen.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Tibu und Asathor. Roman aus einer versunkenen Welt. Von Felix Neumann. Berlin 1927, Spree-Verlag. 186 S.

Im stillen Gelehrtenheim eines Museums beginnt diese fesselnde Erzählung. Ein prähistorischer Fund ist Anlaß, den Lebensweg zweier Menschen aus der Steinzeit nachzuzeichnen. Mit großem Geschick ist Geschichtliches, Wissenschaftliches und Kulturelles hier verarbeitet, um dem Leser einen lebendigen Eindruck jener versunkenen Welt zu vermitteln. Freilich, was wissen die Menschen, die im großen Steinsaal des Museums an einer Wand den gläsernen Sarg bestaunen, der die Gestalten der ausgegrabenen Moormenschen birgt, von dieser Welt, die der stille Gelehrte um sie aufgebaut hat? Das kleine Buch, mehr liebevolle Studie als Dichtung von Qualität, wird seine Freunde finden.

Dresden Heinrich Zerkaulen

Innerhalb Etters. Erzählungen. Von Hermann Kurz. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Isolde Kurz. Tübingen, Rainer Wunderlich. 374 S.

Eine Weile, offen gestanden, keine zu kurze, dauert es, bis man innerhalb Etters so tief vorgedrungen ist, um wahrnehmen zu können, daß dieser Bezirk des schwäbischen Erzählers Hermann Kurz nicht nur eine Welt für sich, sondern auch eine für uns ist. Wer in unserer rhythmisch ach! so entfesselten Zeit noch Sinn und Herz hat für windstill in sich gekehrte behagliche, künstlerisch nicht zu sehr eingeschüchterte Erzählerkunst, wird seine Freude haben an diesen, von Isolde Kurz, der Tochter, ausgewählten und liebevoll klug eingeleiteten Erzählungen. Die angefügten lyrischen Gedichte sind fehl am Ort in dieser, unter künstlerischem Aspekt besorgten Auswahl, deren Hauptstücke die Erzählungen: „Die beiden Tubus" und „Ein Donnerwetter im Hornung" wirkliche Glanzstücke sind.

Berlin Soma Morgenstern

Digitized by Google

Die Rache ist mein! Roman aus Alt-Berlin. Von Friedrich Holtze. (Schattenbilder des Lebens. Eine Romanreihe.) Berlin 1926, Otto Liebmann. 234 S.

Ein Roman, dessen Fabel — Ermordung eines Kürschners durch den Liebhaber seiner Frau, seinen Gesellen, dazu die Liebesgeschichte der Tochter dieser Frau à la „Hans und Grete" — durchschnittlich, dessen kulturhistorisches Detail dagegen interessant und lebendig wirkt. Es ist das Berlin von 1710, zur Zeit der ersten Hohenzollernkönige, politisch aufstrebend, kulturell noch sehr „zurück", mit seiner veralteten, grausam langwierigen Gerichtsbarkeit, seinen Hochzeits-, Begräbnis-, Erziehungs- und anderen Bräuchen. Besonders das Gerichtswesen ganz archaisch. Die Folter (Daumen- und Beinschrauben) erzwingt Bekenntnisse, die nachher als unwahr widerrufen werden, oder der Mörder übersteht sie, ohne zu bekennen, und die ratlosen Richter müssen erst ein Gutachten von einer Universität, etwa Halle, einholen, da sie nicht der eigenen Urteilskraft, vielmehr irgendeiner verschwommenen Auffassung von Gottesurteil und Pandektenwahrheit Gerechtigkeit zutrauen. So schleppt sich dieser Mordprozeß acht Jahre hin, bis schließlich der Geselle geköpft und gerädert wird, die Frau im „Spinnhaus" zu Spandau (man hatte noch keine rechten Gefängnisse für „Lebenslängliche") stirbt (zufällig, von der Hand einer alten „Hexe", sagen wir; als Vergeltung für die Mordanstiftung, sagt Holtze). Bezeichnend für die wacklige „Gerechtsame" jener Tage, daß man zuerst beide Delinquenten wegen Ehebruchs zu Tode bringen und sogar den jungen Ehemann der Tochter der Frau völlig unschuldig zum Mörder stempeln will.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Der selbstverständliche Wilhelm. Von Otto Leopold. Freiburg i. B. 1926, J. Bielefeld. 276 S.

Ein fröhlicher Untertanroman. Diese Contradictio in adjecto erfaßt vielleicht den Wesenskern des vorliegenden Buchs. Der hier durch den gemüthaften Humor des Dichters verharmloste Untertanentyp ist in Wirklichkeit keine sehr erfreuliche Erscheinung. Sein freches Strebertum, seine kriecherische Servilität und seine muckerische Beschränktheit verdienten eher die ätzende Säure der Satire als das behagliche Schmunzeln und verschmitzte Lächeln überlegener Menschenkenntnis. Noch hat der „Untertan" für uns nicht die Bedeutung des höchst possierlichen Figuranten einer längst vergangenen Geschichtsepoche. Vorläufig beteiligt sich diese kulturhemmende Menschengattung noch höchst wirkungsvoll an der Gestaltung des gegenwärtigen Lebens. Deshalb darf diese gefährliche Spezies von Philistern nicht durch arglosen Humor verharmlost werden. Selbst dann nicht, wenn durch diese Verharmlosung ein sehr vergnügtes, unterhaltsames Buch entsteht.

Nach diesem rein ideellen Einspruch kann und muß betont werden, daß der vorliegende Roman außer einer sehr spaßigen Dispositionstechnik viel dichterisch Erschautes, Geformtes und Gedachtes enthält.

Charlottenburg — Werner Türk

Mein Leben. Selbstbiographie. Von Frank Harris. Übersetzt von Antonina Vallentin. Berlin 1927, S. Fischer. 547 S. M. 9,— (12,—).

Dem Verfasser verdanken wir die erschütternde Biographie seines Freundes Oscar Wilde. Daß er, außer diesem Werk, eine Anzahl Romane, vier Bände „Zeitgenössische Porträts" und einige Novellenbände wie „Ungeahnte Küsten" und „Unbeschrittene Gewässer" (welch charakteristische Titel!) veröffentlicht hat, weiß man hier nicht; doch kennt man ihn als Herausgeber englischer Zeitschriften (Fortnightly Review, Saturday Review) und sozusagen als „das Gewissen" seiner Nation.

Geborener Ire und naturalisierter Amerikaner, hat er seine Schulbildung in Cambridge genossen, sich aber diesem Schulzwange, der nach seiner Schilderung dem in den früheren preußischen Kadettenanstalten nicht unähnlich war, durch eine abenteuerliche Flucht nach Amerika entzogen. Dort nimmt ihn nun zuerst das Leben in die Schule und führt ihn über die Zeit des Schuhputzers, Maurers, Geschirrwäschers, Hotelclerks, Cowboys hinweg wieder zur Wissenschaft. Er wird Rechtsanwalt, daneben Journalist und Anzeigenunternehmer. Mit gesparten Dollars tritt er dann die Weltreise an, die nach mehr als einem Wanderjahr vor Kuno Fischers Katheder in Heidelberg endet. Göttingen, Berlin, Paris und Athen sind die weiteren Etappen seiner Studienzeit.

„Gewappnet mit dem ganzen Wissen seines Jahrhunderts", wie er gleich Lassalle von sich sagen kann, kehrt er nach England zurück und springt nun mit beiden Füßen in die Journalistik. Nach Teilnahme am Russisch-Türkischen Kriege unter Skobeleff erobert er sich sehr schnell eine führende Stelle unter den Kollegen. Die londoner Gesellschaft legt Beschlag auf ihn und alle großen Zeitgenossen kreuzen seinen Weg, viele von ihnen werden seine Freunde und von allen versteht er in diesen Erinnerungsblättern scharfe Charakteristiken intimster Färbung zu entwerfen, die dem Buch großen dokumentarischen Wert verleihen. Hat er in Amerika schon Emerson, Walt Whitman, Bret Harte kennengelernt, so sind Carlyle, Ruskin, Matthew Arnold, Wilde, Parnell, Randolph Churchill, Irving, Maupassant und viele andere ihm in Europa nahegekommen.

Aber so interessant diese Schilderungen aus der Feder eines der glänzendsten Journalisten gewiß sind, der Hauptreiz des Buchs liegt in der hellen Beleuchtung, in die er seine Beziehungen zu Frauen setzt. „Die Seele des Lebens war für mich immer die Liebe für Frauen und die Bewunderung für große Männer." Dieser Liebe und dieser Bewunderung gibt er gleich beredten Ausdruck. Mit Recht wagt er seine Autobiographie mit Rousseaus Bekenntnissen und Casanovas Memoiren zusammen zu nennen, und wenn er behauptet, ehrlicher als jene gewesen zu sein, so wird der Leser, dem leider nicht die englische Originalausgabe, sondern nur die ad usum — nicht gerade delphini, doch des mit dem Schund- und Schmutzgesetz bedrohten Deutschen — zusammengestrichene Ausgabe vorliegt, dies um so williger glauben, als der Verlag in einem Nachwort die völlige Ungeschminktheit und Wahrhaftigkeit der englischen Niederschrift bestätigt. Die Kritik darf aber dem Verlag vorbehaltlos zugeben, daß die Streichungen den großen Reiz der erotischen Schilderungen ebensowenig auszutilgen, wie den Wert der gedankenreichen, durch und durch modernen, von neuer Sachlichkeit diktierten Lebensbeschreibung zu schmälern vermögen.

Berlin — Fritz Carsten

Das vollkommene Weib. Roman. Von Agnes Henningsen. Deutsch von Erwin Magnus. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 232 S. M. 4,— (6,—).

Lange genug hat die Henningsen geschwiegen, um uns nun besonders zu überraschen. Ihr neuer Roman ist der Inbegriff weiblichen Charmes, fraulicher Wärme, schelmischen Tiefsinns. Ein Reigen von Mädchen, Müttern,

Digitized by Google

Großmüttern schlingt sich um ein paar Männer, wie nur die hold-weise Agnes sie darzustellen vermag: liebenswert noch in Entartung und Brutalität, reizvoll wie eine Frau, so schillern sie vielfarbig. Eine Dichterin, verliebt ins Männliche, formt diese jungen und alternden Herren. In ihrem liebevollen Auge spiegeln sie sich wie in keinem anderen. Noch ihre Mängel und Laster sind entzückend. Das heißt nicht, daß nun die Frauen neben ihnen schlechter fortkommen; aber Agnes sieht sie objektiver an, kennt sie aus nächster Nähe, hat wahrscheinlich alle in sich.

Es sind Liebes- und Ehegeschichten, die miteinander zusammenhängen, Herzensaffären nach dem Krieg. Denn in diesem Frauenbuch ist mehr Zeitatmosphäre als in manchem betonten Gegenwartsroman. Nur heut leben diese Menschen; und nicht weil sie vom Krieg reden und Kriegsschaden haben, sondern weil der wahrhaft Erlebnis gewordene Krieg hinter ihnen liegt. Fünfzehn Jahre früher wären diese Schicksale anderen Weg gegangen. Immer,vom ersten Buch, dem „Kalten Eros" an (ein unvergeßlich schönes, lebendiges, kluges Buch!), war die Henningsen Deuterin weiblichen Geheimnisses, männlichen Reizes; sie spürte tief in manchen Komplex hinab, ohne je trocken psychologisch zu werden. Immer war alles lebendiger Vorgang, nie Schilderung und Betrachtung. Sie hat keinen ihrer Vorzüge verloren, keine Seite ihres Buchs ist leer oder nüchtern, überall atmet es heiß und gestaltet sich Erlebnis nach außen.

Berlin — Kurt Münzer

Das Elfenbeinäffchen. Von Herman Teirlinck. Ein Roman aus dem brüsseler Leben. Nach der dritten, für die deutsche Ausgabe vom Verfasser neubearbeiteten Auflage aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 463 S.

Es ist überaus erfreulich, daß der Insel-Verlag seine, während des Krieges geknüpften Beziehungen zur Literatur der Flamen fortsetzt und damit beweist, daß es ihm damals nicht bloß um das Befolgen einer Mode zu tun war. Der umfängliche Roman von Herman Teirlinck zeigt eine ganz andere Seite der flämischen Gefühlsweise als etwa die Bücher von Felix Timmermans; hier bei Teirlinck befinden wir uns in der Provinz Brabant an der Sprach- und Gesittungsgrenze; die Menschen wachsen nicht wie in Timmermans antwerpener Provinz aus einem Stück auf, sondern sie sehen sich von widersprechenden Trieben angefallen, von Spott- und Zweifelsucht einerseits, von inniger Selbstversenkung und kindlichem Glaubenseifer andererseits, und auf diesem Gegeneinander der Triebe schwanken sie nicht selten wie ein hin und her geworfener Spielball. Teirlinck gibt einen Ausschnitt des brüsseler Lebens, aber bei allen seinen Personen, auch bei den lebenstüchtigen Kokotten, die er schildert, ist im Gehirn irgendwie ein Rädchen locker, und was die Menschen tun, könnten sie eigentlich auch anders tun, sie leben ohne Zweck oder wenigstens ohne Willen zu einem Zweck. Man bummelt, man bleibt zuschauender Genießer des Lebens, die Stimmung des Nichtstuns ähnelt ein wenig derjenigen Wiens, und wenn dann die schweren Schicksalsschläge kommen, steht man fassungslos. Die Kraft des Autors, seine Figuren und die Umwelt dieser Figuren im Schnurrigen und im Krausen festzuhalten, ist außerordentlich; nur an ganz wenigen Stellen greift er zum Verlegenheitsmittel der Beschreibung, der Rest ist eine breitgesponnene, idyllische Selbstaussage der Dinge. Diese Epik steht ganz fern dem Feuilleton, der Reportage, ganz nahe der reinen Dichtung. Der Übersetzer Severin Rüttgers hat mit seiner Verdeutschung eine schöne Sprachleistung vollbracht. Das von ihm geformte Deutsch trägt vieles, sehr vieles vom Wesenscharakter des Flämischen in sich, was derjenige besonders zu würdigen weiß, der erfahren hat, daß es, bei der großen Ähnlichkeit zwischen der deutschen und der niederländischen Sprache nur allzu leicht geschieht, im Deutschen die Schwere, die Dichtigkeit, den stofflichen Geruch der Worte zu verlieren und eine zu gebildete, zu glatte, zu abstrakte Prosa herzustellen. Der Roman ist der heutigen Romankunst in Deutschland denkbar entgegengesetzt, er gibt nämlich nicht nur Faktum und Bericht, sondern als Wichtigstes: menschliche Atmosphäre.

Im Haag — F. M. Huebner

Der Büchernarr. Von Charles Nodier. Mit Vorwort und Erläuterungen von Ejnar Munksgaard, übersetzt von Inga Junghanns. Leipzig 1926, Helingsche Verlagsanstalt. 46 S.

Über den Bibliomanen, der im Gegensatz zu dem nach bestimmten wissenschaftlichen oder buchkünstlerischen Grundsätzen sammelnden Bibliophilen Bücher anhäuft, ohne sich ihres Werts bewußt zu sein, hat schon Lukian gespottet, auch Sebastian Brant hat ihn in seinen Narrenreigen aufgenommen. Daß die Bibliomanie als ein psychologisches Problem aufgefaßt werden kann, erweisen die dunkelsten Seiten der Bücherleidenschaft, und für Nodier ist die Geschichte des armen Theodor in gewisser Weise gleichfalls ein medizinischer Fall. Er schrieb sie für das bei Ladvocat in Paris 1831–1834 erschienene Sammelwerk „Paris ou le Livre des Cent-et-un" und mag bei seinem bedauernswerten Helden an ein bestimmtes Vorbild gedacht haben, wie Munksgaard glaubt, an den Notar Boulard, der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts sich durch seine unbegreifliche Bücherkaufwut bekannt machte und in seinen sechs Häusern über 800 000 Bände in regellosen Haufen aufgestapelt hatte. Aber schon G. A. Bogeng weist im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen, von Steiner-Prag reizend illustrierten Büchelchen „Bibliomanen" (1921 im Avalun-Verlag erschienen), das auch Nodiers Novelle in Übersetzung von Erwin Rieger enthält, daraufhin, daß in der Figur des Theodor sich mehr ein leidenschaftlicher Bibliophile verkörpert, der an seinem fieberischen Verlangen nach dem Sammlerstück zugrunde geht, als ein wahlloser Massenkäufer. Im übrigen hatte Nodier, selbst ein kenntnisreicher und eifriger Bibliophile, genügend Gelegenheit, unter der großen Masse der Büchersammler jener Zeit die seltsamsten Originale kennenzulernen. Das beste Vorbild fand er freilich in seiner eigenen Person und seiner eigenen Leidenschaft, und so kann man die Novelle wohl als eine Art Autosatire bezeichnen.

Die Übersetzung ist glatt und flüssig, die Einleitung Munksgaards über den Verfasser und seinen Kreis begrüßenswert, vor allem aber ist der Anmerkungsapparat zu loben, der genaue Notizen über die Personen, Begebenheiten und Buchwerke bringt, die den Hintergrund für die Erzählung bilden.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Lyrisches und Episches

Jacob Burckhardt, Gedichte. Nach den Handschriften des Jacob Burckhardt-Archivs in Basel. Herausgegeben von K. E. Hoffmann. Basel 1926, Benno Schwabe & Co. 165 S. Geb. M. 5,60.

Die Gedichte des großen Historikers reichen nicht über die durchschnittliche literarische Höhe seiner Zeit empor. Man

Digitized by Google

glaubt, einen geringeren Angehörigen des münchener Dichterkreises zu vernehmen, wie er etwa an Geibels „Münchner" oder an Heyses „Neuem Münchner Dichterbuch" mitgearbeitet hat. Burckhardt war mit Heyse befreundet; das Gedicht „Genua" sandte er an Heyse: „Wenn du mir einen anderen Schluß machen wolltest, so wärest du erstaunlich lieb." Das Gedicht „Alkibiades" entstand unter dem Eindruck der Heyseschen Tragödie. Trotzdem ist es interessant, Burckhardts Gedichte kennenzulernen. Man kann, nach Nietzsches Wort, nur im Angesicht der Poesie eine gute Prosa schreiben. Eine dichterische Gabe, die nicht reich genug ist, Schöpfungen von eigentümlicher Lebenskraft hervorzubringen, vermag dennoch andere sprachliche Leistungen zu steigern, zu durchfärben und zu erleuchten, und die Prosa Burckhardts erweist die heimliche dichterische Anlage. Einige Stücke aber sind wirkliche, innige, sprachlich durchwärmte Gedichte: „E Hämpfeli Lieder", Liebeslyrik in basler Dütsch. Das ist in doppeltem Sinne charakteristisch: ein bis in die obersten Regionen geschichtlicher Anschauung reichender, ein mit dem Reichtum alter Kultur durch und durch getränkter Geist wie Burckhardt wurzelt so tief in der Stammesheimat, daß er in ihrem Dialekt dichtet, und: ein mäßiges poetisches Vermögen gelangt zu echten dichterischen Leistungen, wenn es sich des Dialekts bedient und gleichsam aus dem kollektiven Vorrat gespeist wird. Immer wieder ist bei solchem Anlaß der klassischen Worte zu gedenken, die Storm 1854 über Klaus Groth schrieb; der Dialekt „wird von einem Teile des Volkes gesprochen, der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung als aus der Reflexion schöpft, und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen; in diesen seit Jahrhunderten aufgehäuften und — was die Hauptsache ist — durchaus unabgenutzten Reichtum hat der Dichter nur hinein zu greifen, und es wird sich die im Sprachschatze vorgefundene Phrase an der richtigen Stelle ausnehmen, als sei sie speziell aus der jedesmaligen Situation erwachsen und gehöre dem Dichter eigentümlich. Daß eine solche richtige Verwendung des im Sprachschatze Vorhandenen eben auch einen Poeten erfordert, versteht sich freilich von selbst". Dies gilt in bescheidenem Ausmaß auch für Burckhardt. Während aber Dialektdichtung sonst meist im ländlichen Leben wurzelt, ist Milieu und Atmosphäre dieser Burckhardtschen Verse durchaus bürgerlich. Es wird aus neuen Büchern vorgelesen, Schubertsche Lieder werden gesungen, und mitten im Dialekt redet man sich mit „Sie" an.

Wien — Ernst Lissauer

Theodor Storm, Das Leben rinnt... (Deutsche Dichter für Jugend und Volk.) Herausgegeben von Fr. Schnaß. Osterwieck am Harz 1926, A. W. Zickfeldt. 52 S.

Es ist an sich nicht schwer, Storms Gedichte auszuwählen: man braucht nur die Jugendgedichte, mit Ausnahme von „Dämmerstunde", und die „Neuen Fiedellieder", die teils in der Nachfolge Eichendorffs, teils Scheffels daher kommen, fortzulassen, denn Storm hat bereits selbst eine überaus sorgfältige Auswahl getroffen. So kommt zunächst der Auslese der Gedichte an sich kein besonderes Verdienst zu: sie enthält zwar einiges Entbehrliche — etwa das aus Distichen gefügte Gedicht „Constanze", das Storm selbst in seine Sammlung nicht aufgenommen hatte —, sie ist trotzdem gut, jedoch ist es kaum möglich, Storm schlecht auszuwählen, weil seine Gedichte einigermaßen gleichwertig sind und eigentliche Nieten fast vollkommen fehlen. Trotzdem ist das Bändchen wertvoll. Die Gedichte sind, ohne Titel, in stofflich und stimmunghaft getönte Gruppen geordnet: man erkennt Storms heimatliche Landschaft; politische Lyrik; Spruchhaftes und Didaktisches usw. Sodann: Schnaß zeichnet in knappem Abriß, bei verständigem und verständlichem Vortrag, zugleich den äußeren Lebensgang und die innere Entwicklung Storms. Er weiß weiter, von innen her, die Schaffensweise Storms darzustellen: er weist, zum Beispiel, darauf hin, wie Storm die Überschriften der Gedichte lyrisch erhöht, er vergleicht ältere und spätere Fassungen und beleuchtet den Wandel des Rhythmus, der Diphthonge. Der stärkste Wert des Büchleins: Gedanken Storms über Lyrik, aus seinen wenigen Kritiken, aus den Vorreden zu seinen Anthologien, aus Briefen, werden hier zum erstenmal in einer volkstümlichen Auswahl dargeboten; sogar Sätze, die Storm aus den Entwürfen zu den Vorreden strich, und die zu seinen Lebzeiten nicht gedruckt und dann von Fritz Böhme im Apparat zur ersten Ausgabe der „Kritischen Schriften" verarbeitet wurden. „Was in der Zeiten Bildersaal schön und köstlich ist gewesen, das wird immer wieder einmal einer auffrischen und lesen"; aber auch, was ein schöpferischer, ein kritischer und selbstkritischer Künstler über die Grundlagen seiner Kunst gedacht hat. Fruchtbare Gedanken, die Storm niederschrieb und dann tilgte, gehen gleichwohl nach sechzig Jahren befruchtend in den geistigen Umlauf ein. — Das Büchlein ist überaus reizvoll ausgestattet: der Umschlag trägt goldene Buchstaben auf lichtgrauem Untergrund.

Wien — Ernst Lissauer

Der wilde Chor. Von Knut Hamsun. Deutsch von Heinrich Goebel. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 123 S. Geb. M. 5,—.

Diese hübsche Ausgabe der Hamsunschen (sogenannten) Gedichte verschweigt durchaus, daß sie eigentlich nur ein Neudruck des „Sausens im Walde" ist, welche Gedichtsammlung, bemerkenswert ausgestattet, 1909 im Xenienverlag gerichtlichen Angedenkens erschienen ist. Es ist einiges in der Übersetzung vorteilhafter umgestaltet, es kamen einige neue schlechte Gedichte hinzu. Hamsuns Brief, 1908 geschrieben, steht auch schon 1909 vor den Gedichten. Und der Dichter urteilt selbst so über seine Verse, daß man sich fragt, warum, um Gottes willen, diese dilettantischen Reimereien, diese Schülerversuche, diese im Halbschlaf gekritzelten Zeilen veröffentlichen!

Wir lieben ihn genug (ich bete ihn an!), diesen Dichter, um ihm seine „Gedichte" zu verzeihen. Es sind ja gar keine. Es sind Einfälle, die er viel schöner in seinen Büchern unterbringt; sie werden sofort lesbar, wenn man sie von Form und Rhythmus befreit und leise als Prosa vor sich hinspricht. Aber sonst — nichts weiter als der Name ist an diesen Gedichten von Hamsun, die Unterschrift, ja, ist die seine. Beglaubigt. Man sollte es nicht glauben!

Man hat 1909 von dem Gedichtband geschwiegen, und das Volk Liebender, das Hamsun umschart, wußte nichts von seinen Versen. Liebe, wenn es denn Liebe ist, ist untrübbar, unsterblich, fast unverletzbar. Aber warum sie auf die Probe stellen? Ist es also nötig, Schülerverse — wie etwa die an Ellen Key, an Martha Mignon — zu drucken, nur weil ein großer Name sie deckt? Ja, es gibt hier ein Wort, da einen Einfall, der ergreift: da ist er, Hamsun ... wenn er den Hufschlag der Freude im Herzen spürt, wenn Berge und Sterne ihm sausen, wenn er auf dem Rücken

Digitized by Google

liegend mit dem Schuh in den Himmel schreibt. Aber daneben!!

Am Vergleich der beiden Ausgaben sieht man, mit welch dichterischem Feingefühl Goebel die Übersetzung meistert. Es geht wohl von der originalen Stimmung nichts verloren. Und die neue Ausgabe hätte nur gewonnen, wenn sie auch die Goebelsche Einleitung der alten aufgenommen hätte. Der Verlag hat alles getan, um das Buch — nicht des Inhalts, aber des Dichters äußerlich würdig zu machen.

Berlin — Kurt Münzer

Volkslieder der Slawen. Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Paul Eisner. Leipzig, Bibliographisches Institut. 560 S. Geb. M. 4,25.

Diese Sammlung, in der elf Volksstämme mit über sechshundert Liedern vertreten sind, bedeutet eine Leistung, die schlechterdings Bewunderung erheischt. Wie oft und wie viel ist bei uns schon von der Eigenart und Schönheit der slawischen Volksdichtung geredet worden, aber wenn dann der Wunsch erwachte, diese Dichtung näher kennenzulernen, dann sah sich der mit den slawischen Sprachen nicht Vertraute vor verschlossenen Türen. Einzelne Proben wurden ihm hie und da wohl geboten, aber nicht nur war ihre Zahl gering, es war auch kaum möglich, den Weg zu ihnen zu finden: in alten, längst vergriffenen Sammlungen, in gelegentlichen Zeitschriftenaufsätzen mußte man sich den Stoff mühsam zusammensuchen. Nun wird er in reichster Fülle vor uns ausgeschüttet, und staunend liest man im Vorwort des Herausgebers, daß es sich auch hier nur um eine Auswahl von vielen tausend Liedern handelt. Daß diese Auswahl so gelungen ist, daß jeder Volksstamm in seiner Eigenart klar gekennzeichnet ist, daß die Übersetzung die stilistischen Eigentümlichkeiten, die Redeweise, den Tonfall der Urbilder genau wiedergibt, ohne doch der deutschen Sprache Gewalt anzutun — das ist das große Verdienst des Herausgebers und Übersetzers, der hier eine Arbeit geleistet hat, wie sie eben nur die hingebende Liebe, verbunden mit klarer Erkenntnis von der Bedeutung der Aufgabe, zu leisten vermag. Worin aber diese Bedeutung liegt, zeigen die schönen Schlußworte der Einleitung: „Stofflich erwarte man von dem Bande keine unerhörten Offenbarungen. Empfindung und Gefühl sind etwas Allmenschliches. Was anders und neu sein kann, ist nur das Vorherrschen gewisser Seelenzüge und ihr Ausdruck, wie ihn der bei jedem Volk, bei jeder Rasse anders geartete Kunsttrieb zeugt. Damit aber sind wir bei den letzten, unenträtselbaren Dingen des Volksgenius angelangt. Erkenntnis des Fremden führt auf das Eigene zurück. Nicht als slawische Ruhmeshalle wurde dieser Band zusammengetragen. Suchen wir uns in dem fremden Blut, um das eigene besser zu finden! Lernen wir, zurückgekehrt von der Wanderung durch die seelische Welt unzähliger Millionen und aber Millionen europäischer Menschen, die mit diesen Liedern geboren wurden, gelebt haben und hingegangen sind, das eigene herrliche Volkslied besser kennen! Eine solche bessere Kenntnis aber ist gleichbedeutend mit dem Bewußtwerden einer Blutgemeinschaft, die umfassender ist als die nationale ..."

Die Serie der Meyerschen Klassikerausgaben hat durch diesen Band eine außerordentlich wertvolle Bereicherung erfahren. Es wäre zu wünschen, daß nun in der gleichen Richtung weitergearbeitet würde, daß uns nach und nach auch die Volksdichtung anderer Stämme in ebenso mustergültiger Bearbeitung geboten würde, und daß sich die Auswahl nicht nur auf die lyrische Dichtung beschränkte, sondern auch die epische zu Worte käme.

Leipzig — Arthur Luther

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Berlin und Leipzig 1926, Verlag von Walter de Gruyter & Co. 206 S. M. 7,— (9,—).

Bei keiner anderen Kunstgattung drängen sich Normen und Formen der Volkspoesie so zwingend dem individuellen Schöpfungsdrang auf, wie bei der Ballade. Das ganze Mysterium der balladischen Volksdichtung — die Zusammenballung rhythmisch-musikalischer, mythischer, epischer, historischer und ethnographischer Momente zu einer naiven Stimmungseinheit, das unbewußte Verweben einheimischer Urwüchsigkeiten mit weltliterarischen Wandermotiven will begriffen und verwertet werden. Hierbei war bislang vorwiegend der nordische Stoffkreis, insbesondere der schottische und dänische Volksballadenschatz beispielgebend. Das Verdienst des vorliegenden Werkes ist es, die Eigenheiten der an balladenhaften Neuklängen überreichen ungarischen Scholle der deutschen Kunstforschung erschlossen zu haben. Zum Teil wohlbekannte Stoffe von orientalischem Ursprung erscheinen nun in einem nagelneuen rhythmischen Gewand, von der Kraftsubstanz einer eigen geformten rustischen Phantasie bestrahlt. In ganz hervorragendem Maße erwiesen sich die Volksballaden des siebenbürger Ungartums, der sogenannten „Székler", als üppig tragender Jungfernboden für den feinfühligen Kenner. Dann noch eine weitere Entdeckung: das Bekanntwerden mit dem Balladendichter Arany, dem bedeutendsten ungarischen Poeten neben Petöfi, dessen gedrungene, volkstümlich-konstruktive Ausdrucksweise sich bis zum heutigen Tage jeglichem Übersetzungseifer entzog.

In seiner erschöpfenden, farbenfrohen Einleitung beschert uns der jüngst verstorbene berliner Universitätsprofessor Gragger neben der geschichtlichen Darstellung der ungarischen Balladendichtung und -forschung seine wissenschaftlich wohlbegründete und zugleich lebendig wirkende Anschauung über Ursprünge und Wandlungen der internationalen und ungarischen Balladenstoffe. Das Werk der Übersetzerin ringt durch die Fülle der glatt bewältigten Tücken und durch die außergewöhnliche Einfühlungsgabe in abseitige Sonderschöpfungen staunende Anerkennung ab. Wenn nicht alles gleich unvermittelt klingt, so liegt das daran, daß manche Redewendungen der Volkspoesie sowohl wie der Aranyschen Dichtungen überhaupt nicht übertragbar sind.

Budapest — Gustav Erényi

Vörsmack. Oles un Nies. Vun Hermann Claudius. (Quickborn-Bücher, 33. Band.) In'n Quickborn-Verlag to Hamborg. 1926. 53 S.

Der Nachfahre des Wandsbecker Boten ist eins der stärksten Talente unter den hamburger Dichtern und seine Lyrik verdient weite Verbreitung, insbesondere unter dem einfachen Volk, mit dem er lebt und für das er dichtet. Um ihr diese Verbreitung zu schaffen, hat der Quickborn-Verlag dies Bändchen herausgegeben, das rund fünfzig plattdeutsche Lieder von Claudius, ernste und heitere, Lieder für Große und Kinderlieder enthält. Man sieht hier, wie reich und vielseitig das Können des Dichters ist, der seiner niederdeutschen Muttersprache die feinsten Stimmungsreize abgewinnt.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Digitized by Google

Verschiedenes

Italienisches Tagebuch. Von Graf Paul Yorck von Wartenburg. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 241 S.

Wird dieses geistig vornehme, 1891 geschriebene Tagebuch zahlreiche Leser finden? Der philosophische feingebildete schlesische Magnat sagt oft Bemerkenswertes. Er betont die unbedingte Notwendigkeit, die Stadt Rom „geschichtlich" zu sehen, hat einen guten Blick für die Bedeutung ihrer Landschaft, für ihre Beherrschung durch den religiösen Gedanken. „Augustus", sagt er anläßlich eines neugefundenen Bildnisses des Kaisers, „ist der geniale Repräsentant der Synthesis von Republik und Cäsarismus ... der Cäsar als Funktionär des souveränen Volkes und darum souverän ... Das imperialistische Moment hat hier seine typische Gestalt gefunden, in alter Zeit eine Vergöttlichung des Kaisers, in jetziger die Vindikation göttlicher Unfehlbarkeit für das Regiment." Dieser ernste, gewissenhafte Reisende widmet sich fast ausschließlich den Sehenswürdigkeiten, kommt selten mit Menschen zusammen. Leider, denn seine Schilderung jener merkwürdigen Frau Helbig, von Geburt russische Fürstin, Gattin des deutschen Archäologen, ist überaus lebendig, ist sehr gelungen. Mehr als dreiviertel des Buchs besteht jedoch aus seinen wohlerwogenen, persönlichen kunsthistorischen Eindrücken, und die Druckberechtigung dieser Kunstkritik wird eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Graf Yorck maßt sich keine Fachkenntnisse an; daß seine Urteile überaus häufig veraltet sind, ist nicht das Bedenklichste, jedoch waren viele selbst in der 35 Jahre zurückliegenden Zeit durchaus unstatthaft. So etwa die Entgleisungen über Ravennatische Mosaiken, über den Ludovisi-Thron der Venus; selbst damals durfte man mehr Verständnis für Fra Angelico und geringere Hochachtung für Guido Reni erwarten, und die Herausgeberin tat nicht gut daran, lobend auf seine Geringschätzung Pompejis hinzuweisen.

Dank sei ihr für das vorzügliche Inhaltsverzeichnis, unverzeihlich mangelhaft ist aber ihre Einführung. Sie beträgt fünfeinhalb Seiten; von dem Verfasser, mit dem der Leser sich beschäftigen soll, wird fast nur sein Verhältnis zu Dilthey und zur Philosophie mitgeteilt. Daß er der Enkel des Feldmarschalls, der Majoratsherr von Klein-Oels, Sammler von Graphik und von Büchern, daß er politisch unabhängig dachte, ja, selbst daß seine Frau, die Empfängerin des Tagebuchs, Ernst von Wildenbruchs Schwester, sein Bruder der Verfasser jener bekannten „Weltgeschichte in Umrissen", hätte uns mitgeteilt werden können. Eine Seite hätte ausgereicht, hätte uns den Briefschreiber näher gebracht. Graf Paul Yorck steht nicht im Brockhaus, im Meyer liest man nur, daß er erbliches Mitglied des Herrenhauses gewesen sei; da ist der gebildete Leser keineswegs verpflichtet über ihn Bescheid zu wissen. Seltsamerweise hat der Verlag diese Fehlerhaftigkeit durchgelassen.

Vor allem wird das Buch philosophisch eingestellte Italienbesucher, die mehr Kunstliebe als Kunstkenntnis besitzen, erfreuen, den anderen Lesern mag die Ausdrucksweise gelegentlich schwer fallen. Die Leser brauchen aber nicht oft zu stolpern, und gern werden sie in der allerbesten Gesellschaft, in der Begleitung eines ungewöhnlichen und feingebildeten Menschen liebgewordene Stätten an sich vorüberziehen lassen.

Berlin — Marie von Bunsen

Italienfahrt. Von Celida Sesselmann. Kempten, Jos. Kösel & Fr Pustet K.-G. 90 S.

Wie der Blick einer Genesenden, deren Blut schon wieder das Fieber einer neuen Krankheit anrührt, spricht dies kleine Buch, das voll ist von stillem Glücksempfinden, voll zehrender Sehnsucht und mimosenhafter Scheu. Man denkt an Hoffmanns Gleichnis von dem Schmetterling, der, zwischen die Saiten eines Clavichords verirrt, sie mit dem Flattern seiner zarten Flügel in tönende Schwingungen setzt. Wie könnte es anders sein, als daß da manches leer tönt und unbeholfen; es ist die Hilflosigkeit der armen Kreatur. Aber dann werden die Töne rein, fromm, sphärenhaft. Celida projiziert ihr Ich in eine schwesterliche Gestalt, die sie Rovena nennt und gibt uns deren Aufzeichnungen, die ihre eigenen sind. Ihr Geist, durch lange Andachtsvorbereitungen zum überempfindlichen Instrument geworden, erbebt unter den Eindrücken des unterirdischen, irdischen und überirdischen Landes. Da sieht sie nicht so sehr das arkadische Gefild, die idealische Landschaft (die grüßt sie fast pflichtgemäß mit pflichtgemäßem Entzückensruf), ihre Augen tauchen in das graue Elend schmaler Gassen, die kalte Nacht der Katakomben, die flimmernde Dämmerung der Kirchen. Italien wird ihr zum speculum dei. Eine demütige Weltpriesterin, sinkt sie, willig überwältigt, weinend in die Knie. An ihrer Seite steht Camill, der andersgläubige Gatte, schattenhaft und entfremdet. — Das Büchlein ist schnell zu Ende. Aber ein feiner Duft aus Weihrauch und Vignien weht noch eine Weile nach.

Mainz — Rudolf Frank

Italien. Alte und neue Werte. Ein Reisetagebuch. Von Wladimir von Hartlieb. München 1927, Georg Müller. 571 S. Geb. M. 12,—

Ulrich von Lichtenstein, der Minnesänger, trank im Überschwang der Begeisterung das Waschwasser seiner Angebeteten. Wladimir von Hartlieb überbietet ihn. Seine Geliebte ist Italien, und wenn er auch kein rechter Sänger ist, so schreibt er uns doch die Ohren voll von endlosen Superlativen zum Preis der Herrlichsten. Die Frage der Richtigkeit seiner Beteuerungen beiseite: es muß jeden Freund Italiens und erst recht jeden Italiener nervös machen, auf jeder Seite eines korpulenten Bandes, ja fast auf jeder Zeile zu lesen, daß das italienische Volk das auserwählte, jeder Italiener ein Genie, die Italienerin eine Göttin, jeder italienische Raubmörder eine Renaissancenatur, jeder arme Teufel von Selbstmörder eine wandelnde Tragödie und selbst „die offenen Pissoirs an den Hauswänden" — „wohltuend" sind. „Oft fließt der Harn in Bächen über das Pflaster... Darin liegt Kraft, Ursprünglichkeit und wahrer Lebenssinn." Wenn Hartlieb dann im weiteren Verlauf auch Mussolinis Kraft und Ursprünglichkeit rühmt, so dürfte das Vorausgeflossene dem glorifizierten Duce nicht gerade als angenehmer Opferduft in die Nase steigen. „Du schmeichelst mir, aber du mißfällst mir," mag er dann mit Recht den altitalienischen Satz variieren.

Verliebte sind schlechte Beobachter, das gilt auch von Hartlieb. Nirgends gelingt es ihm, ein Städte- oder Landschaftsbild lebendig und sichtbar vor uns aufzubauen, selbst nicht eine einzelne Straße, ob er sie auch stundenlang beschreibt, selbst nicht ein einzelnes Haus, einen einzelnen Menschen. Alles und jedes verschwimmt in jener trüben, süßlichen Sauce, die der Italiener mit der Bezeichnung lattemiele (das heißt: Honig in Milch verrührt) belegt und die ihm

Digitized by Google

Ersatz bietet für unser unübersetzbares, unschätzbares Wörtchen: Kitsch.

Mainz Rudolf Frank

Der astrologische Gedanke in der deutschen Vergangenheit. Von Heinz Artur Strauß. Mit 93 Abbildungen aus der altdeutschen Buchillustration. München 1926, R. Oldenbourg. 104 S.

Auch dem, der über die Geschichte und das Wesen des Glaubens an wirkende Kräfte kosmischen Ursprungs, über den Einfluß himmlischer Körper und Regionen auf irdisches Sein, kurz über das „Sternenweistum" und seine weltumfassende Bildersprache mythologischen Stils ganz anders und nüchterner denkt als der Verfasser dieses Buchs, wird dennoch diese schöne und vor allem auch illustrativ wertvolle Arbeit Lebendiges geben. Die monumentale Einheitslehre von den Entsprechungen himmlischer und irdischer Verhältnisse — sie gehört zu den schicksalsreichsten und weitschichtigsten Theorien in der Geschichte des menschlichen Irrtums — ist das uralte Bekenntnis zum Gesamtzusammenhang der wirkenden Weltkräfte, sie war durch viele Jahrhunderte ein enthusiastischer Glaube und ein Elementargedanke der Völker. Sie bringt die mit bewundernswerter Festigkeit und Konsequenz festgehaltene Überzeugung vom Zusammenhang des irdischen Geschehens mit dem himmlischen in großartiger Einheitlichkeit zum Ausdruck. Nur die Philosophie des Hochmittelalters zeigt eine ähnliche Harmonie und Logik, diese Allverbundenheit und umfassende Universalität, wie sie in den Gedankenkonkordanzen des Albertus Magnus und Thomas von Aquino auch heute noch den Fachmann zur Bewunderung hinreißen. So ist auch die Astrologie ein in sich geschlossenes geistig-seelisches System von religiöser Einheit ... Mir wurde gerade beim Lesen von Straußens Arbeit immer wieder fühlbar, wie doch das ganze Sternweistum (in allen seinen Helligkeitsstufen) im Menschlichen, in der primitiven Mentalität des Unterbewußtseins und in den Interessen der Persönlichkeit wurzelte und sich schließlich in die Welt der Unwirklichkeiten und Raumenthobenheit verlor. Astrologie ist entstanden durch die sich fortsetzende Glaubenskraft und metaphysische Leidenschaft von Jahrtausenden. Sie ist immer eine kosmische Religion gewesen, sie war Sternglaube und Sterndeutung. Die Religion drückt sich in der astrologischen Theorie und Praxis aus, und in den Erzählungen und Sagen vom Wesen und von den Wegen der Sterne ist noch fromme Teilnahme zu bemerken. Astrologie ist Legende des Sternenhimmels und des kosmischen Raums. Sie ist eine zweite, die andere Weltlehre, die es mit sinnbildlichen Schicksalen der Weltgeschichte zu tun hat und ihr astralen Tiefsinn und kosmische Phantasie leiht. So wurde Astrologie Geschichtsmetaphysik, Seelengeschichte, apokalyptisch-eschatologische Botschaft, prophetischer Glaube. Hinter allen Sichtbarkeiten steht als letzte Unsichtbarkeit die befreite, verklärte, göttlich gewordene Seele, eine bessere Welt, neu geworden durch eine Art Erlösung der Natur durch den Einfluß der Sterne. Immer noch lebt tief auch im modernen Menschen eine leise Verzückung und der stille Wahn, daß der Weise irgendwie an den Kräften des Himmels teil habe. Alles gehört zum Ganzen. Und auch der astrologische Gedanke erfaßt das Wesen der Welt in dem Glauben an den Zusammenhang des menschlichen und göttlichen Geistes. Das ist tief religiös und echt platonisch: wir alle müssen göttlich werden. Der Mensch steigt durch Dunkelheiten und Wolken, auf rauhen Pfaden und durch erschreckende Bilder zu den Sternen und von den Sternen zur Wahrheit und von der Wahrheit zu Gott. Ex umbris et imaginibus ad veritatem. Oder wie es dann im „Rasenden Herkules" des Seneca heißt: Rauh ist der Weg, der von der Erde zu den Sternen führt. Non est ad astra mollis e terris via. Dieser Weg ist tragisch, tragisch auch als Geschichte jenes enthusiastischen Irrtums, den man Astrologie nennt.

Wien Franz Strunz

Unsere geistigen Ahnen. Ein Weltbild. Von Bogislav von Selchow. Berlin und Leipzig 1927, K. F. Köhler. V, 326 S. in 8° und eine Beilage in 2°.

Der Fregattenkapitän a. D. Freiherr Bogislav von Selchow, gegenwärtig im fünfzigsten Lebensjahr stehend, hatte sich bisher als Verfasser der sehr oft aufgelegten Gedichte „Von Trotz und Treue" und „Der Ruf des Tages" (1921 und 1922) in rechtsgerichteten Kreisen einen beachteten Namen gemacht. Jetzt greift er nach den Palmen des Geschichtsphilosophen. Und mit entschiedenem Glück. Denn mag man auch über einzelne Urteile und Teilergebnisse wesentlich anders denken, als sie Selchow statuiert — ein genialer Wurf ist dies mit Temperament und Fleiß verfaßte „Ahnenwerk" entschieden. Es will etwas heißen, auf dem ungeheuer oft beackerten und tief ausgepflügten Felde der deutschen Geschichte einen wirklich neuen Gedanken zu fassen. Hier ist er. Ich meine damit weniger Selchows Gliederung „Vorzeit — Allzeit (bis 1500) — Jchzeit (bis 1918) — Wirzeit", der man eine gewisse Künstelei auf den ersten Blick ansieht, als vielmehr die — sicherlich ausbaufähige — Hauptidee des Buchs und der beigefalteten Tafel: alle geistigen Größen, denen wir als Nachfahren ein irgendwie spürbares Beeinflußtsein verdanken, als „Bahner" zu registrieren und, da die Sache — wie sie es eigentlich verdiente — plastisch schwer herzustellen ist, wenigstens flächenhaft auf eine große Überschau zu bannen. Damit entgeht Selchow gleichzeitig der meist unterschätzten Gefahr oder besser: dem Unfug, einem führenden Geiste nur einen Ahnen zuzubilligen („er kommt von der Aufklärung her" und ähnlichem). Wenn er so für die „Allzeit" auf das Christentum, Rom und das Germanentum zurückgeht, gewinnt Selchow tatsächlich einen imponierenden Überblick (durch eine große Zahl farbiger Linien usw. veranschaulicht), der einem die verschiedene Herkunft der geistigen Wurzeln eines Luther, Leo X., Faust, Karl V. und Iwan III. mit einem Schlage sauber offenbart.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Josef Lewinsky. Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur. Von Helene Richter. Wien 1926, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, G. m. b. H. 320 S.

Von allen Schriften, denen der 150jährige Geburtstag des Burgtheaters Anlaß oder mindestens festlichen Charakter gegeben hat, ist diese ohne Zweifel die gründlichste, ersprießlichste, erfreulichste, wertbeständigste. Ihr Held ist der uns Älteren unvergeßliche Charakterspieler der zweiten Blütezeit des Hoftheaters; eine der vielen Entdeckungen Laubes, hat er im „alten" und hernach im „neuen" Haus 1858 bis 1907 ohne irgendwelche Vorzüge der Gestalt und des Organs als ein vortrefflicher und unermüdlicher Diener am Wort gewirkt, auf der Bühne ein messerscharfer Intrigant, im Leben ein tadelloser Gentleman und wiewohl (gleich Kürnberger und Lueger) ein Sohn des Kleinstbürgertums, auf der Höhe der Bildung seiner bildungseifrigen Zeit. Die Verfasserin hat in ihm zutreffend einen charakteristischen Vertreter der großen liberalen Ära der sechziger und wiederum

Digitized by Google

der siebziger Jahre erkannt, wobei es nichts verschlägt, daß er diese Periode noch um ein Menschenalter überlebte. Wenn ein Mann wie Otto Ludwig nach Lewinskys erstem Besuch schrieb, er wüßte sich gar nicht zu erinnern, daß jemand einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätte, wenn dieser Besuch die Grundlage für eine, man darf wohl sagen innige Freundschaft des Dichters und des um so viel jüngeren Schauspielers wurde, eine Freundschaft, als deren Denkmal Ludwigs Gespräche mit Lewinsky unvergängliche Dauer haben, so bedarf es wohl keines weiteren Zeugnisses — obzwar das Buch ihrer noch viele beibringt — für das spezifische Gewicht von Lewinskys Persönlichkeit. Das Problem solcher Schauspielerbiographien bleibt natürlich immer dasselbe und immer gleich schwierig: wer kann den Duft einer Blüte oder eines Weins auf Worte reduzieren? Daß die Natur nach der Erschaffung jedes bedeutenden (und freilich jedes) Menschen den Stempel zerbricht, wo empfände man es schmerzlicher als bei großen reproduzierenden Virtuosen, mit denen ihr Lebenswerk stirbt? Die Verfasserin, die seit vielen Jahren neidenswerte Arbeitskraft und nicht minder neidenswerten Enthusiasmus zwischen englischer Literatur und dem Burgtheater teilt — Gebieten, die durch Shakespeare aneinander grenzen — sucht jenes Problem dergestalt zu lösen, daß sie aus dem reichen, von der verwitweten Gattin behüteten Nachlaß Lewinskys schöpfend, vor allem ihn selbst und seine Zeitgenossen sprechen läßt, selbst aber verhältnismäßig selten, doch dann um so wirksamer das Wort ergreift.

Wien — Robert F. Arnold

Alt-Wiener Thespiskarren. Die Frühzeit der wiener Vorstadtbühnen. Von Emil Karl Blümml und Gustav Gugitz. Mit 31 Bilderbeigaben. Wien, Anton Schroll & Co. 544 S. M. 12,50.

Ein gründliches und solides Buch, bei dem die zwei Verfasser fleißig Quellenstudien betrieben und ihre Sammlungen selbst den Lesern nicht vorenthalten haben. Wer sich künftig über das wiener Volkstheater des ausgehenden 18. Jahrhunderts unterrichten und Spielprogramme, Lebensläufe der Darsteller, ihre sozialen Beziehungen, den Charakter der Stücke usw. kennenlernen will, wird an dieser fast chronikartigen Geschichte nicht vorbeigehen dürfen. Das ungemein stattliche Anmerkungsmaterial zeugt vom philologischen Verantwortungsgefühl der beiden Verfasser, und die verschiedenen Verzeichnisse erhöhen den Wert des Buchs als Nachschlagewerk.

Schade nur, daß die Erzählungskunst der Autoren wenig von dem Reiz spüren läßt, der so oft gerade Darstellungen ihrer Landsleute beseelt und auch ein an sich weniger anziehendes Thema fesselnd zu machen weiß. Das ist in diesem Buch leider beinahe umgekehrt, der Stil etwas schwerflüssig und nicht frei von schleppenden Wendungen.

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Die Liebhaberbibliothek. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

Ein bestimmtes Prinzip oder ein besonderer Gedanke liegt dieser Sammlung nicht zugrunde. Die zehn Bändchen, die bisher vorliegen, bringen Neues und Altes, bringen Novellen, Chroniken, Skizzen, Dramen; auch Verse werden kommen. Gut denn! Das enthebt mich der Mühe, ein Gesicht zu suchen, wo keines ist, und ich kann mich kurz fassen:

Arnold Zweig zeigt im „Spiegel des großen Kaisers" den Staufen Friedrich II. in Palermo in einem übersinnlichen Erlebnis. Der Stoff ist nur ein Anlaß, um ein — mehr spirituelles als plastisches — Bild jener Epoche zu geben. Aber auch das Zeitbild ist nicht das Wesentliche. Die philosophische Grundstimmung, die Erkenntnis eines auf der Höhe seines Glanzes thronenden Kaisers, daß am Ende doch alles nichts ist, entscheidet das Schicksal der deutschen Zukunft, bestimmt den Stil des reichen kleinen Buches. Gebändigt, asketisch und stark diszipliniert ist dieser Stil; er ist Fleiß und Können.

Eckart von Naso, „Die Chronik der Giftmischerin". Gemeint ist die Brinvilliers, Zeitgenossin Louis XIV., sechsundsechzigfache Mörderin, Créatrice der schwarzen Messen, über die Funk-Brentano vor langen Jahren das Aktenmäßige bereits gesagt hat. Naso gibt ihr in seiner spannend und gut erzählten Chronik ein interessantes seelisches Profil. Sehr lesenswert!

Von dieser Teufelin ist nur ein Sprung zu Barbey d'Aurevillys „Die Teuflischen" (deutsch von Georg Hoyert). Aus dem berühmten Novellenkreis sind hier drei der schönsten Geschichten vereinigt.

Jens Peter Jacobsens bekannte „Novellen" werden in der alten Übersetzung von Borchs neu aufgetischt. Wir wünschen beiden Bändchen eine recht weite Verbreitung.

„Die sieben Schlösser des Melik Schah" sind von Hugo Lindemann frei bearbeitete „Orientalische Märchen". Hier kann ich nicht objektiv sein, denn ich liebe Märchen leidenschaftlich. Es ist eine entzückende Zerstreuung. „Die Geschichte von dem blinden Maler" und „Die Geschichte von der Prinzessin, die nicht lachen konnte" sind Köstlichkeiten.

Wackenroders „Herzensergießungen". Na ja! Aber wozu? Das ist doch alles tausendfach überholt. Ich habe keinen Respekt vor Büchern, die inzwischen Scharteken geworden sind.

Arnold Benett, „Geschichten aus den fünf Städten" (deutsch von Bruno Glaser). Kleine komische Geschichten, drolligen Pointen zulaufend. Es steckt viel gute Beobachtung in diesen sanften Verhöhnungen des englischen Spießers.

Olai Aslagsson, „Trampleben" (deutsch von Erwin Magnus). Eine starke und originelle Bereicherung der Vagabundenliteratur. Dieser Norwege erzählt nicht; er läßt seine harten Erlebnisse miterleben.

Ventura Garcia Calderon, „Peruanische Novellen" (deutsch von Elisabeth und Otto Albrecht van Bebber). Eigen- und neuartig sind diese sehr starken Geschichten mit ihren packenden Fabeln. Wertvolles Neuland!

Berlin — J. E. Poritzky

Unser Kind und die Schule. Ein Buch für Eltern. Von Willibald Klatt. Dessau 1926, C. Dünnhaupt. VII, 215 S.

Wie der Verfasser selbst im Vorwort sagt, will er „das Kind vor allem als Schulkind betrachten und den Eltern, die nicht alle Vorgänge und Wandlungen im Schulwesen des letzten Jahrzehnts an der Quelle studieren konnten, ein paar Winke geben, damit sie sich in der ‚neuen Schule' besser zurechtfinden". Diesen Anspruch erfüllt er mit seinem Büchlein in der Tat recht gut. Er gibt nach einer gemeinverständlichen Einleitung über die Psychologie der Kinderstube einen trefflich orientierenden Abriß der Geschichte der heutigen Schulgesetzgebung und der heutigen Schulformen, plaudert — vor allem im Zeichen Kerschensteiners — über staatsbürgerliche Erziehung, über Leibesübungen und Charakterbildung, über die seelische und geistige Problematik der Pubertät, über Jugendbewegung, über das Verhältnis von Elternhaus, Lehrerschaft und Schülerschaft, wobei er

Digitized by Google

sowohl den Lehrern wie den Eltern ebenso unangenehme wie beherzigenswerte Wahrheiten sagt, und über Begabung und Berufsberatung. Schließlich bietet er dem, der sich weiter mit neuzeitlicher Erziehungskunde befassen will, ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis. Willibald Klatts Urteil ist maßvoll fortschrittlich, von einem ernsten Willen zu sozialer Gerechtigkeit getragen und frei von ideologischen Abwegigkeiten.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Germaine Berton. Die rote Jungfrau. Von Iwan Goll. Berlin 1925, Die Schmiede. 77 S.

Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs. Von Theodor Lessing. Ebenda. 271 S.

Der Fall Strauß. Von Karl Otten. Ebenda. 109 S. (Außenseiter der Gesellschaft.)

Die grundverschiedene Qualität der Außenseiterbände macht sich auch hier wieder geltend. Germaine Berton von Iwan Goll ist höchst uninteressant. Weniger der Fall, als die Art der Darstellung, die auf die unglücklichste Weise das an sich schon nicht sehr klare Handeln der roten Jungfrau noch künstlich umnebelt. Die Flüchtigkeit des Stils ist kaum zu überbieten, man glaubt beim Lesen in einer stoßenden, schlecht federnden Postchaise zu fahren.

Ein ungewöhnlich starker Band ist Theodor Lessings „Haarmann". Welche deutsche Gründlichkeit nach dem oberflächlichen Huschen bei Goll, welch tiefes, psychologisches Ringen um Deutung, welche umfassende Kenntnis des Falls und seiner Fäden nach allen Richtungen! Dabei oft eine dichterische Schönheit der Sprache, die bei einem Gelehrten überraschen muß. Lessing scheut sich nicht, historisch vorzugehen, er schildert Land und Leute der Leinestadt und kommt dann, von außen nach innen langsam vordringend, an den Kern des Dramas, an seinen „Helden" heran. Eine große psychologische Erfahrung, ein sicherer Blick für das Wesentliche läßt Lessing dann den Fall aufrollen. Neben Haarmann stehen seine beiden schuldig-unschuldigen Komplizen: Grans und die Polizei. Wie weit Lessings Schlüsse und Behauptungen richtig sind, läßt sich vom Fernstehenden nicht beurteilen; daß sein Buch ein sehr wesentliches Dokument für die Nachwelt ist, erscheint außer Zweifel.

Karl Otten, der die aristokratischen Einbrecherkönige Gebrüder Strauß unsterblich gemacht hat, versteht es in dem Bändchen sehr geschickt, die seltsame Mischung von Genialität und Banalität, von Menschlichkeit und Verworfenheit, die in Emil Strauß sich findet, zu analysieren. Und auch der ewige, hoffnungslose Kampf, den dieser „Zustandsverbrecher" von früher Jugend an gegen das schlimmste Laster der Menschheit, das Mißtrauen kämpfen mußte, wird plastisch deutlich gemacht.

Leipzig — Erich Ebermayer

Robert Müller. Denkrede von Arthur Ernst Rutra. Gedruckt im Auftrage vom Hans Weber-Verlag, München 1925.

Handgeschöpftes Bütten, handschriftlich numeriert, Auflage: 250. Die Rezensionsexemplare werden scheinbar von 251 aufwärts gezählt. Also doch mehr als 250. Daß die Rede, angesichts der Teilnahmelosigkeit des alten Wien bei der Gedächtnisfeier Robert Müllers notwendig war, soll nicht bezweifelt werden. Aber daß sie auf handgeschöpftem Bütten abgezogen wird usw., das scheint doch mehr A. E. Rutra Rechnung zu tragen als Robert Müller. Um dieses zu früh Gestorbenen, dieses Weltenwanderers willen, der zufällig Österreicher war, aber nichts von diesem hatte, was zwischen dem Heurigen und Strudel wurzelt, hätte Rutra schon anders reden müssen. Schöne Worte, schönes Papier, schöner Druck allein können für Rutra recht sein, für Robert Müller sind sie zu billig.

Berlin — Guido K. Brand

Warum? Kriegserlebnisse eines Achtzehnjährigen. Von Hans Albert Förster. Leipzig 1925, Die Wölfe. 58 S.

Immer noch? Wie lange noch dieses? Ja, warum? frage ich. Warum verschlossen die Erlebnisse Förster den Mund nicht? Warum mußte dieses nichts als persönliche Erlebnis, das im Grunde doch Millionen hatten, dennoch gedruckt werden? Sollte ein Anreiz sein, daß seine Unteroffiziere auf sächsisch fluchen und schikanieren, statt forsch-preußisch oder bayerisch? Bleibt allein seine Hoffnung: „Über uns hinweg wird eine neue, reife Jugend mit Stürmerherzen das Große vollbringen." Wie alt ist doch der Achtzehnjährige heute?

Berlin — Guido K. Brand

Städte im Niederland. Von Kurt Siemers. Mit 13 ganzseitigen Bildern von Fritz Röhrs. Hamburg 1925, Hermes Verlag. 272 S. Geb. M. 7,—.

Das Buch enthält Reiseschilderungen, die durch Nordwestdeutschland bis hinauf nach der entrissenen Nordmark führen, und ich muß gestehen, daß ich selten Reiseberichte von solcher erfreulichen Frische, Lebendigkeit, Treffsicherheit und glänzenden Darstellungskraft gelesen habe. Einerlei, ob wir die Stätten Raabes, Hebbels oder Groths mit ihm durchwandern, oder in den Ratskellern von Bremen und Lübeck, der Stadt mit den goldenen Türmen pokulierend sitzen, ob wir mit dem Rattenfänger die Gassen Hamelns bewundern oder mit Till Eulenspiegel uns an den winkligen Ecken Möllns erfreuen oder durch die an Dänemark gefallenen deutschen Städte in Nordschleswig schreiten: immer wieder weiß der Verfasser mit großem Geschick und einer erstaunlichen Kenntnis aller historischen, architektonischen, landschaftlichen Besonderheiten ein Bild zu malen, das durch die ganz persönliche Darstellungsart in hohem Maße zu fesseln weiß.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Messias-Legenden. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Tübingen 1926, Alexander Fischer. 63 S. 8°.

Frau Rahel Ramberg, die Witwe des vor vier Jahren der Wissenschaft und der hebräischen Literatur allzufrüh entrissenen Micha Josef bin Gorion (Berdyczewski), hat hier Legenden über den Messias, die bin Gorion im Kriege gesammelt hat, übersetzt und herausgegeben. Das kleine, würdig ausgestattete Büchlein enthält die ergreifenden Legenden über die Zerstörung des heiligen Tempels und die Geburt des Heilands, über die Leiden des Messias, über den Messias als Rächer, die merkwürdige Legende vom lebendigen Ziegel — das Sinnbild der Fron der Israeliten in Ägypten: Ein arbeitendes jüdisches Weib gebiert, die Leibesfrucht entfällt ihr und wird in den Lehm geknetet — ferner die jüngere Legende vom prophezeienden Knaben und von dem Märtyrerknaben Gadiel. Die Sammlung ist für die vergleichende Religionskunde, besonders für solche, denen die Urquellen verschlossen sind, von großem Interesse. Die Übersetzerin, die vorher die beiden anderen Sammlungen bin Gorions „Sagen der Juden" und „Vom Judas" übersetzt hat, verdient besondere Anerkennung.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Digitized by Google

Paläſtina. 300 Bilder, Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlich beſchreibendem Text. Herausgegeben von Gg. Landauer. München 1925, Meyer & Jeſſen. 242 S. Geb. M. 20,—.

Eine ausgezeichnete Bilderſammlung aus dem Leben Paläſtinas. Ihr Wert liegt vor allem darin, daß ſie Bilder aus dem alten Paläſtina mit Bildern aus der jüngſten Periode der paläſtinenſiſchen Entwicklung vereinigt. Die Aufnahmen ſind durchwegs ſehr gut gelungen.

Jeruſalem — Hugo Bergmann

Die Proſtitution. Von Iwan Bloch und Georg Loewenſtein. Zweiter Band. Erſte Hälfte. Berlin 1925, Louis Marcus. 728 S.

Wer wie Referent oft von Bloch hörte, wie ſehr ihm die Vollendung dieſes Werkes am Herzen lag und wie es ihn niederdrückte, daß Krankheit ſeinen Schaffensdrang lähmte, kann die Fortführung im Sinne Blochs nur mit Freude begrüßen. Es muß Loewenſtein beſonderer Dank und beſondere Anerkennung gezollt werden, daß er das literariſche Dokument wirklich im Sinne Blochs weiterführte, auf dem Boden literariſch feſtbegründeter Unterlagen und ſogar in möglichſter Anpaſſung an Blochs Ausdrucksweiſe und Eigenheiten. Auch der Leſerkreis dieſer Zeitſchrift dürfte vielfache Anregung aus dem Werk ſchöpfen, ſo in den Syphilis-Gedichten und Syphilis-Liedern des 16. Jahrhunderts, deren berühmteſtes das 1530 zuerſt erſchienene Gedicht des Girolamo Fracaſtoro iſt, von dem auch erſt der wiſſenſchaftliche Name „Syphilis" datiert. Von gleichem Intereſſe iſt die Literatur für und wider die Frauen, die entſprechend der kirchlichen Anſchauung von der niedrigen und unreinen Natur des Weibes vom 14. bis 16. Jahrhundert den Emanzipationskampf begleitete. Weniger erfreulich iſt die Feſtſtellung, daß das ausgezeichnete Werk nicht die verlegeriſche Ausgeſtaltung erfuhr, die es verdiente.

Berlin — Siegfried Placzek

Die Verwandlung. Phyſiognomiſche Studien. Von Rudolf Kaßner. Leipzig 1925, Inſel-Verlag. 118 S.

Ein Verſuch, aus geſonderten Zügen, aus einzelnen Ausdrucksbewegungen menſchliche Eigenſchaften, ſchließlich das Ganze des Menſchen zu erfaſſen. Dazu Bemerkungen über einzelne konkrete Perſönlichkeiten, und über einzelne Charaktertypen. Zum Schluß ein paar theoretiſche Erörterungen über Form und Ausdruck. Vieles Anregende aber noch mehr ſehr Gewagtes und Unbegründetes.

Gießen — Erich Stern

Traktat über die Heilkunde, insbeſondere die Neuroſenlehre. Von Hans Blüher. Jena 1926, Eugen Diederichs. 124 S.

Alles, was Blüher ſchreibt, iſt anregend und geiſtreich; aber es iſt gewagt und reizt zum Widerſpruch. Das gilt auch von der vorliegenden Schrift, die über Krankſein und Krankenbehandlung manch guten Gedanken bringt, die aber doch zum Widerſpruch herausfordert. Daß ſich die Medizin der Gegenwart in einer ſchweren Kriſis befindet, wird zugegeben werden müſſen; aber dieſe Kriſis iſt keine vereinzelte Erſcheinung, ſondern kann nur verſtanden werden in engem Zuſammenhang mit der geiſtigen Kriſis der Gegenwart überhaupt, und mit der Kriſis auf wiſſenſchaftlichem und auf philoſophiſchem Gebiet im beſonderen. Ein näheres Eingehn auf die hier liegenden Zuſammenhänge vermißt man aber; es genügt nicht, die Alchimie als „Wiſſenſchaft erſten Grades" und die Chemie als nur „zweitgradige" Wiſſenſchaft, die jener unterlegen ſei, zu kennzeichnen, und in ähnlicher Weiſe das Eindringen naturwiſſenſchaftlicher Methoden in die Medizin, das mit Hippokrates beginnt, gleichſam (trotzdem die Bedeutung dieſes Verfahrens zugegeben wird) als Verfall einer ehemals erſtgradigen, höherſtehenden prieſterlichen Medizin zu bezeichnen. Daß der Medizin ein ſtarker philoſophiſcher Einſchlag nottut, muß unbedingt zugegeben werden; nicht ſicher aber erſcheint mir, ob Blüher hier den rechten Weg weiſt. Beſonders beſchäftigt ſich Blüher mit den Neuroſen, der „heiligen Krankheit", mit der Pſychoanalyſe, der er den Mangel an philoſophiſcher Orientierung zum Vorwurf macht, und mit dem „katholiſchen" Verfahren Coués. Was er über den „pathologiſchen Ort" ſagt, das heißt über die individuellen Erkrankungsbedingungen, erſcheint mir ſehr anfechtbar. Es iſt hier nicht möglich, ſich eingehender mit Blühers Anſchauungen auseinanderzuſetzen; wer kritiſch zu leſen weiß, wird durch das Buch angeregt, vor allem der Mediziner, ſelbſt wenn es ihn zum Widerſpruch reizt.

Gießen — Erich Stern

Pſychologie des Kindes zwiſchen vier und ſieben Jahren. Von Wilhelm Rasmuſſen. Überſetzt von Albert Rohrberg, mit 43 Figuren und 4 Tafeln. Leipzig 1925, Felix Meiner. 262 S. M. 5,50 (8.—)

Seitdem Wilhelm Preyer 1882 ſein berühmtes, auf die genaueſte Beobachtung ſeines Kindes begründetes Buch „Die Seele des Kindes" veröffentlichte, hat es nicht an zahlreichen Nachfolgern gefehlt, die mit geringerem oder größerem Geſchick dieſes ergiebige und aufſchlußreiche Gebiet bearbeiteten; Stern, Bühler, Gaupp und Grooß ſeien als wertvolle deutſche Autoren genannt.

Die vorliegende Darſtellung des däniſchen Pſychologen vermeidet es, allzu ſchweres wiſſenſchaftliches Geſchütz aufzufahren, weiß dagegen in reizvoller Weiſe anzuleiten zur Beobachtung der eigenen Kinder, zur richtigen Beurteilung der Begabung, zur verſtändnisvollen Entwicklung der ſeeliſchen Fähigkeiten. Die Ausführungen über das Werden des Weltbildes im Kinde unter fortwährendem ſtillen Vergleich der Menſchheitsentwicklung mit der des einzelnen Kindes ſind ſehr anregend, beſonders das, was Rasmuſſen über die künſtleriſche Anlage ſagt. Bei der Intelligenzprüfung verwenden wir in Deutſchland wohl nicht die Fiſcher-Nielſenſche Modifikation der Binetſchen „Teſts", ſondern jene, die aus dem Inſtitut für angewandte Pſychologie in Klein-Glienicke bei Potsdam hervorging und von Bobertag angegeben wurde. Wenn man von der nicht glücklichen Verwendung einiger Bilder abſieht, die durch ihre ganz veraltete Mode die kleinen Prüflinge verwirren, iſt ſie ausgezeichnet, und wenigſtens der Überſetzer hätte in einer Anmerkung auf dieſe Teſts hinweiſen ſollen. Im übrigen aber kann das anſchauliche mit intereſſanten Kinderzeichnungen illuſtrierte Büchlein ſehr empfohlen werden.

Waidmannsluſt — C. F. van Vleuten

Das pſychoanalytiſche Volksbuch. Unter Mitwirkung zahlreicher Autoren. Herausgegeben von Paul Federn-Wien und Heinrich Meng-Stuttgart. Stuttgart 1926, Hippokrates-Verlag. 549 S.

Die Pſychoanalyſe, urſprünglich eine Methode zur Behandlung ſeeliſcher Störungen, iſt längſt über dieſes Gebiet hinausgewachſen und hat die mannigfachſten Kultur- und

Digitized by Google

Lebensgebiete angeregt und befruchtet. Sie findet in einem immer höheren Maße das Interesse weiterer Kreise. Gewiß wird um die Psychoanalyse noch gekämpft und gestritten — aber von welcher wissenschaftlichen Theorie gälte nicht dasselbe? — indessen muß doch anerkannt werden, daß die Widerstände schwinden und daß eine Reihe von Ergebnissen, welche die Psychoanalyse gezeigt hat, sich durchgesetzt haben und zum festen Bestand der Wissenschaft gehören. In den Kreisen der Laien bestehen indessen noch vollkommen irrige Ansichten über die Grundanschauungen der Psychoanalyse — übrigens auch bei vielen Ärzten — und doch ist eine Kenntnis psychoanalytischer Methode für Erziehung, Lebensgestaltung, Menschenkenntnis usw. durchaus nicht überflüssig. Das vorliegende Werk unternimmt den Versuch, die Psychoanalyse besonders so weit sie für einen weiteren Kreis von Interesse ist, allgemeinverständlich darzustellen; eine Reihe führender Autoren auf dem Gebiete der Psychoanalyse haben mitgearbeitet, um die Lehren der Analyse von möglichst vielen Seiten zu beleuchten. Der erste Teil bringt mehr psychologisch-theoretische Untersuchungen, die Heilmethode, Grundanschauungen Traumlehre, Fehlleistungen darlegen. Der zweite Teil behandelt Fragen der Erziehung und der Hygiene des Geschlechts- und Liebeslebens, der dritte Teil die Krankheitslehre, der vierte endlich die Bedeutung der Analyse für ein Verstehen kultureller Probleme. Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Aufsätze hier näher einzugehen. Es muß hervorgehoben werden, daß die schwierige Aufgabe: allgemeinverständlich zu sein und doch das Problem von wissenschaftlichem Standpunkt aus zu behandeln, nicht trivial zu werden, von den meisten Verfassern gelöst ist. Man wird das Werk daher empfehlen können. Freilich wird man betonen müssen, daß zum Studium psychoanalytischer Werke doch immer eine große Unvoreingenommenheit, Reife und Selbständigkeit des Urteils gehören; ohne diese kann die Lektüre leicht Schaden stiften.

Gießen Erich Stern

Zur Psychologie der Philosophie und der Philosophen. Von Alexander Herzberg. Leipzig 1926, Felix Meiner. 247 S. M. 8,— (10,—)

Ein interessantes Problem, interessant behandelt! Herzberg greift die Frage auf (eine Frage, die die Philosophen selbst sich zum Teil aus guten Gründen gehütet haben, zu beantworten), wieso ein Mensch überhaupt dazu kommt, Philosophie zu treiben. Er nimmt zu diesem Zweck 30 der berühmtesten Vertreter ihres Faches vor, prüft sie als Arzt nicht nur auf Herz und Nieren, sondern auch hinsichtlich anderer wichtiger Fragen, wie z. B., welches Verhältnis sie zum Gelde, zur Frau, zur Politik und anderen Dingen des Lebens haben, und kommt zu dem Resultat, daß die Philosophen zumeist bei solcher Prüfung recht schlecht bestehen. Das Zeugnis lautet: Die großen Philosophen sind im praktischen Leben inaktiv und untauglich. Die Frage ist nun die, woher das kommt. Zwei Hypothesen werden als möglich in Betracht gezogen: die Überwucherungshypothese und die Hemmungshypothese, d. h. ist ein primäres philosophisches Interesse so stark, daß es alles andere unterdrückt, oder kommen besondere Hemmungen in Frage, um die Scheu und Untauglichkeit der Philosophen zu erklären? Der Verfasser entscheidet sich für die Hemmungshypothese. Indessen ist damit die Frage allein noch nicht zu beantworten. Es bleibt doch ein positives Faktum, daß sie nämlich gerade in Philosophie jene Mängel zu überkompensieren streben. Dieses Faktum hätte stärker betont werden können. Hier scheinen mir positive Antriebe stärkster Art mitzuspielen, die der Verfasser nicht genügend betont hat. Jedenfalls aber ist das Buch ein interessanter Beitrag zu der von mir schon früher als wesentlich betonten Aufgabe einer „vergleichenden Psychologie". Es müßte ergänzt werden durch ähnliche Untersuchungen auch bei Dichtern, Musikern, Politikern, Religiösen usw. Das Buch wird auch denjenigen Lesern, die die Lösung Herzbergs nicht für völlig befriedigend halten, infolge des mannigfach fesselnden Details lebhafte Anregung gewähren. Dabei ist es frisch und klar geschrieben und auch für Laien in der Philosophie bequem lesbar.

Halensee Richard Müller-Freienfels

Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden des Menschen. Teil I, Beziehungslehre. Von Leopold v. Wiese. 1924, Duncker & Humblot. 309 S. M. 8,50 (11,50).

In seinem großangelegten und feindurchdachten Werk kommt es dem Verfasser vor allem darauf an, die spezifisch-soziologische Blickeinstellung herauszuarbeiten, die oft mit der psychologischen, der historischen, der kulturphilosophischen und anderen Sehweisen verwechselt wird. Nach von Wiese kommt es in der Soziologie vor allem auf das Verhalten von Menschen untereinander an, die daraus entstehenden Bindungen und Lösungen und die eigentümlichen Verdichtungen dieser Beziehungen zu sozialen Gebilden. Während jedoch die meisten bisherigen Werke oft nur geistreiche Essaysammlungen über soziale Probleme darstellen, legt es von Wiese darauf an, eine strenge Systematik dieser Wissenschaft aufzubauen, indem er eine Tafel der menschlichen Beziehungen aufstellt, die in der Tat große Vorzüge vor den meisten ähnlichen Versuchen aufweist. Er unterscheidet dabei als soziale Beziehungen erster Ordnung die „A-Beziehungen", das heißt die des „Zu- und Miteinander", von den „B-Beziehungen", das heißt denen des „Aus- und Ohneinander", wozu noch Mischbeziehungen treten. Des weiteren werden soziale Beziehungen zweiter Ordnung unterschieden und diese geteilt in differenzierende, integrierende, zerstörende und umbildend-aufbauende Prozesse. Alle diese Obergruppen zerfallen weiter in zahlreiche Verbesonderungen, die in der Tat den Umkreis der Möglichkeiten ungefähr abschreiten. Es scheint uns dieser Versuch für jede künftige Soziologie, auch wenn sie im einzelnen andere Wege suchen sollte, von unumgänglicher Bedeutung. Dabei ist der Wert des Buchs in dem systematischen Gerüstbau keineswegs erschöpft. Vielmehr bietet die Durchführung der einzelnen Beziehungstypen auf Grund weiter und reicher Weltkenntnis mannigfache Anregung und Belehrung, so daß das Buch auch nicht rein fachmäßig eingestellten Lesern eine oft fesselnde Lektüre zu bieten vermag.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Psychologische Typen. Von C. G. Jung. Zürich 1925, Rascher & Cie. A.-G. 708 S. Geb. M. 21,—.

Das Streben nach einer psychologischen Typologie liegt zweifellos in der geistigen Atmosphäre der Zeit. Während jedoch die meisten neueren, unabhängig voneinander ins Leben getretenen Typenlehren, wie die von Spranger, Jaspers und dem Referenten, das Problem durch Aufstellung einer größeren Anzahl von Typen zu lösen suchen, beschränkt sich Jung auf zwei fundamentale Typen, die er

Digitized by Google

mit bohrendem Scharfsinn kontrastiert. Der Verfasser ist aus der Psychoanalyse hervorgegangen, ohne freilich streng am Dogma zu kleben. Er nennt seine beiden Grundtypen den extravertierten und den introvertierten Typus, wobei er neben der Einstellung des Bewußtseins auch die Einstellung des Unbewußten entscheidend mitsprechen läßt. Er glaubt dabei gewisse ältere Typenpaare, so Schillers naiven und sentimentalen Dichter, so Nietzsches Apolliniker und Dionysiker, so Spittelers Prometheus und Epimetheus, so die Jamesschen Typen des Tender-minded und des Tough-minded auf seine beiden Typen im wesentlichen reduzieren zu können. Ohne die geistvolle Tiefe der Jungschen Darlegungen zu verkennen, scheint es mir jedoch, daß er zuweilen die Probleme überspitzt, daß er in seinen Gegensatz Dinge hineinzwängt, die besser nicht auf diese Antithese allein beschränkt würden, sondern aus anderen seelischen Verschiedenheiten erklärbar sind, die sich mannigfach mit den Jungschen Typen kreuzen. Trotz solcher Einwendungen jedoch gehört Jungs Werk zweifellos zu den psychologischen Büchern, aus denen nicht bloß der Fachmann, aus denen auch der Laie reichen Gewinn ziehen kann.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Die Frau als Kamerad. Grundsätzliches zum Problem des Geschlechts. Von Paul Krische. Bonn 1923, Marcus & Weber. 91 S.

Ein lebhaftes Plädoyer für Gleichberechtigung der Frau, ein Buch mit kulturpolitischen Tendenzen. Manches hat sich gewiß seit der ersten Auflage (1918) verschoben, anderes besteht jedoch heute noch sicherlich zu Recht. Auch abgesehen von der Tendenz, enthält das Buch manche wertvolle Bemerkungen.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Einführung in die Bedeutungslehre. Von Hans Sperber. Bonn 1923, Kurt Schroeder. 95 S.

Ein reiches, psychologisch gut orientiertes Buch eines Germanisten, das auch für solche Philosophen, die durch Wortdefinitionen glauben tiefe Sacherkenntnisse zu gewinnen, sehr lesenswert ist. Besonders wertvoll ist, was der Verfasser über „Konsoziationen" sagt, über die Rolle des Affekts als Ursache des Bedeutungswandels, die „Gesetzmäßigkeit" des Bedeutungswandels, seinen kulturhistorischen Untergrund. Das Buch ist für alle, denen Sprachwissenschaft nicht das trockene Feld der „Grammatik" im alten Sinne bedeutet, die die Sprache nicht als Skelett, sondern als lebendigen Organismus begreifen, eine sehr erfreuliche Lektüre.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Die Grundlagen der Denkpsychologie. Von R. Hönigswald. 1925, B. G. Teubner. Zweite, umgearbeitete Auflage. 416 S. M. 15,– (17,–).

Das Buch bietet nicht eine systematische Darlegung einer eigenen Psychologie des Denkens, sondern gibt in einer Reihe von Aufsätzen Untersuchungen vorwiegend prinzipieller und methodologischer Art, die sich um einzelne Probleme kristallisieren. Ein glücklicher Griff ist z. B. gleich der erste Aufsatz „Über das sogenannte Verlieren des Fadens", worin sich in der Tat von einem Sonderproblem aus interessante Perspektiven nach vielen Seiten eröffnen. Ähnliches gilt von dem Aufsatz „Ist Psychisches zählbar?" Andere Aufsätze gehen dagegen ganz ins Allgemeine, so der über „Begriff und Möglichkeit des Psychologismus" oder der „Über die Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften". Das Interesse des Verfassers ist mehr allgemein-philosophisch, als daß es ihm auf eine empirisch fundierte Psychologie ankäme. Die Bedeutung des nicht leicht lesbaren Buches liegt daher weniger in den positiven Ergebnissen als in der Diskussion prinzipieller Fragen.

Halensee Richard Müller-Freienfels

Das Menschenbuch. Von Erich Scheurmann. Lauenburg A. Saal. 106 S.

Kein wissenschaftliches Buch, was der Verfasser auch nicht beansprucht, sondern eine hymnisch gestimmte Predigt zur Erneuerung des Menschen. Rousseausche Töne klingen an. Das Ziel ist: der geistige, liebende Mensch.

Halensee Richard Müller-Freienfels

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XVII

Die Journalisten-Hochschule

Von Fritz Runkel (Bensberg-Köln)

Die Frage, ob man den Zeitungsfachmann, insbesondere den Redakteur und den Berichterstatter, auf besonderen Fachhochschulen beziehungsweise in eigens für diesen Zweck aufgebauten Kursen ausbilden oder seine Berufsvorbereitung lediglich dem auf Erzielung einer wissenschaftlichen Bildung eingestellten Studiengang der allgemeinen Hochschulen überlassen soll, ist seit einer Reihe von Jahren Gegenstand lebhaften Meinungsaustausches gewesen. In den Fachkreisen des Zeitungswesens stößt man vielfach auf die Meinung, daß eine Sonderberufsvorbildung des Journalisten und infolgedessen auch ein besonderer akademischer Grad zur Kennzeichnung der wissenschaftlich vorgebildeten Redakteure völlig überflüssig sei. Die einzige wirklich unerläßliche Voraussetzung für ein fruchtbares Arbeiten sei eine von Haus aus mitgebrachte ausgesprochene Begabung für den Beruf des Zeitungsmannes.

Der Gedanke, daß der Redakteur „geboren" sein müsse, ist zweifellos richtig. Seine Produktion muß aus ihm fließen, wie das Wasser aus einer Quelle und nicht aus einer Röhrenleitung, aus der es unter künstlichem Druck hervorgeholt werden muß. Es gibt aber auch andere Berufe, für die man „geboren" sein muß, etwa der Beruf des Geistlichen, der hier wohl am besten zu einem Vergleich herangezogen werden kann. Hier sieht man eine Fachausbildung als selbstverständlich an, obwohl auch der Geistliche auf allen Gebieten des Lebens sich soll zurechtfinden können wie der Mann der Zeitung. Dem zukünftigen Pfarrer will man nur durch seine Fachausbildung das Rüstzeug mitgeben, daß er die

Digitized by Google

Dinge dieser Erde von einer höheren Warte, ich möchte sagen, vom Ewigkeitsstandpunkt aus betrachtet und in der Lage sei, stets auf den Jungbrunnen zurückzugehen, aus dem er immer wieder von neuem frisches Wasser zur Klärung seiner Meinung schöpfen kann. Und so, meine ich, müßte man auch dem Journalisten eine feste Ausbildungsgrundlage mitgeben, von der aus er zu den von ihm zu bearbeitenden Problemen Stellung nehmen kann. Gewiß kann diese Grundlage gegeben werden in der Form eines Studiums, das sich auf irgendeine Disziplin beschränkt. Diese Art der Vorbereitung dürfte aber nur dann die geeignete sein, wenn sich der Anwärter für einen Redakteurposten in einer gewissen Richtung spezialisieren will. So etwa der Volkswirtschaftler. Er muß sich dann darüber klar sein, daß er seine Kraft wohl nur bei einer größeren Zeitung verwenden kann, die solche Spezialisten einzustellen in der Lage ist. Man sage nicht, daß nur ein solches „ernstes" Studium, das eine bestimmte Disziplin ausschöpft, die Schulung des Geistes zu wissenschaftlichem Denken ermögliche. Wissenschaftlich denken kann man auch dann lernen, wenn man heute in dieser, morgen in jener Materie ein Einzelproblem nach allen Richtungen und in allen seinen Zusammenhängen mit den anderen Fragen zu erfassen sucht, und eine solche Aufgabe kann jedes Hochschulseminar erfüllen, wenn es richtig geleitet wird. Man sollte dem zukünftigen Redakteur einen Überblick über die Wissensgebiete geben, die ihm in seinem Beruf entgegentreten werden. Eine auf einem Sondergebiet zur höchsten Entfaltung getriebene Ausbildung könnte dazu seinen Blick auf anderen Gebieten verengen. Ist einmal seine Fähigkeit, methodisch zu denken, etwa in Seminaren geweckt, so wird der Journalist sich bald in diesem, bald in jenem Fach zurechtfinden können, wenn er — und darauf scheint es mir besonders anzukommen — nur weiß, was der Hauptinhalt der Gebiete des Wissens und des Lebens ist, mit denen er voraussichtlich vorwiegend in Berührung kommt. Er muß die Quellen kennen, aus denen man im Bedarfsfall zur Ergänzung seines Wissens schöpfen kann. Man nehme etwa die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, das Völkerrecht und die Völkerkunde, die Geschichte der Literatur und der Kunst. Kein Menschengeist ist, zumal bei der heute so ungeheuren Ausweitung der Wissensgebiete, imstande, sich überall eine „geschlossene" Bildung anzueignen; und der Redakteur soll doch vor keiner Sache wie ein Neuling stehen.

Und dazu kommt noch etwas anderes. Der Redakteur muß durch einen besonderen Ausbildungsgang in die Lage versetzt werden, die technischen Anforderungen, die der Zeitungsbetrieb seiner Natur nach stellt, zu erkennen. Es gibt Redakteure, die eine sehr gewandte Feder führen, die aber niemals fertig sind, wenn die betreffende Nummer der Zeitung geschlossen werden muß. Sie haben gar kein Verständnis dafür, daß eine Zeitung auch gesetzt, stereotypiert, gedruckt und versandfertig gemacht werden muß, und daß für alle diese Arbeiten nur eine haarscharf ausgerechnete Zeit zur Verfügung steht. Sie haben auch kein Verständnis für die technischen Schwierigkeiten, die bei der Beschaffung des Nachrichtenstoffs, etwa des telegraphisch eingehenden, oftmals eintreten, wenn beispielsweise Börsenmeldungen verspätet eintreffen, weil die Telegraphenleitungen zu den betreffenden Stunden durch den allgemeinen Verkehr zu sehr belastet sind oder Betriebsstörungen eintreten. So wie der Redakteur auf diesen Gebieten Sachkenntnisse haben muß, muß er auch über die Technik des Fernsprech- und des Funkspruchwesens einigermaßen unterrichtet sein, wenn anders er nicht nur Verkehrsschwierigkeiten verständig beurteilen, sondern auch selbst die Einrichtungen sachgemäß benutzen will.

Auf die Kenntnis der Verkehrstechnik angewiesen ist im besonderen auch der auf einem Außenposten stehende Berichterstatter der Zeitung, wenn er die besten Nachrichtenmittel bis aufs äußerste ausnutzen und in der Lage sein will, sich bei Störungen auf einem Verkehrsgebiet zu helfen und nicht kopflos zu werden. Er muß auch bei Benutzung anderer als der gewohnten Verkehrswege sich ein Urteil darüber bilden können, ob seine Berichte zu einer Zeit eintreffen, in der sie zweckmäßig verarbeitet werden können; er wird sich vielleicht sagen müssen, daß er sie, nachdem sie zur nächsten Ausgabe doch zu spät kommen, nun besser noch einige Stunden liegen läßt, um sie für die folgende Zeitungsnummer auf den neuesten Stand der Dinge abzustimmen. Der Redakteur wiederum muß sich in die Verhältnisse hineindenken können, die den Verkehr mit den auswärtigen Korrespondenten in technischer Beziehung beherrschen, weil ja hiervon auch seine Tätigkeit zum großen Teil abhängt. Auch die Tätigkeit und die ganze Organisation der Depeschen-Agenturen und der sonstigen Nachrichtenbureaus („Korrespondenzen" usw.) muß der Redakteur kennen, da von der Arbeitsweise dieser Stellen ja der Nachrichtendienst, zumal der internationale, fast ausschlaggebend beeinflußt wird, soweit wir von dem Eigendienst der großen Blätter absehn. Und wenn wir an eine Spezialität auf dem Gebiete des Redakteurberufes denken wollen: Muß der Handelsredakteur nicht eine klare Vorstellung etwa von der Technik des Börsenwesens haben? Es genügt nicht, daß er über das Wesen und die Funktionen der Börse in volkswirtschaftlichen Vorlesungen unterrichtet wird; er muß, um nur zwei Beispiele herauszugreifen, wissen, wie die Kurse der Wertpapiere und die Warenpreise festgestellt, wie sie bekannt gemacht und verbreitet werden; er muß einen Überblick über die handelstechnischen Vorgänge haben, die bei der Gestaltung des Geldmarktes mitbestimmend sind usw.

Es wird also wohl nötig sein, dem Redakteur eine Fachausbildung zuteil werden zu lassen, wenn er mit allseitigem Verständnis und unter Wahrung aller von der Technik beeinflußten Interessen arbeiten will. Es ist sicherlich nichts dagegen einzuwenden, wenn verlangt wird, daß sich der Journalist einem ernsten Studium irgendeiner Disziplin hingebe, also etwa der Geschichte, der Rechtslehre und dergleichen mehr. Aber auch die so Vorgebildeten können eine Fachausbildung nicht entbehren. Damit auch diesen Anwärtern ein derartig eingerichtetes Studium nicht zu schwer falle, würde ich es für geboten erachten, keine ein Eigenleben führende Journalistenschule zu errichten, sondern sie im Rahmen der Universitäten und Handelshochschulen aufzubauen, indem man hier Sondervorlesungen, Seminare und Übungen veranstaltet, Spezialbibliotheken und Archive anlegt und den Studierenden die Möglichkeit gibt, durch eine Prüfung die abgeschlossene Ausbildung zum Redakteur nachzuweisen, wobei die Frage, in welcher Form man den Abschluß der Ausbildung zum Ausdruck bringen will (Diplom usw.), dann auch noch eine Lösung zu finden hätte, welche die hier anzuhörenden Fachkreise befriedigt. Es ist auf diese Weise auch die Möglichkeit gegeben, den anderen Kreisen der Studierenden durch Besuch der Vorlesungen ein Verständnis für das Wesen und Wirken der Presse zu vermitteln, ein Verständnis, das heute mehr als je nottut. Die Verbindung mit der universitas literarum würde

Digitized by Google

andererseits den Redakteur befähigen, sich einen freien Blick für die übrigen Gebiete des Wissens und des Lebens zu verschaffen.
Man hört bald von dieser, bald von jener Hochschule, daß sie „Seminare" oder „Institute" für Zeitungskunde errichtet habe. Im allgemeinen treten solche Einrichtungen noch nicht mit der wünschenswerten Stärke in den Bereich der öffentlichen Aufmerksamkeit; es scheint, daß sie meist mit allzu bescheidenen Mitteln aufgebaut sind. Vielleicht werden die sich allmählich bessernden allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse und die alsdann reichlicher fließenden finanziellen Quellen auch hier einen Fortschritt bringen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Houston Stewart Chamberlain ist am 9. Januar einem schweren und langwierigen Rückenmarkleiden in Bayreuth erlegen. Er war als Sohn eines kommandierenden Generals am 9. September 1855 in Portsmouth geboren, hatte seine Kindheit in Versailles, seine Schulzeit in England verlebt, hatte dann in Genf die Naturwissenschaften studiert und war schließlich in Deutschland heimisch geworden. Sein Hauptwerk sind die vielumstrittenen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Bedeutung daneben gewinnen seine Bücher über Kant, Goethe und Wagner. In seinen „Lebenswegen meines Denkens" hat er selbst seinen Entwicklungsgang geschildert. Seine Hauptwerke sind in neunbändiger Ausgabe bei Bruckmann in München erschienen. Im Kriege hatte Chamberlain leidenschaftlich für Deutschland und gegen England Stellung genommen und zwar in einer Weise, die selbst seine deutschen Anhänger kaum erfreuen konnte.
Franz Ferdinand Baumgarten ist nach einer Meldung vom 22. Januar in Alt-Schmecks (Karpathen) im Alter von 46 Jahren einer infektiösen Angina erlegen. Er war einer ungarischen Familie entstammt und hat sich besonders durch sein Buch „Das Werk Conrad Ferdinand Meyers", in dem er herbe Kritik übte, sowie sein gleichfalls sehr kritisch gehaltenes Buch „Zirkus Reinhardt" weiteren Kreisen bekanntgegeben. Auch ein Novellenband „Die Mutter" rührt von ihm her.
Friedrich Hirth, einer der besten Kenner Chinas in Deutschland, ist nach einer Meldung vom 10. Januar im Alter von 81 Jahren in München gestorben. Er hatte 27 Jahre im chinesischen Seezolldienst gestanden und darf als Begründer einer streng historisch orientierten chinesischen Kunstgeschichte gelten. Er hatte 1897—1902 in München gelebt, hatte dann den neugeschaffenen Lehrstuhl für chinesische Sprache und Literatur an der Columbia-Universität in Newyork bis zum Kriegsbeginn innegehabt und war schließlich nach München zurückgekehrt.
Arthur Daxelet ist am 10. Januar im Alter von 61 Jahren in Brüssel gestorben. Er war Direktor der Abteilung für Literatur und Schöne Künste im belgischen Kultusministerium gewesen und hat sich als führender Romanschriftsteller einen Namen zu schaffen gewußt.
Henry Cochin ist nach einer Meldung vom 28. Dezember in Paris im Alter von 73 Jahren gestorben. Er hatte den „Prix Vitet" der Akademie erhalten und hatte seine Stoffe vornehmlich der italienischen Renaissance entnommen.

* * *

Die Stadt Marburg schreibt anläßlich der bevorstehenden 400-Jahrfeier der Universität einen Gesamtpreis von 500 Mark aus zur Gewinnung eines leicht singbaren Liedes über Marburg mit eigener Melodie, das möglichst fünf Verse nicht übersteigen soll. Einsendungen bis 1. Mai 1927 mit Kennwort an den Magistrat der Stadt Marburg.

Ein Freund lyrischer Dichtung hat in diesem Jahr einen Preis für Lyrik in Höhe von 1500 Mark gestiftet. Er beabsichtigt, diesen Preis jährlich auszusetzen. Der Zweck der Stiftung ist, lyrischen Persönlichkeiten zur Geltung zu verhelfen. Einsendungen, die mindestens zehn, höchstens fünfzehn ungedruckte Gedichte enthalten sollen, sind in Maschinenschrift bis zum 15. März an den Schutzverband deutscher Schriftsteller, Berlin W 57, Bülowstr. 22, mit der Aufschrift „Preis für Lyrik" zu richten. Die Manuskripte sind anonym, nur mit einem Kennwort versehen, einzureichen. Die Bewerber haben in einem Umschlag, der auf der Außenseite die Worte „Preis für Lyrik 1927" trägt, das von ihnen gebrauchte Kennwort, sowie ihre Adresse an Herrn Rechtsanwalt und Notar Dr. Wenzel Goldbaum, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 52 gleichzeitig einzusenden. Der Preis wird unter allen Umständen und ungeteilt am 1. Mai 1927 verteilt. Für die Stiftung: Gottfried Bermann-Fischer, Ernst Blaß, George Groß, Armin T. Wegner, Max Herrmann-Neisse, Oskar Loerke, Paul Wiegler, Alfred Wolffenstein.
Ernst Bertram ist zum Nachfolger Franz Munckers in München berufen worden.
Clara Viebigs „Töchter der Hekuba" und „Die Pasion" sind in der Übersetzung von G. Gordon in russischer Sprache im Verlag „Mysl" (Der Gedanke) erschienen.
Wilhelm Bölsches „Liebesleben in der Natur" ist von Cyril Brown ins Englische übertragen worden und in zwei Bänden im Verlage von Albert und Charles Boni in Neuyork erschienen.
Adolf Bartels schreibt in seinem „Deutschen Schrifttum", XIX, 1 einen Aufsatz, in dem er den Nachweis zu führen versucht, daß das Buch von Oswald Floeck „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" (Karlsruhe bei Friedrich Gutsch) ein Plagiat an seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" ist. Prüft man die angeführten Beweisstellen, so kann man schwerlich dem Eindruck entgehn, daß Bartels' Anklage zu recht erhoben ist.
Die deutsche Dichter-Akademie tritt für die 50jährige Verlängerung der Schutzfrist ein und begründet ihre Entschließung mit folgenden Sätzen:
„Die 50jährige Schutzfrist ist sowohl von der revidierten berner Übereinkunft vorgesehen, wie von der überwiegenden Mehrzahl der europäischen Staaten bereits gesetzlich eingeführt. Sie wird daher in Deutschland schon durch die Rücksicht auf Vereinheitlichung des Urheberrechts und die nur durch diese zu erzielende Rechtssicherheit im geistigen Austausch der Völker gefordert. Die deutschen Urheber sind aber auch befugt, vom Reiche zu erwarten, daß es ihre Leibeserben nicht im Vergleich zu denen der anderen Kulturländer empfindlich benachteiligt. Die Gegner der Verlängerung weisen hauptsächlich darauf hin, daß diese die Verbilligung der Werke für das Volk hinausschiebt. Erfahrungsgemäß aber hindert der Urheberanteil die Ver-

Digitized by Google

billigung so gut wie gar nicht, und sie wird durch das Freiwerden der Werke nur im Falle von Massenverbreitung, bei Bühnenaufführungen sogar niemals bewirkt. Überdies wird die Lage der lebenden geistigen Arbeiter, namentlich der jüngeren, durch die längere Frist erheblich verbessert, da mit ihnen jeder nicht mehr geschützte und daher sich umsonst anbietende Urheber in einen von vornherein begünstigten Wettbewerb tritt."

Gleichzeitig tritt eine Kundgebung ins Leben, für die in erster Linie der Präsident des Reichsgerichts, Simons, Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, Georg Kerschensteiner und der Staatsminister Schmidt-Ott eintreten und um die sich eine zahlreiche Gefolgschaft namhafter Vertreter der Literatur und Wissenschaft geschart hat, um für die Beibehaltung der 30jährigen Schutzfrist zu wirken.

* * *

In Eisfeld ist eine Otto-Ludwig-Gemeinde gegründet worden, die ein Ludwig-Museum und ein würdiges Denkmal schaffen will. Garten und Gartenhaus des Dichters sind bereits zu diesem Zweck von der Stadt erworben worden.

Nach dem „Buchhändler-Börsenblatt" beträgt die Zahl der deutschen Neuerscheinungen im Jahre 1926 13 602 Titel, was eine Abnahme um rund 10 Prozent gegenüber 1913 bedeutet, während der Durchschnittsladenpreis um etwa 44 Prozent gestiegen ist. Von dem Rückgang sind am stärksten die schöne Literatur und die Kunstliteratur betroffen.

A. Woronskij, einer der führenden Literatur-Kritiker Sowjetrußlands hat soeben in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel „Literarische Typen" (Moskau, Verlag „Krug") eine Serie seiner Essays veröffentlicht, welche die neuen russischen Schriftsteller des letzten Jahrzehnts zu werten versuchen. Der Reihe nach sind hier Jewgenij Samjatin, B. Pilniak, J. Babel, Wsewolod Iwanoff, Leonid Leonoff, Lydia Sejfullina, sowie die Dichter S. Jessenin, Majakowskij und Demjan Bjednyj in ihrem Schaffen behandelt, während in zwei gesonderten Aufsätzen der jüngere Nachwuchs der Gruppen „Oktober", „Junge Garde" und „Perewal" gesichtet wird.

Die fünfjährige Wiederkehr des Todestags Wladimir G. Korolenkos hat zahlreiche Erinnerungen an den verstorbenen russischen Schriftsteller zutage gefördert. Unter anderem machte Professor A. E. Grusinskij in einer Sitzung der moskauer „Gesellschaft der Freunde russischen Schrifttums" Mitteilungen über einen großen historischen Roman, dessen Idee seit den achtziger Jahren Korolenko in sich trug und der den Pugatschoffschen Aufstand zum Gegenstand hatte. Dem Entstehn und der Entwicklung dieser breiten Volksbewegung sollten Schilderungen des Hoflebens Katharinas II. sowie ihres Favoriten, des Fürsten Grigorij Orloff, gegenübergestellt werden, und als Bindeglied zwischen diesen zwei Welten war ein junger Idealist gedacht, der, von den Zuständen in Petersburg angewidert, sich dem Aufstand anschließt. Im Lauf von dreißig Jahren hatte Korolenko aus Archiven und sonstigen Quellen Material für diesen Roman gesammelt, zahlreiche Exzerpte gemacht und sogar eine Reise nach Ufa und dem Hauptschauplatz von Pugatschoffs Taten unternommen, doch kam das geplante Werk über diese Vorarbeiten nicht hinaus.

Die Akademie der Wissenschaften in Leningrad hat beschlossen, die 1895 begonnene Herausgabe des großen „Wörterbuchs der russischen Sprache", die nach Erscheinen des I.-Bandes eingestellt wurde, wieder aufzunehmen. Voraussichtlich sollen noch 1927 die Buchstaben L, M und N erscheinen. (P. E.)

* * *

Uraufführungen. Wien. Rolandbühne, Januar, „Edelknaben". Ein Vorspiel und zehn Bilder aus dem Leben unter den Fahnen von Johann Ferch. — Lustspieltheater. „Esther Labarre". Komödie in fünf Bildern. Von Franz Schulz (30. Dezember 1926). — Modernes Theater. „Das Schiff". Schauspiel in drei Akten. Von Heinrich Schaffer (9. Januar 1927).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Aellen, Hermann. Rote und weiße Kamelien, Tessiner Novelletten. Heilbronn 1927, Erich Kunter. 88 S.

Brachvogel, A. E. Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. Bd. I/II. Stuttgart-Cannstatt 1926, Burg-Verlag G. m. b. H. 376, 394 S.

Content, Adelyde. Mariannchens Buch der goldenen Märchen. Mit Bildern von Louise van Blommestein. Basel 1926, Rudolf Geering. 66 S. Geb. M. 4,—.

Enking, Ottomar. Röne und Syrithe. Roman. Bremen 1926, Carl Schünemann. 172 S. Geb. M. 5,—.

Handel-Mazzetti, Enrica v. Das Blutzeugnis. Des „Rosenwunders" dritter Teil. Ein deutscher Roman. München 1926, Josef Kösel & Fr. Pustet K.-G. 617 S. Geb. M. 9,50.

Hebel, Johann Peter. Biblische Geschichten aus dem alten Testament. Mit einem Brief an junge, junggebliebene und wieder jung gewordene Menschen von Anna Schieber und 26 Holzschnitten von Willi Harwerth. Tübingen 1926, Alexander Fischer. 103 S. Geb. M. 4,80.

Herwig, Franz. Die Eingeengten. Roman. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 484 S. M. 9,—.

Isemann, Bernd. Das weiße Haus. Novelle. Frankfurt a. M. 1926, Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a. M. 90 S.

Janowitz, Hans. Jazz. Erzählung. Berlin 1927, Die Schmiede. 174 S.

Knies, Richard. Hähraſſa und Siebenguldennas. Eine Nachtwächtergeschichte. Saarlouis 1927, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 142 S.

Kuthmayer, Friedrich. Was der Riegler Ferdl erlebte. Ein wiener Jugendbuch. Wien 1927, Rikola-Verlag A.-G. 122 S.

Luhmann, Heinrich. Vogel Wunderlich. Roman. München 1926, Josef Kösel & Fr. Pustet K.-G. 224 S. Geb. M. 5,—.

Möbius, M. R. Verwünschtes Gold. Berlin 1927, Die Schmiede. 273 S.

Noeldechen, Ernst. Christ ward geboren! Weihnachtslegende. Kaiserslautern 1926, Paulus-Verlag. 103 S. Geb. M. 2,40.

—, —. Die Glocke um Mitternacht. Sagenhafte Spukgeschichte aus der Pfalz (ebenda). 144 S. Geb. M. 3,—.

Rutra, Arthur Ernst. Zoo. Menschliche Geschichten. München 1927, Hans v. Weber. Geb. M. 15,—.

Digitized by Google

Schönfeld, Hans. Karl Ludwig Sand. Roman. Berlin, Martin Wasservogel. 160 S.

Watzlik, Hans. Nordlicht. Eine nordische Sage. Kukus a. Elbe, Verlag „Die blaue Blume". 27 S.

Zahn, Ernst. Die schönsten Erzählungen. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 219 S. Geb. M. 4,50.

* * *

Proust, Marcel. Im Schatten der jungen Mädchen. Übersetzt von Walter Benjamin und Franz Hessel. Berlin 1927, Die Schmiede. 683 S.

Chesterton, G. K. Ein Pfeil vom Himmel. Kriminalerzählungen. Berlin 1927, Die Schmiede. 256 S.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4757. Rose Macaulay, Crewe Train. — Vol. 4758. Maurice Baring, Daphne Adeane. — Vol. 4759. Introduction to Sally. By the Author of „Elizabeth and her German Garden". — Vol. 4760. Beatrice Harraden, Rachel. — Vol. 4761. Douglas Goldring, The merchant of souls. — Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Wodehouse, P. G. Abenteuer eines Pumpgenies. Übersetzt von Heinrich Fraenkel (Engelhorns Romanbibliothek 1004). Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. 141 S. M. 1,— (1,75).

Henningsen, Agnes. Das vollkommene Weib. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Erwin Magnus. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 232 S. M. 4,— (6,—).

Nexö, Martin Andersen. Überfluß. Roman. Bd. II. Gesammelte Werke. Deutsche Original-Ausgabe. München, Albert Langen. 370 S.

Rung, Otto. Der Engel mit den Eselsohren. Roman. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. Berlin 1926, Deutsche Buchgemeinschaft. 342 S.

Poljakoff, S. Sabbatai Zewi. Roman. Berlin 1927, Welt-Verlag. 300 S.

Kosztolányi, Desider. Der blutige Dichter. Roman. Ber. Übertr. aus dem Ungar. von Stefan J. Klein. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 376 S. M. 5,— (7,50).

Lyrisches und Episches

Barthel, Max. Botschaft und Befehl. Berlin 1926, Buchmeister-Verlag. 140 S.

Bloch, Erich. Stimmen des Lebens. Gedichte. Konstanz, Buch- und Kunst-Verlag. 109 S.

Bock, Kurt. Heimalei. Die gesammelten Gedichte. Heilbronn 1926, Erich Kunter. 94 S.

Hajek, Egon. Balladen und Lieder. Hermannstadt 1926, W. Krafft. 48 S.

Köhler, P. Von der Nibelunge versunkenem Hort. III. Mythen der Selbsterkenntnis. 5. Asgard. Leipzig 1926, Otto Hillmann. 40 S.

Lutz, Joseph Maria. Neue Gedichte. Pasing, Heinrich F. S. Bachmair. 29 S.

Mayer-Eschenbacher, Ferdinand. Ausgewählte Gedichte. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 46 S.

Meißner, Carl W. G. Morgen. Romanze in Sonetten und Liedern. Marburg 1926, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 39 S. Geb. M. 3,—.

Schmid, Karl Friedrich. Gesammelte Gedichte. München, Piloty & Loehle. 207 S.

Steputat, Willi. Eine Kostprobe. Gedichte. Gerdauen 1926, Literatur-Verlag. 90 S.

Studentisches Taschenliederbuch. Herausgegeben von Heinrich Gassert. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. 222 S.

* * *

Hamsun, Knut. Das ewige Brausen. Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Hermann Hiltbrunner. München 1927, Albert Langen. 68 S. M. 6,— (8,—).

Dramatisches

Ebermayer, Erich. Kaspar Hauser. Dramatische Legende in 10 Bildern. Leipzig 1926, Schauspiel-Verlag. 148 S. M. 3,50 (5,—).

Loose, Karl-August. Credo. Ein Adventspiel in 4 Bildern. Berlin 1927, Pontos-Verlag. 82 S.

Seidl, Florian. Ein Spiel der Liebe. München 1926, J. B. Hohenester. 30 S. M. —,70.

* * *

Raynal, Paul. Das Grab des unbekannten Soldaten. Übertragen von Hedwig v. Gerlach. Tragödie in 3 Akten. Straßburg 1926, J. H. Ed. Heitz. 250 S. M. 2,50.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke. Bd. XI/XII (Dramen und Gedichte). München 1926, Albert Langen. 616, 515 S.

Literaturwissenschaftliches

Ahrbeck, Hans. Wilhelm Raabes Stopfkuchen. Studien zu Gehalt und Form von Raabes Erzählungen. Borna-Leipzig, Robert Noske. 105 S. M. 2,20.

Altrichter, Anton. Karl Hans Strobl. Ein Lebens- und Schaffensbild. Mit 7 Bildtafeln. Leipzig 1927, L. Staackmann. 125 S. M. 2,— (3,—).

Briefe von Conrad Ferdinand Meyer, Betsy Meyer und J. Hard-Meyer-Jenny. Herausgegeben von Otto Schultheß. Mit 3 Bildnissen, einem Autograph in Faksimile. Bern 1927, A. Francke A.-G. 62 S. M. 2,50.

Lang, Paul. Zeitgenössische schweizer Dramatiker. Acht Essays. Bern 1926, J. Kleiner. 136 S.

Schmid, Eduard Eugen. Hebbel und Kleist. Zwei Kapitel zur Frage des Einflusses. München 1926, J. B. Hohenester. 57 S.

Schneider, Josef. Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart. Geist und Form moderner Dichtung. Stuttgart 1927, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 155 S.

Schröer, Mich. Mart. Arnold. Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. Erster Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spenser. (Sammlung Göschen.) Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. 166 S. Geb. M. 1,50.

Spiero, Heinrich. Ernst Zahn. Das Werk und der Dichter. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S. Geb. M. 2,50.

Uhland, Ludwig. Heldensagen und Rittertum (Bücher der Bildung, Bd. 25). München 1926, Albert Langen. 274 S.

Wegele, Dora. Theodor Althaus und Malwida von Meysenbug. Zwei Gestalten des Vormärz. Mit 12 Abbildungen. Marburg 1927, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 276 S. M. 6,— (7,50).

Verschiedenes

Bachofen, Johann Jakob. Mutterrecht und Urreligion. Eine Auswahl, herausgegeben von Rudolf Marx. Leipzig 1927, Max Kröner. 276 S.

Ball, Hugo. Die Flucht aus der Zeit. München 1927, Duncker & Humblot. 330 S. M. 11,— (14,—).

Buchner, Eberhard. Medien, Hexen und Geisterseher. Kulturhistorisch interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen und Zeitschriften (16.—18. Jahrhundert). München 1926, Albert Langen. 359 S. M. 3,50 (5,50).

Capelle, Wilhelm. Die griechische Philosophie. 2. Teil. Von der Sophistik bis zum Tode Platons (Geschichte der Philosophie II, 1). Sammlung Göschen. Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. 140 S. Geb. M. 1,50.

Das deutsche Antlitz. Ein Lesebuch. Ausgewählt und herausgegeben von Josef Hofmiller (Bücher der Bildung, Bd. 28). München 1926, Albert Langen. 224 S.

Digitized by Google

Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks. Eine politische Briefsammlung. Bd. I. Die Sturmjahre der preußisch-deutschen Einigung 1859–1870. Herausgegeben von Julius Heyderhoff. Mit 6 Tafeln. Bd. II. Im neuen Reich 1871–1890. Herausgegeben von Paul Wentzke. Mit 9 Tafeln. Bonn a. Rh. 1925/26. Kurt Schroeder. 504, 511 S. Geb. M. 18,–.

Diesel, Eugen. Der Weg durch das Wirrsal. Das Erlebnis unserer Zeit. Stuttgart-Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung. 285 S.

Dünwald, Willi. Der mißverstandene Nazarener. Ein Buch der Nachfolge. München 1927, Georg Müller. 241 S. M. 4,– (6,–).

Feigel, Theodor. Ägypten und der moderne Mensch. Ein Beitrag zum Erleben der Seele in Landschaft und Kunst mit einer Einführung und einer Zeittafel zur ägyptischen Geschichte von Eduard Meyer. Berlin, Karl Curtius. 168 S. M. 8,– (10,–).

Franz, Eugen. Bayerische Verfassungskämpfe. Von der Ständekammer zum Landtag. München 1926, Franz A. Pfeiffer. 287 S. M. 9,–.

Groos, Helmut. Der deutsche Idealismus und das Christentum. Versuch einer vergleichenden Phänomenologie. München 1927, Ernst Reinhardt. 507 S. M. 15,–.

Haasbauer, Anton. Zur Geschichte der oberösterreichischen Mundarten. („Prager deutsche Studien", 39. Heft.) Reichenberg i. B. 1926, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 60 S. M. 2,40.

Hennings, Emmy. Der Gang zur Liebe. Ein Buch von Städten, Kirchen und Heiligen. München 1926, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 311 S.

Herder. Von deutscher Art und Kunst. Ausgewählt und herausgegeben von Joseph Bernhart (Bücher der Bildung, Bd. 27). München 1926, Albert Langen. 233 S.

Heuschele, Otto. Im Wandel der Landschaft. Aufzeichnungen. Federzeichnungen von Martha Welsch. Tübingen 1927, Alexander Fischer. 83 S. Geb. M. 4,–.

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1926. Im Auftrage der Verwaltung herausgegeben von Ernst Beutler. Frankfurt a. M. 1926, Druck von A. Osterrieth. 441 S.

Kandinsky. Punkt und Linie zu Fläche. Mit 127 Abbildungen, einer Vierfarbentafel. Beitrag zur Analyse der malerischen Elemente („Bauhausbücher" Nr. 9). München 1926, Albert Langen. 190 S. M. 15,– (18,–).

Klatt, Willibald. Unser Kind und die Schule. Ein Buch für Eltern (Bd. 5 der Sammlung „Wege zur Bildung"). Dessau, C. Dünnhaupt. 215 S.

Kobald, Karl. Beethoven. Seine Beziehungen zu Wiens Kunst und Kultur, Gesellschaft und Landschaft. Mit 80, teils farbigen Bildbeigaben (Amalthea-Bücherei, 49. Bd.). Wien 1927, Amalthea-Verlag. 434 S.

Landmesser, Franz Xaver. Die Eigengesetzlichkeit der Kultursachgebiete (Wirtschaft und Staat). Ein Beitrag zum Problem Religion und Staat. Köln a. Rh. 1926, Oratoriums-Verlag. 79 S. M. 2,50.

Lion, Ferdinand. Große Politik. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 221 S. Geb. M. 8,–.

Pempelfort (Sammlung kleiner düsseldorfer Kunstschriften). Heft 17. Karl Koetschau, Zu Hans von Marées. 12 S. – Heft 18. Friedrich Decker. Aufzeichnungen und Briefe. Herausgegeben von Walter Cohen. 12 S. – Heft 19. Kurt Karl Eberlein, Nazarenische Kunst. 8 S. – Heft 20. Bernd Lasch, Emanuel Leutze als Bildnismaler. 9 S. – Heft 21. H. W. Keim, Immermann (Heft 1 der Immermann-Serie). 16 S. – Heft 22. Max Braubach, Görres. 15 S. – Heft 23. H. W. Keim, Grabbes letzte Jahre. 15 S. – Heft 24. H. W. Keim, Immermanns Maskengespräche. 16 S. – Düsseldorf, L. Schwann. Je M. –,80.

Pestalozzi. Ideen. Herausgegeben von Martin Hürlimann (Pestalozzis Werk in 3 Bänden). Zürich 1927, Rascher & Cie. A.-G. 267 S.

Pfitzner, Josef. Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848. Augsburg 1926, Johannes Stauda. 409 S. M. 15,– (17,–).

Porzig, Walter. Aischylos. Die attische Tragödie. „Staat und Geist". Arbeiten im Dienst der Besinnung und des Aufbaus. Herausgegeben von Hans Freyer, André Jolles, Gunther Ipsen. Bd. II. Leipzig 1926, Ernst Wiegandt. 215 S. M. 8,– (11,–).

Prinzhorn, Hans. Gespräche über Psychoanalyse. Zwischen Frau, Dichter und Arzt. Celle 1926, Niels Kampmann. 98 S. M. 4,50.

Rudolph, Hermann. Die theosophische Botschaft. Leipzig 1926, Theosophischer Kultur-Verlag. 37 S.

Saitschick, Robert. Paulus. Berlin 1926, Fährmann-Verlag. 106 S. M. 2,50 (3,50).

Spitzer, Leo. Puxi. Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. München 1927, Max Hueber. 47 S.

Steinhausen, Georg. Der politische Niedergang Deutschlands in seinen tieferen Ursachen. Osterwieck a. Harz 1927, A. W. Zickfeldt. 206 S. M. 6,–.

Stonner, S. J. Anton. Kirche und Gemeinschaft. Vorträge, gehalten aus der innsbrucker Akademikertagung 1925. Köln a. Rh. 1927, Oratoriums-Verlag. 80 S. M. 2,50.

Wahle, Richard. Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. Ein Lesebuch. Wien 1925, Wilh. Braumüller. 396 S. M. 6,–.

Weber, Fritz Karl. Reinhart und seine Helfer. München 1926, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 299 S. M. 3,50 (5,50).

Weiß, Victor. Die Heilslehre der Christian Science (Christliche Wissenschaft). Darstellung und Kritik. Gotha 1927, Leopold Klotz. 195 S. M. 6,–.

Winter, Eduard. Ferdinand Kindermann, Ritter v. Schulstein (1740–1801). Der Organisator der Volksschule und Volkswohlfahrt Böhmens. Ein Lebensbild nach archivalischen Quellen. Augsburg 1926, Joh. Stauda 196 S. M. 7,20 (9,–).

Zincke, Paul. Georg Forsters Bildnis im Wandel der Zeiten. Ein Beitrag zur Geschichte des öffentlichen Geistes in Deutschland („Prager deutsche Studien", 38. Heft). Reichenberg i. B. 1925, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 105 S. M. 5,–.

* * *

Carus, Paul. Das Evangelium des Buddha. Nach alten Quellen erzählt. Illustriert v. O. Kopetzky. Autorisierte zweite deutsche Auflage. Von Karl Seidenstücker. Leipzig, Neue Geist Verlag (Chicago und London, The Open Court Publishing Company). 335 S. Geb. M. 12,–.

Maurice, H. Die Belagerung von Straßburg. Aus dem Manuskript übersetzt von Fritz Bronnen. Frankfurt a. M. 1926, Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a. M. 110 S.

Oud, J. J. P. Holländische Architektur. Mit 39 Abbildungen. Bauhausbücher Nr. 10. München 1926, Albert Langen. 85 S. M. 6,– (9,–).

Redaktionsschluß: 5. Februar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–

Digitized by Google

UNIV. OF MI...
AUG 24 1927

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 April Heft 7

Franz Strunz ..... Literaturgeschichte
Hans Winkler ..... Zu Brandes' Hingang
Georg Hermann ..... „Zwischen zwei Revolutionen"
G. Ranschoff ..... Zu Voßlers Racine
Christoph Netzle ..... Moderne Eschatologie
R. G. Binding ..... Betrachtung eines Gedichtbandes
Peter Bauer ..... Joseph Georg Oberkofler
Karl Rheinfurth ..... Waldemar Bonsels
Carl Müller-Rastatt ..... Blunck's Mythendichtung
Wolfgang Golther ..... Neue musikalische Bücher
Hans Friedrich Blunck ..... Das Stelldichein
Clara Viebig ..... Eine Manuskriptseite
Soma Morgenstern ..... Politisierung des Theaters
Rob. F. Arnold ..... Zu C. F. Meyers Gedichten

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Vorlesungschronik * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Clara Viebig

Clara Viebig ist Heimatdichterin im besten Sinne des Wortes. Alles bei ihr ist urwüchsig, naturtriebhaft, kraftvoll und einfach. Unmittelbar aus der Landschaft, die sie ganz groß und in ihrem Wesentlichen erschaut, wachsen ihre Menschen hervor. Dresdner Neueste Nachrichten.

Ausgewählte Werke. Acht Bände. In Leinen gebunden M 50.—
Inhalt: 1. Das tägliche Brot. 2. Die vor den Toren. 3. Rheinlandstöchter. 4. Einer Mutter Sohn. 5. Das schlafende Heer. 6. Die Wacht am Rhein. 7. Eifelgeschichten. 8. Das Kreuz im Venn.

In einzelnen Bänden sind erhältlich:

Die Passion. Roman. 11.–15. Tauf. In Leinen geb. M 7.50. Signiert Bütten Halbleder M 18.– (Neuerscheinung 1925)

Der einsame Mann. Roman. 11.—20. Tausend. In Leinen M 6.75.

Das rote Meer. Roman. 18. Auflage. In Leinen geb. M 6.25.

Töchter der Hekuba. Ein Roman aus unserer Zeit. 46. und 47. Tausend. Gebunden M 6.25.

Das Kreuz im Venn. Roman. 35.–37. Auflage. In Leinen geb. M 7.—

Kinder der Eifel. Novellen. 28. bis 30. Tausend. Geb. M 5.50, in Leinen geb. M 6.—. Jubiläumsausgabe 4° auf Bütten mit Bildern von Prof. Fritz von Wille. In Halbleder M 24.—, in Ganzleder M 33.—

Rheinlandstöchter. Roman. 33.—35. Auflage. Gebunden M 7.—

Das schlafende Heer. Roman. 40.–42. Tauf. Geb. M 7.–, Leinen M 7.50

Die Wacht am Rhein. Roman. 41. und 42. Tausend. In Leinen M 7.—

Die vor den Toren. Roman. 25.—27. Auflage. In Leinen M 7.—

Heimat. Novellen. 11.—13. Auflage. Gebunden M 5.—

Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. 16.—18. Auflage. Gebunden M 5.50.

Das tägliche Brot. Roman. 41. und 42. Tausend. In Leinen M 7.—

Einer Mutter Sohn. Roman. 38.—40. Tausend. Gebunden M 6.—

Absolvo te. Roman. 24.–26. Aufl. Gebunden M 6.50.

Eine Handvoll Erde. Roman. 25.—27. Auflage. Gebunden M 6.25.

Eifelgeschichten. 26.—28. Auflage. Gebunden M 7.25.

Das Weiberdorf. Roman aus der Eifel. 42.—44. Auflage. Geb. M 6.—

Unter dem Freiheitsbaum. Roman. 11.–15. Tausend. Geb. M 6.25. In Leinen M 6.75, Signiert Bütten Halbleder M 18.—

Das Eisen im Feuer. Roman. 21. und 22. Tausend. In Leinen gebunden M 6.50.

Vom Müller-Hannes. Eine Geschichte aus der Eifel. 42. und 43. Tausend. In Leinen M 6.25.

Die heilige Einfalt. Novellen. 14. und 15. Tausend. In Leinen gebunden M 5.50.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin Leipzig

Digitized by Google

Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft

Von Franz Strunz (Wien)

Der große geisteswissenschaftliche Zug, der heute durch die verschiedenen Forschungsgebiete geht und bei aller Erstarkung des Wirklichkeitssinnes und Verwurzelung in der Sache eine ganz neue Auffassung, Verknüpfung und Sinnbeziehung geistiger Ereignisse und Erscheinungen schafft, ist nun auch in der Geschichte des Schrifttums am Werk. Man nötigt sie, sich selbst zuzusehen oder in der Sprache der Erkenntnistheorie gesagt: sich selbst zu transzendieren und sich selbst zu verstehen. Auch hier ermöglicht die neue Kunst des Verstehens vorher nicht geahnte Durchblicke und zeigt geistige Strukturen, die unsere gebräuchlichen buchmäßigen Kulturzusammenhänge im Licht eines schöpferischen Wertlebens wesentlich umgestalten. Warum? Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Leben ist anders geworden. So wie das Leben eine Einheit ist, so soll auch in der Wissenschaft die Idee der Einheit aller Erkenntnis herrschen. Dieser Gedanke ist an sich nicht neu — er gab in der Geschichte des menschlichen Geistes den Wissenschaften immer wieder quellendes Leben, persönliche Ausdruckskraft und Eigenart — neu ist die Sachlichkeit und die Weite des Sehens, neu ist der Reichtum und die Echtheit des Lebens, die an unsere Methoden herangebracht werden, um vor allem dem „Geheimnis" des Menschen auf die Spur zu kommen und die innerste Geschichte eines seelischen Antlitzes zu enthüllen. Man will „sinnerfüllte Wirklichkeit" (Theodor Litt) und dabei wird die Wissenschaft selbst immer mehr und mehr als Funktion des geistigen Lebens zum Forschungsobjekt der Wissenschaft. Und so hat nun auch die Literaturwissenschaft begonnen, sich selbst und ihre geistigen Betätigungsformen zu erforschen, die ganze Fülle ihres „geistigen Kosmos" samt seiner gleichnishaften Bedeutungsfülle, ohne die keine Wissenschaft bestehen kann. Auch die Literaturgeschichte reiht sich in den universalen Gesamtzusammenhang geistigen Lebens und Geschehens, auch sie vereinigt „lebenskundiges Wissen" und „weisheitsuchendes Leben" in sich, Werte, die selbst nur wieder Leben vorwärts bringen, schöpferisch gestalten und in randloser Metamorphose aufs neue sichtbar machen. Die neue Literaturwissenschaft will ihr Leben und ihre Erkenntnisse zu einem Gesamtbild der Welt zusammenfassen. Auch sie steht im flutenden, drängenden Leben, auch sie ist als Kenntnis des redenden, schreibenden und lesenden Menschentums nicht lotbar, da sie ein Letztes enthält, das einem anderen Wertgebiet und einer anderen Wertahnung angehört als den rein intellektuellen Verknüpfungen und Tatsachenbeschreibungen der Wissenschaft. Diese schwierigen Erkenntnisse und tiefsinnigen Zusammenhänge zeigt das erstemal das neue Buch eines jungen wiener Gelehrten und Universitätsprofessors, Herbert Cysarz[1] (wohl des begabtesten Kopfes des frischen Nachwuchses seiner Disziplin an der Hochschule), der diese Geistesrichtung auch als Lehrender im Hörsaal praktisch und lebendig vertritt. In bewundernswerter Unerschöpflichkeit der Gedanken und mit systematischem Scharfsinn bearbeitet er das Gesamtfeld der geisteswissenschaftlichen Literaturgeschichte: sie wird bestimmt durch die phänomenologische Methode (im Sinne Hegels), die biologistische Methode Nietzsches und die morphologische Methode Goethes.

Es handelt sich um eine geisteswissenschaftlich vertiefte Literaturgeschichte. Das zeigt sich darin, wie sie seelische und geschichtliche Zusammenhänge deutet und formt, wie sie die sinnlich-geistigen Bedingnisse seelischen Lebens aus der Tiefe holt und in die Weite und Größe eines imponierenden Horizontes stellt, kurz, wie sie vor allem den Menschen im Ganzen seiner inneren Kräfte, Struktur und Planmäßigkeit nicht als Idealkonstruktion, sondern als Fülle und Echtheit, als Verwachsung und Durchdringung des Lebens uns fühlbar macht. So wird dem Verfasser aus diesem Wissenschafts-

[1] Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft. Kritik und System. Von Herbert Cysarz. Halle a. d. S. 1926, Max Niemeyer. 304 S.

Digitized by Google

zustand und dieser Einstellung auch die Literaturgeschichte ein Mittel zu tieferem Eindringen in die Wirklichkeit. Darum begibt er sich in „die Schmiede der Philosophie und die Rüstkammer der Natur- und Gesellschaftskunde". Auch Literaturgeschichte ruht auf Metamorphosen menschlicher Lebensformen. Eysarz geht den Weg aus dem Endlichen ins Unendliche. Überall der innigste Zusammenhang mit dem Lebendigen, der uns stets wieder nahe bringt, daß Kunst- und Denkformen nur aus dem umfassenden, ausgleichenden Widerspiel vitaler und ethischer Kräfte erklärt werden können, daß nur der geisteswissenschaftlichen Betrachtens fähig ist, der Geistiges „aufs naivste wahrzunehmen vermag". Alles, auch das Kleinste, Verborgenste, scheinbar Wertloseste, muß nach seinem Wertgehalt, als Mikrokosmos, Spiegel eines Ganzen, „Arm des alldurchwaltenden Gesetzes" gewürdigt werden. Die Literaturgeschichte steht in jener grandiosen alles durchdringenden Vitalisierung aller kulturellen Werte und Fragen und repräsentiert somit ein morphologisch-physiognomisches Moment; auch die Literaturgeschichte untersteht als Geisteswissenschaft solchem Geschehen und solcher Betrachtung des Geschehens. Der Dichter macht den Menschen (das ist den Teil) zur Einheit der Vielheit, zum Gleichnis der ganzen Welt, er gibt ihm eine transzendentale Form. Wie die Geisteswissenschaft sucht auch er die Gestaltungen der geschichtlichen Welt „bewußt oder ausdrücklich zu machen". Geistesgeschichte ist Sinnfindung aller menschlichen Gestaltungen und Erweckungen, Offenbarung immer neuer Strukturen und Strukturzusammenhänge geistigen Geschehens innerhalb einer „seelischen Zeit": aus Unendlichem, Grenzenlosem geschichtlicher Randlosigkeit werden festumrissene Komplexe isoliert. Strukturen sind ja nichts als anderes als Sinn-Findungen, die individuelle Merkmale haben und durch Symbole verstärkt werden können. Alles hängt zusammen. Alles ist Verwachsung und Durchdringung. Alles ist abhängig von allem.

Wesen und Sinn der Literaturgeschichte, wie sie Herbert Eysarz darstellt, sind somit die Suche nach persönlichen Ideen und absoluten Werten in allem Persönlichen, die Erklärung und Belebung alles Begrifflichen aus den individuellen Quellen heraus. Immer wieder: nur das Individuelle hat Geschichte, nur „die Art zu sehen dauert". Der Stoff veraltet. Der Form-Wechsel, der Gestalt-Wandel, die Metamorphose ist auch das Lebendige literargeschichtlichen Geschehens, seines Ineinander, seiner Verwachsungen in der Zeit und seiner schöpferischen Entwicklung. Es gibt nur eine Literaturgeschichte, die in den vielen liegt, so wie es in einem noch höherem Sinne nur eine Geschichte gibt, die in alle Geschichten „irgendwie eingekörpert werden kann ..." Das ist die Geschichte, die Sinnfindung aus Vielsinnigem.

Für Eysarz ist das Drama unter sämtlichen menschlichen Kunstformen die zeitnächste, willensnächste und wirkensnächste. Alles Dramatische ist ihm akthaft, zeithaft und zielhaft. Es spricht die Sprache, „die sich das Menschliche selbst gibt". Es gestaltet den Menschen als Träger der Weltordnung, die Welt als menschliches Leiden und Handeln und — worauf dieses Buch besonders Wert legt — die Welt als Kampf und Konflikt. Nur der Konfliktmensch ist der geborene Dramatiker, ob er nun schon siegreich ist oder nicht. Nur die „Akte" sind tragisch, ferner das was sich überhaupt als Konflikt, fließendes Tun, unhemmbares In- und Nacheinander der Zeit darstellt. Aber in diesem Kampf und Konflikt von seelennahen und sympathischen Menschenschicksalen und Leidenschaften der monumentalen und großangelegten Persönlichkeiten — ängstliche und triviale Menschen sind klein und darum nie tragisch, auch wenn ihnen „etwas geschieht" — liegt das menschlich verankerte oder wenigstens anthropomorph beseelte Drama. Nur dann ist die Verschuldung sympathisch und nur dann wurzelt die „Entzweiung sinnlicher und sittlicher Gesetze" in der Leidenschaft. Man kann nur so Notwendigkeit und Unabwendbarkeit lustbetont im höchsten Sinne empfinden und schließlich erschütternd gegenwärtig, akthaft fühlen. Es geht um diese akthaften Augenblicke der Leidenschaft, es geht um das, „was wird". Das Wesen des Konflikts birgt Geheimnisvolles, es ist nicht lehr- und lernbar, es ist unbeweisbar und unwiderlegbar. Wer wollte Liebe, Ehre, Demut, Gott, Leidenschaft, Dämonie, Glück, Unglück beweisen oder widerlegen? Oder mit erlernter Ethik ausschöpfen? Wer wollte erklären, was in irgendeiner Falte des Herzens verborgen liegt und ein Schicksal bestimmt? Wer könnte literarisch machen, was

Digitized by Google

Natur, Wahn und Grauen in Szene setzen? Man lebt, glaubt, will, fühlt, kennt sie — wer das nicht vermag, der wird sie nie in sich haben. So oft ist es der wiederkehrende Gedanke in der Lehre von der Menschendarstellungskunst, die hier der Verfasser als Lebenslehre vorträgt. Tragisch ist also immer nur der echte Konflikt, wie er sich zwischen Leben und Ethik, Trieb und sittlichen Schranken im Menschentum (nicht in der amoralischen Natur, nicht in Krankheit und Tod) abspielt. Das kleine Elend ist trivial und langweilig. Es ist nicht „spannungsbeladen" und lebendig. Wo Wesenseinheiten sich spalten — da ist Tragik. Auch da wo die „Wesenszweiheit" zur einen Richtung wird. So rückt dann der Konflikt, der hier auf der alltäglichen Erde nicht gelöst werden kann, ins Transzendente und in die geistige Welt des Metaphysischen und Kosmischen. Durch irdischen, realen Untergang wird er aufgehoben. Der tragische Held hat trotz allem die Sendung als Vollender, die ihn adelt. Er ist die Inkarnation des „notwendigen Widerspieles" von kosmischer und menschlicher Gesetzlichkeit, ihn verklärt das große, unfaßliche, bündelnde, vereinheitlichende Schicksal, das er aus dem Knotenpunkt des Lebens heraus lebt und das ihn zum Sinnfinder prädestiniert. Er lebt das Leben aus dem tiefsten und ewigen Wesen heraus.

Damit hat Herbert Cysarz die Hauptfragen einer geisteswissenschaftlichen Dramaturgie zum Ausdruck gebracht und in seine weitschichtige Kunde und Lehre von Menschentum — so möchte man seine Literaturwissenschaft nennen — eingebaut, sie zeigt die warme Lebensnähe der Menschendarstellungskunst und Theorie des Dramas, ihre Fühlweise und Haltung, aber auch ihre zwingendste Eigenschaft: das einfach, urtümlich Lebendige in seinem Widerstreit und Widerspiel zum Sittlichen. Darin liegt das große Verdienst dieses seltsam spannenden, wenn auch schwierigen Buches, das hier nur in den Leitgedanken skizziert wurde. Die Welt der Literaturgeschichte ist mit dem Verstehen der neuen Geistesgeschichte erhellt — das ist das Buch. Oder noch anders gesagt, es ist der wundervolle Versuch, Menschliches, Lebendiges, Seelisches, die geistigen Landschaften der Sehnsucht und Ahnung, das letzte menschliche Bedeutsame begreifend zu überschauen.

Gedenkblätter

XXXIV

Stimme der Jugend zu Brandes' Hingang

Von Hans Winkler (Kopenhagen)

Das Vieh stirbt — der Freund stirbt,
Du selber mußt sterben.
Niemals stirbt Ruhm dir
Den gut du geschaffen.
(Hávamál.)

Ich ging an den Seen entlang — eine ewige Insel, liegen sie ernst und freudig im lebensfrohen Kopenhagen — graues Eis liegt auf ihnen — graue Möwen liegen schlafend auf dem grauen Eise. Einsamkeit lebt hier immer gegen die leuchtende geschäftige Stadt. — Kurz vor neun Uhr gehe ich an dem Hause vorbei, wo Brandes liegt — auf diese dunklen Möwen hat er am Tage gesehen — nun liegen sie still — Teil von Eis und Einsamkeit. Georg Brandes stirbt, sagt es in mir, als ich vor dem Hause stehe — zu den gedämpft erleuchteten Fenstern hinaufsehe — seine Gestalt erhebt sich in meinem Innern — sie wächst zum Heros — ich weiß: er stirbt — einsam — einsam fühle ich mich. — Nach Stunden gehe ich zurück in die belebten hellen Straßen — ich suche durch alle Ecken, als müßte irgendwo stehen: Brandes tot.

Als ich mir ungläubig einrede: er wird leben, sehe ich auf dem zertretenen Blatt auf der Straße: Brandes starb um 9 Uhr — darunter: lies die Zeitung morgen! — nun werden die lange bereit liegenden Artikel gedruckt — doppelt einsam

Digitized by Google

sehe ich das dunkle Bild — den See, das Eis, die Möwen — alles grau — Brandes stirbt — Nietzsches Tod sehe ich vor mir — der einsame Nietzsche stirbt — Brandes starb am Abend des sonnigen, starken, kühlen Vorfrühlingstages, an einem Vorfrühlingsabend, wie er nur in Dänemark sein kann, voll von drängendem, starkem Leben.

Was ist Brandes mir? — ich mußte nach Dänemark kommen, ihn widerstrebend ehren lernen. Deutsche Jugend kennt Brandes nicht, deutsches Alter hat Brandes vergessen, der Jugend scheint, im Erwachen vom überlieferten „Naturalismus", Brandes' Werk Verrat an der Idee — deutschem Alter ist Brandes noch wie Nietzsche Brand und Verrat an den höchsten Gütern des Bürgertums. — Idealismus und Bürgerlichkeit vergessen den Heros — der nationale Antisemitismus wird ihm keinen Ruhm gönnen. — Gegen Brandes als Wissenschaftler, als Philosophen wehrt sich unser Gewissen, Brandes' Reform scheint uns Jungen vollendet — Brandes als Künder tritt uns nicht nah — der Krieg hat uns seine letzten Spuren genommen. — In Dänemark erlebte ich sein Werk, hier wirkt sein Leben, seine Gestalt. Am Anfang wehre ich mich gegen ihn, alles glaube ich, ist Brandes' Geist — langsam erfahre ich: das Äußere der Zivilisation des Nordens ist nicht Brandes — in ihm lebt Ernst, kampfesfrohe Wahrheit. Aber nordische Gesellschaft, nicht nur dänische Freiheit und Vorurteilslosigkeit zeugt von seinem Wesen. Langsam erkenne ich: wir Jungen, die wir eigentlich Brandes' natürlicher Widerspruch sind, wir bauen auf ihm, wir sind unbewußt seinem Wesen entsprungen — sein Wesen ist unsere Antithese — darum so heroisch, vorbildlich, darum so vergessen, befehdet. — Unser Streben in Ursprünglichkeit und Leiblichkeit, in der Liebe zum Dasein, zu den Dingen, unser Bejahen der Wirklichkeit — das kündete uns Brandes.

Er befreite uns von unserer Bürgerlichkeit — gab uns die Möglichkeit, den Weg aus ihr zur Ursprünglichkeit zu suchen. Unser Streben nach Idee, nach Einheit im Sinn, nach Aufbau in der Wirklichkeit, unser Bekenntnis zum Leben hat die Besinnung auf die Wirklichkeit zum Grunde.

Die Erlösung aus Phantastik, Traditionsglauben, Trägheit, Geistesarmut, das Durchleben der Wirklichkeit in froher Bejahung und im einsamen Inferno gibt erst das Recht, die Synthese wiederzufinden. — Der Glaube an Wirklichkeit, an den Menschen, an den Heros — der ist erschienen in Brandes — die prometheische Besinnung auf die Würde des Menschen. — Weil wir die beruhigten Materialisten, die Strindbergschen „Afflinge" hassen, glauben wir auch Brandes hassen zu müssen, als ihren angeblichen Führer — allein schon daß wir ihn glühend hassen, verbürgt, daß wir ihn bald ehren und lieben werden.

Brandes stirbt zu einer Zeit, da sein Volk sich bewußt wird, daß er nicht Ruhe und Schlaf in Wirklichkeit und Nützlichkeit kündete — viele, besonders die Jungen, gestärkt von überlieferter Reaktion, erheben sich gegen ihn, sehen in ihm den Urheber des Dogmas von der Ideenlosigkeit des Wirklichen, sehen in ihm symbolisch die neue materialistische Bürgerlichkeit. — Die Reaktion muß kommen, sie wird wachsen nur, um Brandes mehr und neu erkennen und lieben zu lernen.

Die Überwindung Brandesscher Orthodoxie, stagnierten, in die Breite zerflossenen Dogmas geschieht in seinem Geiste — der Weg führt zurück zu seiner Ehre, zu seinem Ruhme.

Das war Brandes' Tod, als ich grüßend zur Sterbestunde an seinem Hause vorüberging, als ich das schmutzige Blatt auf der Straße liegen sah. Ich verstand nicht, daß Kopenhagen weiter lebte, daß Menschen gleichgültig sprachen, Elektrische und Autos weiterfuhren — Dänemark war arm geworden an diesem Abend — nun steht es nicht mehr in Verbindung mit seiner zweiten großen Blütezeit — nun sind auch diese Dichter und Männer „Klassiker" geworden. Ihr Prophet, ihr Freund, ihr Wecker ist gegangen, vereinsamt an den einsamen Seen inmitten des geschäftigen lebensfrohen Kopenhagens am grauen, kräftigen Vorfrühlingsabend. — Aufrecht, ungebrochen starb er wie Niels Lyhne. — Seine Gestalt wird von diesem Tage an immer in mir leben und zeugen.

Das Vieh stirbt — der Freund stirbt,
Selbst mußt du sterben.
Eins, weiß ich, stirbt niemals
Gericht über den Toten. (Hávamál.)

Digitized by Google

„Zwischen zwei Revolutionen"

Von Georg Hermann (Neckargemünd)

Selten habe ich etwas mit so viel Freude gelesen, wie dieses Buch,[1] das auf 300 Seiten das Porträt einer Zeit zeichnet; und wie es jene Zeit noch liebte: mit dem Silberstift. Und zwar zeichnet es nicht das äußere Porträt, sondern, was seltsam klingen mag: das innere Porträt, das Gefühlsbildnis. Und darin liegt mir das Neue und Wertvolle. Bücher, die das Kulturelle, den Alltag, das Literarische oder Politische der Biedermeierzeit zusammenzufassen suchen, und das Quellenmaterial uns zugänglich machen, sind in den letzten zwei Jahrzehnten genugsam erschienen, und es ist heute nicht mehr so schwierig, von dem Leben jener Generationen vor uns sich ein Bild zu machen, wie das vielleicht vor zwanzig Jahren noch war. Ja wir sind über ihre Intima sogar besser informiert, als über die nun folgende Zeit bis 1870 und über die Gründerjahre — nicht geschichtlich, aber kulturell. Aber gerade von dem inneren Bildnis jener Zeit wissen wir kaum noch etwas; vom damaligen Menschen selbst, seinem letzten und tiefsten Kern ahnen wir nur noch wenig. Ein Biedermeiertäschchen, eine Servante erhält sich leichter, auch die Beschreibung eines Festes oder ein abnormer Kriminalfall erhält sich leichter, als das Gefühl für Landschaft, oder die Einstellung zur Religion, zum Tode, zur Frau, zur Liebe, zur Freundschaft und Geselligkeit. Das Erste bietet reale Abdrücke, wie eine Muschelschale im Jura; aber das andere verweht, ändert sich von Jahrfünft zu Jahrfünft, und man weiß später kaum noch, wo es hingekommen ist, ja ahnt nicht einmal, daß man es je besessen hat. Und es ist vielleicht doch gut, daß der Mensch des „Ich besaß es doch einmal" sich so selten bewußt wird, statt, wie Goethe meint, es nimmermehr zu vergessen. Darin also liegt für mich der Wert und das Neue des Buchs, daß hier ein literarischer Paläontologe aus den Gesteinschichten der Zeiten nicht, wie wir es taten, die groben Muscheln und Ammoniten oder gar einmal einen Fisch mit blanken Schuppen sorgsam sich herausklopfte, sondern, daß er nur auf jene hauchzarten Abdrücke achtete, die wir übersehen hatten, oder uns nicht deuten konnten.

Ein kluger Mann, ein Gymnasialdirektor, meinte neulich, man sollte an der Schule überhaupt keine Geschichte lehren, sondern das Tote tot sein lassen; denn das Vergangene ginge uns nichts an. Ich kann sagen, daß dieser Mann mir aus der Seele gesprochen hat. Es ist ungefähr das gleiche, als ob man ein großer Freund der Kunst, aber ein grimmiger Feind der Museen ist. Und doch hat auch der völlig- und grundsätzlich-unhistorische Mensch eine Liebe gerade zu jener Zeit, die hier Heilborn in ihrer Seele nachzufühlen vermochte, weil zum Schluß eben der Mensch, der dort lebte, schon unser Bruder war, wenigstens der Bruder noch von jenen heute, die nunmehr den Zenit des Daseins überschritten haben. Jeder andere Mensch historischer Zeiten ist uns fremd und undeutbar geworden — das aber sind wir.

Und wir sind es doch nicht mehr. Oder wir sind es nur noch in unserer Sehnsucht. Denn es ist uns ja nicht mehr vergönnt gewesen, in einer Zeit zu leben, die kulturell die gleiche Geschlossenheit, stilistisch — im Lebensstil, wie in dem der Kunst! — die gleiche zwingende Einheitlichkeit aufweisen konnte. Sie — jene Zeit — hatte den ersten und letzten wahrhaft-bürgerlichen Stil, der in sich ebenso fest und sicher war, wie nur irgendeiner der großen Stile vergangener Jahrhunderte, ob es ein ritterlicher, ein kirchlicher, ein fürstlicher, oder ein Adels- und Kavaliersstil war. (Und unsere ältere Generation ist nun einmal noch bürgerlich — Gott weiß, woher!)

Nach diesem Stil aber kam jenes Tasten, jene Verschwommenheit, das Chaos, in dem wir noch heute leben; kam die Ära der Maschine, der steigenden Verproletarisierung der Massen, kam eben die Zeit, der es noch nicht gelungen ist, feste und einheitliche Lebensformen für jene Millionenmengen zu schaffen, die sie nunmehr umspannen will — soviel auch experimentiert wird, und soviel Programme sie auch immer aufstellen mag. Vorbereitet aber ist diese ganze Umformung des Lebens,

[1] Zwischen zwei Revolutionen. Der Geist der Schinkelzeit (1789—1848). Von Ernst Heilborn, Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiserverlag G. m. b. H.

Digitized by Google

doch in den scheinbar stillen und ereignisarmen Jahren — ob das nun Dinge der Technik, des Verkehrs, der Politik, oder der sozialen Einstellung waren. Unsere Ernte der Gegenwart ist damals gesät worden. Von gleichgearteten Menschen gesät worden, wie sie heute noch leben. Nur, daß unsere Brüder von ehedem reinere Kristalle und seelisch reicher fazettiert waren. Und das erklärt es, daß selbst der ganz unhistorische und voraussetzungslose Mensch von heute doch zu jenen Tagen des Vormärzes sich immer wieder hingezogen fühlt, und daß wir immer wieder aufmerksam werden, sobald wir Neues über sie erfahren können.

Und so wird auch das Buch von Heilborn wegen der ungewöhnlichen Feinsinnigkeit, mit der hier die Materialien durchleuchtet sind, transparent werden und ihr letztes Geheimnis enthüllen, vielen eine reine Freude, ja eine Offenbarung sein.

Heilborn begründet, warum er den Begriff der Schinkelzeit weiter faßt, als es sonst üblich. Er nimmt die Lebenszeit Schinkels und rundet sie auf jene Spanne zwischen den zwei Revolutionen, der französischen und der von 1848 ab. Die eine ist bestimmend für das Streben, die Ziele; die andere für den Stil, der deren Ausdruck, die Atemluft der Zeit ist. Wie sie lebte, setzt Heilborn als bekannt voraus; aber wie sie dachte und fühlte, das sucht er in feinster Mosaikarbeit aus tausend Zitaten und Beobachtungen wieder zu rekonstruieren. Er nimmt dazu nur die Menschen, die mitten in der Zeit stehen, ihr ganz angehören; nicht jene, die aus einer andern Epoche kommen, und noch in sie hineinragen, wie die meisten Klassiker, oder die Männer und Frauen der deutschen Aufklärungszeit. Selbst Goethe bleibt eigentlich im Hintergrund, wird nur noch in seiner Auswirkung betrachtet. Hier kommen nur echte Kinder jener Tage zu Wort; nicht mehr jene in sich gefestigten Menschen der Goethezeit, sondern solche, in denen schon der Zwiespalt der modernen Seele lebt — wie in Hoffmann, in den Romantikern, in Rahel mit ihrer neuen Problematik. Sie haben alle etwas schon von dem Wort, das Grillparzer auf sich selbst prägte in jenem Gedicht, da er sich dem Halbmond am winterlichen Himmel vergleicht: „Halb gut, halb böse geboren." Bei so Gearteten aber verläuft alles Seelische nicht so gradlinig, und ist unerhört verfeinert und differenziert, ist nicht mehr eindeutig, wie es in den Generationen vordem mit ungebrochenen Instinkten und starker Konvention war. Alles Bestehende ist in Frage gestellt bei jenen Neuen, und sie glauben nur an eine Welt, die der Zukunft angehört, und bisher nur in ihrer Idee lebt. Deshalb gerade aber ist diese Welt von einer Reinheit, die nie verwirklicht wird. Rahel sieht (daran erinnert Heilborn!) das Unglück der Zeiten darin: „Daß eine immer in die andere greift, und nicht die neue noch in die alte; sondern die alte noch in die neue."

Und doch — wenn man die Seelenanalyse einer Epoche geben will, so erkennt man zu seiner Verwunderung, daß auch sie, die uns so ganz unübersehbar und buntfarbig erscheint, kaum mehr als ein Dutzend Register hat, in die sich alle Einzelheiten, selbst die subtilsten Dinge, einordnen lassen. Gerade so wie eine Zeitung uns die ganze Vielspältigkeit der Welt immer wieder in den paar festen Rubriken vorführen kann, ohne daß ein firmer Redakteur jemals in Zweifel kommt, wo etwas für ihn unterzubringen sei. Und so hat auch Heilborn das gesamte innere Leben jener Periode auf ein Dutzend Rubriken gleichsam zusammengefaßt. Wie wird Gott erlebt; wie sieht und fühlt man die Landschaft; wie Goethe; wie den Tod; wie die Musik und die bildenden Künste? Was ist das Frauenideal jener Zeit; und das Ideal der Geselligkeit und der Freundschaft? Wie steht man zu den übersinnlichen Dingen? Welche Gefühlsverwirrungen bringen im einzelnen der Zwiespalt zwischen Katholizismus und Protestantismus hervor, und wie weit wirkt das wieder auf die Kunst zurück? Wie weit ist die Mode der Ausdruck der wechselnden Zeitgedanken? Wie formt sich das demokratische Bewußtsein, das dem deutschen Wesen bislang fremd war trotz seiner Unterwürfigkeit unter Höhergestellte und seinen Vorrechten der einzelnen Kasten? — Und wie kommen die Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit in die Welt? — „Deutschland wir weben dein Leichentuch." Welche Aufschlüsse über die Erotik der Zeit geben uns Novalis, Brentano oder Gentz und Fanny Elsler, deren Beziehungen kein gesellschaftliches Geheimnis sind und Verständnis

Digitized by Google

und Billigung im Kreise der Freunde und nicht nur bei einem so menschlich denkenden Wesen, wie Rahel, finden; gerade vielleicht deshalb, weil schon der Tod hinter dem einen von ihnen steht, der sich noch ein letztesmal mit schmerzlicher Zärtlichkeit an die Jugend klammert, und ihrer Schönheit tiefer huldigt, als es je ein junger Mensch vermöchte. All die Gestalten jener Zeit, die ihr das Antlitz gaben, und die uns vertraut sind — weit mehr, als es die Besten späterer Generationen waren: Arndt, Schleiermacher, Brentano, Börne, die Humboldts, Schinkel, Schlegel, Runge, Caspar David Friedrich, Fürst Pückler, Charlotte Stieglitz, Tieck, Varnhagen, Zelter, Friedrich v. Stein, Graf Sternberg, Hegel, Hoffmann und Heine, die Krüdener, die Rahel, Marwitz, Dorothea Schlegel, Henriette Herz, die Königin Louise, Eichendorff, Gneisenau und Hardenberg, Bettina, Kerner — alle, und hunderte, die man nicht so gut kennt — sie kommen hier zu Worte. Und Heilborn weiß es so einzurichten — und das ist die Kunst, die an ihm ich bewundere —, daß sie uns ihre letzten Geheimnisse verraten. So aber kann man eine Zeit nur sehen, wenn man selbst innerlich Jahrzehnte in ihr gelebt hat, von Hause her — der Name seines Großvaters kommt schon in den Briefen der Rahel vor, und der seiner Großmutter in Hoffmanns Vetters Eckfenster... Und wenn man von früh an ihr literarisch treu blieb, von ihren Menschen und Stoffkreisen nicht loskam. Nur das gibt die Verwurzeltheit und schafft endlich jene feinen Finger, die man dazu braucht, um so schwierigen Problemen, wie sie in diesem Buch erörtert werden, gerecht zu werden.

Zu Voßlers Racine[1]

Von G. Ranschoff (Thüngen i. Ufrk.)

Man durfte Voßlers Racine mit großen Erwartungen entgegensehn, sich etwas Besonderes versprechen, nun aber die Schrift vorliegt, könnte die Enttäuschung nicht größer sein. Das Buch ist vor allem stimmungslos, jeder künstlerischen Ausgestaltung bar — eine gelehrte Bearbeitung und, als solche, anspruchsvoll, laut, wortreich, manchmal von einer Beweglichkeit im Ausdruck, die kaum Fülle und sicherlich nicht Tiefe ist. Dabei ungnädig absprechend: „Nörgelei, Schnüffelei, flegelhaften und einfältigen Materialismus" sagt er Andersmeinenden nach, ohne freilich damit sich selbst besonders spirituell darzustellen.

Es fehlt dem Buch, wie dem Autor der unbefangene innere Zusammenhalt mit dem Thema, die sinnliche Konkordanz mit Künstler und Kunstwerk, die es zu werten gilt. Er nähert sich ihnen erst durch eine gelehrte, von dem Sinnenmäßigen einseitig absehende Betrachtung. Zwischen der Dichtung und ihm, dem Beobachter, steht eine Theorie; und nur da, wo diese letztere, wie bei den biblischen Stoffen Racines, nicht störend dazwischen tritt, erhält man einen reinen Eindruck; nur diese beiden Kapitel über Esther und Athalie liest man mit Genuß.

In Racine erleben wir den Gipfelpunkt und höchsten Eindruck einer künstlerischen Kultur. Molière ist persönlicher, kühner, originaler und schon darum weniger ausschließlich einer einzigen Epoche verhaftet. In Racine kulminiert eine Summe von Bestrebungen, daher er ohne genaue Fühlung mit seinem Zeitganzen nicht zu verstehen und seine individuelle Prägung viel schwerer zu erfassen ist. Voßler hat hier den Fehler begangen, daß er nur zwei Faktoren ernstlich in Betracht zieht, die Antike und den Einfluß von Jansenismus und Port Royal. Gewiß war Racine mit diesen kirchlichen Tendenzen verwachsen, sie haben für sein Leben, wie sattsam bekannt, eine entscheidende Bedeutung gehabt; aber es ist doch irrig, sie auch zum Mittelpunkt seiner dichterischen Plane zu machen, zu denen sie nun einmal in scharf betontem Gegensatz gestanden haben. Doch der neue Biograph läßt das nicht gelten. Er empfindet durch das ganze Theater Racines von Anfang bis zu Ende „eine christliche Gesinnung und geistige Innerlichkeit"; und das einheitliche Ziel aller Stücke, ihre tragende Idee ist für ihn der „Verzicht". „Verzicht in welchem Sinne? ... Mit einer runden

[1] Karl Voßler. Jean Racine. München 1926, Max Hueber. 189 S. Broschiert M. 6,50, gebunden M. 8,50.

Digitized by Google

Antwort könnte man sagen: auf alles Zeitliche um des Ewigen willen." Was nutzt es, zu entgegnen, daß der „Verzicht auf alles" Weltabsage bedeuten und eher für die stille Erbauung, als für die Szene sich eignen würde? Daß Racine in seinen Vorreden, welche Kommentare sind, sich sehr klar darüber ausgesprochen hat, wie er jeweils zu seinen Themen gekommen ist, was er mit ihnen bewirken, erzielen wollte, und daß alle diese Absichten nur von den Erfordernissen der Ästhetik und der Bühne eingegeben sind? Es würde Voßler so wenig überzeugen, wie es ihn nicht beirrt hat, daß er bei seinen Deutungen der einzelnen Dramen gelegentlich ins Wunderliche gerät.

Die Tragik Racines hat es auf passions und violence des passions abgesehn. Aber diese Leidenschaften sind nicht von heroischem Wurf, wie bei Shakespeare, nicht stürmische Wallungen, die sich blind ausrasen und nur sich selber gehorchen. Die Menschen Racines sind moderner, überlegter; der Intellekt ist bei ihnen so viel reifer geworden, daß keine gefährliche Neigung in ihnen aufkommen kann, die nicht in Bewußtsein und Gewissen einen Widerstand fände. Vernunft ringt mit dem Affekt, passio mit der raison, ganz wie es die Psychologie der Zeit in Descartes' traité des passions und den lettres à la princesse ausgedeutet hatte. Aus dieser inneren Spannung ergeben sich die Konflikte der dramatischen Dichtung. Pathetisch gerichtet bei Corneille; realistisch, oder nach damaliger Bezeichnung naturalistisch bei den Jüngeren. Der Gegensatz ist programmatisch. Als Molière sich mit seinen Widersachern herumschlägt, höhnt er in der Critique de l'École des Femmes: ... „ich finde es sehr viel leichter, sich über geschraubten Empfindungen aufzuspielen ... Wenn ihr Helden malt, macht ihr, was ihr wollt. Das sind beliebige Gebilde, bei denen es nicht auf Ähnlichkeit ankommt. — Aber wenn ihr Menschen malt, müßt ihr nach der Natur malen, peindre d'après nature." Und die erste Bedingung dabei ist, nichts gegen den „bon sens" zu schreiben, nichts gegen Sinn und Vernunft. — Was meint Racine in der ersten Vorrede zu Britannicus? Nichts wäre einfacher, sagt er, als es seinen Gegnern recht zu machen, „pour peu qu'on voulût trahir le bon sens, wenn man sich nur nicht um Sinn und Verstand kümmern wollte. Man brauchte nur vom Natürlichen abzugehen, s'écarter du naturel, um sich aufs Ungewöhnliche zu verlegen". Es sind dieselben Ausdrücke hier und dort. Diese jüngere Generation will durchaus nichts mehr von dem Überschwang, den hochgestimmten Geboten der älteren wissen. Sie sieht den Menschen dem Boden näher, verstrickt zwischen Gut und Bös, seiner selbst nicht mächtig. Das ist ein Abstieg, der zugleich ein Fortschritt in der kritischen Erkenntnis und der Kunst der Darstellung wird. Nach jugendlichen Impulsen begrenztere Wirklichkeit.

Gewiß, für uns, die wir aus veränderter Stellungnahme in Racine nur noch den Stilkünstler sehen, ist dieser Naturalismus heute stark verblaßt. Aber die damalige Zeit hat ihn als solchen empfunden, so sehr, daß die Älteren unter den Zuschauern, wie etwa Frau von Sévigné, nicht mehr recht mitkonnten; daß andere die Charakterisierung eines Pyrrhus, eines Nero als zu kraß und zu grausam getadelt haben. Und sicher ist, daß all jene Helden mit ihren Eifersüchteleien oder sonstigen Anfällen kleiner Menschlichkeit naturwahr gedacht und realistisch gegliedert sind.

Noch eines. Neben der violence des passions nennt der Dichter in der Vorrede zu Berenice die beauté des sentiments, als Ziel und Aufgabe seiner Kunst. Was ist damit gemeint? Über Gefühlen und Stimmungen verweilen sie alle, sie verweilen auf sich selbst, auf ihren Taten, ihren Empfindungen — all diese Geschöpfe der Racineschen Muse stehen besinnlich vor sich selbst still. Sie durchkosten ihre sentiments, sie schwelgen darin. Sie sind sentimental. Berenice und Titus erheben sich über ihr Leid im Bewußtsein von der Schönheit ihrer Gefühle, aus ihrer Überlegenheit quillt ihnen Trost und Genuß:

... servons tous trois d'exemple à l'univers
De l'amour la plus tendre et la plus malheureuse ...

Das Reflexivisch-Leidvolle durchdringt sich mit dem Pathetisch-Leidenschaftlichen — ein Zug, der durch das ganze Theater Racines sich fühlbar macht, bis in die biblischen Stoffe. Sentimental ist Andromache, captive toujours triste, importune à moi-même — der blasse Britannicus, an der Fabel „Iphigeniens" die Opferung der Unschuldigen; in Phädras Klagen bricht aus der Qual gesteigerten Eigenerlebens der Jammer, das

Digitized by Google

Grauſen vor ſich ſelbſt aus. — Dieſe Menſchen verdoppeln ihr Weh, indem ſie es im Bewußtſein noch einmal durchleben. Vielleicht verflacht ihr Schmerz manchmal darüber, manchmal wird er noch zäher, eindringlicher. Aber im Grunde genommen, iſt die Sentimentalität doch ein Ergebnis der Einkehr des Individuums bei ſich ſelbſt, der inneren Sammlung. Sie bedeutet einen Schritt oder eine Stufe auf dem Wege zur Verinnerlichung des Gefühls- und Gemütslebens. In dieſem Zuſammenhange erſcheint dann das Theater Racines unter ſeinem weiteſten Aſpekte.

Moderne Eschatologie

Von Chriſtoph Netzle (Zürich)

Eschatologie, das iſt die Kunde und die Lehre von den letzten Dingen, iſt Reſervat theologiſcher Betätigung geweſen, bis auch hier der Weltkrieg und ſeine Folgezeit wandelte, Kräfte deutlich machte, die, bis dahin kaum beachtet, Daſein führten. Mit der Fin-de-siècle-Stimmung um 1900 hat Eschatologie nichts zu tun, die furchtbare Wirklichkeit, zu der Krieg und Revolutionen auch der äußerſten Ideologie auf nationalem und ſoziologiſchem Gebiete verholfen haben, ſchützt das Ergrübelte und Entdeckte, das Durchdachte und Geformte, das in der geiſtigen Betätigung des letzten Vierteljahrhunderts, die letzten Dinge betreffend, Niederſchrift und öffentliche Erkennung fand, vor dem Verdachte, als literariſche Allüre behandelt zu werden.

Der Auftakt der ganzen Bewegung wird — wider Willen — mit einem Werk gegeben, deſſen Titel und Suade das Gegenteil untergehenden Bewußtſeins kundgibt. H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" durchſchüttert die Angſt vor dem Untergang der kulturbeherrſchenden Raſſe des „Slavokeltogermanentums", allein dieſer imaginäre Begriff hielt hiſtoriſcher Sichtung wenig ſtand (wie im Rahmen dieſer Zeitſchrift bereits früher ausgeführt wurde), ſo daß ſeine praktiſche Anwendung im öffentlichen Alltag, der jede Idee wägt und im Gewicht befindet, nur zu oberflächlichſter, mit dem Tag geborener und mit ihm wieder vergehender Tendenz an Stelle kritiſcher und ethiſcher Beſinnung führte.

Tiefer und ernſter wurde das Problem der Kataſtrophe aus der Kontinuität des geſchichtlichen Ablaufs erſt bei Spengler erfaßt, es iſt nicht ohne Ironie, daß Spengler, von weit ungeiſtigeren Vorausſetzungen ausgehend, zu einer ernſteren Begründung des eschatologiſchen Problems gelangte als der bayreuther Raſſentheoretiker, ſo unbezweifelbar es auch bleibt, daß deſſen „Grundlagen" die Vorform des eigentlichen Hauptwerks moderner Eschatologie, eben des „Untergangs des Abendlandes" darſtellen.

Die erſchütternde und überzeugende Kraft, die Spenglers Eschatologie zum Ausdruck bringen kann, liegt freilich in Ungewolltem, Abſichtsloſem. Nicht die Theſe von Aufblühn und Verfall der ſich ablöſenden Kulturen — die Notwendigkeit einer Ablöſung wird nirgends begründet, die Begründung würde Spenglers Theſe fällen — iſt eschatologiſcher Gedankengang; dieſe Theſe iſt zunächſt nicht Spenglers eigener Einfall und zum anderen iſt ſie derart hypothetiſch, daß ſie ein Erlebnis und Glaubensartikel werden kann, wie jedes Dogma und dann eben das Schickſal eines jeden Dogmas erleidet, nämlich dasjenige kritiſcher Zerſetzung. Erſchütternd und abſolut eschatologiſch iſt vielmehr die troſtloſe Negation, mit der Spengler das Fazit der eigenen Kultur zieht, zu deren letzten ſtärkſten Denkern er ſelbſt gehört, erſchütternd die kaum glaubliche Ironie, mit der er den Rang der abendländiſchen Kultur der ruſſiſchen zuweiſt. Das iſt Ironie, denn im Ernſt glaubt Spengler ſo wenig wie andere, daß eine Kultur, wie die ruſſiſche, die ſelbſt ſchon über die erſte Entfaltung weit hinausgedieh — eine Ausſage, die in nichts feſtlegt —, imſtande ſei, die Totalität der die Weltkultur krönenden abendländiſchen Geiſtesentfaltung erfolgreich abzulöſen. Auf jeden Fall würde eine ſolche Ablöſung Vereinſeitigung und Abſtieg bedeuten und damit eine Selbſtironie des Geiſtes darſtellen, der ſich in kritiſcher Würdigung ſeiner objektiven Leiſtungen vor die Daſeinsfrage überhaupt geſtellt ſieht (eine Formel, die

Digitized by Google

Hegels Begriffssphäre entnommen scheint, tatsächlich aber der Logizität einer Thesengabe, wie Spengler sie bietet, reif entfällt). Ironie wirkt aber, auf die ernstesten Dinge gewendet, und dazu gehört wohl die Daseinsfrage von Individuum und Gesellschaft, Sein und Leben, mit absoluter Unbedingtheit eschatologisch.

Die Bankerottszene, zu der ein solcher Aspekt von Gegenwart und Zukunft führt, mangelt nicht der lebhaftesten Darsteller, die oft unfreiwillig selbst Objekt der Darstellung sind. Erster Solospieler bleibt hier immer Nietzsche, vor dem alle andern, wie Lublinski, Weininger oder noch kleinere nur als Statisten wirken. Die szenische Beleuchtung des Untergangspieles liefert Dostojewski im Dämonischen wie im Vagen, beides als Notwendigkeit, was Sir Galahads Aufregung übersieht; das ganze Untergangsbild aber hebt sich höchst stimmungsvoll vom Hintergrunde eines erneuerten religiösen Synkretismus ab, der entsprechend der heutigen räumlichen Durchdringung des Erdballs über einen ganz anderen Apparat verfügt als sein antiker Vorgänger. Von der Kultur der Primitiven sich bezwungen zu fühlen, ist sicher nicht bloße Modestimmung, da steht auch der Wille zur Gerechtigkeit dazu; vor allem aber und immer wieder wird die buddhistische Einstellung zu Welt und Leben dem geistigen Streben der Zeit bestimmend. Die Buddha-Übersetzungen K. E. Neumanns, für die der R. Piper-Verlag sich einsetzte, bedeuten in dieser Hinsicht etwas Abschließendes, gehören unentbehrlich ins Bild heutiger Eschatologie.

Alle diese Perspektiven schrumpfen aber zu ephemeren Gefühlen zusammen vor einem einzigen großen Gedanken, der mit lebendiger Rücksichtslosigkeit den Kreis der heute begriffenen Zeit durchspringt und in geschauten faßbaren kosmischen Rhythmen den Gang der Menschengeschichte bezwingt. Die Welteislehre, begründet durch den österreichischen Hochofeningenieur Hanns Hörbiger, heute unter seiner jugendfrischen Initiative durchstudiert, erweitert und popularisiert (fast alle einschlägigen Werke sind im R. Voigtländer-Verlag in Leipzig erschienen), ist noch lange nicht eingeleibtes wissenschaftliches Gut, wenn auch ein Wissenschafter wie E. Dacqué in seinem grundstürzerischen zoologisch-philosophischen Werk: „Urwelt, Sage, Menschheit" (bei R. Oldenbourg, München verlegt) mit charaktervollem Mut dem Genie Hörbigers Anerkennung zollt und in seinen eigenen Thesen starke Beeinflussung durch die Welteislehre aufweist. Doch gehen solche Erörterungen die literarische Befassung mit den Problemen der Welteislehre wenig an; was ihr heute schon Augenmerk in literarischen Kreisen verschaffen sollte, ist eigentlich ein Negativum: die philosophische Durchdringung des ungeheuren Motivstoffs, den die Welteislehre bisher förderte, ist höchst kläglich ausgefallen, kein Wunder bei der Herkunft der Lehre, die bezeichnenderweise (Spengler müßte seine Freude daran haben) aus den Kreisen technischer Praktiker stammt, während die philosophische wie die dichterische Diktion der Zeit sich anscheinend diese Theoreme entgehen ließ. Dabei sind es die einzigen, denen seit langem wieder einmal letzte Größe, Schicksalswehen anhaftet!

Die Kontrapunktik, die aus der Schau der Monde quillt, wenn sie in äonischem Rhythmus aus planetarischer Erschöpfung sich der Erde nähern, von ihr angezogen werden, und in der Annäherung schon das Leben der Erde im tiefsten aufwühlen, bis es durch die Vereinigung von Mond und Erdleib vernichtet wird, um aus der Vernichtung neu gefaßt immer wieder zu erstehen: diese irdische Kontrapunktik dann noch in Weltallsrhythmen variiert, ist wahrlich eine Kraft, von der, abgesehen vom wissenschaftlichen Ertrag, denkerisch und dichterisch noch ganze Geschlechter zehren könnten.

Insbesondere ist die ethische Wendung der Vernichtungs- und Auferstehungstheorien der Welteislehre Aufgabe dichterischer Erfassung: hier liegt wirklicher neuer Mythos brach, dem Form und Persönlichkeit religiöse Weihe verleihen und eine Stimmung schaffen könnte, wie sie, die Zeiten wendend, um den Beginn unserer Zeitrechnung oder um 1000 n. Chr. Gemeingefühl war.

Digitized by Google

Betrachtung eines Gedichtbandes

Von Rudolf G. Binding (Buchschlag i. H.)

Das Gedicht als Ausdruck und Mittel der Poesie wird in diesen Zeiten wie mir scheint von den Schaffenden und sich nach Ausdruck Bemühenden in sehr weitem Maße und immer wieder von neuem gesucht. Aber das gute Gedicht ist so selten wie der gute Roman und das gute Drama. So findet denn die Lyrik der Zeit im allgemeinen nicht die beste Aufnahme, und dies mit Recht. Sie überzeugt nicht und kann nicht eigentlich schön genannt werden, wenn man einmal diesem Worte erlaubt, als eine Eigenschaft des Gedichts ausgesprochen zu werden.

Um so mehr müßte ein Band wahrhaft und eigentlich schöner Gedichte, der soeben erschienen ist, einer Betrachtung wert sein. Es ist eine Sammlung von Gedichten aus den Jahren 1913 bis 1925, die Felix Braun unter dem Titel „Das innere Leben" (Inselverlag zu Leipzig) herausgibt. Klang —: ein wenig zart vielleicht; Rhythmus —: nirgends gewaltsam, sinnfällig, dem inneren Gang der Gedichte angemessen; Gedanke und Vorstellung —: immer freundlich, fromm, anmutig bisweilen: nichts scheint den Leser zu stören. Man liest und liest auch weiter, und von diesen Gedichten kann wirklich recht eigentlich gesagt werden, daß sie schön seien. (Einige — dies soll gleichwohl nicht verschwiegen werden — könnte man vermissen; Zufälligkeiten und Widmungen zu besonderen Gelegenheiten, die in einem Sammelband so mitgeschleppt werden. Sie scheinen mehr aus Ehrlichkeit aufgenommen als aus dem Bedürfnis, sie größer zu machen als sie sind.)

Die Gedichte stellen einen völligen Einklang dar für das Schicksal dieses Dichters und Menschen, dessen Los es ist: jedes Blatt zu sein im Wald, jede Welle zu sein im Meer; von Wiederkehr zu Wiederkehr zu leben und so tief in diesem Leben schon ins neue sich vorzubeugen, daß er weder hier noch dort lebt.

„Zu tief in diesem Leben beug' ich mich
Voll dunkler Wollust, schon ins neue vor.
So leb' ich schwebend: weder hier noch dort.

Und fühl doch Geist und Leib und sag doch: Ich
Und schaudre wie ich mich so oft verlor
Und immer wieder fand: in diesem Wort."

Dieses Geständnis ist bezeichnend. Es geht jedoch noch weiter als er gesteht. Sein Leben spielt sich kaum in der Gegenwart ab, sondern nur in der Erinnerung und Sehnsucht nach der Zeit, als er ein Kind war, und jener anderen Hoffnung und Sehnsucht nach jener Wiederkehr. Die Gegenwart ist in der Tat für ihn: zu sein ein Blatt im Wald, eine Welle im Meer, ein Aufenthalt im Stoff. Das eigentliche Leben also spielt sich in der Vergangenheit oder der Zukunft ab, wie ja gewisse Philosophen behaupten, daß der Mensch überhaupt nicht in der Gegenwart zu leben vermöge. So ist er zur Kindheit zurück-, in ein Jenseitiges, Künftiges zugleich gewandt; der Augenblick ist von einem eigenen sanften Un-Genügen und Un-Glück erfüllt, zu demütig zu schöpferischem Griff und schöpferischer Gewalttätigkeit. Aber wenn es der Mensch nicht kann, so muß es eben der Schöpfer können, und hier berühre ich wohl den Kern seines Wesens: eine schöne Unterwürfigkeit, Mensch zu sein, einem anderen Schöpfer unterworfene und demütige Wesenschaft. Er als Schöpfer schweigt. Weder Bedürfnis noch Gnade und nicht einmal eine Auflehnung gegen das Unterworfensein ist seine Sache. Eine große Kindlichkeit; in welcher — man mag es nicht anders ausdrücken — Engel auf und nieder steigen; in welcher ein freundlicher Genius ihm, als er krank im großen Bette lag, Geschichten erzählte von Himmel, Mond und Sternen; in welcher die Erinnerungen an die Spiele und das Mädchen am Teich, aus deren Bereich er gewiesen wird, wie Süßigkeiten schmecken, beherrscht ihn und ist ihm geblieben durch ein nun schon in das männliche Alter eingegangenes Leben. Und dies verschönt, verklärt und verziert auch das Einfachste.

Dieses Buch wird von denen mißachtet werden, die von der Vorstellung eines Dichters eine neue Welt erwarten, die hinter ihm steht, die er erschafft. Insoweit zwingt es auch nicht. Es bezwingt mehr durch seine Kindlichkeit als durch irgendwelche Gestaltung, die die Dinge in eine neue Welt einsetzt: die Welt des Dichters. Wohl hat Braun seine Welt, aber sie ist doch nicht sein.

Digitized by Google

Er hat sie nicht erschaffen. Es ist, als ob er den Griff in das Chaos vergäße aus der Verliebtheit in die Erinnerung, den Einfall, den er ergreift. Denn aus zierlichen Einfällen werden Gedichte geschaffen. Die Nonnen im Bauerngarten, die da Heu dreschen, sieht er und schildert den Anblick, den Rhythmus dieser Begebenheit, die bedeutungslos bliebe, wenn sie nicht mit folgenden Versen endete:

„Und ich sagte mir: wer weiß —
Engel schreiten neben ihnen;
Um sie her, mit sanften Mienen,
Bilden Heilige einen Kreis.

Und auf diesem Garbenbund
Sitzt, bekränzt mit Mohn und Winde,
Wohl die Jungfrau mit dem Kinde,
Hold ein Lächeln um den Mund."

Nachts am Meere schlendernd nimmt er die Muschelschale auf und schaut das spiralige bunte Band in den beiden Innenseiten der Schalen, und das Gedicht schließt:

„Einem Kinde wohl bring
Ich, was ich glücklich gefunden:
Schale mit Schale verbunden,
Steinernen Schmetterling.

Und ins Spiel versponnen,
Hat das Kind entzückt,
Schon den Gott erblickt,
Der dies Muster ersonnen."

So viel zu den zierlichen Einfällen, deren man viele finden könnte. Wenn man sie von den Gedichten wegnimmt, ja selbst wenn man sie ihnen beläßt, sind sie kaum Ausdruck der Gestaltung eines Gefühls oder einer Welt, die hier „geschaffen" wären, und dennoch sind sie schön.
Ähnlich verhält es sich mit gedanklichen Blicken in die Natur. Er versucht, sie sich zu erklären, aber nicht eigentlich mit dem Wunsche, sie als ein Schöpfer zu besitzen und einzureihen in seinen Vorstellungskreis.

„Den Vogel faß' ich noch: Er ist wie ich:
Von Fleisch und Blut, trinkt, ißt, hat Schlaf und Traum.
Doch schon sein Herzschlag unterm Federflaum
In meiner hohlen Hand durchschauert mich.
Wie bang erregt mich da der Schmetterling!
Noch hab ich Blut, Licht, Zeit mit ihm gemein,
Die Luft, die Blume, Gras, besonnten Stein,
Gesträuch, den Fluß, manch namenloses Ding.

Gleichwohl — von meinem Leben ewig fern,
Entflattert seins. Wie wag ich's erst und blick
Zur Blume mich, das ihre tief zu schaun?

O Blick, wie rührst du einst vom andern Stern
An unser dunkles Eiland ohne Glück,
Darin wir Rosen lieben, Rehe, Fraun!"

Die Hauptkraft und Hauptliebe des Dichters äußert sich in legendenhafter Erzählung und Auslegung des Unerklärlichen. Wie Elieser Rebekka heimbringt, wie Jakob Rahel im Garten sieht, wie einer aus dem Gefolge der drei Könige erzählt. Das sind der Sprache und der Form nach rührende und reizvolle Schilderungen biblischer Begebenheiten oder Ausspinnungen dazu. Die Deutung und Auslegung aber des Unerklärlichen wird gleicherweise legendenhaft behandelt. Und hier ist besonders bezeichnend die Frage, warum das Böse in der Welt sei. Der Dichter stellt die Frage, und ein Engel beantwortet sie ihm.

„Wie aber kam das Böse in die Welt,
Wenn Gott die Güte ist? Ich faß es nicht."

Und die Belehrung des Engels ist, daß es durch die Menschen kam, nicht von Gott erschaffen sei. Aber der Dichter fragt, warum, da er verbessere, was er als schlecht erkenne, Gott das Böse nicht verbessert habe. Und der Engel fragt: Verbesserst du auch, wenn du ruhst? Der Dichter: Wie mag die Gottheit ruhen? Der Engel: Weißt du das nicht? Noch währt sein Ruhetag. Der Dichter: Schafft er denn nicht Geschöpfe der Natur noch fort? Der Engel: Seit ihr geschaffen wart, nicht mehr. Es ist Ruhetag. Der Schöpfer sieht euch zu. — Und auch dies scheint mir zu den anmutigen „Einfällen" zu gehören. Lediglich um der Betrachtung willen und weil es mir eins der schönsten Gedichte in dem Buch zu sein scheint, sei zum Schluß das Gedicht „Nacht am Bergsee" hierhergesetzt. Hier einmal ist etwas zu spüren von einer Eigengewalt, von einem Bezwingen der Natur und einem völligen Miterleben ohne Unterwerfung. Hier einmal hat der Dichter sich gleichzusetzen gewagt, wenn auch ermutigt durch die leisen Liebesblicke, mit denen Wasser, Land und der gestirnte Himmel über ihm locken.

Nacht am Bergsee

„Halbmond, golden überm Dämmergebirg,
Welle, bleigrau, hütet den Widerschein,
Der als Goldhort sank in den See hinein,
In gespiegelter Wälder Schattenbezirk.

Himmel, wolkenlos, fahlenden Blaus,
Ausgewölbet, erstem Gestirn bereit:
O da zittert's! Da blinkt's! Da glitzert's zerstreut!
O da sät es sich silbern aus.

Wer denn bin ich unter dem Erlengesträuch,
Dunkel wandernd am flüsternden Abendstrand?

Digitized by Google

Liebesblick winkt mir vom Wasser, lockt mich vom Land;
Liebesblick trifft mich heimlich aus himmlischem Reich.

O wie der Wagen schon harrt, silbern geschirrt!
Nachtwind, komm! Heb' mich empor!
Engel spannen dämmrige Rosse vor,
Und ich fahre, selig verirrt!

Stamm an Stamm, blau ein Forst, schneelichtbeglänzt;
Schweifend Getier vorbei; Aufblitz und Flügelschlag;
Quelle geht nächtlich laut. Aber im Grund der Tag
Lauscht und lauert bekränzt."

Das Gedicht schwingt. Es ist wahrhaft schön. Aber wie ein unseliger Blitz zerreißt seine Einheitlichkeit, die wunderbare, ein einziges Wort, eine einzige Vorstellung, die nicht hineinpaßt: Das Wort und die Vorstellung: Engel. Hergenommen, uneigen, ungeschaut, Requisit, entlehnt! Zu dem Wort „Weiten", das hier vielleicht sich angeboten hätte, wagt er nicht zu greifen.

Joseph Georg Oberkofler

Von Peter Bauer (Worms)

Anlaß zu diesem Hinweis sind der eben erschienene Roman des Dichters „Sebastian und Leidlieb"[1] und ein druckfertig abgeschlossener Gedichtband „Triumph der Heimat", die beide maßgebend genug scheinen, die wesentlichen Linien seines Profils erkennen zu lassen.

Die ersten Publikationen des 37jährigen in Sankt Johann-Ahrn geborenen Deutschtirolers waren Gedichte, biblische Sonette, und geschahen vor dem großen Kriege in der vortrefflichen Zeitschrift „Der Brenner", die heute wieder in Jahrbuchform existiert. Diese Sonette entstammten der bald darauf veröffentlichten Sammlung „Stimmen aus der Wüste", einem schmerz-dunklen, aus der Tragik der Zeit geborenen Buch. Ergreifend ist in dem Zyklus, der dem ganzen Band den Titel gab, der Opfertod der kriegsgepeinigten Menschheit anschließend an die Gestaltung des Opfertodes Christi dargestellt. Aber es stöhnt auch viel persönliches Weh hinter dem festen, gitternden Gefüge der Sonette. „Allen, von denen ich Leides erfuhr, in Liebe" lautet die Widmung. Und einmal heißt es: „Ich trank vom Elend bis an Kelches Rand". Ein andermal: „Viel Traurigkeiten sind an mir geschehen". Eine schwere Wanderschaft, umstürmt von Gefahren, ist Oberkoflers Weg. Nicht umsonst schreit seine Seele auf: „Des Leibes Knechtin bin ich nicht." Drangsale und Finsternisse erfüllen auch die Sonette des folgenden Buchs „Gebein aller Dinge". An Frauengüte hofft des Dichters Unrast zu gesunden. Aber dem Urbild des Weibes, das er in sich trägt und das seine Sehnsucht zu einer strahlenden Beatrix erhob, gleicht die nicht, die ihm begegnet, „Die Stunde der Erfüllung und des Einklangs", die ihm die „Blondschimmernde" schenkt, ist nicht der sonnige, warme Himmel, den er in der Selbsttäuschung des Rausches zu sich nieder zu ziehen glaubt, sondern nur ein blenderisches, ach zu rasch verflüchtendes Aufleuchten. Von reuevollen Nächten zermartert, wird ihm rasch genug die bittere Erkenntnis, daß ihre Seelen einander fremd geblieben: „Ich hab' dich nie und du mich nie besessen", „O Liebe, die im Lieben sich zerstört". So bleibt des Dichters Los: ein kampfmüdes aber ruheloses Weiterirren. Viele Stimmen rufen, keine aber wirft den hellen Klang des Lichtes in seine Seele. Bis ihm endlich aus Einsamkeit neue Kraft zum Anstieg wächst. Opfernd und entsagend ringt er sein Herz von aller Erdgebundenheit frei und erfährt so schließlich das Glück des Augustinus: der Ruhe in Gott. „Nur selig schweigt der Mensch in Gottes Schweigen." Ein starker Gestaltungswille und meisterliche Sprachbeherrschung geben Oberkoflers Erlebnissen den packenden Ausdruck. Seine Bilder sind kühn und leibhaft schwer. In alle Sinne bringt ihre Anschaulichkeit. So, wenn er die Geliebte bittet, sich hineinzulegen in die „Lade" seiner Seele: „Weit ist die Wohnung, die dir Gott gelassen. Bieg sie an dich und mach sie heimatklein". „Sie lieh den Vögeln ihre roten Lippen, sich daran zu laben" und „sang mittags unter Hirtenknaben ihres Leibes blühende Melodie". Seine Sehnsucht „spannt den Bogen", „starrt sich die Augen wund", „hält ein Bündel Leid zu Ihm hinauf". „In Eisgespinsten krümmt sich stumm der Tag"

[1] Im Verlag Tyrolia A.-G., Innsbruck.

Digitized by Google

der gottentfremdeten Zeit. So ist alles, was er greift, prall von Farben und Klängen. Um so mehr verlangt einen nach dem Abglanz, der Musik jener Welt, in die der Dichter nach so schwerem Gang durch Zeitnot und Weltverzweiflung als in das verheißene Land seiner Seele einging.

Die ersten Zeichen aus ihr künden sich in der im „Hochland" abgedruckten und dann als Bändchen erschienenen Erzählung „Die Knappen von Prettau". Es sind die Stimmen der Väter, die lange „in den Kammern des Heimwehs schliefen", nun aber im Heimgekehrten und Erlösten wach und laut werden. Sie gestalteten mit Freude, Stolz und Liebe diese stämmigen, trotzigen Gföller, ihm blutsnahe Bauern der Berge und Almen. Aber erst der Roman „Sebastian und Leidlieb", ein Bekenntnisbuch von erschütternder Tiefe, läßt Geschlecht und Heimat des Dichters groß und schicksalhaft vor uns erstehen. In der Maske des historischen Gewandes, zu der Zeit der Ritter, Kreuzfahrer und freien Bauern, begegnen uns Menschen, deren Kämpfe, Ringen und Leiden uns ans Herz dringen, weil sie alle ein Stück unseres Weges gehen. Vor allem dieser Sebastian, hinter dem wir oft genug die verkappte Gestalt des Dichters spüren. Er zieht, ein reiner Tor wie Parzival, in die Welt, findet aber nicht die Kraft, sich durch Kundrys Zaubergarten durchzukämpfen. Er vergißt seiner Sendung, der Heimat Helfer und Führer zu werden, wie er seines göttlichen Senders vergißt. Umsonst pocht der mit gewaltiger Faust an seine Brust: Mutter und Vater sterben an ihm und ein zartes Mägdlein und Jugendgespiel härmt sich in vergeblichem Hoffen und Harren. Er bleibt verstockt und sucht Gott und der Heimat fern in neuer Liebe Erlösung. Aber „wehe dem, der den Weg nicht findet durch die Schöpfung zum Schöpfer, der die Kreaturen gebraucht nit als einer Gabe Gottes, der eigne Not und eignes Leid nit hinnimmt als eine Himmelsleiter, sondern es auftürmt als einen Trutzbau gegen den Herre Gott". Sebastian baut sein Glück ohne und wider Gott, und so muß es zerschellen: Weib und Kind sterben ihm, während die Schrecken der Pest sein Haus umdrohen. Noch einmal tobt es in Sebastian auf: „Wenn du nur zuschlagen kannst, Gott, schlag zu! So fängst du mich nit!" Aber er flieht, die Unrast im Nacken wie Kain, und den Jammer in der Brust: du hast sie getötet. Am Wege verborgen sieht er den Kreuzgang seiner Landsleute und hört ihr Bußlied:

„All Ding seind gestellt auf Schatten und Schein.
All Lust wird gerochen mit Pön und Pein.
Kyrie eleison!

Tut harte Pönitenz, der Christ ist nah,
Weh, wem in Sünden Gericht geschah!
Kyrie eleison!"

Es dringt wie Gottes Stimme einst an des Saulus Herz: Warum verfolgst du mich? Jetzt endlich findet er als Einsamer den Weg zur Heimat und zu Leidlieb, der Großen, Gütigen, Reinen, die in Treue seiner geharrt hat wie Solveig auf Peer Gynt. Sie schlägt ihm die Brücken, die er hinter sich abgebrochen, zu Gott und dem „heiligen Land", das ein jeder Mensch in sich trägt. Und er stirbt, wahrhaft ein von tausend Pfeilen des Leides durchbohrter Sebastian, entsühnt und gerettet. Das Buch ist ein Werk voll starker religiöser Inbrunst und werbender Kraft. Seine Sprache ist, wie die wenigen Anführungen erweisen, ein ungekünsteltes, altes kerniges Deutsch. Die Menschen stehen blutvoll und lebenstrotzend vor uns, die Männer sowohl wie die ungemein innig und edel gestalteten Frauen. Das Zeitkolorit ist glänzend gelungen. Unwiderstehlich fühlt man sich in die großen Tage der brixener Bischofsmacht gegängelt. Und über allem weht die Luft, strahlt der Himmel der gebirgigen Heimat. Ihr zur Feier entstand auch das noch ungedruckte Versbuch „Triumph der Heimat". Ein, wie die da und dort veröffentlichten Proben bezeugen, starker Hochgesang eines Bauerntums, der in der Verwendung heimischer, schollenentstammter Wörter und in seinen freien Rhythmen an den hunsrücker Kneip erinnert und eine kraftvolle Bereicherung unserer Lyrik verspricht. Nun endlich schreitet der Dichter „gelassen mit dem Gebirge an Strömen und Auen" und seine Seele singt:

„Aller Musik ewigen Dreiklang:
Heimat —
Ruhe —
Friedfertigkeit Gottes."

Digitized by Google

Waldemar Bonsels

Ein Beitrag zum Problem des künstlerischen Schaffens

Von Karl Rheinfurth (Lehrbach)

Wer die Werke von Waldemar Bonsels unter dem Gesichtswinkel der Analyse seines künstlerischen Schaffens auf sich wirken läßt, wird in ihnen allenthalben Wort- und Satzgebilde antreffen, die sich wie beblühte Inseln über dem Meer der Sprache erheben. Sie zeichnen sich durch eine erhöhte Lebendigkeit, eine gewisse edle Pathetik aus. Sie überzeugen durch die unmittelbare Eindringlichkeit ihrer Melodik und durch ihren Beziehungsreichtum. Sie lenken das Auge zu weiten Horizonten und bannen doch den Blick in eine nahe reine Glut, die mit Licht und Wärme den Sinn erfüllt...

Ich sehe in diesen Gebilden die Grundbestandteile der Prosawerke von Waldemar Bonsels. Sie sind Erzeugnisse einer visionären Aphoristik. In ihnen manifestiert sich primär der schöpferische Akt des Künstlers.

Dieser visionäre Aphorismus — wie ich ihn nennen möchte — ist für einen derart auf das Absolute eingestellten, nach der Verleiblichung der Idee im Material der Sprache trachtenden Dichter wie Bonsels zunächst die einzig mögliche und notwendige Form, in der ihm diese Verleiblichung gelingt. Denn die Idee ist eine Wirklichkeit von solcher Spiritualität, daß sie von dem erdgebundenen Menschen nicht wie das tägliche Brot empfangen und ertragen zu werden vermag. Sie kommt, befruchtet, beseligt — und geht.

Ihr menschlich faßbarer Aufblitz ereignet sich in dem visionären Aphorismus. Derselbe unterliegt — je nachdem er von oben oder von unten betrachtet wird — einer doppelten Einschätzung: vom Menschen aus betrachtet erfahren in der Kunstform des Aphorismus alle schöpferischen Kräfte ihre höchste Steigerung. Der Wille zur Form meistert hier in höchster Konzentration auf die Idee als Inhalt sein Material: die Sprache.

Von der Idee aus besehen ist der Aphorismus nur eine Spur, eine flüchtige Berührung, ein Gruß der Idee, die den Menschen heimsuchte. Die Idee ist präexistent und vermag sich im höchsten Sinne doch erst durch, in und mit ihrem Offenbarwerden in einem schöpferischen Gemüt und durch dessen Geistestat zu realisieren. Es dürfte nach dem Gesagten klar sein, daß ich in der Kunstform des visionären Aphorismus nicht einen Notbehelf sehe, daß ich Aphorismen nicht als Splitter und Späne aus der Werkstatt eines Künstlers werte — jedenfalls geschieht dies nicht mit den Aphorismen von Waldemar Bonsels. Diese gleichen vielmehr schöpferischen Urworten. Sie bilden die Keimzellen, aus denen heraus seine Gestalten sich organisch entfalten. Die in visionär-aphoristischer Form aufblitzende Erkenntnis birgt bei Bonsels zugleich die ideelle Substanz einer Gestalt in sich. Sie ist zunächst zwar nur eine Teilerkenntnis, aber doch an der Vision der ganzen Gestalt orientiert, welche wohl als ideell bewegte, aber nicht als empirisch handelnde konzipiert wird.

Im weiteren Verlauf des Gestaltungsprozesses wird die ideelle Substanz der Gestalt klar herausgearbeitet und eindeutig abgegrenzt. Immer bleibt die aphoristische Vision ihrer Beschaffenheit die höchste und entscheidende Norm, und es entsteht dem Dichter eine Geistesfigur, die nicht als Persönlichkeit, wohl aber als Symbol der Idee in Erscheinung tritt. Nicht ihre empirische Zufälligkeit, sondern ihre metaphysische Notwendigkeit ist Gegenstand der künstlerischen Gestaltung. Nichts ist an der Schilderung ihres Tuns, aber alles an der Erkenntnis ihres Seins gelegen.

Mit der Erhellung dieser Zusammenhänge ist der Boden zu einer neuen, ihm gerecht werdenden Beurteilung des Schaffens von Bonsels bereitet.

Vergleicht man seine Romane und Novellen mit anderen zeitgenössischen Prosawerken von Bedeutung, so fällt an ersteren ein Mangel an dem auf, was man „Handlung" nennt. Derselbe ist eben durch diese „Idealität" seines Schaffens — um es kurz so zu charakterisieren — durch seine visionäre Aphoristik, durch die Überordnung des Gestalterischen über das Beschreibende, Unterhaltende bedingt. Kurz: Bonsels verfährt inskriptiv in einem lapidaren plastischen Sinn — andere deskriptiv in literarischem Sinn.

Digitized by Google

Es geht Bonsels nicht um die Handlung als solche, sondern um Darstellung, Verleiblichung der Idee. Er bedarf der Handlung nur insofern, als sie ein aus dem Wesen der Gestalt mit zwingender Notwendigkeit hervorgehender Akt ihrer Realisation ist. Wandern, Schauen, Lieben, Leiden, Opfern — dies sind eigentlich die einzigen Taten und Handlungen seiner menschlichen Gestalten. Sie geschehen tiefinnen — und sind doch außen sichtbar, sie strahlen in ihrer monotonen Wiederkehr doch den ganzen Reichtum eines harmonisch durchgeisteten und durchbluteten, auf das Absolute hinzielenden großen Seins aus.

Was dem Prosaiker Bonsels als ein relatives Minus zu buchen verbleibt — der Mangel an Handlung — ist in der epischen Dichtung „Don Juan" überwunden. Die Fugen zwischen der aphoristischen Konzeption der Idee und ihrer epischen Ausgestaltung sind hier verschwunden. Der Held des Epos ist seiner Beschaffenheit nach in dem Prolog der Dichtung visionär erschaut. In den zwölf folgenden Gesängen zieht eine Fülle von Geschehnissen, Abenteuern, Schicksalen vorüber, die alle streng auf die Vision der Idee des Helden bezogen sind. Alles ist hier aus einem Guß, Idee und Handlung verhalten sich zueinander wie Geist und Leib.

Freilich einiges — wie auch in den Prosawerken — scheint sprachlich-lyrisches Füllsel zu sein, doch es scheint nur so. In Wirklichkeit handelt es sich hier wie dort um ein durch die aphoristisch-visionäre Konzeption bedingtes Anfluten und Verebben der Idee. Der Dichter stimmt sich ein, läßt den Leser mit sich auf den Akt seiner Begeistung warten — und auf einmal ist man mit ihm hineingerissen in den Sturm und Sturz, das Wehen und Brausen ...

Vielleicht regt diese kurze Untersuchung den einen oder anderen dazu an, sich in der angegebenen Richtung näher mit Bonsels zu befassen. Wie kaum eines anderen zeitgenössischen Künstlers Werk (abgesehen von Thomas Mann) ist das von Bonsels geeignet, neue Aufschlüsse über das Problem des künstlerischen Schaffens überhaupt zu geben.

H. Fr. Blunck's Mythendichtung

Von Carl Müller-Rastatt (Hamburg)

Mit herben Geschichten aus der Gegenwart trat Hans Friedrich Blunck zuerst auf den Plan. Dann schrieb er seine große, das niederdeutsche Mittelalter umkreisende Romantrilogie, in deren letztem Band „Stelling Rotkinnson" er bis auf die Zeit des Sachsentöters Karl zurückgriff. Und von da hat ihn sein Weg tief in die dunkle Vorzeit hineingetrieben. Seinen „Streit mit den Göttern" und seinen „Kampf der Gestirne" kann man nicht eigentlich mehr Romane nennen: diese beiden — wie die weiter unten genannten Märchen — bei Diederichs in Jena erschienenen Werke sind schlechtweg Mythen. Was sich im „Stelling Rotkinnson" anbahnte, das ist hier vollendet: ihrem Stil, wie ihrer Geistigkeit nach sind diese beiden Bücher bewußt auf Volkstümlichkeit eingestellt, wenden sich nicht an den exklusiven Kreis gebildeter Leser, sondern an die niederdeutsche Volksgemeinde. So gewiß es ist, daß der geschmäckleriſche Ästhet mit ihnen nichts anzufangen weiß, so gut kann man sich vorstellen, daß sie in den Bauernhöfen der niederdeutschen Geest und Marsch nicht nur gelesen, sondern ebenso geglaubt werden, wie die altüberkommenen Sagen, die dort in mündlicher Überlieferung leben.

Ein nach Ablauf seiner Bureaustunden Mythen dichtender Regierungsrat: im Binnenland mag man sich das nur schwer vorstellen können. Die Menschen an der Wasserkante sind der Muttererde noch innig verbunden und fühlen sich in ihrem Seelenleben noch stark beeinflußt und reich gespeist von der Anschauungswelt ihrer Vorfahren. Man spürt das im Grunde bei jedem der heutigen niederdeutschen Dichter — bei Schureck etwa, bei Ludwig Hinrichsen, nicht zum wenigsten bei Hans Leip: bei Blunck tritt es nur besonders klar zutage, seit er sich nicht mehr mit modernen Stoffen beschäftigt. Wobei unerörtert bleiben mag, ob er sich der Vergangenheit aus innerem Zwang oder aus verstandesmäßiger Überlegung zuwandte. So oder

Digitized by Google

so: durch diese Rückwendung kam er in das eigentliche Heimatland seiner Seele.

Die große, entscheidende Wendung ging wohl damals vor sich, als er seinen „Berend Fock" schrieb. Da tauchte er so tief in die heimische Sagen- und Märchenwelt, daß er ihr ganz zu eigen wurde und seine Dichtung in ihren Dienst stellte. Hielt man die Märchen „Von Klabautern und Rullerpuckern" (Märchen von der Niederelbe. I. Band) für Parerga seiner Arbeit am „Berend Fock", so beweist der neuerdings erschienene II. Band „Von klugen Frauen und Füchsen", daß Blunck diese Dinge nicht spielerisch schreibt, sondern sie sehr ernst nimmt, genau so ernst, wie die alten Märchendichter sie genommen haben. Die Welt voll Wundern und Geheimnissen, die diese erschufen, hat er als Kind durch seine Eltern und Großeltern kennen gelernt. Nun, da er Mann ist, beschwört er diese Welt aufs neue herauf und füllt sie mit neu erfundenen Geschehnissen an, spinnt wieder, wie das einst geschah, Fäden zwischen elbischen Wesen und Menschen, läßt Über- und Unterirdische in mannigfache Beziehungen treten zu den Irdischen. J. Bödewadt hat recht, wenn er Blunks Märchen letzten Endes demselben Einsgefühl mit der Allnatur entquellen sieht, das auch in unseren mittelalterlichen Mystikern lebte. Diese Naturverbundenheit, aus der die Religion unserer Vorfahren entstand, ist in dem am spätesten christianisierten niederdeutschen Stamm heut noch nicht erstorben. Es ist nur folgerichtig, wenn ein niederdeutscher Dichter sie wieder zum Ausdruck bringt.

Hier sind denn auch die Wurzeln für Blunks mythische Romane. Der „Streit mit den Göttern" erneut den alten niederdeutschen Mythus von Weland, dem Schmied, der das Fliegen erfand. Und wird dabei dem alten niederdeutschen Geist naturgemäß besser gerecht, als Hauptmann in seinem Veland-Drama. Denn während der weiche Schlesier in die Fabel das Problem des Leidens und Mitleidens hineinträgt, sieht Blunck in ihr mit den Augen seines herberen Stammes das Lied von der Tat und der Kraft, die sich selbst befreit und den göttlichen Feind zur Bewunderung zwingt. Nicht in Atherglanz verklärt, in derber Menschlichkeit wandeln die Götter und treten zu den Menschen in selbstverständlichen freundlichen und feindlichen Verkehr. Das ist viel urtümlicher als selbst bei Homer, wo die Gottheit zwar gelegentlich Menschengestalt täuschend annimmt, aber von den Menschen eben doch grundverschieden bleibt und ihnen nur selten erscheint.

Anders wieder greift der Dichter im „Kampf der Gestirne" seine Aufgabe an. Hier bleiben die Götter hinter dem Vorhang. Oder vielmehr: hier stehen an Stelle der Götter über den Menschen die Gestirne. Es bildet sich ein Volk, indem es sich einen Gottesglauben bildet. Und dieser Glaube entsteht im Kampf zwischen den Verehrern der Sonne und denen des Mondes: In sehr frühe Zeit also führt Blunck uns hier zurück. „Die einen sagen, sie liegt erst hundert Geschlechter zurück, die andern, sie wäre gewesen, noch ehe die Pyramiden gebaut wurden." Primitiv ist das Leben. Man wohnt auf Pfahlbauten, fährt in Einbäumen und reift langsam zu höherer Kultur heran. In diesem Milieu ersteht der Held des Romans, der in tiefster Einsamkeit, beinahe Halbtier aufwächst, Volkskönig und Wikingerherzog wird, die Meere befährt und den Sonnendienst einführen will, aber schließlich damit scheitert und nun lebendig in sein Steingrab steigt. Üppige Phantasie hat diese Fabel erfunden, strenges Formgefühl sie in knappsten Rahmen gespannt. Ganz ins Mythische getaucht ist dies Buch, das sich liest, wie eine alte Saga.

Neue musikalische Bücher

Von Wolfgang Golther (Rostock)

Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Von Hans Joachim Moser. Vierte, völlig neugestaltete Auflage. Stuttgart-Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8°. XVI, 532 S.

Wolfgang Amadeus Mozart. Berichte der Zeitgenossen und Briefe. Gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. Leipzig 1926, Inselverlag. 8°. 518 S.

Musiker von ehedem. Von Romain Rolland. Deutsch von Wilhelm Herzog. München 1927, Georg Müller. 8°. 407 S.

Joachim Raff, ein Lebensbild. Von Helene Raff. Regensburg 1925, Gustav Bosse (Deutsche Musikbücherei 42). 8°. 288 S.

Digitized by Google

Hans v. Bülow in Leben und Wort. Von Marie v. Bülow. Stuttgart 1925, J. Engelhorn Nachfolger. 8°. 298 S.

Verdi. Briefe, herausgegeben und eingeleitet von Franz Werfel. Übersetzt von Paul Stefan. Berlin-Wien-Leipzig 1926, Paul Zsolnay. 8°. 392 S.

Das Konzertbuch. Ein praktisches Handbuch für den Konzertbesucher. Von Paul Schwers und Martin Friedland. Stuttgart 1926, Muthsche Verlagsbuchhandlung. 8°. XXIV, 501 S.

Almanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1926. Regensburg 1926, Gustav Bosse. 8°. 407 S.

Wohltäterin Musik. Gesichte und Gedichte. Von Hans v. Wolzogen. Regensburg 1925, Gustav Bosse. (Deutsche Musikbücherei 31.) 8°. 242 S.

Von deutscher Musik. Von Paul Bülow. Leipzig-Berlin 1926, B. G. Teubner (Beihefte zu Wägen und Wirken 10). 8°. 48 S.

Richard Wagner in ‚Mein Oberfranken'. Heimatliche Lesehefte für die Schule. Heft 1. Herausgegeben von K. Kugler, K. Meier-Gesees, Th. Meister. Bayreuth 1926, Carl Gießel. 8°. 38 S.

Hans Joachim Moser, dessen großes Werk 1924 zum Abschluß kam (L. E. XXVIII, 403), beginnt mit einer Neubearbeitung, deren erster Band wesentliche Verbesserungen aufweist, besonders im ersten Buch. Die frühere Einteilung (1920) war: „Tonkunst der Wälder. 1. Ursprung, Auffassung und Eigenart der deutschen Tonkunst. 2. Zeugnisse des vorgeschichtlichen Werdegangs. 3. Die heidnisch-germanische Musikübung und ihre Träger." Jetzt heißt es übersichtlicher und anschaulicher: „Tonkunst in Heide, Wald und Feld. 1. Die Eigenart der deutschen tonkünstlerischen Begabung. 2. Indogermanische Zeit. 3. Die Musik der vorchristlichen Germanen." Der Abschnitt über die Urgeschichte hat in jeder Hinsicht nach Gehalt und Form gewonnen. Das zweite Buch von der Tonkunst der deutschen Klöster zeigt, wie die Mehrstimmigkeit aus dem Klosterleben hervorwuchs. Das fünfte Buch von der Tonkunst der mittelalterlichen Stadt widmet dem geistlichen Drama, das zunächst rein musikalisch war, einen besonderen Abschnitt. Im Minnesängerkapitel ist die Stilabhängigkeit von der romanischen Liedkunst hervorgehoben; im städtischen Musikwesen ist eine kurze Abhandlung über die Glocken hinzugekommen. Die vielen inzwischen erschienenen Sonderdarstellungen sind sorgsam eingearbeitet, um den Band auf der Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft zu halten. Erfreulicherweise wurde auch der Stil durch Ausmerzung entbehrlicher Fremdwörter gereinigt. So ist im einzelnen und im ganzen alles von seiten des Verfassers getan, um dem erfolgreichen Werk neue Freunde zu gewinnen.

Leitzmanns Buch bietet aus Berichten von Zeitgenossen und aus Mozarts Briefen ein umfassendes und lebendiges Bild seiner Persönlichkeit. Die älteren Arbeiten von L. Nohl (Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen 1880) und K. Storck (Mozarts Briefe 1906) sind ergänzt, erweitert und textkritisch verbessert. Zwei Seiten des Mozartschen Wesens treten in den Briefen hervor: tiefer Ernst und ausgelassenste Heiterkeit, eine Neigung zu Scherzen und Späßen, die zuweilen kindisch wirkt. Die Briefe an das augsburger Bäsle und an Konstanze sind fast ganz auf den lustigen Ton gestimmt, der ein natürliches Gegengewicht gegen schwierige künstlerische Arbeit war. In den Briefen begegnen Stellen, die in Mozarts Anschauungen von der Musik Einblick vergönnen. Grundzug seines Schaffens ist die stets in den Grenzen der Schönheit bleibende Mäßigung. Auch über technische musikalische Fragen läßt sich Mozart zuweilen aus. Die leider auch durch Mörikes Mozart-Novelle verbreitete Vorstellung, wonach Mozarts Werke mühelos Eingebungen des Augenblicks seien, bedarf der Berichtigung: schon seine Erziehung lehrt, daß hier geniale musikalische Erfindungskraft durch strenge, fachgemäße Schulung und eisernen, gewissenhaften Fleiß zur vollendeten Höhe geführt wurde. Leitzmanns Verdienst ist die sorgfältige, erschöpfende Auslese und Zusammenstellung der Berichte und Briefe und ihre kurzgefaßte Erläuterung, wozu das genaue und reichhaltige Register über Mozarts Persönlichkeit und seine Werke und das ausführliche Namenverzeichnis gehören. Die beigefügten 16 Bildtafeln mit 2 Faksimiles und die Ausstattung zeigen das Buch schon in seiner äußeren Form als eine vornehme, des Gegenstands würdige Verlagsleistung.

Romain Rollands Aufsätze aus den Jahren 1902–1908 behandeln die Geschichte des musikalischen Theaters. Zuerst wird die Stellung der Musik im Verlauf der Gesamtgeschichte der Menschheit bestimmt: sie paßt sich allen Zeiten und allen Gesellschaftsbedingungen an. „Keine Formel beengt sie; sie ist der Gesang der Jahrhunderte und die Blume der Geschichte; sie entspricht dem Schmerz wie der Freude der Menschheit." „Frankreich arbeitet daran, das musikalische Theater, das von den Florentinern und von Lully entworfen wurde, eine große tragische Kunst, nach dem Vorbild des griechischen Dramas, zu gründen. Paris ist das Laboratorium, wo sich die Bemühungen der größten dramatischen Musiker Europas vereinigen und miteinander wetteifern. Franzosen, Deutsche, Belgier sind bestrebt, den Stil der Tragödie und der lyrischen Komödie zu schaffen." Der Aufsatz „Die Oper vor der Oper" verfolgt die wenig beachteten Vorläufer des florentiner Musikdramas bis ins 14. Jahrhundert zurück, zu den geistlichen und weltlichen Spielen mit wesentlicher Beteiligung der Musik. Die florentiner Oper ist also nicht eine völlige Neuschöpfung einer kleinen Gruppe von Dichtern und Musikern im Salon des Grafen Bardi zwischen 1590 und 1600, sie erscheint vielmehr als der natürliche Abschluß einer musikalisch-theatralischen Entwicklung mehrerer Jahrhunderte. Der rein dramatische Musikvortrag, das Rezitativ, ist die wichtigste Neuerung der Florentiner und somit allerdings der bewußte Versuch des ‚Dramma per musica' an Stelle der von Musik begleiteten, der Schaulust dienenden, reich ausgestatteten Spiele. Dieser Vorgeschichte der italienischen Oper folgen Aufsätze über deren Einführung und Fortbildung in Paris. Luigi Rossis „Orfeo" 1647 wird als der Anfang der Oper in Frankreich ausführlich und aufschlußreich geschildert. Dann wendet sich der Verfasser zu Lully, Gluck und Grétry. Glänzend ist der Abschnitt über Lully, der als armer Küchenjunge nach Paris kam und sich zum Musikherrscher von Paris und Frankreich aufschwang. Glucks dramatische Begabung und Tat tritt machtvoll hervor. Sein Programm findet sich bereits bei Diderot: „möge sich der geniale Mann zeigen, der die wahre Tragödie, die wahre Komödie auf die lyrische Bühne bringen soll". Es handelt sich nicht nur um eine Reform der Musik, sondern um eine Reform des Theaters: „weder die Dichter, noch die Musiker, noch die Dekorateure, noch die Tänzer haben bis jetzt eine wahre Idee von ihrem Theater". Und Gluck erreicht dieses Ziel: „die Stimme, die Instrumente, alle Töne, sogar das Schweigen müssen einem Zweck dienen, dem Ausdruck; und die Einheit zwischen den Worten und dem Gesang muß so eng sein, daß die Dichtung nicht weniger für die Musik gemacht zu sein scheint, als die Musik für die Dichtung". Nach Rolland hatte Gluck „seiner europäischen Kunst die künstlerischen Elemente aller Nationen dienstbar gemacht: die italienische Melodie, die französische Deklamation, das deutsche Lied, die Klarheit des lateinischen Stils, die Natürlichkeit der komischen Oper, die überlegene Größe von Händels germanischem Gedanken. Grétry gehört nicht zu den bekannten Meistern der Tonkunst. „Wäre seine eigene schöpferische Kraft seiner klugen Vorausahnung gleichgekommen, so wäre er eins der größten musikalischen Genies der Welt gewesen. Ein Teil der musikalischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts spiegelt sich in diesem Geist des alten Frankreichs wider, und durch ihn vollzieht sich die Verbindung zwischen der Kunst Pergoleses und der von Wagner, Liszt und Richard Strauß." Grétry ahnte Beethoven nicht voraus, aber Mozart: „ich sehe im Geiste ein entzückendes Wesen, das mit einem melodischen Instinkt begabt ist, den Kopf und vor allem die Seele voll musikalischer Einfälle". Im letzten Abschnitt bietet Rolland ein Bild Mozarts aus

Digitized by Google

dem Quell seiner Briefe an Vater, Braut und Frau, die das ganze äußere und innere Leben überblicken lassen.

Josef Joachim Raff (1822–1882) ist vornehmlich durch seine Zugehörigkeit zum Kreise Liszts in Weimar und als erster Leiter des Hochschen Konservatoriums in Frankfurt bekannt. Seine Kompositionen auf dem Gebiet der Oper, Sinfonie und Kammermusik sind aus den Spielplänen und Programmen der Gegenwart verschwunden, obwohl nach dem Urteil Altmanns (Musik 1926, 292) sie immer noch Anspruch auf Berücksichtigung verdienten. Sein teilweise noch ungedruckter Nachlaß befindet sich auf der münchener Staatsbibliothek und in der Musikabteilung der berliner Staatsbibliothek (z. B. die Partitur zur Oper Simson, die einst L. Schnorrs v. Carolsfeld lebhafte Teilnahme erregte). Helene Raff hat das Leben ihres Vaters meist auf Grund von Tagebüchern und Briefen beschrieben, und zwar mit feinem Taktgefühl, in gerechter Würdigung, ohne Beschönigung, rein geschichtlich und doch mit warmer, herzlicher Liebe. Jetzt erst ist es möglich, das Leben und Schaffen Raffs in vollem Umfang zu überblicken, zu verstehen und zu bewerten. Ähnlich wie Peter Cornelius war Raff Liszt tief verpflichtet; aber auch er fürchtete die Gefahr, im langen unmittelbaren Verkehr mit Liszt sich selbst zu verlieren, weshalb er nicht dauernd in Weimar bleiben durfte. Bemerkenswert ist seine Offenheit gegen Liszt z. B. in Beurteilung Meyerbeers. Es schien ihm rätselhaft, wie Liszt in der Prophetenfuge ein wertloses Motiv einer so mühseligen Bearbeitung unterziehen konnte. Schon 1850 betrachtete Raff Meyerbeer als eine „historische Person". Wir erfahren, daß Raff an der Instrumentierung der Lisztschen Tonschöpfungen wesentlichen Anteil hat, wie er auch R. Wagners „Huldigungsmarsch", der ursprünglich für Militärmusik gesetzt war, für großes Orchester so „wagnerisch als möglich" zu instrumentieren verstand. Liszt schrieb nach Raffs Tod an dessen Witwe: „als Freund und Kunstgenosse stand Joachim Raff mir so nahe wie nur ganz wenige". Dieses schöne Verhältnis wurde durch vorübergehende Trübungen nie ernstlich gestört. „Den beiden großen Parteien seiner Zeit, den alten Genossen des Liszt-Wagner-Kreises wie den Anhängern von Brahms und Schumann, war er gleichmäßig fern; der Sondergänger fand, als sein Stern zu erblassen schien, nur wenige, die für ihn eintraten". In Raffs musikalischem Schaffen nimmt die Natur, das Volkstümliche und die Romantik breiten Raum ein, so in der Waldsinfonie, der Alpensinfonie, den Jahreszeiten (Frühlingsklänge, im Sommer, zur Herbstzeit, der Winter), in der Lenore, die alle einst mit großem Beifall gehört wurden. „Zwei seiner Haupteigenschaften wurden ihm gefährlich: seine formale Sicherheit und seine leicht angeregte Phantasie. Diese Grundbedingungen einer schnellen Produktion machten ihn zu dem, was er bald hier und da genannt wurde: Vielschreiber." Dabei sind seine Werke aber niemals flüchtig, sondern stets fein durchdacht und ausgefeilt. Auch als Schriftsteller griff Raff wiederholt in die Zeitfragen ein. Hoffentlich verwirklicht sich bald die in Aussicht genommene Auswahl aus seinen musikkritischen Aufsätzen, in denen er sich eigenartig und selbständig gibt. Das in jeder Hinsicht wohlgelungene Buch enthält ein Verzeichnis von Raffs sämtlichen gedruckten und ungedruckten Kompositionen, sowie Literaturnachweise.

Hans v. Bülow, dessen Lebenslauf sich wiederholt mit dem Raffs kreuzte, wird uns als Held und Kämpfer durch die liebevolle Schilderung seiner Gattin Marie v. Bülow aufs neue nahegebracht. Als Leitsatz stehen seine Worte voran: „ich kenne nur eines, was Selbsterhebung über unabwendbares Leid, unersetzlichen Verlust verleiht: Unterordnung der Personen unter Ideen. Lebt man für letztere, so ist man gefeit gegen alle Schicksalsschläge". Auf 190 Seiten zieht dieses leidvolle Leben an uns vorüber und erfüllt uns mit tiefer Verehrung für den hochgemuten Künstler, der sich ganz und gar für seine Ideen aufopferte. Dieses einzigartige Streben mildert alle Schroffheiten, die vom beständigen Kampfe unzertrennlich waren. Die Verfasserin gliedert Bülows Leben in sechs Abschnitte: Werdegang (1830–1855), Knechtschaft (1855–1864), Lebenswende (1864–1869), Entwurzelt (1869–1880), Meiningen (1880–1886), letzte Jahre (1887–1894). Im zweiten Abschnitt des Buchs kommt H. v. Bülow mit Aussprüchen über Meister der Tonkunst, mit musikalischen, ästhetischen und kritischen Bemerkungen aller Art selber zu Wort. Marie v. Bülow, die den gesamten Briefwechsel und die Schriften ihres Mannes herausgab, die bereits 1919/21 sein Leben aus ausgewählten Briefen darstellte, war vor allen andern dazu berufen, ein schönes Volksbuch von diesem unvergleichlichen Heldenleben zu schreiben, aus dem der Leser alles Wissenswerte erfährt. Wenn das Buch des Grafen Du Moulin-Eckart (München 1921) alles Gewicht auf die Wagner-Zeit legt und die späteren Taten kürzer behandelt, so erstrebt Marie v. Bülow eine gleichmäßig alles umfassende Darstellung, und sie hat sich dieser Aufgabe feinfühlig, zurückhaltend und sachlich entledigt. Was H. v. Bülow an Undank von Brahms, Joachim, vom meininger Hof und von der Konzertdirektion Wolff erfahren mußte, wird nicht verhehlt. Dem gegenüber ist mit Nachdruck hervorzuheben, daß H. v. Bülow im bayreuther Kreis immer nur dankbarste Verehrung genießt, wenn man auch sein späteres Verhältnis zur Kunst Liszts schmerzlich empfindet. Aber man darf solche von der Stimmung des Augenblicks eingegebenen Aussprüche nicht als abschließende Gesamturteile nehmen. Es finden sich ähnliche verärgerte Äußerungen über Brahms (S. 152 f.). Bülows Eigenart und sein tragisches Schicksal sind gegeneinander abzuwägen. In diesem Punkt versagt vielleicht das Buch, da es der münchener „Lebenswende" gegenüber eben zeitlich, räumlich und persönlich zu fremd und ferne steht.

Seinem Verdi-Roman schließt Franz Werfel eine Auswahl aus Verdis Briefen in der Verdeutschung von Paul Stefan an, ein eindrucksvolles Selbstporträt des Meisters. Voran steht die kurze autobiographische Skizze Verdis aus dem Jahr 1879; die Briefe reichen von 1837–1901; den Beschluß bildet das Testament vom 14. Mai 1900 und dessen Vollzug vom 27. Januar 1901. In der Einleitung entwirft Werfel ein Bild Verdis, dessen Lebenslauf merkwürdigerweise noch wenig durchforscht wurde, obwohl sein Name in ganz Italien wahrhaft volkstümlich ist und sein Werk eine zweite klassische Blüte erlebt. Nach Werfel ist Verdi selbst daran schuld, weil er die Spuren seines Lebens verwischte, weil er von seinem Leiden nicht viel Aufhebens machte, vornehmlich aber weil er eine unproblematische Natur war. „Ihm fehlten die Haupteigenschaften des Romantikers: Nervosität, übersinnliche Ekstase, polyphones Fühlen und hemmungsloses Unterliegen vor ästhetischen Reizen. Andere Gaben hatte Verdi ins Treffen zu führen, das um eine neue Kunst geliefert wurde: ein unbestechliches Gefühl für Maß, geschliffenen Scharfsinn, nie alternde Erfindungs- und Empfindungskraft, Gerechtigkeit bis zum Närrischen und einen erleuchteten Realismus, welcher, später erst verstanden, seine ewige Modernität geworden ist." Seine Schöpfungen bewegten sich ganz in der Opernform. „Als Italiener hat er ein Rüstzeug musikalischen Ausdrucks übernommen, das er nicht bezweifelte noch bezweifeln konnte, weil es gültig und begründet war. Die Oper war damals ein festes Übereinkommen zwischen Inspiration und theatralischem Bedürfnis." Verdi war Musiker und Landwirt und führte ein wahrheitserfülltes, phrasenloses und unei tles Leben, das „in schärfstem Protest zum dekadenten Künstlerideal einer zerbrochenen Zeit steht". Schon beim dreißigjährigen Verdi ist die strenge Sachlichkeit erstaunlich. „Er tritt in den Probensaal und sogleich ist, kraft natürlicher Überlegenheit und klaren Willens, der Herr da, der den Befehl übernimmt. Indem er aber dem Werk dient, dient er niemals sich selbst." So gewähren denn auch die Briefe einen reinen Tatsachenbericht über Leben und Schaffen. Uns Deutsche geht namentlich das Verhältnis Verdis zu Wagner an. „Die Größe Verdis liegt nicht darin, daß er die Größe Wagners etwa erreicht, sondern darin, daß er als einziger sich gegen sie behauptet." Wie Werfel auch im Verdi-Roman

Digitized by Google

betonte, hat „Verdi durch und an Wagner tief gelitten". Einmal klagt er: „ein schönes Los! Nach vierzigjähriger Arbeit als Nachahmer Wagners zu enden!" In keiner Äußerung, die Verdi über Wagner tat, findet sich eine Spur von Mißwollen oder Rachsucht. „Im Gegenteil! Ein rührender Ton verehrender Teilnahme und vollkommener Ahnung lebt in diesen Äußerungen, die gegen das hohe Alter hin von einem schwachen Schein merkwürdiger Liebe überglänzt werden." Mit künstlerischen Ansprüchen an das Theater stimmen Verdi und Wagner in wesentlichen Punkten überein. „Ich will ein völlig unsichtbares Orchester! Ein Orchester, das zu der idealen Welt der Dichtung gehört und mitten drin in einem Publikum spielt, das Beifall klatscht oder zischt, ist die lächerlichste Sache von der Welt." Immer steht die Sache über der Person. „Ich bestimme, daß mein Begräbnis ganz bescheiden sein und bei Tagesanbruch oder abends ums Aveläuten stattfinden soll, ohne Gesang und Musik." Den Leichenzug umwogen trotzdem hunderttausend Menschen. „Ohne Absicht, Plan und Arrangement, aus einer unerklärlichen Eingebung geboren, dringt aus der Riesenseele der Menge der Chor aus ‚Nabucco', mit dem vor 60 Jahren Verdi Trost und Hoffnungsstimme des Volkes geworden war."

Das Konzertbuch von Schwers und Friedland wendet sich an den Musikfreund, an den Laien, der in ehrlicher Anteilnahme Aufschluß über das zu hörende Kunstwerk zu erlangen, ein möglichst nahes Verhältnis zu ihm zu gewinnen trachtet. Es verdankt seine Entstehung dem Weltkrieg, d. h. den unter Fritz Volbachs Leitung in Brüssel und Antwerpen veranstalteten Konzerten. Gerade hier galt es, mit kurzen Worten das Gemüt des Hörers zu verständnisvoller Aufnahme empfänglich zu stimmen. Notenbeispiele wurden grundsätzlich gemieden. Somit unterscheidet sich das Buch in seiner ganzen Anlage wesentlich von H. Kretzschmars „Führer durch den Konzertsaal", abgesehen davon, daß dessen Auslegungen vielfach stark persönlich gefärbt sind. Nicht nur Konzertstücke, sondern auch sinfonische Sätze aus Opern, Vorspiele und dergleichen, die in musikalischen Veranstaltungen häufig wiederkehren, wurden aufgenommen. Wo ein dichterischer Vorwurf zugrunde lag, ist diese Vorlage oder der durch den Tondichter selbst in Worte gefaßte Leitgedanke mitgeteilt. So erhält der Benutzer ein Programm, das ihm den richtigen Standpunkt zum Verständnis anweist. Bei Werken, die nicht programmatisch sind, z. B. bei Brahms, sucht die Deutung aus den musikalischen Formen den schließlich doch überall im Hintergrund stehenden dichterischen Leitgedanken zu erfassen und zu deuten. Zeitlich reicht der Band bis Arnold Schönberg. Natürlich ist keine irgendwie erschöpfende Vollständigkeit angestrebt; wohl aber sind die großen Meister mit ihren Hauptwerken und die übrigen Tonsetzer doch mit genügender Auswahl bedacht, so daß das Buch tatsächlich ein zuverlässiger Führer durch das gegenwärtige Konzertwesen geworden ist. Die Verfasser verzichten meist auf Werturteile, sie sehen ihre Aufgabe mit Recht nur in der Deutung und Einführung. Und dieses Ziel ist, wie jede Probe beweist, aufs glücklichste erreicht. Späteren Auflagen bleibt Ergänzung und Erweiterung vorbehalten. Ein geplanter zweiter Band soll Kammermusik und Chorwerke größeren Stils behandeln.

Gustav Bosses Almanach der deutschen Musikbücherei ist diesmal auf die wiener Musik gestimmt, die in zusammenhängenden Abhandlungen auflebt. Da finden wir Aufsätze von G. Adler, Ernst Decsey, W. Kienzl, Paul Stefan, Max Graf, Richard Specht, W. v. Wymetal, musikalische Märchen und Novellen von W. Matthiesen, H. J. Moser, Rudolf Hans Bartsch und, wie immer, prächtige Kunstbeilagen von Hans Wildermann. Als Auftakt begegnet ein tief empfundener Nachruf G. Bosses auf Paul Marsop, den großen Idealisten des deutschen Musikwesens, dessen Züge in einer Zeichnung Wildermanns lebenswahr festgehalten sind.

Hans v. Wolzogens Dichtung ist musikalisch begründet und ausgeführt. Der Sammelband bringt u. a. zwei Operndichtungen „Viola d'amore" und „Flauto solo". Die reizende Geschichte vom deutschen Kapellmeister Pepusch, der seinen „Schweinekanon" als Kontrapunkt der kunstvollen Aria des italienischen Maestro im Flötenkonzert des Prinzen Ferdinand unterlegt, eine Mär aus den Zeiten des jungen Friedrich von Preußen und seines grimmen Vaters, ist von d'Albert vertont worden. Das musikalische Lustspiel von der „Viola d'amore" das um 1720 spielt, ist von einem verstorbenen schwäbischen Musiker, Eugen Haile, begonnen, aber leider nicht vollendet worden.

Den Bedürfnissen der Jugend dienen die von Paul Bülow vortrefflich ausgewählten Aufsätze von musikalischen Formen und Erlebnissen aus der Geschichte der Musik und das mit Bildern geschmückte, sehr gefällige und lehrreiche Heft über Richard Wagner von Karl Meier-Gesees.

Proben und Stücke

Das Stelldichein

Von Hans Friedrich Blunck (Hamburg)

Der Student schritt leichtfüßig den Weg zum Hügel hinan. Der erste Mondschein ließ den Kies rot aufglänzen, Nebel lag zwischen den milchigen Birken und vornübergeneigten Buchenstämmen.

Oben am Rande des Abhanges atmete der Bursche hoch auf, zerrte fürwitzig an dem bunten Tuch, das er unterm Wams trug und setzte sich wartend auf eine Bank. Er wollte sich die Sommerfreude der Erholung ein wenig würzen, wartete auf ein lustiges Stelldichein mit einer Dorfschönen. Würde die Augen machen über den schönen Lappen, den er für sie gekauft hatte und ihr über die kleinen feisten Schultern legen wollte!

Die Bank war feucht vom Tau, aber der Abend blieb mild, rauschte leise vom strömenden Licht. Von seinem Versteck sah der Wartende die Bachniederung, ebenmäßig von schweren Nebeln angefüllt, die sich leise rinnend wie eine Flut an den Abhängen entlang rollten. Der Mond stieg höher und färbte die Fläche weißer, ein paar dunkle Inseln darin, mit stillen Bäumen zu Häupten. Rings darum war ein Wehen, fast lautlos lief es von Stamm zu Stamm, ließ mitunter ein schneeiges Blatt aufblinken und verschlummerte wieder im Unterholz. Nacht lag über der Erde und doch eine durchsichtige Helle, die des Burschen Blick weiter in die Waldtiefe trieb, die unergründlich nach allen Seiten sich öffnete und mitunter jäh, wie vor dunklen Schritten sich wieder schloß. Alles lebte, die Büsche, die halblaut wanderten, und den Buchen von Fuß zu Fuß huschten, der Weg, der gekrümmt über die Höhe glänzte und leise aufklang, und das Mondlicht, das jetzt hoch bis in den Himmel leuchtete und mit den weichen Schatten der Milchstraße verschmolz. Alles bewegte sich fast gleichmäßig, wie das Blut eines weltweiten Gottes, der unsagbar stark ist und überall Schönheit und Größe und Freiheit der Nacht in sich eint.

Digitized by Google

Der Himmel sank mit grauem Glanz tiefer über die Erde, schien um eine wandelnde Achse zu strömen und kreiste unhörbar über den Wipfeln. Nur die Gestirne klangen leise aneinander und die Dunkelheit atmete mitunter, dann huschte der weiße Glanz wie ein Wind um alles Gegenständliche, durchbebte auch den einsam Wartenden andächtig. „Gott," rief er leise und schloß die Augen. Seine Gedanken gingen weit von ihm, es war mühselig, sie leiblich zu halten in ihrem Staunen und grenzenlosen Wundern über die Schönheit der Nacht. Furchtsam fühlte er sich, klein vor all dem rätselhaften Weben und Gestalten des Unfaßlichen. Sein Herz schlug von seiner Ergriffenheit.

Ein kleiner mühseliger Schritt kam den Weg herauf, voll Verlegenheit stand das Mädchen vor ihm. Der Student sprang auf, er begriff nicht, wo er gewesen war, suchte nach ein paar Worten. Grenzenlos fremd war er sich selbst in diesem Augenblick, da er das junge Wesen flüchtig an sich zog. Er haspelte das Tuch hervor; eine Sehnsucht, allein zu bleiben, hielt ihn an. „Komm," sagte er, „ich wollte dir's schenken, weiter nichts." Er fühlte den kleinen pochenden Pulsschlag der Hand, war erstaunt über das Lebendige in ihr, aber es war seinem Gefühl nur ein Teil der Rätsel ringsum.

„Geh jetzt nur wieder, geh!" sagte er rasch. Und die andere wickelte das Tuch verlegen um die Hände, stotterte und seufzte etwas enttäuscht und erleichtert.

„Sie sind ein guter Mensch," wollte sie sagen, aber sie wagte es nicht, eilte lieber davon. Der Bursche ließ sich auf die Bank zurücksinken, atmete tief und suchte dem Wind zu folgen, der die Nebel kämmte, starrte wieder in das Rätselhafte der Nacht und das Unendliche des Himmels.

„Gott," fragte er leise und beugte sich vornüber. Aber die Erde strömte einen warmen Duft zu ihm hoch. „Du?"

Der Wald bebte im Dampf, der sich zwischen die Stämme hing. „Du?" Die Weite klang leise vor dem unendlichen Licht und widerhallte in seiner Brust, ein Glockenschlag von der Höhe zur Tiefe und vom Herz zum Himmel.

Parodien

V

Josef Ponten: Anfang der Novelle „Der Wald von Tang". Eine Geschichte aus Unterwasserland

Hanno von Hechingen, Leutnant in einem adeligen Regimente, wurde nach der mühsamen Erledigung einer Affäre mit Spielschulden und Wechseln aus dem Dienste entlassen, nicht ohne den kräftigen Rat, jenseits des Ozeans um den Aufbau eines neuen Lebens sich zu bemühen, wenn er es nicht etwa vorzöge, die ihm belassene Pistole zu eindringlicherer Auseinandersetzung mit sich selbst zu verwenden. Er war ein junger Mann wenn nicht von Charakterstärke, so doch von Tatkraft; er ermangelte zu seinen neuen Entschließungen auch nicht verwandtschaftlicher Mithilfe. So verkaufte er Reitpferd, Wohnungseinrichtung und gesellschaftliche Kleidung, löste sein ehemals bedenkenlos zur Schau getragenes Verhältnis zu einer Filmschauspielerin zweideutigen Rufes, brach alle Brücken hinter sich ab und reiste zunächst nach Hamburg.

Die Paßschwierigkeiten, die Einreisesperre, die Erhöhung des Preises der Überfahrt und die allgemeine Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die seinen ehemaligen Stand zurücktreten und Vorurteile verblassen ließ, hielten Hanno Hechingen, der sich des Zierwortes vor seinem Namen zugleich mit seinem früheren Leben begeben hatte, in der beweglichen Hafenstadt zurück. Er horchte in sein Inneres und vernahm in sich die Berufung zum Turnlehrer. Aber alsbald fehlgeschlagene Versuche und das Mißlingen auch eines anderen Planes, sich zur Aushilfsarbeit in einem Kontor zu verdingen, ließen ihn nach kurzen Wochen des Abstiegs im Werbebureau einer Baugesellschaft landen, die im Auftrag des Hafenamtes umfangreiche Unterwasserarbeiten vorzunehmen hatte und zu diesem Behufe kräftigen und entschlossenen Männern gute Arbeitslöhne zu zahlen bereit war.

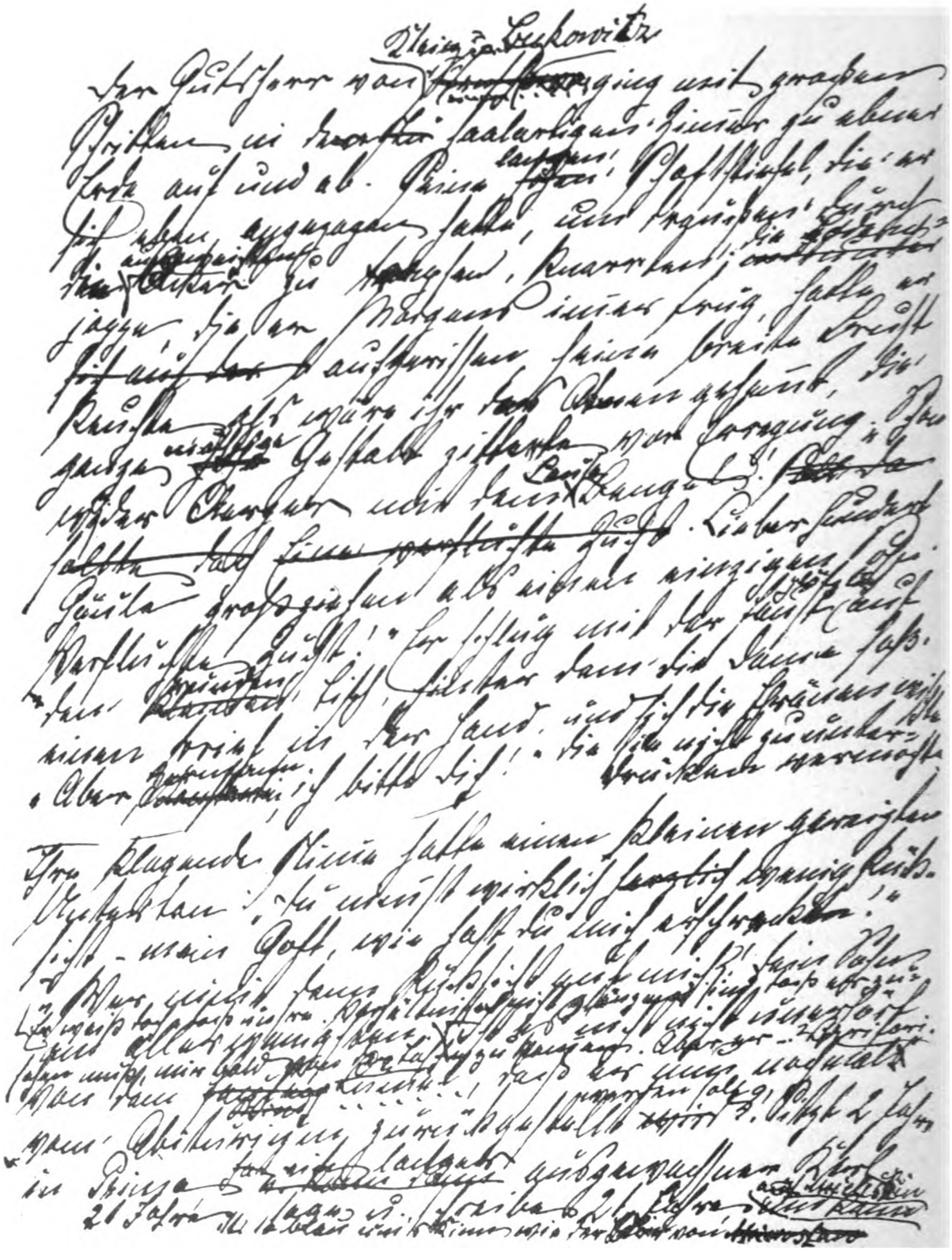
So lernte Hanno Hechingen die Eisenpontons kennen, die abenteuerliche Umständlichkeit der Skaphanderanzüge, die Maschinengespenster unterweltlicher Pumpvorrichtungen, die Schwere des mit Gummieinlagen abgedichteten Stahlpanzerkopfes, das zähe Leuchten elektrischer Riesenaugen, die lastende Übermacht des Tiefwasserdruckes, die torkelnd beschwingte Behäbigkeit des raumgreifenden und doch fast auf der Stelle verharrenden Ausschreitens am Meeresgrund. Grüne Gespinste, drei und vier Meter hohe Tangpflanzen, deren er sich nur in verdorrtem oder schleimig erschlafftem Zustande von den Sandküsten ehemals besuchter Badeorte erinnerte, standen hier aufrecht, lebten, schwankten, tasteten, atmeten in der Fluktuation des Grundwassers, beugten sich, öffneten sich widerstandslos vor dem strebenden Schritt, schlossen sich lautlos hinter dem Vorgedrungenen, erwiesen sich stellenweise durchsetzt von bräunlichen, grünlichen, bläulichen, weißlichen, schwärzlichen, gelblichen, gräulichen Lattichgewächsen, hatten rauhe, glatte, gerippte, gezähnte, runde, ovale, elliptische, rhombische, quadratische, kubische tetragonale, hexagonale Blätter und waren wogendes Gewebe und zugleich Wall.

Wien — Robert Neumann

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Clara Viebig

(Die erste Seite des Romans „Die Passion". Originalgröße.)



Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Georg Brandes

„Brandes' wissenschaftliche Bücher sind von den Fachleuten um 1900 fast immer negativ kritisiert worden. Das war in einer Zeit — sie kann wohl heute als abgeschlossen gelten — in der die Literaturgeschichte ein Hägestolz-Dasein, fern aller politischen und Kulturgeschichte, führte. Es ist interessant festzustellen, daß Brandes mit seinen literarkritischen Betrachtungen bei bedeutenden Gelehrten einer früheren noch eher enzyklopädisch eingestellten Zeit wie der alte Hettner, wie Scherer, Erich Schmidt mehr Beachtung und Anerkennung fand als bei ihren Nachfolgern auf deutschen Lehrstühlen, obwohl vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus diese frühen Werke noch viel anfechtbarer waren und sind als die späteren Werke. ‚Indessen gibt es,' sagt Brandes einmal, ‚ja noch Gelehrte, denen der Verdacht, eine Doktordissertation über irgendein Detail sei dem Verfasser unbekannt geblieben, jede Schätzung seines Werkes verbietet.' — ‚Diktatur der Pedanterie' nennt Brandes diesen Geisteszustand. Sie ist heute gebrochen, wenn auch nicht völlig. In jedem Fall: wer für wichtiger hält, daß die großen, die bewegenden Geister der Vergangenheit und mit ihnen diese selbst in einer von hoher schriftstellerischer Kultur zeugenden, lesbaren Art in die Breite der europäischen Menschheit hineingetragen und damit erst wahrhaft nachgeschaffen werden, als daß festgestellt werde, ob nun tatsächlich Goethe mit Frau von Stein geschlafen hat oder nicht — der wird, bei allem schuldigen Respekt für fachmännische Leistung, da wo sie hingehört, Brandes als eine der wenigen wichtigen Gestalten unter den Mittlern zwischen Gipfel und Niederung verehren.

*

Georg Brandes hat den Kampf um die Freiheit geliebt, er hat die Vergangenheit in ihren heldischen Gestalten geliebt, er hat sich der Niedrigen und Unterdrückten angenommen und hat überall auf der Seite der von Engstirnigkeit und Eigensucht Verfolgten gestanden. Mit ihm starb die hellste, tönendste und feurigste Stimme für die aus vieltausendjähriger dumpfer Gefangenschaft langsam sich lösende Menschenseele. Hat dieser Befreier aus geistiger Knechtschaft den Menschen geliebt? Nicht den großen Gestalter: den anonymen Menschen unserer Zeit, jenes Element, aus dem, wenn überhaupt, Zukunft gebaut werden wird? Georg Brandes hat die Menschheit in ihren Gipfeln geliebt, aber seine Skepsis stand wohl zwischen ihm und einer gläubigen Menschenliebe. Darin gehört er einer vergangenen Zeit an. Weil aber jede Zeit, und nicht am wenigstens unsere, neben dem gläubigen Helfer den strengen Arzt braucht, der unerbittlich an schädliches, krankes und halbgefaultes Gewebe sein Messer setzt, und weil trotz aller ‚Aufklärung' noch so unendlich viel Dummheit und Dunkelheit in der Welt ist, die belehrt und erhellt werden muß, darum wird Georg Brandes dennoch noch lange und wohl immer ‚zeitgenössisch' sein.

Eines hat er noch geliebt: das Leben. Nicht das idyllische, oder das kontemplative Leben, nein das Leben des Tages, die Gegenwart, das Heute, das Leben als kämpferisches Tun. Und es hat ihn wieder geliebt. Darum ist er alt wie Methusalem geworden und hat bis zuletzt um diese ewig junge Geliebte wie ein Jüngling immer neu geworben." Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 141 — 1 M.).

„Es war an der Küste Nordsjällands. An einem jener Sommerabende dort oben, die nicht dunkel werden, nicht müde werden, nicht müde machen, voll Helligkeit der Nerven, der Sinne, der Hirne. Wir kamen aus dem abendlich erfrischenden Bade und fuhren lustig und erregt auf den flinken wachen Rädern den Strandvej entlang nach Hornbäk, See und Himmel umsäumt von Licht, und Wege und Strand voll radelnder, schlendernder Menschen — als plötzlich, das Rad ein wenig stoppend, meine Begleiterin mit dem Kopf zur Seite deutete:

‚G. B.!'

‚Wer? Georg Brandes?'

‚Das Paar dort drüben.'

‚Die gebückte kleine Gestalt?'

‚Neben dem schlanken jungen Mädchen.'

Neben einem lichten jugendlichen Mädchenkörper ging gebeugt, vertrocknet, ein wenig schief, den Kopf noch schiefer, ein alter Mann, ein wenig vom grauen Bart sah unter dem Hut hervor.

‚Mein Gott, wie ist er alt geworden in den letzten zwölf Jahren, in denen ich ihn nicht sah!'

In diesem Augenblick blieb er stehen, und in lebhaftem Gespräch hob er den Kopf: aus einem zerfalteten, zerknitterten Gesicht kamen ein paar jugendlich bewegliche Augen, voll Leben, voll Spott, voll Helligkeit des Hirns und der Sinne, voll genießendem Glück an der Lichtumsäumtheit dieser Erde.

Digitized by Google

‚Er ist halt ein weniges älter als wir beide zusammen.‘ ‚Ich glaube, er ist so jung wie wir beide zusammen.‘“ Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 86).

Vgl. auch: Max Hochdorf (Vorw. 86); Heinrich Eduard Jacob (Magdeb. Ztg. 95); Erwin Magnus (Voss. Ztg. 86); Hans Sperber (Köln. Ztg. 135); Hans Heinrich Borcherdt (Münch. N. Nachr. 53); Ingo Junghanns (N. Zür. Ztg. 295); Georg Witkowski (Berl. Tagebl. 87); Arthur Rundt (Berl. Börs.-Cour. 85); Paul Vols (Deutsche Allg. Ztg. 85); Arnošt Kraus (Prag. Pr., 22. Febr. u. No 34); Paul Wittko (Hannov. Kur. 86); Schiller Marmorek (Arb.-Ztg., Wien 50); S. Kayser (Stuttg. N. Tagbl. 86); Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 45); Max Hochdorf (8-Uhr Abendbl., Berlin 43); Josef Melnik (Magdeb. Ztg. 62); Josef Melnik (Berl. Börs.-Cour. 57); C. D. Marcus (Tag 44); ak (Bund, Bern 79); Erwin Magnus (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 28); Erich Lilienthal (Tägl. Rundsch. 85); Berl. Börs.-Ztg. (85); Ida Boy-Ed (Tag, Unt.-Bl. 51); Max Oehler (Berl. Tagebl. 101 u. a. O.); Oskar Levy (Köln. Ztg., Lit. Beil. 176a).

*

Agnes Sorma

Nun auch sie ... Sie war ein Stern und eine Blume und — eine bühnengeschichtliche Notwendigkeit.

Das Lächeln der Sorma. Wenn je sich Lächeln rein aus Anmut gebar, so bei ihr. Es hatte dies Lächeln nichts Verführerisches, so wenig der Duft der Blume Anreiz ist, sie zu pflücken. Es war ein Lächeln der Seele, das durch das Antlitz durchschimmerte, in dem diese weibliche Gestalt zu leuchten begann. Immer war Verwunderung in diesem Lächeln, Verwunderung darüber, daß es so häßliche Dinge wie sinnliches Begehren, oder Schelsucht, oder Krankheit und Sterben in dieser Welt geben könne, die Verwunderung des Kindes, das in den Bereich der Entkindeten tritt. Darum tröstete dies Lächeln, denn es flüsterte, daß es eine Kraft der Seele gebe, der nichts, wie immer es heißen möge, etwas anhaben kann.

Sie war eine Letzte. Sie trug noch die Züge jenes bräutlichen Frauenideals, das nach den Freiheitskriegen die Sinne und Herzen befangen hatte, nur daß sich in ihr bereits Andacht in Anmut wandelte. Sie würde, heute wiederkehrend und neben die Bergner tretend, nicht mehr verstanden werden. Andersgerichtete Seelen haben sich inzwischen auch andersgeartete Körperlichkeit gebaut.

Damals aber waren doch noch mehr Schleier zwischen uns und der Wirklichkeit, auch durften wir jünger sein, als es das Heute seiner Jugend gestattet. Und damals gab Agnes Sorma die Mirandolina in Goldonis „Locandiera“, und sie hatte das Weibchen darzustellen, dem kein Mann Widerstand zu leisten vermag, das sich seiner Überlegenheit bewußt ist und sie ausnützt. Sie schuf sich die Gestalt aus Schalkheit heraus. Blumenhaft gab sie sich. Nun aber war es das Eigene, daß sich ihre Anmut von ihr loszulösen schien, sie überschwebte und umgaukelte, ganz so wie sich ein Schmetterling aus dem Kelch der Blume löst, sie aus der Entfernung grüßt, sie küßt, um freudiger wieder in ihrem Kelch unterzutauchen. Schmetterling Anmut guckte aus ihrem Brusttuch heraus, saß auf diesen vollen, lachenden Lippen, schien in diese listigen Augen geschlüpft zu sein. So also blühte diese Blume.

Aus ihrem Daseinsrecht heraus bestimmte sie sich den Garten. Agnes Sorma gab die Beatrice in Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“ und spielte von Anfang an gar lieblich mit Mädchenübermut und Liebe. Man war versucht, ihr einzuwenden, daß Shakespeares Beatrice nicht nur mit Unliebenswürdigkeit spiele, sondern unliebenswürdig sei; nicht nur mit Spott kokettiere, sondern spotte; daß hier ein hartes Überwundenwerden sei. Davon nun wollte die Sorma nichts wissen. Sie gab sich immer und von allem Anbeginn an als die, die sie war: die Liebende und darum Siegreiche. Selbst ein Shakespeare-Drama gewann durch sie anderes Klima. Sie war Stern und spendete das ihm eigentümliche Licht.

Unvergleichlich ihre Nora. Wie sehr war sie Kind, und kraft dessen Weib! In jener Szene, da das Tamburin in ihren Händen erzitterte, war es wieder, als hätte sich ihre Anmut von ihr losgelöst und hätte nun in diesem Tamburin irgendwie klingend Gestalt gewonnen. Aber diese Nora trennt sich von ihrem Helmer —: wie bitter das Wort Ibsens aus ihrem Munde klingen mochte, jedermann, der die Sorma vor sich sah, die zärtliche Wärme dieses Blicks erfuhr, dem Zucken um die vollen Lippen nachspürte, wußte ganz genau, es kann nicht lange währen, und sie kehrt wieder heim. Stärker als jedes Wort war die Kraft dieser Seele, und die bejahte immer jedes seelenentstammte Gefühl. Und mehr als das: Agnes Sorma gab die Tischlerstochter in Hebbels „Maria Magdalena“. Nicht nur, daß man, ihr Sein in sich nachlebend, begriff, daß ein Mädchen sich körperlich hingegeben haben mag, und darum doch seelisch jungfräulich geblieben sein kann, nein: stürzte sich diese Klara in den Brunnen, so empfand man sie als das Rautendelein, das die Sorma ja gleichfalls und unvergleichlich verkörpert hatte, und getröstete sich, es sei die Brunnentiefe für sie kein feindlich Element, nichts anderes als Heimgehen könne bei ihr solch selbstmörderisches Tun bedeuten. So sieht man ja auch den Stern in Wassertiefe, und er erlischt darüber nicht.

Digitized by Google

Es war etwas im Wesen der Sorma, was Tragik verneinte.

Um wieviel weniger reichten Not und Kummer und Häßlichkeiten an sie heran! Und das eben machte sie zu einer bühnengeschichtlichen Notwendigkeit, denn nun stand sie in diesem Armeleuteheim des naturalistischen Dramas und machte ihre Umgebung reich. Fünf Akte hindurch schlug Regen an die Scheiben, um sie aber war blanker Sonnenschein. Wie Kröten sprangen häßliche Worte über den Fußboden, und wurden zu Schmetterlingen in ihrem Bereich. Der Kranke, dem sie nahte, war schon genesen, in ihren Augen stand die Gewähr für Lösung jeder Schuld. Sehr wahrscheinlich, daß sich das naturalistische Drama auf der berliner Bühne nie behauptet hätte, wäre die Sorma nicht gewesen und mit ihr der Kainz.

Im absoluten Bühnenregiment des Otto Brahm bedeutete sie die Herzenkonstitution.

Und heute? Ist der Stern nun in seinen Zenit getreten, die Blume jetzt erst, sterbend, voll erblüht?

Soviel ist sicher: um Eine, die lange bei uns im hellen Glanz und Beifall gestanden, ist nun schon das dunkle Raunen der Nachwelt, ist Legende. Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 118 A.).

Vgl. auch: Georg Hirschfeld (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 38); Ferd. Gregori und Albert Patry (Tag 38); Julius Bab (Berl. Volksztg. 76); Monty Jacobs (Voss. Ztg. 73); Fritz Engel (Berl. Tagebl. 73); Siegfried Trebitsch (Berl. Tagebl. 112).

*

Heinrich Pestalozzi
Zum 100. Todestage am 17. Februar

„Stellt euch, meine Kinder, einen recht häßlichen Mann vor mit gesträubtem Haar, das Gesicht stark blatternarbig und rotgefleckt, den Bart stechig und wirr, ohne Halsbinde, die Hosen schlecht geknöpft und auf Strümpfe herunterfallend, die ihrerseits in groben Schuhen verschwinden; mit abgehackt schlürfendem Gang; mit Augen, die Blitze schleudern und ein Gebet ausdrücken können; mit Zügen, aus denen einmal tiefe Trauer, ein andermal dagegen wahre Glückseligkeit redet; mit einer Sprache, die bald zögert, die bald sich überstürzt, bald wie ein Lied, bald wie der Donner klingt — so war der Mann, den wir benannten: Vater Pestalozzi.'

Mit diesen klassischen Worten hat Louis Vulliemin, ein westschweizer Historiker, die Gestalt Pestalozzis beschrieben. So armselig und zerbrechlich war das Gefäß geartet, aus dem die reinste Flamme der Liebe schlug. So sah der Urheber und Durchführer einer der größten Entdeckungstaten aus! Denn wie Kolumbus Amerika aufgefunden hat und Harvey den Blutkreislauf, so hat Pestalozzi das Kind aufgefunden ...

Die Erziehungsgrundsätze bis zu Pestalozzi waren — wenn man sie mit einer kleinen Übertreibung, die aber Zusammenfassung ist, kennzeichnen darf — entweder eitel oder puritanisch. Jahrhundertelang wollte man nach den mechanisch gewordenen Idealen der Renaissance in den Kindern entweder gelehrte Gedächtnisphänomene und Bildungsäffchen heranziehen oder — bei weitem gefährlicher! — kalte Pflichtmaschinen. Nichts hat, abgesehen von jener in ihren Folgen unfreimachenden Vielwisserei, Pestalozzi so gehaßt, wie den Puritanerglauben, daß nur der Mensch tüchtig werden könne, der, als Asketenpflanze, in klösterlicher Bitternis herangewachsen sei. Gerade der Puritanismus ist eins der geeignetsten Mittel, die Barbarei fortzupflanzen: denn wer sich selber züchtigt, wird auch andere züchtigen. Pestalozzis Entdeckung und Glaube war, daß jeder Mensch ein Recht auf sein Glücksminimum bei sich trage. Das Prinzip der Hedone, der Freude, seit langem aus den Schulen verjagt, hat er den Menschen zurückgegeben." Heinrich Eduard Jacob (Magdeb. Ztg. 84 u. Berl. Börs.-Cour. 77).

Von den zahlreichen Gedenkblättern machen wir hier einige wichtigere namhaft: Erich Troß (Frankf. Ztg. 125 — 1 M.); Kreutzer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 125); G. Gloege (Kreuz-Ztg., Lit. 72); Fritz Karsen (Vorw., Unt. 80); Otto Hunziker, H. Stettbacher, Fritz Medicus (N. Zür. Ztg. 262); G. Landolf, Rudolf Bigler, Emil Wymann (Bund, Bern, Kl. Bund 7); Willibald Klatt (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 40); Lina Lejeune (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 40); Geiges (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 1); Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 47); Erich Feldmann, Heinrich Lentz (Köln. Volksztg., Schritt 124); Rudolf Klarmann, Maria Caroli (N. Bad. Landesztg. 84). — Pestalozzi-Literatur: lf. (Bund, Bern 60); W. K. (N. Zür. Ztg. 249).

*

Zur deutschen Literatur

Einen Aufsatz „Frau Ava", zur 800. Wiederkehr des Todestages der ersten deutschen Dichterin, bietet Erna Buschmann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 100). — Über den tragischen Ulrich v. Hutten schreibt Carl Friedrich Wiegand (N. Zür. Ztg. 167). — Lessings Genie-Lehre überblickt Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 5). — Des 150. Todestages von F. W. Zachariae, dem Dichter des Renommisten, gedenkt Heinrich Eduard Jacob (Magdeb. Ztg. 53). — Über einen Vortrag über Pestalozzis politische Schriften von E. Dejung wird (N. Zür. Ztg. 309) referiert.

Digitized by Google

Goethes Glauben nimmt Robert Prechtl zum Thema (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 25). — Eine Studie über Goethe als Lyriker bietet Martin Kaubisch (Köln. Ztg., Lit. Bl. 144 u. 153). — Über Faust-Übersetzungen, in Sonderheit über die des Italieners Giovanni Ercole Vellani (Cogliati, Mailand) schreibt Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 79 — 1 M.).

Die Quelle von Heinrich Heines „Disputation" findet Fritz Strich bei Victor Hugo (Frankf. Ztg. 113 — 2 M.). — Über Jean Pauls letzten Leser plaudert Lili du Bois-Reymond (Deutsche Allg. Ztg., Welt 49). — Das Haus der Brentano schildert Leo Sternberg (Germ., Ufer 9). — Der Meersburg und dem Freiherrn v. Laßberg widmet A. Pfeffer ein Gedenkblatt (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 8). — Über Görres in Straßburg gibt Georg Wolfram Auskunft (Münch. N. Nachr. 48). — An den 150. Geburtstag (12. Febr.) de la Motte Fouqués erinnerten: Walther Hölting (Württemb. Ztg. 34 u. Berl. Börs.-Ztg., Kunst 34); H. Forstreuter (Magdeb. Ztg. 77); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 6); K. M. Stöger (Deutsche Allg. Ztg. 69).

An Ludwig Eichrodt, den „alten Biedermeier", erinnerten anläßlich des 100. Geburtstages H. W. Zahn (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 47, 48); Albert Serauer (Karlsr. Tagbl., Pyramide 6); W. E. Oeftering (Bad. Pr., Volk 6). — Zum Gedächtnis des altmünchener Dichters Martin Schleich schrieb (100. Geburtstag, 12. Febr.) Alfred Freiherr v. Mensi (Münch. N. Nachr. 42). — Des Prinzen Georg von Preußen und seiner literarischen Aventüren („Ein literarischer Prinz") gedachte Paul Lindenberg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 46, 47).

„Nietzsche-Tragödie" nach den Dokumenten schrieb Paul Wiegler (Magdeb. Ztg. 88). — Theodor Fontanes Ehe schildert Hanna Ribeaucourt (Tag, Welt 43). — Die bislang unbekannten Gedichte Gottfried Kellers würdigt Eduard Korrodi (Berl. Tagebl. 49). — Nach ungedruckten Erinnerungen von Christa del Negro schreibt Rudolf Schade über Anzengruber (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 93); ebenda ein Aufsatz von Erich Jenisch über die bislang unbekannten Keller-Gedichte. — Erinnerungen aus der Jugendzeit Wilhelm Jensens bietet Nanny Friedrichs (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 38). — Über den Rembrandtdeutschen schreiben Fritz Hartmann (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 48/49); Richard Bahr (Deutsche Allg. Ztg. 73); Joseph Bernhart (Münch. N. Nachr. 49, 50).

Eine Erinnerung an Alfons Petzold bietet Josef Mayerhöfer (Arb.-Ztg., Wien 42). — Ein Gedenkblatt an Georg Trakl veröffentlicht Hans Nowak (Bresl. Ztg. 33). — Erinnerung an Gustav Sack bringt Hanns Martin Elster (Generalanz., Stettin 35). — Über Max Dauthendey als Maler äußert sich Hermann Eßwein (Frankf. Ztg. 80 — A.). — Unter der Überschrift „Die Wunder einer unscheinbaren Hölle" schreibt Oskar Baum (Berl. Börs. Cour. 75) über Franz Kafka. — Den zweiten Band der Wedekind-Biographie von Arthur Kutscher würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 255). — Erinnerungen an Rainer Maria Rilke und Paula Modersohn-Becker bietet Elisabeth Altmann-Gottheiner (N. Bad. Landesztg. 89), Erinnerung an Rilke schreibt E. A. Rheinhardt (Magdeb. Ztg. 129), über Rilke und Frankreich läßt sich Fritz Neugaß (Stuttg. N. Tagl. 105) vernehmen.

*

Zum Schaffen der Lebenden

Von Hans Friedrich Blunck sagt D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 89): „Wohin der dichterische Weg Hans Friedrich Blucks sich wenden wird, ist heute schon in seinem Gesamtwerk überzeugend angedeutet. Das niederdeutsche Schrifttum hat in ihm seinen typischen Vertreter; heimatliches Wesen, heimatliches Motiv, ur- und eigenwüchsig in eigenem Stil geprägt, wird Urstoff für die Formung allgemein deutschen Volkstums. In malerischen Bildern lebt die deutsche Landschaft, in mythischen Persönlichkeiten lebt der deutsche Mensch von Vorzeit her, in buntfarbigen Märchen lebt der fabulierende deutsche Geist in vielfältiger Gestalt. Blunck steht auf der Höhe des Lebens: er hat sich selbst und seines Wesens besten Teil erkannt — der Weg seiner Zukunft ist der Weg einer hoffnungsfreudig vorgezeichneten Schaffenskraft, die zwar einer systematischen äußerlichen Linie ausweicht, aber um so sicherer einem innern künstlerischen Ziel entgegenstrebt." — Ebenda (Lit. Bl. 96) schildert Konrad Wandrey in liebevollem Eingehn auf die Eigenart des Dichters „Tage mit Kolbenheyer". — Als den katholisch-sozialen Dichter unserer Zeit begrüßt Otto Steinbrink (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 6) Franz Herwig: „Nur der Materialist glaubt, daß äußere Lebensbedingungen alles, das Absolute bedeuten. Bei Herwig heißt es einmal, daß die Arbeiter wie die Kapitalisten gleich sind, wenn sie den Sinn des Lebens verloren haben, wenn die einen nur vom goldenen Kalb träumen, das ihnen fehlt, und die anderen nur davor tanzen. Herwig spricht als Katholik, wenn er Proletariat nicht auf eine Klasse begrenzt, wenn er zeigt, daß es sich bei der sozialen Frage um zweierlei Brot handelt, um das Brot des Lebens und das Brot der Erde, Glaube und Nahrung, Gnade und Natur." — Ebenda bietet Ernst Felix Weiß eine Studie über Grete v. Urbanitzky, die in die Worte ausklingt: „Diese Sehn-

Digitized by Google

ucht, das tief menschliche Mitleid mit allen Leidenden und Geknechteten und das Wissen um ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, fühlen wir aus allem Schaffen der Dichterin in nie versiegender Fülle strömen. Ein heißes, zuckendes Herz schlägt hier leidenschaftlich für die Wahrheit des Glaubens, des Evangeliums." — Auf die Auswahl aus den Werken Alfons Paquets im Führer-Verlag (M.-Gladbach) weist Eduard Schröder (Rhein-Main. Volksztg. 25) die er ein geschlossenes, starkes dichterisches Dokument, zugleich ein gewichtiges Erkenntnis- und heilkräftiges Dokument der Zeit nennt. — Von Gerhart Hauptmanns Versdichtung der „Große Traum" sagt Alfred Dreßler (N. Bad. Landesztg. 58): „Nicht alle Züge der Dichtung sind in großer, einfacher Klarheit gesehen. Manche Verschwommenheit beeinträchtigt gelegentlich die Überzeugungskraft des Werkes. Aber die gedankliche Tiefe, der hohe Flug der Phantasie, die dichterische Bildkraft ergreifen aufs tiefste. Das Werk, aufs Ganze gesehen, noch Fragment, ist voll anregender Ideen und der aufmerksamsten Beachtung würdig." — Von Sudermann-Renaissance spricht Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 53): „Sudermann gehört einer anderen Epoche an als der Naturalismus, dem er Wirkungsmomente entnahm, sie in sein andersgerichtetes Werk einbauend. Das Urteil über ihn steht auf einer Verkennung des Generationenproblems. Er gehört artlich zu der Generation Freytag und Spielhagen, und aus dieser Artung lernte er mehr vom französischen Gesellschaftsdrama als vom Naturalismus. Sein starkes, lebensvolles, zielgerichtetes Temperament brauchte einen anderen Raum als den der naturalistischen Zeit. — Über Hans Leifhelm schreibt Jakob Kneip (Köln. Volksztg. 65): „In einer Zeit, da kaum ein Verlag Verse zu drucken wagt, bringt die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, von Hans Leifhelm einen Band Gedichte heraus, und wer diese Gedichte gelesen hat, wird erkennen, daß dies Verlegerwagnis eine literarische Pflicht war; denn hier handelt es sich keineswegs um tastende dichterische Versuche: hier steht mit seinem ersten Gedichtband sofort ein ganzer Dichter vor uns; hier ist alles so aus dem Wesentlichen heraus geschaut und geformt, daß man mit Staunen vor einem solchen Erstlingswerk stehen muß." — Einen Aufsatz über Martin Buber (Münch. N. Nachr., Einkehr 8) leitet Karl Justus Obenauer mit den Worten ein: „Es ist Martin Bubers vornehmste Leistung und verbürgt die Solidität, die Echtheit seines Lebenswerks, daß er die mystische Frömmigkeit aufgezeigt hat ‚als einen Weg zum Wirklichen', daß ihn die Versenkung in die Mystik nichts anderes lehrte als ‚sich vom Subjektiven zu reinigen und schweigsam und treu im objektiven Tun zu leben'. So wurde ihm der Weg zum ‚ewigen Jenseits der Mystik' ein Weg zu einem neuen gesättigten Aspekt der Wirklichkeit, und eben als der Weiser dieses Wegs durch die Mystik zum diesseitig Wirklichen ward er ‚in der Wildnis der tausend geistigen Möglichkeiten, die wir wie einen Wald durchwandert haben', vielen Irrenden zum Führer." — Den Dichter Ernst Weiß charakterisiert Eva German (N. Bad. Landesztg. 47): „Weiß gibt nicht das Dasein selbst wieder, sondern die Vorerinnerung oder Nachahmung eines paradiesischen Zustands, nicht Mutterliebe, sondern das Urgefühl aller Mutterliebe, nicht Leben, sondern Werden, Geburt." — Klarste Form und Glut der Seele rühmt Otmar Haeller (N. Wien. Abendbl. 359) den Gedichten des Wieners Josef Weinheber nach.

Des 60. Geburtstages von Karl Muth ist mit Wärme gedacht worden: M. Kolmsperger (Welt am Sonntag, München 4); Tilly Lindner (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 5); L. Pfleger (Elsässer, Kl. Revue 2); Carl Christian Bry (Frankf. Ztg. 81 — 1 M.); Joseph Antz (Rhein-Main. Volksztg. 24); Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Im Schritt 73); Hans Heinrich Bormann (Germ., Ufer 5); Joseph Sprengler (Münch. N. Nachr. 28); K. P. (Generalanz., Stettin 28). Hoeber schreibt: „Die Leistung, die Muth damals vollbracht hat, war gewaltig und groß, die Wendung, die sein Auftreten brachte, tiefgehend und scharf, der Erfolg neigte sich langsam, aber zweifelsfrei auf seine Seite. Wer mit so unwiderstehlicher Kraft die Zeitgenossen mit sich reißt, seelisch so ergreifend auf sie zu wirken vermag, der wird für seine Generation zu einem heilsamen Erzieher, und es strömt aus seinem Wesen immer neues, zündendes Leben aus. Er empfängt hundertfach von seiner Zeit und gibt ihr tausendfach zurück." — Zum 60. Geburtstag von Karl Schönherr schrieben u. a. Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 90); Max Lederer (Arb.-Ztg., Wien 54); C. K. (Münch. N. Nachr. 54); Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 46); H. F. (Magdeb. Ztg. 97); Köln. Ztg. (155). Lederer sagt: „Einfache Konflikte einfacher Menschen in einer schematisierenden Handlung schematisch zur Darstellung gebracht — wenn man so will: dramatische Algebra, ist das unterscheidende Merkmal, das Artzeichen von Schönherrs Werk." — Zu den Geburtstagsgrüßen für Auguste Supper bleibt nachzutragen: Karl Fuß (Köln. Ztg. 77); Paul Wittko (Schwarzw. Bote, Frau 2). — Zum 60. Geburtstag von Max Dessoir grüßten: Arthur Liebert (Tag 33); L. Göpfert (Germ. 64); Sz (N. Zür. Ztg. 208); Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 63); Alfred Werner (Deutsche Allg. Ztg. 63); — al (Tägl. Rundsch. 62); Emil Utitz (Voss. Ztg. Unt.-Bl. 31); Erich Everth (Hannov. Kur. 63). —

Digitized by Google

Zum 50. Geburtstag von Carl Friedrich Wiegand äußerten sich: Robert Faesi (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 24); Emil Heß (Stuttg. N. Tagbl. 45); Emanuel v. Bodman (Köln. Ztg. 72 u. a. O.); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 152). Faesi sagt: „Am bekanntesten ist sein Name als Bühnenschriftsteller. Mit Recht. Er ist mit seinem sanguinischen, stoßkräftigen und dynamischen Temperament ein Vollblutdramatiker und ergänzt diese natürliche Anlage durch einen wachen Kunstverstand, der der technischen Seite der dramatischen Meisterschaft die angebrachte Wichtigkeit beimißt." — Zum 80. Geburtstag von Otto Franz Gensichen grüßt Alfred Klaar (Voss. Ztg. 56), den wertvollen Anreger in ihm rühmend. — Von den zahlreichen Aufsätzen zum 80. Geburtstag von Karl Bücher seien hier die von W. Kapp und R. Wilbrandt (Frankf. Ztg. 122 — 1 M.), Karl Jäger (Köln. Volksztg. 122), Kurt Zielenziger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 39) namhaft gemacht.

Über Wilhelm v. Scholz' „Perpetua" liegen Aufsätze vor von Kurt Martens (Dresd. Nachr. 58); Alfred Biese (Frankf. Post, 28. Jan.); G. L. Schloß (Köln. Tagebl. 63). Biese sagt: „Ein Dichter, der als Lyriker und Dramatiker längst zu unseren Ersten gehört, erweist sich hier mit einem Schlage als vollendeter Meister der Prosa." — In Kolbenheyers „Das Lächeln der Penaten" erschaut Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 4) die Idealfigur eines deutschen Künstlers. — Bei der Novellistin Agnes Miegel findet Otto H. Brandt (Kreuz-Ztg., Lit. 48) alles, was im edelsten Sinne deutsch heißt. — In Walter v. Molos Bobenmatz-Trilogie erkennt R. Krauß (Gießener Anz. 23) eine neue Umwertung aller sittlichen Werte. — Von E. v. Handel-Mazzettis drittem Teil des „Rosenwunders" „Das Blutzeugnis" sagt Maria Regina Jünemann (Germ., Werk 5), es übertreffe die beiden ersten Teile an Geschlossenheit bei weitem. — Über Josef Winckler und seinen „Pumpernickel" liegen zwei Aufsätze vor von Herbert Eulenberg (Bad. Pr., 2. Febr.) und Kurt Voß (Mannh. Tagebl., 25. Jan.). Eulenberg sagt: „Wie viel absonderliche, starrköpfige und aparte Kerle hat er noch unter seinen Westfälingern gesehen und geschildert! Man sollte auf den Schulen im und um das Münsterland sein Werk kapitelweise vorlesen, auf daß über der Beschäftigung mit den alten Originalen dort wieder neue hervorwüchsen." — Emil Ertls Romantrilogie „Ein Volk an der Arbeit" nennt Leo Egerer (N. Pariser Ztg. 3) eine literarhistorische Tat ersten Ranges. — Als eine Gestalterin der Seele grüßt Anselma Heine (Bund, Bern 69) Maria Schneider, die Verfasserin des Romans „Hölderlins Schicksalsweg". — René Schickeles „Maria Capponi" nennt Arthur Friedrich Binz (Rhein-Main. Volksztg. 33) eins der schönsten Bücher vom Süden, ein südliches Buch. — Als das Werk einer Dichterin begrüßt Elisabeth Sulzer (N. Zür. Ztg. 237) Gertrud v. Le Forts „Hymnen an die Kirche".

In eingehender Studie rühmt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 198, 211) Hofmannsthals „Deutsches Lesebuch". — Über Gundolf und Bachofen schreibt Ludwig Gött (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 23). — Ernst Heilborns Buch über die Schinkelzeit „Zwischen zwei Revolutionen" nennt Ernst Lissauer (Deutsche Allg. Ztg., Welt 73) ein „unsentimental-gefühlsreiches Buch".

*

Zur ausländischen Literatur

Über Gesamtausgaben außerdeutscher Dichter äußert sich Hans Franck (Generalanz., Stettin, Buch 27, 28).

England in Dichtung und Wahrheit behandelt Mark Neven (Köln. Ztg., Lit.-Bl. 68, 77). — Über den modernen englischen Roman bietet Hans Körig eine eingehende Studie (Köln. Ztg. 145, 151, 154). — Über Oscar Wilde und seine Konversion läßt sich Leonhard Wolff (Germ., Werk 4) vernehmen. — Reizvolle Ausführungen über Joseph Conrad bietet Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 97), vgl. Heinrich Eduard Jacob (Magdeb. Ztg. 66). — Aufsätze über Galsworthy veröffentlichen Karl Arns (Essener Allg. Ztg., Lit.-Beil. 36); Kolshorn-Oldenburg (Nachr. f. Stadt u. Land, Lit. Umsch.); Walther Harich (Forsyte-Saga) (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 93). — Über Maurice Baring schreibt Karl Arns (Germ., Ufer 8). — Eine autobiographische Skizze von Margaret Kennedy findet sich (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 36). — Die neue englische Romantechnik charakterisiert Karl Arns (Germ., Ufer 6). — Über deutsch-amerikanische Lyrik läßt sich Fritz Schwiefert (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 6) vernehmen.

Zum 125. Geburtstag von Victor Hugo schreiben Hans Roselieb (Germ. 93); Siegmund Feldmann (Magdeb. Ztg. 103 u. Berl. Börs.-Cour. 93); Karla König (Generalanz., Stettin 56). — „Musset unter den Franzosen" nimmt Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 138 — 1 M.) zum Thema. — Ein letzter Aufsatz von Georg Brandes „Maupassant und Marie Kann" wird (Berl. Tagebl. 88) veröffentlicht. — Über „Notre cher Péguy" läßt sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 293) vernehmen. — „Gobineau und die Schweiz" beleuchtet Edgar Bonjour auf Grund der Studie von Emil Dürr in der basler Zeitschrift für Geschichte (Bund, Bern 75). — Die Frage „Wie sollen wir Marcel Proust lesen?" beschäftigt Emmi Lewald (Deutsche Allg. Ztg., Welt 61). — Claude Farrère als Kritiker würdigt Leo Egerer (N. Pariser Ztg. 2). — Mitteilungen über Léon Bloy aus den Briefen seiner

Digitized by Google

Braut werden (Münster. Anz., Weg d. Zeit 2) geboten. — Über Francis Jammes bietet Anton Schnack einen Aufsatz (Germ., Werk 6). — Bernanos Roman „Die Sonne Satans" charakterisieren Eduard Schröder (Rhein-Main. Volksztg., Buch 2) und Gottfried Hasenkamp (Münster. Anz., Am Weg 1). — Einen pariser Literaturspiegel in Hinblick auf die „Nouvelles Littéraires" schreibt H. v. S. (Bund, Bern 82).

Über Borchardts Deutung der Vita Nuova gibt Sp. einen Aufsatz (N. Zür. Ztg. 154).

Die Gedichte von Hamsun bespricht Walter v. Molo (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 6). — „Aus Sigrid Undsets Jugendtagen" wird (Köln. Volksztg., Lit.-Bl. 81) erzählt.

„Russische Dichtung der Gegenwart im Urteil eines Sowjetkritikers" vermittelt Jacques Blumer (Bund, Bern 86). — Eine Studie über Iwan A. Gontscharow gibt Eugen Gürster (Stuttg. N. Tagbl. 65).

Volkslieder der Slawen würdigt Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 110 — 2 M.).

Mit der indischen Dichterin Sarojini macht Agnes Smedley bekannt (N. Zür. Ztg., Lit.-Beil. 320).

* * *

„Der Apotheker in der Literatur." Von Fred A. Angermayer (Berl. Börs.-Ztg., Unt.-Beil. 31).

„Zur deutschen Dichtung der Gegenwart." Von Julius Bab (Stuttg. N. Tagbl. 78).

„Merkwürdige Zeitungen." Von Hans Bauer (Germ. 67).

„Die Inspiration des Künstlers." Von Michael Birkenbihl (Köln. Ztg., Lit. Bl. 87).

„Die Kolportage-Romantik." Von Franz Blei (Berl. Tagebl. 62).

„Vom geistigen Diebstahl." Von Fritz H. Chelius (Schlesw. Blätter, Nordmark 36).

„Der Zeitwandel im religiösen Roman." Von Robert Drill (Frankf. Ztg. 71 — 1 M.).

„Ist religiöse Dichtung möglich?" Von Paul Ernst (Deutsche Allg. Ztg., Welt 61).

„Die Mißachtung des Alters." Von Herbert Eulenberg (Berl. Tagebl. 98).

„Die Aufgaben der Kritik." Von Bernard Guillemin (Magdeb. Ztg. 90).

„Traumdichtungen." Von Walther Harich (N. Bad. Landesztg., Kunst 79).

„Der Weg des deutschen Buchs." Ernst Rowohlt. Von Siegfried Jacoby (Berl. Tagebl. 47).

„Weimar." Von Graf Hermann Keyserling (Münch. N. Nachr. 38).

„Wie Dichter wohnen ..." Von Carl Georg v. Maassen (Münch. N. Nachr. 27).

„Der neue Literaturkalender (Keiter)." Etwas aus seiner Entstehungsgeschichte. Von Th. Mönikes (Köln. Volksztg. 66).

„Das Buch und die moderne Frau." Von Oscar A. H. Schmitz (Magdeb. Ztg. 10).

„Begabung." Von Arthur Schnitzler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 22).

„2000 Autoren suchen eine Bühne." Von Heinrich Taschner (Köln. Volksztg. 100).

Echo der Zeitschriften

Neue Schweizer Rundschau. XX, 2. (Zürich.)

Ein Wesentliches über Pestalozzi sagt Fritz Ernst in seiner Studie „Das Wunder Pestalozzi" aus:

„Pestalozzi mußte nie zum Kind hinuntersteigen. Seine Inbrunst galt dem Ebenbild. Er war selbst ein Kind. Vielleicht ist nie ein Genie in solchem Maß ein Kind gewesen. Im Einleitungsgespräch zum Schweizerblatt von 1782 wirft der Leser dem Autor vor, er sei ‚ein wenig Kind'. Der Autor antwortet dem Leser: ‚Will's bleiben bis ans Grab.' Pestalozzi hat sein Wort gehalten. Ein Kind war und blieb er bis auf Symptome körperlichster Art. Er sammelte bis in sein höchstes Alter im Bach und auf dem Felde zweck- und sinnlos rohe Steine. Er behielt in gewissen Situationen, zum Beispiel beim Diktieren, die Gewohnheit des Lutschens bis an sein Lebensende bei. Sein Schüler Ramsauer, der in der Überlieferung solcher Züge musterhaft genau ist, macht in dieser Beziehung eine Bemerkung von letzthin zwingender Beweiskraft. ‚Kein Zögling des Instituts — schreibt er — hatte so oft Beulen und blaue Flecke wie Pestalozzi. Besonders oft stieß er sich des Nachts, da er die Arme im Dunkeln nie vorausstreckte, wie jeder andere Mensch von selbst tut.'

Kindlich wie sein Gebaren war sein Weltbild. Religiös, politisch, pädagogisch ist der Kern der von ihm aufgestellten Beziehungen immer das Eltern- und Kindesverhältnis. Gott, Fürst und Lehrer sind die drei Vaterämter, die er verkündete. Metaphysisch, rechtlich, intellektuell hat er die Kindlichkeit als Norm entwickelt. Es schließt sich in eiserner Logik an die Kette unserer Betrachtung, daß er erotisch immer ein Gefesselter gewesen ist. Das gilt von seiner Biographie. Das gilt von seinem Weltbild. Das gilt schließlich von seiner Grammatik. An einer Stelle seiner Altersrede ‚An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes' will er ausdrücken, daß das Kind den abwesenden Elternteil in Ehren hält, sofern dies Gefühl zwischen den Gatten von diesen selber über die Zeit der Trennung hochgehalten wird. Was die Mutter dem Kind verspricht in seines Vaters Namen, wird von ihm schon

Digitized by Google

so gut als wie besessen. ‚Es freut sich dessen — schreibt Pestalozzi wörtlich —, was ihm seine Mutter ihres Vaters (!) halber verspricht, wie wenn es dasselbe schon in Händen hätte‘.“

Die Christliche Welt. XXXXI, 3 und 4. (Gotha.) Felix Voigt schreibt über die Religion Gerhart Hauptmanns, und erblickt einen Ausgangspunkt des mystischen Schauens bei ihm in jenem „Myein“, das ist, die Augen schließen, von dem schon die Griechen wußten, und das für die christliche Mystik bedeutungsvoll geworden ist:

„Die mystische Religiosität Hauptmanns läßt sich bis 1910 durchaus nur als Unterströmung feststellen. Sie kann nicht so recht zutage treten oder betätigt sich in der Form einer Pseudomorphose in anderen Gebieten, vornehmlich dem der Kunst, die Hauptmann als ‚die eigentlich metaphysische Tätigkeit‘ preist. Sicher ist, daß Gerhart Hauptmann auf diesem Gebiete das beglückende Erlebnis der Geburt der Harmonie aus dem ringenden Chaos gehabt hat. Er selbst erinnert einmal an Böhme. ‚Jakob Böhme redet von einer gebärenden Harmonie: — Grundverfassung des wirkenden Künstlers.‘ Diese prästabilierte Harmonie wurde ihm die Grundlage für seine Syntheſe auch auf dem Gebiete der Religion. Fast unspürbar tritt seit den neunziger Jahren dieser mystische Grundcharakter in seinen naturalistischen Dramen, fühlbarer in den symbolischen, hervor. Ich lege dabei keinen Wert auf ‚Hanneles Himmelfahrt‘, wo Christus und sein Reich nur eine schöne Märchenwelt ist. Deutlicher wird er aber in der ‚Versunkenen Glocke‘. Meister Heinrich scheitert eben daran, daß in ihm nicht der große enthusiasmos eintritt. Wenn auch äußerlich biblische Stoffe einmal in des Dichters Ideenkreis treten — wie 1896 im ‚Hirtenlied‘ der Aufenthalt Jakobs bei Laban —, so bleiben es doch Dramen, die um den Begriff der Kunst ringen (‚Helios‘). Am deutlichsten und schönsten in dem wundervoll klaren und tiefen Drama ‚Und Pippa tanzt‘ (1906), das zeitlich schon am Ende dieser Schaffensperiode steht. Platons Ideenlehre wird hier zum ersten Mal stark fühlbar. Es gibt nur einen Weg, um die Idee der Schönheit, die in dieser Welt zerbrechen muß, zu schauen: das Myein. Michel Hellriegel muß erblinden, um sein Ideal zu schauen. Wenn Michel Hellriegel nach Hauptmanns eigener Deutung das Symbol für das ist, was in der deutschen Volksseele lebt, so zeigt der Dichter hier gleichzeitig das, was deutscher Geist für die Welt bedeutet: er ist der Träger letzten metaphysischen Erkennens. Das ‚Augenschließen‘ ist der Weg zur Erkenntnis der ewigen Ideen in der Kunst, das ist die letzte Weisheit der ‚Pippa‘. Damit war der Weg frei, der Boden bereitet für eine breite Darstellung der Christenreligion als mystischen Erlebens. 1910, im letzten Augenblick, ehe der Einfluß von Hellas übermächtig wurde und das Schaffen dieses urgermanischen Werkes verhindert hätte, schenkte uns Hauptmann den ‚Emanuel Quint‘, nicht sein künstlerisch bedeutendstes — das bleibt der ‚Ketzer von Soana‘ —, aber doch reichstes, tiefstes und reinstes Werk.“

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 2. (Berlin u. Leipzig.) Hermann Kasack sieht die Tragik im Leben Rainer Maria Rilkes und gewinnt, sie ergründend, Überschau über das Gesamtwerk:

„Der Dichter will künstlerische Geschlossenheit. Aber das Leben, als Sinn der Erscheinung, bleibt offen. Wie Gestaltung, die nicht selber Ausdruck des Fließens ist? So besteht Rilkes Tragik darin — wie die Tragik jedes großen Künstlers, der das Leben aus der körperlichen Erscheinung einfangen will, man denke an Michelangelo —, an seiner Formung a priori scheitern zu müssen, und nur im konkreten Fragment das Ganze der Welt wiedergeben zu können. Als er, der sich immer mehr in das Schweigen rettete, und fremde Dichtungen in seine Sprache übertrug, sich noch einmal zur strengen Form überredete, auch von der Modernität des Zeitstils zuweilen verführt ward —: ‚Die Sonette an Orpheus‘, die nun die Gültigkeit selbst aussagen wollen, scheitern an eben diesem Willen und sind eher philosophischer Reim als abstraktes Gedicht. Aber im Fragment vermag das Herz noch das Letzte, sich zu verwirklichen. Denn die Bedeutung jedes Wortes ist nun, um eine Bezeichnung des späten Hölderlin anzuwenden, erkannt als ‚buchstabengenau und allbarmherzig‘. Die Fragmente des späten Rilke, etwa: Klage. Christi Himmelfahrt. Überfließende Himmel . . ., vor allem jenes der letzten Erschütterung: Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens . . ., und, in diesem Bezug, auch einige der gewaltigen Torsi der ‚Duineser Elegien‘, diese Stücke bedeuten wohl das Äußerste, was ihm möglich war und gehören zu dem geringen Bestande großer Kunst überhaupt.

> . . . Plötzlich, hoch über der Mitte
> aufschäumender Schreie, auf dem langen
> Turm seines Duldens trat er hervor, ohne Atem,
> stand, ohne Geländer, Eigentümer der Schmerzen,
> schwieg.

Der aller Realität übergeordnete Begriff in Rainer Maria Rilkes Gesamtwerk bleibt das Phänomen des Lebens. Der Gedanke der Welt, als die geläuterte Anschauung ihrer Lebendigkeit ist der Ursprung seines Gedichts. Das Erkennen, das Wissen vom Dasein, das

Digitized by Google

nichts enthält als sich selber, ist das unerschöpfbare Thema. Der Geist aber war immer das fortzeugende Motiv seiner Kunst."

Abendland. II, 4. (Köln, Berlin, Wien.) Eigene Züge zur seelischen Charakteristik Léon Bloys trägt Waldemar Gurian in einer tief eingehenden Studie bei:

„Jede Seele hat ihre symbolische, nur ihre eigene Bedeutung. Und Bloy weiß von sich, daß er eine ganz besondere Mission erhalten hat. Frau Bloy bemerkt in ihrer Vorrede zu Bloys letztem nach seinem Tode erschienenen Werk ‚Dans les Ténèbres': ‚Bloy hatte nicht nur eine Gabe erhalten, die man als übernatürliche Intuition bezeichnen kann: Ein Gut (dépôt) war ihm anvertraut worden ... Sein ganzes Leben lang hat Bloy die Last seines Geheimnisses getragen, eines für die menschliche Schwäche blendenden und furchtbaren Geheimnisses.' Diese ihm eigene Mission, von der er völlig durchdrungen ist, ist für Bloys gesamtes Schaffen bestimmend und in ihr liegt auch der Grund verborgen, der Bloy zu autobiographischen Schriften trieb: Bloy fühlte sich als Schriftsteller mit einer providentiellen Aufgabe: Er ist der ‚vociférateur', der Schreier des Absoluten in einer Zeit, die vor nichts so sehr Abscheu hat wie vor dem ‚Absoluten'. In den ‚Belluaires et Porchers' schreibt er auf Seite 15: ‚Ich bin vor allem römischer Katholik, und ich habe seit sehr langer Zeit alle Konsequenzen aus diesem Prinzip gezogen. Darin besteht der Boden, auf dem ich stehe. Wenn man das nicht merkt, kann man nichts verstehen in meinen Schriften ... Wenn ich ein Pamphletist bin, so bin ich es aus Empörung und Liebe. Und ich stoße meine Schreie aus in finsterer Verzweiflung über mein besudeltes Ideal ...'

Diese Sätze — und ihr Inhalt kehrt in jedem Werke Bloys auf verschiedenste Weise formuliert wieder —, diese Sätze zeigen, daß das Ich bei Bloy nicht als ein privates Individuum aufzufassen ist, sondern als Organ einer providentiellen Mission, an die sein Leben unter Umständen gar nicht heranreicht, der seine faktische Existenz vielleicht gar nicht entspricht. Der Schreier des Absoluten muß seine Rufe ausstoßen, mag er ein Heiliger sein oder nicht. Bloy will sich gar nicht als Heiligen hinstellen, er ist nicht so vermessen, sich als vollkommen anzusehen, aber er weiß, welche Aufgabe er hat, und daher entzieht er sich ihr nicht. Wer seine Tagebücher liest, wird von ihrem durchaus objektiven Charakter überrascht. Bloy hat Streit mit einer Redaktion, er schimpft über die hohen Mieten, er empfängt einen unerwarteten, völlig unbekannten Besucher — all das wird mitgeteilt, Briefe werden wörtlich zitiert, aber nichts trägt einen intimen, gemütlichen oder auch ungemütlichen Charakter. Alles ist symbolisch. Man weiß zuletzt gar nicht mehr, daß es sich um Léon Bloy handelt. Auf eine geheimnisvolle Weise erhält die scheinbar privateste Angelegenheit einen symbolischen Charakter. Jesus Christus ist da. Teufel sind da. Die Übernatur wird sichtbar. Und Léon Bloy, der mitleidlose Enthüller der schändlichen Gemeinheiten unserer Welt, verschwindet."

* * *

„Das Nibelungenlied in der gegenwärtigen Forschung." Von Friedrich Neumann (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V, 1. Halle a. d. S.).

„Der Archipoeta." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum VII, 2. Hamburg).

„Wolfram v. Eschenbachs Ritterideal." Von Friedrich Neumann (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V, 1. Halle a. d. S.).

„Ergebnisse und Aufgaben der Minnesangforschung." Von Günther Müller (ebenda).

„Die Weltchronik von Rudolf v. Ems." Von Karl Löffler (Zeitschrift für Bücherfreunde XIX, 1. Leipzig).

„Meister Eckehart." Von Lothar Schreyer (Der Kunstwart XXXX, 5. München).

„Auf den Spuren des geschichtlichen Faust." Von Max Buchner (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 1/2. Heidelberg).

„Von ‚Minna' zur ‚Emilia'." Von Oskar Walzel (ebenda).

„Lucian und Wieland." Von Geigenmüller (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Bildung III, 1. Leipzig).

„Pestalozzi." Erlebnis und Werk. Von Aloys Fischer (Der Kunstwart XXXX, 5. München).

„Johann Heinrich Pestalozzi." Von v. Hauff (Deutsche Monatshefte III, 2. Berlin).

„Pestalozzi." Von Hildegard Neuffer-Stavenhagen (Der Türmer XXIX, 5. Stuttgart).

„Goethes Religion." Von Ulrich Peters (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 2. Frankfurt a. M.).

„Die ‚Einheit' in Goethes Fausttragödie." Von Theodor Kalepky (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 1/2. Heidelberg).

„Charlotte v. Stein." Ein Gedenkblatt zu ihrem 100. Todestag am 6. Januar 1927. Von Ernst Lissauer (Reclams Universum XLIII, 15. Leipzig).

„Charlotte v. Stein." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel IV, 5. Berlin).

„Jean Paul." Von Rudolf Alexander Schröder (Neue Schweizer Rundschau XX, 2. Zürich).

„Franz Baader und seine Zeit." [Fritz Lieb.] Von Kurt Leese (Die Christliche Welt XLI, 4. Gotha).

„Ist Schleiermacher wirklich ausgeschöpft?" Von Georg Wobbermin (ebenda, 3).

„Görres' religiöse Entwicklung: Die Rückkehr zum katholischen Glauben." Von Josef Grisar S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 5. Freiburg i. B.).

„Das Kleistproblem." Eine kritische Studie. Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 1. Frankfurt a M.).

„Kant und Kleist." Von Ludwig Marcuse (Ostdeutsche Monatshefte VII, 11. Oliva).

Digitized by Google

„Grillparzers Begegnung mit Goethe und Beethoven." Von Anna Michaelis (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 3).

„Wilhelm Busch an Fritz August und Mina Kaulbach." Von Adolf Vanselow (Westermanns Monatshefte LXXI, 846. Braunschweig).

„Wilhelm Raabe und die deutsche Heimat." Von Constantin Bauer (Deutsche Monatshefte III, 2. Berlin).

„Nietzsche in Sils-Maria." Von Elisabeth Förster-Nietzsche (Der Türmer XXIX, 5. Stuttgart).

„Max Martersteig." Von Carl Niessen (Der Bühnenvolksbund II, 3. Berlin).

„Georg Trakl." Von Philipp Witkop (Literarischer Handweiser LXIII, 5. Freiburg i. B.).

„Ludwig Thoma." Ein paar Briefe und Erinnerungen. Von Owlglaß (Deutsches Volkstum VII, 2. Hamburg).

„Das ewig ungestillte Herz." Ein Versuch zum Bilde der Franziska Gräfin zu Reventlow. Von Hans Bücker (Der Gral XXI, 5. Essen).

„Siegfried Jacobsohn." Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXII, 50. Berlin).

„Siegfried Jacobsohn." Von Alfred Polgar (ebenda XXIII, 5).

„Rainer Maria Rilke †." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 4).

„Rainer Maria Rilke †." Von Berthold Viertel (Masken XXI, 10. Düsseldorf).

„Rainer Maria Rilke." Von Conrad Wandrey (Deutsche Rundschau LIII, 5. Berlin).

„Heinrich Naumann." Zum 70. Geburtstag. Von Gustav Mahr (Die Dorfkirche XIX, 12. Berlin).

„F. W. Lafrentz, Selfmademan und deutscher Dichter." Von Bruno Dietrich (Die Bergstadt XV, 4. Breslau).

„Der Philosoph Leopold Ziegler." Von Paul Wegwitz (Die Horen III, 3. Berlin).

„Maximilian Harden." Von Arthur Seehof (Die Aktion XVI, 11/12. Berlin).

„Hermann Bahr." Zur Radioaufführung seiner Komödie ‚Josefine'. Von Paul Wertheimer (Radio III, 19. Wien).

„Ernst Zahn." Von Benno Diederich (Der Bücherwurm XII, 4 Leipzig).

„Ernst Zahns Lebensgang." Von Heinrich Spiero (Reclams Universum XLIII, 18. Leipzig).

„Ernst Zahn." Von Marianne Thalmann (Radio III, 18. Wien).

„Wilhelm v. Scholz." Von R. K. Goldschmit (Blätter des Theaters der Stadt Koblenz 1927, 9).

„Wilhelm v. Scholz." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Westermanns Monatshefte LXXI, 846. Braunschweig).

„Vom Buch [W. v. Scholz' ‚Perpetua']." (Der Deutschen-Spiegel IV, 5. Berlin).

„Über Josef Ponten." Von Wilhelm Meridies (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 1. Berlin).

„Festschrift zum 50. Geburtstag Karl Hans Strobls." Mit Beiträgen von Fr. Adler, F. K. Ginzkey, R. Hohlbaum, Fr. Jakisch, P. Kisch, E. G. Kolbenheyer, P. Leppin, W. v. Molo, E. Rainalter, Ed. Reichel, H. Salus, O. F. Scheuer, H. Watzlik (Deutsche Hochschulwarte VI, 8. Prag).

„Die Dichtung Hans Carossas." Von Franz Schoenberner (Der Lesezirkel XIV, 5. Zürich).

„Hans Friedrich Blunck's ‚Streit mit den Göttern'." Von Hans Westerburg (Schleswig-Holstein-Hamburg-Lübeckische Monatshefte II, 1. Lübeck).

„Heliands Wiederkehr?" Zu Büchern Hans Friedrich Blunck's. Von Rudolf Muuß (Eckart III, 4. Berlin).

„Otto Freiherr v. Taube." Von Richard Sexau (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 2. Frankfurt a. M.).

„Leo Weismantel als Dramatiker." Von Philipp Huppert (Westdeutsche Blätter III, 5. Düsseldorf).

„Zu Fritz v. Unruhs ‚Bonaparte'." Von Ernst Heilborn (Dramaturgische Blätter 1926/27, 24. Mannheim).

„Über Fritz v. Unruh." Von Martin Rockenbach (Der Bühnenvolksbund II, 3. Berlin).

„Meine Beziehungen zur Bühne." Von Fritz v. Unruh (Dramaturgische Blätter 1926/27, 22. Mannheim).

„Hanns Johst." Von Wilhelm Meridies (Der Bühnenvolksbund II, 3. Berlin).

„Skizze des Lebens." Von Alfred Neumann (Blätter des Theaters der Stadt Koblenz. 1927, 7).

„Ein unerkannter Dramatiker." Zu Gustav Renners Werk. Von Franz Graetzer (Der Gral XXI, 5. Essen).

„Frank Thieß." Von Hanns Arens (Die Hauszeitschrift des Sortiments 1927, Jan./Febr. Wiesbaden).

„Die Gymnasien von St. Jürgen und Annenstadt." [Max Dreyer, Frank Thieß.] Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 5. Freiburg i. B.).

„Alfred Brust." Von Walther Harich (Das Schauspiel 1926/27, 9/10. Königsberg i. Pr.).

„Paul Gurk." Von Guido K. Brand (Die schöne Literatur XXVIII, 2. Leipzig).

„Anton Mayer." Von Wolfgang Goetz (Die Horen III, 3. Berlin).

„Paul Zechs ‚Rimbaud'." Von Stefan Zweig (Das Tagebuch VIII, 6. Berlin).

„Eine Novelle von Ida Boy-Ed." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 2. Frankfurt a. M.).

„Lichtglauben." Die Botschaft der Gertrud Prellwitz. Von Elisabet van Randenborgh (Eckart III, 4. Berlin).

* * *

„Vom Weltbuch der Person [Shakespeare]." Von Florens Christian Rang (Die Kreatur I, 3. Berlin).

„Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland." I. Von John Koch (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 1/2. Heidelberg).

„Houston Stewart Chamberlain und die deutsche Kultur." Von Hans-Siegfried Weber (Der Deutschen-Spiegel IV, 3. Berlin).

„Rousseaus ‚Mama'." Von Tony Kellen (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 6. Berlin).

„Marcel Proust." Von Charlotte Demmig (Der Gral XXI, 5. Essen).

„Ein Dichter klagt an [André Gide]." Von Frantz Clément (Das Tagebuch VIII, 5. Berlin).

„Jules Romains als Dramatiker." Von Hans Feist (Die Scene XVII, 1. Berlin).

„Ein neuer Maeterlinck." [„Das Leben der Termiten."] Von Frantz Clément (Das Tagebuch VIII, 6. Berlin).

„Die Komödie Goldonis." Von Josef Gregor (Saarbrücker Blätter V, 10).

„Über den Stil Benedetto Croces." Von Werner Günther (Neue Schweizer Rundschau XX, 2. Zürich).

„Venezianisches Dichten und Deuten." Von Elsa Nerina Baragiola (ebenda).

„Die Menschen in Ibsens Dramen." Eine kritische Studie. Von Loris (Die Literarische Welt III, 5. Berlin).

Digitized by Google

„August Strindberg." Von Wolf Neumeister (Blätter des Theaters der Stadt Koblenz. 1927, 13).
„Kristin Lavranstochter." [Sigrid Undset.] Von Alois Wurm (Seele IX, 2. Regensburg).
„Björnsons Auferstehung." Von Carl David Marcus (Ostdeutsche Monatshefte VII, 11. Oliva).
„H. C. Anderſen und Deutſchland." Von Guſtav Neckel (Zeitſchrift für Deutſchkunde XLI, 2. Leipzig).
„Meine Stellung zu J. V. Jenſen." Von Hans Friedrich Blunck (Das deutſche Geſicht I, 1. Jena).
„Doſtojewſkis Handſchriften." II. Von René Fülöp-Miller (Autographen-Rundſchau VII, 6. Berlin).
„Multatuli." Von Marianne Thalmann (Radio III, 22. Wien).

* * *

„Das Drama im entfeſſelten Theater." Von Julius Bab (Das Schauſpiel 1926/27, 7. Königsberg i. Pr.).
„Überzeugende Darſtellung." Von Alfred Bruſt (ebenda, 8).
„Gedanken über einige Hochziele des dramatiſchen Spiels." Von Stanislaus v. Dunin-Borkowſki (Die Blätter für Laien- und Jugendſpieler III, 2. Berlin).
„Gedanken über ein deutſches und chriſtliches Theater." Von Adolf Dyroff (Weſtdeutſche Blätter III, 5. Düſſeldorf).
„Der Theaterkritiker." Von Hanns Genſecke (Die vierte Wand 1927, 8. Magdeburg).
„Das deutſche Drama in den letzten fünf Jahren." Von Hans Knudſen (Baden-Badener Bühnenblatt VI, 119).
„Die Entwicklung des ſchauſpieleriſchen Stils." Von Hans Knudſen (Die vierte Wand 1927, 8. Magdeburg).
„Aufgaben der Theaterwiſſenſchaft." Von Karl Nieſſen (Die Scene XVII, 2. Berlin).
„Theater aus dem Glauben." Von Albert Nobel (Die Blätter für Laien- und Jugendſpieler III, 2. Berlin).
„Die Geſtaltung des modernen Dramas in Deutſchland." Von Joſeph F. Pontzen (Das Schauſpiel 1926/27, 1. Königsberg i. Pr.).
„Luſtſpiel und Komödie." Von Joſeph Sprengler (Literariſcher Handweiſer LXIII, 5. Freiburg i. B.).
„Lebensbedingungen der Schaubühne im Jahre 1927." (Die Scene XVII, 1. Berlin.)

* * *

„Weltliteratur." Von Robert F. Arnold (Die Quelle LXXVII, 1. Wien).
„Vom Geiſtesleben des Mittelalters." Ein Literaturbericht. Von Joſeph Bernhart (Deutſche Vierteljahrsſchrift für Literaturwiſſenſchaft und Geiſtesgeſchichte V, 1. Halle a. d. S.).
„Katholiſche Literatur." Von Arthur Friedrich Binz (Die ſchöne Literatur XXVIII, 2. Leipzig).
„Deutſche Kultureinheit und Öſterreichs Literatur." Von Anton Dörrer (Das Neue Reich IX, 19. Wien).
„Neue Zenſur?" Von Wilhelm Fronemann (Der Kunſtwart XXXX, 5. München).
„Das 19. Jahrhundert in der Literatur Lübecks." Von Julius Havemann (Schleswig-Holſtein-Hamburg-Lübeckiſche Monatshefte II, 1. Lübeck).
„Der Humor und ſeine Sippe." Von Arthur Kahane (Weſtermanns Monatshefte LXXI, 846. Braunſchweig).
„Stil und Form." Von Friedrich Kainz (Zeitſchrift für Deutſchkunde XLI, 2. Leipzig).
„Politiſche Satire um 1848." Von Eugen Kalkſchmidt (Deutſches Volkstum VII, 2. Hamburg).
„Die Ermordung des Erzbiſchofs Engelbert von Köln im Spiegel der Dichtung." Von Auguſt Köllmann (Zeitſchrift für Deutſchkunde XLI, 2. Leipzig).
„Der methodiſche Stand der neueren Literaturgeſchichte." Von Walther Linden (Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung III, 1. Leipzig).
„Ein unbequemer Literaturpreis." [Franz Baumgarten, Budapeſt.] Von Hans Natonek (Das Tagebuch VIII, 7. Berlin).
„Die ‚Stimmen' der Jungfrau von Orleans." Von Max Pribilla S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 5. Freiburg i. B.).
„Frühromantiſche Ehen." Von Herbert Roth (Reclams Univerſum XLIII, 19. Leipzig).
„Die Technik der Darſtellung in der Erzählung." Von Albrecht Schaeffer (Germaniſch-Romaniſche Monatsſchrift XV, 1/2. Heidelberg).
„Die Bedeutung der Akademie." Von Wilhelm v. Scholz (Die Horen III, 3. Berlin).
„Mea culpa." [Kriegsdichtung.] Von Hilgart Vielhaber (Sozialiſtiſche Monatshefte XXXIII, 1. Berlin).

Echo der Bühnen

Krefeld

„Die Friedenskonferenz." Komödie in drei Akten (ſieben Bildern). Von Leo Lania. (Uraufführung im Krefelder Stadttheater am 10. Februar 1927.)

Ich halte die „Friedenskonferenz" für eine der beſten Komödien ſeit dem „Biberpelz", und der iſt nun ſchon ein Menſchenalter lang getragen, ohne übrigens noch die Motten gekriegt zu haben; ſie iſt ein ausgezeichnetes Theaterſtück und eine Dichtung dazu. Das jüngſte Glied in der langen Reihe der politiſchen Komödien ſeit Ariſtophanes iſt wahrhaft blitzblanker Spiegel und kurzweilige Chronik unmittelbarſter Gegenwart. Aus geradezu haruſpizialer Sach- und Perſonenkenntnis geht es hier um die Dinge, die die Menſchenerde wie lange ſchon in Atem halten: um ihr Schickſal und um den Frieden. Haruſpizial iſt auch das Lächeln über ſeine Akteurs. Nicht jenes, das haruspex haruspicem videns ridet. Der Tempelgott ſelbſt lächelt, da er zuſieht, was in ſeinem Namen geſegnet und verflucht und wie Vorſehung überhaupt geſpielt wird; wer die Stola- und Mitraträger und die Miniſtranten ſind.
Kurz und gut: der Tempel, beſſer ſeine Vorhalle, wo die Tiſche der Wechſler ſtehen, iſt das Kriegspreſſequartier des fliegenden Hauptzeltes einer Friedenskonferenz oder eine Telegraphenagentur, wie der mo-

Digitized by Google

derne Name lautet. Die kompakte Majorität der Schriftgelehrten und Journalisten und was sonst um dienende Geister und Beamte überhaupt strebend sich bemüht, ist der Held. Da schickt der Gott seinen Friedensengel aus, er soll den Helden beißen. Und kommt auch glücklich nach Haus. Wie das? Geht der Teufel zuweilen englisch, denn er kennt seine Seelen, so kommt der Engel, der auch kein schlechterer Psychologe ist, hier mit einem Hörnerschmuck. Er weiß ihn keß zu tragen, heißt Diana Armstrong, hat den Sowjetstern im blonden Haar und ist insgeheimes Mitglied seiner Nachrichtenabteilung. Das kommt gerade zurecht, da eine Viertelmillion Gewehre auf den Hoheitsgewässern eines auszubrechen drohenden Friedens vom verflossenen Großen in einen hoffentlich größeren Krieg verschoben werden soll. Da begeht der Himmelsbote, alles unter göttlicher Regie, Tempelraub: läßt Dokumente stehlen und tut mit ihrer Hilfe den faktischen Dolchstoß der Legende in den Rücken der Kriegs-Friedens-Versicherungs-Gesellschaft auf unbeschränkte Gegenseitigkeit. Der Friede bricht in der Tat aus, die Gewehre schwimmen davon und mit ihnen die ganze Besatzung des unbewaffneten Handelskreuzers, scharf im Kielwasser einer anderen Schiffsladung (Petroleum!), die das eine der beiden befriedeten Völker dem anderen als Unterpfand sendet. Der Himmlische aber ist, ach! ein rechter Irdischer und hat sich sterblich in einen Bastard aus Spartakus und Michel verliebt, den er nun auch richtig kriegt.

Also eine gewöhnliche Liebeshandlung mit ungewöhnlichem Gang? Nicht doch so recht! Leo Lania kennt seine Zeitgenossen und fängt sie vorerst bloß in ihren Schwächen. So bringt er fertig, daß sie lachen. Da darf er das nächste Mal schon ohne private Konzessionen und ernster kommen. Und tut es demnächst mit dem „Generalstreik" in Berlin und am 1. Mai in Moskau. „Die Friedenskonferenz" ist also gar nicht was man Dichtung zu nennen pflegt, wenn auch die Tugend in Gottes Namen siegt? Gar keine poetischen Allüren und kein anderer Zweck als der des Amüsements über die Schwächen der Nebenmenschen und der Schadenfreude, wenn's ihnen daneben geht? O ja! Nicht die äußere Gebärde und die Absicht machen den Dichter, sondern die innere Haltung und ein Wille, sanft wie die Tauben und klug wie die Schlangen; nicht der Aberglaube an die Macht, aber der Glaube, der sie mit unwiderstehlichem Lächeln entwaffnet: der Glaube, daß einmal dauernd Friede auf Erden sein werde, wenn die Menschen nicht bloß vor der Bühne lächeln, die hier ohne jedes literarische oder ethische Programm zur Tribüne gemacht, aber mit allem Flitter des Marktes behängt ist, damit die Leute auch herbeikommen und stehen bleiben, schauen und hören; — dieser starke Glaube macht Leo Lania zum Dichter. Der hängt nur nicht sein Bekenntnis mit Emphase aus: er verbirgt es schamhaft hinter der unbarmherzigen Blöße der Dinge.

Karl von Felner

München

„Kaspar Hauser." Dramatische Legende in zehn Bildern. Von Erich Ebermayer. (Uraufführung im Residenztheater am 16. Februar 1927.)

Die Legende um Kaspar Hauser, jenen Findling aus Bayern, von dem man schon frühzeitig behauptete, daß er deutschem Fürstenblute entsprossen sei, der vor hundert Jahren, ein halb erwachsener Bursche, in fast tierischem Zustand aufgegriffen wurde, den hierauf die Stadt Nürnberg als ihren Sohn annahm, und der, durch einen Stich zweimal schwer verwundet, ebenso rasch wieder hinschwand, dieses kurze, flackernde, rätselhafte, von verbrecherischen Geheimnissen umwobene Leben eignet sich vielleicht einzig zu der Form, die ihm bereits Jakob Wassermann gegeben hat: zur erzählten Geschichte, zum Roman, zur psychologisch novellistischen Zergliederung; doch zu einer „dramatischen" Legende taugt Hauser wohl am wenigsten; denn fehlt auch das dunkle Schicksal nicht, so immerhin der Held, der es, der sich darin prägte.

Unter den zehn Bildern, die Erich Ebermayer in einem Lebensabriß aufeinander folgen läßt, streift eins an das eigentliche, innere Problem: wenn Kaspar, der junge Mensch, erfährt, was für ein Hauch von Romantik um ihn nebelt, ob es ihn berauscht? Ob es ihn steigert? Ob es seine Träume verwirrt? Ob es ihn hinreißt? Ob es ihn zum Königssohn im Geiste macht oder auch nur zu Fortunas unseligem Spieler, der die arge Welt betrügt? Indessen alles das fliegt sogleich vorüber und es bleibt zitternd nur der Schrei eines Kindes nach der Mutter. Und daß dieser Schrei echt, rein und innig ist, das allein gibt dem Stück seine Berechtigung. Innerhalb des Werdens der neueren Szenendichtung steht Ebermayer zwischen den Dichtern einer modernen Passion, etwa Brecht und den „Einsamen" des Hanns Johst. Die Lyrik, die Wortfarbe, den Schwung und Klang von Johsts ersten Werken hat er zwar nicht; dennoch ein Wehen des einmal Jungseins, des Erwachens. Dazu (letzthin schon von Wedekind her) die karikaturistischen Striche am Rande, an den Nebenfiguren; dazu den Nachhall von unschuldiger Jugendklage über die Niedertracht der Menschen und über die Dummheit der Erzieher. Reizend ist es, wie dabei sogar der Theaterbösewicht, der Schurke an sich wieder Einlaß erhält. Alles in allem ein teils

Digitized by Google

naiver, teils bühnenbewußter, beruhigt empfindsamer Sturm und Drang mit einer Gebärde, die schon eher naturalistisch als ekstatisch ist.

Joseph Sprengler

Leipzig

„Der Kuckucksknecht." Ein sauerländisch Stück in drei Akten. Von Paul Zech. (Altes Theater, 5. Februar 1927.)

Paul Zech ist Dichter, so sehr wie wenige unserer Zeit. Er erlebt stark, er formt stark. Er verdichtet die Erlebnisse. Seine zwei reichsten Jahre waren die auf der vorväterlichen westfälischen Scholle. Ihr Brodem, gemischt aus Geruch der Ackerkrume, schwerem Dunst der Bauernhäuser, Stickluft der Kohlenbergwerke, atmet aus Zechs echtesten Werken. Das Menschliche kränkelt, vertiert, sinkt hinunter in dumpfes Grübeln. Trieb bäumt auf, sucht das Verwandte, verrät und vernichtet den Schwachen. So stand es vor Zechs Auge, als er den „Kuckucksknecht" dichtete. Dreißigjährige Gemeinschaft der blutvollen Frau mit dem starken Knecht, der zum Herren des Hofes wurde, während der Schwächling, der Sinnierer, mit brutaler Faust zum Knecht hinabgedrückt neben ihnen vegetiert. Was für ein dramatisches Gefüge kann das zur sinnlichen Gegenwart werden lassen? Und weiter: wie soll die erdhafte Natur solcher Menschen emporgesteigert werden ins Symbolische? Doppelt unlösbare Aufgabe. Kaum mehr als Atmosphäre vermögen Dichter und Spielleiter zu veranschaulichen. Zwischen zwei weit getrennten Formwelten pendelt Denken, Gefühl und Sprache, keinem Ziel strebt das Geschehen zu als der Erkenntnis des plötzlich sehend gewordenen Träumers, daß Natur waltete, wo schwerste Schuld an ihm gefrevelt hat. Wer wird sich mit solchem ethischen Relativismus abspeisen lassen? Und doch das Werk eines Dichters.

Georg Witkowski

Wien

„Die Stunde des Absterbens." Eine Höllenfahrt in fünf Akten. Von Franz Theodor Csokor. (Uraufführung im Theater in der Josefstadt am 28. Februar 1927.)

In so flottem Tempo leben wir, so schnell wird das Heute zum Gestern, daß uns der Strindbergsche Traumstil dieser während des Weltkriegs (1917) geschaffenen Szenenfolge schon ganz historisch anmutet. Ganz unhistorisch freilich, völlig zeitlos ist der äußerlich dürftige Tatbestand, der Tod eines armen Sünders, die letzten Dinge, mit einem Wort: Jedermann. Allerdings ein ganz besonders unsympathischer Jedermann, ein in Reinkultur gezogener Egoist, um dessen Seele während der „Stunde des Absterbens" Himmel und Hölle in atemlosem Kampf ringen, jener durch eine Art Heiland und eine merkwürdige Mädchengestalt, die Satanswelt eigentlich nur durch den Sünder selbst vertreten. Dieser braucht, das ist des Totengerichts Ergebnis, nicht erst zur Hölle zu fahren, denn er ist schon und war von je in ihr. Trotz der derben Schwarz-Weißtechnik Csokors bleibt viel Wesentliches, so alles, was den Sünder (er hat den Hoffmannschen Rang eines Archivars inne) biographisch entlasten könnte, in Ansätzen stecken, und die abwechselnd nach allen Richtungen der Windrose orientierte Seele jenes Mädchens paßt mit ihrer unbestimmten Tönung nicht wohl zu den einfachen starken Linien der Geschehnisse, vielmehr: der einen Begebenheit. Aber vielleicht sind diese Unstimmigkeiten nicht minder beabsichtigt als die Dissonanz zwischen der wohlbekannten geballten Prosa des (starken) ersten Akts und dem lyrischen Schwung anderer Teile, der die Hand des Balladendichters verrät. — Das Ganze hält Niveau, verlangt und verdient Beachtung und Nachdenken.

Robert F. Arnold

Dortmund

„Helgar." Tragödie in fünf Aufzügen. Von Franz Müller-Frerich. (Uraufführung im Stadttheater am 2. Februar 1927.)

Dieses der dunklen nordischen Sagenwelt entnommene, an der skandinavischen Küste spielende dramatische Erstlingswerk des als Romanautor nicht mehr ganz unbekannten Westfalen-Dichters trägt teils geschichtlichen, teils mythischen Charakter. Der heldischste Held ist natürlich Helgar, der Wikingersproß und Normannenfürst. Er bleibt der Edelste trotz seines Eidbruches. Neid, Haß, Rache, Eifersucht bringen ihm den Tod. Man denkt an Siegfried und Hagen. Man denkt an Hebbels Nibelungen. Das Vorbild Hebbels ist oft erkennbar. Auch Erinnerungen an andere Klassiker werden wach. Im Schatten der Titanen zu wandeln, ist gefährlich. Aber man täte dem Autor unrecht, würde man ihn als saft- und kraftlosen, sklavisch nachahmenden Epigonen abfertigen. Das Werk dieses jungen Lehrers steht über dem Durchschnitt des Oberlehrerdramas. Daß er in der Psychologie manchmal versagt, verschlägt nicht allzuviel bei einem Heroendrama, dessen tragende Figur übermenschliche Proportionen hat. Einige den Fluß der Handlung hemmende Längen nimmt man bei einem Erstlingswerk nicht allzu tragisch. Die sprachliche Formulierung ist ungleich, stellenweise überfarbig, gesättigt mit Atmosphäre, stellenweise zu kühl und zu farblos.

Digitized by Google

Aber es sind so manche schöne Ansätze zu einem sicheren, klaren, starken dramatischen Gestalten sichtbar. Vieles ist noch zu theatralisch, unausgereift, aber dieses „noch" birgt eine Hoffnung! Karl Arns

Wiesbaden

„Knock out." Komödie in drei Akten. Von Wolfgang Langhoff. (Uraufführung im Staatstheater am 17. Februar 1927.)

In dieser Komödie wird eine Frau zwei Männern gegenübergestellt, deren einer (Siegfried Walter) den Typ höchster Geistigkeit repräsentiert, während der andere (Bob Müller, der Boxmeister) Exponent der herrschenden Sportbegeisterung unserer Tage, also Ausdruck höchst gesteigerter physischer Kraft, ist. Aus diesem Stoff hätte die Komödie unserer Tage werden können, wenn es dem Autor gelungen wäre, die beiden guten ersten Akte durch einen noch besseren dritten Akt zu krönen. Wie Bob Müller, in den Margot, die Tochter des reichen Hauses, sich auf den ersten Blick verliebt hat, in die vornehme Gesellschaft der Frau Winterberg einstürmt und schon nach wenigen Minuten einige der Herren zu einem improvisierten Match in Hemdsärmeln hinzureißen weiß, das ist recht fesselnd und in einer Sprache, die vielleicht zuweilen ein wenig zu gepflegt wirkt, geschildert. Die Auseinandersetzung zwischen Bob und Siegfried aber, in der zwei Welt- und Lebensanschauungen aufeinanderprallen, zwischen denen das Phlegma des Trainers Smith wie ein Wellenbrecher aufragt, diese Szene berechtigt zu großen Erwartungen, die der stark kinodramatisch aufgeputzte zweite Akt nur zum Teil und der zerflatternde und in müder Resignation endende Schlußakt nicht erfüllt. Anstatt des gewiß tüchtigen, aber den Durchschnitt keineswegs überragenden Direktors Fechner, dem Margot endlich die Hand reicht, hätte man lieber eine überragende Persönlichkeit, etwa von den Ausmaßen des „John Tanner" in Shaws „Mensch und Übermensch", als Sieger in dem Kampf um die Frau gesehen.
Der Eindruck der Komödie, die trotz dieser Einwände als starke Talentprobe und als begrüßenswerter Versuch, brennende Probleme unserer Tage warnend und zur Lösung anspornend vor Augen zu stellen, anzusprechen ist, war ein sichtlich starker. Hans Gäfgen

Kassel

1.

„Das brennende Schiff." Schauspiel in vier Akten. Von Friedrich Schreyvogl. (Uraufführung im Kleinen Theater am 22. Januar 1927.)

Eine nach unbefriedigender Ehe und zehnjähriger Witwenschaft immer noch reizvolle Frau techtelmechtelt im gefährlichen Alter mit einem sehr jungen Mann, einem Freund ihres Sohns, der seinerseits, der bestandenen Maturitätsprüfung unerachtet, noch in Pubertätswehen steckt. Er ist jedenfalls über jene kindhafte Erotik noch nicht hinausgekommen, von der es in der (vor siebenunddreißig Jahren erschienenen) Kindertragödie Frank Wedekinds in wahrhaft keuscher Kürze heißt: Georg Zschirnitz träumte von seiner Mutter. Auch Tibor träumt von seiner Mutter Lilian, in deren, wie gesagt, noch immer reizvoller Erscheinung alle verdrängte Erotik des Jünglings zusammenschießt, was die an sich nicht eben überwältigende Tatsache zur Folge hat, daß der Flirt des Freundes mit der Mama für ihn zur Katastrophe wird. Freilich geht an dieser Katastrophe nicht er, der offenbar Lebensuntüchtige, zugrunde: die Mutter vielmehr, um in ihm selbst, in seinem Gefühl für sie, wieder Mutter zu werden, nimmt sich, nachdem er ihr einen ganzen Akt lang von Professor Sigmund Freud vorgeschwärmt hat, das Leben, ohne irgend jemanden von der Notwendigkeit ihres Freitods überzeugen zu können.
Von überzeugender Notwendigkeit, dem Urelement echter dramatischer Gestaltung, ist überhaupt wenig zu spüren in diesem Schauspiel, das als Novelle vielleicht stärker gewirkt hätte. Im Rampenlicht sahen diese Vorgänge jedenfalls reichlich gekünstelt aus und ließen trotz tüchtiger Bühnenleistung kühl bis ans Herz hinan.

2.

„Wind von Alaska." Tragödie von Peter Flamm. (Uraufführung im Staatstheater am 2. März 1927.)

Einen Reim auf Kalisyndikat machen, heißt noch nicht, Wesen der Neuzeit dichterisch formen. So oder ähnlich war es einmal, vor Jahren, Jahrzehnten vielleicht, in den „Blättern für die Kunst" zu lesen. Der Sinn dieses Wortes aber bleibt bestehen und lautet, auf die Verhältnisse der Gegenwart und in besonderem Bezug auf das Theater übertragen: aus einer dimensionalen Vermischung von Bühne und Film wird noch lange nicht das Drama von heute geboren, selbst dann nicht, wenn der Verfasser bei anderer Gelegenheit bewiesen hat, daß er ein Dichter ist.
Die sogenannten Helden dieser sogenannten Tragödie sind amerikanische Filmleute. Sie erfliegen den Himalaja, angeblich, um einen dort verschollenen Star zu finden, in Wahrheit, um einen Rekord zu leisten, bei dem der Sohn des Stars vor dem Kurbelkasten den Vater mimen soll. Der aber lebt noch und wirft das Programm über den Haufen, Drüben in U. S. A. jedoch findet er sich nicht mehr zurecht, wird fünftes Rad am Wagen. Gegen das muskulöse Gemüt der herrschenden Generation rebelliert nun das Alter in Gestalt von Orgelmännern im Augenblick einer

Digitized by Google

meteorologischen Katastrophe: Wind von Alaska stört den Betrieb des amerikanischen Lebens. Aber der Herr des Filmtrusts weiß sich zu helfen: er schießt den Alten aus dem Film heraus und findet die richtigen Kommandos, um der Situation wieder auf die Beine zu helfen.

Ein jugendliches Paar, kein Mensch weiß, warum und wieso, erklimmt derweil einen imaginären Gipfel (auf der Leinwand) und läßt aus dem Orchesterraum Worte idealer Zukunftshoffnungen ertönen, die freilich mehr dem Film von heute als — quod Di bene vertant! — der Generation von morgen entsprechen. Der Wind von Alaska, weit entfernt, Atem der Dichtung zu sein, entpuppt sich als ein (nicht überwältigender) Witz der Bühnentechnik.

Will Scheller

Echo des Auslands

Englischer Brief

Die literarische Produktion der letzten paar Monate war vor allem deshalb bemerkenswert, weil so viele Schriftsteller der älteren Generation daran beteiligt waren. Im Lauf ungefähr eines kurzen Vierteljahrs haben sich nämlich H. G. Wells, Arnold Bennett, John Galsworthy, Rudyard Kipling, Eden Phillpotts, W. Somerset Maugham und W. W. Jacobs mit Romanen oder Novellensammlungen gemeldet. Das meiste Aufsehn hat H. G. Wells mit seinem dreibändigen „The World of William Clissold" (Benn) erregt. Diesen Erfolg verdankt er weniger dem tatsächlichen Wert seiner Arbeit als dem tüchtigen Geschäftssinn seines Verlegers. Sorgfältig vorbereitete und geschickt inszenierte Reklamen haben die Neugier des Publikums aufs höchste gespannt. Außerdem sind die drei Bände nicht gleichzeitig, sondern in Abständen von je einem Monat veröffentlicht worden, und infolgedessen wurde die Anzahl der Kritiken verdreifacht. Im ganzen hat das Werk trotz oder vielleicht gerade wegen der Umstände, unter denen es erschienen ist, Presse und Publikum enttäuscht. Wells hat wiederum seinen Gedanken über das Leben und die Gesellschaft die epische Seite des Romans geopfert. Zu selten findet man hier den unwiderstehlichen Rhythmus des Erzählens, die geniale Gestaltungskraft, denen Wells seinen literarischen Ruhm verdankt. Eine ähnliche Unzulänglichkeit läßt sich bei Arnold Bennetts neuestem Roman „Lord Raingo" (Cassell) nachweisen. Das Erscheinen dieses Buchs, dessen erste Kapitel zum Vorabdruck in einer londoner Abendzeitung gelangten, wurde mit sehr übertriebenem Jubel angekündigt. Darin, so hieß es, habe Bennett das Treiben hinter den Kulissen gewisser Ministerien während des Kriegs geschildert. Das Vorbild des Lord Raingo, aus dessen Privatleben mehr oder weniger pikante Enthüllungen versprochen wurden, sei ein hervorragender, unlängst verstorbener Kohlenbaron (vermutlich Lord Rhondda). Überhaupt wurde, wie übrigens bei „The World of William Clissold", auf das besondere Interesse des Buchs als Schlüsselroman hingewiesen. „Lord Raingo" ist jedoch nur ein mittelmäßiger Unterhaltungsroman, dem unter Bennetts Schriften ein ganz bescheidener Platz zukommt. Was nun Galsworthys „The Silver Spoon" (Heinemann) angeht, so ist es kaum notwendig, an dieser Stelle ein Buch zu besprechen, das vielleicht bereits in deutscher Übersetzung vorliegt. Nur möchte ich den Umstand hervorheben, daß die jetzige Verbreitung von Galsworthys Romanen über deren künstlerische Mängel nicht hinwegtäuschen darf. In dieser Hinsicht steht es allerdings besser mit dem „Silbernen Löffel" als mit dem ungenießbaren „Weißen Affen", dessen Fabel sich durch falsche Psychologie und oft geradezu lächerliche Einzelheiten auszeichnet. Für das Ausland mögen diese Bücher dokumentarisches Interesse besitzen, aber die jüngere Generation der hiesigen Intelligenz betrachtet sie nur als gutgemeinte, aber minderwertige Produkte. Weniger bedenklich sind Rudyard Kiplings neueste Schöpfungen „Debits and Credits" (Macmillan), die Proben der Kiplingschen Kunst in ihrer ganzen Verschiedenartigkeit umfassen. Fabeln mit morgenländischem Anstrich, Lausbubengeschichten, kraftstrotzende Verse bietet hier Kipling in kaum verminderter Frische. Dieselbe unverbrauchte Schaffensfreude zeigt der fruchtbare, aber noch nicht nach Gebühr gewürdigte Eden Phillpotts, der mehr als fünfzig Bände veröffentlicht hat und trotz seiner vierundsechzig Jahre mit jugendlichem Schwung Theaterstücke, Romane und Gedichte in fast ununterbrochener Folge hervorbringt. Eins der besten Beispiele dieser überraschenden und bewundernswerten Verve bietet seine jüngst erschienene Arbeit „The Miniature" (Watts & Co.). Darin beschreibt Phillpotts, wie Zeus, um sich und die anderen Götter zu zerstreuen, den Menschen erschafft und beobachtet. Die Schicksale dieses neuen Geschöpfes, das als Gott in kleinerem Format gedacht ist, bilden das Hauptthema von manchem Gespräch zwischen den Bewohnern des Olymps. Diese Gespräche, die sich mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Menschheit beschäftigen,

Digitized by Google

enthalten eine Fülle von klugen und ironischen Bemerkungen über Religion, Fortschritt, Patriotismus und dergleichen. „The Miniature" ist eine köstliche Kleinigkeit, die nicht nur ihres Inhalts wegen, sondern auch durch die klassische Reinheit ihrer Prosa an Anatole France erinnert. Nicht so verfeinert, aber ebenso gediegen in seiner Art ist der Humor, den W. W. Jacobs nach langem Schweigen in seiner neuen Novellensammlung „Sea Whispers" (Cassell) bietet. Dieser Autor, der nichts weniger als ein Vielschreiber ist, bewegt sich zwar auf einem beschränkten Gebiet, aber er beherrscht es ganz. Die drolligen Seemannsgestalten, mit deren Verschmitztheit man von früher her vertraut ist, treten hier in ihrer alten Frische auf. Seltsamerweise wechseln bei Jacobs diese ergötzlichen Schnurren mit gelegentlichen Erzählungen ab, in denen er auf Poes Spuren wandelt, und eine erstaunliche Meisterschaft in der Behandlung des Grauens entfaltet. W. Somerset Maughams Novellenband „The Casuarina Tree" (Heinemann) beweist wiederum die ungewöhnlich starken Mittel, über die er als Erzähler verfügt. Er schildert das Leben der Engländer in Ostindien, und namentlich die oft tragisch ausklingenden Konflikte, die das beständige Ringen mit unheimlichen Naturgewalten inmitten einer wesensfremden Rasse zur Folge hat.

Von den jüngeren Schriftstellern, die sich diesmal ausgezeichnet haben, nenne ich an erster Stelle den bereits hier erwähnten Liam O'Flaherty. Sein neuer Roman heißt „Mr. Gilhooley" (Cape) und enthält Schilderungen aus jenen verrufenen Winkeln Dublins, die er in einer früheren Arbeit „The Informer" (vgl. L. E. XXVIII, 604) zum Schauplatz seiner gelungensten Szenen machte. Das wilde und primitive Element, das in O'Flahertys Erzählungskunst steckt, erinnert oft an die russischen Schriftsteller. Dabei handelt es sich keineswegs um Nachahmung seinerseits oder Beeinflussung ihrerseits, sondern um die Ähnlichkeit zweier in gewisser Hinsicht wesensverwandten Volksseelen — der keltischen und der slawischen. Den denkbar größten Gegensatz zu O'Flaherty bildet der in allen ästhetischen Sätteln gerechte Osbert Sitwell. Während alles, was O'Flaherty schreibt, das Produkt eines überschäumenden Schaffensdrangs ist, bleibt Sitwell vornehmlich der kühle Beobachter, der erst nach ruhiger Überlegung und mit dem Intellekt eher als mit den Sinnen seine Beobachtungen niederschreibt. Das gilt besonders von seinem Erstlingsroman „Before the Bombardment" (Duckworth), in dem er typische Gestalten aus einer typischen englischen Kleinstadt erbarmungslos darstellt. Das Buch bildet einen weiteren Beitrag zu den literarischen Angriffen auf das durchschnittliche englische Philistertum, mit denen der Name Sitwell verknüpft wird. Fast gleichzeitig mit diesem Roman, der mancherlei Einzelheiten aus Osbert Sitwells Jugendeindrücken enthält, veröffentlichte sein Bruder Sacheverell unter dem Titel „All Summer in a Day" (Duckworth) eine Reihe von autobiographischen Aufzeichnungen und Stimmungsbildern, die unter Prousts Einfluß entstanden sein dürften. (In den literarischen Kreisen, denen die Sitwells als geistige Führer gelten, hat Proust großes Aufsehn erregt, und ist, wenigstens eine Zeitlang, zum Gegenstand einer etwas überschwenglichen Verehrung geworden.) Jedenfalls entpuppt sich Sacheverell Sitwell in diesem Versuch, den Zauber vergangener Stunden und Tage heraufzubeschwören, als gediegener Stilist, dem man deshalb bereit ist, gewisse Verstiegenheiten und Geschmacklosigkeiten in seinem Auftreten nachzusehen. Ein zweiter Prosaiker, der die englische Sprache mit hoher Meisterschaft handhabt, aber der sonst keinerlei Ähnlichkeit mit Sitwell aufweist, ist der bescheidene Reiseschriftsteller H. M. Tomlinson. In seinem neuesten Band „Gifts of Fortune" (Cassell), begrüßt er wiederum mit Demut und Dankbarkeit die Wunder der Welt, die er in fernen Urwäldern wie auch in den sanften Landschaften seiner Heimat wahrnimmt.

Auf dem Gebiet der Lyrik ist nichts von besonderer Bedeutung erschienen. Des bibliographischen Interesses halber sei hier bemerkt, daß W. W. Gibson und J. C. Squire einbändige Gesamtausgaben ihrer poetischen Werke veranstaltet haben. Gedichtbände sind ferner von W. H. Davies, Edmund Blunden, Edward Shanks und Sacheverell Sitwell veröffentlicht worden. Es wäre überflüssig, auf diese Bücher näher einzugehen, da sie nichts enthalten, was das poetische Ansehn der genannten Autoren wesentlich erhöht. Eine neue lyrische Erscheinung, die sich ziemlich rasch einen Namen gemacht hat, ist Humbert Wolfe, dessen letzte Arbeit, „News of the Devil" (Benn), einen ehrlichen, aber nicht ganz gelungenen Versuch darstellt, die satirische Manier des achtzehnten Jahrhunderts auf zeitgenössische Gegenstände anzuwenden. Unter den jungen Lyrikern ist Peter Quennell mit einem verheißungsvollen, aber eben nur verheißungsvollen Gedichtband „Poems" (Chatto & Windus) aufgetreten. Überhaupt weist die englische Lyrik der Gegenwart alle Merkmale einer Übergangszeit auf.

London P. Selver

Siebenbürgischer Brief

Vor längerer Zeit erst fand ein Literaturbrief von hier den Weg hinaus, und so bin ich gezwungen, einiges nachzuholen, was den Reiz der Aktualität vielleicht

Digitized by Google

schon verloren hat. Kurz vor Weihnachten 1925 erschien ein Buch von Heinrich Zillich unter dem Titel: „Siebenbürgische Flausen" (Verlag Klingsor). Es ist dies eine Schwanksammlung, meines Wissens die erste, wahre und erdachte Begebenheiten in sich schließend, wie sie eben bei einem von trockenem Humor durchströmten Volk sich im Lauf von Jahrzehnten fast unwillkürlich ansammeln. Es gehörte ein gewisser Mut dazu, diese wohlbekannten Stückchen zu dichterischen Kunstwerken zu formen. Tatsächlich schleift Zillich manchen Einfall zu einem köstlichen Geschmeide, das wert ist, weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt zu werden. Daß daneben Einzelheiten nicht ganz gelingen, manche Pointe aus der Verhüllung nicht heraus dringt, manches als Siebenbürgisch ausgewiesen wird, was ein alter Armeewitz von früher war, erscheint als gering neben dem Wert der frischen Darstellung.

Karl Kurt Klein, der einzige Privatdozent für deutsche Literatur im östlichen Jassy, fügt zu seiner im Vorjahr erschienenen Literaturgeschichte der siebenbürger Sachsen nun einen geschmackvoll ausgestatteten Band unter dem Namen „Ostlanddichter" (Verlag Klingsor), in dem zehn literarische Porträts gezeichnet werden von den sogenannten „Prominenten" der eben werdenden Literatur. Klein ist wie kein anderer berufen, wägend und sichtend die Bahnen zu weisen. Auch hier versteht er, Schatten und Licht so zu setzen, daß aus dem Ebenbild der Werke die Umrisse der Begabung bei jedem der Behandelten deutlich zutage treten, was bei der komplizierten Umwelt hier am Rande Europas nicht geringe Sachkenntnis erfordert. Daneben schreitet die Zeitschrift „Klingsor" unentwegt ihre Bahn, weiter kämpfend und mutvoll ausholend. Die Beiträge darin stehn auf westeuropäischer Höhe, wenn auch die Auswahl der Lyrik naturgemäß unter der geringen Zahl der Mitarbeiter leidet und deshalb nicht immer ganz einwandfrei bleibt. Dagegen wurde in mehreren Aufsätzen das Problem des siebenbürgischen Menschen in seiner Mehrsprachigkeit und doch seelischen Einheit zum Mittelpunkt der Betrachtung gemacht. Unterdessen sind zwei neue deutsche Zeitschriften hervorgetreten: „Ostland" und „Der Weg". Die Zeitschrift „Ostland" stellt die Erbin der vor Jahr und Tag eingestellten gleichnamigen Monatschrift dar. Als Herausgeber zeichnet wie früher Richard Csaki. Sein Name bürgt für den weiten Horizont und die vornehme, gediegene Auswahl seiner Mitarbeiter. Das „Ostland" wendet sich bezeichnenderweise an das gesamte Ostlanddeutschtum, Balten ebenso wie Sudetendeutsche, woraus sich fast eine Überfülle der zu behandelnden Themen ergibt. Als Anfangsunternehmen stellt sich „Der Weg", der übrigens so wie „Ostland" in Hermannstadt erscheint, auf das „Menschwerden jüngster Jugend" ein. (Herausgeber Emil Bruckner.) Bei solcher Einstellung kreist die Empfindungswelt der schmalen Blätter oft zu sehr um die Jugendbewegung, was besonders in der Lyrik zutage tritt; dafür erweist sich mancher Prosabeitrag als lebensvoll und wird mit der Reife auch schöne Früchte zeitigen.

Von Erzählungen bietet Ludwig Stirner: „Siebenbürgische Geschichten" (Verlag Friedr. Horet Schäßburg). Auf den 268 schön ausgestatteten Seiten seines Buchs bleibt uns der Verfasser leider den Beweis der Existenzberechtigung seiner Erzählungen schuldig. Glätte im Ausdruck ist noch nicht Stil, eine belanglose Begebenheit noch nicht ein Kunstwerk. Stärker und ernster gelang der Bauernroman von Hans Lienert „Im heiligen Ring" (Heimat-Verlag). Der Verfasser gehört zu den besten Kennern unseres Landlebens und empfängt seine dichterischen Impulse gleich Jeremias Gotthelf aus einer echten Bodenständigkeit. Auch Anna Schuller-Schullerus erfreute uns mit einem neuen Band ihrer Mundartdichtung (Sachsesch Meren, Verlag W. Krafft, Hermannstadt). In ihrer einfachen, aber dichterisch hochwertigen Art weiß sie selbst den verwöhntesten Leser poetisch zu stimmen. In solch ländlicher Färbung erscheint die Mundart geradezu berufen, den unnennbaren Ton des Volksempfindens in die „Meren" einzuweben. Der siebenbürger Sachse beschäftigt sich gern mit sich selber, die Geschichte ist ihm, wie kaum einem deutschen Volksstamm, ein inneres Bedürfnis. Gern nimmt er daher Bücher zur Hand, die ihm als eine Art literarischer Landschaftsmalerei seine Städte vorführen. In solchem Rahmen verträgt er auch eine gewisse herbe Ironie, die er sonst, und besonders von den Mitnationen, gewaltig übelnehmen würde. So begann Heinr. Zillich im Vorjahr mit dem Buch „Kronstadt", und nun hat der Verlag Klingsor den zweiten Band seiner Stadtmonographien erscheinen lassen: Hermannstadt von O. Fr. Krasser. Man muß die Verschiedenheit kennen, die sich in der Erlebniswelt der beiden Städte kundtut, wenn man sich ein richtiges Bild von dem Wesen der Bücher machen will. Sie sind Literatur in künstlerischem Sinne, nicht Beschreibung; es ist versucht worden darzustellen, was in keinem Stadtplan, in keiner Verkehrszeitung steht. So versucht auch Krasser das innere Hermannstadt zu würdigen, das alte, heute verschwundene. Er tut es nicht mit derselben Plastik wie es Zillich tat, aber mit warmer Einfühlung und lebensvollem Stil. So wurden beide Bücher zu einer charakteristischen Äußerung des Geistes, der in den Mauern der Städte herrscht. Die Reihe soll fortgesetzt werden.

Kronstadt Egon Hajek

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Vom Leben getötet. Bekenntnisse eines Kindes. Herausgegeben von M. J. Breme. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. 233 S. Geb. M. 3,80.

Dieses Buch, das in den Tageszeitungen viel Staub aufgewirbelt hat, interessiert uns hier nur als literarisches Werk, als Roman, als naturalistischer Roman. Wenn Sozialkritiker dies Tagebuch als ein echtes menschliches Dokument, als das wirkliche Tagebuch eines Kindes von seinem 14. Lebensjahr bis zu seinem im 17. erfolgten Tode angesehn haben, so kann der literarische Kritiker, der höchstens ein paar Eintragungen am Schluß, aus denen echte Töne erklingen, für Emanationen eines gequälten Herzens ansieht, solche Auffassung nicht teilen. In dem süßlich-gezierten Stil der Backfischliteratur, in der gemachten Frömmelei, in dem schablonenmäßigen, aber geschickten Aufbau, in der romanhaft-unnatürlichen Wiedergabe von Gesprächen und direkten Reden, nicht bloß solcher, die die Tagebuchschreiberin selbst gehört hat, sondern auch solcher, die andere belauscht haben wollen (S. 50 ff.), in dem Abschreiben von zum Teil für die Schreiberin gleichgültigen oder erledigten und nur für die Fortführung der Handlung notwendigen Briefen, in der genauen Schilderung von Szenen, in denen die Heldin ohnmächtig und besinnungslos gewesen sein will und doch genau zu sagen weiß, was sie selbst empfunden und andere währenddessen getan und gesagt haben (S. 163 ff.), kurz in dem ganzen Charakter des Werks zeigt sich deutlich die — man kann nicht sagen künstlerische — aber künstliche Mache. Sollte, wie es jetzt heißt, die Mutter die Verfasserin sein, so ist damit für die Wahrheit der erzählten Tatsachen nichts gewonnen; dann ist die Mutter eben ein schriftstellerisches Talent, das an schlechten Vorbildern (Tagebuch einer Verlorenen, Der heilige Skarabäus u. a.) sich geschult und für ihr Werk ihre Tochter als Modell benutzt hat, etwa wie — si parva licet componere magnis — Thomas Mann seine Familie für die „Buddenbrooks". Die Entrüstung über Menschen oder Einrichtungen, die das Buch ausgelöst hat, ist verständlich, wenn man die geschilderten Krankenhauszustände für wahr hält. Sie sind haarsträubend und schreien nach Untersuchung und Abstellung. Die Polizei aber ist, selbst alles über sie Gesagte als wahr unterstellt, kaum zu tadeln. Die Untersuchung, die dem Mädchen nach ihrer berliner Reise — die übrigens unter keinen Umständen wahr und erschöpfend behandelt sein kann — zuteil geworden sein soll, hätte in dem Tagebuch unter dem 10. Juni, wo das Verhör wiedergegeben ist und wo sie sich über die Fragen entrüstet, die ihr gestellt werden, eingetragen sein müssen. Sie wird aber erst ganz beiläufig am 29. August erwähnt und zwar, um dem Leser die für die Erzählung wichtige Tatsache zu vermitteln, daß Gretchen damals noch eine „unberührte Jungfrau" war.

Der angesehne Verlag, der den „sozial-ethischen Wert" des Buchs betont, ist doch im Zweifel, ob die „erschütternde Anklage gegen den Mechanismus öffentlicher Einrichtungen auf dem in Frage stehenden Gebiet" berechtigt ist und hat bis zur Beantwortung dieser Frage den weiteren Vertrieb des Buchs eingestellt.

Ob also auch schlechte Literatur, — wenn das Buch dazu hilft, daß man, „tät wo ein armes Mädchen fehlen", sozialer, menschlicher mit ihm verfährt, so soll es gepriesen sein.

Berlin — Fritz Carsten

Tinser. Roman einer Heimkehr. Von Hans Leip. Leipzig und Zürich 1926, Grethlein & Co. 326 S. M. 7,—.

Der Verfasser will einen Zeitroman großen Stils geben und dabei auf die Reize des Abenteuerromans nicht verzichten. Vielleicht ist das durchführbar, aber es gehört die Ruhe der epischen Breite dazu, und auf sie wird hier bewußt verzichtet. Um der unmittelbaren Verlebendigung willen ist die gesamte Erzählung im Präsens gehalten; gewiß paßt das zu dem persönlichen Erleben Tinsers, des Jahre nach Kriegsschluß aus Rußland heimkehrenden verlorenen Sohnes, der das Grauen vor den Schrecknissen der Vergangenheit erst los werden muß, ehe er seine Stelle finden und ausfüllen kann. Nur ist es, als ob den Verfasser selbst das Fieber schüttele, das seinen Helden umtreibt: allzuoft hat man das Gefühl des Traumes, dessen Zusammenhänge dem Wachenden unverständlich werden. Ich habe mich jedenfalls vergeblich bemüht herauszubekommen, wie manches dieser Abenteuer überhaupt zustande kommt — es war doch eine schöne Zeit, als die Romanschriftsteller sich noch die Zeit nahmen, ihren Lesern auseinanderzusetzen, wie sie sich die Dinge eigentlich dachten! Vom alten Spielhagenschen Zeitroman hat Tinser das Glück bei den Frauen — aber was für eine Figur hätte Spielhagen etwa aus Galew (lies Stinnes!) gemacht, hier ist er nur ein Begriff. Das Zeug für seine selbstgewählte Aufgabe hat Leip sicherlich; aber er sollte sich mehr Ruhe anschaffen; dann verschwänden vielleicht auch so seltsame Dinge wie der Prinz Points (S. 259) oder die Südkante des Aquators (281), würden häßliche Wendungen wie „bei Jove" (entweder deutsch oder englisch!), die „abgeschwobenen" Autolaternen (242) und allerlei andere hochtönende Merkwürdigkeiten vermieden.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Gang ins Leben. Erzählung einer Kindheit. Von Lisa Tetzner. Jena 1926, Eugen Diederichs. 155 S. M. 3,— (5,—).

Tapferkeit — „das einzige, was wir dem Leben entgegensetzen können" — dem Leben, das schon einer Kindesseele sich enthüllen kann als das, was es ist, als ein dunkles Rätsel, dessen Lösungen immer wieder einen Rest übrig lassen, „zu tragen peinlich". Das ist der tiefe Schatten über jeder zu Geistigem hinauf sich entfaltenden Kindheit, der Schatten, der neben dem Licht glückseliger Spiele so leicht vergessen wird. Lisa Tetzners Rechenschaftsbericht über ihre Kindheit handelt von beidem, vom Licht und vom Schatten, und läßt beide zu ihrem eigenen Herzen reden, ohne Retuschen. Und so geht von diesem überaus warmblütigen Werk wiederum der unnennbare Zauber aus, der alle Lebensbücher schöpferischer Menschen kennzeichnet. Ihnen ist gegeben, von den persönlichsten Dingen so zu erzählen, als ob sie Dinge eines jeden wären, denn jeder, der ihnen innerlich zuhört, fühlt sich im tiefsten Sinn dieses Worts getroffen. Er fühlt sich getroffen, weil, was Lisa Tetzner erzählt, wahr ist, wahr und von einem starken Herzen erlebt, aus dessen geheimnisreichem Gehäuse es zurückklingt in die Welt wie eine Melodie aus der unendlichen Musik der Menschheit...

Kassel — Will Scheller

Digitized by Google

Schelm Schinderhannes. Ein rheinisches Zeitbild in einundvierzig ergötzlichen Geschichten. Von Leopold Reitz. Neustadt a. d. Haardt 1927, Pfälzische Verlagsanstalt. 179 S.

Der Räuberhauptmann Schinderhannes ist am Rhein eine volkstümliche Figur. Ihrer hat sich die Literatur gerade in der letzten Zeit bemächtigt. Man hat ihn zum Helden eines Volksstücks und eines Romans gemacht. Von den historischen Akten bis zum Leben in der Tradition des Volkes ist ein weiter und nicht gradliniger Weg. Das neue Buch: Schelm Schinderhannes wird der volkstümlichen Überlieferung gerechter als Roman und Bühnenstück. Das Mosaik von einundvierzig kleinen Geschichten läßt das Gesamtbild der volkstümlichen Persönlichkeit des Räuberhauptmanns ursprünglicher erstehen, als das in anderer Form möglich ist. Die Kurzgeschichte der Anekdote gibt die Möglichkeit, das volkstümlich Charakteristische in Witz, Laune, Humor lebendig zu gestalten. Der Verfasser hat es verstanden, in diesen Geschichten ein rheinisches Zeitbild zu schaffen, das dem Zeitcharakter des Rheingebiets lebendig entspricht. Und da der Zeithintergrund Vergleichsmöglichkeiten mit der Gegenwart zuläßt, wird dieses Geschichtenbuch, das kräftig und humorvoll von den Taten des Schinderhannes erzählt, eine Widerspiegelung des Volkes, aus dessen Erinnerungen die eigenartige Gestalt des „edlen Räubers" nicht verschwunden ist.

Köln a. Rh. Paul Bourfeind

Das proletarische Brautpaar. Ein Volkslied in Prosa. Von Karl Lieblich. Jena 1926, Eugen Diederichs. 147 S. M. 3,– (5,–).

Ein Aufstieg! Noch nie hat Lieblich einen Novellenstoff so sicher und fest in die Hand genommen und in solcher Reinheit durchgeführt wie hier. Ein Liebespaar aus dem Volk, das schon vom Schicksal gezeichnet ist, vergnügt sich auf einem ungemein plastisch geschilderten Volksfest, als das schwäbische Seitenstück zum münchener Oktoberfest leicht zu erkennen — ein bis auf den letzten Tropfen ausgekosteter Glückstag, dem das tragische Ende der beiden jungen Menschen in einem kommunistischen Aufruhr auf dem Fuße folgt. Wer denkt da nicht an Vrenchen und Sali in „Romeo und Julia auf dem Dorfe?" Aber Lieblich, sich des verwandten Stimmungsgehalts wohl bewußt, ist dem Vergleich nicht ausgewichen und brauchte es auch nicht, weil er als ein Eigener zu gestalten verstand. In einer ihm gehörigen Sprache, die im Rüstzeug jugendfrischer Herbheit kraftvoll einherschreitet. Empfindliche Seelen mag es vielleicht stören, das sympathische proletarische Brautpaar just in einen linksradikalen Putsch verwickelt zu sehn. Aber dem Dichter hat jede politische Tendenz völlig ferngelegen: fast zeitlos spielt sich alles ab, obgleich kein Zweifel darüber bestehen kann, daß es sich um Ereignisse aus kurzvergangener Zeit handelt. Nur um das rein Menschliche war es ihm zu tun und um Verkündigung eines unerbittlichen Schicksals.

Rohr/Stuttgart R. Krauß

Das notreiche Jahr. Von Kurt Schumann. Leipzig, Gustav Schloeßmann. 210 S.

Die schwere Stellung eines Landgeistlichen steht im Mittelpunkt des Schumannschen Romans. Man ist oft noch heute geneigt, das Amt des Geistlichen auf dem Lande als eine Idylle zu betrachten. Aber diese Zeiten sind vorbei, und man darf es dem Verfasser gern zugestehen, daß die Erfahrungen und Schicksale seines Pastors Volkmann, insbesondere auch seiner jungen Frau, getreu dem Leben nachgezeichnet sind. Die seelischen Kämpfe und Nöte, die bede durchzumachen haben, sind die größeren. Insofern ist die Entwicklung auf Innerlichkeit gebaut. Aber durch Güte und alles überwindende Liebe wird auch diese Not geheilt. Also: ein gesunder Roman von ernstem Wollen und Gehalt, der literarische Bedeutung nicht beanspruchen wird, aber gewandt und unterhaltend im guten Sinne des Wortes geschrieben ist. Fromm ohne Mache, liebreich in der Naturerfassung, mit feinem Humor gewürzt, wird er beschauliche Leser erfreuen.

Danzig Artur Brausewetter

Könige der Scholle. Von Peter Zoege von Manteuffel. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 378 S.

Einen „baltischen Roman" nennt Manteuffel seine „Könige der Scholle". — „Kampf und Tod des Deutschtums" ist sein Inhalt, sein Träger der echt deutsche Baron Theo Altenschwert. Als Estland, Kurland und Livland bis an ihre Grenzen befreit sind, das Baltenland deutsch geworden bis an den Peipussee und die Narowa, als Rußland auf das Baltenland verzichtet und der Friede geschlossen ist, zeigen sich die schweren Opfer, die diese Errungenschaften gebracht. Theo Altenschwert war den Strapazen der wochenlangen Winterfahrt nach Mittelsibirien nicht mehr gewachsen und auf ihr gestorben. Wenige von den deutschen Adligen hatten die bolschewistische Sturmflut überlebt, wenige der „Könige" die altererbte Scholle behaupten können. Das Buch schildert mit unerbittlichem Ernst die Grausamkeiten und Greueltaten der damaligen Zeit. Das gibt ihm, zumal es in meist berichtender Sachlichkeit geschieht, etwas Chronikartiges, das über den Charakter des Unterhaltenden hinausragt.

Danzig Artur Brausewetter

Der Casanova von Bautzen. Roman. Von Joseph Delmont. Berlin 1926, Neue Berliner Verlags-Gesellschaft. 403 S.

Hat man zahlreiche, recht handgreifliche Attacken auf das erotische Erregungsbedürfnis überstanden, ergibt sich einem als Endresultat: ein Schmarren, ein saftig und kunstreich bereiteter Schmarren. Ein Buch, das sich immer zu sagen scheint: ich werde so geschrieben, wie „das Publikum es will", woran man die Frage knüpfen mag: Wird das Publikum nicht gerade von solchen Büchern gewollt und gemacht? Es hätte eine Ironisierung des Kleinstadttratsches und der durch ihn erfolgenden Charakterverzerrung eines „lieben Mitbürgers" werden können, eine Ironisierung des gierigen Schakals „öffentliche Meinung", der sich von herbeigezerrten Brocken nährt, gleichgültig, ob sie gar sind oder nicht. Aber Delmont nützte seine Chance mehr im gegenständlichen, derb erotischen denn im psychologischen Sinn. Dieser Casanova, der Drogist und Parfümeriewarenhändler Berthold Türmer in Bautzen, dem Klatschnest, ist nämlich komischerweise das gerade Gegenteil dessen, was Frau Fama von ihm kündet: ein frauenscheuer, hübscher Jüngling, der von einem alten Hausangestellten und dessen „hilfreichem" Mundwerk zum Vater unehelicher Kinder und vom stetig weiterarbeitenden Gerücht zum Verführer und Wüstling allerorten gestempelt wird, also daß er sich der Weiber kaum noch erwehren kann. In Wahrheit konzentriert der Schüchterne, als er nach Berlin kommt und später nach Hollywood, seine Erosideale auf deutsche und amerikanische Filmschönheiten, derart, daß er einen Bildkultus mit ihnen treibt, ohne je einer nahgekommen zu sein.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Digitized by Google

Die Letzten derer vom Niephof. Novelle. Von Lothar H. Br. Schmidt. Düsseldorf 1926, Lesch & Irmer (L. Schaffnit Nachf.). 110 S.

Eine Bauerngeschichte, die auch dadurch nicht interessanter wird, daß religiöse Kämpfe mit hineinspielen. Die ganze Angelegenheit ließe sich mit weniger Drum und Dran und viel weniger Gerede in einer kurzen Erzählung abtun; vielleicht wäre sie dann lesbarer geworden. Was hilft es, daß einige Personen ganz nett geschildert sind, hier und da ein Landschaftsbild ganz gut gelungen ist — das Ganze ist verfehlt und zeigt nirgends eine Spur dichterischer Kraft.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Sigurd Torleiffons Pferde. Roman aus Island. Von Svend Fleuron. Deutsch von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Jena 1926, Eugen Diederichs. 228 S. M. 5,– (8,–).

Der Untertitel ist falsch, es ist kein Roman aus Island, sondern der Roman Islands, dieses für andere Feder unbeschreiblichen Landes aus Seen und Sumpf, Felsen und Gletscherbächen, Lavawüsten und Schneegipfeln. Das Tier, das Pferd, scheint mehr landschaftsgeboren als der Mensch, der in Betracht kommt nur als Mitkreatur des Tiers, sein Pfleger, aber auch sein schändlicher Ausnutzer.

Es ist ein herrliches Buch, starrend von Kälte, Stein und Urweltgrauen, es ist gewiß Fleurons bedeutendstes, großartigstes Werk. Je tiefer er ins Unbelebte dringt, ins Menschen-Ferne, desto mehr steigert sich seine Kraft der Anschauung und Darstellung, desto überwältigender wirkt die Natur, die er vor uns enthüllt. In diesem Buch ist das Tier nur noch Staffage, nichtsdestoweniger ist das Schicksal dieser Pferdewesen, nicht aus der Perspektive des Menschen gesehen, sondern aus sich selbst heraus gestaltet, erschütternd und aufwühlend.

Nicht nur die große Saga kommt aus Island: das Land ist selbst wie eine Saga. Man möchte meinen, Fleuron sei darin gewachsen, und er ist doch nur darin gereist. Hätte man seine Augen im Kopf! Wären Anschauung und Verstehen von seinem Herzen gespeist! Ist man erst wirklich ein Dichter: welches Glück, Dichter zu sein! Das Vermögen, solches und so zu schauen, diese tiefe Lust wiegt die Qual, Gelebtes aus sich zu stellen, auf.

Es ist nichts damit getan, uns verstehen zu lassen. Der Weise, der Dichter führt uns wohl bis an die Grenzen des Verstehens, aber nur, um uns den schaudernden Blick ins nie Verständliche tun zu lassen. Das Unbegreifliche geht uns auf erst, wenn wir begriffen haben. Und dieser Mystik voll sind Fleurons Wunderbücher. Er enträtselt uns die Natur, damit wir ihres ewigen Rätsels schauernd und beglückt innewerden.

Berlin — Kurt Münzer

Norne-Gast. Von Johannes V. Jensen. Deutsch von Julia Koppel. Berlin 1926, S. Fischer. 227 S.

Jensen setzt sein großes, geistig und dichterisch gleich hohes und geglücktes Werk fort: den Mythos der Menschheit neu zu gestalten. Diesmal läßt er den sagenhaften Norne-Gast die Wanderung durch die Jahrtausende machen, von der Steinzeit, durch Bronze und Eisen, hinein in verbürgte und überlieferte Geschichte. Man darf nicht glauben, daß das ein trockenes, lehrhaftes Buch ergibt. Zumal die erste Hälfte, die erste Existenz des jungen Gast im dänischen Urwald, ist eine bezaubernde Saga, ein wundersam duftendes, blühendes, atmendes Gemälde, ein Waldmythos, ein Naturlied gewaltigen Klangs. Notwendig, um das Buch nicht zu sprengen, sind Gasts spätere Erlebnisse kursorisch behandelt; die Völkerwanderung wirbelt vorbei; Jahrtausende schmelzen hin wie Gasts Lebenslicht. Aber auch noch in diesen gehetzten, rein berichtenden Kapiteln strahlen Einfälle und Bilder auf, Gestalten und Länder, die einen Dichter am geistesgeschichtlichen Werke zeigen.

Berlin — Kurt Münzer

Der Troll-Elch. Von Mikkjel Fönhus. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1926, C.H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung. 209 S. M. 4,20 (5,50).

Die Geschichte eines Jägers und eines Gejagten — bis zum doppelten Tod. In den Menschen ist die Wut, die Gier, der Trieb des beutesüchtigen Tiers gefahren, und in das Tier, den Elch, ist die melancholische Seele, die schmerzliche Bewußtheit eines Menschen eingegangen. So kommt etwas Gespenstisches und Übersinnliches in diese Naturlegende; aber gerade das über die Natur Reichende, ins Wesenlose Spielende gibt der Natur die letzte Vollendung. Es sind 200 Seiten Wald- und Wolkenrausch, unheimliches Windbrausen und Erdgeruch. Diese norwegischen Jagdgefilde, noch die Dörfer am Rande, die Menschen auf den Spuren des Wildes haben etwas von Zeit und Alltag Unberührtes, haben ein fast unwirkliches Erleben. Diese Jagd von heut hat Ton und Licht sagenhafter Vergangenheit und also Klang und Umriß einer Legende. Es ist ein Tierbuch besonderer Art, und zahllose solcher Art könnte man sich gefallen lassen selbst heut in der Hochflut belangloser Tiergeschichten.

Berlin — Kurt Münzer

Im Tollhaus der Freude. Von Marcel Arnac. Deutsch von Käte Mintz. München 1926, Allgemeine Verlagsanstalt. 241 S.

Der Schatten des großen Rabelais und die Scharlatanerien Tabarins stehen über diesen Kapiteln. Der blendende Zeichner Marcel Arnac, auch ein Schriftsteller von Graden, hat die Abenteuer Meister Adams, des Tischlers Brille und des Tierdoktors Mâchepoule zu einem lachenden Panorama echt gallischer Lust verdichtet. Liebesabenteuer und Galanterien, Fresserei und Saufgelage werden in saftstrotzenden Dialogen lebendig, hineingestellt in eine sonnige, weinschäumende Landschaft und von Figuren umrahmt, wie sie sich nur auf diesem Boden Frankreichs entwickeln. Ironie und Zynismus, Derbheit und Draufgängertum treiben die Helden des Buchs von einem tollen Spaß zum andern: man denkt oft an Balzacs „Drollige Geschichten" und vor allem an die Vollnaturen Rabelais'. Es ist Arnac gelungen, uns diesen weinseligen, sonnengesättigten Sauf-, Freß- und Liebesreigen durch die Kunst seines einfallreichen Stils zu einem Genuß zu machen. Die Übersetzerin hat es nicht leicht gehabt, die echt gallischen Wendungen und Wortspiele, die Patoisgedichte und regionalen Stilismen zu verdeutschen. Immerhin: sie hat das tolle Buch ebenso saftig und männlich übersetzt, wie es der Dichter geschaffen hat. Die zahlreichen, entzückenden Zeichnungen des Verfassers unterstützen seinen vitalen Text in wirksamer Weise.

Berlin — Fred A. Angermayer

Die Frauen der Coornvelts. Von Jo van Ammers-Küller. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. 451 S.

Der Roman von Jo van Ammers-Küller, der im Original „De Opstandigen" heißt, gehört unter der Frauenwelt

Digitized by Google

Hollands gegenwärtig zu den meistgelesenen, meisterörterten Büchern; auch das aus dem Roman ausgezogene Theaterstück fand großen Zulauf. In diesem Buch einer weiblichen Schriftstellerin findet nämlich die holländische Frau von heute die große Umwandlung in ihrer Stellung zum Manne, zur Gesellschaft, zum Leben dargestellt, eine Umwandlung, für die sie seit mehr als einem halben Jahrhundert gekämpft hat, und die dann nach dem Kriege traumhaft rasch eingetreten ist. Vier Generationen von Frauen werden geschildert, mit großem erzählerischen Können geschildert, wobei auf eine sonderbare Weise zugleich der Effekt der Fortbewegung und der Effekt des Stillstands hervorgebracht wird: Die Menschen kommen und gehen, sie verändern sich in ihren Ansprüchen, ihren Kleidern, ihren Meinungen, aber die Summe des bürgerlichen Ganzen bleibt, so sehr es sich organisch lockert, konstant. Diese Schwermut, daß trotz des vielen Geschehens in der kleinen und der großen Welt das Wesentliche unverändert bleibt, daß also all dieses leidenschaftliche Geschehen zwar nicht sinnlos, aber doch illusionär und täuschend ist, macht den feinsten seelischen Reiz des Romans aus, der mit den alten Mitteln der englisch-französischen Erzählkunst, in behäbiger Breite, voll realistischer Einzelheiten aufgebaut ist, aber trotzdem auch den moderner eingestellten Leser fesseln kann. Franz Dülberg, von dem die Übersetzung stammt, hat für ein makelloses Deutsch Sorge getragen, und wenn die Prosa, was ihre Spracheigenart angeht, nicht sehr persönlich wirkt, so ist das nicht auf seine Rechnung, sondern auf die der Vorlage zu setzen.

Im Haag F. M. Huebner

Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Ein chinesischer Roman aus der Mingzeit. Aus dem Urtext übertragen von Franz Kuhn. Gestaltung der eingestreuten Verse von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 8°. 343 S.

Mit diesem reizenden Buch haben uns der Übersetzer Franz Kuhn und der Insel-Verlag ein ganz besonders dankenswertes Geschenk verehrt. In China selbst gehört der Roman von der glücklichen Gattenwahl zu den meist gelesenen und höchst geschätzten. Durch die ausgezeichnete Übertragung, die von der orientalischen Eigenart genug wahrt, um ihr den exotischen Duft nicht zu nehmen, und doch so lesbares Deutsch ist, daß man sie mit ungestörtem Genuß aufnehmen kann, wird er hoffentlich auch in Deutschland bald gern gelesen und weit verbreitet sein. Vor rund hundert Jahren gerade hat sich kein geringerer als Goethe schon an ihm erfreut, obwohl er sich mit einer mangelhaften französischen Bearbeitung begnügen mußte. Am 31. Januar 1827 kennzeichnete er in einem Gespräch mit Eckermann den Gehalt treffend dahin: „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast ebenso wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht.“ Der Roman ist in der Tat das Hohelied der Tugend. Die konfuzianische Ethik wird uns hier menschlich nahe gebracht und in jener Lebenskraft erwiesen, die sie noch heut in China besitzt. Aber auch den chinesischen Humor, den man im Land des Zopfes gemeinhin so wenig vermutet, lernt man hier in köstlichen Proben kennen. Es ist richtig, durch die Lektüre eines solchen Romans aus dem Volksleben lernt man China rascher und gründlicher verstehn als durch noch so schöne Reiseberichte. Die Grundidee – zwei füreinander geschaffene und tatsächlich bereits einige Liebende verzichten ihrem wahren Glück zuliebe so lange auf ihre Vereinigung, bis den Anforderungen des Sittengesetzes Genüge getan ist und sie kein Tadel treffen kann – erinnert fast an Lessings „Minna von Barnhelm“. Auch um solcher literarhistorischen Beziehungen willen verdient daher das Werk Interesse, das im übrigen in seiner bekannt vorzüglichen Ausstattung die Zierde jeder Bücherei bilden kann.

Leipzig Gerh. Menz

Lyrisches und Episches

Amerika. Hymnen. Gedichte. Von Alfons Paquet. Leipzig-Plagwitz, Die Wölfe.

Diese Dichtungen standen schon vor zwanzig Jahren in dem Bande „Auf Erden“; hier sind jene vereinigt, die Amerika gestalten. Es ist eine wahrhaft schwere Aufgabe, über sie zu berichten, wenn man sich der Verantwortung bewußt ist. Sei es erlaubt, die streitende Rede und Gegenrede im wägenden Leser selbst nachzuschreiben: „Welche Kühnheit des Griffs in das amerikanische Heut!“ – „Stoff ist gegriffen, doch nicht geformt.“ – „Heut ist wichtiger die Stoffmassen erst einmal zu packen: Massen, Maschinen, Wolkenkratzer, Bahnhöfe, Citys.“ – „Heut wie immer ist nichts wichtiger für den Dichter als: dichten!“ – „Paquet ist nicht nur Dichter: Soziolog, Erdforscher, Politiker, Publizist.“ – „Als Dichter sei er Dichter.“ – „Der neue Dichter ist Soziolog, Politiker und so fort.“ – „Es gibt keine neuen Dichter. Es gibt nur Dichter oder Nichtdichter“. – „L'art pour l'art, die du stets bekämpfst?“ – „Soziolog, Erdforscher und so weiter ist der Dichter als Privatmann, wie er privat wohltätig, Freimaurer, Vater ist. All dies speist die Dichterschaft: der Dichter, dichtend, ist Dichter.“ – „Ist Paquet in diesen Dichtungen wahrhaftig nicht Dichter?“ – „Zuweilen wohl, wie in dem starken Gedicht ‚Der Rinnsteinprediger‘. Aber fast alles andere ist Prosa; gesteigerte Prosa. Klingt wie Übersetzung aus Whitman.“ – „So lies es als Prosa!“ – „Das kann ich nicht; allenthalben wird ja die Prosa überschritten, allenthalben drängt der Anspruch vor ‚gebundene‘ Rede zu bieten, überall drängen sich die Elemente zur dichterischen Form zusammenzuschießen, aber nähern sich nur von ungefähr, sozusagen auf Reichweite, vermischen sich nicht zur lyrischen Hochzeit.“ – „Diese Gedichte sind Vorläufer. In späteren Gedichten Paquets ist die lyrische Hochzeit vollzogen.“ – „Prosaische Reste vermag er fast niemals auszuscheiden, und wenn es ihm gelingt, ist seine Dichtung wiederum nicht stoffhaft neu und selten spezifisch Paquetsches Gedicht.“ – „Was ist also deine Meinung: (denn wir müssen zum Schlusse kommen).“ – „Es sind bedeutende Experimente; aber ich wünschte, daß man sie als solche erkennt und wertet: ich ehre diese Kraft dieses stark aus sich selbst lebenden Menschen, die sich auswirkt, ich respektiere den Griff und die Faust, ich schätze die Leistung gleichsam in der Zeit, aber nicht im Anschaun der Ewigkeit.“ – „Du sprichst, als hättest du Kenntnis von Forderung und Gesetz der Ewigkeit?“ – „Das muß ein jeder wenigstens wähnen, der von diesen Bereichen zu zeugen wagt.“ – „Sollte aber nicht in Epochen wie der heutigen, da ein neuer Aufgang sich verkündigt, das besondere Gesetz der Zeit die höhere Geltung haben?“ – „Ein starkes Wort des Kritikers Julius Bab sagt: ‚Der kritische Geist muß sich bewußt bleiben, daß in den Kunstformen der Ausdruck eines zeitlosen Naturwillens, einer ewigen Gesetzmäßigkeit für alles Menschenleben schlummert, und daß der besondere Wille einer Generation nur schöpferisch werden kann, wenn er in all seinem notwendigen Eigensinn sich mit dem uner-

Digitized by Google

schütterlichen Gesetz dieser Formen in Einklang zu bringen weiß.' Es ist vom Drama gesagt, aber es gilt von allen Künsten." — „Daß aber dieser besondere Wille in Paquet mit besonderer Stärke wirkt, das erkennst du an?" — „Ich bekenne es mit Freudigkeit. Wenn er den Einklang mit dem Ur- und Grundwillen findet, wird er ein Höchstes erreichen, das in die Weltdichtung ragt. Aber nur dann."

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Antlitz der Zeit. Sinfonie moderner Industriedichtung. Selbstbildnis und Eigenauswahl der Autoren. Herausgegeben von Wilhelm Haas. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H. 235 S.

Fast bei allen Dichtern, welche die spezifisch neuen Erscheinungen der Gegenwart darstellen, die Werke der Industrie und die großen Städte, ist eine Unklarheit des Grundgefühls zu verspüren. Die Inhalte Verhaerens und Heyms lehnen die große Stadt ab, Verhaerens Rhythmen, Heyms Bilder bejahen sie. Winckler spricht diesen Gegensatz in der kurzen Notiz über sich selbst, wie sie jeder den Beiträgen voranstellt, mit Klarheit aus: „Der Triumph menschlicher Arbeitsgröße, die Dämonie industrieller Erscheinungen rissen mich hin; aber ich war nicht, wie oft mißdeutet, ein blinder Lobpreiser — ich habe auch den Industrieherren kulturelle Verpflichtung in meinen „Eisernen Sonetten" gepredigt, huldigte nur nie dem Masseninstinkt, sondern dem schöpferischen Tatmenschen. Dabei hat es gerade mir an schmerzlichsten Enttäuschungen nicht gefehlt, und meine Überzeugung heißt, daß unter den deutschen Großindustriellen nicht ein einziger Kulturschöpfer vorhanden ist, nur ödeste Geschäftsfanatiker, wie die Masse der Industriearbeiter eine blöde Helotenherde bisher blieb." So sagt Bröger von der Arbeit:

„Denn all die Tausend, die ihr knirschend dienen,
Reißt sie von ihrem Heime weg und Haus,
Noch ehe sie die Sonne recht beschienen."

Und so bleibt immer wieder als letzter Eindruck solcher Lyrik: die Werke werden bewundert, aber die Menschen beklagt; und in einem letzten, von den Dichtern durchaus nicht gewußten und nicht gewollten Sinne werden auch die Werke angeklagt. Oft scheint die Hoffnung auf, daß eine andere Gesellschaftsordnung diesen Gegensatz auslöschen werde; doch nicht überzeugend: denn immer bleibt der Mensch in diesen Bereichen von der Natur als Wurzelgrund abgetrennt. Gerade Sehnsucht nach der Natur, nach Arbeit in frischer Luft und am keimenden Boden, erklingt allenthalben in der Lyrik dieses Bereichs, wenn auch gerade in diesem Bande nur hie und da. Und so kommt es, daß diese Industriedichtung so überaus häufig rhetorisch erklirrt, statt „eisern" zu erhallen. Es wird außerordentlich viel unbestimmt geredet, apokalyptisch gestammelt, aber ungemein selten ist die Sachlichkeit, die Mathematik, die Präzision der Maschine in Bildlichkeit und Rhythmus eingegangen; etwa in einem älteren Sonett von Paul Zech, „Der Hauer", oder in einem reimlosen Gedicht von Paul Klose, „Bergwerk". Zuweilen, aber doch verhältnismäßig selten, werden Gedichte von der besonderen Berufssprache des Werkarbeiters und vor allem des Bergmanns getönt; wie die Dialekte unsere Sprache, welche durch die Fülle rasch hingeworfener Druck- und Maschinenschriften, durch Zeitungs- und Geschäftsstil, immer mehr und immer rascher ausgelaugt und ausgewaschen wird, mit erdnahen, dinglichen Worten nähren können, so auch die Sprachen der Berufe. Ein Wort wie „das Hangende" ist gleichsam noch nicht von der Sprachwurzel abgeschnitten. Dies tut der Dichtung, welche diese Bereiche aufsucht, vor allem not, daß sie Sachen und Dinge habe, daß sie „gegenständlich" sei. Durchweg treten in diesem Buch neben bekannten Dichtern wie Winckler, Bröger, Zech, Barthel, Lersch neue Begabungen auf: Haas, Klose, Kraushaar, Vaupel, Voß, Wieprecht, Wohlgemut, aber Ansätze zu solcher spezifischen Gestaltung sind selten, auch außerhalb dieser Anthologie; selbst in Paquet ringt eine edel nüchterne Sachlichkeit mit ungestaltem Rednerwesen. Ein Beispiel, wie Geschehnisse unseres technischen Tages rein und ohne Rest Gestalt werden, scheint mir das — in diesem Band nicht enthaltene — Gedicht „Die Zeitung" von Otto Brües.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Die Vergessenen. Hundert deutsche Gedichte aus dem 17.—18. Jahrhundert. Ausgewählt von Heinrich Fischer. Berlin 1926, Paul Cassirer. 220 S. M. 6,—.

Zu den kleineren Symptomen, an denen der geschichtliche Diagnostiker die Krankheit unserer Epoche erkennen kann, gehört auch die gestörte Funktion des Artikels. Bei manchen Prosaikern ist er bekanntlich operiert, aber es ist ein hohes Maß von Steifheit zurückgeblieben; in andern Fällen wird fälschlich der bestimmte gebraucht, um eine augenfällige Vergrößerung zu erzielen. Dies Buch würde in leiserer Zeit heißen: „Hundert vergessene Gedichte". Denn ohne weiteres leuchtet es ein: Gerhardt, Fleming, Dach, Günther, Gryphius, Hölty, Salis-Sewis sind nicht vergessen, Gedichte von ihnen stehen in allen Schulbüchern und weitverbreiteten Anthologien. Weiter: sogar eine ganze Anzahl eben der hier gesammelten Gedichte sind an vielen Stellen zu finden, vor allem von Günther und Hölty. Viele andere Gedichte, die Fischer bringt, sind in der Tat verschollen, wenn auch die Namen der Verfasser in den Literaturgeschichten überliefert werden, aber fast immer durchaus zu Recht; alle diese Poesien von Schubart oder Stolberg oder Göcking haben ihr lyrisches Arom vollkommen ausgeatmet: sie sind nicht lyrische, sondern mehr oder minder noch lyrikgleiche Gebilde, wie die Pflanzen im Herbarium, des Chlorophylls und Odems beraubt, nicht mehr Pflanzen sind, sondern Paradigmata. „Vergessen" sind Dichter, wenn ihre Werke sich nicht mehr in einer billigen Bücherei, ihre Gedichte sich nicht mehr in Anthologien vorfinden, wie Friedrich Adolf Kuhn, der Übersetzer der „Lusiaden", von dem Fischer ein wirklich gutes Gedicht beibringt, oder Fernow, dessen „Spinnlied" man nur noch in der Kürschnerschen Nationalliteratur antrifft.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Nähe. Aufzeichnungen und Gesichte. Von Albert Talhoff. Gotha 1927, Leopold Klotz. 43 S.

Eine Buchreihe „Das Bekenntnis", die nach Absicht des Verlags „in einer einheitlichen Folge das schöpferisch-religiöse Erlebnis unserer Zeit erschließen" soll, eröffnet mit einem schmalen Band „Nähe" der Schweizer Albert Talhoff, der durch die gedrungene Kraft seiner „Passion" und ein Drama „Nicht weiter, oh Herr" aufhorchen machte. Über den Aphorismen und Versen könnte als Leitspruch Meister Ekkehards Wort stehen: „Dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen". Das demütig-stolze, mystische Erleiden eines echten, starkmütigen Bekenners innerer Erfahrungen und Gesichte ergreift jeden zur Ergriffenheit Willigen, der sich dem festlichen Rhythmus und der leidenschaftlichen

Digitized by Google

Innerlichkeit des kleinen Buchs ergibt. Heiligung des Worts, der Sprache, die „das äußerste Rauschen Gottes über dem gläubig unwissend aufhorchenden Tier" ist, ist Talhoffs Grundforderung: „Schreiben kann jeder. Aber sich und Erfühltes ins Bildhafte emporschweigen, das erst unterscheidet den Wortgestalter — vom Wortverbraucher." Aus und über dem geheiligten Wort baut er einen klingenden Dom, in dem Kunst, Liebe, Glaube sich zu höchster Einheit vollenden — entgegengesetzt dem Chaos, der „Macht der Ohnmacht". Ein künstlerisches Temperament von eigenwilligem Wuchs des Denkens und Bildens verkündet sich auf wenigen, mit Herzblut geschriebenen Blättern ...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Literaturwissenschaftliches

Das Wortkunstwerk. Mittel seiner Erforschung. Von Oskar Walzel. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 348 S. M. 12,– (14,–).

Diese Sammlung von sechzehn seit 1910 entstandener Essays soll laut des Verfassers Vorwort seinen Band „Gehalt und Gestalt", dieses für die ideengeschichtliche Betrachtung der Dichtkunst grundlegende und maßgebende Werk, ergänzen. Das stimmt entschieden von dem ersten, „Grundsätzliches" benannten Teil. Leider ist hier nicht der Raum vergönnt, auf Verbindungen zwischen beiden und auf anderes, was sich scheinbar nicht in den Band des Handbuchs eingliedern läßt, weiter einzugehen. Allein schon in der Form der vorliegenden Zusammenfassung liegt viel Aufklärung über diese früheren, in Zeitschriften verwehten Arbeiten des Verfassers. So erhält beispielsweise der Aufsatz „Herbart über dichterische Form" seine Bedeutung als Musterbeispiel, wie Walzel sich die literaturwissenschaftliche Erforschung der Form denkt. In diesem Sinne läßt sich auch vieles im zweiten als „Einzelfragen" bezeichneten Teil ansehen. Walzel ist nicht blind gewesen für die Gefahren, die der neue Weg geistesgeschichtlicher Forschung bietet; er hat aber auch nie die früher beschrittenen Wege als absolut zwecklos hingestellt. Wie sich das Beste der alten Methoden mit der neuen Zielrichtung verbinden läßt, zeigt er in Aufsätzen wie „Schicksale des lyrischen Ichs" oder „Shakespeares dramatische Baukunst", beides Lehrbeispiele, wie sie stilreiner und abgerundeter kaum ein Wegweiser seinen Schülern und Nachfolgern hätte geben können.

Neuyork — A. Busse

Das Burgtheater unter seinem Gründer Kaiser Joseph II Von Karl Glossy. Mit einem Geleitwort von Franz Herterich. Wien und Leipzig 1926, A. Hartleben. 104 S.

Theater in Österreich. Von Friedrich Rosenthal. Mit Abbildungen (Österreichische Bücherei, Nr. 16). Ebenda. 96 S.

Wir haben bereits an anderer Stelle dieser Zeitschrift des 150. Geburtstags unserer weiland Hof-, nunmehr Staats- und Sorgenbühne gedacht, bei dem sie gleichzeitig als Jubilarin und als Gratulantin aufgetreten ist. Nun könnte sie allerdings, wie man es den Damen vom Ballett nachsagt, mehr Geburtstage als bloß einen feiern; sie hätte die Wahl nicht nur zwischen dem 23. März und dem 8. April 1776, den Daten der Dekretierung und der Eröffnung des „teutschen Nationaltheaters nächst der Burg", sondern auch noch dem 11. März 1741, an welchem Tage Maria Theresia die Umwandlung des an die Burg anstoßenden Ballhauses in ein zu verpachtendes „Opern- respektive Komödienhaus" „zu mehrerer Divertirung des Publici und Ihro Majestät eigener allerhöchster Unterhaltung" verfügte. Glossy konstatiert den früheren und feiert den späteren Geburtstag, indem er, zum Teil aus neu erschlossenen archivalischen Quellen, die Geschichte der „Burg" von jenen Anfängen bis zum Tode ihres großmütigen Neuschöpfers und Patrons (1790) erzählt — eine Entwicklung, von der sich anfangs die des schon 1708 eröffneten Theaters nächst dem Kärtnertor, des Ahnherrn unserer Staatsoper, nicht trennen läßt — und indem er Organisation, Spielplan, Personal, Kritik, dann — sein Lieblingsthema — die Zensur während der josephinischen Ära des Burgtheaters darstellt. Auch seines (ja nur dem Augenblick geltenden) festlichen Charakters entkleidet, behält das Büchlein, eben weil es mancherlei Neues bringt, seine Geltung, behält sie trotz mancher Gebrechen, die man einem anderen als dem Veteran der wiener Theatergeschichtsforschung vielleicht nicht ohne weiteres verziehe. — Zu dieser trockenen und doch bisweilen unklaren Berichterstattung steht Rosenthals in gleichem Verlag und in gleicher Ausstattung veröffentlichte geschichtliche Rhapsodie oder rhapsodische Geschichte in stärkstem Gegensatz. Innerhalb bescheidenen Umfangs wird die Erledigung eines gewaltigen Themas in seiner ganzen geschichtlichen Länge und geographischen Breite angestrebt und — wie könnte dem anders sein? — skizzenhaft, oft fast aphoristisch durchgeführt; respektable Sachkenntnis des Literaturfreundes und des Theaterpraktikus birgt sich hinter erregtem, ja leidenschaftlichem Stil und geistreichen Ein- und Ausfällen, denen man ab und zu widersprechen, oft beipflichten muß. Ihm ist das Geschichtliche nicht wie Glossy Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, Voraussetzung einer Propaganda; Optimist von Beruf, glaubt er offenbar felsenfest daran, daß das wiener Theater ebensowenig wie (nach einem bekannten Axiom) der Wiener selber untergehn könne, schöpft aus der Vergangenheit Hoffnungen auf die Zukunft und, wenn wir ihn recht verstanden haben, erwartet er eben von einer Renaissance irgendeiner Vergangenheit alles für irgendeine Zukunft. Zeigte nur die Gegenwart ein freundlicheres Gesicht!

Wien — R. F. Arnold

Mittellateinische Dichtung. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Herausgegeben von Carl Beck (Sammlung Göschen). Berlin 1926, W. de Gruyter & Co. 97 S.

Das mittelalterliche Latein, das doch jahrhundertelang eine lebende Sprache war und erst durch die Renaissance zum Absterben verurteilt wurde, hat bis vor kurzem eine sehr verachtete Stellung eingenommen, und noch heute kann sich der richtige Altphilologe nicht recht mit dieser barbarischen Sprache befreunden. Erst seit wenigen Jahrzehnten ist es dank der Tätigkeit großer Gelehrter wie Wilhelm Meyer-Speyer, Traube, Manitius und vor allem des auch dichterisch hochbegabten Paul v. Winterfeld stärker beachtet worden, und die neue preußische Schulreform hat ihm sogar die Pforten der höheren Schulen geöffnet. Infolgedessen schießen zahlreiche Schulausgaben von Texten und kleine Handbücher fröhlich ins Kraut. Zu ihnen gehört auch das obengenannte neue Göschenbändchen. So ist es recht zeitgemäß, aber es ist auch gut. Es bietet eine kurze, klare Einleitung und eine stattliche Zahl geschickt und zweckmäßig ausgewählter Proben, nicht weniger als fünfzig. Sie umfassen

Digitized by Google

das 8.—13. Jahrhundert. Es sind Gedichte aus dem Zeitalter der Karolinger, einige Sequenzen Notkers des Stammlers, etliche Scherze aus den Cambridger Liedern, über zwanzig Vagantenlieder und mehrere Hymnen. Zahlreiche Übersetzungshilfen und ein Wörterbuch erleichtern das Verständnis.

Breslau H. Jantzen

Germanische Forschungen. Festschrift anläßlich des 60semestrigen Stiftungsfestes des wiener akademischen Germanistenvereins. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag. 256 S.

Der wiener Germanistenverein beging Anfang 1925 sein 30jähriges Stiftungsfest und feierte es in würdigster Weise durch die Herausgabe dieser Festschrift, deren Veröffentlichung durch die Opferwilligkeit verschiedener Kreise, insbesondere auch des Verlages, ermöglicht wurde. Der Inhalt ist gediegen, streng wissenschaftlich und umfaßt die Gebiete der älteren Germanistik, der neueren Literaturgeschichte und der Sprachgeschichten. Für unsern Leserkreis sind am wichtigsten die literargeschichtlichen Abhandlungen. H. Kindermann überblickt die „Entwicklung der Sturm- und Drangbewegung" in den drei Stufen Wegbereitung, Befreiung und Klärung. H. Cysarz untersucht sehr eingehend das Verhältnis zwischen „Schopenhauer und der Geisteswissenschaft" und W. Brecht gibt „aus einer Darstellung des 19. Jahrhunderts" eine neue gute Charakteristik von „Heine, Platen und Immermann". Die übrigen Aufsätze sind rein fachwissenschaftlich und auch sehr wertvoll; es sind folgende: R. Much, Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte; E. Sievers, Zur Lautlehre des althochdeutschen Isidor; D. Kralik, Zur Quelle für die Darstellung der Wertung um Brünhild im Nibelungenlied; A. Pfalz, Grundsätzliches zur deutschen Mundartenforschung; P. Kretschmer, Die Wortschöpfer; E. Schröder, „Gesegnete Mahlzeit".

Breslau H. Jantzen

Von Wörtern und Namen. Von L. Günther. Berlin 1926, Ferd. Dümmler. 255 S.

Während der Franzose in seiner Sprache eine Art nationales Heiligtum sieht und von Jugend auf gewöhnt ist, sie mit Ehrfurcht zu betrachten und mit möglichster Vollendung anzuwenden, kann man das für uns Deutsche leider nicht sagen. Das muß jeder zugeben, der weiß, was für wunderbare Stilblüten in unseren Zeitungen und Büchern üppig sprießen, wie verbreitet noch die leidige Fremdwörtersucht ist, und was für mannigfaltige, nicht immer reizvolle Gehörseindrücke man in Versammlungen empfängt, in denen Deutsche aller Gaue sich zusammenfinden und äußern. Da ist es denn sehr erfreulich, daß sich von Jahr zu Jahr die Bemühungen, hier Wandel zu schaffen, mehren, und daß volkstümliche Sprachbücher wie die von Wustmann, Heintze, Weise, Engel, Wasserzieher, um nur einige der bekanntesten zu nennen, immer neue Auflagen erleben. Auch an neuen Schriften dieser Art ist kein Mangel, und ein recht hübsches, flott geschriebenes und anregendes Buch ist auch das oben genannte. Es vereinigt in sich 15 Aufsätze, die früher schon in großen Tageszeitungen erschienen waren — auch das eine erfreuliche Tatsache. Sie behandeln auf wissenschaftlicher Grundlage, aber in durchaus allgemeinverständlicher Form eine große Menge von Wörtern und Wendungen, insbesondere auch Eigennamen, nach ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung. Wissenschaftliche Zwecke verfolgt es nicht, aber es wird allen, die ein wenig tiefer in das Wesen unserer Muttersprache eindringen wollen, viel Freude machen.

Breslau H. Jantzen

Insulinde. Bd. II. Auswahl aus dem Schrifttum der Malaien. Malaiische Erzählungen. Übertragen von Hans Overbeck. Mit 8 Abbildungen. 277 S. Jena 1925, Eugen Diederichs. M. 6,50 (9,50).

Mit diesem Werk tritt eine bisher fast unbekannte Geisteswelt in den Gesichtskreis des deutschen Lesers: eine untergegangene Welt freilich, deren mehr oder minder karge Reste, die Reste der Literatur des einst glanzvollen malaiischen Reiches, in den Museen und in den Bibliotheken der Europäer aufbewahrt werden und allerdings geeignet sind, eine strahlende Vergangenheit in der Phantasie des Europäers aufleuchten zu lassen. Diese Vergangenheit spiegelt sich vor allem in den vom Übersetzer als romantisch bezeichneten sogenannten Penglipur-Lara-Geschichten; es sind dies ziemlich langatmige, stark verschnörkelte Geschichten von wunderbaren Erlebnissen meist fürstlicher Personen, Erzählungen ohne einen anderen Sinn als den, dem Geschmack der malaiischen Hörer an der Übertreibung und an der Überladung zu gefallen. Deshalb wird der Stil dieser Erzählungen durch eine beinah rituelle Wiederkehr ganzer Satzperioden, die insonderheit höflichkeitsformen und Aufzählungen höfischen Prunks enthalten, gekennzeichnet. Doch ist nicht zu verkennen, daß eben hierin eine erhebliche Fülle von kulturgeschichtlichem Material und eine entschieden künstlerische Durchbildung des literarischen Ausdrucks zur Geltung gelangen; letzteres zeigt sich auch in den eingestreuten Versen, in denen ebenfalls bestimmte formale Gesetze befolgt werden. Einen weiteren, nicht minder wichtigen Teil der malaiischen Prosadichtung beansprucht der Humor mit den unter dem Gesamttitel Cherita Jenaka gesammelten, zu deutsch einfach: lustigen Geschichten etwa von Pa Pandir, dem unverbesserlichen Dummkopf, oder von Sang Zwerghirsch, einem vorderasiatischen Gegenstück zum Reineke Fuchs. Diese mehr volkstümlichen, daher auch stilistisch anspruchsloseren Erzählungen erscheinen naturgemäß dem europäischen Leser interessanter, weil sie bequemer eingehen; vergleicht er aber den Eindruck der beiden so verschieden gearteten Erzählweisen in seiner Erinnerung, so findet er, daß den Penglipur-Lara-Geschichten doch die stärkere Geisteskraft und der größere Kulturwert — wenn auch nicht die gleiche Lebendigkeit — innewohnen.

Kassel Will Scheller

Der Griseldisstoff in der Weltliteratur. Eine Untersuchung zur Stoff- und Stilgeschichte. Von Käte Laserstein. Weimar 1926, Alexander Duncker. XII, 208 S. (Bd. 58 der von † Franz Muncker herausgegebenen Forschungen zur neueren Literaturgeschichte.)

Eine mit ganz ungewöhnlicher Sach- und Sprachkenntnis und rührendem Fleiß durchgeführte — man darf wohl sagen — Erledigung des durch den Titel bezeichneten Themas. Nur insofern wäre Weniger Mehr gewesen, als der Umfang des Buchs zu dem spezifischen Gewicht seines Gegenstands außer Verhältnis steht. Was unter Umständen den Vorzug einer Dissertation ausmacht, eben das kann ein Buch als Buch ernstlich schädigen; wer einen so langen Weg zu wandeln hat, wie diese Studie, vom primitiven „Quell in verborgenen Tiefen" zu Hauptmann und Riegel, sollte bei den einzelnen Stationen, so verlockend sie auch der Entdeckerin winken mögen, nicht zu lange verweilen.

Wien Robert F. Arnold

Digitized by Google

Grillparzer und Wissenschaft. Drei Vorträge. Von Oswald Redlich. Wien und Leipzig o. J. (1926), A. Hartleben. 68 S. (Österreichische Bücherei, Nr. 1.)

Diese 1901 und 1924 (im Almanach der Wiener Akademie d. W., in den von O. Katann herausgegebenen „Grillparzer-Studien" und im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft) veröffentlichten Reden, in denen Redlich als Historiker das Verhältnis des großen Dichters und selbständigen Denkers zur Geschichte, zur wissenschaftlichen Erkenntnis schlechthin ermittelt und als Präsident der hiesigen Akademie das Bild des Akademikers Grillparzer zeichnet — diese Studien, ihre bedeutenden Themen erschöpfend und darum den Fachleuten wohlbekannt und wertvoll, liegen hier vereinigt, ergänzt, aufeinander abgestimmt vor, ohne in der Buchform den unmittelbaren Reiz des Vortrags oder der Festrede, ohne die bei Redlichs bedächtiger Zurückhaltung doppelt wirksame und wohltuende Wärme einzubüßen.

Wien R. F. Arnold

Alt-Wien in Wort und Bild vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Zweite, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Hans Tietze. Mit 230 Abbildungen auf 144 Tafeln. Wien 1926, Anton Schroll. 144 S.

Dies Werk ergibt zusammen mit seiner Fortsetzung „Das vormärzliche Wien" (1925) einen Bilderatlas, wie ihn andere kleinere Städte, z. B. Leipzig, München, Weimar, lang oder längst besitzen; in dem auf Veduten beschränkten „Alt-Wiener Bilderbuch" (1909) der Germanistin Touaillon hatte es einen bescheidenen, immerhin verdienstlichen Vorläufer. Bei Tietze zieht das „Wort", in Gestalt eines zwar sehr unterhaltenden Quellenlesebuchs aus Reisebeschreibungen, Memoiren, Zeitungen, Dichtungen usw., wie gewöhnlich gegenüber dem Bildervorrat den kürzeren; die Auswahl hat hier und dort eine der arbeitskräftigsten, vielseitigsten, unternehmungslustigsten, streitbarsten und daher auch umstrittensten Persönlichkeiten Neu-Österreichs getroffen, für dessen ausgezeichnete kleine Kultur- und Kunstgeschichte Wiens (Bd. 67 der „Berühmten Kunststätten") hier gewissermaßen ein Teil des Materials vorgelegt wird. Nicht freilich unter diesen gelehrten Gesichtswinkel wird der Leser das prächtige und Prachtwerk nehmen, sondern als etwas Eigenberechtigtes, die Geschichte von dreieindrittel Jahrhunderten der weltberühmten Kaiserstadt in hunderten literarischer und bildhafter Aphorismen, die aufzufinden, abzuwägen, auszuwählen, anzuordnen nicht etwa jedermanns, sondern nur Sache des Kenners und Meisters war. In dieser Wort- und Bildgeschichte der Stadt spiegelt sich die des weiland mächtigen und dennoch ewig von innen und außen bedrohten Reichs, der Dynastie, der Kirche, der Kunst von später Gotik bis zum Klassizismus, der eigenartigen Kulturmischung hier, wo Staaten, Nationen, Weltanschauungen einander, je nachdem, die Zähne zeigen oder die Hände reichen.

Wien R. F. Arnold

Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der münchener Romantik. Von Philipp Funk. München 1925, Joseph Kösel & Friedrich Pustet. 212 S.

Eine fleißige und gut stilisierte Arbeit, die auf 207 Seiten den ungewollten Nachweis bringt, daß der Kreis um den katholischen Theologen und Mystiker in Landshut im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, den „großen Sailer" (S. IV) herzlich wenig mit dem zu tun hat, was die nicht-katholische Wissenschaft im Kern-Sinne Romantik nennt; daher denn für den, der weder den Verfasser noch den Inhalt kennt, der Titel irreführend ist. Es müßte etwa heißen: „Der Kampf des Katholizismus in Landshut gegen die Aufklärung und seine Beziehungen zur deutschen Romantik". Wer auf diesem Gebiet neues Material sucht, wird sich durchaus wissenschaftlich gefördert finden, gleichviel wie er sich zum Begriff „Romantik" einstellt oder wie seine Weltanschauung ist, also auch dann, wenn er nicht Sailers „katholische Instinktsicherheit" (S. 100) besitzt und sich nicht für den „frischen Frühling" begeistern kann, den „nach dem Winter des Rationalismus das katholische Deutschland der strammen Jesuitentradition durch die Konservierung der Glaubenssaat verdankt" (S. 101). So stramm können die wirklichen Freunde deutscher Romantik nicht denken. Sie werden sich daher nach wie vor lieber an andere katholische Romantiker halten, an den jungen Clemens Brentano, an Görres und Eichendorff, so sympathisch an sich der brave Sailer als Mensch wirkt und sich im Leben ausgewirkt hat. Wer aber gäbe auch nur den „Taugenichts" Eichendorffs her für die ganze Lebensfrucht dieses trefflichen Jesuitenzöglings, der nach dem Glauben des Verfassers im Vorwort „der geistige Führer, der religiöse Meister, ja der Heilige jener Zeitwende war und der heute noch Wegweiser sein könnte!" Der Katholizismus, heißt es (S. 196), bringe Religion mit Kultur in Einklang. Von der auflösenden Romantik müsse man die positive unterscheiden (S. 207), die ein vitaler Vorgang der abendländisch-christlichen Kulturseele selbst sei, noch nie und nirgends leider vollendet: „Der Sprung trägt nie so weit, als das Ziel war, und immer muß ein späteres Geschlecht unter Übergehung der nächsten auf eine vornächste oder frühere Vergangenheit zurückgreifen." Man sieht, wie schwer die streng katholische Wissenschaft aus den ihr eisern gezogenen Schranken zu reinem Erkennen durchzudringen vermag, und muß daher, um die dargebotenen Einzelheiten dieser tüchtigen Gelehrtenarbeit verwerten zu können, dauernd ihre geistigen Voraussetzungen und Folgerungen beiseite schieben, was freilich nicht jedermanns Sache sein wird.

Göttingen Waldemar Oehlke

Die religiöse Entwicklung Ernst Moritz Arndts. Von H. Laag. Halle a. S. 1926, Buchhandlung des Waisenhauses. 144 S. M. 4,—.

Auch an einer meist so einheitlich geglaubten und dargestellten Persönlichkeit wie der von E. M. Arndt bewahrheitet sich die alte psychologische Erkenntnis, daß große Männer fast immer problematische, zum mindesten aber der steten inneren Entwicklung stark unterworfene Naturen sind.

Ernst Moritz Arndt war „kein ausgeklügelt Buch". Auch er war „ein Mensch mit seinem Widerspruch". Das hat uns die neuere Forschung bereits klargelegt. Mit entschiedener Betonung und lobenswerter Anschaulichkeit tut es insbesondere der greifswalder Privatdozent Laag: Arndt hat nicht nur das hohe Alter von 90 Jahren erreicht, er hat eine Zeit durchlebt, die politisch und geistesgeschichtlich die größten Umwälzungen mit sich brachte, die stärksten Gegensätze in die Erscheinung treten ließ. Er ist durch das Zeitalter der Französischen Revolution gegangen und hat dann wieder die Revolution von 1848 erlebt. Er war ein Zeitgenosse Goethes und Schillers, hat zugleich den Rationalismus und Idealismus und die neuesten philosophischen Systeme

Digitized by Google

kennengelernt. Alle diese verschiedenen, ja, entgegengesetzten Strömungen haben seine Entwicklung naturgemäß beeinflußt.
Er verehrte Napoleon und sah später in ihm das Werkzeug des Satan. Er liebte die Franzosen und haßte sie dann über alles. Er griff in seinen ersten Schriften Friedrich den Großen heftig an und sah dann in ihm den herrlichen und gewaltigen Mann. Er verkündigte das Weltbürgertum und trat später mit aller Energie für die staatsbürgerliche Idee ein.
Insbesondere aber zeigt sich die alle Phasen durchgehende Entwicklung auf religiös-kirchlichem Gebiete. Er sieht im Pantheismus die religiöse Grundanschauung, vertieft die pantheistische Idee unter dem Einfluß der Antike und des deutschen Idealismus, lenkt dann in christliche Bahnen ein, wird überzeugter Lutheraner, um durch den nie überwundenen Tod seines Sohnes Willibald in seinem streng lutherischen Standpunkt erschüttert zu werden, bleibt aber trotz allem Kritizismus, trotz Lockerung der früheren Geschlossenheit seiner religiösen Anschauung in festem, kindlichen Gottvertrauen beharren.
Alle diese verschiedenen Phasen sind in der Laagschen Schrift überzeugend durchgeführt.

Danzig — Artur Brausewetter

Amerikanische Prosa vom Bürgerkriege bis auf die Gegenwart (1863—1922).

Von W. Fischer. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 256 S.
Diese Sammlung gehört offenbar zu einer als „Philologische Studienbücher" benannten Reihe und will „ein bescheidener Beitrag zur deutschen Amerikakunde" sein. Ich bezweifle, daß der Herausgeber in „seiner knappen Auswahl" wirklich „die Hauptvertreter" der amerikanischen Literatur zu Worte kommen läßt; gewiß nicht für die Kurzgeschichte. (Gibt es wirklich keine glücklichere Übertragung für das englische short story?) Mark Twain wird wohl nur von wenigen als Vertreter dieser Gattung angesehen. Wie in den anderen Kapiteln hätte Professor Fischer gerade mehr aus der Fülle der Werke der Lebenden auswählen können. Wenn nicht aus den von ihm selbst zitierten Sammlungen O'Briens, dann aus den Jahresbänden der neuyorker Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, die jährlich die O'Henry-Preise für die besten „short stories" verteilt, die aber im vorliegenden Buch ganz unerwähnt bleibt. Auch in der Auswahl der Romanschriftsteller scheint mir das Buch nicht glücklich zu sein. Da seit Jahren die Frauen einen so bedeutenden Anteil an der amerikanischen Literatur haben und heut besonders im Roman sehr erfolgreich sind, so hätten die Rhinehart, Atherton, Wharton, Cather, Ferber, Hurst, und manche andere doch wenigstens mit Namen genannt werden dürfen, wenn sie nicht gar an Stelle von Upton Sinclair oder Dos Passos hätten treten müssen. Sehr dankbar wären viele dagegen, wenn der Name Brander Matthews unterdrückt würde. Nimmt man ihn in Amerika schon nicht mehr ganz ernst, so hat er auch in einem deutschen Textbuch kein Platzrecht mehr. Überraschend wirkt es auch, H. L. Menckens „The American Language" als ein „wissenschaftliches" Werk bezeichnet zu sehen. Professor Fischer will doch hoffentlich Menckens sprachliche Parodie auf die Unabhängigkeitserklärung nicht als die allgemein gebräuchliche „Umgangssprache der unteren und mittleren Klassen" hinstellen. Menckens Buch ist von Anfang bis zu Ende in satirischem Ton gehalten; seit wann aber hat die Satire einen Platz in der deutschen Wissenschaft? Es läßt sich kaum in der deutschen Literatur etwas ihm Ähnliches finden, es sei denn, man wolle es Vischers längst vergessenem dritten Teil des Faust an die Seite stellen. Noch über manches andere könnte man mit dem Verfasser rechten, aber das könnte den Eindruck erwecken, als solle damit gesagt werden, sein Buch habe seinen Zweck verfehlt. Nichts weniger als das. In seiner ganzen Anlage und Aufmachung ist die Sammlung mit ihrer Einführung und den Literaturangaben und Anmerkungen durchaus zweckentsprechend. Sie bietet dem Studierenden in engem Raum ungemein viel wertvolles Material und ist wirklich als ein willkommener Beitrag zur Amerikakunde anzusehen.

Neuyork — A. Busse

Gottfried Kinkel as Political and Social Thinker. By Alfred R de Jonge.

New-York 1926, Columbia University Press. XVI, 156 S.
Die Arbeit (teilweise auf dem von der verstorbenen amerikanischen Dozentin Agnes B. Ferguson gesammelten Material beruhend) will einer verbreiteten Unterschätzung Kinkels entgegentreten. Er galt und gilt als idealistischer Träumer, als wesentlich unpolitischer Mensch. Demgegenüber muß als festgestellt gelten, daß der Dichter im Kampf für seine Ideale immer gute Gedanken hatte, daß er häufig scharf und richtig sah und daß er vor allem sich nicht mit dem Schelten begnügen, sondern zur praktischen Verwirklichung seiner Ziele mit beitragen wollte. Ob er freilich, wenn ihm ein Einfluß beschieden gewesen wäre, sich als glücklicher Politiker bewährt hätte, muß bezweifelt werden. Die unausbleibliche Wirkung der Einigung Deutschlands durch Preußen auf das monarchische Gefühl hat er verkannt; die Franzosen hätten sich mit der Rücknahme des deutschen Teils von Elsaß-Lothringen auch nicht abgefunden, und der Verzicht auf die polnische Ostmark war damals politisch einfach unmöglich. Was späterhin eine verfehlte Politik angerichtet hat, kann nicht gegen Bismarck und für Kinkel angeführt werden — indessen darüber ließen sich viele Bogen schreiben. Auf jeden Fall bleibt dem Verfasser das Verdienst, uns mit seiner genauen Untersuchung und sorgfältigen Darstellung einen erwünschten Einblick in die Gedanken und Bestrebungen der in der Verbannung weilenden alten Achtundvierziger gegeben zu haben.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

The Abbey of St. Gall as a Centre of Literature and Art. By J. M. Clark.

Cambridge 1926, University Press. 322 S. 18 Schilling.
Über das Haus des heiligen Gallus, seine Bewohner und die Rolle, die sie in profaner und kirchlicher Geschichte, besonders aber auf schier allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst lange Zeit hindurch spielten, gibt es eine Fülle von gelehrten Einzelabhandlungen; eine zusammenhängende Monographie über den ganzen Gegenstand zu schreiben, auf den noch dazu Scheffels Ekkehard die Teilnahme wirklich weiter Kreise gelenkt hat, ist merkwürdigerweise einem Engländer vorbehalten geblieben. Er hat sich für seine Aufgabe gut ausgerüstet, und das will schon etwas heißen, denn wer St. Gallens Geschichte darstellen will, muß als Philologe nicht bloß im Lateinischen, Althochdeutschen, Altenglischen, sondern nicht zuletzt auch im Irischen Bescheid wissen; er muß als Kunsthistoriker die Risse frühmittelalterlicher Architekten deuten, die Künste mönchischer Miniaturmaler würdigen, die Geheimnisse der frühesten Notenschrift meistern; er muß als Erforscher der Kulturgeschichte sich im mittelalterlichen Gottesdienst mit all seinen Festen und Feiern, in der

Digitized by Google

klösterlichen Schulstube und im Leben der Brüder zurechtfinden – man kann sagen: er muß sich bei sehr ansehnlichen Einzelkenntnissen aus unserer Zeit der Spezialisierung in die versunkene Welt zurückfinden, da der mühsame Weg über Trivium und Quadrivium dem Wissensdurstigen als Lohn noch das Bewußtsein einbrachte, in allen Sätteln gerecht zu sein.

Freilich: entsprechende Anforderungen werden nun auch an den Leser gestellt, und hier hätte der Verfasser ohne Schaden mehr entgegenkommen können. Sein Weg führt nach dem kurzen Einleitungskapitel sofort zu den Gebieten, in denen es ohne langwierige Einzeluntersuchungen nicht abgeht. Er hätte ruhig jene Abschnitte folgen lassen können, in denen die großen Persönlichkeiten des Klosters, all die Ekkehards und Notkers mit ihrem Kreise, uns greifbar werden – auf solche Gesamtschau hätte die Behandlung der Einzelgebiete folgen können und hätte sicherlich manchen besser vorbereitet gefunden. Die Chronologie läßt sich, da Kunst, Musik, Drama in besonderen Kapiteln behandelt werden müssen, doch nicht streng durchführen, und was sie verloren hätte, wäre dem Gesamteindruck zugute gekommen. Der wissenschaftliche Wert des vorzüglich ausgestatteten, mit ausführlicher Bibliographie und genauem Register versehenen Buchs wird durch diese Ausstellung natürlich nicht vermindert.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Ausgewählte Briefe. Von Ludwig Thoma. (Herausgegeben von J. Hofmiller und Michael Hochgesang.) München 1927, Albert Langen. 268 S.

Wenig deutsche Schriftsteller haben solche Verbreitung gefunden wie der Bayer Ludwig Thoma, und wenige haben mit solchem derb-frischen Humor die Wahrheit ihrer Zeit der Regierung und dem „schafsgeduldigen Publikum" gesagt. Darin lag sein Vorzug als Autor, sein Erfolg und seine Beliebtheit. Aber so offenherzig er sich in seinen stets unterhaltenden Büchern gab, der Mensch blieb in sich verschlossen, schamhaft und stolz abgewendet von jeder Öffentlichkeit, ein echter Sohn seines bayerischen Heimatgaus. Nun liegen die Briefe eines 50jährigen Lebens vor uns. Die Zeit ist schon Geschichte, ausgesprochene Vergangenheit, nur mit wenig Fäden dem veränderten Alltag verbunden. Aber ein starkes, zuletzt dichterisches Interesse erweckt der Ablauf dieser Briefe im Leser. Sie erinnern an den Werdegang und den Erfolg des Simplizissimus, dessen treuer Mitarbeiter Thoma war, sie wirken durch ihren inneren Wert. Eine Aufrichtigkeit, in der sich ursprüngliche Lebenskraft ausspricht, versieht sie mit prächtiger Schlagkraft in Wort und Satz. Die veröffentlichten Briefe nehmen mit dem 27. Lebensjahr ihren Anfang und gehen bis zum Lebensende, sie zeigen den Dichter in seiner geliebten Bergwelt, in München und auf Reisen, eine vielfältige Landschaft erfüllt den schmalen Band. Paris, Rom und Berlin, Afrika stehen vor uns als Hintergrund der Wanderfahrt eines Dichters, und viele Menschen ziehen im Bilde vorüber. Die politische Voraussicht, die Thoma bewiesen hat, wird wohl manchem nicht gefallen, aber „dös macht nix", wie der Bayer sagt.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Knut Hamsun. Von Carl David Marcus. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. 242 S.

Die Biographie eines Menschen, der sich und sein Leben verbirgt, dessen Daten nicht einmal ganz sicher festzustellen sind, und er weilt doch noch unter uns. Ja, tut er das? Nur in der mystischen Weise, wie der wahre Dichter bei uns weilen sollte, sei er nun am Leben oder im Tode, persönlich unsichtbar, wirkend nur im Werk.

So ist das eigentlich Biographische denn recht knapp geworden in dem Marcusschen Buch, ein paar karge Seiten. Aber nur der Literaturprolet wird hier hungrig nach Tatsachen und Beziehungen sein. Hamsun will nur in seinen Büchern leben. Könnte er, in zweibeiniger Realität, wirksamer sein als in seinen zwanzig Bänden Dichtung? Dieser Dichter ist ganz, bis auf den letzten Tropfen Blut, bis auf das Echo seines geringsten verklingenden Gefühls im Werk aufgegangen.

Dieses Werk, seine Darstellung nimmt 220 Seiten von den 240 ein. Vielleicht ist sogar Darstellung schon ein zu großes Wort. Marcus erzählt den Inhalt des einzelnen Buchs, stellt einige Beziehung zum Erlebnis des Dichters und einigen Zusammenhang mit den übrigen her. Er hat nicht den Ehrgeiz, eine der heut so beliebten Seelenbiographien zu schreiben oder die Legendisierung seines Helden oder das Geistbild des Dichters zu formen. Doch andererseits sind wir durch diese Art Bildnisse (Gundolf und seine Schule) verwöhnt, wir empfinden es als ein wenig naiv, ein wenig simpel, Mensch und Werk so unproblematisch hinzustellen. Gibt es nicht eine neue analytische Psychologie?

Marcus kann einwenden, daß dies seinem Dichter nicht gemäß sei. Hat er recht? Wächst nicht mit Größe und Bedeutung die Verpflichtung, jeder Methode ausgeliefert zu sein? Hamsun: das ist zarteste und fast substanzlose Dichtung, Musik gewordene Schrift. Wäre es so falsch, in die Gründe hinabzusteigen, aus denen diese himmlischen Klänge quellen?

Es ist schmerzlich zu sagen: aber dieses Buch entspricht keinem (nicht meinem!) Bedürfnis. Wer Hamsun liebt, der kannte es, ehe Marcus es schrieb. Man konnte es selber schreiben; doch es schien nicht bedeutsam genug. Und soll es dazu dienen, zu Hamsun zu führen? Ich fürchte, nichts als das eigene Wort wird diesem Dichter die Gemeinde vergrößern. Seine Rede allerdings ist unwiderstehlich. Aber: Marcus liebt ihn. Und was aus Liebe kommt: müssen wir es nicht preisen?

Berlin — Kurt Münzer

Leo Tolstoj. Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoj. Mit den Erinnerungen der Gräfin A. A. Tolstoj an L. N. Tolstoj. Herausgegeben von Ludwig Berndl. Neue, vermehrte Ausgabe. Zürich und Leipzig 1926, Rotapfel-Verlag. 466 S.

Der Briefwechsel Tolstojs mit seiner Tante, der Hofdame Alexandra Tolstaja, die er in seinen Briefen gern „Babuschka" (Großmutter) nennt, obgleich sie nur zehn Jahre älter war als er, ist vor allem dadurch besonders wertvoll, daß er sich über das ganze Leben des Dichters erstreckt und so alle Etappen seiner seltsamen und doch so folgerichtigen Entwicklung kennzeichnet. Dazu kommt, daß bei aller Liebe und Freundschaft zueinander die beiden Korrespondenten weltanschaulich auf völlig verschiedenem Boden standen und daher immer wieder ins Disputieren kamen, wobei dann jeder in der Art und Weise, wie er seine Ansicht verteidigt, sein eigenes Wesen außerordentlich scharf kennzeichnet. Die vorliegende Neuausgabe der sehr guten Berndlschen Übersetzung (die mit Fug und Recht auch die fesselnden „Erinnerungen" der Gräfin an ihren großen Neffen bringt) ist gegenüber der ersten Auflage von 1913 durch drei Briefe

Digitized by Google

der Gräfin ergänzt, die früher von der russischen Zensur unterdrückt worden waren: es handelt sich um einige intime Details aus dem Leben Nikolaus I. Von dem „Augenzwinkern", mit dem nach der Behauptung des Übersetzers die uralte Greisin von der Mätressenwirtschaft des Zaren reden soll, kann ein unvoreingenommener Leser allerdings nichts bemerken. Ein solcher wird es auch bezweifeln, daß „die Fundamentalforderung Tolstojs, die ‚Erde', der Grund und Boden, dürfe niemandes Privateigentum sein, in der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken unveräußerlicher Staatsgrundsatz und unmittelbare Wirklichkeit geworden sei". Staatsgrundsatz vielleicht, aber unmittelbare Wirklichkeit?

Leipzig — Arthur Luther

Wilhelm Schmidtbonn. Auswahl und Einführung von Heinrich Saedler. München-Gladbach 1926, Führer-Verlag. 113 S.

Als Gabe zu des Dichters 50. Geburtstag gedacht, ist die knappe Auswahl willkommen wie jeder ernste Versuch, für Schmidtbonn zu werben. Es ist ja keineswegs so, daß Schmidtbonns Werk als fester Besitz unter lesenden Deutschen gesichert wäre. Viele Menschen müssen ihm erst gewonnen werden; das aber ist nicht schwer, wenn sie erst einmal etwas aus seinem Schaffen kennengelernt haben. In solchem Sinn gibt die Saedlersche Auswahl dem Lyriker, Epiker und Dramatiker das Wort. Die Einleitung bringt die wesentlichen Züge des Dichters zum Ausdruck und ist in warmem Ton vorgetragen; freilich ist nicht zu verkennen, daß das leicht abträgige Urteil gegenüber „Hilfe! ein Kind ist vom Himmel gefallen!" oder den „Schauspielern" dem künstlerischen und menschlichen Willen Schmidtbonns nicht ganz gerecht wird. Im übrigen aber leistet auch die Einführung für den Dichter förderliche Arbeit.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Verschiedenes

Brücken über den Atlantik. Von O. E. Lessing. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 171 S. Geb. M. 5,—.

Ein Amerikabuch im besten Sinne, denn Stoff und Inhalt der elf Aufsätze und Reden, die hier aneinandergereiht sind, beschäftigen sich nur teilweise mit amerikanischen Dingen, sie sind aber alle in der Atmosphäre amerikanischen Universitätslebens entstanden, also ein Zeugnis akademischer Arbeit Amerikas. Und da sie von einem Schaffenden stammen, der den Grund seiner Bildung in Deutschland erhalten hat und sich hier an einen deutschen Leserkreis wendet, so besteht auch der Untertitel: „Beiträge zum amerikanischen und deutschen Geistesleben" zu Recht. Zugleich findet Lessing damit einen überstofflichen Zusammenhang für sein Buch, das er, wie er selbst sagt, „als einen Beitrag zur Verständigung" und „als das Bekenntnis eines einzelnen und zugleich eines typischen Menschenschlags betrachtet" sehen möchte. Auf den vielseitigen Inhalt im engen Raum dieser Würdigung einzugehen, bietet insofern Schwierigkeit, als Lessing ein weites Gebiet umspannend aus dem deutschen Geistesleben über Görres und Treitschke und aus dem amerikanischen über Thoreau, Whitman, Traubel, Choody, Mark Twain und Howells spricht, und dies umrahmt mit zwei Aufsätzen über kriegszeitliche Fragen und über „Goethe and America". Dieser letztere Aufsatz fördert die von R. Tombo u. a. behandelte Frage in verschiedener Beziehung, besonders nach der Seite der genaueren Nachprüfung des Einflusses, den Goethe auf angelsächsische Zeitgenossen wie Carlyle, Byron, Emerson u. a. ausgeübt hat. Im ersten Aufsatz „Über deutsche Bildung in Amerika" muß unterstrichen werden, was Lessing sagt von der bedauerlichen Überschätzung deutschen intellektuellen Einflusses auf Amerika vor dem Kriege. Für die sachliche Beurteilung der Kriegsgeschehnisse sind diese Abschnitte geradezu unentbehrlich. Wertvoll sind für den gleichen Zweck auch die Ausführungen des zweiten Aufsatzes: „Wege zur Verständigung". Gibt Schönemann in seinem längst noch nicht genügend gewürdigten Buch die aktive Seite der amerikanischen Kriegspropaganda, so bietet Lessing hier einen mit Herzblut geschriebenen Ausschnitt aus der passiven Seite. Wenig ist bisher davon in die eigentliche Kriegsgeschichte übergegangen; mehr noch sollte in der mehr als in Zeitungsaufsätzen die Zeiten überdauernden Buchform über diese Kriegserlebnisse niedergelegt werden. Nur hinweisen möchte ich außerdem auf das, was Lessing über den Whitman-Biographen Traubel und über den wahren Mark Twain in zwei weiteren Aufsätzen sagt, doch auch die übrigen Kapitel dürften für den in Deutschland leider noch immer als Dilettanten angesehenen Amerikanisten mancherlei Wertvolles enthalten, wofür er dem Verfasser zu Dank verpflichtet ist.

New York — A. Busse

Amerika ist anders. Von Arthur Rundt. Berlin 1926, Volksverlag der Bücherfreunde, Wegweiser Verlag. 152 S.

Endlich eine Formel für das Problem Amerika. Solange selbst Gelehrte noch mit „naiv", „jugendlich", „kindlich" und was der abgegriffenen Scheidemünzen mehr sind, an dies Problem heranzukommen suchen, muß man für jede neue Formulierung dankbar sein. Sie ist das Hauptverdienst des Buchs. Hinter dieser Formel folgen etwa dreißig Gegenwartsbilder aus dem Leben Amerikas, aufgenommen mit dem Verständnis, daß „Europa das Andersein Amerikas überhaupt nicht erfassen kann". Denn „vielleicht wäre der Europäer, der zur restlosen Erkenntnis Amerikas vordringt, in dem Augenblick, in dem er am Ziel ist — Amerikaner". Mit diesen Sätzen sagt der Verfasser mehr als manche tiefschürfenden Untersuchungen seither haben feststellen können. Dazu lese man dann Kapitel wie „Die Kuh in Neapel" oder „Der größte Dollar der Vereinigten Staaten", und man wird dem Verfasser rechtgeben, Amerika ist anders. Mit gleichem Glück wie in seinem Titel trifft er die Form in Stil und Darstellung; in beiden ist Amerikatempo. Dazu hat Tibor Gergely Illustrationen gegeben, die bald des Verfassers Seelenbild, bald auch das aus der Beschreibung nicht leicht Vorstellbare sinnfällig zu machen suchen.

New York — A. Busse

Geist und Gesicht des Bolschewismus. Von René Fülöp-Miller. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 490 S.

Das Gesicht des Bolschewismus? Vielleicht. Der Geist? Nein. Es ist der Geist des Herrn Fülöp-Miller, der sich in dem Buch manifestiert. Jedoch ist dies nicht im Erdgeist-Sinne zu verstehen — denn Herr Fülöp-Miller begreift den Geist des Bolschewismus ganz gut, zieht es aber vor, seiner Gesinnung gegenüber diesem Geiste Ausdruck zu geben.

Digitized by Google

Und über diesen Umstand muß hier einiges ausgesagt werden. Das Gesicht, nämlich das äußerlich Wahrnehmbare, das Pittoreske der großen Bewegung, die Herr Fülöp-Miller an Ort und Stelle beobachtet hat, gibt das Buch in staunenerregender Fülle wieder. Das Material ist mit anerkennenswertem Fleiß zusammengetragen. Und da klafft eben ein Spalt. Es gehört kaltes Blut dazu, über diesen Spalt einen Steg zu bauen, um in den Abgrund, der ein Abgrund menschlicher Schwäche ist, einen Blick zu werfen. —

Ich war seit der Novemberrevolution viermal in Rußland und weiß ein Lied davon zu singen, welche Schwierigkeiten jedem von uns begegnet sind, der seine vom Geist und der Begeisterung des gewaltigen Systems erfüllten Schriften um die sichtbaren Belege der Tatsachen, nämlich um illustrative Darstellungen des Alltags und der Feste des neuen Rußlands bereichern und dokumentieren wollte. Welches Mißtrauen der Behörden! Welche Sabotage sogar! Und nun kommt ein geschickter, tüchtiger, schlauer Journalist in das vom äußeren Feind und dem inneren belauerte, blockierte, verleumdete und beängstigte Land und erreicht spielend, was uns Gläubigen, Helfern und Bejahern der Idee verwehrt geblieben ist. Fülöp-Miller hat die Russen zu düpieren verstanden. Mit einem Minimum von Menschenkenntnis hätten sich die kompetenten Behörden sagen müssen: dieser hier ist kein Freund, kein Überzeugter, kein Partisan, dieser hier will Geschäfte machen. Er heuchelt Einverständnis, er wird uns verraten.

In dem dickleibigen Band ist, wie gesagt, eine überwältigende Fülle von Material oft wichtigster Art zusammengetragen, und sie würde aus dem Buch ein Standardwerk machen, wenn es eben nicht von einem Nutznießer der Leichtgläubigkeit seiner Gastgeber verfaßt wäre. Einer Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit, die sich übrigens in einem besonders tragischen Fall blutig gerächt hat. Aber auch den Behörden, die Miller ihre Archive, die Schätze des in Staatsbesitz übergangenen Nachlasses großer Dichter und Heroen des geistigen Rußlands geöffnet haben, ist nicht wieder gutzumachender Schaden entstanden. Denn das ungeheure Material, das Fülöp-Millers Buch zu einem Nachschlagewerk, einem graphischen Kompendium der bedeutsamen Epoche erhöht, dient zur Illustration eines tendenziös gefälschten Bildes der Errungenschaften einer kleinen, ewig denkwürdigen Gruppe von höchstem Verantwortungsgefühl getragener Persönlichkeiten, die einem seit Jahrhunderten geknechteten Volk die geistige Befreiung gebracht haben; es ist vertan und verloren. Wenn es in kommenden Jahrhunderten Geschichtsforscher geben wird, die, um diese bedeutsamste Epoche des sozialen Kampfes zu erkennen, auf dokumentierte Zeitchronik zurückgreifen werden, dann werden sie einige Werke vorfinden, die die Wirklichkeit enthüllen. Die Bücher von Phillips Price, Bertrand Russell, John Reed, Alphons Paquet, mein eigenes — keins dieser Bücher aber wird den unvermittelten Eindruck des Sichtbaren, des Gegenwärtigen mit solcher Schlagkraft vermitteln können, wie dieses verlogene Buch Millers mit seinen 500 Abbildungen. Miller ging unter falscher Flagge nach Rußland — er tat so, als wäre ihm daran gelegen, über den Geist, den Heroismus, über die im ewigen Menschheitskampf begründeten Prinzipien der Bewegung Licht zu verbreiten; er hat sich, als er mit seinen Kisten voll des wertvollsten Materials wieder daheim angekommen war, lachend die Maske vom Gesicht gerissen. Er hatte seinen Zweck erreicht. Die Schwäche der Russen, die Geschäftigkeit mit Gesinnungseifer verwechselten, der Mangel an Routine bei der Beurteilung dessen, was bescheiden und echt, ergriffen und fanatisch — und was ausbeuterisch und zynisch schlau — ein Mangel und offenkundige Schwäche: dieses Argument, das er ja aus seinen eigenen Erfahrungen bestätigen konnte, Herr Fülöp-Miller könnte es in der Tat zur Bekräftigung seiner Meinung über die Fehler und Mißgriffe der Sowjetführer verwenden. Vielleicht vibriert dies sogar zwischen den Zeilen des Buchs. Das unerhörte gewaltige Geschehen, die übermenschliche Arbeitsleistung, das in so kurzem Zeitraum fast unbegreiflich erscheinende Werk der geistigen Befreiung der Massen des gewaltigen Reichs, der über die Grenzen der Länder schlagende Einfluß der russischen Idee — all dies kümmert Miller kaum. Er hat mit der russischen Revolution ein unleugbar gutes Geschäft gemacht.

Berlin — Arthur Holitscher

Das Judentum in der Musik. Von Heinrich Berl. Stuttgart-Berlin 1926, Deutsche Verlags-Anstalt. 237 S.

Seit Richard Wagners leidenschaftlicher Anklage hat die Frage des Judentums in der Musik nicht mehr geruht. Aus dem meist unsachlich geführten und bis in unsere Tage immer lauter sich gebärdenden Streit nach Wert und Unwert klang für den ernst Forschenden als erste sichere Erkenntnis nur, daß das Judentum für die Musik unserer Zeit in der Tat irgendwie schicksalbestimmend sein müßte. Allein das Wie war bisher nirgends eindeutig und überzeugend ausgesprochen. Daß hier erstmalig eine annähernd erschöpfende Antwort gelang, erhellt die ungewöhnliche Bedeutung dieses zeitgemäßen Werkes. Den Weg der vorsichtig, aber zielsicher schreitenden Untersuchung beginnt Berl an einer glücklichen Ansetzstelle, indem er die Musik des Judentums als Musik des Ostens bestimmt und nun, von dieser Erhöhung des Blickpunkts aus, ihre von der Landschaft bedingten Eigenheiten westlichem Wesen gegenüberstellt. So gesehen, ist allerdings die jüdische Musik ein Fremdkörper in der Musik des Westens; daß sie die Krise in der heutigen Musik verursachte, leugnet Berl durchaus nicht. Aber ihre zerstörende Arbeit bedeutet ihm zugleich eine hohe Aufgabe: den Anfang einer neuen Musik. Das Judentum, das den Orientalismus, den befreienden Sieg der Stimme über das Instrument, die Einheit von Musik, Körper und Landschaft in sich heimlich und stark trägt, belebt die erstarrte Musik des Westens, der das Heil durch die Verschmelzung kommen wird. Mahler und Schönberg, auch der fast unbekannte, früh verstorbene Adolf Schreiber sind die ersten Apostel dieses neuen Werdens, das, so hofft Berl, eben durch die Berührung des Westens mit der Landschaft des Ostens zu einer neuen Klassik führen werde. Abgesehen von einigen allzu scharfen Überspitzungen kann man den einzigen Fehler des Buchs in seiner äußeren Anlage sehen, in der losen Aneinanderreihung von Aufsätzen, die, im Lauf der Jahre für die zionistische Bewegung geschrieben, nun durch phänomenologische und pseudomorphosische Bindungen nach der Einheit des geschlossenen Werkes streben. Wenn diese Einheit doch noch, wenigstens in der Wirkung, erreicht wird, so allein durch die Stärke der Grundidee, die alle Teile durchdringt. Versteht man das Ganze aber als Tagebuch eines, der allein nach Wahrheit sucht, so wird der Leser in ihm die Lösung des Rätsels finden, das die plötzliche Wandlung im heutigen Musikgeschehen uns allen gab.

Charlottenburg — Eberhard Preußner

Digitized by Google

Rom. Zeiten, Schicksale, Menschen. Von Franz Kuypers. Leipzig 1927, Klinkhardt & Biermann. 538 Seiten und 48 Abbildungen, 9 Karten.

Schillers Glaube an die unterirdischen Seelenkräfte römischer Erde („würde die Geschichte davon schweigen, tausend Steine müßten redend zeugen, die man aus dem Schoß der Erde gräbt") dokumentiert sich hier eindringlich und groß. Steine reden, künden Zeiten, Menschenschicksale, Völkerschicksale, und gleich Wolkengebilden schieben sich im Luftbereich über den Trümmern, Straßen, Häusern die Jahrhunderte übereinander. Universalgeschichte schichtet sich, und durch die Enzyklopädie des römisch-italienischen Geistes spüren wir das wirkende Schaffen der Weltseele, lesen die Biographie des Abendlandes, seines Geistes und Ungeistes Geschichte, seine Anfänge, Untergänge und Vollendungen.

Auch die Sprache, in der dies alles an uns herantritt, ist steinern. Am lateinischen Vorbild gewachsen, beiwerkfrei, hart, gedrängt. Franz Kuypers, Kulturhistoriker und Pädagoge, tritt mit diesem Lebenswerk in die Reihe der geistigen Rom-Eroberer Winckelmann, Gregorovius. In sechs Büchern ist das unermeßliche Material gegliedert: Altertum, Vormittelalter, Hochmittelalter, Renaissance, Kirchliche Rückbewegung, Neuste Zeit. Doch ist das historische Nacheinander der Epochen nur scheinbar, alles fließt ineinander: Ältestes und Jüngstes, Fernstes und Nächstes. Rom ist Schnittpunkt zahlloser Linien, die in die Welt führen, aus der Welt hier münden, ist Zentralwerk der Erde. Rom hat viele tausend Gesichte. Kuypers Werk schließt sie alle ein.

Mainz — Rudolf Frank

Durchs Fernglas. Neues aus dem alten Österreich. Von Kurt von Zelau. Dresden-Leipzig 1926, Heinrich Minden. 177 S.

Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein hoher Beamter des alten k. k. Ministeriums des Äußern am Ballplatz, in dem er lange Zeit Pressechef gewesen ist. Aus dieser Tätigkeit schöpft er die Erinnerungen an Minister, die er hat kommen und gehn sehen, und an die Hofgesellschaft, die immer dieselbe geblieben ist. Daneben tauchen Gestalten aus Literatur und Kunst auf, wie Strauß und Offenbach, Heinrich Laube und Hans Makart, ja sogar Fanny Elßler, deren „von glattgescheiteltem Braunhaar umrahmtes Antlitz noch einen Widerschein von Jugendlichkeit" bewahrt hat, schwebt als Sechzigerin einmal flüchtig durch diese Blätter. Und dann blickt der alte Herr durch sein Fernglas in ganz weite Fernen und träumt als Kind sich zurück in die Heimatstadt Prag. Er, der schon 1848 erlebt hat, sah das goldene Prag noch als einen Mittelpunkt deutscher Kultur und deutschen Kunstlebens. Ach, wie liegt so weit ...

Berlin — Fritz Carsten

Die gerechte Grenze im deutschen Westen — ein tausendjähriger Kampf. Von Karl Linnebach. 42 Karten mit begleitendem Text. Rheinische Schicksalsfragen Heft 13/14. Berlin 1926, Rheinischer Beobachter.

Der Wert dieser Veröffentlichung beruht, wie der Titel schon sagt, auf dem hier vorgelegten Kartenmaterial, das in dem Begleittext von Karl Linnebach sachlich und gut erläutert ist. Das Kartenmaterial zerfällt in drei Teile. Der erste (5 Karten) gilt der Frage der „natürlichen Grenze", und zeigt die geographische und geologische Einheitlichkeit des Stromgebiets des Rheins. Der zweite Teil (15 Karten) behandelt die Völkergrenze von den Zeiten des Altertums bis zur Gegenwart, ergänzt durch wertvolle Karten über Stammes- und Mundartgrenzen, sowie über die ländlichen Siedlungsformen, Bauernhaus, Territorialeinteilung des Mittelalters usw. Der dritte und umfangreichste Teil (22 Karten) behandelt den Wandel der politischen Grenzen von der Römerzeit bis zur Gegenwart und zeigt deutlicher als alle Darstellungen, wie sich die Grenze mit wenigen Rückschlägen fast ständig zugunsten Frankreichs verschoben hat. Auch der Wissenschaftler kann für das so handlich vorgelegte Kartenmaterial dankbar sein, vor allem aber ist aufs wärmste zu begrüßen, daß weiteren Kreisen durch dies Material die Möglichkeit zu wirklich sachlicher Orientierung über die Geschichte des Rheinproblems gegeben wird.

Göttingen — W. Mommsen

Michael gegen Michel. Katharsis des Deutschtums 1914 bis 1925. Von Roman Boos. Basel 1926, Verlag für freies Geistesleben. 216 S.

Das hier vorgelegte Buch ist mehr eine Zusammenstellung verschiedener Stücke stark rein persönlichen Charakters, als eine wirklich durchgearbeitete und einheitliche Arbeit. Der Verfasser selbst sagt in der Vorbemerkung: „Das vorliegende Buch hat den tragischen Geisteskampf dreier deutscher Wissenschaftler — Kurt Wolzendorff, Otto Gierke, Rudolf Steiner (in der Reihenfolge ihrer Todesjahre) — zum Inhalt ... Die Form ergibt sich daraus, daß der Verfasser im Sinne einer Autobiographie als Zeuge von diesen — in den deutschen Zusammenbruch verflochteten — Geisteskämpfen berichten möchte, die für ihn selbst schicksalbildend geworden sind." Im Vordergrund steht auf der einen Seite Steiner und seine Bewegung, auf der anderen Seite das Problem des deutsch-französischen Verhältnisses. Wir müssen offen gestehen, daß wir uns aus den gewiß zum Teil geistvollen Bemerkungen des Verfassers ein rechtes Bild seiner Gesamtanschauung nicht zu machen vermögen, und daß uns darüber hinaus vieles allzu ideologisch und utopisch erscheint, um den politischen Problemen gerecht werden zu können.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Geschichte und Geschichtsunterricht. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Von Philipp Hoerdt. Karlsruhe i. B. 1926, Bolze. VIII, 178 S. 8°. M. 6,—.

Ein sehr temperamentvoller Herr, aber von einer Eindringlichkeit, die einen wegen ihrer ehrlichen Wärme auch dann fesselt und festhält, wenn man aus sachlichen Gründen anderer Meinung ist. Mit der in meiner „Weltgeschichte" verkörperten anthropogeographischen oder, wie sie heute heißt, „geopolitischen" Anschauung geht Hoerdt sehr wenig glimpflich um: er läßt sie allenfalls als Dienerin gelten. Doch tut das der Liebe keinen Schaden. Im Gegenteil! die deutschen Jungen, die den Vorzug haben, von Philipp Hoerdt in Geschichte unterrichtet zu werden, sind aufrichtig zu beglückwünschen. Dieser Lehrer weiß nicht nur etwas, sondern er kann auch etwas, und hinter beidem steckt eine kernige Persönlichkeit, die sehr wohl weiß, was sie will. Wie er seinen Vortrag zu beleben versteht, davon nur ein Beispiel. Er erinnert mit Recht daran, daß noch heute die Floßknechte saone- und rhoneabwärts von den Schiffern mit den Zurufen „Riaume" (für das Westufer) und „Terre" (für das Ostufer) gelenkt werden: das reicht zurück bis zum Vertrage von Verdun (843), wo das Westufer dem Königreiche Karls des Kahlen (royaume) zugewiesen worden ist, während

Digitized by Google

am Ostufer „la terre de l'empereur" Kaiser Lothars begann. Solch nette Reminiszenzen beleben den Unterricht und haften, was auch nicht zu verachten ist, dauernd im Gedächtnis.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Frauen aus der Stadt der Minarette. Von Prinzessin Mirza Riza Khan Arfa. Übertragen von Heinrich Goebel. Berlin 1926, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag. 297 S.

Möglicherweise trägt die Verfasserin tatsächlich diesen schwungvollen Namen, wahrscheinlich hat derselbe weit europäischer, schlichter geklungen. Immerhin weiß die Schreibende gut in Konstantinopel Bescheid, und bringt in hübscher Anschaulichkeit Bildchen aus dem Leben der Bewohnerinnen von parkumgebenen, eunuchenbewachten Palästen, wie aus dem Alltagsdasein der kleinen Leute. Es entrollt sich vor uns die Bosporusstadt, allerdings weniger die von heute, als die weit geheimnisvollere, reizvollere von gestern.

Berlin — Marie von Bunsen

Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee. Von Gustav Böhm. Konstanz, Seeverlag. 330 S.

Gustav Böhm hat viel gelesen und stunden-, tage-, jahrelang bis auf den Boden des Bodensees geguckt. Aber — wie schon der Titel verrät — es ist dabei nichts Eigenes, Bodenständiges aufgetaucht, es sei denn, man wolle die über dem Büchlein brütende Langweile dafür halten. Lawrence Sterne, der es ihm angetan hat, ist — selbst wo er hundertmal weiterschweift — tausendmal amüsanter und aktueller. Denn was sich hier als Bodenseeführer anbietet, ist trotz gelegentlicher Abstecher in modernere Sprachform die Epigonenepigonie der Hohentwielsänger, der sacro dilletantismo, der den Saal in der Meersburg bemalte und jahraus, jahrein, uferauf, uferab zahllose, rührende Auchdichter scheffelt und finckht. Gewiß steht Gustav Böhm einige Stufen darüber, aber auch bei ihm heißt's „fürderhin", gibt's keine Grippe, sondern einen „Gott Grippo", wird Intimität mit der Natur unausstehliche Anbiederung: „O! du schwäbisches Lido!", „O! Strandbad!" „O! Lindenhof!" und „wie wellen sich weich die Hügel", ja sogar „das Wasser streichelt mich und umschmeichelt mich, als wollte der Bodensee sich dafür bedanken, daß ich ein solch feines Buch über ihn geschrieben habe".

Ich glaub es gern: er bedankt sich.

Mainz — Rudolf Frank

Ostwart-Jahrbuch. Herausgegeben von Victor Kubczak. Breslau 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes, Abteilung Breslau. 200 S.

Von dem Verlag mit Geschmack und sichtbarer Liebe ausgestattet liegt das Ostwart-Jahrbuch für 1926 vor. Agnes Miegel, Otto Brües, Hermann Stehr, Hanns Johst und viele andere haben Beiträge geliefert, die literarisch nicht gleichwertig und alle nicht von derselben Bedeutung, im einheitlichen Ganzen dennoch durchaus anerkennenswert sind. Obenan steht Agnes Miegel, die sich sowohl in dem umfangreichen Gedicht: „Kind und Heimat" wie in kleineren Beiträgen als die innerliche und feinfühlende Heimatsdichterin erweist, als die sie längst alle die kennen, die ihrer Heimatspoesie mit auflauschendem Ohr und Herzen gefolgt sind. Auch Hermann Stehrs Gedicht: „Wo bist Du?", Otto Heuscheles Herder-Aufsatz, der den Dichter als Erwecker des deutschen Geistes feiert, Richard Benz' Betrachtung über das Wesen deutscher Musik, Hans Brandenburgs „Handlung im Drama" und manches andere darf weitgehende Beachtung beanspruchen. Dem Herausgeber gebührt besonderer Dank.

Danzig — Artur Brausewetter

Das ältere Wien. Von Raoul Auernheimer. Wien (Österreichische Bücherei), A. Hartlebens Verlag. 96 S.

Triumpf des Gefühls. Von Ernst Lothar. Wien (Österreichische Bücherei), A. Hartlebens Verlag. 166 S.

Die österreichische Bibliothek hat es sich zum Ziel gesetzt, für Österreich zu werben, die Vielfältigkeit und Eigenart seiner Werke der Welt zu vermitteln.

Also muß diese Bibliothek, etwa 1920 begründet, der Welt zeigen, wie seit 1918 der österreichische Mensch sich in die europäischen Staaten zukünftig einzuordnen gedenkt, wie er seit 1918 sich selbst zu formen Willens ist!

Was zeigt sie? Wie man seit dem Wiener Kongreß in Österreich Geschichte, Literatur, Theater beplaudert!! Sie zeigt zum tausendstenmal wie Ernst Lothar österreichisch das Gefühl triumphieren läßt und Raoul Auernheimer einer knallenden Gegenwart sentimentale Amouren berühmter Leute brav vorführt.

Haben wir Zeit dazu?

Will die Welt das vermittelt sehen?

Und wo ist Österreichs Eigenart? Es wird nötig, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, das mit Gefühlchen der Vergangenheit eine zu anderer Art marschierende Gegenwart zu belästigen verbietet!

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Moderne Kulturkuriosa. Von Max Kemmerich. München 1926, Albert Langen. 300 S.

Das Buch Kemmerichs schließt sich an seine zwei früher erschienene Bände „Kulturkuriosa", die bereits in 18. und 12. Auflage vorliegen, an. Der Verfasser zieht auch in dem neuen Büchlein gegen allerhand verstaubte, in engen Kreisen noch fortvegetierende Dummheiten, z. B. gegen Standesdünkel des Adels und dergleichen mehr, zu Felde und wendet sich mit nicht geringerem Eifer gegen die „Wissenschaft", die nach seiner Meinung aus bloßem zähen Vorurteil vom Okkultismus erwiesene „Tatsachen" nicht anerkennen wolle. Charakteristisch ist in dem beigedruckten Schriftenverzeichnis die Ankündigung, daß seine vergriffene Arbeit „Gespenster und Spuk" demnächst unter dem pompösen Titel „Die Brücke zum Jenseits" neu erscheinen werde. Bei einem Autor, der, wie das neue Buch wieder zeigt, sich gar nicht mal bemüht, zwischen rätselhaften Erscheinungen und dem darauf basierten Überbau okkultistischer Phantasien kritisch zu unterscheiden, berührt der hochmütige Ton, in dem er die Wissenschaft, die seine Wege nicht mitgeht, abkanzelt, doppelt fatal. Da heißt es beispielsweise: „Wie in dem Mittelalter jeder Lehrer auf Aristoteles vereidigt wurde, so heute noch auf den alleinseligmachenden Materialismus. Wer an dessen Fundament nagt, ist ein Tempelschänder und wird verfolgt und ausgestoßen. Nicht den Irrtum fürchtet man, sondern das Umlernen." Und ein paar Zeilen weiter liest man wortwörtlich gar: „Daß ganz allein die Astrologie (!) Auskunft über alle Fragen gibt, Wissenschaft und Religion vereint, das einzig widerspruchslose Weltbild liefert, das wir besitzen,

Digitized by Google

wissen die hochgelahrten Herren nicht, wenigstens bekennen sie es nicht vor der Öffentlichkeit." Von solchen sich überschlagenden Hyperbeln abgesehen, wird der Leser in dem Buch wenig Neues finden. Gelegentliche Äußerungen über soziale Aufgaben der Zeit verraten einen merkwürdig starken Grad politischer Unberührtheit. Nicht der Kampf zwischen Proletariat und kapitalistischem Unternehmertum, die Beseitigung etwa noch fortbestehender Bevorzugungen des Adels scheint ihm das Wesentliche! Menschlich sympathisch wirkt die empörte Anklage gegen nutzlos grausame Experimente der Vivisektion.

Berlin — Conrad Schmidt

Buch und Bildung. Eine Aufsatzfolge. Von Friedrich Oldenbourg. München 1925, C. H. Beck. 103 S. M. 3,—.

In fünf Aufsätzen: Politische Bildung und staatsbürgerliche Erziehung, Buch und Religion, Buchhandel als Beruf, Über die Grenzen der Wirksamkeit des Buches, Die Zukunft des Buches, faßt der bekannte Verlagsbuchhändler Friedrich Oldenbourg die Programmatik seiner verlegerischen Arbeit zusammen. Mit philosophischer Gewissenhaftigkeit bestimmt er die Begriffe, in denen sich seine Aufgabe bewegt, zugleich eine Kulturkritik versuchend vom Buchhandel aus. Oldenbourg fühlt sich in seinem Beruf als Volksbildner in Fichteschem Sinn, als Erzieher zum Staatsbürgertum und zur religiösen Vertiefung. Er ist eine der ehrenwertesten Persönlichkeiten unter den deutschen Verlegern, unbeirrbar und unanfechtbar auch da, wo seine Richtung nicht die unsrige ist.

Berlin — Otto Doderer

Die Weltgeistbücher. Berlin 1926, Weltgeistbücher-Verlagsgesellschaft m. b. H.

Abermals eine neue Serienbücherei! Wenden sie sich nicht alle an die geistige Trägheit des lesenden Publikums? Sucht nicht der wahrhafte Liebhaber der Bücher und des Schrifttums seine eigene Serie, seine eigene Bücherei zusammenzutragen, liegt nicht gerade darin für die Leidenschaft des Suchens der schönste Zauber?

Aber es gibt noch einen anderen Gesichtspunkt, der hier geltend gemacht werden kann und muß, und dieser muß auf das vorliegende Unternehmen, ähnlich wie auf eine so hochwertige Serie, wie es die Insel-Bücherei etwa ist, angewendet werden. Hier sollen bedeutsame Werke aller Zeiten, aller Völker, aller geistigen Sphären (Literatur, Kunst, Religion, Geschichte, Sozial- und Staatsgeschichte, Musik, erzählende, dramatische Dichtung) zusammengetragen werden zu einem einheitlichen Ganzen. So mögen sie dem Lesehungrigen, der unorientiert in das Reich der Bücher tritt, schnell und leicht eine gewisse Überschau vermitteln. Da im Monat zwanzig Nummern erscheinen sollen, wird die Sammlung rasch in die Breite wachsen und bald einen eisernen Bestand an Bildungswerten in sich schließen.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Aus den Papieren Jacob v. Stählins. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Stählin. Königsberg und Berlin 1926, Osteuropa-Verlag. XVI, 457 S. 4°.

Man ist im ersten Augenblick erstaunt, ein so umfangreiches, verschwenderisch ausgestattetes Buch einem Mann gewidmet zu sehen, der gewiß seine großen Verdienste hatte als Vermittler zwischen zwei Kulturen, aber weder als Gesamtpersönlichkeit, noch als Gelehrter, noch als Dichter, noch als Künstler zu den überragenden Größen seines Zeitalters gehörte. Das Befremden, mit dem man das Buch zuerst zur Hand nimmt, verliert sich aber schon beim flüchtigen Blättern und vollends beim aufmerksamen Lesen. Denn dieser Jacob Stählin, der Handwerkerssohn aus Memmingen, der in Petersburg zum Adjunctus Professor Academiae Caesareae, dann zum Professor Eloquentiae und großfürstlichen Bibliothekarius, zum maitre de plaisir des Zarenhofes und Prinzenerzieher wurde, hat in Rußland unglaublich viel gesehen und erlebt; er war Augenzeuge der vielleicht interessantesten, jedenfalls für die Geschichte des Landes, ja ganz Europas bedeutsamsten Epoche in der Geschichte Rußlands, und er beobachtete die sich entwickelnden Ereignisse nicht nur als Außenseiter, sondern stand mitten drin. Diese bewegte Zeit zu schildern ist denn auch die eigentliche Aufgabe, die der Nachkomme Jacob v. Stählins, der berliner Gelehrte, sich gestellt hat, und seine Darstellung gestaltet sich zu einem ebenso reichen, wie fesselnden Kulturbild, das uns einigermaßen für den immer noch ausstehenden zweiten Band von Stählins russischer Geschichte entschädigt, zum mindesten für die interessantesten Kapitel dieses zu erwartenden Bandes, die sich mit den Nachfolgern Peters des Großen zu beschäftigen haben. Von Hofintrigen und politischen Aktionen, von großen wissenschaftlichen Unternehmungen und künstlerischen Bestrebungen wird berichtet, ein Gesamtbild verwirrend in seiner chaotischen Fülle, aber fesselnd von der ersten Zeile bis zur letzten.

Leipzig — Arthur Luther

Das Gewissen. Von H. G. Stoker. Bonn 1925, Friedrich Cohen. 280 S. M. 9,— (12,—).

Der Verfasser, südafrikanischer Holländer, wollt das komplizierte Problem mit weiter Kenntnis der Literatur auf. Er gibt zunächst einen Überblick über die Vieldeutigkeit des Begriffs und gliedert dann die Untersuchung in die drei Hauptfragen: 1. Was ist das Gewissen seinem Wesen nach? 2. Wie ist es in dem Individuum oder in der Gemeinschaft entstanden? 3. Sind die Gewissensaussagen absolut gültig? Er stellt dabei die Wesensfrage über die Entstehungsfrage. Unterschieden wird das „echte Gewissen" als die reelle innere Kundwerdung des personal Bösen und ein weiterer Gewissensbegriff als Niederschlag der aus eigener Lebenserfahrung sprießenden Einsicht in das Gute, sofern es das „Gute für mich" ist. Das echte Gewissen ist absolut vertraubar, das andere relativ vertraubar und fehlbar. Die Arbeit, die im Gedankenkreis M. Schelers erwachsen ist, ist jedenfalls sehr gut orientiert, wenn auch in den religiösen Voraussetzungen des Verfassers etwas einseitig eingestellt, worauf auch das Vorwort Schelers hinweist.

Halensee — Richard Müller-Freienfels

Die Sinneserkenntnis. Von Joseph Schwertschlager. München-Kempten, Kösel & Pustet. 300 S.

Der Verfasser resümiert mit anerkennenswerter Klarheit eine im wesentlichen biologisch fundierte Theorie der Sinneserkenntnis im allgemeinen und dann der einzelnen Sinnesgebiete. Für die Sinneserkenntnis läßt er den Pragmatismus gelten, nicht jedoch für den Verstand, den er scharf absondert von der Sensibilität. Außer an den bekannteren Vertretern der neueren Psychologie ist das Buch hauptsächlich an der scholastischen Philosophie orientiert.

Halensee — Richard Müller-Freienfels

Digitized by Google

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XVIII

Politisierung des Theaters

Von Soma Morgenstern (Berlin)

Prognostiker haben sie schon längst kommen sehen. Und je nachdem, was sie von ihr Gutes erwarten oder Schlimmes befürchten, ihr aufmunternd zugerufen oder vorläufig abgewinkt. Diesen Rufern (und Ausrufern) in der Stille einer Saison wird man gewiß nicht einwenden müssen, daß in dieser Sphäre jede Winddrehung mit dem Aplomb einer elementaren Umwälzung einzubrechen pflegt. Das ist jedermann bekannt. Auch die Tatsache, daß die Politisierung der Bühne noch keine vollzogene ist, obwohl man sie immerhin soweit wahrnehmbar gemacht hat, daß man ihr schon ein paar Bemerkungen anhängen kann. Man wird aber erinnern dürfen, daß hier viel prophezeien oft noch viel mehr widerrufen heißt; daß ein gewiß aktuelles Schlagwort an Kraft einbüßt, wenn man es dort ansetzt, wo eine abgenützte Parole, als Schmuck gebraucht, es auch schon sehr geziert hätte. Kurzum, daß es zwar im dichten Nebel und blauen Dunst, der im Kampf um das Theater uns jahrelang vorgemacht wurde, nicht leicht ist, die Zielrichtung einzusehen, aber doch kein scharfer Strategenblick nötig ist, um Vorkämpfe von Nachhutsplänkeleien zu unterscheiden.

Die latente, aber stets mitwirkende Zwietracht zwischen Bühne und Literatur vorausgesetzt, muß man hier fragen: Worin hat die Politisierung des Theaters gerade jetzt ihren akuten Anlaß? — Sind es die Dramatiker, die sich plötzlich vom guten Geist des „civisme" heimgesucht fühlen, oder sind es die geheimen Betriebskräfte des Theaters, die sich so kollektiv orientieren? — Oder ist es das Publikum, das — kaum den Pranken der entfesselten politischen Bestie entronnen — diese, in sanften Farben an die Kulissenwand gemalt, im Gefühl des Geborgenseins im Parkett erleben will?

Wer die nicht sehr geglückte dramatische Produktion der letzten Jahre kennt, wird — auch wenn er leichtsinnig von der nicht aufgeführten und nicht viel besprochenen absehen mag — nicht verschweigen wollen, daß an politischen Stücken durchaus kein Mangel war. Wenn sie trotzdem kein politisches Theaterwetter gezeitigt haben, lag das nicht so sehr an ihren berüchtigten „Schwächen", als an anderen Eigenschaften, denen es versagt bleiben muß, sich organisch mit jenem rätselhaften Fluidum zu verbinden, das man gröblich Konjunktur zu nennen pflegt. Diese aber stellt sich nur ein, wenn ein, womöglich importierter, Reißer in dem Mäntelchen einer schlechten Objektivität(s.: Der Diktator) oder auf dem Vehikel der Historie herangerollt kommt, Rollen abwirft und die gute alte zündende Wirkung übt. Das ist — Theater ist, Gott sei Dank, Theater — soweit in Ordnung. Aber eigentümlich berührt es, wenn man glauben machen will, diese Stücke (die man nicht nennen könnte ohne unnütze Werbemühe in die Welt der Reklame zu tragen) hätten hier noch politische Bedeutung.

Es wird ja gewiß so sein, daß Theaterstücke dieser Gattung — die, soweit sie ein politisches Problem abwandeln, dies in einer Manier besorgen, als gelte es den Beweis auf die Bühne zu stellen, daß der Gegensatz zwischen rot und weiß leicht verwischt werden kann, wenn man Rotes schön rosa und Weißes noch schöner rosa verpinselt — es ist gewiß so, daß solche Stücke in ihrem eigenen Sprachbezirk irgendwelche salonpolitische Wirkung haben. Aber entwurzelt — und obendrein noch gestrafft — stellen sie eben das dar, was der Bürger an Politik auf der Bühne noch verträgt: mehr oder weniger geistvolle Operette.

So nach Symptomen, also von der Oberfläche gesehen. Tiefer gefaßt, fällt die Frage der Politisierung der Bühne auf das Problem des heutigen Theaters überhaupt.

Es liegt im Wesen des Theaters, als einer der sinnlichen Formen der Gemeinschaft, daß es im Stadium einer bedrohlichen Krise, blutarm und unterernährt, Kraftzuwachs witternd, auf das Gebiet blutsverwandter Lebensformen übergreift. Die wesentlich dramatische, ja theatralische Luft der Volksversammlung und des Gerichtssaals — beide als sinnliche Formen der Gemeinschaft dem Theater blutsverwandt — ist einer erschöpften Bühnenkunst zuträglicher, ja heilsamer, als es den Feinden jeder Politisierung der Kunst erscheinen will. Darum frißt der Theaterteufel in der Not die Eintagsfliegen: Politik und Kolportage, dies rohe Fleisch der Ungestalt, Fleisch aus seinem Fleisch, die derbere Kost seines Alltags auch in den fetten Jahren. Man liefere sie ihm in saftigen Stücken aus den Massenschlächtereien der gesunden Sozialität; ohne wässerige Zubereitung in den Küchen bürgerlicher Sanatorien.

Das Theater ist krank; aber in einer sehr gesunden Art. Es wird genesen; aber nicht an den Pillen jener Psychologie-Stücke, in welchen die Phrase: „äußerste Linke" so ausgesprochen wird, daß der politisch benebelte Zuhörer an jene Linke denkt, mit der der Bürger, zerstreut wie er ist, sich dort anmutig kratzt, wo es ihm an den Kragen geht.

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXIII

Zu C. F. Meyers Hugenotten-Gedichten

Von Rob. F. Arnold (Wien)

Bei einem so belesenen Mann wie Meyer hält es schwer, die Quelle, der er ein Motiv, eine Gestalt, einen Tatbestand sagenhafter oder geschichtlicher Natur entschöpfte, festzustellen, weil solche Berichte ja gemeiniglich in Mehrheit vorliegen und Meyer von solcher Mehrheit gar wohl die meisten gekannt haben mag. So möchte ich zum Beispiel nicht ohne Vorbehalt die „Spanischen Brüder" (Gedichte S. 373) auf Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (4. Bd. S. 302) zurückführen, weil der Poet schließlich auch anderswo den Bericht von der Ermordung des Protestanten

Digitized by Google

Juan Diaz durch seinen katholischen Bruder finden konnte. Aber ganz unzweifelhaft ist der Gewährsmann für das schöne Gedicht „Mourir ou parvenir!“ (S. 384f.). Nämlich Jules Michelet (1798–1874), ein temperament- und charaktervoller Historiker von außerordentlicher Weite des Interessenkreises; hat er doch außer der monumentalen Histoire de France (1833–1867) Geschichten Roms, der Neuzeit, des 19. Jahrhunderts, noch vielgelesene Bücher über Vögel, Insekten, die Liebe, das Weib, das Meer (diese drei übertrug Spielhagen) geschrieben. Auch wenn Michelet nicht mit Meyers Mentor Louis Vulliemin persönlich befreundet gewesen wäre, auch wenn Meyer sich nicht in einem Brief von 1868 (auf den mich Anton Bettelheim freundlich hinweist) bei Studien über die Bartholomäusnacht (gewiß für die Novelle „Das Amulet“) auf Michelet bezöge, auch ohne diese zufälligen Symptome ist bei unserem Dichter Kenntnis des vor und lange nach der Jahrhundertmitte hochberühmten Franzosen ohne weiteres vorauszusetzen — und erwiesen wird sie durch den Beginn des 14. Kapitels des Bandes „Religionskriege“ (zuerst 1856) jener Histoire de France; in der Ausgabe letzter Hand der Oeuvres complètes 9. Bd. S. 239:

„Sur un superbe livre d'heures, manuscrit du XIVème siècle ... parmi des miniatures délicieuses de fleurs et de jeux d'enfants, imagerie sensuelle, mais adorablement naive, je trouvais sur un feuillet une chose qui me fit reculer, comme eût fait une tache de sang. C'était ce mot ajouté d'une grande, belle et forte écriture du XVIème siècle: Parvenir ou mourir. Puis le funèbre millésime de la Saint-Barthélemy: 1572. Quelle main écrivit cette note sur ce livre royal ...? Je n'en sais rien. Mais je sais bien, que dans la sinistre effigie de François de Guise ... j'ai cru lire les mêmes mots, en terribles caractères.“

Wie stark dieser Einfall Michelets Meyers Gedicht beeinflußt hat, erweist dies letztere auf jeder Zeile, und eine in Adolf Freys Monographie (1900, S. 249) erwähnte, nach 1870 niedergeschriebene Studie Meyers „Zur Geschichte der Religionskriege“ stellt sich nun als Exzerpt aus jenem 14. (und dem 10.) Kapitel Michelets heraus. Leicht könnte übersehen werden, daß Meyer den heroischen Wahlspruch, welchen Michelet als für Herzog François von Guise (ermordet 1563) passend befunden hatte, auf dessen Sohn Henri übertragen hat. Die Ermordung des jüngeren Guise in Blois (1588) fand er bei Michelet (Oeuvres 10. Bd., S. 68ff.) und vielleicht auch in dem großen epischen Drama „La Ligue“ von Ludovic Vitet (Les états de Blois, 1827, 8. Szene). Ebendort auch die im Gedicht als Flora bezeichnete letzte Geliebte des Herzogs, eine Frau v. Noirmoutiers.

Nach Feststellung dieser zweifellosen Bindung haben wir natürlich mit den übrigen Gedichten hugenottischer Umwelt leichtes Spiel. Man vergleiche (es lohnt wirklich der Mühe!) das „Weib des Admirals“ (Gedichte S. 381) mit Michelet, Bd. 9, S. 259f. und ermittle hierbei die richtige Datierung (1562!); das „Hugenottenlied“ (S. 382) mit Michelet, Bd. 9, S. 272; das „Reiterlein“ (S. 386) mit Michelet, Bd. 10, S. 112ff. Natürlich ist Michelets Darstellung nun auch, freilich neben vielen andern Gewährsmännern (vgl. Mayne Bd. 1, S. 143), für die Novelle „Das Amulet“ in Betracht zu ziehen, und sogar für die „Schweizer des Herrn von Tremouille“ (Gedichte S. 344ff.) finden sich im Band 7 der Oeuvres, S. 118, 119, 163, wenn schon nicht die Vorgänge selbst, so doch einzelne Motive. Die Versuchung des Pescara, für die Meyer umfassende Studien angestellt hat, erzählt Michelet ausführlich Bd. 8, S. 229ff.; ich möchte indes darauf nicht besonderen Wert legen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Georg Brandes ist am 19. Februar in Kopenhagen gestorben. Er war 1842 als Kind einer angesehenen jüdischen Familie in Kopenhagen geboren worden und hat bereits als Zwanzigjähriger seine literarische Laufbahn angetreten. Sein umfangreiches Lebenswerk, in dessen Mittelpunkt die „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“ stehen, das daneben die wichtigen Monographien über Shakespeare, Voltaire, Goethe, Michelangelo, Julius Cäsar aufweist, wird ihn als Persönlichkeit, als ausgeprägten Charakter und glänzenden Darsteller lebendig erhalten. Groß als Literarhistoriker, größer als Essayist, am größten vielleicht als Journalist, hat Georg Brandes nicht nur auf die Literatur seines engeren Vaterlandes, sondern auf die gesamte Literatur Europas bleibenden Einfluß gewonnen. Groß ist die Zahl der von ihm Geförderten. Brandes hat sich vielen Anfeindungen zum Trotz durchgesetzt und seine überragende Stellung bis in sein hohes Lebensalter zu behaupten gewußt (vgl. Sp. 403).

Sophie Kloerß ist am 31. Januar im Alter von 61 Jahren in Hamburg gestorben. Sie war am 5. Januar 1866 in Wandsbek geboren worden und war bereits im Jahre 1887 unter dem Pseudonym W. v. d. Mühle mit ihrem Roman „Der Dom zu Köln“ hervorgetreten, dem dann zahlreiche weitere Romanwerke „Mutter sein“, „Harte Art“, „Die das Leben zwingen“, „Im Nervenpavillon“, „Das lachende Haus“, „Sturm in Schmalebeck“ gefolgt waren. Ihre schöpferische Verbundenheit mit dem Heimatboden wird gerühmt. In ihren letzten Büchern hat sie sich auch den Problemen der modernen Frauenbewegung zugewandt.

Maria Bernthsen, bekannt unter ihrem Pseudonym Mar Grad, ist nach einer Meldung vom 28. Januar in Heidelberg gestorben. Sie hatte in der mannheimer Gesellschaft eine führende Rolle gespielt. Von ihren Romanen sind „Der Mantel der Maria“, „Overbecks Mädchen“, „Unsre liebe Frau“ namhaft zu machen.

Freifrau Lodoiska v. Blum ist nach einer Meldung vom 17. Februar vollständig verarmt im fürstlich fürstenbergschen Spital bei Donaueschingen verschieden. Sie war 1844 in Breslau geboren worden, hatte mit 16 Jahren ihren ersten Roman geschrieben, hatte eine Zeitlang die Feuilleton-Redaktion der „Neuen Freien Presse“ geleitet, war 1882 nach Venedig übergesiedelt, wo sie sich freier literarischer Tätigkeit gewidmet hatte.

Anna Antonia, früherer Gräfin Amadei, ist nach einer Meldung vom 25. Februar im hundertsten Lebensjahr verschieden. Sie hatte sich als Dichterin bekannt gegeben.

Adolf Winds ist nach einer Meldung vom 1. Februar im Alter von 71 Jahren in Leipzig einem Herzschlag erlegen. Er war in Wien als Sohn eines Ingenieurs 1856 geboren worden und hatte im Jahr 1878 als Heldenspieler seine Bühnenlaufbahn begonnen, die ihn nach Karlsruhe, Petersburg, Kassel, Wien und Dresden und schließlich 1908 nach Leipzig geführt hatte, wo er als Oberregisseur gute Dienste

Digitized by Google

verrichtete. Unter seinen zahlreichen Schriften sind „Die Technik der Schauspielkunst", „Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart", „Das Theater" (1920), „Drama und Bühne" (1923), „Geschichte der Regie" (1925) zu nennen. Auch einen Theaterroman „Schminke" hat Winds verfaßt.

Otto Keller, ist am 16. Februar im Alter von 89 Jahren in Ludwigsburg gestorben. Er war am 28. Mai 1838 in Tübingen als Sohn Adalbert Kellers geboren worden, hatte in Tübingen und Bonn studiert und war nach Reisen durch Italien und Griechenland Rektor des Lyzeums zu Öhringen, dann Professor in Freiburg, schließlich in Prag geworden. Er galt als Nestor der klassischen Philologie Deutschlands und als Autorität in der antiken Naturgeschichte. Eine kritische Ausgabe des Horaz und Arbeiten zur lateinischen Volksetymologie haben ihm auch im Ausland Ansehn verschafft.

Ernst Grosse ist nach einer Meldung vom 10. Februar nach kurzer Krankheit im 65. Lebensjahr in Freiburg i. B. gestorben. Er war im Jahre 1862 in Stendal geboren worden, hatte 1887 in Halle promoviert, sich mit einer Arbeit über Herbert Spencer in Freiburg habilitiert, hatte dann 1907 bis 1913 in Ostasien geweilt und sich später als einer der besten Kenner ostasiatischer Kultur bewährt. Von seinen früheren Werken sind „Anfänge der Kunst" (1894), „Formen der Familie" und „Formen der Wirtschaft" (1896) zu nennen.

Siegmund v. Riezler ist nach einer Meldung vom 30. Januar im Alter von 84 Jahren in München gestorben. Er war am 2. Mai 1853 in München geboren worden und hatte daselbst im Jahre 1869 seine akademische Laufbahn begonnen. Unter seinen wichtigen historischen Schriften sind auch ein Buch über Agnes Bernauer und eine Geschichte der Hexenprozesse in Bayern.

Karl Bienenstein ist am 1. Februar in Bruck a. d. Mur im Alter von 69 Jahren gestorben. Er war einer der Führer der steiermärkischen Heimatdichtung gewesen und hat neben wertvollen Essays und Untersuchungen über österreichische Dialektdichtung eine große Reihe von Romanen und Erzählungen veröffentlicht.

Robert Garbe ist nach einer Meldung vom 22. Februar im Alter von 50 Jahren in Hamburg gestorben. Er hatte dort als Volksschullehrer gewirkt und die „Nedderdütsh Sellshop" begründet. Um die niederdeutsche Sprache und deren orthographische Fixierung hat er sich besondere Verdienste erworben. Seine einzigen Romane „Upkwalm' und „Görnrik ' sollen von eigenartiger Begabung Zeugnis abgelegt haben.

Erich Köhrer ist nach einer Meldung vom 12. Februar im Alter von 43 Jahren einer Operation erlegen. Als Herausgeber der Zeitschrift „Das Theater" und der Bücherreihe „Deutsches Land — Deutsche Stadt", als kritisch gerichtete, dabei wohlwollende Natur hat sich Köhrer guten Ansehns zu erfreuen gehabt.

Heinrich van Look ist nach einer Meldung vom 28. Januar im Alter von 72 Jahren in Köln gestorben. Er war in Cleve geboren worden, war 1882 als Redakteur in die Dienste der Kölnischen Zeitung getreten, der er bis zum Jahre 1903 angehört hatte, und für die er Wertvolles geleistet haben soll.

Emil Blemont, der sich als Dichter einen guten Namen gemacht hat, ist nach einer Meldung vom 3. Februar im Alter von 87 Jahren in Paris gestorben.

Ferdinando Russo ist nach einer Meldung vom 1. Februar im Alter von 60 Jahren in Neapel gestorben. Er war Mitarbeiter des „Mattino" und des „Mezzogiorno" gewesen und hatte sich bereits mit seinen ersten Gedichten in die vorderste Reihe der Dialektlyriker gestellt. Er hatte recht eigentlich als der neapolitanische Volksdichter gegolten, auch eine Reihe von Novellen und kleinen Dramen hat zu seinem Ansehn beigetragen.

Domenico Comparetti ist nach einer Meldung vom 27. Januar im Alter von 92 Jahren in Florenz gestorben, nachdem er mehr als ein Menschenalter hindurch als Professor der griechischen Literatur an der Universität Florenz gewirkt hatte. Seine Schriften „Virgil im Mittelalter" und seine Behandlung des finnischen Nationalepos weisen über das engere Fachgebiet hinaus.

S. Juschkewitsch ist am 12. Februar in Paris einem Herzschlag erlegen. Er war 1870 in Odessa geboren worden und war Mitte der neunziger Jahre mit Gorki und Andrejew literarisch hervorgetreten. Seine Novellen und Dramen spiegeln zum größten Teil den Kampf um die Existenz der russischen Juden. In deutscher Übersetzung sind „Leo Drey" und „Episoden" veröffentlicht worden.

Miguel Echegaray, der jüngere Bruder José Echegarays, ist nach einer Meldung vom 7. Februar, 78jährig, in Madrid gestorben. Er war ursprünglich Advokat gewesen, hatte sich dann aber mit gutem Erfolg dem Theater zugewandt.

Carolina Michaelis de Vasconcelos, die hervorragende portugiesische Literarhistorikerin und Philologin ist kürzlich verschieden. Geborene Deutsche, heiratete sie nach Portugal, wo sie dank ihrer gediegenen kritischen Studien zur nationalen und vergleichenden Literaturgeschichte, die teilweise auch gesammelt erschienen, Bedeutung erlangte.

Alejandro Pérez Lugin, geboren 1870 zu Madrid, ist in La Coruña gestorben. Er war Verfasser des im letzten Jahrzehnt vielumstrittenen Romans „La casa de la Troya", den er auch dramatisierte. Sein Roman „Currito de la cruz" begegnete gleichfalls ungewöhnlichem Interesse. Als Publizist wirkte er vor seiner erfolgreichen literarischen Laufbahn am „Globo", „El Correo", „El Mundo", „España Nueva", „La Mañana", „La Tribuna", „Hoy", „Heraldo" und „El Liberal".

Ricardo Hernández Bermúdez verschied Mitte November in Madrid. Geboren 1864 in Leon, wandte er sich nach absolviertem Universitätsstudium der Publizistik zu, und war nacheinander am „Globo", „El Nacional", „El Imparcial" und „El Sol" tätig. Er verfaßte unterschiedliche Romane, ausgezeichnet durch lebendigen, geistvollen Stil, darunter „Sugestiones" und „El defensor del pueblo". Auch als Dramatiker hatte er vielfach Erfolg; unter seinen meistgespielten Stücken wären zu nennen: „El Machacante", „El triunfo de la moral", „Con el alma en un hilo", „Rirri" und „Juego de damas".

Eleuterio Bidernat, ein geschätzter katalanischer Lyriker, starb in Barcelona. Er war Herausgeber der Zeitschrift „La Hormiga de Oro".

Antonio Fernández de Molina Donoso, bekannt als estremadurischer Heimatsdichter, Lyriker wie Prosaist, verschied in Badajoz. (M. B.)

* * *

Die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft m. b. H. Berlin W 9 erläßt ein Preisausschreiben für ein geeignetes Hörspiel von 1—1½ Stunden Dauer, das den Möglichkeiten der heutigen Sendetechnik entsprechen muß. Näheres durch die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft.

Dem wiener Schriftsteller Paul Zifferer ist die Ehrenlegion verliehen worden. Zifferer, Verfasser mehrerer Romane und Erzählungen, ist Hofrat an der österreichischen Gesandtschaft in Paris.

Digitized by Google

Fridolin Hofer hat die Gemeinde Römerswil das Ehrenbürgerrecht zuerkannt.
Heinrich Federer ist das Ehrenbürgerrecht von Sachseln (Obwalden) verliehen worden.
Zu Ehren von Charles de Coster soll fortan sein Geburtstag als ständiger Volksfeiertag begangen werden, zugleich soll de Coster ein Denkmal errichtet werden.
Wilhelm Scharrelmanns religiöse Erzählung „Jesus der Jüngling" ist nunmehr auch ins Schwedische übertragen worden (Verlag C. W. K. Gleerup in Lund).
Franz Ferdinand Baumgarten hat einen Teil seines Vermögens im Betrage von 10 Millionen ungarischer Kronen (etwa 600 000 Mark) zum Besten armer ungarischer Schriftsteller, die in ernster Weise ihrer Inspiration folgen, in eine Stiftung verwandelt, die nach dem Willen des Erblassers von Michael Babits verwaltet werden soll. Es ist in Aussicht genommen, von den jährlichen Zinsen (30 000 Mark) 7 oder 8 mittellose Schriftsteller zu unterstützen.
Die Gesellschaft französischer Schriftsteller hat ihren Preis in Höhe von 5000 Franken Alexandre Arnoux, dem Verfasser der Gedichtsammlung „Au grand vent" sowie der Romane „Le cabaret", „Indice 33", „Abisag" und „Chiffre" verliehen.
Der Pierre-Corrard-Preis (3000 Franken) wurde Marcel Aymé für sein Erstlingswerk „Brûlebots" zuerkannt.
Luis Araquistain, der gefeierte Verfasser von „El peligro yanqui" hat sich nach Argentinien begeben. Von literarischen Organisationen eingeladen, wird er in mehreren südamerikanischen Hauptstädten Vorträge halten.
José Francés, der geschätzte madrider Romancier und Kritiker, wurde von der alten asturischen Stadt Avilés zum Ehrenbürger erwählt.
Rafael Cansinos-Assens, der bekannte Romanschriftsteller und Essayist, wurde von der französischen Regierung durch Verleihung der akademischen Palmen ausgezeichnet.
Buenos Aires ehrte das Angedenken Ruben Darios, des größten Lyrikers der letztverflossenen Epoche in spanischer Sprache, durch Benennung eines der schönsten Plätze im Stadtzentrum nach seinem Namen. (M. B.)

* * *

In der Jahresversammlung der Kleist-Stiftung wurden Fritz Engel zum ersten Vorsitzenden, Hanns Martin Elster zum Schriftführer, Heinrich Eduard Jacob zum Schatzmeister, Arthur Eloesser und Leopold Jessner zu Beisitzern gewählt. Als Preisverteiler werden walten für 1927 Monty Jacobs, für 1928 Hanns Henny Jahnn, für 1929 Wilhelm v. Scholz.
Der Schutzverband deutscher Schriftsteller hat in seiner Hauptversammlung folgenden Vorstand gewählt: erster Vorsitzender Walter v. Molo, zweiter Vorsitzender Wilhelm Hegeler, erster Schriftführer Karl Federn, zweiter Schriftführer Paul Gutmann, erster Schatzmeister Alfred Werre, zweiter Schatzmeister Leo Zeitlin, Beisitzer Erich Baron, Robert Breuer, Frau Jacker, Monty Jacobs, Werner Mahrholz, geschäftsführender Direktor Arthur Eloesser.
Die neugegründete Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden setzt sich die gleichen Aufgaben wie die schon bestehenden bibliophilen Gesellschaften, vor allem wird sie regelmäßige Jahresgaben — nur für ihre Mitglieder — und Sonderveröffentlichungen herausbringen. Die Mitgliederzahl ist auf 200 beschränkt, der Jahresbeitrag auf 25 Mark festgesetzt, das Eintrittsgeld auf 10 Mark für diejenigen, die nach dem 31. März 1927 eintreten. Vorsitzender ist der Direktor der Landesbibliothek, Professor Bollert, geschäftsführendes Vorstandsmitglied Noch, Dresden-A. 21, Ermelstraße 29, an den Zuschriften und Anmeldungen zu richten sind.
Ein neues Dostojewskij-Museum soll in kurzem in Moskau entstehen, und zwar in dem ehemaligen Marien-Krankenhaus, das jetzt den Namen des großen Romanschriftstellers trägt und an dem sein Vater einst als Ordinator wirkte. Dessen Wohnung von drei Zimmern, in der der Dichter bis zu seinem 16. Jahre lebte, ist für das Museum bestimmt, es ist bereits gelungen, einzelne Möbelstücke zu gewinnen, die sich seinerzeit hier und später auf dem Landgut der Familie Dostojewskij befanden.
Eduard Karlowitsch Piekarski (geb. 1858) in Leningrad, der Verfasser des ersten „Wörterbuchs der Jakutischen Sprache", feierte unlängst unter der Agide der Akademie der Wissenschaften, daselbst, das 45jährige Jubiläum seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. An seinem Lebenswerk, dem „Jakutischen Wörterbuch", hat Piekarski während seiner Verbannung in Ostsibirien in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu arbeiten begonnen, der erste Teil erschien 1899 in Jakutsk sowie 1907 als Publikation der genannten russischen Akademie; jetzt ist das große Werk im Manuskript endgültig fertig gestellt. Voraussichtlich wird das Wörterbuch in den nächsten Jahren im Druck erscheinen, wozu von der Jakutischen Sowjetrepublik Mittel freigestellt sind.
Folgende Werke neuster deutscher Literatur sind letzthin in russischer Übertragung erschienen: Jakob Wassermann „Die Masken Erwin Reiners", (Verlag Kosmos, Charkoff), Ernst Zahn, „Frau Sixta" (übertragen von T. Shirmunskaja und B. Heimann, Verlag Wremja, Leningrad), Bernhard Kellermann, „Ein Spaziergang in Japan" (übersetzt von E. Pimenowa, Verlag Mysl, Leningrad), Oskar Graf „Jugenderinnerungen" (übersetzt von A. Georgjewskij, Verlag Ssowremennyje Problemy, Moskau) und Heinrich Mann „Die Armen" (übersetzt von S. Skitolez-Jakowlewa, Russischer Staatsverlag, Moskau). Von dem Mannschen Roman ist dies bereits die dritte Übertragung ins Russische. (P. E.)
Unter dem Titel „Literatura" erscheint seit kurzem im budapester Verlag Koloman Lantos eine literarische Monatsschrift in ungarischer Sprache, als deren verantwortlicher Schriftleiter Géza Supka zeichnet. Infolge ihres umfassenden bibliographischen Teils, der alle wesentlichen Neuerscheinungen des deutschen, französischen, englischen, italienischen und ungarischen Büchermarkts in leicht übersehbaren Rubriken enthält, darf diese umsichtig redigierte Revue auf die Aufmerksamkeit der deutschen Verleger und Bücherfreunde Anspruch erheben. (G. E.)
Bei der Durchforschung alter Handschriften in kärntner Archiven hat Hermann Menhard das Fragment einer Nibelungen-Handschrift, enthaltend die beiden letzten Abenteuer, aufgefunden. Die Handschrift soll dem Ausgang des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts entstammen, älter als alle bisher bekannten Handschriften und in der bayrisch-österreichischen Sprache niedergeschrieben sein.
Eduard Reinachers Novelle „Waiblingers Austrieb", auf die Erich Dürr in seinem Aufsatz (L.E. XXIX, 256) gewiesen hat, ist im Iris-Verlag G. m. b. H., Frankfurt a. M., erschienen.
In seinem Aufsatz „Der Dichter im Zeitwinkel" (L.E. XXIX, 256), bezeichnet Erich Dürr Eduard Reinachers Er-

Digitized by Google

zählung „Bürgerin Eugenie" als noch ungedruckt. Wir dürfen heute mitteilen, daß sie im letzten Jahrgang der Elsaß-Lothringen. Heimatstimmen (Herausgeber Robert Ernst, Berlin W 30) in der Zeit von März bis August in mehreren Fortsetzungen veröffentlicht worden ist.

Berichtigung. Die Gedichte von Herwarth Walden „Im Geschweig der Liebe" sind im Verlag „Der Sturm" (vgl. L. E. XXIX, 236), nicht, wie irrtümlich dort angegeben, im Verlag „Die Schmiede" erschienen.

Professor Waas (Mainz-Gonsenheim, Kapellenstraße 26) schreibt uns:

„Ich bin mit dem Abschluß eines literarhistorischen Werkes über den Dichter Siegfried Schmid (Goedeke V² 451) beschäftigt, den Freund Hölderlins, für den sich auch Schiller und Goethe zeitweise interessierten. Wer könnte bisher unbekanntes oder an entlegener Stelle veröffentlichtes Material über diesen Dichter (geb. 1774 in Friedberg i. d. Wetterau, gest. 1859 als pensionierter österreichischer Rittmeister in Wien) nachweisen? Insbesondere wäre erwünscht, den Verbleib der Originale der 1923 von Wilhelm Böhm in der Deutschen Rundschau (Bd. 196, S. 178 ff.) aus dem Nachlaß von Gustav Schlesier veröffentlichten Briefe von Siegfried Schmid an Hölderlin aus den Jahren 1797 bis 1801 zu erfahren, von denen bisher nur diese in Abschrift von Schlesier überlieferten Bruchstücke bekannt sind. Für jede, noch so geringfügig erscheinende Mitteilung wäre ich dankbar. Etwa entstehende Kosten ersetze ich gern."

Uraufführungen. Wien. „Romeo", Komödie. Von Ernst Haupt (Kunstspiele, 17. Febr.). — „Die Schauspielerin und die Rolle", Lustspiel. Von Wilhelm Lichtenberg (Neue Wiener Bühne, 18. Febr.). — „Lienhard und Gertrud", Volksstück. Von Hans Jüllig, Prolog von A. Th. Sonnleitner (Bühne der Jungen, 18. Febr.).

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1927 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit. Geschichte des deutschen Romans. Kleists Dramen. Lessings „Hamburgische Dramaturgie". Binz, Interpretation altenglischer Lyrik. Hübener, Der soziologische Sinn der Dichtung Shakespeares. Über englische Frühromantik. Tappolet, Lanson, Histoire de la littérature française. Walser, Anatole France, Guy de Maupassant, Romain Rolland. BERLIN: Herrmann, Lessing. Deutsche Romantik. Dramaturgie der deutschen Klassiker. Kuntze, Über Goethes „Faust". Petersen, Geschichte der deutschen Literatur vom Ausgang der Romantik bis zur Reichsgründung. Weber, Die deutsche Dichtung im Zeitalter des Sturms und Drangs. Herder und Shakespeare. Brandl, Geschichte der englischen Literatur von Chaucer bis Spencer. Dibelius, Englische Literatur im 17. und 18. Jahrhundert. Pender, Development of Individualism in English Literature. Essays on Literary Subjects. Schönemann, Nordamerikanische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Wechßler, Geschichte der französischen Literatur von der Revolution bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Marcus, Zur schwedischen Literatur. Übungen zur neueren nordischen Literatur. Van de Kerckhove, Niederländische Lyrik aus naher Vergangenheit und Gegenwart, mit Berücksichtigung der deutschen Nachdichtungen. Fernández, spanische Literatur: La generación del 98. — Da Providencia, portugiesische Literatur: Correntes literárias contemporâneas. Vasmer, Russische Literaturgeschichte in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. — BERN: Fränkel, Schillers philosophische Gedichte. v. Greyerz, Ausgewählte Gedichte C. F. Meyers. Deutsche Literatur und Sage des Mittelalters. Mayne, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Erklärung von Goethes „Faust", mit einer stoffgeschichtlichen Einleitung. Methodologie der Literaturwissenschaft. Über die Dichtung Albrecht Hallers. Funke, Shakespeares Meistertragödien. Englische Literatur des 19. Jahrhunderts. de Reynold, Histoire de la littérature française: Voltaire, sa vie et son œuvre. Histoire de la littérature française moderne. Jaberg, Lettura italiana. Niggli, La commedia e la tragedia italiana nel settecento. — BONN: Enders, Einführung in das Studium der Literaturwissenschaft. Bedeutsame Dramenfragmente. Hankamer, Die deutsche Romantik. Schiller und die deutsche Romantik. Hempel, Deutsche Literatur der Renaissance- und Reformationszeit. Müller, Märchen und Volkssage. Schneider, Geschichte des deutschen Prosastils im 19. und 20. Jahrhundert. Walzel, Goethe im Zeitalter der Romantik. Goethes „Faust". Impressionismus. Schirmer, Englische Literatur im Zeitalter des Klassizismus. Viktorianische Dichtung. Gaufinez, La littérature française dans la première moitié du dix-neuvième siècle. Conversations sur J. J. Rousseau. Platz, Geschichte der neuesten französischen Literatur. Frings, Lektüre holländisch-afrikanischer Literatur. — ERLANGEN: May, Entwicklung des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert. Goethes „Wilhelm Meister". Edwards, English poetry since 1900. Pirson, L'œuvre d'Honoré de Balzac. — FRANKFURT a. M.: Schultz, Einführung in die deutsche Literaturgeschichte. Die deutsche Romantik. Übungen über Lessing, Wieland, Herder. Sommerfeld, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Sturms und Drangs. Goethes autobiographische Schriften. Curtis, Shakespeare and his age (II). Reading and Interpretation of a Shakespeare Drama. Friedwagner, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Petriconi, Der französische Roman des Rokoko. Vernay, Alfred de Musset, ses poésies, son théâtre et autres œuvres en prose. La poésie française du XXe siècle. Petriconi, Die spanische Literatur des Mittelalters. — GIESSEN: Collin, Das deutsche Drama im 19. Jahrhundert. I. Von Kleist bis Hebbel. Dante und Goethe. Götze, Geschichte der deutschen Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Viëtor, Die Dichtung der deutschen Klassik. Fischer, Englische Literatur und Kultur im Zeitalter des Puritanismus und der Restauration. Interpretation eines Romans von Meredith. Behrens, Geschichte der französischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert. Lektüre und Erklärung französischer Autoren des 19. Jahrhunderts. Ruppert y Ujaravi, Los grandes escritores dramáticos del siglo de oro. — GRAZ: Polheim, Schiller. Steierische Literatur. Fleischhacker, English Art and Literature. Hibler, Bernard Shaw. Ludwig, Die romantische Periode in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Schürr, Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts. — GREIFSWALD: Markwardt, Heinrich v. Kleist. Theatergeschichte. Merker, Geschichte der deutschen Lyrik vom 16. bis 20. Jahrhundert. Kellers Legenden. Schillers „Anthologie auf das Jahr 1782". Pichler, Goethes „Faust". Liljegren, Viktorianische Dichtung. Milton. Golay, Charles Baudelaire. Conteurs français.

Digitized by Google

Nordlund, Proben aus der schwedischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Brüske, Proben neuester russischer Prosa. — HAMBURG: Meyer-Benfey, Hermann Hesse. Übungen über Grillparzers Dramen (Schluß). Mönckeberg-Kollmar, Die späten Hymnen Hölderlins. Petsch, Goethes „Faust" als dramatisches Kunstwerk. Probleme der deutschen Romantik. Übungen über ausgewählte Probleme der allgemeinen Literaturwissenschaft und der deutschen Literaturgeschichte. Bostock, Modern english Drama. Wolff, Geschichte der englischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert. Brulez, Les précurseurs du Romantisme. Meriggi, Übungen über die moderne italienische Literatur. La drammatica contemporanea in Italia. Krüger, Geschichte der spanischen Literatur von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert. J. Ma. Pereda: sprachliche und literarische Kommentare. Mendes dos Remedios de Souza Brendao, As modernas Escolas literarias portuguesas. Pino Saavedra, Übungen über die neue spanische Lyrik. Charalampakis, Moderne griechische Lyrik. Berendsohn, Henrik Ibsen und die deutsche Geisteswelt. Der Stil Jens Peter Jacobsens (Novellen). Der Stil Verner von Heidenstams. Skalberg, Lektüre von neuerer dänischer Epik und Lyrik. Dansk litteratur fra Holberg til Oehlenschläger. v. Propper, Petersburg in der russischen Literatur. v. Reybekiel, Lektüre und Interpretation der Werke von Przybyschewski. Zeromski, Kasprowitsch, Reymont. Reichelt, Lektüre litauischer Märchen. — HEIDELBERG: Boucke, Deutsche Romantik 1800—1830. Der deutsche Bildungsroman des 18. und 19. Jahrhunderts. Gundelfinger, Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Frhr. v. Waldberg, Vorgeschichte des klassischen Zeitalters (von Gottsched bis Lessing). Geschichte des deutschen Romans und der Prosaerzählung. Der junge Goethe. Barber, Select plays of Shakespeare. Some modern english dramatists. Olschki, Die französische Prosaliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Jourdan, Quelques poètes contemporains: Mallarmé, Jammes, Valéry, Claudel, unamistes et surréalistes. — JENA: Brinkmann, Anfänge des deutschen Dramas im Mittelalter. Anschauungen vom Wesen der Poesie in Deutschland. Leitzmann, Deutsche Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert (Forts.). Briefe des jungen Goethe. Michels, Deutsche Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert. Wesle, Die klassische Dichtung Deutschlands im Mittelalter. Fisher, Victorian Poets. Kulturkundliche Übungen im Anschluß an Dramen von Galsworthy. Flasdieck, Das englische Drama im Zeitalter des Klassizismus. Über die Frühzeit des bürgerlichen Romans. Kirchner, Contemporary American Drama. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts (Teil II). Engberg, Schwedische Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert. — KIEL: Kauffmann, Geschichte der deutschen Literatur. I. Wolff, Das Volksbuch des Dr. Faust. Wildhagen, Übungen über den englischen Roman. Gallay, Moderne französische Literatur. Küchler, Die Lyrik der französischen Romantik. Skalberg, Anthologische Lektüre von dänischer Epik und Lyrik. — KÖLN: Bertram, Stufen von Goethes Leben und Werk. Fragen der Dichtungsgeschichte. Wrede, Deutsche Stämme und Lande in der epischen Dichtung seit Goethes Tod. Huscher, Die Naturdichter der englischen Romantik: Wordsworth, Coleridge, Shelley, Keats. Rüschkamp: Whitehead, Galsworthy and his works. Schröer, Bernard Shaw. Lorck, Adam de le Hales dramatische Dichtungen. Perrot, Le mouvement littéraire contemporain. — LEIPZIG: Korff, Typen der deutschen Lyrik seit Goethe. Obenauer, Goethe. Witkowski, Geschichte des Romans und der Novelle, vornehmlich in Deutschland, von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Reynolds, Modern english drama. Schücking, Shakespeare von Hamlet bis zum Sturm. Becker, Geschichtliche Übersicht über die Forschungsarbeit auf dem Gebiet der französischen Literatur. Voltaire. Friedmann, Die französische Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. Raymond, La poésie française de 1850 à 1900. de Boor, Ibsen und Strindberg. Ekman, Die schwedische Neuromantik. Trautmann, A. S. Gribojedoff. — MARBURG: Elster, Grundlehren der Literaturwissenschaft. Goethes „Faust". Maaß, Goethe und die Antike. Pongs, Deutsche Lyrik nach Goethe. Religiöse Lyrik. Wagner, Das deutsche Volkslied. Deutschbein, Shakespeare. Erklärung und Interpretation von Shakespeares „Hamlet". Diffené, Modern poets and dramatists. Glaser, Die französische Literatur der Gegenwart. Spitzer, Französische Romantik. — MÜNCHEN: Borcherdt, Einführung in die deutsche Literaturwissenschaft. Goethe. Goethes „Wilhelm Meister". Kutscher, Deutsche Literatur und deutsches Theater des Realismus von Heine bis auf unsere Zeit. Goethes Lyrik. Strich, Geschichte des deutschen Dramas von den Anfängen bis Friedrich v. Kleist. Der deutsche Roman im 19. Jahrhundert. Übungen in Analyse und im Vergleich von Dichtungen. Förster, Die englische Literatur des 19. Jahrhunderts (seit 1830) I. Die Prosadichtung. Lerch, Die zeitgenössische französische Literatur. Simon, Französische Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Voßler, Französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Vincenti, La letteratura popolare italiana. Berneker, Geschichte der russischen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. — MÜNSTER: Magon, Geschichte des deutschen Theaters (von Gottsched bis zur Gegenwart). Friedrich Rückert. Schwering, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Poetik. Keller, Geschichte der englischen Romantik. Decroos, Le théâtre français de 1850 à nos jours. Wiese, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Magon, Sören Kierkegaard. van Sint-Jan, Vondel en zijn tijd. — ROSTOCK: Flemming, Deutsche Lyrik der Gegenwart. Teuchert, Epochen der deutschen Literatur. Imelmann, Englische Literatur im Jahrhundert Shakespeares. Spehr, Littérature française: Les grands courants de la littérature française de 1850 à nos jours. Zenker, Geschichte der neueren französischen Literatur II: Klassizismus. Bjorkman, Litterära porträtt av nyare svenska och norska diktare. — TÜBINGEN: Adickes, Goethes Weltanschauung. Bebermeyer, Hauptströmungen der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Focke, Goethe, Hölderlin, George und die Antike. Schneider, Goethes Gedichte. Übungen zur schwäbischen Romantik. Coll, English Novelistic Literature of the Nineteenth Century. Gauger, Repetitorium der englischen Literatur. I. Rohlfs, Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert. Schneider, Henrik Ibsen. — WÜRZBURG: Woerner, Geschichte des deutschen Dramas von den Anfängen bis zur Gegenwart. Technik des klassischen Dramas. Analysen von Dramen des 19. Jahrhunderts (Kleist, Grillparzer, Hebbel). Klavehn, An Introduction to the Works of John Galsworthy. Franz, Das Wichtigste aus der französischen Literaturgeschichte an der Hand von Anschauungsbildern. Vernay, Alfred de Musset, ses poésies, son théâtre et autres œuvres en prose. — ZÜRICH: Ermatinger, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Roman und Novelle vom Ausgang der Romantik bis in die Anfänge des Realismus. Die deutsche Lyrik im 19. Jahrhundert. Einführung in die Literaturwissenschaft. Übungen über das Drama des 19. Jahrhunderts. Faesi, Gottfried Keller. Moderne Dramatiker (Hauptmann, Schnitzler, Wedekind). Übungen aus dem Gebiet der deutschen Dichtung des 19. und 20. Jahrhunderts. Fehr, English literature 1830—1880. II. The late Victorian Age. A survey of english literature. Spoerri, Histoire de la littérature française au 19e siècle: Le Romantisme. Charles Baudelaire: l'homme et l'œuvre. Wittmer, Victor Hugo après 1850. Bargiola, Lettura analitica di prose recenti. Lirici contemporanei. Steiger, Don Juan en la literatura española. — ZÜRICH (Eidgenössische Technische Hoch-

Digitized by Google

schule): Ermatinger, Goethes Dramen. Weltanschauungsprobleme in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts (Kleist, Grillparzer, Büchner). Schaer, Lyrische Motive und ihre poetischen Fassungen. Neuere schweizer Lyriker. Pfändler, Bernard Shaw, his life and works. Kohler, Ecrivains français d'aujourd'hui: romanciers et fantaisistes. Quelques grands œuvres de la poésie française. Pizzo, Ugo Fiscolo. Giovanni Pascoli. Schaer, Ibsens Dramen der Frühzeit.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Barthel-Winkler, Lisa. Die Frau im Dschungel. Roman. Berlin 1927, Guido Hackebeil, A.-G. 244 S. M. 1,50 (3,–).

Böhm, Gustav. Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee. Konstanz 1927, See-Verlag. 330 S.

Epstein, Julius. Das Nichts. Die Erzählung einer Genesung. Leipzig 1926, E. R. Wunderlich. 48 S. Geb. M. 3,50.

Fankhauser, Alfred. Engel und Dämonen. Roman. Berlin 1926, Eckart-Verlag G. m. b. H. 341 S.

Jaksch, Friedrich. Das Haus mit den Steinfiguren. Erzählung. Schweidnitz, L. Heege. 86 S. M. 1,50 (2,25).

Kapherr, Egon v. Aus Herrgotts Tiergarten. Bunte Tiergeschichten aus Wald, Flur und Steppe. Mit Illustrationen von L. Hohlwein. Leipzig 1927, E. Haberland. 268 S. M. 4,– (6,–).

Kloeß, Sophie. Die Rosentänzer. Roman. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. 143 S. M. 1,– (1,75).

Ottmann, Victor. Das Wunderland am Nil. Eine Reise nach Ägypten und Palästina. Mit 44 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Berlin 1927, Reimar Hobbing. 317 S.

Pestalozzi, Heinrich. Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Zürich 1927, Verein für Verbreitung guter Schriften. 295 S.

Reinacher, Eduard. Waiblingers Austrieb. Novelle. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 95 S.

Rogge, Helmuth. Der Doppelroman der berliner Romantik, Bd. I/II. Leipzig 1926, Klinkhardt & Biermann. 406, 360 S. M. 33,– (40,–).

Thieß, Frank. Abschied vom Paradies. Ein Roman unter Kindern. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. 127 S. M. 3,– (4,50).

Urban, Konrad. Geschichten aus der Heide. Schweidnitz 1926, L. Heege. 152 S. M. 2,– (2,75).

Vom Leben getötet. Bekenntnisse eines Kindes. Herausgegeben von M. J. Breme. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. 234 S. Geb. M. 3,80.

Wessel, Oktavia. Zwischen Traum und Leben. Roman. Berlin 1927, S. Fischer. 162 S. M. 1,50 (2,50).

* * *

Callias, Suzanne de. Jerry und die Pariserin. Deutsch von H. Weinfeld. Leipzig 1927, C. Weller & Co. 154 S. M. 2,80 (4,–).

Ramuz, C. F. Sonderung der Rassen. Roman. Deutsch von Werner Joh. Guggenheim. Leipzig 1927, C. Weller & Co. 279 S. M. 3,20 (5,–).

Wells, Herbert George. Der Traum. Roman. Übersetzt von Otto Mandl, Helene M. Reiff und Erna Redtenbacher. Wien 1927, Paul Zsolnay. 379 S.

Tauchnitz Edition. Vol. 4762. Horace Annesley Vachell, A Woman in Exil. 326 S. — Vol. 4764. Edna Ferber, Show boat. 342 S. — Vol. 4765. do., So big. 296 S. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Reymont, W. St. Die Empörung. Eine Geschichte vom Aufstand der Tiere. Basel, Rhein-Verlag. 297 S. M. 3,50 (5,50).

Ehrenburg, Ilja. Die Liebe der Jeanne. Roman. Bd. I/II. Basel, Rhein-Verlag. 287, 263 S.

Schmeljow, Iwan. Der Kellner. Aus dem Russischen übersetzt von Käthe Rosenberg. Berlin 1927, S. Fischer. 233 S. M. 4,– (6,–).

Lyrisches und Episches

Eichert, Franz. Wetterleuchten. Gedichte. Innsbruck 1926, Verlagsanstalt Tyrolia A.-G. 147 S. Geb. M. 3,80.

Ewiger Vorrat deutscher Poesie. Besorgt von Rudolf Borchardt. München, Bremer Presse. 508 S. M. 12,– (14,–).

Claudius, Matthias. Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Stammler. Stuttgart, Strecker & Schroeder. 151 S. Geb. M. 3,50.

Esokor, Franz Theodor. Ewiger Aufbruch. Gesammelte Balladen. Leipzig 1926, Wolkenwanderer-Verlag. 142 S. M. 4,50.

Habetin, Rudolf. Weisen von Wonne und Weh. Schwarzenberg i. Sa., Glückauf-Verlag. 79 S.

Hajek, Egon. Balladen und Lieder. Hermannstadt 1926, W. Krafft. 47 S.

Hart, Julius. Die deutsche Seele. Auslese aus der deutschen Lyrik seit Luther. Berlin 1926, Deutsche Buch-Gemeinschaft. 493 S.

Hiebel, Friedrich. Ikarus. Wege der Wandlung. Ein Gedichtkreis. Hannover 1926, Wolf Albrecht Adam-Verlag. 39 S.

Lipp, Herbert. Fehde und Feier. Lieder und Balladen. Berlin, Gebr. Engelke. 78 S. Geb. M. 2,–.

Schillers Gedichte. München 1926, Verlag der Bremer Presse. 552 S.

Schult, Paul. Der Jungfernkranz. Gedichte über eine Liebe. Leipzig, Xenien-Verlag. 41 S.

Dramatisches

Fischer, Felix. „Fata Morgana". Schauspiel in 5 Teilen. Göttingen 1927, Huber & Co. 56 S.

Huebner, Friedrich Markus. Nichts ist ganz wahr. Schauspiel. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 71 S.

Romains, Jules. Der Diktator. Vier Akte. Aus dem Französischen übertragen von Hans Feist. Berlin 1927, S. Fischer. 127 S. M. 2,50 (3,50).

Zickel, Reinhold. König Stahl. Eine Tragödie. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 133 S.

Literaturwissenschaftliches

Baumgardt, David. Franz v. Baader und die philosophische Romantik. Halle a. d. S. 1927, Max Niemeyer. 402 S. M. 17,20 (20,–).

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimilen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 490 S.

Brüggemann, Fritz. Versuch einer Zeitfolge der Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig aus

Digitized by Google

den Jahren 1590–1594. Aachen 1926, Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft. 53 S. M. 2,–.

Brunner. Von Constantin Brunner und seinem Werk. Veröffentlichung der C. Brunnergemeinde. Potsdam 1927, G. Kiepenheuer. 79 S. M. 1,50.

Busse, Kurt. Hermann Sudermann. Sein Werk und sein Wesen. Stuttgart-Berlin 1927, Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 206 S. M. 3,50 (6,–).

Guyer, Walter. Pestalozzi. Eine Selbstschau. Aus seinen Schriften zusammengefügt. Zürich 1926, Verein für Verbreitung guter Schriften. 190 S.

Jablonski, Walter. Vom Sinn der Goetheschen Naturforschung. Berlin 1927, Reuß & Pollack. 63 S.

Kempinsky, Heinrich. Erlebte Dichtkunst. Leipzig 1927, Dürrsche Buchhandlung. 276 S. M. 6,– (7,50).

Köster, Herm. L. Geschichte der deutschen Jugendliteratur. In Monographien. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 476 S. Geb. M. 10,–.

Linde, Ernst. Bildungsaufgaben der deutschen Dichtung. Leipzig 1927, Friedrich Brandstetter. 163 S. M. 4,– (5,–).

Mayne, Harry. Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft. Rektoratsrede. Bern 1927, Paul Haupt. 34 S. M. 1,20.

Montesinos, J. F. Die moderne spanische Dichtung. Studie und erläuterte Texte. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 214 S. M. 7,60.

Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften. Nach einem älteren Vorbilde neu herausgegeben von Hugo Hofmannsthal. München 1926, Verlag der Bremer Presse. 186 S.

Schneider, Max. Deutsches Titelbuch. Ein Hilfsmittel zum Nachweis von Verfassern deutscher Literaturwerke. Berlin 1927, Haude & Spenersche Buchhandlung Max Paschke. 80 S. M. 3,–.

Stehr. Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Mit 15 Bildbeigaben. Auswahl und Einführung von Hans-Christoph Kaergel. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 168 S.

Thoma, Ludwig. Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Josef Hofmiller und Michael Hochgesang. München 1927, Albert Langen. 268 S. M. 4,50 (7,–).

Werner, Ernst. Blütenlese der älteren spanischen Literatur. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 180 S. M. 6,80.

Verschiedenes

Bab, Julius. Schauspieler und Schauspielkunst. Mit 32 Tafeln. Berlin 1926, Oesterheld & Co. 259 S. M. 6,50 (9,–).

–, –. Die Chronik des deutschen Dramas. Fünfter Teil. Deutschlands dramatische Produktion 1919–1926 (ebenda). 375 S. M. 6,50 (9,–).

Brinkmann, Carl. Demokratie und Erziehung in Amerika. Berlin 1927, S. Fischer. 121 S. M. 3,– (4,50).

Bühler, Johannes. Das deutsche Geistesleben im Mittelalter. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 574 S.

Cohen-Portheim, Paul. Der Geist Frankreichs und Europas. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 209 S. M. 4,– (6,–).

Der Heilige Franziskus. In Fresken von Giotto. Herausgegeben von Dietrich v. Hildebrand. München 1926, Theatiner-Verlag. Geb. M. 2,–.

Die Schrift, III. Buch. Das Buch Er rief. IV. Buch. Das Buch In der Wüste. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Berlin, Lambert & Schneider. 125, 168 S.

Edschmid, Kasimir. Das große Reisebuch von Stockholm bis Korsika. Von Monte Carlo bis Assisi. Mit 15 Zeichnungen von Erna Pinner. Berlin 1927, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 329 S.

Federn, Karl. Richelieu. Mit 1 Faksimile und 30 Abbildungen (Menschen, Völker, Zeiten XVI). Wien 1927, Karl König. 189 S. Geb. M. 6,–.

Groener, Maria. Weibeslehre. Von Weibes Wohl und Mannes Macht. Hattenheim 1927, Verlag Psychokratie. 190 S.

Heilborn, Ernst. Zwischen zwei Revolutionen. Der Geist der Schinkelzeit (1789–1848). Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 317 S.

Hille, Wilhelm. Theismus oder Atheismus? Eine Untersuchung über die Grundfrage der Theologie. Rostock, Selbstverlag. 94 S.

Howald, Ernst. Mythos und Tragödie (Philosophie und Geschichte 12). Tübingen 1927, J. C. B. Mohr. 35 S. M. 1,50.

Knötel, Paul. Aus alten schlesischen Städten. Schweidnitz, L. Heege. 127 S. M. 1,75 (2,50).

Lenk, Emil. Das Liebesleben des Genies. Radeburg 1926, Madaus & Co. 382 S.

Lichey, Georg. Italien und wir. Dresden 1927, Carl Reißner. 295 S. M. 7,– (9,–).

Rathenau, Walther. Neue Briefe. Dresden 1927, Carl Reißner. 92 S. M. 2,50 (4,–).

Rohracher, Hubert. Persönlichkeit und Schicksal. Grundlegung zu einer Wissenschaft und Philosophie der Persönlichkeit. Wien 1926, Wilhelm Braumüller. 135 S. M. 3,70 (5,20).

Schacht, Hjalmar. Die Stabilisierung der Mark. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 194 S.

Schnitzler, Arthur. Der Geist im Wort und der Geist in der Tat. Vorläufige Bemerkungen zu zwei Diagrammen. Berlin 1927, S. Fischer. 60 S. M. 3,–.

Seiß, Anton. Illusion des Spiritismus (Zur religiösen Lage der Gegenwart, Heft 17). München 1927, Franz A. Pfeiffer. 221 S. M. 5,–.

Silesius, Angelus. Heilige Seelenluft. Mit einem Nachwort herausgegeben von Reinhold Zickel. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 146 S.

Wolters, Friedrich. Der Deutsche. Ein Lesewerk III, 1.–3. Die Neuzeit im deutschen Reich, IV, 1.–2. Die Gestalt des Deutschen. Breslau 1927, Ferdinand Hirt. 390, 227 S.

Wyneken, Gustav. Der europäische Geist. Leipzig 1926, Der Neue Geist-Verlag. 181 S. M. 6,50 (8,50).

* * *

Reclams Universal-Bibliothek. 6721. Adam Müller-Guttenbrunn, Das idyllische Jahr. 76 S. – 6722/23. Heinrich v. Treitschke, Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg. 170 S. – 6724. Otto Roquette, Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen. 93 S. – 6729/30. Wilhelm Weigand, Wendelins Heimkehr. Erzählung. 144 S. – Leipzig, Philipp Reclam jr.

* * *

Francke, Kuno. German after-war Problems. Cambridge 1927, Harward University Press. 133 S.

Redaktionsschluß: 5. März

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 5,–, Einzelheft Gm. 2,–.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
SEP 2 1927

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 Mai Heft 8

Richard Wenz .. .. Vom Wesen der rhein. Dichtung
Herbert Saekel .. .. Von belgischer Dichtung
Max Spanier .. .. .. Probleme europäischer Dichtung
Ernst Lissauer .. .. Die Gedichte von A. Miegel
Bernhard Diebold .. .. Romanhafter Roman
Emil Lucka .. .. Schnitzler als Charakterologe
Gustav Wolff .. .. Annie Vivanti
Otto Forst de Battaglia .. .. Dmitrij Mereschkowskij
Agnes Miegel .. .. Drei Gedichte
Ernst Lissauer .. .. Eine Manuskriptseite
Rudolf Palgen .. .. Keller und Gogol
Teiel Mansholt .. .. Das Urbild des Hauke Haien

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Vorlesungschronik * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Ich bin begeistert von dem Buche — es ist der beste geschichtliche Roman, den ich seit langem gelesen habe. Wie Neumann den Stoff zu gliedern verstanden hat, und wie er zu erzählen weiß, ist geradezu glänzend
schreibt Fedor von Zobeltitz über

Alfred Neumann

DER TEUFEL

Roman

31. bis 35. Tausend. In Leinen gebunden M 7.50

Mit dem Kleistpreis 1926 gekrönt

Das ist ein Prachtstück der Erzählerkunst, mit Recht durch den Preis der Kleist-Stiftung vor anderen hervorgehoben. Hier haben die Dinge bei aller Gegenständlichkeit den Glanz des nicht nur Dokumentarischen, vom Dichter her schwebt eine besondere Luft darüber, ein silbriger Nebel des Poetischen. Fritz Engel im Berliner Tageblatt.

Dieses Buch ist des Preises wert, denn es ist nicht nur die überraschende Verlebendigung historischer Wirklichkeit, sondern es ist bis zur Unheimlichkeit geladen mit psychologischen Spannungen.
Hannoverscher Anzeiger.

In einer Sprache streng und geballt mit unerhörter Kraft und Eindringlichkeit geschrieben. Ich kenne wenige Bücher, die von so prachtvoller männlicher Härte sind. Hamburger Fremdenblatt.

Voller Geist, Gestaltungskraft und tiefer Mystik.
Gabriele Reuter im Tagebuch, Berlin.

Was für eine Technik des Schreibens! Welch ungeheurer Mut, welche Tiefe des Leids, welche Größe und Hoheit des einfach Menschlichen! Die Neumannsche Dichtung ist ein Werk von unerhörter Eindringlichkeit, Tiefe, Größe und Weite. Die schöne Literatur, Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt ★ Stuttgart Berlin Leipzig

Digitized by Google

Vom Wesen der rheinischen Dichtung

Von Richard Wenz (Köln)

Unter dem bisherigen Gesichtswinkel der Provinzliteratur, die mit Brentano beginnt, ist das Wesen der rheinischen Dichtung nicht zu erkennen. Die Schau muß räumlich das ganze Gebiet des einenden Stroms, zeitlich seine fünfzehnhundertjährige Geistesgeschichte umfassen. Sie reicht also über die nationale Umgrenzung hinaus, wo zur Römerzeit Ausonius und Fortunatus stehen, der eine Lehrer an der Rhetorenschule zu Trier, der andere christlicher Priester, dazu als Kelte aus der Po-Ebene den Rheinländern blut- und stammverwandt. Beide Sänger eines heitersinnlichen, naturvertrauten Liedes, das die Reize der rheinischen Landschaft eindringlich schildert und oft auch in dichterischer Leuchtkraft darstellt.

Außerdem kennzeichnet das Romanentum des Fortunatus in sprachlicher und geistlicher Hinsicht den Weg, an dem als erster Markstein des Deutschtums der „Krist" des Benediktiners Otfrid von Weißenburg steht. Trotz seiner bewußten, wenn auch nicht entschiedenen Abkehr von der fremden zur eigenen Sprache behält Rom zwar das literarische Monopol; der Einfluß des Klosters auf Geistesleben und Volkstum bleibt jahrhundertelang bestimmend, und noch heute blüht an der „rheinischen Pfaffengasse" die religiöse Dichtung üppiger als sonstwo in deutschen Landen.

Ein anderer starker Zweig sprießt der Dichtung des Rheinlandes im Heldenlied und der ritterlichen Poesie. Wenn auch dem Zerstörungswerk Ludwigs des Frommen das Heldenlied der Völkerwanderung (eine Wiedergeburt des von Tacitus bezeugten germanischen Barditus) zum Opfer gefallen war, so erwachte durch die Kreuzzüge doch von neuem heldischer und ritterlicher Sinn, der im burgenreichen Rheinland fruchtbaren Keimboden für das Epos und die Spielmannsdichtung fand. Daß das geistliche Element zum Besitz der Volksseele geworden war, wird auch jetzt ersichtlich; denn das Epos weist durchaus christliche Züge auf, nicht zuletzt das Nibelungenlied, das man mit Recht als am Rhein gewachsen ansehn darf. Eine spätere Kriemhild-Dichtung, „Der Rosengarten von Worms", fügt zu den beiden Hauptmerkmalen des rheinisch-deutschen Epos noch ein drittes mit seinem derben Humor, der ebenso bezeichnend für die Art des Rheinländers ist, wie es die schon starke westliche Würze und der erotische Gefühlsüberschwang von „Tristan und Isolde" sind. Zu diesem ersten quellfrischen, leidenschaftlichen Liebeslied mußte ein Dichter das rasche, glühende Blut, die leichtlebige, hemmungslose Sinnlichkeit des Alemannen Gottfried von Straßburg haben. Allerdings war in seiner Heimat, der „deutschen Provence", auch das Minnelied nicht landfremd, dessen oft schwülstige Klänge nur hier eines Frauenlob Unsterblichkeit begründen konnten.

Die aufgezeigten Wesenszüge der frührheinischen Dichtung gehen, meist ineinander verflochten, durch alle Literatur auch der folgenden Zeit, vom frommen Kulturspiegel des Cäsarius von Heisterbach zu den lockeren Gesängen des entlaufenen Klerikers, der sich den Erzpoeten nannte, vom minnig versunkenen Marienlied bis zum losen Fastnachtsspiel. Und nie löst sich die Wechselwirkung zwischen Geistesleben und Volkstum. Des Rheinländers gleichstarke Neigung zu kirchlicher Askese wie zu weltlicher Festfreude und Geselligkeit (die Kirchmessen und Wallfahrten wissen beides wohl miteinander zu verbinden), seine Lust an Mummenschanz und Theaterspiel, seine stete Bereitschaft zu harmloser Schalkerei und deftigem Humor, das alles bewahrt er sich als lebendiges Erbgut aus dem Mittelalter.

Unterschiedlicher tief gruben sich die Geistesströmungen in dem Zeitraum vom 14. bis zum 17. Jahrhundert der rheinischen Literatur ein. Aber Mystik und Humanismus waren auch nicht Angelegenheiten des Volks, der letztere eher das Gegenteil und seine Literatur somit, als Treibhauskultur des Lateinischen, keine Offenbarung der Volksseele. Wohl gab das Rheinland auch

Digitized by Google

hier manche günstige Vorbedingung ab: in der Einsamkeit seiner Klöster reiften Fromme zum Gottschauen, für die römische Renaissance der Humanisten war das Kirchenlatein gegebenes Mittel, für ihre antike Sehnsucht der fröhliche Lebensgenuß des rheinischen Menschen Abglanz des Dionysischen. Daß aber die Reformation hier nicht tiefer Wurzel schlug, hatte seinen Hauptgrund in der unverbrüchlichen Romtreue des Rheinländers.

Am unmittelbarsten und festesten blieben seiner Eigenart in dieser Zeit Satire und Schwank verhaftet. Wickrams „Rollwagenbüchlein", Brants „Narrenschiff", Paulis „Schimpf und Ernst" und Fischarts satirisch-pädagogische Kampfschriften waren bodenständige Gewächse eines Volkstums, dem Schellenkappe und Pritsche auch heute noch nicht zum verstaubten Requisit geworden sind. Und wo anders als hier wäre schließlich Grimmelshausens „Abenteuerlicher Simplizissimus" möglich gewesen, dessen Grundton bei aller Abhängigkeit vom spanischen und französischen Schelmenroman doch das weltoffene, aus nördlich ernsten und südlich heiteren Elementen gemischte Rheinländertum des Bauernbuben und Landsknechts aus dem Maingau angibt?

In diesem Gegensatz seines Temperaments findet man vielleicht auch eine Erklärung für die Pendelschwingungen des rheinischen Volkscharakters, wie sie sich in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts dartun. Besonders wären so gleichzeitig auftretende Erscheinungen wie Georg Christoph Lichtenberg, die Brüder Jacobi und der junge Goethe in eine Linie zu bringen. Lichtenberg war Gegner sowohl der Stürmer und Dränger als auch der Schwärmer und Anakreontiker von Pempelfort. Wenn aber sein Name in die Reihe der großen rheinischen Satiriker gehört, so spiegeln sich nicht weniger in der Jacobischen Empfindsamkeit sowie dem Sturm und Drang rheinische Wesenseigentümlichkeiten wider. Auch Jacobis überpoetische Rheinverzauberung ist landläufig: festfrohe Sonntagsbegeisterung singt sich am Rheinstrom stets in schönfärberischen Liedern aus. In Klinger und seinen Zeitgenossen aber tobte sich kraftgenialisch der rheinische Tausendsassa aus, der „Teufelsbänder", wie er im Liede sich selber nennt. Goethe allerdings ragt aus rheinfränkischer Bewurzelung in die Höhe und Weite des Universalen und setzt damit auch seiner Heimat das Symbol: Mission des Rheinländers ist, aus Grenzpfahlenge hinauszuwachsen ins Europäische und so der Bezeichnung seines Landes als eines Mischkessels der Kulturen den höheren Sinn zu geben.

Dem widerspricht nicht, daß die Literatur der Rheinlande damals und auch später einem allerdings nichts weniger als konservativen Nationalismus diente, dem kleinere Rebellionen wenn auch großer Geister (Georg Büchner) ebenso Naturnotwendigkeiten waren wie die Napoleonschwärmerei Heines. In diesem Grenzland der Rassen, Völker und Kulturen müssen sich die Gegensätze einander ausgleichend befruchten oder doch stärkend berühren.

Stärkend und befruchtend wirkte sich diese Berührung in den beiden Halbromanen Görres und Brentano aus, indem sie jenen nach mancherlei politischen Wandlungen zum deutschesten Zeitungsmann, diesen zum Romantiker formte. Denn mag immerhin die rheinische Romantik vor allem deutschen Ursprungs und Inhalts sein, so wohnt ihr doch auch ein starkes südliches Element inne, das in Brentanos Rheinmärchen sich als blühende Phantasie und bezaubernde Sprachkunst entfaltet. Vielleicht liegt ferner auch gerade darin, daß am Rhein Romanisches und Germanisches ineinanderfließen, ein Grund für seine besondere Eignung zum Strom der Sagen und Legenden, der Wunder und Märchen, zum Strom endlich auch der Lieder, dessen Schätze zu heben der Romantik vorbehalten war. Nirgends konnte zwar auch die blassere Blume der Nachromantik so gedeihen wie hier, wo leichte Begeisterungsfähigkeit Wein, Weib und Gesang als der Weisheit letzten Schluß preist, und wo vormärzliche Dichterbünde, von rheinischem Geselligkeitstrieb geschlossen, in National- und Freiheitsliedern miteinander wetteiferten. Diese Lieder sind heute ebenso verklungen wie die Sänge von alter Ritterherrlichkeit; die Namen Wolfgang Müller von Königswinter und Scheffel stehen nur noch in Literaturgeschichten und an Lokaldenkmälern, weniger ihr vergessenes Werk repräsentierend als eine Schattierung rheinischer Geistigkeit, in der man draußen irrigerweise oft ihren wesenhaften Zug erblickt.

Digitized by Google

Der Industrialismus schien das Antlitz des Rheins anfangs ebensosehr zu verändern, wie der Realismus Immermanns und seiner Nachahmer einen vermeintlichen Fremdkörper in die rheinische Literatur einführte. Aber schon die Romane Hackländers, der bezeichnenderweise aus dem zeitbeherrschenden Kaufmannsstande kam, waren keine konsequente Realistik mehr, und heute ist das Merkmal gerade der niederrheinischen Erzählungsliteratur eine Realromantik, die sich ganz entschieden zur Tradition Brentanoscher oder gar mystisch verinnerlichter Heimatschau zurückbiegt.

Wie mehrmals schon angedeutet wurde, spannen sich solche Beziehungen auch von andern literarischen Gipfelpunkten der rheinischen Geistesgeschichte zur Dichtung der Gegenwart. Daß sie nicht immer mit den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungslinien parallel laufen, dürfte ein Beweis für die Stärke des Volkstums sein, dessen Ausstrahlungen manchmal wohl geschwächt, aber nie unterbunden werden konnten. Es ist also erklärlich, daß sie sich auch in den Besten unserer Zeit noch stark genug erweisen, Leuchtturmlicht der deutschen Westmark zu sein.

Von belgischer Dichtung

Von Herbert Saekel (München)

Noch niemals, scheint mir, ist recht klargestellt worden, welche große Bedeutung für die Entwicklung der modernen europäischen Literatur das kleine Land Belgien gehabt hat und noch hat. Weil seine Bevölkerung der ethnographischen und sprachlichen Einheit ermangelt, hat man sich daran gewöhnt, Belgien als ein durch Vereinigung zweier einander in jedem Betracht wesensfremder Provinzen geschaffenes künstliches Gebilde anzusehen. Aber wie sich dies „künstliche Gebilde" in den vielen sozialen, politischen und kriegerischen Stürmen der letzten hundert Jahre als Einheit behauptet und eine erstaunliche natürliche Lebenskraft bewiesen hat, so ist es abwegig, es in eine wallonisch-französisch-romanische und eine flämisch-holländisch-niederdeutsche Kulturprovinz zu zergliedern und (wie dies zumeist geschieht) darauf hin auch die Existenz einer einheitlichen belgischen Literatur zu negieren, indem man die belgischen Dichter je nach der Sprache, in der sie schreiben, entweder der französischen oder der holländischen Literatur zuzählt. Gewiß war und ist Paris das Mekka nahezu aller wallonischer Dichter, und gewiß führen auch manche Fäden von der flämischen Dichtung nach dem stammverwandten (aber andersgläubigen!) Holland, aber dennoch sind die Wallonen keine Franzosen, waren sie es nie, und ebensowenig darf man die Flamen etwa als Westholländer ansprechen. Vielmehr hat sich im fast jahrtausendlangen Zusammenleben und Zusammenarbeiten der beiden Stämme auf dem gleichen Boden, in der vielfältigen Verquickung und Gemeinsamkeit ihrer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschicke, ungeachtet aller sonstigen Gegensätze zwischen ihnen, eine Wallonen und Flamen gemeinschaftliche geistige Haltung herausgebildet, die auch in der Literatur der beiden Gruppen deutlich erkennbar ist. Es gibt, allen kulturwissenschaftlichen Theorien unentwegter Rassefanatiker zum Trotz, eine einheitliche belgische Kultur, wiewohl es kein einheitliches belgisches „Volk" gibt, eine Kultur, die weit älter ist als der geographische Begriff und die politische Tatsache „Belgien", und es gibt, wiewohl unsere Literaturgeschichten diesen Begriff nicht kennen, eine belgische Dichtung, wie es ja auch eine schweizerische Dichtung gibt, die freilich von unseren Literaturprofessoren ebenfalls (in deutsche, französische und italienische Dichtung schweizerischer Ausprägung) zersäbelt wird.

Die Belgier sind sich denn auch — wie die Schweizer — dieser Einheitlichkeit ihrer Literatur trotz sprachlicher Zerrissenheit durchaus bewußt (das Programm der Jeune Belgique von 1882, jener Gruppe, die zumeist kurzerhand als Gefolgschaft der französischen Parnassiens angesprochen wird, lautete bezeichnenderweise: „Soyons nous!"). Wenn wir die Verhaeren, Rodenbach, Lemonnier, Maeterlinck, Giraud, Gregh, Kistemaekers, Lerberghe, Rosny als französische, die

Digitized by Google

Bergmann, Buysse, Streuvels, Teirlinck, Timmermans, Vermeylen usw. aber als holländische oder flämisch-holländische Dichter behandeln, so hat man in Belgien dafür nur ein leises Lächeln. Selbst im Weltkriege, da man doch in Belgien, abgesehen von dem kleinen Kreise der flämischen Aktivisten, seine enge Verbundenheit mit Frankreich bei jeder Gelegenheit nachdrücklich betonte, gab der Verlag Lamertin in Brüssel eine neue Bücherreihe unter dem Titel „Anthologie des ecrivains belges de langue française" heraus! Wie sehr das bei uns übliche Einteilungsschema den Dingen Gewalt antut, mag man vollends aber daraus ersehen, daß nicht wenige der „französischen" Dichter aus Belgien ihrer Stammeszugehörigkeit und Muttersprache nach Flamen sind (so Demolder, Eekhoud, Maeterlinck, Verhaeren), während andererseits einige Wallonen flämisch schrieben, und daß selbst die „Bibel der Flamen", de Costers „Tyl Uilenspiegel", in französischer Sprache geschrieben ist! Gewiß dauert die innerstaatliche Auseinandersetzung zwischen dem wallonischen und dem flämischen Volksteil Belgiens noch immer an, aber durch das gemeinsame große Erlebnis des Weltkrieges und seiner Prüfungen ist die Annäherung der beiden Lager (entgegen einer bei uns weit verbreiteten Annahme) sehr gefördert worden, insonderheit auch auf literarischem Gebiet. Das Werk, das während des Krieges die kleine Halbmonatschrift „Resurrection" einleitete und das in der Arbeit der flämischen Zeitschrift „Ruimte" und anderer Nachkriegsunternehmen seine Fortsetzung fand, steht ganz im Zeichen kultureller Zusammenarbeit von Wallonen und Flamen auf dem Boden ihrer von den kriegerischen Ereignissen so schwer heimgesuchten gemeinsamen Heimat Belgien. Mochte es vor dem Kriege noch angängig sein, die Literatur Belgiens auf den französisch-romanischen und den holländisch-niederdeutschen Kulturkreis zu verteilen — heute müssen wir die belgische Dichtung als Einheit betrachten und werten, als eine Einheit fest zusammengefügt durch jahrhundertelanges Miteinanderleben der beiden Volksteile und durch die gemeinsame Liebe zu der einen schönen und reichen, ackerschweren und lichtbegnadeten Heimat, der in den Stürmen des letzten Jahrzehnts so Schweres widerfuhr.

Als Repräsentanten belgischer Dichtung von heute seien zum Beschluß zwei Autoren nun genannt, von denen man meines Wissens in Deutschland bislang noch keine Notiz genommen hat: ein Wallone und ein Flame. Der Wallone ist Maurice Gauchez, der mehrere Reisebücher und einige Versbände veröffentlichte (unter diesen „Rafales", 1918 mit dem Preis der Akademie ausgezeichnet), um dann in „Ainsi chantait Thyl" sein lyrisches Hauptwerk zu geben. Es ist zwar in seinen Versen hier und da ein wenig Erbteil von Verlaine und wohl auch Samain, vor allem aber von Verhaeren, aber in der Mischung dieser verschiedenen Einflüsse mit einer durchaus originellen Musikalität der Sprache und einer ebenso eigenwilligen lyrischen Architektonik wie in der kräftigen Bildhaftigkeit, mit der ein männlich erdennahes Ethos in ihm zum Ausdruck kommt, ist das Ganze doch von stark persönlicher Art und Wertigkeit. Ungemein reizvoll ist die Einkleidung des gesamten Werkes: der Dichter gibt sich selbst als Reinkarnation Tyl Uilenspiegels, des Helden und Lieblings des alten Flandern; wie Tyl wandert er, durch den Krieg heimatlos geworden, durch die Lande und singt seine Lieder — Lieder der Liebe und Heimatsehnsucht. Auch Nele, Lame Goedzaek und Claes, die allen Lesern des Uilenspiegel-Romans wohlbekannten Gestalten, tauchen in seinen Versen auf, und ebenso übernahm Gauchez die ganze tiefgründige Symbolik dieses großen Werks. Gleichwohl ist sein Buch nicht etwa eine romantisch altertümelnde Maskerade — Bilder aus dem Schützengraben wie aus dem Treiben heutiger Großstadtmenschen und mancherlei moderne Akzente sind vielfältig und reizvoll hineinverwoben. Als Zeugnis für das Ganze, das man fast wie einen lebensvoll bunten Roman in einem Zuge lesen mag, sei eins der feinen Bilder flandrischer Landschaften hierhergesetzt:

Il est des ponts . . .

In Flandern
sind Brücken,
die zücken,
wie Mücken
springen, ihre Glieder —
und andere wieder,
die über Ufer und Wasser hinschleichen
wie Boote, die langsam vorm Winde hinstreichen.

Digitized by Google

In Flandern
sind Brücken,
die drücken
hoch den Rücken
wie Esel und Maultiere der Sonne entgegen,
die ihre durchsichtigen Ohren bewegen,
und wie, gebeugt von der Last der Jahre,
auf fernen Wegen die alten Leute im grauen Haare.

In Flandern
sind Brücken,
die schmücken
der Horizonte Lücken,
gleich Bergen ragend, mit kühnem Bogen
über dem rauschenden Spiele der Wogen.

Sehr lehrreich nun ist es zu sehen, wie der Flame Fritz Francken (Pseudonym) in seiner geistigen wie literarisch-formalen Haltung dem Wallonen Gauchez nahesteht. In seinem Versband „Het Heilige Schrijn" singt auch er immer und immer wieder von der Schönheit, von der mystischen Verklärtheit, von der an wundersamen Geschehnissen und künstlerischen Glanztaten so reichen Geschichte seiner belgischen Heimat. Auch er stand vier Jahre im Schützengraben, aber, wie in Gauchez, klangen da in ihm nicht kriegerische Töne etwa auf, sondern Lieder der Liebe und Heimatsehnsucht und melancholisch nachdenkliche Verse über das Ausgeliefertsein des Menschen an die Mächte, die Weltgeschichte machen. Auch hier mag eine Probe (im Urtext, da eine Übertragung für deutsche Leser hier nicht vonnöten scheint und den Reiz des Originals niemals ganz wiedergeben könnte) besser als alle beschreibenden und wertenden Worte für den Dichter und sein Werk zeugen:

Voorposten

Eilanden in den watervloed,
zoo liggen daar verspreid de posten,
die hoeveel zweet en hoeveel bloed
en hoeveel pijn den jongens kosten!

Zes, zeven zakjes, klam, gescheurd,[1]
wat prikkel draad[2] er rond gespannen,
een schietkanteel erop gesleurd,
bewaakt door schaars[3] een handsvol mannen ...

Dag in dag uit bezet.[4] Geen stond
mag waak noch aandacht falen.
En is er een gedood, gewond:[5]
geen brankardier[6] om hem te halen!

Zwei junge belgische Dichter — aber es gibt ihrer viele, die Anspruch darauf haben von uns gekannt und als belgische Dichter gewertet zu werden!

Probleme europäischer Dichtung

Von Max Spanier (Berlin)

Soviel wird in letzter Zeit über europäische Dichtung geschrieben, bald mit Fanfarengetön, bald mit ironischer Glossierung, daß der Versuch von Wert sein wird, ihre Begriffe und Grenzen näher festzusetzen. Die Zahl der Werke, die sich mit dem stolzen Epitheton „ein europäisches Buch" schmükken, wächst täglich. Obwohl wir von dem einigen Europa noch weit entfernt sind, wäre dies kein Grund, das Feld literarisch nicht vorzubereiten. Dichter sind oft genug Künder des Kommenden.

Nicht jedes Werk einer europäischen Persönlichkeit braucht Anspruch auf europäischen Wert zu haben. Das wäre ein Land ohne Grenzen. Anderseits kann dem Werk eines Künstlers, der fest in seiner Heimaterde wurzelt, europäische Geltung zukommen. Ausschlaggebend ist hierbei nicht der Inhalt des Werkes, sondern sein seelischer Gehalt und seine geistige Weite. Wenn der Held des Romans seinen Ausflug von Köln nach Fontainebleau unternimmt anstatt wie früher nach dem Drachenfelsen, ruhelos zwischen Nizza, Venedig und Locarno gondelt, nur in dem Gesellschaftsleben internationaler Hotels sich in seinem Element fühlt oder auf deutschen Schiffen seine französischen Waren nach Rußland expediert — das sind keine Vorzeichen einer europäischen Dichtung. Die Vergangenheit und die Gegenwart sind reich an internationalen Abenteurern, die in jedem Land zu Haus und nirgends heimisch sind, die alles wissen und doch nichts vollbringen. Diese Typen zerstören mehr als sie aufbaun.

Der europäische Erdteil gehört vielen Nationen, Rassen, Religionen, Sekten usw. Wahres Gemeinschaftsgefühl lebt nur in wenigen Führern

[1] Gescheurd = zerrissen; [2] prikkel draad = Stacheldraht; [3] schaars = kaum; [4] Dag in dag uit bezet = Tagein, tagaus im Dienst; [5] gedood, gewond = tot, verwundet; [6] brankardier = Sanitäter.

Digitized by Google

und Persönlichkeiten. Größtes Erlebnis wurden bis jetzt die Taten der Männer, die Europa in ihren Grundfesten erschütterten, mit neuem Geist die leeren Hirne, mit neuer Religion die verstaubten Gefäße füllten, neue Ausblicke in die ferne Zukunft eröffneten. Napoleon, der Staaten begrub und neue schuf. Luthers überragende Persönlichkeit. Tolstoj und Dostojewski wurden einem europäischen Geschlecht gemeinsames Erlebnis. Der „Johann Christophe" wurde einer bedrängten Jugend zum besten Freund, zum Tröster und Wegbereiter. Welche Kraft und Suggestion fluteten von Lenin und Trotzki über Massen! Die Auswirkung mancher dieser Persönlichkeiten ist noch nicht beendet. Es ist der Genius, dessen Flügelschlag Herzen erhebt und erniedrigt, Tore öffnet und schließt, Hoffnungen sät und Vernichtung bringt. Der Stimme dieses Gebieters sind wir Gefolgschaft schuldig.

Das letzte große Erlebnis der europäischen Völkerfamilie war der Weltkrieg. Er riß Tausende aus ihrem philiströsen Glauben, zerbrach traditionelle Anschauungen, erschütterte Gemeinschaften, erschloß neue politische Einstellung. Seine letzten Explosionen sind heute noch nicht überwunden. Der Schrei wider das nicht enden wollende Blutbad, die aufflammende Anklage, der Gottruf nach Frieden, das Finale nach dem höllischen Inferno: Der Glaube an den Menschen — dieses Martyrium haben wir alle gleichwertig durchlitten. Aus allen Teilen der Welt dröhnte der Stimmenaufruhr wider den wahnsinnigen Völkermord, und die Wandlung vom Kriegsgeist zur Vernunft, vom Gehorsam zum freien Gewissen brach wie eine Welle über die erschütterten Gemüter. Es erbrauste der Ruf nach neuer Religiosität, nach neuer Bindung mit den übersinnlichen Kräften des Alls und der Unendlichkeit, um einen neuen Sinn unserer Nichtigkeit abzuringen. In diesem Chaos, dieser Ziellosigkeit, politischer Hilflosigkeit und seelischer Zerrüttung wurden die Stimmen der europäischen Führer Wegweiser. Der augenblickliche Stand des Kampfes heißt: Vormarsch. Für Millionen gleiche Sehnsucht, gleicher Wille, gleicher Haß und gleiche Liebe.

Es muß durchaus nicht eine überragende Geistesgestalt sein, die zu einem europäischen Erlebnis führt. Das Schicksal eines Proletariers, das lasterhafte Leben einer Nana im Kreis einer dekadenten Gesellschaft, der Kampf eines Revolutionärs wider die bestehende Staatsform, die Rache eines Ausgebeuteten an seinem Brotherrn — diese Typen können in ihrem Seelenleben eine Sehnsucht, elementare Gefühle, tiefmenschliche Klänge haben, denen wir uns verwandt fühlen. Gestalten zu schaffen, die allen Kindern Europas zu gleichem Erlebnis werden, die in Herzen von Millionen Europäer gleichen Widerklang erwecken ... dorthin weisen die Spuren einer europäischen Dichtung. Am Ziel dieser Fährten thront die Menschheitsdichtung.

* * *

Zu diesen Gedanken wurde ich getrieben, als ich den Roman „Dome im Feuer", Werdegang eines Europäers, von Heinrich Herm las.[1] „Das deutsche Buch eines Franzosen in schweizer Freiheit gereift", lautet die stolze Ankündigung. Der Autor, Franzose von Geburt, Professor der Rechte an einer schweizer Universität, mit englischem Leben früh vertraut, schreibt aus Schmerz und Zorn über die unheilvollen Jahre 1914—1918 einen Roman in deutscher Sprache. Ein mutiger Schritt vorwärts, ein bedeutungsvolles Ereignis, das bei den Freunden der geistigen Solidarität Europas freudiges Echo finden wird.

Charli Varangue, normannischen Geschlechts, Sohn eines reichen rouener Reeders lernt schon in früher Jugend Deutsche kennen. Eine Reise nach dem Rhein offenbart ihm die Schönheit dieses Landes. Der Kölner Dom wird ihm zum mächtigen Erlebnis. Er ahnt die Verbundenheit der gotischen Dome von Köln und Rouen. Innerem Drange folgend, will er Künstler werden, ein Maler, ein Rubens, ein Künstler für Europa. „Ich will der werden, der ich bin," ist seine frühe Erkenntnis. Seine Sehnsucht nach Deutschland wird größer trotz einer väterlich-strengen nationalen Erziehung in der Epoche des französischen Revanchegeistes. (Der Roman beginnt ungefähr in den achtziger Jahren und endet nach dem Krieg.) Die Folge dieser Sympathie, seines Künstlertums ist der Bruch mit dem Vater, die Flucht nach Deutschland, in die Welt; überall wo Dome wachsen, sieht er seine Heimat. „Vor keinem Grenzpfahl hört das Reich der Schönheit auf." Aus der Vereinigung

[1] Berlin 1926, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 487 S.

Digitized by Google

seines französischen Blutes mit dem deutschen Geist hofft er höchste Kunstwerke schaffen zu können. Er will weder Franzose noch Deutscher sein, sondern ein Europäer, ein freier Mensch. Charli erkennt, daß die Chauvinisten und die Alldeutschen den kommenden Krieg bedeuten. In Paris sagt er den Revanchards den Krieg an und verkündet den Willen zu Europa, zur gemeinsamen Kultur. „Wir alle, Roms tüchtige Erben, latinisierte Germanen, latinisierte Kelten und Alteinwohner der Mittellandsmeerküste . . . Wir sind die Romania . . .!" Der Krieg kommt. In der Schweiz wird Charli davon überrascht. Seine deutsche Gemahlin zwingt ihn, an der Seite seines Vaterlandes seine Pflicht zu tun. Er gehorcht ihr. Aber nie ertrank in dem Blutbad seine freie Stimme. Nach seines Vaters Tod übernimmt er die Reederei, ohne sein Künstlertum aufzugeben und den in Deutschland erbauten Dampfer tauft er „Jean Jaurès". Zeichen der vollzogenen Wandlung, Signal der kommenden Zeit. Seefahrer sind Weltenverbünder.

Auf die Details des Romans eingehen, würde zu weit führen. Er zeigt vortrefflich Gruppierungen des französischen und des deutschen Gesellschafts- und Familienlebens. Nationen und Geschlechter stehen sich feindlich gegenüber, alle sind mit Liebe und Zuneigung bedacht. Ich glaube, daß Herm seine Franzosen dennoch besser gelungen sind als seine rheinischen Menschen, die zu wenig erdverbunden sind. Hie Esprit — hie deutsches Gemüt. Manche Schilderung führt zu genauer Malerei, Punktierung wäre besser. Die nächtliche Rheinfahrt wirkt zu romantisch und mondscheinhaft (!) Der Franzose hat die deutsche Sprache bezwungen, wenn man auch trotz vieler Schönheiten musikalische Feinheiten entbehrt. Das Werk bedeutet jedenfalls eine Tat, die zu begrüßen ist.

Es bleibt somit die Frage, ob dem Roman europäische Geltung zukommt. Daß Herm die deutsch-französische Verständigung, das geeinigte Europa erstrebt, wird dankbar gebucht. Welche Wirkung wird dieser Roman bei einem Engländer, Italiener oder Schweden hervorrufen? Schon der Ostelbier wird ihm mit anderen Gefühlen gegenüberstehn als ein Rheinländer, der in diesem Roman viel Verwandtes finden wird. Hiermit streifte ich die Spur, die ich oben angedeutet habe. Als Künstlerschicksal wirft der Roman nicht genug Qualen und Schmerzen der leidenden Seele auf, als poetischer Bahnbrecher ist seine Front zu schmal, er offenbart den Willen eines freien, starken, guten Menschen. Ein europäisches Erlebnis? Ich bezweifle.

Die gesammelten Gedichte von Agnes Miegel

Von Ernst Lissauer (Wien)

Ein außerordentliches Buch:[1] einige in Herrlichkeit vollendete Stücke, eine große Zahl trefflicher, eine Fülle köstlicher Strophen und Zeilen, freilich auch einiges Entbehrliche, aber wenig, das durchaus unter dem Niveau des Buchs liegt.

Doch können auch gegenüber dieser reichen Sammlung manche Bedenken nicht verschwiegen werden. Die Gedichte sind in drei Kreise geordnet: „Balladen", „Lyrik" und, beides vermischt, „Heimatliches — Gegenwärtiges". Diese letzte Gruppe vermengt Stücke, die einander fern stehen. Auch sonst sind Stücke nebeneinander gesetzt oder getrennt, ohne daß der Sinn dieser Ordnung fühlbar würde. Zum Beispiel gehören die Kaufmannsballaden zusammen, also: „Peter Harden" neben „Die schöne Dore" und „Das Begräbnis". Auch die übrigen Balladen sind kreuz und quer gestellt. Die Kunst, eine Sammlung aufzubauen, fehlt völlig; der Freund dieser Dichtung, dem sie seit zwanzig Jahren vertraut ist, fühlt dies um so mehr, als bestimmte Stücke kraft innerster Verwandtschaft unbedingt zusammen gehören. Eins aber wird wirklich als Schmerz empfunden: die Dichterin läßt aus dieser Ausgabe, die nach der Aufschrift des Verlages ihre Lyrik in „endgültiger Gestalt" enthält, eins ihrer stärksten Gedichte fort, „Der Tanz", das obendrein ihre Art am offenbarsten versinnlicht: im Hintergrund der bürger-

[1] Agnes Miegel, Gesammelte Gedichte. 1.–5. Tausend der Gesamtausgabe. Jena, Eugen Diederichs.

Digitized by Google

liche Umkreis; Leidenschaft, sich traumhaft, tanzhaft, mit zarter Gewalt, nicht mit letzter Berstkraft entladend; reifste Lyrik, doch so von verhohlener Stärke des Blutes bebend, daß fast schon Ballade geschieht. Umgekehrt: eine ganze Reihe lyrischer Gedichte kann gelassen entbehrt werden. Stücke wie „Mainacht" oder „Pfingstmorgen" könnten auch von Carl Busse gedichtet sein; ein Dutzend netter Gedichte wie „Das Kinderlied", „Flieder", „Die Schwester" wäre zu streichen, aber „Der Tanz" fehlt! Und auch manche Balladen sind nicht mehr erträglich. Das Nachahmen des Volkstons in „Das Märchen von der schönen Mete" oder „Die Müllersbraut", die billigen Reime auf „ein" — in beiden Gedichten — die den billigen Rhythmus noch verdünnen; das Nachahmen des Strachwitztons (etwa in „Kynstudt" die typische Zeitbestimmung: „Neun Jahre lang trug mein Haupt keinen Kranz," Beginn der letzten Strophe mit dem Namen: „Herzog Kynstudt, nun kämpfe noch einmal den Kampf").
Trivialitäten wie:

„Da alles groß und fremd und wunderbar
Und alles Unschuld und Verheißung war."

Oder dieser Bussisch falsche Schluß:

„Wie kann ein Stern vor Untergang
In solchem hellen Glanze stehn?"

Oder die kitschige Erfindung der Ballade von Siebenschön:

„Wie tat ihr Herz erschrecken,
Der war anders als alle, die je sie gekannt,
Schwarz war sein Haar
Und dunkelglühend sein Augenpaar,
Und fremd und fürstlich war sein Gewand;"

er sagt, er sei der Prinz von Samarkand, ist aber ein Mörder. Es scheint vielleicht kleinlich, solche Mängel — die nur Beispiele sind — herauszuheben; indessen, an Talente, an deren Vollendung die Tradition einen so bedeutenden Anteil hat, müssen, was formale Durchbildung und Auslese betrifft, allerletzte Anforderungen gestellt werden. Und es ist charakteristisch: je Miegelscher ein Gedicht empfangen ist, desto sicherer und sorgsamer ist es durchgestaltet. Wenn eine Dichterin solchen Ranges ihre Gedichte in endgültiger Gestalt herausgibt, dann wünschte man, daß keine Stücke enthalten wären, vor denen man ungeduldig wird, weil man auf weite Strecken hin spürt: das alles ist schon vorgeformt und vorhanden, hier Volksdichtung, hier Fontane; dann will man nicht vernehmen, was auch bei Münchhausen stehn könnte, sondern eben nur das Eigentümliche, das nur aus dieser einmalig hohen Dichterin erklingen konnte, oder aber, was sie aus der großen Folge der Überlieferung irgend erwarb, um es zu besitzen. Wie herrlich, wenn im „Märchen von der schönen Mete", nach zwanzig dünnen Strophen, endlich die Miegelsche Kraft emporlodert! Wie herrlich, wenn in der Siebenschönballade vom interessanten Mann die Zeilen ertönen:

„Es sang sie in Schlaf
Das Glockenspiel von Sankt Bogislav;"

da sind die Worte „Sankt" und „Bogislav" zu einmalig unverwechselbarer Verbindung ineinandergeschmolzen, und man schaut: diese Kirche kann nur in West- oder Ostpreußen stehen.
Wenn man die Sprache, die Rhythmen, die Reime, Gleichnisse, die Satzform der Miegel gleichsam chemisch schiede, so würde man erkennen, daß ihr in manchen Gedichten nur ein geringer Teil der Substanz zugehört, in anderen nur die Hälfte, wieder andere fast gänzlich, und eine erhebliche Anzahl völlig. Dies aber ist das Entscheidende: auch dort, wo Agnes Miegel durchaus sie selbst ist, steht sie in währender Überlieferung. Dieses Verhältnis zur Tradition, Stärke und Schwäche, muß gerade an dieser Stelle mit vollkommener Deutlichkeit herausgearbeitet werden; denn Sinn und Wille dieser Aufsätze ist: mitten durch das Wanken und Beben aller Formen und Gestaltungen hindurch die Kontinuität, die bauende Macht großen Zusammenhangs, zu schirmen; doch nicht nur nach links wider Zerrüttung und Auflösung, auch nach rechts wider Erstarrung und Gewöhnung.
Agnes Miegel bezeugt sich in den entscheidenden Stücken als eine überzeitliche Meisterin; vielleicht daß das impressionistisch verfeinerte Fühlen von Licht und Luft ihr Sehen und Spüren geschmeidigt und differenziert hat, aber, summa summarum, könnten ihre Gedichte auch früher oder später entstanden sein. Sie erschließt nicht neue Grenz- und Peripheriewerte des Gefühls, wie die spezifisch modernen Lyriker der letzten Jahrzehnte, sondern sie

Digitized by Google

spricht das ewig Gemeinsame auf eine — mit jenen Einschränkungen — zutiefst eigene Art aus. Mehr: das ewig Gemeinsame spricht aus ihr, sagende Überlieferung und Geschick von Völkern und Ländern, seherinnenhaft.

Frauenschicksale erzählt das Miegelsche Gedicht oft. Unsagbar hold verfärbt sich ihm Ton und Licht, wenn ein weiblich schimmernder lyrischer Glanz die spukhaft oder leidenschaftlich geladene Atmosphäre tränkt, wie in „Santa Cäcilia" oder „Die Rose". Man spürt überall den lyrischen Keimgrund und das verwandelte Bekenntnis. Aber diese lyrische Macht gestaltet sich selten schlechthin zum lyrischen Gebild, und immer gehören solche Stücke einem breiteren Wurzelbereich an, aus dem auch die stärksten Balladen erwachsen. Die persönlich bekennende Lyrik der Miegel wächst nie zu solcher Bedeutung: ein Allgemeines, ein Über-Persönliches muß aus ihr tönen, damit sich ihre Kraft zu voller Gewalt ansammelt.

Große Gesamtheit und Überlieferung großer Gesamtheit wirkt in ihr: Königsberg, Hanse, patrizisches Kaufmannstum; Altpreußen, Nehrung und Niederung, Strand und Haff, Wanderdüne und Brandung, Deutschritterorden und litauisch-heidnische Kunde „Patrona Borussiæ", die Schutzmutter des Preußenlandes, „die große blonde Mutter, der dies Land gehört", ruft ein Gedicht an; „Rossija" spricht, die große Mutter Rußland. Länder liegen in diesen Gedichten, wie Schweden unter dem Flug des Nils Holgersson im Epos der Lagerlöf; Name und Lauf großer Ströme klingt auf: Amur und Don, Wolga und Weichsel; nirgend Gebirg, nur Ebene, deren Tochter diese Dichterin ist. Und sie ist die erste, die Kaufmanns-Balladen schreibt: was für Thomas Mann Lübeck, ist für sie Königsberg. Jener Geist hansischen Patriziats, der die „Buddenbrooks" schuf (und zuvor „Die Söhne des Senators" von Storm), bildete ihre Kaufmanns-Gedichte, „Das Begräbnis" und „Der Abschied" (das bedauerlicherweise nicht aufgenommen ist) und auch die Ballade von der „schönen Dore".

Und gegenüber der großen Gemeinschaft die Abgesonderten, die auf immer andere und dennoch immer gleiche Weise „Abtrünnigen": Peter Hardens Tochter wird zur Dirne; Esther Cohn (auch dies gute Gedicht fehlt) folgt dem „Goj"; „die schöne Agnete" freit den schwarzen Wassermann und „die Braut" den Strom. Bürgertum, Judentum, Kirche, ja die Gemeinschaft der Menschen verstoßen sie. Das Elementare, unten im Abgrund gebunden, raunt und leckt und saugt empor: die Königstochter erliegt der Verführung des Nöcks, sie wälzt den Stein von der Tiefe, und die Flut bricht herein. Überall schläft das Heidentum unter dem Christentum: die Fischer opfern in Notzeit dem alten Gott der Wasser. Und dies Andersein, die elementarische und heidnische Gewalt und Leidenschaft, wird von den tiefkonservativen Mächten im Wesen dieser Dichterin als Schuld empfunden. Sie gleicht jener toten jungen Frau, die nachts geistert und von außen in die Stube blickt, wo an ihrer Stelle die neue Gattin eingezogen ist; es ist symbolisch: frühere Balladen schildern den Spuk vom Menschen aus, der vorm Fenster den Geist erschaut, Agnes Miegel aber von der geisternden Seele her: auch sie ausgeschlossen, auch sie, die Tote, nun ein Geist wie jene Elfen und Niren. Und gleich ihr sehnsüchtig blickt die „schöne Agnete" in die Kirche, die sie nicht mehr betreten darf. Es ist in balladischer Vision und Form die gleiche Sehnsucht, es ist die gleiche Situation wie zuweilen bei Thomas Mann: mit solchen Augen blickt Tonio Kröger auf den Tanz der Blonden und Blauäugigen.

Wenn die Dichterin streng strophisch gliedert oder die Zeilen paarweis reiht, so klingen stets, in größerem oder geringerem Maße eingeschmolzen, jene traditionellen Elemente mit; selbst auch in den höchsten Stücken, wie „Die Nibelungen", „Agnes Bernauerin", „Das Begräbnis". Der Atem des Verses scheint gebundener, verengter; nur in der „schönen Agnete" setzen sich die freieren, tieferen, lockereren Atemzüge dennoch durch. In anderen meisterlichen Stücken sind alle traditionellen Elemente aufgesogen: lyrische Gesänge wie „Frühlingsmond", „Rossija", „Cranz", in Balladen wie „Die Rose", „Bei den Verstoßenen", „Rembrandt", „Die Mär vom Ritter Manuel". Auch sie sind nach regelmäßigem Schema sorgsam aufgebaut, nur hie und da sind die Reime freier geknüpft, aber die Struktur hebt sich durchaus von der deutschen und englischen Volksballade ab, der jene anderen folgen. Der daktylisch springende Rhythmus scheint dem Geblüt und Atem der

Digitized by Google

Dichterin nicht gänzlich so gemäß wie der jambisch ebene jener andern. Aber dieser Duktus, der an das Fließen ihrer breiten Ströme gemahnt, wird von Gurgeln und Strudeln durchbrochen und unterrollt, die Zeilen und Sätze fließen in weiten Windungen ineinander, die mächtige Ruhe des Wortgangs zittert und schüttert von verhohlenen Gewalten. Und so bildet diese Sprachmusik zutiefst die inwendig geheime Struktur dieser Seele ab.

Denn eben: die Ballade steckt in dem Miegelschen Gedicht oft verhohlen wie ein Explosivstoff, dessen Entladung wir ahnen, aber noch nicht vernehmen. Darum schweben gerade wesentliche Gedichte der Miegel zwischen Lyrik und Ballade inmitten. Ein Lied wie „Liebe" wird durch den Fluch an den vielleicht einst ungetreuen Geliebten zu einer Ich-Ballade. Jener „Tanz" wächst aus linder Entrücktheit zu balladisch wirbelnder Ekstase. „Die Kinder der Kleopatra" drohen Cäsar Untergang. Noch geschieht nichts, doch es wird ein Düsteres geschehen. Zukunft hängt in schweren Gewölken über solchen Gedichten, und so auch über vielen Balladen. „Agnes Bernauerin" schaut ihr Geschick im Traum. Volkers Gesang weissagt der Nibelungen Not und Ende. „Das Schwert" pocht an der Wand und droht Brudermord. Uralte Verwandtschaft von Sager- und Sehertum: das Schauen dieser Dichterin ringt und tastet an den Grenzen der Dichtung, wie die Nixe im Kellerschen Gedicht an der gefrorenen Fläche des Sees, es sucht wieder zum Schauen in die Zukunft zu werden, das es einst war. Nach Friedrich Schlegels starkem Wort ist der Historiker ein „rückwärtsgekehrter Prophet", und der historische Dichter, wahrlich, ist es: er weissagt die Vergangenheit; das spottende Wort Fausts gilt als herrliche Ja-Sagung: es ist sein eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Und in einem ihrer großen Gedichte steht solch eine Drohung und Todesverkündigung, nun wirklich in die Zukunft gewandt und an die gesamte weiße Rasse gerichtet.

Das Doppelwesen der Dichterin, ihr tägliches und ihr entrücktes Antlitz ist dargestellt in dem Gedicht „Ich". Da steht sie mit den Freundinnen am Marktbrunnen, kennt Giebel, Stuben, Gesichter, lästert und neckt, aber fern der Stadt liegt sie in der Düne am Meer:

„Und ich sang in den Wind, in das Wirbeln rauchender Dünen ...
Sang meiner seltsamen Schwestern mondlichtgezeichnete Stirnen,
Sterblichen Leibes wie ich, jenseitiger Weisheit kund."

Romanhafter Roman

Heinrich Manns „Mutter Marie"

Von Bernhard Diebold (Frankfurt a. M.)

Heinrich Manns neuer Roman ist — romanhaft. Er heißt „Mutter Marie" und erscheint soeben bei Paul Zsolnay, Berlin-Wien-Leipzig. Er ist romanhaft im Superlativ.

Was ist romanhaft?

Romanhaft ist eine Geschichte, wenn ihre Handlung weniger auf wahrscheinlichen als exzeptionellen Vorgängen beruht. Es ist ja durchaus „möglich", daß eine Mutter aus irgendwelchen Motiven ihr Kind auf einem Brunnenrande aussetzt, es nach fünfundzwanzig Jahren wiederfindet, und dann von rasender Liebe zu diesem Sohn und Mann zerfleischt wird. Aber es ist schon ein bißchen romanhaft.

Noch romanhafter ist eine Geschichte, wenn die romanhafte Handlung der Hauptfigur mit ebenso exzeptionellen Gegen- und Nebenhandlungen der übrigen Spieler zusammenprallt, statt daß das erste Romanthema durch ein Milieu des Menschlich-Typischen und Alltäglichen die reale Rahmung und Wahrscheinlichkeit gewinnen könnte. Aber im Hause des Generals, von wo das ausgesetzte Baby vom Brunnenrande weggeholt und dann unbesehen als Kind und Stammhalter des Geschlechtes derer von Lambart auferzogen wurde, mogelt man sich fünfundzwanzig Jahre lang um diese Schiebung herum. Wenigstens der General weiß absolut nichts um den Bastard und drückt sich bei späteren Ahnungen vor der Stimme des Blutes.

Digitized by Google

Die Generalin allerdings hat seinerzeit eine Schwangerschaft vorgetäuscht, weil zur Erlangung einer Erbschaft ein Stammhalter vonnöten war. Was sie aber nicht selbst gebären konnte, legte man ihr zur rechten Stunde auf den Brunnenrand des Hauses. ... Auch das ist physikalisch und psychologisch durchaus „möglich". Aber ... aber es ist auch ein bißchen romanhaft.

Am romanhaftesten aber ist eine Geschichte, wenn das romanhaft Abenteuerliche der Haupt- und Gegenhandlungen getragen wird von Menschen, deren Seelen- und Lebensmotor wiederum das Exzeptionelle betreibt und übertreibt; wenn die Technik des Erzählens unerlaubte Spannungen beabsichtigt, die nur dadurch zustande kommen, daß man die primitivsten Voraussetzungen der Geschichte solange wie möglich künstlich verschleiert und erst gegen Schluß gebührend klarlegt; und endlich, wenn der Sprachstil sich der überdeutlichsten Formeln und Manieren befleißigt, um das Unbedeutende mit einem poetischen Schiller zu umglänzen. Das ist romanhaft im Superlativ.

Heinrich Manns „Mutter Marie" ist nicht romantisch. Denn „romantisch" wäre das Ergebnis eines Stilwillens. Der Stilwille Manns geht aber offenbar dahin, uns realistisches Leben der Gegenwart zu präsentieren. Wenn aber die Realität unfreiwillig „romantisch" wirkt, so ist sie nur romanhaft. „Romantisch" ist ein Stilfaktor. „Romanhaft" ist ein Qualitätsfaktor mit negativem Vorzeichen. Heinrich Manns „Mutter Marie" ist ein schlechter Roman.

Milieu und Personal

Wären Menschen, Technik, Stil und die ganze Konstellation dieser Erzählung nicht mit so krasser Gewolltheit ins Romanhafte und Unterhaltungsmäßige getrieben, so könnte man dem Autor vielleicht glauben, daß er zwar nicht mit seiner „Mutter-Handlung", jedoch mit dem „Milieu" ein Stück moroser Gesellschaft unserer Zeit entlarven wollte.

Eine Generalsfamilie in Schulden. Der Vater General: um seines adeligen Namens willen als Strohmann in der Riesenfirma eines Schiebers engagiert, der Präsident genannt wird.

Die Mutter: aus Not zu Erpressung und Betrug bereit.

Der Sohn Valentin: erst Leutnant, dann nach dem Kriege bezahlter Eintänzer in feinen Hotels, dann halb schuldiger und halb nichtschuldiger Beihelfer zu einem Fememord; dann Angestellter an des Präsidenten Bank und nebenbei ein Spieler — damit er die hohen Gelderpressungen seiner um den Fememord wissenden Rechtser-Kameraden bezahlen kann.

Eine mittellose Prinzessin: die im Hause des Generals umsonst einpensioniert ist, und für die man von der Fürstenabfindung einiges erhofft.

Ein Geschichtsprofessor: vom Vater der Prinzessin seiner enterbten Tochter zu Schutz und Bildung beigegeben, der die Keuschheit des guten Mädchens leidenschaftlich überwacht und dafür in den Nebenstunden ebenso leidenschaftlich einem anderen flüggen Kinde die Keuschheit mit der Peitsche austreibt.

Endlich der obengenannte Präsident: ein Hinkefuß mit zäsarischer Brutalität, der aber die Prinzessin bis zum Wahnsinn liebt, und dessen Wahnsinn die Generalin finanziell zugunsten ihres Sohnes auszunutzen sucht ...

Das ist die Jagd ums Geld, von Liebesdingen und einer an den Haaren herbeigeholten kommunistischen Episode hintergründlich kontrastiert. Das ist das Personal, um der romanhaften Hauptperson das zeitgemäß und hochmodern sein sollende Szenarium zu bereiten: der Mutter Marie.

Felicie — die irdische Liebe

Eigentlich heißt sie Felicitas-Marie und wurde als uneheliches Kind in einem Gebirgsdorf an der Grenze deutsch und welsch geboren. Kam dann mit einem Sprunge nach Berlin durch einen Reitknecht, der so stark war, daß er sie schlug, und späterhin an andere hingab. Dann freie Bahn für sie: daß sie als Dienstmädchen ein Kind gebiert, aber nicht mit ihm ins Wasser geht, sondern es nur auf dem Brunnenrand vor der Generalstüre deponiert. Dann — mit vollendetem achtzehnten Lebensjahr — einen reichen alten Trottel kennen lernt und schließlich beerbt. Worauf nach dem Sinnenteufel der Geldteufel in ihr hochkommt und ihre Spekulationen sie so reich machen, daß sie sich einen Mann mit adeligem Namen kaufen kann. Daher: Baronin Hartmann, Tiergartenstraße, Berlin.

Mit Geld sucht sie nun das Schicksal — ihr eigenes und das anderer — endgültig zu bestimmen.

Digitized by Google

Ihre Weltanschauung vom Gelde wird wichtig: Reinigung und Freiheit sind Erfolge des Geldes. Auch die Liebe ist eine seiner Wirkungen. „Arme sind noch niemals lange geliebt worden ... Käuflich ist die Liebe." Aber später sieht sie ein: Man kann mit Geld doch nicht die Seelenschuld bezahlen. Mit Geld kann sie auch nimmer den Sohn erkaufen. Denn da trifft sie ihn, den Vergessenen, nach fünfundzwanzig Jahren am Spieltisch — erkennt ihn natürlich erst nach und nach, sieht ihn erst als Mann, pumpt ihm nötige Summen, wittert aber dann das eigene Blut, entdeckt das „Mal" auf seinem Kopf; läßt aber in seelischer Verhaltenheit zuerst kein Wort zur Anagnorisis verlauten (wie die Antike sagen würde), reizt aber dann durch kleine Wörtchen vom Brunnenrand usw. die Ahnungen des anderen — bis Valentin auch seinerseits die Mutter spürt und beide sich in halb pietätvollem, halb inzestuösem Rausch erkennen.

Die himmlische Liebe

Bis dahin war Felicitas-Marie vorwiegend noch die mondäne Felicie. Ihr zweiter Teil entwickelt sich sehr schmerzvoll zur „Mutter Marie". Sie muß ihre Eifersucht auf die Prinzessin unterdrücken, mit der sich Valentin vermählen soll. Sie muß, was nicht viel leichter ist, ihre mammonistische Weltanschauung zum Teufel jagen; muß die Erpressungen der Generalin durch das Medium Valentin mit ihrem Reichtum bezahlen. Sie muß über allem aber zur inneren Reue kommen, bevor sie Mutter Marie werden darf. Weil Reue das Schwerste ist, wird sie nach zwanzigjähriger Pause wieder zur Beichte gehen. Der Priester in der Hedwigskirche in Berlin wird ihre fünfundzwanzigjährige Vergeßlichkeit als Mutter und die mit Sinnlichkeit und Geldgier ausgefüllte Zeit als fast unlösbare Schuld und Sünde anrechnen. Aber ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in einem Büßerheim wird es vollbringen. Sie gibt ihr Selbst auf. Sie wird Mutter Marie ...

Das war zwar vorbereitet: in ihrem Hotelzimmer packte sie von jeher ein Madonnenbildchen aus dem Koffer: eine Muttergottes mit zu großem Kopf, fast ohne Schultern in dem steifen, blauen Mantel mit goldener Kette und goldener Krone auf goldenem Thron. Sie hält ein Zepter — aber sie hält kein Kind. Diese Madonna muß ihr Schieberleben rechtfertigen. „Gott unterschied sich nicht vom Erfolg, das Seelenheil vom guten Geschäft — weder für Beterin noch Bild. Sie verstanden sich." Das Bild verzeiht ihr sogar alle jene Taten, die „ihre ungläubigen Genossen sich selbst vielleicht nicht ganz verziehen". Ein praktisches Bild. Es wird erst versagen, wenn sie statt um Erfolg und Geld einst um ihr Kind beten wird. Dann wird sie selber „Mutter Marie".

Symbolik ... die an Blasphemie grenzt.

Über-Spannung

Die Generalbeichte gibt im letzten Drittel des Buchs durch chronologische Schilderung endlich den klärenden Zusammenhang über alles, was die Spannungsabsicht des listigen Autors bisher nur bruchstückweise andeutete. Doch diese erkünstelte Technik hat das Gegenteil erreicht: die Unklarheit entspannt bis zur interesselosen Langeweile. Wenn endlich die katholische Gewaltkur Klarheit schaffen soll, ist uns die irdische und himmlische Beschaffenheit sowohl der Felicie als der Marie schon gleichgültig geworden. Mag sie büßen. Mag sie sich — zum Triumph des Romanhaften — von dem Herrn Präsident Seehase in seinem Liebesfanatismus an Stelle der Prinzessin entführen lassen, ohne daß dieser Seehase es merkt, welcher Hase ihm eigentlich im Pfeffer und im Auto liegt ... es kann uns nach soviel Spannung nicht mehr weiter treiben. Die Überspannung trägt die Sühne der Langeweile in sich ... Mögen auch die beiden Tanzpuppen, Valentin und Prinzessin, an sich selig werden und als reine Jugend aufblühen über dem Morast der Geldgeschäfte ... was kümmert's uns? Denn alles ist ja nicht wahr. Denn es ist längst schon als „Roman" entlarvt. Denn alles ist romanhaft.

Verräter Stil

Und wenn es noch glaublich wäre, weil diesen Seelen- und Körperabenteuern ja schließlich kein physikalisches Naturgesetz widerspricht und auch das exzeptionellste Geschehen schließlich einmal geschehen könnte — so wird die Diktion des Heinrich Mannschen Stils zur endgültigen Diskreditierung dieser eventuellen „Möglichkeiten" führen:

Digitized by Google

„Sie hatte die völlig grade Nase mit breiter Wurzel, die einzige, die ihn in seiner Lage nicht einschüchtern konnte." (S. 47.)

„Baronin Hartmann sagte: ‚Es ist der größte Rubin, dem ich begegnet bin,' — und als begegnete sie ihm erst jetzt, hielt sie große, stumme Tieraugen starr auf ihn gerichtet ..." (S. 58.)

„...Valentin betrat schnell den Flur, hier fiel der Professor ihm entgegen von der Treppe bis vor seine Füße ..." (S. 240.)

„...Wild warf der Präsident den Rumpf nach allen Seiten. ‚Mir ist alles gleich, ich gehe über Leichen.'" Ihm war anzusehen: auch über seine eigene. (S. 231.)

„...Seehase, Sie gelangen nicht hinauf," sagte sie kalt entschlossen. Zu sich selbst: „Mut! Ich bin keine Schollendorff mehr." Laut, aber nicht zu laut wegen des Generals: „Oder Sie bezahlen mich." (S. 237.)

„Der Präsident stirbt und zahlt nicht. Du aber bleibst, was du nun bist. Geh in dein Kämmerlein, armes Inakind, und kannst du, weine!" (S. 239.)

„Von Stufe zu Stufe," dachte sie traurig — wenn auch mit letzter Befriedigung, dem Leben, das es nicht anders wollte, doch wenigstens genügt zu haben durch ihren Abstieg ..." (S. 239.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Genug des Abstiegs! Das ist der heutige Stil des Schöpfers der phantastisch glühenden „Herzogin von Assy", der großartigen Karikatur „Professor Unrat" und der von hundert wahren Einzelleben wimmelnden „Kleinen Stadt!" Warum uns diese unmögliche „Mutter Marie" mit ihrer aufgeklebten Katholizität? Warum mußte aus dem Meister romantischer Wirklichkeitsgestaltung ein — Romanschreiber werden?

Arthur Schnitzler als Charakterologe

Von Emil Lucka (Wien)

Es ist ein Zeichen stärkster Bewährung für den Menschengestalter, wenn er über die interne Tragik der von ihm geschauten, geformten, beseelten Menschen hinauf zu persönlicher Tragik ansteigt, wenn er nicht nur als ein überlegener Bildner fremder Schicksale wirkt, sondern einmal unerwartet hinter aller Vielheit seiner Welten hervortritt und ein tragisches Antlitz enthüllt. Solches scheint mir aber aus der neuen Schrift Schnitzlers: „Der Geist im Wort und der Geist in der Tat, vorläufige Bemerkungen zu zwei Diagrammen" (Verlag S. Fischer, Berlin, 60 S.) hervorzutreten.

Allgemein und abgesehen von der ins Auge gefaßten Arbeit: Der Dichter, der sich immer wieder begierig in fremde Seelen einsenkt, der über fremden Gedanken brütet und in fremder Leidenschaft verbrennt — er muß einmal, wenn er ein wahrhaft lebendiger Mensch ist, im Innersten erzittern: Wer bin ich? Ich selbst? — Unwiderstehlich ist ja der Drang, der ihn immer neu ins Chaos der Menschenseele hineinjagt, er schlürft von fremdem Blut, berauscht sich an fremder Lust — eigene Lust, stirbt zerschnittenen Herzens an fremdem Leid; lebt er doch in geheimnisvoller Kommunion mit vielen, eigene Seele in fremde Seelen strömend, fremde Seelen nährend in der eigenen bis zur letzten Ekstase oder Verzweiflung. Für Goethe ist dieser Prozeß so überaus schmerzhaft gewesen, daß er Scheu trug, sich an Gestalten dramatischer Dichtung hinzugeben, und Shakespeare hat sich am Ende seines Lebens wieder zurückgenommen aus aller Vielheit, hat seine Seele nicht mehr ausgeteilt. Der weise Prospero spricht:

> So brech ich meinen Stab,
> Begrab ihn manchen Klafter in die Erde,
> Und tiefer als ein Senkblei je gereicht,
> Will ich mein Buch versenken.

Es scheint mir, daß in dieser theoretischen Schrift des Dramendichters Schnitzler Verwandtes geschieht. Seine Menschen sind vielfach schillernd, überreich nuanciert gewesen, sie gehören in ihrer seelischen Mannigfaltigkeit zu den reichsten, die die moderne deutsche Dichtung geschaffen hat, und sie sind so völlig auf psychologische Abschattung gestellt, daß sie von Gut und Böse, von Wahr und Falsch, von allen geraden Linien im Aufbau der Seele nichts mehr wissen. Ihr Schöpfer ist in

Digitized by Google

einem so hohen Grade von sich selbst weg getreten, hat sich so sehr vergessen, daß er die Wege seiner Geschöpfe nur noch sieht und nicht mehr zu leiten scheint, daß er eines jeden Moral nur noch spüren läßt, nicht mehr wertet. Aber vielleicht hat der Dichter, der seine Seele selbstlos hingegeben hatte an eine lebendige Menschenwelt, in mancher Stunde der Angst noch etwas anderes begehrt als sich chaotisch aufzulösen: Wohlgefügte Ordnung der Welt und der eigenen Seele, strenge Festigung und Normierung alles Menschenseins und -tuns, Klärung alles dessen, was verwischt und vertaumelt gewesen.

Ich meine nun, daß Schnitzler aus der Randlosigkeit seiner vielen Menschen heraus begehrt hat in einen klar umrissenen Bereich. Wäre er ein lächelnder Zyniker, so hätte er sich mit der Vielfalt seiner Gestalten begnügt, wäre stolz darauf gewesen. Aber hiervon ist er das Gegenteil. Er muß feste Umgrenzung gewinnen, eine Menschenwelt, die Klarheit und Sicherheit bietet beinahe wie die in mathematischen Formeln erfaßte Natur. Geriete er so in Dogmatik — es wäre ein geringes Übel neben diesem heroischen Willen zum rein Gezeichneten, zum klassischen Festumrissenen, zur unwandelbaren Plastik der Menschenseele gegenüber der bis jetzt durchaus befolgten künstlerischen Methode der Randlosigkeit. In zwei Rhomben wird ein original konzipiertes System der Menschen hingezeichnet, auf wenigen Seiten erläutert: Ein Viereck, den Menschen des Geistes gewidmet, eines den Menschen der Tat, jedes Viereck durchgeschnitten — oben die Guten, unten die Bösen. Der Gipfel ist Gott, zu dem Dichter und Prophet hinaufweisen — unten ihr Gegenbild: der Literat, der Tückebold (Bösewicht), die zum Teufel führen. Dieses Schema ist in der Sphäre der Tat parallel abgebildet: der Held, der zum Propheten und zu Gott hinaufdeutet — und der Schwindler (Hochstapler), der Bösewicht, die wiederum den Weg des Teufels gehen.

Diese Verfestigung der strömenden menschlichen Vielfalt in großen Typen, diese Selbstbeschränkung des Menschengestalters zum wissenschaftlichen Charakterologen muß ergreifen, aber noch mehr der eindeutig ethische Wille. Hier gibt es nicht mehr das psychologisch gebotene mittelpunktlose Auf- und Niederpendeln aller Menschlichkeiten; die Psychologie wird fest in großen Charaktertypen. Zwar behauptet Schnitzler nicht, daß jeder Mensch einer der aufgestellten Typen eingeordnet werden könne, er betont vielmehr entschieden die Vieldeutigkeit des wirklichen Menschen; aber daß er im seelischen Kontinuum eine geringe Anzahl einfacher und großer Typen erschaut und als gültig heraushebt, das beweist seinen Willen zum Beharrenden, zum Statischen innerhalb der Menschenwelt über das verlockende Strömen hinaus.

Die Zeichnung, auf der rechts und links, oben und unten je zwei Typen von Menschen — nicht Begabungen und auch nicht Charakteranlagen und Persönlichkeiten, sagt Schnitzler ausdrücklich, sondern „Geistesverfassungen" — spiegelbildlich gegeneinander gestellt sind, hat etwas Verführerisches. Etwa: Staatsmann und Politiker, Historiker und Journalist entsprechen einander wie die Position der Negation. Schnitzler sagt ausdrücklich, daß es Übergänge zwischen den Typen nicht gebe, daß jeder Mensch an einem Punkt unveränderlich gewurzelt sei — ein objektives System aller menschlichen Charaktere ist, wenn nicht gewonnen, so doch provisorisch entworfen. „Wer als Repräsentant des Typus Pfaffe geboren worden ist, kann niemals zum Priester werden, auch wenn er den Beruf des Priesters erwählt." Aber — „der Priester wird sich oft genug wie ein Pfaffe äußern und gebärden müssen". Diese „Geistesverfassungen" sind wie eine unterste Schichte im Menschen gemeint, der viel anderes — Talente, sittliches Verhalten, Neigungen, kurz alles, was zusammen „Persönlichkeit" konstituiert — übergebaut ist. Jene Fundamentaltypen sind aber nach der Annahme Schnitzlers unveränderlich, gewissermaßen die zwölf Grundtöne der Menschheit, aus denen die Welt hervorgeht. Diese Grundtöne zu entdecken, das ist eben die Aufgabe, die sich Schnitzler gestellt hat, und es versteht sich hierbei von selbst, daß gewisse Grundtöne mit gleichbleibenden Obertönen wiederkehren: es gibt Verwandtschaft zwischen Geistesverfassungen und Charakteranlagen oder Lieblingsneigungen. Da die Menschenwelt prinzipiell als ein Kontinuum aufgefaßt werden muß, ist, theoretisch gesprochen, der Nachweis, daß gerade diese Typen zugrunde liegen, unmöglich; es handelt sich um Akzentuierungen

Digitized by Google

im ununterbrochenen Strömen — und hier hat eine gewisse Willkürlichkeit statt.
Jeder positive Typus ist seinem Gegenbild unlösbar tragisch verstrickt — Einfachheit bleibt ein Ideal, das an der Vielheit der Welt gebrochen wird. Der positive Typus kann sich in seine Negation „verkleiden", und umgekehrt spielt sich der negative als seinen höheren Gegenpol auf, vermag die Welt und vielleicht sich selbst zu täuschen — „niemals aber wird ein solcher Trug dauern". Treuer Glaube an die Menschheit spricht aus alledem, wer die Fragwürdigkeit aller Menschen kennt, wird ihr Hohes um so inbrünstiger lieben — wenn er nicht selbst der unteren Welt verfallen ist.
Eigentümlich ist die Scheidung, die zwischen einer Geistesverfassung und der ihr entsprechenden, aber nicht immer verbundenen Begabung gemacht wird, etwa die Geistesverfassung des Dichters und seine Begabung. Man könnte geradezu echte Dichternaturen mit auffallend geringem Talent und große Talente mit wenig tief gehender Verankerung historisch erkennen — ob man bei letzteren aber nicht in die von Schnitzler dem Dichter polar entgegengestellte Geistesverfassung des „Literaten" geriete?
In einem Punkt freilich scheint mir der Gedankenbau widerspruchsvoll zu sein: Am Anfang wird gesagt, daß mit diesen Typen keine Wertung, sondern ausschließlich eine Kategorisierung beabsichtigt sei, daß oben und unten nur graphische Bedeutung hätten. Aber ist ein System der Menschen, das aufwärts über den Propheten zu Gott, abwärts über den Bösewicht zum Teufel führt, nicht Wertung? Ja der Wille zum Ethos liegt ganz offensichtlich als treibende Kraft zugrunde — „das positive Dreieck stellt das Reich der Wahrheit, das negative das der Lüge dar", den Menschen werden die „Un-Menschen" gegenübergestellt. — Auf Bedenken gegen einzelne Typen kommt wenig an, man hat auch zu erwägen, daß es sich nur um zwei Gruppen handelt, um die Menschen des Wortes und die Menschen der Tat, nicht also um musikalische oder bildnerische Naturen (ich möchte freilich meinen, daß der Mensch, der gestaltend schöpferisch ist, einem einzigen großen Typus zugehört; zumindest könnte in einer Skizze der Charakterologie die Wegrichtung zu jeder Menschenart angedeutet sein). Auch wie die Geistesverfassungen in Frauen zutage treten, wird nicht erwähnt. Aber alles dies ist unwichtig. Das absolute, fast theologische Wertsystem, das hier versucht ist, bedeutet eine respekteinflößende Ergänzung zum Dichtwerk Schnitzlers, ein fest gezimmertes Gerüst, das der von seelischer Fülle überflutete Dichtergeist zur eigenen inneren Klärung braucht.

Annie Vivanti

Von Gustav Wolff (Locarno)

Annie Vivanti ist die in Deutschland unbekannteste, in ihrer Heimat gelesenste und berühmteste italienische Dichterin. Ihr Vater war ein italienischer „Patriot", ihre Mutter eine Deutsche (Schwester von Paul Lindau), ihr Mann ist ein irischer „Sinnfeiner" und ihre Tochter war mit einem Schotten verheiratet — sie selbst ist geboren in London und erzogen in der Schweiz und Amerika. Man sieht, eine stattliche Völkermischung. Und die macht sich in den Werken der Dichterin auch bemerkbar. Wie sie, die große Meisterin der italienischen Sprache, eine ganz unverkennbare „englische Aussprache" hat, was sonderbar genug wirkt, so enthalten auch ihre Arbeiten ganz deutliche Spuren der englischen Jugend und Erziehung. Der größte Teil ihrer Romane spielt in England. Ihre Helden und Heldinnen sind meistens Engländer, oder sonst Nordländer, und vor allem der Geist ist ohne Zweifel sehr stark nordisch beeinflußt, trotz der außerordentlichen Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ihrer Natur. — Ich sage nordisch und nicht englisch, denn es sind mehr als Spuren ihrer deutschen Abstammung deutlich zu merken. Nicht nur eine vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache ermöglicht ihr das — es wirkt z. B. unendlich echt, wenn der verfolgte Belgier plötzlich zitiert: „Die Flundern, die Flundern, die werden sich wundern" — es muß auch ein großes Stück deutschen Wesens

Digitized by Google

in ihr vorhanden sein. — Gerade das hat wohl dazu beigetragen, daß ihre Gedichte von Paul Heyse übersetzt worden sind. Für den heutigen Geschmack ist Heyse gewiß etwas veraltet, und nicht mehr ohne weiteres genießbar, aber eins ist nicht zu leugnen: ein Kenner war er, wie wenige andere.

Und noch ein größerer Kenner, besonders des Italienischen — Giosuè Carducci hat die Lirica der Vivanti hoch über alle andere zeitgenössische italienische Lyrik gestellt. — Es ist schwer über Lyrik berichten, ohne Beispiele anführen zu können — und das verbietet sich, weil die Leser doch wohl nur zum kleinsten Teil die wirklichen Schönheiten der immer für Ausländer schwer zu lesenden dichterischen Sprache genießen könnten. Ich weiß nicht, warum Maurice Muret seinerzeit von der „poesie tourmentée" der Vivanti schrieb. Ich kann nichts Gequältes noch Quälerisches darin finden. Im Gegenteil, nur durchaus Kräftiges und natürlich Quellendes. „Sie ist, was sie ist" — sagt Carducci — „aber sie ist Poesie!" und dann fügt er hinzu, daß obwohl Seele, Glut, Ausdruck südlich und italienisch sei, er doch unzweifelhaft darin etwas finde vom deutschen Gefühl, eine deutliche Zugehörigkeit auch zum deutschen Lied! — In ihrer jüngsten Jugend hat die Mutter ihr ja auch den „Taucher" vorgelesen, und Freiligrath hat sie in London auf den Knien gehalten und ihr seinen „Löwenritt" vordeklamiert, daß sie kreideblaß geworden ist vor Angst und — Entzücken! So sind ihr aus der Jugend die englischen und deutschen Eindrücke geblieben und die Beherrschung der beiden Sprachen: die englische — zum Ausgescholtenwerden, die deutsche — zum Träumen!

In einem kleinen Aufsatz schildert die Vivanti, wie sie als blutjunges Mädchen der beau monde zum großen Verleger Treves gegangen sei, ihm ihren Band „Lirica" anzubieten. Laut gelacht habe der gute Mann: „Lyrik verlegen? Mein liebes Fräulein, wir sind da, Geld zu verdienen! Ausgeschlossen! Aber bringen Sie mir ein Vorwort von Carducci und dann wollen wir sehn." Und dann pilgert sie zu dem großen Mann in vollkommener Harmlosigkeit und — der große Carducci, der erst wohl nur erstaunt gewesen ist über die Naivität, blättert in dem Buch und: „Aber das ist ja Genie, Kindchen"... Und tatsächlich hat das Buch „Lirica" den Ruhm der Annie Vivanti im Handumdrehn begründet. Bis an sein Lebensende hat der sonst als überschroff bekannte Carducci ihr seine Freundschaft und Bewunderung erhalten. Dann folgt eine Pause in der Entwicklung. Es müssen Jahre vergangen sein, ehe sie wieder zum Schreiben gekommen ist. Jahre des gesellschaftlichen Lebens, Jahre der jungen Ehe — sie scheinen alle ohne „Kunst" verlebt zu sein, denn alle andern Arbeiten datieren aus wesentlich späterer Zeit. Kaum ein Gedicht mehr ist erschienen, und wie sie sagt: „meine Lirica, wissen Sie, zur Zeit der Ichthiosauruſſe..."

Und trotzdem ist sie eine Dichterin geblieben! Vielleicht hat die Notwendigkeit sie gelegentlich gezwungen, etwas zu schreiben, auch ohne den göttlichen innern Zwang, dazu rechne ich trotz mancher großen Schönheit ihre „Naja tripudians", ihre „Circe" und auch ihren dramatischen Versuch „le bocche inutile", in dem ein vorzüglicher Gedanke — der innere Kampf zwischen der Pflicht des Generals gegen den Staat und die Familie — fein aber undramatisch gegeben ist — aber sonst ist sie in allen Arbeiten „Dichterin" geblieben.

Sie hat in einem kleinen Buch — „Zingaresca" — allerhand Erinnerungen aus ihrem Leben zusammengestellt. Dabei fällt stark auf, wie sehr sie in ihren großen Romanen das eigene Schicksal verwebt hat, verwebt allerdings, wie es nur ein großer Künstler kann. Es ist außergewöhnlich reizvoll zu vergleichen, wie sie selber das Los getroffen hat, die Mutter eines „Wunderkindes" zu sein (ihre einzige Tochter hat schon mit neun Jahren die ganze Welt als Violinvirtuosin entzückt, allen voran Joachim) und wie unendlich fein dies Motiv in dem Roman „I divoratori" verwendet ist. Auch die amerikanischen Erlebnisse, die sie in der „Zingaresca" in amüsantester Form gibt (wie unendlich witzig sind die Auswanderung und die Geschehnisse auf der Schaffarm geschildert!), sind in den „Divoratori" ins Tieftragische umgestaltet. Dort ein Lächeln des Überstandenhabens, und hier die erschütternde Gestaltung der in tiefste Not geratenen Mutter. — Es ist überhaupt ein besonderes Charakteristikum der Vivanti, diese große Wandlungsfähigkeit. — Prachtvoll kommt die z. B. zutage bei dem Übergang in „Vae victis" von der reizenden Stimmungsschilderung des belgischen Seebadlebens zur Krisis des Weltkrieges. — Ja,

Digitized by Google

dies „Vae victis!“ Es ist das „Kriegsbuch“ der Dichterin, das Buch, das in endlosen Übersetzungen eine furchtbare „Waffe“ geworden ist gegen Deutschland. — In das Buch, das die Künstlerin mir gegeben, hat sie als Widmung hineingeschrieben: „con rammarico e pentimento“, und in der Einleitung zu einer Neuauflage schreibt sie, die Zeiten des Kriegsgeschreies seien vorbei, jetzt zieme einer Frau nur noch die Lorbeeren auf das Grab der Gefallenen zu legen — und vielleicht ein neues Buch zu schreiben „Vae Victoribus!“ — Ist nun dies Buch wirklich ein „Kriegsbuch“ im Sinne des „Hetzens“ und des „Verleumdens“? Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir sagen: Nein! Gewiß ist es gegen die Deutschen gerichtet („Was hat man uns für Lügen damals in England erzählt,“ klagt die Vivanti), aber die darin erzählten „Greuel“ sind sozusagen „international“ und geben nur den Rahmen für ein unendlich fein beobachtetes und gefertigtes Buch: Bei Ausbruch des Krieges werden zwei belgische Frauen der besten Gesellschaft von zwei deutschen Offizieren geschändet. Das war natürlich der Grund zum riesigen äußeren Erfolg des Buchs, aber — kraß wie das Motiv ist — das Buch ist von einer wundervollen Feinheit und Diskretion, möchte ich sagen. Nicht die greuelhafte Tatsache ist breitgetreten, sondern die ganz zarte und weibliche Entwicklung aus ihr heraus bildet den Inhalt der Arbeit. Bei der einen Schwester, der verheirateten, nur der eine Wunsch, befreit zu werden von den Folgen des Unglücks (über alle andern Skrupel hinweg), bei der andern Schwester: das Erwachen der Mutter — die Schilderung des durch nichts zu bezwingenden Muttergefühls, das alle Schmach, alle Verachtung, alle Schande hinnehmen will und hinnimmt, aber das Kind, ihr Kind dem Leben entgegentragen will! — Das ist so schön geschildert und so fein, daß man den reichlich gewagten Vorwurf vollkommen vergißt und gar nicht merkt, daß es ein Kriegsbuch war. Es könnten genau so gut Franzosen oder Türken sein, die die Schandtat ausgeführt — der Kern der Arbeit bliebe unverändert schön, denn es ist durchaus nichts Antideutsches in dem Werk. Die Künstlerin hat durchaus gesiegt über die „Feindin“! Aber der „rammarico und das pentimento“ sind geblieben! Denn es ist gar kein Zweifel darüber, daß die Vivanti einen sehr großen Anteil hat und nimmt an deutschem Wesen. Das scheint durch alles immer wieder hindurch, und ist nicht nur äußerlich durch ihren stramm antienglischen Mann in sie hineingebracht worden. — Das geht auch aus dem Wesen ihres wohl schönsten Buchs, der „Divoratori“ hervor. Die Schilderung ist dem Wesen nach deutsch. In der Form strahlend italienisch, in den Charakteren echt englisch, ist die Auffassung des Muttergefühls deutsch. „I divoratori“ ist schlecht zu übersetzen; es heißt die „Verschlinger“. Auf englisch wollte die Verfasserin es ursprünglich The sharks (die Haifische) nennen, aber auch das klänge häßlich auf deutsch. Die Divoratori, das sind die Kinder, die durch ihr Heranwachsen, durch das eigene Leben, das sie führen wollen und führen müssen, in schärfsten Gegensatz zu der Mutter kommen. Und es ist wundervoll geschildert, wie zwei Generationen Mütter das eigene Leben opfern, um „Platz zu machen“ für das kommende. Und die Enkelin wird ebenso tun ... Das Buch endet mit denselben Worten, die vor der Geburt der Großmutter und auch der Mutter stehen: „Das Kindchen in der Wiege öffnete die Augen und sagte: ‚Ich habe Hunger...‘“ Das Leben des Kindes, das eine Dichterin werden wollte (die Schilderung des Lebens der Dichterin), nimmt der Mutter das eigene Weiterleben. Und als — nach wundervoll geschilderter Lebensblüte — die Mutter vor ihren großen eigenen Dichtungsmöglichkeiten endlich steht, da erwacht in ihrem Kinde die größere Macht der Musik, und das Mutterleben breitet sich wie ein Teppich aus unter die Füße der Kleinen, die in unbewußtem, aber echt künstlerischem Egoismus „sich“ leben will. Und dann heiratet auch diese Künstlerin auf der Höhe ihres Ruhms und: „Das Kindchen in der Wiege öffnete die Augen und sagte: ‚ich habe Hunger.‘“ — In allen Arbeiten der Vivanti ist ein ungeheurer Reichtum an Personen und an „Fabel“, eine Wandlungsfähigkeit, wie sie nur ein Romane zustande bringt, und doch wieder eine Tiefe, die echt nordisch wirkt. — Ihre „Themen“ sind gelegentlich etwas „kraß“, aber die Ausführung, selbst in der „Naja“, ist stets ein echtes Dichterwerk. — Immer wieder wird man erstaunt durch das Zusammenwirken so verschiedener „Richtungen“ in einer Person, Richtungen, die

Digitized by Google

aber alle zusammen gehören und das eigentümlich Schillernde dieser Kunst ausmachen. — Tiefe, echte Töne einer hinreißenden Tragik wechseln ab mit liebenswürdigster Schilderung und einem außerordentlich starken Gefühl für Komik. — Aus einem Nichts schafft sie eine bezaubernde Erzählung, und eine an sich uninteressante Reise nach Ägypten (Terra di Cleopatra) macht sie zu einem Kabinettstück intimer Malerei.

Und dann wieder: welche Wucht und Kraft im Tragischen! Man wird schwer in einer anderen Sprache eine Szene schildern können — ohne ins Unnatürliche oder Sentimentale zu verfallen — wie den Schluß des „Vae victis". Die von allen Seiten befeindete junge Mutter, für die ihre eigenen Landsleute nichts haben als Haß und Verachtung, die für ihr Kind nicht einen Segenswunsch, sondern nichts als Flüche gehört hat, will sich und dem Kind den Tod geben. Das Mondlicht fällt ins Fenster und verklärt die Gestalt von Mutter und Kind, die auf derselben Stelle stehn, wo einst die jüngere Schwester das zertretene, irre Mädchen gesehen hat. Und wie damals der Schreck ihr die Sprache geraubt hat, so wirkt jetzt der Zauber der Mutter — der ewigen Mutter Maria — auf sie ein — und sie fällt auf die Knie und „benedicta tu!" — ein Segen auf das Kind! Das wirkt in der wundervollen Sprache der Vivanti überwältigend.

Es gibt mehrere Übersetzungen ihrer Arbeiten, und man sollte sie bei uns mehr lesen, wenn man von italienischer Kunst etwas erfahren will und von italienischem Wesen. Gerade weil sie nordisch sieht und italienisch schildert, kann sie es uns näher bringen als der manierierte d'Annunzio, die Ada Negri oder die Serrao. Sie ist echter, menschlicher, und sie steht uns näher.

Momentaufnahmen

III

Dmitrij Mereschkowskij

Von Otto Forst de Battaglia (Wien)

Machiavelli schrieb, es sei nötig, zugleich Fuchs zu sein und Löwe. Über der römischen Staatskunst, über des italischen Lebens heiterem Führen schwebt als oberstes Prinzip die „combinazione". Der wiener Fiaker aber, als letzter nach Nordosten vorgeschobener Vorposten lateinischer Denkensart, kondensiert die Weisheit vom Leben und Lebenlassen in den Satz „Mir wern kan Richter brauchen".

Der Slawe, der Russe zuvörderst, braucht einen Richter in jedem Augenblick. Um zu wissen, was er als das Gute anbetend verehren, wen und was er als das Böse glühend hassen solle. Er scheut und verabscheut das Kompromiß. Ebenso weit entfernt von der List des Fuchses wie von der königlichen Kraft des Löwen, gehorcht er den Worten des Evangeliums „Seid sanft wie die Tauben" und „Niemand kann zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon".

Mereschkowskij verkörpert wie kaum ein zweiter diese urslawische Art des Weltbetrachtens, voll genialer Einseitigkeit und großartiger Primitivität der Linienführung. Sein Werk, ob auch in viele Bände zerstreut, ob auch verschiedenen Epochen, Nationen geltend, hat den einen Inhalt: Kampf mit dem Satan. Wer Feind und Teufel, das Böse, Häßliche ist, darüber hegte der Russe nie den leisesten Zweifel. Der, welcher seinen Helden, den Lichten, Beseeligenden, Guten, Schönen ein Widersacher war. Anders als Claudel, dessen Urteil sich der höheren Instanz des kirchlichen Richtspruches beugt, findet Mereschkowskij den souveränen Richter über alles Geschehen und Tun in seinem eigenen Empfinden und Denken. Der Katholik erträgt willig und freiwillig Bindungen. Der Bekenner eines kirchenfreien und antikirchlichen Johannes-Christentums folgt nur der Stimme des Gewissens, das ihm auch Wissen bedeutet.

Digitized by Google

Über Zeit und Raum hinweg geleitet er die Wahrheit und Gerechtigkeit aus dem Ägypten Akhenatons und der Welt des sterbenden Hellenismus in die Epoche der Renaissance, ins Rußland der Peter, Alexander, Nikolaus I., Lenin. Wo immer niedrige Machtgier, niedriger Genuß Formen, Institutionen schufen, die den freien Aufschwung des Gedankens, die freie Entfaltung des Menschlichen und des Göttlichen hemmten, ergreift Mereschkowskij mit Leidenschaft die Partei seiner Heroen, die für die Freiheit, gegen den Irrtum streiten; die, mögen sie auch selbst und in der Zeit erliegen, vor der Ewigkeit siegen und bestehen. Orient und Okzident, uralte Dämmerung und jüngste Gegenwart sind nicht mehr zu trennen. Ein von hierarchischem Zwang, doch nicht von dem der Dogmen lediges Christentum, das den Eingeweihten seine Lehren entschleiert hatte, noch ehe der christliche Name erklang; ein Christentum, das die ewige, die älteste und die Wahrheit der fernsten Zukunft ist, Gottesoffenbarung, Lebensweisheit, Quelle und Inhalt der Kunst: ihm will Mereschkowskij Gläubiger, Prophet und Diener heißen. Auf daß nicht seine Seele Schaden nehme und andere erbaut, beglückt, gerettet werden.

Den großen polnischen Romantikern nicht unähnlich, die das Ideal des „poeta-wieszcz", des Dichter-Propheten verherrlichten; denen er ehrfürchtigen Kultus weihte, strebt er, durch seine Lehre sein Volk und durch dieses die Menschheit zu erlösen. Sein Prophetentum verträgt keinerlei Hemmnis durch den Alltag, durch irgendeines anderen Dienstes regelmäßige Uhr. Und muß gerade deshalb, anders als bei Claudel, dem äußerlich sein Dasein in ruhigen Bahnen dahinfließt, das hundertfältige Ungemach erdulden. Tragisches Verhängnis, das den Zeitgenossen Akhenatons, Julians, Leonardos, Peters im Rußland des untergehenden Zarismus geboren werden, in jenem des bolschewikischen Terrors leiden und im Paris Citroëns und Volterras gekreuzigt sein läßt!

Zwischen dem gehetzten Exulanten, der wenige hundert Meter von Claudel in der pariser Villenvorstadt wildfremder Umwelt sich einfügt, in die ihm vergeblich ein paar als Laren gerettete Ikone den Geist des heimatlichen Rußland hineinzaubern sollen; zwischen dem Slawen und den Lateinern klafft eine gewaltige Distanz. Schon die Wege Claudels und die Mereschkowskijs scheiden sich, wenn auch beiden dasselbe Ziel am Ende winkt. Feindschaft ward gesetzt zwischen Mereschkowskijs und des russischen Materialismus Samen. Der Bolschewismus wird des Dichters Ferse nachstellen und der versuchen, dem Zeitungsgeist den Kopf zu zertreten. Immerhin: das Rußland des Christen und des Antichristen; das Christentum der Lateiner und der Slawen lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen, wenn auch die Zähler erheblich voneinander abweichen. Vom Rußland Mereschkowskijs zum Paris Clement Vautels gibt es keinerlei Beziehung. Der eine lehrt, daß 2 mal 2 — so spricht zu uns die Priesterin Dio — 5 seien: das Leben. Der andere und mit ihm die pariser Logik, daß 500 000 mal 2 Franken Tantieme — so spricht zu uns „Mon curé chez les riches" — eine Million Franken ergeben.

Claudel hat seine Existenz und seinen Kampf wider den Satan auf festen Grund aufgebaut. Mereschkowskij aber, nun auf dem pariser Jahrmarkt des Lebens ein darbender, verbitterter Zuschauer, muß auf der Höhe seines Schaffens, im Glanze seines Ruhms, inmitten des beifälligen Staunens der „Gebildeten", die seine Werke erheben, aber nicht lesen; im Besitz verbürgter Unsterblichkeit und der zahlreich verbrieften Weigerungen der größten deutschen und englischen Verleger, seine unsterblichen Werke zu publizieren, mit der bitteren Not ringen, die ihn frühem Ende entgegentreibt. Aus der Bahn geschleudert, ist sein vordem den edelsten Genüssen gewidmetes und von ihnen angeregtes Dasein; entwurzelt sein Schaffen. Zerfurcht sein grübelnd forschendes Antlitz, das über den schmächtigen Schultern vom fahrig-nervösen, gebückten, zarten Körper herabblickt. Mit seinem Blute schreibt im Kampf wider den Satan der Dichter-Prophet ein letztes Buch, das ihn selbst zum leidenden Helden hat.

Digitized by Google

Proben und Stücke

Drei Gedichte von Agnes Miegel[1]

Ich

In dem Geschwätz und Gewühl
vor dem plätschernden Brunnen am Markte,
Stand ich lachend und jung
in der Freundinnen Schar.
Kannte Krug und Gesicht,
kannte Giebel und Stuben,
Kannte was feilschend und laut
um die Buden sich drängt.
Lästerte, neckte und pries,
lauschte und horchte geduldig,
Gab mit flinkem Mund
Rede und Witzwort zurück.

Aber fern von der Stadt
im Schoß der waldigen Düne,
Lag meine Seele still
wie das Tier im Dickicht sich birgt.
Hörte das sanfte Sausen
der knarrenden Kiefernstämme,
Hörte in regloser Luft
durchsichtiger Flügel Geklirr.
Bis vom Strande her
in die ängstlich harrende Stille
Unruhvoll und bedrängt
wie mein Herz, die Brandung gepocht.
Zitternd erharrten wir da
bis sich der Sturm erhoben,
Bis der dräuende Gott
mich und die Wogen erlöst.
Und ich sang in den Wind,
in das Wirbeln rauchender Dünen,
In das dröhnende Brausen
sang mein tönender Mund.
Sang meiner einsamen Heimat
Götter und rote Burgen,
Sang ihr mütterlich Herz,
sang ihr grüngrünes Kleid.
Sang was groß und gekrönt
durch meine Träume gewandert,
Blutüberströmtes Haupt,
gallegetränktes Herz.
Sang meiner seltsamen Schwestern
mondlichtgezeichnete Stirnen,
Sterblichen Leibes wie ich,
jenseitiger Weisheit kund.
Sang ich, mir selber kaum deutbar,
was Schatten und Erde mich lehrten,
Sang ich Liebe und Tod —
sang ich das eigne Geschick.

Chevalier errant

Ich ritt durch die Wälder hin auf manchem verwachsenen Pfad,
Wach lag ich im tauigen Gras wenn die Nacht genaht,
Der Nachtwind kam und ging durch die Birken am Heidegrab
Und mein Sehnen glitt mit dem Mond hinter fernen Hügeln hinab.

Meine Arme streckte ich aus, dumpf klirrte der Rüstung Stahl,
Wo liegst du hinter den Bergen heiliger Gral?

Gelbhaarig ritt ich einst aus, ein Knabe, zum Waffenspiel,
Grau ward mein Haar, zerstoßen mein Schild und ferne mein Ziel.

Ein Abend kam wie kein andrer, schwül war die Luft,
Verwirrend unter den Buchen trieb es wie Rosenduft,
Ein junger Mond stand am Himmel, silbern und schmal,
Und aus brauendem Nebel röhrten die Hirsche im Tal.

Und ich wußte nah war die Stunde. Unter dem Panzererz
Zuckte und bebte es wieder, wie einst des Pagen Herz,
Ein zaubergetroffener Mann, so ritt ich langsam dahin,
Und vergessene Minnelieder kamen in meinen Sinn.

Es steht eine Buche am Felshang nach Süden zu,
Da lag eine Hinde gebunden, die Hinde bist du.
Mein Schwert zerschnitt deine Bande — o Mondlicht, traurig und blau,
Ich ging den Gral zu suchen und fand eine nackte Frau.

Schöne Agnete

Als Herrn Ulrichs Wittib in der Kirche gekniet,
Da klang vom Kirchhof herüber ein Lied.
Die Orgel droben, die hörte auf zu gehn,
Die Priester und die Knaben, alle blieben stehn,
Es horchte die Gemeinde, Greis, Kind und Braut,
Die Stimme draußen sang wie die Nachtigall so laut:

„Liebste Mutter in der Kirche, wo des Meßners Glöcklein klingt,
Liebe Mutter, hör wie draußen deine Tochter singt,
Denn ich kann ja nicht zu dir in die Kirche hinein,
Denn ich kann ja nicht mehr knien vor Mariens Schrein,
Denn ich hab ja verloren die ewige Seligkeit,
Denn ich hab ja den schlammschwarzen Wassermann gefreit.

Meine Kinder spielen mit den Fischen im See,
Meine Kinder haben Flossen zwischen Finger und Zeh,
Keine Sonne trocknet ihrer Perlenkleidchen Saum,
Meiner Kinder Augen schließt nicht Tod noch Traum...

Liebste Mutter, ach ich bitte dich,
Liebste Mutter, ach ich bitte dich flehentlich,
Wolle beten mit deinem Ingesind
Für meine grünhaarigen Nixenkind,
Wolle beten zu den Heiligen und zu Unsrer Lieben Frau
Vor jeder Kirche und vor jedem Kreuz in Feld und Au!
Liebste Mutter, ach ich bitte dich sehr,
Alle sieben Jahre einmal darf ich Arme nur hierher.
Sage du dem Priester nun
Er soll weit auf die Kirchentüre tun,
Daß ich sehen kann der Kerzen Glanz
Daß ich sehen kann die güldne Monstranz
Daß ich sagen kann meinen Kinderlein
Wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schein!"

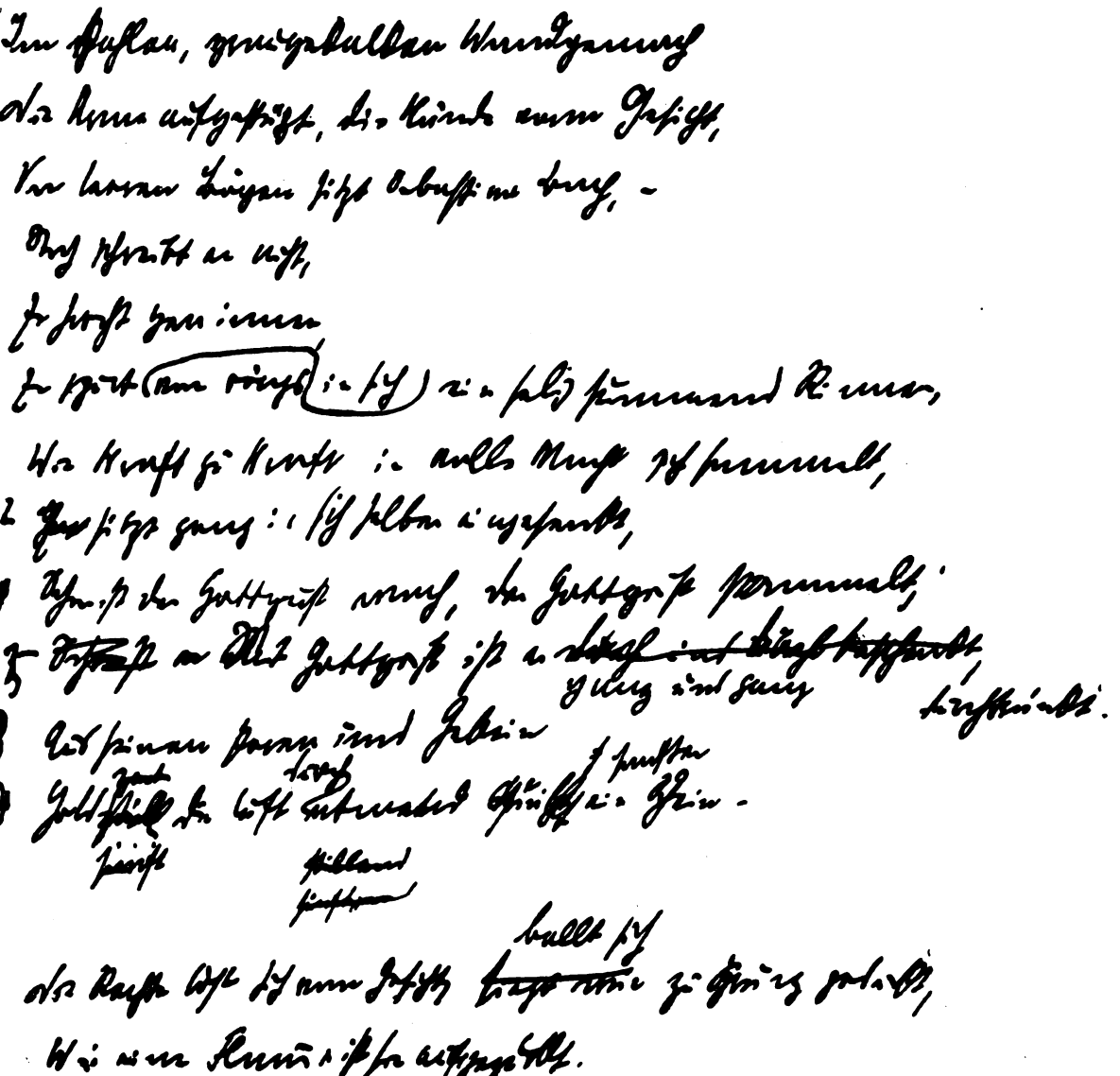
Die Stimme schwieg. Da hub die Orgel an,
Da ward die Türe weit aufgetan, —
Und das ganze heilige Hochamt lang
Ein weißes weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang.

[1] Aus: Agnes Miegel „Gesammelte Gedichte". Jena 1927, verlegt bei Eugen Diederichs. M. 4,— (6,50).

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Ernst Lissauer

(Originalgröße)



Arbeit

(Endgültige Fassung)

Im Oberstock übt Christian am Klavier,
Hans Christophs Geigenspiel dringt durch die Tür –
Bach hört sie nicht,
Er sitzt am Tisch, die Hände vorm Gesicht,
Er hört fern innen
Von rings ein selig summend Rinnen,
Er sitzt tief in sich selber eingesenkt,
Gesammelt Kraft bei Kraft zu voller Macht;
Aus seinem Haupte und Geblüt
Goldstill ein Glanz atmet und glüht,
Der sanft die dumpfe Stube scheinend tränkt,
Schon ist der Gottgeist in ihm aufgewacht,
Mit Gottgeist ist er reich und reich beschenkt –
Die Rechte löst sich sacht und liegt bereit,
Gesang haucht ausgegossen,
Weitaufgeschlossen
Sitzt er in seiner Seligkeit.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Das ungelesene Buch

„Es hängt mit unseren materiellen Verhältnissen zusammen, daß wir mehr als bisher auch Schuldner immaterieller Dinge geworden sind. In dem Maße, als Zeit immer mehr Geld geworden ist, und nichts als Geld, ist die Zeit zu knapp geworden für die Dinge, die nicht Geld sind. Wir haben nicht nur weniger Geld als früher, um uns Bücher zu kaufen, sondern wir haben auch weniger Zeit, welche zu lesen: das sind nur zwei Seiten ein und derselben Tatsache. Wir haben Schulden gegen Bücher, wir haben ein schlechtes Gewissen gegen sie. Das ungelesene Buch, als ein geistig-seelischer Komplex, mahnt uns von Jahr zu Jahr in einer immer größeren Anzahl von Erscheinungen vom Bord herunter, stumm und geduldig, aber für den Feinfühligen nur um so eindringlicher. Immer befand sich der interessierte Leser in einer Art von Wettlauf mit der Bücherproduktion. Jetzt aber bleibt er in diesem Wettlauf immer weiter zurück — wenn er ihn nicht längst aufgegeben hat. Verführerisch stehen die Bände da, einem Griffe der Hand erreichbar und doch der Seele unnahbar fern. Der moderne Mensch, aus Zeitmangel unfähig, geistig-seelische Bedürfnisse aus dem Buch zu befriedigen, ist ein Tantalus, dem Speise und Trank entschwindet, wenn er danach langt.

Betriebsamer war noch keine Epoche, fieberhafter, fleißiger, und dennoch — oder gerade deshalb — wird in ihr kein Satz häufiger laut, ist keiner für sie charakteristischer als: ‚Ich bin noch nicht dazu gekommen.‘ Gerade die atemlose Vielgeschäftigkeit macht das Versäumnis zur Signatur der Epoche. Ganz notwendig muß das Buch am häufigsten zu den Dingen gehören, zu welchen wir ‚nicht kommen‘, weil seine Kenntnisnahme erfordert, was wir am wenigsten haben: Zeit. Der Leser von heute befindet sich in einer ernsthaften Krisis: Selbst wenn er rein uhrenmäßig die Zeit zum Buch aufbrächte, seine Seele bringt nicht mehr auf, was ich die ‚innere Zeit‘ nennen möchte, die Stimmung der Muße, die Fähigkeit zur Sammlung, die Aufnahmebereitschaft. Die stillen Leseabende bei der Lampe sind dahin und leben nur noch als historische Erinnerungen an Zeitalter von einer mehr vegetativen Existenzform.

Das ungelesene Buch ist ungelebtes Leben. Vielleicht wäre es sehr notwendig, sehr wichtig, es gelesen zu haben. Vielleicht würde das, was mich von meinen Zimmerbücherwänden stumm bittend, leise mahnend lockt, mich sehr fördern, ja entscheidend beeinflussen, meinem ganzen Leben eine andere Richtung geben, vielleicht steht in ihnen ein Wort, das alle meine Rätsel löst und mir die ganze Welt mit einem Schlage klärt, vielleicht gewänne sie das große Los meines Herzens. Landschaften der Erde und des Himmels, Landschaften der Seele, Leidenschaften und Abenteuer, seltene Empfindungen, Berückungen und Besänftigungen, Entspannungen von Alltag und Sorgendruck, ganz, ganz feine und tiefe Gedankengänge, wissenschaftliche Entdeckungen von großer Tragweite bleiben mir verschlossen, wenn ich nicht öffne und mir zu eigen mache, was da gedruckt und gebunden mich umgibt. Wer weiß, welch großes, tiefes, ungeahntes und einziges Glück ich versäume, welche Fülle von Schönheit ich ungenossen lasse! Ungelebtes Leben schwillt immer höher um mich, je höher die Reihen der ungelesenen Bücher an den Wänden meines Zimmers steigen.“ Franz Leppmann (Hannov. Kur. 138/39).

*

Carl Heine

„Ein menschlicher Mensch, ein homo humanus, das war Carl Heine, und das war das Beste an ihm. Er war sehr klug, sehr mitfühlend und sehr vornehm im Menschlichen. Äußerlich war er ein feiner, schmaler, ausgeprägter jüdischer Rassekopf. Seine Eltern freilich waren schon zum Christentum übergetreten, und er selber war Christ. Innen war er überaus zart und unbehautet. Aus den Gegensätzen zwischen Ich und Leben aber hatte sich in ihm jene letzte menschliche Vornehmheit des klugen Begreifens und der gütigen Teilnahme herausgebildet, die sich so gern hinter weises Lächeln der Ironie versteckt. Er war der beste Freund und der treueste Helfer.

Eine seiner schönsten Gaben aber war sein Humor, der aus seiner tiefen verstehenden Kenntnis des Lebens kam. Man konnte ihm lange zuhören, wenn er Theateranekdoten erzählte, wenn er, fein lächelnd und ohne sein eigenes Ich vorzudrängen, aus seinen Erinnerungen plauderte, von Wedekind, Hartleben und allen möglichen Leuten, und es war eine Freude, wenn er in einer Situation eine witzige Wendung fand, hinter der sich doch der Ernst langer Lebenserfahrung barg.

Zur Stunde, da ich dies schreibe, liegt Carl Heine aufgebahrt, der Reden gewärtig, die an seinem

Digitized by Google

Grabe gehalten werden. Er wird fein ironisch lächeln und vielleicht einen seiner guten, noblen Witze machen, wenn er die Worte von seinem Nachruhm von einem anderen Weltraum her hört: ‚Überwunden!' Ich aber gedenke des Menschen, dem auf unserer dunklen Erde zu begegnen ein großes Glück war." Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 135).

Vgl. auch: Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 68); Gerd Tolzien (Berl. Tagebl. 136).

*

Abschied von Paul Nathan

(Die letzten Worte, die bei der Trauerfeier im Hause Paul Nathans an den Toten gerichtet wurden.)

„Paul Nathan. Zum letztenmal hast Du uns zu Gast geladen, Du Gastfreier, Du Gastfroher.

In das Haus, das Du zum Ausdruck Deiner reichen, feinen und freien Persönlichkeit gemacht. Das Haus, in dem Du das Schönste um Dich gesammelt, was die Künstler und die Forscher, was die Dichter, die freien Denker und die Politiker geschaffen und erdacht.

Gesammelt, nicht als Sammler, sondern als ein Tätiger, der das Erlebte und Erfahrene so notwendig neu gestalten muß, wie auf das Einatmen das Ausatmen folgt.

An dieser Stätte unabhängigen Denkens, liebevollen Mitlebens und steter Hilfsbereitschaft hast Du uns versammelt, daß wir noch einmal die Höhenluft atmen, die durch Dein Haus weht.

Du schreitest durch Dein Haus, und diese Bilder klingen. Von Aldenhovens Lippe tönt der kunstvolle Vers. Scharfe Sarkasmen spricht Mommsen, den Kopf zur rechten Schulter geneigt, und eilt dann, den Packen Bücher unter dem Arm, zur Universität. Bambergers Mund formt das gespitzte Epigramm. Funken sprüht Theodor Barths leidenschaftliches Temperament. Sachlich wägend hört Schrader zu. Hombergers vom Leiden verfeinertes Gesicht leuchtet, wie wenn er neue Seelenkunde aussagen will. Ludo Hartmanns edle, gütige Züge lächeln, das bescheidene Lächeln, das den Unfeierlichen so liebenswert macht. Hugo Preuß erhebt sich zu bedeutungsvoller Rede.

Du schreitest durch Dein Haus, und diese Bilder klingen. Du gehst hinaus. Kalt wird es in den Räumen. Und Marmorbilder stehn und sehn uns an.

Gehst Du hinaus? Wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn. Segne uns zu Vollstreckern Deines Testaments, das alt ist und immer neu, des Testaments der tätigen Menschenliebe. Du hast uns gelehrt, wie der Nathan der deutschen Dichtung, ‚wie viel andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist'.

Du Guter! Einen Verein der Hilfe schaffen — wer konnte es besser als Du? Wie häuften sich auf diesem Tisch hier die Bitten Bekannter und Fremder, und Du gabst jedem von Deinem Geringsten, dem Besitz, und von Deinem Höchsten, der Persönlichkeit. So war Dein Leben ein ewiges Beschenken. Die Kunst des Gebens war Dir vertraut. Viele Menschen waren bei uns und jenseits unserer Grenzen, denen Du als Sinnbild des Gebers und Helfers erschienst. Wo Du verletztest, wolltest Du die Idee durchsetzen; was Kränkung schien, sollte der gesunden Sache dienen. Du einziger Mensch von jener Höflichkeit des Herzens, die vor dem Kleinsten nicht geringer war als vor dem Größten, von jenem ruhigen Selbstbewußtsein, das vor dem Größten nicht geringer war als vor dem Kleinsten, im Irrtum noch liebenswert.

Wir trauern nicht um Dich. Wir klagen nicht um Dich. Wir suchen keinen Trost.

Nicht dient uns das Wort: ‚Völlig vollendet liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.' Nichts war vom Greise an Dir; nie mehr vom Jüngling und vom kräftigen Mann als in den letzten Monaten Deines Wirkens.

Dir ward das Glück, bis zuletzt zu schaffen am Werk, anderen Dich zu geben, und auf der letzten Auslandsfahrt, in Moskau, vermochte dem von morgens früh bis in die Nacht rastlos Tätigen der Jüngere nicht leicht zu folgen. Am letzten Tage noch, als schon der Bezwinger zum Schlag gegen Dich ausholte, eilte der weiche Bleistift über die großen liniierten Bogen, zum letztenmal für die Presse zu schreiben. Die Presse, die Du so liebtest. Wie oft, wenn wir durch den Setzersaal gingen, hast Du gesagt, daß die Luft der Druckerschwärze Dir die angenehmste ist.

Die Freude am Leben blieb Dir, solange Dir Bewußtsein blieb. Dein Auge, nur manchmal verschleiert, glänzte bei der Arbeit wie im Spiel der Ideen, und dieser Glanz schimmerte feucht, wenn ein feiner Gedanke, eine liebe Erinnerung vor Dein Auge trat.

In den letzten Tagen noch, in der Sonne des frischen Märzen, wanderten wir durch Deinen geliebten Tiergarten, vorbei an dem großen alleinstehenden Baum, den Du den Bismarck nanntest, ‚er duldet niemand neben sich', über die Reitwege, deren jeder dem guten Reiter so vertraut, den Neuen See entlang, auf dem, sechzig Jahre früher, der Knabe Schlittschuh lief. Du schautest auf das Sprießen um Dich her und drohtest mit dem Finger den Knospen, die sich zu früh hervorgewagt. Und lachtest.

Der Du das Leid wußtest, Du hast das Lachen nicht verlernt, hast Deines und Deiner Freunde Lachens immer wieder Dich gefreut und immer neu das Wort

Digitized by Google

des Montaigne erzählt: Parce que le rire est le propre de l'homme. Und das irdische Lachen war zum himmlischen Lächeln erhoben, als der letzte Blick auf Deine Züge uns gegönnt war.
Einmal wollten wir unsere Liebe Dir sagen, unseren Dank — an dem Tage, an dem Du das siebente Jahrzehnt vollenden würdest. Du wehrtest Dich und sagtest: ‚Vorher reise ich ab.' Auch dies Wort hast Du gehalten, wie jedes, das Du uns gabst. Du bist abgereist. Das Bild der hochgeliebten und hochgestimmten Mutter, das Dich durch das ganze Leben begleitet hat, geht mit Dir. Und die Rosen Deiner Freunde. Und unserer Sehnsucht Pfeile folgen Dir.
So fahr denn hin zur Stätte, die Du Dir erwählt und mit Kunst geschmückt, zum Haus der Mutter —
Kennt Ihr das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach —
Paul Nathan. Fahr wohl." Ernst Feder (Berl. Tagebl. 135).

*

Zur deutschen Literatur

An die Uraufführung des „Verlorenen Sohns" von Burkard Waldis am 27. Februar 1527 erinnert Arthur Fischer-Colbrie (Linzer Volksbl. 47). — Sebastian Sailer (geb. 1714) dem Vater schwäbischer Mundartdichtung, gilt ein Aufsatz von Rudolph Krauß (Württemb. Ztg. 57). — Mit dem Bilderbuch aus der Goethezeit von F. J. Bertuch beschäftigt sich Max Roßbach (Bresl. Ztg. 81). — Das Goethehaus nach Goethes Tod schildert George von Graevenitz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 68).
Die Frauen um Heinrich von Kleist betrachtet Elisabeth Kerr (Münch. N. Nachr., Frau 64). — Joseph Görres' Gesammelte Schriften überblickt Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Schritt 205). — Kleine Beiträge zur Droste-Philologie steuert Augustin Wibbelt bei (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 83, 84).
Eine eingehende Studie über Ludwig Thomas Briefe veröffentlicht Karl Alexander von Müller (Münch. N. Nachr. 63, 64). — Erinnerungen an Gustav Freytag bietet Gustav Wilibald Freytag (Bresl. Ztg. 75). Eine Ordensaffäre Freytags wird (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 61) dargelegt.
„Franz Kafkas andere Wirklichkeit" überschreibt Paul Leppin einen Aufsatz, der auf den Nachlaß eingeht (Prag. Pr., Dichtung 11). — Gedenken für Gorch Fock begeht W. E. Gomoll (Schlesw. Nachr., Nordmark 60). — Rilke und die Städte nimmt Helene von Nostitz zum Thema (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 61).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Franz Werfel liegen zwei Aufsätze vor, von Max Spanier (Bresl. Ztg. 73) und von Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 67), bei dem es heißt: „Franz Werfel trieb und treibt es von innen her zur Dichtkunst. Wohl keiner wird sich erinnern können, von diesem Dichter in einer Zeitung oder Zeitschrift einen ‚Aufsatz' gelesen zu haben; es scheint in Werfel die Flamme echten Dichtertums zu schwelen, um dann plötzlich hell aufzulodern und verzehrend zu brennen. So ist seine Prosa mehr als Novelle und Roman; irgend etwas Tendenziöses will (und muß) sich befreien; die Form verblaßt bei diesem Dichter hinter der Dichtung als solcher, die zu schreiben, oder vielmehr richtiger, von der sich zu lösen, ihm immer notwendig war." — Heinrich Manns Beziehungen zur Jugend sieht Rudolf Kayser (Magdeb. Ztg. 153): „Heinrich Mann steht heute zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Es ist erstaunlich, daß er in diesem Alter immer noch am stärksten auf die Jugend wirkt, und daß auch in seinen letzten Büchern junge Menschen, erfüllt von Leidenschaft und Glück und Leid ihrer Gegenwart, im Vordergrund stehen. In der Novelle ‚Liliane und Paul', dieser Erzählung von Eros und Jugend, heißt es einmal: ‚In ihnen schwingt und jubelt, wird wiedergeboren, zeugt und dauert ihr ganzes Geschlecht.' Das gilt von allen jungen Menschen in Manns Romanen und Novellen: wie die Jünglinge Stendhals sind auch sie kühn, hell und leidenschaftlich. Und wie Stendhal, der ja wohl am stärksten von allen früheren Epikern auf Heinrich Mann gewirkt hat, ist auch Mann der große Schöpfer von Frauen, deren Seele und deren Leben wie er kaum ein anderer Dichter unserer Zeit kennt. So schuf er in den ‚Göttinnen' drei große Ausprägungen weiblichen Schicksals und weiblicher Macht." — Die Ballade der Agnes Miegel charakterisiert Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg., Welt 133): „Die Ballade der Miegel ist, bei aller Kraft, durchaus fraulich. Sie zeigt nicht die scharfe Profilierung der männlichen Ballade. Dafür fehlt ihr aber auch alles Forcierte. Sie setzt die Akzente anders aus weiblich stimmunghafter Erfassung der Situation, und ihr Ton, voll und stark anschwellend, ist doch zugleich leiser und weicher. Aber sie hat eine große Nähe zum Elementaren und Geheimnisvollen des Lebens. All ihre Balladen haben das schwankend Doppelbodige, Zwei-Gesichtshafte in der sichtbaren Handlung und in dem über der Handlung liegenden, geisthaft schwebenden Bezug: greifbares Geschehen und ungreifbare Deutung. Manchmal läßt sie scheinbar wichtige äußere Handlungsmomente fallen um der stimmunghaften Intensität willen und nimmt den Ausschnitt zu kurz. Aber im doppelbodig Stimmunghaften ist sie unübertrefflich, und das aufglühende Wort ist von seltener, sinnlicher Magie, weich und voll, reich im plötzlich aufspringenden,

Digitized by Google

suggestiven Bilde und umwebt vom Unsagbaren." — Das Unverfälschte der Menschengestaltung, die herbe gerade Natürlichkeit im dichterischen Werk von Hertha Pohl rühmt Peter Bauer (Germ., Werk 8). — Eine Studie von Käthe Miethe über Hans Friedrich Blunck (Deutsche Allg. Ztg. 133) klingt in die Worte aus: „So wie Blunck das Märchen wieder mitten in unserem Tage erlebt, weckt er in diesen Büchern den Mythos wiederum auf und schlägt von uns aus in eine unbestimmte lange vergangene Zeit den einenden Kreis." — Die Bekanntschaft mit Oskar Maria Graf vermittelt Richard Polit (Münch. N. Nachr., Einkehr 21): „Im Sommer 1924 lenkte dieser junge bayerische Dichter zum erstenmal durch einen Vortragsabend bei Steinicke die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Der Abend war sehr merkwürdig. Auf dem Podium erschien ein Mensch, breit, viereckig, unbeholfen, einem Bauern ähnlicher als einem ‚Dichter'. Er las nach einigen ruhigen, gut geformten Gedichten eine Erzählung aus dem Arbeiterleben. Hier horchte man auf. Die schlichte Schilderung des Schicksals zweier Menschen, die durch die Verhältnisse und an sich selbst zugrunde gehen, war voll verhaltener Tragik, so eindringlich hingestellt, daß man wahrhaft bedrückt wurde. Man dachte, ein vielversprechendes episches Talent, und war sehr zufrieden." — Als den katholischen sozialen Dichter unserer Zeit bezeichnet Otto Steinbrink (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 6) Franz Herwig: „Ich will die Welt auf meine Schulter nehmen und sie im Lobgesang gen Himmel tragen', so singt R. J. Sorge. Herwig ist es dichterisch gelungen, die ganze Welt unserer Tage auf die Schultern seiner Kunst zu nehmen, um, wie ein Christophorus, der jedoch nicht Christus, sondern die Welt trägt, zurückzuführen zu dem einen, von dem uns die Erlösung gekommen ist. In seinem Bilde Berlins fehlt die Kirche nicht. Sie ist kaum sichtbar, aber doch nicht unsichtbar genug, um als der von den Bauleuten verworfene Eckstein ohne Wirksamkeit zu bleiben." — Ebenda entwirft Ernst Felix Weiß ein Bild von Grete von Urbanitzky, der er traumschöne Gedichte zuerkennt. — Über die Reisebücher Arthur Holitschers urteilt Alfons Paquet (Frankf. Ztg. 187 A.): „Es ist gut, solche Bücher zur Hand zu nehmen, die den verworrenen Lärm unserer Zeit so gelassen bejahen, die den Stimmen nachgehen und das Gedränge mit tapferem Schritt durchdringen. In diesen Augenzeugenberichten stürmischer Jahrzehnte, einer zum Gipfel drängenden Zeit fängt sich das Leben. Und in dem Aufnehmen, dem Zurückstrahlen dieses Lebens liegt mehr Biographie als in den romantischen Ausdrucksmitteln eines romantischen Lebens." — Conrad Wandrey beschließt einen Aufsatz über Erwin Guido Kolbenheyer (Magdeb. Ztg. 127) mit dem Ausblick: „Kolbenheyer steht in der Vollkraft seines Schaffens. Daß seine Bücher länger leben werden als die meisten, die heut gelobt und beredet werden, dazu gehört wahrlich keine Prophetie. Aber es wäre zu wünschen, daß dieser deutsche Dichter schon bei Lebzeiten die ganze Breite seines Volkes erobern möge, für das diese Werke bestimmt sind." — Den Mörike Niedersachsens nennt Herbert Derwein (Schlesw. Nachr., Nordmark 48) Ludwig Bäte: „Unverkennbar ist, wie Bäte langsam zu neuen Erlebnismöglichkeiten kommt. Nicht nur die Möser, Stolberg, Voß, auch ein Grabbe und Bürger zwingt nun Bäte zu sich. Man spürt, wie es den Dichter langsam zu einer mehr psychologisierenden, problematischeren Gestaltung drängt. Vor allem aber ist der neueste Lyrikband ‚Weg zwischen Wiesen' zugleich ein Weg in bisher kaum betretenes Land." — Einen Besuch bei Gerhart Hauptmann in der Villa Carnevaro bei Rapallo schildert Herbert Eulenberg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 53).

Zum 60. Geburtstag von Hedwig Courths-Mahler schreibt Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 41): „Ich kenne eine Menge Parodien auf Sie. — Sie sind alle falsch. Sie, verehrte Frau, sind viel echter als alle Ihre Parodien. Sie haben den absoluten und reinen Mut zum Kitsch — weil Sie gar nicht fühlen, daß es Kitsch ist. Sie sind unnachahmlich — wie Rembrandt! Das ist unmöglich, das kann man sich nicht ausdenken. Jemand, der geschickt ist, kann, wenn er zehn Shaws liest, ungefähr einen elften in Shaws Manier schreiben; aber niemand wird, wenn er dreißig Romane von Ihnen liest, den einunddreißigsten schreiben können. Sie sind viel blutechter als dieser weißbärtige Ire. Aus Ihnen und Ihren papiernen Phantasien schreiben zehn Millionen Menschen, die nie außer zu einer Wäscherechnung oder einer Steuererklärung eine Feder in die Hand genommen haben. Die seelisch ganz unverdorben, künstlerisch völlig unbefleckt, literarisch Kinder und reine Toren sind; wenn sie auch eine ganz geheime Tradition haben von tausend angelesenen Erinnerungen, die wie Miasmen durch die Luft schweben. Das ist das unnachahmliche Geheimnis Ihres Erfolges, Frau Hedwig Courths-Mahler, das Ihnen niemand rauben kann." — Zum 60. Geburtstag von Julius R. Haarhaus grüßt Walther Kühlhorn (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 52): „Wenn wir allmählich daran denken wollen, die dichterischen Erzeugnisse der letzten Vergangenheit zu sammeln, die als Ausdruck dieser chaotischen Jahre und des in ihnen geleisteten bezeichnend Menschlichen betrachtet werden können, dann dürfen wir nicht die ‚Rote

Digitized by Google

Exzellenz' des nunmehr sechzigjährigen Julius R. Haarhaus übersehen; in diesem Buch hat der alte Reineke Fuchs eine fröhliche Urständ erlebt." — Zu den Geburtstagsgrüßen für Auguste Supper ist der von Paul Wittko (Fränk. Kur. 21) nachzutragen. — Den 50. Geburtstag von Liesbet Dill begeht Franz Hell (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 26. März): „Ihre aus feinblickender Seelenkenntnis heraus geschaffenen saarländischen und lothringischen Erzählungen werden als sachlich zuverlässige, wahrheitsgemäße Schilderungen der Wesensart eines der wichtigsten europäischen Grenzvölker dauernde Bedeutung behalten." — Ein Bild von Luise Glaß zum 70. Geburtstag (4. Febr.) zeichnet Fritzsche (Altenb. Ztg., 3. Febr.): „Sie hat des Lebens Schmerzen gefühlt. Früh starben die Geschwister, sie war ihrer Eltern jüngstes und dann einziges Kind, sein ‚lumpig bißchen Kind' nannte sie ihr Vater. Sie hat gelernt und gearbeitet und manches zu sorgen gehabt, aber das farbige, bunte Leben hat ihr immer frische Kraft gegeben. Immer hat sie sich an seiner Schönheit gefreut — und das tut sie noch heute. Das ist ein Hauptzug ihres Wesens und ihrer Schöpfungen. Sie ist keine Dichterin der Leidenschaften, der aufregenden Probleme und Fragen des Tages und Lebens. Behaglich plaudert sie. Nicht am Markte steht ihre Kunst und preist sich an, zu keiner ‚Richtung' gehört sie. Eine frauliche Innerlichkeit ist ihr eigen, einfach, ungekünstelt ist ihre Sprache, ein wenig breit und liebevoll ausmalend ihre Darstellungsart, und ein gut Teil verklärenden Humors kommt dazu und gibt ihren Schöpfungen eine natürliche Frische."

In Max Geilingers Gedichten „Aufblick" sieht Walter Über Wasser (N. Zür. Ztg. 434) das dichterisch fesselnde Spiel mit Nähe und Ferne. — Auf einen neuen katholischen Dichter, dem herbe männliche Art zu eigen, weist Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 86) in Heinrich Suso Waldeck: er führe über Trakl hinaus zu objektiver Vergegenwärtigung der Dinge.

Zu Frenssens „Babendiek" bemerkt Hans F. Helmolt (Berl. Westen 81): „Eben deswegen, weil ‚Otto Babendiek' eine ungeheure Menge trefflicherer Beobachtungen und dichterischer Schönheiten erlesener Art enthält, empfinde ich es besonders hart, daß sein Verfasser sich beim Niederschreiben allzuoft hat gehen lassen. Er hat keine Selbstzucht geübt." — Über das „Blutzeugnis" von E. von Handel-Mazzetti urteilt Heinrich Lentz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 85): „Den historischen Roman großen Stils hat E. von Handel-Mazzetti gewollt. Sie hat ihn nicht vollendet geben können. In der Formung eines breiten, weitverzweigten Kulturbildes hat sie die ältere, trockene, aus Archivfolianten gezeugte Historienmalerei übertroffen und weit hinter sich gelassen, die Bezwingung der eigentlichen Romanfabel mit ihrer menschlichen Problematik und tieferen Symbolik ist ihr nicht in der gleichen Weise gelungen." — „Von der Gnade des Schicksals zum Märchendichter prädestiniert" nennt Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 140) Wilhelm Schmidtbonn. — Den Balzac-Roman von Ernst Weiß zieht Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 509) dem von René Benjamin entschieden vor, ihn einen leidenschaftlichen Roman nennend. — Rudolf Kayser rühmt (Berl. Tagebl. 139) Heinrich Manns neuen Roman: „Als Ganzes ist ‚Mutter Marie' einer der wichtigsten Romane unserer Zeit. Er ist geschrieben in einer klaren, ganz persönlichen und ganz sachlichen Sprache, in einem überlegen westlichen Stil." — Über Wilhelm von Scholz' Romandichtung „Perpetua" liegen zwei Aufsätze vor: von Conrad Wandrey, der ihn drolligerweise als „Spiritistenroman" bezeichnet (Essener Allg. Ztg., 3. März), und von Rudolf von Losson (Deutsches Tagebl., 10. März), bei dem es heißt: „Erst allmählich gibt die große Kunst des Dichters dem Leser Gewißheit, daß es Maria war, die im Feuertode Opferseligkeit gewann, und daß es die jetzige Nonne Katharina ist, die, durch Leid gereinigt, heldisch wächst und klar in das dreidimensionale Gewebe des Daseins eines jeden Menschen blicken kann. Sie vermag den Ablauf, die Richtungen und die Verknüpfungen des Nornengespinstes eine Strecke weit zu überschauen, sie hat die Gabe, das mit dem Unterbewußtsein in Scheu Erspürte hinaufzuheben in die Helle des Verstandes und es jetzt zum Wohl ihrer Mitmenschen anzuwenden und zu verkünden, so daß die Großen der Erde sich vor ihr beugen, selbst Kaiser Maximilian zu ihren Füßen um Rat bittet. Ihr Wesen bleibt ständig deutsch und heimisch auch in dieser kirchlich-katholischen Wandlung. Treffend im Gegensatz dazu ist die Kirchlichwerdung ihres verromten, einstigen Geliebten gezeichnet, der nur ein humanistischer Weltmann in Priesterornat werden konnte. Das Wertvolle an dem Scholzschen Buch ist, daß es Besitz eines Menschen sein kann; Kunstwerk, das man im ganzen und im einzelnen immer wieder in sich aufzunehmen vermag!"

*

Zur ausländischen Literatur

Miguel de Unamunos Romandichtung charakterisiert Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 233 — 1 M.): „Unamuno hat ein paar Romane und Novellen geschrieben. Er weiß selbst, daß sein Ungestüm sich nicht leicht in eine geschlossene Kunstform gießen läßt. Den phantastischen Roman ‚Nebel' nennt er eine ‚novila', weil

Digitized by Google

sie keine Novelle ist, so wie man etwa ein Sonett, das kein Sonett ist, Sonitt nennen könnte. Diese Schrulle kennzeichnet Unamuno. Der bedeutsamere ‚Abel Sanchez', im Untertitel die Geschichte einer Leidenschaft, die Sammlung von Erzählungen ‚Der Spiegel des Todes' haben fast alle seelische Verschrobenheiten zum Gegenstand. Meisterhaft geschrieben, aber nur im einzelnen dem Leben abgesehen. Es sind psychologische Kuriositäten, die da im Spiel der Leidenschaften auftreiben, und man fühlt, es war das konstruierte seelische Problem, das die Anregung gab, das ins Leben übertragen wird. Düstere Geschichten von überkreuzter Liebe und Freundschaft, schwerblütige Menschen, die ihr Schicksal schaffen und ihm nicht mehr entrinnen, zu scharflinig intellektuell trotzdem, weil sie nur da zu sein scheinen, um das geschaute Problem aufzurollen. Sie ziehen an wie eine angefangene Schachpartie. Sie bewegen sich in großem Abstand von uns. Sie fesseln, sie erwärmen nicht. Sie sind interessant, ohne Anteilnahme zu wecken. Sie sind Beweisstücke, keine Menschen von Fleisch und Blut, die Unamuno in seiner philosophischen Schrift als die einzige Realität anerkennen will. Unamuno beweist hier die Wahrheit seines eigenen Wortes, daß der Spanier die Dinge nur im Lichte einer Vision sehen kann, sei diese Vision auch nur eine psychologische Situation."

Über Brandes und Nietzsche schreibt Max Oehler (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 141) sowie S. Saenger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 61); ebenda (67) bietet Georg Hermann Erinnerungen an Georg Brandes.

Eine Studie über Shakespeares Vater schreibt L. L. Schücking (N. Zür. Ztg. 358). — Als einen großen Dichter führt Else Feldmann D. H. Lawrence ein (Arb.-Ztg., Wien 86).

Über Stendhal in Deutschland gibt Fritz Ernst Auskunft (N. Zür. Ztg. 368). — Ein Aufsatz von Paul Valéry über Huysmans wird (Berl. Börs.-Cour. 137) bekannt gemacht. — François Villon nimmt Wolfgang Bardach zum Thema (Vorw., Unt. 108). — Den Briefwechsel Jacques Rivière und Alain-Fournier würdigt Ch. Brütsch (N. Zür. Ztg. 397). — Eine Studie über Marcel Proust bietet Bernard Guillemin (Magdeb. Ztg. 112). — Auf Robert de Traz neuesten und, wie geurteilt wird, besten Roman „L'Ecorché" macht Johannes Widmer (Bund, Bern 121) aufmerksam.

Über Henrik Ibsen schreibt A. Banaschewski (Schlesw. Nachr., Nordmark 66). — Zur Gesamtausgabe der Werke Martin Andersen Nexös äußert sich Erich Bockemühl (Hannov. Kur. 140/41).

Des 75. Todestages Gogols (4. März) wurde vielfach gedacht: Gustav Specht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 52); Alfred Wolfenstein (Magdeb. Ztg. 114); Josef Melnik (Magdeb. Ztg. 143); Friedrich Märker (Stuttg. N. Tagbl. 103). — Dostojewski-Nachlese überschaut Walter Sandoz (Bund, Bern 124). — Einen Nachruf auf Artzibaschew schreibt Efraim Frisch (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 12). — Zu Ilja Ehrenburgs Roman „Die Liebe der Jeanne Ney" nimmt S. Kracauer sympathisch Stellung (ebenda 11). — Eine Stunde mit Alexandra Kollontai schildert André Germain (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 58). — Jüngste russische Dichtung überblickt Fritz Schwiefert (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 109, 133).

Über armenische Volksdichtung bietet Artasches Abeghian einen Aufsatz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 60).

* * *

„Dauernder Vorrat deutscher Poesie." Von Paul Adams (Münsterischer Anz., Weg 4).

„Deutsche lyrische Dichterinnen." Von Julius Bab (Hannov. Kur., Buch 106/07).

„Was bringt euch der Dichter?" (Aus einem Brief.) Von Konrad Bänninger (N. Zür. Ztg. 482).

„Die Lage der deutschen Dichtung in der Gegenwart." II. Von Hanns Martin Elster (General-Anz., Stettin, Buch 77).

„Dreißig oder fünfzig Jahre?" Ein Wort zur Frage des Urheberrechtsschutzes. Von Hanns Martin Elster (Schleswiger Nachr., Nordmark 60).

„Verlängerung der Schutzfrist?" Gutachten der Dichterakademie (Germ., Ufer 11).

„Der Journalist im Dichter." Von Hellmuth Falkenfeld (Magdeb. Ztg. 161).

„Zukunft des Romans." Von Otto Gmelin (Magdeb. Ztg. 110).

„Gundolf und Bachofen." Von Ludwig Gött (Magdeb. Ztg. 157).

„Von Hauptmann bis Wedekind." Aus den Anfängen des modernen Dramas. Erinnerungen von Carl Heine (Deutsche Allg. Ztg. 145).

„Die ewigen Werke und die Kritik." Von Otto Heuschele (Ostsee-Ztg., Lit. Rundschau, 27. Jan. 1927).

„Literarische Stiefkinder." Werke, die von andern fortgesetzt wurden. Von Ernst Leopold Koch (Germ. 106).

„Die Tragik des deutschen Romans." Von Helmut Kramer (Köln. Ztg. 210).

„Mystifikation oder Fälschung." Eine Entgegnung (vgl. daselbst, 6. Febr. Pfarrer Weiger). Von Albrecht Schaeffer (Köln. Volksztg. 225).

„Die Schweiz im deutschen Geistesleben." Von Wilhelm Schäfer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 64).

„Dichtung und Erkenntnis." Von Oscar A. H. Schmitz (Magdeb. Ztg. 141).

„Meine Beziehung zur Bühne." Von Fritz von Unruh (Bresl. Ztg. 78).

„Wo sind die Dichter von morgen?" (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 66).

„Vom Pen-Klub, der Verständigung der Völker und der Krise der europäischen Literatur." Aus einem Gespräch mit Waclaw Sieroszewski (Prag. Presse 85).

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 3. (Berlin und Leipzig.) Zur Frage des Sports, was er für Kultur und Literatur bedeutet, nimmt Frank Thieß Stellung:

„Sport ist nichts anderes als der sichtbare Exponent einer geistigen Neugruppierung. Seine Wurzeln sind genau so religiöser, das heißt schicksalhafter Natur wie die des Sklavenaufstandes oder der theosophischen Bewegung. Ihn in seiner Wesenheit, Herkunft und Zielrichtung zu erkennen und umzulenken in das bereitete Bett sinnvollen Dienstes an der Kultur, sollte das Werk der Geistigen einer Nation sein. Denn nur diese haben die Pflicht eines solchen erkennenden Handelns, nie die aktiven Glieder der Bewegung selbst, welche sich nicht erkennen können. Die Geistigen sind mit wenigen Ausnahmen heute noch durch den dualistischen Standpunkt der Antinomie ‚Körper-Geist' bestimmt. Sie vermengen ausnahmelos die exzentrischen Emanationen der herrschenden Sportbegeisterung mit dem kulturellen Sinn der Bewegung selber und rücken aus ‚Geistigkeit' von ihr ab, indem sie eine überlebte Beweisführung, die im vergangenen Zeitalter Gültigkeit gehabt hätte, zu Hilfe nehmen, die Trennung beider Erscheinungswelten, welche in Wahrheit eine sind. Solange das altchristliche Erlösungsideal Grundlage kultureller Entwicklung war, mußte man diese dualistische Spaltung einer geschlossenen Form anerkennen. Heute ist sie sinnlos geworden. Ich leugne keinen Augenblick, daß die sportliche Situation, von geistigem Aspekt aus gesehen, ein unerfreuliches, kulturwidriges Bild bietet. Doch das ganze Jahrhundert bietet mit all seinen Erscheinungen ein solches Bild, und nie stand eine Gegenwart so diametral zu ihrer Vergangenheit wie heute. Bleibt indessen die geistige Schicht des Volkes beim Protest, begibt sie sich der Möglichkeit, am kulturellen Neubau fördernd mitzuwirken. Ihre Aufgabe kann mithin nur diese sein: gegen die Unformen der Bewegung zu protestieren, aber gleichzeitig den produktiven Kern freizulegen, kurzum: ihr die sinnvolle Form zu geben, welche sie verdient."

Preußische Jahrbücher. CCVII, 3. (Berlin.) In einem Aufsatz von Helmut Cron über „Georg Simmel als Philosoph der modernen Kultur" liest man in Hinblick auf das Todesproblem die allgemein bedeutsame Darlegung:

„Nach den Totentanzauffassungen und landläufigen Anschauungen hat der Tod eine den Menschen fremde, geheimnisvolle Wesenheit, außerhalb seiner oder über ihm die irgendwann an ihn herantreten und das Leben abschneiden kann. Er ist der Knochenmann mit der Sense, der so gern in den bürgerlichen kindlich-frommen Pfarrhausvorstellungen seinen Spuk treibt und die Nächte der Gläubigen durchängstigt. Diesen gespenstigen Schrecken entkleidet nun Simmel seines Transvitalismus und zieht ihn als Einwohnung des Lebens in die Einheit alles Lebens hinein. Das Sterben ist eine innere Immer-Wirklichkeit jeder Gegenwart, ist Färbung und Formung des Lebens, ohne die das Leben, das wir haben, unausdenkbar verwandelt wäre. Der Tod ist kein von fernher auf uns zukommender Feind oder auch Freund, ‚sondern der Tod ist von vornherein ein character indelebilis des Lebens'. Darum ist auch sozusagen gar nicht viel von ihm herzumachen, er ist eben von unserem ersten Tage an in uns, nicht als eine abstrakte Möglichkeit, die sich irgendwann einmal verwirklichen wird, sondern als das einfache konkrete So-Sein unseres Lebens, wenngleich seine Form und gleichsam sein Maß sehr wechselnde sind und erst im letzten Augenblick keine Täuschung mehr zulassen. Wir sind nicht ‚dem Tode verfallen'; all solches kann nur aufkommen, wo das funktionelle und immanente Wesen des Todes zu etwas Substanziellem und zu einer selbständigen Sondergestalt hypostasiert wird — sondern von vornherein wäre unser Leben und sein gesamtes Phänomen gänzlich anders, wäre es nicht von dem durchwaltet, was wir nach seinem Definitivum den Tod nennen:

> Der große Tod, den jeder in sich hat,
> Das ist die Frucht, um die sich alles dreht. (Rilke.)

Diese Immanenz des Todes im Leben scheint Simmel anders als bei vielen italienischen Porträts, wo der Tod wie ein Dolchstoß wirke, besonders tief bei Rembrandt zum Ausdruck zu kommen. ‚Rembrandts Menschen haben das Dämmernde, Gedämpfte in ein Dunkel Hineinfragende, das eben in seiner deutlichsten, schließlich einmal allein herrschenden Erscheinung Tod heißt, und um gerade so viel weniger Leben scheinen sie, oberflächlich angesehen, zu enthalten; in Wirklichkeit enthalten sie gerade dadurch das ganze Leben.' Nur die Shakespeareschen Helden scheinen Simmel noch einmal eine entsprechende Bedeutung des Todes für das Leben zu besitzen. Nicht wie der deus ex machina kommt in ihrem Leben der Tod, sondern sie haben ihn gleichsam als aprioristische Bestimmung, er ist nicht die Konsequenz, sondern die Immanenz ihrer Lebensindividualität."

Digitized by Google

Neue Schweizer Rundschau. XX, 3. (Zürich.) Eine sehr wesentliche Studie über Rudolf Borchardt beschließt Joseph Nadler mit dem Ausblick:

„Borchardts innere Entscheidung ist auf Renaissance gerichtet im persönlichen wie im völkischen Sinne. Jedes seiner Werke ist Organ und Stufe dieses inneren Vorganges. Borchardts Absicht zielt auf Rückgewinn eines einzigen und dauernd flüssigen Erbes, allgegenwärtigen Besitz der Tiefe mehr als der Breite, wodurch die Möglichkeit gegeben wäre, ‚sich durch einen Wink, wie unter Vettern geschieht, kurz zu verständigen'. Und das in der einen Meinung, die längst überstanden schien: ‚Ganz allgemein wird es von der Einbeziehung des echten, nicht des romantischen deutschen Mittelalters in unser aller Erbe abhängen, ob wir als Nation wieder zu Vermögen und Kontinuität gelangen oder nicht.' Borchardts Mittel sind die des Gelehrten und des Dichters, notwendig beide für solchen Vorsatz und solche Haltung, wobei wir nur zugestehen, daß allerdings das Handwerk des Literaten und des wissenschaftlichen Kärrners getrennt ausgeübt werden könne, daß aber Begriff und Sache des Gelehrten und des Dichters im hohen Sinne des Wortes so wenig trennbar sind wie der Begriff von rechts und links. All das will heißen: der romantische Vorgang, nie unterbrochen und an falschen Merkmalen längst als ‚Neuromantik' ausgeschrien, ist durch Borchardts Werk mit allen Anzeichen des Echten und geschichtlich Legitimierten sinnfälliges Ereignis geworden. Bildung eines einzigen nationalen Erbes. Auf dem weiten ostdeutschen Bogen von Königsberg nach Wien ist diese Losung durch den Böhmerwäldler Richard von Kralik seit den achtziger Jahren geprägt und leider nur an ungeheuren ungeformten Stoffmassen wahr gemacht worden. Gipfel vorläufigen Anstieges in dieser Bewegung sind das Werk Hofmannsthals mit seiner barocken und das Werk Borchardts mit seiner romantischen Basis.

Und so stehen wir denn vor einer neuen Situation, die eigentlich, dank der ungewöhnlichen Selbstverantwortung Borchardts, über Nacht gekommen ist. Es ist wenigstens unter Deutschen ohne Beispiel, wie ein Mann von solchen Gaben des Forschers und Dichters zwei Jahrzehnte daransetzt, reif und wirksam zu werden; wie er, während wir unsere Jahresringe in den halbjährigen Meßkatalogen absetzen, schweigt und arbeitet und erst jetzt auf der vollen Lebenshöhe des Mannes dem ausgeformten Fleiß und Reichtum seiner zwanziger und dreißiger Jahre den Riegel öffnet. Es wäre nicht redlich, zu verschweigen, daß hier uns allen ein Vorbild lebt, für die einen freilich zu früh, um begriffen, für die andern zu spät, um nachgeahmt zu werden. Borchardt sagt einmal irgendwo, die Geschichte setze Massen in Bewegung, um zuverlässig zu erreichen, was ihr Absicht ist. Also ginge es ihr wohl in diesen Jahrzehnten um eine neue Sprache, als um die höchste geistige Angelegenheit der Deutschen. Zur selben Zeit als Konrad Burdach, letzten Endes auf Dante und seine Umwelt zielend, zum erstenmal den großartigen Bildungsgang der ostmitteldeutschen Schriftsprache wissenschaftlich erschließt, die Mängel ihrer Geburt und ihres Gefüges begründet, zur selben Zeit ist Rudolf Borchardt am Werke, eben diese Sprache aus dem aufgeschürften Reichtum des gesamten Volksbesitzes zu einer neuen Dichtersprache umzuformen. Hier haben wir nun, in diesem sechshundertjährigen Sprachprozeß, den Lebensnerv aller ostdeutschen Vorgänge seit dem frühen 14. Jahrhundert berührt. Burdach und Borchardt stammen, bei Abstand eines halben Menschenalters, aus Königsberg."

Der Gral. XXI, 6. (Essen.) Friedrich Schreyvogl sagt im „Versuch einer Deutung" über Rainer Maria Rilke in Hinblick auf die Wortgestaltung:

„Das war Rilke: nicht etwa nur Wortkünstler, schon Wortgestalter und Wortentdecker in einem Sinn, der vielleicht überhaupt erst mit ihm geboren worden ist. Ähnlich wie auch die Liebe zwischen den Menschen erst langsam von einer bloßen Verbindung der Triebe wie der Nützlichkeit zu ihrem eigentlichen Sinn erlösender Verwandlung emporreifen mußte, ist es der schöpferischen Gewalt des Dichters vorbehalten, das Wort erst vom bloßen Mittel der Verständigung zur zauberhaften Macht der Deutung emporzuheben. Rilke hat das erfüllt. Das doppelte Wesen des Wortes wurde deutlich wie nie; man kann es ‚verwenden', und kann in seine Gestalt schauen. Dann findet man nicht mehr Klang allein, schon Deutung der Schöpfung, von Welt und Ich. Das gibt dem Wort seine besondere Würde, dieses zwiefache Gesicht deckt seine Verwandtschaft zum Leben auf, das ja auch diese doppelte Wesenheit in sich trägt. Auch das Leben ist einmal, innerhalb der Grenzen von Ursache und Wirkung, nur rasch verbrauchtes Mittel, das andere Mal Deutung und Sinn übernatürlicher Bestimmung."

Der Schlern. VIII, 2. (Bolzano.) Peter Pfeifer gibt eine Charakteristik Joseph Georg Oberkoflers:

„Es gibt Menschen und also auch Dichter, deren inneres Leben wesentlich von den Erscheinungen der Umwelt geformt wird. Ihre Probleme sind individuell gefärbte Probleme der Umwelt, ihr Sinnen und Ringen, Freuen und Leiden gilt den Erscheinungen, wie sie durch die Enge von Zeit und Raum bedingt sind.

Digitized by Google

In Oberkofler haben wir einen geradezu gegensätzlichen Typus vor uns. Zwar lebt und denkt und sorgt und freut er sich in seiner Umwelt wie alle Menschen, allein über diesem allgemeinen erhebt sich bei ihm ein ganz inneres, abgeschlossenes Leben zu sozusagen autonomer Geltung, und hier, in dieser Sphäre ist es, wo sich seine Eigentümlichkeit, sein wahres Wesen ganz entfaltet. Die eine Seite dieses höheren Lebens bildet ein sicheres Empfinden und Wissen in Hinsicht auf die letzten menschlichen Dinge, ein unerschütterlicher Glaube, eine Lebensansicht, die sich in jahrhundertelanger Tradition unverfälschten Bauerntums im Blute selbst verankert, ja, sich vom starken Hauch der Natur seines Heimattales genährt hat, die von früher Kindheit bis ins Jünglingsalter durch Erziehung und Erfahrung in ihm lebendige Gestalt angenommen hat. Die ganze Jugend unseres Dichters war auf diese Grundlage gebaut, seine erste Welt des Glückes und Friedens von ihr beherrscht und getragen. Die Welt des Glaubens, des Friedens, der Reinheit verfließt ihm so mit den Bergen und Bächen, Siedlungen und Menschen seiner Heimat zu einem Bilde. Heimat ist also für ihn Friede, ist Glück, Leben in der Heimat, zugleich Leben im Glauben, in Gott."

Der Kunstwart. XXXX, 6. (München.) Walther Harich schreibt über Jeßners Hamlet-Inszenierung: „Ihn erfaßt bei den Klassikern nicht das Politisch-Programmatische, sondern das Dichterische. Das Ewige, Zeitlose, daher immer Gegenwärtige. Er entkleidet die Werke ihres Zeitgehalts und ersetzt ihr Zeitliches durch unser Zeitliches, ohne das Ewige zu gefährden. Dieser Art war seine Aufführung des Hamlet. Was er gab, war Shakespeare, durchaus Shakespeare, und nicht proletarische Republik. Was politisch wirkte, war auch bei Shakespeare politisch. Ist bei Shakespeare jenes vorletzte Bild mit den Leichen des Königs, der Königin, Hamlets, des Laertes etwa nicht ein grausiger Kehrichthaufen voll grotesker Karikaturen? Hier — und in vielen andern Szenen — war einmal, endlich einmal da, was im Shakespeare drinsteht. Shakespeare, der Schauspieler Elisabeths, der sich, angeekelt von dem sinnlosen Treiben des Daseins, der Geschichte, der Intrigen, in den problematischen Geist des verdüsterten Dänenprinzen flüchtet und unter der Maske eines verstörten Geistes kundgibt, was ihm sonst die Brust zersprengt hätte. Weiß Gott, kein Republikaner, aber ein Titan, der einmal, im Bilde wenigstens, die Ringe der Zeit zersprengen und ein neues Zeitalter hereinbrechen lassen will. Einer, der mit eisernem Besen ausfegen möchte, was da faul ist, und nicht nur im Staate Dänemark, nicht nur im Staate der Elisabeth, sondern in jener Institution, die da ‚Welt' genannt wird und an der sich der Geist zerreibt. Diese Welt muß auch auf der Bühne dastehn in der ganzen Aufdringlichkeit ihrer schnöden Existenz. Und daß sie dastand, war das Verdienst Jeßners."

* * *

„Lessing." Von Arthur Luther (Württembergische Volksbühne VIII, 6. Stuttgart).

„Erneſtine Christine Reiske und Gotthold Ephraim Lessing." Nach unveröffentlichten Briefen. Von Heinrich Schneider (Westermanns Monatshefte LXXI, 847. Braunschweig).

„Eckermanns ‚Gespräche mit Goethe' und die neueste Forschung." Von Alois Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 6. Freiburg i. B.).

„Pestalozzi, Goethe und Fichte." Von Reinhard Strecker (Junge Menschen VIII, 3. Hamburg).

„Die Christlichkeit der Theologie Schleiermachers." Schluß. Von Wilh. Thimme (Die Christl. Welt XLI, 5. Gotha).

„Beethoven in der erzählenden Dichtung der Gegenwart." Von Paul Bülow (Der Türmer XXIX, 6. Stuttgart).

„Der Romantiker Fouqué." Von Georg Schott (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 13).

„Adalbert Stifters ‚Studien' in der Urfassung." Von Alois Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 6).

„Das Inzest-Motiv bei Richard Wagner." Von Otto Rank (Der neue Weg LVI, 4. Berlin).

„Johann Jakob Bachofen." Von Gerhard von Mutius (Klingsor IV, 3. Kronstadt).

„Theodor Fontane an Paul Lindau." Herausgegeben von Alfred Merbach (Deutsche Rundschau CIII, 6. Berlin).

„Das Studentische bei Raabe." Von Karl Konrad (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVII, 1. Wolfenbüttel).

„Wilhelm Raabe und die nordische Rasse." Von Heinrich Mohr (ebenda).

„Ist Raabe Mystiker?" Von Hans Laut (ebenda).

„Ungedruckte Rosegger-Briefe." Mitgeteilt von Franz Feld (Der Türmer XXIX, 6. Stuttgart).

„Hermann Löns und die Stedinger." Von M. Kirmsse (Markwart III, 1. Hannover).

„Rainer Maria Rilkes Vermächtnis." Von Kurt Busse (Preußische Jahrbücher CCVII, 3. Berlin).

„Rainer Maria Rilke †." Von Max Martin Sternschein (Die Neue Zeit II, 2. Dresden).

„Der tote und lebende Lyriker. Rainer Maria Rilke und Klabund." Von Hermann Edgar Wanderscheck (ebenda).

„Das Lebenswerk Rilkes." Von Conrad Wandrey (Der Bücherwurm XII, 5. Leipzig).

„Hermann Bahr." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 9).

„Gerhart Hauptmann." Von Rob. F. Arnold (Radio III, 25. Wien).

„‚Dorothea Angermann' von Gerhart Hauptmann." Von Carl Meusing (Die Christliche Welt XLI, 5. Gotha).

„Ernst Zahn." Von Heinrich Spiero (Deutsche Monatshefte 1927, 3. Berlin).

„Eberhard Königs ‚Thedel von Wallmoden'." Von Johann Georg Sprengel (Hellweg VII, 5. Essen).

„Hermann Sternbach und sein Werk." Von Alexander Popowicz (Ostdeutsche Monatshefte VII, 12. Oliva).

„Hans Weber-Lutkow (Hans Pokorny)." Von Hermann Sternbach (ebenda).

Digitized by Google

„Ludwig Finckh." Von Franz Koch (Radio III, 25. Wien).
„Karl Hans Strobl." Von Otto Voß (Österreichische Monatshefte „Der Fährmann" IV, Februar. Wien).
„Karl Schönherr." Von Max Lederer (Radio III, 23. Wien).
„Karl Schönherr." (Württembergische Volksbühne VIII, 9. Stuttgart.)
„René Schickele: Ein Erbe am Rhein." Von L. Raeppel (Elsaß-Lothringen. Heimatstimmen IV, 12. Berlin).
„Der Kritiker Alfred Polgar." Von Christian Jenssen (Krefelder Blätter III, 11).
„Vom Geiste des Bürgertums. ‚Der heilige Alltag' von Ernst Lissauer." Von Julius Bab (Deutsche Republik I, 19. Frankfurt a. M.).
„Emil Ertl." Von Marianne Thalmann (Radio III, 24. Wien).
„Hans Grimms ‚Volk ohne Raum'." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum IX, 3. Hamburg).
„Zu Hans Grimms ‚Volk ohne Raum'." Von Hans Nessel (Der Kreis IV, 3. Hamburg).
„Paul Schreckenbach." Von Karl Hage (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 11).
„Fritz Reck-Malleczewen." Von Hans Reiser (Die schöne Literatur XXVIII, 3. Leipzig).
„Charlotte Niese." Von Erich August Mayer (Der getreue Eckart IV, 10. Wien).
„Skizze meines Lebensganges." Von Paula Grogger (Schönere Zukunft II, 18. Wien).

* * *

„Shakespeares Handschrift." Von K. Geigy-Hagenbach (Die Autographen-Rundschau VII, 7. Berlin).
„Joseph Conrad." Von Ernst Weiß (Das Tagebuch VIII, 10. Berlin).
„Kapitän und Schriftsteller [Joseph Conrad]." Von Friedrich Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 14).
„Eine konservative Utopie: H. G. Wells ‚The world of William Clissold'." Von Anthony Cholmondeley (Das Tagebuch VIII, 8. Berlin).
„John Galsworthy." Von Arthur Friedrich Binz (Der Bücherwurm XII, 5. Leipzig).
„Persönliches zur Bedeutung der alt-isländischen Literatur." Von Arthur Bonus (Die Tat XVIII, 12. Jena).
„Deutsches Wesen in der französischen Auffassung des 19. und 20. Jahrhunderts." Von Victor Klemperer (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 3. Leipzig).
„Brandes." Von Alfons Fedor Cohn (Die Weltbühne XXIII, 12. Berlin).
„Brandes, der Verhaßte." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VIII, 9. Berlin).
„Georg Brandes †." Von M. H. (Der neue Weg LVI, 5. Berlin).
„Knut Hamsuns gesammelte Werke." Von Berthold Viertel (Masken XX, 11. Düsseldorf).
„Die skandinavischen Literaturen der neuesten Zeit." Von Ernst Alker (Der Gral XXI, 6. Essen).
„Polnische Umschau." IV. Von Otto Forst-Battaglia (Literarischer Handweiser LXIII, 6. Freiburg i. B.).
„Galizien und Galizier in der deutschen Literatur." Von Hermann Sternbach (Ostdeutsche Monatshefte VII, 12. Oliva).
„Zur östlichen Literatur." Von Karl Wilker (Das werdende Zeitalter VI, 1/2. Konstanz).
„Deutsche Art im Spiegel ukrainischer Dichtung." Von Alexander Popowicz (Ostdeutsche Monatshefte VII, 12. Oliva).
„Zu Gogols 75. Todestag. Tolstoj und Gogol." Von Ludwig Marcuse (Die Literarische Welt III, 10. Berlin).
„Gespräch mit Ilja Ehrenburg." Von Valeriu Marcu (ebenda).
„Larissa Reißner." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXIII, 8. Berlin).
„Die politische Gruppierung russischer Schriftsteller." Von Walter Benjamin (Die Literar. Welt III, 10. Berlin).

* * *

„Vom Geiste des Bürgertums. I. Die Forsytes, die Buddenbrooks und der Untertan." Von Julius Bab (Deutsche Republik I, 18. Frankfurt a. M.).
„Geburt des historischen Dramas?" Von Ludwig Benninghoff (Der Kreis IV, 3. Hamburg).
„Historisches Drama." Von Hans Franck (Bühnenblatt IV, 9. Dortmund).
„Zeitgenössische schweizer Dramatiker." Von Hans Honegger-Montagnola (Hellweg VII, 5. Essen).
„Von den Charakteren im Drama." Von Robert Petsch (Dramaturgische Blätter 1926/27, 29. Mannheim).
„Evangelisches religiöses Spiel." Von Karl Bernhard Ritter (Die Blätter für die Laien- und Jugendspieler III, 2. Berlin).
„Die dramatische Struktur der ersten ‚Faust'-Szenen." Richtlinien für eine dramaturgische Behandlung des „Faust". Von Eugen Rüther (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).
„Die Anfänge der ländlichen Passionsspiele." Von Expeditus Schmidt O. F. M. (Die Vierte Wand 1927, 9. Magdeburg).
„Paul Gurks Tragödie ‚Thomas Münzer'." Von Hans Westerburg (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).

* * *

„Religion und Tragik." Von Hans Brandenburg (Die Tat XVIII, 12. Jena).
„Wesen und Aufgabe der deutschen Literaturgeschichte als Wissenschaft." Von Horst Engert (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).
„Briefleben von einst." Von Alexander Freih. von Gleichen-Rußwurm (Der Türmer XXIX, 6. Stuttgart).
„Das Volk als Schauspieler." Von Hans Hahne (Die Tat XVIII, 12. Jena).
„Lyrische Gedichte." Nachschaffende Betrachtungen von Franz Heyden (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).
„Vom Volkslied." Von Ernst Lissauer (Reclams Universum XLIII, 25. Leipzig).
„Reißer, Literaten, Dichter." Von Werner Mahrholz (Hellweg VII, 4. Essen).
„Der studentische Roman der Gegenwart." Von Hans Patzschke (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 3. Leipzig).
„Das Elsaß im deutschen Geistesleben." Von Eduard Reinacher (Elsaß-Lothringen. Heimatstimmen IV, 12. Berlin).
„Die große Rückkehr." Anmerkungen über Dichtung und Zeitgeist. Von Martin Rohl (Die schöne Literatur XXVIII, 3. Leipzig).
„Formelpflege und Dichtung der deutschen Siedler Kleinpolens." Von Jakob Rollauer (Ostdeutsche Monatshefte VII, 12. Oliva).
„Die Kunst des Schauspielers und die Wissenschaft." Von Emil Utitz (Die Vierte Wand 1927, 10. Magdeburg).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Berlin

„Gewitter über Gottland." Schauspiel in zwölf Bildern. Von Ehm Welk. (Uraufführung im Theater am Bülowplatz, Volksbühne, am 23. März 1927.)

Das Ideendrama eines Revolutionärs. Thema: der Aufstand der Vitalianer um 1400, aus der Optik eines, der die Sache der Entrechteten zu der seinen macht, die Unterdrücker und Ausbeuter des Volks mit feindlichem Auge betrachtet.

In einem Auftritt erhebt sich das Ideendrama zu Vision. Zwischen realistische Vorgänge schiebt sich die Szene, in der der entlaufene Mönch und nunmehrige Vitalianer (Likedeeler) mit dem Vertreter der Kirche Abrechnung hält. Eine zeitlose Disputation, an der die Schatten und Repräsentanten Anteil haben. Der Jesus, der die Darbenden zu sich kommen hieß, steht zur Erörterung. Und der Kirchenfürst bekennt: es täte, wollte dieser wiederkehren, not, ihn abermals zu kreuzigen. Ehm Welks Abt, der derartig das Wort führt, ist also Großinquisitor, und Welks Vision heißt: Dostojewski.

Gute Volksszenen gelingen Ehm Welk. Er verfügt über Stimmen. Es gebricht ihm nicht an dramatischem Temperament. Aber die Likedeeler als lebendigen Organismus zum Helden seines Dramas zu machen, vermochte er nicht. Der Claus Stoertebekker muß herhalten. Und der Claus Stoertebekker, im Gegensatz zu den Likedeelern adliger Herr, macht von allem Anbeginn an mit den Entrechteten nur darum gemeinsame Sache, weil er solcherart sein Mütchen am Krämervolk der Hamburger kühlen kann. Ein Draufgänger und Gewaltmensch, der für die Sache der Notleidenden schließlich nur dadurch gewonnen werden kann, daß man ihm auf Konto seiner Muskeln ein bedeutsames Kommando kreditiert.

Erster Bruch des Ideendramas: der zum Verfechter der revolutionären Idee Erkorene hat an dieser Idee in keiner Weise teil.

Es ist demgemäß auch keinerlei tragische Entwicklung in der Gestalt des Stoertebekker. Er geht nur den ihm durchaus gemäßen Weg, wenn er nachher bereit ist, die Glaubenssätze der Likedeeler und damit die Idee des Dramas um einen Herzogshut preiszugeben.

So ersteht ihm aus dem Gedanklichen des Dramas der Gegenspieler, und dieser Gegenspieler müßte seinerseits zum tragischen Helden werden, wäre irgendwie dramatischer Kampf in ihm. Aber wie es für diesen Stoertebekker selbstverständlich war, die Sache der Likedeeler preiszugeben, ganz so ist es für Asmus Ahlrichs selbstverständlich, den Stoertebekker aufzuopfern. Er verrät ihn an die Hamburger, die ihn fangen und töten, wie man sein Tagespensum erledigt. Er selbst aber kehrt zu den Seinen zurück, und hat nun zu erfahren, daß die revolutionäre Bewegung über ihn selber und seine Tat hinweggegangen ist. Er findet seinen Untergang, nicht mehr Gegenspieler im Sinn des alten historischen Dramas, sondern dramatischer Held Nr. 2.

Solchen Verlauf nimmt das Ideendrama mit einer gewissen Folgerichtigkeit aus seinem revolutionären Wollen heraus.

Für die lebendige Bühne stellt sich die Rechnung folgendermaßen: Zwei dramatische Helden unter ein Joch gespannt und im Kampf widereinander. Das Interesse an jedem von beiden gering, weil in ihnen keinerlei seelische Spannung, keine Charakterentwicklung ist. Dies geringe Interesse geteilt. Bleibt für den Bruder Mensch nur ein kümmerliches Ergebnis, für die Likedeeler als solche nur Raum in der Komparserie.

Ernst Heilborn

Köln

„Thomas Paine." Schauspiel. Von Hanns Johst. (Uraufführung im Schauspielhaus am 31. März 1927.)

In dem Vor- und Nachwort, das Hanns Johst seinem neuen Werk „Thomas Paine" mit auf den Weg gegeben hat, heißt es: „Die Last des Lebens, die wir einzeln tragen müssen, ruht auf den Schultern von allen Mitmenschen, und was wir auch ertragen — wir leiden ein jeder für alle! Dieses Gefühl gibt den verwirrenden Bedenken über Zeit und Ewigkeit, über Umwelt und Weltall eine beglückende Melodie. ... Thomas Paine — Führer und Gefahr — Leidenschaft, Sehnsucht, Demut und Übermut, er geht verloren als persönliches Schicksal, um Melodie zu werden."

Aufgehen des Persönlichen in der Weltharmonie. Das ist die Tragik des Individualismus. Leise klingt Hebbels Pantragismus an, aber anders gewendet ins Kosmische. Stärker beobachten wir den gleichen Zug bei einigen Lyrikern der Gegenwart: Mystisch religiöser Unterton des tragischen Zusammenklangs von Eins und All. Melodie im Sinne von Hanns Johst. Im Gang der Handlung äußert sich das so: Thomas Paine im Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten Mitarbeiter des Pennsylvanischen Magazins, Verfasser des Pamphlets „Der gesunde Menschenverstand", ist Treiber der Bewegung, Aufpeitscher des amerikanischen Gedankens. Er gibt George Washington die Idee, durch den Marsch nach

Digitized by Google

Westen in unbekanntes Land die Insurgentenarmee der Umzinglung durch die Engländer zu entziehen. Er ist der ideelle Urheber des amerikanischen Sieges. Als die Engländer die strategische Niederlage durch wirtschaftliche Erfolge auszugleichen bemüht sind, indem sie dem jungen Staate mit der Unabhängigkeit eine Anleihe zu gewähren bereit sind, begibt sich Paine nach Frankreich, um französisches Geld zusammenzubringen.

Das gelingt; aber zum französischen Bürger und Mitglied des Konvents ernannt, bringt ihm das Eintreten für Ludwig XVI. die Gefangenschaft im Kerker. In Amerika wird Washington erster Präsident. Paines Geld aus Frankreich macht den jungen Staat wirtschaftlich unabhängig von England. Thomas Paine aber gilt als hingerichtet — tot, zuverlässigen Nachrichten zufolge.

Er bringt 17 Jahre im Gefängnis zu — kehrt nach Amerika zurück. Washington, Green, alle Freunde sind tot. Keiner kennt ihn — er kennt keinen. Er löscht sich aus durch einen Sprung ins Meer. Auch der Tote wird nicht erkannt. Aber über der Leiche schwingt sein Lied, das Amerikas Selbstbewußtsein weckte: „Was wäre das Meer ohne die Ströme Amerikas." Über das Persönliche triumphiert das am Persönlichen entzündete Leben.

Aus letzten tiefen Erlebnissen entspringt Hanns Johsts Werk. Nicht Spiel sondern Weltanschauung! Was kümmert dabei der Umstand, wie frei der Dichter mit der Geschichte umspringt. Über die Unmöglichkeit einer Zusammenkunft zwischen Paine und Ludwig XVI. im Kerker geht man hinweg. Der Dichter brauchte diese Szene, die künstlerische Ökonomie erforderte sie. Noch löst Johst die Handlung in neun Bildern auf — hin und wieder ziehen sich die Dialoge in die Länge. Noch baut Johst im dichterischen Überschwang nicht Szene auf Szene, er gibt Bildhöhepunkte, wie er sie braucht — mit epischer Rückkoppelung. Das zur Charakteristik seiner dramatischen Technik. Die Charaktere sind deutlich gegeneinander abgehoben, die einzelnen Bilder lebhaft, farbig, bewegt mit aktmäßigen Abschlüssen. Hier ist kein kühl rechnender Konstrukteur am Werke, sondern ein lebendiger Dichter.

Paul Bourfeind

Essen

„Der Mann im Dunkel." Komödie in vier Akten. Von Friedrich Wolf. (Uraufführung im Stadttheater am 1. April 1927.)

Friedrich Wolf gibt eine subjektive Spiegelung unserer chaotischen, unruhvollen Gegenwart und weist doch hoffnungsvoll in die Zukunft, indem er das Leben in biologischer Hinsicht bejaht, ohne es freilich metaphysisch ausdeuten zu können oder vielmehr zu wollen. Denn man möchte von diesem Autor, der die funkelnden Antithesen, die geistsprühenden Sentenzen nur so aus dem Ärmel schleudert, noch mehr erwarten. Die Berechtigung zu dieser Erwartung gibt diese Wissen und Weisheit, Scherz und Erdichtung mit geradezu Rabelaisscher Virtuosität miteinander verknüpfende Zivilisationssatire, in der drei moderne Insulanerinnen nur so lange ihrer grauen Theorie gemäß leben, bis das „böse Tier", das „Tier mit der Bügelfalte" wieder vor ihnen steht; so treffen die beiden Extreme jetziger Zivilisation, die sich heute gewaltsamer scheiden denn je, an einem von der Schöpfung vorgeschriebenen Punkt zusammen, um trotz aller Errungenschaften den uralten Weg zu erneuern. Der Mann im Dunkel ist nur eine Legende, die Sehnsucht nach dem Kinde ohne Mann ein Irrtum, die Liebe bleibt doch der elementare Lebenstrieb. Von den drei männlichen Vertretern der Zivilisatjon, die sich als Detektiv und Verbrecher gegenseitig verhaften, segeln zwei mit den Eiland-Amazonen nach dem Kontinent zurück, während der dritte, Überspannteste, an seiner eigenen Flugtablette zerplatzt. Das Groteske und das Erhabene, der Spaßmacher und der König schreiten hier nebeneinander. Wolf packt sein Problem, das uns u. a. aus Ungers „Insel der Affen" vertraut ist und sozusagen in der Luft liegt, viel geistvoller und mit viel überlegenerer Ironie an als seine bisherigen Konkurrenten. Mehr als einmal freilich hat man das Gefühl, als ob ihm die innere wärmende Anteilnahme fehle. Dem entspricht auch die streckenweise seltsam verkrampfte Diktion, die im übrigen mit ihren originellen Neubildungen und ihrem beschwingten Rhythmus Zeugnis von einem starken persönlichen Können auch in sprachschöpferischer Hinsicht ablegt.

Karl Arns

Wien

1.

„Venus im Völkerbund." Ein Lustspiel aus der Romantik der Gegenwart. Von Rolf Lauckner. (Uraufführung in den Kammerspielen am 24. Februar 1927.)

Dem Schwabenalter zwar schon bedenklich nah, zählt Lauckner gleichwohl noch ganz jugendlich zu den „Hoffnungen" des Dramas, eine Anwartschaft, die glücklicherweise durch vielversprechende Schöpfungen zu fest begründet ist, als daß sie von diesem zwischen Thoma und Sternheim liegenden Ulk erschüttert werden könnte. Stellt man fest, daß mit Venus nicht Urania,

Digitized by Google

sondern jene, von der man nicht gern spricht, gemeint ist, daß der Völkerbund den schwankhaften Verwicklungen zwischen Halbwelt und Philisterium ein kurioses Genf als Hintergrund liefern muß, so ist der alliterierende Titel erklärt und wirklich kein Wort mehr zu verlieren. Mit der Annahme, daß der Poet, in dessen geistigem Haushalt Ironie eine nicht geringe Rolle spielt, sich selbst oder andern einen Spaß machen wollte und wirklich gemacht hat, erledigt sich die Angelegenheit, und wenn Lauckners literarischem Guthaben diesmal freilich nichts zugewachsen ist, so hat es doch auch wesentliche Minderung nicht erfahren. Einmal ist keinmal.

2.

„Päpstin Johanna Angelica." Schauspiel in drei Akten nebst einem szenischen Prolog. Von Hermann Heinz Ortner. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 29. März 1927.)

Mag die sagenhafte Unterlage dieses Schau- oder Trauerspiels noch so freundlich zu gelehrten Exkursen ins 9., 10., 13., 15., 19. Jahrhundert (denn alle diese kämen in Betracht) einladen, wir widerstehen dieser Versuchung um so leichter, als sich der Verfasser in gewiß untadliger Autonomie um alle jene Jahrhunderte sehr wenig und am allerwenigsten um das gekümmert hat, in welches er sein Drama projiziert oder zu projizieren scheint. Einiges aus der allbekannten unfrommen Legende von der unheiligen Johanna, einiges von Geschichtlichkeit läßt er bestehen, sonst verschiebt er einen Tatbestand, in dem unleugbar aristophanische Komik, shakespearische Tragik, strindbergsche Ekstatik als lockende Möglichkeiten nebeneinander liegen, in die Sphäre der Sentimentalität und dessen, was beim Film „Drama" heißt. Nur, daß es in einem solchen ausnahmelos geradliniger und folgerichtiger zuzugehen pflegt, als bei dem seltsamen Zickzack unseres Schauspiels, in dem die vierte Szene nicht weiß, was die dritte getan hat, noch was die fünfte tun wird, und die Gestalten jeden Augenblick ein anderes Gesicht zeigen; nur leider selten ein merkwürdiges. Was ein richtiges Kinostück ist, das gibt den Zuschauer nicht einen Moment aus der Hand, das läßt ihn so wenig aus den Augen wie der Bändiger den Löwen, indes der keineswegs unbegabte oberösterreichische Poet, über den wir bereits einmal (L. E. XXVII, 418) berichtet haben, den eingeborenen horror vacui des Dramas nicht kennt oder nicht berücksichtigt. Und doch kommt dieser Autor geradeswegs vom Theater her und verfügt über die Erfahrungen des Schauspielers sowohl als die des Regisseurs.

Robert F. Arnold

München

„Der dreimal tote Peter." Eine Komödie in zwölf Bildern. Von Sling. (Uraufführung durch die Kammerspiele im Schauspielhaus am 25. Februar 1927.)

Zwölf szenische Bilder aus dem privaten, wenn man will, kriminellen Leben eines Stromers, der, nachdem er zweimal bereits für tot erklärt worden ist, das drittemal sich selber tot stellt, doch, während sie seinen Sarg dem er entschlüpft ist, bestatten, fröhlich wiederum hinauswandert, woher er gekommen ist, in die Welt, in die Weite für jedermann. Es sind sehr lustige Szenen darunter, am lustigsten, wo der rabulistische Witz von zwei Advokaten für den Schwindel zur Rechten und zur Linken ins Kreuzfeuer gerät. Da Sling, der als Bürger Paul Schlesinger heißt, den Berlinern seit langem aus den Gerichtssälen berichtet, so ist er in der Fabel der Handlung, die er dem alten Pitaval entnahm und die unter Ludwig XIV. spielt, sozusagen, daheim. Er kennt alle Schwächen, alle Heucheleien, jede List, jede Finte, jeden Kniff diesseits und jenseits des Gesetzes. Er kennt auch die oft heillose Verwirrung, die aus der Ordnung der Paragraphen und Edikte entspringt. Und er kennt die ganze Gesellschaft. An ihr übt er Satire. Als Moralist? Als ein witziger Kopf. Die Lage mit den Geschehnissen ist gegeben. Er schüttet die Einfälle hinzu, den Witz des Wortes, den Blitz einer Psychologie. Er gestaltet also nicht rund und bis in die Seele durch. Er umhängt vielmehr, was sich an Typen, Klassen, Familien einstellt, mit bunten, lebhaften, komischen Flicken. Es ist keine bittere Satire, beileibe auch kein comique sérieux; es ist ein Fastnachtsspiel über die Gier, die vor 1700 schon und 1927 noch immer nach Golde drängt. Wenn der Vagabund, der Güter und Millionen fast geerbt hätte, auf die Millionen wie auf den dreimaligen Tod pfeift, um wieder lustig weiter zu strolchen, merkt man erst, was uns der Verfasser schuldig geblieben ist, eigentlich die Dichtung, wenigstens die schwingende Lyrik, und dazu vielleicht auch die breite Philosophie eines Bummlers.

Joseph Sprengler

Bremen

„Toni." Ein Schulmädchendrama. Von Gina Kaus. (Uraufführung im Bremer Schauspielhaus am 4. März.)

Als erstes der beim Ausschreiben des bremer Schauspielhauses mit einem Preis bedachten Stücke, sah man das fesselnde Schulmädchendrama „Toni" von Gina Kaus, das seine wesentliche Wirkung dem tapfer und klug angefaßten Stoff zu danken hat. In zehn locker gefaßten Szenen versucht die Verfasserin ein-

Digitized by Google

Mädchenschicksal während der Entwicklungsjahre vorzutragen und mit heiß fühlendem Herzen und tiefem Wissen um die Dinge auszudeuten. Dabei bleibt sie, obschon sie durchaus nicht prüde ist, immer in gewissen Grenzen, weil offenbar ein tief ethischer, erziehungsbeflissener Takt ihr das Gewissen gerührt hat. Sie predigt nicht, sondern zeigt nur auf, und wenn ihr auch unverkennbar Wedekinds „Frühlings Erwachen" in den Gedanken schwingt, so bleibt doch ihre Leistung bedeutungsvoll. Freilich mehr in der Absicht und in der Anlage als im Vollbrachten; denn hier erweist sich in der Führung der Szenen noch manches unfertig und zufällig, mitunter auch willkürlich. Wie diese kleine Toni ihre Nöte fühlt und erleidet, wie sie in seltsamen Zuständen in ihre Visionen verfällt, wie das Natürliche, Schöpferische sie quält und jagt und schließlich einem jungen Mann in die Arme treibt, der weder bös noch gut ist, das wird eindringlich und knapp gegeben. Aber dann, in den beiden letzten Bildern erlahmt ihre Kraft, und sie gerät in flache Theatralik; ein Revolverschuß ersetzt die Lösung der seelischen Konflikte, ohne ein unmittelbar tragisches Ergebnis herbeizuführen. Als Leistung einer jungen Frau ist das Stück eine beachtenswerte Talentprobe.

Karl Neurath

Greifswald

„Der dritte Gott." Drama von Hagen-Thürnau. (Uraufführung im Greifswalder Stadttheater am 12. März 1927.)

Am Stadttheater wurde „Der dritte Gott" von Hagen-Thürnau uraufgeführt. Das Problem ist uralt, an Ibsen erinnernd: Kampf der Technik mit dem Künstlerischen, der Vernunft mit dem Gefühl. Im Mittelpunkt stehen zwei Männer: Claus Heller, ein junger Maler, voller Sehnsüchte, eng verwachsen mit seinen Bergen — das Stück spielt in einsamer Alpengegend —, der seinen Gott nicht in Kirchen und Priestern, sondern in der Natur, dem Sonnenuntergang, in den Bergen sieht. Sein Gegenspieler ist Markus Rau: ein Mann der Technik, der Wissenschaft, des Dollars. Er will jene Berge kaufen, um dort Fabriken zu bauen, um die Menschen durch den Fortschritt der Technik „glücklicher" zu machen. Zwischen beiden steht die Frau des Malers: Roswitha Heller: anfänglich ganz den Ideen ihres Mannes folgend, wird sie von Markus Rau angezogen, sie bewundert das „Fremde" an ihm, die Macht dieses Mannes, der durch kalte Berechnung und Geldmacht sich die Welt erobern will. Sein Werk schreitet fort: Die Bauern verkaufen ihre eigene Scholle für schnödes Geld, angekränkelt von der Sucht der Zeit; sie geben ihre herrlichen Berge preis, um aus den Fabriken Gewinn zu ziehen. „Mehr Maschinen, aber weniger Seele, weniger Glück," sagt Claus Heller. Erschüttert durch den Wahnsinn der Welt, endet Heller sein Leben mit dem Revolver, seine Frau, im Kampf zwischen Pflicht und Neigung, stürzt sich ebenfalls in den Tod. Markus Rau steht unerschüttert: Zwei Menschen hat er vernichtet, aber sein Werk, sein Ziel steht ihm höher.

Das Drama ist ideen- und problemreich, aber dramatisch schwach. Hagen-Thürnau hat es nicht verstanden, die Charaktere durchzugestalten. Nur Markus Rau, der Mann der Technik, geht seinen Weg zielbewußt, die übrigen Personen sind Träumer, Phantasten, Schwätzer, die von Kompromissen leben und nicht recht wissen, was sie wollen. So werden die Probleme ohne Kämpfe, ohne innere Notwendigkeit gelöst. Die Volksversammlung, in der über die Pläne des Markus Rau abgestimmt werden soll, ist ohne dramatische Kraft gestaltet: nicht erdverwurzelte, heimatliebende Bauern treten uns hier entgegen, sondern Schwächlinge, die aus der Gier nach Geld ihre Berge verkaufen. So siegt in dem Drama: der „dritte" Gott, der Gott der Technik, der Vernunft und der Geldmacht über die beiden anderen Götter, den Gott der Kirche und des Gesetzes, und über den Gott der Künstler und der Gefühle. Die Sympathie des Dichters liegt bei jenem „dritten" Gott, der Gott der Grausamkeit und Liebe zugleich ist, der den Fortschritt der Menschheit in sich trägt, der aber nicht „glücklich" machen kann.

Walther Müller

Wiesbaden

„Das Land im Rücken." Kammerspiel in drei Akten. Von Herbert Scheffler. (Uraufführung im Wiesbadener Stadttheater am 19. März 1927.)

Als man diese drei, pausenlos gespielten Akte des mit dem bremer Schauspielpreis Ausgezeichneten, erlebt, nein, erduldet hatte, fragte man sich: War es nötig, dieses Werk zur Aufführung zu bringen? Greift man, wennschon der Zuschauer mit tausendmal behandelten Schauergeschichten (Mord, von dem der Ehegatte nichts weiß; Hingabe gegen Geld, von der der Ehemann nichts weiß: Mord im Anfang, Mord am Ende) gequält werden soll, nicht besser auf die altbewährten Meister der Gattung (Müllner, Zacharias Werner usw.) zurück? Ein typisch naturalistisches Werk ist dieses Kammerspiel, dessen Name eine Umschreibung der Vergangenheit sein soll, die in Serge, einem Theaterunhold von kaum zu überbietender Abscheulichkeit, in das Leben von Ilja und Ruth hineingreift und aus

Digitized by Google

Glück in wenigen Stunden krassestes, nicht zu entwirrendes Unglück schafft. Das Stück spielt in Rußland, aber es sind, außer Ilja und einem episodisch auftretenden Diener, keine russischen Menschen, die hier handeln und leiden. Und daß am Schluß der Verfasser, nachdem kurz zuvor Ilja von der schwer bewaffneten Polizei abtransportiert worden, den Offizier und die beiden Soldaten nochmals bemüht, um die in der Zwischenzeit zur Mörderin gewordene Frau abzutransportieren, daß Scheffler dies tut, anstatt nach der Erwürgung des Bösewichts durch Ruth schleunigst den Vorhang fallen zu lassen, das kann nicht nur, wie in Wiesbaden geschehen, den Wärmegrad des Beifalls abkühlen, das kann leicht, besonders bei weniger guter Darstellung, den berühmten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen bedeuten. Hans Gäfgen

Echo des Auslands

Französischer Brief

In diesem Jahre feiern die Franzosen in Ausstellungen aller Art, Vorträgen, Rezitationsabenden, Büchern und Aufsätzen das hundertjährige Jubiläum der französischen Romantik. Das Datum ist recht willkürlich gewählt. Anlaß zur Wahl bot das Vorwort zu Cromwell, das allerdings 1827 als Manifest der neuen Schule erschien; aber man hätte ebensogut ein anderes Datum wählen können, denn die französische Romantik folgte der Revolution von 1789 und der Erklärung der Menschenrechte, sowie der deutschen Sturm- und Drangperiode. Das Jubiläum ist offenbar erst jetzt angesetzt worden, weil in den letzten Jahren die Probleme der französischen Romantik von den verschiedensten Seiten her aufgenommen und durchgearbeitet worden sind. Louis Reynaud, der Germanist der Universität Clermont-Ferrand, hat vor einigen Jahren eine „Histoire générale de l'influence française en Allemagne" (Hachette) geschrieben, die in schneller Folge drei Auflagen erlebt hat. Dieses umfangreiche Werk reiht seit langem zum erstenmal nach modernen Forschungsmethoden die unendliche Fülle von Tatsachen aus der Geschichte des französischen Einflusses in Deutschland auf. In einem zweiten Buch im gleichen Verlage hat Reynaud „L'influence allemande en France au XVIIIe et au XIXe siècle" dargestellt. Ein drittes Buch behandelt „Le Romantisme, ses origines anglo-germaniques" (Armand Colin). Nicht nur in dem letzten Werk, sondern auch in den beiden früheren ist der romantische Geist das Leitmotiv. Teils will der Verfasser nachweisen, daß Deutsche durch den Einfluß des französischen Rationalismus und Klassizismus entromantisiert, teils daß Franzosen durch englisch-deutsche Einflüsse romantisiert wurden. Das gewaltige Material, das mit Sorgfalt und Umsicht in diesem Werk zusammengetragen wurde, ist zuweilen allzusehr durch die Brille der Themenstellung betrachtet: es geht doch nicht an, Luther etwas von seiner deutschen Originalität zu nehmen, weil er mit dem französischen Kalvinisten Lefèvre in Beziehungen stand. Auch die Architektur und Plastik des deutschen Mittelalters ist nicht durchdringend verglichen; es ist nicht darauf hingewiesen, daß von früh an sich in Frankreich ein Repräsentationsstil ausprägte, während Deutschland das Expressive suchte, daß Franzosen die Fassade pflegten, Deutsche dagegen den Innenraum. Auf dem Hintergrund dieser Schriften erscheint der deutsche Geist unheimlich, nebelhaft, stürmend und drängend und wird bei aller Objektivität des Verfassers, die nicht hoch genug zu rühmen ist, im Grunde genommen abgelehnt. Es ist seltsam, daß Reynaud im Lauf seiner Darstellung nicht einmal auf den Gedanken kam, daß zwei benachbarte Länder, die vielfältig die Waffen kreuzten, die ständig sich geistig und wirtschaftlich durchdringen, schicksalsnotwendig aufeinander angewiesen, und daß gegenseitige Beeinflussungen unumgänglich sind und häufig den Sinn von Ergänzungen haben. Dieser engherzigen und furchtsamen Einschätzung der Romantik tritt der Sorbonne-Professor Daniel Mornet in einer Auswahlbesprechung der neuen Literatur über die Romantik in den „Nouvelles littéraires" entgegen, in der er klar und deutlich ausspricht, die Romantik sei eine allgemeine europäische Geistesbewegung. Noch ein anderer großer Gesichtspunkt fehlt bei Reynaud. Wenn man auch Romantik als Ausdruck deutschen Wesens und Klassizismus als Wahrzeichen Frankreichs bezeichnen kann, so darf bei einer Sinndeutung des deutsch-französischen Problems doch nicht vergessen werden, daß dieser Antagonismus letzten Endes nicht geographisch bedingt ist, sondern auf der Zwei-Seelen-Natur aller Menschen beruht. Das empfindet der hier schon häufig genannte französische Philosoph Ernest Seillière immerhin klarer und bestimmter. Er übersieht die Wechselwirkungen zwischen Frankreich und den nordischen Ländern, durchleuchtet die Antinomien ethisch-religiös. Er sucht in seiner Philosophie einen Regulator für den romantischen Überschwang. Auch er hat zum Jubiläum ein neues Werk herausgegeben „Pour le Centenaire du

Digitized by Google

Romantisme, un examen de conscience" (Edouard Champion) in dem er in revidierter Form seine Ideen vom Ursprung der Romantik noch einmal entwickelt; als Anhang definiert Rudrauf, Professor in Dorpat, Seillières Ideenwelt und seine Auffassung vom „romantischen Elend". Einen wichtigen Beitrag zu diesem Thema lieferte Louis André Fouret in einer vergleichenden Studie über französische und deutsche Romantik, in der er darauf hinweist, daß die Bewegungen in beiden Ländern nicht parallel verlaufen sind. Deutschland hatte seinen Sturm und Drang 1770, Frankreich 1820, Deutschland 1805, Frankreich 1830 die Romantik. Über die einzelnen Beziehungen zwischen den deutschen und französischen Romantikern veröffentlicht Reynaud sehr wertvolles Material. Zu diesem Thema ist auch der Aufsatz Fernand Baldensspergers über „Balzac in den Fußstapfen Goethes, des Europäers" in der „Revue de Genève" beachtenswert. Im Grunde genommen richtet sich die Ablehnung und die Kritik der Romantik weniger gegen die nordischen Länder, mit denen übrigens vielfältig Rußland in einem Atem genannt wird (Charles Maurras), sondern gegen die mächtig aufblühende Neuromantik in Frankreich. Dafür ist das hier schon besprochene Werk Henri Brémonds charakteristisch, ein Aufsatz von Jules de Gaultier, „Une philosophie de mystère" im „Mercure de France", das zweite Heft von „L'esprit" (Rieder & Cie.), in dem Henri Lefèbvre sich zu einer neuen Romantik bekennt. Furcht vor romantischem Sturm und Drang erfüllt auch Pierre Reverdy. In seinen Aphorismen „Le Gant de Crin" (Plon) heißt es: „On a voulu tuer le romantisme il a la vie dure, il fallait le tuer." Aber etwas ratlos schreibt er kurz darauf: „Quand on s'est débarrassé du romantisme, on est tombé généralement dans une désolante platitude." Dagegen bekennt sich Jaques de Lacretelle, der geniale Verfasser von „Silbermann", in seinem neuen Buch „Aparté" (Gallimard) mutig zum romantischen Geist, verherrlicht Rousseau, Delacroix und die nordische Gesinnung, die hinter ihnen steht.

Wer Charles Andlers großes Nietzsche-Werk (Bossard) gelesen, Henri Lichtenbergers Goethe-Vortrag in Berlin gehört hat, weiß, daß die Franzosen sich gegenwärtig mehr denn je dem faustischen Wesen des Nordens öffnen. Maurice Boucher veröffentlichte bei Rieder eine Darstellung der Philosophie des Grafen Keyserling. Die Librairie Plon gab das Werk des russischen Philosophen Berdiaeff „Un nouveau moyen-âge" heraus. Über Rainer Maria Rilke sind in allen führenden Zeitungen und Zeitschriften seitenlange Würdigungen erschienen, wie sie seit langem keinem deutschen Dichter zuteil geworden sind. Beethoven wurde in allen Blättern wie ein Nationalheld gefeiert. In „L'Europe" erschien ein neues Beethoven-Buch von Romain Rolland.

Für diese neuromantische Gesinnung sind auch die beiden Bände der „Verzauberten Seele" charakteristisch, die Romain Rolland soeben unter dem Titel „Mère et Fils" bei Albin Michel herausgegeben hat. Die deutsche Ausgabe — in unzulänglicher Übersetzung — erschien gleichzeitig bei Kurt Wolff. In der Fortsetzung seines Werks führt er die beiden Frauen Sylvia und Annette durch die Kriegsjahre und schildert leidenschaftlicher, zwingender als im „Clérambault" die patriotische Welle der beginnenden Kriegszeit, ihre Gegenbewegung, das Erwachen humanitären Empfindens in Annette. Während die leichtfertige, oberflächliche Sylvia in diesen beiden Bänden mehr und mehr in den Hintergrund tritt, wird Annette durch Selbstaufgabe, Güte und reine Menschlichkeit so groß, daß sie der Umwelt unglaubwürdig erscheint. Ein im Kriege verwundeter, dem Tode geweihter Franzose pflegt eine leidenschaftliche Freundschaft zu einem Deutschen, der sich in einem Konzentrationslager befindet. Alle Fasern seines Herzens drängen zum Wiedersehn mit ihm. Annette vermittelt einen brieflichen Verkehr, bringt den Franzosen in die Schweiz, und verhilft unter Mitwirkung eines Anarchisten dem Deutschen zur Flucht. Die beiden werden durch Annette vereint, sehen aber über sie hinweg nur ihr Freundschaftsglück. Annette, die beiden das Glück der Vereinigung verschaffte, wird in ihrer Weiblichkeit übergangen und muß verzichten. Ihr Herz wurde in dieses sich selbst aufgebende Abenteuer hineingedrängt, weil ihr Sohn sich von ihr gekehrt hatte. Nach diesem Erlebnis, an dessen Reinheit kein Mensch ihres Kreises glaubt, findet sich ihr Sohn, der allein sie versteht, zu ihr zurück. Das Buch erinnert im Aufbau in manchen Einzelheiten, in der Charakteristik eines Hauses und seiner Bewohner sowie im Stil an „Johann Christof", ist auch in manchen Partien von der humanitären Ideologie Rollands erfüllt und kritisiert in anderen Teilen den französischen Nationalismus mit sarkastischer Schärfe. Auch der absurde Kampf der Franzosen während des Krieges gegen Deutschland wird mit leidenschaftlichem Hohn an den Pranger gestellt.

Der von Rolland vor Jahren entdeckte Panait Istrati gibt zusammen mit dem ukrainischen Juden Josué Jehouda unter dem Titel „La famille Perlmutter" (Gallimard) eine Apologie des modernen Juden in Ägypten. Ein anderer Ukrainer, Moise Twersky, hat zusammen mit André Billy unter dem Titel „Le fléau du savoir" den ersten Band einer „Epopée de

Digitized by Google

Ménaché Foigel" (Plon) veröffentlicht, in der das alte, in Rußland eingesessene Judentum geschildert wird. — Ein junger Anfänger Maxim Nemo stellt in seinem Roman „Dieu sous le tunnel" (Rieder & Cie.) ebenfalls jüdische Kreise und zwar Europas dar, die durch die ethischen und sozialen Probleme der Kriegs- und Nachkriegszeit aufgewühlt sind. Für diese und viele andere Verherrlichungen des Judentums findet sich in Frankreich ein Publikum seit dem großen Erfolg des russischen Gettoromans „Le royaume de Dieu" (1920) von Jérôme et Jean Tharaud. In der von Rieder verlegten Sammlung „Judaisme" gab A. Halévy eine Moses-Biographie heraus, die sich u. a. auf den deutschen Beer und den Engländer Ginzberg stützt.

Der begabte Armand Lunel, der in seinem ersten Buch fahrendes Volk in Südfrankreich schilderte und jetzt gleich zwei Romane mit jüdischen Themen ankündigt, veröffentlichte bei Gallimard einen Novellenband „Occasions", in dem er die Welt der Brocandeurs schildert. Unter dem Titel „Dans la peau d'Annette" (Gallimard) debütiert Jaques Massoulier mit zwei talentvollen Novellen. Drei dramatisch gebaute und von persönlichem Empfinden durchglühte Erzählungen vereinigte Marcel Jouhandeau unter dem Titel „Monsieur Godeau intime" (Gallimard). In der leichten eleganten Art Paul Morands zeichnete Eugène Marsan unter dem Titel: „Les chambres du plaisir" weibliche Silhouetten. Skizzen aus dem politischen, sportlichen und gesellschaftlichen Leben aus Paris vereinigte André Obey in dem Buch „L'apprenti sorcier" (Grasset). Der erfolgreiche Verfasser von „L'homme couvert de femmes", Drieu la Rochelle, gibt als neues lyrisches Intermezzo im Verlag Au Sans pareil „La suite dans les idées" heraus.

Constantin Weyer veröffentlicht unter dem Titel „Cinq éclats de Silex" bei Rieder fünf temperamentvolle autobiographische Skizzen aus Kanada. In den „Cahiers du Sud" debütierte Paul Elouard mit einem sprachlich begabten Band lyrischer Prosa „Les dessous d'une vie". Francis Carco, der vor fünfzehn Jahren mit Apollinaire, Max Jacob und Picasso im Mittelpunkt des Künstlerlebens auf dem Montmartre stand, hat unter dem Titel „De Montmartre au quartier latin" bei Albin Michel seine Erinnerungen aus dieser Zeit herausgegeben. Alle, die sich damals im „Lapin agile" unter den Künstlern und Dichtern bewegt haben, werden dieses frisch geschriebene Buch gern lesen und sich selbst wohl der Zeiten erinnern, in denen sie dort Salmon, Dorgelès, Utrillo, Girieud u. a. begegneten. Pierre de Lanux, der seit 1924 das pariser Bureau des Völkerbundes leitet, hat bei Gallimard „La vie de Henri IV." herausgegeben, ein ausgezeichnetes Buch, in dem die Gestalt dieses großen französischen Königs lebendig wird. Albert Cazes hat bei Bossard die „Lettres à Madame la Marquise ... sur le sujet de la Princesse de Clèves" neu herausgegeben, eingeleitet und mit bibliographischen Notizen versehen. Diese Briefe waren seit 1807 vergriffen, so daß von allen Literarhistorikern die Neuausgabe gewiß begrüßt werden wird. Victor Chapot, Professor an der Akademie der schönen Künste, hat in der hier schon mehrfach erwähnten Sammlung „L'évolution de l'humanité" (La renaissance du Livre) „Le monde romain" veröffentlicht. Das Werk behandelt nach den neuesten Quellenforschungen nicht nur die Geschichte Roms und Italiens, sondern auch die aller römischen Provinzen.

Otto Grautoff

Luxemburger Brief

Schillers Distichon von der literarischen Unfruchtbarkeit des Landstrichs, in dem Rhein und Mosel sich umarmen, behält bis zum heutigen Tage volle Geltung für das deutsche Sprachgebiet jenseits der Mosel, das politischen Zufälligkeiten seine Selbständigkeit dankt. Abgeschnürt vom lebenspendenden Blutumlauf der benachbarten geistigen Großmächte kennt das kleine Luxemburg kein freies, zu schöpferischer Tätigkeit treibendes Atemholen. An den durch die Zweisprachigkeit bedingten Ausdruckshemmungen kühlt sich das heilige Gedankenfeuer ab, bevor es sich zur deutschen oder französischen Satzform ausglühen kann. Unmittelbarkeit des Schaffens kommt, wegen größerer Leichtigkeit der Formgebung, nur den Dialektdichtern zu, ohne daß sich über diese viel des Guten sagen ließe: Ein Literaturpreis, den die luxemburgische Regierung vor beiläufig drei Jahren gestiftet, konnte bisher noch nicht verliehen werden, weil nur ungenügende Arbeiten vorgelegt wurden.

Seit dem Weltkrieg erlebte die Pflege der luxemburgischen Mundart allerseits die weitherzigste Förderung. 1920 wurde der ziemlich hausbackene Lyriker Michel Lentz, 1923 der volkstümliche Dramatiker Dicks (Edmond de la Fontaine) gefeiert; auch für den Volksstückdichter Andrei Duchscher sind Festlichkeiten geplant. All diese wie auch der größte luxemburger Mundartdichter Michel Rodange lebten, dichteten und starben unbeachtet: ihre Ehren- und Ruhmesmeldung erfahren sie allesamt erst durch die Jahrhundertfeier ihrer Geburt oder ihres Todes. Die Mundart steht in höchster Gunst bei hoch und niedrig. Am 3. Januar beging das ganze Volk die hundertjährige Wiederkehr des Geburts-

Digitized by Google

tags seines größten und bis vor kurzem unbekannten Dichters Michel Rodange, und es ehrte ihn, wie noch kein Luxemburger geehrt worden war. Dessen Tierepos „Renert" (fr. renard, fläm. Reynaert), eine geniale Umgestaltung des Goetheschen Reineke Fuchs, zeigt, wie der Untertitel „de Fouß am Frack an a Mänsgrießt" besagt, eine ins Einzelne gehende Vermenschlichung der Tiergestalten. Die Entstehung dieser Satire in mehr als 1600 dreifüßigen jambischen Vierzeilern fällt zurück in die Zeit um 1868, als der Bläme Charles de Coster den Nationalroman Flanderns, den Ulenspiegel, schrieb, der desselben Geistes Kind ist wie „Renert". Was Charles de Coster in der Préface du Hibou sagt: „Ulenspiegel — Uliedenspiegel — votre miroir — à vous, gouvernés et gouvernements — le miroir des sottises, des ridicules et des crimes d'une époque . . ." gilt auch für „Renert". Die im Ulenspiegel geschilderte Epoche ist die Zeit der spanischen Unterjochung Flanderns, im „Renert" ist es die bewegte Periode der sechziger Jahre im damals allseitig bedrohten Lande Luxemburg, mit menschlich milder Geißelung der politischen, wirtschaftlichen und religiösen Winkelzüge vor allem der herrschenden Klassen. Die Dissonanzen des kleinprovinzlichen Lebens lösen sich in der Poesie des liebevoll erfaßten Volkstums auf. Obschon der „Renert" ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, wurde er erst jetzt dem Lande geoffenbart; von der ersten, bei J. Joris in Luxemburg erschienenen Ausgabe waren Jahre hindurch nur 30 Exemplare verkauft worden, während heute das Buch in der von Seimetz, Tremont u. a. illustrierten Ausgabe in jeder Familie des Großherzogtums als „unheilige Weltbibel" aufliegt und demnächst in neuer Auflage bei Linden & Hansen (Luxemburg) neu erscheinen soll.

Die Wortführer einer überheblichen Pflege der Mundart, unter radikaler Betonung nationalistischer Zielstrebigkeit, finden sich seit Jahren in der vielfältig gegliederten „National-Union" zusammen. Ihr literarisches Verdienst ist trotz guter Absicht gering: die Vereinigung förderte die Drucklegung des zum Teil wertvollen Nachlasses von Dicks und Spoo, stiftete einen Preis für Mundartliteratur und wirkte vor allem anregend auf das Verständnis für dialektische Dichtung, läßt es aber an Kritik des Gebotenen fehlen.

Eine in dritter Nummer erscheinende Monatsschrift „Jonghémecht", mit dem Untertitel „für heimatliche Theaterkunst, Schrift- und Volkstum" (Verlag Victor Neuens, Esch), versucht mit guten Ansätzen das mundartliche Theater zu heben, das jüngst neben billigen Tendenzstücken wahrlich nichts Dauerndes hervorgebracht hat. — Diese sämtlichen Bewegungen, die vereinzelt gar auf Ausschaltung deutscher und französischer Literatur zielen, werden von einem starken Prozentsatz der Jugendlichen getragen, weshalb erst in der Zukunft ein endgültiges Urteil über ihr Tun zu fällen ist. — Wissenschaftlich-philologischer Erfassung des luxemburger Sprachschatzes dient die seit 1924 gegründete luxemburgische Sprachgesellschaft, die in enger Anlehnung an deutsche, wallonische und lothringische sprachforschende Gesellschaften vorgeht. In gleichem Zusammenhang sind die Anknüpfungsbestrebungen an die stammverbundenen Siebenbürger Sachsen zu erwähnen, die auf seiten der Siebenbürger von den Universitätsprofessoren Richard Huß in Debreczen und Gustav Kisch in Klausenburg, luxemburgischerseits von Rudolf Palgen, besonders gelegentlich der siebenbürgischen Ferienkurse in Hermannstadt im August d. J., mit vielversprechendem Ausblick vertreten wurden. — Eine Vertiefung des luxemburgischen Volkstums bezweckt gleichfalls die in unregelmäßiger Folge als Beilage der „Obermoselzeitung" erscheinende „Heimat" (bei Paul Faber in Grevenmacher). — Weitaus die höchststehende Emanation des luxemburgischen Schrifttums sind die „Cahiers luxembourgeois", die sechswöchentlich bei Paul Schroell in Esch erscheinen und um die sich mit wenigen Ausnahmen die schriftstellerisch tätigen Luxemburger gruppieren. Trotz des in Luxemburg modisch gewordenen französischen Aushängeschildes bringen die sehr geschmackvoll ausgestatteten Hefte literarische und kulturelle Beiträge vorwiegend luxemburgischen Interesses.

Die literarische Produktion der letzten Jahre ist gering an Quantität wie auch an Qualität. Von Batty Webers Roman „Hände", der sprachlich den Gipfelpunkt einheimischer Leistungsfähigkeit in deutscher Sprache erreicht, liegt noch keine Buchausgabe vor. Nikolaus Welter, auf den in frühern Jahren die schönsten Hoffnungen gesetzt wurden, kommt mit seinen zwei letztjährigen Büchern „Im Dienst" und „Im Wachsen und Werden" (St.-Paulus-Verlag, Luxemburg) nicht an das künstlerische Niveau seiner reifen Jugendzeit heran. „Im Dienst" gibt eine Rechtfertigung seiner Ministertätigkeit in verworrener Kriegs- und Nachkriegszeit; „Im Wachsen und Werden" zeichnet des Dichters Kindheit.

Ungeachtet mancher Mängel darf Kintzeles Roman „Auf der Wasserscheide" (bei Paul Faber, Grevenmacher) als das beste Erzeugnis der letzten zwei Jahre angesprochen werden. Ein Bauernroman in etwas süßlicher Aufmachung, der darstellerisch die Hand des Meisters zeigt, mit fein geschriebenen und tief gefühlten lyrischen Einlagen, gelang diesem pflügenden Bauerndichter auf ersten Anhieb. „Treu zur Scholle" singt es in allen Tonarten, und diesem charakterisierenden Akkord zuliebe verläuft die Romanhandlung schablonen-

Digitized by Google

haft, mündend in die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen; jedoch merkt man diese Fehler kaum, so flott geht die Erzählung und so wahr ersteht die luxemburgische Landschaft.

Nikolaus Heins „Goethe in Luxemburg" (Beffort, Luxemburg) wandelt den spärlichen Spuren Goethes nach, der nach der mißglückten Kampagne in Frankreich durch das Luxemburger Land kam, und wirft an Hand neu entdeckter Goethescher Zeichnungen größere Klarheit auf einen durchweg wenig bekannten Abschnitt der Goethe-Biographie.

Über das französische Unterrichtswesen schreibt Pierre Frieden erschöpfend und zusammenfassend in einem Bändchen der bei Ferdinand Schöningh in Paderborn erscheinenden Handbücherei der Erziehungswissenschaft.

Eine überragende Studie zur Geschichte des französischen Volksliedes veröffentlicht Mathias Tresch in dem Verlag „Renaissance du Livre", Bruxelles: „L'Evolution de la Chanson française, des Origines à la Révolution", die im französisch sprechenden Ausland sich der besten Kritik erfreut.

Übersetzungen deutscher oder französischer Autoren durch zweisprachige Luxemburger liegen gar nicht vor; und doch wären gerade letztere für die Übersetzer- und Vermittlerrolle wie geschaffen. Unser bester Lyriker, Albert Höfler, hat seit seinem letzten Gedichtband „Nächte" keine weitere Ausgabe seiner visionären Verse veranlaßt.

Esch an der Alzette, Luxemburg Joseph Heß

Rumänischer Brief

Das Rumänische Theater läßt sich nicht auf Volksspiele zurückführen, wie sie die Schweiz im 16. Jahrhundert hatte. Rumänisches Theater ist eine reine Kunstschöpfung, die sich nach Vorbildern des Auslandes entwickelt hat. Die ersten Aufführungen fanden an den Höfen der moldauischen und walachischen Fürsten statt. Sie wurden von italienischen und griechischen Schauspielern inszeniert, und brachten Spiele von Marionetten oder Comedia dell' Arte. Nach den im Jahre 1817 in neugriechischer Sprache erfolgten Aufführungen des „Orest" von Alfieri und des „Brutus" von Voltaire und nachdem Friedrich von Gentz dem Hofe des bukarester Fürsten Caragea ein wiener Gastspiel mit deutschem und italienischem Repertoire („Die Räuber", „Faust", „La Gazza ladra", „Die Zauberflöte" und „Idomeneus") vermittelt hatte, kamen 1819 die ersten rumänischen Aufführungen zustande. Es wurden „Hekuba" von Euripides und „Der Geizige" von Molière in rumänischer Sprache gespielt. Von diesem Zeitpunkt an beherrschten Kotzebue, Delavigne und andere längst vergessene Autoren die Bühne; heimische Stücke erregten nicht nur bei dem sehr kritischen Publikum, sondern auch vor allem bei den russischen Besatzungsbehörden Widerspruch, die die Errichtung eines nationalen Theaters verhindern wollten. So wurde auch die „Philharmonische Gesellschaft", die ein solches erbauen sollte, aus politischen Gründen 1832 aufgelöst, und erst im Jahre 1852 gelang es Costache Caragiale und Matei Millo das vom wiener Architekten Heft gebaute Nationaltheater zu eröffnen.

Die demokratischen Ideen, die zu den verschiedenen Revolutionen des Jahres 1848 führen sollten, die Zersplitterung der Tradition, der Antagonismus zwischen Dorf und Stadt, die Spannung zwischen Demagogie und Schlagwortpolitik auf der einen und dem guten Geschmack für Maß und Bescheidenheit auf der anderen Seite, fanden ihren ersten öffentlichen Ausdruck in den Komödien Alexandris (1846). Aber erst vierzig Jahre später schuf Jon Luca Caragiale die soziale Satire, die nur die Kunstform vom Westen übernommen hat, im Inhalt aber wesentlich rumänisch ist.

Caragiales Freund, Delavrancea, der sich als Advokat und politischer Redner sogar bis zum Minister empor zu arbeiten wußte, ist der optimistische dramatische Antipode Caragiales. Er schrieb historische Dramen, die aber doch einen realistischen Zug haben (Einfluß der „Kronprätendenten" von Ibsen). Zur selben Zeit schuf Davila, der wie sein Meisterwerk „Vlaicu Voda" noch am Leben ist, das vorbildliche historische Versdrama.

Der literarische Lenker Jung-Rumäniens am Ende des 19. Jahrhunderts war der Kritiker Maiorescu. Lebhaft für intensive Assimilierung an die Kulturen des Westens eintretend, wußte er nicht nur die mittelmäßigen Schriftsteller im allgemeinen, sondern auch die nationale Produktion einzuschüchtern, bis Professor Jorga, gestützt auf wissenschaftliche Grundlagen, den gelungenen Versuch einer Neubelebung des Nationalismus machte, von dem auch das Interesse für das im Volke ruhende Kulturgut der Sagen und Märchen seinen Ausgang genommen hat.

Als der Dichter Victor Eftimiu in seinem dramatischen Gedicht „Reihe dich an, Perle" die Sage vom Märchenprinzen mit mythischen Gestalten der rumänischen Sage wieder erweckte, legte er damit den Grundstein zum jungen rumänischen Theater. Knapp nach dem ersten Erfolg des Märchendramas (1911), schrieb Eftimiu die Tragikomödie „Akim". In diesem naturalistischen Stück wußte er Galgenhumor mit primitiver Lebensweisheit zu vereinigen. Wenn der alte, empor-

Digitized by Google

gekommene Schurke Akim an seinem Lebensabend dem armen Hunrigen zu essen gibt, nachdem er ihm vorher aus Sadismus das Essen verboten hatte, so vergißt man, daß dieser durchtriebene Kerl ein Raubmörder und Betrüger ist. Durch die humorvolle Sterbeszene ist das Interesse auf die Gesamtsituation gelenkt und es wird die tiefe Erkenntnis jener ländlichen Philister offenbar, unter denen Akim nicht der schlechteste ist.

In dieser nationalistischen Epoche, in der Jorga seine Ideen, auch durch Theaterstücke zum Ausdruck brachte, trat Mihail Sorbul mit dem sozialen Drama „Die rote Leidenschaft" hervor, in dem Bohemiens, Studenten, Genußmenschen usw. auf strindbergische Art dargestellt werden. Ihm schließen sich Caton Theodorian und A. de Herz an, die schon vor dem Weltkrieg Sittenbilder aus der bukarester Gesellschaft schrieben, die etwa dem französischen Salonlustspiel entsprechen.

Nach dem Krieg machte sich in der literarischen Welt Rumäniens der Drang nach Ewigkeitswerten geltend, dem Eftimiu in den Dramen „Prometheus" (Deutsch von Felix Braun im Insel-Verlag; mit einem Vorwort von Hofmannsthal) und „Thebaida" (1924) Ausdruck zu geben versuchte. Dagegen ist Jon Minulescu, der ehemalige Führer der rumänischen Symbolisten, zum Gesellschaftslustspiel in der Art Pirandellos übergegangen. Sein „Sentimentaler Mannequin" (1925) behandelt das Liebesverhältnis einer Aristokratin mit einem Bohemien. Die Minulescu seit jeher eigene zynisch-philosophierende Weltanschauung wird hier durch den Einfluß der Psychoanalyse noch vertieft. In den Auseinandersetzungen zwischen Großbourgeoisie und Boheme findet der Dichter Gelegenheit, nicht nur seinen esprit gaulois leuchten zu lassen, sondern er weist auch auf die tieferen Ursachen der auseinanderklaffenden Lebensanschauungen hin.

Das einzige „Kulturproblem", das die zeitgenössische rumänische Bourgeoisie interessiert, ist die politische, mit erotischen Szenen belebte Auseinandersetzung zwischen den Klassen: daher auch das Eklektische der Spielpläne, auf denen neben Shaw und Pirandello auch Hofmannsthal und Géraldy zu finden sind, ganz abgesehen von den bekannteren, jungen, einheimischen Dramatikern wie Camil Petrescu („Starke Seelen" 1922), Victor Popa („Die Rehkuh"), Pillat und Maniu („Dinu Paturică"). Das Nationaltheater in Bukarest unternimmt mit diesem bürgerlichen Repertoire Provinztourneen, doch nur in größere Städte. Der rumänische Bauer wartet noch immer auf das geistige, künstlerische Gut. Wer in den Dörfern den selten stattfindenden Freilichttheater-Aufführungen der Bauern beigewohnt hat — sie finden meistens am Tage des Schutzpatrons des benachbarten Klosters statt — muß erkennen, daß es nur einer besseren Organisation bedürfte, um ein wirkliches Volks- und Bauerntheater ins Leben zu rufen. Wann aber wird die Politik dem Lande die nötige Ruhe geben, daß solche Volksfestspiele zu einer ständigen Einrichtung werden?

Bukarest — Emil Riegler

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Jazz. Von Hans Janowitz. Berlin 1927, Die Schmiede. 174 S.

Kapriziös, eigenwillig, betäubend ist dieses Buch, das unsere Zeit und ihr Tempo mit ungezogener Grazie schildert. Der liebenswürdige Unfug, der darin tobt, seine Dissonanzen und Zuckungen, Orgien und Transfigurationen vereinigen sich gutgelaunt zu einem aufwühlerischen Programm, dessen Umfang im Buchtitel erschöpft wird, das in einer kurzen Silbe den Höhepunkt erklimmt, spitzbübisch, unsinnig und unbändig radikal: Jazz. Die buntgemischte Gesellschaft der Nachtlokale, Eintänzer, Animierfratzen, Hochstapler, Perverse huscht im Zerrbild einer Art Handlung an uns vorüber, deren Struktur mit wohlerwogener Absicht durch widerspenstige Motive gehemmt, synkopisch durchbrochen nach hundert Abweichungen und Nebenschritten zu dem verwirrenden Chaos der Begebenheiten aufsteigt. Eine Geschichte, die von Tanzgirls und Jazz-Band-Boys erzählt, von der Lustwut eines intellektuellen Narren, von den wunderschönen Beinen der zärtlichen Baby, von der rührenden Bedeutungslosigkeit der kleinen Dame „So-Etwas", die nach nutzlos vertanzten Nächten, nach einem aufreizend zur Seite gedrängten Dasein in barmherziger Dunkelheit stirbt. Es ist von Opiumzigaretten und Schwedenpunsch, den Gesetzen der neuen Musikalität die Rede, die das Buch des deutsch-böhmischen Dichters erfüllen, von Fuselkneipen und Hotelzauber, den traurig-komischen Erschütterungen des Saxophons, vom proletarischen Charme süßzwitschernder Tanzmädchen. Es ist ein Buch, das den Querschnitt des Lebens mit Vorbedacht an einer Stelle gibt, wo es peinlich trüb am problematischesten schäumt.

Prag — Paul Leppin

Verwünschtes Gold. Von Martin Richard Möbius. Berlin 1927, Die Schmiede. 273 S.

Eine Folge plakatartig aufgemachter Ereignisse, starkes, besinnungslos zugespitztes Erleben, das trotzdem für Einkehr und Weisheit, Verzicht und ahnungsvolles Vermächtnis hinreichend Raum läßt. Der Journalist Peter Knapp, vom Kontinental-Zeitungs-Konzern in Berlin als Berichterstatter an die Front der Weißgardisten nach Südrußland entsendet, entdeckt bei einem Steppenritt in einem durch Fliegerbomben

Digitized by Google

zerstörten Steinmal aus früher Vergangenheit den zersprengten Sarkophag eines Skythenfürsten und nebenbei 75 Kilogramm lauteres Gold in flachen Metallstücken, die zum Schuppenpanzer des beerdigten Helden gehören. Der Sieg der Sowjets, der sich eben zum entscheidenden Schlage auswächst, die Flucht der Armee General Wrangels machen es dem Überraschten unmöglich, den Fund zu verwerten. Zwei Tage später, schon auf dem Rückzug in Pera, vertraut er sich bei einer Flasche Krimwein einem befreundeten Offizier an, und beide beschließen, in selbiger Nacht den Versuch zu wagen und im Flugzeug den Goldschatz zu holen. Der Flug gelingt, das Gold wird beim Morgengrauen eingesackt, aber der Aroplan kommt auf dem Rückweg durch Unwetter zum Sturz, und Peter landet, durch Zufall unversehrt, mit Gold und dem toten Führer des zertrümmerten Apparates auf dem Grundstück einer rumänischen Abenteurerin. Wie diese dem Geheimnis auf die Spur kommt, das Gold heimlich entwendet, es wieder verliert, wieder gewinnt, wieder hergeben muß, ist der Inhalt der amüsanten Kapitel, in denen zwei ebenbürtige Gegner Witz und Genie in verwegenen Handstreichen messen. Die Lust am Sport, verblüffende Kraft der Gestaltung, sachliche Phantasie machen das Buch von Möbius zu einem spannend erzählten Zeitdokument. Peter Knapp, sein fixer, unsentimentaler Held, zum Schluß arm und zielbereit wie am Beginn, trägt den Verlust mit lachendem Entzücken. Jung, hart, zukunftsgewiß steht er aufatmend am Eingang neuschaffender Stunden, ein Kind seiner Zeit, die zu deuten ein schweres, von Blendlichtern köstlich umgaukeltes Unterfangen ist.

Prag — Paul Leppin

Im blauen Wagen durch Deutschland. Gedanken und Plaudereien über Landschaft und Volk. Von Lisa Tetzner. Berlin 1926, Bühnen-Volksbundverlag. 131 S.

„Wir sind wohl ein Volk, ein einziges, großes, deutsches Sprachgebiet, aber in hundert feinen Andersheiten und Durchblutungen in lauter kleine Teillandschaften gehörig, die erst alle zusammen das Reich ergeben." Von dieser auf zahlreichen Wanderfahrten durch deutsches Land und deutsches Volk unmittelbar erlebten Erkenntnis des deutschen Gesamtwesens aus wendet sich Lisa Tetzner, die Märchenerzählerin, mit Schilderungen, die aus lebendiger Erfahrung wachsen, und Ratschlägen an die Laienspieler, und zwar in der ebenso bewußten wie lobenswerten Absicht, dem Laienspiel dadurch Anregung zu einem innigeren Anschluß an das wirkliche, das bodenständige Volksleben zu vermitteln, auf daß dieses Spiel, in dem sie vorerst nur eine Möglichkeit sieht, am Ende, „losgelöst von jedem Theater, aus der Landschaft hervorgeht" und „ein wirkliches Volksspiel aus der Gegenwart" wird. Gedanken dieser beherzigenswerten Art und freundlich gestrichelte, nur manchmal allzu summarisch wirkende Erinnerungen an Landschaft und Volk deutscher Prägung bilden im Verein mit teilweise recht hübschen Zeichnungen von Willy Heiner ein Ganzes, das der von ihm erregten Freude durchaus wert erscheint.

Kassel — Will Scheller

Peter Josef Löllgen. Von Carl Liesenberg. Neustadt an der Hardt, Verlag der Pfälzischen Verlagsanstalt. 362 S. Geb. M. 9,—.

Carl Liesenberg, der im westdeutschen Verlagswesen eine bedeutende Rolle gespielt hat und spielt, ein geborener Kölner, erzählt von seinem Leben und Wirken. Wer mit dem Köln der sechziger und siebziger Jahre vertraut ist, dem klingen all die bekannten, führenden Namen der damaligen Zeit an, dieser Zeit des rheinischen Aufstiegs, der Ausschaltung der englischen Einfuhr, der Überflügelung des ausländischen Handels und Industriewesens in vielen Beziehungen, dazu des bewußten und engeren Anschlusses an den Staat, dem das Rheinland politisch angehörte, und der Überwindung kurzsichtiger Hemmungsbestrebungen. In kleinen Alltäglichkeiten zeigt sich die uns jetzt unbegreifliche Abhängigkeit vom Ausland: wer im Jahre 1865 in Köln eine gute Waschschüssel kaufte, fand darauf den Stempel einer englischen Firma, und wer noch 1885 einen der schmucken Rheindampfer auf seine Maschinen untersuchte, entdeckte schweizerische und belgische Fabriken als Hersteller. Daß dies im Lauf der Jahrzehnte ganz anders wurde, daran haben sehr viele Rheinländer mitgearbeitet, und auch Peter Josef Löllgen ist einer jener gewesen, die auf ihrem Gebiete bessere Bahn brachen. Das hat nach dem siegreichen Kriege begonnen und war 1914 vollendet. Und in diesem Zeitraum gestaltet auch Peter Josef Löllgen sein Dasein, das Dasein eines Zeitungsherrn und Verlagsunternehmers. Die gute alte Vorkriegszeit wird dabei lebendig, mit ihrer gediegenen Lebensführung, ihrem selbstverständlichen, gesunden Vaterlandsgefühl, ihrem weitschauenden Geschäftsgeist, ihrer sachlich-sicheren Haltung dem Ausland gegenüber.

Es wäre dem Werk nicht schädlich gewesen, wenn auf romanhafte Ausschmückung und veränderte Namen verzichtet worden und einfach ein echtes wertvolles Leben als Selbstschilderung dargestellt worden wäre. Ein Roman und eine Autobiographie sind etwas Grundverschiedenes und wenn auch ein Roman aus dem Autobiographischen Kraft und Eigenart gewinnen kann, die Selbstbiographie verliert in dem Augenblick den Boden unter den Füßen, in dem sie romanhaft wird. Denn der Wert und der Reiz der Selbstschilderung liegt ja in der einfachen Wirklichkeit.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Ausgewählt und herausgegeben von Hans-Christoph Kaergel. Berlin 1927, Horen-Verlag. 168 S.

Dieses Buch will werben, und Stehr verdient eine größere Gemeinde. Wie die meisten Einführungsbücher ist es von einem Verehrer des Dichters geschrieben; die begeisterte Zuneigung überwiegt, das Kritische tritt zurück. Kaergels Buch bleibt gottlob in gemessener Distanz zu Stehrs Alltagsgewohnheiten. Die Proben aus Stehrs Werk sind ein guter Hinweis und mögen freudige Leser anspornen. Neu sind die Gespräche mit Stehr; hier offenbart sich Stehrs Welt- und Gottbild am schärfsten. Nur in der Auswahl des Bildschmucks hätte der Herausgeber beratener handeln dürfen.

Berlin — Max Spanier

Ich, der Hochstapler Ignatz Straßnoff. Von Ignatz Straßnoff. Berlin 1926, Die Schmiede. 279 S. M. 3,— (4,50).

Man muß nur den Gesichtswinkel ein wenig verschieben, und man kann sich herzlich an diesen Memoiren freuen. Denn, der sie schrieb, war ein Genie (mit negativen Vorzeichen allerdings). Ein Mensch, zum Weltintriganten geboren, aber in einer kleinen Komödiantenfamilie, noch dazu in Ungarn, daheim. Ein Diplomat ersten Ranges, konnte er nicht träumen, derartiges einmal in einer k. und k. Monarchie zu werden. So blieb ihm nichts, als den Schein

Digitized by Google

für das Sein zu setzen. Dann war er im Element, das ihm gebührte. Und in den gespielten Rollen von Rittmeistern, Ministerialräten und Grafen vertrat er diese Stände geistreicher, als sie es verdienten. Daß er sie auch „schröpfte", um ganz gewaltige Summen bestehlen konnte — es hatte seinen Grund einzig in der Verderbnis, der Fäulnis, die in jenen Kreisen herrschte. Ein Wort, in einem der letzten wiener Korruptionsprozesse gefallen, kommt einem beim Lesen dieser Intrigen in den Sinn: „Wenn man Ihnen zwei Milliarden Kronen Bestechungsgeld gab — wieviel muß erst der Spender dieser Summen errafft haben?" — Straßnoff nahm nie armen Menschen einen Heller; die Tausende, die er postensüchtigen Bischöfen, einem weiberfreundlichen Nunzius, alten Lebeaffen abknöpfte, taten denen nicht weh. (Übrigens steht am Ende des Buchs das Strafgericht Frau Justizias und auch der moralische Leser kann sich befriedigt fühlen.) — Bleibt zu erwägen, wie dieses Buch in diesem Rahmen zu werten: „Literatur?" — keinesfalls. Doch Zeitdokument, anschließend an die (bekannte) Reihe von Verbrecherselbstporträten aus dem Mittelalter herauf. Und schließlich: herrliche Stoffquelle für Schriftsteller, die nach Abenteuern suchen. Als solche wahrscheinlich sogar den Tag überlebend: zwei Generationen später werden sich bedächtige Professoren mit dem Individuum Straßnoff und seinen Memoiren beschäftigen. Ihnen sei auch die Lösung der Frage überlassen, ob diese Aufzeichnungen wirklich genau so von dem Hochstapler während seiner letzten Kerkerhaft niedergeschrieben oder doch ein wenig in der Schmiede Leo Lanias, der eine kleine Einleitung und ein Schlußwort beisteuerte, zurechtgehämmert wurden.

Wien — Erwin Stranik

Der Abendstern und andere Märchen. Von Elsa Macco. Neustadt a. d. H., Verlagshaus Liesenberg. Buchschmuck von Zarita Heupel-Pickerott. 83 S.

Diese Geschichten sind wohl nicht für Kinder bestimmt, denn sie sind durchaus bewußt erdacht; die Herzen der Kinder gewinnt man nicht mit ein paar gewollt „niedlichen" Schilderungen, sondern nur dann, wenn man selbst kindlich, das heißt naiv, zu empfinden vermag. Für erwachsene Leser aber sind Märchen nur dann eine Freude, wenn die Märchenform (wie zum Beispiel bei Oscar Wilde) zum Symbol dichterischer Erlebnisse geworden ist. Davon ist hier nicht die Rede; die Verfasserin hat einfach ihre Phantasie walten lassen und ihre nicht sehr originellen Einfälle niedergeschrieben — ganz ohne Rücksicht auf die innere Konsequenz, die, auch beim Märchen, ein Wesensmerkmal des Kunstwerks ist.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Deutsche Märchen aus dem Donaulande. (Märchenschatz der Weltliteratur.) Herausgegeben von Paul Zaunert. Jena 1926, Eugen Diederichs. 343 S.

Nun liegen alte und neue Funde österreichischer Volksmärchen in einem schönen Band übersichtlich und mit dem nötigen Quellenmaterial vor. Es ist ein überaus lebendiges und frohes Buch geworden, darin Eigenes, Urtümliches, landschaftlich Verwurzeltes mit der Frische seines Ursprunges zu uns redet. Die Seele dieser Märchen kommt aus den Tiefen deutschen Volkstums, aus sozialen Schichten und religiösem und mythischem Lebendigsein, die epische Kräfte zu erzeugen vermögen und in denen sich eine starke erinnernde Phantasie verbirgt. Sind doch Märchen die dichterischen Erzählungen des einfachen Menschen, primitiver, naturnaher oder urwüchsiger Menschenverbände. Im Märchen lebt das Kind und auch das Kind an Geist. Beide verlangen gutes Erzählen mit Spannungsreiz. Nur was die innere Vorstellungswelt dauernd lebendig erhält und zur Antwort aufrüttelt, kann bestehen. Das Märchen ist die älteste Erzählungsart. Es ist Rede, Wortschrifttum. Ihr folgte Schritt für Schritt die Göttergeschichte. Ihre Themen gehören zu den tiefsten der Weltgeschichte: Glaube, Glück, Liebe und Tod. Alles leidenschaftliche, packende Dinge. Aber der Schimmer einer anderen Welt fällt darauf, in der der Traum ein wahreres Leben führt als das gewöhnliche und alle Wünsche in Erfüllung gehen. Keine Erzählungsart hat diese einzigartige Spannungsformel und leichte Fortbewegung des Geschehens wie das Märchen. Es verursacht in uns kein langes, schweres Nachsinnen. „Es war einmal" ... „auf einmal" ... „und da geschah es" ... Nirgendwo hemmt die moderne Kunst der Reflexion. Diese Epik bedarf nicht des Psychologischen und Empfindsamen. Abenteuer, Spannung, Heldentum, Wunder, Zauberei — das sind ihre kindlichen Elemente, und dort birgt sie Weisheit und Lebensreife. Die Vereinfachung der Welt ist ihr seltsamer Zauber.

Auch diese Märchen aus Steiermark, Kärnten, Ober- und Niederösterreich, Siebenbürgen und aus dem Burgenlande sind zeitlos. Sie heben sich empor aus der Hülle zeitgeschichtlicher Formen. Das, was in einer Zeit und für eine Zeit als paradox und unannehmbar erscheint, wird eben echte Märchenmoral, d. h. sittlich indifferent. Es ist dem Umkreis ethischer Kategorien entrückt. Paul Zaunert hat mit unseren verdienstvollsten österreichischen Märchenforschern und -sammlern gemeinsam gearbeitet: mit Viktor von Geramb, J. R. Bünker, Romuald Pramberger, Siegfried Troll und Adolf Schullerus. Sie schöpfen alle aus erster Quelle, aus dem Volksmund. So wird das Buch auch ein stilles, ehrendes Grüßen jener Unbekannten, Verschollenen und am Wege Gestorbenen, denen man die alten Erzählungen abgelauscht hat: einer Bettlerin, Frau Maria Fellacher (genannt die „Hundsmoidl"), dem lahmen Matthäus Sperl (genannt der „krumpe Hois"), dann einem Bauer, Andreas Pacher (genannt der „blinde Hirtl"), ferner dem Zimmermann Peter Sturb (genannt „der Zimmerer Peterl"), die meist aus dem oberen Murtal, den steirischen und kärntnerischen Bergen kommen. Das österreichische Märchenbuch enthält viele Stücke innigen Erzählens. Möchte es wieder ins Volk wandern, aus dessen Herz es ja stammt.

Wien — Franz Strunz

Zigeunermärchen. Unter Mitwirkung von Martin Block und Johannes Ipsen. Herausgegeben von Walther Aichele. Jena 1926, Eugen Diederichs. 344 S.

Die nahe genug liegende Annahme, daß ein so rätselhaftes, in seiner Herkunft wie in seinem Schicksal noch wenig ergründetes Volkstum wie das der Zigeuner in seinen Märchen manches zu sagen habe, wird durch diese erste deutsche Buchausgabe von Zigeunermärchen aus Deutschland, England, Rußland, Rumänien, Bulgarien, der Türkei und Palästina nur bedingungsweise bestätigt. Denn die Mehrzahl dieser Märchen weist mehr die Spuren der Wanderungen auf, in denen sich das unstete Volk durch den europäischen Kontinent bewegt hat, als die Spuren eigener Phantasie, die etwa geeignet wären, tiefer greifende Charakterdeutungen zuzulassen. Das Märchengut der Wirtsvölker hat der Zigeunerphantastik offenbar mit Anregung und mehr Material gegeben, als sie aus eigener Kraft gewinnen konnte.

Digitized by Google

Dieser Eindruck ist um so bemerkenswerter, als die Vermutung, ein so exklusives und zugleich viel und weit gewandertes Volk müsse eine besonders ertragreiche Phantasie besitzen, einer gewissen Natürlichkeit nicht ermangelt. Freilich ist nicht zu verkennen, daß die in der Minderheit befindlichen stammechten Zigeunermärchen brauchbare Unterlagen für eine geistige Charakteristik des Zigeunertums gewähren. Auch scheint in den anderen eine häufig bemerkbare Tendenz zur Abschweifung, zum unbefangenen Wechsel der Motive mitten in der Erzählung dem Lebensrhythmus der Zigeuner immerhin zu entsprechen. Das jedenfalls interessante Werk ist mit aufschlußreichen Einleitungen und Kommentaren der Herausgeber versehen.

Kassel — Will Scheller

Das indische Wunder. Jack Mc Gills geheime Sendung. Roman. Von Ludwig von Wohl. Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler. 347 S. M. 6,50.

Der Roman erfüllt seinen nächsten Zweck, spannend zu unterhalten; er ist auch flott erzählt — nur würde man wünschen, daß er in seinen Motiven wählerischer wäre. Die Voraussetzung vom Zwist zwischen Amerika und England ob der weltbewegenden Frage, wem die Tochter des Stahlkönigs ihre weiße Hand zum Ehebunde schenken werde, ist etwas hintertreppenhaft; Mc Gill, der Überdetektiv aus Abenteuerlust und Ausbund aller Männlichkeit, wirkt mehr durch die Kinnhaken, die er als Meisterboxer landet, als durch seine Geistesschärfe. Der gehörige Schuß Sentimentalität verträgt sich schlecht mit der Roheit, die er mindestens einmal zeigt; die Effektszenen im Lepraspital gehen etwas auf die Nerven und führen überdies die Handlung in eine Sackgasse: zum Abschluß kann der Verfasser sie nur durch ein schieres Wunder bringen — auf Mystik sind wir aber in der sehr diesseitigen Welt, in die er uns durch Hunderte von Seiten versetzt hat, nicht vorbereitet worden. Trotzdem: wenn der Verfasser seine Phantasie in eine strenge Schule nimmt, kann er eine Hoffnung für den deutschen Abenteurerroman bedeuten.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Feuerberg. Ein Abenteurerroman. Von Norman Springer. Deutsch von Curt Thesing. Potsdam 1926, G. Kiepenheuer. 326 S. M. 3,— (4,50).

Der Roman gehört in die Nachfolge von Stevensons „Schatzinsel"; das große Vorbild erreicht er freilich bei weitem nicht. Immerhin können sich das erste und letzte Drittel, die eigentliche Abenteurergeschichte, schon sehen lassen; die Mitte fällt ab, weil eine Liebesepisode in solcher Umgebung nun einmal leicht fade wirkt, auch wenn zur Abwechslung die Dame als Steuermann einer seetüchtigen Brigg Fachkenntnisse und dienstlichen Schneid mit den Reizen holder Weiblichkeit verbindet. Eine dringende Notwendigkeit zur Übersetzung lag also gerade nicht vor.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Aus Herrgotts Tiergarten. Von Egon von Kapherr. Leipzig o. J., E. Haberland. 268 S.

Das Buch eines großen Jägers vor dem Herrn — aber nicht nur für Jäger, sondern jeden, der Tiere kennt, liebt, achtet, hegt. Der ganze Wald wird lebendig, vom Eber bis zum Dachs, vom Hahn bis Hirsch. Beklemmend ist, daß für Tier Leben gleich Tragödie ist, es gibt kein Lachen in dieser Welt, kein Lächeln, nur die Freude des Augenblicks; und das Ende immer: Kampf, Mord, Schmerz, Folter ... Die Freude an dem stattlichen Bande — mehr als dreißig Tierschicksale wandeln sich da ab — wäre größer, wenn der Verfasser sich seines Humors enthalten könnte, so etwa der Namengebungen der Tiere, die doch nur für jenen Teil des Publikums berechnet sind, der ja gar nicht nach dieser Art Bücher greift. Aber sonst ist es sogar — höchstes Lob! — Buch für Jugend, für ernsthafte Kinder und solche, die man ernsthaft haben will. In allen Schulbibliotheken, in Lesestuben des Proletariats, in den Bücherschränken reicher Häuser möchte ich das Buch wissen. Im unendlichen Gerede von Brüderlichkeit und Menschentum wäre es geeignet, Menschlichkeit und Einsicht für die arme Mitkreatur zu wecken.

Berlin — Kurt Münzer

Der Kellner. Roman. Von Iwan Schmeljow. Deutsch von Käthe Rosenberg. Berlin 1927, S. Fischer. 233 S. M. 4,— (6,—).

Der nie geleerte Kelch. Von Iwan Schmeljow. Berechtigte Übertragung von Hans Ruoff. Ebenda 1926. 115 S. M. 1,50 (2,50).

„Der Kellner" ist Schmeljows erster großer Roman. Er erschien 1913. Der russische Titel lautet „Tschelowek" — das heißt: der Mensch. So pflegte man in Rußland früher die Kellner zu rufen. Den Doppelsinn des Titels kann keine Übersetzung wiedergeben. Und doch ist mit diesem Titel eigentlich schon der ganze Inhalt des Buchs angedeutet. Denn es handelt von nichts anderem als davon, daß der „Tschelowek" eben auch Mensch ist, ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist. Während Jakow Sofronowitsch die verwöhnten Gäste des erstklassigen Restaurants mit Chambres séparées immer mit der gleichen Ruhe und Würde bedient, spielen sich in seinem kleinen Häuschen in der Vorstadt Tragödien ab, von denen keiner etwas ahnt, Tragödien kleiner Leute, lächerlich unbedeutend, wenn man sie von der so beliebten „höheren Warte" betrachtet, aber trotzdem echte Tragödien — und wem das just passieret, dem bricht das Herz entzwei. Auf dieser Gegenüberstellung der beiden Welten baut sich der ganze Roman auf, und von wunderbarer ironischer Feinheit ist der Schluß, wo wir den Helden nach all den wechselvollen Schicksalen, die hier nicht erzählt zu werden brauchen, wieder in seiner alten Stellung in seinem alten Restaurant dieselben Gäste wie vor zwei Jahren bedienen sehen; es hat sich anscheinend nichts geändert, alles ist beim alten geblieben; zwischen Einst und Jetzt liegt nichts als ein Menschenleben: Iwan Sofronowitsch hat seine Frau verloren, hat seinen Sohn hergeben müssen, hat seine Tochter wieder bei sich aufgenommen, nachdem das Glück, dem sie nachjagte, sich als Phantom erwiesen, hat die Revolution aufflammen und in sich zusammenbrechen sehen — und nun ist alles wieder wie es war. Diese Ironie — das Feinste an dem ganzen Buch — wird noch verstärkt durch die Meisterschaft des Stils: „Der Kellner" ist ein Ich-Roman; Iwan Sofronowitsch erzählt seine Geschichte selbst, und er spricht nicht nur, er denkt und fühlt auch wie ein Kellner, wie einer, der für seine Nächsten immer nur ein „Tschelowek", kein Mensch war. Und wie nun doch das Menschliche aus dieser unbeholfenen Sprache an unser Ohr und unser Herz dringt, das ist es, was diese „naturalistische Wirklichkeitsdarstellung" zum Kunstwerk erhebt.

Ganz andere Töne schlägt „Der nie geleerte Kelch" an. Das Buch ist, wie „Die Sonne der Toten", durch die Schmeljow zuerst in Deutschland bekannt wurde, während der Revolution entstanden, es ist aber nicht wie jenes Buch eine

Digitized by Google

Auseinandersetzung mit der Gegenwart, sondern eine Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Es ist eine Geschichte aus den vierziger Jahren, die Geschichte eines Leibeigenen, der in Italien zum Künstler ausgebildet wird und der in der Heimat an der Liebe zu seiner schönen Gutsherrin stirbt. Das klingt banal, ist aber mit einer so außerordentlichen Zartheit dargestellt, gibt so tiefe Einblicke in die Seele — nicht des Künstlers überhaupt, sondern eben des russischen Künstlers, des Künstlers aus dem Volke, daß man auch hier schließlich bewundernd dasteht vor so viel tiefer, reiner Menschlichkeit, jener Menschlichkeit, die alle menschlichen Gebrechen heilt.

Leipzig — Arthur Luther

Der blutige Dichter. Roman. Von Desider Kosztolányi. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 376 S. M. 5,— (7,50).

„Einen Kaiser- und Künstlerroman" nennt Thomas Mann in seinem hier als Vorwort dienenden Begrüßungsschreiben begeistert dieses seltsam gefärbte und gewölbte lyrisch-philosophische Phantasiegebilde der Nerozeit. Mit sinnender Anerkennung verweilt der deutsche Romancier bei einzelnen besonders markigen Szenen und Antithesen des ungarischen Nero-Romans und prophezeit dem jungen Dichter eine Zukunft „unter denen, die heute das geistig-kulturelle Leben Europas bezeichnen". Ein solches Lob von solcher Stelle darf gewiß als wertvolle Empfehlung gelten. Betrachtet man jedoch den „blutigen Dichter" aus der Perspektive jener vier Jahre, die seit seinem Hervortreten verflossen, so ist Kosztolányi seitdem, wennschon nicht in den Konturen und in der Zielsteckung, so doch im kontinuierlichen Aufbau sicherlich manches Ausgeglichenere geglückt. Hier ballt sich zu unvermittelt Geschichtliches und Dithyrambisches; die episch-episodischen Ruhepausen sind zu kurz bemessen. Was aber diesem Geschichtsroman über die rein ästhetischen Umrisse hinaus Bedeutung gibt und einen Thomas Mann zu faszinieren vermochte, das ist die virtuose Gestaltung eines geradezu transzendenten „Nero-Problems". Das Bild dieses sinnlosen Wüterichs wurde bislang nur noch kompliziert durch den Umstand, daß er sich nicht nur als blutigen Despoten, sondern nebenbei auch als einen maßlos eitlen Dichterling und Komödianten gebärdet hat. Kosztolányi läßt nun mit überraschender Intuition das Zweite zum Ersten werden und zeigt, wie in einer Kraftnatur voll unvollendeter und ungebändigter Künstlertriebe all das, was nicht zu künstlerischer Harmonie gerinnen kann, in perverse Tyrannenwut ausartet, alle Bande und Formen zerreißend. Im psychologischen Lichteffekt dieser Formulierung erscheint jede Tyrannei als die Kehrseite und gruselige Parodie einer schlecht temperierten Schöngeistigkeit. Dies gibt Kosztolányis altertümlich-modernem Seelengemälde den eigentümlichen Reiz, der noch vertieft wird dadurch, daß wir neben dem „Nero-Problem" auch einem „Seneca"- und „Britannicus-Problem" begegnen und daß die heterogenen Sphären von Herrschaft, Philosophie und Kunst sich mahnend und läuternd durchdringen.

Budapest — Gustav Erényi

Vögel ums Feuer. Roman. Von Jacob Paludan. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1926, S. Fischer. 367 S. M. 5,— (7,—).

Nun kommt auch der daheim berühmte Paludan zu uns. Ob mit einem seiner besten Bücher? Es ist eins von gestern, trotzdem es heut spielt, in den Krieg hinein, über ihn hinaus. Aber die Bedachtsamkeit der Darstellung, der Fleiß der psychologischen Kleinarbeit, die Ausführlichkeit der Schilderung haben all das Sympathische, Überflüssige, sanft Fesselnde und Bedächtige der ehemaligen Technik.

Das Thema allein hat den Atem der Zeit, aber das Tempo seiner Entfaltung und Verarbeitung entbehrt ihn. Wie die Zugvögel ums Leuchtfeuer wimmeln, sich an ihm verbrennen, den Kopf einrennen, so stößt sich eine Gemeinde Menschen an einem Hafenprojekt, zerschellt an ihm, indem es selbst im sinnlosen Übermut der Natur zugrunde geht. Der Mensch ist ein Wurm. Wenn er dann noch glücklich wird, scheint es uns auch nur ein Wurmglück. Vielleicht ist hier Paludans Stärke und dichterische Kraft: er entblößt das Geheimnis der Natur, des wesenlos Elementaren als etwas so Gewaltiges und Endgültiges, daß der Mensch uns belächelnswert und nicht einmal erbarmenswert erscheint. Es bleibt, von diesem Buch, nicht der Mensch zurück, sondern das Meer, die Vogelkreatur mit gebrochenem Flügel, irrendem Aug', der Sturm, der Schiffsleib, nicht die Besatzung. Aber, vielleicht, ist das mehr. Und man muß wohl der größere Dichter sein, um die Schöpfung über den Schöpfer zu stellen. Oder ist es schwerer, den Schöpfer als die Schöpfung zu verstehen? ...

Berlin — Kurt Münzer

Das gesprengte Quartett. Roman. Von Birger Sjöberg. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig-Zürich 1925, Grethlein & Co. 542 S. Geb. M. 10,—.

Ach, wie schade, daß Großmama nicht mehr lebt! Ich hätte ihr das Rezensionsexemplar geschenkt, und sie hätte sich die Brille vor ihre schönen grauen Augen gesetzt und von Weihnachten bis Weihnachten zu lesen gehabt. Was für ein Wälzer! Ein Buch aus der guten alten Zeit, so wie man's heut gar nicht mehr macht.

Das versteh' ich einfach nicht. Um 550 Seiten von 32 Zeilen zu 15 Silben schreiben zu können, wo muß man da am besten begabt sein? Im Gehirn? Bestimmt nicht. Im Herzen? Da schon. Aber sicher und notwendig noch tiefer. Und hätte man das holdeste Daunenlederkissen mit gepunzten Ermunterungssprüchen: welch bewunderungswürdige Seßhaftigkeit heut, in unserem sprichwörtlichen Zeitalter!

Die kleine Stadt, die Herr Sjöberg schildert, besteht nämlich leider nicht nur aus einem Quartett, sondern aus zehnmal soviel Typen, und jede ist dem Chronisten denkwürdig bis zur heimlichsten Handlung. Er erzählt nur sich zum Vergnügen, er kennt die Vorgänge. Aber wenn wir dem stürmischen Ereignis fiebernd (Kleinstädter, die wir lesend bereits geworden sind) folgen, und es werden neue Figuren in den Strudel geworfen, müssen wir innehalten, seitenlang, erst die lange Geschichte des Fremdlings mit anhören und dürfen nach dieser Belehrung weiterfiebern. Rührende Technik, rührende Erfindung, rührende Unermüdlichkeit im Plauschen.

Und dennoch: wir fluchen nicht, wir schmeißen den Wälzer nicht in den Ofen, wir lächeln sogar, trinken Tee, speisen Maronen und Marzipan dabei, locken die Katze auf den Schoß: ist nicht doch von Großmutter was immer noch in uns allen? Dieses ungeheure Buch, dessen Inhalt uns gar nichts angeht, atmet Behaglichkeit aus, die Wohligkeit, mit der es geschrieben ist; wenn es uns bestimmt auch nicht das Vergnügen macht, das es Herrn Sjöberg beim Schreiben bereitet hat. Seine Naivität rührt geradezu. Daß er uns auch nur die Lesefähigkeit für solch ein Buch zutraut, zwingt uns, das Vertrauen zu rechtfertigen. Ich las es Wort für Wort. Aber

Digitized by Google

ch bin auch stark großmütterlich belastet. Ich kann ja auch noch immer nicht die Marlitt verbrennen! Daß wir altmodische Bücher besitzen – ich bin zu feige, große Namen zu nennen! –, ist schön und gut. Daß jemand heut noch wagt, eines frisch zu schreiben: großartig.

Berlin Kurt Münzer

Der Kreis. Roman. Von Barbra Ring. Deutsch von Emilie Stein. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 366 S.

Frau Ring hat uns in sorgloseren Tagen des öfteren mit Büchern beschenkt, in denen Neckisches und Sentimentales, ein Gemisch von Karin und Selma, uns ergötzten, ärgerten, erheiterten, verdrossen. Jetzt kehrt die Dichterin, da die Gegenwart ihrer Art versagt, bei der Vergangenheit ein; dort kann sie so vieler Liebe Glück und Unglück anbringen, wie es dem heutigen Zeitlauf nicht mehr gemäß ist. Es geht hoch her mit Leidenschaft, stiller Passion, Entsagung, Erfüllung, mit gewolltem und ungewolltem männlichen Selbstmord. – Gibt es heut noch ein Publikum für diese Frauenromane? In seiner Art ist er nicht schlecht, er hat stellenweise beinah etwas Suggestives. Am Wirklichen wollen wir ihn nicht messen, auch nicht an den Kunstwerken der Literatur. Aber man liest ihn zu Ende. Dreieinhalbhundert Seiten. Und sollte das nicht schon Lobes genug sein?

Berlin Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Einführung in die deutsche Dichtung. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Gustav Klingenstein. München 1926, R. Oldenbourg. 244 S.

Wie in den früheren Literaturgeschichten für den Schulgebrauch, so nimmt auch in dieser die vorklassische Zeit einen Raum ein, dessen Größe in keinem Verhältnis steht zu dem Interesse, das man von den meisten Schülern für die Dichtung früherer Jahrhunderte erwarten darf, namentlich angesichts einer solchen oft nur registrierenden Darstellung. Es trifft nämlich leider nicht zu, was der Verfasser im Vorwort sagt: daß er sich „auf ein möglichst geringes Ausmaß von Daten und Namen beschränkt" habe. Dabei sind nirgends Proben gegeben. So bleiben auch Charakteristiken, die an sich tiefer dringen, wie die von Hölderlin oder Jean Paul, methodisch unfruchtbar. Geradezu dürftig sind die Kapitel, in denen die Literatur der letzten zwei Jahrzehnte behandelt wird („Kriegsdichtung" und „Expressionismus"). Von den schöpferischen Kräften der deutschen Gegenwartsliteratur gibt das Buch keinen Begriff. – Was in all den erwähnten Punkten auch im Rahmen einer für den Unterricht an höheren Schulen verwendbaren Darstellung möglich ist, lehrt ein Vergleich mit der „Geschichte der deutschen Dichtung" von Hans Röhl (vgl. L. E. XXVIII, 741).

Stettin Erwin Ackerknecht

Das Buch der deutschen Reden. Dokumente deutscher Redekunst. Herausgegeben von Rud. K. Goldschmit. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 259 S.

Es kommt darauf an, welche Definition man dem Begriff „Rede" gibt, ob man das vorliegende Buch als gelungen bezeichnen kann oder nicht. Legt man den Maßstab nach Demosthenes und Cicero an, wird mit deutschen Reden überhaupt nicht viel anzufangen sein und außer Fichte, einigen Staatsmännern und verschiedenen Modernen, die erst in Deutschland so recht eine Rednertribüne schufen, wird wenig Beachtenswertes bleiben. Rechnet man aber die Predigt und die Professorenrede vom Katheder, also den Vortrag unter den Redebegriff, dann ist so zahlreiches Material vorhanden, daß die Wahl wie bei jeder guten Zusammenstellung zur persönlichen Geschmacksache wird. Dies hat R. K. Goldschmit getan. Er beginnt mit einem Franziskaner der gotischen Zeit, geht zu Luther über – da hätte mir eine Tischrede besser gefallen als ein Stück Predigt –, bringt Abraham a Santa Clara, Goethe, Schiller und Fichte, läßt politische, philosophische und literarische, oft sehr schöne Vorträge des 19. Jahrhunderts folgen, um mit Bismarcks berühmter Reichstagsrede „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" einen Höhepunkt zu erreichen. Unter den modernen Rednern hätte ich andere gewählt, doch das ist, wie gesagt, Geschmacksache. Das Buch hat jedenfalls Bedeutung in einer Zeit, da sich der Deutsche zum Redner zu entwickeln sucht.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Ernst Kochs „Prinz Rosa Stramin". Ein Beitrag zur hessischen Literaturgeschichte. Von Hermann Froeb. Marburg a. L. 1925, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster, Nr. 24.) 77 S. M. 3,–.

Ernst Koch gehört zu den Dichtern, die nicht leben und nicht sterben können. In seinem hessischen Heimatland ist sein Gedächtnis nicht erloschen, aber es darüber hinauszutragen, will nicht recht gelingen. Kein Wunder, da sich sein Ruf ausschließlich auf die kleine Erzählung „Prinz Rosa Stramin" gründet, die bei allen liebenswürdigen Einzelheiten eben doch der geschlossenen künstlerischen Form entbehrt. Ihr ist die vorliegende Schrift gewidmet, die fast so viel Raum beansprucht als die Dichtung selbst, über die sie sich verbreitet. Ist das vielleicht nicht des Guten zu viel? Ihre Entstehungsgeschichte erregt immerhin allgemeineres Interesse, zumal da die Lebensgeschicke des infolge der politischen Verhältnisse in Hessen zur Zeit der Allianz schiffbrüchig gewordenen und von seiner Heimat losgelösten Dichters damit eng verknüpft sind. Aber die umständliche literaturwissenschaftliche und ästhetische Zerfaserung und Eingliederung des Werkchens, das seinen Platz zwischen Jean Paul und Heine angewiesen erhält, hat nur für die allerengsten Fachkreise Bedeutung. Im Rahmen der vorherrschenden Methode ist es gewiß eine fleißige und gediegene Arbeit.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

German Influence in the English Romantic Period 1788—1818 with special reference to Scott, Coleridge, Shelley and Byron. Von F. W. Stokoe. Cambridge 1926, University Press. X, 202 S.

Daß und weshalb und wie die aus jedem englischen Hand- und Nachschlagebuch des 18. Jahrhunderts zu beweisende Gleichgültigkeit gegen deutsches Schrifttum und Geistesleben noch vor Torschluß eben jenes Jahrhunderts durchbrochen worden ist, stellt Stokoes Buch kenntnis- und lehrreich dar, desgleichen die deutschen Voraussetzungen dessen, was die Engländer ihren „romanticism" nennen – eine ostwestliche Strömung also, der gleichzeitig mindestens gleichstarke gegenläufige entsprechen; bisweilen ist kaum zu unterscheiden, wo gerade gegeben, wo gerade genommen

Digitized by Google

wird. Wenn die vorliegende Untersuchung bei einer 1788 in Edinburg gehaltenen und 1790 gedruckten Rede des Juristen Henry Mackenzie über das damals zeitgenössische deutsche Drama einsetzt, so ist freilich das Eis schon eine gute Weile früher gebrochen worden, durch Goethes „Werther"; an dieser Stelle, dünkt uns, war die Brücke vom Sturm und Drang hinüber zu der englischen Romantik zu schlagen. Aber über Epochen lassen sich die Meinungen ja nie vereinigen. Der Schwerpunkt der Studien liegt auf Coleridge. Hier, aber auch sonst, hat und nimmt der Verfasser Gelegenheit, sich mit Vorgängern nicht nur in literargeschichtlichen Einzelheiten, sondern auch in methodischen Fragen, über die er tiefer nachgedacht hat, als bei derlei „Einfluß"-Arbeiten der Brauch ist, kritisch auseinanderzusetzen; so hätten freilich auch wir faktisch oder prinzipiell mancherlei gegen das trotz allen Fleißes ein wenig fragmentarisch wirkende Buch einzuwenden, dessen schmucklos-korrekter Vortrag die anderweitig dargetane lyrische Begabung des Verfassers nicht vermuten läßt. Jedenfalls bleibt dem Werk Stokes das Verdienst erstmaliger zusammenhängender, ein- und durchsichtiger Darstellung eines wichtigen Abschnitts der Entwicklung, und ihm gebührt in der nicht allzu dichten Reihe ähnlicher Untersuchungen neben den trefflichen Arbeiten von Herford und Waterhouse (16. beziehungsweise 17. Jahrhundert) ein achtungswerter Platz.

Wien — Robert F. Arnold

Ausgewählte Werke. Aus den historischen Schriften und dem Demokritos. Von Carl Julius Weber. Berlin, Der Tempel. 378 S.

Durch eine nicht überragende, immerhin aber eigenartige geistige Physiognomie nimmt Carl Julius Weber neben seinen Geistesverwandten und Vorbildern Thümmel und Wieland eine besondere Stellung ein in der interimistischen Epoche zwischen der klassischen Poesie der Aufklärungszeit und der Literatur der nationalen Idee, jener Blütezeit der humoristisch-satirischen Schilderung. Aus seinen kurzweiligen Allerweltsbetrachtungen und aus dem Demokritos, diesen unvollendet gebliebenen „Hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen", wählte Hans Knudsen ein ebenso gefälliges wie pikantes Allerlei, eine Handvoll Stegreifbetrachtungen über Menschen und Dinge aus allen Zeiten, Ländern und Völkern, die auch heute noch ihren Reiz haben und genügen, sich von Weber, der weder Dichter noch Philosoph noch Fachgelehrter war, vielleicht aber alles zugleich, wenn auch in ganz bescheidenem Ausmaß, eine Vorstellung zu machen.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Der Geist Frankreichs und Europa. Von Paul Cohen-Portheim. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 209 S. M. 4,— (6,—).

Diese Geistesgeschichte Frankreichs trägt den Untertitel „Das Buch der Verständigung" und stellt die Geschichte unseres Nachbarlandes von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart auf 200 Seiten unter dem Gesichtspunkt einer europäischen Gesamtkultur dar. Der Verfasser führt in den einleitenden beiden Kapiteln in klarer und einleuchtender Weise aus, was Frankreich der Antike verdankt, wie dann im Mittelalter die antik-christlich-germanische Synthese in Frankreich gefunden wurde. Die Bedeutung des Klassizismus wird in dem Kapitel „Das große Jahrhundert" dargestellt. Über das 18. Jahrhundert heißt es: „Voltaire und Rousseau, ihr Werk und dessen Folgen sind seit gotischen Zeiten Frankreichs Ruhmestitel, sein größtes Geschenk an die Welt gewesen." Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Revolution und des ersten Napoleon erscheint scharf umrissen im Fluß der Darstellung. Der Gegensatz zwischen bürgerlich und romantisch im 19. Jahrhundert ist betont und wie sich aus der Romantik die neue französische Formel entwickelt hat. Das Buch faßt die letzten Erkenntnisse französischen Wesens und seiner Entwicklungsgeschichte großzügig zusammen und ist berufen, die Frankreicherkenntnis im Sinne des Völkerbundes zu revidieren.

Berlin — Otto Grautoff

Albert Samain. Studie. Von Heinrich Tembo-rius. Wittlich-Mosel, im Selbstverlag. 45 S. M. 1,—.

Dem Heftchen, das mit Hingebung und über tüchtigen Kenntnissen ausgeführt, möchte man gern ein beifälliges Wort zum Geleite geben. Sei denn gesagt, daß es Stellung und Bedeutung seines Dichters mit Maß und Umsicht darlegt, im einzelnen manche treffende Wendung enthält; doch wäre größere Kürze zu wünschen und etwas mehr vom literarischen Handwerk.

Thüngen — Georg Ransohoff

L'esprit français. Ein Lesebuch zur Wesenskunde Frankreichs. Von Eduard Wechßler, W. Grabert und F. W. Schild. Frankfurt a. M. 1926, Moritz Diesterweg. 256 S. Tafelanhang 12 S. Geb. M. 4,80.

Eine Sammlung glänzender Aufsätze und Auszüge, in denen die französische Denk- und Sinnesart sich selbst kommentiert. Von Montaigne bis zu André Gide und den Jüngsten der esprit français in feinen literarischen Niederschlägen. Materien des Scharfsinns, sprühenden, glitzernd witzigen Schliffs. Ob der Schüler schon dafür reif ist, mag dahinstehen. Zu tadeln nur die ungefüge deutsche Einleitung, in der sich alles eher findet, als esprit.

Thüngen — G. Ransohoff

Gustave Flaubert „Novembre". Von Eugen Lerch. Romanische Bücherei Nr. 6. München 1926, Max Hueber. 159 S. M. 4,—.

„Novembre", eine Jugendarbeit Flauberts, vollständig zuerst 1910 in der Conard-Ausgabe bekannt geworden: welchen Platz behauptet das Werk im œuvre des Dichters? Wie kommt es, daß er von diesem gefühlsübersättigten, morbiden Lyrismus demnächst zu dem abgeklärt impassiblen Stil der „Bovary" gelangt? Die Studie Lerchs, eindringend, sachkundig, gibt darauf die Antwort: weil er selbst überbürdet war von seinem Ich, von dieser sterilen Selbstquälerei sich losmachen wollte und mußte. Die künstlerische Wandlung war hier vorab eine Tat der geistigen Einkehr. — Man wird diese Deutung gelten lassen, auch wenn man sich klar darüber ist, daß zudem aus dem Zeitganzen heraus andere höchst bedeutsame Momente zur realistischen Gestaltung führten.

Thüngen — G. Ransohoff

Das gegenwärtige Frankreich. Deutungen und Materialien. Von Otto Grautoff. Halberstadt 1926, H. Meyer. S. 221. Geb. M. 4,20.

Das Buch, welches außer mehreren gehaltvollen Aufsätzen, die zuvor schon in Zeitschriften veröffentlicht waren, eine Fülle höchst dankenswerter systematisch vollständiger Angaben aus dem heutigen Frankreich — Provinz, Univer-

Digitized by Google

sitäten, Germanistik und anderes mehr – zusammengestellt, redet einem französischen Institut in Deutschland das Wort. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hier Bausteine zu diesem Plane sieht – und begrüßt.

Thüngen G. Ransohoff

Pietro Aretino. Ein Bild aus der Renaissance. Von Alfred Semerau. Mit 20 Abb. (Menschen, Völker, Zeiten, Bd. X). Wien 1925, Karl König. 188 S. M. 6,–.

Zu den interessantesten Vollmenschen der Renaissance gehört Pietro Aretino, den die Nachwelt den ersten Journalisten nannte. Semerau hat eine fesselnde Studie über den Mann verfaßt, der bisher dem Namen nach überall, in Wahrheit fast nirgends bekannt war. Aus Tizians Biographien, aus der Lebensgeschichte Karls V. und aus venezianer Studien verschiedener Autoren ließ sich mühsam ein Bild seiner Persönlichkeit gewinnen. Seine kulturhistorisch außerordentlich bedeutenden Werke stehen unter dem Verruf des Unmoralischen bei all denen, die sich scheuen, die Dinge des Lebens ohne Vorurteil anzusehen, und alle Sittenschnüffler machen Sprünge wie scheue Pferde, sobald sie nur den berüchtigten Namen hören. Und doch läßt sich ein echtes Bild der Renaissance allein gewinnen, wenn man Aretinos Leben und Werk studiert. Hierzu verhilft das vorliegende Buch Semeraus, das sorgfältig und fleißig gearbeitet, allgemeine Anerkennung verdient. Der Stil ist flüssig, die Diktion angenehm und die Erzählung geht in flottem Tempo vorwärts.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Die Hellenistische Dichtung. Von A. Körte. Kröners Taschenausgabe, Band 47. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 331 S.

Wie berechtigt das Interesse ist, das gebildete Kreise seit einiger Zeit der hellenistischen Dichtung zuwenden, beweist Körtes vorzügliche Darstellung. Ein Wort über den Klagegesang des Kallimachos bezeichnet den Charakter hellenistischen Wesens überhaupt: „Hier haben wir echtes Barock, die bewußte Steigerung aller Gestalten und Gefühle ins Überlebensgroße, Riesenhafte, eine Kunstrichtung, die uns aus der Plastik jener Zeit längst bekannt ist" (S. 92). Nach einer kurzen Einleitung, die dem Hellenismus in den Augen des Laien feste Form gibt, wird die neue Komödie behandelt, in deren Mittelpunkt Menander steht. Daran schließt sich eine großzügige Behandlung des Kultur- und Bücherzentrums Alexandria, dessen Literatur in fünf Kapiteln beschrieben ist, der Elegie, dem Epos, dem Drama, dem Mimus und dem Epigramm gewidmet. Gründliche Gelehrsamkeit, feinsinnige Darstellung und Liebe zum Stoff zeichnen das Werk aus.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Dichten und Denken im Sudan. (Atlantis, Bd. V.) Herausgegeben von Leo Frobenius. Mit einer Karte und einer Tafel. 383 S. Jena 1925, Eugen Diederichs. M. 8,– (10,50).

In diesem Werk zieht Leo Frobenius die kulturhistorischen Folgerungen aus dem reichen literarischen Material, das er in den Spielmannsgeschichten der Sahel, den Dämonen des Sudan, den Erzählungen aus dem West- und Zentralsudan (den Bänden VI.–IX. von Atlantis) zusammengetragen hat, deren einleitenden Kommentar es (als Band V von Atlantis) dementsprechend darstellt. In seiner völkergeschichtlich tief- und weitgreifenden und zugleich überall ins Einzelne gehenden Art bildet es aber auch eine abgeschlossene Arbeit für sich, welche mit Fug Anspruch auf besondere Wertung erhebt. Nach kurzen, das Stoffgebiet umgrenzenden und das Thema bezeichnenden Einleitungskapiteln über die Kulturseele des Sudan schildert Frobenius den Lebensinhalt der Tiefsudaner nach den einzelnen Stämmen, wobei die Stoffgruppierung ziemlich die gleiche bleibt: Staat, Wirtschaft, Religion, Liebes- und Gesellschaftsleben, Heilkunde und Totenkult werden jeweils in ihren charakteristischen Erscheinungsformen dargestellt, und zwar so, daß eigentlich nichts zu fragen übrig bleibt. Während nun die Tiefsudaner als Vertreter „verdichteter Kulturen" ihre geistige Formkraft in den Sitten und Gebräuchen fast erschöpften und sprachlich ausdrucksschwach blieben, sind die Hochsudaner, Vertreter von „Kulturen der Ausdehnung", reicher und beweglicher, so daß die Schilderung ihres Lebensinhalts mit der Wiedergabe zahlreicher Legenden durchsetzt und bildhaft ergänzt werden konnte. Beide Schichtungen aber beschreibt Frobenius nicht aus trockener Gegenstandshäufung, sondern aus einem Erleben heraus, das den Forscher auch innerlich mit seinem Objekt verbunden hat und eben dieses dem europäischen Empfinden und Verstehen näher bringt, als es einer lediglich objektiven Darstellung gelingen könnte. Der eminent künstlerische, mithin im Sinne der Wissenschaft subjektive Einschlag der Frobeniusschen Geistesrichtung gewährleistet füglich eine höchst tragfähige Brücke zwischen der afrikanischen und der europäischen Kultur.

Kassel Will Scheller

Verschiedenes

Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart. Von Hermann Kutter. Basel 1926, Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. 92 S.

Es geht hier um das Gottesbewußtsein und Gottesleben in uns. Nicht um das Kirchenbewußtsein und Kirchenleben außer uns. Es geht um die Geltendmachung des Inhalts, nicht um die Kultur der Form. Gott selbst, nicht eine Theologie über Gott, nicht Dogmatisieren über Gott. Auch Hermann Kutter, der flammende religiöse Aufruhrkünder und Seelsorger der deutschen Schweiz, redet aus dem Geiste der Gottesnähe, wie sie auch die Gogarten, Brunner, Barth, Thurneysen, Blumhardt u. a. empfinden: eine Theologie, die ihre Lehre und Sendung darin erblickt, daß es eigentlich gar keine Theologie über Gott geben kann. Gott als wirklichste Wirklichkeit, „die alles, was über ihn gesagt werden kann, schon von vornherein in sich schließt und umspannt". Immer wieder: es geht um ein reales, Gott eigenes Leben, das sich in „den individuellen Fragen und Angelegenheiten des Menschen" zum Ausdruck bringt: „Gottes Geist vom Menschengeist angeeignet." Das hat aber mit den Grübeleien eines nervösen Innenlebens oder mit den faden Religionssurrogaten eines mystisch-theosophischen Dilettantismus nichts zu tun. Gott (mit dem übrigens heute soviel Unfug getrieben wird) darf nicht zum bloßen Gegenstand seelischen Gefühlslebens und empfindsamen Herzensluxus degradiert werden. Was wir „über ihn" zerquält, zerredet und zerrissen denken und „an ihm erleben" ist belanglos, „unsere Stellung zu Gott" ist ja ganz nebensächlich und erkenntnistheoretisch und logisch ein phrasenhafter Unsinn – wie stellt man sich Gott gegenüber, wie macht man das? – wichtig ist nur, ob man sich in seiner Gemeinschaft weiß und sich selbst in Gott erfaßt hat. Es geht wie ein Schrei durch dieses ernste und erschütternd einfache Buch: Gott um seiner selbst willen! Religion ist nicht eine lehrhafte Einrichtung, sondern Gottes-

Digitized by Google

leben der Seele. Leider: die Kirche ist nicht mehr in Gott, sondern Gott ist in der Kirche. Das ist höchster Glaubenssatz geworden. Und doch welch ein verhängnisvoller und schicksalsbeladener Irrtum! Warum? Weil damit der Mensch der Mittelpunkt ist und Gott nur die Peripherie bleibt. Es ist der alte und immer wieder neue anthropozentrische Irrtum in der Religion — Not und Heil des Menschen sind nicht Seele und Leben des Innigsten im Religiösen — gleich haltlos und schwankend, wie der Mensch als Zentrum der Welt, von dem die Weisheit und Naturforschung des kirchlichen Mittelalters kündet. Kutter meint die theozentrische Theologie und spricht von ihr in gänzlich untheologischer Weise, fern allen toten Zuchtgesetzen dogmatischen Denkzwanges, aber in einem seelischen Stil, der dem reichen Lebensgefühl des Bekenners den klarsten Ausdruck gibt.

Wien — Franz Strunz

Glaubenslehre. Erstes Buch (Gott). Von Martin Rade, Gotha 1924, Leopold Klotz. 182 S.

Glaubenslehre. Zweites Buch (Christus). Gotha 1926, ebenda. 180 S.

Diesen beiden Büchern eines der gescheitesten Köpfe unter den modernen evangelischen Theologen, kommt, abgesehn von seiner religiösen und kritischen Bedeutung, auch literarischer Wert zu. Darum seien sie hier angekündigt und empfohlen. Ich halte das Werk, das lebendig und interessant geschrieben ist, auch volksbildnerisch für bedeutsam — es ist eine ruhige, vornehme Darlegung dessen, was „die Evangelischen heute glauben", was das Gemeinsame dieser Gemeinschaft sei, wie es geschichtlich und seelisch geworden ist und nun das wichtigste Stück ihres inneren Lebens darstellt. Das Evangeliumverständnis und der Christus der Gemeinde sind der Mittelpunkt. Was hier vom Glauben gesagt wird, lebt aus der Gegenwart für die Gegenwart, ja man muß sagen, lebend lehrt es und zeigt (bei aller historischen und systematischen Theologie) das „ewige Evangelium", das ein persönliches, zeitgemäßes ist, das Evangelium des Menschen, das uns not tut. Martin Rade stellt alles in den Dienst dieses Gedankens. Er spricht vom Gültigen und Gemeingültigen seiner Glaubensgemeinschaft, er kann von Gott nicht reden, ohne daß er fortwährend auch den Menschen, uns selber im Sinne hat. Ihm ist Gott die absolute Persönlichkeit, die nur gedacht werden kann als von Ewigkeit her und ununterbrochen schöpferisch, er ist also „nicht Selbstbewußtsein — ein niederer Zustand, Durchgangspunkt nur für den menschlichen Geist —, sondern er besitzt sich selbst in der höchsten Lebensform. Er ist das schlechthin produzierende Leben, stets gebend nach außen und die Welt gestaltend. Die Welt nicht eine Schranke seines Seins, sondern Objekt, Bedingung seines unendlichen Wirkens, in Wahrheit er sie bedingend. In diesem Sinne gehört sie zu ihm, weil er sonst, allein existierend, zwecklos und tatenlos, ein auf sich Beschränktes, also Endliches sein würde" (S. 84). Diese Stelle ist kennzeichnend für den Geist des ganzen Werks. Ohne ermüdende dogmatische Beschwerung, kirchenpolitische Einengung und priesterliche Salbung redet hier der gebildete Gelehrte und verstehende Praktiker des Lebens. In der religiösen Schreibseligkeit unserer Tage, da die Gottsucherbücher eine bedenkliche Popularität gewinnen, wirken Arbeiten von so sicherer und bewährter Hand erquickend. Hier ist alles auf dem festen Boden einer starken religiösen Begabung und sittlichen Kraft, lebendig und wirklich im Grundsätzlichen. Nur so kann überhaupt die Frage nach dem Gegenwartswert des Evangeliums gestellt werden, anknüpfend an die fortgesetzte Arbeit und Erlebnisweise von fast zwei Jahrtausenden. Der Verfasser dieser zwei Bücher zeigt den Weg eines solchen Glaubens, er lebt für ihn, er stellt ihn über alle Theologie, Kritik und Kirche und setzt ihn um in die soziale und politische Aktivität des modernen Menschen.

Wien — Franz Strunz

Elementa Philosophiae Aristotelico-Thomisticae. Auctore Josephus Gredt. 2 vol. Gr.-8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. — Vol. II: Metaphysica. Ethica. Editio quarta, aucta et emendata (XVIII u. 466 S.) M. 11,—; geb. in Leinw. M. 13,—.

Aus dem Geiste der offiziellen katholischen Kirchenlehre geschrieben, gibt dieses Werk einen Einblick in das, was ihre Theologie unter Philosophie versteht. Der vorliegende Band behandelt die Metaphysik und Ethik. Einteilung, Gerüst, Methode, Gedankenarchitektur und Gedankenkonkordanz sind thomistischer Stil des Denkens: einfach und bestimmt in den Definitionen, fast elementar und primitiv in den gründenden Voraussetzungen, bewundernswert in der Tendenz nach Einheitlichkeit und Zusammenklang; und doch für den modernen Menschen eine gewollte und im Detail künstliche Philosophie der Ordnung und Weltverbundenheit mit tausenderlei Ausflüchten der Theorie und Lebensferne. Im Leben ist es anders. Nicht alle „Theorien" sind erfahrungsmäßig belegt, und es ist bekannt, daß sie mit den Hypothesen Wand an Wand wohnen. Man kann niemand zwingen, etwas für wahr zu halten, denn das subjektive Element ist ein Grundprinzip der Erkenntnislehre: auch das Erkennen wurzelt in dem Leben der Persönlichkeit. Und ist nicht, wie schon Kant wußte, das eigentliche Ziel aller Forschung und Wissenschaft die subjektive Überzeugung und nicht die objektive Gewißheit? Nach den Geschehnissen und Gesetzen unserer Seele fügt sich alles dem zugeteilten Platz. Das seelische Geschehen, seine Ereignisse, sind uns heute die Ordnungsphilosophie! Wie anders die Gedankenrangordnung beim Verfasser dieses Buches! Ohne Zweifel enthält das in einem guten Latein geschriebene Werk vieles Wertvolle und Grundlegende für den, der der mittelalterlichen Geistesgeschichte seine Teilnahme zuwendet. Seine Darstellung läßt überall spüren, daß sie in Betracht höherer, allgemeiner Zwecke ersonnen ist. Bedeutsame Beispiele sind die Kapitel de essentia veritatis logicae humanae, de existentia veritatis in mente humana, de causis entis creati, de essentia dei, de attributis divinis operativis, ferner kennzeichnend thomistische Moralanalysen, Elemente des sittlichen Lebensgefüges und Lehren über den metaphysischen Beruf des Menschen. So bietet das Werk auch einen beachtenswerten Beitrag zur tieferen Erkenntnis der Grundformen des katholischen Philosophen und Philosophierens als geistigen Erscheinungen unserer Tage.

Wien — Franz Strunz

Die Schrift. Das Buch Er rief. Das Buch in der Wüste. Drittes und viertes Buch. Deutsch von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Berlin o. J., Lambert Schneider. 125 u. 168 S.

Nun kennt man den Anfang des großen Werks, hat Tonfall und Wortkraft der Verdeutschung im Ohr und ist doch wieder aufs neue betroffen und entzückt von dem Satzgefüge, der Sprachgewalt, der lebendigen Rede dieser letzten zwei Bände. Eine Bibel, die gesprochen werden kann, eine mündliche Überlieferung, Gesang für Saal, Schule und Platz. Buber und Rosenzweig sind nicht nur Männer der Forschung,

Digitized by Google

Helden des Worts, sondern auch Dichter. Das Wissen ist nur die Basis, auf der sie stehen; sie reden aus so tiefem wie weitem Gefühl.

Berlin — Kurt Münzer

Der heilige Franziskus. Zum 700. Todestag des Heiligen dem Volke gewidmet von Alphons Maria Rathgeber. Mit vier farbigen Beilagen, vielen Kunstdruckbildern und Textbildern. Nürnberg 1926, Sebaldus-Verlag. 241 S.

Das Buch enthält die anspruchslose Geschichte des Heiligen, seine Ordensregel, Aussprüche, Sendschreiben, eine Auswahl aus den Fioretti, Legenden und Gedichte über ihn von Herder, Kosegarten, Rilke, Petzold und einige gutgemeinte, aber wertlose Versuche stümpernder Dilettanten, an deren Stelle man lieber wirkliche Dichter, z. B. Hermann Hesse, Ernst Thrasolt, Karl Röttger u. a. sähe. Je eine Abhandlung über die Stigmatisation und die Enzyklika Pius' XI. schließen das umfangreiche Buch, dem in vorzüglicher Wiedergabe die heiligen Orte mit den Bildern von Giotto beigegeben sind. Die vier mehrfarbigen Kunstdruckoriginale wären, da sie ohne jeden künstlerischen Wert sind, besser fortgeblieben, schon wegen der Widmung „dem Volke". Für das Volk aber sei das Beste gerade gut genug!

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Friedrich Ozanam. Von Georg Goyau. Autorisierte deutsche Übertragung von Josef Sellmair. München, Kösel & Pustet. 175 S.

Die Veröffentlichung dieser 1925 in Paris erschienenen Biographie durch den „Verband der Vereine katholischer Akademiker" ist eine verdienstvolle Tat. Der bekannte französische Historiker zeichnet in temperamentvoller Weise das romanisch beschwingte Wesen Ozanams, des Gelehrten und des Mehrers der Menschenliebe, der aus seiner wirren Zeit herüberragt in unsere Tage des Aufbaus, ein erschütternder Mahner, der Pascals Wort lebte: „Alle Körper, alle Geister und deren Werke sind nicht soviel wert in ihrer Gesamtheit zusammen, wie das geringste Werk der Nächstenliebe — denn dies gehört einer anderen, unendlich höheren Ordnung an — der übernatürlichen."

Da Goyau hauptsächlich die sozialkaritative Seite dieses reichen Lebens beleuchtet, erwacht der Wunsch nach einer Übersetzung der meisterlichen Monographie „Ozanam d'après sa correspondence" von Monseigneur Baunnard (Paris 1912), die vor allem der vielseitigen wissenschaftlichen Betätigung Ozanams nachgeht, der nicht nur einer der bedeutendsten französischen Forscher der germanischen Literatur des Mittelalters und der Begründer der wissenschaftlichen französischen Dante-Forschung, sondern auch ein Meister der epistolarischen Kunst gewesen ist.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Die Heimat als Quelle der Bildung. Von Ernst Wachler. Mit 15 Abbildungen. Leipzig 1926, R. Voigtländer. 80 S.

Mit diesem Büchlein stellt der bekannte Vorkämpfer der Freilichtbühne die Bildungsfaktoren zusammen, die aus einer liebevollen Betrachtung des eigenen Volksgutes zu gewinnen sind: Er spricht mit heiliger Begeisterung vom germanischen Mythos, von der deutschen Sprache und vom deutschen Brauchtum, besonders den Festen (dieser Abschnitt ist der beste). Wenn er dabei auch nichts Neues bietet, könnte man das Büchlein immerhin willkommen heißen, da der Deutsche nicht oft genug an seine Eigenkräfte und die „geprägte Form" seines Wesens erinnert werden kann. Aber die Art, wie sich die Liebe zum eigenen Volkstum hier der Folie „der falschen Bildungsziele des orientalischen, des lateinischen, des humanistischen und des französischen" bedient, macht es schlechterdings unmöglich, daß man diesen Führer zu einer neuen deutschbewußten Kultur in den Händen vieler führungsbedürftiger Leser zu sehen wünschte. Und was soll man sagen, wenn Wachler als Kronzeugen für seine „der herkömmlichen schulmäßigen entgegenlaufende Auffassung" nicht nur „Herder oder seinen größten Jünger Richard Benz" anführt, sondern auch — Goethe, von dem er gleich im zweiten Satz behauptet, er sei der Meinung gewesen, der deutsche Mensch „gehe in die Irre, wenn er sucht, sich an andern zu steigern". Es fehlte bloß, daß er sich auch noch auf Nietzsche, den (nach Wachlers eigener Meinung) zweiten „Gipfel des menschlichen Geistes", berufe, um die Notwendigkeit seiner kulturellen Inzucht darzutun! Als Kuriosität sei schließlich noch erwähnt, daß Wachler von der „überfremdeten" deutschen Dichtung der Gegenwart (d. h. bei ihm seit Hebbel, Ludwig und Stifter) außer Lienhard nur die „Versunkene Glocke" einer Erwähnung für wert erachtet, weil sie, wenn auch „mit sentimentalem Einschlage", „heimische mythische Figuren verwendet".

Stettin — E. Ackerknecht

Die Grafschaft Glatz. Das Buch des Landes und Volkes. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit 31 Originalzeichnungen. Breslau 1925, Franz Goerlich. 288 S. Geb. M. 8,—.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf stellt mit wahrem Bienenfleiß schlesische „Anthologien" zusammen, nach dem Motto: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Leider bringt er nur gern etwas gar zu viel und vergißt dabei niemals, seine eigene Produktion reichlichst zu berücksichtigen. Da er in seinem nach Gewohnheit hochpathetischen „Geleitwort" die „liebe, schöne Grafschaft Glatz" also anredet: „Preisende und Wesenkündende aus der Schar deiner Besten habe ich gerufen, um diesen Kranz zu flechten und dir um dein leuchtendes, ewig junges Haupt zu schlingen," so hält er offenbar sich selbst für einen der Besten. Nun das ist Geschmacksache. Nach meinem Geschmack sind die Poesien des Herrn Müller-Rüdersdorf offen gestanden nicht. Der anderen „Besten" sind so viele und sie betätigen sich auf den Gebieten der Volks- und Heimatskunde mit so verschiedenem Können, daß es ganz unmöglich ist, dieser jedenfalls quantitativ ungemein stattlichen Blütenlese von teils wissenschaftlichen, teils belletristischen glatzer Studien ein einigermaßen bestimmt zu umschreibendes literarisches Niveau zuzusprechen. Denn neben einem Dichter vom Range Stehrs und einigen gewichtigen Schriftstellern erscheinen auch manche „Kranzflechter" dilettantischen Geblüts. Als charakteristisch wäre noch die betont katholische Note unterschiedlicher Beiträge herauszuheben. Sie mag in diesem Zusammenhang durch die vielen Wallfahrtsstätten und Kirchen der Grafschaft gerechtfertigt sein, tönt aber bisweilen etwas aufdringlich hervor. Unter den „Heimatgrößen", die im letzten Abschnitt enthusiastisch gefeiert werden, befindet sich z. B. neben dem Dichter Hermann Stehr, dem großen Bühnendarsteller Karl Seydelmann, dem Forschungsreisenden Graf Joachim v. Pfeil auch der vor 550 Jahren gestorbene „Arnestus von Pardubitz, der Gottesmann", der zwar kein Grafschafter sondern ein Böhme war, immerhin aber in Glatz die Schule

Digitized by Google

besucht hat und in der glatzer Pfarrkirche begraben liegt. Weshalb ihn Müller-Rüdersdorf zu den glatzer „Heimatgrößen" rechnet.

Breslau Erich Freund

Wohin treibt Juda? Von Ernst Berg. Leipzig 1926, Emil Krug, Diskus-Verlag. 71 S. M. 1,50.

In der Broschüre soll das Judentum gerichtet werden, aber der Verfasser, der Jude Ernst Berg, richtet nur sich selbst. Es ist — in jüdischen Händen — ein harmloses Büchlein, aber es kann böse Waffe werden in feindlichen. Es ist fast grauenvoll: nur ein Jude kann dieses antijüdische Buch geschrieben haben! Ein deutscher Jude, ein Jude, der nichts als Deutscher sein will und dem Vaterlande, das ihn verschmäht, auf widerliche Weise schmeichelt. Kein guter Deutscher darf sich das gefallen lassen.

Es ist möglich, daß er recht hat mit dem, was er gegen den Juden sagt. Und es ist vielleicht ein bürgerlicher Einwand, daß ein Jude das nicht sagen dürfte. Aber er sieht den Juden so einseitig wie ein Antisemit, er weiß ihm keinen anderen Rat und Ausweg, als sich zu vernichten, zu verdeutschen, sein Blut langsam im deutschen Volk aufgehen zu lassen. (Als ob dieses Volk das dulden würde!) Und selbst wenn der Deutsche dich „Stinkjude!" ruft — sagt er—, dennoch werde Deutscher, sei gut-deutsch, nimm es hin und gib dich auf. Ernst Berg gibt ausführliche Anweisung, wie man sich demütigen, assimilieren, auslöschen soll, auf seine Persönlichkeit verzichten, auf seine Seele, seine Würde. Nun, er zeigt an sich selbst, wohin das führt. Er ,der Jude, ist abgetrieben. Aber wir wollen lieber in die Mauern des Ghetto zurückkehren, als aufhören. Lieber beschimpft werden, als unsrer selbst beraubt. Lest, Juden, das Buch! Ihr werdet euch inniger bewahren, wenn ihr schaudernd Bergs Abfall erlebt.

Berlin Kurt Münzer

Italien und wir. Eine Italienreise. Von Georg Lichey. Dresden 1927, Carl Reißner. 295 S.

Die einen kommen aus Italien wie aus einem kunsthistorischen Repetitorium zurück, andere wie aus buntem Traum oder süßem Rausch, allzu viele auch bloß in gewohnter Gedankenleere und sagen, so sie ehrlich sind, „fauler Zauber" oder, falls auch dazu zu träge, „wundervoll". Ein kleiner Bruchteil blickt zurück, nachdenklich verfangen in einen Zipfel des großen dort ausgebreiteten Problems der Menschheit. Ihnen allen — mehr noch all denen, die nicht gern in ihre Fußstapfen treten möchten — könnte dieses Buch fördernder Führer, aufrüttelnder, Augen öffnender Begleiter sein. Aus der unabsehbaren Italienliteratur, in der die Reize dieses Landes wuchern, Sommer für Sommer neue Blütenbüsche hecken, ragt dieses Werk als das gedankenreichste, gedankenfreieste. Georg Lichey, der Verfasser, erscheint als tiefkatholischer Revolutionär, als urchristlicher Dostojewskij und ehrfurchtsvoller, taktvoller Kommunist. Laut Kürschner (sonst möchte man's nicht glauben), ist er Hauptmann a. D. — Prachtvoll weltzugewandt in Geistigkeit, gleich frei von Libertinage, Gibellinentrieb, Kommiß- wie Kompromißgeist, in seinem Gefühl leidenschaftlich rücksichtslos, seinem Auftreten zart und schonend, seiner Sprache leicht, gelockert, klar, baut er aus Erlebnis und Begebenheit ein festes, sicheres Gedankenhaus.

Angesichts der äußersten Konzentration des Ganzen muß ich davon abstehn, etwa das Gerüst seiner zwingenden Gedankenarchitektur nachzuzeichnen, muß auf Wiedergabe einer „Probe" verzichten. Das Ringen um den Gedanken, das Wachsen und Aufblühen der Erkenntnis, dies mähliche Einswerden mit dem konkreten Mysterium wird nur dem Leser des ganzen Buchs zuteil. Weder Italien-Laien, noch viel weniger Ästhetiker und Forscher können an den Quellen der Menschlichkeit, des Kunstgefühls und der ästhetischen Einsicht vorübergehen, die aus dem Werk dieses kaum Gekannten ans Licht treten.

Berlin Rudolf Frank

Demokratie und Erziehung in Amerika. Von Carl Brinkmann. Berlin 1927, S. Fischer. 120 S. M. 3,— (4,50).

Der bekannte heidelberger Historiker Carl Brinkmann, der 1924 eine kurze und interessante Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika veröffentlichte, gibt uns jetzt die Eindrücke seiner Amerikareise in der ihm eigenen problematischen Form. Er betrachtet Amerika unter verschiedenen Gesichtspunkten: I. Geist und Ungeist (Spartanismus, Kindlichkeit, Pragmatismus); II. Hochschule (Campus, Kooperation, Arbeitsteilung); III. Schule (Demokratie, Junior College, Berufsbildung); IV. Kameradschaft und Religion (Urdemokratie, Puritanismus, Nationalismus). Ein knappes Literaturverzeichnis verrät das Bemühen, von bloßen Impressionen zu Erkenntnissen zu gelangen. Andersgerichtete Erfahrungen und Studien würden mich im einzelnen zu anderer Stellungnahme veranlassen, aber das erscheint mir nebensächlich angesichts der gar nicht genug anzuerkennenden Tatsache, daß hier zum erstenmal in der deutschen Amerikaliteratur Amerika in der Gesamtheit seiner Kultur ernst genommen und nicht hochmütig oder verständnislos akademisch abgeurteilt wird. Brinkmann versucht durch die deutsche Legende von Amerika hindurch zum „großen Rhythmus amerikanischer Geistigkeit" zu dringen, dabei hält er sich gleich fern von der Auffassung, als sei Amerika nur ein bißchen anders als England, sonst aber „angelsächsisch", und von der gar zu bequemen Verurteilung des Volkes als bloß „kolonial" oder „barbarisch" usw. In der philosophischen Beurteilung ist ihm Günther Jacoby vorangegangen, auch Rudolf Eucken hat das Amerikanertum schon tiefer erfaßt, als es durchschnittlich bei uns geschieht, aber vom amerikanischen Lebensstil, vom „Zug zum Wesentlichen", vom amerikanischen Neuhumanismus, Realismus und Aktivismus, von der positiven Seite des Puritanismus, von der schöpferischen Religiosität und von der Synthese all dieses in der Erziehung zur Demokratie hat noch kein deutscher Gelehrter so eindringlich und überzeugend geschrieben wie Brinkmann. Damit hat sein Werkchen hoffentlich eine Bresche gelegt für eine wirkliche deutsche Erforschung der amerikanischen Kultur. Um so aufrichtiger bedaure ich, daß die gelegentlich reichlich zugespitzte Problematik und der Stil die Lektüre zu einer Anstrengung machen. Wem es um die Sache geht, der wird belohnt!

Berlin Friedrich Schönemann

Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. Von Adolf Warschauer. Berlin 1926, Reimar Hobbing. 324 S. Geb. M. 12.—.

„Erinnerungen aus vier Jahrzehnten" nennt der Verfasser im Untertitel sein Werk. Und diese Erinnerungen sind in jeder Beziehung bedeutungsvoll, insbesondere in kultureller. Dreißig Jahre wirkte Warschauer in Posen zur Hebung des geistigen Lebens in den Ostmarken, bis er im Jahre 1912 als Archivdirektor nach Danzig berufen wurde. In beiden

Digitized by Google

Städten zeigte sich seine organisatorische Begabung, die ihn manche wertvolle Neugründung schaffen ließ, die ihm heute in der für die Ostmark so verhängnisvoll gewordenen Zeit unvergessen geblieben ist. Neben dieser organisatorischen Tätigkeit gab er sich mit seinem innerlichen Gelehrtensinn und seinem nie rastenden Eifer seinen vielfachen wissenschaftlichen Studien hin, schrieb neben einer Anzahl wertvoller Monographien eine Geschichte der Provinz Posen zu polnischer Zeit und nahm an allen kulturellen und geistigen Bestrebungen ebenso regen und mithelfenden Anteil wie an den öffentlichen Einrichtungen, die dahin zielten, das Deutschtum in der Ostmark zu fördern. Aber auch in Danzig ließ man ihn nicht, sondern rief ihn nach nur dreijähriger Tätigkeit zu Kriegszeiten, als Beseler Generalgouverneur dort war, nach Warschau. Auch hier übernahm er die Archive und Registraturen, fand zahlreiche preußische Akten, machte archivalische Reisen durch Deutschland und Polen und beteiligte sich mit deutscher Liebe und wissenschaftlicher Hingebung an allen geistigen und künstlerischen Bestrebungen. Es leuchtet ein, wie interessant es sein muß, wenn ein Mann in so führender Stellung seine Lebenserinnerungen schreibt und welche Bedeutung solchen Erinnerungen in einer Zeit wie dieser für die Ostmark zukommen. Was wir heute am meisten hier brauchen: kluge, erfahrene, vor allem liebeerfüllte Pioniere für die deutsche Sache, die zugleich aber historisch gerecht und unparteiisch bleiben, wo die Polen in Betracht kommen: Warschauer ist ihr Vorläufer gewesen und, was er als solcher vierzig Jahre treuer Arbeit hindurch geschaffen, davon erzählen diese Erinnerungen in abwechselnder und fesselnder Art, so daß man dies Buch lesen und lieben sollte, insbesondere aber die, denen die Ostmark am Herzen liegt und die ihr Deutschtum ihr erhalten und inmitten aller Gefahren stärken wollen.

Danzig — Artur Brausewetter

German After War Problems. By Kuno Francke. Cambridge 1927, Harvard University Press. 134 S.

Kuno Francke, der höchst verdiente Germanist und Kulturhistoriker und zugleich Kurator des Germanischen Museums der Harvard Universität, gibt in vier gehaltvollen und sympathisch geschriebenen Essays seine Eindrücke verschiedener Deutschlandreisen (1924–1926) wieder. Er stellt mit Bewunderung unsre außerordentliche Erholungskraft fest und untersucht die geistigen und sittlichen Kräfte unserer Gesundung. Dabei bespricht er Spengler, die kieler Herbstwochen, Rudolf Steiner (?), besonders liebevoll und eindringlich Keyserling und sein „Reisetagebuch eines Philosophen" und sagt manch feines und verständnisvolles Wort über deutsche Literatur und Kultur. In der unpolitischen Art des deutschen Charakters sieht er mit gewissem Recht eine höchst unglückliche Beschränkung des Deutschen, aber ob seine Warnung vor deutsch-amerikanischer „Gruppenpolitik" nicht ebenso echtdeutsch ist?! Auch mit seinen Ansichten über politische deutsche Dinge von gestern und heute kann ich oft nicht übereinstimmen, z. B. gab es doch im Vorkriegsdeutschland außer dem „reaktionären Jingoismus (?) der Ultra-Nationalisten" auch einen echten und einflußreichen Liberalismus.

Wir wollen uns freuen, daß es zwei gleich nötige und gleich wichtige Bestrebungen im Deutschamerikanertum von heute gibt: eine hin zum politischen Einfluß, wie es u. a. die Steubengesellschaft zeigen kann, und die andere zu einem besseren Verständnis des deutschen Wesens und der deutschen Kultur bei den Englischamerikanern, eine Bestrebung, die z. B. durch Kuno Franckes jahrzehntelanges Wirken unfraglich bedeutend gefördert worden ist. Die neue Schrift setzt diese Art Kulturarbeit bewußt und auch mit Erfolg fort.

Berlin — Friedrich Schönemann

Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft.

Eine Studie über die Frühepoche der Leistung und Geltung des Weibes. Unter Mitarbeit von Maria Krische. Von Paul Krische. München 1927, Georg Müller. 256 S. M. 7,–, (10,–).

Auf knappem Raum wird hier eine kritische Darstellung aller Forschungen auf dem Gebiet der Mutterrechtsepoche geboten. Die Literatur über diese interessante Zeit, ihr Nachleben bei vielen unzivilisierten Völkern und ihre heute vielfach nicht mehr verstandenen Reste (in Sitte, Religion und Sprache) in den Kulturländern des Morgen- und Abendlandes ist so gewaltig angeschwollen, daß eine kritische Sichtung des Materials unbedingt notwendig erscheint. Besonders zu betonen ist, daß Krische sich die einseitig ökonomische Orientierung der Morgan, Engels, Müller-Lyer nicht zu eigen macht, sich stets vor weitgehenden Verallgemeinerungen aus hier und da beobachteten Zuständen hütet, also stets nur soweit geht, als er Material findet und dort, wo dieses fehlt, keins hinzu dichtet. So verrät seine ganze Arbeit eine angenehme wissenschaftliche Sauberkeit. Daneben kennzeichnet sie eine glückliche Vorurteilslosigkeit in der Beurteilung mancher mutterrechtlichen Sitten, die bei vaterrechtlich eingestellten früheren Forschern entrüstete Kritik hervorgerufen hatten. Seine Orientierung ist von der modernen Soziologie und Psychoanalyse bestimmt, deren Anwendung in Einzelfällen er für fruchtbar hält. Manche Urteile früherer Forscher werden stichhaltig revidiert. So entkräftet er vor allem die Pendeltheorie der Baertings. – Der gewaltige Stoff ist nach Völkern und Stämmen gegliedert, voran geht eine allgemeine kritische Darstellung der verschiedenen Hypothesen (völkerkundliche, soziologische, psychologische usw.) der mutterrechtlichen Urzeit und eine Darstellung der wichtigsten Merkmale einer mutterrechtlich organisierten Gesellschaft; es folgt eine Darstellung der kurzen Übergangszeit der Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Übersicht über die benutzten literarischen Quellen umfaßt acht Seiten in Petit.

München — A. Banaschewski

Lassalle als Führer. Von Erwin Kohn. Leipzig 1927, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 114 S.

Das reiche biographische Material, das man gerade über Lassalle besitzt, soll – so sagt der psychoanalytisch eingestellte Verfasser – „dazu dienen, um an einem typischen und klaren Beispiel die psychologische Struktur und die Wirkungsweise der führenden Persönlichkeit aufzuweisen". Doch weder auf Lassalle noch auf die in solcher allgemeinen Weise überhaupt nicht beantwortbare Frage nach psychologischen Bedingungen der Führerschaft wirft diese Arbeit neues Licht. Der Hang zu willkürlichem Generalisieren, der in den Freudschen Doktrinen eine so große Rolle spielt, prägt auch dem Büchlein dieses seines Anhängers die Signatur auf. Das unverhüllt zur Schau getragene, mit nicht geringer Eitelkeit durchsetzte Selbstbewußtsein, das Lassalle charakterisiert (von Kohn nach Freudscher Terminologie als „Narzismus" bezeichnet) mag bei der Rückständigkeit der damaligen deutschen Arbeiterbewegung zu den Erfolgen, die der großzügig geniale Agitator erzielte, mit beigetragen haben. Aber was beweist das für die Kohnsche These, daß dieser „Narzismus" ein sozusagen notwendiges Moment

Digitized by Google

der Führerqualität, auch wenn man dabei nur an die politische denkt, bilde? Heutzutage z. B. würde dieser Zug der agitatorischen Wirkungskraft eines Arbeiterführers viel eher Abbruch tun. Wie kann man da also ein allgemeines Schema konstruieren wollen? Auch die sonstigen Züge der Lassalleschen Persönlichkeit, speziell seine Beziehungen zu den Frauen, worauf besonders eingegangen wird, erhalten durch Heranziehung von Freudschen Perspektiven keinen neuen Aufschluß. Es kommt dabei günstigstenfalls nur zu einer Umschreibung dessen, was die so unvergleichlich farbigeren Lassalleschen Briefe selber unmittelbar dem Leser sagen.

Berlin Conrad Schmidt

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXIV

Keller und Gogol

Von Rudolf Palgen (Breslau)

Im Jahre 1914 veröffentlichte Paul Wüst in den Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn eine Studie über Entstehung und Aufbau von Gottfried Kellers Seldwyler Novelle „Kleider machen Leute" (Heft 4,5). Die mühselige Kleinarbeit, die hier geleistet wurde, ist der höchsten Anerkennung wert. Daß sie nicht von Erfolg gekrönt war, ist im wahrsten Sinne des Wortes Schuld des Zufalls, der den Verfasser die Quelle nicht finden ließ, die er sicher mit Fleiß und Hingebung verwertet hätte. Auch so ist seine Arbeit sicher nicht wertlos, stellt sie doch parallele Motive in reicher Zahl zusammen, die nun klar erkennen lassen, daß hier nur ein Faktor fehlt, damit die Rechnung aufgeht, nämlich der Hauptfaktor, das Sujet selbst, das dann unter dem Einfluß jener Motive geformt und gestaltet und maskiert wurde. — Bei der Lektüre der Novellen von Prosper Mérimée hat mir der Zufall jene Gabe in den Schoß geworfen, die dem Philologen das Köstlichste dünkt: eine Quelle. Mérimée ist einer der ersten, die sich in Frankreich für die slawischen Literaturen erwärmt haben, ein Vorläufer jenes Zeitgenossen der Symbolisten, Téodor de Wyzewa. Mérimée gibt Inhaltsangaben russischer Werke, u. a. auch der Toten Seelen von Gogol. Und grade in dieser Inhaltsangabe, die allen überflüssigen Beiwerks entkleidet ist, tritt klar hervor, daß das Sujet der Toten Seelen identisch ist mit dem von „Kleider machen Leute".

Wüst sagt selbst, daß die urkundlichen Nachrichten über „Kleider machen Leute" überaus dürftig sind. Die Novelle wird von Bächtold anfangs der 60er Jahre angesetzt. Wüst neigt dazu, die Entstehung in die Jahre 1863—1873 zu legen. Der erste Band der Toten Seelen, der allein in Frage kommt, erschien deutsch zuerst 1846 in der Übersetzung von Löbenstein. Keller kann sie also sehr wohl gekannt haben. Leider kommt der Name Gogol, soweit mir bekannt ist, in Kellers Briefen kein einziges Mal vor. Aber das beweist wohl nichts gegen meine These. Ja ich möchte es geradezu als einen Glücksfall ansprechen, daß hier einmal gezeigt werden kann, daß auch ohne urkundliche Bestätigung mit einem hohen Grad von Gewißheit eine literarische Abhängigkeit nachweisbar ist. Ich darf erwähnen, daß ich meinen kleinen Fund einem gewiegten Literarhistoriker mitteilte, der mir, ohne daß es weiterer Erläuterungen bedurft hätte, bei bloßer Nennung der Toten Seelen im Zusammenhang mit Kellers Novelle die frappante Ähnlichkeit bestätigte. Ich gebe zur Stütze zuerst das Resümee Mérimées, das mich auf den Zusammenhang hinwies und die Identität des Sujets erkennen ließ. Es befindet sich in einem Aufsatz Mérimées, betitelt „Nicolas Gogol", und zwar Seite 289 der Ausgabe Calmann-Lévy von „Carmen".

„Ein Herr Tchitchikof, weder jung noch alt, weder fett noch mager, weder schön noch häßlich, sehr mit negativen Qualitäten ausgestattet, kommt in eine große Provinzstadt, wo man infolge der allgemeinen Langeweile die Fremden mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit aufnimmt. Er macht Besuch bei den Behörden und Notabeln; er ist sehr höflich, wie man allgemein zugibt; er beteiligt sich beim Whist und verliert, wenn nötig, mit Anstand. Das genügt um ihm überall Einladungen zu verschaffen und ihn zu einem gesuchten Gast zu machen. Er pocht weder auf seinen Rang noch auf sein Vermögen, aber man errät, daß er Beamter gewesen und über ein Kapital verfügt, das er anlegen möchte. Alle Landedelleute, mit denen er in der Stadt zusammentrifft, wollen ihn auf ihren Schlössern empfangen. Schon der allgemeinen Achtung sicher, begibt er sich auf den Weg und diniert reihum ... Aber das Ansehen, das Tchitchikof genießt, ist bedeutend gestiegen. Ein Mann, der in einer Woche tausend Seelen kauft, muß eine gute Partie sein. Schon halten sich die heiratsfähigen Töchter grade, wenn er vorbeigeht, und die Mütter machen ihm Avancen. Man findet, daß er geistreich und von adeligem Wesen ist. Er steht im Begriff, sich zu entscheiden, als auf einem Ball ein verwünschter Wirrkopf, halb betrunken, ihn ganz laut fragt, wozu er tote Seelen kaufe. Das Wort verbreitet sich im Salon. Niemand weiß eigentlich, was Schlimmes daran ist, aber die ganze Welt ist indigniert. Tchitchikof, dessen Sicherheit und Popularität mit einem Schlag verschwunden sind, drückt sich und der Roman ist zu Ende."

Daß Strapinski ein Schneider ist, scheint mir für die Bestimmung des Sujets durchaus sekundär, obwohl Keller geradezu übermäßig den Schneider betont, ja mit der kostspieligen Entlarvungskomödie in reine Phantastik hineingerät. Das abstrakte Sujet ist so zu formulieren: Ein Fremder von bescheidenem und anständigem Wesen kommt in eine Provinzstadt, findet dort dank der gedankenlosen Abenteuerlust der Spießergesellschaft eine glänzende gesellschaftliche Karriere, die sich bis zur Aussicht auf die Heirat mit der Tochter des Gouverneurs (Amtsrats bei Keller) steigert. Entlarvung vor allen Leuten durch einen guten Bekannten und Flucht. Mir scheint der Umstand entscheidend, daß weder Tchitchikof noch Strapinski eigentlich Hochstapler sind. Sie geben sich nicht aus für etwas, was sie nicht sind, sondern die Phantasie der Abderiten macht aus ihnen die hohe Person, deren Umgang Ehre verleiht, und die Standeserhöhung ist genau so unverschuldet, wie die schmachvolle Entlarvung unverdient ist. Was die Geschichte Kellers und die Gogols von allen ähnlichen Hochstaplergeschichten entscheidend trennt, ist die Bescheidenheit, das anspruchslose, höfliche, ja gelegentlich linkische Wesen des Helden, der Mangel an jeder lärmenden Aufschneiderei. Sie sind beide eher Opfer der kleinstädtischen Dummheit und Großmannssucht, als gerissene Betrüger und Gestalter ihres eigenen Schicksals.

Digitized by Google

Ich möchte ein paar Punkte herausgreifen, die meine These zu erhärten geeignet sind, obwohl ich als Hauptbeweis für die Abhängigkeit nicht diese Ähnlichkeiten, sondern vielmehr in erster Linie die Identität des Sujets betrachte. (Die Toten Seelen sind in der Reclam-Ausgabe, Übersetzung von Löbenstein, Keller in der Ausgabe von Cotta, Gesammelte Werke, Bd. 3, benutzt.)

I. Der Beginn der Geschichte ist derselbe: der Wagen mit dem Helden fährt vor dem Gasthof vor. Die Schilderung des Gasthofes bei Gogol klingt gelegentlich bei Keller an.

II. Der Held wird zum Gouverneur eingeladen.

III. Man setzt sich zum Spiel, das besonders bei Gogol einen breiten Raum einnimmt.

IV. Gogol (S. 8) erwähnt bei Besichtigung der Stadt durch den Helden seltsame Aushängeschilder und Aufschriften; vergleiche Keller (S. 23), der hier an Selbstgesehenes anknüpfen kann (Wüst S. 86).

V. Erwähnung von „Weibergut": Gogol (S. 13): „zeigt sich plötzlich auf dem einen Ende der Stadt ein schönes Haus, auf den Namen der Frau an sich gebracht" — Keller (S. 24): „Die an Frauennamen gehängten Täler und Burgen bedeuteten für den Kundigen immer ein schönes Weibergut."

VI. Auf den Titel der Kellerschen Novelle scheint folgender Satz Gogols zu deuten (S. 75): „leichtsinnigen, nicht eindringenden Leuten scheint das Kleid einen anderen Menschen geschaffen zu haben".

VII. Die Geliebte macht tiefsten Eindruck auf Tchitchikof, als er sie zum erstenmal im Wagen wie eine überirdische Erscheinung vorüberfahren sieht (S. 93 u. 176); vergleiche Keller S. 26.

VIII. Die Entlarvung erfolgt in ähnlicher Weise. Bei Gogol wie bei Keller ist die laute Anrede durch den falschen Freund inmitten der geputzten Festgesellschaft ein Gemisch von Familiarität und freundschaftlicher Bosheit.

IX. Bei Keller (S. 49) wie bei Gogol (S. 200 u. ö.) wird von Entführung des jungen Mädchens geredet, obwohl die Angelegenheit gar nicht soweit gediehen ist.

X. Die Jugendgeschichte des Helden wird in beiden Fällen an den Schluß gestellt.

Ferner mag erwähnt werden, daß Gogol (S. 206) von den Kaufleuten einer Ortschaft berichtet, die denen eines Nachbarortes ein Festmahl geben, wobei ein großer Streit entsteht. Auch kommt an derselben Stelle ein Kreisrevisor vor, der auf der Heimfahrt im Schlitten totgeschlagen wird (eine Art Don Juan des Dorfes). Er wird auf der Landstraße liegend aufgefunden.

Man könnte die Berührungspunkte wohl noch beträchtlich vermehren. Jedenfalls ergibt sich aus ihnen, daß Keller nicht nur das Sujet aufgegriffen hat, sondern, daß seine Phantasie auch in Einzelheiten durch das russische Werk befruchtet wurde.

Wenn Wüst als das Lieblingsthema Kellers die Antithese Schein und Wesen hinstellt, so muß doch betont werden, daß dieser Gegensatz durchaus nicht bis in die Tiefe seines Wesens hinabreicht, daß also sehr wohl dieses Motiv von außen an seine Phantasie herangebracht werden konnte. Ich vermag hier nur auf die Möglichkeit hinzuweisen, daß sein Seldwyla dem Russen mehr verdankt als in dieser einen Geschichte „Kleider machen Leute" sichtbar wird. Für den Künstler Keller ist die Schein-Wesenantithese kein primäres Problem. Wohl stellt er gelegentlich genießerisch den Zusammenbruch einer Schwindelexistenz dar, aber seine schöpferische Kraft entfaltet sich eher an der Darstellung von wesenhaften Menschen, während er gegen Schwindler und hohlen Schein eine mehr sittliche als ästhetische Haltung annimmt. Ich denke etwa an seine geradezu haßerfüllte Behandlung der schlechten Skribenten in den Mißbrauchten Liebesbriefen oder an den Pfarrer im Verlorenen Lachen. Keller vermag die Schein-Wesenantithese nicht in ihrer gradezu metaphysischen Geltung anzuerkennen, der Schwindler wird entweder grausam bestraft oder er besinnt sich auf die tüchtigen Bestandteile seines Wesens (Schmied seines Glücks). — Dagegen ist die Diskrepanz zwischen Sein und Schein geradezu als Urerlebnis der Gogolschen Kunst zu bestimmen. Es genüge hier auf den Revisor zu verweisen, der die dramatische Abwandlung des Themas der Toten Seelen ist. Hier wie dort ist der Mensch, um den sich der wirre Tanz der Betrogenen dreht, ganz belanglos, nur Träger jener schauerlichen Erkenntnis vom wesenlosen Kern des Daseins. Auch der Held der Toten Seelen steht außerhalb aller sittlichen Verantwortung. Er ist willenloses Symbol des mundus vult decipi. Hier ist aber grade die Stelle, wo Keller umbiegt, umbiegen muß. Die um den Helden lawinengleich angeschwollene Lügenmasse zergeht, aber es bleibt der Mensch, der tüchtige, seiner sittlichen Verantwortung bewußte Mensch, der solide Bürger. Der lügenhafte Schneidergraf wird zum gerissenen, geachteten, kreditfähigen Tuchkaufmann und Ehegatten. Keller glaubt an den Sieg des Wesens über den Schein, während der tief pessimistische Gogol den Schein als das Allbeherrschende erlebt.

So zerfällt Kellers Novelle in zwei Teile. Im ersten spinnt sich das Lügengewebe immer bunter, immer toller, bis zu jenem Punkt, wo dem Moloch ein Menschenkind geopfert werden soll. Bis hierher geht Gogol voran und Keller folgt. Aber nun bricht der sittliche Willensakt des Schweizers durch. Dieser Karneval kann nicht so weiter gehen, das Leben ist kein Karneval. Und es folgt Entlarvung und Wandlung, weitab vom russischen Pessimismus des Vorbilds.

LXV

Das Urbild des jungen Hauke Haien in Theodor Storms „Schimmelreiter"

Von Teiel Mansholt (Husum)

Es dürfte den wenigsten Stormfreunden bekannt sein, daß der Dichter die Entwicklung des jungen Hauke Haien im Anschluß an ein bestimmtes Vorbild dargestellt hat.

Bei der Schilderung des Lerneifers Hauke Haiens bemerkt der alte Schulmeister im „Schimmelreiter":

„Es ist mir nicht unbekannt, daß dieser Umstand auch von Hans Momsen erzählt wird; aber vor dessen Geburt ist hier bei uns schon die Sache von Hauke Haien berichtet worden. Ihr wisset auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, so wird ihm alles aufgeladen, was im Ernst oder Schimpf seine Vorgänger einst mögen verübt haben."

In Wirklichkeit liegt die Sache aber grade umgekehrt. Ein jetzt nur noch wenig bekanntes Buch, der von Klaus Harms herausgegebene schleswig-holsteinische „Gnomon"

Digitized by Google

Kiel 1843, bringt auf Seite 43 eine Lebensbeschreibung des seiner Zeit in seiner Heimat berühmten Bauernmathematikers Hans Momsen aus Fahretoft, einem Dorfe Nordfrieslands. Er lebte von 1735 bis 1811. Ebenso wie bei Hauke Haien, so ist auch der Vater des Hans Momsen durchaus nicht damit einverstanden, daß sein Sohn sich mit etwas anderem als der Bauernarbeit beschäftige, und doch sind es grade die Väter, die selbst ihre Landsleute geistig weit überragen und, ohne es zu wollen, durch ihre Tätigkeit in den Mußestunden die sonderbaren Neigungen ihrer Söhne fördern.

Die Gegenüberstellung einiger Stellen aus dem „Gnomon" und dem „Schimmelreiter" wird zeigen, daß Storm nicht nur die Lebensbeschreibung des Hans Momsen im „Gnomon" gekannt, sondern einzelnes daraus fast wörtlich übernommen hat.

In dem „Gnomon" wird von Hans Momsen erzählt, daß sein Schullehrer gar keinen Gefallen daran hatte, daß sein Schüler schön „ritzen und pricken" konnte. Storm läßt den Vater Hauke Haiens, wenn der Westwind von draußen kam und an seinen Läden rüttelte „ritzen und prickeln".

Weiter heißt es im „Gnomon": Sein Vater, der etwas vom Landmessen verstand, zeichnete einmal die Figur eines gemessenen Stückes Landes. Der Sohn sah zu und fragte den zeichnenden und berechnenden Vater, warum dies so und nicht anders wäre. Die Frage erschien dem Vater nicht übel, er konnte sie aber nicht beantworten und sagte: „Suche dir auf dem Boden unter meinen Büchern da eines heraus, der ‚Euklid' betitelt ist, das wird dir sagen, was du verlangst." Er fand den „Euklid", aber der war in einer Sprache geschrieben, die er nicht verstand, in holländischer. Mit Hilfe einer holländischen Fibel und einer holländischen Bibel ward er aber bald der Sprache mächtig.

Im „Schimmelreiter" (Theodor Storms sämtliche Werke, 5. Auflage, Westermann 1900) heißt es Bd. 4, Seite 153: (Der Vater) saß im Winter ... zu ritzen und zu prickeln in seiner Stube. Der Junge saß meist dabei und sah über seine Bibel oder Fibel weg dem Vater zu, wie er maß und berechnete ... Und eines Abends frug er den Alten, warum denn das, was er eben hingeschrieben hatte, grade so sein müsse und nicht anders sein könne ... Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, schüttelte den Kopf und sprach ... „Willst du mehr wissen, so suche morgen aus der Kiste, die auf unserem Boden steht, ein Buch; einer, der Euklid heißt, hat es geschrieben; das wird dirs sagen." ... Es war ein holländischer „Euklid", und Holländisch, wenngleich es doch halb deutsch war, verstanden alle beide nicht. (Hauke Haien findet auf dem Boden noch eine kleine holländische Grammatik, und mit ihrer Hilfe gelingt es ihm bald, den „Euklid" zu verstehen.)

Weiter heißt es im „Gnomon": dem Vater gefiel das (die Basteleien des Sohnes) wenig, und um die Grillen, wie er's nannte, dem Sohn recht gründlich auszutreiben, schickte er ihn nach der Konfirmation, im Sommer 1752, an den Deich, wo er von Ostern bis Martini den ganzen Tag Erde schieben mußte. Allein auch hierbei setzte Hans seine Studien fort in den Zwischenstunden. Ganz ähnlich wird im „Schimmelreiter" erzählt: Als der Alte sah, daß der Junge weder für Kühe noch Schafe Sinn hatte ..., so schickte er seinen großen Jungen an den Deich, wo er mit anderen Arbeitern von Ostern bis Martini Erde karren mußte. „Das wird ihn vom ‚Euklid' kurieren," sprach er bei sich selber. — Und der Junge karrte, aber den „Euklid" hatte er allzeit in der Tasche, und wenn die Arbeiter ihr Frühstück oder Vesper aßen, saß er auf seinem umgestülpten Schubkarren mit dem Buche in der Hand.

Eine solche Übereinstimmung ist nur dadurch zu erklären, daß Theodor Storm die Lebensbeschreibung des Hans Momsen gekannt und daß ihm der „Gnomon" als Quelle gedient hat.

Nachrichten

Todesnachrichten. Paul Nathan, der auch unserer Zeitschrift ein wertvoller und lieber Mitarbeiter gewesen ist, ist am 14. März einem Schlaganfall, der zu einer Lungenentzündung führte, erlegen. Ursprünglich als Redakteur der von Theodor Barth begründeten und geleiteten „Nation" hervorgetreten, in dem Kreise der Gildemeister, Bamberger, Mommsen, Aldenhoven freundschaftlich tief verwurzelt, gehörte er zu den lautersten, publizistischen Erscheinungen der Gegenwart. Immer temperamentvoll und doch objektiv, immer liebevoll und doch kritisch, wußte er allen seinen Ausführungen, die denn freilich zumeist der Politik galten, ein ganz persönliches Ansehn zu geben. Dazu war er einer der großen Hilfsbereiten, der nicht nur jungen Anfängern und Freunden, sondern auch den weiten Kreisen der Glaubensgenossen und Volksgemeinschaft allzeit tatkräftig zur Verfügung stand. Es steht zu hoffen, daß ein Auswahlband seines essayistischen Werks zur Veröffentlichung gelangen werde.

Carl Heine, der Bruder Anselma Heines, ist am 17. März im Alter von 65 Jahren durch einen Schlaganfall dahingerafft worden. Er war Mitte der neunziger Jahre als künstlerischer Leiter der leipziger Freien Literarischen Gesellschaft an die Öffentlichkeit getreten und hatte durch Gründung seines Ibsen-Theaters die theatergeschichtliche Entwicklung wesentlich mitbestimmt. Später hin Dramaturg in Frankfurt a. M., darauf am Deutschen Theater in Berlin, hat er eine gute schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, die denn freilich fast ausschließlich Bühnenfragen gewidmet war: „Das Theater in Deutschland", „Johannes Velten", „Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched" und „Herren und Diener der Schauspielkunst".

Hans Devrient ist am 18. März in Weimar einem langjährigen Lähmungsleiden erlegen. Er war ein Sohn Otto Devrients, ein direkter Nachkomme Ludwig Devrients und hat als angesehener Schulmann am Gymnasium in Weimar gewirkt. Er hat viele theatergeschichtliche Abhandlungen verfaßt und die Jugenderinnerungen Therese Devrients sowie den Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient herausgegeben.

Maria Lipsius, bekannt unter dem Namen La Mara, ist, neunzigjährig, auf ihrem Rittergut Schmölen bei Wurzen gestorben. Sie war am 30. Dezember 1837 als Sprößling einer bekannten gelehrten Familie in Leipzig geboren worden, hatte sich vielfach schriftstellerisch betätigt und war zu ihrem 80. Geburtstag durch den Professorentitel ausgezeichnet worden. Ihre Schriften, unter denen die „Musikalischen Studienköpfe" hervorragen, gelten zumeist Franz Liszt und seinem Kreis und beruhen bei flotter Darstellung auf gutem Quellenstudium. Sie hat auch eine Autobio-

Digitized by Google

graphie „Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals" verfaßt.

Rudolf Lehmann ist am 7. März im fast vollendeten 72. Lebensjahr in Breslau gestorben. Er hatte in Göttingen und Berlin studiert, sich dem Schulberuf zugewandt, war an die Akademie zu Posen als Professor berufen worden und in den Revolutionstagen nach Breslau als Honorarprofessor übergesiedelt. Seine nicht unwichtigen pädagogischen Schriften beschäftigen sich zum großen Teil mit dem deutschen Unterricht und haben in Fachkreisen gute Verbreitung gefunden.

Karl Nikolaus von Gerbel-Embach ist nach einer Meldung vom 15. März im Alter von fast 90 Jahren in Dresden gestorben. Er war als Herausgeber der Zeitschrift „Pantheon" hervorgetreten.

Lucie Achard-Rigaud ist am 13. März im Alter von 75 Jahren in Genf gestorben. Sie hat zahlreiche Bücher für die Jugend und eine Schrift über „Rosalie de Constant" verfaßt.

Michael Petrowitsch Artzibaschew ist am 3. März im warschauer Militärspital an Nierentuberkulose gestorben. Ein Urenkel des polnischen Nationalhelden Kosziuszko, war er nach dem Krieg nach Warschau übergesiedelt. Sein Roman „Ssanin" hat ihm einen Weltruf geschaffen. Auch sein Drama „Eifersucht" ist erfolgreich über deutsche Bühnen gegangen. Seine Erzählungen sind in fünf Bänden gesammelt in Deutschland erschienen.

* * *

Der hamburgische Senat hat in den Jahren 1925 und 1926 an fünfzehn hamburgische Schriftsteller Stipendien in Höhe von je 1000 Mark gezahlt; in weiteren elf Fällen Unterstützungen gewährt und vier hamburgischen Autoren größere Auslandsreisen ermöglicht.

Unter dem Vorsitz von Romain Rolland hat sich in Paris ein Komitee gebildet, dem seinerzeit in Frankreich zum Tode verurteilten französischen Schriftsteller Henri Guilbeaux die Rückkehr in sein Vaterland zu ermöglichen. Dem Komitee gehören auch an: Henri Barbusse, Georges Duhamel, Victor Margueritte, André Germain, Valéry Larbaud, Philippe Soupault u. a.

Blasco Ibanez hat sein Besitztum Casa-Rossa bei Mentone dem französischen Staat geschenkt, mit der Bestimmung, daß es als Erholungsheim für Schriftsteller, ohne Unterschied der Nationalität, verwandt werden soll.

* * *

Der Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Hans Wahl, hat durch einen glücklichen Zufall in Weimar ein geschlossenes Handzeichnungswerk Goethes mit 88 Handzeichnungen und dem eigenhändig geschriebenen Titel „Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein 1806/07" aufgefunden. Das Werk weist deutsche, böhmische und phantastische Landschaften auf und ist vom Goethe-Nationalmuseum erworben worden.

In dem eben erscheinenden Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft gibt Hans Knudsen für die Spielzeit 1924/25 eine Statistik der Aufführungen Kleistscher Dramen, die auch diesmal wieder Spielleiter und Hauptdarsteller anführt. Obgleich die Spielorte, gegen das Vorjahr, nur von 52 auf 69 gestiegen sind, hat sich die Zahl der Aufführungen selbst von 301 auf 659 gesteigert. Sehr merkwürdig ist die durch die Aufführungszahlen gegebene Anordnung der Dramen. Während im Vorjahre „Käthchen von Heilbronn" mit 108 Aufführungen an der Spitze stand, und der „Prinz von Homburg" erst an vierter Stelle kam, steht dieser jetzt mit 225 Spielabenden an erster Stelle; dann folgten: „Der zerbrochene Krug" mit 197, „Käthchen von Heilbronn" mit 133 (gegen 68); „Hermannschlacht" mit 62 (gegen 47), „Penthesilea" mit 20 (gegen 19), „Familie Schroffenstein" mit 12, „Robert Guiskard" mit 10 (gegen 2) Abenden; „Amphitryon" ist gar nicht gespielt. Es ist kaum zweifelhaft, daß die Spielzeit 1927/28, in die der Geburtstag des Dichters fällt, eine ganz besondere Steigerung der Kleist-Aufführungen bringen wird, die in der Statistik des Kleist-Jahrbuches festgehalten werden sollen.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Moses Mendelssohns im Jahre 1929 bereitet ein Komitee eine kritische Gesamtausgabe der Schriften Moses Mendelssohns vor. Da es alles erreichbare Material zu verwerten bestrebt ist, bittet es alle diejenigen, die Handschriften, seltene Drucke oder Briefe Moses Mendelssohns (von ihm und an ihn) besitzen, um gütige Nachricht und, wenn nötig, um leihweise Überlassung. Alle Zuschriften sind an die Adresse von Herrn Professor Julius Guttmann, Berlin NW 87, Wullenweberstraße 2, zu richten.

Die Ortsgruppe der Jean-Paul-Gesellschaft hat in ihrer Hauptversammlung nach Erstattung des Jahresberichts den bisherigen Vorstand wiedergewählt. Man hört, daß die Mitgliederzahl eine erfreuliche Zunahme erfahren hat.

Auf Grund eines vom Rat der Stadt Leipzig und vom Sächsischen Volksbildungsministerium genehmigten Abkommens sind die für Schriftsteller bestimmten Zuwendungen aus der Ernst-Keil-Stiftung (Leipzig) in diesem Jahre erstmalig nach den Beschlüssen der Deutschen Schiller-Stiftung in Weimar erfolgt.

Erinnerungen des verstorbenen russischen Dichters Walerij Jakowlewitsch Brjussoff sind unter dem Titel „Aus meinem Leben" als neunter Band der bereits hier mehrfach erwähnten Memoirenreihe des moskauer Verlags M. u. S. Ssabaschnikoff erschienen. Herausgegeben von N. Aschukin, behandeln die Aufzeichnungen die Kindheitsjahre und Gymnasialzeit Brjussoffs, woran sich Schilderungen seines Großvaters A. Bakulin, eines schriftstellernden Autodidakten, sowie P. J. Bartenjeffs, des Herausgebers der Zeitschrift „Russkij Archiv", anschließen, an der Brjussoff eine Zeitlang als Sekretär tätig war. Diesen „Erinnerungen" folgen demnächst die „Tagebücher" Brjussoffs, die er, laut eigener Aussage, angeregt von den Brüdern Goncourt, von 1891 bis 1910 geführt hat.

Als erste Gabe zu dem am 10. September 1928 bevorstehendem Tolstoj-Jubiläum ist soeben der erste Teil der „Lebensbeschreibung Lew Nikolajewitsch Tolstojs" aus der Feder N. N. Gusseffs in einem Kleinquartband von 450 Seiten mit einer Einleitung von W. Tschertkoff erschienen. Gusseff, der Leiter des moskauer Tolstoj-Museums, der als Herausgeber des breitangelegten Werks zeichnet, hat, wie bekannt, in den beiden letzten Lebensjahren des großen Schriftstellers in dessen nächster Nähe geweilt, und bereits vor siebzehn Jahren begonnen, Dokumente für die Biographie zusammenzubringen. Wie er selbst im Vorwort bemerkt, war es ihm dabei in erster Linie um erschöpfende Fülle und kritische Wertung des tatsächlichen Materials zu tun. Der erste Band trägt den Untertitel „Der junge Tolstoj" und umfaßt in siebzehn Kapiteln die Herkunft – die ferne deutsche Abstammung, auf die nach R. Löwenfeld auch andere Tolstoj-Biographen hinwiesen, wird als grundlos strikt abgelehnt – die Kinder- und Jugendjahre, die Universität in Kasan, den Aufenthalt im Kaukasus und dann

Digitized by Google

weiter den Beginn der Schriftstellerlaufbahn bis zur Verheiratung mit Sophja Andrejewna Bers (1828–1862). Jedem Kapitel folgen Quellenangaben, Bildnisse; Faksimiles von Briefen sowie Zeichnungen der Künstler E. O. Wiesel u. M. W. Nesterow sind dem Band beigegeben.

An der „Ukrainischen Akademie der Wissenschaften" in Kiew ist ein neuer Lehrstuhl für jüdische Kultur gegründet worden, der in drei Spezialsektionen für Philologie, Literatur und Geschichte des zeitgenössischen Judentums zerfällt. Die erste Sektion hat sich zur Aufgabe gestellt, ein akademisches Wörterbuch der jüdischen Sprache herauszugeben, sowie Untersuchungen über jüdische Dialektologie. Die literarische Sektion bereitet die Herausgabe von Werken der klassischen jüdischen Schriftsteller vor; in erster Reihe gilt dies Mendele-Mojcher-Sforim (Abramowitsch), dessen zehnjähriger Todestag im laufenden Jahr gefeiert werden soll. (P. E.)

Nach einer Statistik über den deutschen Büchermarkt im Jahre 1926 von Ludwig Schönrock ist für das Jahr 1926 im Vergleich zu 1925 sowohl für Neuerscheinungen wie auch für Neuauflagen eine Abnahme zu verzeichnen, die insgesamt 1531 beträgt. Das Jahr 1925 wies für neuere Sprachen und Literatur, schöne Literatur 4650 Neuerscheinungen und 1688 Neuauflagen auf, denen im Jahre 1926 3571 beziehungsweise 1046 gegenüberstanden, was allein für die schöne Literatur eine Abnahme von 1721 bedeutet.

Unser verstorbener Mitarbeiter, Paul Nathan, hat (L. E. XXV, 751) auf die Bedeutung des im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, erschienenen Werkes „Henriette Schrader-Breymann", ihr Leben, aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt und erläutert von Mary J. Lyschinska (2 Bände) hingewiesen. Wie uns der Verlag mitteilt, erscheint heute das Werk in einem unveränderten Neudruck, der durch eine Übersicht über die wichtigsten Lebensdaten im Leben Henriette Schrader-Breymanns in glücklicher Weise bereichert worden ist.

In England befindet sich ein Gesetz in Kommissionsberatung des Oberhauses, das einen Schutz der Dichter gegen die Schadenersatzklagen von Leuten, deren Name ohne Absicht für Personen von Dichtungen verwendet wurde, anstrebt.

Von Georg Hermanns Roman „Die Nacht des Doktor Herzfeld" ist in den ersten Februartagen dieses Jahres eine russische Übersetzung erschienen.

Max Fischer schreibt uns aus Konstantinopel:

Das große Ereignis des künstlerischen Lebens von Konstantinopel ist seit Anfang April die Aufführung von Shakespeares „Hamlet" in türkischer Sprache, die allabendlich sowie an den Freitagnachmittagen vor überfülltem Saale im Theater Dar-ül-Bedai über die Bretter geht. Übersetzer des Stücks, Regisseur und Hauptdarsteller in einer Person ist Ertogrul Muchsin Bej, der das Drama nicht direkt aus dem Englischen, sondern aus der deutschen Schlegel-Tieckschen Übersetzung ins Türkische übertragen hat. Auch in der Inszenierung zeigt die Aufführung des Stücks die starke Beeinflussung durch die deutsche Dramaturgie. Besonders gelungen waren gemäß der bisherigen Tradition des türkischen Theaters die grotesken Szenen, in denen die eigentümlich schauspielerische Begabung der Türken sich durchsetzte, und die auch beim Publikum elementare Wirkung auslösten. Im übrigen hatte man den Eindruck, daß die fast ausschließlich türkischen Zuhörer mit einer Mischung von Staunen und Ehrfurcht der ungewöhnlichen schauspielerischen Darbietung beiwohnten und mit innerer Teilnahme das Spiel verfolgten. An einigen Stellen, wo das starke türkische Gerechtigkeitsbedürfnis befriedigt wurde, wurde, ähnlich wie das hier auch bei Kinodarbietungen üblich ist, spontan geklatscht und Beifall gerufen. Das Shakespearesche Stück wird sich voraussichtlich noch sehr lange auf dem türkischen Spielplan halten können.

Der starke Erfolg der Hamlet-Aufführung hat die türkische Regierung veranlaßt, Ertogrul Muchsin Bej nach Angora zu berufen, um mit ihm die Pläne eines dort zu errichtenden türkischen Nationaltheaters durchzusprechen.

Das deutsche Buch in der Türkei. Da die Kenntnis der deutschen Sprache unter den gebildeten Türken recht verbreitet ist und sich sowohl eine große deutsche Kolonie in Konstantinopel wie auch eine große Zahl von deutschen Ingenieuren und Facharbeitern in Anatolien befindet, ist trotz der starken Konkurrenz des billigeren französischen Buchs der Absatz deutscher Bücher in der Türkei nicht unbefriedigend. Auch deutschsprechende spaniolische Kreise und hiesige Angehörige kleinerer Kolonien (Ungarn, Skandinavier, Holländer usw.) kommen als Konsumenten des deutschen Buchs in Betracht. Am begehrtesten sind Bücher über technische Fragen, und zwar besonders solche populären Charakters. An zweiter Stelle stehn Sprachführer und Lexika; besonders die Sauerschen Lehrbücher und die Langenscheidtschen Wörterbücher erfreuen sich großer Beliebtheit. An dritter Stelle steht landwirtschaftliche Literatur. Medizinische Literatur wird kaum abgesetzt, da die meisten Ärzte in Frankreich ausgebildet werden und unsere medizinischen Werke in der Preisbildung mit den französischen nicht konkurrieren können. Der Verkauf von nationalökonomischer Literatur ist gleichfalls auffallend gering. Von geisteswissenschaftlicher Literatur ist außer deutschen Veröffentlichungen über die Türkei nur für Neuerscheinungen aus dem Gebiete der Philosophie und Pädagogik ein stärkeres Interesse vorhanden. Es ist immerhin bemerkenswert, daß von Werken wie Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften", Max Schelers „Die Wissensformen und die Gesellschaft", Sprangers „Lebensformen" und Kerschensteiners „Theorie der Bildung", in diesem Jahr mehrere Exemplare verkauft wurden. Von sogenannter schöner Literatur werden fast nur Romane begehrt; es fiel auf, daß die neuen Romane von Frenssen und Sudermann nicht den erwarteten Absatz fanden, hingegen werden als die am besten abgesetzten Bücher des Jahres die verhältnismäßig teuren und umfangreichen Romanwerke: Thomas Manns „Zauberberg" und Hermann Grimms „Volk ohne Raum" bezeichnet. Außerdem wurden einige aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzte Bücher gut abgesetzt, vor allem die Romane von Galsworthy und das Romanwerk von Sigrid Undset. Der Verkauf volkstümlicher Serien wie „Aus Kultur und Geisteswelt", „Sammlung Göschen", „Reclams Universalbibliothek" u. ä. ist gegen früher zurückgegangen.

Die deutschen Bücher werden fast ausschließlich gebunden gekauft, so daß der Wegfall des Zolls auf Einbände durch den neuen deutsch-türkischen Handelsvertrag hier warm begrüßt wird.

Der Besuch Thomas Manns, der — wie erinnerlich — Mitte März als Gast des polnischen Pen-Klubs in Warschau weilte, wurde von den polnischen Schriftstellern zum Anlaß genommen, in dem großen Romancier die deutsche Literatur zu feiern, der in Polen das durch keinerlei politische Ereignisse beeinträchtigte Interesse aller Geistigen in hohem Grade treu blieb. Zum dauernden Gedächtnis

Digitized by Google

wurde die von der führenden literarischen Zeitung, den „Wiadomości Literackie" (die etwa der „Literarischen Welt" und den pariser „Nouvelles Littéraires" an Rang und Tendenz entsprechen) dem deutschen Gast gewidmete Festnummer neu gedruckt und separat ausgegeben. In ihr entbietet die Redaktion dem Dichter einen in deutscher Sprache abgefaßten Willkommengruß. Polnische Beiträge der hervorragendsten Autoren beschäftigen sich mit der Persönlichkeit und dem Werk Thomas Manns. Emil Bretter feiert ihn als europäische Figur, als Autor von universeller Bedeutung und Interessensphäre. Alexander Guttry, der polnische Konsul in München, wohlbekannt als Übersetzer und Essayist, dessen Bücher Georg Müller mehrfach herausbrachte, gibt eine Überschau der wichtigsten Werke Manns. Regine Reicher beschäftigt sich speziell mit dessen letzten Büchern („Pariser Rechenschaft" und „Unordnung"). Stefan Napierski analysiert den Stil und die Technik des Künstlers, dessen hohes Maß Zofja Nygier-Nalkowska am Beispiel der Novelle „Glück" erweist. Wilhelm Horzyca hat eine glänzende Übersetzung der Vorrede beigesteuert, die Mann der deutschen Gesamtausgabe des Anglo-Polen Joseph Conrad vorausschickte.

Unter den von hervorragenden polnischen Gelehrten und Schriftstellern dem deutschen Besucher gewidmeten Studien beanspruchen die beiden von Universitätsprofessor Lempicki und Forst de Battaglia, zwei auch in Deutschland anerkannten Literaturkritikern, dauernden Wert. Sie sind, die eine in Warschau, die andere im Krakauer „Czas" erschienen.

* * *

Herr René Fülöp-Miller und sein Rechtsbeistand Dr. Oskar Samek fordern uns auf, unsern Lesern zu der Besprechung des Buchs „Geist und Gesicht des Bolschewismus" von René Fülöp-Miller durch Arthur Holitscher (L. E. XXIX, 430) folgendes mitzuteilen.

Sie schreiben: „Fülöp-Miller hat die Russen zu düpieren verstanden. Mit einem Minimum von Menschenkenntnis hätten sich die kompetenten Behörden sagen müssen: dieser hier ist kein Freund, kein Überzeugter, kein Partisan, dieser hier will Geschäfte machen. Er heuchelt Einverständnis, er wird uns verraten."

Es ist unwahr, daß Herr Fülöp-Miller die Russen zu düpieren verstanden hat. Es ist unwahr, daß er Einverständnis geheuchelt hat.

Wahr ist vielmehr, daß Herr Fülöp-Miller bereits vor seiner Abreise nach Rußland und auch während seines Aufenthalts in Rußland, welcher vom März 1923 mit einer kurzen Unterbrechung bis März 1924 dauerte, stets dieselbe kritische Stellungnahme gegenüber dem Bolschewismus publizistisch geäußert und in diesem Sinne eine Reihe von Artikeln geschrieben hat u. a. im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 6. Februar 1923 unter dem Titel „Tolstoj und das gegenwärtige Rußland". In diesem Aufsatz hat Herr Fülöp-Miller schon damals in energischer Form gegen das Terrorsystem in Sowjetrußland Protest erhoben. Dieser Artikel wurde von Herrn Fülöp-Miller auch dem Gesuch seiner Einreisebewilligung nach Rußland beigelegt, mit dem ausdrücklichen Vermerk, er wolle die russischen Behörden nicht über seine antiterroristische Stellungnahme im Unklaren lassen. Der damalige Pressechef der Wiener Sowjetgesandtschaft, Herr Menkes, hat diese Äußerung zur Kenntnis genommen und erklärt, die Wiener Sowjetgesandtschaft wolle Herrn Fülöp-Miller dennoch die Einreisebewilligung gewähren, um ihm die Möglichkeit zu bieten, sich über die wahren Verhältnisse in Sowjetrußland an Ort und Stelle zu überzeugen. Auch in allen übrigen literarischen und publizistischen Arbeiten, die Fülöp-Miller später während seines Aufenthalts in Sowjetrußland veröffentlicht hat, hat der Verfasser dieselbe objektiv kritische Einstellung Sowjetrußland gegenüber zum Ausdruck gebracht, so in dem Aufsatz im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 3. September 1923 „Die neue bolschewistische Front", im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 9. Oktober 1923 „Der Kollektivmensch und seine neue Kultur", in der „Vossischen Zeitung" in einer Reihe von Berichten vom 21. September 1923 und besonders in dem Artikel vom 13. Oktober 1923 „Die Maschinenanbeter", und in einem Sonderheft der „Berliner illustrierten Zeitung" vom September 1923. Diese Artikel haben dann zum Teil auch als Material für das Buch „Geist und Gesicht des Bolschewismus" gedient.

Sie schreiben ferner:

„In dem dickleibigen Band ist, wie gesagt, eine überwältigende Fülle von Material oft wichtigster Art zusammengetragen, und sie würde aus dem Buch ein Standardwerk machen, wenn es eben nicht von einem Nutznießer der Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit seiner Gastgeber verfaßt wäre. Einer Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit, die sich übrigens in einem besonders tragischen Fall blutig gerächt hat."

Es ist unwahr, daß sich irgendeine Beziehung von Fülöp-Miller, in einem besonders tragischen Fall blutig gerächt hat. Wahr ist vielmehr, daß der von Herrn Arthur Holitscher angedeutete tragische Fall mit Herrn René Fülöp-Miller in keiner wie immer gearteten Beziehung steht, daß die Familie der betroffenen Dame längst über die Ursachen dieses tragischen Falles aufgeklärt ist und die Beweise in Händen hat, daß Herr René Fülöp-Miller mit diesem Fall nicht das geringste zu tun hatte. Die von Arthur Holitscher aufgestellte Behauptung wurde seinerzeit in der Wiener Zeitung „Die Stunde" veröffentlicht, bald darauf aber als „unverantwortlicher Kaffeehaustratsch" widerrufen.

Sie schreiben weiter:

„Miller ging unter falscher Flagge nach Rußland — er tat so, als wäre ihm daran gelegen, über den Geist, den Heroismus, über die im ewigen Menschheitskampf begründeten Prinzipien der Bewegung Licht zu verbreiten; er hat sich, als er mit seinen Kisten voll des wertvollsten Materials wieder daheim angekommen war, lachend die Maske vom Gesicht gerissen."

Es ist unwahr, daß Herr Fülöp-Miller unter falscher Flagge nach Rußland ging, oder daß er seine Stellungnahme vor seiner Abreise nach Rußland, nach seiner Rückkehr geändert hat. Es ist unwahr, daß er irgend jemandem gegenüber eine bejahende Haltung für den Bolschewismus geäußert hat. Wahr ist vielmehr, daß er ausdrücklich schon in seinem Gesuche auf Einreise nach Rußland und in allen übrigen amtlichen Erklärungen immer wieder darauf hingewiesen hat, daß er kein Bolschewik ist, daß er ein Gegner des Terrors und ein Anhänger der Gewaltlosigkeit sei, daß er aber objektiv kritisch sich über die Verhältnisse in dem bolschewistischen Rußland informieren und sich darüber publizistisch äußern wolle und werde.

Wahr ist weiter, daß das Buch des Herrn Fülöp-Miller „Geist und Gesicht des Bolschewismus" die in seinen Artikeln bereits vor der Abreise nach Rußland und während des Aufenthaltes in Rußland eingenommene Haltung in unveränderter Form zum Ausdruck bringt.

Dr. Oskar Samek

Digitized by Google

Vorlesungs-Chronik

Nachtrag zur „Vorlesungs-Chronik" (vgl. L. E. XXIX, 439): AACHEN (Technische Hochschule): Brüggemann, Lessing und die deutsche Dichtung seiner Zeit. Wesensbestimmung des romantischen und des realistischen Menschen in Gutzkows „Ritter vom Geist". Rick, Shakespeares Comedies. — DRESDEN (Sächsische Technische Hochschule): Baeumler, Kierkegaard und Nietzsche. Janentzky, Schiller und die idealistische Bewegung. Zur Geschichte des Dramas im 19. Jahrhundert. — GENF: Bohnenblust, Poetischer Realismus. Klassische deutsche Lyrik. Faust. Meister Eckhart. — LAUSANNE: Bohnenblust, Romantik. Nietzsche. Goethes Gedichte. — STUTTGART (Technische Hochschule): Meyer, Der deutsche Naturalismus und seine Häupter: Gerhart Hauptmann und Friedrich Nietzsche. Schillers Dramen. Über Goethes Alterslyrik. Ott, Montaigne. Histoire de la littérature française à l'époque de la renaissance (IIe partie). — WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik. Castle, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Aufklärung. II. Sturm und Drang. Zwei Jahrhunderte deutscher Lyrik (1725–1925). Cysarz, Nietzsche und seine Zeit. Junk, Die Sage von Tristan und Isolde, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Kluckhohn, Heinrich von Kleist. Geschichte und Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte. Übungen über Novalis. Strunz, Goethes Lehre vom Leben. Buch und Volksbildung. Thalmann, Georg Büchner als Dramatiker. Wild, Geschichte der englischen Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hayer, Die Hauptvertreter der italienischen Literatur.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bender, Peter. Karl Tormann. Ein rheinischer Mensch unserer Zeit. Roman. Leipzig-Plagwitz 1927, Verlag Die Wölfe. 616 S. M. 7,– (8,50).

Friedrich, Paul. Ewige Mächte. Drei Künstlernovellen. Berlin 1927, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 151 S. M. 2,50 (4,–).

Grote, Gertrud. Studentinnen. Roman. Dresden 1927, Carl Reißner. 323 S. M. 6,– (7,50).

Hay, Wilhelm. In meiner Heimat Haus. Geschichten und Bilder. Paderborn 1926, Junfermannsche Buchhandlung. 151 S. Geb. M. 2,50.

Mann, Heinrich. Mutter Marie. Roman. Wien 1927, Paul Zsolnay. 247 S.

Massé, Grete. Sonate pathétique. Ein Beethoven-Roman. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 221 S. Geb. M. 5,50.

Müller-Partenkirchen, Fritz. Kaum genügend. Schulgeschichten. Leipzig 1927, L. Staackmann. 220 S.

Petersen, Albert. Virginia. Roman. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 238 S. Geb. M. 5,50.

–, –. Der Schwan vom Avon. Roman. Hamburg 1927, Ebenda 236 S.

Plattdeutsche Volksmärchen. Neue Folge. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser (Deutscher Märchenschatz. Märchen der Weltliteratur). Jena 1927, Eugen Diederichs. 324 S. M. 6,– (8,–).

Richter, Hermann. Das wilde Herz. Lebensroman der Wilhelmine Schröder-Devrient. Leipzig 1927, Koehler Amelang. 233 S. Geb. M. 5,50.

Schröer, Gustav. Der Hohlofenbauer. Roman. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 323 S. Geb. M. 6,–.

–, –. Stille Menschen (Unsere deutschen Erzähler, II. Reihe, 4. Gabe). Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 126 S. Geb. M. 2,50.

Seeberg, Dierck. Oberstadt. Roman. Leipzig 1927, H. Haessel. 201 S. M. 3,– (5,–).

Spiero, Heinrich. Gebunden. Sechs Erzählungen (Unsere deutschen Erzähler, II. Reihe, 5. Gabe). Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 112 S. Geb. M. 2,50.

Strecker, Karl. Der Weg durchs Addermoor. Roman. Berlin 1927, Ernst Keils Nachfolger (A. Scherl, G. m. b. H.). 253 S. M. 5,– (6,–).

Volks-Bücherei für Bildung und Unterhaltung. Herausgegeben von Arthur Wolf. Bd. I. Leipzig-Plagwitz 1926, Verlag Die Wölfe. 208 S.

Westfälische Sagen. Mit 24 Tafeln und 42 Abbildungen im Text. Gesammelt und herausgegeben von Paul Zaunert. (Deutscher Sagenschatz, Westfälische Stammeskunde.) Jena 1927, Eugen Diederichs. 387 S. M. 8,– (10,–).

* * *

Altägyptische Erzählungen und Märchen. Ausgewählt und übersetzt von Günther Roeder (Die Märchen der Weltliteratur). Jena 1927, Eugen Diederichs. 342 S. Geb. M. 7,–.

Rider Haggard, H. Die Herrin des Todes. Abenteuerroman aus dem dunkelsten Afrika. Übersetzt von Georg Schröder-Stettin. Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 354 S. M. 4,– (5,50).

Lyrisches und Episches

Gutkelch, Walter. Zwei Zyklen. Bad Pyrmont 1926, Aton-Verlag. 28 S.

Harbach, Hans Rainer zu. Gedichte. Klagenfurt 1926, Ferd. Kleinmayr. 80 S. Geb. M. 5,50.

Luzian, Johan. Oktober-Lieder. Bad Godesberg 1926, Verlag des Max-Franz-Hauses.

Miegel, Agnes. Gesammelte Gedichte. Jena 1927, Eugen Diederichs. 174 S.

Plattensteiner, Richard. Musikalische Gedichte. Dresden-Leipzig 1927, Heinrich Minden. 62 S. M. 1,–.

Scheffer. Die Dionysiaka des Nonnos. Deutsch von Thassilo v. Scheffer (Ausgabe in 10 Lieferungen). Lieferung 1. und 2. München, F. Bruckmann. 1.–96. S. Je M. 3,–.

Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Louis Pinck. Metz 1926, Lothringer Verlags- und Hilfsverein. 316 S.

Digitized by Google

Zwingenberg, Christoph von. Gedichte und Lieder. Berlin 1927, Treuwart-Verlag. 163 S.

Dramatisches

Bruſt, Alfred. Cordatus. Ein dramatisches Bekenntnis. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 228 S.

Schönlank, Bruno. Seid geweiht! Ein Sprechchorspiel zur Jugendweihe. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 50 S. M. 1,20 (2,–).

Sünte Marie. De Wolfenbütteler Marienklag un Osterspill. Übertragen von Edgar Schacht. Mit einer Einführung von G. Rosenhagen. (Aus alten Bücherschränken.) Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 90 S. M. 2,80 (3,50).

Literaturwissenschaftliches

Feist, Lore. Rahel Varnhagen. Zwischen Romantik und jungem Deutschland. Elberfeld 1927, Hofbauersche Buchhandlung. 81 S.

Gerhard, Melitta. Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes „Wilhelm Meister". Halle a. S. 1926 Max Niemeyer. 175 S. M. 7,50 (9,–).

Goethes Werke. Festausgabe. Herausgegeben von Robert Petsch. Bd. VI–XVIII. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. je M. 4,80.

Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Herausgegeben von Hans Schauer. Bd. I (1770–1771). Schriften der Goethe-Gesellschaft, 39. Bd. Weimar 1926, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 484 S.

Jacoby-Goldstandt, Margot. Die deutschen Dramatiker im Kampf um den Lohn ihrer Arbeit. Berlin 1927, Werk-Verlag. 81 S. M. 2,50.

Schär, Oskar. Arno Holz. Seine dramatische Technik. Bern 1926, Paul Haupt. 101 S. M. 2,80.

Unruh. Fritz von Unruh, Auseinandersetzung mit dem Werk. Aufsätze von C. S. Gutkind, Rudolf Ibel, Luc Durtain. Mit einem Vorspruch von C. H. Becker. Frankfurt a. M. 1927, Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H. 97 S.

Verschiedenes

Deutsche Bauten. (Herausgegeben von Max Ohle.) Bd. 5. Walter Paatz, Die Marienkirche zu Lübeck. Mit 71 Abbildungen. 96 S. – Bd. 6. Ernst Gall, Die Marienkirche zu Danzig. Mit 58 Abbildungen. 96 S. – Bd. 7. Kurt Gerstenberg, Das Ulmer Münster. Mit 76 Abbildungen. 96 S. – Bd. 8. Walter Passarge, Der Dom und die Severikirche zu Erfurt. Mit 68 Abbildungen. 96 S. – Bd. 9. Hermann Giesau, Der Dom zu Naumburg. Mit 93 Abbildungen. 168 S. – Burg bei Magdeburg 1926, August Hopfer. Je M. 2,– (3,–).

Gogarten, Friedrich. Ich glaube an den dreieinigen Gott. Eine Untersuchung über Glauben und Geschichte. Jena 1926, Eugen Diederichs. 212 S. M. 6,– (8,50).

Hamann, H. Die Urseele. Grundzüge einer Morphologie der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig, J. Weber. 151 S. M. 3,– (3,75).

Hellmund, Heinrich. Das Wesen der Welt. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 1320 S.

Lomer, Georg. Das Hohelied des Himmels. Mit 20 Abbildungen und Tabellen. Bad Schmiedeberg 1927, F. E. Baumann. 67 S. M. 1,80.

Luther, Martin. Predigten. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Friedrich Gogarten. Jena 1927, Eugen Diederichs. 555 S. M. 12,– (15,–).

Maenner, Ludwig. Bayern vor und in der Französischen Revolution. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 246 S. Geb. M. 6,–.

Much, Hans. Das ewige Ägypten. Mit 16 Bildtafeln und 15 Vignetten. Dresden 1927, Carl Reißner. 206 S. M. 4,– (6,–).

Pfohl, Ferdinand. Beethoven mit 91 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Bielefeld 1926, Velhagen & Klasing. 120 S. Geb. M. 3,50.

Pietschmann, Viktor. Eis und Palmen. Reiseskizzen aus Nord und Süd. Wien 1927, Wilhelm Braumüller. 309 S. M. 6,– (7,75).

Riekel, August. Vom Wesen der Erziehung. Untersuchungen über die Problematik des Erziehungsbegriffs. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 227 S. Geb. M. 5,–.

Rieß, Margot. Der Maler und Holzfäller Adolf Dietrich. Mit 32 Abbildungen. Berlin 1927, Verlag der Neuen Gesellschaft. 20 S.

Schumann, Harry. Wege zum All (Mysterium der Menschenseele). Dresden 1927, Carl Reißner. 215 S. M. 3,50 (5,–).

Skala, Richard. Der Stachel Ethik. Wien 1927, Frese & Lang. 126 S.

Stein, Arthur. Pestalozzi und die kantische Philosophie (Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. 12). Tübingen 1927, J. C. B. Mohr. 218 S.

Wackernagel, Martin. Max Slevogt. Mit 32 Abbildungen. München-Gladbach, Führer-Verlag. 31 S. Geb. M. 4,–.

Weiß, Bernhard D. Aus neunzig Lebensjahren. 1827 bis 1918. Herausgegeben von Hans Gerhard Weiß. Mit 10 Bildern. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 245 S. M. 6,– (8,50).

Witzig, Erich. Johann David Beil, der mannheimer Schauspieler (Germanische Studien, Heft 47). Berlin 1927, Emil Ebering. 114 S.

Wolters, Friedrich. Erde, Gewächs und Weltall. V. Teil, 1. u. 2. Heft (Der Deutsche. Ein Lesewerk). Breslau 1927. Ferd. Hirt. Zusammen 360 S. M. 3,– (3,50).

Kataloge

Antiquariats-Anzeiger Nr. 150 (Philosophie und Philologie). Leipzig, Gustav Fock.

Antiquariats-Katalog Nr. 574, 577, 581 (Philosophie und Philologie). Leipzig, Gustav Fock.

Antiquariats-Katalog (Voltaire-Sammlung). Berlin, Hoffmann & Campe.

Antiquariats-Katalog Nr. 157 (Philosophie). Bonn, Friedrich Cohen).

Antiquarischer Anzeiger aus allen Gebieten. Leipzig, Felix Dietrich.

Bibliotheca Historica Selecta. Frankfurt a. M. Joseph Baer & Co.

Büchertisch. 1927, 7. Leipzig, K. F. Koehler.

Katalog 730 (Graphik). Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Katalog 167 (Seltene und kostbare Werke usw.). München, Ludwig Rosenthals Antiquariat.

Katalog 27 (Kupferstiche, Holzschnitte usw.). Hamburg, Bücherstube Hans Götz.

Redaktionsschluß: 5. April

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
SEP 2 19

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 Juni Heft 9

Karl Kossow .. .. Was liest der deutsche Arbeiter?
Rudolf Frank .. .. Der gesprochene Chor
Friedrich Hirth .. .. Der literarisierte Jazz
Martin Rockenbach .. .. Über Ernst Wiechert
Ernst Wiechert .. .. Zu meinem Leben
D. Luschnat .. .. Zu Nadels „Sündenfall"
Ernst Heilborn .. .. Der Doppelroman
Emil Kuh .. .. Dichter und Dichtkunst
F. von Zobeltitz .. .. Wanderbücher
Arthur Schnitzler .. .. Eine Manuskriptseite
Wilhelm von Scholz .. .. Ein Brief
Fouqué .. .. Der Einsiedler
August Brücher .. .. Stendhal-Dokumente
A. Gotzes .. .. Zu Adalbert Stifter

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Ernst Wiechert
Der Knecht Gottes Andreas Nyland

Roman

Geheftet 5 M, Ganzleinen 7 M,
Halbfranz 10 M

Es mag etwas hoch gegriffen erscheinen, wenn wir diesen Roman ohne weiteres mit den Werken eines Ibsen, Tolstoi, Hauptmann in eine Reihe stellen. Das Buch verdient es jedoch durchaus, als eine besondere Bedeutsamkeit hervorgehoben zu werden. Seine eigenartige Stärke ist, daß hier unmittelbare Gegenwart zu teilweise unerhörtem Eindruck gestaltet wurde.
Alfred Wien (Oldenburger Nachrichten)

*

Ernst Wiechert
Der Wald

Roman

Geheftet 3 M, Ganzleinen 5 M

Dichterische Kraft und starke Schilderungskunst geben nicht nur der Gestalt des Helden, sondern vor allem dem uralten Wald Lebendigkeit und die Seele menschhaften Wesens. Es ist vieles in diesem Buch, das den Leser vor dunkelste Fragen stellt. Man lauscht den Unterklängen dieser Dichtung wie dem Rauschen eines unterirdischen Stromes, von dem niemand weiß, woher er kommt, wohin er geht, mit allem Rätselvollen, das seine Wogen tragen.
Kurt Kächler

G. Grote Verlag / Berlin

FRANZ WERFEL
Der Tod des Kleinbürgers

NOVELLE

10. Tausend

Halbleinen M 3.90, Ganzleinen M 4.90

Die Novelle zeigt Werfel im Wandel seiner Kraft. Paul Heyse, der von Novellen etwas verstand, hätte den »Tod des Kleinbürgers« in seine Sammlung deutscher Meistererzählungen aufgenommen. *(Stefan Großmann)*

Bewegt scheide ich von dieser furchtlosen Novelle, in der es auf Leben und Tod geht. Werfel hat die Fabel mit einer großen Erzählungskunst gemeistert, die zu selten ist, als daß wir sie nicht bewundern müßten.
(Neue Zürcher Zeitung)

Diese Novelle schlägt in unser Herz. Sie ist ein Heldenlied, traurig und erhebend, grausam und süß zugleich, ein Buch von Zeit und Ewigkeit. *(Kurt Pinthus)*

DER GROSSE ERFOLG AM WIENER BURGTHEATER:

Paulus unter den Juden

DRAMATISCHE LEGENDE

15. Tausend

Halbleinen M 5.50, Ganzleinen M 6.25

Im »Paulus« ist kein unklares Wort, kein Klang um des Klanges willen. Man lernt den letzten Sinn des Christentums tief verstehen.
(Bernhard Diebold in der Frankfurter Zeitung)

Franz Werfel ist ein Dichter, der neben den Ewigen, den Unsterblichen stehen wird. »Paulus« ist sein reifstes, größtes und bühnenwirksamstes Werk. *(New Yorker Staatszeitung)*

PAUL ZSOLNAY VERLAG

Digitized by Google

Was liest der deutsche Arbeiter?

Von Karl Kossow (Stettin)

Der deutsche Arbeiter, aufgestört von Nachhall und Vorahnung sozialer Umwälzungen, die rings die Welt durchbeben, vorurteilsloser, durch Tradition und Besitz weniger befriedet als der kleine Bürger, erlebnisnäher, eindrucksfähiger, systematisch weniger geschult als der Gebildete, ist auf das geschriebene Wort weit stärker angewiesen als jener, weit mehr ihm ausgeliefert als dieser. — Durchgängig ist ihm eigen ein warmes und menschliches Verhältnis, eine naiv-leidenschaftliche Stellungnahme zum Buch. Wo sie nicht erfolgt, liegt nie blasse Überlegenheit, sondern geistige Stumpfheit vor.

Für den Büchereibeamten, der für den rechten Mann das rechte Buch finden soll, bildet ein großes Hemmnis das geringe Maß an individueller Bewußtheit, an Wissen um sich selbst, das die große Menge des Proletariats charakterisiert. Ein dumpfes Drängen nach Erlebnis und Entspannung treibt die Leute in die Bücherei; ganz abgesehen davon, daß ihre Verfasserkenntnis natürlich sehr gering ist, ist vor allem ihr inneres Leben intellektuell zu wenig geklärt, als daß sie mit bestimmten Wünschen kommen könnten. Zuerst will es fast scheinen, als ob die Leute bildsam wie Wachs wären, als ob der Bibliothekar ihren Geschmack nach seinem Bilde formen könne; in Wahrheit verhält es sich so, daß ihr Geschmack ihnen nur nicht bewußt ist; instinktiv lehnen sie unbedingt ab, was ihrem Lebenskreise nicht entspricht.

Ohne Zweifel ragen viele einzelne über das eben gekennzeichnete Niveau hinaus. Und so sehe ich im wesentlichen, entsprechend der wachsenden Bewußtheit, drei Möglichkeiten des Lesebedürfnisses beim Arbeiter, und demgemäß drei Hauptgruppen des Lesestoffs.

Die große Menge liest in der unklaren, romantischen Sucht, sich in der Phantasie über die Enge des eigenen Lebenskreises hinaus in eine schönere oder wenigstens mannigfaltigere, ahnungsvollere Welt zu versetzen. Deshalb bevorzugt der Mann den Abenteuer- und Kriminalroman, auch den historischen Roman, dazu die abenteuerliche Reisebeschreibung, die Frau aber den Gesellschaftsroman. Die Arbeiterfrauen gehören fast alle zu dieser Gruppe und entwickeln sich kaum zu größerer Bewußtheit.

Ein wacheres Selbstbewußtsein, einen lebensnäheren Geist verrät schon das die nächste Stufe kennzeichnende Verlangen nach seelischer Genossenschaft, nach Ratschlag und brüderlicher Führung auf dem eigenen dunklen Lebensweg, das den Arbeiter zum sozialen Roman, zur selbsterlebten Leidensgeschichte so manches Klassengenossen greifen läßt.

Das seltenste, geistigste Motiv ist schließlich das bewußte Verlangen nach wirklicher Befreiung aus der eigenen Enge durch Erweiterung und Bereicherung des geistigen und seelischen Horizonts. Der mehr intellektuell Gerichtete bevorzugt Technik und Politik, der seelisch Unerfüllte tastet sich zur Natur zurück, vertieft sich in Zoologie und auch Astronomie. Überdies übt auch auf dieser Stufe die Reisebeschreibung, hier die des Forschers, einen ungemeinen Reiz aus.

Die Leser der ersten Gruppe genießen mit unersättlichem Behagen Gerstäcker und Karl May, Wörishöffer und Mader, Emmerich und Nylander, Russell und Marryat und neuerdings Rider Haggard. — Auffallend macht sich schon hier der naive Wirklichkeitssinn des Arbeiters bemerkbar; er hat ein lebhaftes Bedürfnis, allem „Erlogenen" auf die Spur zu kommen. Für ein Literaturwerk als künstlerische Form hat er kein Organ; sein Verstand kreist immer um die Frage nach der Wirklichkeitsechtheit. Man hört oft Äußerungen wie diese: „Ist ja alles erlogen, aber ich lese es trotzdem." Neben diesem bewußten „trotzdem" tritt häufig auch eine starke Ablehnung des Phantastischen hervor; es gibt genug Leser, die „nur Selbsterlebtes" haben wollen, und Romane wie Laßwitz' „Auf zwei Planeten" oder Bürgels „Stern von Afrika" finden unter Arbeitern seltener Billigung. Zwei große Lieblinge, die von Mund zu Mund

Digitized by Google

empfohlen werden, hat der Arbeiter heute unter den Abenteuerschriftstellern; sie haben beide alles oder vieles „selbst erlebt": Arthur Heye, der reichbesaitete Weltenbummler und „romantische Strolch" und Jack London, der angelsächsisch nüchterne und unsentimentale „tramp". Bücher „so ähnlich wie Heye" werden unaufhörlich verlangt: Scheurmanns „Als Landstreicher durch Amerika", Rosens „Deutscher Lausbub in Amerika", Fabers Erlebnisbücher, Hasemanns „Himmel und Hölle auf der Landstraße", Francks „Ohne Geld um die Welt" und Pfarres „Probandus".

Die Frauen dieser Gruppe, die — wie auch bisweilen Männer — den seichten Gesellschaftsroman bevorzugen, machen wenig Klassenbewußtsein geltend. So voll lebendigen Widerspruchs ist der einfachere Mensch, daß er hier, wo er ausruhen und genießen will, eben an dem sich erbaut, was er in der Theorie bekämpft. Noch nie habe ich aus Arbeitermund Herzogs satten und großsprecherischen Idealismus ablehnen hören, und selten genug fordert eine Arbeiterfrau einen sozialen Roman. Dagegen findet sie Gefallen an idealisierenden Heimatschriftstellern wie Speckmann und Schröer, während die kernigeren wie Löns, Fock und Kinau noch immer die erklärten Lieblinge der jungen, in der Arbeiterjugendbewegung stehenden Leute sind.

Mannigfach abgestuft im Temperament sind die Leser, die den sozialen Roman bevorzugen. Da sind geweckte und ehrgeizige junge Leute, denen Bruno Bürgels hoffnungsstarke Erinnerungen einen Lichtstrahl in die Seele senken, da sind bittere und aufrührerische Gemüter, die sich an Upton Sinclairs schonungslosen Enthüllungen erhitzen, aber auch Ältere und Reifere, die ihn mit Bedacht und Kritik lesen und durch eigene Erfahrungen ergänzen. — Andere verschlingen Zola, und wenn sie von seinen Proletarierromanen zur Nana verlockt sind, beben sie zwischen Verachtung und Lüsternheit. Einer starken Wirkung gewiß ist auch hier das Selbsterlebte: Petzolds „Rauhes Leben", Brögers „Held im Schatten", Schiblis „Innere Stimme" und Gorkis menschlich warme Elendsschilderungen. Aber ein Dichter ist es, der alle ergreift, der sicherer und tiefer und glücklicher wirkt als die anderen: Martin Andersen-Nexö, der Däne. Wer den breiten, vierschrötigen Mann mit dem schwerfälligen Seemannsgang und den ernsten, guten blauen Augen einmal gesehen hat, versteht, daß er zumal des norddeutschen Proletariers Herz am nachhaltigsten zu rühren vermag.

Der bürgerlich-psychologische Roman findet naturgemäß wenig Anklang; seine Probleme reichen nicht in den Erlebniskreis des Arbeiters hinein. Eine Ausnahme machen die ganz Großen, bei denen das Menschliche die ästhetischen Qualitäten überragt. Für alle Feinschmeckerei in ästhetischer wie intellektueller Hinsicht fehlt dem Proletarier jedes Organ; er will Seele, Erlebnisse, Schicksale; er wünscht die Kunst so, wie sein Leben ist: voll harter Gegenständlichkeit. Nicht einen feinen Geist, sondern ein großes Herz, ein ungehemmtes Verständnis dafür, wie Schuld aus Not wächst, liebt und hochachtet der Arbeiter am meisten. So erklärt es sich, daß er nicht selten, leichter fast als der Bürger des Mittelstandes, einen Zugang zu Rolland findet, so erklärt sich seine Liebe zu Nexö und den großen Russen.

Damit wären wir der letzten Gruppe nahegekommen, wo sich ein bewußter Wille zu geistiger Umschau bemerkbar macht. Gering ist die Zahl derer, die neben der täglichen Arbeit planmäßig Bücherstudium treiben. Aber es gibt doch einige, die auch in der schönen Literatur systematisch ihren Umkreis erweitern und sich von einer Geistesgröße zur andern weitertasten.

Sinnvoller freilich und häufiger ist dies Bestreben auf andern Gebieten des Geistes. Naheliegend und durch die tägliche Arbeit angeregt ist das Bedürfnis nach Ausbau des technischen Wissens, sowohl was einzelne Sondergebiete als auch die Entwicklung und Bedeutung der Technik im allgemeinen anlangt. — Im übrigen möchte man sich vor allem ein Bild der heutigen Welt verschaffen und der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf ihr. Ungeheuer groß ist die Nachfrage nach Reisebeschreibungen; daß dabei durchaus nicht immer Abenteuerlust mitspielt, beweist die Freude an Colin Roß' oder Paul Rohrbachs Büchern und das unermüdliche Studium des durchaus nicht fesselnden Hedin. Das speziell politische Interesse ist nicht eben sehr groß. Oft wird es erst durch Empfehlung einzelner Bücher angeregt. Wie überhaupt der Arbeiter lebendiger Gegenständlichkeit bedarf und reiner Theorie meist

Digitized by Google

hilflos gegenübersteht, so hält er sich hier an zeitkritische Schriften: an politische Erinnerungsliteratur und vor allem Schilderungen aus Sowjetrußland. Drei oder vier Bücher haben in letzter Zeit besonders große Nachfrage unter den Arbeitern geweckt: Ludwigs „Wilhelm der Zweite", die „Tragödie Deutschlands", jene leidenschaftlich-geistvolle Kritik eines bayerischen Generals am alten Deutschland, vor allem aber Henry Fords „Mein Leben und Werk" und neuerdings auch „Das große Heute — das größere Morgen". Mancher ersehnt aus ihnen wohl Ratschläge, wie man es anfängt, ein Krösus zu werden. Ergreifend aber ist es, wie die Leute in Büchern wie den beiden andern Erklärung suchen und finden für eigenes dunkles Schicksal, wie sie erhoben und befreit werden durch die Erkenntnis, wie alles gekommen ist. —

Schon bei dem Verlangen nach Reiseliteratur spielt, wie oft deutlich ausgesprochen wird, die Freude an den Tieren der Wildnis eine große Rolle. Und Fleurons Tierromane, die Tierbücher von Löns, Aslagsson, Roberts, Thompson, Schauwecker, Fönhus usw., dazu Brehms Tierleben, Knottnerus-Meyers „Tiere im Zoo" und die prächtigen von Meerwarth-Soffel herausgegebenen „Lebensbilder aus der Tierwelt" gehören zu den vielgelesenen Büchern. So verrät die verschlossene Seele des Fabrikarbeiters viel drängende Menschlichkeit, viel Sehnsucht nach der verlorenen Natur. — Gering ist merkwürdigerweise die Nachfrage nach medizinischer, überhaupt menschenkundlicher Literatur, groß dagegen das Interesse für Astronomie, Paläontologie und Prähistorie.

So kann der Büchereibeamte mit einiger Sicherheit feststellen, was der deutsche Arbeiter liest — aber das viel Wesentlichere bleibt auch für ihn meist im Dunkel, bleibt unendlich vielfältig und verschleiert: was er beim Lesen erlebt, was ihn an einem Buch fesselt und beeinflußt.

Der gesprochene Chor

Von Rudolf Frank (Berlin)

An sehr entgegengesetzten Stellen des heutigen Deutschland, in der Nähe der Werkleute des Hauses Nyland, beim Bühnenvolksbund, beim Bauhaus Weimar-Dessau, unweit der Sturmgruppe, in der Arbeiterjugend, an Hochschulen, Universitäten und in Handwerkerkreisen sind in den letzten Jahren, den letzten Monaten eifrige, willige Scharen zusammengetreten und haben unter Führung junger Dichter, Regisseure, Jugendbildner Vereinigungen zur Pflege des unisono gesprochnen Worts gebildet. Der soziale Zweck und reale Nutzen solcher weltlichen, zugleich von religiösem Gefühl überhauchten Kongregationen liegt auf der Hand. Das ins einzelne Individuum eingeprägte, in Klang, Rhythmus und Inhalt dem Willen und Geist einer Gemeinschaft eingepaßte und durch sie einen eigentlichen Wert gewinnende Wort besiegelt besser als ein gemeinsames Abzeichen, besser als gemeinsamer Trunk, Marschtritt, Ritus oder Hörsaal die innere Verbundenheit suchender Seelen. Auch besser als der (durch die Vorbedingung musikalischer und stimmlicher Eignung exklusivere, durch das Primat der Musik unwirklichere, romantische und meist im Technischen sich erschöpfende) Chorgesang. Solches wußten schon die handfesten Pädagogen der Scholastik, wenn sie ihren Schulklassen gereimte lateinische Genusregeln durch gemeinschaftliches lautes Aufsagen für Lebenszeit einpaukten. Um wieviel tiefer lassen sich nun erst deutsche Lebensregeln einhämmern, jetzt, da es ohne schulmeisterlichen Zwang aus reiner Begeisterung geschieht!

Und so deklamieren denn die jungen Chöre zur Linken:

„Rot leuchten die Fahnen,
Weit leuchtet ihr Brand,
Wie singendes Mahnen
Dem weitweiten Land."

Bruno Schönlank[1]

[1] „Seid geweiht! Ein Sprechchorspiel zur Jugendweihe" von Bruno Schönlank. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. Im gleichen Verlag erschien gleichzeitig „Um die Erde, Sprechchorwerk" von Alfred Thieme und „Menschheitswille, dramatisches Spiel für großen Bewegungs-Sprechchor samt dem Lied um die Erde für Sprechchor" von Hermann Claudius.

Digitized by Google

Die zur Rechten aber:

„Dir weihen wir den neuen Schritt,
Der Himmel ist neu
Und die Erde ist neu
Und die Menschen sind neu...
Deine Kinder spielen Dein Spiel...
Die freudigen Kinder singen Dir Lob...
Das Heil ist da
Heil Dir,
Heil uns,
Der Heiland ist da."

Lothar Schreyer[2]

Und die Erde ist neu? — Und die Menschen sind neu? — Warum sind dann die Verse doch so ältlich?

Diese nicht bös gemeinte, aber unumgängliche Frage bringt uns, nachdem wir die praktische, politische, pädagogische und soziale Verwendungsfähigkeit des aufblühenden Sprechchorwesens ohne weiteres bejahen konnten, auf die Suche nach dem künstlerischen Kern und Wert der chorisch gesprochenen Rede. Wo sind ihre lebendigen Wurzeln, wie weit erstrecken sich ihre Grenzen und Möglichkeiten? Hat nicht schon, gestützt auf Seneca, E. T. A. Hoffmann[3] dargetan, daß die Chöre der griechischen Tragödie sich mehr noch als die Deklamation des Dialogs dem eigentlichen Gesang näherten? Hat nicht Schiller in der „Braut von Messina" seinen der Antike nachgebildeten Chorus durch Aufteilung unter mehrere, persönlich benamte Sprecher individualisiert und so bis auf unbedeutende, fast störende Reste aufgelöst? Beschränkt sich nicht das gesprochene Massenwort in Liturgie und Litanei auf denkbar kürzeste Wortfolge, Stoßgebet und Aufschrei: „Bitt' für uns!" und „Erhöre uns!", auf Nachsagen und Wiederholen? Tritt nicht, sobald die Grenze nur um Haaresbreite überschritten wird („et cum spirito tuo..."), an Stelle des gesprochenen Wortes die Psalmodie der Gemeinde?

Wohl finden wir in allen Völkern und zu allen Zeiten Worte, die im selben Augenblick aus tausend Mündern gleich wie aus einem einzigen hervorbrachen und durch die Jahrhunderte forttönen bis auf den heutigen Tag. So braust uns das „Thalatta! Thalatta!!" der Zehntausend des Xenophon im Ohr, so schrillt aus dem Massenschrei zu Jerusalem der Haß der Welt noch immer sein „Kreuziget ihn!", brüllt ihre Unvernunft aus der chorischen Replik an Pontium Pilatum: „Barnabam!!", kreischt ihre Gier an Cäsars Leiche: „Das Testament! Lest das Testament!!" So heult Sport- und Wettwut der Gegenwart in Takt und Rhythmus: „Peltzer!!!" oder „Dempsey!!!", so skandiert das politisch bewegte Volk in Griechenland das Schlagwort der Königswahl: „Den wollten wir, den wählten wir!" und in Italien den Kampf- und Werberuf der fasces: „A Noi!" und „Alala!!" So ruft im Chor das leichte rheinische Karnevalsvölkchen die Fastnachtslosungen: „Alaaf!" — „Mir — freie uns!"

Nie reicht Massenrede über primitivstes Wortgefüge hinaus. Dem einfach nackten Volksgefühl entspricht grammatikalisch der einfach nackte Satz. Lothar Schreyer, der von der Sturmbühne und Stramms Stoß-Rede herkommt, Ignaz Gentges,[4] der vom Kultischen ausgeht, haben dies gefühlt und suchen nach gemäßer Beschränkung und Motivierung. Denn jeder Nebensatz, jede Inversion und Antithese widerstreitet dem urhaften Material Masse Mensch. Selbst wenn man es technisch fertig bringt, darf man in Marmor keine Spitzenklöppelmuster nachformen und aus Granit keine Tanzfiguren.

Die unerschöpflich reiche Kunst- und Naturform der Masse liegt im mimischen Ausdruck der Massengebärde, im stürmischen Empor, im mutigen Vorwärts, inbrünstigen Hinauf, entsetzten Zurück, explodierenden Auseinander, in panischer Flucht, todmüdem Zusammensinken, dumpfem Dahinschleppen, in wirrem Durcheinander, im Gewimmel der Lust, im orgiastischen oder kultischen Tanz.

Und aus jeder dieser Riesengesten bricht der durch kein bedachtes Studium zu überbietende Schrei der Leidenschaft, bricht mit der Wucht und Eindruckskraft elementarer Naturgewalt der Ruf des Lebens und der Hauch des Todes.

[2] Die Blätter für Laien- und Jugendspiele, 2. Jahrgang, Heft 2, S. 6 ff. Berlin 1926, Verlag des Bühnenvolksbunds.
[3] „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt." — [4] Die Blätter für Laien- und Jugendspiele, 3. Jahrgang, Heft 2, S. 1 u. 45 ff. Berlin 1927, Verlag des Bühnenvolksbunds.

Digitized by Google

Der literarisierte Jazz

Von Friedrich Hirth (Paris)

Seit dem Kriege sucht Frankreichs literarische Jugend einen Führer und einen Weg. Vielleicht lehnt sie sich sofort dagegen auf, wenn man ihr die Absicht zuschiebt, einen Führer zu suchen. Denn diese literarische Jugend will nicht nur aus Individuen, sondern auch aus Individualitäten bestehen, von denen jede einzelne für sich betrachtet sein will. Aber die Fülle von Einzelerscheinungen, die man wahrnimmt, erweckt doch den Eindruck, daß ihnen allmählich bange wird, sich ohne Weg und ohne Wegweiser behelfen zu müssen.

Eins strebten die jungen französischen Dichter in diesen Jahren leidenschaftlich an, was jeder einzelne von ihnen betonte: sie wollten einen Stil schaffen, der frei sein sollte von allen Abhängigkeiten. In diesem Wunsche nach Stilerneuerung oder Stilneuschöpfung lag ein starkes Stück Nationalismus. Jahrelang bin ich den Versuchen der jungen Franzosen gefolgt, diesen neuen Stil zu schaffen. Der Wunsch und das Streben waren begreiflich und löblich. Schließlich mußte sich jugendlicher Schaffensdrang dagegen aufbäumen, daß Frankreichs literarische Sprache unaufhörlich in die Fesseln geschlagen bleiben sollte, die ihr von den Bourget, Rosny und ähnlichen überlebten Zeitgenossen auferlegt worden waren. Das junge und oft sehr jugendliche literarische Frankreich von heute konnte den Stil auffrischen und biegsam machen. Es konnte ihm neues Leben einflößen, es konnte ihn flüssiger, bilderreich und anschaulich gestalten. Nur eins blieb versagt: zu innerer Harmonie zu gelangen.

Schließlich ist der Literatur außer der Stilkunst noch eine andere Rolle beschieden, nämlich einen Stoff zu gestalten; mag man den Begriff „Stoff" materiell oder immateriell fassen, mag man darin Handlung, Gedanken oder Gefühl erblicken. Das jüngste Frankreich wird mir entgegenhalten, daß es sich längst nicht mehr darum handle, dem Leser Einblicke in ein Geschehnis, in einen Gefühlsablauf, in eine Gedankenentwicklung zu geben; daß man sich überhaupt nicht um den Leser zu kümmern habe, daß ein Literaturwerk die Abstraktion von allen innerlichen und noch mehr äußerlichen Zusammenhängen darstelle, weshalb die Betätigung der reinen Ausdruckskunst das Um und Auf aller Dichtung sei. Für die Lyrik mag man, wenn auch widerstrebend, diesen Standpunkt gelten lassen. Kann er für die Prosa genügen? Sicherlich, werden die jungen Franzosen erwidern, zumal der Unterschied zwischen den beiden uralten Begriffen Poesie und Prosa rein äußerlich-formell ist, während die beiden Dichtungsformen sich in Wirklichkeit gegenseitig durchdringen.

Es wird uns in diesem Augenblick leicht und bequem gemacht, die neueste französische Prosa zu überschauen, wenn wir die Musterkarte betrachten, die der pariser Verlag S. Kra in der „Anthologie de la nouvelle prose française" eben veröffentlicht. (Aux éditions du sagittaire chez Simon Kra, 399 Seiten.) In diesem Fall rechtfertigt sich die Anthologie dadurch, daß sie, wie das Vorwort hervorhebt, den Zweck verfolgt, die Werkmeister einer Wiedergeburt des französischen Stils vorzustellen. Es handelt sich nicht darum, Tendenzen des neuesten französischen Romans aufzuzeigen, wozu eine Anthologie durchaus ungeeignet wäre, sondern bloß Stilformen, Stileigenheiten oder (was wir nicht übersehen wollen) Stilmanieriertheiten. Das Vorwort will glauben machen, daß die modernen französischen Prosaisten einander nicht kennten, und daß jeder für sich arbeite, ohne es sich angelegen sein zu lassen, die anderen kennenzulernen. Das mag sein; denn das Selbstbewußtsein, von dem die literarische Jugend Frankreichs erfüllt ist, treibt sie dazu, daß sie von Schulen nichts wissen will, nicht einmal von solchen, die sie selbst bilden könnte. Dennoch wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die jungen Eigenbrötler — das Wort ist nicht tadelsüchtig gemeint — im Banne von Meistern stehen, gewollt oder ungewollt, bewußt oder unbewußt. Ob André Gide und Paul Valéry, die in dieser Anthologie mit Proben vertreten sind, hineingehören, könnte man bezweifeln. Denn beide scheinen von dem, was man die jüngste französische Prosa nennen muß, nicht nur durch beträchtliche Alters-, sondern

Digitized by Google

noch mehr durch Wesensunterschiede getrennt zu sein. Aber sprachlich übten sie sicherlich auf die lebende Generation „Einfluß" aus, wie sie es waren, die die Sprache als eine Art Exerzierfeld zu betrachten begannen, auf dem man Übungen vornimmt, Umstellungen, Umdeutungen, Umdenkungen der Worte, der Begriffe, der Bilder. Darin machten sie Schule — jeder in seiner Art, denn ich werde mich wohl hüten, die mathematisch-sprachliche Gestaltungsfähigkeit Valérys mit der anatomisch-sprachlichen Gides in Zusammenhang zu stellen.

Was will nun das Geschlecht, das etwa seit 1919 schafft? Ich glaube, daß die Sehnsucht oder Sucht nach dem „Kolossalen", wie man auch die heutige Prosa besehen mag, in den Vordergrund tritt. Eine Generation, die ein Erlebnis, wie den Weltkrieg, hinter sich hat, kann im Grunde genommen nicht anders, als daß sie einem Riesenübermaß zustrebt, um sich nicht verkleinert und erdrückt zu fühlen. Der französische Roman von heute will nicht mehr, wie dies Zola definierte, einen Ausschnitt aus der Natur geben, sondern er will Welten umspannen. Er will alles in sein Bereich und seinen Bann ziehen, will in den Rahmen eines Buchs alles hineinzwängen, Geschehnisse, Erlebnisse, Gefühle, Betrachtungen, Zeitdeutungen. Großes und Kleines soll durcheinanderwirbeln, alles soll umfaßt werden, alles soll gewiß nicht seine Gestaltung, aber doch seine Andeutung, seinen Hinweis finden. Natürlich können keine Schlußsteine gesetzt werden. Jedes Buch der Jüngsten, mögen sie sich Jean Giraudour, Léon Fargue, Valéry Larbaud, Philippe Soupault nennen, ist eine Sammlung von Ansätzen und damit ein Spiegelbild unserer Zeit, die unendlich viel in Angriff nimmt, aber noch nichts vollenden konnte. In einem kleinen Buch von Giraudour, „La première disparition de Jérome Bardini" (bei Kra in der Sammlung „Les Cahiers nouveaux") scheint sich mir am deutlichsten darzustellen, was die französischen Prosaiker wollen. Für sie gibt es keine Grenzen, weder physische noch geistige. Sie wollen alle Ausstrahlungen unserer Tage einfangen, ohne die Absicht zu haben, sie zu ordnen, sie zu synthetisieren. Wie Giraudour die Einfälle zufliegen, so greift er sie auf und hält er sie fest. Kaum vermag man dieser Vielfältigkeit Herr zu werden; man begnügt sich schließlich damit, dem Auf und Ab, dem Kreuz und Quer, dem Hoch und Nieder, dem Rechts und Links, dem Vorwärts und Rückwärts, das sich betäubend auftut, willenlos zu folgen.

Man könnte versucht sein, die jüngste französische Prosa — Giraudour ist kein Einzelfall, sondern ein Typus, der stärkste Nachfolge fand — mit einer Symphonie zu vergleichen, in der unaufhörlich neue Motive anklingen. Aber im Wesen der Symphonie liegt es, daß schließlich alle Motive und Motivansätze ineinander aufgehen. Die jungen Franzosen streben solche Zusammenfassung nicht an. Ihnen genügt es, die Motive anzuschlagen, oft auch nur anzudeuten, und selbst den einzelnen Instrumenten wird nicht zugemutet, sich darum zu bekümmern, was die anderen spielen. In den Prosaergüssen musiziert jedes Instrument für sich, versucht sich durchzuringen und die Oberhand zu erlangen. In der neuesten französischen Prosa ist die Selbständigkeit der Stimmen, Instrumente und Motive bis ins Übermaß gesteigert. Man hat beinahe das Gefühl, dem Konzert eines Riesenjazz zuzuhören, ausgeführt von Instrumenten, die nicht mehr von Menschen gespielt, sondern von Maschinen betrieben werden. Betäubung ist schließlich der Gesamteindruck, der zurückbleibt. Wer imstande ist, herauszuhören, herauszufühlen, was zwanzig, dreißig wie rasend drauflosspielende Instrumente von sich geben, wird feststellen, daß jedes einzelne ein anderes musikalisches Thema verfolgt, und daß sie gar nicht den Willen haben, sich zum Einklang durchzuringen. Das Hintereinander in der Erzählung wird von dem Nebeneinander vollkommen verdrängt. Motive und Motivchen werden aufgegriffen, ohne Rücksicht darauf, wie sie zueinander stehen mögen. So ist vielleicht das Leben, dem das abgeht, was wir einstens geschlossene Folgerichtigkeit zu nennen pflegten. Das Leben besteht nicht in der Abhaspelung einander folgender Begebenheiten. Wer es in unseren Tagen richtig zu deuten weiß, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Stimmen, die erschallen, nebeneinander und nicht ineinander erklingen. Ich glaube, daß den jungen Franzosen das Verdienst bleiben wird, dies erkannt und künstlerisch gestaltet zu haben. Der literarisierte Jazz ist ein Nachklang dieser Epoche.

Digitized by Google

Über Ernst Wiechert

Von Martin Rockenbach (Köln)

Von Ernst Wiechert liegen zwei Romane vor, die den Anspruch erheben können, in die Reihe der zeitcharakteristischen und zugleich dichterisch ausgereiften Zeugnisse der Nachkriegszeit aufgenommen zu werden: die Romane „Der Totenwolf" und „Der Knecht Gottes Andreas Nyland". Um ihrer Gegensätzlichkeit willen, was die Wahl der Lebenseinstellung ihrer Hauptpersonen zum Christentum anbetrifft, ist eine Betrachtung der Dichtungen Wiecherts besonders fesselnd. Es stehen sich in den beiden Büchern nämlich gegenüber germanisch-trotzig auftrumpfender Haß gegen alle Zivilisation und alles Christentum, das Wiechert als Fundament eben dieser Zivilisation ansieht, — und deutsch-tumbe, einfältig-dumpfe Christus-Nachfolge im Willen zur dienenden, unterwürfigen, opferbereiten Überwindung der modernen Zivilisation. Die gegensätzliche Einstellung beider Bücher deutet aber schon von vornherein darauf hin, daß das Wesentliche, was der Dichter zu sagen hat, hinter der jeweiligen Sonderhaltung seiner dichterischen Figuren zu suchen ist.

Die dichterische Substanz des Erzählers Wiechert ist nicht schwer zu benennen. Wiechert, geboren 1887, ist ein Sohn des ostpreußischen Waldes, ein Försterssohn, dessen einsamer Kindheit das „ferne, ruhige, atmende Brausen" der Bäume zur Lebensmelodie wurde. Die Schwermut der unendlichen masurischen Wälder und der weiten Heidemoore liegt in Wiechert als seelische Stimmung zugrunde. Die Sehnsucht dieser Wältereinsamkeit sucht sich Genüge zu tun im künstlerischen Erlauschen und Gestalten der Stimmen der Landschaft und schwerblütiger, dunkel belasteter Menschenschicksale, die aus der Landschaft heraussteigen. Vor allem die Geschicke der Liebe gewinnen in der Einsamkeit eine tief und nachdrücklich tönende Kraft in der Fesselung der Phantasie.

In geruhigeren, glücklicheren Zeiten wäre Ernst Wiechert solch ein Erzähler schwermütiger Schicksalsromane seiner Heimat geworden und geblieben. Unsere aufgewühlte Zeit, in der sich zwei Generationen gegenüberstehen und in der (wie wir glauben) ein edleres Menschentum neu erkämpft werden muß, reißt Wiechert jedoch aus der geruhigen Bahn der rein „landschaftlichen" Dichtung heraus und befiehlt ihm herrisch, als Sohn einer starken Natur, als Sohn des Waldes, richtend und abwägend und vorwärts deutend auch in die Zeitgestaltung und Zeit als solche einzugreifen. Daß Wiechert die Verbundenheit mit der Heimat niemals lockern kann, auch wenn er sich in besonderer Weise als Zeitdichter und Zeitkritiker fühlen möchte, macht seine dichterische Bedeutung aus. Daß Wiechert Zeitkritiker und Zeitdichter ist nur auf Grund der Verbundenheit mit der Heimat, nicht auf Grund intellektueller Überlegenheit oder besonderer repräsentativer Erlebnisse und Wandlungen und Erkenntnisse oder mystischer Erfahrung, das ergibt die Eigenart seiner dichterischen Begabung.

In drei Romanen bereitet sich Wiecherts Dichtung vor, um in den beiden obengenannten Romandichtungen in breiter, dichterisch satter und ausgewogener Gegenständlichkeit der Zeit die Stirn zu bieten. Der Roman „Die Flucht" (veröffentlicht unter dem Decknamen Ernst Barany Bjell, Berlin 1916, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, jetzt Verlag Der Aufmarsch, Leipzig) zeigt den von der Stadt und dem Beamtenberuf angeekelten Oberlehrer, der in seine Kindheit und Wälderheimat zurückflüchtet, aber in dieser Flucht vor sich selbst zugrunde geht. Flucht in eine Vergangenheit hilft nichts, ist Wiecherts Erkenntnis für alle Zukunft. Der Roman „Die blauen Schwingen" (Verlag Habbel & Naumann, Regensburg, jetzt ebenda), im Schützengraben geschrieben, sucht von einer Künstlerjugend aus, verträumt und den Frauen ergeben, nach Befriedigung der Lebenssehnsucht, nach dem „Rätselwort, das im Walde rauscht und das man nie versteht", nach dem „Geheimnis des Lebens", nach „Gott": — die müde, elegische Melodie eines „Metaphysikers der Liebe" ohne Philosophieren, des zu künstlerischem Schaffen berufenen Wäldersohnes, diesmal fast ohne unmittelbar kritische Beziehung zur Zeit als dem besonderen Aufgabenumkreis unserer Generation. „Der Wald" (1922 im Verlag

Digitized by Google

G. Grote, Berlin), das erste Nachkriegsbuch, rafft sich dann plötzlich auf zu bewußter Zeitdichtung auf Grund der Waldmelodie. Die Satire auf die Entartung der Zeit, die schon in der „Flucht" eine wesentliche Rolle gespielt hatte, wird zugespitzt, ihr gegenüber steht eine Mythisierung, fast Vergöttlichung des Waldes in seiner Unberührtheit und Naturreinheit. Menschen von unrealer Wildheit und haßvoller Kraft stehen als Priester und Krieger des „grünen Gottes" da und höhnen über die Entstellung der modernen Zeit, die Gott in die düsteren Kirchen sperre und das Leben mit Sanftmut und dem Gebot der Nächstenliebe versumpfe.

Wir stehen an der Schwelle des Romans „Der Totenwolf". An der Natur, deren tiefen gottnahen Gesang der Dichter in sich trägt, wird die Verknöcherung und Versteinerung der naturentfremdeten Zivilisation gemessen und zu leicht befunden. Der Gott dieser Zivilisation kann nicht zugleich der Gott des Waldes sein. Darum — fort mit ihm. Im Wald klingt die Orgel der neuen Kirche. Der Mensch, schließt Wiechert weiter, ist also vor die Aufgabe gestellt, den alten Gott zu töten und, nunmehr Herr des Lebens und des Todes in bitterer Einsamkeit, einen neuen Gott sich zu schaffen. Der Mensch vergeht, der Wald vergeht, „aber der Acker bleibt, die Erde, Gott!" Mit jedem Birkenstämmchen aus dem geopferten Gottwald kann Gott in neue Erde eingesenkt werden. Naturgemäß zu leben in „Religion", Gott in Naturtreue neu zu schaffen —:

„Ich kann Götter töten und Götter erschaffen."

Der Roman „Der Totenwolf" (1924, Verlag bei Habbel & Naumann, jetzt Der Aufmarsch), das erste relativ reife, mit einer Fülle von lebendigen Menschenschicksalen lebende Buch ist ein Buch des Göttermordes aus leidgezeichneter, von stählernem Willen getriebener Gottessuche. Wolf Wiedensahl ist ein Sohn des Moors, wo Nebel und Irrlichter spukhafte Gesichte ins Blut geben. Wolf wird gelehrt, die Wälder klagten im Sturm, weil die heimatlose deutsche Seele schreie unter der wesensfremden Versteinerung, die das Christentum verschuldet habe; unruhig suche der wertvolle Deutsche sein Leben lang nach seiner Waldesseele. Der Weltkrieg ist für Wolf Götterdämmerung, an der er mitschüren darf. Der Kampf geht nach dem Krieg weiter, „gegen den Gott der Nächstenliebe und der Demut", für „ein neues Haus für die deutsche Seele". In dieser verruchten Zeit, die um den Götzen des Geldes tanzt, hilft nur Haß, nicht „Liebe". Heidnisch-heldenhaft in seinem engen Lebenskreis das Schwert zu schwingen — was aber soll in dieser heldenlosen Zeit „Königsblut — blutige gehetzte Fährte, blutgierendes Geheul über Urweltland, einsames wildes Sterben"? Was vermögen Tempelschändung und Volksaufhetzung? Wolf stirbt ohne große Tat, nur einen ersten Stein glaubt er aus dem verhaßten Tempel herausgebrochen zu haben. Jedoch er hat Samen geworfen, sein Sohn wird den Ruf weitergeben. Der Sohn aber soll aufwachsen im Moor, getränkt vom Atem der Wälder, und dann viel lernen und wissen. „... denn ich, ich hatte nur das Schwert. Ich kannte die Welt nicht, das Gift, das dunkle Tier. Das Wort war mir fremd, nur die Faust. Vorbei ist die Zeit. So habe ich mich verblutet, hier schon ... gegen die Leichen, statt gegen die Lebendigen ... Er aber soll anders ..."[1]

Es ist bei aller Anerkennung einer ernsthaften, wirklichen Dichtung bemerkenswert, wie wenig Gegenstimme die Wiechertsche Dichtung vom Kampf der Faust gegen das Christentum im gläubigen Christen hervorruft. Der heidnisch-heldische Kampf um die Reinheit des Gottesreichs wird geführt aus gutem Gewissen und jenseits aller geistigen Auseinandersetzung, aber auch ohne jede intime Kenntnis der christlichen Ideenwelt. Massiv ungeistig und naiv lebt er in einer lebendigen Gestalt, die das töricht-unvernünftige Gebot vor Augen sieht: „Prüfe deinen Bruder und töte ihn, wenn er böse ist." Unvernünftiges Aufbrausen und übersteigerter Fanatismus der Abwehr dürfen als ideelle Einstellung nicht allzu ernst genommen werden. Ein klipp und klar unbegründetes Nein verlangt keine Antwort, da das Ja im Nein mitklingt ohne Wissen des Sprechers.

[1] An dieser Stelle des Entwicklungsganges der Dichtungen Wiecherts müssen auch zwei reife Legenden eingeordnet werden: „Die Legende vom Walde", vom Verlag Habbel & Naumann in Regensburg 1925 als ein Festdruck herausgebracht, als Dichtung den Sinn des Romans „Der Wald" dichterisch rein und ungetrübt wiederholend; und die legendäre Verfluchung der Großstadt „Heinrich der Städtegründer", erschienen 1925 in den „Süddeutschen Monatsheften".

Digitized by Google

So liest denn Andreas Nyland (in „Der Knecht Gottes Andreas Nyland". 1926. Grote, Berlin) der geistige Bruder Wolf Wiedensahls, auch schon den anderen Sinn aus dem Gebot des Bruders: „Liebe deinen Bruder und stirb für ihn!" Nyland, auch er Sohn trauriger Waldlandschaft, will den Schrei des deutschen Herzens nach Bruder und Gott in der Nachfolge Christi erlösen. „Wenn in einer Gemeinde hundert Seelen sind, die leiden, und eine, die nicht leidet, so werden die hundert Gott und der Menschheit fluchen. Aber wenn auch die eine leidet, freiwillig leidet, dann wird das Leid aufhören, eine Qual und eine Geißel zu sein." Aus solchen Grundüberlegungen her beginnt Nylands Leidens- und Erlösungsweg durch das Land und die Zeit, durch einen mannigfach reichen und bedeutungsvollen Reigen von Menschen der Verfluchung, des ungewissen Zwiespalts und des so seltenen Heils. In alle Schichten und Stände führt der Weg, die Zeit erhellend, angefochten als Schicksal, unentwegt sehnsüchtig; auch das Grauen und die Süße der Versuchung in der eigenen Brust, auch die Gefahr verzerrender Spiegelschau, die Gefahr der Verschüttung in verfrühter Scheinreife bleiben nicht aus. Aber immer wieder steigt Andreas als ein erster Lazarus aus dem Grabe und klopft, ob der Heiland noch atme, oder horcht, ob Gott nicht sehnsüchtig nach ihm rufe. Bis der Lebensweg des Narren in Christo, gesättigt von „Leidenschaft, Irrtum, Bekenntnis und Schuld", dann entsagend entschwindet in die Gelassenheit verborgener Einkehr in Gottes kindlicher Einfalt der Natur.

*

Wo steht Wiechert nun also heute, beim Abschluß dieses neuen großen Romans der Gottessuche in unserer Zeit? Bemerkungen Ernst Wiecherts im Groteschen Verlagsalmanach von 1926 sprechen ganz offen vom Sinn und Hintersinn des dichterischen Werdeganges. „Dumpf" nennt Wiechert die Idee, daß alles Tagewerk an die alte Welt gebunden ist (und mag sie noch so leer und verwüstet sein) und das Unendliche nun einmal nicht unvermittelt dargelebt werden kann, insofern dies ein Mensch von seiner natürlichen Einsamkeit aus versuchen möchte. „Dumpfheit" der Handlung, „Dumpfheit" des Charakters im jüngsten Roman seien damit gesetzt. Und die persönlichen Erlebnisse eines Mannes, der in Verantwortung übersonnen hat, was ihm das so leer erscheinende Leben bisher erfüllt hat, der nur „ein paar Menschen, Erkenntnisse und Bewußtheiten" nach dieser Gewissenserforschung in den Händen behielt und somit wie Andreas Nyland als der „Mann in der Öde" zu seinem Tagewerk zurückkehrte, — stehen verschleiert hinter den dichterischen Begebnissen des Romans. Für die Zukunft aber kann Wiechert nur versichern, daß die „große Wandlung" für ihn weder „im Programmatischen" noch „im Grundsätzlichen" ende, daß seine Dichtung wie sein fruchtbares Erleben vielmehr ewig im Wandel sich fühle und nur getreu sei im Trachten nach dem „dritten Reich".

*

Ernst Wiechert ist geborener Erzähler. Seine Prosa, melodisch getragen und schwermütig im Tonfall, ist satt und reif in der Anschauung, voll seelischer Wärme im Benennen der Dinge der Welt, gedämpft und von edlem Gleichmaß bei allem wechselnden Geschehen. Ganz rein kann sie — wie oben an Hand der Inhalte der Dichtungen schon gesagt — gelten seit dem „Totenwolf" und den Legenden. Als (für uns) stärkste dichterische Bildfolgen im Sinn dämonischer Vergegenwärtigung erschütternder Menschenschicksale seien hier nur eben genannt die Kapitel fünf bis acht des ersten Teils von „Der Knecht Gottes Andreas Nyland".

Zu meinem Leben und meinen Büchern

Von Ernst Wiechert (Königsberg i. Pr.)

Am Anfang meines Lebens war der Wald. In der Mitte war der Stein der Städte. Woraus der Schauplatz folgt.
Am Anfang war Gott. In der Mitte war die Verneinung. Woraus der Weg meiner Helden folgt.
Am Anfang war die Einsamkeit. In der Mitte waren die Menschen. Woraus meine Liebe zu den Tieren folgt.
Aber was soll das Spiel mit diesen Worten? Was vermag einer über sein Leben zu sagen? Viel Kluges,

Digitized by Google

und es wird immer Torheit darin sein. Viel Ehrliches, und es wird immer Lüge darin sein. Viel Demütiges, und es wird immer Hoffart darin sein. Wo ist eine Beichte, die nicht mit neuer Sünde belädt?
Unser Leben lief in Formeln bis zum großen Kriege: Schule, Kirche, Universität, Amt. Darüber die Tolstojsche Frage: Und was dann? Der Krieg stellte uns vor die Augen des Schicksals, und langsam prägte sich die Form. Wir legten ab, was kindlich war: Weltanschauungen, Autoritäten, Fahnen, Orden, Spielzeug. Wir begannen noch einmal. Wir dachten, daß alle andern auch noch einmal beginnen würden, aber wir erkannten unsern Irrtum. Es kam die große Einsamkeit, und sie umhüllt uns noch. Wir schreiben Bücher, aber es ist nur unser Schrei aus der Verlassenheit.
Was ist weiter zu sagen? Die Menschen meiner Bücher sind Fanatiker. Ich bin es auch. Sie gehen durch Wandlungen und werden niemals fertig. Ich auch. Sie lieben die Erde und haben die Trauer, die niemals endet. Ich auch. Sie sprechen kluge Worte und tun törichte Dinge. Ich auch. Sie greifen nach Gottes Mantelsaum und möchten rauschen wie ein Baum. Aber sie gehen wie ein dunkler Fluß durch das Leben und nicht wie ein Weg.
Ich bin nicht wunschlos. Ich möchte in die finnischen Wälder gehen und als ein Jäger leben. Ich möchte jedem Menschen dieser Erde einmal in die Augen sehen. Ich möchte einmal als Adler leben und einmal als eine Blume. Ich möchte einmal die Kantate von deutscher Seele schreiben, aber anders als Pfitzner. Und ich möchte einmal ein Buch schreiben mit dem Titel „Das dritte Reich".
Aber wer von uns weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt?

Arno Nadels neues Buch „Der Sündenfall"

Von D. Luschnat (Berlin)

Urväterzeit steigt auf. Erstes Ringen um Gott wiederholt sich vor unsern Augen in großer Gestaltgebung. Der Aufbau dieser Geschehnisse gemahnt an den eindeutigen Rhythmus alter Holzschnitte, deren Glaubenskraft unsere unsicheren Herzen wohl zuweilen in der Tiefe bewegt.
Was wissen wir Jetzigen von Gott? Kaum mehr, als auf dem Wege intellektueller Aufspürung von seinen zahllosen Namen und Umhüllungen erkennbar wird. Und wie bedeutungslos diese bloßen Umhüllungen sind, vermögen wir kaum ahnungsweise zu begreifen.
Die Kraft des Gotterlebens in der Tiefe eigner Wesenheit ging verloren, als der Mensch das Paradies seiner Unschuld, den Garten des schuldlosen Seins, verließ und in Sünde fiel. Nun muß er, der Verfluchte, fern vom Paradies in seiner Finsternis um die Unschuld des Erlebens und die lebendige Kraft seiner Geistigkeit ringen.
Weib und Mann, beide sind schuldig geworden. Und beide werden immer wieder schuldig, trotz aller Siege über das Schlangentier des Ungeistes und der Unliebe. Der Kampf beginnt immer neu, nur das Schlachtfeld wechselt und die äußere Gestalt der Kämpfenden. Die Urmächte bleiben dieselben.
Arno Nadel weiß um das zeitlose Geschehen, das in diesem Kampfe wirksam ist.[1] Er weiß auch um die heilige Einfalt, die die reinen Kämpfer der Väterzeit begnadete und mit innerer Geistkraft durchglühte. Aber er kennt auch die Ohnmacht und Unbereitschaft des heutigen Menschen, den Ursinn der aufgezeichneten heiligen Heldentaten zu erfassen. Deshalb hat er es unternommen, biblische Szenen in eine Sprachform zu gießen, die dem jetzigen Ohr gemäß ist. Das Altgeheiligte dichtet er neu, den verborgenen Sinn verdichtet er zu anderer Gestaltung. So wird der darin eingeschlossene Geist zu neuem Leben erweckt und vermag zu wirken.

*

In der ersten Szene verfällt das Menschenpaar — Mann und Weib — der Sünde der liebe- und geistentblößten Erkenntnis. Das große Tier erhebt sein Schlangenhaupt zwischen den beiden. Entsetzen, Qual, Reue, Zorn, Angst, Lust am Fleisch,

[1] „Der Sündenfall." Sieben biblische Szenen. Von Arno Nadel. Berlin 1926, Felix Stössinger. 103 S. Geb. M. 6,50.

Digitized by Google

Machtbegierde — ein ganzer Chor zerstörerischer Mächte reißt die Seelen der gefallenen Gottkinder in seinen Wirbel hinab. In Trauer verstummt, hören die vom Schlangentier Umstrickten noch wie aus dumpfer Ferne die Worte ihres Herrn, den sie verraten haben.

„Die Entdeckung Gottes", so heißt der Untertitel der zweiten Szene. In tiefem Selbstgespräch führt Abraham Gedankenreihen und Erlebnisinhalte herauf, die ihn seinem Ursprung nähertragen. Der sündhaft verspielte Gott wird durch Sammlung der Geistkräfte aufs neue entdeckt. Als erstes dies: „Unsichtbar ist er!" Und nun wird der Erkennende — seines Selbstes froh — von dem Bewußtsein erfaßt, „daß er in allem Tod und Leben ist", und wendet sich seinem Gott entgegen in hohem Dankgefühl, „als wäre er ein Vater und ein Mensch".

Ein anderes Bild steigt auf: Rahel, die Gebärerin des Benjamin, des Sohnes der „rechten Liebe", stirbt in den Armen Jakobs. Jene Liebe — „stark wie der Tod", „eine Flamme des Herrn" — erlöst das Weib vom Fluch ihres Sündenfalls.

Dann: Moses kniet vor dem brennenden Dornbusch. Durch reine Anschauung des Göttlichen wird der Befreier — der Heiland — zur lebendigen Tat geweiht. Zunächst widerstrebt der Berufene aufs heftigste. Die Angst des Fleisches macht den Erdgebundenen zittern. Er versucht, durch sogenannte Vernunftgründe den Aufruf der Stimme zu übertönen. Aber es bleibt vergebliche Mühe. Sein furchtsames Wesen wird schließlich von der Flammenkraft des Gotterlebens zu Asche verbrannt. So spricht der Gott im Tatbereiten: „Du bist nicht für dich geworden, wie ich für mich nicht bin. Das Herz des Rätsels, das tief in deinem Herzen pocht und aufruft, es ist die Weihe deines reinsten Daseins."

Das Spiel geht weiter; Samuel empfängt die Abordnung, die an Stelle der Prophetenherrschaft das Königtum verlangt: Ein neuer Fall, Rückfall in die Sünde. Das Volk beginnt sich als Volk aus der Gottverbundenheit zu lösen. Furchtbare Qual durchdringt den greisen Samuel, der sein Lebenswerk von Narrenhänden zerstückt sieht. In abgrundtiefer Verzweiflung ruft er aus: „O Menschen, wüßtet ihr, was ich in meiner Brust erdulde." Aber niemand fühlt mit ihm. Er ist ganz allein mit seinem Schmerz und dem verratenen Gott.

In den beiden letzten Szenen erscheinen Weib und Mann als freie Persönlichkeiten in Lebenseinheit mit ihrem Gott. Ruth, die Liebende, überwindet die tiefe Schamhaftigkeit ihrer Seele und bekennt sich frei zur Liebe, zum Gott ihres Lebens. Der Mann Jona, der sich gegen das Gesetz der ihm eingeborenen Wesenheit aufgelehnt hat, übernimmt mutig alle Folgen seiner Verfehlung und findet so den Weg zu seinem Gott zurück. Diese letzte Szene ist von höchster dramatischer Kraft. Im tobenden Chaos der Naturgewalten bemühen sich alle Insassen des Schiffs, an der Rettung der Allgemeinheit — und damit des eigenen Lebens — jeder nach seiner Weise beizutragen. Teils soll die praktische Tatkraft und Umsicht Hilfe bringen, teils die kläglichen Gottschatten, die einzelne Beter durch Versprechungen zu beschwören trachten. Wirkliche Hilfe schafft indes nur der freiwillige Opfertod des Jona. Er versöhnt die Mächte des Abgrunds. Der Dichter scheint sagen zu wollen, daß sogar die unwissenden Gottlosen noch ein größeres Anrecht auf Erhaltung ihrer animalischen Forteristenz haben als der Gott Kennende, der seinen Gott verriet. Dieser muß sterben.

*

In der Gestaltwelt Arno Nadels schwingt die Seele des Ostens, breitet ihre Flügel, klingt auf als Musik. — Unter „Seele des Ostens" soll nicht das Kulturaroma eines geographischen Bezirks verstanden werden, auch nicht intellektuelle Durchdringung irgendwelcher versunkenen Weisheiten, deren Glanz, aus blassen Tiefen aufsteigend, das verwunderte Herz überrascht und entzückt. Es handelt sich nicht um literarische Genußwerte irgendwelcher Art, nicht um den Rhythmus erdgebundenen Blutes, auch nicht um verträumte Rückschau in die Ursprungtiefe religiösen Wesens. Das Wort will verstanden werden, wie es geschrieben ist: Die wirkliche Seele des Ostens — als des aufsteigenden Sonnenballs über der blühwilligen Erde — ist dem Wortwerk des Dichters lebend und lebenwirkend eingebannt.

In dem Grade, wie der Leser hingebend nimmt, wie er tiefschöpfend und schöpferisch sich versenkt, wird ihm die Berührung dieser Seele spürbar werden.

Digitized by Google

Über ein Buch läßt sich im letzten Grunde nur aussagen, daß es gut oder schlecht sei. Wenn es gut ist, so zeigt es die Widerspiegelung selbstleuchtender Erlebnisse im lebendigen Wort und beweist sich als wirkende Wirklichkeit durch jedwede bloß scheinende Erscheinung hindurch. Wenn es schlecht ist, so erregt es oder besänftigt, verwandelt den Chorus der Empfindungen in fremdgeartete Unwesen, macht das Erdenherz eine kleine Weile fröhlich oder traurig, je nach der Machart des Buches.

„Der Sündenfall" ist ein gutes Buch.

Der Doppelroman der berliner Romantik

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Einen eigenen Baustil hat sich die Romantik nicht geschaffen, nur in einseitiger Überspannung ihrer mittelalterlich religiösen Tendenzen rief sie sich die Gotik gelegentlich zur Hilfe; den Nachgeborenen aber scheint im Biedermeierhaus ein Inneres ihres Wesens fortzuleben; nicht durchaus und nicht ausschließlich; man erfuhr den Eindruck, verwarf ihn, ließ sich wieder davon bestechen. Hier aber diesem Jugendroman[1] gegenüber „Die Versuche und Hindernisse Karls", den Varnhagen, Wilhelm Neumann, August Ferdinand Bernhardi und Fouqué gemeinsam verfaßten und der 1808 vorbiedermeierlich erschien, wird der Eindruck ganz stark: das Biedermeierhaus!

Noch ist auch hier die Fassade: Empire. Aber wie man im Biedermeiergebäude, das Tor öffnend und das Tonnengewölbe durchschreitend, sich vergewissert, daß die Fortsetzung des Gewölbes jenseits des Hofs nicht auf gleicher Achse liegt; wie man erkennt, daß der Bau dort einem alten Baum im Hof ausgewichen, hier einen willkürlichen Stufenzusatz erhielt: ganz so diesem Roman gegenüber, und das scheint nur allzu erklärlich, hat er doch vier junge Leute zu Verfassern, die ohne einheitlichen Plan verfuhren, den Reiz ihres Schaffens in der Willkür des jeweiligen Anbaus suchten. Aber wie das Biedermeierhaus trotz der Willkür architektonischer Einzelheiten höchst geschlossen, ja nahezu organisch wirkt, so wird der Leser dieses Romans kaum gewahr, daß ihn von Kapitel zu Kapitel je ein anderer Verfasser leitet. Varnhagen gab den Ton an, die Freunde nahmen wohl die Weise, sei es unbewußt, in sich auf und führten sie fort. Ganz stark aber erweist sich, daß Zeitstil allen Individualstilen so durchaus überlegen ist, daß er für uns Nachlebende ausschließlich und allein den Eindruck bestimmt. Varnhagen- und Fouqué-Schnörkel (ein versteckt lüsterner Zug im späteren Gatten der Rahel, gutes Deutschtum im Gutsbesitzer von Nennhausen) kommen daneben kaum in Betracht.

Durch dies Biedermeierhaus nun findet man in Helmuth Rogge den denkbar willkommenen Führer. Der höchst belesene Bibliothekar als Kastellan, und er ist hier mehr denn je vonnöten, denn ohne ihn fände auch der Kenner der Zeit und ihrer Literatur durch dies Gestrüpp satirischer Nesseln im Hof, durch diese Fülle von Bildern mit versteckten Porträtzügen an den Wänden des Hauses schwer oder vielmehr mit nichten seinen Weg. Rogges kritische, allzu unkritische Einstellung wird man sich weniger gern zu eigen machen. Bei solchen Gelegenheiten scheint von dem Bibliothekar nur noch der Kastellan übriggeblieben, der auf den Haufen mit Filzpantinen weist; auf daß die Besucher sänftiglicher durch die Räume gleiten.

Nein; dieser Doppelroman der berliner Romantik „Die Versuche und Hindernisse Karls" ist ein ausgesprochen schlechtes und minderwertiges Machwerk. Die Charakteristik verschwommen; die Handlungsführung willkürlich und konsequenzlos; die Satire schwächlich, geistlos. Aber sind Bücher, die

[1] Der Doppelroman der Berliner Romantik. Zum erstenmal herausgegeben und mit Erläuterungen dargestellt von Helmuth Rogge. 2 Bände. Leipzig 1926, Klinkhardt & Biermann. Erster Band: Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Erster Theil. Berlin und Leipzig 1808 (Faksimilewiedergabe der Originalausgabe). Zweiter Band: Die Versuche und Hindernisse Karls. Zweiter Teil. (Materialien, Notizen und angefangene Kapitel). Der Roman des Freiherrn von Vieren (Contessa, Fouqué, Chamisso, Hoffmann). Briefe. Anmerkungen. Geschichte und Bedeutung des Doppelromans. Register.

Digitized by Google

zur Zeit ihres Entstehens schlecht und an der zeitgenössischen Produktion bemessen minderwertig waren, aus hundertjährigem Vergessenheitsschlaf aufgeweckt, schlecht und minderwertig geblieben? Ich möchte die Frage verneinen. Sie haben inzwischen so farbig Patina angesetzt, ganz stark glüht ein Zeitempfinden über ihnen auf, es ist die goldig dämmernde Luft dahingeschwundener Jahrzehnte um sie, eine Empfindungsweise, damals schrillend, hat so besänftigend Auflösung gefunden, daß Wesentliches der guten zeitgenössischen Kunst ihnen ohne weiteres zugute kommt. (Ganz schlecht sind immer nur Bücher des Tages.)

Man mag diesen schlechten Doppelroman der berliner Romantik wie ein ganz gutes Buch, einen zu Wein gewordenen Krätzer, schlürfen. Man läßt die Kritik beiseite. Man versucht zu charakterisieren. Ein realistischer Zug, allen vier Verfassern nahezu in gleicher Weise eigen, macht sich kenntlich. Zu Figuren ihres Romans wählen sie Menschen ihrer näheren Bekanntschaft. Wird die Handlung auf ein Schloß verlegt, so ist das getreues Konterfei von Fouqués Gutssitz. Den hallischen Studenten bieten die Ausläufer Thüringens die selbstverständliche landschaftliche Szenerie. Nur eben für das Bild des Helden, eben jenes Karl, Frauenjäger und von Männern gejagt, Liebe-dumm aber für Freundschaft hellhörig, muß die Literatur aushelfen. Er ist der „Zerrissene" jener Zeit **sans phrase**, leider auch **sans action**. Tiecks William Lowell hat ihn am Druckbogenrand gezeugt.

Es ersteht ein Gesellschaftsbild. Die Männer vertreten Anschauungen, die Frauen sind gefällig. Unter Promenieren auf den verschlungenen Parkwegen, unter Spiel und Tändelei blüht Empfindsamkeit auf. Junge Männer finden sich schnell zum brüderlichen Kuß. Dem Liebespaar ist stets die Stunde günstig. Auch dies Gesellschaftsbild ist von den jugendlichen Verfassern Wirklichkeitseindrücken nachgeschrieben, nur eben aus dem berliner Treiben auf ländliche Zustände (wodurch es unrichtig wird) projiziert. Die berliner Geselligkeit der Zeit aber wird sogar chronikartig glossiert, und als ihre Blüte, vielleicht nicht zu Unrecht, die Jahre, da die Schlegels in Berlin weilten, bezeichnet. Ganz im Sinne der Epoche werden an die Teilnehmer der Geselligkeit hohe und ernstgemeinte Anforderungen gestellt. Es gibt da nicht nur ein „Du darfst", sondern auch ein strenges „Du mußt". Daß man an Rahels Lippen hing, ist nicht ohne nachwirkenden Einfluß geblieben. Dieser Realismus blüht unter der Sonne der jungen Romantik frühlinghaft auf.

Frech stellen diese jungen Literaten und Poeten Wilhelm Meister und Jean Paul als handelnde Personen unter die Menschen ihrer Erzählung. Johannes von Müller nimmt als Striezelmeier breiten Platz für sich in Anspruch, liest mehrfach aus seinem autobiographischen Kunstwerk vor, wird hart genasführt, und gilt hier, Homoserueller, der er gewesen sein soll, als Schwängerer einer unjungen etwas männlichen, gelehrten Dame. Wilhelm Meister wird, mit einer Ohrfeige bedacht, heimgeschickt. Die romantische Ironie, wie man sie Tieck abgelernt hatte, nur eben ohne romantischen Geist. Ein nüchterner Zug im angeblich beschwingten Spiel. Nur in Einzelheiten Treffer: So wenn Jean Paul, der sich selbst verloren hat, gegen sich selbst einen Steckbrief erläßt; an seinem sprachlichen Ausdruck müsse man ihn unschwer erkennen. So wenn Wilhelm Meister, unter sichtlicher Nichtachtung Goethes, für Schiller schwärmt (das Kapitel rührt von Varnhagen, dem eingeschworenen Goethe-Verehrer her und zeigt um so deutlicher, wie es schon damals um die Kampagne gegen Goethe bestellt war). Aber wenn sich das alles kärglich ausnimmt, uns Nachgeborenen trägt es, und sei es stubenhaft-biedermeierlich-verlawendelt, einen Hauch von romantischer Luft.

Ein ausgesprochen romantisches Motiv wird angeschlagen: die Somnambule wird im Dämmerzustand mißbraucht (E. T. A. Hoffmann „Das Gelübde"). Aber das Motiv klingt so unvermittelt ab, wie es angeschlagen wurde, hier wie stets befreien sich die Verfasser von einer unbequem gewordenen Figur, indem sie sie sterben lassen, ja man kann sagen, der jeweilige Fortsetzer des Eingeleiteten schreibt mit dem Dolche. Doch genügt auch hier das Motiv als solches, ein befremdendes Glitzern in die blindgewordenen Scheiben des Biedermeierbaus zu zaubern.

Völlig unvermittelt und desto packender in diesen Irrsalen der ernste Ruf der Zeit.

Man entsinnt sich, daß es die Jahre 1806 und 1807 waren, da in einem Schleiermacher — auch er weilte damals in Halle — der bewußte Wille

Digitized by Google

zum Deutschtum erwachte. Der gleiche Durchbruch vollzieht sich hier. Fouqué wird zu seinem Fürsprecher, und Fouqué selbst, den man gewiß nicht überschätzen wird, erscheint durchgeistigt, begnadigt, ein Dichter. Nicht nur sind die von Fouqué herrührenden Kapitel die besten des Buchs, sie gehören auch zweifellos zum Besten, was der Redselige geschrieben. Einmal stehn da die Worte: „Das Vaterland wird bestehen, solange das Band der Deutschen Heldensprache noch unsere Söhne umschlingt, und so kämpfen unsere großen Künstler mit uns einen gemeinsamen Krieg." Ein andermal: „Zwar ich selbst bin ein Preuße, und Preußen ziehen ins Feld, aber dieser Krieg gilt Deutschland." Das ist, um in der Vergleichssphäre zu bleiben nicht das Eiserne Kreuz hinter dem Glas der Servante, es ist der lebendige Baum im Hof, dem Raum gewährend, sich die gesamte architektonische Anlage zu gliedern hatte.

Man scheidet, und sagt sich: Viel war es nicht, was diese vier Verfasser konnten. Ohne daß sie Wesenhaftes aus der Zerrissenheit ihres Helden in sich getragen hätten, blieb's bei Versuchen, mehrten sich die Hindernisse. Aber es war eine Zeit, schöpferisch durchaus, und sie dichtete.

Gedanken über Dichter und Dichtkunst [1]

Von Emil Kuh

Ausgewählt von Ernst Lissauer (Wien)

Die eigentliche Dichtergabe ist gleichsam ein die fünf Sinne des Individuums vereinigender sechster Sinn.

*

Wer ein Poet ist, der stellt sich als solcher nicht nur in seinen Versen dar oder gar am Schreibtisch, wo die Zunft der Wollenden arbeitet, der gibt allerorten Zeugnis von seiner Kraft.

*

Das untergeordnete Talent ist im bösen Sinne mit sich beschäftigt und will etwas in und von der Welt; das große Talent ist unbewußt mit den höchsten Interessen der Welt verknüpft, und sie ist es, die mit ihm und in ihm etwas will.

*

Die Sprache ist nichts von außen Hinzufügbares, sondern ist das Organ, das den Geist des Kunstwerkes sich selber schafft.

*

Faßt man die Zahl der Stoffe ins Auge, mit denen Schiller sich trug, so zweifelt man nicht, daß der Dichter auch dann nicht imstande gewesen wäre, nur die Hälfte zu bewältigen, wenn er ein hohes Greisenalter erreicht hätte ... Diesen Reichtum an Stoffen betonen wir nicht zufällig. Er kommt nicht etwa nur bei Schiller vor, sondern bei jedem Dichter, der aus dem Vollen schöpft. Die Fülle der Gesichte, die ihn überströmt, verbündet sich unwillkürlich mit den Gegenständen und Formen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegenkommen, und die er in ihrem Lebenspunkt augenblicklich erkennt und ergreift. Stoffmangel findet sich nur bei jenen Dichtern, die auch sonst mancherlei entbehren.

*

Eine abstrakte Formkraft gibt es so wenig, als es ein abstraktes Auge gibt. Die Entfaltung jeglicher Formkraft ist von dem Gegenstande abhängig, der sie entzündet.

*

Die Ideen, Gefühle, Bilder und Erfahrungsresultate sind in jedem Dichter als unorganische Materie — für ein spezifisch-poetisches Objekt nämlich — da, und erst das mehr oder minder bewußte Movens ganz spezieller Erlebnisse oder Ereignisse wirkt aufs Organisieren und Bilden ein.

*

Das starke Naturgefühl, im allgemeinsten Sinn genommen, muß die Wurzel alles Produzierens sein: ein Baum, ein historisches Ereignis, eine menschliche Individualität muß vom Dichter durchempfunden werden, bis die elementare Kraft selber, aus der das Phänomen hervorging, in der Darstellung zur künstlerischen Erscheinung kommt. Dieses starke Naturgefühl ist es, was uns in der Kunst überhaupt

[1] Diese Gedanken stammen aus Aufsätzen Emil Kuhs, die, fast alle in wiener Zeitungen, in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen und seither nicht gesammelt noch sonst wieder abgedruckt wurden. Kuh lebte von 1828 bis 1876. Nur seine Biographie Hebbels ist heute noch bekannt. Im Einvernehmen mit seinem Sohn, Baron Paul Kuh-Chrobac, gehe ich daran, seinen literarischen Nachlaß allgemein zugänglich zu machen. Diese ausgehobenen Sätze mögen zunächst für die große kritische Kraft Kuhs zeugen, der immer die einzelne Erscheinung gleichsam symbolisch zu erblicken und darum, auch anläßlich geringerer Leistungen, grundsätzlich gesetzhafte Erkenntnis auszusagen vermochte. Wenige Proben mögen seine Kunst erweisen, das Wesen eines Dichters mit überraschendem Gleichnis zu bezeichnen. Die Bemerkungen über Hebbel und über Heyse mögen zugleich als einzige Beispiele bekunden, wie Kuh, ob bejahend, einschränkend oder verneinend, durchweg im Gegensatz zur Mode und Meinung der Taggenossen, Wertungen aussprach, die heute als selbstverständlich gelten. (Vgl. meinen Aufsatz über Kuh in der „Frankfurter Zeitung" 1927, Nr. 5, 1. Morgenblatt, und in dem Buch „Von der Sendung des Dichters", Stuttgart 1922, S. 91 ff.) E. L.

Digitized by Google

so unsäglich ergreift und was gerade von der Wirkung, welche die empirische Natur auf uns ausübt, ganz und gar verschieden ist. Denn diese wirkt durch das einzelne, von der Gesamtheit Losgelöste, sie bindet uns nicht, weil wir unter dem Eindruck des Willkürlichen stehen, für welches wir hundert Prämissen suchen, aus dem wir hundert Konsequenzen ziehen können. Die Natur jedoch, die der Kunst innewohnt, steckt ihre unverrückbaren Grenzen ab, sie knüpft die Fäden, die sich dort ins Unendliche fortspinnen, und der Eindruck, den wir von ihr empfangen, ist der der Notwendigkeit. Bloß der Poet vermag, wenn ihn die dichterische Stimmung überkommt, die Natur künstlerisch zu genießen, weil er in diesem Zustand instinktiv jenen Akt an ihr vollzieht, indem er augenblicklich die Landschaft z. B., die ihn gerade fesselt, zu individualisieren anfängt und alles Zufällige von ihr ausscheidet. Der echte Dichter, der einen Sommerabend schildert, verleiht der Darstellung eine so spezielle Färbung, daß der Leser ein bestimmtes Gesicht, welches bloß eine generelle Familienähnlichkeit mit jeglichem Sommerabend besitzt, zu schauen bekommt. So nur erzeugt er im Leser die beiden einander scheinbar aufhebenden Empfindungen: der Dichter habe Klänge aufgefangen, die keiner vor ihm noch vernahm, und so hätt' ich's auch gemacht, dies hab' ich immer dunkel geahnt. Hier stehen wir vor einem der merkwürdigsten Geheimnisse in der Kunst.

*

Sehr selten kommt es vor, daß der Dichter das, was wir in seinen Werken schmerzlich vermissen, gemieden oder verschmäht hat; meistens ist es ein ursprünglicher, vom Poeten auch empfundener Mangel. Ferner rächen sich stets die Gewalten und Objekte, denen der Dichter aus Furcht den Rücken kehrt; für ihn wird jedes Ding zum Gespenste, sobald ihm der Mut gebricht, es anzuschauen.

*

Der Art nach als solche begriffen, sind die schätzenswerten Erscheinungen in der Kunst von den außerordentlichen blutwenig unterschieden, der Grad allein ist in diesem Kreise das Entscheidende, und der Grad als solcher setzt sich an die Stelle der Art. Aus dem Wie wird das Was, die feine Linie bildet in dieser wunderbaren Welt eine Grenze, welche die Objekte voneinander auf größere Entfernungen hin trennt, als der Ozean Amerika von Europa, um mich bildlich auszudrücken. Die Klatschrose, ein bißchen kleiner geformt und dann bloß noch den Duft hinzugerechnet, und wir haben gleich die Königin der Blumen vor uns; der Spatz, ein bißchen das Grau zu Braun verdichtet und nur noch die Kehle umgewandelt, und wir haben gleich die Nachtigall vor uns. Scheinbar ist das hübsche dänische Lied: „Erlkönigs Tochter", das wir in Herders Stimmen der Völker lesen, von Goethes ewigem Gedicht nicht sonderlich unterschieden, und die „Loreley" von Clemens Brentano, dem Poeten, der die äußerliche Erfindung für sich beanspruchen darf, wird, im Umriß betrachtet, dem unergründlich tiefen Gesang Heines gar nicht zu weichen brauchen.

*

Nur vermöge des lebhafteren Schauens der Gegenstände und der innigeren Fühlung der Zustände leistet auch der Schriftsteller das Vortreffliche, gleichviel, ob er geschichtliche oder sprachwissenschaftliche, ethnographische oder kunstphilosophische Zwecke verfolgt. Jakob Grimm wie Max Müller, Friedrich Vischer wie Fallmerayer und die Gebrüder Schlegel haben ein jeder, von der größeren oder geringeren dichterischen Mitgift wesentlich unterstützt, ihre bedeutsamen, nachhaltigen Wirkungen hervorgebracht. Keiner der Genannten aber wäre mit seinem poetischen Zuschuß allein imstande gewesen, einen dichterischen Haushalt sich zu gründen; als die Schlegel dies versuchten, da enthüllte sich ihr Mangel auf das unzweideutigste. Umgekehrt freilich gelingt es dem Dichter besser als irgendeinem anderen, in Fragen der Wissenschaft entscheidend einzugreifen, wie dies Schillers ästhetische Aufsätze, Uhlands Schriften über deutsche Sage und Poesie und in neuester Zeit Klaus Groths Monographien über mundartige Dichtung und Sprache bezeugen ... Abermals sehen wir hier die Wahrnehmung bestätigt, daß die Ausübung der Poesie auf die nicht eigentlich dazu Berufenen geradezu nivellierend wirkt. Während die dichterische Kraft das Individuelle in seiner vollsten Eigentümlichkeit und Lebendigkeit hervorarbeitet und ausprägt, hebt das schwache dichterische Vermögen, wo es zur Alleinherrschaft gelangt, das Individuelle vollständig auf und löst es in die unterschiedslose Allgemeinheit des Denkens und Empfindens wieder zurück.

*

Die lyrische Empfindung, will sie auf eigene Faust leben, muß sehr stark sein. Ist sie dies nicht, so muß sie sich begnügen, als Element neben anderen hervorzutreten. Sie wird dann bald als Stimmung das Kapitel eines Romans anhauchen, bald die Szene eines Dramas erwärmen, sie wird hier ein episches Gebilde durchduften, dort eine satirische Produktion sänftigen, ja sie wird heute der flüchtige Gast eines Briefes, morgen eine Strecke weit die unsichtbare Führerin einer wissenschaftlichen Lehre sein; mit einem Worte: sie wird holde Magddienste verrichten.

*

Tragödien dichten sollte bloß der künstlerisch Hungrige, der nach dem vollen Inhalt der Welt Gierige.

*

Heyse hat einen lüsternen ästhetischen Gaumen, den er mit poetischem Konfekt, was er selbst so ausgezeichnet bereitet, befriedigen kann.

*

Weitaus wortkarger, als die echte Lyrik an sich ist und sein muß, sind die Gedichte Uhlands: keine Silbe über das Notwendige hinaus, auch dort nicht, wo uns ein paar Laute holder Geschwätzigkeit wohl täten; ... wie wenn ein übersorgsamer Schnitter dem bereits gelben Ährenfelde auch keine Sonnenstunde länger gönnte.

*

Goethe fängt sich einen Vogel ein und läßt ihn wieder flattern, Hebbel nicht eher, bis er vorher den Kopf oder den Flügel mit einem Zeichen versehen hat.

*

Es ist Homer, der den Ulyß von der Szylla sagen läßt, daß unverletzt die Flügel kein Vogel vorbeistreife, auch die schnelle Taube nicht, die dem Zeus Ambrosia bringe, er müsse sich jedesmal anderer bedienen. Dies Wort, es paßt nicht übel auf einen Poeten wie Heine, an dem unverletzt nicht einmal der lauterste Gedanke vorüberstreifen konnte. Von Goethe jedoch gilt unbedingt das Wort, daß er njchts zu berühren imstande war, auch das Gemeinste nicht, ohne es zu vergolden.

*

Digitized by Google

Goethe malte schon mit dem Worte, Schiller nur mit dem Satz.

*

Hätte Goethe von Kindheit an die Nordsee unter seinem Fenster branden hören und die Möwen über seinem Haupte fliegen sehen, er würde dennoch weder im „Fischer" noch im „König in Thule" die See mehr haben hineinspielen lassen, als es wirklich geschehen. Wieviel Blumen und Bäume brauchte Michelangelo, als er das Bild malte, wie der Herr die Welt erschuf? Drei Grashalme, die aus einem Erdklumpen hervorschießen.

*

Schumann äußert in einem Briefe: „Ich habe eine Virtuosität im Festhalten der unglücklichen Ideen — es ist der böse Geist, der sich dem äußeren Glück entgegenstellt und es verhöhnt. Diese Selbstquälerei treib' ich oft bis zur Versündigung an meinem ganzen Wesen — dann genüg' ich mir nimmer, ich möchte in einen anderen Körper oder fortrennen Ewigkeiten lang" ... Ähnlichen Ausbrüchen begegnet man fast bei allen bedeutenden, ja auch bei allen großen Künstlern. Diese Totalverstimmungen entspringen zumeist aus der Anomalie, die, nach Schopenhauers Ansicht, das Wesen des Genius ausmacht. Weil dieser dem Himmel näher kommt als Hunderttausende, so taumelt er dafür auch ab und zu in die Hölle hinunter, und für den unnatürlich starken Kontakt mit dem Allgemeinen muß das Individuum büßen. Bei genialen Talenten von der Art Tiecks oder Schumanns erzeugt sich jener gräßliche Seelenzustand zeitweilig aus der Unvollkommenheit der höheren Qualitäten: in den benannten Künstlern ist zu viel Wahlverwandtschaft mit dem Außerordentlichen und zu wenig schöpferisches Vermögen, das ausgleicht und sozusagen die Notwehr des bevorzugten Geistes darstellt, vorhanden; da erscheint nun der Fluch der Götter, der mit ihrem Segen notwendig verknüpft ist, überwiegend.

*

Bald hat die moderne Kunst in ihrem Drang, den Gegenstand bis ins kleinste hinein zu individualisieren und alle Gegenstände poetisch darstellen zu wollen, den äußersten Punkt erreicht; dann muß sie zurück aus dem feinsten blauen Äther, hinter ihm beginnt schon der schwarze Äther.

Wanderbücher von heut und gestern

IV

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

Es wird immer noch viel gereist, und da ist es nur begreiflich, daß die literarische Darstellung der mannigfachen Erlebnisse wie der fachmännischen Beobachtungen der Reisenden nach wie vor die Leserseele anziehen. Ich kenne eine Dame, der es allein schon Vergnügen macht, sich an der Hand des Baedeker und des amtlichen Kursbuchs eine Reise zusammenzustellen; dann reist sie in der Phantasie mit allen technischen Hilfsmitteln der Gegenwart bis an das Ziel ihrer Wünsche. Es kann also schon ein gewöhnlicher Reiseführer die Urbildkraft beflügeln, und vielleicht sagte sich das auch Herr Johannes Bassenheimer, der Verfasser des ersten Reisehandbuchs Anno 1426, das sich noch in einer Handschrift in der Sächsischen Staatsbibliothek erhalten hat: „Das ist in der Ordnung, wie man sich halten soll über Meer und auch die hilligen Städte besuchen". Ende des 15. Jahrhunderts erschienen die Vorläufer des Baedeker schon gedruckt, und dann wuchs die Reiseliteratur rasch und massenhaft an, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ein mächtiger Stapel von Reisewerken liegt auch mir wieder vor. Wenn ich in der nachfolgenden Übersicht mit Europa beginne, so möchte ich zunächst auf den netten Gedanken einer Ergänzung des Baedeker hinweisen, den der Julius Schröder-Verlag in Tegernsee in seinem „Autobummel durch Deutschland" verwirklicht hat. Er soll sich einmal zu einem „Autobummel um die Welt" auswachsen, wobei der Ton auf „Bummel" liegt, man soll gemächlich reisen, ohne Kilometerfresserei und Rekordleistungen in der Schnelligkeit. Die ersten beiden Bände führen uns durch Bayern nördlich der Donau und durch Baden-Württemberg. Die praktische Anlage ist lobenswert, eine Übersichtskarte unterrichtet durch genaue Einzeichnungen, auch der Entfernungen, über den zu fahrenden Bummel, eine Anzahl vortrefflicher, meist farbiger Illustrationen tüchtiger Künstler verleiht dem Werk zudem die äußeren Reize eines geschmackvollen Bilderatlas.

Mit Vergnügen wird man auch zu Hans Schmids „Gotthardbahn und -paß" greifen (Huber & Co., Frauenfeld-Leipzig; mit sechzehn Tiefdruckbildern). Die genaue Historie eines absolut „modernen" Landschaftsheros liest sich fast wie die eines großen Unternehmers. Gewiß, es gibt eine Vorgeschichte. Schon seit Jahrhunderten sind auf gefährlichem Saumpfad Wanderlustige und Pilger durch die Tremola und über die Stiebende Brücke geklettert, aber seinen Platz in der Reisegeschichte hat der Gotthard doch erst gefunden, seit sich nach Verlauf jahrelanger Arbeit deutsche und italienische Arbeiter beim letzten Tunneldurchbruch in die Arme sanken. Nun ist die Geschichte des Bergs in ihr drittes Stadium getreten: die Bahn wurde elektrifiziert. In zweieinhalb Stunden rast der Zug von Arth-Goldau nach Bellinzona. Kein Ruß wandelt mehr den Passagier zum Mohren, und vor allem: der Süden ist dem Norden wieder um etliches näher gerückt. Daß aber auch die landschaftlichen Schönheiten um und über dem Tunnel zu ihrem Recht kommen, dafür sorgt das Buch von Hans Schmid in reizvoller Weise.

Ein Malersmann, Rudolf Schiestl, hat aus seinen Skizzenbüchern eine stattliche Anzahl von Naturstudien unter dem Titel „Fränkische Wanderungen" zusammengestellt, die Heinrich Höhn mit einem einführenden Text begleitet (Volksverband der Bücherfreunde, Berlin). Der lineare Charakter der Zeichnungen bringt das Empfindungsvolle der wechselnden Landschaft prächtig zur Geltung, die Höhnsche Einleitung charakterisiert in mitfühlenden Worten das Gesamtschaffen des Künstlers. Ein umsichtiger Führer ist auch Max Rohrers Wanderung durch „Das bayerische Hochland", der zweite Band der „Terramare-Reisebücher" (Neue Verlagsanstalt, Berlin), mit 192 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Müheloser hingeworfen, aber unterhaltend, ist die Ferienfahrt nach Norwegen und Spitzbergen auf dem deutschen Dampfer „Usambara",

Digitized by Google

die F. Zschokke in seinem hübsch illustrierten Buch „Nordland" schildert (Helbing & Lichtenhahn, Basel-Leipzig). Unruhiges deutsches Blut drängt aus dem eng gefühlten Vaterland hinaus in die Weite. Auf einem einfachen Heringsfänger, auf Segelschiffen aller Nationen schaukelt sich Hans Struwe scharwerkend um den ganzen Erdball. Und was er dabei erlebt, gesehen und erfahren hat, schrieb er schmuck- und kunstlos auf, und Friedrich Wencker bearbeitete es nach seinen Aufzeichnungen und gab es unter dem Titel „Um die Welt" heraus (Minden i. Westf., Wilhelm Köhler). Die frischen Schilderungen liegen zum größten Teil schon weit zurück, und die Illustrationen in alter Holzschnittmanier halten diesen Charakter fest. Ungleich gewichtiger ist „Der Weg der Tränen", der elfjährige Leidensweg, den Oskar und Anita Iden-Zeller in Sibirien zurücklegen mußten (Leipzig, Ph. Reclam jun., mit 36 Bildtafeln). Karl Blanck hat die Herausgabe der Tagebücher übernommen, und bei allem Respekt vor seiner Arbeit möchte ich es fast als bedauerlich betrachten, daß er das kühle, absonderliche, ungefüge und kantige Gebilde, einen riesigen Block von Urgestein, dessen spröde Masse sich jedem Schliff mit elementarer Gewalt zu widersetzen schien, landläufig umzumodeln versuchte. Schade auch, daß er alles Seelisch-Erotische strich, wodurch vieles im Leben Anitas unklar bleiben mußte. Diese Frau der chaotischen Erlebnisse mußte auch chaotisch schreiben, und der erfahrene Leser würde sie verstanden haben. Immerhin steht noch genug des Unmittelbaren auf den Blättern, um das Ganze zu dem vielleicht interessantesten Werk zu gestalten, das uns über das Sibirien der Kriegs- und Nachkriegszeit geboten wurde. Wir lernen die Horde von Verbrechern kennen, die als roter und weißer Terror über das unglückliche Land hereinbrachen, die Diebereien und Grausamkeiten, die den Sowjetstern beschmutzten, aber auch das große freie Leben in den ungeheuern Einsamkeiten zwischen Tieren und Tiermenschen. Wie die feingebildete Dame zu ihrem Widerwillen gegen alles, was Ordnung heißt, kommt, wie sie so weit getrieben wird, ihren noch immer geliebten Gatten zu verlassen und in gefährlichster Form zu abenteuern, alles das kann man nur zwischen den Zeilen lesen. Sie hat ihre Tagebücher retten können, nicht so ihr Gatte. So ist denn auch von seiner Forscher- und Mannesarbeit nur ein Torso verblieben, als er kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat den Leiden erlag, die ihm das freiheitliche Rußland grundlos zugefügt hatte.

Über eine müßige Stunde hilft Albert Daudistels „Schön mißglückte Weltreise" hinweg (Berlin, Volksverband der Bücherfreunde), ein plaisierliches Plauderbuch mit hübschen drolligen Bilderchen von Magnus Zeller. Auch nur ein Plauderbuch sind Nicolaus Welters „Hohe Sonnentage" (Braunschweig-Hamburg, Georg Westermann), gefällig erzählte Ferienbriefe aus der Provence und Tunesien. In Romanform hat Elisabeth Schulz ihre Erlebnisse auf afrikanischem Boden gekleidet („Afrikanische Nächte"; Hamburg, Zoo-Verlag), anspruchslos und nicht immer kurzweilig. Auch Ferdinand Ossendowski hat Asiens Wüsten, die ihm nicht allein Reiseschwierigkeiten aller Art, sondern noch heftigere literarische Kämpfe brachten, mit den Wüsten Afrikas vertauscht, und es ist fraglos besonders interessant, wenn er Manifestationen der schwarzen oder maurischen Psyche mit den früher erfahrenen der gelben vergleicht („Flammendes Afrika"; Dresden, Carl Reißner, mit 40 Bildtafeln). Es gibt Forscher, die sachlich und bescheiden in ihren Schilderungen bleiben, solange sie in der Wüste sind, und phantasievoll von den ihnen erwiesenen Ehrungen in besiedeltem Lande schwelgen. Zu ihnen gehört Ossendowski nicht. Er hält an seinem Ziel fest, ausschließlich die Vorkommnisse zu erläutern, die geeignet sind, die verschlossene mohammedanische Seele zu beleuchten, und wenn er dabei auch hier auf die Maulwurfsarbeit des Bolschewismus stößt, so ist ihm schon zu glauben, daß der Islam in Afrika nur auf die Stunde wartet, um seinen Haß gegen Andersgläubige in blutige Tat zu übertragen. Ein zweiter Band des Werks mit dem etwas banal klingenden Titel „Unter dem Gluthauch der Wüste" soll folgen.

„Südafrika die Zukunft" nennt Marc. R. Breyne sein Buch vom neuen Geiste im jungen Südafrika, das er dem Premierminister General Hertzog gewidmet hat (Berlin, Morawe & Scheffelt; mit 40 Kunstdrucktafeln). Breyne ist Blame von Geburt, und so kommt er mit brüderlichen Gefühlen in das Burenland, das augenblicklich versucht, sich der allzu zärtlichen Fürsorge Englands vorsichtig zu entziehen und auf eigene Unionsbeine zu stellen. Spekulationsfieber und Temperamentsschlendrian haben im Verein mit faulen und schmutzigen Eingeborenen lange eine Aufwärtsentwicklung behindert — jetzt scheint sie mit Macht einzusetzen. Es ist auch erfreulich, von einem guten Kenner der Verhältnisse zu hören, daß die Sympathien, die man uns Deutschen dort unten ehemals entgegenbrachte, noch nicht erstorben sind, daß auch für deutsche Handelsartikel kaufkräftige Interessen sich finden. Ein Besuch des Verfassers in unserem ehemaligen Süd-West reißt alte Wunden auf. Sein Aufenthalt in der Bundeshauptstadt Pretoria enthüllt mancherlei anregende Streiflichter auf die jungaufstrebende, sich selbständig entwickelnde südafrikanische Kunst und Literatur.

Wer kein Menschenfreund ist, kann auch kein guter Verbreiter des Gotteswortes sein, und wer im Neger noch ein halbes Tier sieht, kann ihn nicht für würdig halten, eine Heilsbotschaft geistig aufzunehmen. Immerhin will mich dünken, als ginge die Negrophilie eines lieben geistlichen Herrn, des Jesuitenpaters Joseph Fräßle, in seinem Buch „Negerpsyche im Urwald am Lohali" (Freiburg i. Br., Herder & Co.; mit 21 Abbildungen) ein wenig zu weit, als billige er den Waldkindern eine Metaphysik und Sittlichkeit zu, die vielleicht nur in seiner schönen und tiefen Ausdeutung ihrer Äußerungen beruht. Andererseits sucht der Missionar aber auch in einer Weise, die sich jede koloniale Verwaltung zum Vorbild nehmen könnte, die Stammessatzungen der Schwarzen zu respektieren und nicht gegen sie zu verstoßen. Wenn also wirklich die Kapitel, die sich mit Denkungsart, Gemüt, Seelenbegriff der Völker am oberen Kongo befassen, im Spiegelbild eigener Psyche verschönt sein mögen, so sind dafür die Abschnitte über realere Dinge um so interessanter, zumal sie vortrefflich geschrieben sind. Keinerlei Dogmatik engt den Blick des Priesters für die Menschlichkeit ein, wenn er auch freimütig zugesteht, daß dem Christentum unzählige Schwierigkeiten aus den Anschauungen und Gebräuchen der Neger erwachsen.

A. M. Hassanein-Bey ist ein Ägypter mit europäisch-amerikanischer Universitätsbildung, der sich eines Tages aufmachte, um die ungewisse Lage einiger libyschen Oasen neu zu bestimmen. Also ein Mann der Wissenschaft, der dennoch reiner Morgenländer geblieben ist, strenggläubiger Moslim und mehr als das: ehemaliger Beduine. Und selbst ihm stellt das ungeheure Mißtrauen der freien Stämme fast mehr Hemmungen in den Weg als die grausame Wüste selbst. Das Fesselndste in seinem Buch „Rätsel der Wüste" (Leipzig, Brockhaus; mit 46 Abbildungen und einer Karte) ist die Wesenheit dieses Mannes selbst, seine Unbefangenheit den mehrfach betonten Segnungen einer milden Sklaverei gegenüber schutzloser Freiheit — gültig für alle, natürlich mit Ausnahme der Beduinen. Mancherlei Neues streift das politische Gebiet, so die Ausführungen über die Sekte der Senussi, ihre hohe Schule zu Dschaghbub, ihre hellseherische Begabung und die Hinweise über Italiens Schwierigkeiten in der Cyrenaika. Bei der vernichtenden Durstgefahr jeder Wüstenreise haben die Feststellungen des Verfassers praktischen Wert, obwohl die letzten Versuche von Europäern, die Wüste auf zweckmäßig hergestellten Kraftwagen in geringerer Zeit zu durchqueren und damit die Gefahren zu verringern, die Romantik der Karawanenreisen über kurz oder lang erledigen werden. Die Übersetzung

Digitized by Google

aus dem Englischen von Richmer W. Richners ist vortrefflich. Ein Tourist, der mit offenen Augen oft bereistes Gebiet durchwandert und Historie mit Landschaft, Erinnerung mit Primavista in Einklang bringt, so wie Victor Ottmann in seinem „Wunderland am Nil" (Berlin, Reimar Hobbing), wird dem Leser immer willkommen sein. Ottmann greift mit geschickter Hand die bunte Welt des Niltals zusammen und ergänzt das politisch-merkantile Bild, wie es sich nach dem Kriege geweitet hat. Die (44) Abbildungen sind gut ausgewählt und ausgezeichnet reproduziert.

Im selben Verlag (Berlin, Hobbing) erschien auch ein Werk von Alfred Funke: „Brasilien im 20. Jahrhundert" (mit 45 Abbildungen und einer Karte), das der Verfasser in übergroßer Bescheidenheit nur einen „Leitfaden" nennt, das indes viel höher zu bewerten und vor allem für Auswanderungslustige wegen der erfahrungsreichen Hinweise auf die Kolonisierungsmöglichkeiten des Landes von größter Wichtigkeit ist. Der „deutsche Süden" Brasiliens, von Porto Allegre angefangen, die deutschen Siedlungen mit allen erfreulichen und unerfreulichen Eigenarten handfester Arbeit, Spießerei, Kannegießerei, Aufwärtsbewegung werden in den letzten Kapiteln so vorurteilslos beleuchtet, daß der Leser, den die Lektüre des ersten Teils vielleicht mit der nicht ausrottbaren „Übersee-Sehnsucht" erfüllt hat, doch nachdenklicher gestimmt werden dürfte. Nicht alle Reiseschriftsteller besitzen ein so lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl, daß sie einen erhebenden touristischen Eindruck mit der Warnungstafel „Nichts für Zuwanderer" versehen. Die illustrativen Beigaben sind auch hier klar und eindrucksvoll ausgeführt. Bernardo Breuler nimmt in seinen argentinischen Skizzen „Im Lande des Silberstroms" (Berlin-Hamburg, Morawe & Scheffelt) sich gleichfalls lebhaft der Auswanderungsfragen an. Das Resultat lautet: kein Platz für Geistesarbeiter, nur für Bauern und für gewisse Handwerke, die nicht mit den Balkanländern in Konkurrenz treten, bei schwerer Arbeit und langfristigen Lohnbedingungen. Verfasser ist wohl kein berufsmäßiger Schriftsteller, aber die Sachlichkeit und das Interesse am Stoff entschädigt den Leser vollauf. Sven Hedin, der Forscher, hat auch einmal ein müheloser Tourist sein wollen, und so hat er denn das, was er bei seinem Besuch des „Gran Cañon" mit hellen Augen erschaute, in einem prächtigen Buch (Leipzig, Brockhaus) nicht nur textlich niedergelegt, sondern auch in zahlreichen einfarbigen und bunten Einschaltskizzen wiedergegeben. Und da er ein ebenso guter Zeichner wie flotter Erzähler ist, so wird ihm in diesem Fall sein Leserkreis treu bleiben wie immer.

Ein junger Franzose, Alain Gerbault, Flieger im Weltkrieg, spürt eines Tages klar, daß er nach dem herrlichen Gefühl des Losgelöstseins „nie wieder Gefallen an einem bodenständigen Leben" finden kann. Er zieht die Konsequenzen, indem er zur Liebe seiner Jugendzeit, dem Segelboot, zurückkehrt. Ganz allein auf sich gestellt, Herr und Knecht zugleich, nimmt er sich vor, gestützt auf Erfahrung und eine reichhaltige Bibliothek, in seinem Segler Amerika ohne Zwischenlandung zu erreichen. Daß ihm das nach furchtbaren Strapazen gelingt, ist für die weite Menschheit belanglos, nicht einmal nachahmenswert, denn es setzt einen ungeheuern Kraftaufwand für eine Zwecklosigkeit ein. Vom sportlichen und vom psychologischen Standpunkt aus ist jedoch sein Buch „Allein über den Atlantik" (Hamburg, Ava-Verlag; Übersetzung von E. L. Wagenseil) höchst lesenswert. Man folgt atemlos den Wellensprüngen der „Firecrest", man sucht in die Seelenvorgänge des jungen Menschen einzudringen, der gebildeten Schichten angehört und doch völlig im Manuellen aufgeht — aus tiefer Liebe zur Einsamkeit, die auf keiner Bergspitze so ungestört sein kann wie auf dem freien Meere.

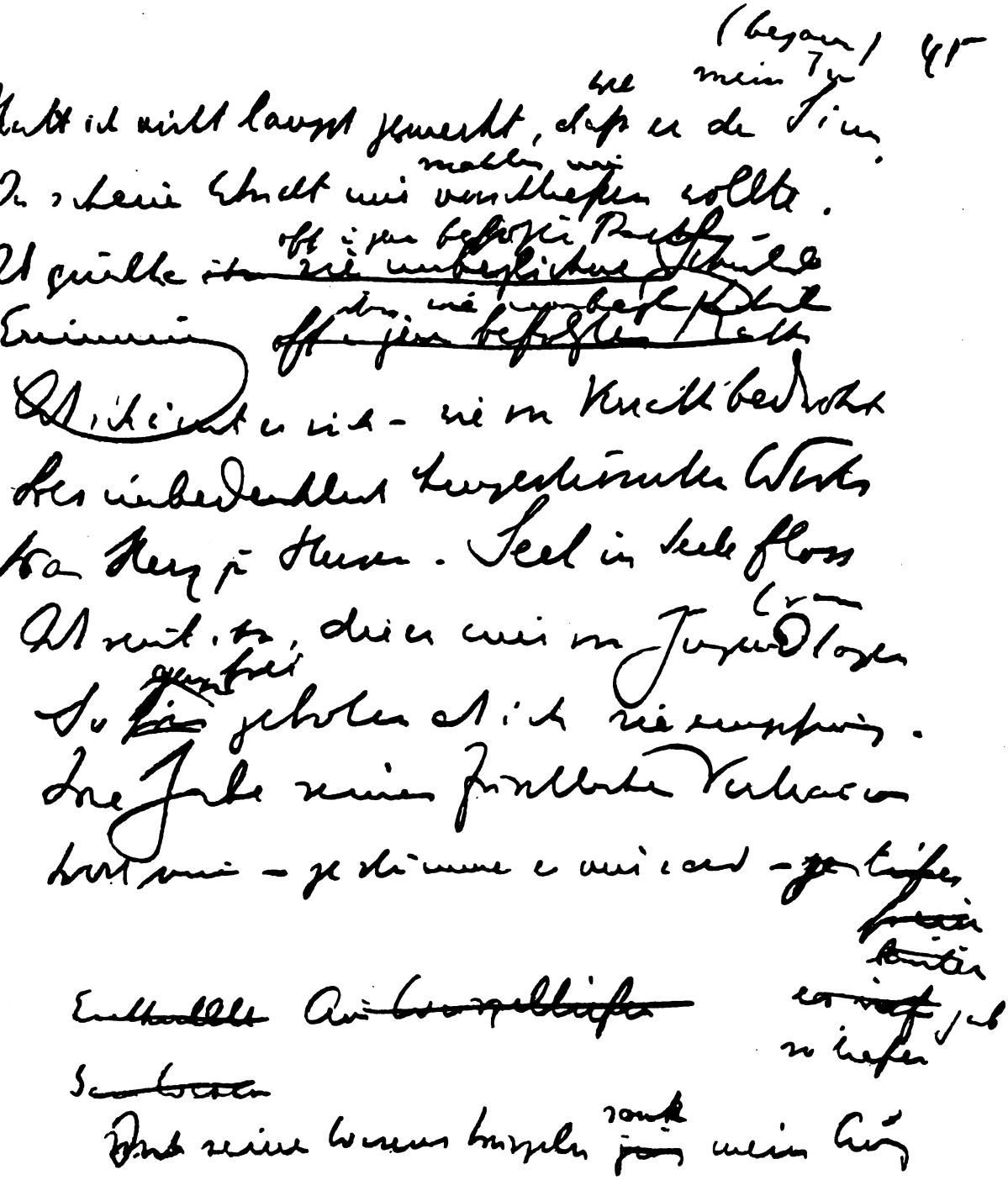
Zu den australischen Völkern geleitet uns ein spannender Busch-Roman von E. J. Godyn: „Pitt Burn" (Stuttgart-Gotha, F. A. Perthes), der die gefahrvollen Erlebnisse eines jungen Farmersohns auf verbotenen Wegen in ansprechender Weise schildert. Es ist eine Erzählung für die Jugend, eine bedenkenfreie, die in den sehr hübschen Zeichnungen John Kissners entsprechende Ergänzung findet. Ganz anders geartet ist „Tangaloa", ein Beitrag zur geistigen Kultur der Polynesier von E. Reche (München-Berlin, R. Oldenbourg). In ihrem hellen Volkreichtum an das Altprovenzalische erinnernd, steht die Sprache des Tangata durchaus nicht in den Kinderschuhen der Negeridiome, sondern ist, abgesehen von der grammatischen Gliederung, schwer vom Wissen um den innersten Zusammenhang der Dinge. Es ist eine Sprache der Metaphysik, in der die den Kulturvölkern verlorengegangene Einheit von Sittlichkeit und Naturkraft noch wundervoll herrscht. Schon die verfeinerte Beobachtungsgabe, die zahllose Farbenabstufungen getrennt zu benennen weiß, dann der sogenannte Moanagedanke, der die Polynesier zum einzigen wirklichen Wasservolk stempelt, gibt der Maorikultur eine Sonderstellung. Zu den anregendsten Kapiteln gehört daher auch der Abschnitt, der sich mit der Navigation beschäftigt. Der Polynesier kennt keine Kompaßrose. Seine Steuerbegriffe hängen wohl mit Winden und Sternen zusammen, aber er betreibt keine Richtungsnavigation, er segelt stets im größten Kreise. Diese sonderbare, für jeden Seemann höchlich interessante Eigenart — der Verfasser nennt sie den „höheren Navigationsgedanken" — muß in seiner durch Skizzen unterstützten Ausführlichkeit nachgelesen werden, um begreifbar zu sein. Das ganze Buch in seiner scharfen Logik ist keine leichte Lektüre, gehört aber zweifellos zu den wertvollsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Volkskunde.

Endlich sei noch zweier Werke aus weiblicher Feder gedacht, die beide in nördlicheren Breiten spielen. Augusta Enders-Schichanowsky ist von Beruf Malerin, eine von starkem Wagemut beseelte naturliebende Frau. Ihr schriftstellerisches Können ist nicht bedeutend genug, um den Leser tiefer an ihre Reiseerlebnisse in der Arktis zu fesseln, die sie unter dem Titel „Im Wunderland Alaska" (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) zusammengestellt hat. Immerhin bietet der monatelange Aufenthalt dieser Frau unter Goldgräbern und Eskimos genug des Abenteuerlichen und Romantischen, um ein lockeres Interesse zu erwecken — es wäre freilich mehr als ein Bummel durch die Eiswelt, wenn das Ringen um das tägliche Leben die Kräfte der Verfasserin nicht so voll ausgefüllt hätte, daß ihr für sachgemäßes wissenschaftliches Arbeiten kaum noch Zeit und seelische Ruhe verblieb. Lustiger ist schon „Der einsame Winter" von Anne Bosworth Greene (Leipzig, Werner Klinkhardt; Übersetzung von Elisabeth Dick) — ein reizendes Tierbuch, vom antropozentrischen Standpunkt aus geschrieben und mit dem Herzen erlebt, auch voll hübscher Einzelheiten und trotz einer gewissen angelsächsischen Sentimentalität voll Humor. Wer die Tiere liebt, wird an diesen anmutigen Plaudergeschichten seine helle Freude haben.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Arthur Schnitzler

(Aus „Der Gang zum Weiher". Originalgröße.)



Digitized by Google

Proben und Stücke

Ein Brief als Nachwort [1]

Lieber Freund Heilborn,
die Briefe, die man gleich gedruckt bekommt, die soll man nicht nur selber lesen — sie sind, wie Begrüßungsansprachen bei Jubiläen, ebenso gerichtet an den, dem der Redner froh ins Gesicht schaut, wie an die, welche andächtig lauschend, als eine bestätigende Multiplikation des Sprechers, hinter dessen Rücken stehen, um mit teilzunehmen. Es ist unumgänglich, daß in solchen Briefen, wie in solchen Ansprachen, manches vorkommt, was der Gefeierte schon weiß.

So, wenn ich nun verkünde, daß der 10. Juni 1927 uns der Festtag Ihres sechzigsten Geburtstages ist! Das ist besonders für die Hörer, die mit mir gekommen sind oder um die kleine Feier herumstehen, gesagt, damit sie gleich mir ihren herzlichen Glückwunsch sprechen. Die Arithmetiker unter ihnen gewinnen aber damit einen Anhaltspunkt, Ihren eigentlichen und wirklichen Geburtstag, an dem Sie angetreten sind, zu errechnen, und finden, daß es der 10. Juni 1867 gewesen sein muß. Und über dieses Datum läßt sich vielleicht selbst Ihnen, der Sie es übrigens auch nur vom Hörensagen oder aus Aufzeichnungen kennen können, einiges Wichtiges sagen.

Ort, Tag, Stunde der Geburt entscheidet das Leben des Menschen nicht nur nach der Behauptung der Astrologen, kosmisch und metaphysisch, schicksalhaft und den in ihm liegenden Möglichkeiten gemäß — hierin war das Gesetz Ihrer Geburtsstunde gleichermaßen gütig wie grausam: tiefe innerliche Freuden, tiefes innerstes Leid gab es Ihnen. Es bestimmt auch ganz irdisch, unserer beschränkten Einsicht sich enthüllend, die Geburtsstunde, der -tag, das -jahr unser Wesen, unseren Weg. Zumal der Schaffende, der Betrachtende, der Künstler, der Dichter erhält durch die Lage seiner Kindheit in der Zeit einen Lebensgrund, der ihm dauernd, endgültig scheint — und es vielleicht in seinem Werke wird.

Ich komme eben, noch ganz erfüllt, vom Lesen Ihres wunderschönen Werkes „Zwischen zwei Revolutionen", in dem eine Stadt — Berlin — und ein Zeitalter — die Epoche von 1789 bis 1848 — so lebendig vor uns erstehen, wie sie nur Dichters Auge sehen, Dichters Herznerv fühlen kann; so lebendig, daß sich mir, während ich gerade die überzeugende Echtheit Ihrer innerlich gesehenen, seelisch durchleuchteten Zeitbilder bewunderte, auch wieder das paradoxe Urteil aufdrängte: weil alle Ihre Schilderungen an sich so menschlich wahr, so zeitunabhängig unser Allgemeinstes schwingen lassen, könnten sie für das Zeitalter, das Sie schildern wollen, ruhig falsch sein, ohne an menschlich-künstlerischem Wert deshalb einzubüßen. Aber freilich: sie sind nicht falsch! und weiter: es ist mehr als eine zufällige Beziehung zu diesem Zeitalter in Ihnen, die Ihren Bildern dies Leuchten und diese seelische Raumtiefe gibt.

Diese Beziehung ist Ihr Eintritt in die Welt um die Mitte der sechziger Jahre, vor dem Siebziger Kriege, der für uns Deutsche, die nach ihm geboren sind, jedenfalls die einschneidendste Zäsur des 19. Jahrhunderts ist. Mir, dem 1874 Geborenen, war das Reich Bismarcks und des alten Wilhelm fast schon die dauernde Gegebenheit, die bis zum Mythos zurückreicht. Der erste umfangreichere Jahrhundertteil, der uns Späteren vom Licht des neuen Reiches weit zurückgeblendet war, muß aber naturgemäß den vorher Geborenen in hohem Maße Wirklichkeit sein. Dies ist die eine Beziehung Ihres Geburtstages zu Ihrem Schaffen.

Das die andere: unsere Seelen beheimaten sich — oft ohne daß wir es merken und zugeben — erst mit leichten Träumen, dann deutlichen Vorstellungen und erwachenden Gefühlen — und mehr, je mehr wir unter der Gegenwart mit ihrer nüchternen Alltagsbreite, die jede Gegenwart kennzeichnet, leiden — in einem Stückchen Vergangenheit, das nur innerste Anschauung, das ohne Breite und ohne schleppende Alltäglichkeit ist. Es scheint, daß es meist die Zeit ist, deren Alter und letztes Nachleuchten wir als Kinder um uns hatten, ohne ihr viel Blicke zu schenken, die uns als Männer mit seltsamem Heimats- und Friedensgefühl überhüllt; sich damit uns erschließt, zu uns spricht. Sie war nie lastende Wirklichkeit für uns und hat uns doch leibhaft mit Hand und Hauch angerührt. Wenn wir an unsere Kindheit zurückdenken, aus den Jahren zurückdenken, wo wir unsere Kindheit, die entflohene, zu verstehen anfangen und zum erstenmal unser Kinderauge ringsum sehen lassen, dann ist die Großväterzeit plötzlich wieder abschiednehmend um uns. Sie scheint unsre Kindheit mit sich hinabziehen zu wollen, lockt uns zurück in ihre stillere Welt, die um so viel der Gegenwart überlegen ist — als sie gegenwartslos nur reich und erfüllt, scheint. Das ist die zweite Bedeutung Ihres Geborenseins um die Mitte der sechziger Jahre: Sie, der Sie sich staunend und schauend über die Seelen der Dinge, Menschen und Zeiten, wie über einen Wasserspiegel, beugen — über einen Wasserspiegel, der immer durchsichtiger wird bis zum Grunde —, der Sie Stil und Zeit fast körperlich empfinden, wurden mit Ihrem Friedensgefühl in der Großväterzeit so gebunden, wie in einem stillen Garten vor der Stadt; in der Stille vor der lauten Stadt Gegenwart. Er ist ja auch sichtbar an der Havel da, und Sie pflanzen in ihm.

Die innige Beziehung zu der Zeit, die nach der andern Seite fortschwand, als Sie geboren wurden und selbst rüstig auf das 20. Jahrhundert zugingen, ist für Ihre ganz wesentlichen Werke wohl nie wegzudenken. Ich atme sie im „Novalis", in Ihrem prachtvollen Hoffmann-Buch, in den kleinen Erzählungen, die bald gesammelt werden sollten, in den „Zwei Revolutionen" und auch in der hier vorliegenden Erzählung und Rahmenerzählung, die mir, als ich sie das erstemal las — wissen Sie noch? —, das Wort entlockte: Was müssen Sie in sich erlebt haben, wie müssen Sie in Glauben und Hoffnung erschüttert worden sein, daß es Ihnen, der Sie gern Freundliches erzeigen, so schwer fällt, endlich zwei geträumte Menschen zusammen und zum Glücke zu führen!

Doch sind Sie kein Romantiker! Davor bewahrt Sie Ihr angeborenes und durch eine lange verantwortungsvolle Tätigkeit erzogenes und geschultes kritisches Urteil, vor dem bestanden zu haben in Deutschland etwas bedeutet. Aber auch, daß Sie geborener und gewollter Berliner sind, daß

[1] Aus: „Tor und Törin". Von Ernst Heilborn. Leipzig 1927, Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek 6756/57).

Digitized by Google

Sie diese immer lebendige, immer reiche, immer Kultur schaffende Stadt lieben und in ihr sich jeden Tag neu verwurzeln! Nicht nur in Ihren Legenden „Die kupferne Stadt", selbst im „Geist der Erde" – ist Berlin. Und ich weiß nicht, ob Sie E. T. A. Hoffmann so liebten, wenn er nicht zum Dichter Berlins geworden wäre. Auch in „Tor und Törin" lebt die Stadt Ihres Herzens. Die Glockentöne der Parochialkirche klingen über die Menschen und Bilder der Erzählung.

Das, lieber Freund, ist's, was ich zu dieser Erzählung zu sagen habe, damit die Leser sich weiter in Ihren Werken zurechtsuchen, zurechtfinden. Freude ist es mir, wenn Sie nicht alles gleich gewußt haben, ehe ich's vorbrachte, und doch am Schlusse bestätigen: eigentlich hat er recht!

Überschreiten Sie die Schwelle des siebenten Jahrzehnts ohne Zagen! Bis zum vollendeten achten, ja darüber hinaus selbst – ich weiß es von Vater und Großvater –, vermag das Leben noch Freude zu geben und was mehr ist: Arbeit und Tätigkeit.

In herzlicher Freundschaft

Ihr

Wilh. von Scholz

Aus: „Die Versuche und Hindernisse Karls" [1]

„Der Einsiedler und der Pilger" (Fouqué)

Es saß einmal ein Eremit zu Nacht vor seiner Thüre, und sah den Sternenhimmel unverwandt an, wie er denn in der Astrologie sehr wohl erfahren war, ohne sie jedoch auf eine andre als eine gottesfürchtige Weise zu betrachten und zu benutzen. Er konnte diesmal seinen Blick durchaus nicht von den wunderlich verschlungnen Bahnen abwenden, und hätte wohl bis zum Morgenrothe so gesessen, wenn nicht ein Pilger durchs Gebüsch gekommen wäre, als es grade Mitternacht war, der folgende Verse sang:

Im Morgenland, dem schönen,
Giebt's Augenweide bunt,
Im Abendlande tönen
Gesäng aus frommem Mund.
Das zieht mit süßem Locken
Sich stets einander an,
Haucht linde Blüthenflocken
Auf ew'ge Friedensbahn.
Wenn einst des Abends Funkel
Und Frühroth sich umfaßt,
Nicht Tag im nächt'gen Dunkel,
Nicht Nacht vor Tag erblaßt,
Dann tauscht auch Ost mit Westen
Die feinen Gaben aus,
Und Alles dient zu Festen,
In Gottes seel'gem Haus.

Willkommen, sagte der Einsiedler, und: schönen Dank! der Pilger. Sie gingen miteinander in die Hütte, und der Wirth tischte seine schönsten Früchte auf, auch schenkte er Wein aus einem Kruge, den er zu Erfrischung der Fremden gefüllt erhielt.

Wie sich nun die Beiden gegenüber saßen, hielt Jeder sein Wesen mit dem des Andern zusammen, die umherstreifenden Pilgerfahrten mit der steten Unveränderlichkeit einer Siedelei, so daß man recht vertraulich darüber zu sprechen anfing, und vor dem fremd abstechenden Bilde tief und klar in sich selbst hineinschauen konnte.

Ich wüßte unsre ernste Lust nicht besser zu erhöhen, sagte der Pilger, als indem ich Euch mein Leben, das vergangne und zu erwartende, noch ausführlicher vorstellte, damit die kreisenden Lichter um desto eigner gegen Eure stille Flamme abstächen.

Ich höre gern, sagte der Einsiedler, und der Pilger begann:

Ich bin ein großer Fürst, und habe mir vielen Waffenruhm erworben. Mein Name thut nichts zur Sache, weil er mit vielen andern Endlichkeiten dieser Welt vergehn wird, und es Euch nur um das zu thun sein kann, was bleiben wird: um meine unsterbliche Seele. Welchen jungen Mann von hoher Geburt haben zuerst nicht Rosse und Waffen, späterhin schöne Frauen angelockt, und wenn er auf dem hellsten Punkt seines Lebens zu stehn meinte: Ruhm und Sieg?

Es muß auch wohl so sein, erwiederte der Einsiedel. An diesem Spiel zündet sich, den lachenden Kindern unbewußt, oftmals der rechte Schein des Lebens an.

Nur daß man beim Erwachen der rechten Erkenntniß nachher so vieles Unreines von sich abzustreifen hat! seufzte der Pilger. Gott ist freilich auf allen Wegen daheim, und wenn ein junges Gemüth die Weltgeschichte anfaßt, meint es, man könne so ganz rein und kindlich auf der bunten Reise fortschreiten, Fürstenkronen und Himmelsglorien mit Einem Wurf gewinnend. Die Glorien giebt man späterhin auf, und meint noch immer, man seie ja doch Gott wohlgefällig, weil man nicht so schwarze Thaten vollbringe, als viele Andre. Ach, dann fällt uns mit einemmale die schwere Sündenlast aufs Herz, wir schauen unsre Irdigkeit an und den klaren jenseitigen Himmel, wohl fühlend, daß uns Menschenlob und Menschenentschuldigung da nicht hinein helfen können. Wohl dem, welchen der innre Mahner noch hier zur Erkenntniß bringt!

Es traf sich, daß ich eines Abends durch die Gewölbe eines alten Doms ging. Weil die Sonne schon beinah untergesunken war, beleuchteten über die nahen Berge herüber ihre Strahlen nur den obern Theil der gemahlten Fenster, welche hin und wieder in der dicken Mauer angebracht waren. Vor einem derselben blieb ich wie gebannt stehen. Das Grab des Heilandes, von Engeln umgeben, von dem Auge der Dreieinigkeit beschienen, trat oben im hellen Lichtglanz hervor; unten drängten sich im schauerlichen Dunkel Sarazenische Fürsten; ob im Gefecht, ob zur Versammlung kann ich nicht sagen. Die Häupter der Größten traf noch hin und her ein Strahl, davon ihre Kronen blutroth erglänzten, so daß sie mir wie spottende, gehörnte Teufel vorkamen. Das weltliche Geschäft, worin mein Geist eben vertieft war, schwand wie eine unnütze Spielerei vor dem einzigen Ernsthaften in Zeit und Ewigkeit. Meine Räthe fanden mich zerstreut und fremd für das Liebste in meinen Entwürfen. Einem Einzigen von ihnen wollte ich sagen, wie mir zu Muthe war, aber es ging nicht; er verstand meine Worte immer grade umgekehrt, und hörte nur das heraus, was ich in weit andern Stunden schon oft gesagt haben mochte. Bisweilen tat das einige Wirkung auf mich, weil man wohl wieder denken kann, was man schon sonst gedacht hat; aber das Rechte kam doch immer wieder empor.

Ich ward es endlich inne, daß jenes leuchtende Grab Christi schon von jeher aus meinem Geiste heraufgestrahlt hatte, nur durch fremdes Getümmel verdunkelt, und, einer Schickung des Himmels zufolge, endlich durch das fromme Bild

[1] Berlin und Leipzig 1808 (Leipzig 1926, Klinkhardt & Biermann).

Digitized by Google

angeregt. Nach Palästina zog es mich mit unaussprechlich süßer, linder Gewalt; in allen andern Dingen sah ich nur das farblose, ja sündliche Gewirr der Heidenkönige, tief unter der einzig rechten Gestaltung. Ich schwieg nun gegen Jedermann von dem, was ich im Herzen meinte. Bisweilen kam mich dennoch ein weltlicher Zweifel an: ich sollte bleiben, wo ich stehe, das Land müsse unter meiner Abwesenheit leiden, und was der gutklingenden Sachen mehr waren, die ich aber nur dreist anblicken durfte, um in ihnen die verkappte Trägheit und den lang genährten Stolz zu erkennen. In einer Nacht reifte meine Sehnsucht, durch die häßlichen Feinde in mir selbst bestritten, zum feierlichen Gelübde. Ich zog fort; hinter mir her scholl das Gerücht meines Todes, womit ich vollkommen zufrieden war. Meine wackre Ritterschaft, sagte ich zu mir selbst, wird schon Sorge tragen für Land und Volk.

Geläutert in Beschwerden und Gefahren, am stillen Lichte des Grabes verklärt, kam der himmlische Wiederschein zur immer festern Herrschaft meines Gemüthes. Wie jenseits einer abgeworfnen Brücke lag die Erde hinter mir, und ich fand mich in lichtern Welten wohl und behaglich daheim. So, meint' ich, sollt es nun bleiben bis an das letzte Stündlein, welches mich fast unmerklich hinüber geleiten würde an das ewige, friedliche Ufer. Aber es kam Botschaft aus meinem Lande, wie ein fremder Fürst von mächtigen Verwandten unterstützt, darin eingezogen sei, wie meine Ritter (des Thrones, ja ich darf wohl sagen, meines eignen muthigen Herzens Zweige) den stolzen Nacken vor der Obergewalt haben beugen müssen, meine ehrenvesten Bürger, meine freundlichen Bauern seufzen. — Und Gottes Gebot trieb mich nun mit vernehmlicher Stimme wieder zu ihnen zurück. Ich bin jezt unterweges nicht weit mehr von meinen Gränzen. Das alte Leben bleibt freilich geschlossen, aber so lange der Athem ein und ausgeht, sage doch kein Mensch, er habe seine Rechnung mit der äußern Welt abgetan. Sie greift immer wieder nach uns, und sollte sie uns auf erneuter Bahn, gleich einem neugebornen Kinde, wieder an einen ersten Punkt stellen, von wo man ausgelaufen ist. Gott sei mit mir auf der wunderlichen Fahrt!

Ich danke Euch für Eure Geschichte, sagte der Einsiedel. Für ein getreues Gemüth kann es wohl keinen erfreulichern Anblick geben, als die ernste Pflege, welche ein Mensch der Gottesblume in seinem Innern angedeihen läßt, und wie diese hell und freundlich trotz allen Stürmen aus der wilden Erde emporsproßt. Sodann trifft es sich auch, daß Ihr mich aus mannigfachen Zweifeln reißt, darin die Constellation des Gestirns mich heute Nacht versezt hat. Jezt begreife ich klar, daß es Euch gelte, und wie Ihr mein Studium ergänzt, will ich zum Dank, wofern es Euch behagt, Eure Vergangenheit durch Eure Zukunft ergänzen.

In Gottes Namen, erwiederte der Pilger. Ich traue mir Mannskraft genug zu, mein bevorstehendes Geschick zu erleben, warum nicht auch, es aus Euerm frommen Munde zu hören?

Der Einsiedel sagte: Ihr nennt Euer jezt beginnendes Leben ein ganz neues Dasein, und ich gebe Euch recht darin; um so mehr, da Euch auch wie dem Neugebornen Liebe, Pflege und Achtsamkeit an der Schwelle begegnen wird. Eure getreuen Ritter werden Euch wieder erkennen, Bürger und Landmann Euch entgegen jauchzen, ja, der mächtigste Fürst der heutigen Welt gleichsam Patenstelle bei Euch vertreten, indem er Euch anerkennt, und Euere Gegner vor seinem flammenden Schwerte hertreibt. Zweifel an Eurer Aechtheit ziehn wohl hin und her drohend über den heitern Himmel, aber kräftige Sturmwinde scheuchen die feindseligen Wolken bald auseinander. Ach, daß ein jeglicher Sturmwind für die Nebel, so er verjagt, auch neue wieder mit sich herauf führt! Diese dunkeln tiefer, lasten drohender über Deinem Haupt! Der Dir als Sonne strahlte, leuchtet Deinem Feind und färbt die Gewitter nur mit noch furchtbarlicherm Grau. Lustig zogen Viele neben Dir hin über die helle, blumige Haide; wie die Blumen welken, die Lichter verbleichen, kehrt sich auch ein Gefährt nach dem Andern von Dir ab; Du gehst endlich mit dem trostlosen Zweifel allein durch die Wüste, und der arge Gesell drängt sich Dir so nahe, drängt sich fast so in Deine Brust hinein, daß es Stunden geben möchte, wo Du zweifeltest, ob Du wirklich der eingeborne Herrscher seist, oder nur ein wahnsinniger Träumer. Halte nur fest am eignen Glauben, auf daß Du diesen tröstenden Schuzengel mit in die vergessne Einsamkeit nehmen könnest, welche Dir am Schlusse der zweiten Bahn sowohl als der ersten unabwendbar bevorsteht.

Auf meinen Reisen, sagte der Pilger, habe ich mir das Singen angewöhnt, und während Eurer Prophezeihung ist mir folgendes Lied entstanden, das ich in den Tagen meiner Bedrängniß zu wiederholen gedenke.

Er sang:

Ihr meint, es steh bei Euch zu sagen,
Wer ich, der Pilger, sei, wer nicht,
Und doch sind alle meine Fragen
Gestellt an ein viel andres Licht.

Das glüht auf meinem eignen Heerde,
Bescheidentlich und kühn zugleich,
Mein, daß ich's nie verlieren werde,
Und doch aus einem fremden Reich.

Von außen zwar an meine Wohnung
Tobt Euer kalter Hagelsturm,
Verkümmernd meines Kampfs Belohnung,
Im Bund mit meines Lebens Wurm.

Da ächz' ich, zage, will versinken,
Das treue Lämpchen dämmert schwach,
Und muß doch plötzlich wieder blinken,
Und schafft mir neu den innern Tag.

Behaglicher weil Stürme wüthen
Ist's dann bei mir, und warm und still,
Und farb'ger noch die süßen Blüthen,
Je kühn'rer Feind sie brechen will.

Gewiß der göttlich hohen Sendung,
Schau ich, ein Fürst, durchs Leben hin,
Und kommt es hier nicht zur Vollendung,
So lockt wo anders der Gewinn.

Während dieses Gesanges war der Morgen angebrochen. Geht mit Gott, edler, verkannter Herr, sagte der Einsiedel zu seinem Gaste, und dieser schritt rüstig in die neue Lebensbahn hinein.

Es soll sich nachher Alles so zugetragen haben, wie es der Einsiedel prophezeiht hat, und man meint, der Pilger sei Markgraf Waldemar von Brandenburg gewesen, von dem die Leute bis diese Stunde noch nicht wissen, ob er selbst oder ein anderer mit dem Bairischen Ludwig um die Märkischen Lande gerungen hat.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Die Lage der Provinzbühnen

Das Theater ist gewiß nicht tot, aber krank.

Von den theoretischen Salbadern und Quacksalbern, die ihm helfen wollen und als spaßige Gregers Werle „ideale Forderungen" präsentieren, ist Hilfe kaum zu erwarten. Das Theater ist immer Spiegelbild der Zeit gewesen, heute also Abglanz der geistigen Erschütterungen unserer Zeit. Eine verworrene Epoche, wie die unsere, kann nur ein verworrenes, verwirrtes Theater haben. Der Theaterleiter sucht vergeblich Klarheit zu erlangen, was das Publikum will. Aber das sogenannte Publikum (Gemeinden haben wir nicht) weiß im Grunde selbst nicht, was es vom und im Theater will.

Spürbar wird, zumal in der Provinz, die unbesiegbare Sehnsucht nach dem bürgerlichen Theater der Vorkriegszeit; — wo Wunsch und Forderungen vorhanden, daß das Theater lebendiger Ausdruck der Gegenwartskräfte sein muß, fehlt es an Kraft, solche Eindrücke aufnehmen und ertragen zu können. Denn gerade diese Kreise (zum Teil organisiert in der Volksbühnenbewegung) senden zwar kunsthungrige, aber abgearbeitete Menschen in die Theater, die, statt Anspannung, Entspannung suchen!

Im ganzen war das Gesicht des Theaters kaum je verworrener als heute. Man prägt zwar das schöne Wort „Kulturtheater", wird aber in der praktischen Arbeit dauernd darauf gestoßen, daß das Theater eine Wirtschaftsfrage ist, den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterliegend.

Dazu kommt die offenbare Unergiebigkeit der dramatischen Produktion, der Sinn für Ensemble geht immer mehr verloren (Ensemble nicht im Sinn konservativer Geßhaftigkeit, sondern im Sinn gleicher künstlerischer Zielrichtung), daneben weiteres Zunehmen des Starwesens in erschreckendster Form.

Im ganzen ein unerfreuliches Durcheinander. Man tröstet sich mit der Erkenntnis, daß alles Übergangserscheinungen sind. Die Provinzbühnen kämpfen rührend um Niveau, Haltung, haben aber überall finanzielle Krisen und stehen im Kampf gegen lokale Engherzigkeiten. Die Unklarheit spiegelt sich in der Unentschiedenheit der Spielpläne. Man versucht, es allen recht zu machen. Man kompromisselt; und wer mit einigermaßen konsequenter Zähigkeit zwangvoll dem Gesetz seiner inneren künstlerischen Überzeugung folgt, ist als Leiter dauernd Ziel aller Angriffslustigen und erlebt die Wahrheit des boshaften Wortes: „Spielplan ist das, worauf jeder schimpft!"

Da das Theater Organismus ist, hilft ihm nur Entwicklung, also Evolution. Für das Theater, in seinem Kern zäh konservativ, verspreche ich mir von Revolutionen sehr wenig. Zudem werden alle technischen Neuerungen, alle Triumphe des Maschinentheaters nicht verdecken können, daß letzte tragische Erschütterung nur vom Theater des Menschen kommen kann.

Wir sind auf dem Wege zum „Seelischen Theater". Ich glaube, daß wir sehr bald wieder den Namen Otto Brahm, allzu früh als Naturalist zum alten Eisen geworfen, ehrfürchtig nennen werden.

Im übrigen rächt sich das vielgeschmähte Gebilde „Theater" an allen Propheten und Theoretikern durch seinen größten Zauberer: Unberechenbarkeit!

Richard Weichert (Berl. Tagebl. 196).

*

Ein Gedenken an Rilke

„Ich hatte im Sommer 1916 das Glück, auf der Herreninsel in Chiemsee eine Weile sein Nachbar zu sein. Die Landschaft des Chiemsees ist in Bayern die schönste; sie ist lind und großartig. Aber sie ist erst durch die Gegenwart des Dichters mit der ganzen Schönheit begnadet worden, die mir nun vor heiteren und traurigen Augen steht. Große Menschen hinterlassen ihre Spur auf den Dingen. Napoleon hat eine politische Welt neu aufgerichtet. Rainer Maria Rilke hat an der Welt das fast Unmerkliche getan. Er ging in der Natur spazieren. Er saß unter den gleich Säulen geordneten Platanen vor dem alten Schloß von Herrenchiemsee, wandelte, in seine eigene Feinheit gehüllt, hinüber zum alten Baumgarten, dem die Wärme der blaßgelben Südmauer förderlich ist wie ein Treibhaus; er saß zwischen Herreninsel und Fraueninsel im Boot; am Morgen ging er aus, um abends vom entlegenen Kloster Seeon zurückzukommen. Daß man ihm nun ansah, wie er im Herzen die Ernte des Tages trug, dies war das Geringste. Das Schönste war: daß man dem Chiemsee nun anmerkte, Rilke sei dagewesen, der Mensch, der Rilke hieß, dies Herz, dies Auge, diese Sohle. Nun flog er aus den Scheiteln der Landschaft auf wie geheime Pfingstflammen, unmerkliche Pfingstflammen, als eine Schar von Lichtern, zarter als die Heiligenscheine von Heiligen, die sich scheuen, als Heilige angesehen zu sein. Die Welt glänzte leise um

Digitized by Google

das Haupt dieses Menschen; aber noch schöner war, daß sein inniger Geist leise aus dem Antlitz der Welt flammte. Ich sehe ihn zurückkommen; er brachte meiner Mutter ein Fläschlein goldgelben Likörs von den Nonnen der Fraueninsel. In märchenhafter Entfernung von dieser Freundlichkeit lag am Grund seiner Augen, seiner Seele das Erlebnis des Tages, und zugleich war die freundliche Gabe ein Stück dieses erlebten Tages. Man wußte aber auch: eigentlich war dieser Dichter draußen geblieben; er war nicht eigentlich zurückgekehrt; die Welt draußen, die grüne, blaue, blütenweiße Welt, auf die nun das Rosa des Abends niederrieselte, hatte ihn für sich behalten. Wohl war er gegenwättig; wohl saß er am Abendtisch, aß einen Fisch; aber eigentlich lag er draußen auf dem See, in den Wiesen; die Natur hatte ihn für sich behalten, und er war es, er, der schon bei Lebzeiten aus den sanften Lichtern der aufgehenden Sterne herabschien ..." Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 281 — 2 M.).

*

Alfred Kubin
(Zum 50. Geburtstag)

„Nahe von Passau und dem bayerischen Wald liegt auf der Höhe eines mäßigen Bergrückens zwischen Inn und Donau ein kleines Anwesen: Zwicklebt. Bäuerisch in Bauerngebiet gestellt, mutet es doch durch eine gewisse Größe, würdige Ausmaße und Verhältnisse der Anlage und vorzüglich durch seinen Dachreiter, einen zierlich zugespitzten Glockenturm, wie ein kleines verdörpertes Schloß an. Die Glocke da oben läutet auch — eine ehrenvolle Servitut — die Feierlichkeiten und Ereignisse der Landschaft aus: Hochzeiten, Leichenbegängnisse, Feuer und Sturm, und wer das Seil schwingt, beobachtet den wandernden Heerwurm der Nachbarn unten, wie er von weitem über die gewundene Landstraße zieht und in den Talfalten verschwindet. Schellt man an der Gittertür des Gartens, so lärmt eine aufgeregte Elster, schlägt mit den gestutzten Flügeln heftig um sich, hüpft toll herum und meldet den Besuch, und alsbald erscheint ein schlanker, aber behäbiger Mann, um zu sehen, was es gibt. Bartlos, das blonde Kopfhaar ganz kurz und glatt geschoren, hat er in den Winkeln der graublauen Augen und um den Mund die kleinen Falten der großen Erfahrungen, die sich nachmals als Humor und gefaßte Betrachtung zusammendrängen. Freundlich grüßend und mit beweglichen Zügen und Gebärden geleitet er in sein Reich: Alfred Kubin, der berühmte Zeichner, der heute 50 Jahre alt wird." Otto Stoessl (Prag. Pr., Dichtung 15 u. Magdeb. Ztg. 181).

„Er schreibt aufrichtig; er verrät seine Geheimnisse. Doch merkwürdig: gerade die von keinem schamhaften Bedenken verhüllte Deutlichkeit der Geständnisse löscht das Private aus. Die Autobiographie Kubins gewinnt das Wesen barer Tatsächlichkeit; sie ist gar nichts mehr als gegenständlich. Nicht etwa, daß die Intimität nun verloren ginge; aber das Intime faßt sich im Objektiven; es faßt sich in der Genauigkeit des Wahren, und in dem kalten Licht der Darstellung steht es sichtbar — ohne peinlich zu sein.

Kubin ist ein großer Zeichner. Er ist auch ein guter Schriftsteller. Denn eben dies: Bekenntnissen die Unanständigkeit des Vertraulichen nehmen, das Heimliche mit legitimen Mitteln in ein Öffentliches verwandeln — eben dies ist die Kunst des Schriftstellers. Der Autobiograph Kubin ist vielleicht nicht im Mittel, aber im Grundsatz dem Zeichner Kubin gewachsen.

Die Tatsachen der Lebensgeschichte stehen nun so selbstverständlich-seltsam da, wie ein Mechanismus auf dem Jahrmarkt des Lebens gezeigt wird. Kubin steht dahinter, zieht auf, läßt den Deckel springen, macht das kunstreiche kleine Bergwerk laufen; es ist erlaubt, daß wir hinschauen. Das Mechanische ist intim. Aber es ist nicht mehr privat." Wilhelm Hausenstein (Berl. Tagebl. 169).

„Kubin illustrierte im Lauf einer verhältnismäßig kurzen Zeit Werke von E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, Wilhelm Hauff, Paul Scheerbart, Friedrich Huch, Balzac, Dostojewski, Strindberg. Aber um das Wesentliche dieser Illustrationen zu erkennen, ist es nötig, über die Wertung des rein Technischen hinauszugehen. Denn Kubins Kunst ist in jedem Fall Äußerung einer ungewöhnlichen, von reinen Kunstabsichten keineswegs restlos bestimmten geistigen Vitalität. Ihre illustrative Verlautbarung wird beherrscht von einem außerordentlich entwickelten Vermögen der Einfühlung, von einem höchst verfeinerten Empfinden für das Wesenhafte, für das geheimnisvolle An-sich der Erscheinungen, in diesem Fall der dichterischen Ideen, die vom Künstler in seine eigene, in die Sprache der Zeichnung übersetzt werden und infolgedessen nicht bei sklavisch äußerlicher Wiedergabe der Szenen verharren, sondern sie vielfach geradezu vertiefen, ihnen oft ganz neue, überraschende Perspektiven aufschließen. So öffnet sich dem, der Augen hat, zu sehen, in Kubins Illustrationen ein Bereich seltsamer, eindringlicher und beziehungsreicher Gestaltung, das nicht bloß auf dem Papier seine Stätte hat. Es ist im übrigen natürlich, daß ein Künstler von der starken Individualität Kubins nur solche Dichtwerke illustriert, denen er sich ‚kongenial' fühlt, zu denen er innere, seinem Wesen entsprechende Beziehungen hat, Werke mithin, deren geistige Art in ihm selbst elementare Lebenskräfte mitschwingen läßt. Die als Beispiele erwähnten Namen

Digitized by Google

deuten an, wo Kubins geistige Heimat liegt." Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Bl. 267 u. a. O.).

Vgl. auch: Kurt Pfister (N. Zür. Ztg. 589); Siegfried von Vegesack (N. Bad. Landesztg. 181 u. a. O.); Reinhard Piper (Münch. N. Nachr. 101); Paul Westheim (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 85); Bruno E. Werner (Deutsche Allg. Ztg. 168); Glaser (Berl. Börs.-Cour. 170).

*

Zur deutschen Literatur

An Hans Erasmus Freiherrn von Abschatz, einen vergessenen schlesischen Dichter (geb. 1646), erinnert Gustav Bub (Bresl. Ztg. 87). — Zum 100. Todestag (10. April) von Joh. Chr. von Schmid, Verfasser des „Schwäbischen Wörterbuchs", schreibt Ernst Finkbeiner (Württemb. Ztg. 83). — Pestalozzis basler Freunde schildert Wilhelm Altwegg (Basl. Nachr., Sonntagsblatt 7).

Über Goethe und die heutige Jugenderziehung läßt sich K. Weitzel (Karlsr. Ztg., Wissensch. 14) vernehmen. — Die Frage: War Goethe Eidetiker? erörtert Erich F. Dach (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 89). — Ein Aufsatz des verstorbenen Ernst Wasserzieher über „Goethe und das Handwerk" wird (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 97) veröffentlicht. — Über Goethe in Göttingen handelt Hugo Willrich (Hannov. Kur. 156/57; 168/69; 191). — Beethoven und Goethe nimmt Willi Beils zum Thema (Köln. Volksztg. 224). — Die Frage der Schiller-Renaissance beschäftigt Gregor Köster (Münsterischer Anz., Weg d. Zeit 6) und Otto Heuschele (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 68). — Ein unbekanntes Gedicht von Lavater teilt Friedrich W. Herzog (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 82) mit.

Dem Dichter und Maler Füßli (gest. 1825) widmet W. A. (Bund, Bern, Buch 154) ein Erinnerungsblatt.

Über Novalis, als die mythische Gestalt der Romantik, schreibt Ernst Kamnitzer (Münch. N. Nachr., Einkehr 33). — Schleiermacher als Vorkämpfer der Frauenemanzipation behandelt Else Wentscher (Köln. Ztg., Frau 255a). — Über Arnim als Lyriker und Herausgeber des Wunderhorns schreibt Adolf von Hatzfeld (Köln. Ztg., Lit. Bl. 287a). — Ein unheimliches (leider auch unwahrscheinliches) Erlebnis Clemens Brentanos („Das Zauberbuch") teilt Baron Guido Fuchs nach mündlicher Überlieferung mit (Münch. N. Nachr. 109 vgl. dazu 117). — Jean Pauls dichterische Auferstehung glaubt Theodor Stiefenhofer erhoffen zu können (Karlsr. Ztg., Wissensch. 13). — Über die Wirkung der Eichendorffschen Poesie schreibt Adolf Dyroff (Köln. Volksztg., Schritt 243). — Eine Wallfahrt zu Heines Grab wird (Köln. Ztg., Lit. Bl. 292a) geschildert.

Aus dem Leben Hermann von Gilms („Vormärzliches Tirol") erzählt Anton Dörrer (Münch. N. Nachr., Einkehr 28, 31). — David Friedrich Strauß als Menschen und Schriftsteller behandelt Ernst Jenny (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 12, 16). — Gottfried Kellers frühe Gedichte würdigt Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 88). — Über J. V. Widmann schreibt Maria Waser (N. Zür. Ztg. 576 und Bund, Bern 154). — Über Wilhelm Busch plaudert Egon Friedell (Berl. Börs.-Cour. 173). — Ein Ostern bei Ludwig Thoma schildert Walther Zierfch (Münch. N. Nachr., Einkehr 29).

An Emil von Schönaich-Carolath erinnerten zum 75. Geburtstag (8. April): Olaf Hansen (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 7. April); Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 84); A. V. (Köln. Volksztg. 261); A. Glitz (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 16). — Sehr warm bekennt sich Franz Dülberg (Münch. N. Nachr. 106) zu Friedrich Huch. — Erinnerungen an H. St. Chamberlain veröffentlicht Edouard Dujardin (Münch. N. Nachr. 113).

An Johanna Niemann (gest. 1917) erinnert Arno Schmidt (Danz. Allg. Ztg. 72). — Über Peter Altenberg schreibt Hans Kafka (Magdeb. Ztg. 187). — Auf Max Dauthendeys gesammelte Werke weist Kurt Pinthus (Magdeb. Ztg. 169). — Das Gedächtnis an Rilke wird wachgehalten: Karl Justus Obenauer (Münch. N. Nachr. 97); Basler Nachr. (Sonntagsbl. 2); N. Zür. Ztg. (Lit. Beil. 641). (Ein Brief Rilkes über seine französischen Gedichte.)

Einen wichtigen Nachruf auf Hugo Schuchardt bietet Karl Jaberg (Bund, Bern 181).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Eduard Reinacher schreibt Martin Rockenbach (Saarbr. Ztg. 95): „Was ist die geistige Substanz des Dichters Eduard Reinacher? Sie ist zu reich, um so leichthin ihr Stichwort freizugeben. Alles was in dem guten, alten Begriff des ‚deutschen Gemüts' an Lebenskräften schlummert, liegt in Reinachers Dichtung beschlossen. Sie ist Idylle, Frohsinn, Schelmerei, und spielt mit unendlich vielfältigem idyllischen Bildwerk des Gegenständlichen. Aber die Anlage des ‚Gemüts' reicht ebenso tief in die Welt des tragischen Schicksals hinein. Wie ein alter deutscher Meister liebt Reinacher den Tod als den Begleiter des Menschenlebens, und traurige und ergreifende Schicksale locken den Dichter in ihre dämmernde, schaurige, gewitterverhangene Welt hinein. Ja, auch das Heroische alter deutscher Sage, selbst das Eherne, Wuchtige, Kraftstrotzende alter Volkspoesie, das Entsetzliche der Ballade des

Digitized by Google

Nordens liegt innerhalb des Umkreises, den Reinachers Gemüt bedeutet. Etwas ‚Meisterliches' im Sinne Dürers macht die Poesie Reinachers aus." — Eine Studie über Wilhelm von Scholz (Bresl. Ztg. 88) leitet Elisabeth Darge mit den Zeilen ein: „Er hat lange auf seine Stunde warten müssen. Nun ist sie da. Von außen gesehen: weil er Präsident der Dichterakademie wurde, gerade als sein erster und einziger, großer Roman ‚Perpetua' erschien. Tiefer gefragt: weil es bei uns eine Umkehr gegeben hat vom Hellen und Lauten in das dunkle, stille, jenseitige Land, dessen Lied zu singen ihm von Anfang bestimmt war. Weil jetzt ihrer viele sind, die das Ewige und das Wunderbare spüren und mit ihm sagen, was er einst als Einsamer sprach:

‚Und fühlen jetzt, all unser Leben ist,
nur weil auf ihm unsichtbar Sehen ruhte...'

Wie Hermann Stehr, dem er in mancher Beziehung verwandt erscheint, darf er es jetzt erleben, als 53jähriger, daß ihn die Jugend auf den Schild erhebt und Erfüllung ihres Träumens in ihm findet. Und so wird an seiner Gestalt selbst der mystische Zusammenhang deutlich, dessen Verkündigung er sein Lebenswerk weihte: wie ein äußeres Geschehen Symbol ist für ein inneres." — Den rheinhessischen Erzähler Richard Knies charakterisiert Elisabeth Langgässer (Germ., Werk 9): „Es versteht sich von selbst, daß nur ein sehr reiner, gütiger und kindlicher Blick in die Zusammenhänge des Daseins jene knospenhaften Ansätze der Menschlichkeit schauen kann, und wirklich ist die Lebensfrömmigkeit dieses Dichters der Zugang zu seinem Schaffen. Sie wurzelt einerseits in der rheinischen Landschaft und der herrlichen Tradition ihrer Dome, Altäre und Prozessionen, andererseits aber in der grüblerischen, keuschen und unruhvollen Seele des Künstlers." — Treffend bemerkt H. Ch. Kaergel (Mannh. Tagbl. 94) über Heinrich Zerkaulen: „An Spitzweg erinnert die Kleinmalerei. Ja, auch die kleinen Schrullen der Menschen und Menschlein. Aber sie nehmen die Enge ihres Daseins nicht so ernst. Zerkaulen läßt sie selber mitlachen. Und das befreit. Nein, es ist mit ihm weder ein Eichendorff noch Raabe gekommen, sondern der Rheinländer. Eigentlich der rheinische Mensch." — Zum dichterischen Schaffen Hanns Johsts bemerkt Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 87): „Johst ist einer derjenigen Künstler der jungen Generation, die in den letzten Kern des Problems der Generationengrenze unserer Zeit hineindeuten. In dem vitalen Aufbruch einer Künstlerjugend, die sich an Hand des Weltkriegserlebnisses zu einer naturgemäßen Lebensneugestaltung bekennt und die sich erkennt an dem bewußten und verantwortungsbewußten Willen zur neuen Zukunft, ist bei Johst (wie bei allen geistigen Führergestalten der Jugend) die Forderung neuer religiöser Verinnerlichung der Sinn des naturgemäßen ‚Ganzmenschentums' in besonderer Weise. Neue Verbundenheit mit dem elementaren Leben der Natur und neue Verbundenheit des Menschengeistes mit der Gottheit ist bei Johst ein und dieselbe Lebensaufgabe, und die geistige Seite des Menschen gilt ohne weiteres als das stärkere, das beherrschende Seinselement." — Den Denker Otto Flake sucht Ludwig Marcuse zu begreifen (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 88): „Flake ist — um der schnellen Verständigung willen kurz abgestempelt — Neu-Platoniker mit äußerster Vorsicht; diese Vorsicht ist das moderne Element seines Philosophierens: ‚Die Philosophie löst nicht das Geheimnis der Existenz, sie kreist es ein.' Die Gefahr des Dogmatismus besteht für den nüchternen, zurückhaltenden, überlegenen Flake nicht: ‚Die Einheit der Substanz ist nicht gegeben.' Flake versucht nicht, hinter das Geheimnis dieser Substanz zu kommen. Aber er erledigt dies Geheimnis auch nicht dadurch, daß er es abstreitet oder ignoriert. Er repräsentiert den kritischen Sinn unserer Tage: Klare Vernunft, die um das Geheimnis weiß, das ist das maximum optimum.'" — Über Otto Gysae schreibt Kaethe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 180): „Vom Studierenden der Rechtswissenschaft und Philosophie zum Seeoffizier und vom Seeoffizier zum Dichter führt der äußere Lebensweg, den Otto Gysae gegangen ist. Er war 27 Jahre alt, als sein erstes Buch erschien. Heute, zur Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres liegt ein schriftstellerisches Werk von sechs Romanen, einigen Novellen und einem Schauspiel vor, am äußeren Umfang gemessen also kein großes Werk, in seiner Gesamtheit aber das abgeschlossene Bild einer sehr eigenartigen Dichterpersönlichkeit unserer Zeit, die völlig für sich gesehen werden will und muß, die durch kein Vergleichen mit anderen Zeitgenossen an Klarheit gewinnen kann, mit der man sich allein auseinander zu setzen hat." — Eine Studie über Hans Roselieb von Gerda Dibbern (Generalanz., Stettin 111) wird durch den Leitsatz bestimmt: „Aus allen Werken des Romandichters Roselieb spricht eine ringende, unter der Problematik des Lebens leidende Persönlichkeit, von deren gequälter Seele sich das Kunstwerk, zur Befreiung werdend, losringt. In der Art der Gestaltung geht er vielfach ganz eigene Wege, nie wird er zu denen gehören, die von der Mehrzahl der literarisch Gebildeten gelesen werden, geschweige denn von der großen Masse des Lesepublikums. — Roselieb steht weitab von jenen, die von der Höhe eines geschlossenen Weltbildes aus in kühler Überlegenheit und Objektivität

Digitized by Google

Menschen und Erlebnisse gestalten und dabei die Tatsachen lebenenthüllend selbst sprechen lassen. In ihm arbeitet und wühlt es, ethische Prinzipien leiten sein Schaffen." — Über den tiroler Erzähler Reimmichl sagt Pankraz Schuk (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 16): „Reimmichl gehört nicht nur zu den liebenswürdigsten und volkstümlichsten Dichtern der Gegenwart, er ist auch einer, der mehr als wohl jeder andere lebende Schriftsteller gearbeitet und geleistet hat. Als junger Kurat in Gries am Brenner übernahm er die Redaktion des ‚Tiroler Volksboten' und machte dieses Blatt, dessen Abnehmerzahl rasch über 40 000 stieg, zu einer eigenartigen Spezialität katholischer Presse. Sein ‚Reimmichels Volkskalender', der in jeder katholischen tiroler Familie zu finden ist, wird ganz allein von ihm geschrieben. Neben dieser anstrengenden Redaktionsarbeit fand er noch Zeit, fast ein Viertelhundert Bände Erzählungsschriften in die Welt zu schicken." — Auf den Sudetendeutschen Hans Watzlik weist Alfred Seeliger (Tägl. Rundsch., Großdeutschland 21): „Unter den Dichtern und Denkern des unerlösten Landes ragt der Sudetendeutsche Hans Watzlik mächtig hervor. In steigendem Grade horchen die Ernsten, Suchenden im Reich und draußen auf Männer seiner Art. Ihm gab Gott zu sagen, was uns nottut. Seine Stimme hallt lauter und vernehmlicher als das schmachvolle, erbärmlich kleine Gezänk unserer ‚Parlamente'." — Ein Gespräch mit Thomas Mann über seinen Aufenthalt in Warschau wird (Magdeb. Ztg. 212) bekannt gegeben. (Verfasser: Ernst Rutra.) — Einen Besuch bei Paul Ernst schildert Hans Bogner (Münch. N. Nachr. 115). Es heißt da: „Redend geht Paul Ernst im Zimmer auf und ab, sieht dabei meist gerade vor sich hin, auf seine eigene Blickfläche. Man glaubt einen solchen Kopf schon auf älteren niederländischen Bildern gesehen zu haben, denselben Schnitt des Gesichts, dieselbe Barttracht; die Züge haben etwas Flämisches möchte ich sagen; aber unter den Zeitgenossen? Noch nie. Er scheint der Vertreter eines ausgestorbenen Menschenschlages zu sein. Einen deutschen Dichter von diesem Typus wüßte ich überhaupt nicht zu nennen; aber gern mag man sich die alten deutschen Baumeister, die Schöpfer großer Dome, deren Namen vergessen sind, so vorstellen oder die Meister der strengen Musik vor Bach. Das Persönliche ist in eifriger Hingabe an das Werk aufgezehrt — oder, besser, erfüllt; denn hier gilt der Satz, daß nur, wer sein Selbst wegwirft, es gewinnt."

Des 75. Geburtstages von Ida Boy-Ed (17. April) ist vielfach gedacht worden: Martha Hartmann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 87); Beda Prilipp (Tag 90); Alfred Klaar (Voss. Ztg. 180); Fritz Enders (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 111) Klaar schreibt: „Der trefflichen Frau werden an ihrem 75. Geburtstage viele dankbare Kundgebungen gelten. Sie hat sich in mannigfachen Kämpfen zu voller Harmonie durchgerungen, in ihrem eigensten Wesen die Versöhnung von äußerem und innerem Leben vollzogen. Die Vaterstadt Geibels und Thomas Manns, in deren historischem Zentrum sie ihr Heim gefunden, wird es an Ehrungen gewiß nicht fehlen lassen, sie gehört ebenso bodenständig zur geistigen Bedeutung von Lübeck, wie sie sich als Frau vom geistigen Beruf in ganz Deutschland bekanntgemacht hat." — Zu Liesbet Dills 50. Geburtstag (28. März) schreibt Heinz Neuberger (Dortm. Ztg. 146): „Liesbet Dill, die Gattin des hallenser Universitätsprofessors und Stadtarztes von Drigalski, ist ein Kind des Landes Lothringen. Und diese Landschaft, diesen Menschenschlag hat sie als stetes Grundmotiv ihres reichen Erzählertums festgehalten. Das Leben in kleinen Städten, engen Garnisonen gibt ihr Stoff, dem Problem der ins Erwerbsleben gestellten Frau geht sie nach. Selten überwuchert bei ihr die Tendenz, aber ebenso selten verläßt ihr Schaffen das Niveau des überdurchschnittlichen Unterhaltungsromans." — In dem Geburtstagsgruß an Toni Schwabe zu ihrem 50. Geburtstag (31. März) (Saarbrücker Ztg. 89) heißt es: „Immer will mir scheinen, daß Toni Schwabe (sowohl der Mensch als auch der Künstler, der diesen Namen trägt) sich nie an die Umarmungen der seligen Gewöhnlichkeit verlor und keinen Kompromiß geschlossen hat, immer scheint mir eine Flamme aus ihrem Sein entgegenzuwehen, die stärker und unantastbarer ist als so vieles, was in unserem ‚tintenkleckſenden Säkulum' hohe Ehre und großen Erfolg gewann." — Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schäff grüßten Walter Bähr (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 98) und Wilhelm Schussen (Württemb. Ztg. 96), bei dem es heißt: „Dieser Heinrich Schäff dünkt mich so recht ein Beispiel jener ewig alten und ewig neuen Sachlichkeit, die von jeher ein Merkmal aller echten Kunst gewesen ist. Er hat ehemals wegen dieser Sachlichkeit fast als ein revolutionärer Geist gegolten, als ein mitunter allzu unbekümmerter Wirklichkeitsschilderer, als ein mitunter unbequemer Prediger aus dem deutschen Walde. Aber auf der anderen Seite war er freilich wieder ein gar scheuer Geist voll heimlicher Zartheit und Innigkeit." — Den Aufsätzen zu Karl Schönherrs 60. Geburtstag ist der von Anton Dörrer (Tirol. Anz. 44) nachzutragen.

Zu Wilhelm Heinitz' „Arabischem Divan", der eigene, nicht übertragene Produktionen bringt, bemerkt Grete Herthel-Berges (Schlesw. Nachr., Nordm. 66): „Manchmal fühlt man den Rhythmus eines bebenden, traum-

Digitized by Google

fiebernden Lebens aufschreien, manchmal kaum geahnte Fernen sich weiten im Unendlichen, Unbestimmbaren."

Zu Heinrich Manns neuem Roman „Mutter Marie" bekennt sich W. E. Süskind (Magdeb. Ztg. 197), die vollendete Konzentrationstechnik rühmend. — Bilder unerhörter Monumentalität findet K. (Basl. Nachr., Lit. Bl. 7) in Alfred Neumanns Roman „Der Teufel". — Zu Hans Friedrich Blunck Romantrilogie bemerkt Heinrich Ehl (Kreuz-Ztg., Literatur 120): „Das Blut der Menschen und Wesen rauscht triebhaft in den Märchengestalten, die Menschen leben den Gedanken ihrer Seele." — Robert Hohlbaums Romantrilogie „Frühlingssturm" rühmt Emil Lucka (Hamb. Fremdenbl., 19. März): „Hohlbaums Romandichtung bedeutet etwas ganz Beträchtliches in dem nicht allzu großen Umkreis des ernst zu nehmenden deutschen historischen Romans. Gründliches Wissen um die vergangene Welt ist ins Fundament verbaut, wird aber niemals sichtbar, kein Rest von Rohmaterial ist in irgendeinem Winkel untergebracht, alles Wissen hat sich in künstlerische Vision verwandelt." — Über Max Pulvers neuen Roman „Himmelpfortgasse" schreibt sowohl Ed. Korrodi (N. Zür. Ztg. 583) wie auch Hugo Marti (Bund, Bern, Buch 154), der meint, nicht sowohl von neuer Sachlichkeit als von neuer Ichlichkeit sei hier zu reden. — Durchaus kritisch, nicht aber ohne Anerkennung setzt sich y (Gießener Anz. 82) mit Juliane Kays preisgekröntem Roman „Abenteuer im Sommer" auseinander. — In Josef Pontens „Babylonischem Turm" erkennt Friedrich Rießner die Beethoven-Symphonie (Köln. Volksztg., Schritt 243): „Zu den Begründungen, welche die musikalische Tektonik des Babylonischen Turm beweisen, gehört nicht zuletzt diese, daß Ponten, als er ihn schrieb, von den Symphonien Beethovens starke Anregungen empfing. Aus Pontens Dichtung klingt diese Musik wieder, der Babylonische Turm ist die Beethoven-Symphonie als Roman. Wie eine Beethovensche Coda schließt noch das letzte Kapitel: Der Schlußstein, den Roman ab."

*

Zur ausländischen Literatur

Shakespeare als politischen Dichter behandelt Paul Leutwein (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 94, 97). — Shaw in England überschreibt Thomas C. Hall eine Studie (Hannov. Kur. 181). — Einen Aufsatz über John Galsworthy bietet Bernhard Feer (N. Zür. Ztg. 526). Ebenda (524) schreibt S. D. Steinberg über John Drinkwater und seine „Mary Stuart". — Joseph Conrad nimmt Ludwig Marcuse (Germ., Werk 10) zum Thema. — Englische Romane charakterisiert Kurt von Stutterheim (Berl. Tagebl. 173).

Über Marcel Proust liegen zwei Aufsätze vor, von Ludwig Marcuse (Hannov. Kur. 188/89) und von H. von Wedderkop (Bund, Bern 146). — Den neuen Roman von Romain Rolland „Mutter und Sohn" analysiert Walter Sandoz (Bund, Bern 173). — Über Alfred Loisy bietet S. Schnitzer eine wertvolle Studie (N. Zür. Ztg. 705).

Gedanken über den spanischen Roman „La deshumanacion del Arte" von José Ortega y Gasset legt Otto Freiherr von Taube (Frankf. Ztg. 291 — 1 M.) nieder.

Mit Flanderns nationalem Dichter René de Clerq beschäftigt sich Godfried Rooms (Tag, Unt.-Beil. 99).

Über den modernen Petrarca schreibt Heinrich Taschner (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 83). — Ein Gespräch mit Pirandello veröffentlicht N. P. (Tag 86). — Das Theater im heutigen Italien schildert Rudolf Frank (Deutsche Allg. Ztg. 191).

Intimes über Georg Brandes berichtet Lola Land (Prag. Pr. 92). — Ein Gedenkblatt an Jens Peter Jacobsen bietet Hans Bethge (Bund, Bern 150). — Über Herman Bang schreiben Willy Haas (Magdeb. Ztg. 192) und Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 20. April). — Knut Hamsun, zumal als Lyriker, interessiert lebhaft: Willy Pastor (Tägl. Rundsch. 177); Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 15); Walter Ueberwasser (Basl. Nachr., Lit. Bl. 56); Frank Züchner (Schilderung eines Besuchs bei Hamsun) (Frankf. Ztg. 269 M.). — Sigrid Undsets Romane würdigt D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. Bl. 305a).

Ein Bild von Nikolaus Gogol zeichnet Michael Charol (Germ., Ufer 18). — Über die Verkennung des deutschen Wesens in der großen russischen Literatur gibt Karl Nötzel (Karlsr. Ztg., Wissensch. 94) wertvolle Aufklärung. — Einen Besuch bei Stanislaw Przybyszewski beschreibt V. Fiala (Prag. Pr. 95). — Eine Schilderung „Bei der Dichterin des neuen Rußland", Gespräch mit Lydija Sejfullina, wird (Prag. Pr. 91) geboten. — Das „Übersetzergenie" Shukowski nimmt G. Sp. (Berl. Börs.-Ztg. 86) zum Thema.

* * *

„Briefe an eine Dame." Von Peter Altenberg (Voss. Ztg. 181).

„Der Apotheker in der Literatur." Von Fred A. Angermayer (Generalanz., Stettin 91).

„Calderon und das deutsche Theater." Von Josef Bergenthal (Germ., Ufer 14).

„Zur Frage der Schutzfrist." Von Wilhelm Bopp (N. Bad. Landesztg. 190).

„Alter der Oberinntaler Passionsspiele." Von Anton Dörrer (Tiroler Anz. 72).

„Zum Problem des Welttheaters." Von Otto Flatauer (Berl. Tagebl. 171).

Digitized by Google

„Der Abgrund der Literatur (Wedekinds ‚Erdgeist' in Leipzig)." Von Carl Heine (Deutsche Allg. Ztg. 171).
„Der faustische Drang." Von Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 164).
„Gut der Nation." Von Otto Heuschele (Schwäb. Merkur 142).
„Christus in der Dichtung." Von Theodor Kappstein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 89).
„Innere Dramatik." Ein Beitrag zur Entwicklung der neuen Bühne. Von Manfred Kyber (Bund, Bern 166).
„Der Schauspieler Döbbelin." Zu seinem zweihundertsten Geburtstag. Von Erna Larkens (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 97).
„Pirandellisierung des Theaters." Von Alois Melichar (Deutsche Allg. Ztg. 174).
„Einführung in mein neues Werk ‚Kosmos Atheos'." Von Rudolf Pannwitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 91).
„Zum ‚Humor' in der Dichtung der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (Germ., Ufer 16).
„Auf das Antlitz eines alten Dichters." Statt einer Besprechung der „Ausgewählten Werke" von Edward Samhaber. Von Joseph Roth (Frankf. Ztg. 236 – 1 M.).
„Das Panideal" (Holzapfel). Von Jakob Schaffner (Münch. N. Nachr. 68).
„Heimatdichtung und Heimatpoeterei." Von Will Scheller (Magdeb. Ztg. 203).
„Literaturgeschichte und Volkwerdung." Von Karl Schmid (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 13, 17).
„Literaturwissenschaft und Metaphysik." Zur Würdigung des Braigschen „Kleist"-Buches. Von Wilhelm Schulte (Germ., Ufer 15).
„Dichterehen." Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 12 004).
„Zur Volksbühnenkrise." Von Ernst Toller (Vorw. 178).
„Freirhythmische Dichtung aus Goethes Jugendzeit." Von Oskar Walzel (Bund, Bern, Kl. Bund 14).
„Der Anti-Poet." Von Alfred Wolfenstein (N. Zürch. Ztg. 617).
„Dichten als Beruf." Von Max J. Wolff (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 92).
„Ein Wort zur Schutzfrist." Von Stefan Zweig (Berl. Tagebl. 188).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 4. (Berlin und Leipzig.) François Mauriac gibt eine Studie über den „jungen Menschen", in der die hier folgenden Ausführungen besonderes Interesse beanspruchen dürfen:

„Das Kind lebte im Land der Wunder, im Schatten seiner Eltern, dieser Halbgötter, reich an Vollkommenheiten. Aber das Jünglingsalter kommt, und plötzlich verengert, verdunkelt sich die Umwelt. Keine Halbgötter mehr: der Vater verwandelt sich in einen verletzenden Despoten; die Mutter ist nichts als eine arme Frau. Nicht mehr draußen, sondern in sich entdeckt der Jüngling nun das Unendliche: er war ein kleines Kind in der ungeheuren Welt, in einem verengten Weltall staunt er über seine maßlose Seele. Er trägt das Feuer in sich, ein Feuer, das er mit tausend Lektüren nährt und das von allem angefacht wird. Gewiß, die Examina halten ihn im Zaum: ‚Man hat so viele Prüfungen abzulegen, bevor man zwanzig Jahre alt ist', sagt Sainte-Beuve, ‚daß es einem jede Lust nimmt.' Aber was wird er, mit seinen Diplomen ausgerüstet, schließlich tun?

Er fühlt seine Jugend in sich wie eine Krankheit, diese Krankheit des Jahrhunderts, die in Wahrheit die Krankheit aller Jahrhunderte war, seit es junge Männer gibt, die leiden. Nein, es ist keine ‚schöne' Zeit. Geben wir dem alten Sprichwort: ‚Jugend muß vergehen' seinen ernsten, vielleicht tragischen Sinn. Man muß von seiner Jugend heilen; man muß, ohne zugrunde zu gehen, diese gefährliche Stelle überwinden. Ein junger Mann ist eine ungeheure ungenutzte Kraft, von allen Seiten im Zaum gehalten, abgedrosselt von den reifen Männern, den Greisen. Er hat das Streben, zu herrschen, und er wird beherrscht; alle Plätze sind eingenommen, alle Ränge besetzt. Gewiß, es gibt das Spiel, und wir werfen der Jugend einen Ball hin, damit sie sich müde macht. Das Spiel ist übrigens nichts als eine Nachbildung der Urzerstreuung: des Krieges.

Kriege wird es geben, solange es junge Männer gibt. Wären ohne deren Mitwirkung überhaupt diese großen Mördereien möglich? Alte Frontkämpfer sprechen von ihrem Martyrium mit einer Sehnsucht, von der wir bestürzt sind. Weil in Kriegszeiten die Greise einwilligen, daß die jungen Männer Führer sind. Es ist unbegreiflich und doch wahr, daß die meisten jungen Leute Napoleon ebensosehr lieben, wie sie ihn bewundern: sie erinnern sich der bartlosen Generäle. Vielleicht war es Liebe, was die Jünglinge von Kreta dem Minotaurus in den Rachen trieb. Die Jugend vergibt dem, der sie hinopfert, vorausgesetzt, daß er sie von dieser überschüssigen Kraft befreit, an der sie erstickt, vorausgesetzt, daß sie endlich handeln und herrschen darf."

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. III, 2. (Berlin.) Arthur Liebert bietet eine Studie „Technik und Romantik", in der er zunächst auf den Gegensatz beider, als Zeitstim-

Digitized by Google

mungen aufgefaßt, hinweist, dann aber dartut, wie sehr Technik romantisiert zu werden vermag:

„Wie kommt es, daß wir unter dieser, uns alle erfüllenden Spannung von Technik und Romantik leben können, daß wir unter dieser Spannung nicht alle Einheit verlieren und zusammenbrechen? Denn ohne — wenn auch nur relative — Einheit ist kein Leben, kein Handeln, keine zweckvolle Arbeit möglich. Jene Frage löst sich schnell und leicht, sobald man begreift, daß Romantik und moderne Technik gar nicht jene Gegner sind, als die sie von einer vorschnellen Schematisierung abgestempelt zu werden pflegen. Wer unsere Technik lediglich als die nüchterne Lösung einer nichts als mathematisch-physikalischen Aufgabe und nichts als die praktische Verwirklichung rein zahlenmäßiger Rechnungskunst versteht, der ist in ihren Sinn ebensowenig eingedrungen, wie derjenige, der in der Romantik nichts als unbeherrschtes Gefühlshinströmen und willkürliche Individualisierung sieht. Denn wie auch die Romantik von einer formalen Technik nicht frei ist und nicht frei sein kann, will sie sich nicht in nichts, will sie sich nicht in eine leere Gestaltlosigkeit auflösen, so zittert und zuckt auch hinter der Technik eine romantische Unruhe, rauscht auch in ihrem angeblich so starren und leblosen Geäder ein romantischer Strom. In den großen erfinderischen Technikern geistert sehr oft eine tief romantische Stimmung, weht eine romantische Sehnsucht, die von der der klassischen und literarisch anerkannten Romantiker gar nicht so sehr abweicht."

Das Inselschiff. VIII, 2. (Leipzig.) Das neue Heft ist dem Gedächtnis Rilkes gewidmet. Aus dem eindrucksvollen einleitenden Aufsatz geben wir einen wesentlichen Abschnitt wieder:

„Die Treue gegen seinen Engel war die einzige, die voll zu üben dem Dichter erlaubt war, sie war voll Tragik für seine Freundschaft. Einmal lief doch das Gefäß, das er bis zum Rande mit Seele füllte, voll, und seine Liebe ging, nach seinem eigenen Ausdruck, in den Weltraum über. Wie für seinen Engel Lebende und Tote sich nicht sonderlich unterschieden, so schied er, der Verbrauchtem kein Recht zugestand, in scheinbarer Härte, das Lebendige von dem Toten je nach dem Maße, in dem der göttliche Odem in ihm stieg oder schwand. Nur scheu und ehrfürchtig deuten wir uns selbst an, was für Abschiede der Dichter erduldet haben mag: heiße Abschiede und solche klarer Art, als trennte sich reinlich Zelle von Zelle, solche, die eine wolkige Atmosphäre um das Überlebte schufen, und die vielen geringen, die halb süß, halb leidend durchgegangen werden, nach einer flüchtigen Gemeinsamkeit, nach einem sommerlichen Dasein, das nie anders verstanden wurde, als wenn an einem hellen Tage Wolken eine Zeitlang zusammen am Himmel segeln. Denn wie frei und groß er sich auch darreichte, seines Bleibens war in keinem Zustande, und keiner bot für ihn und sein Werk Raum genug. Er war der stets Enteilende; der Andere der für sein Leben beschenkt Zurückbleibende. Ja, er fürchtete eine Verstrickung in das Dauernde so sehr, daß er sie wie eine Schuld floh und für sich wohl damit recht hatte, denn eines jeden Sünde sieht anders aus. Hing es damit zusammen, daß er so gern bei den Dingen ausruhte, weil sie ihm alle Freiheit ließen und dennoch, was er sich wünschte, gaben: die Stille und das Gleichnis?

In eine also angelegte Wesenheit hätte sich leicht ein härterer mönchischer Zug mischen können, doch lag das nicht im Sinne seiner Sendung. Denn damit die Schöpfung auf das reichste in ihn eingehen könne, war ihm eine außerordentlich sinnliche und seelische Sensibilität verliehen. Es gab kein Ding in der Welt, zu dem er nicht hinreichte, und hätte es, um zu seinem Kern zu dringen, der Überwindung mittelalterlicher Fernen und dichter Körperlichkeit bedurft. Er schwang mit dem tausendblättrigen Rund der Rose, das Zucken eines bekümmerten Gesichts sprang auf das seine über, so wie die Impulse des fremden Herzens. An diese Bewegungen schlossen sich in großer Fülle verwandte Gesichte, so daß im Augenblick ein tiefer Innenraum in ihm entstand. In dem reinen Gefühl, das weder Groß noch Klein, weder Gut noch Böse, Schön und Häßlich kennt, weil es nicht benennt und sichtet und vor aller Ethik und allem Verstande liegt, in diesem war er recht zu Hause und ließ aus ihm seine unsäglich barmherzigen Gedanken hervorgehen."

Die Scene. XVII, 4. (Berlin.) Dem verstorbenen Carl Heine widmet Leopold Jessner Worte des Gedenkens, die auch für seinen eigenen Entwicklungsgang aufschlußreich werden:

„Ich war schon ein Verzweifelter. Das Ende meiner Laufbahn bei reisenden Gesellschaften von Kleinstadt zu Kleinstadt war nicht abzusehen. Ein stabiles Theater mit Rängen, mit einer Bühne, war mir fremd. Das Spiel wurde vom Geräusch der servierenden Kellner begleitet...

Da lernte ich Carl Heine kennen. Nach zwei Unterredungen verpflichtete er mich seinem Theater. Es war das letzte Jahr, da er durch Deutschland und durch das Ausland reiste, um Ibsen, Hauptmann, Hartleben darzustellen.

Wesentlich dabei schien ihm vor allem das Darstellungsprinzip, wobei er sich stark an Otto Brahm anlehnte,

Digitized by Google

aber dennoch ein Eigener war. Bei ihm zuerst lernte ich den Begriff: Regie kennen. Und seltsam: was bei mir den tiefsten Eindruck hinterließ und was bestimmend für meine spätere Tätigkeit wurde; dieser feinnervige, körperlich schwache Mann hatte eine damals seltene Präzision der Regieführung. (Wobei er sich allerdings den Luxus leistete, an einer Szene oft tagelang zu probieren, bis sie fast orchestral zum Klingen kam.)

Aus diesem Prinzip heraus wuchs er dann auch über die Darstellungsgesetze Otto Brahms. Über die Psychologie hinaus empfand und setzte er den Ton und wie er es einmal in seinen Zeilen über Wedekind (dessen „Erdgeist" er bereits 1897 aufführte) ausdrückte: ‚den wahrhaftigsten Ausdruck der Natur, die Formel'. In dieser Lehre erfuhr ich eine große Förderung, und nachdem mir ein Jahr dominierender Mitwirkung gegeben war, stand der Weg für mein späteres Ziel und meine künstlerische Entwicklung offen. Bald darauf wirkten wir in der gleichen Stadt. Er: unter dem Freiherrn Alfred von Berger am Deutschen Schauspielhaus, ich: am Thalia-Theater in Hamburg. — Aber hier schon war zu erkennen, daß Carl Heine — nun nicht mehr sein eigener Herr — sich unter der Oberleitung eines anderen in seiner künstlerischen Ausübung gehemmt fühlte. Dieser zarte Mann konnte nur in voller Freiheit wirken. Wenn die Umstände es ermöglicht hätten, Carl Heine nach seiner propagierenden Auslandstätigkeit in Deutschland, vielleicht in Berlin, als selbständigen Theaterleiter wirken zu lassen — diese Tätigkeit hätte seine Künstlerschaft zu völliger Entfaltung gebracht und einen Leiter von Willen und Profil bewiesen ...

Über das Grab hinaus danke ich ihm, den ich als meinen Lehrer betrachte, der mir die ersten Wege wies und der mir in seiner Menschlichkeit ein stetes Vorbild bedeutet."

Hellweg. VII, 7. (Essen.) Interessant erzählt Kurt Pfister aus Alfred Kubins Jugend:

„Eine aufreizende Fülle innerer Erlebnisse und Eindrücke bedroht aber mit immer neuen Einbrüchen die seelische Konstitution. Bezeichnend ist, daß schon dem Knaben das Schwelgen in Vorstellungen urwüchsiger Kraftausdrücke und Katastrophen ein wirkliches Glücksempfinden gibt, ‚einem Rausch vergleichbar, der von einem prickelnden Gefühl, das Rückgrat entlangströmend, begleitet war. Ein Gewitter, einen Brand, einen ausgetretenen Wildbach zu beobachten, gehörte zu meinen höchsten Genüssen; bei Raufereien, bei Arretierungen, auf Viehmärkten war ich regelmäßig als Zuschauer anzutreffen'. Die Séancen eines Hypnotiseurs greifen sein Nervenleben derart an, daß er sich am Grab der Mutter erschießen will — der Versuch mißlingt, da der rostige Revolver versagt. Dies sind beispielhafte Vorgänge der Jugend. Ein symptomatisches und, wie Kubin selbst schreibt, für ihn als Künstler und Menschen entscheidendes Erlebnis geschah anläßlich eines Varietébesuchs während der münchner Akademiezeit. ‚Als nämlich das kleine Orchester mit dem Spiel begann, erschien mir auf einmal meine ganze Umgebung klarer und schärfer, wie in einem anderen Licht. In den Gesichtern der Umsitzenden sah ich auf einmal eigentümlich Tiermenschliches; alle Geräusche waren sonderbar fremd, von ihrer Ursache gelöst; es klang mir wie eine hohnvolle, ächzende, dröhnende Gesamtsprache, die ich nicht verstehen konnte, die aber doch deutlich einen gespensterhaften inneren Sinn zu haben schien. Ich wurde traurig, obgleich mich ein sonderbares Wohlgefühl durchzuckte ... Ich verließ rasch das Theater, denn die Musik und die vielen Lichter störten mich jetzt und ich irrte ziellos in den dunklen Straßen, dabei fortwährend überwältigt, förmlich genotzüchtigt von einer dunklen Kraft, die seltsame Tiere, Häuser, Landschaften, groteske und furchtbare Situationen vor meinen Geist hinzauberten. Ich fühlte mich in meiner verwunschenen Welt unbeschreiblich wohl und gehoben, und als ich mich müde gelaufen hatte, betrat ich einen kleinen Teesalon. Auch hier war alles durchaus ungewöhnlich. Gleich beim Eintritt schien es mir, als wären die Kellnerinnen Wachspuppen, von weiß Gott welchem Mechanismus angetrieben, und als hätte ich die wenigen Gäste — die mir aber geradezu unwirklich wie Schatten vorkamen — bei satanischen Geschäften überrascht. Der ganze Hintergrund mit der Spielorgel und dem Büfett war verdächtig, erschien mir wie eine Attrappe, welche mir das eigentliche Geheimnis — vermutlich eine trüberleuchtete, stallartige, blutige Höhle — verbergen sollte. Was ich von diesen Vorstellungen, die verblüffend leicht wechselten, während ich mich selbst ganz passiv verhielt, festhalten konnte, zeichnete ich mit wenigen markierenden Strichen in ein Notizheft. Noch auf dem Heimweg dauerte dieser innere Aufruhr an. Die Augustenstraße schien von selbst zusammenzuschrumpfen und ein Gebirge in ungeheurem Ring um unsere Stadt zu wachsen.'"

* * *

„Meister Eckehart, der Deutsche." Von Klara Boesch (Der Türmer XXIX, 7. Stuttgart).

„Meister Eckehart als Philosoph der Tat." Von Alfred Hanel (ebenda).

„Die Rechtfertigung Meister Eckeharts." Von W. Schleußner (Literarischer Handweiser LXIII, 7. Freiburg).

Digitized by Google

„Justus Mösers Geschichtsauffassung im Zusammenhang der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts." Von Georg Stefansky (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Bürgers Lenore — eine visionäre Ballade." Von Georg Mayer (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 2. Leipzig).

„Goethes Führung." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 4. Frankfurt a. M.).

„Das Weltbild Goethes und seine Lebensauffassung." Von A. Seidel (Westermanns Monatshefte CXXI, 848. Braunschweig).

„Kant — Schiller — Fichte. Ein Beitrag zur Entstehung des nationalen Ethos der Deutschen aus dem Gedanken des allgemeinen Menschentums." Von Friedrich Meyer (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 4. Frankfurt a. M.).

„Schiller und Herder." Von Aurel Wolfram (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Schillers Anfänge." Von Oskar Walzel (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 2. Leipzig).

„Joseph Görres und das deutsche Altertum." Von Wilhelm Schellberg (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 8. Bielefeld).

„Der Stil E. T. A. Hoffmanns." Von Hans Dahmen (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Lyrische Gedichte. [1. Vier Nachtgedichte. 2. Droste-Hülshoff.]" Nachschaffende Betrachtungen von Franz Heyden (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3, 4. Frankfurt a. M.).

„Jacob Burckhardt und das Dichterische." Von Walther Rehm (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Theodor Fontane an Paul Lindau." Mitgeteilt von Paul Alfred Merbach (Deutsche Rundschau LIII, 7. Berlin).

„Der Kampf um die Auffassung Conrad Ferdinand Meyers." Von Hermann Pongs (Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 4. Leipzig).

„Wilhelm Raabe und unsere Zeit." Von Georg Schäfer (Die Bücherwelt XXIV, 3. Köln).

„Timm Kröger." Von Otto H. Brandt (Die schöne Literatur XXVIII, 4. Leipzig).

„Resignation und Güte in Maria Herbert." Von Else Schneider (Seele IX, 4. Regensburg).

„Erinnerungen an Gustav Sack." Von Hans Harbeck (Tempo, 1927, 1. Egestorf bei Hamburg).

„August Sauer †." Von Georg Stefansky (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Rainer Maria Rilke." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XL, 7. München).

„Über Rainer Maria Rilke." Von Werner Milch (Neue Schweizer Rundschau XX, 4. Zürich).

„Anmerkungen zu Rilke." Von Max Rychner (ebenda).

„Erinnerungen an Rainer Maria Rilke." Von Rudolf Kaßner (Das Inselschiff VIII, 2. Leipzig).

„Der Dichter [Rainer Maria Rilke]." Von Regina Ullmann (ebenda).

„Rainer Maria Rilkes Begräbnis." Von Eduard Korrodi (ebenda).

„Rilke und Spitteler." Von Jonas Fränkel (ebenda).

„Die Schuld des Dichters Rainer Maria Rilke." Von Franz Leschnitzer (Die Aktion XVII, 1/2. Berlin).

„Carl Heine." Von Ferdinand Gregori (Die Scene XVII, 4. Berlin).

„Carl Heine †." (Der neue Weg LVI, 7. Berlin).

„Ernst Barlach, ein Gottsucher in unserer Zeit." Von Wilhelm Meridies (Der Volksbühnenbund II, 4. Berlin).

„Karl Muth zum 60. Geburtstag." Von Alois Dempf (Abendland II, 6. Köln).

„Carl Meißner." Von Max Carstenn (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 1. Oliva).

„Alfred Kubin." Zum 50. Geburtstag des Künstlers. Von Will Scheller (Reclams Universum XLIII, 30. Leipzig).

„Albrecht Schaeffer, aus Elbing gebürtig." Von Alfred Biese (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 1. Oliva).

„Agnes Miegel." Von Josef Zimmermann (Die Bücherwelt XXIV, 3. Köln).

„Arthur Schnitzlers Spätwerk." Von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CCVIII, 1. Berlin).

„Stefan Zweig [‚Verwirrung der Gefühle']." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 22).

„Karl Schönherr." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 15).

„Georg Kaiser." Von Heinz Stephan (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes III, 7. Düsseldorf).

„Karl Röttgers großes Mysterium." Von Will Hermanns (ebenda).

„Robert Saitschick." Von Robert Boßhart (Der Türmer XXIX, 7. Stuttgart).

„Hans Friedrich Blunck." Von Paul Wegwitz (Die Tat XIX, 1. Jena).

„Volk ohne Raum [Hans Grimm]." Von Carl Meißner (Der Türmer XXIX, 7. Stuttgart).

„Alexander Lernet-Holenia und das Problem der modernen Dichtung." Von Erwin Stranik (Die Kultur V, 6. Wien).

„Bruchstück eines Lebens." Von Jacob Haringer (Das Tagebuch VIII, 12. Berlin).

„‚Die Antlitzgedichte' von Heinrich Suso Waldeck." Von Hermann Preindl (Der Gral XXI, 7. Essen).

„Begegnung mit Heinrich Lersch." Von Karl Vogler (Davoser Revue II, 7).

„Klaus Herrmann." Von Kurt Kläber (Die Neue Bücherschau VI, 5/6. Berlin).

„Liesbet Dill [Vorwurf des Plagiats]." Von Viktor Wendel (Das Tagebuch VIII, 14. Berlin).

* * *

„Die innere Tragödie Oscar Wildes." Von Franz Schoenberner (Die Neue Bücherschau VI, 5/6. Berlin).

„T. S. Eliot." Von Ernst Robert Curtius (Neue Schweizer Rundschau XX, 4. Zürich).

„Die Engländerei in der Literatur." Von Karl Arns (Hellweg VII, 7. Essen).

„Über J. J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung." Von Richard Hönigswald (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Tristan Bernard." Von Joseph Chapiro (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 20).

„Claude Anet." Aus einer Selbstbiographie. (Die Hauszeitschrift des Sortimenters 1927, März. Wiesbaden.)

„Marcel Proust." Von Fred A. Angermayer (Reclams Universum XLIII, 26. Leipzig).

„Marcel Proust." Von Paul Cohen-Portheim (Die Neue Bücherschau VI, 5/6. Berlin).

„Marcel Proust und die deutsche Gegenwart." Von Karl Toth (Deutsche Rundschau LIII, 7. Berlin).

Digitized by Google

„Marcel Proust." Von Wolf Zucker (Die Weltbühne XXIII, 14. Berlin).

„Neue Dramen Claudels." Von Franz Johannes Weinrich (Literarischer Handweiser LXIII, 7. Freiburg).

„Das Nachleben antiker Philosophie in der neueren französischen Literatur." Von Fritz Neubert (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 2. Leipzig).

„Georg Brandes im Weltkrieg." Von O. L. (Das Tagebuch XIII, 12. Berlin).

„Georg Brandes †." Von Albert Dresdner (Deutsche Rundschau LIII, 7. Berlin).

„Der Dramatiker Henrik Ibsen." Von Friedrich Rosenthal (Radio III, 29. Wien).

„Strindbergs Weg nach Damaskus." Von Paul Fischer (Die Christliche Welt XLI, 8. Gotha).

„Die skandinavische Literatur der neuesten Zeit." Versuch einer Übersicht und Wertung. Von Ernst Alker (Der Gral XXI, 7. Essen).

„Vlämische Dichtung von heute." Von H. J. Wille (Hellweg VII, 8. Essen).

„Die Gestalt Petrarcas in der neuesten Petrarca-Literatur." Von Hans Nachod und Paul Stern (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 2. Leipzig).

„Über Kalidasas Sakuntala." Von Heinrich Meyer-Benfey (ebenda).

„Polens junge Lyrik." Von J. Seidmann (Die Neue Bücherschau VI, 5/6. Berlin).

„Briefe an den jungen Gorki." Von Anton Tschechoff (Das Tagebuch VIII, 12. Berlin).

„Das jüngste Rußland in seiner heutigen Literatur." Von Richard Dereich (Die Hauszeitschrift des Sortimenters 1927, April. Wiesbaden).

* * *

„Der Problemdichter Hans J. Rehfisch." Von Fred A. Angermayer (Blätter des Theaters der Stadt Koblenz 1927, 17).

„Bekennerisches Drama." Von Erich Dürr (Dramaturgische Blätter 1926/27, 32. Mannheim).

„Wie das Bühnenkunstwerk entsteht." Von Curt Elwenspoek (Saarbrücker Blätter V, 15).

„Komödie." Von Hans Franck (Die Vierte Wand 1927, 12. Magdeburg).

„Vom Rhythmus der Zeit und vom Theater der Gesinnung." Von Franz Graetzer (Der Volksbühnenbund II, 4. Berlin).

„Goethe und das Theater." Von Ferdinand Gregori (Der Kunstwart XL, 7. München).

„Calderon auf dem deutschen Theater." Von Eugen Gürster (Der Bühnenvolksbund II, 4. Berlin).

„Mein Theater am Ausgang des 19. Jahrhunderts." Von Carl Heine (Die Vierte Wand 1927, 11. Magdeburg).

„Der Dramaturg." Von Oskar Jancke (ebenda, 12).

„Über das Marionettentheater." Von Siegfried Kallenberg (Hellweg VII, 6. Essen).

„Über den Dramatiker Eduard Reinacher." Von Walter Kordt (Blätter des Theaters der Stadt Koblenz 1927, 20).

„Die Sprache im Drama." Von Robert Petsch (Der Kreis IV, 4. Hamburg).

„Zum Gesang der Erzengel in Goethes ‚Faust'." Von Rudolf Preiswerk (Euphorion XXVIII, 1. Stuttgart).

„Die dramatische Struktur der ersten ‚Faust'-Szenen." Richtlinien für eine dramaturgische Behandlung des ‚Faust'. Von Eugen Rüther (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).

„Karl Immermann als Regisseur." Von Walter Tappe (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 19).

„Max Mohrs Komödien." Von Walter Tappe (Blätter des Theaters der Stadt Koblenz 1927, 15).

„Arno Holz und sein Drama ‚Ignorabimus'." Von Berthold Viertel (Masken XX, 14. Düsseldorf).

„Paul Gurks Tragödie ‚Thomas Münzer'." Von Hans Westerburg (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).

„Der Bühnenvolksbund." Von Wilhelm Wiesebach (Literarischer Handweiser LXIII, 7. Freiburg i. B.).

* * *

„Christentum und Dichtung." Von Paul Adams (Die Bücherwelt XXIV, 3. Köln).

„Zur Rassenbildungsfrage." Von Hans Friedrich Blunck (Die Tat XIX, 1. Jena).

„Ein Birschgang durch die Geschichte der jagdlichen Dichtung." Von Wilhelm Deimann (Markwart III, 2. Hannover).

„Wesen und Aufgabe der deutschen Literaturgeschichte als Wissenschaft." Von Horst Engert (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 3. Frankfurt a. M.).

„Der Schaffende als Kritiker." Von Richard Euringer (Die schöne Literatur XXVIII, 4. Leipzig).

„Ein Gang durch die neuere Literatur über die Auslanddeutschen." Von Gottfried Fittbogen (Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 4. Leipzig).

„Deutsche Mystik als Kraft." Von Emil Hadina (Der Türmer XXIX, 7. Stuttgart).

„Das ‚Rätsel' des Doppelgängers." Von Emil Machek (Österreichische Monatshefte „Der Fährmann" IV, April. Wien).

„Aus nachgelassenen Aufzeichnungen." Von Luise von Poellnitz (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 8. Bielefeld).

„Zur Geistes- und Kulturgeschichte des Rheingaus." Von Leo Sternberg (Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 4. Leipzig).

„Dichtungsfeindliche Preisausschreiben." Von Erwin Stranik (Hellweg VII, 8. Essen).

„Von echten und falschen Autographen." Von Stefan Zweig (Die Autographen-Rundschau VII, 8. Berlin).

„Worte an die Alten." [Die Jugend beantwortet die Neujahrswünsche der Thomas Mann, Josef Ponten, René Schickele.] Von Anton Betzner, G. Berg, Josef Breitbach, Hans Georg Brenner, Richard Gabel, Hanns Vogts (Die Neue Bücherschau VI, 5/6. Berlin).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Berlin

„Skandal in Amerika." Komödie in drei Akten. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Deutschen Künstlertheater am 16. April 1927.)

Hans J. Rehfisch denkt bereits nur noch in Bühnenwirkungen. Recht so! Schade nur, daß sich dies Denken, auf seine Hirnwelle übernommen, als etwas sehr unklares Denken erweist.

Wesentlicher Bestandteil der Bühnenwirkung ist ihm immer das Bühnenbild. In Rehfischs Konzeption erscheint das durchaus als ein Primäres. Im ersten Akt der transatlantische Dampfer mit den interessanten Unbekannten. Ein geheimnisvolles Hin und Her, das sich als Machenschaften einer Petroleumspekulation dramatischen Ausmaßes entpuppt. Im Mittelpunkt der Präsident der südamerikanischen Republik, in deren Hafen der Dampfer soeben anlegt. Schlußeffekt: ein Scheinattentat auf Seine Exzellenz den Interessanten. Der zweite Akt spielt im Sommerpalais des Interessanten, aber um die Handlung betrügt ihn bereits der Interessantere. Ein früherer deutscher Offizier und Abenteurer, dem der Petroleumpräsident erstens: die Politik seines Landes, zweitens: seine Geliebte in spe, drittens: die Handlung der Komödie überläßt. Dieser nun tut im zweiten und dritten Akt (Opernball mit allem Raffinement der Bühnenschikanen) mit einer gewissen, durch Denkunklarheiten jedweder Art geschmückten Ausführlichkeit dar, daß er schlechterdings nichts anzufangen weiß, erstens: mit der Politik des Landes; zweitens: mit der Geliebten, die er schnell nimmt, um sie schneller zu verlieren; drittens mit der Handlung der Komödie, die er ins Pointenlose verschleppt. Und nun kommt der große Bruchstrich Rehfischschen Bühnendenkens: Alle Politik erweist sich als Geschäftsspekulation. Warum? Wieso? Weshalb? Sprich: Satire.

Man wird nicht um den Begriff solcher Satire mit Rehfisch rechten: er hat das Bühnendenken. Aber eins wird man bewundernd feststellen müssen: wie es den p. t. Charakteren unter den Regenschauern solchen Denkens ergeht. Selbstverständlich, sie lassen Farbe. Dann aber gehn auch seltsame Veränderungen mit ihnen vor. Da war der Abenteurer und gewesene deutsche Offizier des ersten Akts: ein Entschlossener; er endet als der Unentschlossene par excellence. Da war die interessante Frau des ersten Akts; sie endet als die sich allen anbietende Dirne. Am grausamsten aber wird dem Helden mitgespielt; ihm bleibt nichts übrig als — zu verschwinden.

So also sieht die Bretterwelt aus, von Rehfisch auf Bühnenwirkungen zusammengedacht. Fragt sich: tat der Held der Komödie nicht doch das Klügste, was zu tun ihm übrig blieb, da er flüchtete?

Ihm nach, ihr Brüder!

Ernst Heilborn

München

„Zwölftausend." Schauspiel in drei Akten von Bruno Frank. (Uraufführung durch die Kammerspiele im Schauspielhaus am 22. April 1927.)

Schillers „Kabale und Liebe" ist fünf Jahre vor der Revolution abgefaßt. Das Schauspiel Bruno Franks beinahe zehn Jahre danach. Das macht wohl einen Unterschied in der Form. Dort Sturm und Drang, Leidenschaft, durchaus Angriff, Ethos des Aufruhrs, rednerisches Pathos bis zum äußersten, gerade in der Lady Milford-Szene, von der Bruno Frank, sozusagen, ausgegangen ist. Hier hingegen ein Drama im Stil des Epigramms. Nicht, daß dem Dichter von heute der revolutionäre Zorn oder gar das Ethos fehlte. Aber schon hat es sich geklärt. Es ist durch einen Intellekt hindurchgegangen. Es ist stilisiert. Der Dialog ist Kristall geworden. Ob die Menschen, die sich nach Nationalität und Reichsgrenze abheben, auch auf intimere Charaktere hin angelegt sind, ob eine Umwandlung an ihnen also glaubhaft erscheint, ist fast eine Frage von untergeordneter Bedeutung; denn hier ruht alle Spannung in der politischen, möchte ich eher sagen, als in der dramatischen Handlung. „Zwölftausend" ist ein Zeitdrama. Es ist das Drama von der deutschen Verfassung. Es ist das Drama der deutschen Demokratie. Dabei ist es ein politisch kluges Stück. Es ist die Dichtung eines Diplomaten der Volksbühne. Statt sich einer Partei zu verschreiben, schreibt und wirkt er für die Menschlichkeit, für aller Menschen Rechte. Als der Herzog eines deutschen Ländchens wiederum Regimenter von Soldaten, das „Lebendgewicht" je fünfzig Taler, an die Engländer verkaufen will, verrät es der Hoffekretär, um seine zwei Brüder, nein, um zwölftausend Brüder zu retten, an Friedrich von Preußen. Und der Einspruch des großen Königs entscheidet. Dieser Schluß könnte auch von Molière sein.

Joseph Sprengler

Digitized by Google

Mannheim

1.

„Eulogius Schneider." Drama. Von Eduard Reinacher. (Uraufführung im Nationaltheater am 7. April 1927.)

Diesem Drama ist Reinachers gleichnamige Novelle vorangegangen, Keimzelle und Urform des späteren dramatischen Werks. Novelle ist dabei eigentlich nicht der richtige Ausdruck, es ist eher ein Mittelding zwischen Lebensabriß und dichterisch gesteigerter Wesensschau. Reinacher unternimmt es darin, das Andenken an einen merkwürdigen und ungewöhnlichen Menschen wachzurufen. Geistlicher von Beruf, aus der Klosterschule hervorgegangen, Freigeist, Feuerkopf und stürmischer Doktrinär jakobinischer Gedanken nach seiner inneren Struktur, endete Eulogius Schneider nach einem abenteuerlichen Leben unter dem Beil der Guillotine in Paris. Er hatte sich, der Franke von Geburt, als öffentlicher Ankläger beim Kriminalgericht der elsässischen Revolutionsregierung zu guter Letzt den Machthabern durch seine hitzige Provokation alles dessen, was sich ihm nicht mit der Idee der republikanischen Freiheit zu vertragen schien, unbequem gemacht.
Wird in der Erzählung das Leben dieses im wahrsten Sinn zügellosen Mannes in seinen bedeutsamsten Stationen zur Erklärung einer verworrenen Menschenseele festgehalten, so erscheint im Drama bloß der letzte Abschnitt, der blutige Absturz seiner heillosen Lebensbahn, seine von den Massen verfluchte und verspottete Schreckensherrschaft im Elsaß, das er mit der Guillotine gesund zu machen hoffte. Im Gedanklichen ist die Umstellung aufs Dramatische, Prinzipien und Kräfte gegeneinander wirken zu lassen, mit einprägsamer Gewalt gelungen. Die tatsächlichen Vorgänge, Handlungsführung und Szenengefüge verleugnen jedoch ihre Herkunft aus undramatischen Gebieten nicht und lassen die Klarheit und Übersichtlichkeit vermissen, die über der ein ganzes Leben umspannenden Erzählung lagert. Eulogius wird zum dauernd sich selbst Demonstrierenden, von Monologen Besessenen, neben dem kein anderer Mensch auch nur Luft zum Atmen, viel weniger zum Reden bekommt. Es sind prachtvoll geformte Monologe in dem Werk, von einer namentlich in der ersten Hälfte blutvollen und glühenden Intensität, und dem Versuch, eine Figur der bloßen Lokalgeschichte in weltgeschichtliche Weite und vor einen ewigen Horizont zu rücken, ist die große und dichterisch beseelte Gebärde nicht abzusprechen. Aber als Drama, das weniger dramatisierte Historie als einen in einen welthistorischen Prozeß verhafteten Menschen darstellen will, bleibt es auf der Linie eines epischen Ausbreitens seiner Wesenselemente und der eindrucksvollen Selbstbespiegelung des Helden stehen.

2.

„Mensch um Mensch." Von Ernst Gaugigl. (Uraufführung im Rahmen der „Jungen Bühne" des Nationaltheaters am 10. April 1927.)

Gaugigl, ein bislang unbekannter Autor, soll dies Stück mit dreiundzwanzig Jahren geschrieben haben. Es zeugt auch alles darin von Jugend, Überschwang und Unreife, von sehnsüchtigem Wollen und bekannten Vorbildern. Der typische Fall des „Jungen Menschen", der ein Idealist und Ideologe ist und nach den Sternen greifen möchte, ohne vorläufig zu wissen, wohin eigentlich mit sich, wird hier zum hundertstenmal und ohne Notwendigkeit abgewandelt. Im Grunde ist es immer das gleiche Stück, das von einer Generation zur anderen, von einer Jugend zur andern weitergegeben wird, mit neuen technischen und weltanschaulichen Benennungen und Symbolen die Trostlosigkeit einer noch nicht beherrschten Wirklichkeit umkleidend und den baldigen Anbruch eines edleren Diesseits verkündend. Ob diese jungen Menschen Dichter sind, oder ob nur ekstatische Jugend aus ihnen dichtet, wird erst aus ihrem späteren Schaffen abzulesen sein. Auch über Ernst Gaugigl ist einstweilen nichts anderes auszusagen.

Paula Scheidweiler

Wiesbaden

„Der Paragraphenteufel." Tragikomödie in vier Aufzügen. Von Fritz Philippi. (Uraufführung im Staatstheater am 10. April 1927.)

Fritz Philippi, der jahrelang als Strafanstaltspfarrer tätig war, kennt die Zuchthausatmosphäre aus eigener Anschauung. „Der Paragraphenteufel" gestaltet ein Zuchthausschicksal, das Geschick des wegen unerlaubter Machenschaften hinter die Anstaltsmauern geratenen Winkeladvokaten Schmidt III, den sie den Paragraphenteufel nennen, da er durch seine erstaunliche Kenntnis der einschlägigen Gesetzesbestimmungen und Strafvollzugsverordnungen sich zu einer Geißel der Beamten entwickelt hat, die in ständiger Besorgnis leben, der berüchtigte Querulant werde wieder einen neuen Verstoß gegen Paragraph Soundsoviel feststellen und eine Eingabe loslassen. Und der Strafanstaltsvorsteher würde so gern Direktor in der Residenz (seine Frau hat schon die entsprechenden Kleider erhalten), und der Hausvater des Zuchthauses soll mitgenommen werden, und der Aufseher Schnatz wird dann Hausvater und kann heiraten! All diese Aussichten und Zukunftsträume stellt Schmidt III, der,

Digitized by Google

wie man sieht, der eigentliche Herr der Anstalt ist, in Frage. Doch der Kreisarzt weiß Rat, und man folgt ihm. Man erfüllt dem nimmermüden Beschwerdeführer seine Wünsche, man macht ihn sogar zum Schreibgehilfen des Vorstandes, dessen Frau dem Querulanten ein paar freundliche Blicke zuwerfen muß, worauf gewisse, lang zurückgehaltene Regungen bei Schmidt III sehr heftig erwachen, mit dem Resultat, daß er sich an dem Hausmädchen der Frau Vorsteherin vergreift und, auf Grund des kreisärztlichen Gutachtens, der psychiatrischen Klinik überantwortet werden soll, womit man von dem ewigen Störenfried befreit ist.

Diese Tragikomödie bringt in dem Kreisarzt, dem Strafanstaltsvorsteher, einigen Aufsehern und vor allem in ein paar Sträflingen, mit Schmidt III an der Spitze, gut gelungene Typen auf die Bühne, die für manche weniger gelungene Szene entschädigen.

Hans Gäfgen

Trier

„Lionardo da Vinci." Eine Bühnendichtung in einem Vorspiel und drei Aufzügen. Von Leo Weismantel. (Uraufführung im Stadttheater am 10. April 1927.)

Den Menschen und Künstler Lionardo da Vinci in seiner umfassenden Ganzheit dramatisch gestalten zu wollen, ist eine Kühnheit, die vielleicht dem gelingen könnte, der die Kraft letzter dramatischer Konzentration besitzt, der imstande ist, aus der Fülle der Probleme dieses großen Lebens eins herauszugreifen und es erlebnisstark zu formen. Das „Abendmahl" des Lionardo wird bei Weismantel — das einzig Reale — zum Mittelpunkt des Versuchs, Schicksal aufzuzeigen. Aber dieses Schicksal wird nicht zwingend glaubhaft, bleibt im Ideellen stecken, entwickelt sich nicht, wird nicht dramatisch. Menschen spielen mit Worten, streiten um Ideen. Der große tragische Gegensatz von Erleben und Tat in Lionardos Leben in der Gegenüberstellung seines reinen Willens mit dem Locken des Weibes, nach „sündhaftem Leben" der „unbekannten" Frau; die welttragische Antithese Mann-Weib (das Weib als Judas) alles nur Andeutung, in vielfach verschlungenen Begebenheiten ineinander verschoben. Im „Abendmahl" sollen sich die gegeneinander stehenden Kräfte des Lionardoschen Lebens schicksalhaft erfüllen, letzte Erkenntnis im eigenen und fremden Erleben sichtbar, hier soll Tragik in der Suche nach dem Judas, in dem Weibe (Mona Lisa), das ihm den Lieblingsschüler Giovanni, seinen Christus nahm, Wirklichkeit werden. Aber alles bleibt ideeller Vorwurf. Spannungen werden nicht erlebnisstark.

G. Schloß

Kiel

1.

„Füer." Niederdeutsches Drama in vier Akten. Von Hans Ehrke. (Uraufführung durch die „Niederdeutsche Bühne" im Schauspielhaus am 22. Februar 1927.)

Über dem niederdeutschen Drama hat lange ein Unstern gewaltet. Kaum war es durch die starke dichterische Kraft Stavenhagens aus den Niederungen platter Possenreißerei in das helle Licht großer Kunst gezogen worden, da fällte der Tod diesen Meister. Schon schien es, als sei damit das Schicksal des plattdeutschen Dramas besiegelt, da trat in Boßdorf ein neuer Könner und Führer auf; aber auch ihm nahm der Tod viel zu früh die Feder aus der Hand, und wieder schien der rührige Dilettantismus herrschend zu werden. Nun aber hat dieselbe Not, die seiner Zeit die oben genannten Meister erweckte, wieder einen neuen Könner auf den Plan gerufen, Hans Ehrke, dessen Eulenspiegel-Komödie im vorigen Jahr schon aufhorchen machte. Gewiß ist sein spannendes, in verblüffend sicherer Technik aufgebautes Drama „Füer" noch keine Vollendung, referiert stellenweise, statt zu entwickeln, ist aber ein großes Versprechen und bietet als solches heute schon die Gewißheit, daß die niederdeutsche Welt in diesem jungen Dramatiker eine Kraft habe, von der noch viel zu erwarten ist.

2.

„Verloren Spill." Plattdeutsches Schauspiel in drei Akten. Von Ludwig Hinrichsen. (Uraufführung durch die „Niederdeutsche Bühne" im Schauspielhaus am 8. April 1927.)

L. Hinrichsen hat mehrere erfolgreiche Romane geschrieben, in denen er versucht hat, über den engen Kreis der Heimatdichtung hinausgehend, Weltanschauungsfragen in den Kreis seines Schaffens zu ziehen. Es ist ihm nicht lückenlos gelungen, aber die Freude an der Kraft, mit der er seine Stoffe anpackte, ließ darüber hinwegsehn. Nun versucht er, ähnliche Stoffe unter Einbeziehung zum Teil derselben Personen und Situationen dramatisch zu gestalten, und das ist ihm im „Verloren Spill" vorbeigelungen. Wohl sind einzelne Szenen frisch und lebendig herausgekommen; aber das genügt nicht, um aus der handlungsarmen und an manchen Stellen verworrenen Arbeit eine dramatische Dichtung zu machen. Es fehlt ihr die große, sichere Entwicklungslinie, das straffe Zusammenraffen, das rücksichtslose Ausscheiden aller belanglosen Nebensächlichkeiten, das energische Hinsteuern aufs Ziel. „Verloren Spill" ist die Leistung eines ernsthaft ringenden Menschen, die als solche Respekt abnötigt, aber kein bühnenwirksames Schauspiel.

Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Wien

„Inflation in Paris." Komödie in drei Akten. Von Felix Dörmann. (Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne am 3. Mai 1927.)

Der Titel klingt an „Improvisationen im Juni" oder an „Anarchie in Sillian" an, bereitet also auf Expressionismen vor; aber der Verfasser, bekanntlich einer der Patriarchen oder Kirchenväter der wiener Moderne, und als solcher schon eine ganz geschichtliche Gestalt, hat wieder einmal allem literarischen Ehrgeiz entsagt und sich für diesmal etwa zwischen Caillavet und Hennequin oder Feydeau festgesetzt. Ein unwahrscheinlich liebenswürdiger Tunichtgut von altem Adel und eine ebenso liebenswürdige Brettldiva müssen sich, weil sein Vermögen ein Opfer der Inflation geworden ist, trennen, suchen, jedes für sich, Anschluß an den neuen Reichtum, der durch den Sohn und die Tochter je eines amerikanischen Fleischmagnaten vertreten wird, finden aber einander natürlich zuletzt wieder; Einzelheiten sind wohl überflüssig. Wie man sieht, deckt die Piratenflagge eine ganz harmlose Ladung; das weiland enfant terrible bequemt sich gern vieux jeu, um in der Sprache der angeblichen Umwelt zu reden. In Wirklichkeit ist an diesem Frankreich nichts französisch als die erwähnten Muster und die Eigennamen, und mit den beiden Amerikanern ist es auch nicht weit her, sonst wüßten sie, daß man sich in ihrer Heimat mit good bye nicht begrüßt, sondern verabschiedet. Doch wozu einer Kleinigkeit Kleinigkeiten ankreiden? Rob. F. Arnold

Zwickau

„Mann Gottes." Tragische Komödie in drei Akten. Von Paul Ilg. (Uraufführung im Stadttheater am 2. April 1927.)

Ilg hat vor einigen Jahren den schweizer Schiller-Preis erhalten. Für sein dramatisches Werk „Mann Gottes" hat er ihn wahrscheinlich selbst nicht erwartet. Denn der „Mann Gottes" ist weiter nichts als Frank Wedekinds „Erdgeist" in neuer, aber verwässerter Auflage. Die Handlung ist einfach: Das Mädchen, hier heißt es nicht Lulu, sondern Mara, brennt ihrem Mann, dem Maler, dreimal durch; erst mit dem Aristokraten, dann, als sie sieht, daß ihr der Weg nach oben verbaut ist, mit einem wiener Sänger und schließlich mit einem Abenteurer. Immer wieder verzeiht ihr der Mann. Man könnte ohne Mühe noch drei Akte dazuschreiben, ohne den Gang der Handlung zu ändern. — Mara meistert die Männer nicht wie weiland Lulu, sie gibt sich ihnen nur hin. Der Maler ist kein Mann Gottes, sondern ein Waschlappen. Außerdem wird die Handlungsweise des Mannes gänzlich unverständlich durch Widersprüche in der psychologischen Argumentation. Einmal bezeichnet er das Mädchen als „flatterhaftes Vögelchen", das man festhalten müsse und dann läßt er sie trotzdem laufen, ohne den geringsten Versuch sie zu halten. Ein andermal wünscht er, daß „sie stets neunzehn Jahre alt" bleiben möge und dann spricht er die Hoffnung aus, sie doch noch einmal reif zu sehen. — Die drei Akte sind sketchartig aneinandergereiht und lassen keine Einheit aufkommen. Die drei Verführer werden dazu noch durch einen Schauspieler gegeben, um die Gleichmäßigkeit der drei Bilder ja recht zu unterstreichen.

Wolf Friedrich

Dresden

„Kaiser oder Knock-out." Traumgroteske in drei Akten und einem Vorspiel und Nachspiel. Von Rudolf Klutmann. (Uraufführung im Albert-Theater am 5. April 1927.)

Der Titel klingt nach Revue und Kino. Aber in dieser Traumgroteske erlebt man ein Zeitgemälde, das in seiner Unerbittlichkeit und inneren Berechtigung besticht. Traumwelt-Geschöpfe zeigen zwar nur noch einen dürftigen Erdenrest, dem auch noch durch die Unerbittlichkeit der Satire und durch die übertriebene Zuspitzung das letzte Fünkchen Menschentum genommen wird, aber die grelle Beleuchtung von Schiefheiten besticht für den Augenblick. Im tollen Wirbel, der kaum zur Besinnung kommen läßt, jagen die Menschlein aneinander vorüber. Tempo und Rekord sind das Fanal zu diesem Totentanz der Zivilisation. Man legt sich Rechenschaft ab über das Bedenkliche unseres Zeitrausches, der die Popularität zur ungekrönten Weltmacht erhebt. Die Masse Mensch braucht ihren Götzen, dem sie heute in seinem Machtglanz „Hosianna" zujubelt und ihn morgen, wenn ein anderer die Gipfelleistung überbietet, in armselige Verschollenheit zurückstößt. Hier bangt der ungekrönte Weltboxmeister um seinen Niedergang, um das drohende Knock-out. Der scheinbar Gewaltigste wird zum unfreisten Menschen. Nur Muskel- und Kraftleistung führen zum Machtglanz der neuen Weltaristokratie. Alles wahre Menschentum, alles Geistige und Ethische werden verdrängt.

Ein origineller Versuch, die Unraft unserer Zeit und die Wertverschiebung ins Groteske zu steigern. Das realistische Traumspiel ist überdies von starkem Mutterwitz. Die Satire auf unsere verbildete Kultur und auf das geistige Philistertum ist reizvoll, aber mit der Häufung des Spotts und der übertriebenen Zu-

Digitized by Google

spitzung streift das Traumstück oft die Grenzen des guten Geschmacks. Über der Fülle des grotesken äußeren Geschehens kommt innerer Humor nicht auf. Demgemäß: eine sarkastische Farce, die scharf beobachtet und gut aufgebaut ist und ausgezeichnet unterhält, aber nicht stand hält. Das befreiende Lachen fehlt.

Johannes Reichelt

Leipzig

„Revue zu Vieren." Komödie in drei Akten (8 Bildern). Von Klaus Mann. (Gastspiel Erika Mann, Pamela Wedekind, Klaus Mann, Gustav Gründgens. Altes Theater, 21. April 1927.)

Vier junge Leute, Allan und Ursula Pia, Michael und Renate, schließen sich zusammen, um in einer großen Revue so etwas wie eine Gesamtschau der heute wirkenden Kräfte, ein riesiges religiöses Fest, eine Kulturssynthese zu geben. Aber die weiblichen Partner harmonieren nicht. Ursula Pia, die Intellektuellere, wirft der weiblicheren Renate vor, sie glaube nicht an die Idee, sie mache nur mit aus weiblicher Lust am Spiel. Ursula Pia läßt sich hinreißen, durch einen ihr ergebenen Akrobaten Renate bei der Premiere zu Fall zu bringen. Damit fällt aber die Revue selbst, die Verwirklichung der Idee scheitert, und daß es (angeblich) aus Eifer gerade für die Idee geschieht, das ist der Witz der Komödie. Was folgt, sind bloße Auseinandersetzungen zwischen den vieren über ihre „schwierige Freundschaft", die schließlich mit einer verkappten Doppelverlobung enden.

Damit diese dürftige Handlung als Komödie genießbar würde, müßte sie mit überlegener Ironie gestaltet sein. Aber dem Autor Klaus Mann fehlt völlig die Fähigkeit, zwischen sich und seinen Figuren Distanz zu schaffen. Es bleibt eine dilettantische Szenenfolge, in der nur hier und da ein Wort, ein Bild, eine Stimmung daran erinnern, daß Klaus Mann in Novellen und selbst in seiner ersten dramatischen Arbeit „Anja und Esther" besseres gegeben hat. Am schmerzlichsten berührt der Eindruck des völlig Unjugendlichen: nichts ist jung, kühn, verwegen, nichts spricht von einem großen Gemeinschaftserlebnis: es ist eine private Spielerei.

Friedrich Michael

Echo des Auslands

Französischer Brief

Im vorigen Brief wurde gesagt, daß den Franzosen vielfach der deutsche Geist unheimlich und nebelhaft erscheine; man möge daraus folgern, daß der Franzosen Furcht vor Deutschland nicht nur bevölkerungsstatistische, politische und wirtschaftliche Gründe hat, sondern vor allem aus einer allgemeinen Lebensangst hervorgeht. Aus ihr heraus hat Henri Massis seine „Défense de l'occident" (Plon) geschrieben. „Deutschland schwankt dauernd zwischen der asiatischen Mystik und der lateinischen Klarheit", heißt es in dem Buch. Massis weist auf Thomas Manns Äußerungen in der „Europe nouvelle" vom 14. März 1925 und auf die von Ernst Robert Curtius in der „Revue de Genève" von 1920 hin, entnimmt ferner den Gedankengängen Spenglers, Keyserlings, Sternheims u. a. eine deutliche und bedenkliche Neigung der Deutschen zum Osten. „Die Russen seien ein Volk ohne historische Erfahrung; sie seien im Innersten ihres Wesens nie okzidental eingestellt gewesen und auf die achthundert Millionen Asiaten angewiesen, um den europäischen Kapitalismus und Imperialismus zu zerschlagen" (siehe Moysset, „Notes sur la Russie", „Revue du monde slave", Januar 1925). Rußland werde mehr und mehr der Führer Asiens. „Le Slave, comme le Dragon de l'Apocalypse" (Renan). Lange schon habe man im Kern des intellektuellen Slawen den Hindu entdeckt. Leroy-Beaulieu habe bereits 1899 erkannt: „Russes et Hindus semblent se rejoindre dans une même doctrine négative". Diesen zerstörerischen Geist hätten Protestanten, Theosophen, Okkultisten, die Anhänger von Annie Besant, Tagore und Rolland erweckt; nun wende er sich über Deutschland gegen Europa und es gelte die gefahrumdrohte okzidentale Kultur zu schützen. „L'asie est une", wie Okakura kürzlich erklärte: „le sentiment antioccidental fut le seul lien des asiatiques" schrieb „The Japan adviser". Diese These wird weiter durch bedeutende englische und französische Orientalisten gestützt. Das Buch endet: „pour donner aux progrès de la science moderne un esprit réellement humain, il ne faudra rien de moins qu'une restauration intégrale des principes de la civilisation gréco-latine et du catholicisme".

Im Zusammenhang mit diesem Appell an die okzidentalen Kulturträger ist die Äußerung eines Chinesen über die mittelländische Gegenwartskultur interessant, die André Harlaire in „Frontières de la Poésie" (Plon) wiedergibt: „Je n'aime pas la France. Que je l'ai détestée, certaines heures. Vous m'aves tant

Digitized by Google

déçu. Je m'étais fait de la France une image, ah! sans doute arbitraire, mais que vous seuls m'aviez imposée... Je n'ai trouvé que des cadres, des cadres si mesquins." Auch dieses in dem Sammelband veröffentlichte Tagebuch schildert die französische Kultur in düsteren Farben und ruft entschieden „mais non", das kann nicht so bleiben. Die Bedrohung der europäischen Kultur durch Asien wird in Frankreich ernster und leidenschaftlicher behandelt als bei uns. Aus dieser okzidentalen Lebensangst gewinnt die neukatholische Bewegung bedeutende Kraft (siehe in dem gleichen Buch das neue Bekenntnis eines jungen Konvertiten Robert Honnert und Jacques Maritains „Frontières de la Poésie"), gewinnt aber auch die Interpretation der französischen Kulturgüter ihre durchleuchtende Sendung, wie z. B. die ausgezeichnete Definition Paul Valérys von Victor Poucel.

Zwischen dem dogmatischen Katholizismus und rationalem Klassizismus liegt die Ideenwelt des 1908 aus der Kirche ausgeschlossenen aufgeklärten Alfred Loisy, der in der zweiten Aprilnummer von „Europe" gefeiert wird. Es werden die Werke des berühmten Kirchenhistorikers, der früher am Institut catholique und jetzt am Collège de France wirkt, verzeichnet; gleichzeitig weist Roger Martin du Gard darauf hin, daß viele seiner Altersgenossen Loisy unendlich viel verdanken und ironisiert bei dieser Gelegenheit die große Zahl derer, die unter der Vormundschaft der Kirche Schutz suchen: „Ils semblent, pour la plupart, éprouver un malaise, une sorte d'agoraphobie: affolés par l'aplanissement de tant de digues autour d'eux, chancelant de vertige devant ces espaces vides, éperdus d'insécurité, ils quêtent désespérément des interdictions." Also auch dieser Autor konstatiert, allerdings unter einem anderen Blickpunkt, einen Zustand der Schwäche und Unsicherheit im gegenwärtigen Frankreich. Daß die Befürchtungen der Traditionalisten nicht grundlos sind, ergibt sich ferner aus dem Buch von Daniel-Rops „Notre inquiétude" (Perrin), in dem die Erschütterung der französischen Sicherheit durch romantische und individualistische Einflüsse Europas und Asiens während der letzten fünfzig Jahre in hervorragend übersichtlicher Weise aufgereiht sind. In diesem Buch findet sich der für die französische Gegenwart bezeichnende Ausspruch: „C'est l'angoisse du sens de la vie qui étreint les coeurs." Man merke sich für die Beurteilung des ganzen Frankreichs den folgenden Satz: „Tous nos efforts trahissent notre inquiétude", und wir Germanen grüßen brüderlich diesen Franzosen, der das Wort fand: „L'inquiétude nous apparaît comme la seule créatrice d'art." Dieser vortreffliche Beitrag zur französischen Geistesgeschichte verdiente übersetzt zu werden. Junge Dichter, wie der Debütant Jacques Spitz, der nicht eng in der klassizistischen Tradition begrenzt und kein ideologischer Vorkämpfer ist, sieht dieses gewaltige Problem harmloser an, indem er schreibt: „Le catholicisme est une religion méditeranéenne et l'islamisme une religion tropique". Der erste Roman dieses Dichters ist ein Meisterstück, dessen Wert sich nicht in drei Zeilen umreißen läßt. „La croisière indécise" (Gallimard) verflicht Wirkliches und Phantastisches zu dem Lebenssymbol einer Jugendepoche. Der Dichter hat in musikalischem Schwung diese Lebensvision gestaltet. Wie ein melancholischer, lyrischer Unterton schwebt auch hier Lebensfurcht unter der leicht dahingleitenden Erzählung. Solange Franzosen aus Klassizismus und Romantik so zart vibrierende Phantasmagorien gestalten, ist die Erstarrung und Erkaltung der französischen Kultur nicht zu befürchten.

Zart, graziös und heiter ist auch Armand Lunel, dessen begabte Bücher bereits gewürdigt wurden (L. E. XXVII, 244; XXIX, 8). Er wird in „L'Europe nouvelle" von André Spire als ein Nachkomme jener alten jüdischen Familien charakterisiert, die seit Jahrhunderten nach der Judenvertreibung in Südfrankreich im 14. Jahrhundert im Comtat Venaissin sich niedergelassen haben. Der Zionist Spire sieht in ihm einen Vertreter jüdischen Humors, der im Gegensatz zu den Halbjuden Myriam Harry und Marcel Proust in Frankreich alten Ghettogeist wieder erstehen läßt. Seltsam; dieser französische Jude tritt leicht, heiter und ohne Reflexionen auf, während zwei andere Debütanten wieder von jener oben angedeuteten Unsicherheit zerrissen werden. Das erste Buch von dem vorhin schon erwähnten Robert Honnert „Corps et âme" (Gallimard) schildert das körperliche Erwachen eines Jünglings, den Drang, das sensuelle Leben zu vergeistigen, schwankt zwischen Optimismus und Pessimismus und endet, wie heute so viele der Bücher der Zwanzigjährigen, im katholischen Glauben. Auch René Bizet sucht in zwei Novellen „Anne en Sabots" (Gallimard) die Zuflucht in dem Schoß der Kirche. Allein diese und ähnliche epischen Arbeiten der heutigen Jugend, die aus einem starken oder schwachen Gefühl heraus sich unter die Botmäßigkeit des Christentums begibt, haben nichts gemein mit dem ideologisch belasteten katholischen Roman des vorigen Jahrhunderts. Wie mit einer Stimme aus vergangener Zeit ruft uns Paul Bourget in seinem neuen Roman: „Nos actes nous suivent" (Plon) in eine dreißig bis vierzig Jahre zurückliegende Zeit zurück. Heute blühen die Erzählungen von dreihundert Seiten. Bourget komponiert nach wie vor im Anschluß an die englischen Romantiker

Digitized by Google

breit und schwerfällig auf einem weitverzweigten moralisierenden Unterbau. Seit dem „Disciple" sind alle seine Arbeiten Thesenbücher; auch sein neuester Roman ist eine Apologie des katholischen Weltbildes. Wenn Louis Bertrand ihn einen „Rekonstrukteur" nennt, so trifft das nur bedingt zu. Mit der neukatholischen Bewegung von heute hat Bourget wenig gemein, denn sie dichtet immer gefühlsmäßig und konstruiert nicht, wie der greise Dichter des 19. Jahrhunderts aus der Vernunft heraus. Eine Schwäche seiner letzten Romane ist, daß er auf zufällige Ereignisse seine Psychologie aufbaut. Der Roman stellt einen Helden dar, dessen Denken und Handeln von einer bösen Tat in den Jugendjahren unheilvoll bestimmt wird.

Die heutige Jugend ist nicht einseitig. Frédéric Boutet, mit dem vorher genannten Debütanten nicht verwandt, hat unter dem Titel „La scène tournante" (Gallimard) achtundzwanzig Skizzen, hochwertige Talentproben, zusammengefaßt. Erstaunlich ist, was das alte Frankreich seinen heutigen Enkeln an sprachlicher Geschliffenheit, an leicht fließender stilistischer Gewandtheit und Lebenserfahrung mitgibt. Wie schwerfällig erscheint der greise Bourget diesen jungen Dichtern gegenüber. Ich glaube nicht, daß es in England oder Deutschland zwanzigjährige Schriftsteller gibt, die Schicksalswendungen, Charakterentwicklungen so logisch klar, so lebenswahr, so amüsant spannend schildern können. Dabei läßt sich wohl denken, daß der Verfasser diese kleinen Entwürfe selbst gar nicht so übermäßig ernst nimmt, sondern in ihnen nur schnell zu überholende Vorstudien zu größeren Arbeiten sieht.

Pierre Benoit, neben Maurice Decobra heute der erfolgreichste Autor Frankreichs, veröffentlichte bei Albin Michel einen neuen spannenden Roman „Le roi Lépreux", der sofort wieder ins hundertste Tausend gelangt ist. Auf den Riesenabsatz seiner Bücher hin sind die meisten seiner Romane ins Deutsche übersetzt worden, ohne daß ihnen bei uns ein Erfolg beschieden gewesen wäre. Jeder Kenner Frankreichs hätte den Verlegern sagen können, daß Spannung und Unterhaltungsfabel in Frankreich und Deutschland eine andere Bedeutung haben. Benoits Abenteuererzählungen entsprechen den Ansprüchen unseres breiten Publikums nicht. Ein besseres Geschäft könnte sich ein deutscher Verleger vielleicht von Marcelle Biour' Romanen versprechen. „Fleur d'amour" (Fasquelle) ist so mit handgreiflicher Erotik durchsetzt, daß das Buch dem breiten Publikum seine allgemeine Vorstellung von französischer Unterhaltungslektüre bestätigt. Dabei sind die Bücher dieser Frau nicht verlogen, sondern nach jenem naturalistischen Rezept aufgebaut, das Zola entnommen ist. Pierre Mac-Orlan hat unter dem Titel „Sous la lumière froide" bei Emile Paul aus seinem bewegten Abenteurerleben drei neue Novellen zusammengefaßt, in denen der Pulsschlag der Zeit vibriert. Dieser fruchtbare Schriftsteller, der sich nebenher dauernd noch als vielseitiger Journalist betätigt, versucht in seinen epischen Arbeiten Eindrücke von seinen mannigfachen Reisen zu gestalten, nicht breite Landschafts- und Stimmungsbilder, sondern das durch Lichtreklame zerfetzte Gesicht der Städte und das durchhastete Wesen der Menschen. Maurice Genevoix, der vor zwei Jahren für seinen Wildererroman den Preis Goncourt erhielt, veröffentlichte bei Bernard Grasset ein Buch „La boîte à pêche", das er der Internationale der Angler widmete, eine Erzählung aus dem in Frankreich so beliebten Angelsport. Begabt, wie alle seine Bücher, aber für Deutsche wenig interessant.

Das Aprilheft der „Cahiers du Sud" in Marseille hat eine interessante Umfrage über die Bedeutung der fremdsprachlichen Literatur für Frankreich und ihre Übersetzungsmöglichkeiten veranstaltet. Die hervorragendsten Literarhistoriker, wie F. Baldensperger, Louis Charles Baudouin, René Lalou, Frank L. Schoell, dazu die namhaftesten Übersetzer befürworten das Übersetzen und die Verbreitung fremdländischer Autoren in Frankreich. Über Deutschland wird gesagt, daß in der Auswahl der Werke keine Methode bestehe, und daß es gelte, zahlreiche Lücken auszufüllen. „Von der ganzen ausländischen Literatur kann allein Deutschland den Franzosen etwas geben," schreibt Pillement. Es wird beklagt, daß Schiller und Goethe noch nicht vollständig und Hölderlins „Hyperion" überhaupt nicht übersetzt seien. Andererseits entnimmt man aus den Umfragen, daß England, Amerika und Rußland bisher bevorzugt wurden. Paul Valéry und Marc Chadourne schlagen Preise für Übersetzungen und einen Bund der Übersetzer in demselben Heft vor. Diese tapfere Zeitschrift, die sich bemüht, die literarische Kultur in Südfrankreich zu heben, hat auch einen Verlag gegründet, in dem südfranzösische Autoren ihr Zentrum finden. Neuerdings erschien in einer erheblich besseren Ausstattung als in Paris von Ribemont Dessaignes die Lebens- und Liebesgeschichte Clara des Jours', die begabte Arbeit eines Dichters, dessen frühere Bücher bei Kra hier besprochen wurden. In „Le Pèse-Nerfs" von dem jungen Antonin Artaud findet man ähnliche Stimmungen wie in den oben erwähnten Büchern der pariser Debütanten; vor allen Dingen sind in diesem Sinn charakteristisch: „Les fragments d'un journal d'Enfer."

Otto Grautoff

Digitized by Google

Polnischer Brief

Eine im polnischen Literaturlager abseits stehende und für sich besondere Gruppe bilden diejenigen Schriftsteller, die sich um die von Thaddäus Peiper geleitete und von einem Fünfer-Komitee herausgegebene Zeitschrift „Zwrotnica" (in Krakau) scharen. Obgleich ihre Zahl gering und ihre Doktrinen — von einem anderen geographischen Winkel aus gesehn — zum Teil schon überholt und mancherorts abgetan sind, verdienen sie dennoch Beachtung, mag man auch in mehr als einem Punkt mit ihnen nicht übereinstimmen. Zunächst darum, weil unter diesen wenigen wirkliche Talente sind; ferner, weil in ihrem Wollen, Streben, Wirken, Inbrunst ist und sie mit Wallersehnsucht nach Furten suchen, in das Land der neuen Dichtung hinüberzukommen. Das Jahrhundert der Dichtung habe sich erfüllt und schreie nach Ablösung, und sie wähnen oder glauben, daß der Keim zu einer neuen Welt und einer neuen Literatur schon in ihnen liege. Sie sind von ihrem Programm durchdrungen — das rechne man ihnen hoch an — und künden es mit einer Apostelergriffenheit, ohne indes viel Gläubige gefunden zu haben. Es ergeht ihnen dabei nicht anders als es jedem Künder des Neuen, Abseitigen, nicht auf tiefgetretenem Gleis Liegenden zu ergehen pflegt. Er wird totgeschwiegen, verlacht — verstanden. Manche dieser Phasen hat die Zwrotnica-Gruppe bereits hinter sich. Ob sie auch in die Phase des Verstandenwerdens kommen und sich zur Geltung hindurchringen wird — das wird die Zukunft zeigen. Bislang konnte sie nur mit Blüten aufwarten, mit Früchten nicht. Unbekümmert darum gehen sie konsequent ihren Weg, spielen Fußball mit der Tradition (da sie im Rückwärts keine Möglichkeiten der Entfaltung sehen), treten unerschrocken aus der Konvention heraus (da sie die abgeklärten Mondscheinsanftheiten bisheriger Dichtung satt haben), suchen künstlerischen Problemen intellektuell beizukommen, fassen die Dichtung als virulente Kraft auf, die an allem Anteil haben müsse. Sie sind keine Modemenschen. (Das Auf und Ab schöpferischer Wellenbewegung kann nicht als Mode bezeichnet werden.) Mitten in eine außerordentlich stark vibrierende Zeit hineingestellt, wollen sie diese Vibrationen in Worte bannen, für den Wandel, der sich in der Zeit vollzogen hat, neue literarische Auslegungsweisen finden, neue Sehwinkel, neue Ausdrucksmöglichkeiten. Sie wollen die Parallelität zwischen ihren Temperamenten und den Phänomenen der Gegenwart durchaus scharf hervorkehren. Sie wollen die Gegenwart ohne Rückblick ausdrücken. Denn was hinter ihnen liegt, ist fertig, fest und nicht mehr zu ändern und — auch nicht mehr für das Seiende, Geschehende zu brauchen. Sie haben sich gegen die Romantik verschworen und gegen die angebetete Standarte der Volkstümlichkeit, gegen Rhythmus, Reim und Klang, wie sie bisher gebraucht oder eigentlich nach ihrer Ansicht mißbraucht wurden. Ob aber die neue Umgestaltung der Zeit und alles dessen, was in der Zeit vor sich geht, eine so weitgehende Transformierung des Dichtertons zur Folge haben wird, wie sie Peiper in seinem Programmbuch „Nowe usta" („Der neue Mund", 1925) fordert und erwünscht, steht zu erwarten.

Peipers Gedichtbuch „A" birgt zweifellos Werte in sich, aber nicht vieles darin ist Poesie, selbst vom Konstruktiven aus betrachtet. Es ist keine landläufige Lyrik, aber auch in ihrer Neuartigkeit wirkt sie befremdend, vielleicht aus dem Grunde auch A betitelt als Zusage etwa eines kommenden, in das A einweihenden B. Auf Peipers Programm ist Jan Brzękowski vereidigt. In seinem Gedichtband „Tetno" („Der Aderschlag") möchte er die Welt der Maschinen, Rekorde, HP. beim Puls fassen und ihren Rhythmus durch Worte versinnbildlichen. Nicht immer hat man den Eindruck, daß Thema und Dichter-Ich in einer vollkommenen Übereinstimmung miteinander verbleiben. Er nimmt und sieht die Dinge ohne falsche Veredelung, hämmert und meißelt an ihnen, sie in eine neue Form zu pressen, neu zu deuten bemüht. Mag auch diese und jene Strophe dem innersten Trieb nicht entquollen sein — des Autors Tasten und Suchen nach neuen Form- und Ausdrucksmöglichkeiten beweist, daß ihm manches Geheimnis um Zeit und Dichtwerk kund ist, was auch von seinem älteren Waffenbruder, Julján Przyboś behauptet werden kann, der aber eine schärfer umrissene Individualität zur Schau trägt (vgl. L. E. XXVIII, 48). Die Gedichte seines neuen Gedichtbändchens „Oburącz" sind keineswegs einschmeichelnd. Bald eckig, bald wieder weit ausholend bedingen sie erst ein Sich-Einlesen, um erfaßt zu werden. Przyboś fühlt sich in die neue Welt einbezogen, er kommt von ihren Bindungen nicht los, ringt mit Klang, Rhythmus und Wortsinn um eine sinnvolle Einheit, übersieht aber dabei das Barocke mancher Wortfügungen, die Absonderlichkeit ihrer Wirkungen. Eigentlicher Lyrik indessen am nächsten kommt der dieser Gruppe ebenfalls angegliederte Adam Ważyk in mancher Strophe seiner Sammlung „Oczy i usta" („Augen und Mund").

Ein abschließendes Urteil über diese Dichterrunde heute zu fällen wäre verfrüht. Das bis nun Geleistete verdient zwar Achtung, verrät aber noch immer ein Zuviel an Gehirn im Verhältnis zum Gefühl, ein

Digitized by Google

gewolltes Vorschieben des Intellekts auf Kosten des eigentlich Dichterischen.

Auf anderen Pfaden wandelt Janina Brzostowska (vgl. L. E. XVIII,48). In ihrem dritten Gedichtbändchen „Erotyki" singt sie das älteste lyrische Thema: die Liebe, und seltsamerweise: man findet dies Thema gar nicht altfränkisch, wenn einer nur darüber etwas zu sagen hat und vermag. Es scheint also Maschinen, Luftschiffen u. dgl. zum Trotz dieser Brunnen noch nicht ganz ausgeschöpft zu sein. Auch über dies Thema lassen sich heute Strophen dichten, die den Leser aufhorchen machen.

Eine Anthologie „Aus Kinderland" („Kraj lat dziecinnych")! Ihre Herausgeber und Mitverfasser sind Julius Balicki und Stanislaus Maykowski. Ein tüchtiger Pädagoge und feiner Lyriker haben sich zusammengetan und in diesem Buch das Beste zusammengetragen, was von lebenden polnischen Autoren stammt und dem Gymnasialnovizen zuträglich und lieb sein kann. Denn für diesen ist diese Anthologie als Schulbuch gedacht, seinem Jahreserleben gemäß — nach Monaten — Prosa und Poesie eingeteilt. Fast alle Dichter der Gegenwart sind in dem Buch vertreten, was auch vom pädagogischen Standpunkt aus zu rühmen ist, indem dieserart die Jugend zuerst dem Lebendigen, Gegenwärtigen zugeführt wird, was ihr das Verstehn und Achten des Gewesenen nur leichter und lieber machen kann. Es ist also hier der vernünftige Weg aus dem Geschehenden ins Geschehene gewählt worden. Der Umstand, daß dem Buch die allgemeinmenschliche Grundnote inne ist, macht es nur künstlerisch und erzieherisch um so wertvoller, in seiner Art bisher einzig hier. Auf pädagogischem Gebiet sind Bemühungen im Gange, neue Wege zur Seele der Jugend zu finden, neue Methoden in Arbeit und Unterricht zu weisen. Für die „pädagogische Bibliothek" der „Książnica" hat Aniela Kierska Kerschensteiners „Begriff der Arbeitsschule" und Josef Mirski Wetekamps „Selbsttätigkeit und Schaffensfreude in Unterricht und Erziehung" übersetzt. Leon Wachholz befaßt sich eindringlich und aufklärend mit den „Geistesstörungen bei den Kindern und der Jugend" („O zaburzeniach umyslowych u dzieci i mlodziezy"); Wanda Dzierzbicka spricht, im Anschluß an Kerschensteiner, u. a., von der Befähigung des Lehrers als Erzieher („O uzdolnieniach zawodowych nauczyciela-wychowawcy"); Ludwig Jara-Bykowski erteilt „methodische Weisungen für praktische Beschäftigungen aus dem Gebiete der Psychologie", während P. Z. Dabrowski „das Punktieren als Forschungsmethode geistiger Ermüdung" zum Thema seines Buches nimmt. Im Sinn der neuen Methoden ist Kasimir Sośnickis Lehrbuch der „Logik" aufgebaut.

Eine überaus rühmenswerte Leistung auf literarhistorischem Gebiet ist die Kraszewski-Monographie von Viktor Hahn (dem Roman „Morituri" vorangestellt). Gelehrtenfleiß, kritisches Verantwortungsgefühl, verstehendes Erfassen menschlicher und künstlerischer Phänomene machen diese Monographie wenn nicht zu dem besten, so sicherlich zu einem der besten Bücher, die über diesen Dichter geschrieben wurden. Viktor Hahn gehört zu den eindringenden Kennern Kraszewskis und seine Kraszewski-Ausgaben bedeuten und bereiten eine Renaissance dieses fruchtbaren und vorzeitig abgetanenen Dichters vor. Das ist diesem Forscher als Verdienst anzurechnen, zumal wenn man bedenkt, daß die sogenannten Groschenbibliotheken zumeist Schmöker hervorbringen, die das Leserniveau eher hinabzudrücken als zu erhöhen geeignet scheinen.

Zum Schluß sei noch eines Buchs erwähnt, das dafür Zeugnis ablegt, daß „das entfesselte Theater", die neue Bühne auch hierorts manchen zu denken gibt. Es ist „die anwachsende Bühne" („Scena narastająca") von Felix Krassowski, einem Jünger der oben erwähnten Zwrotnica-Gruppe.

Sambor Hermann Sternbach

Westschweizerischer Brief

Der Tod Professor Paul Seippels von der Technischen Hochschule Zürich war ein Verlust für das literarische Leben der ganzen Schweiz. Dieser Genfer von reichsdeutscher Abstammung (Kassel) begann seine Laufbahn als Reiseschriftsteller („Terres lointaines") und freier Journalist. Er wurde dann der Nachfolger E. Ramberts und Droz' auf dem Lehrstuhl für französische Literatur am Polytechnikum Zürich, der weniger den Zweck verfolgt, die Studenten und Hörer wissenschaftlich zu fördern, als sie geistig für dieses Gebiet zu interessieren. Hier entfaltete Seippel eine überaus geschätzte Lehrtätigkeit während eines Vierteljahrhunderts. Die reife Frucht seiner Muse war das preisgekrönte Buch „Les deux France" (Lausanne, Payot), das in anregender Form und durchaus original die geistige Geschichte des konservativ-klerikal-royalistischen und des revolutionär-atheistisch-republikanischen Frankreich in geistreicher Parallele skizziert. Außerdem danken wir Seippel noch den Essaiband „Scharmützel" (Escarmouches) und die auch ins Deutsche übersetzte Biographie der frommen Dulderin Adèle Kamm, aus persönlicher Bekanntschaft entsprungen. Die fruchtbare, journalistische Tätigkeit des Verstorbenen, meist literarischer, aber auch politischer Art, zumal im „Journal de Genève" und in der „Semaine littéraire" sei hier nur eben erwähnt. Sein Nach-

Digitized by Google

folger auf dem züricher Lehrstuhl, Pierre Kohler, Berner von Abstammung und Waadtländer von Erziehung, hat sich mit einer Monographie „Madame de Staël et la Suisse" sehr gut eingeführt (Payot). Er gehört zweifellos zu denen, die wissenschaftlich weiterarbeiten werden, und seine Wahl als Dozent, der die geistige Verbindung zwischen deutscher und französischer Schweiz weiterzuführen berufen ist, wurde allgemein begrüßt.

In Genf hat man nach dem bedauerlichen Rücktritt des trefflichen französischen Literarhistorikers B. Bouvier, dem wir unter anderem die völlig veränderte und stark erweiterte Neuausgabe von Amiels „Journal intime" verdanken, ein Interregnum eingesetzt, das seine Vorzüge hatte. Ehe zur Wahl des Nachfolgers geschritten wurde, berief man auf ein Jahr den pariser Literaten Albert Thibaudet, der sehr fesselnd über „Menschen und Ideen in der französischen Literatur von 1889 bis 1905" vortrug. —

Das Pestalozzi-Jubiläum hat in allen Ländern bedeutsame Veranstaltungen und wertvolle Veröffentlichungen veranlaßt. Für uns kommt nur das Buch des genfer Pädagogen A. Malche in Betracht (Vie de Pestalozzi, Payot) das fein und mit warmem Herzen alles Nötige zusammenfaßt und, hübsch illustriert, weiteste Verbreitung im französischen Sprachgebiet fand. Es ist das umso erfreulicher, als gerade Frankreich zu den Ländern gehörte, die im Vergleich zu andern Nationen von geringerer Bedeutung dem hundertjährigen Todestag des großen Schweizers nur oberflächliche Beachtung schenkten.

Von unsern Zeitschriften sei die „Bibliothèque Universelle et Revue de Genève" als vornehme Monatsschrift wieder einmal genannt, die, seit sie nach einem halben Jahrhundert an ihren früheren Erscheinungsort zurückkehrte, einen entschiedenen Aufschwung genommen hat. Sie ist ihrem ursprünglichen Charakter eines internationalen Periodikums treu geblieben und zählt mit Recht und mit Stolz viele ausländische Mitarbeiter. Ob es aber nicht doch wünschenswert wäre, den schweizerischen Standpunkt im allgemeinen Geistesleben etwas schärfer herauszuarbeiten? Sie würde sich damit besser von gleichsprachigen Zeitschriften unterscheiden, die über größere geistige und materielle Kräfte verfügen. Sie hätte mehr ihren eigenen Ton und ihre eigene Art. Es ist schön, einen Mitarbeiterstab zu besitzen, der eine internationale Elite darstellt, die den Lesern das literarische, politische und wirtschaftliche Leben der Völker schildern, wie der Prospekt so trefflich sagt. Es ist aber vielleicht noch schöner, bei aller Weite des Blicks über die Grenzen hinaus das eigene Volkstum darzustellen und über Menschen und Dinge unabhängig und möglichst vorurteilslos frei seine Meinung zu sagen. Doch man wird der Zeitschrift in ihrer neuen Form und mit ihren neuen Leitern Zeit lassen müssen, diesen Weg zu finden, den sie zweifellos einmal einschlagen wird.

Unsere Jungen lieben es, andere Wege zu gehn. Sie halten sich für stark genug, eigene Unternehmungen zu gründen und lassen sie ruhig fallen, wenn ihnen etwas anderes in den Sinn kommt. Die „Editions du Verseau" sind der Phönix aus der Asche, der „Cahiers vaudois". Dieser „Wassermann"-Verlag beginnt nicht übel mit einer grundsätzlichen Schrift seines Vorstehers Ed. Gilliard: „Du Pouvoir des Vaudois" (Lausanne). Auch der in Deutschland durch die Übersetzung seiner Werke längst bekannte C. F. Ramuz ließ hier seine „Raison d'être" erscheinen und Paul Budry erzählt die „Guerres de Bourgogne" episodisch und durch das Bild unterstützt auf seine Art. Auf künstlerischen Schmuck und vornehme Ausstattung legen unsere „Jungen", deren Jugend der Geburtsschein zwar nicht mehr bezeugt, besonderen Wert.

Von hier zum Volk ist der Weg recht weit. Ihm zu dienen sind andere Unternehmungen bereit. Der langsam bis zu Nr. 27 vorgeschrittene „Roman romand" (à Fr. 1,25) auf durchschnittlich 128 Seiten den Stoff eines Normalbandes zu dreifachem Preise bietend, bringt als letzte Nummern „Les Effeuilleuses" von Edouard Rod, der in der Sammlung schon mit seinen „Scènes de la Vie suisse" vertreten ist. Die zwei früheren Nummern brachten der pseudonymen Mario, einer katholisch gewordenen Waadtländerin, Fräulein Troillet, einst viel gelesene „Croquis valaisans", überaus feine Zeichnungen des walliser Bauernlebens. Ferner des Genfer Georges Verdène zartsinnige „Symphonies rustiques", die seltene Bilder des meist unbekannten bäuerlichen Teils der Umgebung der Rhonestadt bringen. (26)

Die „Lectures populaires", das bescheidene Gegenstück der weitverbreiteten Volksschriftensammlung der deutschen Schweiz, ist inzwischen auf je zehn kleine und größere Bändchen (à 45 und 95 Cts.) gediehen. Man findet da hübsche alte und nicht jedermann zugängliche Sachen, wie Mérimées „Colomba", Lamartines „Geneviève", Xavier de Maistres „Jeune Sibérienne" und von schweizerischen Autoren Eugène Ramberts „Batelière e Postunen" und Töpffers „Nouvelles Genevoises". Aber es fehlt auch nicht an wertvollen Übersetzungen, wie Ernst Zahns „Amour tragique", Platters klassische Selbstbiographie oder Harradens „Ships that pass in the night". Das alles mit kurzen, volkstümlichen Einleitungen und in gefälliger Ausstattung.

Digitized by Google

Es ist zwar schwer, unser Volk, zumal die Dorfbevölkerung, an das Bücherlesen zu gewöhnen. Daran ist zum guten Teil das Überwuchern volkstümlicher, illustrierter Zeitschriften schuld, deren Lockvogel die Unfall- oder Lebensversicherung des Abonnenten ist. Ohne schädlich zu wirken sind diese meist in einer französischen und deutschen Ausgabe, mit gleicher Illustration erscheinenden Familienblätter meist literarisch wertlos und ohne eigentliche volkserzieherische Kraft.

Wie Alexander Vinet, der Literarhistoriker und Moralist aus Lausanne, von dem Brunetière zu sagen pflegte, er habe ihm alle Ideen vorweggenommen, noch jetzt die Gedankenwelt beherrscht, beweist ein neues Buch über ihn: Edmond Gilliard zieht die reizvolle Parallele: Vinet et Rousseau (Payot). Er gewinnt der geistigen Physiognomie beider im Grunde so verschiedener Denker durchaus neue Seiten ab. Er weist auch von neuem die manchmal etwas vergeßliche geistige Elite Frankreichs auf die Bereicherung und Vertiefung hin, die sie den beiden Schweizern verdankt. Im allgemeinen wird man aber doch sagen müssen, daß das moderne Frankreich weltoffener geworden ist und seit dem Kriege ausländischen Autoren, zumal solchen gleicher Zunge, wie den Westschweizern, größere Beachtung schenkt. So hat die starke, oft beklagte Zunahme der ausländischen Bevölkerung in Frankreich (von dreieinhalb Millionen hunderttausend Schweizer) literarisch gesprochen auch ihre gute Seite.

Bullet bei Yverdon Ed. Platzhoff-Lejeune

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Tod des Kleinbürgers. Novelle. Von Franz Werfel. Berlin-Wien-Leipzig 1927, Paul Zsolnay. 114 S.

Spannende Handlungsführung, überraschende Durchkreuzung des Spiels, Hervorkehrung bislang verborgen gehaltenen Motivs, all das, was man sonst in Novellen sucht oder suchte, fehlt hier. Zu einer einzigen Vision flammen die Geschehnisse aus grauen Alltagsvorkommnissen auf: Die aber ist so gegeben, daß in ihr nicht nur letzte Seelenerhellung eines einzelnen, sondern einer Menschenklasse, eben des Kleinbürgers, ist.

In den Nöten der Inflationszeit, da jeder Spargroschen ins Nichts zerronnen war und zerrann, hat der Kleinbürger eine Lebensversicherung aufgenommen, die nach Vollendung seines fünfundsechzigsten Lebensjahres zur Auszahlung gebracht werden soll. Die Sorge um seinen arbeitsunfähigen und epileptischen Sohn, aber auch ein gewisses Standesbewußtsein, ein Pochen auf das Ansehn der Familie, haben ihn dazu bestimmt; seither ist sie ihm die einzige Hoffnung, letzter Stolz, höchster Trotz geworden. Und dies nun ist der Inhalt der Erzählung: der Wettlauf des Kleinbürgers mit dem Tode. Schon Monate vor der bestimmten Frist hat Krankheit ihn niedergeworfen. Im Spitalbett hebt das Ringen an. Längst ist er aufgegeben, er stirbt nicht. Die Ärzte sind unfähig zu begreifen, was diese schwache Lebensflamme noch erhält, er stirbt nicht. Sein Leib ist bereits halb verwest, er zählt die Tage und stirbt nicht.

Im Rennen mit dem Tode bleibt der Kleinbürger Sieger.

Durchaus mit naturalistischen Mitteln und in scharfer Silhouettierung ist eine Fülle von Nebengestalten gezeichnet, aber sie alle, die rasch vorgeführt und rascher beiseitegeworfen werden, führen kein Eigenleben. Nur im Hinblick auf den Kleinbürger sind sie da. Sie gespenstern um den Gespenstischen. Aber auch der Bürger selbst weist (wahrscheinlich sehr absichtlich) kaum ein Merkmal auf, das ihn von seinen Kastengenossen unterschiede. Nichts lebt an Seelischem in ihm als der eine Trieb, sich die Police zu sichern. Und damit rührt man denn freilich an ein Wesentliches epischer Formgebung. Die Formgebung lügt, muß lügen, um in der Hervorkehrung eines Wesenszuges jene Einmaligkeit des Seins und Geschehens zu erzwingen, die Vorbedingung dichterischer Wirkung ist.

Im platt Alltäglichen ein Wunderbares; im Außerordentlichen ein Überzeugendes; im kleinlich Rechnerischen ein Metaphysisches —: Franz Werfels Novelle „Der Tod des Kleinbürgers" ist Dichtung.

Berlin Ernst Heilborn

Die große Liebe. Wie sie starben. Dichter- und Frauenporträts. Von Paul Wiegler. Hellerau o. J., Avalun-Verlag. 331 S.

Eine eigene Formgebung, die etwa zwischen Essay und Erzählung die Mitte hält, hat Paul Wiegler für dies eindrucksvolle Buch gewählt. Immer ist dem psychologischen Vorgang das Interesse zugekehrt, nie aber darf die Frische der Erzählung durch die Analyse aufgehalten oder angekränkelt werden. In Auffassung der Einzelheiten und in Zeichnung der Charaktere wird man sich mit Wiegler meist im Einvernehmen wissen; mancher Widerspruch besteht, aber er verschlägt nichts. Denn dies Buch hat seine eigene Melodie.

Das feststellend, erfaßt man noch nicht das Wesentliche. Vielmehr ist es, indem man sich in die mannigfachen und abwechslungsreichen Vorgänge versenkt, als vernähme man ein tiefes unterirdisches Rauschen. Wie von gewaltigem Strom, der unbeirrbar und unabgelenkt, nie sichtbar, aber immer gegenwärtig, seine Wasser vorwärtsdrängt. In diesem Unterton ist die Kraft und Eigenart des Buchs. Er gibt der Mannigfaltigkeit die seltene Geschlossenheit, der Vielheit das Zwingende. Denn nun sinnt man nach.

Und gewahrt: All diese Einzelschicksale sind so gestaltet, daß Menschheit immer hinter ihnen steht. In diesem einzelnen Leidenschaftlichen züngelt das erotische Begehren der vielen auf. In diesem oder jenem einen Vereinsamten stirbt Menschheit.

Dies tiefe Rauschen in sich aufnehmend, vergißt man die Physiognomien, wie sicher gezeichnet sie sein mögen, und

Digitized by Google

sucht nach einem Namen für das eigene Erlebnis. Man weiß nicht, ob man es „Leidenschaft" oder „Tod" nennen soll, bis einen die merkwürdige Empfindung überkommt, daß beides irgendwie eins sein könnte.

Berlin — Ernst Heilborn

Um den Rhein. Roman. Von Herbert Eulenberg. Berlin 1927, J. M. Spaeth. 328 S. Geb. M. 5,—.

Um jedem falschen Verdacht vorzubeugen: Der Rhein und die Auswirkung der französischen Besatzung sind nur Hintergrund in diesem Roman. Eulenberg gestaltet nicht das Schicksal dieser Landschaft, entwirft kein Bild der separatistischen Kämpfe, wie man nach dem Titel vermuten könnte, sondern den Untergang eines Menschen. Unruh ist sein Name und sein Wesen, ein hin- und hergezogener Geist, taumelt unschlüssig zwischen den beiden Kulturen (armes Deutschland, das ist dein Sohn!), dem aufgehenden östlichen Reich und dem westlichen Europa. Er wühlt sich durch einen dunklen Wald von Gedanken, ohne zu einer Lichtung vorzudringen. Sein russischer Freund, ein seltsames Gemisch von Revolution, Gespensterseherei und Unverstand streckt ihn nieder. Im Fieberwahn tötet sich Unruh. Also doch Selbstmord, Flucht aus dem infernalischen Dasein, das ihn nicht erlösen kann.

Es ist Mystik um diesen Baumeister und Künstler, Erdgeruch und geheimnisvolle Tiefe. Es ist ein deutsches Buch, ein echt Eulenbergischer Roman mit all seinen Verschrobenheiten und seiner Poesie, mit aufwühlendem Sturm und sonniger Romantik. Wundersame Gestalten gleiten vorüber: Ludovike, wie eine Nonne schreitet sie und lächelt, die liebliche Levkoje, eine zarte Blume aus besserem Menschengarten; die unholde Unda, halb und verkümmert, Kind einer Dirne, findet sie keine Bindung mit diesem Leben; der nachtwandlerische Klausner, der in seinem Sarge schläft; der siamesische Pintscho. Um dieser Gestalten willen, der schwermütigen Melodie und dem unheimlichen Geflüster liebt man das Buch und Herbert Eulenberg.

Berlin — Max Spanier

Der Preisroman. Von Konrad Beste. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. (Engelhorns Romanbibliothek Band 1006/7.) 278 S.

Ein gutes, ein wertvolles Buch, in einer prachtvoll unverwesten, an Bildern immer neu erstarkenden Sprache hingeschrieben, Bekenntnis und dichterische Melodie in eins. So gar kein „Engelhorn" in jenem fatalen „wilhelmischen" Sinne, so gar nicht glatte Oberfläche, sentimentale Verdünnung des Seelischen. Hier wagt einer, den man sich merken wird, eine Innennatur, doch kein Zeitferner, sich den menschengierigen Fangarmen Berlins zu entziehen und in eine Naturstille von Land und Gebirge, in den Ort seiner Jugend zurückzukehren. Zweck: der Preisroman, der ihn rechtfertigen soll vor sich und der Welt. Das Ereignis des Buchs ist nun, wie das Leben dem Autor langsam, allmählich, unerbittlich einen eigenen Roman aufzwingt. Die Blätter gutgewillter Literatur bleiben liegen. Menschen drängen sich in das Dichterleben, eine stolze Frau vor allem, bis deren tragisches Ende den Erzähler für immer an den Provinzort kettet, in Gemeinschaft mit dem Gatten der geliebten Frau. Das ist in Briefen an eine Schauspielerin, eine Freundin in Berlin berichtet, in Briefen, deren Reiz es ist, wie da vor uns ein Schicksal wird, das Schicksal eines deutschen Menschen dieser Zeit, der alle Qual, alles tief schmerzliche Wissen um Not und Tragik des Deutschtums vor uns hinbreitet. Der Roman wurde beim Wettbewerb des „Hamburger Fremdenblatts" und der „Münchener Neuesten Nachrichten" zur Prämiierung empfohlen und es stehen schon Namen da wie Gustav Frenssen und Ricarda Huch als Zeugen für die dichterische Eigentümlichkeit des Buchs, das von einem echten Deutschen erlebt und erlitten wurde.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Der Weg durchs Addermoor. Roman. Von Karl Strecker. Berlin 1927, Ernst Keils Nachfolger (August Scherl). 253 S. Preis M. 5,— (6,—).

Karl Strecker hat uns in diesem Entwicklungsroman ein handlungsreiches und fesselnd unterhaltendes Buch geschrieben. Es erzählt von einem armen Jungen, dessen Vater unschuldig im Gefängnis gestorben ist, von traurigen Tagen an der Seite der wahnsinnig gewordenen Mutter, dunklen Jahren in der Hütte eines Wilderers, von Jahren der stillen Entwicklung im Hause eines reichen Gönners, von lustigem Studentenleben mit allem Drum und Dran, als da ist Duell, Festung usw., von Krieg, Revolution, vom Ringen um eine Existenz und dem endlichen Siege über Haß, Verachtung und Neid. — Wie gesagt, das alles ist flott und in guter Romantechnik erzählt, so daß ein gutes und interessantes Unterhaltungsbuch mit der leisen, unaufdringlichen Tendenz, daß Arbeit adle, zustande gekommen ist, und etwas anderes hat Strecker in diesem Roman sicher auch nicht geben wollen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Hohlofenbauer. Roman. Von Gustav Schröer. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsbuchhandlung. 323 S. Geb. M. 6,—.

Gustav Schröers Stellung als Schilderer deutschen Bauernlebens steht fest; unser Schrifttum verdankt ihm eine Reihe dichterisch und kulturhistorisch gleich wichtiger Bauernromane. In seinem neuen Buch wandert er wieder die alten Wege und ist doch ein anderer. Die Handlung ist nicht so straff zusammengerafft wie in seinen ersten Romanen, das Problem so durchsichtig, daß die Lösung gleich von vornherein feststeht und also jegliche Spannung ausgelöscht wird. Das Hereinziehen von an sich interessanten dörflichen Sitten und Gebräuchen geschieht in solcher Fülle und Länge und mehr referierend als gestaltend, daß der Gang der ganzen Erzählung dadurch schleppend wird; der Versuch, die Beziehungen zwischen Stadt und Land aufzudecken und ihre Gegensätze zu überbrücken, ist zwar an sich nicht ungeschickt, aber doch zu wenig zwingend. Dazu kommt, daß in dem Buch überhaupt zu wenig gehandelt und zu viel geredet wird, so daß, bei aller Anerkennung einiger sehr gut gezeichneten Gestalten und stimmungssatten Naturschilderungen, für mich als Endurteil bestehen bleibt, daß der Autor in seinem „Hohlofenbauer" nicht nur nicht weitergekommen ist, sondern damit ein Buch auf den Markt gebracht hat, das manch anderer auch hätte schreiben können. Das ist schade; denn wer so Tüchtiges geleistet hat wie Gustav Schröer, darf sich nicht über die Verpflichtungen hinwegsetzen, die ihm sein Können auferlegt.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Neue Götter. Roman. Von Peter Dörfler. München 1926, J. Kösel & F. Pustet. 603 S. Geb. M. 12.50.

Nun ist Dörflers zweibändiger Geschichtsroman aus den Anfängen des Christentums in einem Bande erschienen,

Digitized by Google

in einer zweiten Fassung, kürzer und wesentlicher als die erste. Wir haben an dieser Stelle Dörfler und auch den Roman „Neue Götter" bereits ausführlich gewürdigt. Es ist mir nun eine besondere Freude sagen zu dürfen, welch frisch duftigen Eindruck ich von der neuen Fassung seines geschichtlichen Romans empfangen habe. Aus dem meisterhaft geschilderten Kampf werdender und vergehender Geistes- oder besser Gewissensströmungen im Anfang einer neuen Welt in der Landschaft von Athen und Smyrna hebt sich klarer und süßer bezwingend als in der ersten Fassung, so will mir scheinen, jene neue Herzensströmung christlicher Liebe hervor. Es ist, als ob vom Land her allmählich der Frühling mit seinen duftigen Winden in eine welke und versteinte und verstaubte Stadt eindringe und alles noch Lebende verjünge, während Katastrophen des Zusammensturzes drohen. Nie ist mir so klar geworden wie beim Lesen dieser fast herbe geschriebenen Kapitel, in welchem Maße das erste Christentum eine bezaubernde Angelegenheit neuer Freundschaft und Liebe war. Christ sein, bedeutete damals alles neu sehen. Besser, inniger, reicher leben bedeutete es. Natürlich und entzückend entfaltet sich deshalb auch die schönste aller Gestalten: Psyche.

Münster i. Westf. Hans Roselieb

Der Prediger von Aldekerk. Ein niederrheinischer Roman. Von Joseph von Lauff. Berlin 1926, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 444 S. M. 5,— (7,—).

Zu dem Bild, das wir uns nach seinen zahlreichen Romanen von Joseph von Lauff gemacht haben, fügt auch der neue Roman keinen weiteren Zug.

Behäbigkeit, Breite und ein Quentchen nörgelnder Humor verbrämt von einer Bildung, die von gestern ist, geben seinem Schaffen vom Gesichtspunkt des modernen Menschen aus einen leicht antiquierten Zug. Der Niederrhein ist nicht mehr so, wie ihn Lauff sieht. Wenn auch der Grundzug seines Charakters geblieben ist, so sind doch neue, das Gesamtbild wesentlich beeinflussende Züge hinzugetreten. Vielleicht wollte Lauff so etwas wie einen niederrheinischen Ekkehard der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts schaffen — aber das Werk wird zu schwer, zu belastet von einer humorseinwollenden Redseligkeit Überalterter, daß es auch bei gutem Willen schwer fällt, sich durch die 444 Seiten durchzulesen, in denen nichts zu spüren ist von der Problematik unserer Zeit. Wer die Romane Lauffs gelesen hat, der findet immer wieder dieselben Typen — ja beinahe Sprechweise und Redewendungen seiner Personen —, wenn auch das dürftige Gerüst der Handlung sich ändert. Es ist ja schließlich gleichgültig, ob eine Handlung gestern oder heute abläuft. Es kommt darauf an, ob sie ein Heutiger gestaltet. Aber diese Leute vom Niederrhein von „Anno Domini achtzehnhundert und Ende der dreißiger Jahre" interessieren uns kaum mehr. Wenn es noch Geschichte wäre, aber es ist nur eine Geschichte, die in ihrem Wesen anekdotenhaft, wie ein Schneeball zu einer Lawine gerollt wird.

Köln Paul Bourfeind

Belladonna. Von Rudolph Heubner. Leipzig 1926, L. Staackmann. 191 S. M. 3,— (4,50).

Der Titel dieses Buchs, sein Untertitel „Liebesroman" und vor allem der fürchterliche Umschlag und der noch peinlichere „Waschzettel", den der Verlag ihm beigegeben hat, — das alles macht einen so unglücklichen Eindruck, daß ich gestehe, mich monatelang um die Lektüre dieses Buchs feige gedrückt zu haben. Nach der Erfüllung meiner Pflicht, es zu lesen, bin ich aber aufs freudigste überrascht. Man muß keine große gerundete Dichtung erwarten, aber die Geschichte dieser Mutter und dieses halb erwachsenen Sohnes, die die Ferien auf einem großen Gut an der unteren Donau verleben, ist mit Leidenschaft und Wärme und mit viel Geschick geschrieben. Der Sohn, ein frischer Junge, der noch ganz vor dem Leben steht, wird von der Schloßherrin als Kind, als Bub behandelt. Eine Schwärmerei setzt bei ihm ein, sehr zart, sehr fein hingemalt. Und in irgendeiner Stunde des Rausches flammt in der reifen Frau die Leidenschaft auf, und sie nimmt sich den reinen Jungen fast vor den Augen seiner Mutter. Wie die beiden Geliebten dann das Spiel vor der Mutter weiterspielen, für die ihr Sohn noch immer der kleine Bub ist, wie der nun erwachte brutale Mann treulos wird gegen die Frau, die ihn sich erobert hat, und schnell, wie einer, der die Technik jetzt kann und des Lehrers spottet, den Mädels nachläuft, immer mehr sich verliert, immer leichter, immer oberflächlicher wird und die liebende Frau leidend dabeisteht, — das ist erstaunlich stark. Aber „Belladonna"? Und „Liebesroman"? Und Sprühregen-Umschlag? Es gibt doch schon Schund genug. Haben wir es nötig, noch äußerlich zu Schund zu machen, was tatsächlich Dichtung ist?

Leipzig Erich Ebermayer

Drei Tage und eine Nacht. Novelle. Von Ernst Lothar. Leipzig 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 168 S. M. 2,80 (4,—).

Hier ist ein Mädchenschicksal, komprimiert auf die drei Tage vor seinem Ende, in einer Fülle von Bitternis und Tragik und sich selbst zerfleischender Liebe in atemraubender Weise gestaltet. Mit unerbittlicher Notwendigkeit stürmt alles dem letzten Ende entgegen, in beängstigenden Monologen wird jede Regung des Gefühls analysiert, und ein beißend heißes Feuer rast durch alle Winkel des Herzens, bis es ausgeschlagen hat. Auf knappstem Raum ist ein Spiel des Lebens gegeben. Daß nicht Schwarz gegen Weiß steht, sondern Güte mit Feigheit, große Leistung mit erbärmlicher Menschlichkeit sich paart in einzelnen Gestalten, das gehört zum Besten, weil Unergründlichsten und zugleich Wahrsten der kleinen Novelle. Sie will wohl nur einen kleinen Ausschnitt des Lebens geben, aber wie so oft auch hier: durch die fanatische Wahrhaftigkeit und Realität des kleinen Bildes sehen wir den Moloch Leben selbst.

Egestorf bei Hamburg A. Banaschewski

Ewige Mächte. Drei Künstlernovellen. Von Paul Friedrich. Zwischen Diesseits und Jenseits. Eine Jean-Paul-Novelle. — Giulietta Giucciardi. Eine Beethoven-Novelle. — Der Tod eines Helden. Eine Beethoven-Novelle. Berlin 1927, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toeche. 151 S. M. 2,50 (4,—.)

Paul Friedrich wollte „Ewige Mächte" beschwören, aber seine Kraft sollte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigen. Liebe und Kunst, der einzig wertvolle Besitz eines Menschen, den zu schildern er sich in drei Novellen anschickte, entzündeten nicht sein Herz und liehen seinem Schaffen keine Flügel.

Friedrich hat sich in seinem Buch arg vergriffen. Die Novelle „Zwischen Diesseits und Jenseits" soll den Einfluß Jean Pauls versinnbildlichen. Wollte der Verfasser ihn klar zum Ausdruck bringen, so mußte er entweder des Dichters Einfluß auf seine ganze Zeit oder auf den einen Menschen zeigen, dem mit Jean Paul eins zu werden bestimmt war. Friedrich dagegen suchte einen Einzelfall heraus, ein junges

Digitized by Google

Mädchen, das sich schwärmerisch und treu in Jean Paul von ferne verliebt und angesichts der Unerfüllbarkeit ihrer Wünsche in den Tod geht. Auf solche Weise läßt sich freilich nichts Allgemeingültiges sagen; durch die Wahl absonderlicher Verstiegenheiten und durch die überstarke Betonung vorgefaßter Meinungen wird zum Schaden des Buchs die beherzigenswerte Absicht Friedrichs selbst, „der Verflachung und Amerikanisierung der Leserwelt" entgegenzutreten, ins Gegenteil verkehrt.

Besser sind dem Verfasser die beiden Beethoven-Novellen gelungen, aber auch sie sind nicht frei von Sentimentalität und bieten kein einheitliches Kunstgebilde. Sie verlieren sich in Episoden, die nur durch den losen Faden eines Namens miteinander verknüpft sind. Sprache und Gestaltung der Novellen lassen so viele Wünsche offen, daß es auch deshalb vorteilhafter gewesen wäre, Friedrich hätte sich nicht an Persönlichkeiten vergriffen, die dem deutschen Volk zu nahe stehen, und die ihm noch immer zu viel bedeuten, als daß es sie gern in einer Form, die sie kaum ehrt, von unberufener Hand dargestellt sähe.

Leipzig — Karl Heinemann

Das Wunderhorn. Herausgegeben von Paul Alfred Merbach und Eckart von Sydow. Leipzig o. J., E. Haberland.

Im „Wunderhorn" bietet sich für den Liebhaber romantischer Dichtung — und wer wäre das nicht? — eine Sammlung des lebendig gebliebenen Besitzstandes aus dem Werk der deutschen Romantiker. Die Auswahl ist so glücklich getroffen, daß man hier wirklich eine Hausbibliothek des unmittelbar zu Geist und Seele Sprechenden beieinander hat. Für philologische Treue bürgen die Herausgeber Alfred Merbach und Eckart von Sydow. Einzelne Bände, wie z. B. der „Ofterdingen" des Novalis, sind dazu von gründlichen und systematischen Einführungen begleitet. Besonderen Reiz gewinnt die Ausgabe durch die äußere Ausstattung die in einem dem Zeitgeschmack angepaßten Format und geschmackvollem, biegsamem, hellbraunem Leinenband schon äußerlich die Zeitstimmung wachruft. Die einzelnen Bände sind durch die Bildnisse der Verfasser in bester Reproduktion geschmückt, Titelzeichnungen tragen dazu bei, romantische Laune und Spiel zu vermitteln. Erschienen sind bisher u. a.: Tieck, „Novellen und Märchen" in drei Doppelbänden, C. G. Carus, „Reisen und Briefe", E. T. A. Hoffmann, „Kreisleriana", „Die Elixiere des Teufels", „Märchen", „Erzählungen", Chamissos „Peter Schlemihl", „Die Nachtwachen des Bonaventura", „Die Bernsteinhexe" von Meinhold, und, was besonders begrüßenswert erscheint, Schlegels „Lucinde" mit den bislang schwer zugänglichen vertrauten Briefen über die „Lucinde" von Schleiermacher, die für die sittlichen Anschauungen der Romantik äußerst wichtig sind. Die Sammlung ist wie geschaffen, sich in eine Zeit einzuspinnen, der ein ungemein starker schöpferischer Impuls gegeben war und die sich in der Erinnerung der Nachgeborenen zugleich in den Zauber der Idylle hüllt.

Berlin — Ernst Heilborn

Plattdeutsche Volksmärchen. Neue Folge. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Jena 1927, Eugen Diederichs.

Aus seinem nach Tausenden zählenden Märchenschatz, den er im fruchtbaren Verlauf von etwa drei Jahrzehnten unter dem Volk seiner ostholsteinischen Heimat gesammelt und handschriftlich aufbewahrt hat, bietet Wilhelm Wisser nach einer Pause von fünf Jahren eine neue Auswahl, die sich der ersten durchaus vollwertig anschließt. Auch hier erquicken wieder die Ursprünglichkeit und Frische des Erzähltons, durch welche die meisten Stücke — es stehen ja auch Räuber- und Gespenstergeschichten und tolldreiste Schwänke neben den eigentlichen Märchen — ausgezeichnet sind, und die sprachliche Sorgfalt, die bei ihrer vorliegenden Formung obgewaltet hat. Das ist denn doch etwas anderes als die Dialektspielereien bei so vielen sogenannten Volks- und Heimatdichtern! Eben drum wäre aber eine ausgiebigere Gestaltung des beigegebenen Wörterverzeichnisses wünschenswert gewesen, das dem nicht von der Waterkant gebürtigen Leser schwerlich genügen kann, weil es offenbar eine genauere Kenntnis des holsteinischen Dialekts voraussetzt, als vom allgemeinen Publikum des „Deutschen Märchenschatzes" (der übrigens mit diesem Bande abgeschlossen wird) nach Recht und Billigkeit erwartet werden kann; vielleicht ist diesem fühlbaren Mangel bei einer der kommenden Auflagen leicht abzuhelfen. Daß es einer Anerkennung der vom Herausgeber für seine Märchenfassungen vielfach beanspruchten Primogenitur anderen, wie etwa den Grimmschen Aufzeichnungen gegenüber, nicht unbedingt bedarf, um die große und unbestreitbare Bedeutung seiner tiefschürfenden und gewissenhaften Arbeit wahrnehmen und rückhaltlos würdigen zu können, ist selbstverständlich genug, um nicht noch besonders erörtert werden zu müssen.

Kassel — Will Scheller

Bildnis eines Rothaarigen. Von Hugh Walpole. Aus dem Englischen übertragen von Paul Baudisch. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Erster Band der „Romane der Welt". Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Scheffauer. Mit einem Geleitwort von Thomas Mann. Berlin [1927], Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. M. 2,85.

Übleren Kitsch — das muß ich denn doch sagen — hab ich selten gelesen. Trotz „gebildeter" Aufmachung grinst hundertprozentige Kolportage daraus hervor. Man wähnt, sich in ein londoner Vorstadttheater verlaufen zu haben, wo ein thriller gespielt wird: mit einem globetrottenden, kunstliebenden Amerikaner, der, seine Lebensaufgabe suchend, an der Befreiung einer unglücklichen jungen Frau mitwirkt, und einem dämonischen rothaarigen Ungetüm als Hauptdarstellern. Hei, wie das Laster bestraft und die Tugend belohnt wird! Der Unhold fliegt aus dem Turmfenster, sein blöder Sohn erschießt sich, seine zwei japanischen Scherzgen machen sich aus dem Staub; nichts wird künftig die Liebenden trennen. Hier fände der Film von vorgestern einen würdigen Stoff. Aber kein Vorstadtpublikum der Welt würde sich die sadistische Orgie des Schlusses (drei Männer werden splitterfasernackt ausgezogen, gedemütigt und mißhandelt) bieten lassen, ohne mit faulen Eiern zu werfen.

Wenn man es darauf angelegt hätte, ein Unternehmen ab ovo zu diskreditieren, hätte man schwerlich eine günstigere Wahl treffen können. Wer ist für den Import dieses ersten Bandes verantwortlich? Einerlei, Thomas Mann deckt ihn mit seinem Namen. Und es wird für ihn eine riesige Blamage.

Berlin — Max Meyerfeld

Die Unschuldigen. Von Comtesse de Noailles. Deutsch von Alastair. München 1926, Kurt Wolff. 253 S. Geb. M. 6,50.

Die Götter haben ihr die Tafel gedeckt. Wie sollte es anders sein, als daß sie ambrosische Leckereien aufträgt, die

Digitized by Google

nicht für die gemeine Notdurft herhalten! Die Komtesse de Noailles hat sich selbst einmal geschildert, wie sie den Klang der Sphären in das Irdische zu mischen liebt, im einzelnen den allgemeinen Zusammenhang erfühlt: Comprends-moi, l'univers, pensif et bondissant, Avec sa grande ardeur, céleste et souterraine, Est toujours de moitié dans mes jeux et mes peines.

Und so auch in den „Unschuldigen" — ein Bändchen schwingend verzückter Prosa, die uns hier in einer schier unübertrefflichen Verdeutschung vorliegt. „Unschuldig" sind diese Frauen, über deren Liebesschicksale die Dichterin sich ekstatisch ergeht, weil sie, diese Opfer der Liebe, die „Lust, göttliche Lust, deren schluchzende Freude das All bewegt", in sich verspüren; weil sie, „emporgerissen über ihre erbärmlichen Skrupel im Gefühl dämonischer Unschuld", ihrer Natur und Bestimmung nachgaben. Die Schuld ist da, wo keine drängende Überfülle, wo kein Verständnis ist für dieses abgrundtiefe überwallende Zuviel, bei jenen „sanftökonomischen Geschöpfen", die das einzige Unrecht begehen, nicht genug zu lieben; jene „gemäßigten Kreaturen", mit „ihrer engen Seele", die allem Weltenüberschwange abhold sind.

Ein Buch von kaptivierend apartem Duft — doch nach der Schwüle eine gewisse Leere. Ein erlesen, aristokratisch mußevolles Beginnen — für uns „gemäßigte Kreaturen" vielleicht ein Sonntagsvergnügen, über dem uns nach dem Alltag zurückverlangt.

Thüngen — Georg Ransohoff

Der Traum. Roman. Von H. G. Wells. Wien 1927, Paul Zsolnay. 379 S.

Von einer heiteren Insel zukünftiger Erde schaut Wells auf die heutige Weltordnung, zieht einen Querschnitt, ohne Letztes aufzuwühlen. Ein Mensch des vierten Jahrtausends erinnert sich im Traum an sein im Zeitalter der Verwirrung nach den großen Kriegen gelebtes Leben und erzählt es seinen Freunden, leuchtenden, reinen Geschöpfen einer vollkommeneren Welt. Wells' Objektivität gibt Anlaß zu scharfer Kritik an den bestehenden Verhältnissen. Sie offenbart die ganze Tragik dieses Zeitalters: alle Menschen sind unglücklich, das sexuelle Leben ist entgleist, Wirtschaft und Gesellschaft sind morsche Gebilde, groß ist die Armut an Lebensfreude und an zielfestem Vorwärtsschreiten. Die Menschen sind schuldlose Opfer ihrer Zeit, nur wenige haben die Einsicht und die Kraft, die starre Form der Ordnung zu zerbrechen, ahnen ein besseres Leben in naher Zukunft (auch Wells). Die Zeit wird kommen. Dann wachen die Toten auf. Dem vergeudeten Leben ersteht ein würdigeres Dasein. Wells' Unsterblichkeitslehre.

Trotz Wells menschlicher Breite und Erfassung universaler Zusammenhänge („Die Geschichte unserer Welt") schaut er alles Geschehen von seiner britischen Insel aus, durchaus Engländer, ohne faustischen Drang, ernst und vernünftig, mit „der Gutmütigkeit der englischen Volksmenge und der Milde der englischen Landschaft". Er gehört zu jenen Aufrechten, die ernstlich die Welt des Friedens wollen und bis zu ihrem letzten Atemzuge für die Erreichung dieses Ziels zu kämpfen bereit sind. — Da ich das Original nicht kenne, kann ich den Wert der Übersetzung nicht beurteilen, immerhin liest sie sich gut.

Berlin — Max Spanier

Lyrisches und Episches

Der heilige Alltag. Deutsche bürgerliche Dichtung von 1770—1870, gesammelt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Berlin 1926, Propyläen-Verlag. 325 S.

Lissauer gehört zu den Dichtern, die neben ihrem eigenen Werk noch Raum haben, das poetische Schaffen der Nation ins Bewußtsein aufzunehmen. Solche Dichter sind wohl die besten Anthologisten. Es darf nicht vergessen werden, daß selbst Storm und Mörike dem Bedürfnis, geliebte fremde Dichtung zu sammeln und herauszugeben, nicht widerstanden. Dieses Tun kann bei so sicherem Sinn für das wahrhaft Dichterische nicht ohne schöne Frucht bleiben. Von selbst ordnet sich dem Herausgeber, der Tausende von Gedichten liest, um Entgangenes zum Bekannten herbeizuholen, die Fülle in einzelne Zyklen und: aus der einen Anthologie werden mehrere.

Auch der Vermittler verdient unseren Dank! Für die Gabe dieser Anthologie vom „Heiligen Alltag" wird der Dank besonders herzlich sein. Man überzeugt sich bald, daß der Titel nicht sentimental gemeint ist, wie denn auch die Gedichte, die der Band, schön ausgestattet, umfaßt, nicht eine unwahre Glorifizierung des Alltags bedeuten.

Lissauer hat seiner Sammlung ein Vorwort geschrieben, das den Umfang einer Broschüre hat. Das wird den einfachen Leser ein wenig bedrängen. Wer aber die Gedichte erlebt als einen Ausdruck der überpersönlichen Zeitseele, der wird gern folgen, wenn der Herausgeber mit klugen, einordnenden Worten das Gebiet seines Stoffes umschreitet. Die Lyrik, die das liebe Gewöhnliche segnet, wird hier mit ihrem Woher ins Bewußtsein gerückt und in glücklichen Begriffen wesentlich erfaßt.

Diese Lyrik wächst aus dem bürgerlichen, dem kleinbürgerlichen Alltag. In ihr ist viel Freude am Besitz. Das alte: „ich hân min lêhen, al die werlt! ich hân min lêhen!" Walthers ist gewandelt in das Glück eigenen Herdes, eigenen Gartens. Was das Haus umschließt, sei es Eheglück, Kinderjubel, der süße Trost, im Kinde verjüngt weiterzuleben, sei es das Gedenken an die, welche vor uns da waren, sei es der Besuch der Nachbarn und der Freunde, das Tägliche und das Sonntägliche, das ganze „elementare Leben" vom „frühesten Dämmern des ersten Morgenlichts bis zum letzten Nachtdunkel lange vor Tag" findet sein erhöhtes Leben im Lied. Diesen Vielklang hat Lissauer in seiner Anthologie zusammengebaut zu einer schlichten, schönen Hausorgel. Es fehlt ihr (aber mangelt ihr nicht!) der Schwellton, und keiner erwartet von ihr das Brausen des Ekstatischen.

Es mag den, der unbekannte Namen als Dichter der „kleinen" Dinge sucht, überraschen, auch hier, in der ländlichen, der kleinstädtischen Stube den Großen zu begegnen. Aber diese sind es vor allem gewesen, die den Alltag und seine Dinge immer wieder durch das dichterische Wort, durch den Einbezug in die innere Welt des Dauernden gesegnet haben. So ist Goethe mit einem halben Hundert Gedichten und Sprüchen da. Es fehlt nicht der Spruch auf sein Gartenhaus, es fehlen weder das lebensheitere „Offene Tafel" noch die Drei-Königen-Weisheit „Epiphanias". Der wundervollste Gelegenheitsdichter aber wird Mörike bleiben, dem jeder Gruß, jede Scherzepistel, jeder Geschenkspruch zum „Erotikon" wird.

Den Blick von der Schwelle der Haustür hinauf zu den Sternen tut am innigsten Matthias Claudius. Beglückt begegnet man da dem schönsten Zeugnis ehelicher Liebe, dem Gedicht an Rebekka:

Digitized by Google

„Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
Als deine Mutter dich gebar?
Wär ich doch da gewesen ..."

Sicherheit wohnt in ihm. Tag und Nacht, Leben, Liebe, Schlaf und Tod sind gleich vertraut und münden ohne Angst in eine gewisse, groß und doch kindlich erlebte Ewigkeit. Nirgends zittert die geheime Lebensangst durchs Gedicht, die selbst durch den kleinsten Hausspruch Storms noch spürbar bebt.

Aufs schlicht Tägliche sind alle Gedichte der Anthologie bezogen, und doch rühren sie alle geheim an den Daseinsurgrund. Es ist wohl keines in die Sammlung aufgenommen, das nicht reines dichterisches Gut wäre. So geht man denn mit Freude durch dieses Buch, das der Bilderbeigabe gar nicht bedurft hätte. Wie uns aber ein wenig Wehmut anfällt, wenn wir durch wohlvertraute und doch von uns nicht mehr bewohnte Stuben gehn, so auch hier: eine vergangene Welt häuslicher Kultur grüßt uns, die wir in einem herberen Tag von geringerer Heiligkeit wandern.

Zürich — Ernst Aeppli

Gedichte und Lieder Von Christoph von Zwingenberg. Berlin-Spandau 1927, Treuwart-Verlag. 163 S.

Geistliche Lieder einer evangelisch reinen Seele, gewiß in persönlicher Stille erlebt. Aber das menschliche und das dichterische Erleben ist eines nur bei den geborenen Schöpfern; diese Lieder aber sind in jedem Gefühl, in jedem Bild, in jedem Tonfall und Atemzug durchaus Wiederholung der kirchlichen Lyrik, die von Luther und Gerhardt über Gellert zu Gerok sich immer dürftiger und unselbständiger verdünnt hat. Selten ein persönlicherer Klang wie dieser Kehrreim:

„Stiller Abend, goldne Rast,
Wer dir in den Himmel faßt."

Es wird mitgeteilt, daß Erich Schmidt diese Gedichte selbst durchsehen und herausgeben wollte, woran ihn seine letzte Krankheit verhinderte. Die Bedeutung Erich Schmidts liegt gewiß nicht in seinen Urteilen über die Zeitgenossen. Er irrte hier, wie Herman Grimm sich einst über Johanna Ambrosius getäuscht hat.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Rede zur Rilke-Feier. Von Robert Musil. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 20 S.

Robert Musils Prosa, sowohl in der Erzählung wie im Essay, ist ein wertvoller und leider zu wenig bekannter Besitz heutiger deutscher Literatur. Vertritt sie Ansichten, so sind sie immer redlich und klug.

Auch diese Rede auf Rainer Maria Rilke enthält viele kluge und ausgezeichnet formulierte Gedanken, doch vieles auch, wo Einstellungen und Urteile überraschen und abwegig zu sein scheinen. Ich meine nicht die vielen Abschweifungen vom Thema. Sie sind begründet in der Stimmung dieser Rede (die ja kein feierlicher Nachruf ist) und in ihrer lebendigen Gegenwärtigkeit (aus einer ähnlichen Gefühlslage heraus hielt Frank Wedekind im Jahre 1911 seine seltsame und doch erschütternde Rede auf Heinrich von Kleist). Ich meine auch nicht die eigentliche Beschreibung des Rilkeschen Gedichts, die vieles Gute, vieles Anfechtbare enthält. Aber ich meine die Prinzipien, mit denen hier ein zeitgenössischer Dichter beurteilt wird.

Musil spricht nicht nur aus dem Erlebnis der Stunde, nicht nur aus dem Gefühl des Abschieds von einem Toten, sondern er verlangt für seine Worte absolutere Geltung, und das Urteil, das er ausspricht, ist in gleicher Weise auf die Idee des Gedichts wie auf die Geschichte der deutschen Lyrik bezogen. In Hinsicht auf diese beiden Bezugssysteme erklärt Musil Rilke als den „vollkommenen Dichter"! Wenn ich diesem Urteil nicht zustimmen kann, wenn ich es als unmöglich empfinde, so geschieht das nicht allein aus einer anderen, allerdings etwas geringeren Wertung dieser Dichtung (die ich in diesem Zusammenhang nicht begründen kann). Viel mehr noch aus Gründen der Musilschen Methoden und der Seltsamkeit seiner Auffassung von Vollkommenheit, von deutschem Gedicht und von Goethe.

Bald zu Beginn der Rede wird als ihr Grund genannt: „... Weil wir den größten Lyriker ehren wollen, den die Deutschen seit dem Mittelalter besessen haben!" Ein Satz, der allerdings durch den nächsten abgeschwächt wird: „Es wäre erlaubt und doch auch unerlaubt, so etwas zu sagen." Hier muß ich entgegnen: Nein, es ist auf jeden Fall unerlaubt, so etwas zu sagen! Denn nicht nur — was Musil dann selbst sagt —, weil geistige Größe nicht meßbar ist, die Höhe der Dichtung vielmehr eine Fläche ist, die zahlreichen Dichtern Raum läßt, sondern weil die Feststellung, daß Rilke zum ersten Male das deutsche Gedicht „vollkommen" gemacht hat, rettungslos unhaltbar ist.

Musil beweist diesen Begriff der Vollkommenheit, indem er ein recht schiefes (allzu leicht widerlegbares!) Bild der Goetheschen Lyrik gibt (anscheinend denkt er nur an die Alterslyrik, und auch über deren Motive irrt er sich) und ein ebenso seltsames Bild der deutschen Lyrik des 19. Jahrhunderts: unter Fortlassung von Hölderlin, Novalis, Brentano, Heine ...; dann sieht er aber die Vollkommenheit Rilkes auch absolut: in dem gleich hohen Rang aller seiner Verse und der anhaltenden Dauer des Eindrucks. Wie leicht ist dieses Urteil zu widerlegen. Nicht nur, daß die frühen Gedichte uns allzusehr als gefälliges Glockenspiel erscheinen, nein, auch in der späteren Epoche ist manches schon heute nur erstarrtes Ornament; im „Stundenbuch" etwa ist der religiöse Atem viel knapper als der des weit ausholenden Wortes. Und gerade das, was die Lyrik Goethes, Hölderlins, Georges so groß macht: dieses Wissen um ein panisches, Zeit und Raum umfassendes Ganzes — es stellt sich bei Rilke nicht ein. Wir sehen häufig die Bindung an eine heute schon vergangene (sagen wir: impressionistisch-romantische) Zeit und an den von zarter, stiller Luft erfüllten Lebensraum dieses Dichters.

Man verstehe mich richtig: ich will Rilkes Größe nicht verkleinern. Aber es bedeutet eine gefährliche Verkennung seines Wesens, wenn gerade er als Führer zu einem neuen Weltbild hingestellt wird.

Berlin — Rudolf Kayser

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Von 1870 bis 1926. Von Oswald Floeck. Karlsruhe und Leipzig 1926, Friedrich Gutsch. 388 S. M. 8,— (10,—).

Was tat Rainer Maria Rilke? „Er schöpfte in seinen ersten lyrischen Werken aus Erinnerungen an Prag und die böhmische Heimat" (S. 80). Was vermißt man an Stefan Georges „virtuoser Sprach- und Wortkunst (so!)"? „Die große Persönlichkeit" (S. 79). Inwiefern ist Thomas Mann „ein echter Sohn seiner Zeit"? „Als überbewußtes, sich selbst bespiegelndes Talent des Verfalls" (S. 118). Was stellt Jakob Wassermann dar? „Zweifellos einen ernst rin-

Digitized by Google

genden Künstler" (S. 118). Was war's mit Friedrich Nietzsche? Er „vermochte auf dem Gebiet der Philosophie (!) den Einfluß Schopenhauers nur vorübergehend zu verdrängen" (S. 337). Was teilt Franz Werfel mit Max Jungnickel, E. W. Lotz, Oskar Woehrle ...? „Das Geburtsjahr 1890" (S. 301). Genügt das? Solcher Art sind die Erkenntnisse, mit denen der Verfasser seinen Schriftstellerkatalog bisweilen schmückt, nachdem er die Autoren nun einmal aus der lästigen alphabetischen Reihenfolge in Kürschners Deutschem Literaturkalender zu befreien sich entschlossen hatte und also, wennschon nicht zu ordnenden Gesichtspunkten (so unbescheiden will ich gar nicht sein!), doch wenigstens zu allerhand Verbindungen und Überleitungen verpflichtet war. Wie er sich selbst dabei gelegentlich auf den Fuß tritt, ist schmerzhaft mitanzusehen; wenn er, der grimme Streiter wider den Materialismus, z. B. die deutsche Literatur nach 1870 mit der Blüte der Industrie in (unklaren) kausalen Zusammenhang bringt, oder wenn er die „Betrachtung" Ricarda Huchs so einleitet: „Die bedeutendste Erscheinung unter den protestantischen Dichterinnen und Erzählerinnen ist Ricarda Huch, aber nicht nur als Erzählerin, sondern sie verfügt auch über ein gründliches historisches Wissen und philosophische Bildung." Es leuchtet ein, daß dies dem Verfasser auffällig sein mußte.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Deutsche Dichtung der Gegenwart. Probleme, Ergebnisse, Gestalten. Von Werner Mahrholz. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 536 S.

Das ist das Bild zeitgenössischer Dichtung, gesehen von einem Temperament. Und zwar von einem Denktemperament. Im Unterschied zu den nun bereits zahlreich vorliegenden Darstellungen der jüngst vergangenen Epoche ist es Mahrholz nicht um bloße Wiedergabe — sei es von Stichworten oder Stimmungen — und nicht um Betrachtung — Interpretation und Hermeneutik — zu tun, sondern von der ersten bis zur letzten Zeile um Auseinandersetzung; und zwar nicht Auseinandersetzung aus dem Geist wohlmeinend besorgter Pädagogik oder gar aus dem Ungeist rüder Feindseligkeit (das letztere ist ja nur zu häufig!), sondern aus dem Bedürfnis eines, der Dichtung nur als Erscheinung, wohl gar als Konsequenz des ideelich bewegten Geistes sieht. „Es erübrigt noch, die künstlerischen Konsequenzen der weltanschaulichen Wandlungen zu ziehen," heißt es einmal geradezu. Er hat offensichtlich weniger Freude am Besitz, am fertigen gerundeten Werk, als am Werden, weniger an der Form als am Problem, woher es sich denn erklärt, daß seine Darstellung gereifter, vollendeter Dichterpersönlichkeiten — Hauptmann, Thomas Mann, Rilke, Hofmannsthal — ungleich farbloser und konventioneller geraten ist als die Porträte derer, die noch im Werden sind oder die dringender und vor allem ungelöster auf weltanschauliche Fragen hinweisen. Und fast nie ist es das eigentliche Künstlerproblem, die Fragen des Erlebens und Gestaltenwollens — wie denn mit dem Biographischen das Psychologische nahezu völlig verbannt ist — sondern es sind objektive Kulturprobleme, denen seine stets wache Frageluſt, der eine ebenso regsame Freude an formulierender Antwort entspricht, sich zuwendet. Dabei fehlt ihm keineswegs das Organ für das Psychologische, wie man, um nur ein Beispiel zu nennen, in seiner Darstellung Rudolf Huchs sieht. Bei so entschiedener Eigenart, die um so deutlicher hervortritt, als Mahrholz den Stoff als seine eigenste Angelegenheit durchlebt hat, ist besonders anzuerkennen, daß er sich von allem Anfang um einen festen und tragfähigen Untergrund bemüht hat. Seine Einleitung holt weit aus, bis in die geistige Schichtung des deutschen 18. Jahrhunderts, aber die Überzeugungen, die er von dieser Orientierungsfahrt mit hereinbringt und als Grundlage für seine Darstellung verwendet, erweisen sich zum mindesten als nützliche Pfeiler der architektonischen Fassade; die Dreiteilung von aufklärerisch-rationalistischem, klassischem und romantischem Geist, die er dort findet und hier nach ihrem Weg durch das 19. Jahrhundert wiederfindet, ermöglicht ihm eine Erweiterung des starren Schemas von Impressionismus und Expressionismus, gibt ihm Zwischenstufen anheim und macht ihm die natürliche Zuordnung solcher Persönlichkeiten und Richtungen mühelos, die in dem traditionell gewordenen Schema gar nicht oder nur sehr gepreßt und widernatürlich „unterzubringen" waren (Kolbenheyer, Brod, W. Schäfer, Ponten u. a. m.). Im übrigen kann ich meinen Widerstand gegen viele Einzelurteile und, was die größeren, geschlossenen Porträte Th. Manns, Wedekinds, Rilkes und besonders Hofmannsthals betrifft, mein lebhaftes Gefühl des Unbefriedigtseins und der Befremdung hier leider nicht im einzelnen bezeichnen und begründen, und ebensowenig kann und will ich, da ich die beträchtlichen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe wohl einzuschätzen weiß, mit dem Verfasser darüber rechten, welche Namen mir persönlich fehlen, welche zuviel genannt sind — wo ich nur irgend Gründe erraten kann, die seine — sehr weitherzige — Auswahl bestimmt haben; aber daß Loerke, Kornfeld, Kafka, Lautensack, Essig fehlen, dafür weiß ich mir, von seinem Buch aus gesehen, keinen Grund.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Wandlungen des Dichtstils. Dargestellt unter Zugrundelegung deutscher Macbeth-Übertragungen. Von Michael Hochgesang. München 1926, Max Hueber. VIII, 183 S. M. 6,—.

Wenn man, wie der Verfasser dieses Buchs in Übereinstimmung mit seinem akademischen Lehrer Fritz Strich, der Überzeugung ist, daß „Stil" mehr bedeutet als die Summe artistisch-technischer Darstellungsmanier, daß „Stil" vielmehr die Ganzheit aller dichterischen, seelischen und geistigen Bedingungen und Kräfte eines Werks, einer Persönlichkeit, einer Zeit als Resultat enthält, dann erklärt sich, was auf den ersten Blick befremdlich scheinen möchte: daß hier die Ergebnisse eines Vergleichs verschiedener Übersetzungen — Eschenburgs, Bürgers, Schillers, Dorothea Tiecks Macbeth-Übertragungen — als „Wandlungen des Dichtstils" gedeutet werden, obgleich immerhin zu wünschen gewesen wäre, daß diese Gleichsetzung, von der die Darstellung nicht nur ihren Titel, sondern die ganze Richtung ihrer Untersuchung bezieht, selbst zum Beweisthema erhoben worden wäre. Um gleich noch eine weitere Sicherung zu bezeichnen, die man der weitausschauenden Fragestellung gewünscht hätte: so wäre eine kritische Prüfung der jeweiligen Übersetzungsvorlagen doch wohl unerläßliche Vorbedingung der Arbeit gewesen; denn die nachbildnerischen Intentionen der einzelnen Übersetzer treten natürlich nur dann wirklich zuverlässig und rein zutage, wenn sie an dem Macbeth-Text, wie er ihnen eben vorlag, nicht an einer modernen, normalisierten Ausgabe gemessen werden. Schließlich scheint es wenigstens mir für die Stichhaltigkeit der Ergebnisse auch nicht gleichgültig zu sein, daß die einzelnen Übersetzer nicht unabhängig voneinander arbeiteten, daß vielmehr Bürger

Digitized by Google

und Schiller die Eschenburgsche Übersetzung ihrer eigenen Bearbeitung zugrunde legten; dieser Eschenburgsche Einschlag hätte bei beiden doch in Anrechnung gebracht werden müssen. Nichtsdestoweniger bleibt ja freilich bei beiden des Eigentümlichen noch genug, und dieses Eigentümliche deutet der Verfasser mit Hilfe der Stilkategorien Fritz Strichs in der Hauptsache ebenso fein wie klar in der Richtung auf Sturm- und Drangstil (Bürger) und klassischen Stil (Schiller); die Behandlung der Übersetzung Dorothea Tiecks in der Richtung auf romantischen Stil scheint mir vielfach zu stark gepreßt, die der Eschenburgschen Übertragung dagegen ist überzeugend.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Frank Wedekind. Sein Leben und seine Werke. Von Artur Kutscher. Zweiter Band. München 1927, Georg Müller. 264 S. M. 5,– (9,–).

Dieser zweite Band der groß angelegten, auf intimer Kenntnis des Menschen und Schriftstellers beruhenden Biographie, der in vier Abschnitten („Simplizissimus" „Brettlzeit", „Die große Liebe" und „Schauspielkunst") Wedekinds Entwicklung bis etwa 1910 begleitet, zeigt alle Vorzüge des ersten in eindrucksvoller Weise und bewahrt im übrigen die selbstgesteckten Grenzen. „Ein wirkliches Bild Wedekinds", heißt es hier einmal, „ist weder einem Kritiker noch einem Maler gelungen, seine Physiognomie ist zu bewegt". Und so zeichnet diese Biographie mit liebevoller Gründlichkeit die wechselnden Bilder seines Wesens nach, empfängt von dieser Einstellung, die aber keine Resignation des Verfassers bedeutet, tiefere Berechtigung zur entwicklungsmäßigen Darstellung, kehrt wie ohne Resignation so auch ohne Ressentiment zurück zu dem älteren Typus der redlichen, auf jeder Stufe miterlebten Biographie als einer durch Persönlichkeit und Umstände bedingten Abfolge von Lebensmomenten, denen jeweils die künstlerischen Pläne und Werke ordnend zugewiesen werden. Es gibt hier keinen Versuch zu stilisierender Auswahl, alles ist gleich wichtig, geistiges und hygienisches Leben, literarische Programme und literarische Tafelrunden, geistig-seelische Schauplätze und polizeiliche Wohnungsanschriften, vital-erotisches Erleben und bloße Lebemanns-Eskapaden – alles wird aufmerksam auf das Tatsächliche geprüft, zusammengetragen, den einzelnen Lebensstationen zugeteilt. Ich gestehe, daß mir dies biographische Verfahren die Lektüre reizvoll machte: man erhält so den zuverlässigen Rohstoff, aus dem die epische Breite dieses Lebens sich ergibt; freilich ist damit gesagt, daß die Tragödie, als die mir Frank Wedekinds geistig-schöpferisches Leben mehr als sein vitales erscheint, hier und so nicht geschrieben werden konnte. Zweifellos aber bedeutet Kutschers Biographie einen außerordentlichen Gewinn für die materialhafte Kenntnis von Wedekinds Werk, so daß sie allen, die sich künftig am „wirklichen Bild" Wedekinds versuchen werden, unentbehrlich sein wird.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Clara Viebig. Zeit und Jahrhundert. Von G. Scheuffler. Erfurt 1927, Max Beute. 258 S. Geb. M. 5,–.

Die lebensfrisch-anschauliche und von menschlich tiefem Mitgefühl beseelte Erzählerin verdient als charakteristische Zeiterscheinung gewiß eingehende kritische Betrachtung und Würdigung. Doch was im Rahmen eines kürzeren Essays interessieren würde, wird hier bei der unverhältnismäßigen Breite, zu welcher der Verfasser sich von seiner Verehrung treiben läßt, eindruckslos. Die ausführliche Inhaltsangabe aller einzelnen Romane und sonstigen Werke die er seiner allgemeinen Skizzierung von Clara Viebigs Wesensart folgen läßt, kann bei den in dieser Weise unvermeidlichen Wiederholungen, nicht anders als ermüden.

Berlin Conrad Schmidt

Heutige deutsche Dichtung in Hessen. Eine Sichtung von Will Scheller. Mit 23 Abbildungen. Melsungen, Heimatscholle-Verlag. 59 S. M. 1,–.

Die in einem Pro Domo! überschriebenen Vorwort niedergelegte Entschuldigung des Verfassers, diese „Ausführungen sind, genau besehen, nichts anderes als die schriftliche Erweiterung und Verbreiterung eines halbstündigen Rundfunkvortrags", der „in seiner kurzen Fassung und seiner leichten Form naturgemäß frei von jeglichem wissenschaftlichen Ehrgeiz" sei, bleibt nicht stichhaltig. Denn „genau besehen", ist dieser wahllos aneinanderreihende, manchmal recht oberflächliche Versuch einer Darstellung der heutigen deutschen Dichtung in Hessen seiner äußeren und inneren Mängel wegen eine vollständige Unzulänglichkeit.

Berlin-Wilmersdorf Hans Sturm

Epiktet. Was von ihm erhalten ist nach den Aufzeichnungen Arrians. Von R. Mücke. Heidelberg 1926, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 380 S. Geb. M. 9,–.

In der Neubearbeitung der Übersetzung des Schweizers J. G. Schultheß aus dem 18. Jahrhundert der Gespräche Epiktets und in der Ergänzung dieses klassischen Buchs durch alles, was sonst von Epiktet aufzutreiben war, liegt ein großes und dankenswertes Verdienst, das ich besonders zu schätzen weiß, da ich in meiner (im Nachwort Mückes erwähnten) Epiktet-Ausgabe der deutschen Bibliothek nicht alles bringen konnte, schon aus Raumrücksichten beschränkt. Mückes Ausgabe paßt sich vorzüglich den heutigen Sprecherfordernissen an und ist wohl geeignet, die kosmopolitische Philosophie des griechischen Sklaven der neuen Zeit zugänglich und lieb zu machen. Die Einführung ist etwas zu schwerfällig geraten und könnte leichter im Stil gehalten sein, ist aber ausgezeichnet dem Inhalt nach.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Verschiedenes

Der Gang zur Liebe. Ein Buch von Städten, Kirchen und Heiligen. Von Emmy Hennings. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. 309 S.

Ein Buch von seltener Reinheit des Enthusiasmus, von einer verzückten Zärtlichkeit des Herzens, die an die feine Helle japanischer Landschaftserlebnisse und märchenhafter Verklärungen Lafcadio Hearns erinnert, an Bilder, die im Unwahrscheinlichen verschwimmen und nur noch süße Traurigkeit im Herzen zurücklassen. Es sind seelische Wirklichkeiten, Empfindungszustände, keine geographischen Begriffe, es sind Träume dichterischer Sehnsucht. Und doch schenken sie der Geschichte des Menschenherzens und der gewöhnlichsten Begebenheit ihre innigste Anteilnahme. Ist das, was hier die Dichterin in ihrem feinen, empfindungstiefen Erzählerstil von den seelischen Wundern der katholischen Religion mit legendarischer Innigkeit sagt, überhaupt noch konfessionell faßbare Glaubensgemeinschaft? Versinken nicht in dem uferlosen Prozeß seelischen Gestimmtseins alle dogmatischen Merkmale? Das Gefühlsurteil, Bestimmungen subjektiver Natur schaffen eine ganz eigenartige Gesamtvision von

Digitized by Google

Religion und Übergeschichtlichkeit. Der Rahmen, aus dem das Ganze hervortritt, ist der Traum, das Gedicht, die seraphische Musik jenes Herzens, das in verwirrter Verzückung vor Gott in die Knie gesunken ist. Das Buch wirkt jugendlich, trotz seiner weiblichen Treue, die alles trägt. Von den Schwingen eines ungesagten jungen Schmerzes emporgehoben, singt hier ein flammendes Herz. Die bunten Farben des Lebens sind seltsam gedämpft wie an Tagen von einer gewissen Luftbeschaffenheit im Lenz. Über Walther Paters Marius dem Epikureer liegt dieser liebkosende, frühlinghafte Hauch junger Religion. Dieselbe liturgische Freude, dasselbe heitere Licht voll heiligen Glanzes, derselbe feine Sinn für die Geheimnisse der Kultsprache und der sakramentalen Gedächtnisfeier. Die Schläge des Blutes machen den religiösen Menschen. Sie schaffen die wortlosen Visionen und seelischen Wunder. Emmy Hennings schrieb ein Buch der Jugend — keine andächtig verbrämte Reisebeschreibung. Jugend! „Wie viele Strophen mag dieses Lied haben?" Es hat auch Stufen der Schmerzen, denn Jungsein ist Seele, Jungsein ist Gott, Herzenszustand, etwas, das nicht schlafen mag, das immer wacht und sinnt. Am Ende kann der junge Mund nur ein einziges Wort sagen: Liebe. Alles, was diese Frau mit dem enthusiastischen Herzen empfindet und tut, ist zum Schluß die Eroberung dieses einzigen Wortes.

Wien — Franz Strunz

Aus neunzig Lebensjahren. 1827 — 1918. Erinnerungen. Von Bernhardt Weiß. Herausgegeben von Hansgerhard Weiß. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 245 S. M. 6,— (8,50).

Einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Vertreter der positiven Theologie des vorigen Jahrhunderts, zugleich ein scharfer unparteiischer Beobachter seiner Zeit, hat hier anschaulich und gemütvoll erzählt, was er in den neunzig Jahren seines Lebens erlebt, beobachtet, durchdacht, erlitten und durchkämpft hat. Obwohl in seiner Überzeugung sehr entschieden stand er doch über den theologischen und kirchenpolitischen Parteikämpfen. Der Mann der Wissenschaft hat lange Jahre, noch mit Wichern bekannt, als Vorsitzender an der Spitze des Zentralausschusses für Innere Mission gestanden. Mit einer gleichgestimmten Gattin schuf er sich ein Familienleben, das von tiefer Frömmigkeit und zugleich lebhafter Teilnahme an aller edeln Bildung der Zeit in Kunst und Wissenschaft erfüllt war. Als Kieler Professor stand er mitten in den schleswig-holsteinischen Kämpfen. Aus seinen Lebenserinnerungen spricht ein tiefes Gemüt, warmes Empfinden und feines Verständnis für alles Menschliche, ein Geist, der auf der Höhe seiner Zeit stand. Dieses neunzigjährige Leben gehörte ganz der alten Zeit an. Es endigte wenig Monate vor der Revolution.

Weimar — Paul Kirmß

Predigten. Von Martin Luther. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Friedrich Gogarten. Jena 1927, Eugen Diederichs. 555 S. M. 12,— (15,—).

In dem Nachwort spricht sich Gogarten darüber aus, warum er Predigten Luthers und warum gerade diese ausgewählten herausgibt. Nach seiner Meinung ist das, was man bisher Predigt und Predigen nannte, gar keine wirkliche Predigt gewesen. Es war ein menschliches Reden von dem Bild, das sich die Menschen von Gott und Christus gemacht haben. „Eine Predigt aber ist nur dann eine Predigt, wenn Gott es ist, der bei ihr und in ihr die Initiative ergreift" oder wenn in ihr Gott selbst redet, und Jesus, der „geschichtliche Mensch", wie er uns in der evangelischen Überlieferung entgegentritt, in der Predigt „wirklich gegenwärtig ist". Gott und Christus sollen nicht Objekt sondern Subjekt der Predigt sein. Der Mensch soll durch die Predigt nicht zu Gott kommen, sondern Gott kommt in der Predigt zum Menschen. Das ist etwas Ungeheueres, da nach Gogartens Theologie Gott und Mensch im schärfsten Gegensatz zu einander stehen. Über diese Meinung Gogartens von der Predigt wie seine ganze Theologie gehen die Ansichten der heutigen Theologen weit auseinander. Die ausgewählten Predigten Luthers werden nicht als Urbilder für die heutige Predigt dargeboten, sondern „als Predigten werden sie nur dann verstanden und gehört, wenn sie in der Sehnsucht nach der Predigt gehört und gelesen werden, die uns heute ein Wort unseres geschichtlichen Augenblickes wäre, in der uns heute in Wirklichkeit Jesus Christus gegenwärtig wäre."

Weimar — Paul Kirmß

Das Elternbuch. Ein Haus- und Erziehungsbuch für Eltern, die ihre Kinder zur Schule schicken. Von Otto Zimmermann. Stuttgart 1926, Perthes. XII, 206 S. Geb. M. 4,80.

Aus echter Begeisterung für seinen Lehrberuf heraus ruft hier der bekannte hamburger Schulmann und Verfasser der Hansafibel Otto Zimmermann in lebensvollen kleinen Berichten aus der eigenen Praxis, in Randbemerkungen zu Worten bekannter Pädagogen alter und neuer Zeit, in zwanglosen Betrachtungen über Grundsätze der Erziehungskunst und des Schulwesens alle Eltern zur Mitarbeit auf und zeigt ihnen Wege zu planmäßigem Zusammenwirken mit den Lehrern ihrer Kinder. Besonders zahlreich und beachtenswert sind die Beiträge zur sittlichen Erziehung; aber auch, was er zur intellektuellen Ausbildung und zur Körperpflege der Kinder (vgl. besonders die Ernährungsratschläge) ausführt, verdient, von recht vielen Eltern gelesen und berücksichtigt zu werden. (Am wenigsten eigentliche Erfahrung und Urteilsfähigkeit zeigt die grundsätzliche Polemik Zimmermanns gegen das Lichtspiel.) Das Buch enthält sehr viele, zum Teil ausgedehnte Zitate von Pestalozzi, E. M. Arndt, Jean Paul, Fröbel, Rosegger, Ellen Key, Lhotzky, Penzig, Clara Stern — um nur die Meistzitierten zu nennen — und wird dadurch manchem Leser eine pädagogische Spruchsammlung ersetzen.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Freundschaft im Geist. Briefwechsel mit Walther Rathenau. Gedichte. Aufsätze. Von Paul Eberhardt. Gotha 1927, Leopold Klotz. 155 S. M. 4,—.

Ein Büchlein von anderthalbhundert Seiten, das die Witwe des nach schwerer Krankheit früh Verstorbenen aus dem Nachlaß zusammengestellt hat. Es ist schade, daß der ursprüngliche Plan, von dem sie im Vorwort spricht: das Bändchen mit einer biographischen Lebensskizze einzuleiten, nicht zur Ausführung gekommen. Denn nach dem Wenigen, was sie andeutet und was aus den Briefen selbst hervorgeht, war Eberhardt in der Reinheit der Gesinnung und dem selbstlos feurigen Ringen um Fragen der Weltanschauung durchaus eine bedeutsam eigenartige Persönlichkeit. Einsam und unbekannt, immer ganz auf Innerliches konzentriert, ging er seine Bahn; freilich ohne zu einer plastischen Gestaltung dessen, was in ihm gärte, in einem größeren Werke zu gelangen.

Seine Briefe an Rathenau, der auf die Übersendung einer Eberhardtschen Schrift im Jahre 1915 warm und herzlich

Digitized by Google

geantwortet hatte, sind samt und sonders aus einem abgelegenen Flecken Eichenberg bei Orlamünde datiert. Was ihn zu Rathenau so hinzog und auch das Thema der durch fünf Jahre hindurchgehenden Korrespondenz der beiden Männer bildet, ist die beiden gemeinsame Opposition gegen eine rationalistische Mechanisierung des Seelenlebens. In diesem Sinn bewundert Eberhardt das viel gelesene Rathenausche Buch „Mechanik des Geistes" als Manifest und Vorstoß einer neuen höhern Sinnesart. Das Wage, oft paradox Schillernde, das die Ausführungen dieser Rathenauschen Schrift vielfach charakterisiert, spiegelt sich auch in der Korrespondenz der beiden Männer wider. Das Interesse liegt im Individuellen. Sein Ende findet der Briefwechsel aus Anlaß eines in Diederichs „Tat" veröffentlichten Aufsatzes Eberhardts, in dem dieser für Rathenau eintritt, dabei aber eine Wendung braucht, aus der jener herausliest: sein Verteidiger zweifle, ob Rathenaus Lebensführung als reicher Finanzmann mit den sonst von ihm vertretenen Ansichten sich vereinen lasse. Die Art, wie Rathenau diesem Vorwurf, der gar nicht in der Absicht des Verfassers gelegen zu haben scheint, entgegentritt und Auskunft gibt, legt Zeugnis ab von dem Ernste seiner Gesinnung.

Berlin — Conrad Schmidt

Bildnerei der Gefangenen. Studie zur bildnerischen Gestaltung Ungeübter. Von Hans Prinzhorn. Mit 176 Abbildungen. Berlin, Axel Juncker. 60 S.

Gefangene bekritzeln in ihrer Einsamkeit gern die Wände ihrer Zellen, benutzen in Tätowierungen und Gaunerzinken eine Art symbolischer Schriftsprache, vertreiben sich die Langeweile ihrer Haft durch primitive Zeichnungen auf ein erhaschtes Stückchen Papier, auf ihren Wasserkrug, dem sonstigen Zellengerät, stellen sich Spielkarten her, formen aus Brotteig allerhand Figuren. Lombroso war wohl der erste, der in seinen „Kerkerpalimpsesten" und „Verbrecherstudien" auf diesem kriminalpsychologischen Gebiet beachtenswertes, wenn auch ziemlich kritiklos gegliedertes Material zusammengetragen hat. Prinzhorn hat mit großer Mühe unter Mithilfe seines Verlegers die Ausbeute ergänzen können und legt sie uns in seinem höchst interessanten Werke vor. Die Ordnungsliebe der Gefängnisverwaltungen hat gewöhnlich durch Abwaschungen und Neuweißung der Zellenwände die graphischen Selbstgespräche der Insassen erbarmungslos vernichtet. Doch konnte hier immerhin eine Anzahl recht gelungener Holzschnitzereien auf Türen und Wänden eines Tondernschen Gefängnisses photographisch wiedergegeben werden. Tonkrüge mit Malereien hat Lombroso an hundert Stück aufsammeln können, vor allem aber wurden aus Papier- und Pappefetzen zahllose Spielkarten geformt und mit Farbe, Blut, sogar mit Kot gebrauchsfähig gemacht. Die Knetarbeiten aus Brot haben meist nur mit Handfertigkeit zu tun, weniger mit Gestaltung seelischer Vorgänge. Dagegen handelt es sich bei der Tätowierung in den meisten Fällen, bewußt und unbewußt, um Darstellungen aus der Vorstellungswelt des Verbrechers, oft in einer gewissen Gesetzmäßigkeit bei Anordnung der Einzelmotive auf dem Körper, zuweilen realistisch, häufig mit symbolischer Tendenz oder mit Neigung zum Sexuellen. Ich selbst habe bei einem offiziellen Besuch verschiedener Kriegsgefangenenlager beobachten können, wie stark besonders die Internierten aus romanischen Ländern sich an obszönen Schildereien ergötzten. Der Text des Buchs befleißigt sich, moralischer Wertung aus dem Wege zu gehen, es ist eine sachlich unbefangene, geistreiche Untersuchung des eigentümlich unzeitlichen Seelenlebens der Verbrecher, das im bildnerischen Ausdruck seine eigene Sprache hat.

Berlin — Fedor v. Zobeltitz

Im Wandel der Landschaft. Aufzeichnungen von Otto Heuschele. Federzeichnungen von Martha Welsch. Tübingen 1927, Alexander Fischer. 85 S. Geb. M. 4,—.

Der vielseitig begabte Otto Heuschele singt diesmal aus tausendfachem Mund ein Loblied der Landschaft mit allem, was göttliche Schöpferkraft ihr verliehen und Menschenwerk in sie hineingestellt hat. Er spricht ihr eine Seele zu so gut wie dem Menschen. Als treuer Sohn seiner Heimat preist er vor allen Landschaften die schwäbische, die er in ihrer stillen Heiterkeit als die am reinsten idyllische unter ihren deutschen Schwestern bezeichnet, und die sich am reinsten in den aus dem Lande hervorgewachsenen Geistesschöpfungen widerspiegle. Und er schließt in ihren Ruhm sogar das schwäbische Dorf, die schwäbische Kleinstadt ein. Für den Mann der Feder ist die Einkehr in die Landschaft zugleich Befreiung vom Schreibtisch mit all seinen Papieren und Büchern. Das alles bringt Heuschele in der volltönenden und klangreichen Prosa eines Lyrikers vor, als der er sich ja wohl auch eines Tages offenbaren wird. Seine jugendfrohe Begeisterungsfähigkeit hat etwas Herzerquickendes an sich, und von ihrer Echtheit überzeugt, läßt man sich auch ihre Übersteigerungen gefallen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Erlösung. Tod und Geburt. Variationen und Thema. I. und II. Teil. Von W. Herrmann-Ebbrecht. Magdeburg, R. Zacharias. 162, 138 S.

Laut Ankündigung ist das Buch das Ergebnis „eines aus jahrzehntelangem Ringen um Wahrheit und seelisches Sein sich gebärenden (sic!) Schaffens". Diese Selbstgeburt vollzieht sich auf insgesamt 302 Seiten. Fortsetzung folgt. Auf Seite 27 des zweiten Bandes steht geschrieben: „Wir können dich nicht halten und wenn wir Gott selbst wären" ...

Halle (Saale) — Edgar Groß

Der Doppelgänger. Eine psychoanalytische Studie. Von Otto Rank. Wien 1925, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 117 S.

Das Motiv des Doppelgängers kehrt in der Literatur immer wieder,; so finden wir es bei E. T. A. Hoffmann, bei Hans Heinz Ewers, bei Chamisso, bei Andersen, bei Dostojewski, bei Jean Paul, bei Oscar Wilde u. a. Rank sucht nun, unter Zugrundelegung der psychoanalytisch gewonnenen Einsichten dieses Doppelgängermotiv verständlich zu machen, wobei er zugleich auf das häufige Vorkommen desselben auf primitiveren Kulturstufen und die Bedeutung, welche ihm hier zukommt, hinweist. Es erscheint als ein Ausfluß der narzistischen Bindung, der Selbstverliebtheit, welche wie beim Kinde, so auch bei primitiven Völkern eine große Rolle spielt, und die wir auch beim Neurotiker kennen. Das Schuldbewußtsein des Helden läßt ihn die Verantwortung für gewisse Handlungen des Ich auf ein anderes Ich, den Doppelgänger, abwälzen. Die ungeheure Todesangst führt zu einer Übertragung auf den Doppelgänger. Um der Todesangst zu entrinnen, greift der Mensch zum Selbstmord, den er aber, weil er sein Ich zu sehr liebt und schätzt, an dem Doppelgänger vollzieht. Und endlich stellt der Doppelgänger die Verkörperung der Seele dar. Die interessante Schrift zeigt die Bedeutung der Psychoanalyse für das Verständnis literarischer Schöpfungen.

Gießen — Erich Stern

Digitized by Google

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXVI

Neue Stendhal-Dokumente

Von August Brücher (Charlottenburg)

In Paris existiert ein Stendhal-Club, dem wir eine ganze Reihe höchst interessanter Veröffentlichungen verdanken, die als „Editions du Stendhal-Club", fortlaufend herausgegeben werden. In Nr. 11 bringt Marie-Jeanne Durry bisher unbekannte Dokumente über „Stendhal und die päpstliche Polizei".

Man kennt Beyle-Stendhal schon — bevor er noch Civita-Vecchia im Gebiet des Papstes betritt. Der böse Name ist ihm vorausgegangen, und vorläufig, ja bis zu seinem Tode, steht sein Bild bei der Regierung des Kirchenstaates fest.

War es nicht derselbe Beyle, den auch die österreichische Polizei schon verfolgt, und den Metternich als Konsul in Triest glatt refusiert hatte? Über seine literarische Tätigkeit läßt sich Metternich viel Unsinn nach Wien berichten, aber das ist weiter nicht aufregend, ist nur ein Zeichen der Zeit und wird auch anderen Ortes damals wie jetzt geübt. Eins jedenfalls ergab sich daraus den argwöhnischen Hütern der Ordnung: Stendhal ist ein ganz gefährlicher Freigeist, ein Atheist und Anhänger der jungen revolutionären Bewegung, und was insbesondere für seine Tätigkeit im Kirchenstaat Unheil verkündete — er hatte das antiklerikalste aller Bücher „Le Rouge et le Noir" geschrieben. Das genügte.

Der Verkehr, den sich der neue Konsul gleich bei seinem Eintreffen wählte, bestätigte die schlimmsten Vermutungen. Die verdächtigsten Personen gehen bei ihm ein und aus, heißt es dauernd in den Polizeiakten. Ganz naturgemäß entwickelte sich diese Spannung, die von seiten der päpstlichen Staatsorgane durch die peinlichste Spionage und Postsperre immer mehr verschärft wurde und mit Haussuchungen bei Stendhals italienischen Freunden endete, die sich sogar eine Beschränkung ihres Aufenthalts und Stellung unter Polizeiaufsicht gefallen lassen mußten. Er selbst blieb nur kraft seiner Eigenschaft als Konsul vor dem Zugriff der Polizei bewahrt.

Wenn Stendhal auch alles unter dem Deckmantel der Anonymität schrieb — man weiß ,wer dahinter steht und schreckt vor den infamsten Methoden nicht zurück, diesen Mann des freien Wortes und freien Denkens zu entlarven. Im übrigen tat er nicht das Geringste, um sein Verhältnis zur Polizei zu bessern. Elf Jahre lang von 1831 bis zu seinem Tode, 1842, dauert dieser Kampf, und in dem Maße wie er sich ausdehnt und immer groteskere Formen annimmt, füllen sich die Geheimakten des Vatikans mit abfälligen Berichten über den Konsul und Schriftsteller, dessen Bücher als „Publications scandaleuses" darin kurz und schändlich abgetan werden.

Was soll man mit ihm anfangen? In Paris auf seine Abberufung drängen, ist vielleicht noch der einzige Ausweg. Da erlöst der Tod unvermutet die päpstliche Regierung von diesem Alp. Welche Erleichterung geht durch die Zeilen des Berichts, den der päpstliche Delegat Stefano Rossi über das Ableben Stendhals an den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini nach Rom schickt:

„Hochwürdige Eminenz,

In Erfüllung meiner Pflicht, Eure Eminenz von allem zu unterrichten, was ich erfahre, wenn die französischen Schiffe aus Ost und West ankommen, muß ich Ihnen heute melden, daß der nur zu berüchtigte Beyle, der französische Konsul in Civita-Vecchia, der sich in Paris auf Urlaub befand, mitten auf der Straße, als er gerade von einem Essen beim Minister Guizot kam, an einem Schlaganfall verstorben ist. Die ernsten Lehren (der Kirche), die er in seinen unter dem falschen Namen Frédéric (sic) Stendhal verbreiteten Romanen geschmäht hat, lassen uns die Art, wie er von der göttlichen Gerechtigkeit zerschmettert wurde, beklagen. Es ist jetzt eine Gelegenheit, sehr verehrungswürdige Eminenz, die Eure große Weisheit in Paris oder in Rom bei dem Gesandten dahingehend zu benutzen wissen wird, daß er für den Konsulatsposten einen Mann vorschlägt, der uns wenigstens nicht in einer solchen Angst erhält, was die Verbreitung schlechter Bücher betrifft, und der nicht seinen Namen an gewisse Personen hergibt, die unter dem Schutze des Konsulates alles zu bekommen scheinen, was sie wollen ..."

Civita-Vecchia, den 1. April 1842.

Stefano Rossi, apostolischer Delegat."

In der Tat „hochinteressante Nachrichten und weise Überlegungen", für die der Staatssekretär in seinem Antwortschreiben lakonisch aber dankbar quittiert.

LXVII

Unveröffentlichtes zum Charakterbild Adalbert Stifters

Von A. Gotzes (Neuß a. Rh.)

Außer den an dieser Stelle (L. E. XXIX, 309) mitgeteilten Erinnerungen aus der Jugendzeit Adalbert Stifters habe ich in meiner Handschriftensammlung eine Originalkorrespondenz aus dem Jahre 1867, die sich mit dessen Erzählung „Der fromme Spruch" befaßt. Diese Erzählung wurde von dem damaligen Herausgeber der „Katholischen Welt", einer im Verlag von Albert Jacobi in Aachen erscheinenden Zeitschrift, zum Erstabdruck erworben. Leo van Heemstede, der Redakteur dieser Zeitschrift, hatte Stifter, der kränklich war und dringend einer Kur bedurfte, auf seine Bitte hin den größten Teil des Honorars bereits überwiesen, ehe er das Manuskript der Erzählung in Händen hatte. Er legte großen Wert auf die Mitarbeit Stifters und zweifelte nicht daran, eine ihm zusagende Arbeit zu erhalten. Umso größer aber war seine Enttäuschung, als er die Erzählung erhielt, die sich nach seiner Ansicht nicht für seine Zeitschrift eignete. Er wollte aber seine Meinung Stifter nicht mitteilen, ohne auch vorher das Urteil anderer Literaturkenner eingeholt zu haben. Aus diesem Grunde wandte er sich an die damals sehr geachteten Literaturhistoriker Professor Ebeling und Wilhelm Lindemann und legte ihnen die Erzählung vor. Beide Urteile sind in der Originalniederschrift in meiner Sammlung und lauten durchaus ablehnend. Ebeling kommt zu dem Endurteil: „Ein Mann wie Stifter, der so viel Vortreffliches, Vollendetes geleistet, darf durchaus nichts Mittelmäßiges bringen, und ich warne Sie wohlgemeint, dazu die

Digitized by Google

Hand zu bieten. Sein schriftstellerischer Ruhm würde vielleicht durch die Veröffentlichung nicht wesentlich beeinträchtigt werden; denn seine ‚Studien' sichern ihm auf alle Zeit einen Ehrenplatz neben den Besten seiner Zeit und seines Volkes; aber in der Stifterschen Krone will ich auch nicht ein blindes schadhaftes Steinchen wissen — nicht eines." Lindemanns Urteil lautete zwar etwas milder, sonst aber diesem ähnlich. Er sagt zum Schluß: „Läge das Ganze auf einmal gedruckt vor, dann möchte es allenfalls noch angehen."

Es darf wohl eingeschaltet werden, daß es sich hier um Urteile der damaligen Zeit handelt, die ganz anders eingestellt war als die heutige. Wir sehen mit Hermann Bahr in der Erzählung „Der fromme Spruch" eins der feinsinnigsten Gebilde der Stifterschen Muse. Auch Stifter selbst war von dem inneren Wert seiner Erzählung überzeugt; denn er schreibt in einem mir vorliegenden Brief an Leo van Heemstede vom 2. März 1867 u. a.: „Für den Augenblick habe ich eine Erzählung fast fertig. Sie hat den Titel ‚Der fromme Spruch'. Es ist der Spruch: ‚Ehen werden in dem Himmel geschlossen'. Durch Fügungen der Natur und Sittlichkeit kommt dieser Spruch in der Erzählung zu Ehren, nachdem es erst geschienen hatte, er werde in widersinniger Weise erfüllt werden. Wenn Sie mich als Mitarbeiter anführen, möchte ich so würdig als ich kann vertreten werden, nicht aber durch gelegentliche Kleinigkeiten, wodurch die, welche auf den Namen etwas geben, irregeführt würden . . . Ich habe die Erzählung im Sommer, im Walde der drei Sessel, aus freiem Antriebe unternommen und mit Liebe gearbeitet. Wie weit sie gelungen ist, müssen andere beurteilen."

Das Urteil Leo van Heemstedes und der von ihm in Anspruch genommenen Literarhistoriker habe ich vorhin angedeutet. Er hatte nun die ihm peinliche Aufgabe, dem von ihm hochgeschätzten Dichter die ablehnende Antwort mitzuteilen. Er tat das in schonendster, aber doch offener Weise in einem Brief vom 17. Oktober 1867, dem er die Abschriften der Urteile Ebelings und Lindemanns beifügte. Am 31. Oktober 1867 erfolgte aus Linz a. d. Donau die Antwort Stifters, die zum Charakterbilde des großen Dichters einen wertvollen Beitrag bildet und seine edle Denkungsart in das schönste Licht stellt. In Anbetracht der Bedeutung dieses Briefes folgt dessen Inhalt hier ungekürzt:

„Ich habe Ihren Brief empfangen und beantworte ihn noch heute. Ich knüpfe an Ihren Schluß an, worin Sie sagen: ‚Ich fürchte mich, Ihnen unangenehm gemacht zu haben.' Im Gegenteil, geehrter Herr, habe ich Sie früher geachtet, so achte ich Sie jetzt Ihrer Offenheit und Wahrhaftigkeit wegen noch mehr. Schriftstellereitelkeit und Empfindlichkeit ist mir vollkommen fremd. Das kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich keine Sache anders, als mit großer Liebe für sie und mit großem Eifer arbeite.

Nun zu unserer Angelegenheit. Da sind zwei Fälle möglich. Entweder ist der Geist, der in meiner Arbeit weht, nicht gefaßt worden. Dann erschienen alle Beziehungen, die ihn vermitteln sollen, als nicht bedeutend und völlig leer, also geradehin langweilig. Es sollte allerdings die Lächerlichkeit nicht des hohen Adels, dessen Benehmen bei uns durchgängig leicht und fein ist, sondern gewisser Leute auf dem Lande mit veralteten Formen nicht gerade satirisch, sondern scherzend dargestellt werden; diese Leute sollten aber doch gut und ehrenwert sein. In den zwei jungen Herzen sollten Hochsinn, Stolz, selbst Hochmut einem tiefen Gefühle nicht erlauben, den ersten, auch noch so leisen Schritt zu tun, doch sollte das Gefühl überall durchdämmern, was dem Ganzen einen sanften Duft geben sollte, bis die Torheit der zwei Herzen, sich selber für die geliebten Gegenstände zu halten, das Gefühl hervorströmen macht und den Stolz beider zugleich bricht. Auch sind beide der Gegenliebe noch nicht ganz sicher und möchten sich auch dadurch keine Blöße geben; daher alle ihre Handlungen, die von der Umgebung nicht verstanden werden und die auch dem Leser nicht so klar sein dürfen, daß die Umgebung als verstandeslos erschiene. Es ist daher möglich, daß die Beziehungen bei einem etwas schnelleren Lesen nicht gefaßt werden, dann ist natürlich alles zu nichts. Solches ist bei Meisterwerken vorgekommen. Mozarts Don Juan fiel in Wien durch. Goethes Iphigenie hatte in der letzten Fassung nicht einmal Herders Beifall.

Die zweite Möglichkeit ist, daß meine Arbeit wirklich wertlos ist. Jedenfalls macht mich Ihr Urteil und das Urteil der Männer, die Sie mir genannt haben, sehr mißtrauisch gegen meine Arbeit. Nur macht es mich auch stutzig, daß das Urteil so ganz verwerfend lautet, was eher auf ein Mißverstehen hinweist. Sollte denn der Mann, der mit solcher Liebe arbeitet, plötzlich etwas Nichtiges hervorbringen? Das kann ich redlich versichern und das, bitte ich, glauben Sie mir, daß ich wegen der Freundlichkeit, mit der Sie und die Verlagshandlung mir entgegengekommen sind, an dieser Erzählung mit mehr Sorgfalt gearbeitet habe, wie an anderen. Meine Handschrift war so voll von Umänderungen, daß sie kaum mehr zu lesen war. Ich ließ sie abschreiben und wie Sie gesehen haben, machte ich in der Abschrift wieder durchgreifende Veränderungen.

In jedem Falle darf die Sache aber nicht gedruckt werden. Ist ein Mißverständnis da, so ist die Erzählung nicht für Ihre Zeitschrift, weil das Publikum der Erzählung zu klein wäre: ist die Arbeit mißlungen, so ist sie für gar keine Veröffentlichung.

Ich werde, Ihrem Wunsche gemäß, eine andere Erzählung machen und suchen wie in den ‚Studien' für ein größeres Publikum genießbar zu sein; daß Sie aber auf eine Arbeit von mir nicht zu lange warten müssen, werde ich Ihnen nach mehreren Tagen eine Schilderung senden. Vielleicht können Sie dieselbe gebrauchen. Ich habe den vielleicht in tausend Jahren nicht wieder kommenden Schneefall des vorigen November im bayrischen Walde unter erschütternden Umständen erlebt, und gehe lange schon mit einer Schilderung um, weil alle, denen ich die Sache erzählte, sehr davon ergriffen waren. [1]

Von der Schrift ‚Der fromme Spruch' habe ich in letzter Fassung keine Abschrift. Ich muß Sie daher um gefl. Rücksendung auf meine Kosten bitten, aber erst nach ein paar Wochen. In dem Augenblick ist meine Gattin krank, und sie könnte durch die Ankunft des Päckchens angegriffen werden. Ihren Brief werde ich ihr erst nach ihrer Genesung zeigen. Wir haben nämlich kein Geheimnis voreinander. Nur meine Amtstätigkeit blieb ihr ganz fremd.

Ich werde die Arbeit auch noch anderen Männern zeigen. Besonders weiß ich einen Richter, der unbestechlich streng gegen mich ist, und mir nichts das Geringste verzeiht, und das bin ich. Wenn ich die Arbeit liegen lasse, bis ich sie wie eine fremde lesen kann, dann bin ich, wenn sie nichts taugt, gewiß der erste, der sagt: ‚das ist nichts'.

[1] Diese wohl letzte Arbeit Adalbert Stifters ist, wie mir Leo Tepe van Heemstede versicherte, Ende 1867 oder Anfang 1868 in der „Katholischen Welt" erschienen. Ich habe den betreffenden Jahrgang aber nicht ausfindig machen können.

Digitized by Google

Mit Aprent[2] werde ich sprechen und Ihnen schreiben; oft ist dieser herrliche Mann sehr verstimmt.
Ich bitte, melden Sie den Herren meinen Dank für ihr Urteil, und halten Sie sich der Hochachtung versichert, mit der ich bin Ihr ergebener Diener Adalbert Stifter."

Leo van Heemstede sprach Stifter in einem Schreiben vom 5. November 1867 seinen Dank für die gütige Aufnahme seines Urteils und für die edle Gesinnung, die aus seinen Worten spricht, aus. Am 26. November 1867 sandte Stifter dann den Beitrag „Aus dem bayrischen Walde", dem ein mir ebenfalls vorliegendes Schreiben beilag, worin er nochmals auf die Angelegenheit zurückkommt und u. a. sagt:
„Daß Sie meine Handlungsweise in unserer letzten Angelegenheit billigen, freut mich. Ich kann ihr aber keinen hohen Wert beilegen und glaube, es ist das menschlich Natürliche und das Gegenteil käme mir häßlich vor. Aber es tut immer wohl, Gleichgesinnte zu finden, und darum ist mir Ihr Brief sehr lieb. Behalten Sie mich in freundlichem Angedenken, wie ich es mit Ihnen tue."[3]
Zwei Jahre später (1869) hat der Freund und derzeitige Hauptverleger der Schriften Stifters, Gustav Heckenast in Pest, die Erzählung „Der fromme Spruch" im 2. Bande der Erzählungen aus dem Nachlaß veröffentlicht.
Der Freundschaft mit Leo van Heemstede machte das am 28. Januar 1868 bereits erfolgende Hinscheiden Stifters ein vorzeitiges Ende, und sein in einem anderen Schreiben geäußertes Vorhaben, eine Reise an den Rhein zu machen und den Redakteur der „Katholischen Welt" zu besuchen, kam nicht mehr zur Ausführung.

Nachrichten

Todesnachrichten. Edward Samhaber ist nach einer Meldung vom 2. April im Alter von 81 Jahren gestorben. Er ist 1846 in Linz als Beamtensohn geboren worden, hat das Gymnasium der Benediktiner in Kremsmünster besucht, trat in das Benediktinerstift Melk als Novize ein, hat dann aber, mit Wilhelm Scherer befreundet, die Universität Wien besucht und ist Lehrer am Seminar in Laibach geworden. Gerühmt werden vor allem seine Neuschöpfungen mittelalterlicher Dichtungen, „Heliand", „Walther von der Vogelweide", „Das Hildebrandslied". Von seinen Dramen sind „Dido" und „Mönch Hucbald" zu nennen. Seine Werke sind kürzlich, in der Auswahl von Franz Berger herausgegeben, erschienen. Im Jahre 1921 hat ihm die Universität Graz die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen; kurz vor seinem Tode noch hat er das Silberne Ehrenzeichen der Republik erhalten.
Ernst Wasserzieher ist am 21. April im Alter von 67 Jahren in Halberstadt gestorben. Er ist am 16. März 1860 als Sohn eines Ingenieurs in Stettin geboren worden, hat die Universitäten Leipzig, Berlin und Jena besucht und ist ein Schüler Hildebrands, Scherers, Euckens und Friedrich Kluges gewesen. Erst nach langer Lehrtätigkeit an verschiedenen Gymnasien ist er im Jahre 1914 mit eigenen Büchern zur Sprachwissenschaft hervorgetreten. Zu nennen sind: „Das etymologische Wörterbuch", „Sprachgeschichtliche Plaudereien" und „Spaziergänge durch unsere Muttersprache".
Arthur Leist ist nach einer Meldung vom 24. April im Alter von 75 Jahren in Tiflis gestorben. Er ist 1852 in Breslau geboren worden, ist als Journalist und Lehrer in Polen tätig gewesen, im Jahre 1886 in den Kaukasus gekommen und 40 Jahre lang in Georgien ansässig gewesen. Er hat als Übersetzer georgischer Literaturdenkmäler gutes Ansehn genossen. Er hinterläßt ein Werk „Georgiens Herz".
Hugo Schuchard ist am 22. April im Alter von 86 Jahren gestorben. Er hat als Professor der romanischen Philologie an der Universität Graz gewirkt und eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, die sich im wesentlichen gegen die Junggrammatiker wendete und von der das „Schuchardt-Brevier" ein Bild gibt.
Gaston Leroux ist am 15. April in Nizza den Folgen einer Operation erlegen. Von Haus aus Journalist und langjähriger Berichterstatter des „Matin", hat er eine Reihe von Abenteuerromanen verfaßt, die sich durch packende Darstellung auszeichnen. Die bekanntesten sind: „Das Parfüm der schwarzen Dame", „Das Geheimnis des gelben Zimmers" „Der verhexte Sessel", „Die Mordmaschine".

* * *

Die Nietzsche-Gesellschaft erläßt unter Aussetzung von Preisen in der Gesamthöhe von 6000 Mark zwei Preisausschreiben. Erstens „Der Einfluß des französischen Geistes auf die Philosophie Nietzsches", zweitens „Der Einfluß Nietzsches auf das geistige Frankreich". Die Arbeiten sind bis zum 1. April 1928 einzureichen. Als Preisrichter wirken Ernst Bertram, L. Lévy Bruhl, Henri Lichtenberger, Thomas Mann, Karl Voßler, Friedrich Würzbach. Alles Nähere durch die Hauptgeschäftsstelle der Nietzsche-Gesellschaft, München, Schackstraße 4.
Die Wochenschrift „Reclams Universum" erläßt ein Preisausschreiben, worin die deutschen Schriftsteller zur Einsendung von Kurzgeschichten im Höchstumfange von 1500 Silben aufgefordert werden. Das Universum will damit einer Erzählungsform zur Einführung verhelfen, die dem Empfinden unserer Zeit besonders nahesteht, aber gerade in Literaturkreisen bisher noch vielfach zu wenig Beachtung gefunden hat. Es sind 10 Preise in einer Gesamthöhe von 2200 Mark vorgesehen. Der 1. Preis beträgt 500 Mark, der 2. Preis 400 Mark, der 3. Preis 300 Mark. Als Preisrichter walten: Wilhelm von Scholz, Franz Karl Ginzkey, Frank Thieß, Friedrich Schnack, Karl Bland. Letzter Einsendungstermin ist der 1. Juli 1927, Termin der Preisverteilung der 1. Oktober 1927. Die Entscheidung erfolgt ohne Kenntnis des Verfassernamens. Die näheren Bedingungen durch den Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.
Der Magistrat der Stadt München gedenkt die Stiftung eines Dichterpreises in Höhe von 10 000 Mark, der im wesentlichen in München ansässigen und jungen bayerischen Schriftstellern zugute kommen soll, ins Leben zu rufen.
Für den Frankfurter Goethe-Preis in Höhe von 10 000 Mark, der nur an Persönlichkeiten verteilt werden soll, „die mit ihrem Schaffen bereits zur Geltung gelangten und deren schöpferisches Wirken einer dem Andenken

[2] Aprent, Professor an der Oberrealschule zu Linz, sollte eine Biographie Stifters für die „Katholische Welt" schreiben. Vgl. dazu die Erinnerungen L. E. XXIX, 309. — [3] Sämtliche Briefe habe ich hier in der heutigen Orthographie wiedergegeben.

Digitized by Google

Goethes gewidmeten Ehrung würdig ist", sind nähere Bestimmungen getroffen worden. Dem Kuratorium werden angehören: der preußische Kultusminister, der frankfurter Oberbürgermeister, der frankfurter Stadtverordnetenvorsteher, der Präsident der Akademie für Dichtkunst, der Rektor der Frankfurter Universität, der Präsident der Deutschen Goethe-Gesellschaft, der Direktor des Hochstifts und Goethe-Hauses in Frankfurt, der Direktor des Goethe-Hauses und der Goethe-Sammlung in Weimar, der jeweilige Ordinarius für neuere deutsche Literatur an der Universität Frankfurt, der Präsident der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, der Direktor des Deutschen Museums und ein vom Frankfurter Bund für Volksbildung ernannter Vertreter. Den Vorsitz wird der frankfurter Oberbürgermeister führen.

Dem Professor an der Technischen Hochschule in Wien und Direktor an der wiener Urania, Franz Strunz, wurde das Goldene Ehrenzeichen der österreichischen Republik verliehen.

Der sudetendeutsche Schriftsteller Karl Kreisler erhielt für seinen Gedichtband „Trunkenheit und Stille" einen Literaturpreis des Landes Mähren.

Die Dichterin Marie Bregendahl hat das vom dänischen Staat ausgesetzte Ehrenlegat für hervorragende dänische Frauen in Höhe von 10 000 Kronen erhalten. Die Romane und Novellen der Dichterin werden in deutscher Übersetzung bei Westermann in Braunschweig erscheinen.

Die Akademie der Blumenspiele in Toulouse hat zwei Literaturpreise in Gesamthöhe von 10 000 Franken für die besten Gedichte in der Langue d'oc und alle vier Jahre einen Preis in gleicher Höhe für das beste Prosawerk in dem gleichen Idiom geschaffen.

Franz Werfels „Der Tod des Kleinbürgers" ist in englischer Übersetzung in Neuyork und London erschienen.

Lion Feuchtwangers Roman „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" erschien in der Übersetzung von Edwin Muir im Verlag von Martin Seeber, London. Der Roman wird gleichzeitig im Verlag der „Viking Press" in Amerika erscheinen.

Die Briefbestände des Verlags Joh. Leonhard Schrag in Nürnberg, die 1924 der münchner Staatsbibliothek überwiesen wurden, enthalten eine wertvolle Sammlung von etwa 7000 Briefen aus den Jahren 1810–1854. Unter den Briefschreibern finden sich u. a. Arnim, Hoffmann, Kerner, Schwab, Fouqué, Immermann, Platen, Rückert, Anastasius Grün.

Als erste Buchveröffentlichung des kieler Hebbel-Museums erschien Hebbels „Maria Magdalena" in plattdeutscher Übersetzung aus dem Nachlaß von Johann Meyer, in einer Liebhaberausgabe von 250 numerierten Exemplaren für die Mitglieder der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater hergestellt.

Unser Mitarbeiter Robert F. Arnold teilt uns mit, daß er in der „Neuen Zürch. Ztg." vom 12. April, Nr. 616 im Anschluß an die Notiz im Aprilheft der „Literatur" als Quelle für C. F. Meyers Gedicht „Schweizer des Herrn von Tremouille" Rankes Erstlingswerk „Geschichte der romanischen und germanischen Völker 1497–1514" nachgewiesen hat.

In Leningrad ist eine Mappe mit zahlreichen Briefen Alexander von Humboldts und bereits bekannten Versen Goethes aufgefunden worden. Die Briefe sind an Humboldts Freund, den Professor der dorpater Universität Goebel gerichtet.

Neben Stefan Zweig scheint letzthin Jakob Wassermann auf dem russischen Büchermarkt der meistübersetzte deutsche Schriftsteller zu sein. Zu den früher hier notierten Übersetzungen seiner Werke gesellen sich neuerdings „Der Aufruhr um den Junker Ernst", übersetzt von S. J. Golomb (Verlag „Wremja", Leningrad), sowie „Laudin und die Seinen", von dem sogar gleichzeitig zwei verschiedene russische Ausgaben im Russischen Staatsverlag (übersetzt von S. Werschinina) und Verlag „Mysl", Leningrad (übersetzt von E. Pimenowa) erschienen sind. Von sonstigen Neuerscheinungen sind zu erwähnen: Max Brods „Reubeni" (Staatsverlag, übersetzt von B. Schukowetzkij mit einem Vorwort von J. Nussinoff), Arthur Schnitzlers „Spiel im Morgengrauen" (Verlag „Wremja", übersetzt von J. B. Mandelstamm), sowie F. O. Bilses „Gottes Mühlen" (Verlag „Knischnyje Nowinki", Leningrad, übersetzt von A. Wygodskij).

A. K. Winogradoff in Moskau beginnt das inhaltsreiche, bisher noch ganz unbearbeitete Archiv des bedeutenden russischen Bibliophilen und Bibliographen Sergej Alexandrowitsch Sobolewskij (1803–1870) einer äußerst interessanten, anziehenden Persönlichkeit, zu veröffentlichen. Sobolewskij war ein intimer Freund Puschkins und Mickiewicz' und stand in nahen Beziehungen zu vielen Schriftstellern seiner Heimat sowie des Auslands, was in einem umfangreichen Briefwechsel zum Ausdruck kommt, der jetzt in seiner ganzen Fülle bekanntgegeben werden soll. Als ersten Band dieser Publikation gibt Winogradoff die Briefe Prosper Mérimées und Mickiewicz' an Sobolewskij heraus, die demnächst im Druck erscheinen. (P. E.)

Von der „Illustrierten Zeitschrift für Bücherfreunde" „Der Bücher-Bote" (Verlag Karl Block, Berlin SW 68) liegt uns das 2. Heft des III. Jahrgangs vor, das mit seinen Beiträgen von Unamuno, Tolstoj, Alfred Neumann, Emil Lucka, Hugo Adolf Bernatzik, Georg Wegener ein lebendiges Bild der neuen Bucherscheinungen bietet. In einem beachtenswerten Aufsatz „Das Buch im Wandel der Jahrtausende" versucht Fr. W. Pollin in populärer Weise in die Wissenschaft der Bücherkunde und Bibliophilie einzuführen. Der „Bücher-Bote" erscheint durchaus geeignet, Interesse an der neuesten Produktion zu wecken, er wird nicht selten mit einem Bücherpaket unter dem Arm bei seinen Lesern wieder vorsprechen dürfen.

* * *

Zum dritten Male veranstaltet die Pariser Sorbonne praktische Kurse für Ausländer im Sommer 1927, und zwar werden die Hauptgegenstände zweimal wiederholt:

erste Periode (mit akademischer Rundfahrt) 10. Juli bis 24. August,

zweite Periode (abgekürzt, ohne Rundfahrt) 31. Juli bis 28. August.

In jeder Periode bestehen die Kurse aus theoretischem und praktischem Unterricht, d. i.:

4 Wochen, jeden Morgen, Sprachkurse, als vorbereitender Unterricht, und zwar täglich: eine Stunde Phonetik; eine Stunde Grammatik, Lesen, Rechtschreiben, mündliche Übungen; eine Stunde Übersicht über die moderne französische Literatur;

2 Wochen, nachmittags, akademische Vorlesungen: 36 Vorträge über literarische, politische, wirtschaftliche Fragen der Gegenwart, von den hervorragendsten Professoren der pariser Universität;

3, bzw. 2 Wochen, nachmittags, methodische Besichtigung der Museen, Sammlungen, Sehenswürdigkeiten der Haupt-

Digitized by Google

stadt und der Umgebung (Versailles, Malmaison, Sèvres und dergleichen mehr), per Motorwagen, unter Leitung der Dozierenden;
1 Woche (nur in der ersten Periode), am Ende der Studien, Rundfahrt, per Motorwagen, unter Leitung der Dozierenden, durch Mittelfrankreich (Morvan, Oberes Seinebecken, Burgund).
Anmeldung und Auskunft (insbesondere über Programme, Gebühren, Verpflegung, Unterkunft) bei Herrn Henri Goy, Direktor du Bureau des Renseignements, Sorbonne, Paris, V°.

* * *

Uraufführungen. Brünn (Schauspielhaus). „Ihre Gnaden und die Bäuerin", Lustspiel von Roda Roda (März). – Wien (Olympiasäle). „Purimspiel" von Arnold Zweig. – Znaim (Stadttheater). „Psychoanalyse", Komödie in einem Akt von Karl Kreisler (17. März).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Anwand, Oskar. Das deutsche Morgenrot. Ein Arndt- und Stein-Roman. Berlin 1927, Rich. Bong. 325 S. Geb. M. 6,50.

Aufricht-Ruda, Hans. Die Verhandlungen gegen La Roncière. Roman. Mit einem Vorwort von Jakob Wassermann. Berlin 1927, S. Fischer. 265 S. M. 4,– (6,–).

Bartsch, Rudolf Hans. Das Glück des deutschen Menschen. Leipzig 1927, L. Staackmann. 113 S. M. 2,– (3,–).

Beste, Konrad. Der Preisroman. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. 277 S. M. 3,50 (5,–).

Bock, Alfred. Schicksal und Schelme. Erzählungen. Mit einem Bild des Dichters und einer Lebensbeschreibung von ihm selbst. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 173 S. M. 2,80 (3,50).

Braun, Felix. Die Taten des Herakles. Roman. (4.–6. Auflage.) Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 455 S. M. 6,– (9,–).

Budzinski, Robert. Curi-neru. Dresden, Carl Reißner. 72 S. Geb. M. 4,–.

Busson, Paul. Sylvester. Eine Sommergeschichte. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 199 S. M. 3,25 (5,50).

Castell, Alexander. Der Unfug der Liebe. Roman. Berlin 1926, Ullstein. 320 S. M. 3,–.

Colerus, Egmont. Weiße Magier. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 502 S. M. 6,50 (8,–).

Dill, Liesbet. Zwischen fünf und sieben. Roman. Berlin 1927, Morawe & Scheffelt G. m. b. H. 220 S. M. 3,25 (5,–).

Edschmid, Kasimir. Die gespenstigen Abenteuer des Hofrat Brüstlein. Roman. Wien 1927, Paul Zsolnay. 240 S.

Ertl, Emil. Die Maturafeier. Sieben kleine Novellen. Leipzig 1927, L. Staackmann. 192 S.

Eulenberg, Herbert. Um den Rhein. Roman. Berlin 1927, J. M. Spaeth. 328 S. Geb. M. 5,–.

Goethe, Novelle. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. 68 S. Geb. M. 1,80.

Goetz, Bruno. Das göttliche Gesicht. Roman. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 213 S. M. 3,50 (6,–).

Hauptmann, Carl. Tantaliden. Eine Romandichtung. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 278 S. M. 5,– (7,50).

Herma, Karl. Brautnacht und andere Novellen. Berlin 1927, Ernst Pollack. 243 S.

Hollander, Walther von. Auf der Suche. Roman aus der Übergangszeit. Berlin 1926, Ullstein. 348 S. M. 3,–.

Kaufmann, Carl Maria. Die verlorene Stadt. Roman aus dem ägyptischen Ausgraberleben. Berlin 1927, Verlag der Germania A.-G. 309 S. M. 4,– (6,–).

Kessel, Martin. Betriebsamkeit. Vier Novellen aus Berlin. Frankfurt a. M., Iris-Verlag. 173 S.

Kneip, Jakob. Hampit der Jäger. Ein fröhlicher Roman. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 287 S. M. 5,– (7,50).

Krüger, Herman Anders. Die sieben Räubel. Roman aus drei Zeitaltern. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 588 S. M. 8,50 (12,–).

Linde, Fritz. Ich, der König. Der Untergang Ludwigs des Zweiten. Mit 43 Abbildungen der Personen und geschichtlichen Stätten. Leipzig 1926, Georg Kummer. 343 S. M. 3,– (5,–).

Müller, Maria. Bernhard der Schmied. Zwei Erzählungen. Wiesbaden 1927, Hermann Rauch. 151 S.

Meyrink, Gustav. Der Engel vom Westlichen Fenster. Roman. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 440 S. Geb. M. 8,50.

Presber, Rudolf. Liebe. (5. Auflage.) Berlin 1927, Eysler & Co. 278 S. M. 4,– (6,–).

Renker, Gustav. Der sterbende Hof. Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 264 S. M. 3,– (5,–).

Reuter, Gabriele. Töchter. Der Roman zweier Generationen. Berlin 1927, Ullstein. 378 S. M. 3,–.

Rothmund, Toni. Caroline Schlegel. Roman. Leipzig 1926, Philipp Reclam jun. 349 S. M. 3,– (4,80).

Salten, Felix. Martin Overbeck. Der Roman eines reichen jungen Mannes. Wien 1927, Paul Zsolnay. 293 S.

Scheffler, Karl. Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 384 S.

Schmitz-Cardauns, Lilli. Die Kreuzträgerin. Roman. Wiesbaden 1927, Hermann Rauch. 245 S.

Schnitzler, Arthur. Spiel im Morgengrauen. Novelle. Berlin 1927, S. Fischer. 159 S.

Schullern, Heinrich von. Kleinod Tirol. Roman aus dem sinkenden Mittelalter. Innsbruck 1927, Verlagsanstalt „Tyrolia". 551 S. M. 5,– (7,20).

Seidel, Willy. Schattenpuppen. Ein Roman aus Java. München 1927, Albert Langen. 252 S. M. 4,50 (7,–).

Stilgebauer, Edward. Der Yankee. Roman. Graz 1926, Leykam-Verlag. 423 S. Geb. M. 5,50.

* * *

Grey, Zane. Die Grenzlegion. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Baudisch (Romane der Welt, Bd. 4). Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 351 S. Geb. M. 2,85.

London, Jack. Jerry der Insulaner. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1927, Deutsche Verlags-A. G. 311 S.

Melville, Hermann. Taipi. Ein Südsee-Erlebnis. Mit einem Vorwort von Herman George Scheffauer. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karl Federn. (Romane der Welt, Bd. 3.) Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 318 S. Geb. M. 2,85.

Digitized by Google

Walpole, Hugh. Bildnis eines Rothaarigen. Roman. Mit einem Geleitwort von Thomas Mann (Romane der Welt). Aus dem Englischen übertragen von Paul Baudisch. Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 320 S. Geb. M. 2,85.

Colette. Mitsou. Roman. Wien 1927, Paul Zsolnay. 147 S.

Giraudoux, Jean. Bella. Roman. Berechtigte Übertragung von Efraim Frisch. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 183 S. Geb. M. 6,—.

Leblanc, Maurice. Die Dame mit den grünen Augen. Roman. Aus dem Französischen von Hans Jacob (Romane der Welt). Berlin o. J., Th. Knaur Nachfolger. 253 S. Geb. M. 2,85.

Mauriac, François. Die Einöde der Liebe. Ein Roman. Übertragen von G. Cramer. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 177 S. Geb. M. 5,50.

Rolland, Romain. Mutter und Sohn. Roman. (3. Bd. von „Verzauberte Seelen".) Übertragen von Paul Amann. München 1927, Kurt Wolff. 572 S. M. 5,50 (7,50).

Lyrisches und Episches

Anthologie jüngster Lyrik. Herausgegeben von Willi R. Fehse und Klaus Mann. Geleitwort von Stefan Zweig. 169 S. Geb. M. 4,50.

Astralis. Die Wind- und Sonnenlieder eines Wandervogels. Bonn 1927, Kommissions-Verlag L. Leopold. 63 S. M. 1,50.

Balzli, Ernst. In der Dämmerung. Lieder. Bern 1927, A. Francke A.-G. 46 S. Geb. M. 2,—.

Brecht, Bertolt. Hauspostille. Mit Anleitungen, Gesangsnoten und einem Anhang. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 156 S.

Döblin, Alfred. Manas. Epische Dichtung. Berlin 1927, S. Fischer. 421 S. M. 6,75 (8,75).

Eicken, Wolf-Dieter. Ikarusflug. Rhythmen. Leipzig 1926, Xenien-Verlag. 72 S.

Fink, Fritz. Der ewige Strom. Sonette. Rudolstadt 1927, Greifenverlag. 22 S. M. 1,—.

Hiebel, Friedrich. Ikarus. Wege der Wandlung. Ein Gedichtkreis. Hannover 1926, Wolf Albrecht Adam Verlag. 39 S.

Kessel, Martin. Gebändigte Kurven. Gedichte. Frankfurt a. M., Iris-Verlag. 75 S.

Luschnat, David. Kristall der Ewigkeit. Gedichte. Berlin o. J., im Selbstverlag. M. 0,50.

Morgenstern, Christian. Mensch Wanderer. Gedichte aus den Jahren 1887—1914. München 1927, R. Piper & Co. 281 S. M. 4,— (6,—).

Pannwitz, Rudolf. Hymnen aus Widars Wiederkehr. Dessau 1927, Dion-Verlag, Liebmann & Mette. 32 S. M. 1,50.

Reinhardt, J. Hildebert. Aufschrei! Hannover 1926, Wolf Albrecht Adam Verlag. 39 S.

Rosenzweig, Franz. Jehuda Halevi. 92 Hymnen und Gedichte. Deutsch von Margarete Susmann. Berlin, Lambert Schneider. 261 S. M. 15,—.

Sergel, Albert. Glockentraum. Neue Gedichte, Sprüche und Lieder. Hildesheim 1926, Franz Borgmeyer. 180 S. M. 2,50 (4,50).

—, —. Güldenkettlein. Fünfzig neue Kinderlieder. Buchschmuck von Franz Borgmeyer. Hildesheim 1926, Franz Borgmeyer. 60 S. Geb. M. 3,—.

Strauß und Torney, Lulu von. Reif steht die Saat. Gesamtausgabe der Balladen und Gedichte. Jena 1926, Eugen Diederichs. Geb. M. 7,50.

Tidemann, Wilhelm. Gedichte (Erste von Halem-Schrift, Nr. 90). Bremen 1927, G. A. von Halem. 56 S.

Waldeck, Heinrich Suso. Die Antlitzgedichte. Wien 1927, Officina Vindobonensis. 81 S.

Wendel, Viktor. Lothringische Gedichte. (Els.-Lothr. Hausbücherei, Bd. 14.) Heidelberg 1927, C. Winters Universitäts-Buchhandlung. 45 S. M. 2,—.

Woike, Fritz. Von Wegfahrt und Heimkehr. Gedichte. Barmen 1927, Emil Müller. 152 S. M. 2,50 (3,50).

* * *

Ghaselen des Hafis. Dichtungen des Ostens. München 1926, Hyperion-Verlag. 165 S. Geb. M. 6,50.

Homer. Die Odyssee. Deutsch erneuert von Albrecht Schaeffer. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 586 S. Geb. M. 10,—.

Dramatisches

Brecht, Bertolt. Mann ist Mann. Die Wandlung des Packers Galy Gay in den Militärbaracken von Kilkoa im Jahre 1925. Lustspiel. Berlin 1926, Propyläen-Verlag. 159 S.

—, —. Im Dickicht der Städte. Der Kampf zweier Männer in der Riesenstadt Chicago. Schauspiel. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 120 S.

Hebbel, Friedrich. Maria Magdalena. Ins Plattdeutsche übertragen von Johann Meyer. Durchgesehen von Fritz Wischer. Kiel 1927, Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater. 60 S.

Johst, Hanns. Thomas Paine. Schauspiel. München 1927, Albert Langen. 120 S. M. 3,—.

Literaturwissenschaftliches

Brentano. Die Geschwister Brentano in Dokumenten ihres Lebens. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Herbert Levin-Derwein (Merkwürdige Geschichten und Menschen). Berlin 1927, S. Fischer. 182 S. M. 2,50 (3,50).

Kellner, Leon. Geschichte der nordamerikanischen Literatur. I/II. (Sammlung Göschen 685, 686.) Berlin 1927, Walter de Gruyter. 116, 111 S. Geb. je M. 1,50.

Rehm, Walther. Geschichte des deutschen Romans. I. Vom Mittelalter bis zum Realismus. II. Vom Naturalismus bis zur Gegenwart. (Sammlung Göschen 229, 956.) Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. 175, 104 S. Geb. je M. 1,50.

Schubart, Dokumente seines Lebens. Herausgegeben von Hermann Hesse und Karl Isenberg. (Merkwürdige Geschichten und Menschen.) Berlin 1926, S. Fischer. 187 S. M. 2,50 (3,50).

Schücking, Levin L. Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz. 286 S. M. 6,— (8,—).

Shakespeare-Jahrbuch. Bd. LXII (Neue Folge, III. Bd.). Herausgegeben im Auftrag der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 254 S. M. 8,— (10,—).

Stern, Erich. Dichtkunst und Psychologie („Weisheit und Tat", Heft 11). Erfurt 1927, Kurt Stenger. 16 S. M. 1,—.

Johann Friedrich Unger im Verkehr mit Goethe und Schiller. Briefe und Nachrichten. Mit einer einleitenden Übersicht über Ungers Verlegertätigkeit von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Berlin 1927, H. Berthold, Schriftgießerei. 204 S. Geb. M. 20,—.

Waser, Maria. Josef Viktor Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund. Eine Darstellung. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben 46/47.) Frauenfeld 1927, Huber & Co. 200 S. Geb. M. 3,20.

Witkop, Philipp. Tolstoj. Berlin o. J., Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 256 S.

Verschiedenes

Bamberg, Eduard von. Drei Schauspieler der Goethezeit. K. Fr. Leo, K. W. Unzelmann, Marianne Schönberger-Marconi (Theatergeschichtliche Forschungen 36). Leipzig 1927, Leopold Voß. 59 S. M. 3,60 (5,60).

Digitized by Google

Bartels, Bernhard. Beethoven (Meister Musik, Bd. I). Mit 36 Bildern und Handschriften. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 386 S. M. 7,– (10,–).

Beethoven-Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1927. Herausgegeben von G. Bosse. Regensburg 1927, Gustav Bosse. 597 S.

Bernhardt, Lysiane Sarah. Der Lebensabend Sarah Bernhardts. Heidelberg 1927, Merlin-Verlag. 63 S. M. 3,50.

Blätter aus Prevorst. Eine Anzahl von Berichten über Magnetismus, Hellsehen, Geistererscheinungen usw. aus dem Kreise Justinus Kerners und seiner Freunde. Berlin 1926, S. Fischer. 190 S. M. 2,50 (3,50).

Brief an die Menschheit. Ein Merkblatt aus den Papieren eines Unbekannten. Jerusalem 1927, Paul Nitsche. 15 S. M. 1,40.

Daumier und die Ehe. 64 Tiefdruckreproduktionen nach Originallithographien. Mit einer Einleitung und Bildtexten herausgegeben von Hans Rothe. Leipzig 1927, Paul List. M. 5,–.

Dovifat, Emil. Der amerikanische Journalismus. Mit einer Darstellung der journalistischen Berufsbildung. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 255 S. Geb. M. 9,–.

Fraenkel, Ernst. Zur Soziologie der Klassenjustiz. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 45 S. M. 0,85.

Fülöp-Miller, René. Lenin und Gandhi. Mit 105 Abbildungen. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 306 S.

Graf, Gg. Engelbert. England am Scheidewege. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 48 S. M. 0,85.

Haeckel, Ernst. Himmelhoch jauchzend ... Erinnerungen und Briefe der Liebe. Dresden 1927, Carl Reißner. 336 S. M. 6,– (8,–).

Helch, Hans Ludwig. Das Gespenst des Golem. Eine Studie aus der hebräischen Mystik mit einem Exkurs über „Das Wesen des Doppelgängers". München 1927, Allgemeine Verlagsanstalt. 282 S. Geb. M. 6,–.

Hermann, Georg. Holland, Rembrandt und Amsterdam. Heidelberg 1926, Merlin-Verlag. 97 S. Geb. M. 5,–.

Höllriegel, Arnold. Tausend und eine Insel. Ein Reisebuch aus Polynesien und Neuseeland. Berlin 1927, S. Fischer. 155 S.

Kampmann, E. Die graphischen Künste. Vierte und verbesserte Auflage. Neubearbeitung von E. Goldberg (Sammlung Göschen, Bd. 75). Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. 138 S. Geb. M. 1,50.

Kawerau, Siegfried. Denkschrift über die deutschen Geschichts- und Lesebücher vor allem seit 1913. Berlin 1927, Hensel & Co. 208 S. M. 3,–.

Keyserling, Graf Hermann. Wiedergeburt. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 590 S. Geb. M. 18,–.

Knevels, Wilhelm. Expressionismus und Religion, gezeigt an der neuesten deutschen expressionistischen Lyrik. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr. 40 S. M. 1,50.

Lange, Karl. Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung in Deutschland und im Ausland. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 77 S. M. 2,50.

Liebmann, Kurt. Das kosmische Werk II. Dessau 1927, Dion-Verlag Liebmann & Mette. 126 S. M. 3,50.

–, –. Dionysos-Apollo. Die Idee und Rechtfertigung der jungen Generation (ebenda). 31 S. M. 1,50.

Lucka, Emil. Inbrunst und Düsternis. Ein Bild des alten Spaniens. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 288 S. Geb. M. 8,–.

Niedlich, Kurd. Predigten aus der deutschen Kunst Bildermappen. Herausgegeben im Auftrag des Bundes für deutsche Kirche. I. Reihe, 1. Mappe. Leipzig 1927, Dürrsche Buchhandlung. M. 3,–.

Pannwitz, Rudolf. Das neue Leben. München 1927 Hans Carl. 471 S. M. 10,– (12,–).

Pestalozzi. Die Abendstunde eines Einsiedlers. Zürich 1927, Rascher & Cie. A.-G. 32 S. M. 0,75.

–, –. Der Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts (ebenda). 32 S. M. 0,75.

Prinz Max von Baden. Erinnerungen und Dokumente. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 695 S. Geb. M. 14,–.

Schlözer, Kurd von. Amerikanische Briefe. Mexikanische Briefe 1869–71. Briefe aus Washington 1871–81. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 179 S. Geb. M. 6,50.

Schweizer, Werner R. Vom deutschen Geist der Neuzeit. Eine Einführung und eine Auswahl. Cambridge 1926, University Press. 212 S.

Wahl, Anna. Das Wittumspalais der Herzogin Anna Amalia. Mit 141 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 45 S. M., 3–.

* * *

Herodot, Reisen und Forschungen in Afrika. Bearbeitet von H. Treidler. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 159 S.

Lafontaine. Fünfzig Fabeln. In deutschen Versen von Kurt Koch mit 63 Scherenschnitten von Alfred Thon. Halle a. S. 1927, Buchhandlung des Waisenhauses. 125 S. M. 4,50 (5,50).

Reissner, Larissa. Oktober. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Radek. Berlin 1926, Neuer deutscher Verlag. 495 S.

Ossendowski, Ferdinand. Unter dem Gluthauch der Wüste. Quer durch Algerien und Tunis. Übersetzt von Otto Marbach. Mit vierzig Bildtafeln in Tiefdruck. Dresden 1927, Carl Reißner. 324 S. M. 5,50 (8,–).

Tauchnitz-Edition. Vol. 4767. W. W. Jacobs, Sea Whispers. 271 S. – 4769. Derf., The Castaways. 272 S. – 4771. Willa Cather, My mortal Enemy. 176 S. – 4772/73. Arnold Bennett, Lord Raingo I/II. Je 262 S. – 4774. Booth Tarkington, The Plutocrat. 336 S. – 4775. G. K. Chesterton, The outline of sanity. 336 S. – Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

* * *

Aus Natur und Geisteswelt. 438. Alfred Einstein, Geschichte der Musik. 3. Auflage. 135 S. – 439. – do – Beispielsammlung zur älteren Musikgeschichte. 3. Auflage. 92 S. – 1002. Arthur W. Unger, Wie ein Buch entsteht. 6. Auflage. 142 S. – Leipzig 1927, B. G. Teubner.

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 619. Theophrast, Charaktere. Ins Deutsche übertragen mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Carl Hoffmann. 63 S. – 6746–48. Alexander Dumas d. J., Die Kameliendame. Übersetzt von Hans Dörfam. 268 S. – 6749, Carl Albrecht Bernouilli, Tristans Ehe. Amerikanisches Drama in fünf Aufzügen. 78 S. – 6750. Richard Wagner, Beethoven. Mit einem Nachwort von Wolfgang Golther. 91 S. – 6756/57. Ernst Heilborn, Tor und Törin. Erzählung. Mit einem Nachwort von Wilh. von Scholz. 140 S. – Leipzig, Philipp Reclam jun.

Redaktionsschluß: 5. Mai

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–.

Digitized by Google

F
831
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
AUG 2 1927

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 Juli Heft 10

Eugen Gürster ..... Das Ringen mit dem Teufel
Albert Leitich ..... Bildungswerte der Literatur
Lutz Weltmann ..... Lion Feuchtwanger
Lion Feuchtwanger ..... Versuch einer Selbstbiographie
Ernst Lissauer ..... Zu Morgensterns Nachlaß
Ernst Heilborn ..... Gesicht und Raum
F. Schönemann ..... Ein neuer Sinclair Lewis
Martin Sommerfeld ..... Eine neue Lessing-Ausgabe
Christine Touaillon ..... Weibliche Erzählungskunst
Christian Morgenstern ..... Sechs Gedichte
Wilhelm von Scholz ..... Fünf Gedichte
Eduard Stucken ..... Eine Manuskriptseite
Robert Neumann ..... Parodie
Pirmin Biedermann ..... Die Glocke von Hadamar

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Ein Buch von Bedeutung!

FRIEDRICH WOLF

KREATUR

ROMAN DER ZEIT

46.—55. Tausend. Ganzleinen Mark 5.50

*

Ein Buch für alle, die an den Fragen unserer Zeit nicht selbstgefällig vorübergehen, sondern den Mut haben, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Ein Tendenzroman von der Bedeutung für unsere Zeit, wie Rousseaus »Emile«, »Onkel Toms Hütte«, Sinclairs »Sumpf« für frühere Epochen.

Dieses Werk steht ganz in dieser Zeit und kommt aus unseren Tagen, es ist erfüllt von einem Glauben an ein neues Geschlecht, das im Kampf mit sich selbst sich durchringt zu einer einfacheren, ehrlichen Lebensgestaltung, die stark genug ist, eine gesunde Zukunft zu tragen. *Stuttgarter Neues Tagblatt.*

Es geschieht nicht oft, daß ein Buch so lebhaft zum Zeugnis aufruft, ein Buch, das ganz anders auf uns zukommt als Bücher sonst. Zeile an Zeile öffnet sich Bild um Bild . . ., überall sticht man in Leben . . . Hier horcht einer mit empfindlichem Ohr in alles Geschehen. Äußeres wird Inneres, nichts ist nur Hülle. *Berliner Tageblatt.*

Adolf Sponholtz Verlag / Hannover

Der erste große Island-Roman!

Soeben erschien:

Gunnar Gunnarsson

Die Leute auf Borg

Roman / Umschlag- u. Einbandzeichnung von Dr. W. Tiemann
Geh. M. 7.50, Ganzleinen M. 10.–

Ein Meisterwerk der Weltliteratur!

Bezug durch alle Buchhandlungen

ALBERT LANGEN VERLAG
MÜNCHEN

AJV

ARBEITER JUGEND-VERLAG
BERLIN SW. 61
Belle-Alliance-Platz 8
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Verlagsliste kostenlos

Es sind erschienen:

1. **Die Reihe der deutschen Arbeiterdichter**
2. **Die Reihe der Jugendbühnen- und Laienspiele**
3. **Die Reihe der Sprechchöre**
4. **Illustrierte Bücher über Kunst**
5. **Notenhefte für Jugendchöre**
6. **Jugendschriften**
7. **Schriften der Jugendbewegung u. Jugendpflege**
8. **Text- und Notenliederbücher**
9. **Berichtsbücher der Arbeiterjugendbewegung**
10. **Die Zeitschriften: „Arbeiter-Jugend" und „Der Führer" Monatsschrift für Führer und Helfer der Arbeiterjugendbewegung**

Die Mühle zum Toten Mann

Eine Erzählung von Max Barthel. 68 S. – Kartoniert 1.40 M. – Halbleinen 2.00 M.

Einige Urteile der Presse über dieses Buch:

„Max Barthels herrliches Frontbüchelchen ‚Die Mühle zum Toten Mann' hat es mir angetan. Die Korporalschaft hockt in jener trostlosen Stimmung, die wir alle kennen, im Graben und döst vor ihrem Unterstand in den Argonnerwald hinein, ringsum die Öde zerknickter Bäume und zerwühlter Erde, über sich hoffnungslose, unendliche Nacht. Da kommt die Nachricht: Montenegro hat mit uns Frieden gemacht. Die Nachricht bringt ein gutgläubiger Bauernknecht, er läuft von Unterstand zu Unterstand mit seiner Friedensbotschaft und macht mit seinen großen gläubigen Kinderaugen die ganze Kompagnie verrückt." Welt am Montag.

„Enthält leicht geformte Skizzen aus dem Argonnerwald mit dunklem und schauerlichem Hintergrund der Empörung, der Opferung und des Todes. Mit bewußter Tendenz gegen Gewalt u. Mord sind diese kleinen Geschichten geschrieben: aber zwischen Resignation, Hoffnung, Verzweiflung, aller Sehnsucht und Entsagung schwingt lyrischer Rhythmus und verbindet Gedanke und Gefühl." Frankfurter Zeitung.

„Der Verfasser will ‚den kommenden Rekruten der neuen Kriege' und den künftigen Müttern, wenn auch in poetischem Gewande, die grausame, so bald schon vergessene Wirklichkeit des Krieges schildern. Die Novelle will pazifistisch wirken, das wird offen und einfach auf der ersten Seite des Buches gesagt. Barthel verläßt sich mit Recht ganz auf die Eindringlichkeit seines Gemäldes. Im ganzen genommen müssen wir jedoch gestehen, daß wir die monotonen Greuel oder die greuliche Monotonie des Stellungskrieges nicht oft so lebendig empfunden haben, als bei der Lektüre dieser sozialistischen Kriegsnovelle." Germania.

Arbeiterjugend-Verlag / Berlin SW. 61 Belle-Alliance-Platz 8

Digitized by Google

Das Ringen mit dem Teufel

Von Eugen Gürster (Berlin)

Den Teufel als Person in einer dichterischen Schöpfung zu gestalten, — das kann nur ein Dichter über sich bringen, dessen Inneres von ganz bestimmten Zuständen religiöser Verzweiflung heimgesucht wird. Viel wird er geliebt und schrecklich muß er an den Widerständen gelitten haben, die ihm den Weg zu dem Zustand menschlicher Vollendung verstellten, nach dem seine Sehnsucht zielte; und immer wieder hat er sich an jener Trägheit des eigenen Fleisches blutig gestoßen, an dem entsetzlichen Hindernis der beharrenden Materie, das wie eine unüberspringbare Mauer ihn von der Sphäre der Erfüllung abhielt, deren Möglichkeiten er auch in der Verschüttung des eigenen Herzens unbestreitbar vorfand. Wenn dann diesen Dichter — den religiösen Dichter par excellence — jene letzten zernagenden Zweifel ansprangen, ob denn Sinn und Sicherheit in all dem zu finden sei, was der Mensch in seinem Geiste plant und was von irgendwoher mit ihm geplant wird, — dann war es Er, immer wieder nur Er, der Satan, der diese tödlichen Netze des Zweifels legte. Welche wahrhaft schöpferische Befreiung für einen von solcher inneren Not bestimmten Dichter, endlich sich seiner, des Teufels, Fragwürdigkeit zu entledigen, ihn, den ewigen Feind greifbar, fleischlich in eine Dichtung hineinzustellen und dort mit ihm fertig zu werden. — Wer als Dichter die Vision des Satans in persona zu gestalten gezwungen ist (ich rede hier nicht von der ästhetischen Maskerade oder vom Gleichnis), der kann ein solches Unterfangen nicht nur aus gelegentlicher bildnerischer Lust versuchen, — der hat — recht betrachtet — immer nur an einer Wunde gelitten und nur dies eine Werk recht geplant. — Dostojewski, der seinen Iwan Karamasoff nächtlich von dem Teufel heimgesucht sein läßt, hat im Grunde immer wieder den Ursinn dieser Begegnung — die dämonische Verzweiflung an einem Leben „ohne Gott" und den verlockenden Hochmut des „Seien wir Götter" (das der Satan seinem Iwan zuflüstert) erlebt und aus innerer Not zu gestalten versucht. Auch sein Stawrogin (in den „Dämonen") empfängt den Besuch des unheimlichen Gastes, und der Panslawist Schatoff wird von dem satanischen Problem des „Volkes ohne Gott" nicht minder schrecklich heimgesucht als Iwan Karamasoff.

Über alle Verschiedenheit der Rasse, der Sprache, der Zeit hinaus muß eine Art gleichen seelischen Klimas in der Sphäre herrschen, in der von zwei Dichtern die leibliche und persönliche Gestaltung des „Teufels" versucht wird. — Jetzt hat — fünfzig Jahre nach den „Karamasoffs" — ein französischer Katholik, Georges Bernanos, das Wagnis noch einmal unternommen, den großen Versucher der Seelen als eine greifbare und bürgerlich-handelnde Figur dichterisch zu erschaffen.

Wenn hier die russische Gestaltung der „Teufelsheimsuchung" aus den „Karamasoffs" neben das Ringen des Abbé Donissan mit dem Leibhaftigen gestellt wird, so soll damit kein literarisches Vergleichsinteresse befriedigt, sondern an zwei verschiedenen, aber gleich elementaren Darstellungen die Möglichkeit und die Reichweite der dichterischen Gestaltung eines besonderen religiösen Erlebnisses, ja des religiösen Erlebnisses schlechthin, betrachtet werden; denn wo könnte die Spannung bestimmter religiöser Zustände eindeutiger in die dichterische Darstellung eingehen als dort, wo der Gegenspieler Gottes schlechthin, wo das „Böse", das Negative als dämonische Substanz in die Verkörperung einer dichterischen Figur gezwungen wird. (Calderon hat in einer ähnlichen Kühnheit einmal im „Großen Welttheater" die Verleiblichung Gottes, des „Spielmeisters" unternommen.) Was treibt sie dem Teufel in die Arme, den Russen Iwan Karamasoff und den Abbé Donissan? So verschiedenartig sich auch der Satan vor ihnen aufführt, den ihre innere Not heranzieht, — die seelische Grundstimmung Iwans: „Ich akzeptiere diese Gotteswelt nicht" ist auch die des französischen Landgeistlichen. Religiöse Verzweiflung

Digitized by Google

in ihrer krassesten Form kam über beide; Iwan wird in seinem Herzen von der unendlichen Qual, die diese Welt ausfüllt, überwältigt; die Sinnlosigkeit des Leidens, die Höhe der menschlichen Bosheit erscheinen ihm so furchtbar, daß er an der endlichen Harmonie irre wird, ja sie überhaupt nicht mehr will: „Ich will nicht, daß die Mutter den Peiniger ihres Sohnes umarmt!" Gleicht dieser Ausruf nicht im Gefühlston dem irren Aufschrei des Abbés: „Eher die Verzweiflung und alle ihre Qualen als eine feige Nachgiebigkeit gegen des Teufels Taten!" — Iwan lebt in einem furchtbaren weltanschaulichen Zwiespalt: er ist sich darüber klar, daß ohne den Glauben an die Unsterblichkeit „jede lebendige Kraft zur Fortsetzung des irdischen Lebens versiegen würde" — und gerade dieser nötige Glaube bleibt ihm versagt, — entzieht sich ihm, wie sehr er auch nach ihm verlangt; hierin besteht Iwans dauerndes „großes Leid", und hier ist auch die Bresche gelegt, durch die sich der Satan in seine Nerven eindrängen kann. Der Abbé Doniſſan zweifelt nicht an Gott, er ist als Priester seiner Kirche geistlich beruhigt — und doch springen ihn die Qualen religiöser Not nicht minder heftig an; ihm ist der Weg zu Gott fragwürdig geworden, die Materie der Sünde liegt wie ein Block zwischen seinen Bemühungen als Seelsorger und dem Ewigen — er gerät geradezu in Haßgefühle gegen die sündigenden Menschen als solche — und steigert sich endlich in einen Zustand geistlicher Hybris hinein: „Ich habe alles zum Preis angeboten — für das Heil der Menschen — mein eigenes Seelenheil sogar, wenn Gott es so will!"

„Wenn Gott mich im Stiche läßt", sagt der Abbé leichthin, als Satan in der Gestalt eines bretonischen Pferdehändlers schon längst neben ihm steht. Allzu unvermerkt hatte er ihn auch eingeholt, den Abbé, als der auf seiner nächtlichen Wanderung vom Wege abgekommen war. Freundlich, ein hilfsbereiter Mann, steht er jetzt bei dem Geistlichen und stützt ihn beinahe brüderlich auf dem beschwerlichen Marsche in der Dunkelheit. Dem Iwan Karamasoff hat er sich in seinem nächtlichen Studierzimmer weniger anheimelnd präsentiert. Ein Gutsbesitzer immerhin in seiner Erscheinung, aber einer von den „arbeitsscheuen", ein „Schmarotzer mit nicht gerade gutmütiger Physiognomie". Als der Abbé plötzlich erkennt, daß er den Leibhaftigen vor sich hat, zweifelt er keinen Augenblick mehr an der körperlichen Wirklichkeit des Versuchers; Iwan aber muß sich beinahe mit jedem Satz mit dem wütenden Zweifel herumschlagen, ob er denn nicht schließlich mit sich selbst, mit dem Teufel in seinen Gedanken spreche. — Nach Verkörperung, nach Gestaltwerdung schreit es voll Sehnsucht auch aus dem Satan. „Mes délices sont d'être avec vous, petits hommes-dieux", sagt er zu dem jungen Geistlichen, und es klingt nicht viel anders, wenn Iwan Karamasoff aus seinem Munde hört: „Meine einzige Schwärmerei ist, mich zu verkörpern ..."

Der Teufel kennt den Wurm, der in den Gedanken seines Opfers nagt, und nur darum darf er zu ihm kommen; er kennt Iwan Karamasoffs Gewissensnot, seine Selbstvorwürfe wegen der heimlichen Mordgedanken gegen seinen Vater; er kennt endlich den titanischen Hochmut seines stolzen Geistes. „Der Menschgott wird erstehen — für einen Gott gibt es kein Gesetz! Wohin Gott sich stellt, — dort ist der Platz schon Gottes." Und der Hochmut in der Seele des Geistlichen, sein Trieb, als ein neuer Heiliger Satanas' Macht endgültig zu besiegen, läßt den Teufel für eine Weile über ihn Gewalt bekommen. Just wie in alten Zeiten sucht er nicht die kleinen braven Seelen heim; die stolzen Geister, die einsamen Grübler, die Heiligen will er mit seinem schaurigen Zweifel gewinnen.

Es ist seltsam, wie ähnlich der katholische, durch einen Dogmenglauben festgelegte Dichter und der Russe Dostojewski das eigentliche innere Wesen des Erlebnisses: Satan gestalten. — Der Teufel des Abbé Doniſſan rühmt sich, lediglich „par une sagacité magistrale" Gottes Haß freiwillig erwählt zu haben — Dostojewskis Teufel vermag aus Gründen der „gesunden Vernunft" nicht in das große Hosianna vor Gott und der Schöpfung einzustimmen, und auch der Abbé, im Kampf gegen das teuflische Prinzip der Welt, bringt es nicht über sein stolzes Herz, „den Schrei der demütigen Angst auszustoßen" — er will sich mit dem Bösen versuchen.

Iwans ewige Selbstverwechslung mit dem Satan, der da bieder auf seinem Sofa sitzt, hat in jener dämonischen Vision des katholischen Geistlichen ein seltsames Gegenstück: in der er auf einmal

Digitized by Google

sein eigenes Ich und das ganze Gewebe seines inneren Menschen durchsichtig vor sich sieht. „Gott, sind wir so durchsichtig für den Feind, der auf uns lauert?" Und auch Iwans Gegenüber auf dem Sofa beginnt plötzlich, als ob er in ihm lesen könnte, trotz der schreienden Empörung seines unfreiwilligen Zuhörers, von dem „Großinquisitor" zu sprechen, jener großartigsten Erfindung von Iwans enttäuschtem, glaubensunfähigem Herzen, von dem „Großinquisitor", der ebenfalls mit „Ihm" einen Pakt schloß, um auch den schwachen Menschen die Erlösung zu bringen.

Noch im Verschwinden sucht Satan den schmerzhaften Punkt im inneren Wesen derer zu treffen, die er heimsuchte; Iwan hört ein spottendes Wort aus seinem Munde über sein hartnäckiges Verlangen nach der „Sanktion der Wahrheit" — der auf dem nächtlichen Felde allein gelassene Abbé aber vernimmt den drohenden Ruf: „Wie oft wirst du mich in den Armen wiegen, wenn du den anderen an die Brust preßt!" Und dies: immer den ewigen Feind im Sünder hassen zu müssen, war es ja, was seine priesterliche Verzweiflung ausmachte.

Georges Bernanos' Buch, beinahe dramatisch aufgewühlt im Auf und Nieder der Stationen des religiösen Kampfes des Abbés, ist ein seltsamer Erweis dafür, wie reich an tragischer Spannung das Weltbild des heutigen Katholiken auch dort ist, wo der Dogmenglaube unerschüttert ist. Man war gewohnt, eine religiöse Not des katholischen Priesters in jener Sphäre zu suchen, wo schon die Häresie die Bezirke des dogmatischen Glaubens streift; hier aber bleibt der Geistliche fest und glaubensmäßig unerschüttert im großen Rahmen der Kirche, und siehe: der seit dem Mittelalter totgeglaubte Teufel begegnet ihm da und stürzt ihn in eine seelisch-religiöse Not, die wir Modernen des 20. Jahrhunderts mit brennendem Herzen miterleben.

Wie merkwürdig verwandt ist doch über Konfession und Rasse hinaus die innere Gestalt des religiösen Eiferers! Bernanos' Werk schließt mit einer diabolischen Karikatur von Anatol France, den der Dichter unter dem Namen Antoine de Saint Marin in die Sphäre des Geistlichen treten läßt; unwillkürlich denkt man an die schwankende Gestalt des Dichters Karamasimoff, mit der Dostojewski in seinen „Dämonen" den verhaßten Turgenieff grausam verspottet. Immer wieder ist es der resignierte Ironiker, der mit seiner Vernunft leidlich durchzukommen hofft, den die Eiferer aus ganzer Seele hassen.

„Du wolltest meinen Frieden," läßt Bernanos aus dem Beichtstuhl dem Herrn Saint Marin entgegendröhnen, „entreiße ihn mir!" und vergißt — ach! —, daß diesen Frieden ja auch sein „Heiliger", der die Dämonen des Abgrunds nicht scheuende Abbé von Lumbres nie, nie besessen hat.

Bildungswerte der Literatur für die Jugend

Von Albert Leitich (Wien)

Die Frage der künstlerischen Bildung ist sicherlich heute mehr denn je eine Lebensfrage des Volkes geworden. Die tägliche Berührung mit Kunst und Dichtung sollte diesem so sehr Bedürfnis werden wie die Zeitungslektüre. Aber das Volk hat kein Verhältnis zu Kunst und Dichtung; es hat kaum ein Bedürfnis nach ästhetischen Gemütserregungen, es vermißt dergleichen meist nicht, es lebt ein Leben ohne Kunst. Wieviel Werte aber damit verlorengehen, welche Schätze hier ungehoben bleiben und wie die Volksbildung und Volkserziehung infolgedessen mehr oder weniger im Rohen und Anfänglichen stecken bleiben müssen, ist kaum auszudenken. Wenn die Stelle der Kunst andere ideale Güter einnehmen, wenn die Menschen durch Religion, Philosophie, Wissenschaft und Geschichte Höheres gewinnen würden, möchte es noch nicht so übel stehen. Aber wie ist es damit in der Wirklichkeit bestellt? Die Religion ist zum frommen Brauch geworden oder ganz über Bord geworfen, von der Wissenschaft wird nur das zum Erwerbsleben nötige Technische und Naturwissenschaftliche erhascht, Philosophie ist nur wenigen gegeben, und die Geschichte dient meist

Digitized by Google

nur zum politischen Bramarbasieren. Statt dessen herrschen Sport, Mode, Politik und Geschäft.

Ja, das ist es; es drängen sich immer mehr die Alltags-, die Werktagsmenschen vor, die keinen Festtag haben, keinen von der kirchlichen oder staatlichen Ordnung eingesetzten öffentlichen, noch einen persönlichen, einen Festtag der Seele. In ihnen wird es nie stille, immer ist Werktagslärm und Arbeitsstaub um sie und in ihnen, nie hören sie die Brunnen der Tiefe rauschen, die das tiefste Dürsten des Menschenherzens stillen, sei es durch ein den ewigen Fragen zugewandtes Denken, sei es durch Kunst, Musik oder Dichtung. Es sind arme, bedauernswerte Körpermenschen, in denen oft nicht einmal mehr ein Bedürfnis feiernder Erhebung sich regt.

Wendet man sich der positiven Seite des Mittleramtes zwischen Volk und Dichtung zu, so ersteht zunächst die Aufgabe, echtes Dichtergut in Massen ins Volk zu bringen. Der Weg dazu ist längst beschritten worden. Dem Verlag Philipp Reclam in Leipzig bleibt der unsterbliche Ruhm, die Größe und Notwendigkeit dieser Aufgabe zuerst erkannt und verwirklicht zu haben.

Die Literatur darf kein bloß angehängter Schmuck sein, sondern sie muß ein organisches Glied der Volksseele, eine notwendige Form des geistigen Lebensprozesses, wie Religion und Kultus, Sitte, Recht, Sprache und Staatsform, werden. Und hier stößt man auf den wichtigsten Dienst, den die Dichtung der Kultur leisten soll. Indem sie den Menschen über alle einengenden Schranken seiner besonderen Stellung und Lage erhebt und das Reinmenschliche in ihm frei macht, soll sie zum Heilmittel und Schutz gegen alle trennenden „Ismen" werden, als da sind: Prosaismus, Egoismus, Dogmatismus, Intellektualismus, Mechanismus, Schematismus, Konfessionalismus, Nationalismus und wie sie alle heißen mögen. Nur das, was in all diesen Richtungen gesund und wahr ist, das übernimmt die wahre Dichtung, alles andere läßt sie fallen, und so ist ihr nur das Gesunde und Wahre das Reinmenschliche.

Wahre, echte Dichtung aber kann nur aus einem reinen, vollen Menschentum quellen. Darum fragt man auch bei der Dichtung notgedrungen immer wieder nach der Persönlichkeit des Dichters, nach seinen äußeren Lebensumständen, und wie er die trug. Denn die Dichtung ist mehr als andere Kunstwerke aufs engste verwebt mit ihrem Urheber, mit der menschlichen Persönlichkeit.

Aus diesem Grunde ist ja die Literaturgeschichte vor allem die Geschichte des Schaffenden selbst; denn Dichten steht weit mehr im Herzpunkt des Lebens, ist weit weniger vom Gesamtleben abtrennbar als Malen, Komponieren, Bilden oder Bauen. In der Dichtung ist der eigentliche zu formende Stoff nichts außer dem Schaffenden Liegendes (wie beim Musiker die Töne, beim Maler die Farben), sondern der Dichter muß sein Leben und seine Persönlichkeit in ihrer Wechselbeziehung zum Werke seiner selbst steigern.

Wahre Dichtung spiegelt das ganze geistige All, in ihr muß der ganze Mensch, der denkende, fühlende, wollende, genießende, leidende, handelnde gleichmäßig, wenn auch nur rein innerlich, in Tätigkeit treten. Sie darf nicht Moral, Religion, Philosophie, Wissenschaft geben, aber alle diese müssen in ihr enthalten sein, keimhaft beieinander, unmittelbar wirklich und lebendig. Dies ist eben der Bildungswert der Dichtung. Denn „Bildung" ist nicht Wissen, nicht Charakter, nicht Religiosität, sondern eine Einheit von all diesem durch tausend Blutäderchen verbunden.

Darum sollen wir uns auch der Dichtung in der Jugend- und Volkserziehung hauptsächlich um ihres allgemeinen Bildungsgehalts bedienen, weniger um der ästhetischen Kultur willen. Darum ist auch die ethische Wirkung die wichtigste und wesentliche. Das Kunstwerk soll nicht bloß auf die Sinne angenehm wirken, sondern es muß uns transfigurieren, das heißt, es muß zur Selbsttätigkeit im Dienste des Wahren, Guten und Schönen hinführen.

Und hier kommen wir nun zu dem Punkt, an welchem aufgezeigt werden kann, welche hervorragenden Dienste die Dichtung der Schule leisten kann und muß, um die Schule mit dem Leben zu vermählen. Was ist denn eigentlich das „Leben", von dem ich hier spreche? Das eigentliche Leben ist die Ahnung eines vollendeten Zustandes im Ruhen und Schauen, ist ein leidenschaftsloses Vollgenügen am bloßen Dasein, in welchem alle seelischen Kräfte im Gleichgewicht frei spielen, ein Dasein, worin allein wir zum ungetrübten Genuß unserer vollen Menschheit gelangen.

Digitized by Google

Zwischen Schule und Leben klafft seit undenklichen Zeiten ein Gegensatz; es ist dies der uralte Gegensatz von Denken und Leben, von Wissen und Fühlen, von Wort und Sache, von Lehre und Handeln, von Begriff und Anschauung, von Denken und Tun, von Wissen und Wollen, von Idee und Wirklichkeit, von Theorie und Praxis.

Die Schule, die nach dem Leben sucht, die eine Lebensschule werden möchte, muß deshalb das engste Bündnis mit der Dichtung schließen. Denn nur das von der Dichtung in unserem Innern entzündete Leben ist wahres Leben. Nur in diesem Erleben der Dichtung können wir uns in unserer reinen ungebrochenen, harmonischen Menschlichkeit erfassen, kann sich unser begrenztes Einzelwesen zur Gattung, zur Menschheit erweitern. Grundbedingung ist, daß die Jugendschrift in dichterischer Form ein Kunstwerk ist.

Über die Art, wie das Dichtergut an die Kinder heranzubringen ist, sollen nur dazu Berufene entscheiden dürfen. Erziehung zum Buch bedeutet: weg von den vielen, vielen wertlosen Büchern zu den wenigen, die mit Liebe zu umfassen sind.

Planmäßig müssen die Kinder mit künstlerisch wertvollem Lehrstoff versorgt werden.

Planmäßig, das heißt in einer Auswahl, wie sie der allgemeinen Kinderart, aber auch der jeweiligen kindlichen Reife- und Geschmacksstufe angemessen ist.

Alle diese Gedanken findet man ausführlich erläutert in dem wunderbaren Werk von Ernst Linde: „Die Bildungsaufgabe der deutschen Dichtung" (Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig).

Der hohen erziehlichen Bedeutung der Dichtung dient auch die klare, anschauliche „Geschichte der deutschen Jugendliteratur" von Hermann L. Köster (Verlag Georg Westermann, Braunschweig), die die Jugendschriftenkritik mit einem künstlerischen, reinigenden Ernst behandelt.

Das, was die Kinder lesen, soll so wahrhaft schön sein, daß es auch ungetrübten Reiz für das reife Alter behält. Es soll lebensvoll und allgemein menschlich sein, damit sich die Kinder darauf freuen können, wie auf einen Spaziergang durch das blühende Land. Es soll sie mit edlen, großen, reinen Formen umfangen, daß der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet, daß es zu reinem, edlem Menschentum sie emporbildet.

Jean Paul sagt in seiner Levana:

„Kinder sind kleine Morgenländer. Blendet sie mit einem weiten Morgenlande, mit Taublitzen und Blumenfarben! Setzt ihnen wenigstens im Erzählen die Schwingen an, die sie über unsere Nordklippen und Nordkaps wegführen in warme Gärten hinein. Euer erstes Wunder sei bei euch, wie bei Christus das erste, die Verwandlung des Wassers in Wein, der Wirklichkeit in Dichtung. Jede gute Erzählung sowie jede gute Dichtung umgibt sich von selber mit Lehren. Aber die Hauptsache ist, daß wir ein romantisches Morgenrot in diesen erdnahen Himmel malen, welches einmal um das Alter sich als tiefe Abendröte lagert."

Zum deutschen Drama

I

Lion Feuchtwanger

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Auf die merkwürdigste Art der Welt hat sich Lion Feuchtwanger in die Literatur eingeführt: er zog die Weltliteratur auf Flaschen und verschenkte den edlen Wein, als unsere Kehlen nach dramatischen Leistungen sehr durstig waren — die „Vasantasena" des Königs Sudraka, den „Frieden" des Aristophanes, die „Perser" des Aischylos, den „Frauenverkäufer" des Calderon und manches andere. Als er — unabhängig von Hauffs Novelle — die Geschichte vom „Jud Süß" dramatisierte, behielt er doch (und mit gutem Recht) eine wesentliche Eigenschaft des Werkes seines Vorgängers bei: nur den letzten Akt einer Tragödie zu geben, mit der Katastrophe das Drama zu be-

Digitized by Google

ginnen. Später — in einer Zeit, als jedes niet- und nagelfeste epische Werk roher Dramatisierung zum Opfer fiel — ward aus dem schmalen Drama ein großer Roman, ein in mehr als einer Beziehung rätselvolles Werk. Nicht zufällig steht zwischen den beiden Formungen des „Jud Süß"-Stoffes als Bindeglied ein Theaterstück „Thomas Wendt", das den bezeichnenden Untertitel führt „Ein dramatischer Roman" (und in Wahrheit ein romanhaftes Drama ist).

In dem Roman „Jud Süß"[1] offenbart sich ein Literat von hohen Graden urplötzlich als ein dichterischer Gestalter und Deuter phantastischer Zusammenhänge — kurz nach Erscheinen des Feuchtwangerschen Buches veröffentlichte Curt Elwenspoek eine Monographie des berühmten Finanziers, die nicht wie sein in der gleichen Sammlung[2] erschienenes Buch vom „Schinderhannes" aus den Akten, Dokumenten, Anekdoten Bausteine zu einer balladesken Geschichte türmt, sondern das Material selber sprechen läßt, und diese Zusammenstellung hat die meisten poetischen Verknüpfungen Feuchtwangers nachträglich bestätigt. Dieses Buch ist in Wahrheit das Muster eines dramatischen Romans, zwangläufiges Entstehen einer neuen Gattung — wenn der literarischen Anregungen leicht zugängliche Schriftsteller in den großen Romanen Alfred Döblins formale Vorbilder gefunden haben mag: in der dramatischen Durchdringung des Roman-Geschehens geht er weit über diese Schöpfungen hinaus. „Macht" heißt dieser Roman in der englischen, „Der Herzog und sein Jude" in der ungarischen Übersetzung, Titel, die das hinter den Dingen Stehende, über den Charakteren und der Historie Webende vortrefflich kennzeichnen.

*

„Es war einmal ein Mann, der fürchtete sich vor seinem Schatten und haßte seine Fußspuren. Und um beiden zu entgehen, ergriff er die Flucht. Aber je öfter er den Fuß hob, um so häufiger ließ er Spuren zurück. Und so schnell er auch lief, löste sich der Schatten nicht von seinem Körper. Da wähnte er, er säume noch zu sehr, und lief schneller, ohne Rast, bis seine Kraft erschöpft war und er starb. Er hatte nicht gewußt, daß er nur an einem schattigen Ort zu weilen brauchte, um seinen Schatten los zu sein, daß er sich nur ruhig zu verhalten brauchte, um keine Fußspuren zu hinterlassen" — dieses Motto aus den „Drei Sprüngen des Wang-lun", das Feuchtwanger seinem Schauspiel voranschickt, umschreibt auch den geistigen Sinn der Handlung seines Romans.

Wie Akte eines Dramas, Sätze einer Symphonie sind die fünf Bücher des Romans gebaut, jedes in viele kleine Szenen gegliedert, Filmstreifen von höchster Präzision des Ablaufs, Einzelschicksal hebt sich gegen Stände und Gemeinschaften ab, wird mit anderem Einzelschicksal magisch verflochten, spielerisches Rokoko will aus zerklüftetem Barock entstehen. Wanderer zwischen zwei Welten wächst die Gestalt Süß Oppenheimers ins Symbolisch-Überlebensgroße, in jene Bereiche, wo zwischen Gut und Böse kein Unterschied mehr ist. Rabbi Landauer vermag es, „sich ruhig zu verhalten", Süß' Bruder läßt sich taufen, um Karriere zu machen, Jud Süß, Sohn einer jüdischen Sängerin und eines adligen Abenteurers, bewahrt sein Judentum, in dessen Riten und Urgründe er versponnen ist, gewinnt die Macht, die er will, und zerbricht innerlich, als er das Geheimnis seiner Geburt erfährt.

Bei aller Großheit des Geschehens, mit der Jud Süß' Glück und Ende sich abwickelt, greifen die Ereignisse wie ein feines Räderwerk ineinander: Jud Süß' Hybris drängt der Katastrophe zu, als berechnete Schlechtigkeit zu tragischer Schuld wird, indem er die ihm in Liebeshaß verfallene Magdalen-Sibylle Weißensee zur Mätresse des Herzogs macht — ihr Vater wird Süß' Tochter Naëmi dem Herzog zuführen und so unaustilgbares Rachegelüst gegen den Herzog in die Seele des Juden senken, der Herzog und sein Jude verbluten im Endkampf.

Ein Roman über sechshundert Seiten stark, breit angelegt, wuchtig akzentuiert, bewegt wie ein Drama, unterschiedlich von einem Drama nur dadurch, daß der Konflikt nicht in dialogische Wortkunst umgesetzt wurde. Kurzatmig wie das Tempo unserer Zeit fliegen, rauschen, hasten die Bilder dieses breiten Buches an uns vorbei, das dabei doch die Gesetze epischer Kunst vollkommen wahrt: merkwürdig organisch fügen sich in ein heutiges Werk Kunstmittel, die sich bei dem ältesten und

[1] Drei Masken-Verlag, Berlin. — [2] Zeiten und Schicksale (Süddeutsches Verlagshaus, Stuttgart).

Digitized by Google

geruhsamsten aller Erzähler bewährt haben — bei Homer. Jene schmückenden Beiworte, stehenden Wendungen, idyllischen Ruhepunkte, die immer wiederkehren, sind Glanzlichter, die Feuchtwanger stets an der rechten Stelle aufzusetzen weiß.

*

Romane wie diese scheinen die allgemeine Klage vom Sterben des Dramas zu bestätigen — dieses versetzte Drama erschüttert und spannt wie nur irgendeine Tragödie, der auch die dramatische Form eignet. Aber Dramen zu schreiben ist eine immanente Beschäftigung des menschlichen Geistes, und auch Feuchtwanger hat sich inzwischen wieder dem Drama zugewandt.

In „Jud Süß" haben wir den Dichter Feuchtwanger ganz. Diesem Buch folgte ein neuer Roman „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch".[3] Ein im Format knapperes, als Roman geschlosseneres Gegenstück zum „Jud Süß". Ward „Jud Süß" aus einem Drama zu einem Roman, so sollte aus der „Häßlichen Herzogin" ein Drama werden. Hier sollte sich das Kunstgewissen eines klugen Literaten bestätigen: Feuchtwanger erkannte, daß er bei diesem Roman nicht frisch drauflos dramatisieren konnte — was übrigens bei keiner epischen Dichtung ganz glückt: selbst die beste Dramatisierung eines epischen Werkes, die von Alfred Neumanns Novelle „Der Patriot", reicht an das Original nicht heran.

Feuchtwanger übertrug den Konflikt der „Häßlichen Herzogin" — der Frau, in der Erotik und Politik sich bekämpfen — auf unsere Zeit, übersetzte Situationen und Charaktere in Handlungen und Gestalten, die ihnen heute entsprechen würden. Er schuf mit den „Petroleuminseln" das erste Drama, das den Versuch macht, die große Auseinandersetzung Amerika-Rußland zu gestalten.

Literarisch-kritische Einwände im einzelnen mögen am Platze sein, auch an seinem Schauspiel „Calcutta — 4. Mai", das mit den „Petroleuminseln" und der Komödie „Wird Hill amnestiert?" eine angelsächsische Trilogie bildet. (Mitautor an dieser Umarbeitung von Feuchtwangers dramatischem Erstling „Warren Hastings, Gouverneur von Indien" ist Bert Brecht, an dessen Bearbeitung des Marloweschen Schauspiels „Eduard II." Feuchtwanger seinerseits beteiligt ist.) Shawsche Geisteshaltung, Dinge der Politik und der Geschichte zu betrachten, ist mit balladesk-einfacher, filmisch-einprägsamer Szenenführung glücklich gemischt.

Sollte es unserer Zeitenwende gelingen, eine neue Dramatik hervorzubringen, den Umriß dazu hat Feuchtwanger in seiner neuen dramatischen Produktion geschaffen.

Versuch einer Selbstbiographie

Von Lion Feuchtwanger

Ich habe ziemlich viel erlebt. Länder und Menschen, Erfolg und Mißerfolg, enge und vergleichsweise behagliche äußere Umstände, Krieg, deutsche Militärdisziplin, Kriegsgefangenschaft in Tunis, in großer Nähe führender Männer Revolution und Reaktion. Ich glaube aber nicht, daß dieses äußere Erleben starke Spuren in meinem Werk hinterlassen hat. Ich habe mich in manchen Formen der Dichtung versucht, im Drama und Roman großen Stils, im dramatischen Roman, in der Komödie, und an den mannigfaltigsten Stoffen, Historie, Politik, an weiten und engen Stoffen des Alltags. Oft sagte man mir, ich sei nicht unter eine Formel zu bringen, in keine Schule einzureihen. Wenn ich aber, 42jährig, auf dem Scheitel meines Lebens, betrachte, was ich bisher gemacht habe, versuchend, ein Gemeinsames zu finden, eine Linie, die meine Bücher an mich, an mein Leben und aneinander bindet, einen Generalnenner: dann glaube ich, trotz aller scheinbaren Differenz doch immer nur ein Buch geschrieben zu haben: das Buch von dem Menschen, gestellt zwischen Tun und Nichttun, zwischen Macht und Erkenntnis.

Selbstverständlich spüre ich, mein Vorkriegswerk und mein Werk nach dem Kriege vergleichend, Unterschiede. Aber der Krieg hat mir, glaube ich, neue Inhalte nicht gegeben. Ein Gedicht, das ich

[3] Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.

Digitized by Google

im Oktober 1914 in Jacobsohns „Schaubühne" veröffentlichte, wohl das erste in Deutschland veröffentlichte Revolutionsgedicht, konnte ich unverändert als Nagel eines 1919 geschriebenen Revolutionsdramas übernehmen. Aber starke dynamische Veränderungen hat der Krieg in meiner Schriftstellerei hervorgebracht, er hat mir das Geschmäckleriſche weggeſchliffen, mich von der Überschätzung des Äſthetiſch-Formalen, der Nuance, zum Weſenhaften geführt. Auch zu der Erkenntnis, daß eine Konzeption, die vom Individuum ausgeht, vielleicht artiſtiſch formal vollendet werden, nie aber den letzten Sinn der Kunſt erfüllen kann. Auch eine tiefe Skepſis den Kompromiſſen gegenüber, die das Drama fordert, hat mich der Krieg gelehrt. Er hat mir den Blick geweitet, mich davon abgebracht, fortgeſetzt krampfig in das eigene Ich zu ſtarren.

Man hat es mir in Deutſchland nicht leicht gemacht, ich bin im Ausland raſcher zu literariſchem Anſehn gelangt als in Deutſchland. Und das war gut ſo. Denn dadurch erhielt ich mich unabhängig vom literariſchen Betrieb, ich konnte meine Maßſtäbe unbedingt bewahren vor der literariſchen Mode um mich herum und von den Beſchränkungen der Landesgrenzen.

Von den Zeitgenoſſen haben drei mich ſtark beeinflußt, die Begegnung mit ihrem Werk das meine verändert. Heinrich Mann hat meine Diktion verändert, Döblin meine epiſche Form, Brecht meine dramatiſche.

Was mich am meiſten ſtaunen machte, war die deutliche Erkenntnis von der Ungleichheit des Menſchen vor und nach dem Krieg. Und von ihrer Gleichheit. Die Erkenntnis, wie unverändert manche Zeitgenoſſen durch den Krieg gingen, hat mich erſchreckt, die wilde, barbariſche Sachlichkeit derjenigen, die im Krieg groß wurden, mich oft abgeſtoßen. Ich habe die zu verſtehen geſucht, die ſich verkruſteten, und die, die ſich dem Neuen faſt hautlos hingaben. Durchzufinden zwiſchen dem Vor und dem Nach dem Krieg, den Riß der Zeiten in ſich ſelber zu überwachſen, ſcheint mir die ſchwerſte Aufgabe. Sie liegt zum größern Teil noch vor mir.

Zu Morgenſterns Nachlaß

Von Ernſt Liſſauer (Wien)

Margarete Morgenſtern und Michael Bauer laſſen, bei Piper in München, unter dem Titel: „Menſch Wanderer", aus dem Nachlaß Chriſtian Morgenſterns Gedichte aus den Jahren 1887 bis 1914 erſcheinen. Das reiche und in anderem Sinne doch wieder nicht ergiebige Buch gibt Anlaß, über Sinn und Problem des Nachlaſſes überhaupt nachzudenken.

Das Schaffen eines Lyrikers ſtrebt, kraft eingeborenen Geſetzes, jedoch ihm unbewußt — ihm unbewußt als ſchaffendem Organismus, ſelbſt wenn ſeine Einſicht darum weiß — nach zwiefachem Ziel: zunächſt und vor allem nach vollkommenen Gebilden, in denen Gefühl, Ton, Bild, Atem auf eine rätſelhafte Weiſe völlig in eins gehaucht und geformt ſind, und wie ſie nur wenigen, und auch ihnen nur zuweilen, von Gnade geſchenkt werden. Darum aber iſt die Menge der andern, der guten und trefflichen, ja ſelbſt der unvollkommen gelungenen Gedichte nicht etwa vergeudet; aus der Fülle der Gedichte baut ſich das Abbild einer Seele: die Spannweite des geſamten Weſens, die Spannungen, deren es zuweilen mächtig, die Stunden, die Stimmungen, die es aus dem unbegrenzten Reichtum des Daſeins zu greifen fähig iſt. Die ſämtlichen Gedichte eines Dichters ſchließen ſich gleichſam zykliſch zu einem Geſamt-Gedicht, das eben ſeine Geſamtheit darſtellt, ſoweit ſie ſich in lyriſchen Formen darbringen kann.

Wer da hat, dem wird gegeben. Es liegt nahe zu ſagen: weil ein Menſch in manchen Augenblicken höchſte Schöpfungen hervorbrachte, weil ihm eine Reihe trefflicher Gedichte gelangen, iſt nun jede Strophe für uns bedeutſam und wert, überliefert zu werden. Jedoch, dies trifft nicht zu. Zum Beiſpiel: Martin Greif ſind einige wenige holdeſte lyriſche Gebilde gelungen, aber der weitaus größte Teil ſeines Gedichtbandes iſt belanglos, langweilig, ja nichtig. „Gegeben" wird nicht dem Talent, ſondern dem

Digitized by Google

wesenhaltigen Menschen, dem produktiven Charakter, jenen Persönlichkeiten, die so stark mit eigenstem Gehalt durchtränkt sind, daß er mehr oder minder alle ihre Äußerungen färbt. Die Macht der Goetheschen Persönlichkeit ist so gewaltig, daß sie sogar das Unscheinbarste, an sich bedeutungsloseste Blättchen beglänzt, selbst wenn nur Wein bestellt oder Wäsche verzeichnet wird. Die Vorstellung wirkt, dieses Leben sei so intensiv mit Goethescher Atmosphäre erfüllt gewesen, daß sie sich fast physisch diesem unscheinbaren Stück Papier mitzuteilen vermochte, auf eine fast magische Weise, als ein Segen, als ein character indelebilis. Goethes Nachlaß umfaßt also eigentlich alles, was er, unmittelbar oder mittelbar, jemals angerührt hat; das Wort des Grafen Reinhard an ihn ist wahr geworden: „omnis vivit", er lebt in seiner Völligkeit. Geringere Geister reichen nicht gleichermaßen in die Weite ihres Umkreises, aber sie erfüllen mit ihrem Wesen immerhin alles, was zu ihrem Werk gehört. Selbst die geringere, vielleicht die mißlungene Dichtung bezeugt dennoch irgendwie ihre einmalige Substanz.

Gesetzt, Morgenstern hätte nichts geschaffen als die Gedichte, die dieser Nachlaßband veröffentlicht, so würde er eine achtungsvolle, aber durchaus vergängliche Teilnahme hervorrufen; weil aber dieser Christian Morgenstern durch Gedichte wie „Die Fußwaschung" und durch das Werk „Stufen" sich als einen ungemeinen Menschen bezeugt hat, weil von ihm Gebilde und Gedanken in die Luft unseres Lebens eingegangen sind, darum gehen uns auch diese geringeren Zeugnisse an, eben als Zeugnisse.

Jedoch ist in diesem besonderen Fall noch eins zu bedenken: auch in den Büchern, die Morgenstern selbst veröffentlichte, stehen viele Gedichte, die als Gedichte nur eben leidlich gelungen sind, denen es wohl an letzter Intensität und lyrischer Fülle, an dichterisch und künstlerisch spezifischem Gewicht mangelt, aber durchaus nicht an menschlichem, und deren dichterisch-künstlerische Hülle noch eben stark genug ist, die menschliche Bedeutsamkeit zu hegen, und lauter genug, sie ungetrübt zu vermitteln. Dies gilt von den Gedichten des Nachlasses fast durchweg; wo sie aber auch künstlerisch zu letzter Prägung vordringen, sind sie von spruchhafter Art. Immerhin, manche Gedichte sind doch dichterisch so gering, daß sie jenes seelisch Bedeutsame nicht durchscheinen lassen. Es steht nichts schlechthin Belangloses in dem Buch, aber vieles ist sozusagen aufs Geratewohl niedergeschrieben und etliches eben nicht wohlgeraten. Das Buch enthält wenig Stücke, die in eine strenge Auswahl der Morgensternschen Lyrik aufzunehmen wären, aber eine Menge, die in eine Gesamtausgabe gehören.

Und so ergänzt dieser Band mehr die Sprüche, die ihrerseits mehr dem Bereich des Denkers zugehören, als das lyrische Werk. Man kann sich viele Gedichte des Nachlasses als in der Prosa der „Stufen" verfaßt denken, wie manche Aufzeichnungen des „Stufen"-Werkes als nicht kristallisierte Gedichte oder Sprüche anmuten. So gesehen, durchaus als Teil des Morgensternschen Werks, als Dokument seiner Persönlichkeit, ist dieses Buch eine kostbare Gabe an jene, die Morgenstern wirklich erlebt haben. Es scheint uns vergönnt, als Freunde in seinen intimsten Tage- und Notiz-Heften zu blättern. Allerdings ist not, daß wir uns des vertraulichen und fragmentarischen Charakters der Veröffentlichung bewußt bleiben und nicht das schlechthin Abgelöste und Vollkommene erwarten. Allenthalben bekundet sich dieser zugleich unendlich ernste und unendlich heitere Geist: wie es ihm gemäß war, in jenen skurrilen „Galgenliedern" seinen Geist spielen zu lassen, so sind auch diese vielen zuhöchst ernsten Sprüche des Dichters, Reime des Philosophen, Verse des Denkers ohne letzte künstlerische Anspannung, locker, lässig hingesetzt, gleichsam spielhaft, als Randarabesken zu einem Text inneren und äußeren Seins, der durch Morgenstern hindurch, an Morgenstern vorbei in pausenlosem, unendlichem Ablauf rollte, klang, leuchtete.

Bei solcher Einstellung wandelt sich auch die Wertung im einzelnen. Das Gedicht „Karfreitag morgen" endet:

„Laß uns, liebes Lebensmein,
Einer Sehnsucht Flügel sein!"

Als dichterische Bildung ist das Wort „Lebensmein" zu einmalig, es gelangt nicht zu allgemeiner Gültigkeit, aber eben in seiner Einmaligkeit ist es ein charakteristischer Zug im Bilde Morgensterns. Einige Gedichte, denen vornehmlich solche dokumentarische Bedeutsamkeit eignet, seien genannt:

Digitized by Google

der Aufruf zu Lagarde; die „Entwicklungsskizzen", laut Anmerkung „angeregt durch Rudolf Steiners Kosmologie", das ebenfalls von Steiner zeugende Bekenntnis an seinen Verleger Piper; die Auseinandersetzung mit der „Sprachkritik" Mauthners. Sein sinnend sinnbildnerischer Blick weist „drei Bilder" des Alls mit seinen unzählbaren Welten: zersprengter Kalkwurf über dunkler Wand, der Apfelbaum in seiner Fülle, ein runder Gartentisch, nach einem Sommerregen von perlegewölbten Tropfen dicht besternt; und wiederum so graziöse Liebespoesien wie „Unerwartete Eröffnung", das beginnt:

„Ich möcht es wohl noch einmal mit dir wagen:
Springer: b/1 c/3 d/5 c/7!"

Und so gilt von diesem Buch trotz jenen Vorbehalten letztlich, was ich vor Jahren in dieser Zeitschrift über die „Stufen" schrieb: „Das Tagebuch eines Menschen im Raume; der letztlich nichts bildet als sich selbst ... Wenn er also von einem Zaun spricht, spricht er von Gott, und wenn er von Gott spricht, auch von der Faser in der Zaunlatte."

Gesicht und Raum

Eine Anmerkung zu Wilhelm von Scholz' neuen Gedichten „Das Jahr"

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Gesehenes wiedergeben, heißt noch nicht Gesicht vermitteln. In der Lyrik scheint Beschreibung geradezu die Anschauung zu töten.

Gewiß, es trägt dazu bei: fast jeder hat einmal in der Hütte des Kickelhahns geweilt und den Blick auf diese waldigen Höhenzügen gerichtet und sich derart das Goethesche Gedicht zu Gesicht werden lassen. Aber das erklärt doch nicht alles. Es bleibt bestehen, daß sich der Goethesche Vers wie kaum ein anderer Anschauung erzwingt. Nun aber, die wenigen Zeilen auf die Wiedergabe der Sinneseindrücke prüfend, macht man die überraschende Beobachtung, daß nur der Eingangssatz „Über allen Gipfeln ist Ruh" eine visuelle Feststellung enthält. Bereits das „In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch" ist nicht mehr Ergebnis eines mit Augen Erschauten, ist vielmehr mit dem sinnlichen Gesamtempfinden aufgenommen, ist wie körperliches Berührtsein der Haut durch ein Sänftigendes. Endlich: „Die Vögelein schweigen im Walde" ist erneutes Überkommensein von Ruhe, diesmal durch den Gehörsinn, sei es durch das Ausbleiben eines erwarteten Geräusches vermittelt. Es wirken also Gesichtssinn, Gesamtempfinden, Gehör in diesem einen Vers zusammen. Man fragt sich, ob darin die Ursache für die Vermittlung eines selten starken Raumempfindens zu suchen ist?

*

Irgendwie müssen diese Fragen, ohne daß man ihnen tiefer nachgedacht hätte, im Unterbewußtsein geruht haben, denn beim Lesen und Wiederlesen von Wilhelm von Scholz' neuen Gedichten „Das Jahr" (Berlin-Grunewald, Horen-Verlag) sind sie plötzlich ganz wach. Scheinen Bestätigung und Ergänzung zu finden, wachsen sich zu einer kleinen Poetik für den Privatgebrauch des Liebhabers aus.

Diesen Gedichten, die lange und vielleicht bleibend nachklingen und es ringsum still werden lassen, eignet eins in solchem Maße, wie es selten in der modernen Lyrik entgegentritt: sie atmen Raumgefühl. Das erwächst, scheint es, oftmals wie in dem Goetheschen Gedicht aus Ineinanderfließen verschiedener Sinneswahrnehmungen; wieder andere Male auf zunächst überraschende, bald aber als verwandt erkannte Weise.

„Augenblick": Der Radfahrer blickt durch das Gestänge, das Spiel der Speichen und Pedale seines Rades, und plötzlich ist ihm, als stünde das Rad still, als fließe und fliege aber nunmehr die Straße unter ihm dahin. In den Worten „irgendwohin, woher ich kam" ist abschließend das Stimmungsmoment angedeutet; das Gefühl weitet sich aber zu weitgestreckter Raumempfindung. Es eilt, enteilt die Straße ins Unabsehbare. Hier nun scheint es, als genügte der visuelle Eindruck allein zur Geburt des Raumes; aber die optische Täu-

Digitized by Google

schung wird offenbar durch das Bewußtsein der Fortbewegung, das ein Ruhegefühl nicht ausschließt, mystisch durchsetzt, und aus „Gesichten" wird so das Gesicht.

In zwei Gedichten „Wintermorgen" und „Erscheinung" tritt ein anderes Phänomen zutage. In beiden wird zwiespältiges Licht kontrastiert. Draußen Reif und weiße Weite, auf dem Pult der gelbe Kerzenschimmer. Und diese weiße Winterhelle dringt tiefer tief in das Zimmer ein, legt sich aufs Blatt, über dem noch eben die Kerze gilbte, und gibt damit der morgendlichen Stunde das unvergeßbare Gesicht: „Wintermorgen". Das andere Mal ist in der Vision die versunkene Stadt der See entstiegen. Ihre farbigen Valeurs, das Rot der Dächer, das Gartengrün, das Weiß und Grau der Wände wird nur erkenntlich durch ein Blau hindurch, das zunächst in der See schlief, dann die Luft färbte, zuletzt, nahezu undurchsichtig, die Himmelskuppel füllte: „Erscheinung". Durch die Durchdringung, das Andrängen und Weichen der beiden Lichtquellen, wird hier Raum gezeugt.

Ganz ähnlich in „Spätes Licht" und doch wieder auf andere Weise. Denn nun ist überall tiefe Nacht, nur hinter den Lidern des Einsamen funkelt's noch, wirft's grelle Kränze, zaubert's Sterne. Der Stimmungsausklang beschränkt sich auf die Feststellung: „Ganz allmählich gießt der Schlaf Nacht in das geschlossene Auge. Nichts mehr leuchtet —" Auch hier schuf der Kontrast des grellen Lichts zur tiefen Dunkelheit um den nun Schlafenden Raum. Wie um die Lichtvision des Schlafenden hier kann bei ähnlichem Entgegenwirken der Albdruck des Träumenden Raumgefühl schaffen („Der Albdruck"). In wilder Bewegtheit gespensterte der Traum; um den Erwachenden ist starre Ruhe. „Beruhigt stehn fremd im Zwielicht die vertrauten Dinge, jetzt spiegelnd über dem versunkenen Traum." Eine Empfindung wie beim Blick in tiefes Wasser; spiegelnd verschließt es seine Tiefe; spiegelnd ruft es eine Ahnung tiefer hinab.

Und nun die völlig gleiche Beobachtung wie an dem Goetheschen Gedicht:

„Gestickter Vorhang": ich setze die Bezeichnung der Sinneswahrnehmungen hinter die Zeilen:

Aus des Westabendwaldes rotem Dunkel,
das durch die schwarzen Schattenstämme glimmt,
kommt auf dem letzten Schimmer Lichts ein Mönch (Gesicht).
Er atmet kühle Dämmerluft voll Glocken (Gesamtempfinden)
Er lauscht der Luft und steht über dem Tal (Gesamtempfinden, Gehör, Gesicht).
Voll steigt die goldene Sonnenblume Mond
aus dem Herbstgartenblau des Ostens auf (Gesicht bei farbiger Differenzierung).

Oder „Schattensegel":

Ein Schattensegel gleitet unterm Mond
durch wesenloses Gold und ist verschwunden (Gesicht).
Vom dunklen Uferspiegel aufgetrunken
gehn Stimmen, geht Gesang und Lautenklang
in schrittelosem Ziehen. Mit dem Schall (Gehör)
— durch unbestimmten Raum: See, Himmel, Land —
glitzert das wesenlose Gold, dem Boot
entglitten, Licht gewordener Gesang (Gehör und Gesicht).

Ja, über die Feststellung Gehör und Gesicht hinaus vergegenwärtigt sich hier die aller Romantik vertraute Erscheinung der „Audition colorée". Aber sie ist nicht Selbstzweck geblieben. Sie hat zu dienen, und sie schafft Raum.

Höchste Eigenart nun wird da erzielt, wo inmitten des Geschauten ein Gehöreindruck objektiviert und gleichsam zu selbständigem Leben aufgerufen wird. Man beachte, wie das Schlagen der Uhr in dem verlassenen Haus die toten Dinge verlebendigt und damit, Akustik und Optik vermählend, den Raum ins Unendliche weitet:

Leeres Haus

An meinem schattenlosen Wanderweg
über dem brennenden Staub der sonnigen Straße
in einem Haus tief innen schlug die Uhr.

Die Uhr schlug an wie ein wachsamer Hund,
der eingeschlossen ist ins leere Haus
und einen Schritt hört, der vorübergeht.

Gardine, Blumen, Zimmertiefe, Schatten,
Luft sahen mir erwacht nach, als der Schall
sich wieder ausgestreckt ins heiße Schweigen.

Wobei denn freilich die Bewegung des Vorüberwandernden mit zu veranschlagen ist.

Hier erahnt man die Seele der Scholzschen Lyrik. Vereinzelt aber findet sich auch ein Gedicht, in dem die Gesichtsbeobachtung allein zur Geltung gebracht wird und es zeigt sich alsbald, daß sich die Raumempfindung versagt. „Zweig im Glase" sind Verse überschrieben, in denen der Blick an einem Blütenzweig haftet, der ins Wasser gestellt ist. Reizvoll ist die Betrachtung geschildert. Das Endergebnis ist aber nicht ein Stimmungsklang, sondern die Reflexion, daß das tote Holz im Wasser dorre, am Baumstamm aber, von dem der Zweig losgelöst wurde, die Wunde vernarbe. Noch hat das „Dorren

Digitized by Google

im Wasser" eigene suggestive Kraft, ein Naturvorgang verlebendigt sich, aber er bleibt flächenhaft. Man mag das als indirekten Beweis für die geklärte Beobachtung nehmen.
(Man begreift zugleich, warum die Lyrik des Impressionismus, eine nur auf das Auge gestellte Stimmungsschilderung, so früh zum Dorren im lebendigen Wasser der Zeit verdammt war.)

*

Warum man dem Raumgefühl die große schwerwiegende Bedeutung beimaß? Aber es ist alles das darin, was die seelische Aussprache des Einen zum Gedicht für alle macht. „Raum" heißt hier: Das Einzelne ist in ein Ganzes versenkt; das atmet nun mit und aus ihm. Die Blutwelle ist auch Welle in Luft, in Wasser, in Äther. In dem Geschöpf wirkt der Schöpfer. Das Du im Ich ist erwacht.

Ein neuer Sinclair Lewis

Von F. Schönemann (Berlin)

Sinclair Lewis gehört zu den wenigen nordamerikanischen Romanschriftstellern, die auch in Deutschland immer mehr geschätzt werden. Man kennt ihn hauptsächlich als den Verfasser berühmter Satiren auf das Amerika von heute, wie „Main Street" und „Babbitt". Mit „Main Street" (1920) kam Sinclair Lewis an die Spitze der Kulturkritiker Amerikas. Das wurde erst möglich, als nach dem Weltkrieg eine für Amerika ebenso nötige wie unerhörte Selbstkritik einsetzte. Nun wurde „Main Street" gleichbedeutend mit allem Kleinamerikanischen, mit einer beispiellosen Wohlhabenheit und Selbstzufriedenheit. Und die Hauptgestalt von „Main Street", Carol Kennicott wurde geradezu zum Symbol einer aus dieser Zivilisation herausstrebenden Amerikanerin. Sie erhielt dann mit „Babbitt" ein glänzendes Gegenstück in dem philisterhaften „businessman", und in „Martin Arrowsmith" eine Weiterbildung nach der gelehrten medizinischen Seite. Über der teilweise großartigen Satire vergesse man aber nicht die Fülle der Darstellung und die Lebendigkeit der Menschen. Hier liegt Sinclair Lewis' eigentliches literarisches Können, der Prüfstein seiner bleibenden Größe in der amerikanischen Literatur.
Soeben erscheint nun ein neuer Sinclair Lewis-Typ: der amerikanische Geistliche, und sein Name heißt Elmer Gantry. Er ist in Amerika bereits der Gegenstand des Widerspruchs, ja der heftigsten Ablehnung, und man versucht es mit Verboten und Unterdrücken gegen ihn. Lewis' heftige Satire macht das verständlich; denn sie schlägt hier viel unbarmherziger als vorher, nämlich bis an die Tiefen der amerikanischen Religiosität und Sittlichkeit. Von Gewissenskonflikten einzelner Geistlicher handelten im amerikanischen Roman schon Margaret Deland („Der Prediger John Ward", 1888) und Winston Churchill („Das Innere des Kelches", 1913), aber Lewis' Problemstellung ist anders, ist umfassender, aber auch — ärgernis-erregender, denn er greift gleich zweierlei an: den Kirchenbetrieb der großen Sekten und die Zusammenhänge von Kirche und öffentlicher Moral oder besser: Unmoral.
Elmer Gantry ist ohne Zweifel wieder eine gelungene Romanfigur, wenn sie auch mit zu viel Tendenz beschwert und ohne jedes versöhnende, warme, reinmenschliche Element ist. Er ist folgerichtig gezeichnet von seinen wilden Studentenjahren an über eine groteske „Bekehrung" bis zu seinem ersten Landpastorat, seinem darauffolgenden Kirchenkonflikt, seiner Tätigkeit als Geschäftsreisender, seiner Mitarbeit an einer „Evangelisation", schließlich bis zu seiner Berufung an eine reichbezahlte Großstadtkirche. Er ist ohne Geist und ohne Takt zur Welt gekommen, eine Art amerikanischer Kandidat Jobst, nur mit dem Unterschied, daß seine Ignoranz und Schamlosigkeit und seine skrupellose Geschäftstüchtigkeit zum vollen Siege führen. Als Baptist beginnt er und endet als Methodist, dazwischen lernt er als Evangelist die religiöse Massenbeeinflussung großen Stils, was ihn dann befähigt, ein rechter „Fundamentalist" zu werden und ein wahrer Prophet der Quantität in der Religion.
Er ist viel weniger sympathisch als Babbitt, dessen sexuelle Seitensprünge er noch bei weitem übertrifft. Eine ganze Reihe von Frauen begleiten

Digitized by Google

seinen Lebensweg: am besten gezeichnet sind Lulu und die Evangelistin Sharon. Neben ihm stehen auch die verschiedensten Typen von Geistlichen, unvergeßlich bleibt dem Leser Frank Shallard, der ein Zweifler ist, aber sich doch nicht von der Gemeinschaft der Kirche trennen kann. Sein Liberalismus wird ihm zum Verhängnis; ein Lynchgericht, dessen geistiger Urheber Elmer Gantry ist, schlägt ihn zum Krüppel ...

Elmer Gantry ist die Verkörperung alles Minderwertigen, sozial Gefährlichen und religiös wie sittlich Bekämpfenswerten in Geistlichkeit und Kirchenbetrieb des Amerika der letzten zwanzig Jahre. Lebensecht wirkt jeder einzelne Zug an ihm, nur die Häufung aller erdenklichen Untugenden von schlechten Geistlichen auf dies eine Haupt wirkt am Ende nicht mehr ganz lebenswahr. Ohne Zweifel bestehen noch bei den verschiedenen amerikanischen Sekten große Reste dunkelsten Aberglaubens und verhetzter Unduldsamkeit. Was im Frieden nur den tieferen Kennern Amerikas bekannt war, brachte der Weltkrieg erschütternd zutage: einige unglaubliche Verirrungen verzeichnete bereits das Kirchenkapitel meines Buches über „Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten". Was heute noch möglich ist, zeigte der „Affenprozeß", den man bei uns mit Unrecht komisch genommen hat. Daß eine so lautere Persönlichkeit wie Bryan am Kampf gegen die Entwicklungslehre teilnahm, konnte schon darauf hinweisen, daß der „Fundamentalismus" eine große Bewegung und Macht darstellt, deren Ende noch lange nicht abzusehen ist.

Sinclair Lewis hat sich ein großes Verdienst mit seinen Angriffen auf alle solche primitiven und wahnwitzigen Geisteszustände erworben. Er deckt die unheilvolle Verbindung von Dunkelmännertum und moderner Massenbearbeitung auf und scheut sich nicht, das ebenso lebenswidrig wie unchristlich zu nennen. Ja, er setzt eine gewisse Ungeistigkeit, Scharlatanerie und Verlogenheit des amerikanischen öffentlichen Lebens auf das Konto der Kirchen, was aber nicht heißt, daß er etwa antikirchlich oder unreligiös wäre. Im Gegenteil; er versichert sogar ausdrücklich, „daß es eine Kirche geben könnte, die frei wäre von allem Aberglauben und hilfreich gegen die Menschen in Not, und die dem Volk jenes mystische Etwas gäbe, das stärker ist als alle Vernunft, jenen Sinn der Erhebung zu einer gemeinsamen Verehrung einer unerforschlichen Macht der Guten".

Man kann Sinclair Lewis manche Übertreibungen und Entstellungen vorwerfen, wie sie bei Satiren nicht ausbleiben, aber der Vorwurf der Unreligiosität oder gar Unsittlichkeit trifft ihn nicht. Dazu steht seine Problemstellung und der bittere Ernst seiner Auffassung, sowie seine ganze reife Darstellung viel zu hoch. Auch rein literarisch ist „Elmer Gantry" auf der Höhe von Lewis' Schaffen, er ist ein höchst bedeutsamer Roman.

Die „Wahrheit über das religiöse Amerika" darf man bei Lewis natürlich ebensowenig suchen, wie im „American Mercury" oder in Menckens Burlesken. Auch die amerikanische Religiosität hat zwei Seiten, von denen die Satiriker absichtlich nur die eine geben. Das ganze Amerika ist längst nicht so abstoßend häßlich, wie es in der einheimischen Amerikakritik erscheint; es ist andererseits aber auch nicht so rosig schön, wie es die berufsmäßigen amerikanischen Patrioten und ihre deutschen Nachbeter malen. Es bedarf noch mancher einreißenden Kritik am heutigen Amerika, ehe das Beste und Bleibende des Amerikanertums zur Bereicherung der ganzen Weltkultur zutage treten kann.

Eine neue Lessing-Ausgabe

Von Martin Sommerfeld (Frankfurt a. M.)

Als früher Vorbote zu dem Lessing-Jubiläum, das wir, ob mit, ob ohne Legitimation, binnen zwei Jahren in deutschen Landen feiern werden, wenn unsere Freude an lärmenden Solidaritätskundgebungen ins Jenseits anhält, ist nach fünfzehnjähriger Gemeinschaftsarbeit, von Julius Petersen und W. von Olshausen geleitet, eine neue Lessing-Ausgabe ans Licht getreten;[1] und man darf schon jetzt sagen, daß, wie die Dinge liegen, dies höchstwahrschein-

[1] Lessings Werke. Vollständige Ausgabe in 25 Teilen (20 Textbänden). Herausgegeben mit einem Lebensbild und Einleitungen von Julius Petersen und W. von Olshausen, in Verbindung mit K. Borinski †, F. Budde, A. Hirsch, W. Oehlke, W. Riezler, A. Schoene †, E. Stemplinger und L. Zscharnack. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Digitized by Google

lich die gewichtigste und würdigste Gabe sein wird, die das Jubiläumsjahr dem lebendigen Andenken Lessings bescheren wird; die notwendigste und nützlichste sicherlich. Denn so seltsam es der Außenstehende und gewiß auch der literarische Liebhaber, ja der literarhistorisch Gebildete finden wird: eine solche Darbietung der Schriften Lessings, so vollständig und übersichtlich, so zuverlässig im Text und sachdienlich in den Einführungen hatten wir bisher nicht, obwohl fast ein Jahrhundert seit der ersten kritischen Lessing-Ausgabe verflossen ist und die Geschichte der deutschen Philologie geradezu mit dieser ersten Lessing-Ausgabe beginnt. Ja man könnte, da die kritische Edition eines so vielseitigen, die verschiedensten schriftstellerischen Gebiete umfassenden, immer sich wandelnden Autors besonderer, sorgfältig erwogener Grundsätze und Maßstäbe bedarf, mehr als eine bloß technische Entwicklung an den Lessing-Ausgaben des Jahrhunderts illustrieren: die geistig-künstlerische, mit der eben jene Maßstäbe und Grundsätze gegeben sind. Seit Karl Lachmann 1838 die Methoden, die bei der Herausgabe klassisch-antiker Schriftsteller in jahrhundertealter Tradition erprobt waren, erstmalig auf einen modernen deutschen Autor, eben auf Lessing anwandte, der damals noch unbestritten als Klassiker galt, hat sich jede Generation aufs neue mit dieser Aufgabe auseinanderzusetzen gehabt; und als Franz Muncker 1886 die letzte große kritische Neuausgabe von Lessings Werken begann, die, auf Lachmanns Edition beruhend, im wesentlichen völlig Neues schuf, mußte er, nach einer ehrerbietigen Verbeugung vor Lachmann, bereits den großen Abstand bezeugen, den nicht nur die spezielle Lessing-Forschung (vor allem durch Aufschließung immer neuen Materials), sondern die mit der Entwicklung der Literaturgeschichte im allgemeinen gegebenen Erkenntnisse und Wertmaßstäbe bedingt hatten. Wieder einige Jahrzehnte später müssen die Herausgeber dieser neuen Ausgabe, bei aller Anerkennung der Munckerschen Lebensarbeit, ihre Aufgabe mit einer Revision der kritischen Grundsätze beginnen.

Franz Muncker selbst hat die Berechtigung dieser Revision noch anerkannt. In dem Vorwort zum abschließenden Band seiner Ausgabe, die als ein Zeugnis bewundernswerten Fleißes, einer Sorgfalt und Treue ohnegleichen immer zu rühmen sein wird, hat Muncker, rückschauend auf ein vierzigjähriges Lebenswerk, bekannt, daß er, noch einmal vor dieselbe Aufgabe gestellt, sie anders hätte lösen wollen. Das bezieht sich einmal auf die textkritischen Grundsätze, insbesondere wohl auf jene schon früher nicht ohne Widerspruch gebliebene naturalistisch-photographische Behandlung des Lesarten-Apparates, die den Einblick in die psychisch-genetischen Schichtungen eines Werks eher verdeckten als erhellten. Zweitens aber auf die Anordnung der einzelnen Schriften innerhalb der Reihe der Gesammelten Werke. Auch wenn man berücksichtigt, daß Muncker durch den Vorgang der Lachmannschen Ausgabe vielfach gebunden war, und daß, nicht zum mindesten freilich durch seine Anregung und Mitwirkung, während der vierzigjährigen Arbeit eine Anzahl neuer Funde den Bestand der Lessingschen Schriften erheblich vermehrte, muß man sagen: diese Anordnung zerstückt mehr, als sie gliedert, sie verzichtet förmlich darauf, das Recht und die Pflicht des Herausgebers, durch sachgemäß-sinnvolle Anordnung an dem Bilde des Autors mitzuschaffen, irgend geltend zu machen. Ließen sich die drei Bände Entwürfe, Fragmente, Nachträge noch aus jenem Zwang erklären – obwohl sie wahrlich dem Leser ein kaum mehr zu durchdringendes Vielerlei boten –, so war es entschieden ein Versäumnis, das sachlich Zusammengehörige nicht nach Möglichkeit zusammenzustellen. Auch hier machte sich freilich der Zwang der Umstände öfter geltend, so wenn Muncker die wolfenbütteler Handschriften zum „Leben des Sophokles" beim Abdruck dieser Schrift (in Bd. VIII) nicht einsehen konnte und sie daher völlig isoliert dem vierzehnten Band zuweisen mußte. Aber man sieht nur noch den Verzicht auf jedes Prinzip, wenn die Jugenddramen in drei verschiedenen Bänden verstreut sind, und wenn die beiden Teile der Hamburgischen Dramaturgie in zwei Bände zerstückt sind, und vollends verwirrend wirkt die Darbietung von Lessings Rezensionen für die Berlinische Privilegierte Zeitung, die in verschiedenen Gruppen auf drei Bände verteilt sind. Wir sind heute, wie ich glaube mit Recht, empfindlicher in bezug auf derartige architektonische Fragen, vom praktischen Bedürfnis ganz abgesehen, und wir glauben nicht mehr, daß die Rücksicht auf die Benutzer der Ausgabe und die Wissenschaftlichkeit der Darbietung unvereinbare Gesichtspunkte sind. Bis die versprochenen zwei Ergänzungsbände mit den Lesarten (in „charakteristischer" Auswahl) und den Anmerkungen erscheinen werden, liegt hier, in der Anordnung und Gliederung, einstweilen das Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe. Statt der weder entwicklungsmäßig noch sachlich aufgereihten Darbietung dort, die dem an sich schon unergiebigen, praktisch nicht durchführbaren und übrigens kaum mehr erkennbaren Prinzip folgte, die Reihenfolge der Lessingschen Einzelveröffentlichungen und Sammlungen zur Anschauung zu bringen, ist diese Ausgabe in klarer, übersichtlicher Disposition nach sachlichen Gruppen gegliedert, innerhalb deren eine streng beobachtete chronologische Reihenfolge herrscht. Das geht gelegentlich nicht ohne Schwierigkeiten. So mußte etwa die Lessingsche Sammelveröffentlichung „Zur Geschichte und Literatur" von 1773 in ihre Bestandteile aufgelöst werden: die beiden ersten Studien sind den „Schriften zur Geschichte der Fabel" zugewiesen, die Abhandlung „Leibniz von den ewigen Strafen" den theologischen Schriften, womit sie freilich von den übrigen Leibniz-Studien, die den „Philosophischen Schriften" zugesellt wurden, bedauerlicherweise getrennt werden mußte, usw. Und doch zeigt dies Beispiel besonders deutlich, welche kritische und produktive Arbeit allein mit dieser Anordnung von den Herausgebern geleistet wurde; denn nicht als Sammelveröffentlichung, sondern nur in ihren einzelnen Abhandlungen ist jene Publikation von Wichtigkeit; was die einzelnen Beiträge zusammenhielt, war kaum mehr als die buchhändlerische Gelegenheit; ihr bloß äußerer Zusammenhalt wurde also mit Recht den sachlichen Gesichtspunkten geopfert. Sie sind damit förmlich freigelegt, von versperrender Umzäunung befreit. Es ist nur zu hoffen, daß die in Aussicht gestellten Register solche – im Lachmannschen Sinne: Eigenmächtigkeiten deutlich sichtbar machen und überhaupt, nach der sachlichen wie nach der biographischen Seite, diese Befreiungsarbeit fortsetzen. Wenn ich einen Wunsch äußern darf: es würde die Brauchbarkeit der Ausgabe ungemein erhöhen (und ihre Einführung wesentlich erleichtern), wenn sie mit einem synoptischen Inhaltsverzeichnis ausgestattet werden könnte, das neben der Lachmann-Munckerschen auch die ältere Hempelsche Ausgabe berücksichtigen müßte.

Eine Fülle von lebendig und sachkundig geschriebenen Einleitungen, nach dem knappen Lebensbild aus der Feder Julius Petersens als biographische, historische und sachliche Erörterungen jeweils den einzelnen Werken vorangeschickt,

Digitized by Google

führt das durch die Verteilung und Darbietung des Textes gegebene Bild im einzelnen aus und vervollständigt die Vorzüge dieser Ausgabe. Daß sie zum mindesten über die Ergebnisse der Forschung genau und klar referieren, ist bei dem Kreis der Mitarbeiter selbstverständlich; eine Anzahl dieser Einleitungen — wie diejenige von Olshausen zur „Erziehung des Menschengeschlechtes", Oehlkes zum Theatralischen Nachlaß, Petersens zu den Dramaturgischen Schriften, Stemplingers zu den „Schriften zur Geschichte der Fabel" — regt darüber hinaus durch eigene, neue Stellungnahme zu weiterer Forschung an. Besonders glücklich scheint mir die Wahl des Herausgebers der Theologischen Schriften (Zscharnack); nur die Einleitungen zu den Jugenddramen und zum Laokoon könnte ich mir ergiebiger denken. Petersens Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie hat sich, mit Anmerkungen und Lesarten versehen, schon seit Jahren als Einzelausgabe erfolgreich durchgesetzt; man möchte dieser ganzen Lessing-Ausgabe das gleiche Schicksal wünschen!

Weibliche Erzählungskunst

Von Christine Touaillon (Stainz bei Graz)

„Meisternovellen deutscher Frauen" Von Elisabeth Schick-Abels, Karlsruhe 1925, G. Braun. 210 S.

„Die Tür ist offen." Novellen. Von Elvira Greiner. Klagenfurt 1925, Ferd. Kleinmayr. 323 S.

„Märchenseele." Legenden und Geschichten. Von Maria Mayer. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. 147 S.

„Geheimnisvolle Mächte." Von Luise von Brandt. Berlin 1925, Pyramiden-Verlag. 161 S.

„Tränende Herzen." Von Anna Bernard. Habelschwerdt 1926, Frankes Buchhandlung. 85 S.

„Die Straße des Unendlichen." Novellen. Von Else Schmücker. Oberhausen 1925, Verein. Verlags-Anst. A.-G. 151 S

„Die Fahrt nach Bimini." Von Hedwig Forstreuter. Leipzig u. Hartenstein i. Erzgebirge 1924, Erich Matthes. 93 S.

„Karen Thieß" und andere Novellen. Von Adeline Gräfin zu Rantzau. Berlin 1925, Martin Warneck. 321 S.

„Der rote Geiger." Von Mia Munier-Wroblewska. Stuttgart und Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 187 S.

„Das Pochen an der Herztür." Von Helene Brehm. Hessen-Bücher, 2. R., 1. H. Marburg 1924, Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 83 S.

„Carl Michael Bellman." Von Lotte Mittendorf-Wolff. München 1925, Albert Langen. 129 S.

„Der Spielmann Gottes." Von Helene Christaller. Basel 1926, Friedrich Reinhardt. 166 S.

„Aus alten und neuen Tagen." Von Ida Boy-Ed. Stuttgart und Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchh. Nf. 314 S.

„Heimkehr." Kristallbücher. Von Auguste Supper. Stuttgart 1925, Fleischhauer & Spohn. 98 S.; „Muscheln." Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 184 S.

„Zur Genesung." Von Anna Schieber. München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 220 S.

„Betrachtungen eines Spießbürgers." Von Alice Berend. München 1924, Albert Langen. 116 S.

„Spitzbögen." Von Annette Kolb. Berlin 1925 S. Fischer. 103 S.

„Der Sucher nach dem Wesentlichen." Von Dorothea Hollatz. Darmstadt 1925, Val. Sachs. 178 S.

„Das ewige Lied." Von Emmy Hennings. Berlin 1923, Erich Reiß. 86 S.

„Zwischen Traum und Leben." Von Oktavia Wessel. Berlin 1927, S. Fischer. 162 S.

„Susanne." Von Maria Peteani. Wien 1926, Wilh. Braumüller. 336 S.

„Die Frau des Schullehrers Tarnow." Von Olga Wohlbrück. Berlin 1926, Guido Hackebeil A.-G. 496 S.

„Das Bekenntnis." Von Clara Ratzka. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 409 S.

„Das Grimmingtor." Von Paula Grogger. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H. 569 S.

„Dom der Zeit." Von Friede H. Kraze. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 236 S.

„Die Söhne." Von E. von Bonin. Stuttgart und Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 234 S.

„Das verlorene Kind." Von Rahel Sanzara. Berlin 1926, Ullstein. 442 S.

„Töchter." Von Gabriele Reuter. Berlin 1927, Ullstein. 378 S.

„Studentinnen." Von Gertrud Grote. Dresden 1927, Carl Reißner. 323 S.

„Metropolis." Von Thea von Harbou. Berlin 1926, Aug. Scherl. 274 S.

„Die Frau im Dschungel." Von Lisa Barthel-Winkler. Berlin 1927, Guido Hackebeil. 244 S.

„Die Rosentänzer." Von Sophie Kloerß. Stuttgart 1927, J. Engelhorn. 143 S.

„Hölderlins Schicksalsweg." Von Maria Schneider. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Co. 362 S.

„Das Tagebuch der Annette." Von Helene Christaller. Basel 1926, Fr. Reinhardt. 286 S.

„Das Rosenwunder." Ein deutscher Roman. Von Enrica Handel-Mazzetti. München 1925, Josef Kösel & Friedr. Pustet, K.-G.

„Die schöne Richterin." Von Susanne Trautwein. Potsdam 1926, Gustav Kiepenheuer. 216 S.

Wenn es noch einer Bestätigung bedürfte, daß Roman und Novelle zwei grundverschiedene Gattungen sind, so läge sie in der Tatsache, daß die Zahl der Romanschriftstellerinnen und der Novellistinnen stark voneinander abweicht. Ja, solange die Theorie von der Novelle Knappheit und Wucht forderte, hielt sich die Frau fast ausnahmelos von ihr fern. Erst seit der Novelle vielfältigere Möglichkeiten zur Verfügung stehen, wächst die Zahl der Novellistinnen ein wenig.

Vergebens hoffte ich, durch Elisabeth Schick-Abels in ihrer Sammlung „Meisternovellen deutscher Frauen" etwas über weibliche Erzählungskunst zu hören. Sie begnügt sich damit, von jeder ihrer Schriftstellerinnen das Uncharakteristischste, das sich finden ließ, zu wählen und einige verschwommene Bemerkungen dazu zu machen.

Während den Frauenroman der Gegenwart der gute Durchschnitt kennzeichnet, überwiegt bei der Frauennovelle noch das Minderwertige. Elvira Greiner, Luise von Brandt und Anna Bernard bedeuten nichts, aber auch Else Schmücker, Hedwig Forstreuter und Gräfin Rantzau leisten nichts Nennenswertes und ebensowenig Mia Munier-Wroblewska, Lotte Mittendorf-Wolff und Helene Brehm. Auf höherem Niveau steht Helene Christaller mit ihrem „Spielmann Gottes", ohne deshalb etwas Bedeutendes zu schaffen.

Erst Ida Boy-Eds Erzählungen „Aus alten und neuen Tagen" können gerechten Anspruch auf Beachtung erheben. Wie hat diese Schriftstellerin sich entwickelt! Sie begann beim Unterhaltungsroman, arbeitete unablässig an sich, verfügt heute über eine sehr gewandte Technik sowie über sichere Menschenkenntnis und weiß Kleinigkeiten, hinter denen Großes liegt, schalkhaft und nachdenklich anzubringen. Die reizende Geschichte von der „Kommode" sei Vorlesern ebenso warm empfohlen wie „Dekameron im Autobus",

Digitized by Google

ein sprachliches und erzählerisches Kunststück von Auguste Supper. Diese bietet in den Novellensammlungen „Heimkehr" und „Muscheln" warme und kluge Erzählungen, im Ton natürlich, in der Form anmutig und geschmeidig. Sie nimmt das Kleine liebevoll ans Herz und empfindet das Große voll und stark.

Die konservativen Frauen stehen in der modernen Novellistik überhaupt an erster Stelle; ihnen ist die Andacht zum Kleinen angeboren. Auch Anna Schieber trägt mit ihren Erzählungen „Zur Genesung" zu einem freundlichen Weltbild bei, das vom Kleinen seinen Ausgang nimmt. Sie sieht das Leben als Ganzes. und alle Menschen sind ihr gleich merkwürdig, weil sie den echten Dichterblick hat. Neben tiefer Religiosität, die sich mit tiefer Weltfrömmigkeit ausgezeichnet verträgt, liegt liebenswürdigster Humor und behaglichste Herzenswärme.

Die „Betrachtungen eines Spießbürgers" von Alice Berend, einer stark überschätzten Schriftstellerin, haben dagegen weder mit Novelle noch mit Roman etwas Nennenswertes zu tun. Kleinliche Nivellierungssucht ist die hervorstechende Eigenschaft der Verfasserin; sie hat kein Auge für das Große, kein Ohr für den Akzent. Was ihr Humor scheint, ist lieblose Kälte; sie verwechselt Pathos mit Phrase, Schwung mit Verstiegenheit, und nur dem Spießer traut sie Tüchtigkeit zu. — Ein anderes Extrem, aber kein erfreulicheres, stellen Annette Kolbs „Spitzbögen" dar. Größte Subjektivität ohne den Hintergrund eines bedeutenden Subjekts, ohnmächtige Hingabe an jeden Eindruck, Durcheinanderwerfung der verschiedensten Lebenselemente gibt sich hier für Kunst aus. „Der Sucher nach dem Wesentlichen" von Dorothea Hollatz scheint nichts gefunden zu haben; das „ewige Lied" von Emmy Hennings enthält die Delirien einer Typhuskranken und mag im Isolierspital von Interesse sein.

Wie seit hundertfünfzig Jahren beschäftigen sich die Frauenromane auch jetzt noch immer hauptsächlich mit Ehe und Familie. Hier treffen sich die verschiedensten Persönlichkeiten. Für die mondäne Oktavia Wessel (Zwischen Traum und Leben) besteht das Dasein nur aus Liebesfragen untätiger Gesellschaftsmenschen; sie wird trotz mancher Feinheit wohl nur Mondäne befriedigen. Was sie mit Ernst behandelt, zieht die graziöse, aber frivole Maria Peteani (Susanne) ins Scherzhafte; ob ihr Talent sich entwickeln kann, wird ihr Charakter entscheiden.

Olga Wohlbrück kommt erst recht nicht ohne die Liebe aus (Die Frau des Schullehrers Tarnöw), obwohl sie tut, als ob sie sich mit den höchsten Problemen beschäftige. Auch erzeugt man mit Haß gegen den Bolschewismus allein noch kein Kunstwerk, sondern bestenfalls einen Kolportageroman. Sie gefällt sich in tollen Gegensätzen und kann deshalb ihres Erfolges bei allen Naiven sicher sein. Clara Ratzka, die gleichfalls familiäre und kriminelle Motive mischt, steht hoch über ihr (Das Bekenntnis). Am stärksten wirkt sie durch den Stimmungszauber, den sie auch hier zu entwickeln versteht. „Das Grimmingtor" von Paula Grogger hat großes Aufsehn gemacht. Die familiäre Handlung stützt sich auf eine alte Chronik, von der das Werk wohl innerlich und äußerlich befruchtet ist. Die Schriftstellerin beherrscht — eine große Seltenheit — die Mundart restlos. Die Sprache ihrer Gestalten ist lebendig und oft dramatisch bewegt, die Handlung dagegen trotz des überquellenden Details recht dünn. Das Werk ist, was nicht jeder bemerken wird, ein verspäteter Nachklang des Naturalismus. Friede H. Krazes „Dom der Zeit" hängt noch mit dem Unterhaltungsroman zusammen, doch daneben machen sich auch große Tendenzen geltend, und von weitem sieht Dostojewski herein. Die reizenden Kindergestalten beweisen, daß die Verfasserin nach wie vor Eigenes zu geben hat. Ihre Liebe für die mißkannte Gegenwart sei ihr unvergessen und ebenso das Wort, Deutschland müsse sich eine neue Ehre unter den Völkern erobern, nämlich die Ehre der Arbeit. Während sie vom Familiären ins Weite strebt, führt E. von Bonin (Die Söhne) wieder zu Ehe und Liebe zurück. Das alte Motiv der feindlichen Brüder in modernster Darstellung; feinste Seelenkunde hinter einem traumhaften Schleier.

„Das verlorene Kind" von Rahel Sanzara benützt die familiären Bindungen nur dazu, das Grauen zu verstärken. Ein künstlerisch hochwertiges Buch und zugleich ein furchtbares. Es berichtet von dem Lustmord, den der Held an einem Kind begeht, ohne Partei zu nehmen, bloß schildernd, aber freilich mit unerhörter Kraft. Doch je mehr man das Können der Schriftstellerin bewundert, desto weniger begreift man, daß sie sich freiwillig in so Gräßliches versetzt hat. Erst ihr künftiges Schaffen wird die Frage beantworten, ob ihre eigene Seele gesund oder krank ist und ob wir von ihr Künstlerschaft oder Ästhetentum zu erwarten haben.

Die neue Zeit hat auch die Familie verändert. Einst war Gabriele Reuter eine Revolutionärin, heute sieht sie dem Treiben der jungen Generation kopfschüttelnd zu. Ihr Roman „Töchter" ist trotz mancher feinen Beobachtung nicht viel mehr als ein solches Kopfschütteln. Auch Gertrud Grote beschäftigt sich mit den Jungen. Ihr Roman „Studentinnen" verspricht freilich mehr, als er hält, denn er stellt eigentlich nur das erotische Verhalten ihrer Heldinnen dar. Und wir hätten doch so gern von den Konflikten gehört, die mit dem Studium der Frau zusammenhängen: vom Kampf zwischen innerer Berufung und äußerer Notwendigkeit, von der Differenz zwischen Können und Erfolg, vom Zwiespalt zwischen Liebe und Frauenrechten, von dem Zusammenstoß zwischen sinnlichem Begehren und seelischem Bedürfnis!

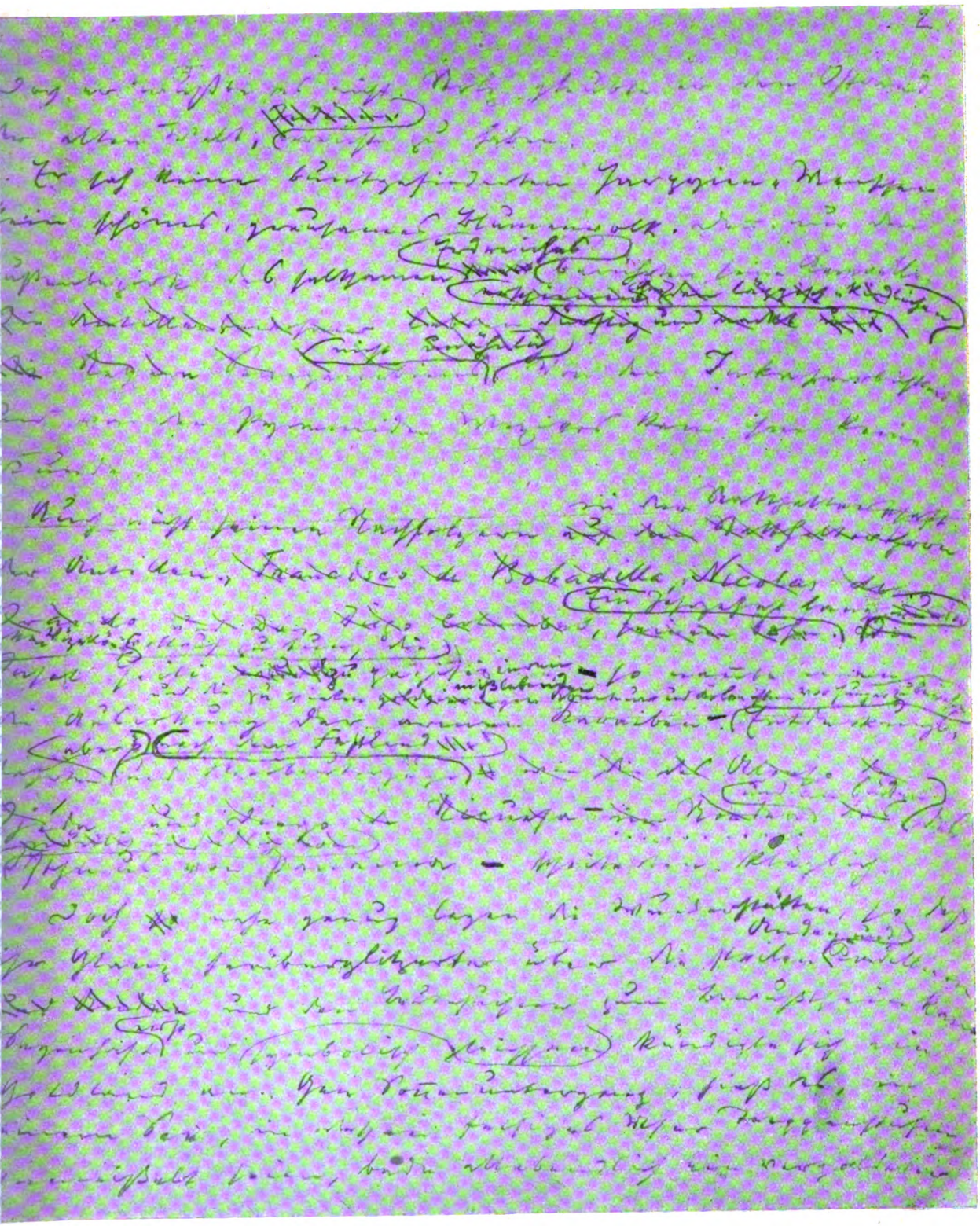
Nur ganz selten geben sich weibliche Schriftsteller der Phantastik hin. Eine auffällige Ausnahme bildet Thea von Harbou mit ihrem Roman „Metropolis", in dem schon der gleichnamige Film sich vorbereitet. Die Bewegung spielt die Hauptrolle und alles Geschehen wird zu einer Folge von Bildern — und was für Bildern! Himmel, Hölle und Jüngstes Gericht; Pest, Erdbeben, Explosionen und Wasserfluten wechseln ab, und der Gegensatz, je unmöglicher, desto besser, ist das einzige Kunstmittel dieser Schriftstellerin. Während Wasserfluten das Bergwerk zu ersäufen drohen, erzählt die Heldin den zitternden Arbeiterkindern ein Märchen; während alle Schrecken der Hölle losgelassen sind, rauscht friedlich ein Nußbaum vor dem Fenster. Überall gigantische Übertreibung; wenn sie etwa einen Menschen gemischter Abkunft darstellen will, muß er in sich einen „Pelzhändler aus Tarnopol", einen sanftmütigen Singalesen und die Rachsucht von ganz Korsika vereinigen; außerdem zeigt sich in ihm der Sklavensinn einer Generation römischer Lakaien und man erkennt an seinen blauen Fingernägeln „die Hand der Borgia".

Solche Ausschweifungen einer tollgewordenen Phantasie sind bei Frauen selten. „Die Frau im Dschungel" von Lisa Barthel-Winkler benützt die Versuchungen ihres Stoffes nur mit Mäßigung und Geschick, und auch Sophie Kloerß' „Rosentänzer" können als geschickte Erzählung mit Sinn für die Realität gelten. „Hölderlins Schicksalsweg" von Maria Schneider geht die Wege Walter v. Molos ohne seine Kraft, und die Mängel des Christallerschen „Tagebuchs der Annette" liegen gleichfalls nicht auf der Seite der Phantastik, sondern im Realen, indem sie das Wesen des Tagebuchs völlig verkannte. Was berichtet ein Tagebuch? Einmaliges, um es dem Vergessen zu entziehen und Stimmungen oder Gefühle, deren Aufzeichnung ein Abreagieren darstellt. Das bringt von selbst formelle Konzentration mit sich und Vermeidung epischer Detailschilderung. Helene Christaller beachtete nichts von all dem und daher führt ihr Buch ein Zwitterdasein, weder der Region des Tagebuchs noch jener der Erzählung angehörig. Die Romantrilogie der Enrica Handel-Mazzetti behandelt Sand, den Mörder Kotzebues. Unnötig zu sagen, daß eine gläubige Katholikin und ein gläubiger Protestant die Helden sind, daß Blut und Liebe die Grundmotive liefern, denn das alles erleben wir an ihr ja seit 27 Jahren, zuerst von ihrer Kraft hingerissen, dann durch ihre Einförmigkeit enttäuscht und schließlich vor einer

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Eduard Stucken

(Originalgröße)



Digitized by Google

Parodien

VI

Nach Hermann Sudermann: Aus „Frau Ehre".

v. Felseneck: (tritt ein)

Emma: (erhebt sich und legt den Strickstrumpf beiseite)

v. Felseneck: Ich muß um Vergebung bitten. Der Diener wies mich in diesen Salon. (Mit einer Verbeugung) Horst Baron Felseneck-Stolzenstein. Es war Frau Kommerzienrat Trestow, die ich, der Jugendfreund ihres Sohnes Kuno, hier anzutreffen erwartete.

Emma: (lebhaft) Kunos Jugendfreund?

v. Felseneck: (beiseite) Holla! Bläst der Wind aus dem Loche? (laut) Mein Fräulein, verzeihen Sie meine Unkenntnis. Nie sprach mir Kuno von einer Schwester.

Emma: (errötend) Schwester? Ich bin nicht die Tochter des Hauses. Ich bin die Tochter eines armen, doch ehrlichen Mannes in Kötzschenbroda. Einer edlen Regung im Herzen des verstorbenen Kommerzienrates verdanke ich es, daß ich in diesen Räumen aufgezogen wurde.

v. Felseneck: Nicht Sie, mein Fräulein — diese Räume sind dem Herrn Kommerzienrat hierfür Dank schuldig!

Emma: (mit dem Finger drohend) Sie sind ein Schelm.

v. Felseneck: (mit einer Verbeugung) Mein Fräulein . . .

Emma: Nun will ich die Frau Kommerzienrat von Ihrer Anwesenheit in Kenntnis setzen. (Rasch ab gegen die inneren Gemächer)

v. Felseneck: (auf und niedergehend) Dieses Prachtmädel hat er mir verschwiegen. Ob es mir wohl gelingen wird, die Kommerzienrätin zu dieser Verbindung zu überreden? Ob Mutterliebe stärker ist als Familienstolz? Es muß gewagt werden! Bin ich doch schon gefährlicheren Aufgaben gegenüber gestanden.

Kuno: (stürzt herein) Horst!

v. Felseneck: Du hier, mein Junge? Du solltest doch erst in einer Stunde kommen!

Kuno: Es hielt mich nicht mehr in dem fremden Hotelzimmer. So nahe der Heimat! Ich mußte! Ich entschloß mich . . . ich eilte . . . ich flog . . .

v. Felseneck: (beiseite) Nun kenne ich, was er — in allen Ehren natürlich — seine Heimat nennt. (laut) Ruhig Blut, Junge!

Kuno: Ruhig Blut! Oh, Horst, seit du mich, den noch nicht Zwanzigjährigen, damals aus den Klauen des Spieltischteufels befreit hast . . .

v. Felseneck: Sprechen wir nicht davon. Ich tat meine Pflicht. Übrigens hast du deinen Dank abgestattet, als du mir während unserer Reise durch Afrika mehrfach das Leben rettetest.

Kuno: Was bedeuten ein paar wohlgezielte Schüsse gegen das, was du für mich getan hast? Muß ich dich daran erinnern, daß du mir nachher jenes kleine Kapital vorstrecktest . . .

v. Felseneck: . . . das du durch Ausdauer, Fleiß und Rechtschaffenheit binnen weniger Jahre verfünfzigfachen konntest! Nochmals: sprechen wir nicht davon! Und nun geh, mein Junge, in deine alten Zimmer hinüber . . . du wirst ein Wiedersehen feiern wollen . . . mit den alten Räumen . . . (beiseite) und nicht nur mit ihnen.

Kuno: (rasch ab durch den Vorraum)

v. Felseneck: (auf und niedergehend) Sie kommt. Achtung, v. Felseneck, alter Herzensjäger. Halali!

Frau Trestow: (kommt aus den inneren Gemächern) Herr Baron Felseneck?

v. Felseneck: (mit einer Verbeugung) So nennt man mich in diesen nördlichen Breiten, die ich einst meine Heimat hieß. In Bombay nennen sie mich Auparisiata, das heißt: der weise Bruder. Am Togosee heiße ich Tiu Okala — der gütige Löwe. Auf den mexikanischen Ranches höre ich auf den schlichten Namen Cuacho — der Herr. Und zu Tunis heiße ich Kaisch.

Frau Trestow: Was heißt das?

v. Felseneck: Das zu sagen, verbietet mir meine Bescheidenheit. Es heißt: schöner Mann. (Pause)

Frau Trestow: Und — mein Herr . . . was führt Sie zu mir?

v. Felseneck: Das verständlich zu machen, Frau Kommerzienrat, muß ich ein wenig weiter ausholen. Es war zu der Zeit, als ich kaum gehen konnte, daß die schützende Hand . . . (erschüttert) meiner Mutter . . . durch das unerbittliche Schicksal von mir gerissen ward. (Er kann nicht weiter sprechen)

Frau Trestow: (auf ihn zu) Baron . . .

v. Felseneck: (wieder gefaßt) Es war zu der Zeit, als ich kaum gehen konnte. Seither habe ich gehen gelernt . . . Manche Damen behaupten sogar — ich ginge zu weit . . .

Frau Trestow: (mit dem Finger drohend) Sie sind ein Schelm, Baron. Doch wer in diesem Tone von seiner Mutter spricht, hat sich den Weg zum Herzen jeder Mutter schon erschlossen. Ich bin Mutter, Baron! . . . Doch wir wollen den Tee drüben im kleinen Salon nehmen. In der lauschigen Plauderecke am Kamin. Reichen Sie mir Ihren Arm!

v. Felseneck: (beiseite) Gewonnen! Gratuliere dir, Kuno, zu deinem Freunde! (laut) Frau Kommerzienrat . . . (er reicht ihr den Arm)

Frau Trestow: Mein Herr . . .

v. Felseneck: (beiseite) Halali! (Beide rasch ab)

Vorhang

Wien — Robert Neumann

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Emil Lucka

(Zum 50. Geburtstag am 11. Mai)

„Lucka ist ein Wiener, er stammt aus einem Wien, das so gern und so oft einen zärtlichen Kult mit der Form trieb und darüber Gehalt und Fülle vernachlässigte. Diese Heimat hat ihm mitgegeben, was sein Bild liebenswürdig ergänzt: seine Melodie, seinen Stil, die Klarheit und Reinheit seines Vortrags. Von ihr empfing er auch jene tiefe Musikalität, die ihre schönste Ausprägung in einem großen Bruckner-Roman erhielt. Und österreichisch ist nicht zuletzt die barock-sinnliche Frömmigkeit seiner Legenden. Aber dieses Österreichertum wird ergänzt durch einen fast norddeutschen Zug, die Form zu überwinden, durch einen Zwang, erkennen zu müssen, und dies Erkannte zu persönlichstem Besitz zu gestalten." Erwin H. Rainalter (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 213).

„Emil Lucka ist eine der seltenen Naturen in unsrer zersprengten vereinzelten Zeit, die unentwegt und seit frühester Jugend den Blick aufs Ganze gerichtet hielten. Aufgestuft auf eine unermeßliche Bildung aus allen Zonen und Zeiten, vielfältig in den Formen der Darstellung, erhebt sich bei ihm Geistesgeschichte zu persönlichem Lebenswert. Kein Problem ist ihm fremd, keine Wissenschaft erscheint von der andern durch Mauern und Grenzen getrennt: mit erstaunlicher Universalität übt er jene magische Mathematik des Geistes im Unmeßbaren, die bald in Gleichnissen Verwandtes bindet, bald einzelnes zu geistigen Summen erhöht und Formen nach Ähnlichkeit und Widerspiel im Metaphysischen mißt. In einer ihm eigenen und kühnen Architektonik ordnet er — denn ein ordnender Geist ist er vor allem, niemals ein auflösender und zerstörender — die Resultate und Resultanten alles geistigen Tuns und entbindet den strengen Ernst wiederum leicht zur schöpferisch freien Gestaltung. Ihn einen Philosophen zu nennen, wäre schon einschränkend, denn niemals engt er sinnliche wie geistige Gebilde in beschränkende Formeln — ein Deuter der Geschichte und der intellektuellen Bewegungen vielmehr als ein im Abstrakten beharrender Geist. Denn ihn bindet gleichzeitig das Dichterische an die Erscheinung, er liebt die farbig-sinnliche Wärme des Lebens mit allen seinen wandelhaften Stoffen, die er im novellistischen Spiele mit vielfältiger Erfindung gern erneut; Gegebenes in neue Beziehung zu stellen, Erfundenem wiederum die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit realen Lebens zu geben, reizt in steter Abwechslung seinen schöpferischen Trieb. So scheint eine gewisse Zwiefalt des Wirkens und Wesens ihm unerläßlich, zwischen Deutung und Dichtung wählt in immer neuen Varianten sein Sinn: aber diese Zwiespalt stammt aus einer einheitlichen und durchaus persönlichen Natur, die da wie dort in bedeutsamen Werken sich gespiegelt hat." Stefan Zweig (Köln. Ztg., Lit. Bl. 349a).

„Vor den meisten seiner Zeitgenossen hat der Verfasser der ‚Grenzen der Seele' und der vielen schönen Romane und Erzählungen ein seltenes Besitztum voraus: Wesenhaftigkeit der Persönlichkeit. Von seinem ersten Roman ‚Tod und Leben' an bis zu der zuletzt erschienenen historischen Darstellung Torquemadas und der spanischen Inquisition kann der Leser verfolgen, wie eine ursprünglich lyrisch-subjektive Natur zur objektiv-epischen Kunstgestalt sich gewandelt hat, und so auch zeigt sich von den frühen, Weininger verpflichteten philosophischen Versuchen bis zum ‚Urgut der Menschheit' der gleiche Vorgang einer Entwicklung, die wohl die organische eines jeden Geistes sein sollte, selten aber so rein beobachtet werden kann wie in dem Werk Emil Luckas. Und dabei ist es ein nicht nur quantitativ umfangreiches Werk: es ist auch gegenständlich eins der reichsten unserer Literatur. Nichts Menschliches fehlt: dem Erhabenen ist der Humor, ja das Possenhafte, dem Innigen das Derbe, selbst Brutale, dem Gläubigen das Abneigende und Ironische gesellt, und so darf ein Dichtertum, das solcherart weit um Gegensätze gespannt ist, als ein höchst zu beachtendes gerühmt werden." Felix Braun (Deutsche Allg. Ztg. 216).

Vgl. auch: Franz Servaes (Tag 112); Max Lederer (Arb. Ztg., Wien, 129); Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 216 u. a. O.); Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 11. Mai); H. P. (N. Wien. Journ. 10. Mai).

*

Aus einem Brief Rainer Maria Rilkes

„Die Erfahrungen Maltes verpflichten mich mitunter, auf diese Schreie Unbekannter zu antworten. Er würde es getan haben, er, wenn je eine Stimme ihn erreicht hätte ...

Übrigens ist er es, der mich verpflichtet, diese Aufopferung fortzusetzen, mich auffordert, alle Dinge, die ich gestalten will, mit allen Fähigkeiten meiner Liebe zu lieben. Das ist die unwiderstehliche Gewalt, deren Nutznießung er mir hinterließ. Stellen Sie sich

Digitized by Google

einen Malte vor, der in diesem für ihn so furchtbaren Paris eine Geliebte oder selbst einen Freund gehabt hätte. Wäre er dann wohl je so tief in das Vertrauen der Dinge eingetreten? Denn diese Dinge (er hat es mir oft in unseren wenigen intimen Unterhaltungen gesagt), deren wesentliches Leben Sie wiedergeben wollen, fragen Sie zuerst: Bist du frei? Bist du bereit, mir deine ganze Liebe zu widmen. Dich mit mir zu betten, wie Sankt Julian der Gastfreundliche sich mit dem Aussätzigen bettete, in jener äußersten Umarmung, die sich nie in einer gewöhnlichen und flüchtigen Nächstenliebe erfüllen kann, sondern die die Liebe, die ganze Liebe, alle Liebe, die auf Erden sich findet, zum Antrieb hat? Und wenn so ein Ding sieht (so sagte mir es Malte), wenn es dich beschäftigt sieht, selbst mit einer Zelle deines Interesses, so verschließt es sich dir. Es spendet dir vielleicht mit einem Wort eine Regel, macht dir ein kleines, leicht freundschaftliches Zeichen, aber es versagt es sich, dir sein Herz zu geben, dir sein geduldiges Wesen zu vertrauen und seine sternhafte Stetigkeit, die es so sehr den Konstellationen des Himmels gleichen läßt.

Sie müssen ein Ding, auf daß es zu Ihnen spricht, während einer gewissen Zeit als das einzige nehmen, das existiert, als die einzige Erscheinung, die durch Ihre arbeitsame und ausschließliche Liebe sich in den Mittelpunkt des Universums gestellt findet und der an jenem unvergleichlichen Platz an jenem Tage die Engel dienen. Das, was Sie hier lesen, meine Freundin, ist ein Kapitel jener Lektionen, die ich von Malte erhielt, meinem einzigen Freund während so vieler Jahre voll Leiden und Versuchungen, und ich sehe, daß Sie dasselbe sagen, absolut, wenn Sie von Ihren Zeichnungen und Gemälden reden, die Ihnen nur gültig erscheinen wegen dieser verliebten Verbindlichkeit, mit der Pinsel oder Bleistift die Umarmung, die zärtliche Besitznahme ausführen." (Berl. Tagebl. 203.)

*

Romane der Welt

Die vom Verlag Th. Knaur Nachf. organisierte Sammlung von Romanen und ihren Conférencier „begrüßt" Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 240):

„Thomas Mann ist eine der wenigen repräsentativen Erscheinungen der deutschen Literatur. Aber wenn er seinen Akademierock nicht ausziehen kann, soll er nicht populäre Buchfolgen einleiten. Entweder sagt man ja oder man bleibt fern. ‚Gut denn, tun wir mit' — am ‚Mittun' geht die deutsche Literatur zugrunde. ‚Stellen wir uns an die Spitze' — man führt nicht, wenn man nicht vorn steht. Man ist oder man ist nicht. Aber man entschließt sich nicht, weil die Zeit es einmal so will. Und wenn man schon als akademischer Grüßonkel alles, aber auch alles begleitet, muß man wenigstens sein Deutsch bewahren. ‚Eine Maschinerie von technisch höchst neuzeitlicher Fortgeschrittenheit zu konstruieren, welche nach sorgfältiger Vorbereitung des Angriffs, ein Mitrailleusenfeuer von lebenstraumschwangeren Leinenbänden auf es eröffnete?' Thomas Mann, der Liebling des deutschen gebildeten Publikums, der ein Mitrailleusenfeuer von Einleitungen auf es eröffnet, der ein Bombardement von Empfehlungen auf es losläßt, der eine Serie von Vorreden auf es konzentriert — Thomas Mann begrüßt auch den ersten Roman der Serie ‚Das Bildnis eines Rothaarigen' von Hugh Walpole, der nichts anderes tut, als das psychologische Thema des Sadisten im Stil der Gartenlaube zu erzählen. Trotzdem: ein interessantes, notwendiges Unternehmen. Nur ... eine Massenspeiseanstalt mit dem Grüßonkel eines Luxusrestaurants."

Bei der gleichen Gelegenheit schreibt S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 21):

„Der Dichter Thomas Mann verdient vor Thomas Mann, dem praeceptor Germaniae, in Schutz genommen zu werden; vor dem Präzeptor das Massenhafte der Demokratie. Es muß gesagt sein: das sonderbare Liebeswerben des großen bürgerlichen Prosaisten um die Demokratie, oder was er so nennt, ist ein Schauspiel unerquicklicher Art. Sein Instinkt ist über der Anstrengung unsicher geworden, sein Urteil hat sich verwirrt, seine Ironie sich vollends ins Grundlose verlaufen. Das Bild des Dichters erhielte sich reiner, wenn der demokratische Präzeptor sich weniger bemühte." Vgl. auch: E. K. (N. Zür. Ztg. 926).

*

Zur deutschen Literatur

Dem Roman von „Tristan und Isolde" widmet Wolfgang Golther eine Studie (Münch. N. Nachr., Einkehr 41). — Die Frage „Was kann uns Klopstock noch sein?" beantwortet Alfred Biese (Generalanz., Stettin, Buch 125).

Zwei wertvolle Aufsätze über Goethe legt Ernst Lissauer vor: „Die Pyramide des Goetheschen Daseins" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 362a) und „Goethes Opfer" (Berl. Börs.-Cour. 223). — Goethe als Seelenforscher gilt ein Referat über einen Vortrag von Ludwig Klages (N. Zür. Ztg. 724). — Einen Lebenstag aus Goethes „Wanderjahren" begeht Eva Mertens (Schleswiger Nachr., Nordmark 118). — Auf Schillers Spuren in Weimar bewegt sich Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 20).

Über „Görres und die Reaktion" schreibt Paul Kaufmann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 358b). — Ein Porträt von

Digitized by Google

Pauline Wiesel zeichnet Franz Blei (Berl. Tagebl. 228).

An Johann Georg Fischer erinnert Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 284). — Zum 50. Todestag des zürcher Mundartdichters Jakob Stutz schreibt hr (N. Zürch. Ztg. 813). — „Nietzsche in Sorrent" nimmt Augustus Schmehl zum Thema (Frankf. Ztg. 345 — 1 M.). — Eine Parallele zwischen Timm Kröger und Wilhelm Raabe zieht Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 123).

„Rilke in München" ist ein wertvoller Beitrag von Wilhelm Hausenstein überschrieben (Magdeb. Ztg. 264), bei Rilkes erster Liebe verweilt Paul Leppin (Prag. Pr. 64), Erinnerungen an Rilke bietet Rudolf Alexander Schröder (Münch. N. Nachr. 145). — An den 70. Geburtstag von Hermann Wette (16. Mai) erinnern Wippermann (Köln. Ztg. 361) und Paul Wittko (Westfäl. Ztg., Welt 112). — Einen Nachruf auf Maria Janitschek schreibt Fritz Michel (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 106 und Schlesw. Nachr., Nordmark 106). — Die nachgelassenen Gedichte von Christian Morgenstern würdigt Hugo Marti (Bund, Bern 226).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Von Hans Brandenburg sagt Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 133): „Kein Dichter unserer Zeit kann sich mit Brandenburg an Klarheit und Reinheit messen. Auch wenn er irrt, gewahren wir stets, daß es ein Übermaß des Verlangens, alles ganz rein zu sehen und ganz rein zu spiegeln, und des Verlangens nach Vollendung ist, was ihn verführt. Daß das Trübe sozusagen ein Element des irdischen Daseins ist, weiß er nicht oder er will es jedenfalls nicht Wort haben. Es geschieht ihm darum zuweilen, daß er seine Gedanken wie seine Gestalten überlichtet. Zur letzten Meisterschaft fehlt ihm vielleicht nichts als die Kunst des Abblendens im rechten Augenblick." — In einer Charakteristik Robert Walsers aus der Feder von Franz Blei (N. Zür. Ztg. 718) liest man: „Walser hat in Prosabüchern seine Welt hingestellt, die immer und nichts als seine Welt war. Er ist mit einer passionierten Hartnäckigkeit bei sich geblieben. ‚Was dachte ich neulich darüber? Man müsse vom geringsten Gegenstand schön reden lernen, was besser wäre, als über einen reichlichen Vorwand sich ärmlich ausdrücken,' schrieb er in einem seiner Bücher. Gibt es für ein solches Selbst ein Geringes? Der sublime Egoismus — es gibt ja nichts anderes. Man ist in diesem Leben hinreichend allein, als daß man sich auch noch seines Selbst berauben könnte." — Zum Schluß eines Aufsatzes über Arnold Zweig (Bresl. Ztg. 124) gibt Max Spanier einen Überblick, nachdem er auf die Dramen rühmend eingegangen ist: „Von Zweigs Prosadichtungen steht obenan der erfolgreiche Roman ‚Novellen um Claudia', zarte, abgetönte Melodien um Liebe und Verehrung. Die Sammlung ‚Frühe Fährten' war erst Auftakt, hier ist noch viel Unausgeglichenes, Alltägliches, Belangloses. Höher steigen schon die Sammlung ‚Der Regenbogen' und die letzte Novelle ‚Der Spiegel des großen Kaisers'. Erwähnt seien ferner noch seine Studien über ‚Lessing, Kleist, Büchner', in denen er hauptsächlich ihrem dramatischen Schaffen nachspürt." — In einer Huldigung von Lilly von Kornatzki an Hans Heinrich Ehrler (Schlesw. Nachr., Nordmark 100) heißt es: „Jeder neue Band bestätigt seine dichterische Sendung. Während in deutschen Landen Klagen über den mangelnden Ethos und Eros, über die fehlende Menschen- und Heimatliebe, über den Niedergang der Kultur ertönen, ergießt sich das Wesen dieses Schreibkundigen wie eine verjüngende, glückspendende Quelle über solche, die sich von seiner sonnendurchleuchteten Anschauung der greifbaren Umgebung, von seiner brüderlichen Liebe zur Natur, von seiner Fruchtbarmachung des Ewiggeistigen, von seiner Offenbarung der Gemeinsamkeit jedes Irdischen, von seiner alles umfassenden, jubilierenden Weltbetrachtung mitreißen lassen. Empfängliche Seelen werden eine beseligende Auflösung der eigenen Persönlichkeit, eine Verklärung gegenseitigen Reifens und Verstehens erleben, die sich bis zur Selbstlosigkeit des religiösen Menschen steigern kann." — Den Dichter Niederdeutschlands grüßt Robert Hohlbaum (N. Wiener Abendbl. 110) in Hans Friedrich Blunck: „Es gibt manche, die die Kraft des niederdeutschen Stammes repräsentieren, viele, die seine stille Innigkeit umfassen, aber alles, den Norden in seiner ganzen Kraft, seiner ganzen Gemütstiefe und seiner ganzen Geistigkeit, hat nur Hans Friedrich Blunck ausgeschöpft." — (Vgl. Kurt Bock, Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch., 22. Mai.) — Echtes Volkstum findet Otto Steinbrinck in den Schriften und Dichtungen von Josef Feiten, den er einen „Volksmann" nennt (Westf. Volksbl., Strom 7). — Ein Unbekannter schreibt in einem offenen Brief an Hermann Hesse (Münch. N. Nachr., Einkehr 39): „So wächst mir Dein Werk — über den beglückenden Anlaß, im Höhenglanz seiner dichterischen Schönheit zu ruhen, hinaus — zum hohen Beispiel eines Weges zu sich selber hin. Und daher behaupte ich im Namen aller Unbekannten, die Dich so sehen, wie ich Dich sehe, daß Dein Dichten einen ungeheuer tiefen Sinn hat und unendlich viel mehr als flüchtige Unterhaltung für Dich und für den Leser ist, und daß das Opfer, das Du gebracht hast, indem Du, was Du in heißer Jahre Glut geschaffen, auf den

Digitized by Google

lauten Markt zur Schau gestellt hast, tausendmal nicht unnütz war!" — Mit Ricarda Huchs dichterischer Gestalt beschäftigt sich Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 21).

Einen Aufsatz über Alfred Döblins neues Epos leitet Oskar Loerke (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 120) mit den Worten ein: „‚Manas' heißt das jüngste unter den wenigen Werken der Gegenwart, die den Ruhm der deutschen Literatur in die Zukunft tragen werden. Eine Phantasiewelt voll grandioser Pracht und Anschaulichkeit, hallend und leuchtend von erschütternden metaphysischen Gewittern, so ragt nun wie von eben und von je diese epische Dichtung Döblins aus dem geschäftigen Alltag des Schrifttums. Ihr Dasein verdrängt, ohne Ungeduld und Eitelkeit, allein aus der Notwendigkeit her, den ihrer Größe entsprechenden Raum einzunehmen, viel Schwaches, Kleines, Altes." — Über Bert Brechts neue Gedichte „Hauspostille" liegen zwei Aufsätze vor, von Otto Zarek (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 122) und von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 901), bei dem es heißt: „Den Schluß der originellen ‚Hauspostille' mit ihren gewagten Inhalten beschließen Mahagonnygesänge, zu singen von Herren auf Barstühlen in allen Zungen der Völker. Nachdem Brecht so lange auf Deutsch teuflisch gedichtet hat, lernt ihn zuletzt der Whisky englisch dichten! Ein schöner Engel, der Bert Brecht!" — Irgendwie „künstlich" findet Korrodi auch die gelungenen unter Martin Kessels Gedichten „Gebändigte Kurven" (ebenda 883). — Auf den neuen berner Lyriker Ernst Balzli („In der Dämmerung") macht W. A. (Bund, Bern 206) nachdrücklich aufmerksam, ihm vollgültige lyrische Leistungen zuerkennend.

In einer Besprechung von Heinrich Manns neuem Roman „Mutter Marie" durch Leo Greiner (Berl. Börs.-Cour. 225) finden sich die Worte: „Wie Heinrich Mann es zuweilen liebt, ein Gesicht, eine Geste, den Ausschnitt einer Örtlichkeit nicht direkt, sondern in einem Spiegel auftauchen zu lassen, der das Gespiegelte doppelt zu verändern scheint, indem er es zugleich fremder und wahrer macht, so ist es nicht anders mit den Gestalten dieses Dichters, in deren Züge mit phantasmagorischer Deutlichkeit die Zeichen und Runen ihres Lebens, Heimlichkeiten, Begierden oder Verfall in tiefen Kerben eingegraben sind. Im übrigen hat man den Eindruck, als ob jene polare Spannung bis in die Sprache hinunterwirkte, die, als bloßes Mittel von höchster Elastizität, als geistiger Ausdruck von größter Spannkraft, nur so zu charakterisieren ist, daß sie gleichsam von Satz zu Satz die gedrängteste, überraschend leuchtendste Formel für das Geheimnis des Augenblicks sucht und findet." — Ein ungewöhnliches Erzählertalent erkennt Viktor Kubczak in Hans Grimm, dem Verfasser von „Volk ohne Raum" (Schles. Volksztg., 29. Mai). — Gustav Frenssens „Otto Babendiek" rühmt Oskar Wilda (Bresl. Ztg. 106): „Man scheidet schwer von diesem Buch, in dessen Welt wir heimisch geworden sind, mit dessen Gestalten wir wie mit Persönlichkeiten der Wirklichkeit so lange gelebt haben, und die wir nie mehr vergessen können — man scheidet, um gewiß wieder einmal in stiller Stunde zu ihm zurückzukehren. Ein episches Meisterwerk, das Wahrheit und Dichtung zu schöner Harmonie vermählt, ist uns mit diesem Roman beschert worden, der als Volksbuch edelster Art geistiger Allgemeinbesitz der Nation zu werden die Eignung und die Aussicht hat." — Zu Wilhelm von Scholz' Romandichtung „Perpetua" schreibt J. Froberger (Köln. Volksztg. 378): „Wir wollen uns über diesen Gegenstand nicht eingehend verbreiten, da wir mit einer näheren Begründung offene Türen einrennen würden, wir wollen nur unser Bedauern darüber kundgeben, daß ein begabter Dichter von einer falsch verstandenen Mystik auf Wege geleitet wurde, die seinem Talente nicht entsprachen. Für den kritischen Leser bleibt aber trotzdem das Buch ein Rahmen, der viele Schönheiten in sich schließt, nur wird man sich die gebotene Mystik wegdenken müssen, um sich einzig an den Perlen der Darstellung und der einzelnen seelischen Beobachtungen zu erfreuen. Man sieht an diesem Beispiel klar genug, daß die kirchliche Behörde (Schreiben des Hl. Offiziums) mit großem Rechte unlängst vor dem Mystizismus warnte, der uns in der modernen Literatur vielfach begegnet, denn mit der echten Mystik hat er wenig gemein." — Einen Schachspieler von hohem Rang, der nie das Interesse erlahmen lasse, nennt C. M.-R. Karl Strecker, in Hinblick auf seinen neuen Roman „Der Weg durchs Addermoor" (Hamb. Corresp. 217). — Schnitzlers neue Novelle beurteilt Hans Wyneken (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 233): „‚Spiel im Morgengrauen' gehört in mancher Beziehung nicht zu den stärksten Schöpfungen Schnitzlers (der Schluß wirkt theaterhaft konstruiert). Aber der atmosphärische Reiz dieser Umwelt, ein heimlich mitschwingender Walzerrhythmus, ein leiser Beiklang von Schubertscher Musik — das ist doch wieder echter Schnitzler." — Zu Gustav Meyrinks „Der Engel vom westlichen Fenster" bemerkt Max Pulver (N. Zür. Ztg. 897): „Meyrink hat sich in diesem Buch wiedergefunden. Seine Schau stieß sich an den grotesken Mißformen des Unwesens — da schrieb er des Spießers Wunderhorn und galt den Ahnungslosen als Humorist. Dann versuchte er es die Zwischenwelten mitzuteilen, die er durchschritt und durchlitt: der Golem,

Digitized by Google

das Grüne Gesicht, Walpurgisnacht sind Niederschläge aus jenen Räumen. Jetzt hat er sein Alterswerk, seine ‚Systematik' gegeben." — Die realistische Schilderung in Verbindung mit Seelenanalyse rühmt Heinrich Lentz (Köln. Volksztg. 388) in Franz Herwigs Roman „Die Eingeengten", vgl. Waldemar Gurian (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 20). — In Robert Neumann, dem Verfasser der „Pest von Lianora", entdeckt Ernst Lissauer einen neuen Erzähler (Berl. Börs.-Cour. 243): „Sie wirkt unverkennbar als der Wurf eines bedeutenden Talents, das aus vielen Kräften gemischt ist, und zwar solchen, die einander gemeinhin ausschließen oder doch nur selten beisammen angetroffen werden."

Über Graf Hermann Keyserlings „Wiedergeburt" schreibt Otto Freiherr von Taube (Magdeb. Ztg. 225) eine eingehende Studie. — In einem Aufsatz über Ludwig Klages von Hans Prinzhorn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 124) heißt es: „Irren wir uns nicht, so lebt in Klages der tiefste und stärkste Denker unserer Tage. Sehr vieles spricht dafür, was teils schon aufgezeigt wurde, teils hier noch angefügt sei: nicht zuletzt die zwar eigenwillige und manchmal geschraubte, doch stets mit unentrinnbarer Verzahnung gegliederte Sprache. Noch im kleinsten Satze unverkennbar die ganze Persönlichkeit, das weitausholende gewaltige Schreiten des Pathetikers."

*

Zur ausländischen Literatur

Die Gesamtkorrespondenz J. J. Rousseaus würdigt Antoine Guilland (N. Zür. Ztg. 793). — Sehr interessante Mitteilungen „Unbekanntes von St. Beuve" bietet Lissy Rademacher (Frankf. Ztg. 383 — 1 M.). — Ein Aufsatz Lucien Leuwen und Stendhal von Paul Valéry wird (Frankf. Ztg. 319 — 1 M.) veröffentlicht. — Zum 70. Todestag von Musset schreibt Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 101). — „Vorläufiges zum Thema Marcel Proust" ist eine Studie von Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 209) überschrieben. — Neue Bewegung in der französischen Lyrik schildert Philippe Soupault (Frankf. Ztg. 329 — 1 M.). — Ebenda gibt Léon Pierre-Quint „Einige Worte über den modernen französischen Roman". — Frankreich in seinen Zeitschriften behandelt G. (Germ., Ufer 19).

Charles de Coster und seinen Ulenspiegel-Roman nimmt Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 370 — 1 M.) zum Thema.

Eine Studie „Die heilige Teresia von Jesù und die spanische Mystik" bietet Hans Harder (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 18).

Zum 400. Todestage von Niccolò Machiavelli schreibt Carl Fries (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 117). — „Eines Dichters letzte Liebe. Aus Briefen und Tagebüchern C. del Negros" ist eine Veröffentlichung von Rudolf Schade (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 100, 101, 102) überschrieben. — Neue Schriften von Arturo Farinelli läßt P. Pizzo Revue passieren.

Ein Bild von William Yeats zeichnet H. Thurow (Basl. Nachr., Lit. Bl. 145). — Den Werdegang von Charles Dickens verfolgt P. S. (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 94). — Mit Rudyard Kipling beschäftigt sich H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 18). — Die Frauen in Galsworthys „Forsyte Saga" charakterisiert Elisabeth Altmann-Gottheiner (N. Bad. Landesztg., Frau 223). — Ein Bild von Arnold Bennett gibt H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 22). — Über G. K. Chesterton schreibt Otto Forst de Battaglia (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 19).

August Strindbergs letzte Liebe nimmt Erwin Stranik zum Thema (Karlsr. Ztg., Wissensch. 17). — Einen Besuch bei Knut Hamsun schildert Franck Züchner (Magdeb. Ztg. 218). — Zum 70. Geburtstag von Herman Bang schrieben Oskar Walzel (Bresl. Ztg. 108) und Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 200).

„Eine Dichterliebe" (Turgenjeff und Frau Viardot) schildert T. E. R. (Prag. Pr. 138). — Mit Dostojewskijs Schicksal beschäftigt sich Hans Harder (Bad. Beob., Kunst 19). — Zensur und Kritik in Rußland behandelt Erwin Honig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 123). — Literaturprobleme Sowjetrußlands (Jessenin-schina) bringt Waldemar Gurian zur Darstellung (Köln. Volkszeitung, Schritt 315).

* * *

„Rechtfertigung der Kunst." Einfachstes. Von Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg. 380 — 1 M.).

„Berner Übereinkunft zum Schutz des geistigen Eigentums." Von A. E. Cherbuliez (N. Zürch. Ztg. 766).

„Dichterehefrauen." Gerhart und Carl Hauptmanns Frauen. Von Hermann Dahl (Berl. Tagebl. 249).

„Demokratie und Literatur." (Thomas Mann. Jeremias Gotthelf.) Von Chr. G. (Bund, Bern 205).

„Vom Wesen des Sprechchors." Von Wilhelm Heinitz (Deutsche Allg. Ztg. 208).

„Briefe über deutsche Prosa." Von Otto Heuschele (Karlsr. Tagbl., Pyramide 20).

„Der Professor in der modernen Literatur." Von H. Jansen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 93).

„Deutsche Dichtung in neuer Zeit." Von Friedrich von der Leyen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 377 b).

„Technik und Romantik." Von Arthur Liebert (General-Anz., Stettin 146).

„Gegen die Verlängerung der Schutzfrist!" Von Ernst Lissauer (Münch. N. Nachr. 123).

„Die Literatur und die deutsch-französische Verständigung." Fragment aus einem Vortrag. Von Heinrich Mann (Magdeb. Ztg. 179).

Digitized by Google

„Verjüngende Bücher." (Kafka-Schwob-Schmeljoff-Graf.) Von Thomas Mann (Magdeb. Ztg. 249).

„‚Fehler' im Kunstwerk." Eine Erwiderung an Wilhelm Ostwald. Von Börries, Freiherr von Münchhausen (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 121).

„Der künstliche Mensch in der Dichtung." Von H. O. Münsterer (Magdeb. Ztg. 236).

„Vom Problem des Stils." Von Hans Natonek (General-Anz., Stettin, Buch 132).

„Vom großen Vers." Von Josef Ponten (Münch. N. Nachr. 146).

„Um die Schutzfrist." Von F. M. Reifferscheidt (Germ., Ufer 17).

„Zum Humor in der Dichtung der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (ebenda).

„Die Reimchronik des Kaspar Streccius." Von H. Rodewald (Köln. Ztg., Lit. Bl. 369a).

„Ein literarisches Rätsel." (Wilhelm Raabe.) Von Wilhelm Schaefer (General-Anz., Stettin 125).

„Episches und lyrisches Drama." Von W. E. Schäfer (Stuttg. N. Tagbl. 219).

„Eine deutsche Napoleon-Dichtung." (Berthold Vallentin.) Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 18).

„Die deutsche Seele und unsre Zeit." (Hans Franck.) Von Heinrich Schleichert (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 101).

„Die Mutter in der Dichtung." Von Wilhelm Schulte (Köln. Volksztg. 336).

„Apollon und Dionysos." Betrachtungen über Walther Rathenaus Beziehung zur Kunst. Von Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 319 – 1 M.).

„Dichter und Journalist." Eine Ansprache von Hermann Stehr (Voss. Ztg., Unt. Bl. 125).

„Das Problem der mythischen Realität." Zum gegenwärtigen Stande der Mythenforschung. Von Erich Unger (Magdeb. Ztg. 273).

„Der Niedergang des Dramas." Brief an einen Dramatiker von Herrn X. (Berl. Börs.-Cour. 219).

Echo der Zeitschriften

Der Gral. XXI, 8. (Essen.) Interessant erzählt Wilhelm Schamoni von Huysmans' Bekehrung: „Eines Tages trat Huysmans aus Neugierde und zum Zeitvertreib in die Kirche von St. Severin, nachdem er jahrelang keine Kirche betreten hatte. Die Zeremonien und der Choralgesang ergriffen ihn. Er fühlte ein inneres Zittern in seiner Seele wie beim Lesen eines schönen Buches. Von nun an trat Huysmans öfter in diese Kirche und besuchte auch die anderen. Allmählich kam er dahin, seine Morgen und Abende in den Kirchen zuzubringen. Er setzte sich in einen Winkel und sah den Zeremonien zu und hörte den Choral und träumte. Allmählich begann er Ekel vor sich selbst zu empfinden. Er will nun von seinen Gewohnheiten lassen, aber er kann es nicht, er will glauben, aber seine Einwände scheinen ihm unwiderleglich. Er ist unglücklich. Er ruft wie Augustinus: ‚Morgen, Herr!' Aber am nächsten Tage lebt er nicht besser, und seine Zweifel hören nicht auf. Indessen setzt er seine Kirchenbesuche fort. In den Kirchen fühlt er sich am wohlsten, die unreinen Gedanken verstummen, der Ort ist heilig, die Steine reden von seiner Heiligkeit. Aber wenn er wieder zu Hause ist, ist er wieder der alte, der will und nicht kann, dessen Kämpfe Niederlagen werden und der zu einer Entscheidungsschlacht nicht den Mut aufbringt.

Aber plötzlich ist die Entscheidung gefallen. Er hat sich nicht entschieden, aber der Kampf ist entschieden: Eines Morgens wacht Huysmans auf und ist gläubig. ‚Wenn ich eine Erklärung dafür suche, wie ich, ungläubig am Abend, gläubig geworden bin in der Nacht, ohne es zu wissen, so entdecke ich nichts, denn der Himmel hat gewirkt, ohne Spuren zu hinterlassen.' Den Kampf, den er aus eigener Kraft nicht gewinnen konnte, hat er gewonnen. Der Sieg ist ihm geschenkt worden. Mit einem Schlage sitzt er in jener Stellung, von der aus jeder Kampf ein Sieg werden kann.

Huysmans zog sich, ‚um die große Wäsche zu machen', für kurze Zeit in ein Trappistenkloster zurück.

In ‚En route' erzählt Huysmans seine Konversion. Man fühlt, daß er nicht konstruiert. Er erzählt mit einer Offenheit von sich, die die tiefsten Zartheiten der Seele aufdeckt, so daß wir manchmal vor seiner Intimität erröten. Gedanken, die die pariser Kirchen, der Kirchengesang, die Frömmigkeit der Leute in ihm aufsteigen lassen, unterbrechen die ‚Handlung' des Romans, aber nie werden sie in ‚En route' zu breit. Die Mystiker, die er studiert, geben der Psychologie der Konversion das Fundament. Durtal, der genesende Des Esseintes, lebt die Mystik, die praktische Lehre von der Gnade. Die Theorie wird entwickelt, und Durtal ist das fortschreitende Beispiel. Huysmans hat vom Naturalismus den saftigen Stil behalten. Und noch mehr: die Kritik. Jetzt, da seine Kritik ein Ziel hat, das er ganzen Herzens umarmt, sind seine Anklagen im Grunde noch viel schärfer geworden. Der Häßlichkeit, die sich in den Kirchen breitmacht und in denen der bekehrte Des Esseintes natürlich eine Blasphemie sieht, antwortet er mit den Worten, die fast selbst eine Blasphemie sind. Dieses und die Ungerechtigkeit und Brutalität, mit der er den Klerus angreift, besonders den Weltklerus, dem er auch später nicht gerecht wird, hatten zur Folge, daß die Katholiken, anstatt den Konvertiten zu begrüßen und das, was er Gutes nun schrieb, zu unterschreiben, sich beleidigt und mißtrauisch von ihm fernhielten."

Digitized by Google

Die Vierte Wand. (Festnummer.) (Magdeburg.) Eine fesselnde Charakteristik von Ludwig Devrient, die zugleich tief in die Eigenart seiner Kunst hineinführt, entwirft Edgar Groß:

„Er war ein Mensch, der die gesamte äußere und innere Wirklichkeit in seine Phantasie hineinbezog, der mit der Phantasie erlebte und darum zu dem realen Leben immer in feindlichem Gegensatz stehen mußte. In der Zerfahrenheit und Unstetheit seiner antibürgerlichen Lebensform drückte sich die Unendlichkeit des Erlebens aus, die ihn dem romantischen Kreis einordnet. Er litt am Übermaß seelischer Vorgänge, die im Leben keine Erfüllung fanden. Wie die Romantiker das Leben von der Poesie aus ergreifen wollten, so stellte sein ganzes Leben eine Theatralisierung des äußeren Daseins dar. Nicht so, daß er im Leben komödiantisch wurde, wie so viele große und kleine Schauspieler, die die Wandlungen des Ichs und den Schein der Bühnenwelt auf die Wirklichkeit übertragen. Sondern Leben und Kunst hatten für ihn eine Quelle. Für die Romantik ist die Kunst ‚die wahre Führerin des Lebens', für Devrient gehen Leben und Kunst ineinander über. Aus der Identität des Grunderlebnisses entsprang die Unmöglichkeit, sein bürgerliches Dasein zu gestalten.

Er ist durchaus erfüllt von seinem Ich, aber er gibt sein Ich hin, fesselnd ausströmend ans Leben, formend an die Kunst. Er hätte, wenn er seinem realen Leben einen Halt geben wollte, die Mittel, die ihm für die schauspielerische Gestaltung zu Gebote standen, im Leben ausschöpfen müssen, denn sie zehrten beide aus derselben Quelle. Er lebte das Leben als schaffender Künstler, genau so wie er schauspielerisch das Leben schuf. Er war kein Komödiant im Leben, aber er lebte in der ‚Komödie', wie im Theaterjargon jedes Stück Komödie genannt wird. In der künstlerischen Darstellung gestaltete er das reine Phantasieverhältnis, das im Leben nicht erfüllbar ist. Kunst war für ihn das Losreißen des produktiven Erlebens aus der Innerlichkeit, worauf nach Eduard Spranger das Wesen des künstlerischen Menschen beruht. Kunst war für ihn vollendete Lebensform, das äußere Dasein war unvollendete Kunst und deshalb zerrann es ihm. Man sagte: ‚Es ist schade um ihn!' Aber das war nicht das Rechte; wäre Devrient im Leben anders gewesen, so hätte er uns nie der Künstler Devrient, wie er war, werden können.

Dabei sind Ausgangspunkte seines Erlebens dieselben Elemente, auf denen romantisches Wesen so nachhaltig beruht: nämlich die Phantasie und das Unterbewußtsein. Er ist absoluter Irrationalist, wie sich das romantische Lebens- und Kunstgefühl ja auch mehr und mehr von den rationalistischen Einschlägen der Frühzeit fortentwickelte. Er spielt in romantischer Manier mit der Form des Lebens, weil er ihm nicht gewachsen ist. Er ist im Leben problematisch, chaotisch und fragmentarisch, und er gestaltet als Künstler immer irgendwie die Tragik des gebrochenen Lebens."

Reclam Universum. XXXXIII, 33. (Leipzig.) Zum 50. Geburtstag Emil Luckas (11. Mai) bietet Robert Hohlbaum eine eindrucksichere Charakteristik „Wanderer durch die Unendlichkeit" überschrieben:

„Wer hat die ersten Kapitel des Romans ‚Am Sternbrunnen' geschrieben? Jeder aufmerksame Leser wird sagen: Einer, der wirklich aus Bauernblut entsprossen ist, einer, der diesen Weg aus der Tiefe zur Höhe menschlicher Geisteskraft wirklich zurückgelegt hat. Und wer ist Emil Lucka wirklich? Ein Großstadtkind. Einer, dessen Kindheit die ein wenig überkultivierte Luft des ‚Capua der Geister' erfüllte, einer, dem alle warmen Quellen geistiger Fülle flossen, dem Weininger Freund gewesen ist, der heute, durch seine schweren, großen, philosophischen Werke ‚Die drei Stufen der Erotik' und ‚Urgut der Menschheit' den Widerstand der Zünftler besiegt hat und als Gelehrter ernsthaft gewertet wird. Und dies gelang ihm, obwohl er jahrzehntelang als Bankbeamter in das Joch eines ungeliebten Berufes gespannt war.

Wenn man Luckas Bild betrachtet, so glaubt man ihm den Philosophen. Dieses lange, schmale Gesicht trägt fast etwas Aszetisches. Man könnte es sich sogar ganz gut aus einer Kutte ragend denken. Aber der weiche, zarte Mund und die zuweilen in Weltfreude aufleuchtenden Augen verraten den Dichter. Diese Augen haben viel gesehen, sehr viel. Der bedürfnislos Bescheidene hat alle seine Einkünfte auf Reisen verwendet. Er kennt Italien, er kennt Deutschland, ein Spanienbuch wurde soeben veröffentlicht, er kennt nicht zuletzt seine eigene Heimat, das Österreich der Alpen, in dem viele seiner Novellen, in dem sein Bruckner-Roman ‚Das Brausen der Berge', in dem die wunderschönen ersten Kapitel des Romans ‚Am Sternbrunnen' spielen. Dieser Großstädter ist ein Feind der Großstadt, dieser im besten Sinne Moderne, sagen wir besser Antiepigone, ist zugleich ein Romantiker der alten Zeit. Klarheit darüber gibt uns gerade das Reclam-Büchlein ‚Thule, Eine Sommerfahrt'. Der Dichter des berühmten ‚Isolde'-Buchs, der Erneuerung alter herbsüßer Sage, hat es geschrieben. Der Philosoph hat diese Reise in hohe gedankliche Sphäre erhoben, der Dichter erfüllt sie mit blutvollem Leben.

Eine Welt steigt auf, Götter, Alben, böse und gute Geister, ein großer Naturmythos ist das kleine Werk. Wie Luckas Werk überhaupt. Selten, ganz selten ist, so wie in diesem Dichter, Geist zu Leben geworden."

Digitized by Google

Die Bücherschau. XXIV, 5. (Köln.) Man ersieht aus Joseph Frobergers Aufsatz „Die Mystik im Roman" wie sich die streng kirchlich gebundene Richtung des modernen Katholizismus zu Wilhelm von Scholz' „Perpetua" grundsätzlich stellt:

„Nähme man die vorgebliche Mystik aus dem Roman Perpetua heraus und würde man die übrigen Teile des Werks als Hintergrund einer anderen Handlung verwenden, so könnte ein künstlerisches Werk daraus geschaffen werden. Denn das Buch ist an Schönheiten aller Art sehr reich, es tut einem leid, daß man des Hauptinhaltes wegen ein so hartes Urteil darüber fällen muß. Wir nennen nur ein zartes Einleben in die Naturgeschehnisse, wie es in der modernen Literatur sehr selten ist, ein feines, aus reifer Lebenserfahrung geborenes Gefühl für den Wandel des menschlichen Lebens, für die verschiedenen Lebensalter, für den Niederschlag von Erlebnissen. Der Dichter ist ein Meister im Schildern seelischer Zustände, er weiß Feinheiten und Spannungen in Worte zu bringen, die auf tiefe Hintergründe schließen lassen. Und dazu kommt noch eine eigentümliche Sprache, die an einigen Stellen sich zu poetischer Schönheit erhebt, eine sorgsam abgetönte Sprache, die sich dem Gefühl innig anschmiegt und innerliches Erleben bald andeutend, bald breit ausführend in feinen Linien zu zeichnen versteht. Am besten gelingen ihm die lyrischen Partien, die Ruhepunkte in der Handlung, von denen man einzelne geradezu als Perlen der deutschen Prosa herausgreifen möchte. Und ein solcher Dichter hat sich um die Darstellung eines Hexenprozesses, in dem ein unmenschlicher Wüterich die Hauptrolle spielt, abgemüht! Es ist als ob der Dichter selbst sich vorgenommen hätte, einen guten Roman mit teuflischen Künsten zu verderben, als ob, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ein Dämon in ihn gefahren wäre. Dinge, zu denen ein Schriftsteller nun einmal kein inneres Verhältnis gewinnen kann, läßt er lieber unberührt. Und die Mystik insbesondere erfordert etwas mehr als einige geschichtliche Kenntnisse, oder einige Zitate aus den Schriften der Mystiker. Sie ist eine einsame Bergblume, die es nicht verträgt, in den Vasen eines Empfangsraumes zur Schau gestellt zu werden. Mystik und Roman vertragen sich nur dann, wenn ein frommer Dichter, eine Novalisseele, scheu ihr eigenes Erleben darin niederlegt. Und das wird nicht alle Jahre geschehen."

* * *

„Das alte und das junge Hildebrandslied." Von Andreas Heusler (Preußische Jahrbücher CCVIII, 2. Berlin).

„Die ersten Handschriften Abraham a Sancta Claras." Von Karl Bertsche (Die Autographen-Rundschau VII, 9. Berlin).

„Valerius Herberger, dem großen Sohn der Ostmark an seinem 300. Todestag zum Gedächtnis." Von Franz Lüdtke (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 2. Berlin).

„Johann Christian Günthers Stellung zur Religion." Von Max Tau (Der Oberschlesier IX, 4. Breslau).

„Pestalozzi-Literatur." Von Wilhelm Kahl (Literarischer Handweiser LXIII, 8. Freiburg i. B.).

„Goethe oder Hölderlin?" Von Hans Dahmen (Die Christliche Welt XLI, 10. Gotha).

„Ein Wedekind bei Goethe." Von H. H. Houben (Reclams Universum XLIII, 31. Leipzig).

„Goethes ‚Mignon'. Entstehung, Name, Gestaltung." Von Fritz R. Lachmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 3/4. Heidelberg).

„Die Lebensprobleme in Goethes ‚Tasso'." Von Walther Linden (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 5. Leipzig).

„Goethes und Schillers Kopf." Von Friedrich Märker (Die Literarische Welt III, 19. Berlin).

„Goethes Führung." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 4/5. Frankfurt a. M.).

„Karoline Jagemann, Goethes Gegenspielerin." Von Julius Schiff (Die Bergstadt XV, 8. Breslau).

„Religiöse Dichtung des jungen Goethe." Von Oskar Walzel (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 5. Frankfurt a. M.).

„Was bedeutet uns Fichte?" Von Arthur Bonus (Die Tat XIX, 2. Jena).

„Kant – Schiller – Fichte." Ein Beitrag zur Entstehung des nationalen Ethos der Deutschen aus dem Gedanken des allgemeinen Menschentums. Von Friedrich Meyer (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 4. Frankfurt a. M.).

„Zwei Briefe aus Hölderlins Homburger Kreis." Von Ludwig Strauß (ebenda).

„Aus Briefen an Hölderlin von seiner Schwester." Von Ludwig Strauß (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 3/4. Heidelberg.)

„Deutschland, Hellas und Hölderlin." Von Wilhelm Willige (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 5. Leipzig).

„Platens Tristanlied." Von Willy Blumenthal (Das Platen-Archiv, Blätter der Platen-Gesellschaft II, 1/2. Berlin).

„Georg Brandes über Platen." Von Will Scheller (ebenda).

„Lyrische Gedichte." Nachschaffende Betrachtungen. (Droste-Hülshoff.) Von Franz Heyden (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 4. Frankfurt a. M.).

„Man hat doch etwas, wofür man lebt." Faksimilierte Wiedergabe eines unveröffentlichten Briefes Gustav Freytags (Vierteljahrsblätter des Volksverbands der Bücherfreunde II, 4. Berlin).

„Nietzsche und das Deutschtum." Von Herbert W. Leisegang (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 5. Frankfurt a. M.).

„Der Cagliostro des Nationalismus. Zu Julius Langbehns 20. Todestag." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Literarische Welt III, 17. Berlin).

„Der Rembrandt-Deutsche und München." Von Alfred von Mensi-Klarbach (Süddeutsche Monatshefte XXIV, 8. München).

„Erinnerungen an Gustav Falke." Von Erich Scheurmann (Westermanns Monatshefte LXXI, 849. Braunschweig).

„Robert Garbe †." Von Theobald Bieder (Niedersachsen XXXII, Mai. Bremen).

Digitized by Google

„Robert Garbe †." Von Hermann Claudius (Quickborn XX, 2. Hamburg).
„Anmerkungen zu Rilke." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XX, 5. Zürich).
„Emil Strauß." Von Philipp Witkop (Die schöne Literatur XXVIII, 5. Leipzig).
„Hermann Hesse und die Jugend." Von W. E. Süßkind (Die Neue Rundschau XXXVIII, 5. Berlin).
„Hermann Hesse und der Osten." Von Hugo Ball (ebenda).
„Ein Stück Tagebuch." Von Hermann Hesse (ebenda).
„Arthur Schnitzler, der Erzähler." Von Paul Wertheimer (Radio III, 32. Wien).
„Arthur Schnitzlers Spätwerk." Von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CCVIII, 2. Berlin).
„Döblins Epos." Von Wolf Zucker (Die Weltbühne XXIII, 21. Berlin).
„Wilhelm Schäfers rheinische Novellen." Ein stilpsychologischer Versuch. Von Walter Steinert (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 5. Leipzig).
„Heinrich Gutberlet." Von Max Schaerffenberg (Deutsche Monatshefte 1927, 5. Berlin).
„Emil Lucka." Zum 50. Geburtstag des Dichters. Von Robert Hohlbaum (Der Bücherfreund XIV, 5. Leipzig).
„Adolf Meschendörfer zum 50. Geburtstag am 8. Mai." Von Konrad Nußbächer (Klingsor IV, 4/5. Kronstadt).
„Richard Schaukal." Von Marianne Thalmann (Radio III, 34. Wien).
„Franz Werfel." Von Heinz Nonveiller (Das Gewissen I, 4 Wien).
„Zu Franz Werfels ‚Paulus unter den Juden'." Von Johannes Urzidil (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 27).
„Anton Schnack." Von Peter Bauer (Die Bücherwelt XXIV, 5. Köln).
„Friedrich Schnack." Von Peter Bauer (Die Bücherwelt XXIV, 5. Köln).
„Händel-Mazzettis Karl Sand-Roman." Von Sigmund Stang (Stimmen der Zeit LVII, 8. Freiburg i. B.).
„Der große Unwissende [von Carl Dallago]." Von Wilhelm Troll (Die Tat XIX, 2. Jena).
„Friedrich Griese, ein niederdeutscher Dichter." Von Ernst Metelmann (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 2. Danzig).
„Der Lyriker Richard O. Koppin." Von C. F. W. Behl (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 2. Danzig).
„Karl Linzen." Von Georg Schäfer (Die Bücherwelt XXIV, 4. Köln).

* * *

„Shakespeare im Geiste der Gegenwart." Von Gert Buchheit (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 5. Leipzig).
„Shakespeare über diesem Jahrhundert." Von Karl von Felner (Das Schauspiel 1926/27, 13. Königsberg i. Pr.).
„Shakespeare auf der Bühne." Ein Überblick. Von Hans Knudsen (Stadt-Anzeiger XXV, 36. Mannheim).
„Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland." II. Von John Koch (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 3/4. Heidelberg).
„Robert Louis Stevenson." Von Paul Adams (Die Bücherwelt XXIV, 4. Köln).
„Bernard Shaw." Von Hans Franck (Bühnenblatt IV, 13. Dortmund).
„T. E. Lawrence, der große Abenteurer des Weltkrieges." Von Egon Wertheimer (Die Literarische Welt III, 17. Berlin).
„Hardys neue Lyrik." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXVI, Berlin).
„Der moderne englische Frauenroman." Von Karl Arns (Die Neueren Sprachen XXXV, 3. Marburg).
„Ein Streifzug durch das neueste englische Schrifttum." Von Karl Arns (Literarischer Handweiser LXIII, 8. Freiburg i. B.).
„Dantes Inferno als Gegenwart und Wirklichkeit." Von Adrien Turel (Die Literarische Welt III, 19. Berlin).
„Georg Brandes und die Frauen." Von Frieda Steenhoff (Die Neue Generation XXIII, 5. Berlin).
„Der Lyriker Ibsen." Von Helene Richter (Radio III, 35. Wien).
„Der schwedische Anakreon Carl Michael Bellmann." Von Georg Richard Kruse (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 9. Bielefeld).
„Eine merkwürdige Episode aus Strindbergs Leben." Von Alfons Fedor Cohn (Die Literarische Welt III, 17. Berlin).
„Sigrid Undset." Von Josef Feiten (Die Bücherwelt XXIV, 4. Köln).
„Jahre mit Tolstoj." Von Wassilij Iwanowitsch Alexejeff (Reclams Universum XLIII, 35. Leipzig).
„Von der Schaukunst der Japaner." Von Maria Piper (Die Scene XVII, 5. Berlin).

* * *

„Dichter und Regisseur." Piscator und Ehm Welk." Von Arbiter (Der Deutschen-Spiegel IV, 17. Berlin).
„Theaterkrise?" Von Bernhard Diebold (Die Vierte Wand 1927, 14/15. Magdeburg).
„Neue Sachlichkeit im Drama." Von Franz Graetzer (Saarbrücker Blätter V, 17).
„Theaterschulen." Von Carl Heine † (Der neue Weg LVI, 9. Berlin).
„Zur gegenwärtigen Situation der deutschen Theater." Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Die Vierte Wand, 1927, 14/15. Magdeburg).
„Theaterbriefe Heinrich Laubes." Von H. H. Houben (ebenda).
„Regisseur und Dichter." Von Monty Jacobs (Vierteljahrsblätter des Volksverbands der Bücherfreunde II, 4. Berlin).
„Das deutsche Drama in den letzten fünf Jahren." Von Hans Knudsen (Saarbrücker Blätter V, 16).
„Dichtung und Theater." Von Heinz Lippmann (Die Vierte Wand 1927, 14/15. Magdeburg).
„Heinrich Laubes Burgtheater." Von Friedrich Rosenthal (ebenda).
„Proben und Aufführungen im Weimarischen Hoftheater der Goethezeit." Von Bruno Satori-Neumann (ebenda).
„Umgang mit Dramen." Von Bertold Viertel (ebenda).
„Erinnerungen an Arthur Vollmer (Der neue Weg LVI, 9. Berlin).
„Arnolt Bronnen und sein Weltbild." Von Hermann Edgar Wanderscheck (Die Neue Zeit II, 4. Dresden).
„Arnolt Bronnens ‚Vatermord' als Entwicklungsbasis für eine moderne Dramatik." Von Siegfried Bergengruen (ebenda).
„‚Anarchie in Sillian'." Von Herbert Papsdorf (ebenda).
„Über das Erotische in Arnolt Bronnens Schaffen." Von Adolf Scheer (ebenda).

Digitized by Google

„Katalaunische Schlacht'." Von Chroniculus (Die Neue Zeit II, 4. Dresden).
„Rheinische Rebellen'." Von Hellmut Schlien (ebenda).
„Ostpolzug'." Von Max Martin Sternschein (ebenda).
„Der neue Standpunkt." Betrachtungen zum Schaffen Bert Brechts und der jungen Generation. Von Kurt Müno (ebenda).
„Trommeln in der Nacht'." Gedanken zu Bert Brechts Drama. Von Rolf Hartmann (ebenda).
„Von ‚Baal' bis ‚Mann ist Mann'." Von Gustav Zeuner (ebenda).

* * *

„Die Novelle." Von Robert F. Arnold (Radio III, 33. Wien).
„Die schweizerischen Klassiker." Von Carl Albrecht Bernoulli (Annalen I, 3. Horgen-Zürich).
„Die Kulturkrise der Gegenwart." Von Hanns Martin Elster (Die Horen III, 4. Berlin).
„Die Überfremdung des deutschen Schrifttums." Von Johannes Höffner (Deutsche Monatshefte 1927, 5. Berlin).
„Der Urheberschutz." Von Eugen Kalkschmidt (Der Kunstwart XL, 8. München).
„Grundsätzliches zur physiognomischen Charakterologie." Von Rudolf Kassner (Die Literarische Welt III, 19. Berlin).
„Persönlichkeit und Menschheit." Von H. W. Keim (Deutsche Rundschau LIII, 8. Berlin).
„Volkserzähler und Volkserzählungen." Von Gustav Friedrich Meyer (Quickborn XX, 2. Hamburg).
„Der große Stoff der Natur." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 5. Leipzig).
„Literatur und Ethos." Von Richard Sexau (Geisteskultur XXXVI, 3/4. Berlin).
„Charakterologie und Dichtung." Von Emil Utitz (Die Literarische Welt III, 19. Berlin).
„Die Zeitschrift für Bücherfreunde 1897–1927." Von Fedor von Zobeltitz (Zeitschrift für Bücherfreunde XIX, 3. Leipzig).

Echo der Bühnen

Berlin

„Tim O'Mara." Schauspiel von Emil Buri. (Uraufführung durch die Junge Bühne im Theater in der Königgrätzerstraße am 15. Mai 1927.)

Nichts als ein Versuch. Als solcher aber, schon rein äußerlich genommen, merkwürdig.

Dies Schauspiel nämlich ist raumlos. Fast durchgehend stellt die Bühne ein Nebeneinander getrennter Räumlichkeiten dar, es kommt aber auch vor, daß sich Stimmen aus weiter Ferne unmittelbar in den Dialog der räumlich Nahegerückten einschieben. Als gälte es nicht, die Worte Anwesender hörbar zu machen, sondern als wäre hier ein Bereich, in dem jeder seelische Aufschrei hallt.

Merkwürdiger noch die innere Vergegenwärtigung des Handlungsablaufs. Nur die Szenen aus zwei Menschenschicksalen werden vor Augen gerückt, die eine äußere Daseinsveränderung anbahnen; aus denen darum ein Schicksal spricht. Offenbar absichtlich beschränkt sich die Charakteristik auf Typengebung: das Elternpaar, das dem Sohn fremd und feindlich gegenübersteht; der Sohn, in jenen inneren Nöten, die allerzeit „Jungsein" hießen; der gleißnerische Freund; die leichtsinnige, zur Dirne hinabgleitende Geliebte. Es wird auch gleichsam nur ein Handlungsgerüst aufgebaut, derart, daß man statt des Hauses die Balkenlagen sieht, und es fehlt, offenbar absichtlich, an Stein und Mörtel, die Flächen auszufüllen —: Aus jenem unbestimmten Jugenddrang heraus und weil sich ihm das geliebte Mädchen, um den Reicheren zu heiraten, entzieht, wird Tim O'Mara Soldat; zieht in den Krieg hinaus; kehrt in die Heimat zurück; wird, abermals hinausgetrieben und abermals heimgekehrt, zum Mörder am falschen Freund; nimmt diesmal aber das längst zur Dirne gewordene Mädchen mit ins Feld —: sie kämpft in Männerkleidern und fällt. Er stirbt ihr nach.

Daß sich die Bühne dem Versuch, den Raum als solchen auszuschalten, die Menschen auf Typen, die Handlung auf ein Alltagsgeschehen zurückzuführen, widersetzen muß, ist selbstverständlich. Merkwürdig bleibt vielmehr, daß sie es nicht durchaus tat; daß Wirkungsmöglichkeiten blieben und etwas im Zuschauer, lange nachdem der Vorhang zum letztenmal gefallen war, nachhallte.

Innere Berechtigung ist dem Versuch nicht abzusprechen. Was wird aus Tim O'Mara? Ein Lied. Was ist der Sinn des Lebens? Der Verfasser spricht es aus: daß er zum Liede werde.

Und nun dies Lied von Tim O'Mara vorausgesetzt, das Lied von dem jungen Menschen, der die Heimat verloren hat, Soldat wird, ins Feld zieht, es bis zum Korporal bringt; der die Heimat immer wieder sucht und mit jedem neuen Suchen verliert; der den Soldatentod mit seinem zur Dirne gewordenen, dann mit Soldatenehre geschmückten Mädel findet — dies Lied, das einem typischen Menschenschicksal in Marschrhythmus Ausdruck gibt, vorausgesetzt, durfte das Drama kaum anders gestaltet werden, als Emil Buri es sich ersonnen hat: in abgerissenen Rhythmen, in Typenbildern, in Alltagsvorkommnissen.

Nur ein Versuch, aber offenbar Eines, der eigenes und keckes Stilgefühl besitzt. Ernst Heilborn

Digitized by Google

Mannheim

„Mörder für uns." Sechs Bilder. Von Willi Schäferdiek. (Uraufführung der „Jungen Bühne" im Nationaltheater am 22. Mai 1927.)

Der „Jungen Bühne" letzte Veranstaltung brachte nach allen Nieten dieser Spielzeit zwar keinen großen Treffer, aber einen Treffer immerhin: indem in des jungen Willi Schäferdiek „Mörder für uns" einmal von allem intellektuellen und sexuellen Krampf abgesehen wird; indem hier nicht die gleichen allgemeinen und verschwommenen Menschheitsphrasen zum hundertsten Mal denselben jungen, schwerbelasteten Menschen in den Mund gelegt werden; indem hier endlich einmal ein junger Dichter den Mut hat, sich ohne Umschweife einer unverzerrten Wirklichkeit, eines tatsächlichen Geschehens zu bemächtigen, um aus der Welt und für die Welt neue, gegenwartserfüllte Symbole zu gewinnen. Für Schäferdiek ist das leiderer Eisenbahnattentat Anlaß und Kern seiner Auseinandersetzung mit der Zeit geworden. Seine Anklage gilt dem Staat und der Gesellschaft, die solche Verbrechen möglich werden lassen. Wieviel unverantwortliche Brutalität im Namen der staatlichen und bürgerlichen Ordnung ist nötig, demonstriert er, um zwei weder ausbündig gute noch schlechte, eben nur zwei gesunde, junge, idealistische Menschen auf den Weg des ungewollten, unvorbedachten Verbrechens zu treiben. In sechs Bildern geht Schäferdiek den Kurven dieser allmählichen und ganz triebhaften Wandlung nach, aus der schließlich die Katastrophe hervorbricht, elementar und zerstörerisch wie eine Naturkraft.

Triebhaft und elementar ist vorläufig auch Schäferdieks eigenste dichterische Einstellung und sein Gestaltungsvermögen. Im Gedanklichen unvergoren und von jugendlicher Rhetorik, ohne Blick für das Problematische, Vielgesichtige, Übergangshafte der Zeit, nicht bloß der jüngsten Generation, deren Alarmrufe er seinen Helden ausstoßen läßt, zwingt er in Bann durch die Leidenschaft und Sauberkeit seiner Gesinnung, das Ungestüm seines Wollens. Da er außerdem einen angeborenen Sinn für szenische respektive theatralische Notwendigkeiten zu haben scheint und die Blutfülle zur Verlebendigung seiner Gesichte dazu, dürfte er zu den Verheißungen der jüngsten Dramatiker-Generation zu zählen sein. Paula Scheidweiler

Freiburg i. B.

„Der Ring mit dem Karfunkelstein." Trauerspiel. Von Emanuel von Bodman. (Uraufführung im Stadttheater am 13. Mai 1927.)

Wie in seinem „Donatello" und seinem „Fremdling von Murten" stellt Emanuel von Bodman in seinem (übrigens schon längere Zeit gedruckt in seinen Gesammelten Werken vorliegenden) Trauerspiel „Der Ring mit dem Karfunkelstein" den Mann zwischen zwei Frauen und verschärft den Liebeskampf durch das Graf von Gleichen-Motiv. Die eine Frau des Herzogs von Limburg (die Fabel spielt ohne wesentliche geschichtliche Einbeziehung in der Zeit der Kämpfe des Kaisers Heinrich IV. mit dem Papst) ist unfruchtbar, die Geliebte bringt den gewünschten Sohn und Erben. Die Seelenwirrnis des Mannes wird durch die rührende Opferliebe der Frau gelöst, indem sie sich selbst den Tod gibt. Der dramatische Impuls wird vom Dichter dadurch gewonnen, daß die Tatsache des Kindes, unbewußt dem Vater, plötzlich auftritt, wodurch nach zwei ziemlich schwerfälligen und zäh ausmalenden Akten die nie versagende Gegenüberstellung zweier Frauen zur Höhe führt und den Bühnenerfolg gewährleistet. Es verleugnet sich in der Tragödie nicht der Lyriker und Novellist von Bodman; die Charakterisierung seiner Gestalten geschieht weniger aus diesen selbst als aus den Bodmanisch schönen Versen, die in einem klassizistischen Dichtertum mehr Genüge finden als in einem Bühnendrama. Karl Joho

Dresden

„Ein Narr macht viele." Komödie in drei Akten. Von Fritz Peter Buch. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 19. Mai 1927).

Ein Versuch, den unsterblichen Roman Don Quichote des Cervantes unter der anspruchsvollen Bezeichnung „Komödie" auf die Bühne zu bringen. Die bunten Abenteuer und Narrheiten in der epischen Form des Romans sind in der Vergegenständlichung auf der Bühne eine Entgleisung. Man kommt bei der Akrobatik der zusammenhanglosen Szenen in ihrer ungeschminkten Derbheit nicht zu dem Entrücktsein des Träumers und Kämpfers Don Quichote, dessen unbeugsamer Glaube und inbrünstige Sehnsucht nach letztem Verstehen und tiefster Menschlichkeit hier klingende Worte, nur Worte sind. Man lebt seine Taten auf der Bühne als Albernheiten eines Irren. Die angebliche Komödie des Verfassers mit ihrem Possenulk ist ein Zwittergebilde, dessen man nicht froh werden kann. Es müßte ein kongenialer Geist diesen reinen Toren vom Gegenständlichen wegführen, es müßten die Grenzen von Sein und Schein, von Sehnsucht und Erfüllung, von Narrentum und höchster Weisheit ineinanderfließen und den glücklich-unglücklichen Narren Don Quichote mit seinem schmerzgenährten Idealismus als Helden und wunderlichen Heiligen erstehen lassen, dessen letztes Glück sein unerschütterlicher Glaube und seine Sehn-

Digitized by Google

sucht ist, nicht die Erfüllung. Aber es geht einem bei dieser Ver- und Bearbeitung für die Bühne wie bei der Illustration von Dichtungen höchster Form, die Allgemeingut des Volkes geworden sind und nicht mit kongenialem Geist für das Auge nachgeschaffen wurden. Die Gegenfabel von einem girrenden Herzog, ferner der eingeschmuggelte breite Studentenulk, die zahllosen Typen, die nicht mit der Handlung in irgendeinem Zusammenhang stehen, können nach Herzenslust gestrichen werden, ohne daß dem Ganzen Einbuße geschähe. Johannes Reichelt

Braunschweig

„Der Mann im Schlafanzug". Lustspiel in 3 Aufzügen. Von Ludwig und Rolf von Menz. (Uraufführung im Landestheater am 5. Mai 1927).

Die Atmosphäre des üblichen Kriminalromans von gestern und heute — und trotzdem wirkt dieser „Mann im Schlafanzug" originell, was bei „Doppelfirma" und „Doppelpseudonym" kaum zu erwarten war. — Gutpointierte schwankhafte Bearbeitung, wirklich geschickte Situationskomik und vor allem der raffinierte und für den Bühnenbildner so verlockende Plan, zum Hauptschauplatz der Handlung einen Schlafwagen des im 70 km-Tempo dahinsausenden Nachtexpreß Berlin—Reichenhall zu machen, gaben dem heiteren Spiel das originelle Gepräge. Im Gange des Schlafwagens trifft man Frau Ministerialdirektor von Spitz, deren Gatte — Politiker auf exponiertem Posten — in Befürchtung eines kleinen Seitensprunges seiner Frau heimlich einen Detektiv im Zuge stationiert hat. — Man trifft hier einen sächsischen Großkaufmann — Strumpfwaren en gros —, dessen besorgte Frau eine Entgleisung von Zug und Mann vorausahnt. Und um dem Ganzen die interessante Note zu geben, besteigt auch noch ein Kriminalkommissar den Zug auf der Suche nach einem entsprungenen Hochstapler. — Die Fahrt beginnt. Frau Direktor und der Großkaufmann finden sich schnell. Er verschwindet im „Schlafanzug" in ihrem Abteil — ein günstiger Zufall für den in den Zug springenden Hochstapler, der auf diese Weise zu Kleidern, Geld und Papieren kommt. Damit beginnt die übliche Verwechslungskomödie — reich an geschickten Einfällen —, die nach den ebenso geläufigen lustspielhaften Verwicklungen in einem Luxushotel in Bad Reichenhall eine glückliche Lösung findet — allerdings nicht im Sinne der beiden „enttäuschten" Kriminalkommissare. — Literarischer Kritik vermag das Stück nicht standzuhalten — es soll ja auch nur unterhalten. Der Kritiker kann aber mit Genugtuung feststellen: auf einer deutschen Bühne erreichte ein Schwank ohne übertriebene Erotik, ohne aufdringliches „In-den-Vordergrund-Stellen" des Cerullen und frei von ausländischem Einfluß einen großen Publikumserfolg. Hans Kaufmann

Echo des Auslands

Norwegischer Brief

Man weiß, daß es im allgemeinen mit der dramatischen Produktion in Europa nicht gut bestellt ist. Norwegen bildet eine rühmliche Ausnahme. Aber auch hier ist eine Ermattung und Verschlappung spürbar. Doch man hat jedenfalls noch nicht die Bedeutung einer guten dramatischen Technik vergessen, man versteht noch, daß eine konzentrierte und intelligent durchgeführte Verknotung der Geschehnisse die unentbehrliche Vorbedingung aller theatralischen Wirkung ist. Und nicht übersehen darf werden, daß es in Norwegen noch Dichter mit wirklichem dramatischen Empfinden gibt, scheint sich dieses auch — bezeichnend genug — mehr in erzählender Form auswirken zu wollen als in der Gestalt, welche die Bühne fordert.

Kristian Elster d. J., der Autor einer Reihe beachtenswerter Erzählungen, kommt diesmal mit einem Schauspiel „Chefen" (Der Chef). Diese drei Akte haben die richtige Füllung, bewältigen gerade soviel Handlungsquantum, als sie zu fassen vermögen und sind frei von jenen toten Punkten und Szenen, die offenbar den Stolz unserer jüngeren und jüngsten Theaterschriftsteller ausmachen. Wohl zieht sich die Handlung hie und da ins Sudermännische hinein. (Heimkehr des nach offizieller Version bei einer Kahnfahrt verunglückten Chefs, der in aller Heimlichkeit verschwand, um im Ausland die zusammenkrachende Firma glücklich noch im letzten Augenblick zu retten, ist ein etwas knalliges Motiv, doch auf geschickte Weise vorbereitet und abgedämpft.) Aber die Charaktere sind alle mit wundervoller Klarheit gesehen, und ein starker Handlungsstrom durchzieht das Werk. Die beste Figur ist Gerda Reynholdt, die sich — nicht zum wenigsten infolge des finanziellen Zusammenbruchs ihres Vaters — in wenigen bitteren Stunden vom verschwenderischen Jazz-Püppchen in einen Menschen verwandelt.

Oskar Braaten, der vielgelesene Schilderer des oslöschen Proletariats, hat sein vieraktiges Volksstück „Ungen" (Das Kind), das vor etwa zehn Jahren er-

Digitized by Google

schien, umgearbeitet. Es ist weder besser noch schlechter geworden und geblieben, was es war: eine in Dialog aufgelöste Erzählung. Das Handlungselement (Intrige, durch welche einer ledigen Mutter die Liebe zu ihrem Kind und damit dieses zurückgegeben wird) verfügt nicht über abendfüllende Dynamik, Füllsel drängt sich überall auf. Doch die Menschengestaltung ist glänzend: bestem Hauptmann oder Schönherr vergleichbar.

Ein Anfänger, Rolf Løchen, bemüht sich voll schönen Jugendmutes dem Theater etwas Ungewöhnliches und Neues zu geben und greift — bewußt oder unbewußt — auf mittelalterlichen dramatischen Ausdruck zurück. Sein dreiaktiges Schauspiel „Vardøger" (Frühlingsgespenster) ist eigentlich eine rechtschaffene Moralität in modernem Kostüm. Seelische Mächte, die das Schicksal eines suchenden jungen Menschen — Munk, d. w. s. Mönch heißt er — beherrschen wollen, sind als sichtbar-unsichtbare Gestalten vorgeführt. Selbstmord, Phantasie und Ironie kämpfen um ihn. Nordischer Frühling voll gefährlicher Gewalt — selbst der klug-närrische Professor Sapiensen (!) erliegt ihm für einen Tag — reißt die abgründige Problematik alles Lebens auf; schlichte Dogmatiker des Geistes, wie Techniker, Bolschewisten und strebsame Studentinnen modernster Prägung, werden wenig behelligt, aber Munk — von dem gesagt wird: „Wir, die am meisten Menschen sind, aus uns wird nichts" —, den auch das Ewig-Weibliche nicht retten kann, folgt dem magisch-dunklen Rat des Todes. — Ohne Zweifel, Løchen hat etwas zu sagen, er weiß von Ironie und tieferer Bedeutung, schreibt einen funkelnden (wenn auch etwas langrandigen) Dialog und ist der dramatischen Technik nicht ganz fremd: eine wahrscheinliche äußere Handlung kann er aber leider nicht aufbauen. Doch es ist immerhin denkbar, daß dieser Mangel bei einer geschickt dirigierten Aufführung minder fühlbar wird, die dann — aber nur dann! — ein Erlebnis werden könnte.

Kristian Elster d. J. veröffentlichte vergangenes Jahr auch eine Rahmenerzählung, die aller Beachtung wert ist. In „Gnister fra peisen" (Funken vom Herde) wird von einem Schriftsteller erzählt, der sich in einem weltfernen Tal (das eine bewegte Vorgeschichte hat) eine Hütte zwischen Wald und See, ringsum die große Einsamkeit des Gebirges, erbaute, in die er sich während des Sommers zurückzieht, wenn sein Ekel an den Menschen übergroß geworden ist. Ihn besucht sein Onkel, Diplomat und Gesandter a. D., der diese Flucht in die Wälder und Heimkehr zum Kosmos mit überlegener Ironie des Weltmanns und doch nicht ohne Verständnis betrachtet. Zur geringen Freude der beiden Einsiedler gesellt sich auch ein fixer Handelsreisender in Wollwäsche bei, der sich aus dem Hotel, das seine Heimat ist, ins Gebirge verirrt hat, wo Literat und Diplomat dem Fußverletzten widerwillig genug Gastfreundschaft gewähren müssen. An kalten Regentagen vertreibt man sich vor dem flammenden, sprühenden Herdfeuer die Zeit durch Geschichtenerzählen. Der eine kommt mit nachdenklichen Novellen, der andere mit lebensklugen Historien und der dritte mit platten, aber tollen Schwänken. Drei Welten schneiden sich, ein Mikrokosmos beginnt (leider: beginnt nur) sich zum Makrokosmos zu wölben. Echte Poesie sind die Schlußworte, die der Minister zum Literaten spricht: „Du hast die Neigung, die Dinge zu feierlich zu nehmen. Du bist nichts anderes als ein Stück Herdholz, das verbrennt. Alle deine Anfechtungen, deine Wut, deine Leidenschaft, sie sind zusammen nur Funken, die wegwirbeln. Geh vor die Tür und sieh, was aus ihnen wird. Glaubst du, sie steigen zum Himmel und werden Sterne? Ach nein — sie sind und bleiben Funken vom Herd, und sie löschen rasch unter freiem Himmel aus. Geh vor die Tür, so siehst du es." — Wassermanns „Goldener Spiegel" und Hamsuns „Pan" haben wohl Pate gestanden zu diesem Buch, das reich und schön ist, aber noch mehr hätte geben können.

Mikkjel Fønhus — auch in Deutschland rühmlich bekannt — kam mit einer neuen Erzählung heraus „Reinsbukken på Jotunfjell" (Der Renntierbock im Jötun-Gebirge). Es ist die Geschichte eines wilden Renntiers, das sich trotz seines auffälligen silbergrauen Fells allen Nachstellungen der Jäger entzieht und das nach einem stolzen freien Leben in der kargen und reinen Herbheit des Hochgebirges sein Grab im Eispalast des Gletschers findet. Eine Tiergeschichte also — und doch mehr, denn Tier- und Menschenschicksal beginnt in den sturmdurchfauchten Regionen des ewigen Schnees und der elementaren Einsamkeit der Felsenwelt zu einer Einheit zu verschmelzen, es weitet sich zum Symbol des großen, gefährlichen Lebensabenteuers überhaupt, das die wilde schöne Welt durchkämpft. All-Liebe und All-Grausamkeit: unter dem Nordlandshimmel, den Fønhus schildert, lösen sich die Antithesen in eine höhere Einheit, die etwas von der unerschütterlichen Objektivität der Sterne besitzt: hinter Leben und Qual, hinter Schlaf und Tod klingt Gesang der Sphären auf. — Fønhus hat schon vorher manches Tierbuch geschrieben, doch er bleibt aller Manier und Selbstnachahmung fern, er öffnet hinter den Zeilen Ausblicke, er schreitet dort in den Kosmos hinein, wo für andere eine zierlich abgegrenzte Welt mit Brettern vernagelt ist.

Es gibt große Verheißungen, deren Lebensaufgabe es zu sein scheint, Verheißungen zu bleiben, die nie

Digitized by Google

die künstlerischen Wechsel einzulösen vermögen, die sie auf sich selbst gezogen haben. Verheißungen, die in den Einzelzügen von Werk zu Werk reifer werden und denen sich doch nie eine wirkliche Dichtung ründen will. Zu ihnen gehört offenbar auch Ingeborg Refling Hagen, die nun schon das fünfte Buch in die Welt gesetzt hat; und doch weiß der kritische Oberlehrer noch nicht, ob er ihre Geisteskinder in die Begabtenklasse einreihen darf, ob sie dereinst große dichterische Offenbarer sein werden oder ganz gewöhnliche verwirrte und intelligente Neurastheniker. Die Schriftstellerin bemüht sich strebend; daran kann man nicht zweifeln. Nicht mehr aus einem nebulosen Mittelalter (ihr Mittelalter war nämlich immer nebulos), das sie bisher bevorzugte, holt sie ihren Stoff, sondern aus einer Gegenwart, die auch sonderbar genug ist. In einer Elendsgasse in Oslo und im bäuerlichen Ostland Norwegens spielt ihre neue Geschichte „Marihand" (Orchis maculata). Ich gestehe offen, daß mir der Handlungsverlauf recht unklar blieb, aber ich erkenne auch, daß hinreißende Szenen voll traumhafter Deutlichkeit in dem Buch stehen, dessen Menschen, von allen Trieben und Gewalten hin- und hergerissen, unter dem ständig die Farbe wechselnden und nie zur Ruhe kommenden Licht mehrerer Scheinwerfer stehen. Ist es die blendende Helligkeit einer großen Begabung oder das Raketen-Trommelfeuer einer machevertrauten Unbegabung, die Lichtabgründe vorgaukelt, wo familienblättliche Untiefen sind? Oder ist es die verzehrende Problematik eines jugendlichen Expressionismus, der vom Mysterium aus die Welt erobern will?

Weniger Kopfzerbrechen macht jedenfalls Ninni Roll Ankers „Benedicte Stendal"; die Erzählung, die 1909 erschien, liegt nun in neuer Fassung vor. Die Unform des Tagebuchs ist leider beibehalten, die alte aufrührerische Schärfe des Tons — glücklicherweise — auch. Bei aller Bitterkeit ist das Buch gerecht, Schatten und Licht wird auf Mann und Frau und sogar bei den Kindern (was in allen Literaturen gegenwärtig nicht oft vorkommt) gleichmäßig verteilt. Aber diese einsamen Menschen im gemeinsamen Haus, die nebeneinanderleben und sich nach Kräften peinigen, was beweisen sie eigentlich? Wäre es besser, wenn sie gar keine Bindungen hätten, wenn ihnen Willens- und Handlungsfreiheit in jeder Beziehung zustünde? Dann wären sie der letzten und sehr menschlichen Lebensfreude beraubt: einander zu quälen! Doch abgesehen von solchen theoretischen Überlegungen muß man auch einwenden, daß in der Erzählung zu viel Beobachtetes und zu viel Gedachtes ist, während die schöpferische Gestaltung (und auf die kommt es doch schließlich an) zurücktritt. Scharf betrachtet enthält dieses lose genug komponierte Tagebuch (mag es auch noch so sehr erlebt sein, mag noch so schöner Goldton der Erinnerung darüber liegen) didaktische Verse in Prosa. Man fühlt sich versucht, das Buch kurz abzutun; aber man denkt daran, daß Frau Roll Anker einen Novellenband geschrieben hat, den ich an dieser Stelle mit Holzschnitten von Munch verglich. Umso dringlicher die Frage: warum Überarbeitung eines Buchs, das doch offenbar einen überwundenen Stil und eine überwundene Weltschau repräsentiert? —

Regine Normanns „Eventyr" und „Nye eventyr" (Märchen bzw. Neue Märchen) sind in Norwegen mit den Sammlungen von Asbjørnsen und der Grimm verglichen worden. Das ist ein bißchen übertrieben; aber es sind echte Märchen auf offenbar noch nicht bekannten volkstümlichen Motiven aufgebaut und deshalb manchmal erfüllt von der schöpferischen Naivität einer noch unverdorbenen Volksseele.

Arnhem Ernst Alker

Rumänischer Brief

(Lyrik)

Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen unserer Zeit haben auch im rumänischen Geistesleben eine Umwandlung hervorgerufen. Wie überall in Europa, so auch in Rumänien, ringen die neuen Ideen nach Gestaltung. Das neue Land braucht neue Lyrik.

„Der Olt" (Oltul) von Octavian Goga ist heute nur mehr ein irredentistisches historisches Dokument. Sein Dichter ist zum politischen Führer geworden. „Wir wollen Erde" (Noi vrem pământ) von Cosbuc, ein Verzweiflungsruf des rumänischen Bauern nach Boden und Recht, gehört, nach Verwirklichung der Agrarreform, auch schon der Vergangenheit an. So auch die großstädtische symbolistische pikant-graziöse Produktion Minulescus, wie das schwermütige kleinstädtische Schaffen Bacovias, das sich in Anthologien flüchtet. Die Baudelairesche Schule des bukarester Kaffeehauses wurde anämisch; die Epigonen Eminescus sind alt geworden. Eminescu allein, der ewig junge Gott der rumänischen Romantik und Verehrer Schopenhauers, blieb unübertreffbar und erdentrückt. Alles erwartete den Befreier der ermüdeten Lyrik, den Boten des neuen Weltrhythmus. Da kam Lucian Blaga.

In dem ersten Band seiner Gedichte „Die Poeme des Lichts" (Poemele Luminii), 1919 erschienen, offenbarte sich die frische Lyrik eines jungen Zarathustra in Versen wie die folgenden:

Digitized by Google

Ein Tanz soll's werden, wie ich nie noch tanzte.
Daß Gott in mir sich nicht gefesselt fühle
als wie ein Knecht in
finsterem Gefängnis.
(Übersetzt von Josef Kalmer.)

Blaga war vom Chaos der Welt getragen, offenbar von Nietzsche und Mombert beeinflußt. Noch nie hatte die rumänische Lyrik so wuchtige, von kosmischem Gehalt erfüllte Töne der Erotik gehört:

In dieser Nacht, da fallen viele Sterne —
Dein junger Hexenleib brennt mir im Arme,
wie in den Flammen eines Scheiterhaufens.
Gleich Feuerzungen streck' ich meine Hände
in deiner nackten Schultern Schnee zu schmelzen.
(Übersetzt von Josef Kalmer.)

Die Verse Blagas fanden Widerhall in der rumänischen Lyrik. Obwohl viele der Zeitgenossen ihm sogar den Dichterberuf absprechen wollten, glaube ich, daß keinen modernen rumänischen Dichter gibt, den nicht Blagas dämonischer Schwung — seine eruptive Lyrik erschüttert, ja begeistert hätte. Drei Bände Gedichte, drei große lyrische Dramen vertieften den Einfluß Blagas auf seine Generation. So singt die Seele des jungen Rumänien in seinem Gedicht „Pflüge":

Freund, in der Stadt erwachsener,
Kennst mit Fensterblumen kein Mitleid!
Laß an den Händen dich fassen.
Freund, der du Wiesen noch niemals
sahst — oder Sonne in Blüten —
komm —
ich will dir die Furchen
des Jahrhunderts zeigen.
Wo du vom Hügel auch hinschaust,
mit den Schnäbeln im Acker vergraben
in die gesunde Scholle,
sind Pflüge, zahllose Pflüge:
große schwarze Vögel,
vom Himmel zur Krume gestürzte.
Daß du sie nicht aufscheuchest,
nah ihnen — mit Gesang!
Komm!
Singend!

Oh, goldne Pappeln, ihr flammenden Brände,
Ihr flackert wie Fackeln im öden Gelände,
Ihr rauchenden Dochte, mit rauschender Klage
Hier wachen beim Tode der herrlichen Tage!
Der Tod aber streift euch mit finsteren Flügeln,
Wenn Regen euch löschen, Gewitter verprügeln,
Verspätete Blätter, die spärlicher hängen,
Wie Tropfen des Wachses die Erde besprengen,
Besprengen die Erde, bis bald überhaupt
Ein jeder der Stämme, der Krone beraubt,
Im leeren Bereiche verstorbener Tage
Wie rußiger Docht steht mit tödlicher Klage ...
(Übersetzt von Zoltan Franyo.)

Während Blaga mit einigen lapidaren Sätzen die Perspektive einer ganzen Welt zeichnerisch entwirft, malt Crainic seine Bilder mit prächtigen Farben und bringt in einer innigen Schwingung die Melodie der rumänischen Sprache zum Erklingen.

Mit Crainic durch Naturgefühl und Sprachkunst verwandt, vom französischen Symbolismus zur rumänischen Tradition bekehrt, mit einer eigenen aristokratischen Geste begabt, manchmal mit einem durchsichtigen Parnassismus spielend, ist Ion Pillat zu erwähnen.

Doch seine neuesten Gedichte sind von der Liebe zur heimatlichen Landschaft getragen und lassen die volkstümlich-religiöse Andacht durchschimmern:

Durch dunkelgrünes Laub des Ahorns dringen
In klaren Wassern Blicke auf den Grund
Zum goldnen Sand, in dem die Lichter schwingen,
Und Silberflecken, steinerstarrt im Rund.

So magst im Erdenfluß verstürzt du glauben,
Da ihn der Sonne Ampel hell bestrahlt,
Auf Porzellan des Himmels Flug von Tauben
Und wie sich Fels und Wald hier spiegelnd malt ...

Aus dieser Bucht nun gleitet leise —
Vom Strahl wie in die Dämmerung gebannt —
Ein Floß und treibt ganz langsam auf die Reise
Zu Himmeln, wo der Tauben Flug sich wand.

Und dort im Glitzerstaub auf Uferhügeln,
Wohin die Sonne nur durch Äste lacht,
Empfangen Buchen mit Seraphenflügeln
Den Sarg, geheimnisvoll, für diese Nacht.
(Das Floß)

Vasile Crainic, der in der traditionellen ländlichen Richtung Cosbucs schon vor dem Krieg einen Namen hatte, kam nach dem Friedensschluß in Wien in nähere Berührung mit der deutschen Literatur. Hofmannsthal, Rilke und Werfel beeinflußten ihn, doch verlor er seine echte rumänische Wesenheit nicht. Eine leise Schwermut, eine fast mystische Weltanschauung, mehr musikalischer Rhythmus als der Blagas, verblüffende Beherrschung der Form reihen ihn neben die Führer der rumänischen Lyrik. So offenbart sich in seinem, mit großer Sprachkunst verfaßten „Erbstlied" die elegische Grundstimmung seiner Lyrik:

Adrian Maniu, der anfangs geschätzte französische Verse schrieb, wandte sich nach dem Kriege entschieden einer raffinierten rumänischen Bukolik etwa im Sinne Francis Jammes' zu. Er ist ein sehr plastisch-konzentrierter Dichter, dennoch zart, ohne den lyrischen Schwung Crainics.

Demostene Botez, der bedeutendste moderne moldauische Poet, scheinbar von Rodenbach beeinflußt, ist der Sänger unheilbarer Schwermut, im Gegensatz zu der bejahenden Weltauffassung Crainics, Blagas und Pillats. Seine Metaphern, die den blassen fleischfarbenen Reflex der Perlen haben, heben nur müde den uniformen Rhythmus der sonst sehr musikalischen Verse.

Digitized by Google

A. Cotrus versagt oft in seinem Schaffen. Ein echt lyrisches rumänisches Pathos erkennen wir allerdings in schönen freien Versen wie den folgenden:

Oben, hoch auf dem Saumpfad bin ich ihm begegnet,
und als er mir die rauhe Hand gab, die herrschgewohnte,
dieser Gigant mit den Augen eines Kindes,
glaubte ich, daß er mir tief in die Seele blicke,
dünkte mich, daß er mich kenne aus anderer Welt,
war mir's, als drückte die Hand mir das Leben selbst.
(Der Schäfer.)

Außer diesen Dichtern wären noch andere, der breiten Öffentlichkeit noch nicht bekannt gewordene moderne Lyriker zu erwähnen. In erster Reihe steht Tudor Arghezi, der ab und zu seine mit großem Verantwortlichkeitsgefühl geschriebenen Verse in Zeitschriften veröffentlicht. Der Generation Minulescus und Gogas angehörend, ist er doch ein Wegweiser und unbestreitbar der größte Stilpolemiker der gegenwärtigen rumänischen Literatur. Jon Vinea, ein Anhänger des Dadaisten Tristan Tzara, hat eine geheimnisvolle dynamische Atmosphäre in seine gedrängte Lyrik getragen. Jon Barbu, der nervöse Erneuerer populärer Balladen in einer frischen Volksmundart, dennoch mit raffinierter Sprachkunst, ist nicht zu vergessen. Elena Farago gehört der Vergangenheit an, überragt aber durch ihre Tragik und Leidenschaftlichkeit, sowie durch eine sichere Beherrschung der Form sämtliche heute tätigen jüngeren Dichterinnen. Camil Petrescu hat sich durch die metaphorische Macht seiner Kriegsgedichte einen bleibenden Platz in den Anthologien gesichert. Emanoil Bucuza, der große Prosaschriftsteller und edle Dichter der frisch-naiv geschriebenen Kinderlieder, und der junge blasse, in Zwielicht gehüllte Gottsucher Stefan Nenizescu gehören auch zu den Kommenden.

Neue Dichter tauchen auf. Jene unter ihnen, die der „Clique" angehören, haben Gedanken und Programm. Sie sind bald Traditionalisten, bald Symbolisten, sie sind die Debattierenden des bukarester Kaffeehauses. Manche sind Überläufer aus Überzeugung: Man kann immer mit ihnen rechnen, wenn es sich darum handelt, Literatenproteste oder -manifeste zu unterschreiben. Sie sind die ewig verbissenen Widersacher. Und tatsächlich verlangt man von ihnen öfter eine kritische, tendenziöse literarische Notiz als ein eigenes Gedicht ...

Bukarest Emil Riegler-Dinu

Bulgarischer Brief

Daß sich unsere Betrachtung auf die lyrische Dichtung des neuen Bulgariens beschränkt, hat seine Berechtigung darin, daß die Eigenart der bulgarischen Literatur vor der anderer Völker in ihrer Lyrik ausgeprägt ist. Zwar werden daneben auch Roman und Drama — besonders seit Ende des Krieges — gepflegt, zeigen aber vorwiegend starke Abhängigkeit von russischen und von westlichen Vorbildern. In der Lyrik dagegen ist Geist, Gemüt, ursprüngliche Schöpferkraft des bulgarischen Volkes zu seinen schönsten und sprechendsten Offenbarungen gelangt. —

Jedoch muß bei ihrer Betrachtung ein anderer Maßstab angelegt werden als wir sonst gewöhnt sind. Denn im Gegensatz zu anderen europäischen Völkern kannte Bulgarien bis in eine nahe Vergangenheit hinein eine Literatur im gebräuchlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht. Erst nach der Wiedererlangung der geistigen und politischen Freiheit nach jahrhundertelanger Unterdrückung, d. h. nach der Trennung der bulgarischen von der griechischen Kirche (1870) und der Abschüttelung des türkischen Joches (1878), war für Bulgarien die Entwicklung einer eigenen Literatur ermöglicht. Trotz aller kriegerischen Verwicklungen der folgenden Jahre setzte bald eine rege dichterische Tätigkeit ein. Bis dahin sind außer einer gemütstiefen Volkspoesie nur Schriftsteller zu verzeichnen, deren Bedeutung, der bedrängten Lage ihres Volkes entsprechend, vornehmlich auf nationalem Gebiet liegt.

Und es ist kein Zufall, daß Petko R. Slavejkoff (1827—1895), der erste bulgarische Dichter von entfaltetem Talent, zugleich eine bestimmende Rolle in der nationalen Freiheitsbewegung spielt: Ihm ist im wesentlichen die Trennung der bulgarischen von der griechischen Kirche und damit die geistige Befreiung Bulgariens zu verdanken. Und er ist es — gleichfalls bezeichnend —, der durch seine Bibelübersetzung dem bulgarischen Volk eine Schriftsprache gegeben hat. In seinem poetischen Schaffen macht sich das Fehlen jeder künstlerischen Tradition hemmend bemerkbar, müßte er doch in bezug auf Motive, stilistische Kunstmittel, und nicht zum wenigsten sprachlich, eigene Wege erst finden! Und dieses Ringen, vor allem mit den Mängeln der noch unentwickelten Sprache, hat es ihm unmöglich gemacht, seine dichterischen Anlagen frei zu entfalten. Wenn er künstlerisch schließlich das Opfer seines journalistischen Kampfes für sein Volkstum geworden ist, so ist für ihn als Schöpfer der Schriftsprache sein Beiname: „Vater der bulgarischen Literatur" doch voll gerechtfertigt. —

Nach chronologischer Ordnung ist jetzt zunächst Christo Boteff (1847—1876) zu nennen — als Dichter wächst er in überragender Begabung weit aus dem Rahmen seiner Zeit heraus. Seine wenigen Dichtungen sind in Vers und Sprache oftmals unausgeglichen, fast roh —

Digitized by Google

und kennzeichnen sich doch als impulsive Äußerungen eines künstlerischen Genies. Klar und scharf in Gedanken, hinreißend die knappe, markige Sprache in den „Haidukenliedern", in denen die wilde Schönheit des Balkans aufleuchtet. Düster und leidenschaftlich seine revolutionären Gesänge, die in „Kampf" und „Mein Gebet", alle überkommenen Schranken brechend, gegen Gott und menschliche Autorität wild ankämpfend, inhaltlich und sprachlich kaum noch einer Steigerung fähig sind.

So ist Christo Boteff kein Dichter von gewöhnlichem Ausmaß, ist vielmehr elementarer Ausdruck aller Kräfte und Leidenschaften seines urwüchsigen Volkes, eine prophetische Offenbarung des bulgarischen Geistes, dazu, wie die vorjährigen Gedenkfeiern aufs neue bewiesen haben, durch seinen Opfertod als Führer einer Freischar gegen die türkischen Unterdrücker der heiß verehrte Nationalheld des Volkes. —

Es ist schwer, nach dieser ungewöhnlichen Erscheinung der bulgarischen Literatur fortschreitend von einem Dichter wie Iwan Wasoff (1850—1921) sprechen zu müssen. Gewiß erfreut auch er sich größter Popularität. Aber aus anderen Gründen: Auch ihm ist vorwiegend lyrische Begabung eigen, und, von reiner Liebe zu Volk und Heimat getragen, sind seine besten Lieder die, in denen er von der großen Vergangenheit seiner Nation, von den Bergen seines Landes singt („Fahne und Geige", 1876, „Felder und Berge", 1884).

In seinen zahlreichen, mannigfaltigen Werken — so auch in seinen Romanen, von denen „Unter dem Joche" durch Übersetzungen europäische Berühmtheit erlangte — ist sein Zeitalter lebendig. Die tausend Regungen des Volkslebens spiegeln sich darin wider, seine Probleme, seine Empfindungen stehen im Einklang mit dem, was das Volk seiner Zeit bewegt — und darin liegt das Geheimnis seiner Popularität. Sein Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer gewaltigen nationalen Kundgebung des bulgarischen Volkes. —

Für die bulgarische Literaturgeschichte ist Wasoff durch eine große Zahl von Epigonen bemerkenswert — die aber ausnahmelos heute der Vergessenheit anheimgefallen sind, selbst der begabte Kyrill Christoff,[1] dessen „neue Devise" individualistisch-erotischen Epikureertums sich längst überlebt hat. —

In bewußtem Gegensatz zu Wasoff schuf und propagierte Pentscho Slavejkoff,[2] der Sohn des Petko R. Slavejkoff, eine neue Ästhetik. Ihm liegt der Wert der Poesie in der Form als bewußtem Produkt künstlerischer Überlegung. Darin liegt Slavejkoffs Schwäche als Lyriker. Er war in erster Linie Ästhet, und seine Dichtungen sind praktische Anwendung seiner ästhetischen Lehren. Notwendig muß denn diesen gedankenschweren, nicht aber immer gedankentiefen Dichtungen auch in Form und Sprache die innere Wärme, das Gefühl fehlen. Aber Slavejkoffs ästhetische Lehren sind, und das ist seine besondere Bedeutung, von bestimmendem Einfluß auf die junge Dichtergeneration Bulgariens geworden, so daß die folgende Zeit geradezu als die Epoche Pentscho Slavejkoffs bezeichnet werden kann. —

Die künstlerische Synthese von Wasoffs emotionalem Prinzip und Slavejkoffs ästhetischer Forderung nach kultivierter poetischer Form — und dadurch eine Künstlerpersönlichkeit von eigenstem Gepräge — bedeutet Peju Jaworoff (1877—1914), dessen Meisterschaft in der Behandlung der bulgarischen Sprache zum erstenmal deren ganzen Wohlklang erschließt und den bulgarischen Vers zu virtuoser Höhe bringt. Dazu kommt, daß, unterbewußt wie bei den Sängern der schwermütigen bulgarischen Volkslieder, die Leiden seines Volkes in jahrhundertelanger Sklaverei, die Qualen der vergangenen Geschlechter, ihr tiefer Gram um die Not des Vaterlandes als ein tragisches Erbe seines Blutes auf Jaworoffs Gemüt lasten und seinen Dichtungen Gestalt und Gepräge geben. Das Leid ist das immer wiederkehrende Motiv seiner Dichtungen. Nicht persönliches Leid, sondern das Leid als das Prinzip des irdischen Lebens — bis er, kurz vor tragischem Ende, die Liebe als den Inbegriff und Ausgleich alles Leides erkennt. —

Jaworoff hat sich eine eigene Form geschaffen und eine eigene Sprache von Ausdruck, Melodie, Bildhaftigkeit: Ein Lyriker von der Bedeutung eines Byron, Verlaine, Dehmel; — und die Vollkommenheit seiner Dichtungen in Sprache, Vers und Tiefe der Empfindung macht es der Generation nach 1905 schwer, nach ihm sich künstlerisch zu behaupten, trotzdem deren Schaffen wesentlich von seiner Persönlichkeit und von seinen Werken beeinflußt ist. Diese Dichter geben sich nach westlichen Vorbildern als Symbolisten, können aber, eben unter dem Schatten der gewaltigen Persönlichkeit Jaworoffs den Aufgaben nicht gerecht werden, welche die Entwicklung der bulgarischen Literatur ihnen stellt: die technische Meisterschaft eines Jaworoff, seine sprachliche Schöpferkraft, die Fülle seiner Motive zu überbieten.

Auch in Bulgarien ist für jene Zeit die wachsende Herrschaft der Devise „l'art pour l'art" typisch als Folge der Teilnahmelosigkeit weiterer Kreise für das künstlerische Schaffen. Der unausbleiblichen Folge dieser Kunstströmung ist auch die bulgarische Literatur nicht

[1] Geb. 1875. — [2] 1866—1912.

Digitized by Google

entgangen: auch bei ihr endet die Entwicklung in einer formalen Wortkunst, einer bis aufs höchste gesteigerten Beherrschung der Kunstmittel. So zeigt der Bedeutendste unter den Jungen, Nikolai Lilieff (†1885), in seiner Lyrik eine zu außerordentlicher Höhe entwickelte Technik. Es ist erstaunlich, den Fortschritt der bulgarischen Kunstsprache in den wenigen Jahren ihrer Entwicklung zu beobachten, deren Höhepunkt eben die Dichtungen Lilieffs darstellen. Eine große Zahl von Nachahmern bis zur heutigen Zeit läßt seine Bedeutung für die bulgarische Moderne erkennen — Stübel, Stratjieff, Simidoff und viele andere. Aber keiner hat Lilieff erreicht. Bei ihnen, den Epigonen, ist die technisch-formale Vollendung zur Entartung der Poesie geworden.

Als ihre hauptsächlichen Vertreter sind zu nennen: Der Bohemien Dimtscho Debeljanoff, der, besonders durch einige Elegien voll lyrischer Stimmung, eine Hoffnung bedeutete, aber 1916 an der mazedonischen Front vor Entfaltung seiner reichen Fähigkeiten fiel — Ljudmill Stojanoff (†1888), der mit seiner blühenden Sprache und seinem gedämpften Gefühl an Hugo von Hofmannsthal erinnert. Christo Jassenoff (†1889), Iwan H. Christoff (†1893), sind die erwähnenswertesten Vertreter der künstlerischen und psychologischen Dekadenz der bulgarischen Dichtung. Heute ist die umstrittenste literarische Erscheinung Bulgariens Nicolai Rainoff. Seine in sich verschlossenen, individualistischen Betrachtungen sucht er durch altertümelnde Sprachmittel lebendig zu gestalten, durch Anleihen bei orientalischem Allegorismus, dem mystischen Pathos des biblischen Psalms usw. Als Künstlerpersönlichkeit neben den Großen seines Volkes zu nennen, erscheint er doch als letzter Ausdruck einer vergehenden Kunstepoche; denn Aufgabe der neuen Generation ist es, der Dichtung neue Motive zuzuführen und eine diesen konforme Sprache zu schaffen. Diese Forderungen der Zukunft stehen noch ungelöst vor den bulgarischen Dichtern von heute.

Franz Josef Weißt

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Verhandlung gegen La Roncière. Roman. Von Hans Aufricht-Ruda. Mit einem Vorwort von Jakob Wassermann. Berlin 1927, S. Fischer. 265 S.

Der Titel lügt. Ein Roman ist die „Verhandlung gegen La Roncière" nicht. Sie ist, sofern man der Unterscheidung irgendwelchen Wert beimessen will (und das sollte man freilich) eine typische Novelle; denn ein absonderlicher Einzelfall ist hier gestaltet. Diese Novelle nun hat freilich den Umfang eines Romans, und gerade darum war die Feststellung nicht ganz unwichtig. Diese erste Veröffentlichung eines ganz ersichtlich Berufenen leidet unter einem Formatfehler. Gedrängtere Darstellung war hier künstlerisches Gebot.

Ein Einzelfall, und die beiden Menschen, die ein Schicksal hier verkettet, sind eigenartig genug. Jakob Wassermann mag in seinem Vorwort dagegen Einspruch erheben, die Tatsache besteht dennoch: dies junge Mädchen aus altadliger Familie, das in der Handschrift des jungen Offiziers, den sie liebt, Briefe schreibt, die diesen gefährlich kompromittieren, das einer Vergewaltigung durch den Geliebten anheimgefallen zu sein behauptet, sich selber Wunden, den Überfall zu beweisen beibringt, das nachher in der langen Untersuchung und im Prozeßverlauf kein Geständnis ihrer Machenschaften ablegt: ist die typische Hysterische, ist es so offenbar und in dem Maße, daß wenn der Prozeß in der Gegenwart spielen würde, Gericht und Sachverständige ohne weiteres klar sähen. (Der Versuch Aufricht-Rudas, etwas wie eine seelische Rechtfertigung für sie anzubahnen, ist das Schwächlichste in diesem Buch.) Das tiefere Interesse gebührt denn auch nicht ihr, sondern dem jungen Offizier, der — sich zu den ebenso dummen wie unwahrscheinlichen Verbrechen, die ihm zur Last gelegt werden, ohne weiteres bekennt. Warum er das tut? Hier setzt die Charakterschilderung ein, die für Aufricht-Ruda mehr als nur ein Versprechen bedeutet, die in ihm einen Seelendeuter erweist. Ein fanatisch Rechtshaberischer und leidenschaftlicher Gerechtigkeitssucher, der sich immer von neuem unbeliebt machte, dem immer wieder Unrecht zugefügt wurde, ist dieser junge Offizier zugleich ein Mensch, der an der Welt rätselt. Wie ein Spieler, der seine eigene Ehre, sein Wohlbefinden, seinen Rang und seine Lebensansprüche auf das große Roulette „Welt" wirft, nur um in Erfahrung zu bringen, was hinter dem tückischen Kobold „Zufall" steckt, so dieser Abseitige. Hinter die Praktiken, dessen, was Menschen Schicksal nennen, zu kommen, ist ihm der Einsatz seines Lebens wert. So wird diese Novelle zu nichts weniger als zu einem „Kampf um Gott".

Nur eine Novelle. Aber die Schicksalsdeutung, die dieser Jugendliche gibt, ist tief. Seine Gestalten leben. Es ist Zeitatmosphäre um die Menschen und Himmel über ihnen. Der sprachliche Ausdruck mutet, wie die Konzeption der Charaktere, eigenartig an, und wo er (wie oftmals) dunkel erscheint, ist etwas vom Stammeln des Inspirierten darin. Hinter enger Schicksalverknüpfung ein Horizont, der sich weitet.

Berlin — Ernst Heilborn

Abschied vom Paradies. Ein Roman unter Kindern. Von Frank Thieß. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. 127 S.

Dieser Roman unter Kindern stellt sich derart neben Wedekinds „Frühlings Erwachen", daß sich für jeden, der ihn liest, das Urteil über die Qualitäten des Verfassers von selbst ergibt: Ein Unterhaltungsschriftsteller; aber ein guter, das will besagen: ein zeitgemäßer.

Berlin — Ernst Heilborn

Digitized by Google

Die verlorene Stadt. Roman aus dem ägyptischen Ausgraberleben. Von Carl Maria Kaufmann. Berlin, Verlag der Germania A.-G. 312 S.

Daß ein Wissenschaftler von seinem Beruf und seiner romantischen Ausstrahlung in einer Weise ergriffen wird, wie sie sich im Roman C. M. Kaufmanns „Die verlorene Stadt" manifestiert, könnte den Literaten, der sein Werk zumeist aus der luftlosen Perspektive des Schreibtisches bezwingen muß, fast neidisch machen. Hier ist eine Fülle von Anregungen bildhaft geworden, die Glut und Leuchtkraft aus erdrückender Gewalt des Erlebnisses schöpft, hier ist Magie des Agyptenlandes mit unmittelbarer Anschaulichkeit von sehnsüchtiger Liebe gestaltet. Menapolis, die heilige Stadt, steigt aus dem Schutt der Jahrhunderte in blendendes Licht, Entdeckerfreude, Beduinenzauber, zeitfroh gelockerte Exkurse ins Politische machen das Buch des gelehrten Verfassers stellenweise zu einem Brevier reizvoll gewandeter Weltfreudigkeit. Abenteuernde Handlung, Kamelritte ins Gefahrvolle, gemahnen oft anheimelnd an Reiseromane tathungriger Gymnasialzeit, Blutrache, Kämpfe, Rettung und Not im Sandsturm entführen uns willig in vertraute Bezirke der Jugend. Chadra, die Wüstenschönheit, rührt Sinne und Herz zu ausschweifender Versunkenheit, und die deutsche Liebesgeschichte, die im Hintergrund der bunten Kapitel abseitige Gefühle ins Menschliche vertieft, Fremdartiges heimatlich färbt, versöhnlichen Ausklang verbürgt, ist naiv erfunden, mit guter Sauberkeit wiedererzählt. Archäologen und Kunstforscher werden dem Material des Romans mit Verständnis begegnen, Wiedergeburt einer alten Kulturstätte auch in der Schilderung mutwilliger Phantasie mit Andacht erleben. Aber auch der Buchleser, dem kunstwissenschaftliche Vorbildung fehlt, wird von der ewigen Schönheit mancher Momente gebannt sein, wird dem Dichter die Feierlichkeit des unendlichen Himmels glauben, den Lockruf der Sandmeerbrandung, die Poesie der Karawane.

Prag — Paul Leppin

Mutter und Sohn. Der dritte Roman der „Verzauberten Seele". Von Romain Rolland. München, Kurt Wolff-Verlag.

Das Unerhörte dieser Dichtung — dies Werk schrieb ein Dichter — ist, daß mitten in diesem oder jenem Satz, mitten aus einem einfachen, leise in der Abenddämmerung gesprochenen Wort, das übermenschliche Ringen der Völker in seiner schonungslosen Qual, mit all der — nach zehn Jahren — fast traumhaft wirklichen Riesenhaftigkeit wie ein Mahr über Seele und Erinnerung sich breitet. Und wiederum ist das Ergreifend-Gewaltige an diesem Werk, daß ein Mensch den Krieg schon wie einen Mythus begreift und die Unerschöpflichkeit des Geschehens jener Jahre, die Ungeheuerlichkeit der Leiden einer Menschheit in den Feuergarben brennender Nächte, die seelischen Qualen der Daheimgebliebenen, das Aufwachsen einer Jugend in Mannbarkeit und Reife zur Opferung wie ein Fresko im unendlichen Raum sieht und mit der seherhaften Sicherheit eines Dichters den abgrundtiefen Schmerz eines zu irrsinnigen Anstrengungen aufgepeischten Volkes gestaltet. Es ist nicht Frankreich allein, gegen das dieses Werk gerichtet ist, es lehnt sich gegen alle auf, die Länder verwüsteten und Millionen von Männern und Jünglingen hinopferten. Es ist ein dröhnender Gesang aus der Tiefe eines Herzens, das die Gewalt verabscheut und mit tiefer Ehrfurcht vor den entsetzlichen Leiden der Menschheit sich beugt; es ist das Werk eines Dichters, der seine große Kraft in einer wundervollen Sprache verströmt, um an dem Schicksal von Familien eines ganzen Hauses mitten in Paris und wiederum, bis zum Entsetzen komprimiert, an den Erlebnissen einer Mutter und ihres Sohnes die Sinnlosigkeit des Mordens aufzudecken und das Bekenntnis zu rechtfertigen: „Denn Frieden ist nicht Abwesenheit des Krieges. Er ist jene Tugend, die der Kraft der Seele entspringt."

Mutter und Sohn, millionenfaches Schicksal während des Krieges, sind hier mit der Wirklichkeit so verknüpft, daß diese, selbst mythisch schon, als Einzelgeschehen nicht mehr existieren kann, sondern wiederum andere Schicksale anzieht, an sich reißt, durcheinanderschlingt, entwirrt wieder, und doch in ihrer Klarheit das große Geschehen erkennen läßt, das von den Müttern und Söhnen der Erde heroisch getragen wurde. Wie Väter und Söhne fallen, wie Häuser und Straßen aussterben, wie Mütter umhergetrieben werden, um die Zukunft zu retten, wie aus Verzweiflung Heldisches zur Selbstverständlichkeit (und Glückssache) wird, wie Menschen sich verlieren, gegenseitig umlauern, sich hassen und im Tiefsten doch zusammen gehören, dies alles ist mit jener erschütternden Gewalt geschrieben, die den Dingen selbst innewohnt. Und all die Geschehnisse in den Gefangenenlagern, die dumpfe Luft in den Lazaretten, die Flucht in die Schweiz, die Verwilderung der Jugend, der gärende, schwelende Kampf gegen den Krieg von unten her, die tausendfachen Zusammenhänge des einzelnen Menschen mit den großen Massendemonstrationen der Schicksale sind zwischen eine Mutter und ihren Sohn gestellt, wie vordem noch keiner es tat. Der Weg von Barbusse zu Romain Rolland ist der Weg von dem Naturalismus des ersten Erlebnisses zu dem mythischen Bekenntnis zu Spinozas Wort: „Friede ist jene Tugend, die der Kraft der Seele entspringt."

Berlin — Guido K. Brand

Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein. Roman. Von Kasimir Edschmid. Wien 1927, Paul Zsolnay. 240 S.

Die Reisebücher zeigten Edschmid in einer ausgezeichneten Verfassung: trainiert der Ausdruck, die Gestaltung gekonnt — das Sprachliche nicht forciert, das Geistige ohne Snobismus und das Körperliche ohne provinzielle Athletik.

Diese Vorzüge seinem vorliegenden Roman abstreiten, hieße ihn ungerecht behandeln.

Und trotzdem: dieser Roman, der in seinem Anfang und auch noch gegen Ende ein paar faszinierende Momente hat, ist nicht zentral komponiert. Der gespenstigen Epik und ihrer Ausbreitung in handelnde Fülle steht immer wieder eine aphoristische Grundform, aus welcher der Roman hervorgegangen scheint, auflösend im Wege. So werden Hofrat Brüstleins Verwandlungen zum Sammelkasten für die Gedankensplitter Edschmidscher Weltanschauung, die, wie bei Stendhal aristokratisch, mit romantischen Neigungen zu E. T. A. Hofmann, geistige Standpunkte mit Bravour placieren.

Edschmid macht als deutscher Dandy und vollendeter Sportsmann des Geistes sein Leben mit monologischen Aphorismen erträglich und obendrein dekorativ.

Resultat für eine haltungslose Gegenwart: das Wunschbild des Heroen als letzte Möglichkeit, vor sich selbst heldisch zu gelten. Das Wunschbild der Liebe als letzte Möglichkeit, sich als Individualität zu fühlen. Der Aphorismus als Do-

Digitized by Google

kument einer geistigen Haltung. Die geistige Haltung als Ersatz für eine europäische Weltanschauung, die nicht besteht.

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Die Mühle zum Toten Mann. Von Max Barthel. Berlin, Arbeiterjugend-Verlag. 85 S.

Der Wert dieser Erzählung ist die Einfachheit ihres Dichters. Ich wünschte diese Schrift in vielen, vielen Exemplaren verbreitet. Ich wünschte sie überall vorgetragen und überall unentgeltlich verteilt.

1927 beschwört Barthel den Weltkrieg noch einmal. Nicht aus Lust an immer aktuellem Kriegsstoff. Nicht aus dichterischer Verlegenheit oder „Brüder"-Sentimentalität.

Ein Mann, der die Verdunklung Europas spürt, richtet ein Signal auf!

Knapp, wohltuend einfach an einzelnen Stellen zu der mystischen Gestaltungskraft Walt Whitmans sich erhebend, zeigt dieser Wanderer und eher noch Vagabund aus Liebe zur seelischen Freiheit jeder einzelnen Kreatur und aus Ekel vor einer alles Seelische zertretenden Gesellschaftsordnung noch einmal jenes heroische Herz, das den Weltkrieg trug und ertrug.

Tendenz? Partei?

In einer glaubenlosen Zeit ein Glaube: endlich muß das uralte Anrecht des Menschen auf die Erde Wirklichkeit werden!

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Sturm im Blut. Von Kurt Heynicke. Leipzig und Köln 1927, Eugen Kuner. 75 S.

Heynicke befindet sich in einer künstlerischen Krise. Wie sein letztes Preußendrama beweist, zwingt er seinen Gestaltungswillen zu historischen Figuren. Das ist gut! Dieser Zwang hat seinen ehemals auf Vergeistigung und Entsinnlichung drängenden Trieb robuster, naturnäher geformt. Und auch diese Novelle hat dramatische Schlagkraft, epische Fülle und in ihrer Art, die Landschaft des Meeres zu gestalten, lyrische Weite.

Ehemals — in seinen Gedichten — führten Heynicke seine sprachlichen Eigenheiten dicht an die Grenze des Gewollten. Und sie konnten hier — als lyrische Auflösungen des Gefühls — als eigenartig auch ihre Geltung haben. Jetzt aber, da Heynicke frischer, erdhafter, sinnlicher zu schaffen anstrebt, enthüllen sich diese Eigenarten als letzte Rudimente expressionistischen Ursprungs.

Wenn Heynicke den Mut hat, seine ihm bestimmt eigene Einfachheit, die zu bekennen irgendein literarisches Ressentiment ihn hemmt, als seinen schöpferischen Moment zu betrachten, wird er seine künstlerische Krise fruchtbar überwinden.

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Jungfer Sperling. Novelle. Von Paul Spelsberg. Hagen i. Westf., Wilhelm Bennerscheid.

Eine unverbindliche Novelle: geschwätzig, gemütlich, naiv, mit einiger Klugheit und irgendeinem nicht ganz klaren politischen Ehrgeiz — kurz: das Volkstümliche als bürgerlicher Fortschritt.

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Drei Erzählungen. Von Helmut Doepp. Dessau 1925. Dion-Verlag Liebmann & Mette. 77 S.

„Die Welt als ästhetisches Phänomen": hier wuchsen Rodenbach und Trakl — die lyrisch Stillen, die seelenvoll Gleitenden, die körperlosen Sternsucher. Die Atmosphäre Doepps, vom Sprachlichen her zwingend gestaltet, ist Ausdruck einer unentrinnbar fließenden Bewegung. Phantastisch. Schön. Müde. Abseits der Zeit. Auch: ohne Stellungnahme. Nicht aus Impotenz. Oder Angst. Oder Widerwillen. Nur aus Haltung. Aus Nur-so-können. Aus Schicksal.

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Das Nichts. Die Erzählung einer Genesung. Von Julius Epstein. Leipzig, E. R. Wunderlich. 48 S.

Nicht ich, o mein Gott, habe Julius Epstein veranlaßt, die Genesungsgeschichte seines sadistischen Freundes Julian Südrock aufzuzeichnen! Warum also strafst du mich so, indem du mich zum literarischen Echo künstlerischer Impotenz machst!?

Mannheim Heinz Dietrich Kenter

Karl Tormann. Ein rheinischer Mensch unserer Zeit. Roman. Von Peter Bender. Leipzig-Plagwitz 1927, Verlag Die Wölfe. 616 S.

Der Anfang des Romans erweckt Hoffnungen, aber der Autor enttäuscht schmählich. Was hier in eine Schüssel geworfen wird, ist ein unverdauliches Ragout. Karl Tormann, ein rheinischer Mensch unserer Zeit (so wird er benannt), ist ein Phantast, Träumer, unfähiger Politiker und verkrümmter Ideologe. Weil er zuviel will, vollbringt er nichts. Mit der Forderung zur erotischen Revolution beginnt der Roman, man erwartet Kühnes auf den kommenden fünfhundert Seiten, das Postulat einer neuen Moral, einer freieren Liebesgemeinschaft der Geschlechter, aber der Autor biegt um und schreibt ein Kapitel der Rheinlandbesetzung. Wenn er dieses Verhängnis in seiner tragischen Tiefe erfassen würde, den wechselvollen Kampf der beiden Mächte seit dem unglückseligen Vertrag von Verdun, aber er bringt Zeitungsberichte, Dinge, die in unser aller Erinnerung sind: Schmuggel im Saargebiet, Währungskatastrophen, Spitzeltum, separatistische Machenschaften, münchener Feme usw. Nun da die Gemüter beruhigt sind, die Vernunft Einzug gehalten hat, wollen wir diesen traurigen Abschnitt jüngster Vergangenheit vergessen, oder der Dichter gestalte ihn in einer Form, frei und weit, der wir Bewunderung zollen müssen.

Ich weiß nicht, wer Peter Bender ist. Er hat den Mut, einen Roman auf über sechshundert Seiten zu schreiben, aber er beherrscht weder sich noch die Form und bemüht sich wenig um ein gutes Deutsch. Manches Kapitel ist Kolportage.

Berlin Max Spanier

Der Schwan vom Avon. Roman. Von Albert Petersen. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 236 S.

Der in sich abgeschlossene Roman bildet mit einem vorangegangenen ersten Teil „Virginia" eine „Gemälde-Dyas", die sich „Globe Theater" nennt. Im Gegensatz zu früheren Versuchen von Tieck, H. König u. a. verzichtet der Verfasser auf eigentliche Romanhandlung, er erfindet nicht, er schmückt die mageren bekannten Daten aus, nimmt aus der Zeitgeschichte, was er gebrauchen und was sich einigermaßen mit dem Dichter in Verbindung bringen läßt, hinzu und erhält so eine Art romanhafter Biographie der londoner Jahre, in der sich für jedes Drama ein mehr oder weniger zureichender Erlebnisgrund finden muß. Für sehr erfreulich kann ich solche Geschichtsklitterung nicht halten; im Fall

Digitized by Google

Shakespeare noch weniger als anderswo. Das scheußliche Sir Drake, Sir Bacon scheint übrigens in Romanen englischen Stoffs, die von Deutschen geschrieben werden, unausrottbar zu sein.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Betriebsamkeit. Vier Novellen aus Berlin. Von Martin Kessel. Frankfurt a. M., Iris-Verlag. 173 S.

Dieser Kleist-Preisträger aus dem Jahre 1926 hat einen wundervollen Vorsprung: eine Thematisierung der Geschehnisse, die mit aller Entschiedenheit zur aktiven Lösung drängt und eine Unbekümmertheit des Sprachlichen, die ihn liebenswert macht. Diese beiden seltenen und vielleicht mit der Aussicht auf Kultivierung ausgestatteten Talente heben ihn insoweit über die Menge der Literaten, die es weder mit ihrem Gewissen, noch mit dem Problem, noch mit der Sprache ernst nehmen, hinaus, als die Steuerung des Themas von einer ursprünglichen Anlage ausgeht und der zur Zeit nur noch gewisse Adhäsionen an Sternheim, an die Vergangenheit des im Expressionismus schamhaft verborgenen naturalistischen Gebarens (siehe: Kraftausdrücke, Sexualdemonstrationen, Komplexe) nachzuweisen sind. Sobald diese durch Erfahrung, Selbsteinsicht, seelische Umschichtungen abgestreift sind und die Übertreibungen eines geistsprachlichen Exhibitionismus in die Selbstverständlichkeit der Wort-Deutlichkeit umgewandelt sind, wird Martin Kessel mehr als eine Hoffnung sein. Diese vier Novellen von Menschen, die — aus irgendwelchen Gründen — am Wege liegen geblieben sind und aus einer Anhäufung von innen aufgewühlter und von außen herangetragener Explosivstoffe zu außerbürgerlichen Extravaganzen getrieben werden, die Schilderungen von berlinischen Zuständen in Stenotypistinnenräumen, in Kellerläden mit dem geifernden Schwarm hellhöriger Zuträgerinnen, in Pensionen mit der Buntheit zusammengewürfelter Existenzen eines Privat-Mittagtisches — Zustände sowohl wie Menschen, Handlungen sowohl wie Pausen sind mit einer vehementen Sicherheit erfaßt und nicht ohne Neuheit der Kombination in den Ablauf von oft seltsamen Geschehnissen eingespannt. Die Überdeutlichkeit des Ausdrucks in Situationen, deren Konstellation mehr berlinisch-konstruiert als allgemeinmenschlich-wertvoll ist, entstammt einer echten Lebenshaltung, die Tragik der Schicksale einer dichterischen Potenz. Beides zusammen könnte der Zukunft dienlich sein.

Berlin Guido K. Brand

Der Frosch mit der Maske. Roman. Von Edgar Wallace. Autorisierte Übertragung aus dem Englischen von Alma Johanna Koenig. Wien, Leipzig 1926, Rikola Verlag. 396 S.

Ist das Ziel des Kriminalromans erreicht, wenn der Leser gespannt wird, so gehört Wallace (der neuerdings auch in der Tauchnitz-Ausgabe mehrfach vertreten ist), zu seinen Meistern; fragt man aber, auf welche Weise das Ziel erreicht wird, so kann man ihn nicht gerade hoch einschätzen. Daß der Leser auf falsche Spuren geleitet wird, erwartet er und kann er sogar verlangen, damit er auf seine Kosten komme; aber der Verfasser muß ihn nicht nutzlos zum besten haben: die Fallen, in die ich gelockt werde, müssen wenigstens auf dem Wege zur Lösung des Problems liegen. Wallace aber wirkt, um ein paar gruselige Abenteuer mehr zu erhalten, mit Überraschungen, die in sich sinnlos sind, weil sie nicht in den Zusammenhang gehören, und rechnet damit, daß seine Leser, vom Wirbel der Ereignisse mitgerissen, einfach vergessen, daß sie ganz zu Unrecht in Aufregung versetzt worden sind — der gute Kriminalroman will aber gerade, daß seine Leser nichts vergessen. Die Übersetzung, obwohl von Alma Johanna Koenig, ist nicht durchweg einwandfrei; im übrigen meine ich, daß, wenn eine Schriftstellerin von diesen Gaben schon übersetzen will, sich etwas Besseres finden müßte als eine mittelmäßige Eisenbahnlektüre.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Die Perlenkette. Roman. Von Karin Michaelis. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 327 S.

Frau Karin, unsere liebe Poetin, unterbricht — leider! — die reizende Folge ihrer Lebensbücher und gehorcht einem Gebot der Zeit und dem Lesebedürfnis des Publikums und schreibt — zum erstenmal — ein Buch der Abenteuer, der Sensation, mit ein bißchen Kriminalistik und raffiniert gesteigerter Spannung, aus dem Milieu der amerikanischen obersten Fünfhundert. Humor hatte sie immer. Diesmal merkt man, wie sie selbst Spaß hat an dem Spaß, den sie macht. Sie macht ihn ausgezeichnet, indem ein Schuß Ironie darin ist. Alle diese Aufregungen, Morde, Entführungen, Diebstähle reihen sich auf eine Perlenkette. Die Erfindung ist originell und die Durchführung reizvoll, geschickt mit leichtester Hand gemacht. Die Schönheiten und Innerlichkeiten, die sonst in Frau Karins Büchern noch dem Stumpfen aufgehn, fehlen hier. Aber es ist eben eine andere Spezies. Und so gelungen es ihr ist: sie kehre doch in ihre Herzenswelt zurück. Eine einzige Schwäche hat dieser Roman: er ist zu redselig. Fünfzig Seiten weniger, und er hätte den äußersten Reiz an Spannung, Unterhaltung und Witz. Aber es stehn in ihm zwei Perlen-Novellen, selbständige Stücke, die Kabinettsstücke der Novelle sind, kleine Meisterwerke der Magazin-Story. Diese Frau kann wirklich alles: amüsante Vorträge, Dichtungen, ethische Manifeste, Mitmensch-Agitationen und jetzt noch einen Abenteuerroman literarischen Formats!

Berlin Kurt Münzer

Und das Schiff geht weiter. Roman. Von Nordahl Grieg. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 277 S. M. 6,50.

Ein prächtiges, lebensvolles, männliches Buch! Geschrieben von einem Fünfundzwanzigjährigen, der Student, Matrose, Magister war und heut Korrespondent in China und Japan ist. Geschrieben — aber das eben grade nicht! Vielmehr erlebt, erlitten, verschmerzt. Und Roman? Soweit „Leben" so verdächtig genannt werden kann. Nichts weiter als ein paar Wochen Schiff, der Jungmatrose betritt es, wird ihm einverleibt, geht an Land, holt sich Lues, kämpft mit dem Freitod und bleibt — auf den Planken, unter den Wolken, am Leben. Der Titel klingt nach Sentimentalität. Die gibt es nicht in dem Buch. Es ist ein reines Mannsbuch. Es sollte besser „Schicksal Schiff" heißen. Denn der Held ist weniger die Besatzung als das Schiff selbst, seine schicksalhafte Enge, seine charakterbildende Atmosphäre, seine seelenfressende Unerbittlichkeit. Das ist mit einer Anschaulichkeit und Plastik herausgebracht — selbst die Sprache ist plastisch, — die wir selten in einem Buch finden. Aber es ist eben kein hundeschnäuziger Büchermacher, der es geschrieben hat, sondern ein heißer, lebenbesessener Junge erzählt. Das wirkt wie frisches Blut, das dem Leichnam Literatur zugeführt wird. Mehr davon: und die Literatur würde wieder lebendiges Wesen sein!

Berlin Kurt Münzer

Digitized by Google

Die Leute auf Borg. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von J. Sandmeier. München 1927, Albert Langen. 466 S. M. 7,50 (10,—).

Dieses herrliche, naturstrotzende, gemütstiefe Buch verdiente einen Hymnus von Seitenlänge. Mag der Superlativ die Ausführlichkeit ersetzen!

Vor vielen Jahren lernten wir diesen Gunnarsson kennen in dem Männerroman „Der Haß des Pall Einarsson". Dieses Buch war mehr gut als schön, mehr Charakter als Roman, mehr Geist und Ethik als Erzählung. Von dem Menschen, der es geschrieben, durfte man — schließlich — ein Werk erwarten; die seltenen Grundlagen waren da. Nun steht es hier, hoch aufgemauert, durch drei Generationen reichend, eins der wunderbaren Bücher, die uns der Norden beschert. Es ist sogar Island, aus dem es kommt. Eben noch sahen wir diese Saga-Insel von Fleurons Schöpferblick belichtet daliegen („Sigurd Torleifsons Pferde"), erschauten den Sinn ihrer Formation; nun dringen wir mit dem anderen Dichter in ihre Menschheit ein, in ihre Seele, in ihre geistige Gestaltung. Er erzählt von dem „Königsgeschlecht" Islands, den reichen allmächtigen Bauern auf Borg, von Großvater, Söhnen und Enkel. Zwei Frauen stehen im Schicksalskreis, rings herum das Volk, Pfarrer, Gemeinde, die Berge, die Herden, die See.

Ein Sagastoff, ein Mythos von Menschen, überlebensgroß im Guten und Bösen, Engel des Herzens, Teufel des Hasses. Wäre ein Geringer über diesen Stoff gekommen, ihn hätte sein Material begraben und erstickt. Gunnarsson hat die Kraft des Skalden, Island mit Brandung, Mensch und Tier neu zu schaffen; mehr als sichtbar: fühlbar zu machen. Es spielen sich Dramen ab; der Dichter löst sie in mächtigen epischen Strom auf; die Höhepunkte der Schicksale sind wie Wirbel in dem gewaltigen Fluß. Unaufhaltsam ist man, lesend, in unwiderstehlicher Bewegung, mitgerissen, tauchend und aufsteigend, Hölle und Himmel der Menschenbrust durchmessend. Daß es das gibt: Gnade; daß ein Dichter es uns verkünden kann: Wunder. Island, eine Insel, zu erreichen, zu betreten, zu durchreisen. Und doch eine andere Welt. Fünfzig Jahre erleben wir mit; wenn der Enkel die Braut gewinnt, ist es Heut geworden. Und noch die Ereignisse unsrer Tage klingen wie Mythos. Gunnarsson hebt, durch seine Darstellung, noch das Banale, das Bekannte und Gewohnte in die Sphäre der großen Dichtung.

Merkwürdig: deutsche Schriftsteller rühmen sich (oder verbergen es), Schüler von Engländern, Franzosen, Russen, Skandinaviern zu sein. Aber die große deutsche Literatur ist nie Schule für andersprachige Dichter gewesen. Entsteht bei uns ein großes Werk, so geben wir Vorstellung von ihm durch Vergleich mit fremdem. Gunnarssons Buch ist mit nichts zu vergleichen: es ist selbst eins von den Literaturdenkmalen, zu dessen Füßen und zu dessen Preis man spätere Schöpfungen aufreiht.

Berlin — Kurt Münzer

Das Haus ohne Schlüssel. Roman. Von Earl Derr Biggers. Deutsch von Curt Thesing. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 365 S. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Der Roman hat seine Vorzüge, zu denen freilich der unpassend gewählte Titel nicht gehört. Der Verfasser verlegt die Handlung in die exotische Welt der Südsee und macht deren Reize nicht nur durch Schilderungen (die zurückhaltend und gerade darum nicht übel sind) anschaulich, sondern durch die Wirkung, die diese berauschende Luft, dies stärker pulsierende Leben auf einen Sohn der alten puritanischen Kulturstadt Boston ausüben. Der Wandel eines etwas philiströs-korrekten Gesellschafts- und Geschäftsmenschen zum abenteuerfrohen Gesellen kommt gut heraus, und an dem in blumigen Wendungen schwelgenden chinesischen Detektiv kann man auch seine Freude haben. Allerdings nehmen sich diese beiden Hauptgestalten gegenseitig einigermaßen das Licht; die Lösung des Knotens erscheint mehr als Verdienst des Zufalls denn als Leistung besonderen Scharfsinns, und allzu genau darf man Motivierung und Verknüpfung der Begebenheiten auch nicht nachprüfen. Trotz solcher Mängel ist das Buch doch unterhaltsam, und wenn es an die großen Muster seiner Art nicht heranreicht, eine achtbare Leistung bleibt es.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Lyrisches und Episches

Gedichte. Von Irmgard Raffauf-Leeser. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 120 S. Geb. M. 2,75.

Man ist von vornherein neugierig auf dieses Buch Verse, das kein Geringerer als Wilhelm Schäfer mit klugen Worten einführt, in denen er die Dichterin mit Dehmel und Mombert auf eine Stufe stellt. Schäfer mißt damit diesen Versen grundsätzlich einen Wert bei, den nach seiner Meinung die meiste Lyrik unserer Zeit trotz ihrer Ekstatik vermissen läßt. Die Sprödigkeit des Wortes, die Vermeidung aller Formgewohnheit, die Enthaltung vom überlieferten lyrischen Ausdruck hebt er rühmend hervor. Ohne Zweifel handelt es sich denn auch hier um eine Begabung von Format von ausgesprochen subjektiver Färbung. Wenn einer von sich sagen kann:

O schmerzliches Dazwischensein,
eingereiht in den Kreis der Not,
mit Gottes goldenen Körnern
knarrend zerpeint zu werden;
Da ich nicht Korn bin im Korne,
da ich alleine bin, schauend,

dann weiß man sogleich um den Ernst und die Not eines reifen Menschen. Dementsprechend spannt Irmgard Raffauf auch die Landschaft in den Kreis ihres herben Empfindens, wenn sie etwa einen „Wintermorgen" ausklingen läßt:

Es rennen die rasenden Rosse der Jahre
und schleifen die Menschheit dahin,
unberührt im ewigen Leuchten
gründen die Berge sich auf zu Gott.

Von einer eigentümlich schweren Süße sind die Strophen ihrer Liebe. Einen „Brautgesang" schließt sie:

Du reife Traube, dir bin ich Kelch,
daß Gott uns trinke.

Und kann sich dann doch ein so köstlich leichtes Liedchen vom Herzen singen wie das entzückende „Adieu!" Es könnte wahrlich von Vierbaum sein:

Bei allem, was wollig ist, pelzig und zart,
denk ich an dich, du mein herziger Hase.

Wenn Wilhelm Schäfer fast ein wenig ängstlich den Leser darauf vorbereitet, daß er sich nur mühsam zur eigentlich positiven Leistung dieser Dichterin, nämlich dem „durchbluteten" Wort, hinfinde, so möchte man im Gegenteil erst die Musiker auf diesen Versband aufmerksam machen. Es gibt eine Reihe Lieder, herrlich sangbarer Lieder, in diesem schönen Buch.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Digitized by Google

Flamme über die Welt. Von Siegfried von der Trenck. Gotha 1926, Leopold Klotz. 231 S. Geb. M. 5,—.

Der Dichter, als Nachgestalter und Übersetzer Dantes bekannt geworden, hat bereits in einem früheren Buch „Leuchter um die Sonne" versucht, so etwas wie eine große Weltanschauungsdichtung zu geben. Zwölf Persönlichkeiten wie Kant, Buddha, Goethe, Augustinus, Luther usw. sind ihm Anlaß, an ihnen sein eigenes, poetisches, menschliches und philosophisches Weltbild zu demonstrieren. Ähnlich verhält es sich mit diesem neuen Buch, das auch ausdrücklich als des „Lebensbuches zweiter Teil" bezeichnet wird. Gedanken, Geschehnisse, ein Bild von deutscher Seele will Parzival und der Gral geben, ein Sang von Schuld und Seligkeit nennt sich die Nachdichtung von Tristan und Isolde, Merlin, ein Spiel von Wind und Wellen endlich beschließt die Trilogie. Die Kultur der Verse und die geistige, durchaus individuelle Nachdichtung des ganzen Stoffs heben das Buch weit über das Niveau zahlreicher ähnlicher Nachdichtungen.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Jehuda Halevi. Zweiundneunzig Hymnen und Gedichte. Deutsch von Franz Rosenzweig. Mit Nachwort und Anmerkungen. Zweite Ausgabe der 60 Hymnen und Gedichte. Berlin 1927, Lambert Schneider. 262 S. M. 12,—.

Schon einmal (L. E. XXVI, 10) durfte ich diesen Hymnen einen Hymnus singen. Nun erscheinen sie neu und erweitert, vermehrt um dreißig nicht nur religiöse und mit Gott sprechende Gedichte. Und wieder enthält dieses einzigartige Buch zwei Bücher: die Dichtungen in der ersten Hälfte und in der zweiten Nachwort und Anmerkungen, die eine kleine tiefgründige Sprachphilosophie sind, eine Psychologie von Dichter und Dichtung, eine Kosmogonie des schöpferischen Wesens. Was ich damals sagte, möchte ich im Überschwang wiederholen, nachdem ich nun zum zweitenmal wochenlang mit dieser Meisterschöpfung lebte.

Rosenzweig ist klassischer Philolog, sanfter Weiser, intuitiver Deuter und Dichter über allen, in allen. Die Gedichte lesen sich, als ob sie direkt aus dem Munde ihres Sängers klängen. Man hat den ganz unmittelbaren Eindruck ihres Entstehens, ihres Urklangs in der Seele ihres Schöpfers. Man hört das Hebräische — fast bis auf die Lautschattierung. Gesprochen, rezitiert, bekommt dieses herrliche Deutsch den Ton einer anderen, der uralten Sprache, in der Gott redete.

Es gibt nur eine Sprache, sagt Rosenzweig. Und wir — wir sprechen wohl alle nur ihre Dialekte. Aber er hat sie hier in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit wiederhergestellt. Sie übertrifft — in Dichte, Bildhaftigkeit, Plastik und Klang — noch seine Bibelübertragung (im gleichen, rühmenswerten, edel und kunsthaft arbeitenden Verlage).

Nur eine Übertragung — und doch eine Neuschöpfung. Es sind alte hebräische Hymnen, unberührt in ihrer geweihten Form, unbeschädigt in Rhythmus, im Bild: und wir hören sie Deutsch. Anfangs vielleicht mit Erschrecken. Sie erfordern Einarbeit, Hingabe, Abschließung vom Gewohnten, Aufgabe unsres banalen flachen Sprachgefühls. Alles ist neu: selbst die Grammatik. Neu auch diese fast sinnlich flammende Gott-Inbrunst, diese frommen Exaltationen, diese in Gestalt gebändigten Ekstasen.

„Und wes Mund, wes,
wär würdig des,
der Wolken ballt
mit seinem Wort.
Ewig lebt
— Geheimnis webt
auf Höhn der Höhn
um seinen Ort. —

Und doch vom Thron
ins Zelt zum Sohn
herab sich ließ
zu wohnen dort."

Oder:

„Ja Trost dem verstörten Herz, das, krank, sich verweist schon sah,
in Ihm, ihm der Heere Gott, der spricht: „Ich, der weise! nah!"

Oder:

„Jung strahl' mein Fürst allüberall,
Deß Fahne wall' zu Marschtritts Prall,
Spotts Wort verschall', der fällte, fall',
Ins Ohr ihm hall': bahnt für Gott das All!"

Zu dem Geheimnis der ursprünglichen Schöpfung kommt hier ein zweites hinzu: die Gedichte wirken absolut heutig. Sie stehen da in der Sprache, an der unsere Dichter der letzten dreißig Jahre gearbeitet haben, es ist sogar noch ein Schritt über sie hinaus, ihre Zusammenfassung, Harmonisierung und Fixierung zu klassischer Prägung. Das Wunder ist die lebendige Gegenwärtigkeit dieser Dichtungen.

Man kann es erklären: Franz Rosenzweig ist — mystischer Vorgang — Jehuda Halevi geworden und dichtet nun — deutschsprachig wie er ist — seine Hymnen. Es sind also nicht — wogegen er sich wehrt — Rosenzweigsche Gedichte; es sind die unangetasteten Dichtungen Halevis geblieben, aber ein Mensch, unserer Sprache allmächtig, singt sie.

Berlin — Kurt Münzer

Fünzig Fabeln von Lafontaine in deutschen Versen. Mit 63 Scherenschnitten von Alfred Thon. Von Kurt Koch. Halle (Saale) 1927, Buchhandlung des Waisenhauses. 125 S.

Kann man den Lafontaine ins Deutsche übersetzen, ihn lautlich gleichwertig übertragen? Kann man diesen Stimmungszauber gallischen Bodens in ein fremdes Idiom einfangen? Diese Freude am Erdenfest-Selbstsicheren, die unbeirrt prüfende Beobachtung, die Beschränkung ins Unmittelbar-Nächste, und darüberhin alle Fluktuationen verweilender Laune, wachen aggressiven Witzes, ironischer Überlegenheit, und wieder vergnügliche Bescheidung im Zweifel, der ein schaukelnd behagliches Für und Wider bedeutet. Im Grunde sicher ruhige Tüchtigkeit, die zu innerst nicht aus der Fassung zu bringen ist. Eine seltsame Mischung von Spießigem, in der untersten tragenden Schicht, und die Oberfläche glänzend, wechselnd bewegt, brillant facettiert, rasch lichternd unter den Blickfeuern eines eilfertig nie beschwerten, schnell sich ausgebenden Verstandes. Kann unsere Sprache dem nachkommen? Haben wir nur von Haus aus Verständnis für diese Art geistiger Spielfreude? Die Frage muß gestellt werden, auch auf die Gefahr hin, daß sie nicht ohne weiteres zu beantworten ist.

Die vorliegende Übersetzung schlägt einen gefällig anmutigen Ton an, der wohl zum Fabulieren paßt, manchmal sogar Reizendes leistet. Aber die Klangfarbe Lafontaines, meine ich, trifft sie nicht. Der Sprachlaut ist behäbiger, humoriger, manchmal mehr aufs Parabolische hinaus — aber wie er ist, in sich einheitlich, und manches Stückchen

Digitized by Google

scharmant gelungen. Eine kluge Vorrede sagt das Notwendige von den Absichten des Übersetzers und von dem französischen Dichter. Die Scherenschnitte sind zu dieser leicht altväterlichen Poesie die harmlos spaßige Projektion — einige von ihnen wahrhafte Kunstwerkchen. Das Ganze eine liebenswürdige Gabe.

Thüngen i. Ufrk. G. Ransohoff

Literaturwissenschaftliches

Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Von Levin L. Schücking. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz. XVI, 286 S.

Die zweite Auflage des hier (L. E. XXII, 55) mit aller Anerkennung besprochenen Werks ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß der äußere Erfolg dem wertvollen Buch nicht versagt geblieben ist; er wird ihm sicherlich jetzt, da es sich nicht mehr auf dem zweifelhaften Papier der beginnenden Inflationszeit darbietet, treu bleiben. Worin die Besserungen, von denen der Titel spricht, sonst noch bestehen, hätte der Verfasser aber in einer Vorrede wohl wenigstens andeuten können: Stichproben zeigen etwa auf Seite 85 die Hereinarbeitung einer umfänglichen „Note" in den Text mit einem kleinen Zusatz, aber im übrigen decken sich, soweit ich sehe, Umfang und Satzspiegel der beiden Ausgaben — es kann sich also nur um verhältnismäßig geringfügige Einzelbesserungen handeln. Die Besitzer des Buchs werden darüber nicht böse sein.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Band 62 (Neue Folge, III. Band). Leipzig 1926, Bernhard Tauchnitz. 254 S.

Zu dem letzten, etwas dürren Jahrgang steht der neue in sehr erfreulichem Gegensatz; möge das ein Anzeichen dafür sein, daß die Gefahrenzone, die Kriegs- und Nachkriegszeiten für das Jahrbuch, den Mittelpunkt der deutschen Shakespeare-Forschung und -verehrung, bedeuteten, glücklich überwunden ist. Neben dem Sammelbericht des Herausgebers über neuerschienene Bücher stehen wieder die Zeitschriftenschau (vom Herausgeber und B. Beckmann) und die schlechthin unentbehrliche Bibliographie (für 1923 bis 1926, von Ed. Hartl); die drei umfänglichen Aufsätze über Shakespeares Schauspielerökonomie, Tiecks elisabethanische Studien und über italienische Parallelen zum Hamlet sind gründliche philologische Arbeiten über Fragen, die auf sie verwandte Mühe und Arbeit auch lohnen. Freilich sind sie nicht gerade auf den weiteren Kreis der Leser berechnet; doch findet der seine Entschädigung in Gundolfs Festvortrag über „Antonius und Cleopatra", einer meisterlich geformten Ergründung der Dichtung in ihrer weltumfassenden Weite wie ihrer seelischen Tiefe, einem jener Beiträge, für die das Shakespeare-Jahrbuch eigentlich gegründet ist, weil sie das Verständnis des Dichters unmittelbar und wesentlich fördern.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870. Von H. Petriconi. Wiesbaden 1926, Dioskuren-Verlag. 199 S.

Dieses emsige Studienwerk umreißt eigentlich volle zwei Menschenalter aus Spaniens Literaturbestrebungen, und dem ist nur recht so. Auch die jüngste spanische Dichtung wurzelt im Grunde in der Romantik; Epigonen jener Richtung (Valle-Inclán, Ricardo León usw.) betätigen sich sogar heute. Einige ihrer Repräsentanten, als etwa Rivas, Zorrilla, Bécquer, griffen anderseits ja noch in die nächstfolgende Periode über. So wie Romantik und Liberalismus, obenhin betrachtet zwei Gegensätze, in Spanien zeitlich zusammenfielen, so auch der Realismus mit einem gewissen Konservativismus in der Politik. Fernán Caballero leitet diese Periode ein, die vorwiegend vom Roman beherrscht wird, der in Alarcón, Valera, Pereda, Coloma und Palacio-Valdés seine vorzüglichsten Meister hat. Der große Echegaray schafft das realistische Drama, Campoamor und Núñez de Arce vertreten die Lyrik. Die spanische „Moderne" endlich gipfelt im Symbolismus eines Rubén Dario, was die Lyrik angeht, dem Naturalismus der Galdós, Pardo Bazán, Blasco-Ibáñez, Picón, Trigo, Baroja und Unamuno im Roman, was wieder mit einem oppositionellen Aktivismus in der Politik zusammenfällt. Der prominente Dramatiker dieser Periode ist, neben Galdós, der schaffensfrohe Jacinto Benavente. — Der Verfasser erläutert voll kluger Einsicht, aus dem Zeitgeist heraus mit seinen Philosophemen, aus Kulturgeschichte, Soziologie, Welt- und Staatspolitik jedwede Literaturepoche, der analoge Tendenzen in Frankreich voran-, in Deutschland aber fast parallel gingen. Durch solche Eingliederung ins allgemeineuropäische Geistesleben, besonders aber vermittelst Heranziehung bekannter Beispiele aus der französischen und deutschen Literatur, wird hier das Thema auch Nichtbewanderten alsbald vertraut gemacht.

Wien Martin Brusſot

Die moderne spanische Dichtung. Von J. F. Montesinos. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 214 S.

Ein gründliches und gehaltvolles Buch, das nachgerade uns bisher fehlte. Behandelt es doch die spanische Lyrik, beginnend zu Mitte des verflossenen Jahrhunderts, bis fast in unsere allerjüngsten Tage. Über Zorrilla, Campoamor, Núñez de Acre, Bécquer und verschiedene kleinere Romantiker und Realisten wird man ja auch anderweitig zuverlässig unterrichtet. Nicht so über die Generation von 1898, die sich nach dem Niederbruch Spaniens auf dem Welttheater mit gleichgestimmten Absichten zur geistigen Wiederaufrichtung zusammenfand. Im Mittelpunkt stand freilich ein Nicht-Spanier, der große Nikaraguer Rubén Dario, um den sich heimische Talente scharten. Die meisten aus dieser Generation stehen auch heute noch in voller Schaffenskraft da, vor allem Antonio Machado, seither Spaniens bedeutendster Lyriker, Juan R. Jiménez, Ramón del Valle-Inclán, Miguel de Unamuno, Eduardo Marquina, Manuel Machado, Francisco Villaespesa, R. Pérez de Ayala. Eine andere Generation, die etwa ein Jahrzehnt später hervortrat und vielfach auch künstlerisch jener nachsteht, vertreten Enrique de Mesa, E. Diez-Canedo, Emilio Carrére, G. Martinez Sierra, Manuel Abril. Während der erregenden Jahre des Weltkrieges und hinterher suchte auch Spaniens Jugend ihr Temperament mannigfach abzureagieren. Es folgten sich, unter lebhaften Kontroversen, Expressionisten, Futuristen, Kubisten, Dadaisten, Ultraisten, deren Zeitschriften „Ultra", „Tobogán" usw. der Leser hier ebenso schon kennenlernte, wie das bisherige Schaffen ihrer wesentlichen Vertreter, als da sind Guillermo de Torre, Antonio Espina Garcia, Manuel de la Peña, Carlos

Digitized by Google

Fernández de Cuenca, César González Ruano, Luciano de San-Saor und viele andere. Das Buch bringt überdies Proben aus Werken einer Anzahl neuerer Talente.

Wien — Martin Brussot

Azorin (José Martinez Ruiz). Zur Kenntnis spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende. Von Werner Mulertt. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 231 S.

Merkwürdig, diesem geistvollen polemischen Kritiker, der zufolge seiner Angriffslust ebensoviel Gegner wie Bewunderer hat, wendet sich nun auch in Deutschland immer regeres Interesse zu. Besprachen wir doch hier, vor nicht allzu langer Frist erst, die Verdeutschung seines Werks „Auf den Spuren Don Quijotes", und schon liegt uns eine umfangreiche Studie über ihn selbst vor. Fragt man, ob solches denn auch zu Recht geschähe, so wird man es nur kräftig bejahen müssen. Repräsentiert doch Azorin heute, neben Unamuno, sozusagen das Gewissen des modernen spanischen Geisteslebens. — Er selbst entstammt der südöstlichen Provinz Alicante, wo er in Monóvar 1874 geboren wurde. Nachdem er in Valencia Jus studiert, wandte er sich in noch jungen Jahren der Publizistik zu. Seine Arbeiten verraten frühzeitig den scharfsinnigen Draufgänger, der in Madrid rasch Karriere macht. Eine Unmenge radikaler Broschüren folgt da bis gegen die Jahrhundertwende aus seiner Feder, zur Literatur, Politik, Religion, Philosophie, Volkskunde, Moral usw. Damit wird er rasch Wortführer der „Generation von 1898". „El alma castellana" erscheint 1900, später als erster Band in seinen Obras completas neu abgedruckt. Es folgen erzählende Werke, „La voluntad" (1902), „Antonio Azorin" (1903), „Las confesiones de un pequeño filósofo" (1904), Bücher vielfach voll Pessimismus, ein Jahr später das schon erwähnte „La ruta de Don Quijote". Sie verschaffen ihm weitestgehende Geltung. Dies hält ihn gleichwohl nicht ab, sich jetzt vorwiegend der militanten Kritik und dem Essay zuzuwenden, die seiner Art wohl am besten liegen. Gesichtet, erscheinen seine Schriften als „Lecturas españolas", „Los valores literarios", „Clásicos y modernos" und viele andere. Diese auf etwa dreißig Bände angewachsenen Sammelwerke Azorins spiegeln insbesondere (neben folkloristischen Studien), wie man ersieht, so ziemlich das gesamte spanische Schrifttum, filtriert durch den Geist eines originellen Schriftstellers, mit dem sich auseinanderzusetzen besonderen Reiz hat. Auch der Verfasser dieser anregenden Studie ist solcher Versuchung erlegen, für die ihm deutsche Leser übrigens Dank wissen werden.

Wien — Martin Brussot

Blütenlese der älteren spanischen Literatur. Von Ernst Werner. Leipzig 1926, B. G. Teubner. 180 S.

Dieses Werk dient Studienzwecken. Es bringt demzufolge, in Auswahl, reichliches Material aus der altspanischen Literatur, beginnend mit dem „Cid" und schließend mit Juan de Valdés (ca. 1536). Epos, wie Prosa und Lyrik, in ihren verschiedenen Formen, finden charakteristische Proben und ausgiebige Erläuterung.

Wien — Martin Brussot

Leyendas del Rhin. (Rheinsagen). Von Manuela Gallardo y Gómez. Madrid, Tip. del Hospital del Niño Jesús. 258 S.

Ein geschmackvoll ausgestattetes, liebevoll zusammengestelltes Buch, gewidmet dem deutschen Rhein. Alte Rheinsagen klingen da seltsam auf in kastilischer Zunge: von der Loreley, der Burg Niedeck, dem Musikanten von Neuenahr, dem Mäuseturm, den Wichtelmännchen zu Köln, vom Kaiser Barbarossa, die Legende von Heisterbach, im ganzen 26 Geschichten. Und illustriert wird das Werk obendrein in Heliogravure mit Reproduktionen von Steinles „Loreley", Knopfs „Riesenspielzeug", Kaulbachs „Lohengrin", Aufnahmen des Heidelberger Schlosses, von Lorch, Boppard, Andernach, Köln, Aachen und viele andere. Eine seltene Aufmerksamkeit aus weiter Ferne, die mit Genugtuung zu quittieren ist.

Wien — Martin Brussot

Dramatisches

Japanische Dramen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Wolfgang von Gersdorff. Mit 8 Abbildungen. 206 S. 8. Jena 1926, Eugen Diederichs Verlag. Leinen M. 9,—.

Ein Teil dieser Übertragungen ist früher bereits an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden. Die erweiterte Zusammenfassung hier in Buchform kann nur freudig begrüßt werden. Der Freund der so eigenartigen und so reizvollen japanischen Literatur hat nun Gelegenheit, diese Proben bequem zu genießen. In der geschickt ausgewählten Zusammenstellung ist wohl jedes wesentliche Genre mit mindestens einem charakteristischen Beispiel vertreten. Die Verdeutschung ist gut lesbar und läßt doch die Eigenart des Originals noch deutlich genug erkennbar werden. Die eingestreuten Holzschnitte geben zugleich eine Vorstellung von der japanischen Verkörperung der verschiedenen Rollen. Die Einleitung gibt die nötige literarhistorische und sachliche Einführung.

Leipzig — G. Menz

Verschiedenes

Die Revolution der modernen Jugend. Von Ben B. Lindsey und Wainwright Evans. Deutsche Übersetzung und Bearbeitung von Toni Harten-Hoencke und Friedrich Schönemann. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 259 S. Geb. M. 7,50.

Der Jugendrichter von Denver im Staate Colorado erzählt von Dingen, die offiziell nicht vorhanden sein sollen. Er will die Wahrheit sagen, will alle, die es angeht (und das sind nicht nur die durch ihr Amt in Staat, Kirche, Schule dazu Verpflichteten, das ist jeder Vater, jede Mutter) zwingen, endlich zu sehen, was vorgeht. Daß er selbst unbedingt aufrichtig ist, daß es ihm nur um die Sache geht und daß er jeden Vorfall mit Namen und Datum belegen könnte, steht außer Zweifel. Es handelt sich um die Anschauungen von Liebe, geschlechtlichem Verkehr, Ehe, wie sie jetzt bei der amerikanischen Jugend der mittleren und oberen Schicht mindestens sehr weit verbreitet sind, während die ältere Generation sich im holden Wahne wiegt, daß, vielleicht abgesehen von ein paar schwarzen Schafen, der Sittenkodex früherer Geschlechter auch von Jünglingen und Mädchen unserer Tage anerkannt werde.

Zunächst sind das freilich amerikanische Sorgen; aber es wäre sehr falsch, wollten wir von ihnen nur als Beiträgen zur Kulturkunde Kenntnis nehmen, höchstens den Verfechtern amerikanischer Methoden in Erziehung und Lebensführung anheimstellen, diese Kehrseite der Medaille recht nachdenklich zu betrachten. Es ist vielmehr gar nicht zu verkennen, daß auch bei uns eine ganze Anzahl der Bindungen,

Digitized by Google

die Sitte und Brauch der Jugend einst auferlegten, unter dem Einfluß sozialer Entwicklungen gelockert oder gelöst sind. Die so gewonnene Freiheit muß die Jugend zu brauchen lernen; wie eine Schrift an der Wand — noch nicht als Urteil, aber als drohende Warnung — erscheint dieser Bericht über amerikanische Erfahrungen mit einer Jugend, die in der Frage, in der sie am meisten Rat und Hilfe brauchte, sich selbst überlassen wurde.

Das heißt nicht, daß des Verfassers Vorschläge und Ansichten, soweit sie über die auch bei uns schon als notwendig erkannte Aufklärung der Jugend (freilich: wie und durch wen?) hinausgehen und sich auf Geburtenkontrolle und Neugestaltung der Ehe erstrecken, maßgeblich sein müßten. Es handelt sich um die schwierigsten Fragen nicht nur der Sittlichkeit, sondern der Bevölkerungspolitik und damit der nationalen Zukunft, und mit ihnen muß sich jedes Volk nach seiner besonderen Lage abzufinden suchen. Aber freilich: eine Lösung muß gesucht werden, und die Mahnung, daß keine Zeit zu verlieren ist, gilt auch für uns; seien wir dankbar, wenn die kühnen und aufrichtigen Berichte Richter Lindseys uns veranlassen, den Zeitpunkt, in dem noch Erörterungen möglich und nützlich sind, nicht zu versäumen.

Besonders gilt dieser Dank dem Übersetzerpaare, das wirklich notwendige Arbeit geleistet hat. Bekanntlich wird viel zu viel übersetzt — hier haben zwei Berufene uns zur rechten Zeit das rechte Buch vermittelt.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Vom deutschen Geist der Neuzeit. Eine Einführung und eine Auswahl. Outlines of Modern German Thought with Illustrative Specimens of German Prose. Selected by Werner R. Schweizer, Ph. D. Cambridge, University Press, 1926. XII, 212 S.

Der Verfasser, Dozent am University College in Nottingham, leitet 37 Prosastücke, jedes einzelne ein Kleinod aus dem Königsschatze deutschen Geistes und deutscher Sprache, mit einem (deutsch geschriebenen) Aufsatz ein, der in großen Zügen unsere Geistesgeschichte „von der Aufklärung bis zur Gegenwart" umreißt. Es handelt sich also um eine Art Lesebuch, und zwar ebensogut für Deutsche wie für Engländer — die letzten müssen schon gehörig deutsch können, wenn sie es mit Nutzen gebrauchen sollen. Auswahl und Anordnung der Stücke verdienen alles Lob; auf verhältnismäßig beschränktem Raum kann nicht wohl eine größere Fülle charakteristischer und zugleich in sich wertvoller Zeugnisse eines reichen Zeitabschnittes vereinigt werden — nur die Gegenwart hätte vielleicht etwas reicher bedacht werden können.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Inbrunst und Düsternis. Ein Bild des alten Spanien. Von Emil Lucka. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 291 S. Geb. M. 8,—.

Die Seele Spaniens — ein vortreffliches Werk Rudolf Lothars, das gerade vor einem Jahrzehnt erschien, führte diesen Begriff als Titel — wird hier von einem anderen kundigen Seelendeuter, Emil Lucka, neuerdings unserer Erkenntnis nähergebracht. Handelte es sich dort indes um die zeitgenössische Welt, so greift Lucka zurück bis an die Wurzeln alles Hispaniertums. Drei Wesenheiten kennzeichneten frühzeitig schon den spanischen Nationalcharakter: Inbrunst, Düsternis und Stolz, in Form von Ehrsucht; sie decken sich — wir möchten dies hier besonders feststellen — in großen Zügen mit dem Grundcharakter jener drei Rassen, die das spanische Volk mischten: Germanen, Semiten, Romanen. Der „stolze Römer", der „düstere Jude", „deutsche Inbrunst" — man merkt, es sind längst geprägte Begriffe. Obschon solche Wesenszüge im grausigen Hexenkessel von Maurenfehden, Inquisitionen, Weltmachts- und Religionskriegen mählich zur Vereinheitlichung strebten und insonderheit im „goldenen Zeitalter" nicht allein endgültig das Hispaniertum schufen, auch dessen größte Blüte zeitigten — lassen sie sich dennoch immer wieder, hervorstechend als besonderer Zug an großen Einzelpersönlichkeiten bzw. in deren Schöpfungen feststellen. Hie Inbrunst (die heilige Therese, Ignaz von Loyola, Juan de la Cruz, Murillo), hie Düsternis (Philipp II., Torquemada, El Greco mit seinen Werken), hie wieder Stolz (Ferdinand und Isabella, Cortez, die Bilder des Velasquez, die Helden eines Cervantes, Lope, Calderón usw.). Diese Zerrissenheit der spanischen Seele, sie wurde nie vollends ausgeglichen und wirkt fort bis auf den heutigen Tag (Unamunos, Blasco Ibáñez', Valle Inclans Romanen haftet unverkennbar etwas Zwiterhaftes an). Aber bestimmen nicht auch sonst, heute noch, romantische Sehnsucht, die einer großen Vergangenheit anhängt und nüchterner Lebenssinn, der im übrigen Westeuropa seine Lehrmeister sucht, alles Schaffen und Streben des Spaniers? Lebt er nicht heute noch im Bann einer feudalen Welt einerseits, der kirchlichen anderseits? Lucka erörtert die Entstehung und Machtentfaltung dieser beiden Welten im alten Spanien, die in Karl V. und Loyola ihre Exponenten hatten; erweist den Pietismus, der sich bis heute erhielt, indem er Osterprozessionen aufziehen läßt oder uns durch Kathedralen führt; läßt erkennen wie Stolz und Heldentum, nach dem Zusammenbruch der Weltmachtstellung, schließlich zum leidigen blutigen Spiel in der Arena, zum Stierkämpferkult zusammengeschrumpft, nachdem schon viel früher Cervantes in seinem unsterblichen Werk solcherlei lächerlich gemacht. — Manch verstehender Tiefblick wird in diesem anregenden Buch in das Wesen eines Volkes getan, das ähnlich dem Albions durch bunteste Mischung entstand, noch lang aber nicht — als impulsives Südvolk — auch ausgeglichen wie jenes ist, nein, darin es noch heute jugendlich gärt und voll Keimen der Verheißung.

Wien — Martin Brussot

Basken, Stiere, Araber. Von Kasimir Edschmid. Mit 46 Zeichnungen von Erna Pinner. Berlin 1927, Frankfurter Verlagsanstalt. 232 S. Geb. M. 7,—.

Wanderfahrten durch Spanien. Von Manfred Schneider. Mit 63 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart, Walter Hädecke. 254 S.

Wer Spanien nicht aus eigener Ansicht kennt, aber das Extravagante liebt, wird von Edschmids Basken, Stieren und Arabern (Marokkos) entzückt sein. Dieser Schriftsteller hat eine Art, das Sensationelle aufzuspüren und darzustellen, die hinreißt. Leider ist er im vorliegenden Buch nur sensationell. Nicht nur, wenn er in Spanien Hahnenkämpfe so beschreibt, daß einem der Atem stockt, sondern auch, wenn er über Wirtschaft, Politik, Religion, Sitten urteilt. Zum Beispiel schreibt er: „Durch das britische Gibraltar ist Spanien in der Tat eine englische Kolonie. Wer zwischen den Pyrenäen und Tarifa von Weltherrschaft(!) träumt, ist ein Narr, solange nicht Gibraltar in die Luft fliegt." — Jeder, der Land und Leute, die Hilfsquellen und Zukunftsmöglichkeiten Spaniens kennt, lächelt. Niemand träumt dort von einer Weltherrschaft. Auch ist trotz Gibraltar Spanien keineswegs eine englische Kolonie, wenn das

Digitized by Google

Wort Kolonie seinen üblichen Sinn behalten soll. Warum solche Superlative, die vor den Tatsächlichkeiten zerflattern, fragt man sich bei einem Schriftsteller, der wie Edschmid so hohe Forderungen an diesen Beruf stellt. Superlative sollen nur etwas deutlicher sichtbar machen, was tatsächlich vorhanden oder möglich ist. Edschmid gebraucht sehr viel Superlative aus dem Drang zur Sensation. Er ist dann Blender. So sagt er auch etwas weiter: „In jeder neuen spanischen Stadt werden die Koffer von bis an die Zähne bewaffneten Karabineris in Atome zerlegt." Erschrick nicht, braver Leser! Es ist nichts als ein packender Satz. Die Wirklichkeit ist selbst in Spanien nicht so dramatisch. Du kannst ruhig hinfahren. Auch ohne solche „Sensationen" erlebst du genug.

Solche Stellen sind nicht etwa Entgleisungen. Aber sie sind es nicht deshalb, weil fast auf jeder Seite mehrere vorkommen. Solche Stellen scheinen nur die aufs höchste gesteigerte Ausdrucksfähigkeit des Autors zu sein. Selbst die Schilderungen von wirklichen Sensationen in Spanien, wie es Hahnen- und Stierkämpfe sind, erscheinen in den Einzelheiten auf das Pikante, Sonderbare, Verblüffende hin absichtlich herausgearbeitet, durchsetzt mit Verallgemeinerungen, die auf einen demütigeren Beobachter derselben Dinge wie verprasselndes Feuerwerk wirken. Was er über die Bewohner der nordmarokkanischen Küstenstädte sagt, sind Beobachtungen, die wie gekurbelt scheinen, aber tollgemischt mit seelischen Folgerungen, die des Autors Ahnungslosigkeit vor dem fremden Wesen des Islams beweisen. Vorgetragen sind sie freilich, wie so vieles bei Edschmid, mit der Unbezweifelbarkeit des Allwissenden. Dieser Autor weckt mit seinen Worten einen Sturm märchenhafter Sensationen, doch schnell verweht der Sturm. Man ist ernüchtert, denn man erkennt, wie wenig diesen Schriftsteller das Geheimnis, das Wunder, ja das Staunen vor dem anders gearteten Wesen ergreift. In diesem Werk glaubt er alles, was er sieht, auch schon durch und durch zu kennen und wirkt schließlich langweilig. — Die Zeichnungen von Erna Pinner gleichen in der Linie den Zeichnungen unserer Modejournale. Sie entbehren der naturhaften Stärke und Größe, die die Dinge ganz selbstverständlich gerade in Spanien erfüllen.

Nach der Bluffprosa Edschmids erquickt es ganz besonders, die aus Wirklichkeiten geschöpfte Sprache Manfred Schneiders zu lesen. Hier spricht ein Reisender, der jene Reize spürt, die in den Dingen selber liegen. Niemals macht er aus einem Mückentanz einen Elefantenwettlauf. Zwar gehört er auch nicht zu jenen Köpfen, die aus der Eigenart der gesehenen Dinge eine neue Ordnung oder einen neuen Sinn lesen. Doch dieser Reisende bietet uns dafür andere, nicht minder wertvolle Gaben zum Genuß. Er hat ein Auge, dem so leicht nichts entgeht von der Art und der Farbe der Gesteine, der Pflanzen, des Getiers, vom Wesen der menschlichen Sitten, Wohnungen, Kirchen, Paläste bis zum Schein der Gestirne. Alles sieht er genau und zugleich miteinander verbunden. Er schildert es mit künstlerischem Geschmack. Er ist ohne Gefühlsduselei, aber voll erwärmender Empfindung. Abwägende Gerechtigkeit im Urteil, ein sympathischer Respekt vor dem Fremdartigen und dazu eine fast begeisternde Zuverlässigkeit vollenden das Werk zu einem Führer, der zu Erlebnissen führt. 63 Bilder, hergestellt nach Photographien des Verfassers, alle von derselben schönen und klaren Belichtung, ergänzen diese Wanderfahrten und erfreuen bis zum Gefühl der Dankbarkeit.

Münster i. Westf. Hans Roselieb

Entdeckung Ostpreußens. Von Robert Budzinski. Dresden, Carl Reißner. 74 S.

Um es voranzustellen: Ein entzückendes Buch. Und Vergnügen, es zu lesen und zu besehen. Denn auch die ausgezeichneten Illustrationen sind vom Verfasser. Er ist ein vielgereister Mann, kennt nicht nur das „kleine Europa", sondern „mit Ausnahme des Südpols" so ziemlich alles, was besuchenswert ist. Der Fusijama ist ihm ebenso vertraut wie der Kreuzberg in Berlin, im heiligen Ganges hat er „ebenso krokodilsicher" gebadet wie im Hotel Astoria in Veracruz, er trank mit Lamas, Buddhisten, Yogis, Jakuten, Mormonen, Neuseeländern, fuhr auf „Dschunke, Kanu, Spreekahn, Gondel, Paddelboot" und hätte von Rechts wegen schon längst im „Paradies der Muselmanen in Abrahams Schoß, in Nirwana, in den ewigen Jagdgründen der Indianer, im Christenhimmel oder in deren Gegenteilen, jedenfalls im Jenseits" sein müssen. Aber statt dessen beschließt er, nach einem der „unbekanntesten Gebiete der Erde", nach Ostpreußen zu reisen, es gewissermaßen erst zu entdecken, da es noch so gut wie ganz unerforscht sei.

Mit einem Humor, der deshalb so wirkt, weil sich hinter seinen treffenden Auslassungen immer eine Dosis trauernden Ernstes verbirgt, mit einem Witz, der niemals läppisch oder geschmacklos ist, einer Satire, hinter deren Schärfe ein weinendes Auge liegt, ist hier das vernachlässigte, stiefmütterlich behandelte Ostpreußen, das heute noch für viele „jenseits Sibiriens" zu liegen scheint, in seiner Eigenart, seiner Schönheit und seinen Leiden dem Leser nahegebracht. Die einzelnen Kapitel haben die charakteristischen Überschriften: „Über das Land", „Tier- und Pflanzenwelt", „Die Bewohner", „Erfindungen, die aus Ostpreußen stammen", „Die wichtigsten Ortschaften des Landes", „Aus der Vorzeit des Landes", „Einige charakteristische Sagen von Ostpreußen", („Der Teufel und der Rittergutsbesitzer" u. a.), „Eine Nehrungsfahrt", „Die Samlandküste", „Masurenfahrt", „Ein Besuch", „Onkel August".

Der von Anfang bis zum Ende witzige Text wird durch künstlerische, von demselben Humor erfüllte Bilder ergänzt, so daß man dies Buch jedem, der Ostpreußen kennt und liebt, in die Hand geben möchte und dem, der es nicht kennt und nur deshalb nicht liebt, erst recht.

Danzig Artur Brausewetter

Nordische und tropische Welt. Von Otto Mock. Freiburg i. B. 1926, J. Bielefeld. 202 S. M. 4,— (5,—).

Dies ist eins von jenen vielen unnötigen Büchern, deren Dasein man nie fassen kann. Objektiver, sachlicher Wert kommt ihm nicht zu, der persönliche, subjektive Erlebniswert ist so gering, so absolut unwertig, daß er die Existenz nicht rechtfertigen kann. Man findet wirklich nichts Verheißungsvolles in diesen Seiten, nicht nur, daß das Buch absolut schlecht geschrieben ist, in einem anmaßenden, eitlen Stil, sondern auch die geistige Haltung ist so sehr ohne Niveau, so ohne Ernst und Strenge, daß man sich nur ungern in dieser so angesehenen Zeitschrift mit dem Buch beschäftigen mag.

Waiblingen bei Stuttgart Otto Heuschele

Agnihotran. (Opferfeuer). Indische Legenden. Nachgedichtet von Julie Jerusalem. Bilder und Buchschmuck von Richard Teschner. Wien 1926, Artur Wolf. 92 S.

Diese buddhistischen und brahmanischen Legenden bergen eine reiche Schönheit in sich, ein hohes Element eigener Kraft

Digitized by Google

durchflutet sie und gibt ihnen die Zauber des Dichterischen schlechthin. Ein Goldglanz von unnachahmlichem wunderbarem Schmelz liegt über ihnen, so daß wir abendländischen Menschen, wenn wir uns diesen Gebilden nähern, darinnen immer neue Beglückung empfinden. — Die Kunst, sie in unsere Sprache einzufügen, liegt darin, diese eigenartigen Kräfte zu erhalten, alle in unserer Sprache sichtbar werden zu lassen. In dem vorliegenden Buche ist der Versuch gemacht, eine Auswahl der schönsten Legenden in deutschen Versen nachzudichten! Hier ist er nicht gelungen.

Was man an dem Buch gerne rühmt, das ist die schöne Gestaltung, die ihm der Verlag angedeihen ließ, vor allem jene delikate Wiedergabe der farbigen Bilder Richard Teschners.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Es lebe der Krieg. Ein Brief. Von Bruno Vogel. Leipzig-Plagwitz 1926, Verlag Die Wölfe. 95 S.

Dämonen des Blutes. Von Samuel Lewin. (Dichter und Rebellen. Bd. 5.) Berlin 1926, Verlag Der Syndikalist. 151 S.

Vom anderen Ufer. Von Rudolf Rocker. (Dichter und Rebellen. Bd. 4.) Ebenda. 146 S.

Wenn die pazifistische Phalanx keine besseren geistigen Sprecher hat als die drei, dann ist es um den Kampf gegen den Militarismus schlecht bestellt und wir sollten uns lieber heute als morgen eines anderen besinnen. Vogels Buch „Es lebe der Krieg" ist nur eine Neuauflage mit russischer Zensur, in keiner Zeile besser oder existenzberechtigter geworden (vgl. meine Besprechung L. E. XXVII, 754). Den Weg des Verlages Der Syndikalist halte ich mit dieser Sammlung für grundfalsch, denn lediglich mit Verbeugungen vor altgedienten Kämpfern wie Erich Mühsam, dessen „Manifest aus 20 Jahren" den ersten Band dieser Reihe bildete, oder Rudolf Rocker, dem Syndikalisten, dessen hier veröffentlichte Aufsätze aus den Jahren 1903 bis 1908 stammen, ist es wahrhaftig nicht getan. Der Tenor dieser Artikel ist nach den Revolutionserlebnissen so schwach und wehrlos, daß man sie nicht einmal als Erinnerung mehr hinnehmen kann. Vor 20 Jahren ... gewiß in der Geschichte der Partei und der revolutionären Bewegung spielen sie eine Rolle, als Rebellen, obwohl sich auch dieser Begriff gewandelt hat. Aber Dichter? Man wird doch Samuel Lewin nicht zu einem solchen stempeln wollen? „Dämonen des Blutes" sind Träume, Phantasien, Geschichte von Kriegsgreueln, Anrufungen von Gott in alttestamentarischer Bildhaftigkeit, aber das Ganze ist eine nebulose Angelegenheit. Da ist kein Boden, keine Erde, da ist keine Gestalt, kein Leben, kein Raum, alles schwankt in „Bildern". Ein unnützes Buch.

Berlin — Guido K. Brand

Kollege Goethe. Fingerzeige für junge Dichter und Freunde der Dichtkunst. Von Ludwig Offenberg. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. 144 S. M. 2,50.

Die Meinung Offenbergs geht dahin: „Nur Fingerzeige zur Beherzigung, an denen selbst die modernen Meister der Dichtung schwerlich Anstoß nehmen, werden hier gegeben." Ich nehme an, daß diese modernen Meister das Büchlein gar nicht lesen, infolgedessen keinen Anstoß nehmen. Um so mehr sollten wir — es lebe die Zunft — energischsten Anstoß nehmen. Offenberg verwahrt sich, ein Gottsched zu sein. Mit Recht, denn Gottsched war dreimal klüger als er, indem er aus der Fülle seines Wissens doktrinär eine Dichtkunst propagieren wollte, von der man längst wußte, daß sie totgeboren war. Offenbergs „Fingerzeige" eröffnen aber einen so unglaublichen Dilettantismus und eine Ahnungslosigkeit vom Dichter, daß nur der Unwert verhindert, eine Satire zu schreiben. Und dazu die Anrufung Goethes. „Selbstredend gilt das Büchlein auch jungen Dichterinnen, Kunstliebhabern, jung und alt." Und da rufen wir in den Wald: wo bleiben unsere Dichter?

Berlin — Guido K. Brand

In St. Peters Hut. Von W. von Rummel. Neudamm 1926, J. Neumann. 192 S. Leinen geb. M. 5,—. Die Poesie der Fische und des Wassers wird in diesem Büchlein anspruchsloser Skizzen auch dem nahe gebracht, der nicht zu den Sportsfischern gehört und deshalb dem Schutzheiligen der edlen Zunft ferner steht. Man gewinnt Einblick in das Leben von Huchen, Lachs und Forelle und sieht entzückend geschilderte Landschaften an sich vorüberziehen. Jeder Naturfreund wird eine innige Freude an dem Büchlein haben und Stimmungen nacherleben, die er selbst bewußt oder unbewußt an stillen Weihern oder rauschendem Wasserlauf durchträumt hat. Von der bayerischen Heimat spricht der Verfasser am wärmsten, durchdrungen von seinem Stoff, und sehr interessant ist zu lesen, was er auf einer Weltreise an tropischen Fischereierinnerungen eingeheimst hat. Kleine Abenteuer sind mit Humor geschildert, die Sommerreise nach „Urdorf" zeigt ein liebliches modernes Idyll.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Gespräch über Psychoanalyse zwischen Frau, Dichter und Arzt. Von Hans Prinzhorn. Heidelberg 1926, Niels Kampmann. 98 S. M. 4,—. Prinzhorns Buch behandelt Grundfragen nicht nur der Psychoanalyse, sondern jeder Psychotherapie. Verfasser untersucht die Beziehungen zwischen Arzt und Patient; er zeigt, wie der Arzt dem Kranken die Fähigkeit, wieder zu genießen, nicht schenken kann, wie er vielmehr nur Mittler ist, und der Patient selbst den Weg finden muß. Er zeigt, daß unsere Zeit, die zur Auflösung aller Bindungen geführt hat, den Menschen in besonderem Maße gefährden und zur Neurose disponieren muß. Das Bewußtmachen hat seine Grenzen, und der Arzt darf nie mehr auflösen, als er durch Besseres ersetzen kann. Prinzhorns Buch bringt zweifellos auch dem Laien manche Anregung, wenn es auch eine Kenntnis der psychoanalytischen Lehre voraussetzt.

Gießen — Erich Stern

Der Künstler und andere Beiträge zur Psychoanalyse des dichterischen Schaffens. Von Otto Rank. (Imago-Bücher, I) Vierte, vermehrte Auflage. Wien 1925, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 208 S.

Die in vierter Auflage vorliegende Abhandlung über den Künstler, die zuerst 1907 erschien und die erste Anwendung der Psychoanalyse auf geistig-kulturelle Probleme überhaupt darstellt, geht von einer kurzen Darstellung der psychoanalytischen Theorie aus; sie sucht dann die sexuelle Grundlage des künstlerischen Schaffens darzutun; der Begriff „Künstler" wird in weitestem Umfang gebraucht: Künstler ist jeder ideell schöpferische Mensch, ob er nun Religionsstifter, Philosoph, Forscher, Dichter usw. ist; damit wird das Problem des Künstlers zum Ausgangspunkt weitgreifender kultur-psychologischer Untersuchungen. Die Analyse des Sublimierungsprozesses offenbart dies deutlich. Die allgemeinen, auf das Problem der Kunst angewandten psychoanalytischen Gedankengänge werden dann an einer Reihe

Digitized by Google

von Einzeluntersuchungen näher ausgeführt; ich zähle diese kurz auf: die „Griseldafabel" (Hauptmann), „Die Matrone von Ephesus", das Schauspiel in „Hamlet"; die „Rettungsphantasien" werden untersucht, die Beziehungen zwischen Traum und Dichtung erörtert, und die Traumdichtung „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt" wird analysiert, wobei der Verfasser die volle Übereinstimmung mit der Freudschen Traumlehre feststellen kann. Das Buch zeigt, wie anregend und fruchtbar die Psychoanalyse für ein Verständnis des künstlerischen Schaffens und der künstlerischen Produktionen ist; vieles freilich erscheint einseitig. Das darf aber nicht hindern, die Bedeutung der vorliegenden Untersuchungen anzuerkennen.

Gießen — Erich Stern

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXVIII

Die Glocke von Hadamar (Börries, Freiherr von Münchhausen)

Von Pirmin Biedermann (Guben)

a) „Wir wollen dies Jahr die Felder am Rhein
mit heißen Sicheln mähn,
wie Sensen soll der Flammenschein
über die Ernte gehn!"

Der Rhythmus allein ist hier schon Ausdruck. Man klopfe ihn und wird spüren: die explodierende Leidenschaft und wild vorstoßende Energie heftiger Tatenlust einer kriegerischen Männlichkeit (⏑ ´ – ⏑ ⏑ ´ Pause, dann Wiederholung und damit Verstärkung – ´ – ⏑ ⏑ ´) der ersten Zeile, auf deren Heftigkeit und losfahrenden Schwung die zweite Zeile (– ´ – ⏑ ⏑ ´) mit Wucht und Schwere im Rhythmus folgt, entsprechend dem grausigen, gewaltigen Tun („mit heißen Sicheln mähn"). Dann in der dritten Zeile, entsprechend dem wollüstig gedehnten Auskosten des Geschehens, die Ruhe des Verweilens im breit dahinströmenden Rhythmus (– ´ – ⏑ – ⏑ – ´), der dann in der vierten Zeile durch den starktonigen Anfang die Teuflischkeit des Zerstörers hörbar werden läßt (´ – ⏑ ⏑ – ⏑ ´).
Und nun das Klangliche der Strophe: Du bist ein tauber Deutscher, wenn du nicht die Stoßkraft und Leidenschaft der kriegerischen Seele allein schon in „wollen" mit seinem w und o und ll hörst ..., wenn du nicht die Wucht und Schwere der Arbeit spürst in den breiten e i und ä in „heißen" und „mähn" und die grausame Wut in den zischenden S (heißen, Sicheln, Sensen, soll, Flammenschein).

b) „Gott gnade der Burg und gnade der Stadt,
die meiner Faust widerspricht,
du hältst wohl auf die Kanone am Rad,
aber Tilly hältst du nicht!"

Wieder wie in der ersten Strophe keucht der Rhythmus aus gestauter Wut explodierende Leidenschaft einer kriegerischen Männlichkeit. Fein, wie der Rhythmus der ersten Zeile von Strophe 1 sich wiederholt, und so der Hörer ganz der Glut in des Sprechers Seele verfällt! Fein, wie in der dritten Zeile die Zäsur hinter „auf" dem nachfolgenden „die Kanone am Rad" Wucht schon allein infolge Spannung verleiht und damit erst recht Nachdruck, Ton und Gewicht dem „aber Tilly hältst du nicht".
In Harmonie damit die Vokale: die schweren a und u und o, dazwischen die energischen, grellen i! Und dann sieh dir die Endreime an! Hier wie in der ersten Strophe der männliche Versschluß. Aber dort, entsprechend dem Inhalt, die breiten „mähn" und „gehn". Hier, eben übereinstimmend mit dem Inhalt, die wütend hinausgebellten kurzen „spricht" und „nicht". Die Worte zacken wie Speerspitzen, an deren Unerbittlichkeit alles zersplittert.

c) „Und der Brabanter sprang vom Pferd,
eisenumschlossen ganz,
hellklirrend schlug an Koller und Schwert
der eiserne Rosenkranz." –

Rasch stürmt der Rhythmus der ersten Zeile. Die Situation erfordert es. Durch den Rhythmus der zweiten Zeile, der so gar nichts von der Beweglichkeit der vorhergehenden hat und mit seinem hochtonigen Beginn holprig wirkt, werden wir gepackt und horchen auf. Nicht so, wenn dastände: „von Eisen umschlossen ganz". Gerade diese Verkoppelung disharmonierender Rhythmengebilde reißt den Hörer aus der nebensächlichen Situation (vom Pferd springen) hinein in die Hauptsphäre, die erfüllt ist von starrem, unerbittlichem Kriegertum. So wird dem Hörer eingehämmert: Hier ist von keinem schlanken, beweglichen, höfischen Jüngling die Rede, sondern von entschlossener Kraft. Um so sprechender dann der flüssige Rhythmus der dritten und vierten Zeile. Der wiederholt aufschlagende Rosenkranz duldet nicht Schwere.
Nicht genug der Feinheiten! Da steht „Brabanter". Setzt „und des Kaisers Feldherr", und ihr spürt, wie armselig die Zeile wirkt. Lest „Brabanter" laut, und ihr hört in den „Br" und „b" und „nt" den energiegeladenen, sprungbereiten Kerl. Daß des Dichters Wahl – war's überhaupt eine? – auf dies Wort fiel, beweist, wie sehr er erfüllt war von der Atmosphäre seines Stoffes. –

d) „Da stiegen die Wogen des Reiterkriegs,
da prasselten Hieb und Schuß,
und von dem Blute des Reitersiegs
ward rot der blaue Fluß."

In Zeile 1–3 drängender Rhythmus. Du hörst und siehst das atemversetzende Tempo des blutigen Geschehens. In dem schwerwuchtenden Rhythmus der letzten Zeile – fast lauter Einsilber! – fühlst du den grausigen Erfolg in seiner ganzen Schwere. Der Eindruck wird noch verstärkt durch die breiten dunklen Vokale a o au u.

e) „Was silberne Glocke gewesen einst,
klingelt als Geld durchs Land,
und wer die Messe gelesen einst,
bettelt am Straßenrand." –

Ein geringerer Dichter hätte im Rhythmus und Klang der vierten Zeile der vorigen Strophe weiter verkündet, was Tillys Scharen gewirkt. Münchhausen vermeidet pathetischen Rhythmus und Klang. Denn, was in räumlicher und zeitlicher Ausdehnung sich auswirkt, verlangt für deutsche

Digitized by Google

Ohren auch verklingenden Rhythmus und Ton, dem etwas vom trostlosen Fortdauern des Elendes anhaftet. Gleichzeitig liegt in diesem leichteren Klang der Strophe ein Widerschein von der grausamen, gefühllosen Unbekümmertheit des Krieges. Schließlich endet mit dieser Strophe die „Einleitung", und die von Pauken- und Posaunengetön zerschlagene Seele des Hörers fände sich nicht so rasch in die neue Situation. –

Ob Münchhausen bewußt oder unbewußt diese Feinheiten geschaffen hat, ist für unsere Betrachtung gleichgültig. Genug, daß er sich als ein Dichter bewiesen, d. h. als Vertreter einer Kunst, deren Formen organisch aus dem Inhalt wachsen. –

Nachrichten

Todesnachrichten. Leopold Schmidt ist am 30. April im Alter von 67 Jahren einem schweren Leiden erlegen. Er ist in Berlin geboren worden, hat dort das Französische Gymnasium (1880) absolviert, an der Königlichen Hochschule für Musik und an der Universität studiert, war Kapellmeister in Heidelberg, Berlin, Zürich und Halle und hat später als Musikkritiker am „Berliner Tageblatt" eine einflußreiche und fördernde Tätigkeit ausgeübt. Unter seinen Schriften sind zu nennen: sein Erstlingsbuch „Zur Geschichte der Märchenoper" (1895), ferner Biographien von Meyerbeer, Haydn, Mozart und Beethoven.

Marie Janitschek ist nach einer Meldung vom 4. Mai im Alter von 68 Jahren in München gestorben. Sie hat sich in den neunziger Jahren durch stimmungsvolle Skizzen und Erzählungen, hauptsächlich aber durch eine eigenartige, dem Dithyrambus zuneigende Lyrik bekanntgegeben.

Anna Brunnemann ist nach einer Meldung vom 7. Mai in Dresden gestorben. Sie war eine Tochter des früheren Direktors der meißener staatlichen Porzellanmanufaktur, hat neuere Philologie studiert und sich als Übersetzerin sowie als Essayistin zumal über französische Literatur vielfach betätigt.

Paul Mahn ist am 3. Mai im Alter von 59 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Von Hause aus Theaterkritiker, zunächst bei der „Vossischen Zeitung", dann bei der „Täglichen Rundschau", hat Paul Mahn späterhin als Verleger der „Täglichen Rundschau" wesentlich auf die Haltung des Blattes eingewirkt. Seine eigenen Romane und Erzählungen erwiesen ihn als Mann von Geschmack.

Wilhelm Ahrens ist nach einer Meldung vom 28. April im Alter von 55 Jahren in Rostock gestorben. Er hat als Privatgelehrter eine umfangreiche journalistische Tätigkeit entfaltet.

Alfred Holzbock ist am 28. Mai einem längeren Leiden erlegen. Er gehörte zu den bekannteren Vertretern einer heute überwundenen journalistischen Richtung.

Heinrich Driesmann ist nach einer Meldung vom 23. Mai in Berlin gestorben. Aus dem Egidy-Kreis hervorgegangen, hat er sich als Rassenforscher bekanntgegeben. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung" und „Rasse und Milieu".

Gabriel von Terez, Direktor des budapester Museums, ist im Alter von 63 Jahren nach einer Meldung vom 2. Mai in Baden bei Wien gestorben. Er hat in Straßburg studiert, war in Freiburg i. Br. Dozent für Kunstgeschichte und wurde 1904 an das budapester Museum berufen, das er 21 Jahre leitete. Sein eigentliches Forschungsgebiet waren die alten deutschen Meister.

Sydney Colvin ist nach einer Meldung vom 15. Mai im Alter von 81 Jahren in London gestorben. Er genoß als Kunst- und Literaturkritiker hohes Ansehn und war ein enger Freund Robert Louis Stevensons, dessen Werke er auch herausgegeben hat.

Magin Moreras y Galicia ist nach einer Meldung vom 11. Mai gestorben. Er war im Jahre 1853 in Lérida geboren und hat die kastilianische sowie die katalanische Literatur durch wertvolle Dichtungen bereichert. Sein erster Band spanischer Gedichte erschien im Jahre 1895, ihm folgten später drei weitere Bände. 1908 veröffentlichte er die erste Sammlung katalanischer Gedichte. Die Hauptwerke Shakespeares hat er ins Katalanische übersetzt.

Jörg Eeckhous ist nach einer Meldung vom 30. Mai im Alter von 73 Jahren in Brüssel einem Schlaganfall erlegen. Durch seinen Roman „Das neue Karthago" war Eeckhous, der auch als Kritiker und Musikkritiker eine beachtenswerte Tätigkeit ausgeübt hat, auch in Deutschland bekannt geworden.

Ernst Szep ist nach einer Meldung vom 29. Mai im Alter von 33 Jahren gestorben. Er hat mit seinen Lustspielen auch auf deutschen Bühnen Erfolge erzielt.

* * *

Paul Kornfeld ist als Dramaturg an das Hessische Landestheater berufen worden.

Auf dem wiener Zentralfriedhof ist auf dem Ehrengrab Adam Müller-Guttenbrunns ein Denkmal mit großem Bronzemedaillon, das den Kopf des banater Dichters zeigt, enthüllt worden.

Die Schweizer Schiller-Stiftung hat eine Ehrengabe von 2000 Franken an Alfred Huggenberger, je eine von 1000 Franken an Jakob Dühren, Adolf Kölsch, Max Pulver und Carl Friedrich Wiegand überwiesen.

Zur Kommission des staatlichen Schiller-Preises gehören: Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, Friedrich Kayßler, Heinrich Lilienfein, Walter von Molo, Julius Petersen, Wilhelm von Scholz.

Sigfrid Siwertz hat von der schwedischen Künstlervereinigung „De Nio" (Die Neun) einen Preis von 10 000 schwed. Kronen als Anerkennung für sein künstlerisches Schaffen auf dem Gebiet der Lyrik, des Romans und der Novelle erhalten, die gleiche Auszeichnung wurde Klara Johanson, der bekannten schwedischen Literaturkritikerin, zuteil.

Der Literaturpreis des Finnischen Staates für die besten belletristischen Werke des Jahres 1926 erhielten: Jarl Hemmer für seinen Roman „Die Braut des armen Mannes" und Emil Zilliaeus für seine Gedichtsammlung „Die Sonnenuhr".

Der Preis der Lyrik 1927 ist unter Zurwahlziehung von 10 Arbeiten aus 2350 Arbeiten Kurt Wesse, Berlin-Lichterfelde, in Höhe von 1500 Mark zuerkannt worden. Zur engeren Wahl waren gestellt Gedichte von: Iwan Goll, Hermann Kasak, Theodor Kramer, Paula Ludwig, Walter Petry, Hans Rochocz, Martha Saalfeld, Herbert Schlüter.

Das vom Verlag S. Fischer angekündigte Preisausschreiben „Das Erlebnis" ist ergebnislos verlaufen. Die Preisrichter Arthur Eloesser, Oskar Loerke, Paul Wiegler

Digitized by Google

haben entschieden, daß von den 500 Bewerbungsschreiben keins den Bedingungen genügte.

Das Preisausschreiben des Börsenvereins der deutschen Buchhändler mit der Frage nach den zwölf besten Büchern aus der Zeit der letzten drei Geschlechter, die in die Hausbücherei jedes gebildeten Deutschen gehören, hat 728 Einsendungen herbeigeführt, von denen keine mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Sechs Einsender: Otto Heuschele, Hans Pflug, Rudolf G. Binding, Max Schumann, Herbert Brion und Erhard Wittek erhielten einen Preis von je M. 300 und weitere sechs je einen von M. 50. Unter den Persönlichkeiten, deren Namennennung mehr als hundertmal erfolgt ist, befinden sich Gottfried Keller (387), Gustav Freytag (375), Bismarck (333), Nietzsche (274), Wilhelm Raabe (273), Theodor Storm (221), Friedrich Hebbel (219), Gerhart Hauptmann (204), Fritz Reuter (197), Viktor Scheffel (194), Thomas Mann (177), Wilhelm Busch (160), Mörike (132), Stifter (132), Löns (129), C. F. Meyer (113), Kügelgen (110), Fontane (102).

Der „Pfälzische Verband für freie Volksbildung", Neustadt a. d. Haardt, erläßt ein Preisausschreiben für ein Bühnenwerk, das pfälzische Eigenart, gleichviel in welcher Ausdrucksform, bei freier Stoffwahl bekunden soll. Die drei Preise von M. 500, 300 und 200 sind auch nicht pfälzischen Schriftstellern zugängig. Die preisgekrönten Arbeiten werden vom Landestheater für Pfalz und Saargebiet unter Sicherung der Tantieme uraufgeführt werden. Letzter Einsendungstermin ist der 1. Januar 1928.

Schillers erste Begräbnisstätte, das sogenannte Kassengewölbe, auf dem Jakobsfriedhof zu Weimar ist nunmehr seiner ursprünglichen Gestaltung wieder zugeführt worden.

* * *

Rumänien hat seinen Beitritt zur Berner Konvention vollzogen.

Im Institut für internationale geistige Zusammenarbeit in Paris trat unter dem Vorsitz des französischen Romanschriftstellers Vallery-Radot eine Kommission zusammen, die sich mit der Reform des Übersetzungswesens für literarische und wissenschaftliche Werke beschäftigt, in der Deutschland durch Professor Kippenberg (Insel-Verlag) vertreten ist.

Der schweizer Buchhandel weist für das Jahr 1926 1923 Veröffentlichungen gegen 1748 des Vorjahres auf, eine Vermehrung, die fast ausschließlich den deutschsprachigen Veröffentlichungen zuzuschreiben ist, während die Zahl der französischen Werke einen merkwürdigen Rückgang bekundet.

Der Verwaltungsrat der Deutschen Schiller-Stiftung in Weimar gibt seinen vom Generalsekretär Heinrich Lilienfein bearbeiteten 67. Jahresbericht aus. Die allgemeine wirtschaftliche Lage hat auch im Jahre 1926 ungünstig auf den Absatz literarischer Werke eingewirkt, so daß die Not in den Kreisen der Dichter und Schriftsteller unvermindert in außergewöhnlichem Maße fortbestand. Ohne die bewährte Hilfe der amtlichen Stellen und mancher Freunde im In- und Ausland würde die Stiftung, deren Vermögen auf einen kleinen Bruchteil des Vorkriegsstandes zusammengeschwunden ist und sich in den bescheidensten Anfängen des Wiederaufbaues befindet, dem Ansturm der Gesuche nicht annähernd gewachsen gewesen sein. Der Herr Reichspräsident erneuerte seine hochherzige jährliche Beihilfe aus dem Dispositionsfonds. Weitere namhafte Förderung gewährten der Herr Reichsminister des Innern und die Regierungen nahezu sämtlicher deutschen Länder und Freien Städte. Der Herr preußische Minister für Volkswohlfahrt erteilte wie für 1925, so für 1926 die Genehmigung zu einer öffentlichen Geldlotterie mit einem Reingewinn von M. 30 000. Das Deutsche Nationaltheater in Weimar, leider noch immer als einzige deutsche Bühne, überwies einen Anteil aus seinen Schiller-Aufführungen. — Die Gesamtsumme der 1926 von der Stiftung geleisteten Zuwendungen betrug rund 43 300 M. (gegen M. 34 500 im Vorjahr und M. 91 800 im Jahre 1914). — Am 28. September fand im Schillerhaus zu Weimar die jährliche Generalkonferenz des Verwaltungsrates statt, deren Beratungen u. a. der notwendigen Wiederbelebung der Zweigstiftungen und der dringend gebotenen Neufassung der Satzungen galten, die in absehbarer Zeit zum Abschluß gelangen wird. — Dem aus Gesundheitsrücksichten aus dem Verwaltungsrat ausgeschiedenen Oberbibliotheksrat a. D. Erich Petzet wurde in Anerkennung seiner großen Verdienste die Schiller-Plakette der Stiftung verliehen. An seine Stelle trat als Vorsitzender der münchener Zweigstiftung Max Halbe in den Verwaltungsrat ein.

Georg Brandes hat der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen seine Bibliothek und seine von Max Klinger ausgeführte Büste testamentarisch vermacht; auch seine Manuskripte, soweit vorhanden, sind dem Brandes-Archiv der Königlichen Bibliothek überwiesen worden.

Die junge Staatl. Akademie für Kunstwissenschaft in Moskau entwickelt neuerdings eine recht lebhafte Tätigkeit, besonders die literaturgeschichtliche Sektion hat bereits einige Publikationen herausgegeben. „Ars Poetica" benennt sich ein soeben erschienener Sammelband der genannten Sektion (144 S.), der Aufsätze von B. J. Jarcho (Grundlagen der Formanalyse), A. M. Piljschkowskij (Stilanalyse und Kritik der Kunstprosa), M. A. Petrowskij, der auch die Redaktion des Bandes übernommen hat (Morphologie der Novelle), M. P. Stoljaroff (Problem des poetischen Bildes) und R. P. Schor (Westeuropäischer Literaturbericht) enthält. — Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des frühen russischen Symbolismus bietet das von der Akademie veröffentlichte Heft mit einigen dreißig Briefen V. J. Brjussoffs an P. P. Pertzeff", geschrieben in den Jahren 1894—1896.

Das erste diesjährige Heft der periodischen Vierteljahrsschrift der Akademie „Isskustwo" bringt aus Familienarchiven zahlreiche Briefe Dostojewskijs sowie eine Serie von Briefen an ihn von der Hand seines jüngern Bruders, Michail Michajlowitsch Dostojewski, die für die Biographie des Verfassers der „Karamasoffs" von Bedeutung sind. Im Mittelpunkt der von N. Njetschajewa besorgten Veröffentlichung stehen acht Briefe F. M. Dostojewskijs an die Witwe dieses Bruders, Emilie Fjodorowna, geborene Dittmar aus Reval, deren Persönlichkeit im „Tagebuch" und den „Erinnerungen" der Gemahlin des Schriftstellers in einem falschen, fast feindseligen Lichte dargestellt ist. Die Briefe — von einem Briefwechsel Dostojewskijs mit seiner Schwägerin war bisher überhaupt nichts bekannt — stammen aus den Jahren 1867—1869 und geben ein unsäglich trauriges Bild seiner leidvollen Auslandszeit. Die Briefe an Dostojewskij seitens seines frühverstorbenen Bruders, mit dem er 1849 zusammen festgenommen wurde, gehen auf die Epoche vor der Deportation nach Sibirien zurück und zeugen von einem äußerst herzlichen Verhältnis zwischen beiden Brüdern, von denen auch der jüngere schriftstellerisch tätig war.

Digitized by Google

Das Tolstoj-Museum der Akademie der Wissenschaften in Leningrad hat den ersten Sammelband seiner Materialien „Tolstoj 1850–1860" (84 S.), redigiert von W. J. Sresnjewskij, herausgegeben. Aus der Feder dieses letzteren stammen zwei Aufsätze über eine Militärzeitschrift, die Leo Tolstoj 1854 in Gemeinschaft mit einigen befreundeten Artillerieoffizieren herauszugeben gedachte, sowie über einen vergessenen deutschen Geiger, Georg Kiesewetter, in Petersburg, der Spuren im Schaffen des großen Dichters auch in dem des Grafen Alexej K. Tolstoj, hinterlassen hat. Leo Nikolajewitsch Tolstoj hat Kiesewetter in der genialen Musikergestalt der Erzählung „Albert" festgehalten.

Der kommunistische Publizist Karl Radek hat im Russischen Staatsverlag, Moskau, einen Sammelband seiner in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Aufsätze von 1920 bis 1926 unter dem Titel „Bildnisse und Pamphlete" erscheinen lassen. Deutschland berühren die Aufsätze über Rathenau, Stinnes, Hindenburg, Ebert und Parvus. (P. E.)

Frau Geneviève Bianquis schreibt uns aus Paris unter dem 17. Mai: „Eben las ich mit großem Interesse in Ihrer werten Zeitschrift eine Mitteilung von Herrn Teiel Mansholt über das Urbild des jungen Hauke Haien in Storms „Schimmelreiter". Ich erinnerte mich aber sofort desgleichen in dem französischen Buch von Robert Pitrou (La vie et l'œuvre de Theodor Storm. Paris, Alcan, 1920) schon gelesen zu haben. In der Tat findet man daselbst (Seite 718, Fußnote) den Hinweis auf Hans Mommsen, von Fahretoft, als Urbild des Hauke Haien. Die Quelle aber, die Pitrou anführt, ist C. P. Hansens Buch über die Friesen („Der Sylter Friese", Kiel 1860), worin dieselbe Kindheitsgeschichte (S. 20) des Hans Mommsen zu finden ist, wie in Klaus Harms' „Gnomon". Übrigens verweist auch Pitrou auf das „Gnomon", das er aber augenscheinlich nicht zu Gesicht bekommen hat. Ob Storm eher Hansens Buch oder das ältere von Klaus Harms zu rate gezogen, bleibt dahingestellt. Es scheinen aber beide Bücher genau dieselben Einzelheiten aus dem Leben des berühmten Bauernmathematikers zu berichten."

* * *

Uns geht aus Peking folgender Bericht zu, den wir wortgetreu zum Abdruck bringen, um den interessanten Äußerungen nichts von ihrem eigentümlichen Charakter zu nehmen:

Goethes Stella in Peking. Das literarisch gesinnte Studententum Pekings ist zur Zeit besonders aufgeregt durch einige Vorstellungen von Goethes Stella in chinesischer Sprache. Die Schauspieler sind sämtlich Studierende an der Kunstschule der Weststadt, die Übersetzung stammt von der Feder Professor Yangs und ist schon im Verlag der Commercial Press in Schanghai erschienen. Sie ist aber mehr Übertragung als Übersetzung, denn Handlung und vor allem Szene sind beide stark modernisiert. Man erhält ein Bild, das weder stil- noch wortgetreu dieses schwächste Stück Goethes wiedergibt. Man hört von „huo-ch'ê" (Eisenbahn) sprechen und man raucht eine höchst verfängliche Manilazigarre! Auch ist das ganze Kostüm modern, teilweise europäisch, teilweise modern-chinesisch, was in den Frauenrollen natürlich besonders auffällt, aber doch das jetzige China darstellt. Überhaupt muß man gleich betonen, daß die Wahl dieses Dramas weniger Goethe eine Ehre erweisen will, als den jungen Zeitgenossen ein „san chiao-kuan-hsi", ein „Dreieckverhältnis", zum Besten geben soll, wie schon in einem kleinen Prolog gesagt wurde.

Die jungen Darsteller verdienen aber alles Lob, denn sie haben das Ganze selbst in Szene gesetzt, und der Eindruck, alles in allem, war nicht der einer Liebhaberbühne. Fräulein Li (die Wirtin) spielte nicht ohne Humor; gerade in solchen Rollen aus dem bürgerlichen Leben sind die Chinesen oft meisterhaft, sowie sie Dienstboten und Genrecharaktere fast immer trocken und frappant lebenstreu spielen. Fernando (Herr Wu) war nur da gut, wo er sich als Chinese fühlte, sonst war er steif und seine Gesten alles andere als natürlich. Er ist als Schauspieler in einheimischen Rollen sehr beliebt und Referent hat ihn schon in historischen Dramen glänzend spielen sehen. Hier war die Sache etwas über seine Kraft. Seine Frau (Stella) hat ein zu schwaches Organ, spielte auch im Ton eines übertriebenen Pathos, doch in der Szene, wo Fernando zu ihr zurückkehrt, zeigte sie sich mädchenhaft und äußerst lieblich. Aber von der „blondhaarigen" Stella war diesmal nichts zu sehen. Es war eine Stella im schwarzen Bubikopf! Cäcilie (Frl. Yang) wurde wirklich gut gespielt. Erstens ist Fräulein Yang eine außerordentlich sympathische und schöne Erscheinung, zweitens spielte sie maßvoll und rührend. In der großen Szene zwischen ihr und Fernando im dritten Akt weinten viele der Zuschauer offen, doch schlug das gleich in Gelächter um, als Fernando sich vor ihr auf die Knie warf. Frappant war auch Fräulein Huang (Lucie), die ihre Rolle halb als „Flapper", halb als Bauernlümmel auffaßte. Hier hatte man rein nichts von der Stimmung des 18. Jahrhunderts, auch gingen alle Nuancen des Charakters verloren. Dafür erntete die junge Schauspielerin den größten Beifall als „low comedy" und konnte nicht auf die Bühne treten, ohne von Lachsalven begrüßt zu werden. Gespielt wurde die Endung von 1806. Wichtig ist die internationale Einstellung, auch die neue Einstellung von Schauspielerinnen gegenüber. Man ist heutzutage durch das Kino an Schauspielerinnen gewöhnt, doch als Fernando Stella umfaßte, wurden die Zuschauer etwas nervös. Er hatte sie um die Hüften genommen und das war etwas stark, obgleich auch im täglichen Leben sie seine Frau ist.

G. H. Danton (Professor am Tsing Hua College)

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Delmont, Joseph. Die sieben Häuser. Wanderfahrten eines Lausbuben. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 449 S. Geb. M. 7,–.

Dörffler, Peter. Am Eichentisch. Erzählungen. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 253 S. Geb. M. 5,–.

Eggersglüß, Heinrich. Tagebuch eines Eisenbahners. Den deutschen Eisenbahnern und dem deutschen Volke. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 214 S. Geb. M. 5,50.

Digitized by Google

Flake, Otto. Sommerroman. Berlin 1926, S. Fischer. 281 S. M. 4,50 (6,50).
Griese, Friedrich. Die letzte Garbe. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 161 S. Geb. M. 4,50.
Heer, Jacob Christoph. Romane und Novellen. Gesamt-Ausgabe. I. Reihe in fünf Bänden. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 390, 339, 421, 287, 366 S. Geb. M. 32,—.
Hesse, Hermann. Der Steppenwolf. Berlin 1927, S. Fischer. 288 S. M. 7.— (15.—).
Hichler, Leopold. Der Sohn des Moses Mautner. Ein wiener Roman. Wien 1927, R. Löwit. 334 S. M. 3,50 (4,50).
Höfer, Anton. Peter Zwiesewind. Ein Dorfroman. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. 145 S. Geb. M. 3,40.
Kafka, Hans. Das Grenzenlose. 25 Geschichten. Berlin 1927, Verlag Die Schmiede. 238 S.
Kinau, Rudolf. Muscheln. Stücken un Steen ut mien 'n Seesack. Hamburg 1927, Quickborn-Verlag. 126 S. Geb. M. 3,80.
Knobloch, Hans. Der Tausendjährige Tag. Das Romangemälde eines Jahrtausends. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 223 S. Geb. M. 6,—.
Kramer, Erich. Mummenschanz. Acht Geschichten. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Co. 198 S. M. 3,— (4,50).
Kröger, Timm. Ein schlechter Mensch u. a. Novellen. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 201 S. Geb. M. 3,50.
—, —. Wie mein Ohm Minister wurde u. a. Novellen. (Ebenda.) 172 S. Geb. M. 3,—.
Mehring, Walter. Algier oder die dreizehn Oasenwunder. Berlin, Die Schmiede. 172 S.
Natonek, Hans. Schminke und Alltag. Bunte Prosa. Leipzig 1927, F. Krick. 251 S.
Neumann, Robert. Die Pest von Lianora. (Engelhorns Roman-Bibliothek, 1008.) Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachfolger. 139 S.
Pulver, Max. Himmelpfortgasse. Roman. München 1927, Kurt Wolff. 327 S. Geb. M. 7,—.
Schaeffer, Albrecht. Der goldene Wagen. Legenden und Mythen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 249 S.
Schenk, Maria M. Renkard, der Spielmann. Erzählung aus dem Jahre 1525. Köln, J. P. Bachem G. m. b. H. 196 S. M. 3,50 (4,50).
Schlosser, Julie. Opal. Berlin 1927, Furche-Verlag. 127 S. M. 2,80 (3,60).
Schröer, Gustav. Der Brockhof und seine Frauen. Roman. Leipzig, Quelle & Meyer. 317 S. M. 4,— (6,—).
Stolze, Alfred Otto. Angela. Berlin 1926, Verlag „Der Bücherkreis" G. m. b. H. 201 S.
Wiesebach, Wilhelm. Gestalten. Erzählungen. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. 146 S. Geb. M. 3,60.
Zimmermann, Werner. Der eherne Ruf. Novelle. Belp, Jordi & Cie. 40 S.

* * *

Baker, Olaf. Der Staubinger Stern. Ein Indianer- und Wolfsroman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 239 S. Geb. M. 5,—.
Belloc, Hilaire. Millionär wider Willen. Roman (Romane der Welt). Aus dem Englischen übersetzt von Hellmuth Wetzel und Hans Jacob. Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 317 S. Geb. M. 2,85.
Biggers, Earl Derr. Das Haus ohne Schlüssel. Roman. Deutsch von Curt Thesing. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 364 S.
Roberts, Charles G. D. Die Burg im Grase. Übertragen aus dem Englischen von Gertrud Winther. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 200 S. M. 3,— (4,80).
Shaw, Bernard. Cashel Byrons Beruf. Roman (Romane der Welt). Deutsch von Alfred Brieger. Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 407 S. Geb. M. 2,85.
Cassou, Jean. Schloß Esterházy. Ein Roman über Beethoven, Schubert und Diabelli. Übertragen aus dem Französischen von Rose Richter. Wien 1927, Herz & Cie. 161 S. M. 4,50.
Raucat, Thomas. Die ehrenwerte Landpartie. Roman. Aus dem Französischen von Gert Frank. Berlin 1927, Oesterheld & Co. 303 S. M. 5,— (7,—).
Russo, Luigi. Italienische Erzähler (1860—1926). Aus dem Italienischen übertragen von Laura M. Kutzer. Heidelberg 1927, Julius Gros. 278 S. Geb. M. 5,—.
Baroja, Pio. Jahrmarkt der Gescheiten. Roman. Übertragen von Elisabeth Wacker. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 324 S. Geb. M. 2,85.
Gunnarsson, Gunnar. Die Leute auf Borg. Roman. Übertragen aus dem Dänischen von J. Sandmeier. München 1927, Albert Langen. 466 S. M. 7,50 (10,—).
Michaelis, Karin. Die Perlenkette. Roman. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 327 S. M. 3,50 (5,—).
Grieg, Nordahl. Und das Schiff geht weiter. Roman. Aus dem Norwegischen übertragen von Gustav Morgenstern. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 277 S. Geb. M. 6,50.
Balabanoff, Angelica. Erinnerungen und Erlebnisse. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 299 S. M. 6,— (7,—).
Gladkoff, Fjodor. Zement. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Olga Halpern. Berlin 1927, Verlag für Literatur und Politik. 463 S.

Lyrisches und Episches

Benn, Gottfried. Gesammelte Gedichte. Berlin 1927, Die Schmiede. 188 S.
Fries, Albert. Suleika-Lieder. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Charlottenburg 1926, Gebr. Hoffmann. 15 S.
Gerstner, Hermann. Gedichte. Würzburg 1926, Verlag der Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst. 18 S.
Koetz, Arthur. Dennoch. Sonette. Halle a. S. 1927, Wilhelm Knapp. 20 S.
Raffauf-Leeser, Irmgard. Gedichte. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 120 S.
Scholz, Wilhelm von. Das Jahr. Gedichte. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 67 S.
Schwan, Heinrich. Aus Lebenstriften zu Todesmauern. Gedichte. Gablonz a. N. 1927, Franz Lutz. 96 S.

Dramatisches

Nestroy, Johann. Sämtliche Werke, Bd. 9. (Die Possen.) Wien 1927, Anton Schroll & Co. 625 S.

Literaturwissenschaftliches

Beyer, Harald. Norwegische Literatur. Mit 20 Abbildungen. (Jedermanns Bücherei, Abt. Literaturgeschichte.) Breslau 1927, Ferdinand Hirt. 124 S. M. 3,50.
Ellinger, Georg. Angelus Silesius. Ein Lebensbild. Mit sechs Bildern. Breslau 1927, Wilh. Gottl. Korn. 260 S. M. 7,— (9,—).
Mackensen, Lutz. Die deutschen Volksbücher, Leipzig 1927, Quelle & Meyer, 152 S. M. 8.—.
Petersen, Julius. Gustav Roethe. Ansprache bei der Trauerfeier des Ostbundes am 10. Oktober 1926 in der Aula der Universität Berlin. Leipzig, Quelle & Meyer. 83 S. M. 2,40.

Digitized by Google

Sieber, Dorothea. Stifters Nachsommer (Jenaer Germanistische Forschungen, 10). Jena 1927, Frommannsche Buchhandlung. 114 S. M. 4 80.

Strauß, Walter. Friedrich Nicolai und die kritische Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Stuttgart 1927. W. Kohlhammer. 96 S. M. 4,50.

* * *

Anderson, Sherwood. Der Erzähler erzählt sein Leben. Übertragen von Karl Lerbs. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 437 S.

Cocteau, Jean: Brief an Jacques Maritain. Jacques Maritain: Antwort an Jean Cocteau. (Der Künstler und der Weise.) Übersetzt von Maria Sibylla Dahmen. Herausgegeben von Karl Eschweiler. Augsburg, Benno Filser Verlag G. m. b. H. 93 S. M. 3,60 (5,20).

Tolstoj. Der unbekannte Tolstoj. Die offizielle Ausgabe der Familie Tolstoj. Herausgegeben von René Fülöp-Miller. Mit 47 Abbildungen. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 413 S.

Verschiedenes

Baumgarten, Otto, Erich Foerster, Arnold Rademacher, Wilhelm Flitner. Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland. (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 383 S.

Blei, Franz. Glanz und Elend berühmter Frauen. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 200 S. M. 6,— (10,50).

Das Vaterunser und Ave Maria. Eine Bilderfolge von Thilde Eisgruber. Begleitworte von Basilius Hermann. Nürnberg 1926, Sebaldus-Verlag G. m. b. H.

Diercks, Gustav. Portugiesische Geschichte. (Sammlung Göschen, 622.) Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. 176 S.

Eisgruber, Thilde. Die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes. Mit Begleitworten von Basilius Hermann. Nürnberg 1926, Sebaldus-Verlag G. m. b. H.

Friedell, Egon. Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Weltkrieg. Bd. I. München 1927, C. H Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 410 S. M. 12,— (16,—).

Funk-Köpfe. Sechsundvierzig literarische Porträts. Berlin 1927, Verlag Funk-Dienst. 147 S.

Gumbel, E. J. Vom Rußland der Gegenwart. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 109 S.

Köhler, Ludwig von. Belgien (Bd. I der Staatsverwaltung der besetzten Gebiete). Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 239 S.

Kuhlmann, Rudolf. Der Natur-Paganismus in der Weltanschauung von Emily Brontë. Schloppe 1926, Druck: Schlopper Tageblatt. 145 S.

Malfatti, H. Menschenseele und Okkultismus. Eine biologische Studie. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 219 S. M. 5,— (7,—).

Marcu, Valeriu. Der Rebell und die Demokratie (Zur Krisis des Sozialismus). Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 56 S.

Menge, Gisbert. Der Heilige Geist, das Liebesgeschenk des Vaters und des Sohnes. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 220 S. M. 3 50 (5,—).

Oldenberg, Hermann. Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Mit 13 Bildern. Braunschweig 1926, Georg Westermann. 115 S. Geb. M. 2,50.

Panter, Peter. Ein Pyrenäenbuch. Mit 33 Abbildungen. Berlin 1927, Die Schmiede. 289 S.

Peters, Alfred. Psychologie des Sports. Seine Konfrontierung mit Spiel und Kampf. Mit einem Begleitwort von Max Scheler. Leipzig 1927, Der Neue Geist Verlag. 93 S. M. 3.80 (5.20).

Scheeben, Heribert Christian. Der heilige Dominikus. Mit einem Geleitwort von Angelus Walz. Mit drei Bildern. Freiburg 1927, Herder & Co. 458 S. M. 11,— (13,—).

Schmidt, Wilhelm. Rasse und Volk. Eine Untersuchung zur Bestimmung ihrer Grenzen und zur Erfassung ihrer Beziehungen. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 67 S. M. 1,50.

Singer, Kurt. Platon, der Gründer. München 1927, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 264 S. M. 9,50 (12,50).

Steigelmann, Karl. Platens Ästhetik. München, J. B. Hoheneſter. 129 S. M. 3,—.

Taschenkommentar des Gesetzes zur Bewahrung der Jugend von Schund- und Schmutzschriften. Vom 18. Dezember 1926. Erläutert von Ernst Conrad. Berlin 1927, Otto Liebmann. 68 S. M. 1,30.

Weber, Harald. Die Weltdeuter des Ostens. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 172 S. Geb. M. 5,—.

Winterhoff, Edmund. Die Krisis im deutschen Buchhandel. Karlsruhe i. B. 1927, G. Braun. 110 S. M. 5,—.

Wittels, Fritz. Die Befreiung des Kindes. Stuttgart 1927, Hippokrates-Verlag. 258 S.

* * *

Anderſſon, Johan Gunnar. Der Drache und die fremden Teufel. Mit 208 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 390 S.

Lévy-Bruhl, L. Die geistige Welt der Primitiven. Übersetzt aus dem Französischen von Margarethe Hamburger. München 1927, F. Bruckmann A.-G. 353 S. M. 10,— (12,—).

Lindsey, Ben B. und Wainwright Evans. Die Revolution der modernen Jugend. Deutsche Übersetzung und Bearbeitung von Toni Harten-Hoencke und Fr. Schönemann. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt 259 S.

* * *

Berichte aus der Wirklichkeit, Bd. 1. Egon Erwin Kisch, Kriminalistisches Reisebuch. 111 S. — Bd. 2. Leo Lania, Indeta, die Fabrik der Nachrichten. 75 S. — Bd. 3. Pierre Mac Orlan, Alkoholschmuggler. Übertragen von Paul Cohen-Portheim. 70 S. — Bd. 4. Joseph Roth, Juden auf der Wanderschaft. 103 S. — Bd. 5. Hans Siemsen, Verbotene Liebe. 79 S. — Bd. 6. Eduard Trautner, Gott, Gegenwart und Kokain. 95 S. Berlin 1927, Die Schmiede.

Reclams Universalbibliothek. 768. Li Hsing-tao, Der Kreidekreis. Schauspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiel. Aus dem Chinesischen übertragen von Alfred Forke. 91 S. — 6751. Friedrich Griese, Wittwogel. Eine Erzählung mit einem Nachwort von Hans Knudsen. 80 S. — 6758/59. Johannes Scherr, Menschliche Tragikomödie. III. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben von Max Mendheim. 212 S. — 6760. J. A. Barbey d'Aurevilly, Mit verdeckten Karten. Aus dem Französischen mit einem Nachwort von Peter Jaff. 75 S. — Leipzig, Philipp Reclam jun.

Redaktionsschluß: 5. Juni

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—

Digitized by Google

OCT 2 3 1927

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 August Heft 11

Rudolf Kayser . . . . . Literarische Preisausschreiben
Heinz Lipmann . . Die Frage des historischen Dramas
L. Fritzsch-Steinkopf . . . . . Kunst und Problem
Arthur Eloesser . . . . . Gustav Roethe als Erzieher
Hans Sturm . . . . . Max Mohr
Max Mohr . . . . . Proben und Stücke
Paul Leppin . . . . . Der neunzehnjährige Rilke
Werner Türk . . . . . Larissa Reißner
Otto Forst de Battaglia . . . . . Chesterton
Metzenthin-Raunick . . . . . Texanische Schriftsteller
Egon von Kapherr . . . . . Ausländische Tierbücher
Ricarda Huch . . . . . Eine Manuskriptseite
Robert Petsch . . . . . Schiller-Schriften
L. Hirschberg . . . . . Ein unbekannter „Cotta"-Goethe
Robert Neumann / Hilde Wahn . . . . . Parodien

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

KLASSIKER DER KUNST
IN GESAMTAUSGABEN

Der neueste Band:

SIGNORELLI

Des Meisters Gemälde

Herausgegeben von Dr. Luitpold Dussler

LII und 219 Seiten 4°. In Ganzleinen M 18.—
Mit 230 größtenteils ganzseitigen Abbildungen

Seit einem halben Jahrhundert ist auf dem internationalen Kunstbüchermarkt kein umfassendes Werk über den großen Cortonesen (1441—1523) erschienen. Diese von einem genauen Kenner der Kunst Signorellis besorgte Publikation, die in schönen Wiedergaben eine fast vollständige Illustration der Werke des Meisters bringt, stellt sich damit an die erste Stelle innerhalb der Signorelli-Literatur. Ihr Erscheinen war ein Bedürfnis und wird von allen Kunstfreunden und Kunstforschern des In- und Auslandes aufs lebhafteste begrüßt werden

Ausführliches Verzeichnis der erhältlichen Bände kostenlos

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

Literarische Preisausschreiben

Von Rudolf Kayser (Berlin)

Vor kurzem wurden die Ergebnisse zweier literarischer Preisausschreiben bekannt. Das eine war für Lyrik bestimmt; der Preisgekrönte war ein jüngerer Dichter, der bereits Verschiedenes veröffentlicht hat, dem größeren Publikum aber kaum bekannt ist. Das andere Preisausschreiben hatte einen grundsätzlich anderen Charakter. Es stellte eine bestimmte Aufgabe: die Erzählung persönlicher, also nicht erfundener Erlebnisse. Die Beteiligung an diesem Preisausschreiben war sehr groß, und doch konnte ein Preis nicht verteilt werden, da kein Manuskript den Preisrichtern wertvoll genug erschien.

Diese Ergebnisse scheinen mir sehr bedeutsam zu sein. Durch sie wird nämlich die Berechtigung solcher Preisstiftungen klar, die ein bereits vorliegendes Werk, eventuell aus einer bestimmten literarischen Gattung, auszeichnen und dadurch dem Verfasser eine wichtige Förderung geben. (Die Methode ist gewiß nicht neu; ich erinnere nur an Schiller-, Kleist- und Fontane-Stiftung; sie kann aber immer wieder erneut und erweitert werden; so wäre z. B. eine Stiftung für den besten deutschen Essay in jedem Jahre sehr zu begrüßen.) Die andere Art von Preisausschreiben will etwas ganz anderes. Sie wählt nicht zwischen bereits vorliegenden Werken, sondern fordert erst Schriftsteller und Laien auf, eine bestimmte Art von Werken zu schaffen und dann den Preisrichtern vorzulegen. Es handelt sich also hier um eine doppelte Absicht: man wünscht die Produktion einer ganz bestimmten Art von Werken, man stellt also eine literarische Aufgabe, und andererseits hofft man auf diese Weise neue Autoren zu entdecken und ihnen den Weg an die Öffentlichkeit freizumachen.

Meine Skepsis gegenüber dieser Art von Preisausschreiben ist nicht durch den negativen Ausfall des Preisausschreibens „Das Erlebnis" bestimmt, sondern war schon vorher da. Die entscheidenden Fragen sind diese: Kann man, um neue Talente zu entdecken, eine bestimmte literarische Aufgabe stellen? Und lassen sich Talente überhaupt „entdecken"?

Die Analogie zwischen solchen literarischen Preisausschreiben und denen der bildenden Künste und Architektur ist ganz deutlich. Aber dadurch wird auch der prinzipielle Unterschied klar, der gegen die literarischen Preisausschreiben entscheidet. Eine Stadt braucht ein Rathaus, eine Kirche, einen Brunnen oder ein Denkmal. Sie schreibt öffentliche Wettbewerbe aus und verpflichtet sich, den besten Entwurf nicht nur mit einem Preise zu krönen, sondern ihn auch auszuführen. Das Preisausschreiben verfolgt also einen ganz bestimmten praktischen Zweck und wendet sich damit an die Angehörigen bestimmter künstlerischer Berufe. Ein literarisches Preisausschreiben aber, das eine bestimmte Aufgabe stellt, kann nur in ganz seltenen Fällen (wie etwa bei einer Festaufführung) einen solchen praktischen Zweck besitzen, denn Dichtung ist eine zweckfreie Kunst. Es wendet sich auch nicht an bestimmte künstlerische Berufe, sondern an die Allgemeinheit, was in diesem Fall aber vor allem an den Dilettantismus bedeutet. Und das ist eine besondere Gefahr.

Im Gegensatz zur angewandten Kunst gibt es eben bei literarischen Kunstwerken keine Maßstäbe, die durch eine bestimmte „Zweckaufgabe" bestimmt sein könnten. Deshalb kann sich ein literarisches Preisausschreiben wohl auf ein bestimmtes Gebiet beschränken, aber nicht innerhalb dieses Gebiets eine bestimmte exakte Aufgabe stellen. Das würde ja bedeuten, daß doch ein gewisser „Zweckstandpunkt" eingenommen wird, ohne daß ein wirklicher künstlerischer Zweck vorhanden wäre. Dieser Zweckstandpunkt war dann möglich, wenn das Gebiet reiner Kunst verlassen wird, wenn also zum Beispiel eine Zeitung einen Wettbewerb für einen Unterhaltungsroman ausschreibt.

Dann kommt aber die zweite Absicht hinzu: das Entdecken neuer Talente. Lassen sich literarische Talente denn auf diese Weise entdecken? Wollen

Digitized by Google

sie entdeckt werden? Das wirkliche Talent schreibt sich die Inhalte und Formen seiner Schöpfungen selber vor. Daraus stammt die innere Notwendigkeit der Werke, die sie allein zu Dichtungen macht. Der junge Dichter führt dann seine Arbeiten den kritischen Instanzen wie Verlagen und Redaktionen vor und will so zur Öffentlichkeit gelangen. Gewiß, diese Instanzen sind keineswegs immer götterähnlich, und ihr Spruch braucht keineswegs gerecht zu sein. Aber ist es nicht weit mehr im Sinne von Dichter und Dichtung, von Anfang an den Weg der Öffentlichkeit zu gehen (auch wenn es manchmal ein Passionsweg ist), statt im Dunkel auf den erlösenden Entdecker zu warten und sich auf den zweifelhaften Turnierplatz des Wettbewerbes mit einer anonymen Menge zu begeben? Die Förderung junger Talente stößt meistens auf ganz andere Schwierigkeiten: dem großen finanziellen Risiko, das mit der Veröffentlichung von Erstlingswerken verbunden ist und das sich in kritischen Zeitläuften Verleger nicht oft gestatten können.

Mir scheint deshalb, daß weit fruchtbarer als sachliche Preisausschreiben, die durch bestimmte schulmäßige Aufgaben neue Talente entdecken wollen, es wäre, die Mittel zu beschaffen, wertvolle Werke junger Schriftsteller veröffentlichen zu können. Von ganz anderer Seite also her kann die Analogie zu den Preisausschreiben für Bildhauer und Architekten wieder aufgenommen werden. Es kommt aber nicht mehr auf die Preise und die (zufällige) „Entdeckung" an, sondern auf die Ausführung, das heißt also in diesem Fall auf die Veröffentlichung der Werke.

Wo finden sich die Mäzene, die diesem Plane zustimmen und ihn durchführen wollen? Er lautet im einzelnen: Man stifte eine nicht unerhebliche Summe — etwa zehn- bis zwanzigtausend Mark jährlich — und bestimme, daß mit Hilfe dieser Summe in jedem Jahre die vier oder fünf besten Manuskripte junger Dichter, die einem Kollegium von Lektoren und Redakteuren begegnet sind, ausgezeichnet und „ausgeführt", also gedruckt werden.

Dies scheint mir der gangbarste Weg zu sein, neuen Talenten und damit der zeitgenössischen Literatur zu helfen.

Die Frage des historischen Dramas

Gelegentlich seiner Erneuerung.

Von Heinz Lipmann (Berlin)

Die Begriffe sind wandelbar wie die Geschichte. Sie konventionell und wie eingepaukt und skrupellos-schnell zu hantieren, heißt lediglich ihre Oberfläche in Betracht ziehen.

Wenn man den Begriff des historischen Dramas als das jeweilige Verhältnis des dramatischen Dichters zur Geschichte definiert, so ist damit schon angedeutet, daß weder eine Rangordnung hier am Platze ist, noch irgendein Prinzip als das einzig gültige genannt werden kann.

Es ist die Frage nach der Behandlung der Geschichte in der dramatischen Dichtung nicht so sehr eine persönliche wie eine Frage des Zeitstils, d. h. eine Frage der jeweiligen Geisteshaltung. Daher denn auch jede Berufung auf hergeholte Kronzeugen in dieser Angelegenheit null und nichtig ist.

Es gibt Zeiten, denen die Historie lediglich Ausgangspunkt einer dramatischen Vision war, die sie ins Mythenhafte steigerten und solche, die sich vor der Realität der Geschichte beugten, als einer lebentreibenden Kraft. Es gab Zeiten, die die Geschichte mit einem märchenhaften Schleier umhüllten, und solche, die ihre Aktionen als eine Fanfare hineinbliesen in ihre Zeit.

Wenn Schiller den Wallenstein hinaushob über die historische Gegebenheit einer Person, so geschah es, weil er aus der Gesamteinstellung der klassischen Dichtung die stoffliche Einmaligkeit dieser Figur zu einer mythischen Ewigkeit umschaffen wollte, weil er, frei von allen Zufälligkeiten, das Bild Wallensteins als ein über die Zeiten hin dauerndes zu formen sich bemühte.

Es war dies die Geschichtsauffassung des Idealismus, die von den Fackelträgern der neuen Zeit haßerfüllt verworfen wurde. Man braucht nur Büchners Anmerkungen über Schiller zu lesen mit seiner

Digitized by Google

Verspottung jenes „himmelblauen" Idealismus, um zu wissen, daß dem Dichter des „Danton" die Geschichte an sich mit all ihrer emporreißenden und zerschmetternden Wucht nicht der Verklärung bedurfte, um heilig zu sein. In ihren Wogen, wo sie am höchsten gingen, offenbarte sich ihm das gesteigerte Leben, das unentrinnbare „Muß" mit dem Verhängnis des Siegs und der Niederlage. So konnte es geschehen, daß er Reden aus der Revolutionsgeschichte des Thiers wörtlich übernahm, ohne daß sie aus dem Fluß des Ganzen herausfielen, daß hier mit der geschichtlichen Wahrheit zugleich der prägnanteste Ausdruck geboren wurde.

Von hier aus schlägt sich ein Bogen rückwärts zum „Götz" und vorwärts zu „Florian Geyer", und weiterhin mitten in unsere Zeit hinein.

Es erhebt sich die Frage: hat unsere von Gegenwart überfüllte Zeit überhaupt ein Interesse an geschichtlichen Vorgängen? Ist sie nicht mit Egoismen derart überhäuft, daß ihr jedes Jenseits-des-Heutigen gleichgültig ist?

Die Epoche, da diese Frage eindeutig zu beantworten gewesen wäre — die Jahre von 1914 bis 1918 — ist vorüber. Die Zeit der Barrikaden wird immer das historische Zitat ablehnen oder willkürlich in die Maske des brennenden Zeitgeschehens einkleiden. So kam es, daß die expressionistische Literatur das historische Drama verwarf oder aktualisierte. Was aber dem Fanatismus slawischer Gegenwartstendenz gelungen ist, die geschichtliche Erinnerung und ihre Beschwörung völlig zu tilgen, wird für den Deutschen immer nur vorübergehend und scheinbar möglich sein. Denn der Deutsche — auch wo er am gegenwärtigsten ist — bleibt ein geschichtsgläubiger Mensch. Die Geschichte ist für ihn autoritativ und dem Tagesgeschehen gegenüber klärend.

Die Frage des historischen Dramas bleibt in ihrer prinzipiellen Bedeutung aktuell, solange nicht aus der Gegenwart heraus der Mythos der Zeit geschaffen ist, d. h. solange nicht die stofflichen Gegebenheiten unserer Tage — ihre menschlichen und sachlichen Charakteristika — in eine überpersönliche, allgemeingültige Form gebracht sind, solange nicht diese Form als umfassender und in die Ewigkeit gesetzter Ausdruck geprägt worden ist. Dies als die höchste Aufgabe heutigen dichterischen Tuns zu bezeichnen, kann nicht oft genug erwähnt werden. Ihre Erfüllung allein würde den Rückgriff ins Historische überflüssig machen.

Bis dahin aber bleibt die Frage des historischen Dramas in unserer Zeit keine Frage des: ob? sondern des: wie? — eine Frage also des Stoffgebiets und seiner Formulierung.

Zweifellos ist, daß uns die Vergangenheit um der Vergangenheit willen nichts zu sagen hat, daß das geschichtliche Interesse unserer Zeit nichts mit den Marotten eines Antiquitätensammlers zu tun haben kann. Es wird sich hier vielmehr um die Funde eines — wenn man so sagen darf — prästabilierten Parallelismus handeln, d. h. einer vorgelebten Gleichung unserer Tage. Oder es wird um die historische Persönlichkeit gehen, um ihr heroisches Ausmaß, das uns als Wunschbild vorschwebt.

Die Herantragung von Dokumenten aber, die uns angehen, weil sie im Gleichnishaften kreisen und dem Wesen unserer privaten oder öffentlichen Haltung entsprechen, ist nicht gleichbedeutend mit tendenziöser Ausbeutung des sachlichen Gehalts. Nachdem die Abstraktheit in der künstlerischen Äußerung überwunden ist, mußte auch das Übergewicht der Tendenz darin fallen. Denn was bedeutet „Tendenz" anders als das Überragen eines vom Sachlichen sich entfernenden Willens?

Heute, da die künstlerische Leistung, für eine Weile von aller ideellichen Vorherrschaft sich lösend, der Wiederherstellung des Sachlichen gilt, dessen Werte arg zerrüttet lagen, hat die Zeitgemäßheit des historischen Dramas nichts mit demonstrativem Aufputz, mit Leitartikeln oder börsenhafter Spekulation gemein. Sie vollzieht sich innerhalb der Sache und wirkt lediglich aus ihr heraus.

Es gibt kaum eine Zeit, die sich verletzter gefühlt hätte durch die Vorspiegelung falscher Tatsachen oder die willkürliche Retusche feststehender Bilder. Aufgabe dessen, der es unternimmt, ein historisches Drama von heute zu schaffen, ist es deshalb: dem Stoff jede Kühnheit der Situation zu entlocken, seine Ergiebigkeit abzuprüfen, ihn zu nutzen in all seinen Ausmaßen, und also mit ihm umzugehen, wie ein Handwerker, der die Möglichkeiten seines Materials bis ins genaueste kennt und es dadurch zu nachhaltigster Wirkung bringt.

Digitized by Google

Es wird sich darum handeln, den Schwerpunkt einer historisch-stofflichen Gegebenheit zu fassen und sie von dort aus in Bewegung zu bringen. Dieser Schwerpunkt aber kann nie und nimmer auf der Grenze oder gar außerhalb der Sache selber liegen, weder in der Schilderung des Peripherisch-Milieuhaften noch in der tendenziösen Ausmünzung der Aktionen. Er ist einzig und allein in den Tatsachen zu suchen.

Und es wird sich ergeben, daß die Geschichte — so behandelt — zum zweitenmal erschaffen wird, daß ihre Tatsachen, so unverblümt, so unverstiegen, so ungebrochen gegeben, ein Aroma erhalten, das ihnen weder eine idealisierende noch eine romantisierende, aber auch keine aktualisierende Küche zu geben vermag. Das einzige aber, was unseren Nasen und unseren Zungen angemessen erscheint.

Kunst und Problem

Von L. Fritzsch-Steinkopf (Leipzig)

Es gibt gewisse Schichten der Menschheit — sowohl Kritisch-Genießende wie Produktive —, die außerordentlich lebhaft in den innersten Kern eines Kunstwerkes ein Problem *zwingen* wollen, um auf plumpstes Warum-Fragen eine Antwort zu erhalten. Es wird ein solches Verlangen in manchen Fällen ebenso berechtigt sein wie in anderen sinnlos und zerstörend, wenn ihm nachgegeben wird. Es gibt geistige und künstlerische Sphären, die da sind, um Chaotisches zu entwirren, was letztens das Wesen der Problematik verlangt. Es gibt Gebiete, die so vollgepreßt sind mit problematischem Leben, daß der Künstler ohne gedankliche Beteiligung blindgreifend in den Händen hält, was zu ihm gehört. Das aber, dies schlafwandlerische *Müssen*, ist ein Zwang, der so voll blutheißer Eigenkraft ist, daß der Begriff „Problem" wie ein Schatten zurücktritt, den das Gestaltete im Taglicht des Könnens wirft.

Und aus solchen Gründen dürfen Forderungen nach der lösungversuchenden Gestaltung überall gegenwärtiger Probleme, auch wenn sie für das Schaffen des Künstlers letztens belanglos sind, gestellt werden, denn wo Möglichkeiten bestehen, kann auch das Verlangen nach ihnen sprechen.

Aber beim Versuch einer Definition des Begriffs „Problem" gehört heute ein sehr scharf erkenntnisfähiges Schiffen durch die Riffe der zeitgeborenen Schlagworte und Begriffsbezeichnungen, die in unglaublicher Modetüchtigkeit Werte besitzen und verlieren und ... wechseln. Was das Problem — der innerste Kernpunkt des Gedankenbaus — ist, darf weder verwechselt werden noch sanft hinüberleiten zum Stempel der Tendenz, der in gemeiner Schrift auf Innerstes die Bestimmung der Werte aufstampft. Problem wird, wo es nötig ist, immer unbewußt geistiger Besitz des Künstlers sein, eine Ballung, die alle Möglichkeit und ihre Verwirklichung in sich trägt, und von dem Einzelnen so behauen wird, daß *sein* Hammer erkennbar ist. Tendenz jedoch schwingt den Arm und reißt den Mund auf und schreit: So muß es sein, so *muß* es sein!

Probleme tauchen auf allerorten und zu jeder Zeit. Besser, sie sind da, unabweisbar, unvermindert, eher sich mehrend. Sie sind tief verknüpft mit dem menschlichen Leben überhaupt, nicht nur mit dem Leben des Künstlers. Es ist nicht nötig, die Hand auszustrecken danach, das Chaos der Probleme drängt mit dem Blut durch die Adern des Menschen, durch Herz und Hirn. Aber ... es wird nicht immer gesehen; es kann ausgeschaltet werden aus den Impulsen des Augenblicks, um doch immer da zu sein, es kann gleich einem Abgrund sich auftun, und der Künstler schreitet, ähnlich dem Kinde, unbeschwert um sein Wissen neben ihm her. Es gibt Probleme in jedem Kunstgebiet, aber sie sind nicht immer zu Fackeln geworden, deren Licht zum Himmel flammt.

Die Bildhauerei leidet zuweilen so ungeheuer unter der Wucht des Problems, daß die Form an ihm und es an der Form zerschellt, und nichts entsteht als ein Krampf, der schmerzt und nicht erlöst.

Das Problem, das die Malerei beherrscht, tötet die Vision der Seele, die zwischen Linie und Farbe

Digitized by Google

unbewußt, aber um so sicherer das ihr Gemäße greift. Was da an Problematik dazugetan wird, gleicht dem Surrogat, das köstliche Essenzen ersetzen soll.

Eine Melodie ist nicht Problem. Ein voller, aufrauschender Orchesterklang ist einem Meer gleich, dessen Brandung aus den Tiefen aufschäumt und in sie zurückdämmert, um wieder und wieder emporzubrechen und sich in den Tag zu stürzen.

Und in der Kunst des Wortes? Zuerst in der Lyrik, die so nahe neben der Musik aufquillt und zuweilen ganz den Charakter des Wortes abstreift und Tönen wird! Mag die Seele Freude oder Qual aufklingen lassen, immer wird es ihr innerstes Sein bedeuten, dessen Abbild sie aus sich losringt, nicht das, was als Frage erst aufsteht, weil sie ihr Innensein gibt.

Geht man nur einen einzigen Schritt, einen gewiß kleinen, weiter, so scheint sich mit einem Schlag alles, was bisher gesagt ist, zu ändern. Der Schriftsteller, der sein Werk achtlos vorbeiführt an den Problemen des Geistes, wird des Geschwätzes bezichtigt, und voller Berechtigung. Aber — und darin vereint er sich wieder mit jeder andern Kunst — ihm ist Problem die geistige Materie, die dem Bildner die Formen und dem Musiker die Harmonien sind. Zerschlägt der Bildhauer alle Form, so zeiht man ihn — wie den Schriftsteller — des Unsinnigen. Das jedoch ist es, was den Schriftsteller, so oft zu seiner eigenen, schwersten Not, zum Künstler und zum Wissenschaftler stellt, daß seine Materie der des Gelehrten gleicht, während sein Wesen das des Künstlers ist. Einmal steht er da, einmal dort und einmal im bittersten Ringen zwischen beiden. Sehnsüchte und Pflichten beider trägt er und lebt aus der Leidenschaft des Gefühls so sehr wie aus der des Denkens. Dies aber: diese ungeheure Spannung zwischen dem Sinnenleben, der Arbeit aller Sinne des Künstlers und der Verstandesarbeit des Forschers, das treibt die innersten Kräfte hin zum Chaos der Probleme und stürzt sie in die Entwirrung und Klärung des Durcheinandertaumelnden. Es liegt im Wesen des Problems, daß es nicht auszuschöpfen ist; nicht für den einzelnen, nie für alle. Denn es ist Werden im Fluß des Geschehens, so gut wie alle Kräfte, die dem Leben zutiefst verankert sind. Es kann nur da, wo das Rütteln an Ketten und Stäben am leidenschaftlichsten und unablässigsten ist, ein Durchbruch erzwungen werden, von dem aus man den Keil ins Innere zu stoßen vermag.

Alle Problematik ist Gebiet des Verstandes. Was von ihr im Gefühl liegt, ist ... eben Gefühl! Und das ist echter Kunst so eingeboren, daß nichts Gedankliches daran zu formen nötig hat. Gestalten ist nicht Drang nach Problem, Gestalten ist Wandeln mit geschlossenen Augen, Tasten, das keine Hindernisse findet, Versinken in eigner Seelentiefe und plötzliches Schauen dessen, was man in tausend Schleier gehüllt in sich trug!

Das wache Wollen ist untätig bei dem Schaffenden. In welcher Ekstase bedeutet ein „Ich will" noch ein Können? Selbst wo es auftaucht, wird es überwuchert von der Wucht des Ekstatisch-Visionären, das die Seelenströme über die Ufer treibt und das Land überschwemmt mit den Hochfluten seines Müssens.

Alle Kunst!

Plastik, Malerei, Musik und Dichtung!

Problem ist nichts, das hinzugetan werden darf, es muß schweigen, oder es ist da, ist eingeschlossen, verwurzelt, tief verbunden mit dem Zwang des Schöpferischen, das sich befreit zum Eigenleben auch der äußeren Freiheit, nachdem es sich aus der inneren losgerungen.

Gustav Roethe als Erzieher

Von Arthur Eloesser (Berlin)

Julius Petersen, der Gustav Roethe kollegialisch am nächsten stand, hatte wohl die Verpflichtung, die „Deutschen Reden" herauszugeben, die von 1893 bis 1925 an der Universität und Akademie Berlin, an der von Göttingen und sonst bei Gedenkfeiern und festlichen Anlässen gehalten worden sind. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.) Die Reden und Vorträge beziehen sich etwa auf Luther, Friedrich den Großen, Bismarck, auf Goethe, Schiller, Bürger, Fontane, auf Deutsches Heldentum, Deutsche Treue, auf Das Literarische Publikum oder Humanistische und Nationale Bildung

Digitized by Google

in Deutschland. Der Herausgeber findet, daß diese verschiedenen Themen durch Roethes Feuergeist zur Einheit eines durchgehenden Bekenntnisses geschmiedet worden sind. Der Herausgeber begleitet den Band auch mit einer Erklärung, die zugleich als Entschuldigung dienen könnte. Roethe habe den Maßstab deutschen Wesens an unserer großen Vergangenheit genommen und sich darum weniger gewandelt als die Zeit, in der er zuletzt lebte, so daß sein Verhältnis zu ihr aus Stolz und Freude zu Bitterkeit wurde. Das ist vorsichtig, auch einsichtig gesagt, aber Roethe war ein streitbarer, tapferer Mann, der sich gewiß von keines anderen Schilde gern decken ließ. Diese Ehre wollen wir auch dem Toten erweisen.

Und so frage ich mich: Wenn Gustav Roethe ein pater patriae war, hätte er nicht längst, bevor Deutschland die Waffen streckte, Freude und Stolz an seiner Zeit verlieren müssen? Als unsere Wehr noch schimmerte, nur der Geist nicht in seiner Machtlosigkeit, als unser öffentliches Leben der bloßen Technik und Wirtschaft, dem bloßen Materialismus erlag, als ein Monarch von undeutschem Denken, von unpreußischer Haltung, weder von Goethe und Schiller noch von Luther und Kant erzogen, uns fast täglich Gelegenheit zum Erröten gab, warum fing seine Bitterkeit nicht schon früher an? In einer Gedenkrede auf Schiller wird die Freiheit der Wissenschaft gefeiert, die wir im Jahre 1905 so richtig doch nicht mehr hatten. Diese Freiheit gab die Verpflichtung zu „Ewigkeitsgedanken" auf. Ich weiß immer noch nicht recht, was Roethe als Forscher geleistet, aber ich weiß, daß er kein großes darstellendes Werk hinterlassen hat. Hatte er nur Ewigkeitsgedanken, wenn er die Arbeit des Tages ließ und als begeisterter Festredner nach oben schaute? Roethe sah im Himmel einen deutschen Herrgott, der seine liebsten Kinder im alten Walhall immer noch mit Met bewirtete. Häufig auch nur einen preußischen Herrgott, der immer wieder die Wachtparade abnahm. An Luther wie an Bismarck rühmt er die gleich stramme, die militärische Haltung, und er stellt sich gern vor, wie der Held der Reformation den der deutschen Einigung da oben mit einem Kruge Eimbecker Bieres empfängt. Das ist die Lustvorstellung eines Kriegervereinlers, die Phantasie eines Majors der Landwehr. So habe ich es in der Schule von meinen Oberlehrern gelernt, die zu Lehrern untauglich wurden, als sie das Offizierspatent bekamen und sich mit nachahmender Bescheidenheit hinter den jüngsten Leutnant ins zweite Glied stellten. Die vor ihnen, die alten Professoren mit den merkwürdigen Bratenröcken, die Zerstreuten, die Weltfremden haben vielleicht noch Ewigkeitsgedanken gehabt, weil sie gläubiger in Hellas, also tiefer im Geiste wohnten. „Ja, auch ich glaube, daß Gott besonders an seine lieben Deutschen gedacht hat, als er den Geist von Hellas aus seinem Grabe erstehen ließ." Welcher Gott ist das nun wieder, der mit dem Methorn oder der über der Wachtparade? Oder ein Dritter? Es hat etwas Unwahrscheinliches, wenn der Professor, der Beamte, der Offizier dieser Dreieinigkeit über Goethe schreibt, über den Friedebringer, der ihm als Lebender nicht hätte begegnen dürfen. Wer einem Gerhart Hauptmann, dem deutschesten Genius unserer Tage, die kalte Schulter und auch den ganzen Rücken gezeigt, wer alles Jugendliche, Unternehmende, Lebendige, Fruchtbare in unsrem Geistesleben so entschlossen abgelehnt hat, kann wohl Papier gewordene Literatur lehren, aber niemals ohne die Beglaubigung des Ruhmes erlebt haben. Wilhelm Scherer hat manchmal falsch geurteilt, aber er lebte doch empfangend oder abwehrend von seiner Zeit, und Erich Schmidt hatte Güte, Offenheit, Ermutigung für alles junge Pflanzenleben, auch wenn es noch keine Etikette im Herbarium der Literaturgeschichte bekommen hatte. Roethe über Goethe: „Blieb es ihm doch versagt, eine der ersprießlichsten Aufgaben des in sich vollendeten Mannes zu lösen und die rechte Ehe zu finden." Sonst hat er ihm nichts vorzuwerfen.

Wir wissen, woher Roethe seine Bitterkeit kam, wir erfahren auch, woher ihm seine Freuden in schwerer Zeit wuchsen. „Der Friedrich-Film hat Hunderttausende von Deutschen, die noch etwas Ehre im Leibe haben, gefesselt und erregt." Gefesselt und erregt. Wir Literaten dürften uns dieses Deutsch nicht leisten. — Deutschland braucht Hohenzollern so wie der Mensch das Licht — auf diesen Spruch von Wildenbruch hätte Roethe sich nicht berufen sollen; denn der treue Mann, der kein Philister war, fand schließlich um Wilhelm den Zweiten das Licht sehr trübe und die Luft sehr stickig.

Digitized by Google

Wildenbruch marschierte nicht im Kriegerverein, und seine Zornnatur schlug noch lieber nach oben als nach unten. Roethe zitiert auch gern Eberhard König als Gewährsmann von der berühmten deutschen Treue, die ihm als Hundetreue noch lieber ist als welsche Tücke. Genau so dachte, schwärmte, wütete ich als Tertianer. Aber schon als Primaner hätte ich mich entweder von Goethe oder einem damaligen Eberhard König erleuchten lassen.

Was konnte es für ein Licht sein, das dieser Lehrer und Jugendbildner weiter strahlte? Wie stand es um seine höchste Pflicht? Neben aller Bitterkeit und Streitbarkeit erschreckt uns auch eine Anspruchslosigkeit, die menschlich nur durch ein berserkerhaftes Nichtsehen, Nichtverstehen erklärt werden kann. „Die Jugend der deutschen Hochschulen", so versichert Roethe seine akademischen Hörer, „hat sich wohl bewährt, während wir sonst mit ernster Sorge auf verwilderte Jugend blicken, der die wundervolle Volksschule der allgemeinen Wehrpflicht heute fehlt." ... Ich glaube, ich fürchte, Roethe billigte die Rathenau-Mörder, die wochenlang saufen mußten und immer neue Vorschüsse vor der Tat forderten, oder die marburger Studenten, die Gefangene, also ihrem Schutz übergebene Arbeiter dutzendweise niederschossen. Der Gelehrte findet wohl einmal ein Wort gegen den Wotansdienst „unserer völkischen Freunde", der sich schon aus philologischen Gründen nicht billigen ließe. Aber wenn er in der germanischen Mythologie auch besser Bescheid wußte, hat er den Wotansdienst nicht gefördert? Neulich fragte ich einen durchaus nicht links stehenden Professor einer altberühmten Universität: „Was machen Ihre Studenten?" — „Sie saufen schon genau wie früher, und sie schlagen sich genau wie früher." — Die armen Teufel haben also nichts gelernt, unsere künftigen Lehrer, Richter, Regierer, und nicht zuletzt wohl, weil man sie die Pflicht von heute und morgen nicht gelehrt hat.

Dieses Buch des Nachlasses erklärt mir viel und macht mich traurig. Ich bin Roethe öfter begegnet und fand in ihm einen Mann von durchaus sanften Sitten und liebenswürdiger Zuvorkommenheit. Der Privatmann soll gütig und hilfreich gewesen sein. Die schwere Zeit hat alles öffentliche Wirken bitterer und schärfer gemacht. Aber in diesem Bande, der doch ein ganzes Leben umfängt, hoffte ich noch etwas von Humanismus, von verschütteter Humanität wiederzufinden. Der Redner, den ich kaum gehört hatte, war mir viel gerühmt worden. Immerhin, ich war auf einen Vulkan gefaßt, der außer Feuer auch Schlacken speien darf, auf einen Nachhall von Treitschke und Lagarde. Aber ich fand von dem einen nicht die formende, durchleuchtende Beredsamkeit und von dem anderen nicht die mächtige, dichte Verwachsenheit von erdhaften Instinkten und knorrigen Gedanken. Kein Feuer, keine Erde, aber viel Holz von einem professoralen Katheder.

Max Mohr

Von Hans Sturm (Berlin)

„Das Drama, das durch die Aktualität seiner Zeit wieder zu zeitloser Kunst sich vorkämpfen will, muß den neuen Lebensstil unserer Not in körperlichen und deutlichen Symbolen vorzustellen versuchen", schrieb Max Mohr anläßlich der Uraufführung seiner „Improvisationen im Juni" (1923) — diesem ersten bedeutsamen Erfolg gingen ein Roman und mehrere Bühnenwerke voraus — und zeigte so sein liebenswürdig-skeptisches, wohlwollend-spöttisches Verhältnis zu den Nöten, Schwächen und Verstiegenheiten der von einer unzulänglichen Umwelt bedrängten Menschen. Aus dieser Welt- und Menschenkenntnis kommen ihm Einfall und Erfindung. Er sucht Typen der alltäglichen Wirklichkeit weit über ihren Tag hinaus zu heben in das Immergültige unserer Fehler und Gebrechen. Und er weiß auch: wir Heutigen sind, eine Folgeerscheinung endloser, greller Sensationen, kurzsichtig. Um uns auf Feinheiten oder zartere Unterschiede aufmerksam zu machen, muß man uns schon grotesk kommen. Er tut dies in den vielgespielten fünf Komödien und in zwei (im tiefsten Sinne zur Groteske neigenden) Tragödien, deren Stoffe er meist nimmt aus eigenen

Digitized by Google

abenteuerlichen Fahrten mit „den kühnen Artisten des kleinen afrikanischen Reiterzirkus ..., mit den braunen Genossen einer persischen Wüstenkarawane ... mit den verborgenen Fürsten einer notvollen Zeit". So gelingen ihm eigenwillige und neuartige, doch nicht allzu komplizierte Naturen, von denen einige wie psychologische Präparate wirken, da sie anstatt durch leidenschaftlichere Akzente durch lyrisches Pathos stimmungsgemäß drapiert und auf diese Weise erst zu stärkerer Wirkung gebracht werden.

Dies gilt in besonderem Maß von dem Sohn des Milliardärs in den „Improvisationen im Juni", der nicht (wie sein Vater glaubt) gemütskrank ist, sondern an einer aus Daseinsmüdigkeit und Welthungrigkeit geborenen Sehnsucht leidet. Die Kunststücke des zu seiner Aufheiterung engagierten berühmten Improvisators langweilen ihn. Doch dessen junge, nicht „käufliche" Tochter wird ihm als Inkarnation reiner Menschlichkeit zu entscheidendem Erlebnis. In dieser Arbeit stehen nicht die Gestalten, wohl aber die sich uas ihrem Handeln ergebenden Widersprüche noch zu sehr betont, fast zu hart gegenüber; und die sprachliche Form hebt manches wichtige Moment nicht immer lebendig genug heraus.

Stilistisch geklärter, dafür aber inhaltlich anspruchsloser ist „Das gelbe Zelt", ein Wanderzirkus, dem sich eine große Tänzerin, aller Erfolge überdrüssig, angeschlossen hat. Hier wird sie von ihrem früheren, in sie vernarrten Impresario umlauert, von einem Artisten schwärmerisch verehrt und von dem reichen Forscher Gilpin umworben. Ihretwegen unternimmt Gilpin eine mühe- und gefahrvolle Studienreise zum Gaurisankar, hetzt nach seiner Rückkehr die beiden anderen Verehrer in den Tod und zwingt schließlich der Geliebten seinen Willen auf. Die zerstückte Idee und der nicht korrekt motivierte Schluß schwächen die einheitliche Wirkung dieses Stücks, in dem die Monologe des Forschers vor dem betenden Mönch in den Gletschermoränen des Gaurisankar wie wuchtige Gebete stehen.

Wieder tiefer in die Idee versenkt ist die Komödie „Sirill am Wrack", die aber merkwürdigerweise in der künstlerischen Formulierung unausgeglichener ist. Sirill ist der gut gezeichnete Typ des heutigen jungen Menschen, dem nicht der Zweck, sondern der Dauerwert des Geschehens das Wesentliche ist. Kulturelle, politische ja selbst religiöse Probleme und sonstige Nöte unserer Tage werden in eine scharfe Beleuchtung gerückt, der aber jegliche Andeutung einer Lösung oder auch nur eines Ausweges fehlt. Diese Mängel vermindern nicht unbeträchtlich die innere Überzeugungskraft der an sich wertvollen, der Behandlung würdigen Probleme.

Ebenfalls mit einem Zeitproblem, nämlich mit der Bekämpfung von Materialismus und Intellektualismus, befaßt sich Max Mohr in dem stark philosophischen Tendenzstück „Der Arbeiter Esau", der eigentlich Renz heißt und eines Tages sein köstlichstes Besitztum, eine wertvolle Flöte, für ein gutes Gericht dem Wirte verkauft; und nun kämpfen er und seine Braut, zwei Zukunftssucher, mit den Gegenwartsmenschen, dem haltlosen und sich später erschießenden Gymnasiasten Quirin und dem im Materialismus verstrickten Dr. Gade um das in Mißkredit geratene Gefühl des Herzens, und zwar auf neuen, aber oft noch zielfernen Wegen.

Wieder in die Nähe der „Improvisationen" rückt die fünfaktige Komödie „Die Karawane", die ein bisher überaus selten behandeltes Problem, das der Einsamkeit des einzelnen Menschen, bedeutungsvoll aufnimmt. Ein trotz ungeheuren Reichtums mit dem Leben unzufriedener Großkaufmann, Garilan, will auf einer Fahrt in die Sahara den Weg zu seinem Gott wiederfinden. Leontine, die Frau eines ehemaligen Tänzers, wird seine Reisebegleiterin, um sich und ihrem Gatten, dem sie am Rande der Wüste als heruntergekommenem Gepäckträger wieder begegnete, aus der ärgsten Not zu helfen. Garilan verbirgt einen Neger vor der Polizei, kommt ins Gefängnis, wird durch den geschäftstüchtigen Zellengenossen befreit und so durch Lüge und Betrug glücklich gemacht. Hier treten Trieb- und Verstandesmenschen in schroffsten Gegensatz. Als nun die Karawane zugrunde zu gehen droht, verzeiht Garilan dem nun bekennenden Betrüger angesichts der letzten Stunde, die ihn erkennen ließ, daß sein Leben doch herrlich gewesen sei. Hier, wo das Problem in das Groteske-Tragische hätte geweitet werden können, hilft sich der Dichter mit einer stark improvisierten Rettung: man kehrt mit Hilfe des schlauen Kellners ins Hotel zurück und ins Leben.

Digitized by Google

Selbst pathologischen Fragen spürt Max Mohr nach. „Ramper", ein im Grönländischen Eis gestrandeter Flieger, wird nach vielen Jahren von einem Walfischjäger heimgebracht und von einem Artistenpaar (er lebt fast nur in Dämmerzuständen) als „schlafendes Tier" in Variétés gezeigt. Ein Arzt kauft ihn los und macht ihn, ungeachtet der Bedenken seiner Frau, ob die Wiederherstellung dem Kranken wirklich dienlich sein werde, gesund. Ramper aber haßt nun alle Menschen und jegliche Kultur und strebt wieder in die Eiswüste zurück. Nach einigen Zwischenfällen vergißt er jedoch über der Liebe zu der Frau des Arztes seine Grönlandträume. Auch in diesem Bühnenwerk sollen unmotivierte Eigenwilligkeiten und nicht immer angebrachte Überraschungen die fehlenden inneren Zusammenhänge ersetzen, und die vom Stoff bedingten Widersprüche stehen auch hier manchmal sehr scharf gegeneinander.

Des Dichters letzte und zugleich reifste Arbeit ist die Komödie „Platingruben in Tulpin", die gleißende Verspottung einer amerikanisierten, aller höheren Kultur abholden Epoche, die das auf absolute Sachlichkeit und Tatsachenwirkung hinzielende Ethos des gegenwärtigen Menschentums aufzeigt. Das weit hinter der Zeit zurückgebliebene einsame Bergdorf Tulpin, in dessen Bergen Platin gewonnen werden soll, ist trotz aller Gegenwehr der Großbauern vom Platinrausch erfaßt worden, der in Sabotage und Mord ausartet. Dann aber geben die Bauern den geschickten Worten und Machenschaften des geschäftskundigen Kaufmanns Christy Meier nach und verfallen bald einer durch die Industrie heraufbeschworenen Ausbeutergesinnung und Unkultur. Der von den andern verlachte Zwillingsbruder des Kaufmanns rettet sich aus dem sinnlosen Betrieb hinüber in ein weltfremdes Land der Sehnsucht. In der wundersamen Unbetontheit der Widersprüche liegt die tiefe Komik und damit auch die persiflierende Kraft dieser in ihrer Harmonie schwingenden Komödie.

Der tiefere Sinn dieser sieben Bühnenwerke liegt nicht so sehr im Metaphysischen (wie etwa bei Shakespeares Komödien) als im Rationalen, im Vernunftgemäßen. Damit hängt unzweifelhaft auch der bühnensichere Stil des Verfassers zusammen. Seine Dramen[1] zeigen eine wohlproportionierte Architektur, vor der die eindeutig charakterisierten Typen im Rahmen geradlinigen Geschehens lebendig werden. Der Dichter streift lachenden Blicks die nie ernst genug zu nehmende Menschendummheit sowie die oft geradezu herausfordernde Unzulänglichkeit der Ereignisse, bleibt dabei jedoch nicht selten dem Realen verhaftet. Ihm fehlt noch ein Gran jener metaphysischen Heiterkeit, jener berauschten und berauschenden Inbrunst der Seele, die nicht tiefer in die Realität verstrickt. Seine Komödien, vor allem die „Improvisationen im Juni" und die „Platingruben in Tulpin", sind zwar vom heutigen Blickpunkt gesehen und aus heutiger Stimmung heraus gestaltet, aber dennoch anders geartet und gerichtet als die meisten der sogenannten modernen Komödien. Durch konsequente Anwendung des Relativismus kommt Mohr über diesen hinaus und gewinnt, ähnlich wie der allerdings ein wenig nüchternere Antinomiker Shaw, innere und äußere Festigkeit und Freiheit zugleich; jedenfalls ist er in seiner letzten Komödie auf dem rechten Wege zu einer künstlerisch bezwungenen und so ins Zeitlose gehobenen (späteren Generationen als Zeitdokument wertvollen) Gegenwartsspiegelung.

Proben und Stücke aus dem Werk von Max Mohr

Basta?

„Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren, bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäuete sich." Jean Paul hat es vorausgeträumt, und jetzt sind die Zeiger unseres Zifferblattes wirklich an jene Stelle seines gewaltigen Traumes gerückt. Und da stehn wir nun mit unserem großen Stadtverstande und fügen den letzten Stein in das atheistische Weltgebäude ein und schreien Basta dazu. Aber nicht das ist vorerst unsere größte Qual, daß wir dereinst in die schwarze Grube des Nichts

[1] Alle bei Georg Müller in München erschienen.

Digitized by Google

sinken, weil wir unser Jenseits verloren haben: sondern daß wir uns auch schon das Diesseits vergiftet und abgetötet haben, weil mit dem Jenseits auch das Diesseits verloren geht. Und dem Fieber unserer kranken Jugend ist gleich gefährlich der fette Herr, der Basta ruft — der Spezialist, der uns zum puren Schuster machen will — der Totaliker, der uns ins nebulose All verstößt.

Wir sind auf dem Marsch. Wir sind aus dem dunklen Wald in das grelle Licht herausmarschiert. Aber wir haben unseren kleinen geschnitzten Talisman dabei verloren. Er hat uns so gut beschützt im alten dunklen Walde, jetzt haben wir ihn verloren. Jetzt stehen wir im grellen Licht der weiten Steppe und sind trotz allem Lichte unbeholfener als zuvor im dunklen Walde. Und taumeln wüst einher, weil wir unseren kleinen geschnitzten Talisman verloren haben. „Lauft zurück!", rufen die einen, „lauft in den dunklen Wald zurück!" Es nützt uns nichts, wir finden unseren alten Talisman nicht mehr, zum alten dunklen Wald gehört ein alter fester Talisman. „Lagert euch!", ruft der große Haufe, „bleibt auf dieser Steppe, gewöhnt euch an das grelle Licht, organisiert euch, tanzt, stampft die Erde!" Es nützt uns nichts, wir können ohne Glauben nicht leben und nicht tanzen. „Glotzt zu den Sternen auf!" rufen die dritten, „da hängen ungezählte Talismane!" Es nützt uns nichts, es wird keiner auf uns herunterfallen, unsere Hände bleiben leer, unsere Herzen bleiben verwaist. Was sollen wir auf dieser grellen Steppe? Was sollen wir? Marschieren! Die Füße fest auf dem Boden, so fest wie der Spezialist, damit er uns nicht rücklings über den Haufen wirft, denn er sieht es nicht gerne, wenn wir marschieren. Die Augen ins Weite gerichtet, dem neuen Talismane zu: aber dem Horizonte zugewandt und nicht den Sternen des totalen Mannes, die uns nur stolpern machen. „Überwachsen und nicht überwältigen, das ist unsere Bahn: denn gebildeter Pöbel ist nicht mehr zu lenken." (Laotse.)— Und nun paß auf, mein Junge, nun wirst du hören, was das große Basta bedeutet, was man dir zurufen wird, was alles zum Schimpfwort wird, wenn du vom Lagerplatze der Spezialisten und der Totaliker fortmarschieren willst, deinem neuen Glauben entgegen. „Utopist! Idealist! Ethiker! Moralist! Geistesathlet! Problematiker! Idiot!" Das waren die Spezialisten, lauf weiter, mein Junge, marschiere! „Banal, kitschig, nicht tief, nicht tiefer, nicht tiefst, nicht gelb genug!" Das waren die Sterngucker, mein Junge, lauf zu!

Wir marschieren. Das große Basta hinter uns verklingt. Wann finden wir den neuen Talisman? — Wann, mein Junge? Die Alchimisten wollten Gold machen, sie fanden es nicht: aber sie begründeten die gesamte moderne Naturwissenschaft dabei. Kolumbus wollte nach Indien segeln, er hat den Erdball nicht umschifft: aber er entdeckte Amerika dabei. Ein kleiner Gymnasiast wollte ein neuer Kolumbus werden, seine Mitschüler wollten richtige tüchtige Konfektionäre und Automobilisten werden und basta und haben den Unsrigen schwer verlacht und er wurde auch kein neuer Kolumbus: aber über seine Landsleute stieg er dennoch hoch empor. Wir wollen unsere wahre Bahn finden, wir marschieren, wir lassen uns nicht aufhalten: und finden wir die Engel aus dem Jenseits nicht auf unserem Marsch durch diese grelle Steppe, gewiß daß diesseits alle ewigen Engel noch zu finden sind.

Der Gefreite H.

Diese Geschichte hat nichts mit unserem Zeitgeist zu tun, auch nichts mit Krieg und Frieden, es ist eine einfache Geschichte, eigentlich nur ein Bild, das ich sah am 21. September 1917. Wie es kam, daß wir, unser sechs, an diesem Tage zum Tode verurteilt wurden, hat auch nichts mit unserem Bilde zu tun, es war kurz nach unserer Gefangennahme, es war sogar der winzige Funke Recht, der im Kriege genügt hat, auf seiten unserer Feinde und Richter. Zwei waren schon an die Wand gestellt und erschossen, dann kam der dritte, das war der Gefreite H., wir drei letzten wurden begnadigt — aber hier handelt es sich nur um das Bild des Gefreiten H.; wie er an der Wand stand und auf seine Kugel wartete.

Er hatte um Gnade geschrien, jetzt stand er still, gleich darauf war er tot, in diesem Augenblick begab sich unser Bild: H. steht still, die Salve wird angelegt, einer von den Richtern tritt noch schnell zu H., nimmt ihm den Stahlhelm ab, ich weiß nicht warum, vielleicht will er seinen lieben Kinderchen einen schönen und neuen und völlig unver-

Digitized by Google

sehrten und undurchlöcherten Helm als souvenir de la guerre mit nach Hause bringen, in der Eile läßt der Mann den Helm fallen, vermutlich ist der Riemen aufgesprungen oder sonst eine Ungeschicklichkeit geschehn, bestimmt war es nicht das „Zittern seiner Hände", denn das war ein fester Kerl, ein betrunkener Riesenkerl, das Souvenir gleitet jedenfalls zu Boden, fällt gerade vor die Füße des Gefreiten H., der bückt sich schnell und hebt es auf und reicht es dem Riesenkerl hin, der sagt danke, tritt zurück, die Salve kracht los, und hier ist unsere Geschichte schon zu Ende: wie der Gefreite H. sich bückt, in dieser langen Minute, wie er das souvenir de la vie aufhebt und es dem andern Menschen hingibt, in dieser langen Minute — das ist unser ganzes Bild.

Vorspiel zu „Ramper"

Eine Bucht in Mittel-Grönland. Ostküste. Höhe von Baß Rock. Flache, weite, öde Steppe. Im Hintergrund freies Meer mit Scholleneis. Dämmerung zur Winternacht. Klarer, heller Himmel mit Vollmond. In der Ferne Strahlungsnebel. Rechts, frei im Raum, eine alte Expeditionshütte, klein und flach. Davor zwei Fässer, einige Werkzeuge, zum Trocknen aufgehängte Felle, eine Bahre. Dahinter eine alte Maststange, gegen die Mitte des Hintergrundes zu, am Strande hochgerammt, mit kleiner weißer Flagge. Ramper, etwa dreißigjährig, schwarzbärtig, verwildert; in weitem und aus einem Stück genähtem Segeltuchdreß. Er lehnt an der Maststange. Er schaut aufs Meer. — Ipling, fünfzigjährig, rotbärtig, gelähmt, abgezehrt, krank; in Pelze gehüllt. Seine Stimme ist trotz seiner Schwäche noch klar und fest. Er liegt vor der Hütte auf der Bahre. Er öffnet die Augen. Er sieht um sich. Er ruft Ramper zu sich.

Ipling: Ramper!

Ramper, regungslos.

Ipling: Ramper!

Ramper, regungslos.

Ipling: He!

Ramper tritt langsam zu ihm.

Ipling: Reden, Ramper! Reden! Da muß noch allerlei ausgesprochen werden zwischen uns!

Ramper, still, sieht auf ihn.

Ipling: Eine Gemeinheit, dich allein zu lassen! Dir davonzulaufen! Fahnenflucht! Verzeihung! Aber diesmal packt es mich, die Maschine ist kaputt, das Blut gefriert, der Motor steht still, ich bitte um Verzeihung.

Ramper: Unsinn!

Ipling: Erzähl' mir keine Märchen! Bin nicht im Krankenhaus. Bin im Eis. Ist es aus mit mir oder nicht?

Ramper: Unsinn, Ipling! Noch fünfzig Jahre hast du!

Ipling: Keine Lügen, Ramper! Haben uns drei Jahre gut vertragen. Haben unser Flugzeug zusammen verloren. Haben unsere Expedition zusammen verloren. Haben unsere Passage zusammen verloren. Haben allerlei zusammen verloren. Und jetzt verlierst du noch deinen alten Maschinisten! Ist es so oder nicht?

Ramper: Haben allerlei zusammen verloren, Ipling. Aber haben auch allerlei zusammen gefunden! Ist es so oder nicht? Haben die Passage bis in diese Bucht gefunden. Haben das alte Depot gefunden. Und die Hütte. Und das Schießzeug. Und die ganze Erbschaft dieser toten amerikanischen Expedition. Und irgendwann finden wir zusammen zurück. Irgendwann ist eine Passage. Irgendwann treffen wir Eskimos. Irgendwann kommt ein Schiff.

Ipling: Ohne Lüge: Ist es aus mit mir oder nicht?

Ramper, still, sieht auf ihn.

Ipling: Wann ist die Sonne drunten?

Ramper: In zwei Wochen. Vielleicht erst in drei Wochen.

Ipling: Armer Junge!

Ramper: Ach was!

Die Winternacht hat weißes Fleisch,
Wir tappen wie die Bären,
Wir rufen wie die Eskimos:
Ui...

Ipling wie zur Antwort, wie in gewohntem Zwiegesang:
Ui...

Das ist ein dumpfer, leiser Ruf, beide Silben gleich lang und auf einem Ton. Er verklingt. Ramper tritt zur Hütte, arbeitet an den Fellen.

Ipling: Reden, Ramper! Reden, eh es zu Ende geht!

Ramper, arbeitet.

Ipling: Was hast du denn heute in den Mast eingeschnitzt?

Ramper, arbeitet.

Ipling: Du hast Worte in den Mast eingeschnitzt, ich habe es gesehen.

Ramper, arbeitet.

Ipling: Bin kein Säugling. Weiß Bescheid. Hast dein Tagebuch hinter der Hütte eingegraben. Und hast Worte in den Mast eingeschnitzt. Wo

Digitized by Google

dein Tagebuch vergraben liegt, das hast du in den Mast eingeschnitzt. Ist es so oder nicht?

Ramper: Was ist dabei?

Ipling: Allerlei, mein Freund. Willst nicht allein weiterleben, wenn ich abgefahren bin? Hast Schluß gemacht? He?

Ramper: Muß das alles durchgeknetet werden, Ipling, mit den paar verfluchten Worten, die uns noch übriggeblieben sind?

Ipling: Muß durchgeknetet werden! Jawohl, Ramper! Und ohne Lüge! Willst du weiterleben? Ja oder nein?

Ramper: Ohne Lüge, Ipling: Ja, weiterleben!

Ipling: Gut. Bravo. Gut so. Und ich? Ist es aus mit mir oder nicht? Ohne Lüge?

Ramper: Muß das ausgesprochen sein, Kamerad?

Ipling: Muß, muß, muß! Hat seinen bestimmten Zweck. Hat sein genaues Ziel. Antwort, Ramper!

Ramper steht still, sieht auf ihn: Gut. Ja. Es ist aus mit dir, Ipling.

Ipling: Gut. Danke.

Ipling schließt die Augen. Ramper arbeitet wieder an den Fellen.

Ramper: Abschließen, Ipling! Abschließen, alter Junge! Du auf deine Weise und ich auf meine Weise.

Ipling: Meine Weise ist leicht. Aber deine Weise?

Ramper: Ist auch zu schaffen! Schluß mit dem Tagebuchschreiben und Reden und Denken, das ist es! Schluß mit dem Warten und Warten und Warten, das ist es! Entweder ich knalle mich auch tot, wenn du tot bist — oder ich schließe das alles ab, wenn du tot bist. Also erst mal alles abschließen und weiterleben, das ist es!

Ipling öffnet die Augen, winkt ihn mit dem Kopf zu sich: Warum hast du denn in den Mast eingeschnitzt, wo dein Tagebuch vergraben liegt?

Ramper: Warum nicht? Vielleicht läuft im nächsten Jahrhundert doch einmal ein Walfischfänger in diese verfluchte Bucht und findet es.

Ipling: Was kümmert dich denn das nächste Jahrhundert?

Ramper: Heute nichts mehr. Gestern noch ein wenig. Dummheit! Zeitvertreib!

Ipling: Was hast du denn von deinem alten Maschinisten Ipling in dein Tagebuch geschrieben?

Ramper: Daß er drei Jahre lang treu mit mir auf ein Schiff gewartet hat. Auf die sogenannte Hilfe Gottes. Daß er gejagt und gefressen hat wie ich. Und gewartet und gewartet wie ich. Das ist alles.

Ipling: Und „Ehre seinem Andenken", steht das auch dabei?

Ramper: Große Ehre seinem Andenken!

Ipling: Danke, Herr. Armer Herr! Ein Stolzer warst du. Ein Tagebuchschreiber. Und was wird aus dir? Das sage noch deinem alten Maschinisten.

Ramper: Ein Tier, Ipling! Ein Tier wird aus mir! Das Denken schließe ich ab, das Sprechen schließe ich ab, das ewige Warten schließe ich ab — das Leben schließe ich nicht ab! Da ist noch Tran und Fleisch und Munition für Ewigkeiten in dieser Bucht, das ist gut! Da kann ich noch Ewigkeiten jagen und fressen und mich wärmen und Ui rufen, das ist gut! Da hängen noch starke Muskeln an diesen jungen Knochen, das ist gut! Nur hier, hinter der Stirn, da sitzt der Teufel, da sitzt das Gift. Ein einsames Tier verreckt, wenn es immerzu auf andere Tiere wartet. Also Schluß damit! Vergessen! Allerlei Menschendreck schnell vergessen, wenn du tot bist! Und auch das ist gut. Sehr gut. Ausgezeichnet. Und so ist es. Und das ist alles. Und jetzt weißt du es. Und jetzt wollen wir essen. Geht schnell in die Hütte.

Ipling allein, leise: Ui ...

*

Ramper in der Hütte: Essen, Ipling! Soll ich mein Baby in die Hütte tragen?

Ipling: Nein. Hier. Unter dem Himmel.

Ramper in der Hütte, ruft aus: Platz nehmen zum ersten Diner! Platz nehmen zum ersten Diner! Trägt, Stuhl, Topf, Löffel neben Iplings Bahre. Platz nehmen zum ersten Diner! Setzt sich, will Ipling einen Löffel Suppe eingeben: Platz nehmen zum ersten Diner!

Ipling: Geht nicht mehr. Verzeihung, Herr.

Ramper: Das ist schlimm, Maschinist. Beginnt zu essen.

Ipling: Da ist noch ein Gedanke in mir.

Ramper, ißt.

Ipling: Das hat mich oft gequält. Jetzt sage ich es dir.

Ramper, ißt.

Ipling: Wenn wir zurückgefunden hätten? In der Stadt? Wie wäre es da mit uns beiden gewesen?

Digitized by Google

Ramper: Wenn, wenn, wenn!

Ipling: Ich muß das wissen. Das hat seinen ganz bestimmten Zweck. In der Stadt, Herr? In der Stadt ist alles umgekehrt.

Ramper, ißt.

Ipling: Da war ich vor dir mit einem anderen Herrn auf der Fahrt, vor zehn Jahren, eine tolle Tour, das weißt du. Und dieser Herr war im Biwak und auf der Maschine so gut zu mir wie du, das weißt du auch. Aber nach der Expedition? Es hielt nur eine Woche an. Hörst du?

Ramper, ißt.

Ipling: Beim Empfang hielt es noch an. Bei den Photographen. Bei den Zeitungsleuten. Aber danach? Ich sage nichts davon, daß er im Ritz-Carlton-Hotel wohnte und ich in einer Maschinistenkneipe. Das muß so sein. Aber zwei Monate später? O weh, Ramper! Er schämte sich, als ich in der Stadt ebenso vertraut mit ihm tat wie auf der Fahrt. Eine gemalte Puppe hielt er im Arm und schämte sich vor ihr. Er wollte es nicht zeigen. Aber ich spürte es doch. Verstehst du?

Ramper, ißt.

Ipling: Und du mußt nicht denken, daß ich zerlumpt war. Ich hatte einen schicken Anzug an, tipp, topp. Rasiert war ich wie ein Komiker. Ein tadelloses neues Gebiß hatte ich mir machen lassen. Da steuere ich gerade aus einem Kino auf die Straße und blinzle noch so mit den Augen — wer geht vorbei, mein Herr mit seiner Puppe. Und ich falle ihm sofort um den Hals. Und er hat sich geschämt. So war es. So ist es in der Stadt.

Ramper, ißt zu Ende Und?

Ipling: Und wenn wir beide zurückgefunden hätten? Was wäre mit uns beiden in der Stadt gewesen?

Ramper: Und das sind so deine letzten Gedanken?

Ipling: Das muß ich wissen. Das hat sein genaues Ziel.

Ramper: Dummkopf! Wirft den Löffel in die Hütte. Dummkopf! Wirft den Topf nach. Dummkopf! Wirft den Stuhl nach, beugt sich über Ipling: Arm in Arm nehme ich dich mit mir ins Ritz-Carlton-Hotel! So wie du hier bist! Ohne schicken Anzug! Ohne neues Gebiß! Weißt du das noch nicht?

Ipling lacht: Man wird mich hinauswerfen, Kapitän, so wie ich hier bin.

Ramper: Hinauswerfen? Wer wirft hier hinaus? „Zwei Betten, Portier! Aber die zwei feinsten Betten!"

Ipling lacht: Da sagt der Portier: „Herr, ihr Kerl stinket ja."

Ramper: Da sage ich: „Wer stinket hier? Sie stinken, Herr Portier! Denn es steht geschrieben: Und wenn ihr mit Menschen- und Engelzungen redet und hättet der Liebe nicht, dann stinket ihr nur! Und jetzt Platz! Platz für mich und meinen Maschinisten! Begleiten Sie uns, meine süße Dame."

Ipling: Da sagt deine süße Dame: „Herr, ihr Kerl stinket ja!"

Ramper: Da sage ich: „Wer stinket hier? Sie stinken, meine süße Dame. Denn es steht geschrieben: Und wenn ihr alles Parfüm dieser großen verzauberten Erdkugel auf euch niedertropfen lasset und hättet der Liebe nicht, dann stinket ihr nur! Und jetzt Platz, kleine Sau! Platz für mich und meinen Maschinisten!" — So ist es! Bitte sehr! Dummkopf!

Ipling: Danke, Herr.

Ramper: Und jetzt in die Hütte, mein Baby! Schlafen! Träumen! Vom Ritz-Carlton träumen! Von den seidenen Betten! Von den gemalten Puppen! Auf! Er will Ipling hochheben.

Ipling: Noch nicht! Hat seinen Zweck gehabt. Hat mich sicher gemacht. Ich spreche meinen Dank aus, Herr.

Ramper: Gut! Genug!

Ipling: Nein, da ist noch ein Wort zu sagen unter dem freien Himmel.

Ramper: Immer noch ein Wort, immer noch ein Wort!

Ipling: Ein letztes Wort! Heb mich hoch!

Ramper stützt ihn: Was denn? Schnell!

Ipling: Ganz schnell! Will dich nicht länger quälen. Will dich nicht länger warten lassen! Schnell! Heb mich höher! Noch höher!

Ramper, läßt ihn ganz an sich lehnen.

Ipling: So ist es richtig.

Ramper: Was willst du noch?

Ipling: Daß meine Beine so dünn sind wie Draht, das wissen wir, mein Junge. Und daß es aus ist mit mir, das wissen wir auch, mein

Digitized by Google

Junge. Und daß du ohne diesen gelähmten Krüppel ein anderer Mann bist, Kapitän — und daß du ohne diesen gelähmten Krüppel ein freier Mann bist, Kapitän — und daß du ohne diesen gelähmten Krüppel vielleicht doch noch deine Passage finden kannst, Kapitän — das wissen wir auch, das wissen wir beide.

Ramper: Unsinn!

Ipling: Und hätte der Liebe nicht und alles! Alles ist ausgesprochen.

Ramper: Dummheiten, Ipling! Come in, Sir.

Er schleift Ipling in die Hütte.

*

Ramper kommt langsam aus der Hütte zurück. Geht einige Schritte seitwärts. Steht still. Schaut zur Hütte zurück.

Ipling, aus der Hütte in langgezogenem Ruf: Üi...

Ramper: Schlafen sollst du! Träumen! Vom Ritz-Carlton träumen! Und mach dir keine blöden Gedanken, alter Kamerad! Da ist auch ohne den gelähmten Krüppel keine Passage mehr frei für deinen Kapitän!

Ipling: Üi...

Ramper: Nein! Gebe keine Antwort mehr! Stille! Schlafen! Träumen! Schlafen, mein altes Baby! Vom Ritz-Carlton träumen! Und still...

Ipling: Üi...

Es verklingt. Ramper kauert sich nieder. In der Hütte fällt ein Schuß. Danach Stille.

Ramper springt hoch. Eilt zur Hütte. Schaut hinein. Springt hinein. Springt sofort zurück. Steht still: He! Üi! Maschinist! Wendet sich schnell. Wer ruft hier Maschinist? Wer sagt hier noch ein Wort? Kein Mensch mehr! Kein Mensch! Stille! Schaut zur Hütte zurück. Das bringt dir nicht viel Dank, Ipling! Da ist auch ohne den gelähmten Krüppel keine Passage mehr frei für den Kapitän! Wendet sich wieder schnell. He? Wer? Ich? Du? Sieht noch einmal zur Hütte. Wendet sich dann. Geht zum Strand. Steht still. Ruft leise: Üi... Hebt langsam die Arme. Heult lauter, angstvoller, in tieferem Traum: Üi... Üi... Steht still.

Vorhang

Der neunzehnjährige Rilke

Von Paul Leppin (Prag)

Die Gebundenheit intensivster Art an geheimnisvolle Gesetze der Wortkunst, die in den Versbüchern Rainer Maria Rilkes überirdische Ergriffenheit lyrischen Erlebens ausstrahlt, ist Kraft einer Meisterschaft, die auf langen Wegen hartnäckig errungen war. Der Dichter, dem Klarheit und Lichtstärke seiner Bilder und Verwandlungen aus tiefstem Ernste geheiligte Gebote wurden, hat sich später, vom Glanze schöpferischer Visionen geblendet, nur ungern der Anfänge erinnert, als der Empfindsame Welt und Gefühl in tastende Strophen ordnete. Es war sein Wunsch, die ersten Bücher, die Unzulängliches mit jählings Geschautem verwirrten, aus dem Buchhandel zu ziehen. Sein hohes Empfinden letzter Verantwortlichkeit wünschte sein Erbe in einer Vollendung zu übergeben, die von der Lieblichkeit kindhaften Sentiments nicht getrübt war. Seine „Larenopfer", seine Gedichte „Leben und Lieder", in denen die Schwermut der böhmischen Heimat sich unmittelbar dem Drange des Überwältigten hingab, sind neben frühen Novellenbüchern, den „Zwei Prager Geschichten" und anderen nur in den Büchereien pietätvoller Sammler und bibliophiler Kenner zu finden. Dessenungeachtet ist manches lyrische Stück aus der Mappe des Jünglings als unveräußerter Bestand heimischer Anthologien erhalten geblieben. Die Reinheit dichterischer Diktion, die knappe Schönheit liedhafter Bekenntnisse ist hier zuweilen in einer Weise zu spüren, die dem lyrischen Werk seiner reifen Jahre ahnungsvoll ihre Richtung weist. Wundervoll unbeschwert, restlos in Zartheit gelöst, ist zum Beispiel dieses:

Volksweise

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffelsjäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.

Digitized by Google

Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, hat Rilke unter dem Zwange des Internats, dem seine Ausbildung anvertraut war, über erträgliches Maß gelitten. Die Vergewaltigung, der seine Natur in dieser Umgebung ausgesetzt war, hat er in einer wenig bekannten Erzählung „Die Turnstunde" mit anklägerischer Sachlichkeit geschildert. Es war Befreiung, als er der unfruchtbaren Pedanterie der Kadettenschule den Rücken kehrte, um als Externist eines humanistischen Gymnasiums in Prag die Maturitätsprüfung vorzubereiten. Hier, wo der Zauber einer romantischen Vergangenheit auf den Empfänglichen wirkte, wo alte Brücken und blütenbehangene Mauern zu Lässigkeit und Schwärmerei verführten, hat er den dunklen Druck mißhandelter Kinderjahre von sich abgestreift, hat er zur Unbefangenheit zurückgefunden, die seine behutsame Andacht vor dem Leben umschloß. Nachstehender Brief an Valerie David-Rhônfeld, eine Nichte des tschechischen Dichters Julius Zeyer, die er im Hause ihrer Eltern kennenlernte und die seine prager Jahre mit ihrer Freundschaft begleitete, gibt ein Bild der überschwenglichen Zerrissenheit, die ihn damals zerwühlte und die der Neunzehnjährige als lastende Bürde empfand. Er schreibt:

Am 4. Dezember 1894, vor Mitternacht.

Meine, meine, meine Vally!

Drüben im Speisezimmer sitzt Tante beim Nachtmahl; ich habe auf meinen Anteil am Abendbrot verzichtet, mich aus der mir unheimlichen Atmosphäre in mein Zimmer zurückgezogen und aß dort nicht aus Bedürfnis, mehr um einen gewissen Geschmack zu haben, offen: aus menschlicher Naschsucht drei Stück von dem bewußten Backwerk. Mein Herz war bedrückt und verstimmt, ohne daß ich im ersten Augenblicke um den Grund wußte. Als ich im Speisezimmer dann ein paar Minuten Tante G. gegenübersaß, ward es mir offenbar, daß der jähe Tausch der lichtdurchfluteten Sphäre Deiner Gegenwart mit dem trüben, nüchternen Dunstkreis meiner so unendlich fernstehenden Verwandten schwerwiegende Ursache jener mißmutigen Empfindung war. Aber die ist jetzt verflogen. Mein Herz ist leicht und mein Sinn ist klar. Dein Brief, Dein lieber Brief, hat die Wolken verscheucht. Es ist hell. Der Himmel unserer Liebe strahlt aus den stillen Fluten meiner Seele. Süße Gefühle raunen leise wie mächtiges Schilfrohr, und die Sehnsucht breitet wie ein rauschender Blütenbaum ihre Arme in meinem Innern aus. Ich weiß nicht, wie oft ich Deine Zeilen gelesen habe. Ich weiß nicht, was mich so übermannt. Ist es das Bewußtsein, daß sie von Dir stammen, allein, oder ist es vielmehr das Arom einer innigen, herzlichen Empfindung, das mir entgegenweht, das mich berauscht. Vally, es haben Deine trauten Worte einen heiligen Zauber in meine Seele ausgegossen, ja, es dämmert darin jener weihevolle, bebende Ernst, der die Herzen der orakelfragenden Griechen durchwallt haben mochte, wenn sie halb hoffend, halb zagend, der Antwort des geheimnisvollen Gottes am Tore des Tempels harrten. Denn auch mir ist, als sähe mein Auge weiter als sonst — als hüben des beengten Zimmerchens dämmernde Wände sich fort —, als dürfte ich heute einen Blick in die Zukunft tun! Ehe ich aber in der Nebel farbiges Gewoge hinausblicke, laß mich vorerst in mein Inneres schauen. In dieser Nacht gegen einhalb zwölf sind es gerade neunzehn Jahre, daß ich bin. Du kennst die lichtarme Geschichte meiner verfehlten Kindheit und Du kennst diejenigen Personen, welche Schuld daran tragen, daß ich nichts oder wenig Freudiges aus jenen Werdetagen zu merken vermag. Du weißt, daß ich einen großen Teil des Tages einer gewissensarmen und sittenlosen Dienstmagd überlassen war, und daß diejenige Frau, deren erste und nächstliegende Sorge ich hätte sein sollen, mich nur liebte, wo es galt, mich in einem neuen Kleidchen vor ein paar staunenden Bekannten aufzuführen. Du weißt, wie ich mit wechselndem Erfolge die Volksschule der Piaristen absolvierte und — — — ein dummer Knabe — in der Hauptallee des Baumgartens über mein eigenes Schicksal mit einem kindischen Worte entschied. Wenn mir im Vaterhause die Liebe nur von seiten meines Papas zugleich mit Sorgfalt und Fürsorge entgegengebracht wurde, ich im allgemeinen ganz auf mich selbst angewiesen war und meine kleinen Leiden und Wonnen meist niemandem zuteil werden lassen konnte, so war mir in der neuen Phase meines jungen Lebens jene feige, unverhüllte Herzlosigkeit sehr wohl bekannt, welche selbst vor Mißhandlungen aus reinem bestialischem Mordtriebe (der Ausdruck ist nicht zu stark) nicht zurückschreckt. Mein Herz, durch die Einsamkeit meiner frühesten Tage ohnehin zu stiller Duldung

Digitized by Google

und mutiger Entsagung geneigt, bebte beim Anblicke dieser Ungerechtigkeiten und ertrug mit einer diesem Alter uneigenen Ergebung die Qualen jener Behandlung. Ja ertrug sie — —. Du nennst mich oft idealistisch. Liebste Vally, wenn ich das jetzt noch bin, gedenke, welches reine Fühlen in der kleinen Seele geleuchtet haben muß, die, immer in sich selbst verloren, schon den einfachen, heiteren, schuldlosen Spielen toller Buben in der Volksschule abhold gewesen, und erwäge weiter, mein Lieb, wie schrecklich der Ansturm so wilder, unverdienter Roheiten in dem unentweihten Heiligtum des kindlichen Gemütes widerhallt haben mußte. Was ich damals erlitt, es läßt sich mit dem ärgsten Weh der Welt vergleichen, obwohl ich ein Kind war, oder vielmehr weil ich es war. Weil mir nicht die Kraft des Widerstandes und nicht die Fülle geklärter Vernunft zuteil war, um darin gemeine Büberei und nichts mehr zu erkennen. Ich duldete Schläge, ohne je einen Schlag erwidert oder wenigstens mit einem bösen Worte vergolten zu haben, ich litt und trug. Ich glaubte, der Wille eines unendlichen, unwandelbaren Schicksals verlange von mir diese heroische Duldsamkeit — hätte ich gewußt, erkannt, daß es statt dieses unabwendbaren Geschickes nur die Laune eines vergnügungssüchtigen erbärmlichen Wesens war — — — (Mutter). Wo ahnte ich das! — Mit derselben Notwendigkeit, mit der ich den Tag der Nacht weichen sah, glaubte ich meine Qualen vorhanden und setzte einen Stolz hinein, sie zu tragen. In meinem kindlichen Sinn glaubte ich durch meine Geduld nahe dem Verdienste Jesu Christi zu sein, und als ich einst einen heftigen Schlag ins Gesicht erhielt, so daß mir die Knie zitterten, sagte ich dem ungerechten Angreifer — ich höre es noch heute — mit ruhiger Stimme: „Ich leide es, weil Christus es gelitten hat, still und ohne Klage, und während du mich schlugst, betete ich zu meinem guten Gott, daß er dir vergebe." Eine Weile stand der erbärmliche Feigling stumm und starr, dann brach er in das Hohngelächter aus, in welches alle, denen er den Ausruf meiner Verzweiflung mitteilte, heulend einstimmten. Und ich floh dann immer zurück bis in die äußerste Fensternische, verbiß meine Tränen, die dann erst in der Nacht, wenn durch den weiten Schlafsaal das regelmäßige Atmen der Knaben hallte, sich ungestüm und heiß Bahn brachen. Und eben in der Nacht, in der meine Geburt sich, ich weiß nicht zum wievielten Male jährte, war es, daß ich im Bette aufkniete und mit gefalteten Händen um den Tod bat. Es wäre mir damals eine Krankheit als sicheres Zeichen einer Erhörung erschienen, allein die kam nicht. Dafür entwickelte sich zu jener Zeit der Trieb zu dichten, der mir schon in seinen kindlichen Anfängen Trost verschaffte. „Maritana", eine Erzählung einer heldenmütigen Jungfrau, deren Charakter dem der Jeanne d'Arc ähnelte, war nach einzelnen, mir nicht mehr erinnerlichen Gedichten die erste größere Arbeit. „Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen." Das war das Ende eines feurigen Monologes aus dieser merkwürdigen Phantasie. Daß jene Periode vor allem geistliche Lieder, die dank der Vorsehung alle verlorengegangen sind, ausfüllen, bedarf bei der oben erwähnten Seelenstimmung keiner Versicherung. Nicht wahr? — Du weißt ja, wie mir ferner immer mehr klar wurde, daß ein Verbleiben in der verhaßten Militärschule nicht möglich ist und ich habe, nur zu oft schon, das jahrelange Zögern und die endliche Entwicklung des Entschlusses erzählt. — In dieser Zeit, die ich ja meistens im Krankenzimmer mehr geistig vergrämt als körperlich krank verbrachte, bildeten meine poetischen Versuche sich zu größerer Klarheit und Selbständigkeit heraus, und besonders die beiden Gedanken „Satan auf den Trümmern Roms" und die „Beschwörung" erwähne ich mit freudiger Erinnerung. So keimten in diesen trüben Tagen zum ersten Male die oft erstickten Trosttriebe frei auf; zugleich aber empfand der älter werdende Sinn, das lichter werdende Herz die fröstelnde Leere der Vereinsamung. Hatte er doch nie, nie noch freundliches Entgegenkommen, geschweige denn Liebe gefunden, und schien dennoch dazu angetan, diese zu fordern. Einmal noch schloß ich mich innig an einen Kameraden, „Fried" mit Namen, an. Diesmal sollte mein Herz nicht leer ausgehen. Es entwickelte sich eine auf gegenseitiger Übereinstimmung beruhende wahrhaft brüderliche Neigung, und wir schlossen mit Kuß und Handschlag einen Bund fürs Leben. Wie Kinder sind. Wir verstanden uns gut, und ich lebte förmlich auf in dem Bewußtsein, daß die abwechslungsarmen Ereignisse meiner Seele in der gleichgestimmten des Freundes forttönen und hinklingen. Ich war eifersüchtig, wie er es auf mich war, er bewunderte

Digitized by Google

meine poetischen Gedanken und ich bat ihn, sich auch zu versuchen, und freute mich herzlich an seiner Geschichten zaghaftem Gelingen. Frieds Großmutter, die er ungeheuer verehrte, starb eines jähen Todes, er fuhr zu ihrem Begräbnis, und ich verbrachte zwei tränenvolle, sorggequälte Nächte, den geliebten Freund ferne wissend. Er kehrte endlich zurück, sehnlich von mir erwartet und — war ein anderer. Später erfuhr ich, daß Mitzöglinge unseren reinen Bund in den Schmutz gezogen und Fried überdies höheren Orts Weisungen erhalten hatte, nicht so viel mit dem Narren zu verkehren. Nachher schloß sich mein Herz nie mehr an jemand. Aber auch den so leicht abgefallenen Freund scheute ich nicht und sprach dienstlich mit ihm, ohne ihm je einen Vorwurf zu machen, wohl aber wies ich den Antrag, den er mir noch einmal zur Versöhnung stellte, ohne Stolz, aber mit ernster Entschiedenheit zurück; und das Herz war weiter verwaist. Es scheint vielleicht das Bekenntnis eines Schwächlings zu sein. Indessen werde ich mich nie dessen schämen, daß mein Herz leer war, eh ich Dich fand, Vally, und überlasse die Scham denjenigen, die es verschmäht hatten, sich ihren Platz darin zu erwerben. Dann kam die Zeit, die Du kennst (Linzer Handelsakademie), und deren herbe Enttäuschungen und Irrungen in Deiner Verzeihung begraben sind. Dann kam der vierte große Abschnitt meines Daseins: die Zeit des Studiums. Schon war ich bereit, meiner wissenschaftlichen Zukunft, der immerwährenden, erfolglosen und zielfremden Arbeit müde, zu entsagen, als Du, geliebte, teuerste Vally mir begegnetest, mich stärktest, heiltest, tröstetest und mir Leben, Dasein, Hoffnung und Zukunft gabst. — So stehen wir denn bei der Zukunft. Am 4. Dezember des Jahres, in welchem ich in Schönfeld meine Gymnasiallaufbahn angetreten, sagte ich mich von diesem Plane los und wollte arbeitsmatt mich der Strömung des Schicksals in die Arme werfen, um unterzugehen oder gleichviel wo zu landen. Daß ich heute aber nicht als zielverlorener Wanderer die Welt durchirre, sondern als sicherer Kämpfer — die Brust voll Liebe, Dank und Hoffnung — unserem Glücke, unserer Vereinigung zuschreite, könnte ich das jemandem anderen danken als eben Dir, meine göttliche Vally? Mein ganzes bisheriges Leben scheint mir ein Weg zu Dir, wie eine lange, lichtlose Fahrt, nach deren Ende mir der Lohn ist, nach Dir zu streben und Dich ganz mein zu wissen in naher Zukunft. Und jetzt, was jener Geist, jener Orakelmut, der Deinem Brief entweht, kündet: Diese Zukunft ist unser. Ist unser unter dem Schutze unserer teuren, lieben Toten, Deiner guten Großmama, und unter der Schirmmacht unserer eigenen Stärke und der Beharrlichkeit unserer Liebe. Laß uns, liebstes Herz, mit Hilfe Deiner edlen Großmama, die ich so sehr ehre und schätze, noch dieses Jahres Mühen, wie die Außergewöhnlichkeiten des nächsten gut überstehen — dann kommen ja, wenn alles nach Plan und Hoffnung vonstatten geht, die Universitätsjahre, die uns noch viel mehr Zeit gönnen und uns überdies schon so beseligend nah an unser Glück führen werden. Dann laß uns den ersehnten Hausstand gründen, auf dessen gediegener Grundlage unsere innere Zufriedenheit auf starkem Unterbau ruhen soll. — Dann wollen wir schaffen, tüchtig in der Ausübung unserer Künste, gegenseitig helfend, ratend wie zwei wackere, selige Menschen — die über ihrer Liebe und ihrem Schaffen die Welt vergessen und die Menschen bedauern oder verachten. — Dann in sechs Jahren, im ersten Jahre des 20. Jahrhunderts, wahrscheinlich im ersten oder zweiten unserer offiziellen Vermählung, bekommst Du, meine vieltraute panička, wieder solch einen Brief, der einen kleinen Rückblick enthalten wird über die besiegten, schlimmeren und eine Prophezeiung für bessere Zeiten!

Elf Uhr nachts hat's schon draußen geschlagen, und ehe ich noch diesen Brief vollende und überlese, werden gewiß neunzehn Jahre voll werden. — Wenn ich sie noch einmal kurz überschaue, ist der lichteste Punkt, daß Du in meine Kreise eintratest und meinem armem, liebefremdem Herzen fürs Leben, solange es pocht, den würdigsten Gegenstand anbetender, dankbarer Verehrung in Dir — gegeben hast!

René.

Es ist ein Knabe, der hier in heißen Beteuerungen, Klagen und Hoffnungen schwelgt. Aber ein Knabe, bei dem der männliche Wille durchbricht, mit dem Schatze unverletzlichen Menschentums an hellen Gestaden zu landen. Eins der „Sonette an Vally", die auch in den frühesten Publikationen Rilkes nicht enthalten sind und die mir ein freundlicher Zufall in der Handschrift zutrug, sei seiner Helferin in Nöten der Jugend zum Dank im Wortlaut wiedergegeben:

Digitized by Google

Du warst nie so, wie jene andern waren —
Erwäge, ob es Lob, ob's Tadel sei,
Von Vorurteil und niedrem Denken frei
War niemals noch dein Weg der Weg der Scharen.

Du bist so stark, du scheutest nicht Gefahren,
Du konntest stolz auch in des Lebens Strom
Das heilige, weiche, duftige Arom
Des edlen, reinen Herzens dir bewahren.

Dein Kuß, dein Wort, der Duft, der deinen Haaren
Entströmt, betäubt mich und berauscht mich schier —
Doch erst dein dunkles Auge konnte mir
Das Rätsel deines Wesens offenbaren.

In schweren Stunden hab' ich es erfahren
Und unauslöschlich hab' ich's eingeprägt
In dieses Herz, das dir für ewig schlägt:
Du warst nie so, wie jene andern waren —

Larissa Reißner [1]

Von Werner Türk (Berlin)

Fahnenrot durchflattert das Werk der Larissa Reißner der ideenbeschwingte, siegläubige Enthusiasmus einer Barrikadenkämpferin, einer klarsichtigen, willensharten, blühend-jungen, todbereiten und soldatisch-kühnen Revolutionärin, einer tief empfindsamen, ethosgetriebenen, schöpferischen Dichterin. In der Russin Larissa Reißner verschmelzen heroisches Kämpfertum und differenzierte Künstlerschaft zu einer fruchtbaren Einheit. Mitkämpfend hat Larissa Reißner die Oktoberrevolution erlebt. Das verleiht ihren Schriften historischen, dokumentarischen Wert. Mit genialer Beobachtungsschärfe hat sie die inneren und äußeren revolutionären Vorgänge erfaßt. Das verleiht ihrem Werk künstlerische Geltung.

*

Zweiundzwanzigjährig beteiligte sich Larissa Reißner schon an der Gestaltung des neuen proletarischen Staates. Ihre organisatorische Tätigkeit war nur von kurzer Dauer. Die konterrevolutionären Kämpfe begannen gefahrdrohend. Larissa Reißner griff zur Waffe; sie eilte an die tschechoslowakische Front. Was sie dort und später auf der Wolgaflottille erlebt hat, schildert sie mit temperamentdurchglühter, plastischer Wortkunst in ihrem bestürzend-eindringlichen „Frontbuch". Dieses „Frontbuch" ist nicht nur eine erschütternde, mitfortreißende naturalistische Darstellung des tatsächlich Gewesenen; es ist mehr: Es ist der revolutionäre Wille, der in den dahingehetzten Kampferlebnissen künstlerisch gestaltet wird; der unbeugsam siegessichere, revolutionäre Wille, der fanatischen Opfermut zeugt, der sich in schonungslosen Disziplinen erhärtet, der den Tod verhöhnt, der das Einzelschicksal der gefallenen Kameraden überreitet, der Überkraft im Menschen gebiert. Dieser revolutionäre Wille, der aus den Gewehrmündungen pfeift, aus den Kanonen freiheitsjauchzend brüllt und in dem Rhythmus der stampfenden Schiffsmaschinen bockt. Dieser leidgeborene, revolutionäre Wille, der aus letzter Not kommt und Letztes wagt.

*

Bewundernswert ist Larissa Reißners Schlichtheit. Sie bekundet sich darin, daß Larissa Reißner in die Darstellung der Kämpfe niemals ihre persönlichen Leistungen hineingestaltet hat. Karl Radek sagt von ihr: „Wie sie im Feldzuge von den Matrosen heiß, brüderlich geliebt wurde, weil sie nicht nur heldenmütig, sondern einfach, gut, menschlich war, ... so verstand sie im Jahre 1919 als Kommissar des Stabes der Flotte in Petersburg ausgezeichnete kameradschaftliche Verhältnisse mit den besten Spezialisten der Flotte, mit den Admirälen Altvater und Behrens herzustellen. Ihre große Kultur, ihr verfeinertes Empfinden ließen diese Offiziere der alten Flotte nicht fühlen, daß sie unter der Kontrolle eines fremden Menschen standen."

*

Im Jahre 1920 lebte Larissa Reißner als Gattin des Sowjetgesandten Raskolnikow in Afghanistan. Ein rastlos schöpferischer Trieb verpflichtete sie zu wach-beobachtender Tätigkeit. Die Ergebnisse dieser psychologischen Aktivität vermittelt sie uns in ihrer Afghanistan-Schrift. Mit intuitivem Griff ist hier das Ethnographisch-Wesentliche gefaßt. Mit sicheren

[1] „Oktober". Ausgewählte Schriften von Larissa Reißner. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Radek. Berlin, Neuer Deutscher Verlag.

Digitized by Google

Strichen der Volkscharakter umrissen. Mit tiefem Verständnis der Kult der Eingeborenen gedeutet. Mit dem Zorn explosiven Mitgefühls die Not des versklavten afghanischen Arbeiters geschildert. Bilder ziehen vorüber, reizvoll in ihrer Farbenerotik, fesselnd in ihrer revolutionären Erregung: Unabhängigkeitsfest in Kabul, Tanz der Gebirgsstämme in Anwesenheit des Emirs und des diplomatischen Korps; Afghanen singen bei mystisch-murrendem Trommelwind drohende Freiheitslieder: „Der Engländer nahm uns das Land, aber wir werden ihn vertreiben und unsere Felder und Hütten zurückgewinnen." Dazu bemerkt Larissa Reißner: „Der ganze Stamm wiederholt den Refrain, und der englische Botschafter sitzt auf der pompösen Tribüne, erbleicht und applaudiert ironisch." — Nächstes Bild: Afghanische Arbeiter werden von stockbewaffneten Aufsehern durch ein Fabrikinferno geprügelt. — Drittes Bild: Vanderlip, ein amerikanischer Finanzmagnat, grauhaarig, dollargehetzt, besitzlüstern, erscheint in Afghanistan. Er will Asien zu einem immensen Absatzgebiet für Amerika gestalten. Will Eisenbahnen bauen; das mohammedanische Reich elektrifizieren. Seine kapitalistischen Ambitionen scheitern am Widerstand der Afghanen. Er photographiert den Emir und reist enttäuscht ab.

*

Dieses wird in weiteren Schriften Larissa Reißners spürbar: die ökonomische, zweckbewußte Neigung, Produktionsbezirke zu inspizieren; und die ökonomische, blicksichere Geschultheit für die Erkenntnis des Belangvollen und Unzulänglichen, des Sinnvollen und Zwecklosen. Beobachtetes wird in impressiven Bildern festgehalten: man lernt das Platinaland kennen. Erlebt den Ausbeutungsprozeß der Platinaminen; die Platinapsychose, die dämonische Gier nach dem Edelmetall; das durch Maschinenmangel bedingte Freigräbertum. — Nächstes Buch: Man saust im Förderkorb in Kohlenschächte, kriecht durch Maulwurfsgänge, hört Spitzhackenlärm, sieht Häuerelend, riecht Giftgase, wittert Explosionsgefahr. — Nächstes Buch: Larissa Reißner in Deutschland. Überraschende Momentaufnahmen bei greller ideologischer Beleuchtung. Aufgesucht werden die Machtzentren des bürgerlichen Deutschlands: Krupp, Ullstein, Junckers. Eindrucksstarkes ist mit zuverlässig-präziser Stilkunst festgehalten. Die genialen Organisationen sind mit dem Blick des Künstlers konzipiert. Das innere Gesicht des Pressepalastes und der Maschinenwelten mit dem Auge eines Leninisten geschaut.

*

Ein Kapitel ihres Deutschland-Buches führt in das „Lager der Armut". Ein frostig-kahler Mannschaftsraum einer ehemaligen Kaserne. Darin fünf Sterbewesen: ein Schusterkrüppel, seine Frau, zwei Kinder, ein Hund. Die Familie bekämpft den Tod mit einem monatlichen Einkommen von 28 Mark. — Das zweite Bild: Eine Dirne. Ein Liebeswrack, von fremder Gier zerschrammt, im Rinnstein schaukelnd. Als es in den Ehehafen einlaufen will, zerschellt es am felsschroffen Polizeigesetz. — Das dritte Bild: Eine genarrte Kommißseele verflucht ihre Vergangenheit. — Das vierte Bild: Eine Pantoffelnäherin näht in 20 Stunden 100 Pantoffel. Für 4 Mark. — Das fünfte Bild: Haßehe zwischen einem Kommunisten und einer scheinheilig-frömmelnden Sinnenfurie. Er ist arbeitslos. Sie ernährt die Familie. Daraus wächst Unheilvolles. Des Nachts: Keilerei im Bett, Brunstgekeuch und böse Gedanken. —
Hier wird den Menschen lichterer Sphären Proletennot mit dem Höllensteinstift in das erschreckende Bewußtsein geätzt.

*

Den in Armutsfrösten Verzagenden, in notbefohlener Unzucht Verwesenden, in Hunger Zerbröckelnden folgen Gestalten aus der Geschichte: die Dekabristen. Edelcharaktere, Zwiespaltsnaturen, gesinnungslahme Geheimbündler, Mißbrauchte, Angstgefolterte werden aus verschollenem Aktendasein zu neuem Leben erweckt. Tief leuchtet Larissa Reißner in jahrhundertalte Geschichte hinein.
Mit dem Dekabristenbuch schließt das Werk Larissa Reißners. Jener kraftvolle, glühende Beginn, jener stürmische, sieghafte Anlauf zu Gewaltigem, der durch todbringende Krankheit gebrochen wurde.

Digitized by Google

Momentaufnahmen

VI

G. K. Chesterton

Von Otto Forst de Battaglia (Wien)

Inmitten des Straßenlärms und der wohlorganisierten Wirrnis des londoner Verkehrs; zwischen hochgewachsenen schlanken Gentlemen, die, kühl dreinblickend, ihre korrekte Kleidung und Weltansicht spazieren führen: ein wohlbeleibter, nervös-unruhiger Herr, dem ein Wettermantel aufrührerisch um die Schultern flattert, ein breitrandiger Künstlerhut das chaotisch ummähnte Haupt bedeckt und den nur der buschige Schnurrbart als bodenständigen Briten erkennen läßt. Chesterton im England Galsworthys, Kiplings und Shaws, Sir Alfred Monds und Lord Rothermores, des Earl of Reading und des Duke of Northumberland (wem diese Namenzusammenstellung nichts sagt, wird auch der längste Kommentar den Kontrast kaum deutlicher machen).

Der Einzige und sein Eigentum gegen die Welt, in der man sich langweilt; Magie gegen die City (die er so gerne in eine Magic-City verwandelte); Alfred der Große gegen Lyons; middle class gegen Proles und Uper Ten; Unsinn gegen Geschäftssinn; bon sens gegen sensualisme; Handwerk gegen Fabrikantenhirne; das breite, sorglose und kindlich-kindische Lachen des englischen Mittelalters und der englischen Mittelklasse gegen die erbitterte, bekümmerte Trauer des Arbeiters und die übersättigte, blasierte Unlust der society. Streitbarer Katholizismus gegen gleichgültige Indifferenz, Marrismus und hoch-kirchliche Glaubenskonvention, individuelles Empfinden gegen kalte Staatsraison ... Man könnte die Reihe endlos fortsetzen und hätte noch nicht die Gegensätze erschöpft, die zwischen Chesterton und seiner Epoche, seiner Umwelt klaffen.

Im Namen eines verlorenen Paradieses goldener Vorzeit schlägt sich der bevollmächtigte Gesandte des feudalen am Hofe des demokratisch-plutokratischen England mit der Gegenwart um eine bessere Zukunft; Don Quichote und Sancho in einer Person, erfüllt vom Geist des „Punch" (Doppelsinn ist hier verborgen), Léon Bloy, dem britische Schamhaftigkeit den Unflat fortblies, Swift, der Laputa ausrotten möchte und die weisen Pferde im England des „Weißen Pferdes" sucht. (So heißt ja Chestertons poetischer Wunschtraum vom König Alfred). Leider auch Conan Doyle — Horne Fisher und March sind Sherlock Holmes und Watson in leicht durchschauter Verkleidung.

Die Angegriffenen können sich, wollen sich oft auch nicht, dem Sprühregen entziehen, der aus den Himmeln Chestertons auf sie niederprasselt. Einmal hämmert er drauflos, mit den zielbewußten, kräftigen Hieben seiner bösen, feurigen Zunge (die nicht immer den Heiligen Geist, nicht einmal stets den Esprit vertritt), dann umgaukelt er mit dem lieblichen Unsinn und der entsetzlich gradlinigen Konzeption seiner Kriminalgeschichten, deren Hintergrund sich besonders für die Schwarzweißmalerei des Polemikers eignet. Wenn da verworfene Bankiers, Herzöge und Juden in den unwahrscheinlichsten Abenteuern brave britische Greise und Jünglinge heroisch-christlicher Tugend morden, so wartet man geradezu auf das Brüllen der englischen Vorstadttheaterbesucher, die bei den großen Szenen des Melodramas, etwa im entscheidenden Moment des Borkampfes zur Rettung der bedrohten Unschuld, dem Helden zurufen „Gib's ihm, gib's ihm" und den Bösewicht auspfeifen.

Sich aus „What's Wrong with the World", aus den „Crimes of England", „The Heretics" oder „Orthodoxy" eine Weltansicht oder politische Meinung zu bilden, wird wohl kaum jemandem beifallen. Nehmen wir diese bald metaphysischen, bald physisch empfundenen Clownsprünge als Kunstwerk, das dem Engländer die am meisten adäquate literarische Materialisation seines Geistes ist, als Paradoxien, die ebenso berechtigt, witzig, ernst gemeint und heiter zu genießen sind wie die Swifts oder Sheridans, Wildes oder Shaws.

Digitized by Google

Doch wenn es gilt den Künstler Chesterton ganz zu erfassen und auf seinen Platz, hoch über den ephemeren Erzähler, ja auch über den Pamphletisten zu stellen, so greifen wir zu dem zauberhaften Spiel voll süßer Poesie, zu „Magic"; zur prachtvollen und starken Ballade vom „Weißen Pferd" und zum holden Wunder des „Heiligen Franziskus", den der Angelsachse des 20. Jahrhunderts so verstand und deutete, als sei er, ihm zur Seite, durchs Italien der Innozenz und der Hohenstaufen, der Präraffaeliten und der königlichen Kaufleute geschritten. Wir gestehen es, der Innozenz, der hinter den Seiten des Franziskus-Buchs unsichtbar dutch die Luft wandelt, ist uns lieber als der ewig grüne Innozenz Smith, der durch die britische Luft von heute springt. Und der Heilige von Assisi, Freund der Tiere und Wiesen, Gaukler unserer Lieben Frau, teurer als der leitartikelnde Chesterton, Clown seiner unlieben Herren. Den andern aber, den Dichter und Sänger, den Chesterton inmitten mondbeglänzter Elfenlandschaft, sonnebeschienener italischer Gefilde, ihm neigen wir uns in herzlicher Liebe und dankbarer Bewunderung.

Texanische Schriftsteller

„Walter Gray" und „Gertrud Hoff"

Von S. Metzenthin-Raunick (M. A. — U. S. A.)

„Hier in dieser Gegend sollten doch deine gesuchten Schriftsteller wohnen, nicht wahr?" fragte mein deutscher Vetter.

„Gewiß, hier muß es sein. Halt — hier ist eine Farm, und — da steht eine Frau. Siehst du sie? Sie schirrt gerade die Pferde aus dem Pflug."

Die Frau trug einen kurzen Rock und eine Hemdbluse, die den Hals und den kräftigen Unterarm frei ließ. Kopf und Gesicht wurden aber fast verdeckt von dem „Sun bonnet" aus blauem Kattun, einer Art leichter Kapuze, welche Kopf und Gesicht vor der grellen Sonne schützt.

Wir hielten nun unseren „tin Henry" (Spitznamen für ein Henry Ford-Auto) an und horchten. Die Frau wendete sich und schlug das „bonnet" zurück, so daß wir Gelegenheit hatten, den intelligenten Blick, der uns aus Stirn und Augen entgegentrat, zu beobachten. „Good morning", sagte sie freundlich-energisch.

Wir erwiderten ihren Gruß. „Können Sie uns vielleicht sagen, wo Herr Gray wohnt?" fragte ich nun. „Herr Gray?" fragte sie erstaunt. „Herr Gray?" — „Das ist doch sonderbar," meinte ich. „Sie wissen es auch nicht? Wir haben schon überall gefragt. Und doch sagte uns Herr T. in Austin, er solle in dieser Gegend wohnen. Aber vielleicht ist Herr Gray erst kürzlich hergezogen, oder —. Wohnen Sie schon länger hier?"

„Doch," sagte die Frau nun. „Ich bin mein ganzes Leben nicht aus dieser Gegend fortgekommen. Ich kenne wohl jeden hier. Ich weiß jetzt auch, wen Sie meinen. Walter Gray, der für Herrn T.s Zeitung schreibt — — ja?"

„Gewiß, gewiß," beeilte ich mich zu bestätigen. „Der ist's. Ich arbeite nämlich an einer Sammlung deutsch-texanischer Schriftsteller und möchte diesen Herrn Gray gern sprechen. Von Herrn T. konnte ich weiter nichts über ihn erfahren."

Die Frau lächelte eigen. Dann sagte sie: „Sie sprechen auch deutsch?" Auf unser Nicken hin sprach sie nun weiter ebenso fließend deutsch, wie sie englisch gesprochen. „Wenn die Herrschaften so freundlich sein wollen und ins Haus gehen — — ich komme bald nach und bringe Ihnen Herrn Gray gleich mit." — „Ach ja, das wäre zu freundlich. Aber — wir stören Sie doch sicher gerade bei der Arbeit?" — „Darüber machen Sie sich keine Sorgen," sagte sie leichthin. „Ich freue mich der angenehmen Unterbrechung. Gehen Sie nur ins Haus und — — „make yourself at home" („mach' es dir heimisch", die Redensart, die fast nie unterlassen wird).

„Die Frau spricht ja ein ganz reines, fließendes Deutsch," sagte mein erst kürzlich aus Deutschland angelangter Vetter. „Und auch ein fließendes, reines Englisch, setzte ich hinzu. „Aber weißt du

Digitized by Google

— — ich dachte erst, sie wäre eine ungebildete Farmersfrau oder Arbeiterin, als ich sie draußen am Pflug hantieren sah."

„Ja, das kann man hier nie vorher sagen, und besonders in Texas," antwortete ich. „Die deutschen Einwanderer stammen zum großen Teil aus der Aristokratie und dem besseren Mittelstand. Prinz Solms organisierte die erste Kolonie in Texas und wohnte viele Jahre lang hier."

Wir hatten unterdessen das einfache, roh gezimmerte Holzhaus erreicht. Zarte Töne, einer Violine entlockt, klangen uns entgegen. Als wir in die offene Tür traten, erhob sich ein hübscher Junge von etwa zehn Jahren mit einem feinen, intelligenten, etwas südländischen Gesicht, legte die Geige zur Seite und sagte: „How do you do? Come in. Mother is outside. I'll call her."

„Kannst du deutsch sprechen?" fragte mein Vetter mutig. „Gewiß," antwortete der Knabe rasch und fügte mit Interesse hinzu: „Sind Sie aus Deutschland? Oh, dann — — dann sagen Sie mir: wie war's mit dem Krieg? Haben Sie große Not gelitten? Nicht wahr, die Deutschen sind nicht so grausam gewesen, wie sie es hier in den Zeitungen geschrieben — — ich meine — — in den englischen." Seine Worte übersprudelten sich fast, man merkte, es war im Hause mit Interesse über dies Thema diskutiert worden.

Während wir drei in eifrigem Gespräch saßen, trat die Farmfrau, jetzt modern gekleidet und frisiert, ein, und nachdem sie auf spanisch einige Worte mit dem Knaben gewechselt, verbeugte sie sich vor uns: „Erlauben Sie meine Herrschaften, daß ich Ihnen Herrn Walter Gray vorstelle." Wir sahen uns um, ob der genannte Herr durch eine andere Tür eintreten würde — — aber wir sahen niemand. Die Frau lachte über unsere verdutzten Gesichter. „Ich bin Walter Gray. Da ich in meinen Geschichten meine lieben Freunde und Nachbarn, ja die ganzen Verhältnisse hier ohne Scheu kritisiere und auch alte Schäden aufdecke, so muß ich mich unter diesem Namen verstecken, um nicht ganz in Acht und Bann getan zu werden — — was ich allerdings eigentlich doch schon bin," fügte sie etwas leiser und mit einem schmerzlichen Unterton hinzu. „Herr T. hat Ihnen deshalb meinen Namen nicht genannt. Da Sie nicht aus dieser Gegend sind, so will ich Ihnen diesen aber auch gern nennen: Frau Rodriguez."[1]

„Frau Rodriguez? Der Name ist aber gar nicht deutsch — — und auch nicht englisch." — „Nein, mein Mann ist Mexikaner. Wir müssen recht schwer arbeiten. Aber das ist gesund. Und es macht mir Freude. Nur hätte ich gern etwas mehr Zeit für meine Schriftstellerei."

„Ja, es muß schwer halten, Zeit dafür zu erübrigen," wandte ich ein. — „Gewiß," war die Antwort. „Sehen Sie, ich besorge unser Land, das Vieh, Einkauf — — alles mit Hilfe nur eines Mannes, der allerdings schon etwas eingearbeitet ist. Wenn der fortgeht, bin ich verloren; denn Arbeiter bekommen, ist eine schwierige Sache. Das Haus, so einfach es ist, wie Sie sehen, und meine drei Kinder, von denen das jüngste erst drei Jahre alt ist, müssen auch besorgt und betreut werden. Ich unterrichte die Kinder selbst, da es sehr weit zur Schule ist und nicht genug Lehrkräfte da sind, um ihnen gerecht zu werden."

*

Als ich Frau Rodriguez kennenlernte, war sie elf Jahre verheiratet und sehr glücklich. Ihr Mann hatte etwas Deutsch gelernt, auch mit seiner Frau deutsche Literatur gelesen. Die Kinder sprachen fließend drei Sprachen. Musik wurde getrieben: spanische Lieder, klassische deutsche Kompositionen und amerikanische Volkslieder wurden gespielt oder gesungen. — — Als wir bei Frau Rodriguez zu Besuch waren, befand sich der Gemahl auf einer Reise in Mexiko. Zuletzt kam das Gespräch auch auf meine Sammlung deutsch-texanischer Dichtungen.

„Es soll in dieser Gegend noch eine Schriftstellerin wohnen, eine gewisse Gertrud Hoff," sagte mein deutscher Vetter.

„Ja, diese muß ich unbedingt persönlich kennenlernen," fiel ich ein. „Sie dürfte wohl ein wunderbares Gegenstück zu Ihnen bieten, Frau Rodriguez. Ihr starkes, fast männliches Genie, Ihre Furchtlosigkeit und Ursprünglichkeit, dagegen die zarte Lyrik der Gertrud Hoff." — „Ich denke da eben an ‚Mein altes Wiegenlied'.

‚Von den Schäfchen, die im Garten gehn,
Wo die Bäumlein mit den Träumen stehn,'

sagte Frau Rodriguez.

[1] Dies ist nicht der wirkliche Name der Schriftstellerin.

Digitized by Google

„Ach, Sie kennen es?" fragte ich. „Vielleicht ist Ihnen auch ‚Heimkehr' bekannt?"
Da deklamierte sie leise:

„Süß war mein Lenz, und mein Tag war lang,
Es war, als wenn er nie enden wollte,
Doch nun die Sonne der Jugend sank
Schreite ich heim im Abendgolde.

Hätte das Glück mit Gaben gespart,
Würde die Sehnsucht mich ewig brennen;
Da mir die Fülle des Lebens einst ward,
Werd' ich auch fröhlich entsagen können.

Als sie geendet, sah sie nachdenklich ins Weite.
„Was mögen aber diese Zeilen wohl für die Dichterin bedeutet haben?" fragte ich.
Mein Vetter meinte: „Sie muß wohl allerlei erlebt haben. Das Leben wird auch ihr nicht immer lustig und leicht gewesen sein."
„Da haben Sie wohl recht," sagte Frau Rodriguez mit eigener Betonung. „Gertrud Hoff hat eine schwere Jugend gehabt. Ihre Heirat hat sie die Freundschaft ihrer Familie und ihrer Bekannten gekostet. Denn daß sie, die einer der sogenannten ‚obersten Familien B.s' entstammte, den Bewerbern aus ihrem Kreise Körbe erteilte und einem einfachen Mexikaner die Hand reichte —"
„Einem Mexikaner?" warf ich nachdenklich zögernd ein. „Einem Mexikaner? Wie Sie auch?"
„Ja, wie ich. Ich bin Gertrud Hoff."

Ausländische Tierbücher

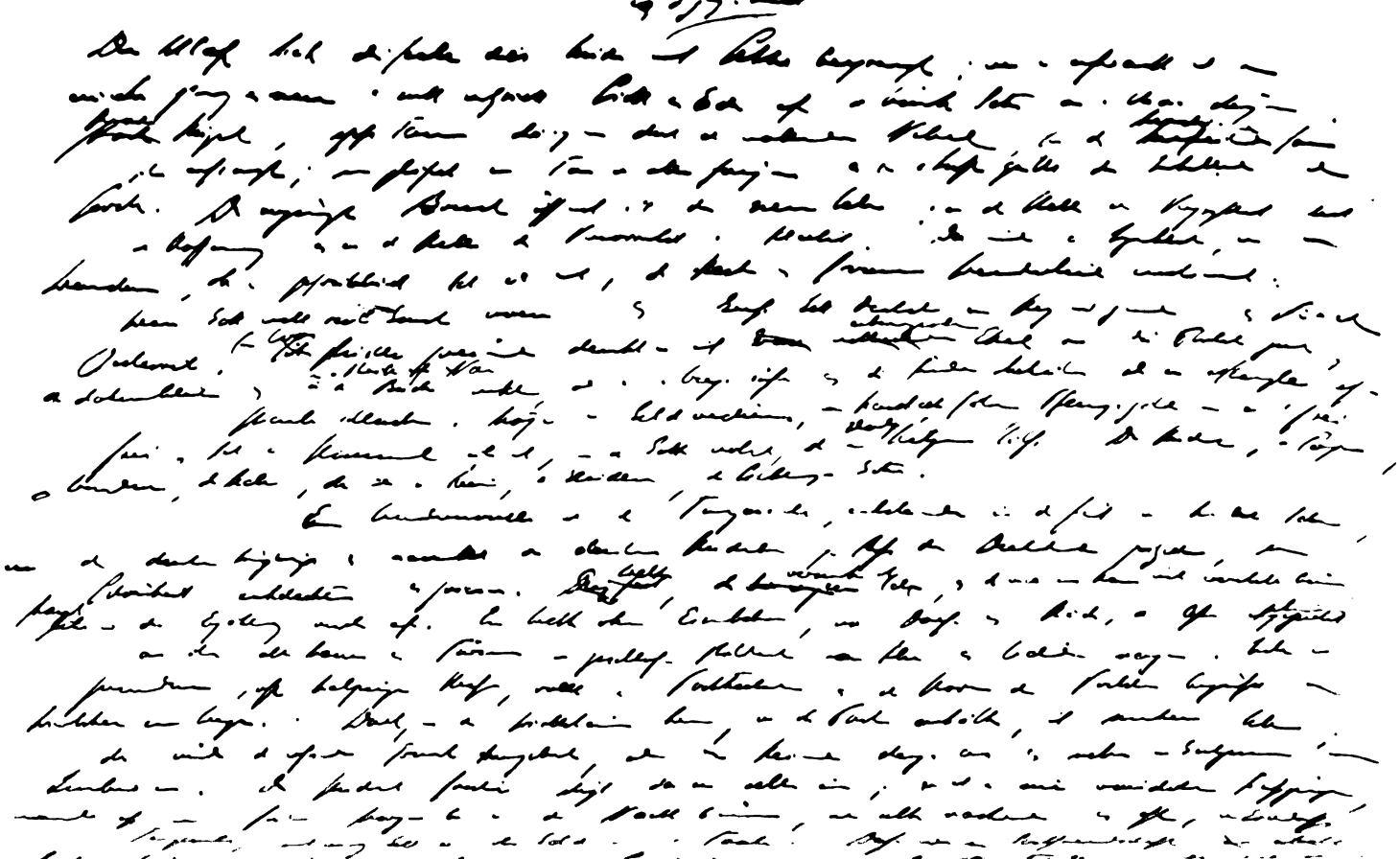
Von Egon von Kapherr (Altwarp)

Die feindseligen „Beurteiler" der Lage Deutschlands scheinen bei oberflächlicher Betrachtung unseres Tuns recht zu haben: wäre nicht ein Überfluß an Geldmitteln im Lande, so würde Deutschland nicht ein Werk amerikanischer Schundliteratur nach dem anderen, in mehr oder minder leidliches Deutsch übersetzt, erscheinen lassen. Wir haben's anscheinend dazu, ausgerechnet dem reichen Dollarlande noch unsere paar jämmerlichen Reichsmark in den Rachen zu werfen, während deutsche Schriftsteller in Not geraten und darunter gute, sehr gute sogar ... Aber dem Durchschnittsdeutschen ist nur das „gut" und „schön", was „von Weitem her" kommt: „englische" Stoffe (in Sachsen gewebt ...), „englische" Sättel (in Warschau gemacht), französische Weine und Wohlgerüche, amerikanische Jazz-„musik" und amerikanisch-niggerische Schiebe-, Wackel- und Verrenkungstänze (statt deutscher Walzer ...), amerikanische Filmwunderknäblein, „amerikanische" Filmhunde („Rintintin" — ein deutscher Schäferhund!) und — amerikanische Schundliteratur.
Ich spreche nicht „pro domo": ich leide keine Not. Aber mir tut das Herz weh, wenn Männer wie der lustige Überbrettl-Wolzogen, wenn der alte Achleitner in Not sind, wenn ein Merk-Buchberg in Not und vorzeitig unter den grünen Rasen kam und wenn — angesichts solcher Dinge — gewisse Amerikaner und andere Ausländer mit ihren Machwerken den deutschen Büchermarkt überschwemmen, wenn sich in Deutschland Verleger finden, die solch himmelschreienden Unsinn und saueren Kohl drucken und verlegen!
Ich will nichts gegen die wertvolle Tierliteratur des Auslands sagen. Es ist nur gut und recht, wenn die prächtigen Sachen des Schweden Bengt Berg (unseres Freundes!) in deutscher Sprache erscheinen: sein Buch von den wandernden Vögeln, sein prachtvoller „Seefall", sein Afrikabuch und sein „Freund, der Regenpfeifer" sind Bücher, deren biologische Richtigkeit ebenso über jeden Zweifel erhaben ist, wie ihr Kunstwert. Ich begrüße es, daß Kiplings poetische Werke ins Deutsche übersetzt wurden, trotzdem dieser britische Meister unser Feind ist und seine Bücher biologisch unmöglich sind, ich freue mich, daß Seton-Tompsons und Jack Londons Werke, trotzdem diese Ausländer das Tier zu sehr vermenschlichen, in deutscher Sprache erschienen sind, ich begrüße den Dänen Svend Fleuron, trotz seiner gelegentlichen Schnitzer — aber ich bin empört über die wüste Flut ausländischer Schreibereien, die — wie „Tarzan" (der Blödsinn in Reinkultur!) mit Hilfe einer Riesenreklame in Massen verbreitet werden und dem ohnehin schon reichlich

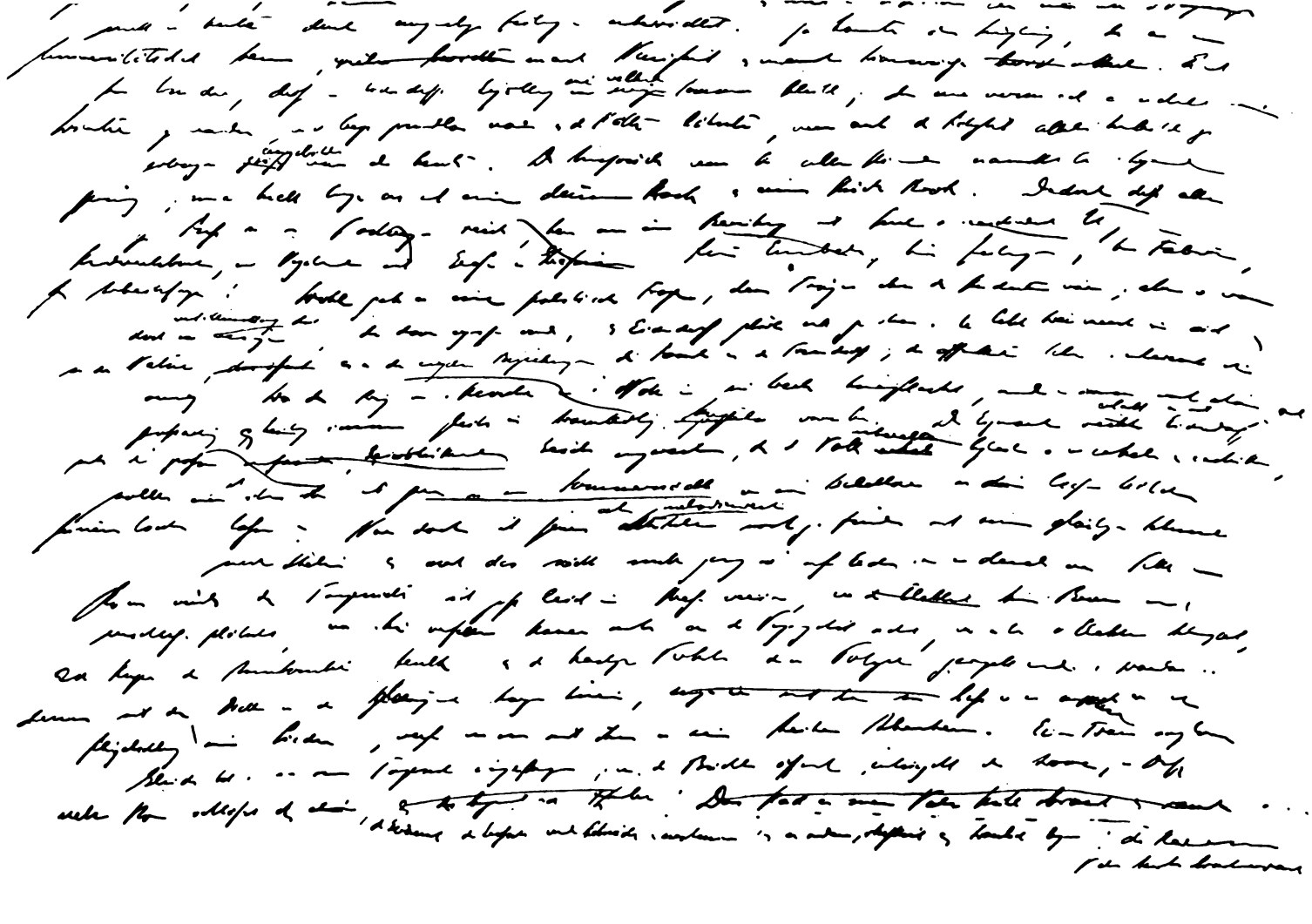
Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Ricarda Huch

(Originalgröße)



Digitized by Google



naturfremden Großstadtleser einen grundfalschen Begriff von Natur und Leben geben! Ganz abgesehen von ihrem literarischen Unwert, haben diese Affenbücher Verwirrung angerichtet, geben sie falsche Darstellungen. Zu dieser „Tarzanliteratur" ist auch der Amerikaner Charles Roberts zu rechnen, der einen Schmarren nach dem anderen in die Lesewelt wirft. Biologisch unmöglich, literarisch wertlos sind diese Massenausgaben, die vom ahnungslosen deutschen Leser gekauft werden, weil sie „spannend" sind und wild, weil sie — „amerikanisch" sind! Und ich möchte wetten, daß gerade dieser Amerikaner noch nie in der Wildnis war, nie die Steinwüste der Wolkenkratzer verließ: sonst würde er nicht solch haarsträubenden Unsinn schreiben!

Ich gebe dem Leser hier nur ein paar kleine Kostproben solcher amerikanischen Schreiberei. Der Naturwissenschaftler und Jäger wird mir sofort beipflichten, wenn ich über diese Dinge scharf urteile. Da fällt ein Mädel ins Winterlager eines Bären. Der Bär brummt ein bißchen, gibt aber „Gastfreundschaft" und bewahrt die schöne Lady vor dem Erfrieren. Der Bräutigam erscheint auf der Bildfläche (natürlich ...) und holt sein Mädel aus dem Loch, läßt aber den Bären aus Dankbarkeit leben! Kann man sich wüsteren Kitsch denken? Ein Panter (sic! In Nordamerika!) kämpft wütend mit einem Bären, der merkwürdigerweise nicht in lethargischem Schlaf im Winterlager liegt, ein anderer Bär kämpft mit hungrigen Wölfen (wiederum im tiefen Winter) und wird durch beherzte „riflemen" gerettet, die ihm aber ritterlich das Leben schenken, Elche prügeln sich mit Wölfen herum (Wölfe spielen überhaupt eine gewaltige Rolle, besonders als menschenfressende Bestien!) und „Trapper" greifen mannhaft mit ihren „rifles" in die Schlacht ein und siegen, ohne daß sich die Elche irgendwie stören lassen ... Ja — die Amerikaner! Ich habe bei solchen Skribenten von „Fishers" (Ottern) gelesen, die kräftiglich wider beutegierige Adler kämpfen, von Duellen zwischen Riesenschlangen und Leoparden, die grausig-spannend zu lesen sind, von Bergschafen, deren Gehirntätigkeit sicherlich menschengleich ist und von Wölfen, immer wieder von „Wolfsrudeln", die so fürchterlich sind, wie die Aufschneiderei der Verfasser. —

Wir Deutschen aber importieren diesen Schund, immer mehr, immer wieder. Wir Deutschen, die wir einen Perfall, einen Löns, einen Ganghofer hatten, die noch Männer unter sich haben, wie Fritz Bley, Schubart, Hochgreve und Friedrich von Gagern, die schließlich auch meine Natur- und Tierbücher besitzen, von denen doch selbst der ärgste Nörgler nicht sagen wird, daß sie biologisch falsch seien ... Oder könnte man Löns diesen Vorwurf machen, Bley, Gagern, Hochgreve, Merk-Buchberg? Oder den der Langweiligkeit? Die deutsche Natur- und Tierliteratur steht so himmelhoch über der ausländischen (vielleicht abgesehen von den gleichwertigen Büchern Bengt Bergs und Fleurons), daß wir Deutschen gewiß am allerwenigsten Anlaß haben, Schund- und Kitsch aus Amerika zu beziehen.

Wer mir nicht glaubt, daß diese Amerikaner meist Unsinn schreiben, der frage einwandfreie Gelehrte, wie die Direktoren unserer Zoologischen Gärten, der frage Jäger, die weit in der Welt herum waren, und Zoologen! Er wird stets und immer wieder dieselbe Antwort erhalten: Finger weg von dieser Schundliteratur, Beutel zu! Wer Geld hat, kann sich die deutschen Meisterwerke, oder die Soffel-Meerwarthschen „Lebensbilder aus der Tierwelt" kaufen, Kuhnerts Werke und Bengt Bergs. Er wird sein Geld gut angelegt haben und nicht fortgeworfen, wie bei Tarzanliteratur. —

Schiller-Schriften

Von Robert Petsch (Hamburg)

1. „Schiller-Bibliographie." Unter Benutzung der Trömelschen Schiller-Bibliothek (1865). Von Herbert Marcuse. Berlin 1925, S. Martin Fraenkel. IV, 138 S.
2. „Schillers Werke." Auswahl in 6 Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, Cotta o. J.
3. „Schillers Gedichte." Anordnung und Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. München 1926, Verlag der „Bremer Presse". XXXIV, 552 S.
4. „Schillers Gedichte und Dramen." Im Auftrage des Schwäbischen Schiller-Vereins. Von Otto Güntter. Stuttgart, Verlag Carl Grüninger Nachf., Ernst Klett.

Digitized by Google

5. „Aus dem Schiller-Nationalmuseum." Dichter und Dichtungen aus Schwaben. Herausgegeben von Otto Güntter. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schiller-Vereins, 11. Band.) Stuttgart und Berlin, Cotta 1926.
6. „Schillers Briefe." In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mosapp. Mit 17 Bildbeigaben in Kunstdruck und einer Handschriftprobe. Berlin und Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. o. J.
7. „Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften." Nach einem älteren Vorbilde neu herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. München 1926, „Bremer Presse".
8. „Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens." (Hamburger Texte und Untersuchungen zur deutschen Philologie. Reihe 2: Untersuchungen, Nr. 3.) Von Paul Böckmann. Dortmund 1925, Fr. W. Ruhfus. VIII, 163 S.
9. „Schiller und die Komödie." (Rede zur Schiller-Feier im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. am 10. Nov. 1924.) Von Karl Holl. Leipzig 1925, J. J. Weber. 31 S.
10. „Schillers Geschichtsphilosophie." (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 1061 oder Abhandlungen zur Philosophie und Pädagogik, herausgegeben von Ed. Spranger, Heft 1.) Von Arnold Littmann, Langensalza 1926, H. Beyer & Söhne. 128 S.
11. „Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit." Eine Untersuchung auf Grund der Anthologie-Gedichte. Von Wilhelm Iffert. Halle a. S. 1926, Buchhandlung des Waisenhauses. VIII, 135 Seiten und ein Anhang von Anmerkungen.
12. „Schillers philosophische Schriften und Plotin." Von Franz Koch. Leipzig 1926, J. J. Weber. 86 S.

Voraussetzung für jede ernste Schiller-Forschung, auch in dem Sinne „modernster" Literaturwissenschaft, ist und bleibt ein reiner Text: ehe wir etwas über Schillers Dichtung aussagen können, müssen wir wissen, was er geschrieben hat; noch mehr: was er und wie er es gelesen haben wollte. Wir haben keine vollständige Schiller-Ausgabe, die den Ansprüchen strenger Forschung entgegenkäme wie z. B. Muncker's Bearbeitung von Lachmanns „Lessing" oder auch nur in dem bescheideneren Maße wie die weimarer Goethe-Ausgabe. Goedekes „historisch-kritische" Edition (1867 ff.), deren einzelne Teile schon zu ihrer Zeit von ungleichem Werte waren, ist inzwischen durch die Zufuhr reichen kritischen Materials längst überholt; eine neue Gesamtausgabe ist nicht an ihre Stelle getreten. Die unentbehrliche bibliographische Grundlage für eine solche Arbeit, Trömels Schiller-Bibliothek von 1865, ist ebenfalls längst veraltet und ihre Neubearbeitung durch Marcuse (1) hat die Philologen keineswegs befriedigt. Sie läßt nach der Seite der Grenzabsteckung wie der Vollständigkeit und Genauigkeit innerhalb ihrer Grenzen so manches zu wünschen übrig: Bibliographie und praktische Herausgeberarbeit werden von Rechts wegen Hand in Hand gehen müssen. Wir hoffen immer noch, daß eine würdige Ausgabe von Schillers sämtlichen Schriften in absehbarer Zeit, vielleicht durch die vereinigte Fürsorge deutscher Akademien in die Wege geleitet und damit auch die Schiller-Forschung im weitesten Sinne gefördert werde.

Einstweilen freuen wir uns mancher schönen Ausgaben für Laienkreise auf philologischer Grundlage und mit Erläuterungen im Sinne heutiger Literaturwissenschaft, welche die letzten Jahrzehnte uns gebracht haben; unter diesen ist neben der soeben genannten Ausgabe von Güntter und Witkowski (Leipzig, Hesse & Becker) und neben der erneuten Bellermannschen Ausgabe (Leipzig, Bibliographisches Institut) immer noch die „Säkularausgabe" (Stuttgart, Cotta) mit hohen Ehren zu nennen: neben vorzüglichen Bearbeitungen der wissenschaftlichen Prosa Schillers brachte sie vor allem eine neue, originelle Anordnung der Gedichte durch den Gesamtherausgeber Eduard von der Hellen. Wie in der großen Ausgabe, so legt er dem ersten Bande einer soeben erschienenen, wohl bedachten und geordneten, mit knappen Erläuterungen ausgestatteten und sehr schön gedruckten „Auswahl" (2) (die alles lebendig Wirkende von Schiller umfaßt) zunächst die Anordnung zugrunde, die Schiller für eine vor seinem Tode geplante „Prachtausgabe" der Gedichte selbst getroffen hatte; er erzielt damit die Wirkung eines in sich gerundeten, wenn auch nicht abgeschlossenen lyrischen Werkes. Schiller wollte der ersten Sammlung eine zweite folgen lassen. In seinem Sinne gibt auch von der Hellen eine Ergänzung: er bringt zunächst den Inhalt der von Schiller selbst noch veröffentlichten zweibändigen Ausgabe seiner „Sämtlichen Gedichte" (Leipzig, Crusius 1800 und 1803), soweit diese Dichtungen nicht in den Plan der ersten Prachtausgabe aufgenommen waren; und er fügt weiterhin eine Auswahl derjenigen Gedichte (besonders aus der Jugendzeit) bei, die Schiller auch von der zweibändigen Gesamtausgabe ausgeschlossen hatte. Eduard von der Hellens Verfahren hat übrigens Schule gemacht. Auch Schröders Einzelausgabe von Schillers Lyrik (3), eine typographische Meisterleistung der „Bremer Presse", legt den Plan der „Prachtausgabe" zugrunde und bringt danach den Rest der Gedichte mit freierer Gruppierung der Jugendarbeiten. Der Text ist von H. H. Borchert revidiert, das Buch ist in der Werkstatt des Verlages gesetzt, von Meisenbach, Riffarth & Co. auf Zanders Alfapapier gedruckt, für den Titel zeichnet A. Simons.

In zeitlicher Folge bringt die Gedichte und die Dramen eine gut ausgestattete Ausgabe von Otto Güntter (4), der auch einige Worterklärungen beifügt. Der statt-

Digitized by Google

liche Band ist eine würdige Gabe des Schwäbischen Schiller-Vereins an das deutsche Volk. Derselbe Verein macht sich ja durch seine „Rechenschaftsberichte" wie durch seine größeren Vereinsgaben andauernd auch um die Schiller-Forschung verdient. Die letzte Weihnachtsgabe (5) bringt Bilder und Gedichte (in Nachbildungen der Handschrift) zwölf schwäbischer Dichter von Schiller und Schubart bis zu Hermann Kurz und Johann Georg Fischer. Die Wiedergabe der Vorlagen verdient hohes Lob; darunter so eindrucksvolle Stücke wie Schubarts Ölbild von Oelenhainz und Justinus Kerner in der Bleistiftzeichnung von Zell.

Eine erwünschte Auswahl aus Schillers Briefen gibt Hermann Mosapp im Rahmen der „Goldenen Klassikerbibliothek" von Bong & Co. (6). Nach unserer Überzeugung hätte Mosapp noch eine Fülle von persönlichen Mitteilungen, die zum Teil (etwa in bezug auf Herder) hart an den weimarer Hofklatsch grenzen, ruhig streichen dürfen, ohne der Lebendigkeit des Ganzen zu schaden, und er hätte noch manchen Brief von Gehalt aufnehmen dürfen — freilich, mit Rücksicht auf die Leser dieser Ausgabe, nicht ohne sachliche Erläuterungen, die durch seine mehr biographisch-geschichtliche Einleitung und seine Register nicht ersetzt werden. Was wir in der Einleitung schmerzlich vermissen, ist eine eigene Charakteristik von Schillers Briefstil.

Vielleicht sollte man eine Auswahl aus Schillers (wie aus Goethes) Briefen heut immer unter einem bestimmten Gesichtspunkt machen: der äußere Lebenslauf und die innere Entwicklung des Dichters, das Entelechische und das Zufällige lassen sich schwer miteinander vereinen. Eine in den Fachkreisen wohlbekannte ältere Sammlung von H. Döring unter dem Titel „Schillers Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen" usw. (Stuttgart 1853) erneut H. von Hofmannsthal mit einer gewichtigen Einleitung (7). Der Herausgeber weiß, wie sehr wir heute einer innigen Berührung mit Schillers Person bedürfen, um seine Werke von innen heraus zu verstehen. Er möchte diese Auszüge (aus Briefen, Selbstanzeigen usw.) am liebsten mit Schillers „Gesprächen" (wie sie uns Hecker und Petersen in ihrem dreibändigen Werk über „Schillers Persönlichkeit" dargeboten haben) zusammenfassen: „In den Gesprächen tritt das Rührende des Menschen hervor, und seine wunderbare Haltung vor dem Tode. Das Vermächtnis, wie wir es vorlegen, zeigt das Heroische als die Grundhaltung seines Lebens." Wir nehmen den von der „Bremer Presse" (als Gegenstück zu Schröders Gedichtausgabe) wiederum mit großer Liebe ausgestatteten Band dankbar hin, hoffen aber auf eine zusammenfassende Bearbeitung der Briefe und Gespräche unter dem Gesichtspunkt der „Selbstcharakteristik".

Zum Innersten von Schillers Wesen freilich werden wir mit alledem nicht vordringen. Alle diese „Selbstzeugnisse" sind nur Nebenpfade, die uns zu dem Königswege seiner Dichtung hinführen sollen, deren Quellpunkt eben der „echte Schiller" ist. Auch Hofmannsthal weiß: „Es steht uns nicht zu, einen großen Mann anderswo als in seinen Werken zu suchen. In dem Drang, anders zu verfahren, wirkt der beharrliche Irrtum, welchem sich unsere literarische Forschung seit Jahrzehnten hingibt: dieser schrankenlose Biographismus, in welchem das Werk, jenes einzig Wirkliche sich auflöst in Funken des Scheinbegriffs Leben". Auch die Betrachtung der Werke hat unter schiefen Fragestellungen und äußerlicher Einstellung lange genug gelitten, wie wir oben schon andeuteten. Auch hier wird die Literaturgeschichte der Zukunft, an der Hand einer methodisch gesicherten Literatur-Wissenschaft, das Material von Grund auf neu bearbeiten müssen. Eine sehr beachtenswerte Arbeit auf Grund von Schillers dramatischem Nachlaß liefert die aus dem hamburgischen Seminar hervorgegangene Studie von Paul Böckmann, die sich auf lange Zeit hinaus förderlich erweisen dürfte (8). Nach einer etwas breiten methodologischen Einleitung mustert sie Schillers Verhältnis zur Stoffwelt, zu den Charakteren, zur Handlung und zum ideellen Gehalt der Dramen. Was wir aus solchen Betrachtungen (gerade an der Hand der „Fragmente") lernen können, ist vor allem eins: wie sich Schiller immer wieder bemüht, von den verschiedensten Seiten her an das Drama heranzukommen, um ein lebendiges Ganzes im Sinn seiner Weltanschauung zu gestalten: einen sinnlich wahrnehmbaren, eindrucksvollen und an sich erfreulichen Organismus, der in jedem Gliede, in jeder Teilregung von seiner inneren Geschlossenheit und von seiner echten Lebendigkeit zeugt. Die tiefsymbolische Art, in der Schiller seinem innersten Wesen nach „Natur" und „Geschichte" auffaßte, um immer auf irgendeine Weise die „Idee" durchschimmern zu lassen, droht ihn von der Wirklichkeit wegzudrängen und sein Drama von der handfesten Realität der Bühne zu entfernen. So unternimmt er immer neue Vorstöße ins Gebiet des Dramatischen, auch von der Seite des naturalistischen Milieustudiums her, um dann doch wieder die Versuche liegen zu lassen. Schließlich dient derlei nur dazu, die eigentliche tragische Dichtung Schillers mit ihrem überwallenden Reichtum an menschlichem „Gehalt" zu verleiblichen und zu verlebendigen. Denn im letzten Grunde war und blieb Schiller eben der Tragiker der „Idee", die sich auf irdischem Boden entweder zu verwässern

Digitized by Google

und zu verflüchtigen oder sich unbedingt zu setzen und damit uns über alle Lebensmöglichkeiten zu betrügen droht.

Sein Loblied auf die Komödie, wie wir es in der Schrift „Über naive und sentimentalische Dichtung" vernehmen, ist auch nur als ein großes „Als ob" zu werten: Schiller stellt sich einmal außerhalb seiner Grenzen und sucht die letzte Erfüllung des Dramas auf einem Gebiete, das ihm eigentlich verschlossen ist. Ob Schillers Unvermögen zur komischen Lebensgestaltung im großen Stil rein körperlich-biologisch bedingt war, ist doch fraglich. Karl Holl (9), dem wir eine von feinem Gefühl für dramatische Werte und für komische Wirkungen verschiedenster Art getragene Geschichte des Lustspiels verdanken (Leipzig 1923, J. J. Weber), weist Schiller dem ausgesprochen schizothymen Typus im Sinne von Kretschmer zu und will ihn durchaus nur als pathetischen Dichter gelten lassen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Berechtigung und auf das Problematische jener Art von Literaturbetrachtung einzugehen. Aber damit wird Holl doch recht behalten, daß die unzweifelhaft wirksamen komischen Abschnitte in Schillers Dichtungen mehr zum „Außenwerk" gehören und den innersten Kern nicht berühren. Sie spiegeln Schillers im engeren Sinne satirische Haltung zur Welt der Wirklichkeit: seine großen Bejahungen spricht er nur als Tragiker aus, aber sie weisen über die Welt hinweg. Schiller hätte nicht von der glühenden Sehnsucht nach einer innerweltlichen Synthese der Werte erfüllt gewesen sein müssen, wenn ihm nicht ihre Verwirklichung auf höherer Lebensschicht, ihre phantasiemäßige Vorwegnahme und deren künstlerische Gestaltung vorgeschwebt hätten. So blieb ihm die Komödie, wie er sie in seiner philosophischen Periode auffaßte, „ein nie erreichtes höheres Wunschziel" (Holl); später hat er ähnliches auf dem Gebiete des Schauspiels, besser: Festspiels mit seinem „Wilhelm Tell" erreicht.

Wie eng Schillers philosophisches Nachdenken über die Welt und den Menschen mit seiner dichterischen Lebensgestaltung im tiefsten Grunde zusammenhängt, zeigen Schriften wie die von Holl und Böckmann allenthalben. Wir bedauern es daher, daß Arnold Littmann (10) mit seiner nicht viel Neues bringenden, aber Bekanntes eindringlich zusammenfassenden, hier und da auch verwirrenden Darstellung von Schillers „Geschichtsphilosophie" die leitenden Grundgedanken der Geschichtsdramen nicht stärker herangezogen hat. Auf der andern Seite besteht freilich immer die Gefahr, daß aus den philosophischen Schriften spezifisch theoretische Werte und Gesichtspunkte in das Reich der Dichtung übertragen werden und dort Verwirrung anrichten. Am geringsten wird diese Gefahr noch bei Schillers Jugenddichtungen sein, und die Arbeit von W. Iffert über den „Jungen Schiller" (11) trägt wirklich viel zum besseren Verständnis der „Anthologie" bei: das Kernstück behandelt Schillers Beziehungen zum württembergischen Pietismus, zu Leibniz und der deutschen Aufklärung, zur englischen Moralphilosophie, zum westlichen Empirismus und Materialismus und zu Rousseaus Gefühlsphilosophie: daß Schiller „erst Kind, dann Führer seiner Zeit" war, wird man zugeben können, wenn man von der Führerschaft auf dem engeren Gebiete des philosophischen Denkens absieht. Auch Ifferts Buch bringt kaum ganz neue Erkenntnisse; aber er weiß das Gesicherte geschickt zu gruppieren und (nicht ohne gelegentliche Allgemeinheiten und Übertreibungen) das Gewonnene auszunutzen und die letzten Folgerungen daraus zu ziehen. Wenn Iffert die Stärke des sensualistischen Einschlags bei Schiller mit Recht scharf betont (eine immer wieder notwendige Korrektur an dem landläufigen Schiller-Bilde), so unterstreicht das Büchlein von Koch (12) die andere Seite. Es bildet eine wichtige und willkommene Ergänzung zu Kochs weitschichtiger und trotz mancher Bedenklichkeiten förderlicher, ja zum Teil bahnbrechender Untersuchung über „Goethe und Plotin", die im gleichen Verlage erschienen ist. Wie die größere Studie Kochs, so verlangt die vorliegende ernste Nachprüfung an zahllosen Einzelheiten. Hier sei nur auf einige wichtige Punkte in Schillers Gedankengebäude hingewiesen, die durch Koch neue Belichtung empfingen. Plotins Lehre von der sittlichen Freiheit führt auf Schillers Ansicht über „Person" und „Zustand"; ja, eine gründliche Durchdenkung der von Koch ausgesponnenen Gedankenreihe dürfte zu schärferer Fassung von Schillers Ansicht über den „idealischen Menschen" (S. 30ff.) führen, der in jedem empirischen Menschen verborgen ist und der gewiß nicht einen Allerweltsmenschen ohne individuelles Gepräge, sondern gerade die reinste Ausprägung der Individualität nach ihrer ursprünglichsten und eigensten Richtung und Verpflichtung bedeuten soll. Wichtig ist weiterhin Kochs Betonung der Selbständigkeit von Schillers Denken, auch Kant gegenüber (S. 38); seine Darstellung von Schillers Formbegriff (S. 42 f., 55 ff.) in seinem Zusammenhang mit Goethischen Gedanken; sein Hinweis auf Schillers ehrliches Bemühen um die „Rechte des Objekts" (S. 60). Aber gerade dem Gipfelpunkt der Arbeit gegenüber wachsen auch unsere Bedenken über die angewandte Methode. Plotin drängt doch die natürliche zugunsten der geistigen Schönheit endlich zurück, während Schiller immer wieder bei der geistig-leiblichen Einheit anlangt. Das hängt aufs engste mit

Digitized by Google

Schillers „Persönlichkeit" oder, wie man sich heute lieber im Sinne einer „funktionellen" Auffassung ausdrückt, mit seiner „Geisteshaltung" aufs engste zusammen, und vielleicht tut uns in der ganzen Schiller-Forschung nichts dringender not, als eine umfassende, alle Quellen heranziehende und in alle Schichten seines Wesens eindringende Gesamtdarstellung Schillers nach dieser Richtung hin.

Parodien

VII

Nach Herbert Eulenberg: „Goethe", ein Schattenbild

An einem sonnigen Dezembermorgen des Jahres 1749 lustwandelte Herr Gotthold Ephraim Lessing — er hatte eben seine Hamburgische Dramaturgie vollendet — in Gesellschaft eines großen, hageren Mannes mit strengen, doch gütigen Augen durch die winkeligen Gäßchen der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. „Was uns fehlt", beendete er eben eine längere Rede, „was uns fehlt, mein lieber Herr Klopstock, ist die Anteilnahme der Nation! Wer zum Beispiel wird Sie nicht loben? Aber wird Sie darum auch jeder lesen? Nein! Wir wollen weniger ..." „Ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Werter," unterbrach ihn jener, strich sich die schon ergrauenden Locken aus der hohen Stirn und fuhr fort: „Was uns fehlt, ist ein Fürst! Ein Dichterfürst! — Doch was ist dies?" hielt er den Schritt an und wies nach einem Säugling, der eben von seiner Amme vorübergetragen ward. „Doch was ist dies? Sollte etwa dieser hier ..." — „Da mögen Sie wohl recht haben," erwiderte Lessing erschüttert. „Täusche ich mich nicht, so ist dies des Herrn Rat Goethe, wohnhaft hierorts im Hirschgraben, jüngster Sproß, den man auf den Namen Johann Wolfgang getauft hat. Betrachtet man das feurige Auge des Kindes, so ahnt man schon heute, welche Wirkung er dereinst mit seinem ‚Werter', dem klassischen Romane zweier Liebenden, in ganz Deutschland erzielen wird!" — „Eine Wirkung," fiel ihm der würdige Begleiter in die Rede, „die nur erreicht werden wird durch die seiner Schauspiele. Ich nenne ‚Götz von Berlichingen' und ‚Egmont', ‚Clavigo' und ‚Der Großkophta'..." — „Nicht zu vergessen die beiden Teile des ‚Faust'", fuhr der andere fort, „jenes dramatischen Gedichtes ..." — „... das uns in so ungezwungener Weise zur Erwähnung der eigentlichen Gedichte des dereinstigen Geistesheros hinüberführt. Ich will gar nicht sprechen von den meisterlichen Balladen, den tiefschürfenden Sinnsprüchen, den scharf geschliffenen Distichen — nennen will ich nur ‚Abschied' und ‚Beherzigung', ‚Charade' und ‚Demut', ‚Erster Verlust' und ‚Frühlingsorakel', ‚Glückfahrt' und ‚Heidenröslein'..." — „Sie übersehen dabei," unterbrach ihn lebhaft der aus Hamburg zugereiste berühmte Kritiker-Dichter, „den ‚Westöstlichen Diwan', jene Sammlung, deren Farbenpracht für jedermann eine Lehre ..." — „Die Farbenlehre!", rief Klopstock. „Doch was ist dies? Warum trägt die Amme den Knaben mit einer Gebärde des Widerwillens eilig ins Haus?" Der andere flüsterte erschüttert: „Er hat sich ..." Aber Klopstock schnitt dem Kleineren mit einer herrischen Gebärde das Wort ab. „Gott segne ihn," sagte er mit markiger Stimme. Und sie faßten einander an der Hand und schritten weiter in den klaren Dezembermorgen.

Wien — Robert Neumann

VIII

Die moderne Buchbesprechung im Generalanzeiger. Babette Schaumkell: Praktisches Kochbuch für junge Hausfrauen und Junggesellen

Durch diese Blätter weht der Atem der Gegenwart, einer fast romantisch-unromantischen Gegenwart, die endlich wieder weiß, was dies bedeutet: Sachlichkeit.

Eines jener seltenen Bücher also, die kommen mußten, weil Notwendigkeit sie gebar. (Ich sage absichtlich: Notwendigkeit, selbst auf die Gefahr hin, gründlich mißverstanden zu werden. Um mich auch Harthörigen verständlich zu machen: Not-wendigkeit hat mit „Nützlichkeit" nicht das mindeste zu tun; notwendig ist lediglich das, was sich dem So-sein assimiliert hat um und um.)

Die Diktion verrät Fingerspitzengefühl; sie hat durchweg Niveau. Genial hingewuchtet etwa das Kapitel „Eintopfgerichte" (die karge Proletarierküche taucht visionär auf); mit tiefem Wissen um die Tragik müde verklingender Feste ein anderes: „Desserts". Über dem Abschnitt „Erste Gemüse" wölbt sich zager Frühlingshimmel von jenem unnennbaren Blau, das in Adams Augen war, ehe er sich selbst wußte. Leistung ganz großen Formats (immer vorausgesetzt, daß man zwischen den Zeilen zu lesen versteht!), umwittert vom heißen Atem des Orients, das Kapitel: „Die ausländischen Gewürze". Die knappe Aufzählung vibriert von verhaltener Leidenschaftlichkeit. Der Absatz „Spanischer Pfeffer" ist schlechterdings meisterhaft: das ist dionysische Askese, monumental gestaltet.

Die Frage, ob die dargebotenen Kochrezepte „praktisch erprobt" sind, wird zur lächerlichen Belanglosigkeit angesichts einer Leistung wie dieser ... Wer, durchpulst vom Blutstrom rauschender Gegenwart, Anspruch darauf erhebt, das Große zu erkennen in jedweder Verhüllung, der findet hier, was er selten zu suchen sich erdreistete: ein Epos in nuce schlechthin.

Leipzig — Hilde Wahn

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Machiavelli

Zur 400. Wiederkehr des Todestages

„Kaum eine Staatslehre hat so revolutionär und nachhaltig in der europäischen Geschichte gewirkt, wie die Machiavellis. Sein Name wurde zum Mythos, zum politischen Begriff, ein Schreckenswort und ein Mahnruf. Friedrich der Große schrieb voll Zorn seinen Antimachiavell (1739), als er noch Kronprinz war und Montesquieu las. Er konnte seine Humanitätsidee, die er als Aufklärer mit edlem Stolz vertrat, nimmermehr mit einer Lehre vereinen, in der der Fürst zur Bestie geworden ist. Allein, gerade der größte und subjektivste aller deutschen Idealisten — Fichte, der transzendente Ethiker, schrieb über Machiavelli, während er zugleich an den Reden an die deutsche Nation arbeitete, um ‚beizutragen zur Ehrenrettung eines braven Mannes' — um dem wankelmütigen, ängstlichen und pedantischen Friedrich Wilhelm III. ins Gewissen zu reden, und ihn zu erinnern an das, was Staatspflicht, Staatsegoismus und Staatsmacht ist. Der Staat ist Macht — so fühlte es damals Preußen, als es sich unter Napoleon beugen mußte, der Staat ist Macht — so lehrte es sechs Jahrzehnte später Treitschke, und Machiavellis Bücher waren ihm die Bekräftigung.

Aber die individuelle Moral, der Geist — wie können sie mit dem verhaßten Machiavellismus in Einklang gebracht werden? Wie kann diese abgrundtiefe Problematik zwischen den beiden Polen: machiavellistischer Staatsräson und ethischer Verantwortung gelöst werden? Friedrich Meinecke (‚Die Idee der Staatsraison', Verlag Oldenbourg, München 1925) hat aufs neue an dieser Frage gerüttelt, hat ‚vom Apfel historisierender Erkenntnis gegessen', wie er selbst sagt, um die Rolle des Machiavellismus durch die Jahrhunderte zu verfolgen und den Relativismus, den diese Problematik für den Historiker mit sich bringt, anzudeuten. Das Positive von Machiavellis Lehre bleibt unvergänglich für alle Epochen und für alle Staatsindividualitäten, und die Deutschen werden sich wohl heute besonders lebhaft daran erinnern müssen." H. Haß (Tag, Unt.-Bl. 148).

„Gewiß ist der Kampf um den Machiavellismus letztlich ein Kampf um Werte. Gerade deshalb kann er nicht rein wissenschaftlich ausgefochten werden. Machiavelli ist mitschuldig an dieser Lage. Indem er die Eigentendenz und enorme Wirkung — vielleicht sogar den Wirkungsprimat — des Politischen nicht nur als Tatsache hinnahm, sondern in der letzten Falte seines Herzens zur Forderung erhob, hat der Theoretiker der Politik die Grenze des Beweisbaren überschritten, das Feld der Wertungen betreten und damit die ewigen Gegner des Politischen erst recht zum Kampfe herausgefordert. Die schärfste Absage erstand ihm vom Religiösen her. Ein Jahrtausend religiöser Einstellung geht an der Menschheit nicht spurlos vorbei. Die universelle Brüderlichkeitsreligion des Christentums steht dem Machtstaat viel selbständiger gegenüber als die Stammes-, Staats- und Reichsreligionen der Antike und als die wissenschaftliche Ethik der Stoa. Auch die, in Stoa und Christentum verwurzelte moderne Humanitätsidee läßt sich kaum je von der Staatsräson aufsaugen. Doch alle diese Gegenmächte, die mit Recht an der Wertungswurzel des Machiavellismus rütteln, stoßen immer wieder auf den letzten, selbständigen Lebenswillen des Machtstaatlichen; immer wieder findet diese überindividuelle Eigentendenz des Politischen ihren Resonanzboden in der Menschenseele, in jenem unausrottbaren Typus des Machtmenschen, der der religiösen und moralischen Forderung so fremd, so verständnislos gegenübersteht wie Machiavelli. Auch die Wissenschaft hat diesem Prinzip gegenüber ihre Schranken; mag sie das Dämonische des Machtstrebens noch so sehr ad absurdum führen und beweisen, daß es letztlich im Kampfe aller gegen alle oder in der Weltherrschaft des Siegers enden muß, so wird sie doch, entgegen der Hoffnung der rationalistischen Aufklärung, die Tatsache und die triebhafte Bejahung des politischen Egoismus nicht auszurotten vermögen. Selbst eine überstaatliche Rechtsordnung, wie sie auch aus realpolitischen Erwägungen sich immer mehr aufdrängt, wird kaum den Staat zum dienenden Werkzeug einer absoluten Gerechtigkeit umgestalten; nur die Mittel, nicht aber die innersten Tendenzen des Politischen werden sich ändern. Wir leiden ja heute so schwer darunter, daß auch die robusten Kräfte, die in der Eigengesetzlichkeit des Wirtschaftlichen liegen, durch dessen Einfügung in die staatliche Rechtsbildung nur in positivrechtliche Formen gebannt, aber noch keineswegs unterdrückt worden sind." Karl Meyer (N. Zür. Ztg. 1050, 1057).

„Dies war also Niccolo Machiavelli. Wer er wirklich war, hat durch die damals noch sehr verdunkelte Legende hindurch allein ein Dichter geahnt, Goethe. In seinem ‚Egmont' steht der Regentin der Niederlande ein

Digitized by Google

Ratgeber namens Machiavell zur Seite, eine historische und doch unhistorische Figur, denn es ist nicht jener Machiavell, an den man bei diesem Namen denkt, aber Margarete von Parma hatte in ihrem Hofstaat tatsächlich einen Rat, der so hieß. Der Machiavell Goethes ist ein sanfter, volksfreundlicher Politiker, der Blutvergießen gern vermieden sähe und die neue Lehre nicht unterdrücken will. Nicht weil er Wert oder Unwert der Neuerungen beurteilt, sondern aus bloßer Staatskunst und Regierungsklugheit. ‚Möchte doch ein guter Geist Philippen (das war Philipp II. von Spanien, der Spanien für ewig aufgerieben hatte) eingeben, daß es einem König anständiger ist, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als sie durcheinander aufzureiben.' Das ist nicht der mörderische, unsittliche Machiavell Italiens, der so spricht, aber eine stete Antwort der Regentin, mit der er sich selbst ironisiert, läßt doch erraten, daß Goethe von dieser Gestalt aus eine Beziehung zu jenem andern Machiavell schaffen wollte. ‚Du siehst zu weit,' ruft ihm Margarete zu, ‚du solltest Geschichtschreiber sein. Wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.'" Schiller Marmorek (Arb. Ztg., Wien 170).

Vgl. auch Emil Ludwig (Hannov. Kur. 284/85); Mario Krammer (Deutsche Allg. Ztg. 284); Friedrich Sternthal (Berl. Börs.-Cour. 285 u. a. O.); Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 284); Richard Breitling (Württemb. Ztg. 142); Friedrich Blaschke (Hannov. Kur. 288/89); Köln. Ztg. (Lit. Bl. 438b).

*

Christian August Vulpius
Zum 100. Todestage

„Daß dieser wehklagende Bibliothekarius so etwas wie den ‚Rinaldo Rinaldini' schreiben konnte, ist eigentlich ein Wunder. Oder auch keins — wie man's nimmt. Denn all diese Literaturgrossisten, die Vulpiusse von damals ebenso wie die von heute, sind durchweg von einer merkwürdigen psychologischen Artung: sie kommen mit ihrer Dichtung erst dann richtig in Schwung, wenn sie, fern von der Wahrheit des Lebens, in den Bereichen einer verlogenen Phantastik fabulieren können. In jener Epoche waren es wilde Räuberromane, geschrieben von ängstlichen Registraturbeamten; heute sind es vielleicht Halbweltromane, ganz dekadent, ganz überkultiviert, ganz pervers — und wenn man nach dem Autor forscht: ein zahmer Steuerzahler mit Radio und Weekend und Debetsaldo — genau wie wir alle.

Aber diese Leute, wenn sie zu dichten beginnen, brauchen eine komfortablere Welt als die, in der wir leben. Es würde ja auch sonst gar nicht klappen. Der große Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini wäre spätestens auf Seite 25 des Buchs eine Leiche, wenn er in einer Wirklichkeitswelt lebte. Da jedoch solch Buch aus verlegerischen Gründen mindestens seine 200 Seiten haben muß und da andererseits Rinaldo mit Rücksicht auf die Leihbibliotheken und deren Publikum seinen Lebenswandel nicht wesentlich ändern darf, muß eben die Welt so verbogen werden, daß der Held auf den ganzen 200 Seiten einen wirklich lebensgefährlichen Bauchschuß nicht abbekommt. Es hat schon seinen Grund, daß ein Buch wie dieses nach hundert Jahren noch gelesen wird, daß es nach hundert Jahren sogar verfilmt wird. Die Hiebe, so lesen wir, ‚sausten hageldicht', und der übliche Kugelregen läßt sich verständlicherweise auch nicht lumpen — aber Rinaldo bleibt mit Rücksicht auf seinen großen Leserkreis unversehrt, und als er einmal wirklich tot ist, ist er — wie sich gleich herausstellt — eben doch nicht wirklich tot, sondern nur scheintot. In den schwierigsten Situationen, wo andere verzagt schweigen, schwingt er noch immer die große Klappe, und wenn ihm ein liebendes Weib rät: ‚Entfernen Sie sich! Dort kommt mein Mann!' — so entfernt er sich durchaus nicht, sondern sagt in dem erforderlichen Brustton: ‚Mit einem einzigen Wort kann ich ihn zu Boden schmettern.' Und dann schmettert er wirklich: ‚Nieder mit dir, du unwürdiger Gatte eines Engels, den ich zu retten komme!' Diese Vollbartcourage ist, wie der Ausdruck ‚Engel' schon andeutet, aufs leckerste kandiert durch jenen erotischen Lack, welcher der Figur erst den richtigen Hochglanz gibt. Dabei versteht es sich von selbst, daß ein Rinaldo auch sein Liebesleben von Anfang an so einrichtet, wie es sich der kleine Moritz bei einem Räuberhauptmann nun mal vorstellt, eine Panoptikumserotik, die niemals die Belange des Büchermarktes außer acht läßt. Mußte dieser Roman also nicht ein Jahrhundert überdauern?" Wilhelm Russo (Tag, Unt.-Rundsch. 151).

Vgl. auch: Herbert Eulenberg (Bund, Bern 268); P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 292); Wolfgang Vulpius (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 147); William Freiherr von Schröder (Magdeb. Ztg. 316); Berl. Börs.-Cour. (287); Alfred Bergmann (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 289).

*

Johanna Spyri
Zum 100. Geburtstag (12. Juni)

„Einige Gedichte waren in der ‚Eidgenössischen Zeitung', die ihr Mann, Bernhard Spyri, eine Zeitlang redigierte, erschienen. Aber niemand, Johanna Spyri selber am wenigsten, hätte daraus auf tiefgehende schriftstellerische Fähigkeiten geschlossen. Man hielt

Digitized by Google

diese Gestaltungsgabe vielmehr als Abglanz des Könnens ihrer Mutter Meta Heußer-Schweizer, der bekannten Verfasserin schöner geistlicher Lieder, von welchen sich zwei in unserem Kirchengesangbuch finden. Der Zufall verhalf dem schlummernden Talent zum Durchbruch. Johanna Spyri erzählte einem bekannten Pastor aus Bremen von den traurigen Lebensschicksalen einer Jugendfreundin. Dieser war von der packenden, warmen Darstellung überrascht, bat Frau Spyri, das Mitgeteilte für ihn zugunsten eines neuen Diakonissenheims niederzuschreiben. Es entstand: ‚Ein Blatt auf Bronys Grab', nur mit den Initialen J. S. gezeichnet. Die Erzählung fand Anklang. Das ermunterte zur Fortsetzung des dichterischen Schaffens. Und nun entstanden die bekannten Jugendschriften ‚Heimatlos', ‚Heidi', ‚Onkel Titus', ‚Gritlis Kinder', ‚Cornelli', ‚Keines zu klein, Helfer zu sein', ‚Schloß Wildenstein', ‚Einer aus dem Hause Lesa', ‚Die Stauffermühle', und wie sie alle heißen, von jung und alt freudig begrüßt. Und vielgelesene Jugendschriften sind es geblieben, die mehr als nur unterhalten.

Johanna Spyri schlug neue Wege ein. Sie schrieb nicht nur für die Jugend, sie stellte als erste das Kind selber in den Mittelpunkt ihrer packenden Erzählungen. Theodor Storm sagte einmal: ‚Wer für die Jugend schreibt, darf nicht für die Jugend schreiben!" Er meinte damit, daß auch die Jugendschriften in Stil, Form und Qualität höchsten künstlerischen Ansprüchen genügen müssen. Die Spyrischen Schriften sind in ihrer Art klassisch und unnachahmlich, durch und durch wahr, halten die rechte Mitte zwischen Naturalismus und Idealismus." V (Bund, Bern, Frau 246).

Vgl. auch: Eva Landau (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 265); Kaethe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 263); Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 266); M. St. (Basl. Nachr., Lit. Bl. 158); Roedemeyer (Germ. 270); k (N. Zür. Ztg. 989); (ebenda 949).

*

Jerome K. Jerome

„Unterwegs ist der ruhelose Wanderer Jerome K. Jerome im 68. Lebensjahre im Spital von Cheyne Walk gestorben. Der auch in Deutschland bekannte Schriftsteller ist aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und mußte lange und schwer kämpfen, ehe er sich durchsetzen konnte. Dem England seiner Jugend erschien Jeromes Humor ‚vulgär', und seine Offenherzigkeit frappierte die ehrbaren Leute. Jerome war nämlich nie ein bloßer Humorist, sondern versuchte seine Gesellschaftskritik in die Form von Humoresken zu hüllen. Man konnte ihn einen streitbaren Humoristen nennen. Er verlor bis zu seinem Tode nicht das Interesse für die Fragen der Gegenwart und Menschheit und den Willen, nach Möglichkeit zu helfen. Seit dem Erlebnis des Krieges verschwand in seinen Werken der Humorist immer mehr zugunsten des ernsten Schriftstellers.

Für Jeromes Wesen erschien besonders charakteristisch, daß er auch während des Krieges seinen nüchternen Blick bewahrte, keine Sekunde der Kriegsstimmung verfiel, sondern im Gegenteil in seinen politischen ‚Gedanken eines Müßigen' für den Frieden und Deutschland eintrat. Er begrüßte auch, treu den Überlieferungen seines Taufpaten, des ungarischen achtundvierziger Generals Klapka, die russische Revolution. Während der Inflation in Deutschland verwandte er den Ertrag seiner in deutscher Sprache erschienenen Werke für gemeinnützige deutsche Institutionen.

Jerome selbst hielt für sein bestes Buch den autobiographischen Roman ‚Paul Kelver', in dem er seine frühesten Kämpfe schildert. Seine letzten Werke sind der kriegsfeindliche Roman ‚Alle Wege führen nach Golgatha', und der soziale Roman ‚Anthony John' und die Selbstbiographie ‚Mein Leben und meine Zeiten'. Wenige Tage, bevor er seine Reise antrat, beendete er ein neues Lustspiel. Es ist in diesem Fall keineswegs die übliche Phrase, wenn gesagt wird, die Welt ist durch Jeromes Tod nicht nur um einen guten Schriftsteller, sondern auch um einen guten Menschen ärmer geworden." H. z. M. (Frankf. Ztg. 437 A.).

Vgl. auch: M. Springer (Stuttg. N. Tagbl. 274); A. Schröer (Köln. Ztg. 437).

*

Julius Meier-Graefe

Zum 60. Geburtstag (10. Juni)

„In einem Festartikel zu sagen, wer Meier-Graefe ist, erscheint fast überflüssig, da dieser Name zu einem Begriff geworden ist. Er bezeichnet den Typus des Kunstschriftstellers, den es vordem in so reiner Form in Deutschland kaum gegeben hat. Deutschland hat bedeutende Kunstgelehrte in großer Zahl hervorgebracht. Wilhelm Waetzoldt hat ihr Charakterbild in einem zweibändigen Werk ausführlich gezeichnet. Aber neben ihnen gab es niemals den freien Literaten, der, unbeschwert von historischer Wissenschaft, allein von der Leidenschaft für das Schöne besessen, die Kunst zum Gegenstand seines Schrifttums macht.

Den Typus des Kunstliteraten in diesem edlen Sinne hat Meier-Graefe für Deutschland geschaffen, und er ist seit dreißig Jahren sein vornehmster Repräsentant. Er hat in all diesen Jahren nichts von seiner jugendlichen Begeisterungsfähigkeit und Kampfesfreude eingebüßt. Er ist als Sechzigjähriger so bereit, wie er es als Dreißiger war, für das, was er als echt und gut erkennt, ein-

Digitized by Google

zutreten und ebenso in Grund und Boden zu verdammen, was seiner Vorstellung von der Kunst nicht gemäß ist. Meier-Graefes Kunsturteil ist aus dem Temperament geboren, und es ist selbst als Äußerung eines starken künstlerischen Temperaments zu werten. Seine Schriften sind literarische Kunstwerke, und wenn ihn die Passion des Schreibens zuweilen zu Kühnheiten der Formulierung verführt, die der kühler Wägende als Ungerechtigkeiten empfinden mag, so bleibt immer doch der Reiz einer glänzenden Fechterpose, dem sich ein ästhetisch Empfindender nicht leicht verschließen mag." Glaser (Berl. Börs.-Cour. 265).

„Unermüdet fährt er fort, zu tun, wie er begonnen hat. Vielleicht ist in einer Epoche, deren Produktivität sich erschöpft, deren Produktivität artistisch und epigonisch wurde, die schöne Hinnahme des eigentlich produktiven Tuns, das noch nicht aus dem Verfall der Modernität stammt, die echteste schöpferische Leistung. Vielleicht ist Meier-Graefe der Prototyp dieses Schicksals: denn am Ende kam er doch nicht mit Manet, mit Degas zur Welt, sondern einige Schritte hinter ihnen. Er nimmt auf, er fängt und bewegt die Dinge in entzückten Händen, unter entzückten Augen. Da er aber auch ein rüstiges Verhältnis zur Wirklichkeit hat, konnte er zu allem eine Art von Kapitän werden; er griff die Werke in einem organisatorischen System auf, das Maréesgesellschaft heißt. Ohne Zweifel ist dieser Mann auch ein Organisator im Sinn dieser Zeit.

Dies gehört zu ihm, zu seinem Typus, zu seiner Zeit. Wichtiger ist, daß dahinter der prächtige Mensch unversehrt existiert. In der übelsten Welt, die es gibt, in der literarischen, ist er ein Mann ohne Neid, ohne mißgünstige Angste, ohne Intrigen. Er ist ein Kamerad mit der Naivität eines Kindes. Er hilft, und es kommt ihm gar nicht in den Sinn zu fragen, ob die von der Generation hinter ihm, die von der unseren, sich beschwerend an seine Fersen hängen oder ihm den Weg sperren könnten. Er hat die unliterarischste Eigenschaft mitbekommen, die es gibt, und über seinem Dasein glänzt sie schön wie ein Segen: die Generosität.

Ist es mir erlaubt, für meine Generation zu reden, für die Generation, die nun allmählich den Fünfzig näherkommt, so möchte ich sagen: sie dankt diesem Manne nicht weniger als alles. Denn auch das, was wir sonst lieben und etwa gegen ihn lieben oder an ihm vorüber, auch das ist in unser spontanes Verhältnis zu ihm einbezogen, ist daran korrigiert oder über dies Verhältnis hinweggewachsen. Wir grüßen ihn dankbar ergriffenen Herzens, Schriftsteller, Maler, Lesende, und wollen ihn behalten, solange ihn der Himmel uns nur irgend lassen mag. Denn wir wissen: unsere Herzen, unsere Sinne, unsere Gedanken brauchen ihn auch dann noch, wenn er in den Chor der Alten wird eingetreten sein.

Der Alten. Wie lächerlich. Dieser Jüngling." Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 422 — 1 M.).

Vgl. auch: Wilhelm Hausenstein (Magdeb. Ztg. 290 u. a. O.); Alfred Kubin (Stuttg. N. Tagbl. 263); Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 9. Juni); Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 155); Rudolf Großmann (Deutsche Allg. Ztg. 265).

*

Ernst Heilborn
Zum 60. Geburtstag (10. Juni)

„Heilborn, der geborene Berliner, steht zu Berlin mit einer ähnlichen Liebe wie etwa der wiener Dichter zu Wien; doch während dies Wien zwar abbröckelt, aber noch immer in unabsehbarer Fülle lebendig vorhanden ist, enthält Heilborns Werk wohl große Stücke berliner Geschichte, doch repräsentiert es nicht: das Wesen Berlins ist unreligiös; die tiefsten Kräfte Heilborns ringen um geistliches Erlebnis; Berlin ist tumultuös, zupackend, derb, grell, Heilborns Stil leise, behutsam, schmiegsam, andeutend; Berlin ist immer novarum rerum cupidus, Heilborns Dichtung wurzelt in Überlieferung und Zusammenhang. Dieser ganz persönliche bestimmte und vollkommen unberlinische Geist waltet so stark in Heilborn, daß er all und jeden Satz färbt, man erkennt ihn wieder in den Legenden, in den geistlichen Ausblicken des Buches vom Geist der Erde, in den geschichtlichen Darstellungen Hoffmanns und der Schinkelzeit, in Kritiken über Bücher oder Aufführungen, durchaus auch in persönlichen oder redaktionellen Briefen, in Widmungen; ja, es fiel mir einmal auf, daß selbst ein Gruß, den er in meiner Gegenwart auf eine Ansichtskarte schrieb, von eben derselben Art zeugte. Kein Lärm, kein Ausruf, kein Angriff oder Eingriff, kein Witz und niemals scharfe Ironie, sondern stille, akkurate, gleichsam hingebogene, wie mit Silberstift oder in milder Aquarelltechnik hingesetzte Formeln, Randglossen, Anmerkungen — die aber, wohl gemerkt: oft in den Sinn der Erscheinungen mit einem edlen weißen Licht hinabschimmern.

Es ist der Stil des Patriziers, eines späten Menschen, dessen Vorfahren seit einem Jahrhundert in bürgerlicher Kultur leben, und dessen Geschlecht sich nun in ihm zu adligem Geisttum gleichsam destilliert. Es ist ein Zug von sinnbildlicher Kraft, daß Heilborns Vorfahren in den Briefen und Schriften E. T. A. Hoffmanns und der Rahel genannt werden: würde man das Wesen dieser Dichtung in einer Monographie untersuchen, so würde man viele Elemente, die er im ‚Geist der Schinkelzeit' aufzeigt, in seinen eigenen

Digitized by Google

Werken wiederfinden. Und so handelt es sich in seinen Erzählungen auch niemals um mächtige und feste, sondern immer um zarte, gebrochene, ‚schwierige' Naturen. Ihre inneren Gegensätze erbeben nicht in heftig geladener Spannung, und entladen sich nicht mit Gewalt, sie stehen in einem verwickelten Verhältnis zu sich selbst und verlieren niemals das Gefühl davon." Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg. 132 u. a. O.).

„Man sollte, wenn man den Namen Ernst Heilborn hört, nicht nur an den Herausgeber der ‚Literatur', sondern auch an den Schriftsteller, den Dichter Heilborn denken. Auch er darf mit sich zufrieden sein, wenn er heute rückschauend überblickt, was er seit dem Jahre 1899 in die Scheuern gebracht hat. In diesem Jahr erschien bei Cotta sein Roman ‚Kleefeld'. 1901 folgte bei Paetel ein zweiter Roman ‚Der Samariter', 1905 zwei Erzählungen, ‚Ring und Stab', 1908 in der Deutschen Verlags-Anstalt der Roman ‚Josua Kersten'. 1910 ebenda der Roman ‚Die steile Stufe', 1918 das berliner Legendenbuch ‚Die kupferne Stadt' und soeben bei Reclam die berliner Novelle ‚Tor und Törin', in der wir gleichsam in nuce den ganzen Heilborn haben. Es ist die Geschichte von zwei geistig vornehmen Menschen — das viel mißbrauchte Wort ‚Adelsmenschen' ist hier einmal recht am Ort — die sich lieben und die doch durch ungeahnte seelische Hemmungen von einander getrieben und jahrelang einander fern gehalten werden, bis sie schließlich doch — schon liegt weißer Reif auf ihren Häuptern — zu spätem, schwer gewonnenem Glück auf mystischem Wege zusammengeführt werden. Ja, es ist Mystik dabei und wenn man genau hinhorcht, ist sie auch in allen früheren Büchern Heilborns zu finden. Dennoch ist er kein Mystiker, kein Romantiker im eigentlichen, landläufigen Sinn. Denn er ist Berliner, auch als Dichter. So sehr Berliner, daß man ihn zu Unrecht als Nachfahren Theodor Fontanes hat ansehen wollen. Freilich hat er von Fontane gelernt, was ihm rühmend nachgesagt sein soll, aber er hat sich seine Eigenart gewahrt. Wie im Stil, so in der Weltanschauung. Vor allem auch in der Anschauung seines Berlin, das in all seinen Büchern irgendwie lebendig ist, und dem er jenen wundervollen Legendenkranz der kupfernen Stadt gewunden hat. Heilborn ist ein entschiedener Realist, aber ein Realist, der um die Geheimnisse des Lebens weiß und um die Ströme, die man nicht sehen, sondern nur hören kann, die heimlich und doch bestimmend durch die Welt zwischen den Menschen gehen. Er ist kein Vielschreiber, er setzt die Feder nur dann an, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Was er dann sagt, hat Wert und Gewicht. Menschen, die nicht nur unterhalten sein, sondern von ihrer Lektüre auch geistigen Gewinn haben wollen, sollten an seinen Büchern nicht achtlos vorbeigehen." Carl Müller-Rastatt (Hamb. Corresp. 265).

Vgl. auch: Edgar Groß (Deutsche Allg. Ztg., 9. Juni); Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 264); Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., 10. Juni); Wilhelm von Scholz (Frankf. Ztg. 419 — 1 M.).

*

Zur deutschen Literatur

Die Tragödie des Angelus Silesius behandelt Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 159).

Goethe und die Presse nimmt Willi Beils zum Thema (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 98). — Goethe als Operntextdichter behandelt Franz Adam Beyerlein (Köln. Ztg., Lit. Bl. 415 b). — Über Goethes Zerstreuungs- und Trostbüchlein (das von Hans Wahl veröffentlichte Stammbuch) findet sich eine Notiz (Germ. 285). — Über Goethes Schwester Cornelia erschien anläßlich des 150. Todestages eine Reihe von Aufsätzen: Paul Wittko (Stadtanz., Köln, Frau 22); M. Ploch (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 131); Hedwig Fischmann (Bresl. Ztg. 156). Goethes „Mailänderin" gibt Adolf Teutenberg zu einem Aufsatz (Bresl. Ztg. 151) Anregung. — „Goethe, Froebel und wir" überschreibt Eberhard Betrachtungen (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 142). — Schillers Selbstcharakteristik (Bremer Presse) mit dem Vorwort Hofmannsthals würdigt Carl Helbling (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1030). — Über Wilhelm von Humboldt und den Liberalismus äußert sich Wilhelm Jaspert (Frankf. Ztg. 454 — 1 M.).

Über Hölderlins Hymnendichtung liegt ein Aufsatz von Ludwig von Bertalanffy (Köln. Ztg., Lit. Bl. 403 b) vor. — E. T. A. Hoffmann und die berliner Romantik charakterisiert Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 23). — Einen „Irrtum des jungen Kleist" behandelt Walter Guntermann (Köln. Ztg., Frau 401 b). — Die Berufung der Brüder Grimm nach Berlin schildert Konrad Burdach auf Grund des Briefwechsels mit Karl Lachmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 135).

Ein unveröffentlichtes Gedicht von Friedrich Wilhelm Weber gibt Max Ludwig Wolff (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 98) bekannt. — Gustav Freytags Stellungnahme zu dem deutschen Krieg von 1866 schildert G. W. Freytag auf Grund des Briefwechsels mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 25). — Einen Quellennachweis zu C. F. Meyers „Mourir ou parvenir" gibt Rob. F. Arnold (N. Zür. Ztg. 616). — Über Lenau schreibt Robert Walser (Prag. Pr., Dichtung 24). — Über Mörike liegen Aufsätze vor von Franz Mahlke (Generalanz., Stettin 153)

Digitized by Google

und von Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 22). — Mit „Otto Roquette auf der Wartburg" beschäftigt sich Hermann Hoßfeld (Glaube und Heimat, Beil. Juni). — An Wilhelm Holzamer erinnert Richard Wenz (Köln. Ztg. 419).

In memoriam Max Dauthendey schreibt Walter von Molo (Berl. Tagebl. 294). — Unter der Überschrift P. A. erinnert Max Oppenheimer an Peter Altenberg (Berl. Tagebl. 286). — Dem „jungen" Rilke widmet Fritz Adolf Hünich eine Studie (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 23). — Einen Nachruf auf Fritz von Ostini schreibt Friedrich Trefz (Münch. N. Nachr. 149).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Stefan George (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 289) leitet Rudolf Kayser mit den Worten ein: „Das Werk dieses Dichters ist ganz Form, und diese Form ist ganz Geist. Diese Gleichung war der deutschen Lyrik seit Goethe und Hölderlin verloren gegangen. Sie bedeutet, daß das Gedicht nicht nur der Einheit eines Kunstwillens, sondern auch der Einheit einer Lebensanschauung untersteht. Sie ist mit dem Auftreten und Vordringen Georges, nachdem sie so lange vergessen war, zu etwas überraschend Neuem geworden, so daß nur langsam ihr einfaches Geheimnis erkannt wird. Von dort kommen die vielen Irrtümer über dies Werk her, die oft auch dann anzutreffen sind, wenn man es rühmend nennt." — Auf Maria Wasers Bekenntnis zu Hellas deutet Hugo Marti (Bund, Bern 267): „Eine bedeutende Frau wirft auf der Höhe ihres Lebensweges einen Blick zurück auf den Weg ihrer geistigen Entwicklung. Das wird bei Maria Waser ein Bekenntnis zu Hellas. Es wird wieder, im schönsten Sinn des Wortes, eine Predigt; wie da sie das Lob ihrer Herkunft sang und den versponnenen Weg ihrer Kindheit durch das oberaargauische Hügelgelände nochmals ging, und wie da sie im großen Rhythmus Hodlerscher Gestalten in das klar umstrahlte Geheimnis des Weibtums hineinschritt." — Gustav Meyrinks Verwandlungen folgt Will Scheller (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 293): „Vom Romanschreiben ließ er sich nicht mehr abbringen. Denn in dieser Betätigung hatte er das geeignete Ventil für die Äußerung okkultistischer Ideen gefunden, die, mehr und mehr sein Leben beherrschend und frühere, vor allem jene satirischen Neigungen verdrängend, nun auch in seinem Schaffen den Ausdruck der Weltanschauung gewinnen wollten, nachdem sie in den Erzählungen allenfalls wie Wetterleuchten bemerkbar gewesen waren. Kurze Novellen sind räumlich, formal zu eng für dieses Streben, das im Roman hingegen alle Möglichkeiten vorfindet, sich zu erfüllen." — Martin Rockenbach charakterisiert den Erzähler Wolfgang Goetz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 98): „Bei Goetz ermöglicht die kühle Distanz zum Stoff erzählerisch knappste, prägnante Zusammenballung. Und der gedrängte Stoff verlangt wiederum eine gewichtige, gehobene, in der Historie eben rhetorische Sprachform." — Auf den niederdeutschen Märchendichter Oskar Ortlepp lenkt Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl. 4. Juni) das Interesse: „Er ist eigentlich geborener Berliner. Aber er hat davon keinen Gebrauch gemacht, denn schon in seinem zweiten Lebensjahre kam er nach Hamburg. Und so wurde, da er ‚meist an'e Woterkant' gewohnt hat, Plattdeutsch seine eigentliche Sprache, die ihn ‚nich wedder loslett'. Wohl hat er zuerst seine Geschichten in Hochdeutsch niedergeschrieben, aber erst als er sich entschloß, sie in der deftigen, breit behaglichen, unerschütterlich ruhevollen niederdeutschen Art wiederzugeben, kam zu ihm der Erfolg. In dieser Fassung zeigen sie ganz ihre naive Ursprünglichkeit, ihre natürliche Anmut und schlichte Liebenswürdigkeit, ihre geistige Ausgereiftheit und wohlgefügten Eigenwuchs, womit sie reiches Mitempfinden und kluge Verständigkeit verbinden." — Sehr optimistisch beurteilt Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 125) Klaus Mann, von dem er meint: „Klaus Manns künstlerische Art ist weniger straff, hart und geschlossen als die seines Vaters, dafür aber scheint er über eine größere Fülle zu gebieten, sie ist weniger dämonisch und scharf als die seines Oheims, dafür aber von einer echteren, wärmeren, natürlicheren Menschlichkeit. Hinzu kommt und darüber hinaus führt als ganz Eigenes ein weiches Melos der Sprache, eine tänzerische Anmut des Wortes, die seiner Kunst bei aller Fülligkeit des Stofflichen eine leise Musikalität als wesentliches Ingredienz zuweist." — Ein sehr anerkennendes französisches Urteil über Alfred Bock (H. Buriot-Darsiles in der „Revue de l'Enseignement des langues vivantes") teilt Will Scheller (Hess. Kur., Heimatborn 130) mit. — Einen Aufsatz über Werner Schendell bringt Karlheinz Hillekamps (Germ., Werk 14) mit den Worten zum Abschluß: „Auch vom Formalen aus gesehen kommen wir bei Schendell zu demselben Ergebnis wie im Gedanklichen (von einer ‚Weltanschauung' sei bei dem stets sich Mühenden noch nicht gesprochen): Der Weg dieses Dichters ist der Weg vieler in unserer Zeit — Vorstoß von den subjektiven Lyrismen des Nachkriegsexpressionismus in Neue Sachlichkeit. Aber unter diesen vielen, mit denen er den Weg gemeinsam hat, sichert ihm seine Ehrlichkeit und seine Kraft einen besonderen Platz fernab vom Lärm des ‚Betriebes' und dem Getrommel der Reklame." — Über Fritz Droop sagt

Digitized by Google

Peter Bauer (ebenda): „Wenn Fritz Droop den sterbenden Landstreicher in seiner gleichnamigen dramatischen Dichtung, als letztes Vermächtnis eines weltweise Gewordenen, sagen läßt: ‚Sät Liebe, Menschen, Liebe! Nichts als Liebe!‘ so weiß man, daß der Dichter diesen Ruf an sich selber ergehen fühlte und daß er an die erlösende Macht der Liebe glaubt. Das Herz ist das sieghafte Fanal und sichere Wegzeichen in seinem Dichten, wie in seinem Leben.“ — „Ein aufglühender Genius“ wird Paula Grogger genannt. Carl Marilaun schreibt (N. Wiener Journ. 18. Mai): „Nicht eine schriftstellerische Begabung allerersten Ranges kündigt sich im ‚Grimmingtor‘ an. Sondern, wie Enrica Handel-Mazzetti neidlos gesagt hat, ‚ein aufglühender Genius‘. Um zu sehen, wie dieses Buch gerade in Norddeutschland gewirkt hat, muß man aus hundert enthusiastischen Kritiken herausgreifen, was Börries Freiherr von Münchhausen schrieb: ‚Ich mag dieses verblüffend großartige Werk weder beschreiben noch erläutern, das Buch wird ja bald in aller Leute Hand sein, und es ist besser, wenn diese Löwentatzenhiebe des Genius unvorbereitet auf ein hingegebenes Herz fallen. Viele große Kunstwerke unserer Rasse zeigen die gleiche Neigung, die feste Form zu zersprengen vor unerhörtem inneren Reichtum — ich denke an den Faust nicht weniger als an Gösta Berling. Laßt uns ein Fest feiern, daß wir wieder ein großes deutsches Kunstwerk haben!‘“ — Gespräche mit Gerhart Hauptmann zeichnet Rudolf Kayser auf (Magdeb. Ztg. 312).

Rudolf Borchardts 50. Geburtstages (9. Juni) wurde vielfach gedacht: Hanns Martin Elster (Magdeb. Ztg. 289 u. a. O.); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 262), bei dem es heißt: „Dichter und Philologe, daneben auch etwas wie ein Staatsmann, steht Borchardt heute vor uns. Da ist sein dichterisches Werk. Daneben aber stehen seine Übersetzungen und seine Abhandlungen. Beide Interessen aber, die schöpferische wie die reproduzierende, greifen ineinander über und sind kaum gesondert zu betrachten. Sie kommen beide aus derselben Quelle: dem starken und lebendigen Gefühl der Sprache und Form und aus der Empfindung für die fortdauernde Kontinuität der Tradition. Seine philologische Arbeit ist nicht Wortkram, sondern Verlebendigung eines Vergangenen und doch Weiterwirkenden, und seine dichterische Arbeit ist als Form die erlaubte, wenn auch selten zu erlaubende Wiederbelebung von Tönen, die einmal wunderbar erklangen und die als ein Geprägtes unsterblich sind; die von den Zeiten verschüttet werden, aber nicht endgültig untergehn können.“ — Zum 50. Geburtstag von Therese Köstlin (30. Mai) grüßt A. Schlack (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 22): „In ihren religiösen Gedanken geht Therese Köstlin mit Auguste Supper und Anna Schieber Hand in Hand; nur hüllt sie in inniges Lied, was erstere in tief ahnendem Gleichnis und letztere in klarer Bestimmtheit ausspricht. Wie selten weiß jemand, daß die Dichterin die schönsten Weihnachtslieder in Schwaben gesungen!“ — Den 50. Geburtstag von Carl Friedrich Wiegand begeht Robert Faesi (Magdeb. Ztg. 275): „Wiegands Dramatik trägt einen ausgesprochen männlichen, markigen, ja kämpferischen Charakter; holzschnittartige Zusammenfassung, Stoßkraft, Wucht sind ihre besten Werte. Einer solchen Veranlagung muß auch die Ballade liegen. In der Tat bewegt sich Wiegand in seinen, nach Stimmung, Stil und landschaftlicher Sphäre durchaus einheitlichen ‚Niederländischen Balladen‘ mit Talent in der Richtung Liliencrons und B. von Münchhausens.“ — Zum 60. Geburtstag von Max Bittrich (17. Juni) schreiben Franz Hirtler (Köln. Ztg., Lit. Bl. 429b) und Franz Lüdtke (Tägl. Rundsch. 275), bei dem es heißt: „Vor allem ist seine Lyrik voll Kraft, Plastik, Wärme! Immer wieder weise ich auf die ‚Beichte einer großen Liebe‘ (‚Der Sünder‘, Berlin, Landbuchhandlung), ein Buch, das im heutigen deutschen Schrifttum kaum ein Gegenstück hat.“ — Den Dichter und Gärtner Paul Remer feiert Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 275) zum 60. Geburtstag (16. Juni): „Er zog sich aus Berlin zurück, in die Stille des Landes, ließ sich von Sarinen, dem berühmten Erbauer des Bahnhofs von Helsingfors, am Neuruppiner See ein Haus bauen, mit einem viele Morgen großen Stück Waldland dahinter, das er selbst nach eigenen Plänen mit eigener Hand in einen wunderschönen Garten verwandelte. Das Molchow-Haus ward eine Berühmtheit der ganzen Gegend — wie der Lyriker Remer den literarischen Gazetten verfiel, so jetzt der Gärtner Remer den Kunstzeitschriften. Heute ist Molchow-Haus ein Künstlerheim: die Gildenhallwerkstätten sitzen darin: Paul Remer aber ist wieder nach Berlin gegangen und in die Literatur zurückgekehrt —, und zwar nun ebenfalls als Gärtner. Er hat das eigene Dichten aufgegeben — und pflegt dahier die Arbeit der anderen, der jüngeren. Er sitzt hier bei uns auf der ‚DAZ‘, behütet ‚Welt und Werk‘, ein bißchen skeptisch, ein bißchen überlegen — und ganz Gärtner.“

Über Alfred Döblins Epos „Manas“ schrieben Oskar Loerke (Bad. Pr., Lit. Umsch. 22) und Robert Musil (Berl. Tagebl. 271), der sein Urteil dahin zusammenfaßt: „Ich weiß nicht, welchen Einfluß dieses Buch gewinnen wird und ob es die Widerstände, die ihm zweifellos nicht erspart bleiben werden, überwinden kann. Deshalb möchte ich nicht austrompeten, daß da etwas geschaffen worden ist, das auf den Entwicklungs-

Digitized by Google

gang unserer Dichtung von großem Einfluß sein wird. Aber auch wenn ich es mir kühl überlege, traue ich mich, zu behaupten, daß dieses Werk von größtem Einfluß sein sollte!"

Zu Hans Grimms „Volk ohne Raum" stößt Will Scheller in die Posaune (Schlesw. Nachr., Nordmark 134): „Nach alledem darf abschließend gesagt werden, daß der Mangel, unter dem das geistige Leben des deutschen Volkes in den letzten Jahren sicherlich litt, behoben, daß die Dichtung, welche das im Weltkrieg wie eine Menschheitswunde aufgebrochene deutsche Schicksal in wahrhaft groß gearteter Weise spiegelt, endlich erschienen ist: sie heißt ‚Volk ohne Raum' und ist in der Tat die dichterisch höchststehende Gestaltung dessen, was in der Lebensform des deutschen Nationalgefühls als ein unentbehrliches Lebenselement der Menschheit anzusehen ist." Ähnlich, nur nicht gar so superlativisch urteilt Arthur Friedrich Binz (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 24). — Zu Kasimir Edschmid „Die gespenstigen Abenteuer des Hofrat Brüstlein" bemerkt Ernst Glaeser (N. Bad. Landesztg. 286): „Der Roman ist in seinen Konflikten und seiner Problemstellung durchaus zeitnahe und aktuell. Er birgt Beobachtungen und Bemerkungen über diese Epoche, die in ihrer Durchschlagskraft überraschen, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Sie dokumentieren eine geistige Haltung, die unabhängig ist und erkämpft. Ich wünschte, die kreuzbraven Romanschriftsteller dieses Landes hätten nur ein Teil einer solchen Souveränität, die Konflikte dieser Epoche zu sehen und zu ertragen, und nur die Hälfte einer solchen Schlagkraft des Intellekts, sie zu belichten, wie Kasimir Edschmid — die Verwirrung wäre geringer." — Ernst Lissauers warmempfundener Hinweis auf Robert Neumanns „Pest von Lianora" wird auch (Stuttg. N. Tagbl. 261 u. a. O.) wiedergegeben. — Über Hermann Hesses neuen Roman „Der Steppenwolf" liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 281); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 944, 978); Paul Gutmann (Vorw. 132). Korrodi sagt: „Hesses Roman ist keineswegs so vereinfacht, daß er nur von der menschlichen und der wölfischen Natur spricht, welch letztere keineswegs das negative Vorzeichen hat; vielmehr zerlegt er die vielen Ichs, gruppiert sie immer anders zu einem neuen, schweren Lebensspiel. Daher läßt denn auch der ‚Steppenwolf', wie jede ungewöhnliche Manifestation eines entschlossenen Dichters, viele Deutungen zu. Es ist kaum eine, die Hesse dem Beurteiler nicht vorwegnimmt. Mozart nennt, wie schon gesagt, den Steppenwolf als ganze Erscheinung — eine Krankengeschichte. Er ist es zweifellos. Wer ihm auf den Zahn fühlt, berührt seinen eigenen Schmerz. Das wollten wir sagen. Wir sind Steppenwölfe allzumal! Bücher von so leidvoller Energie wie Hesses Werk haben die Deutschen wenige vorzuweisen und darum meist bei den Russen borgen müssen. Sie müssen es nicht mehr." — Von dem merkwürdigen Schicksal des Romans „Im Äther" von Emil Sandt erzählt Carl Müller-Rastatt (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 22. Juni): im Augenblick, da das Erscheinen des höchst zeitgemäßen Buchs geboten wäre, macht ein tückischer Verlagszufall das Erscheinen unmöglich. — Emil Baader sagt (N. Bad. Landesztg., Kunst 317) Hermann Eris Busse habe in seinem Roman „Peter Brunnkant" das badische Land mit der Innigkeit eines mittelalterlichen Malers gemalt. — Einen Aufsatz über Leo Weismantels „Geschichte des Richters von Orb" leitet Johannes Mumbauer (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 96) mit den Zeilen ein: „Man darf es als ein erfreuliches Zeichen der Selbstbesinnung und des aus ihr folgenden Wiedereinlenkens in die ihm offenbar bestimmten künstlerischen Bahnen betrachten, wenn Leo Weismantel mit seiner neuesten Erzählung zum ewigen Genre zurückkehrt. Nicht ohne Bedenken und vor allem nicht ohne Besorgnis um des Dichters künstlerische Entwicklung hatte man seit Jahren beobachten müssen, wie Weismantel sich immer und immer wieder auf dem schlüpfrigen dramatischen Boden versuchte, ohne daß seine heißen Bemühungen von rechtem Erfolge gekrönt waren. Seine Begabung ist aber entschieden eine epische: Er, der aus der Volksgemeinschaft hervorgegangen und noch immer ganz in ihr wurzelnde Bauernsproß, ist dazu bestimmt, seinen Volksgenossen die heimischen ‚Mären' (wenn man das Wort in seiner weitesten Bedeutung nimmt) vorzutragen, zu ‚erzählen' und dadurch im besten Sinne ein ‚Lehrer' des Volkes zu sein, der bereit sein muß und des Symbolhaften und Geheimnisvollen nicht entraten kann; geht er aber auf die Bühne, auf der alles plastisch und konkret sein muß, so wird das Symbolische bei ihm ‚mystisch', vag und verschwommen, und die volkstümliche Wirkung ist dahin." — Auf Johannes Murons Roman „Die spanische Insel" lenkt Walter von Molo (Frankf. Ztg., Lit. Bl., 22. Mai) die Aufmerksamkeit: „Des neuen Dichters Werk ist ein Buch der Schönheit, der edelsten Unterhaltung, der dichterischen Kündung der letzten Dinge, ein Kunstwerk und daher allgemeinmenschlich Gültiges an einer Zeit und in einem aufregenden und anregenden Milieu gezeigt. Wahrhaft ein dichterischer Roman."

*

Zur ausländischen Literatur

Anläßlich der außerordentlichen Tagung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der Shakespeare-Woche

Digitized by Google

in Bochum, schreiben: Fritz Engel (Berl. Tagebl. 283, 285), Karl von Felner (Hamb. Fremdenbl. 158a), Herbert Schöffler (Bund, Bern 257, 265). — Auf zwei neuübersetzte Bücher von Joseph Conrad, „Der Nigger vom Narzissus" und „Lord Jim" macht Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 267) aufmerksam. „Den Erzähler Joseph Conrad" nimmt Ludwig Marcuse (Münch. N. Nachr., Einkehr 43) zum Thema. — Als „das Urbild von Shaws Mr. Dubedat" kennzeichnet Eduard Bernstein (Berl. Tagebl. 270) den verstorbenen Edward B. Aveling. „Einleitende Worte zum Shaw-Zyklus", gesprochen im prager Nationaltheater am 11. Juni 1927 von Otokar Fischer, werden (Prag. Pr., Dichtung 25) wiedergegeben. — Zu „Elmer Gantry", Sinclair Lewis' meist umstrittenen Roman, nimmt Robert Saudek (Prag. Pr. 159) kritisch Stellung: es sei ein virtuos geschriebenes Buch, das dennoch kein Kunstwerk, aber eine scharfe Kulturwaffe, wie sie für Amerika nötig zu sein scheine. — „Der Lustspielautor (Somerset Maugham) lüftet die Maske" und wird als sehr ernster, wahrhaft bedeutender Romancier von Arthur Rundt (Berl. Börs.-Cour. 273) erkannt.

Eine Studie über Anatole France bietet Maxim Gorkij (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 128). — Über Marcel Proust schreibt Ludwig Marcuse (Germ., Ufer 23). — Eine Übersicht über das Werk Paul Claudels gibt Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg. 299). — Mit André Suarès, beschäftigt sich, aus Anlaß eines Vortrags von Prof. Cannac im frankfurter Volksbildungsheim, fs (Frankf. Ztg. 406 — 1 M.). — „Französische Schriftsteller auf Reisen" begleitet Paul Cohen-Portheim (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 24). — Auf zwei preisgekrönte Romane, die die französische Akademie mit dem großen Literaturpreis (Pesquidoux' „Chez nous", zwei Bände, und „Livre de raison") und dem Romanpreis (Joseph Kessel „Les coeurs purs") ausgezeichnet hat, weist M. K. (N. Zürch. Ztg. 1025) hin. Mit Kessel beschäftigt sich auch H. v. S. (Bund, Bern 256). — Von „Huysmans bei Tisch" erzählt Jules Bois (Frankf. Ztg. 430 — M.).

Goethes Urteil über Alessandro Manzoni bringt Friedrich Schwerdfeger (Germ., Ufer 24) in Erinnerung. — Über „Pirandello als Maler" plaudert Lucio d'Ambra (Prag. Pr., Dichtung 24). — Francesco Chiesas tessiner Roman „Märzenwetter" rühmt Walter Sandoz (Bund, Bern 261).

„Gedanken über den Roman," insbesondere Bemerkungen zu José Ortega y Gassets „La deshumanacion del Arte" äußert Otto Freiherr von Taube (Magdeb. Ztg. 304). — Der Vortrag über „Neuere holländische Literatur" von N. Geerts wird wiedergegeben (N. Zürch. Ztg. 1016). — Von einem Besuch bei J. V. Jensen erzählt Peter Panter (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 141). — Über Knut Hamsun liegen drei Aufsätze vor: John Landquist (Berl. Tagebl. 263), von demselben (Berl. Börs.-Cour. 259) und M. (Bund, Bern, Kl. Bund 24). — „Gegen die Undset!" wendet sich kritisch Börries, Freiherr von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg., Welt 281).

Über die „Schicksale russischer Schriftsteller" berichtet Boris Brutzkus (Voss. Ztg. 286). — „Zur jüngsten russischen Literatur" gibt Nikolai Bucharin (Frankf. Ztg. 428 — 1 M.) wertvolle, kritische Bemerkungen. — „Zensur und Kritik in Rußland" behandelt Erwin Honig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 123).

* * *

„Neues zur Jugendschriftenfrage." Von Erwin Ackerknecht (Gen.-Anz., Stettin, Buch 166).

„Dämmerung des Goethe-Tages." Von Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 274).

„Kriminalromane." Von Franz Blei (Berl. Börs.-Cour. 282).

„Gegen die Dichtung (Erich Unger)." Von Adolf Caspary (Magdeb. Ztg. 303).

„Die Lage der deutschen Dichtung in der Gegenwart." Von Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 421 b, 425 b).

„Goethe-Tagung." Von Fritz Engel (Berl. Tagebl. 275).

„Das Eheproblem im modernen Roman." Von A. von Gleichen-Rußwurm (N. Bad. Landesztg. 274).

„Offener Brief an einen deutschen Schriftsteller." Von B. Guillemin (Magdeb. Ztg. 292).

„Von deutscher Mystik neuem Anfang." Von H. J. Gummersbach S. J. (Köln. Volksztg. 423).

„Dichter und Sprache." Von Hermann Hesse (Berl. Börs.-Cour. 259).

„Der Weg des deutschen Buches." (Der Insel-Verlag.) Von Siegfried Jacoby (Berl. Tagebl. 257).

„Der Diebstahl im deutschen Drama." Von Arnošt Kraus (Prag. Pr., Dichtung 26).

„Urheberrecht und Übersetzungselend." Von Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 390 — 1 M.) und Wilhelm Arntz (ebenda 425 — 1 M.).

„Tragodiomanie oder: Die Gemütskrankheit, Theaterstücke zu schreiben." Von Emil Lucka (Deutsche Allg. Ztg. 256).

„Dichterpfingsten." Von Börries, Freiherrn von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg., Welt 259).

„Moderne katholische Dichtung in Österreich: (Vinzenz Oskar Ludwig)." Von Ernst Felix Weiß (Augsb. Postztg. Lit. Beil. 23).

„Das Ende der Dichtung." Von Rang (Münster. Anz. Weg 11).

„Eduard Devrient." Von Karl Ziak (Wiener Ztg., 3. April).

„Über den münchener Literaturpreis." (Münch. N. Nachr. 159)).

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Neue Schweizer Rundschau. XX, 6. (Zürich.) Seine „Jeremiade 1927" leitet Bernhard Diebold mit der Betrachtung ein:

„Kunstkrisis herrscht in Deutschland seit dem Expressionismus. Mit jener radikalen Auflockerung der Kunst — worunter Literatur, Musik und Bildkunst zu verstehen ist —, war ebenso die Möglichkeit zu großen Neuschöpfungen wie zu einer völligen Anarchie der Form gegeben. Man hoffte im Namen Europas auf das Erste und empfing im Namen Moskaus und Amerikas das Zweite. Die expressionistische Jugend hatte noch den Krieg als Stoff und die revolutionäre Idee als Ziel. Die Künstlerschaft der Nachkriegsjugend weiß nicht mehr recht, wofür sie Kunst macht. Sie stellt Kino, Revue, Jazzmusik und Sport genau so in den ersten Rang der Lebensbühne wie jene praktische und viel zeitgemäßere Jugend der Maschinentechniker und Sportsjünger, die ehrlich von der Kunst nichts wissen wollen. Jene aber verleumden ihre eigene Mission. Galt früher Richtung gegen Richtung, eine Kunst gegen andere Kunst, so heißt es heute: Leben gegen Kunst, Körper gegen Geist, Stoff gegen Form, Technik gegen Ästhetik. Wozu also noch Kunst? Wozu noch Künstler?

Denn diese Forderungen sind vom Künstler aus schlechtweg nicht denkbar. In den Diskussionen am Kaffeehaustisch stellt man uns das verrückteste Entweder-Oder: Geist oder Technik? Literatur oder Sport? Drama oder Kino? Bildung oder Leben? Faust oder Jack London? Wer's wagt, das erste zu betonen, ist ohne weiteres als ‚Reaktionär' gestempelt. Wer ‚Persönlichkeit' sagt, gilt schon als Feind der Masse. Wer ‚deutsch' sagt, ist ein Völkischer. Wer ‚Geist' sagt, ist ein Oberlehrer. Wer ‚Seele' sagt, ist unheilbar sentimental verkitscht. Wer aber ‚Kommunismus!' schreit, ist ein Genie.

Dies ist der wesentliche Ausdruck nur der sogenannten Jüngsten. Aber diese Jüngsten geben den Ton an."

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 6. (Berlin und Leipzig.) In Erinnerungen an Frank Wedekind sagt Heinrich Mann:

„Wedekind hat in seinen Stücken vorweggenommen, was erst noch kommen sollte. Die neunziger Jahre, in denen er jung war, hatten eigentlich eine weichere Luft, sie waren vergleichsweise harmlos und wohlwollend. Seine jungen Kameraden damals glaubten an alles Gute, sie schrieben Stücke, die wohl düster, aber im Grunde menschenfreundlich waren, und die Hinweise waren auf die nahe bevorstehende Lösung der sozialen Frage, auf den Frieden unter den Menschen. Niemand in der ganzen Welt aber glaubte weniger an den Frieden unter den Menschen als Frank Wedekind. Ob es ihm dabei wohl oder wehe war, er sah nur Kampf, fühlte nur das immer atemlosere Gewühl des Kampfes — im Lande wie in seinem Herzen. Weiber, die nur genießen, Männer, die nur erraffen, jede uneigennützige Handlung ein Hereinfall, jedes freundliche Gefühl ein Gelächter, nur kalte Neugier für Menschliches anstatt Teilnahme, nur Machtsucht sogar bei dem Denker, den Armen vom Gesetz nur gerade das gefährliche Maul gestopft, den Schiebern aber jeder Erfolg auf Erden und im Himmel: das alles war in seinem Herzen schon fertig, als es im Lande erst heranwuchs, und der ganze Anfang des Jahrhunderts sprang, kaum daß es in der Wirklichkeit begonnen hatte, gewappnet aus seinem Kopf. Nirgends wie in seinen Stücken können Sie mit Händen greifen, wie sehr das Leben jener Tage schon Krieg war, bevor es dann wurde, was es war. Niemand hat so unausweichbar vorausgezeigt, wohin solche seelische Haltung treibe.

Er muß wohl viel gelitten haben unter seinen Erkenntnissen; aber glauben Sie nicht, daß er auch vor Glück getaumelt hat in der Überfülle seines Erlebens? Was gilt es dagegen noch, daß er so lange Jahre unerkannt, sogar verlacht umherstehen mußte, und daß er sich, um seiner großen Werke willen, zum Bänkelsänger und Lustigmacher hergeben mußte? Auch das war gut, denn es war Kampf, der wahre Kampf. Wer sich von hoher Art und vom Leben erniedrigt weiß, gibt erst der Welt das Beste: ein Beispiel der Menschenwürde. Darum sehen Sie seine Helden inmitten des göttlich harten Lebens zuletzt nie etwas anderes behaupten oder beweinen als ihre Menschenwürde.

Der Kampf um die Menschenwürde aber ist der Weg des heiligen Geistes. Sei vor dir selbst geweiht und halte darauf, daß niemand dich verletze, du wirst es lernen, die anderen zu achten wie dich; du wirst sie bald erhöhen wollen über ihr übliches Seelenmaß; du wirst sie endlich selbst lieben. Der bis an den Tod herangereifte Wedekind sann nichts anderes mehr als den Sieg des Geistes und der Güte in dem großen Lebenskrieg, den er so wohl kannte."

Die Weltbühne. XXIII, 28. (Charlottenburg.) Den Lyriker Gottfried Benn charakterisiert Fritz Landsberger:

„Mit Kunst zu tun hat Gottfried Benn. Er hat mithin kein Publikum. Er ist durchaus zeitnah, aber die Zeit ist in das eigentlich Dichterische eingegangen. Gottfried Benn hat Verve. Aber die Verve ist fundiert

Digitized by Google

durch ein Grundgefühl, mit dem sich niemand gern einläßt: das Nichts. Das Nichts ist schöpferisches Prinzip der Welt und zugleich schöpferischer Urgrund seiner Lyrik. Das Nichts entfacht die Glut, und die Glut zerstört die hiesigen Substanzen, bis das Nichts wieder frei wird. Das Nichts erlaubt Pathos, weil es selber ganz unpathetisch ist. Das Morbide wird posaunt und dadurch grell lebendig. Das Nichts herauszuschmettern, bedient sich Benn der kurzen, meist daktylischen Reimstrophen Schillers. Immerhin eine etwas teuflische Kunst.

Benns Fremdwörterschatz hat Format. Er reicht in die Tiefen der Medizin, umfaßt die griechische Mythologie und alle geographischen Zonen, nimmt Modeworte des Tages und imposante französische, englische Wendungen lebemännisch mit. Besonders im Reim wirkt das klingende Fremdwort pompös, aber auch präzis, auffallend, aber auch rhythmisch eingeordnet. Medizin und Modisches helfen zu konkreten Formulierungen für die menschliche Armseligkeit, für den ‚Schutt' dieser Erde, Hellas und Geographie weisen auf ferne Möglichkeiten einer hellern Welt, die natürlich niemals standhalten. Der Bezug auf Vorkulturen und fremde Länder zeigt, wie Benns Weltgefühl mit romantischen Elementen durchsetzt ist, nur daß diese mit echt romantischer Ironie auch immer wieder aufgehoben werden. Auch der wiederkehrende Begriff des ‚Grenzenlos' hat (im exakten Sinn Friedrich Schlegels) eine romantische Färbung."

Die Neue Bücherschau. VII, 5, 1. (Charlottenburg.) Gerhart Pohl bekennt sich zu Hermann Kessers Schaffen:

„Hermann Kesser glaubte an die Zukunft der Republik, also ist seine Arbeit gerechtfertigt. Ob er heute noch daran glaubt, darf füglich bezweifelt, wer ‚Straßenmann' und seine letzten Aufsätze (u. a. über Henri Barbusse) las. ‚Wo es Stärkere gibt, immer auf seiten der Schwächeren.' Dieses Motto einer großen ‚Wiener Zeitung' umfaßt auch Hermann Kessers politisches Glaubensbekenntnis. Aus diesem Grunde war er zutiefst immer Feind des Kapitalismus und brüderlich verbunden der proletarischen Masse. Sein Verantwortungsbewußtsein aber hieß ihn in einer Zeit des Zusammenbruchs aller Werte seinen Platz nicht verlassen: als Dichter — nichts weiter zu tun als — zu dichten, als Schöpfer des Wortes — nur vermittels des Wortes zu schaffen. So nur konnte ihm ‚Straßenmann' gelingen, diese beste Gestaltung der deutschen Inflationszeit, Dokument einer nahen Vergangenheit und Besitz für eine weite Zukunft.

Hermann Kesser anerkennen, heißt an die Zukunft großer Dichtkunst glauben. Denn sein Werk hat durch den Willen zur Wahrheit und zur Geltung diese Gegenwart ‚ideoplastisch' — wie er selbst einmal schrieb — geformt. ‚Es geht ... in der Dichtung um die Frage, wie der Wahrheit ein musikalisches Herz eingesetzt wird.' Hermann Kesser war schon zu alt, als der Zusammenbruch kam. Schon zuviel von der kulturellen Tradition des Bürgertums hatte er in sich aufgenommen, um noch ‚umlernen' zu können (wie der zehn Jahre jüngere Becher). Aber ihn trennt von Bourgeois und Literaten Verantwortungsgefühl und soziales Gewissen, Wahrheitsliebe und Gestaltungskraft — nur eine ganze Welt."

Stimmen der Zeit. LVII, 9. (Freiburg i. Br.) Peter Lippert S. J. beschäftigt sich eingehend mit Georges Bernanos „Sous le Soleil de Satan" und gewinnt daraus Weitblick:

„Es ist wahr, in dem Buch von Bernanos ist die Konsequenz auf die Spitze getrieben: die Welt unter der Sonne Satans ist mit unbarmherziger Deutlichkeit bis in ihre dunkelsten Abgründe und Verstiegenheiten gezeigt. Aber sein Weltbild ist doch nicht bloß eine absurde Konstruktion, eine bis zum Grauenvollen und zum Lächerlichen getriebene Folgerichtigkeit einer umdüsterten Phantasie. Auch wenn der Dichter dieses Buches nicht selbst hinter der Gestalt seines Helden stehen sollte, was ziemlich zweifelhaft ist, so gibt es doch wahrlich genug Menschen, die dieses furchtbare Weltbild in ihrer Seele tragen, wenn sie auch selbstverständlich nicht alle so konsequent, so schrecklich geradlinig denken und fühlen. Allerdings, das wird man zugeben müssen: die größere Folgerichtigkeit findet sich meist bei den Menschen dieses Weltbildes. Unter ihnen finden sich gewöhnlich die Fanatiker einer Idee, und es ist stets eine düstere Idee, eine wie eine Fackel in der Finsternis lohende Idee, die sie mit hartem Antlitz in die Welt schleudern. Die Sonne Satans war es, von deren grauenvollem Schein erschreckt die großen Revolutionäre und Reformer, die flammenden Ankläger der Menschheit, die düsteren Bußprediger und die Propheten der Strafgerichte, die angstbebenden Inquisitoren und Götzenzertrümmerer auszogen, um ein Weltgericht zu veranstalten. Die Menschheit verdankt ihnen unsägliche Schrecknisse und Greuel, aber auch unendlich viel ernste Einkehr und Aufschwung und Heil. Diese Menschen, welche die Sonne Satans leuchten sahen, waren die schrecklichen Ackersleute, die die menschlichen Gemüter immer wieder zerrissen mit unbarmherziger Pflugschar — sonst wären sie längst allenthalben zu unempfänglichem Stein verhärtet."

Digitized by Google

Europäiſche Revue. III, 3. (Berlin.) Aus Paul Valérys intereſſanten Bemerkungen zu Montesquieus „Perſiſchen Briefen" ſei folgender Abſatz wiedergegeben:

„Dieſes Buch iſt von einer unglaublichen Kühnheit. Man wundert ſich, daß der Verfaſſer ſtatt alles ſonſtigen Verdruſſes nichts als die vorübergehende Angſt um ſeinen Sitz in der Akademie auszuſtehen hatte; und auch das war nur eine leichte Wolke. Er gewann den Ruhm, den Akademieſeſſel und einen fabelhaften Abſatz. Die Freiheit des Geiſtes war in jener Zeit ſo groß, daß dieſe ſo frivolen und vielberufenen Briefe der Laufbahn des Gerichtspräſidenten und Philoſophen nicht den geringſten Eintrag taten. Die Heuchelei iſt eine Notwendigkeit nur in den Epochen, da Schlichtheit der Erſcheinung verlangt wird, da man der menſchlichen Natur ihre Vielfalt nicht geſtattet, da die Eiferſucht der herrſchenden Mächte oder auch die Torheit der Meinungen den Menſchen eine Muſterform aufzwingt. Auf der Stelle wird das Muſter als Maske genommen.

Heuchelei gibt es nur in den Augenblicken, da die Lage der Dinge durchaus erfordert, daß ſich alle Bürger einem einfachen, leicht zu definierenden und alſo leicht zu handhabenden Typus anpaſſen.

Um 1720 ſetzte dieſe Notwendigkeit — zwiſchen zwei großen Jahrhunderten — ein wenig aus."

* * *

„Juſtus Möſer." Von Paul Requadt (Deutſches Volkstum IX, 6. Hamburg).

„Goethe und Charlotte von Stein." Von Brunold Springer (Die Neue Generation XXIII, 6. Berlin).

„Friedrich Heinrich Jacobi, ein Freund Goethes." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt III, 18. Berlin).

„Goethes Führung." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitſchrift für Deutſche Bildung III, 6. Frankfurt a. M.).

„Goethe und das Überſinnliche." Von K. G. Kupfer (Seelenprobleme I, 2. Riga).

„Das Element des Romantiſchen in Goethe." Von Philipp Seiberth (The Journal of English and Germanic Philology XXVI, 1. Urbana).

„Goethes dramatiſche Sendung." Von Leo Weiſer (Blätter der Württembergiſchen Volksbühne VIII, 10. Stuttgart).

„Ein pfälzer Vorgänger des Dichters Richard Wagner (Maler Müller)." Von Robert Hernried (Dramaturgiſche Blätter 1926/27, 41. Mannheim).

„Heinrich von Kleiſt." Von Karl von Felner (Masken XX, 18. Düſſeldorf).

„Heinrich von Kleiſt's tragiſcher Untergang." Von Erwin Stranik (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 40).

„Das Droſte-Problem." Von Joſef Karp (Der Gral XXI, 9. Eſſen).

„Georg Büchner." Von Friedrich H. Prehm (Oſtdeutſche Monatshefte VIII, 3. Oliva).

„Max Waldau." Von W. Mak (Die Bücherwelt XXIV, 6. Köln).

„Das Geheimnis des ‚großen Unbekannten'." Solothurner Erinnerungen an Charles Sealsfield-Poſtl. Von Eduard Caſtle (Jahrbuch deutſcher Bibliophilen 1927, Wien).

„Briefe Raabes an Karl Geiger." (Mitteil. für die Geſellſch. der Freunde Wilhelm Raabes, XVII, 2. Wolfenbüttel.)

„‚Chriſtoph Pechlin'." Von Karl Geiger † (ebenda).

„Stuttgarter Bergwerksgeſellſchaft." (Aus dem Haldenbuch.) Von Otto Oſtertag (ebenda).

„Das Studentiſche bei Raabe." Von Karl Konrad (ebenda).

„Noah Buchius in Raabes ‚Odfeld'." Von E. Bösſer (ebenda).

„Bismarck und Raabe." Von Paul Oſtwald (Der Deutſchen-Spiegel IV, 24. Berlin).

„Max von Eyth." Der Techniker, Poet und Zeichner. Von Max Schefold (Weſtermanns Monatshefte LXXI, 850. Braunſchweig).

„Friedrich Huch." Von Adolf von Grolman (Die ſchöne Literatur XXVIII, 6. Leipzig).

„Hermann Löns." Von Friedrich Caſtelle (Markwart III, 4. Hannover).

„Carl Spittelers Welterlebnis." Von Walther Kühlhorn (Zeitſchrift für Deutſche Bildung III, 6. Frankfurt a. M.).

„Franz Muncker und der Deutſche Sprachverein." Von Otto Riedner (Mutterſprache, Zeitſchrift des Deutſchen Sprachvereins XLII, 6. Frankfurt a. M.).

„Barlach." Von Ludwig Wagner (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 43).

„Alfred Döblins Werk und die Zeit." Von H. G. Brenner (Die Neue Bücherſchau V, 1. Berlin-Charlottenburg).

„Thomas Mann als Strandgut auf der Inſel der dreißig Särge." Von Hanns Johſt (Hellweg VII, 11. Eſſen).

„Ernſt Heilborn — 60 Jahre alt." Von Leonhardt Hutten (Deutſcher Literaturſpiegel III, 18. Berlin).

„Julius Meier-Graefe." Von Franz Blei (Das Tagebuch VIII, 23. Berlin).

„Walther Siegfried." Von Joſef Hofmiller (Der Leſezirkel XIV, 7. Zürich).

„Der Romaniſt an der deutſchen Hochſchule." Einem Wegbereiter neuen Romaniſtentums, Hanns Heiß zum 50. Geburtstag (29. Mai 1927) gewidmet. Von Leo Spitzer (Die Neueren Sprachen XXXV, 4. Marburg i. H.).

„Emil Ludwig." Von Anneliese Schmidt (Deutſches Volkstum IX, 6. Hamburg).

„Dem Autor des Trenck-Romans." Zum 40. Geburtstag Bruno Franks — 13. Juni 1927. Von E. Fr. (Deutſcher Literaturſpiegel III, 18. Berlin).

„Franz Herwig." Von Martin Treblin (Der Türmer XXIX, 9. Stuttgart).

„Franz Werfel." Von Herbert Zinke (Die Neue Zeit II, 5/6. Dresden).

„Franz Johannes Weinrich." Von Karl Jacobs (Weſtdeutſche Blätter d. Bühnenvolksbundes III, 8. Düſſeldorf).

„Alexander Lernet-Holenia." Von Hans Heinrich Schaeder (Neue Schweizer Rundſchau XX, 6. Zürich).

„Der Lyriker Siegfried Lang." Von Walter Kern (ebenda).

„Heinz Erich Platte." (Deutſcher Literaturſpiegel III, 18. Berlin).

„Gerhard von Mutius als Philoſoph." Von Alfred Pomarius (Klingſor IV, 6. Kronſtadt).

* * *

„Shakeſpeares Perſönlichkeitsideal." Von Levin L. Schücking (Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung III, 3. Leipzig).

„Briefe an Freunde." Von Joſeph Conrad (Die Neue Rundſchau XXXVIII, 6. Berlin).

Digitized by Google

„Über den ‚Ulysses' [James Joyce]." Von John Alexander West (Annalen I, 7. Horgen-Zürich).

„Sheila Kaye-Smith." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXVI. Bd. 1927, Berlin).

„André Gide und die letzte Phase des Individualismus." Von Karl Thieme (Die Christliche Welt XLI, 11. Gotha).

„Die geistige Struktur des französischen Theaters der Gegenwart." Von Eberhard Moes (Das Schauspiel 1926/27, 14. Königsberg i. Pr.).

„Französische Zivilisation und Abendland." Von Ernst Robert Curtius (Europäische Revue III, 3. Berlin).

„Guido Gezelle." Von Rudolf Honegger (Neue Schweizer Rundschau XX, 6. Zürich).

„Das junge künstlerische Belgien." Von Roger Avermaete (Die Neue Bücherschau V, 1. Berlin-Charlottenburg).

„Neue Richtungen der italienischen Literatur." Von Adriano Tilgher (Neue Schweizer Rundschau XX, 6. Zürich).

„Zum Problem Calderon." Von Adolf Dyroff (Der Bühnenvolksbund II, 5. Berlin).

„Neues über August Strindberg." [Eßwein, Erdmann, Hedén, Jaspers, Fischers, Möhler.] Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XLI, 11. Gotha).

„Georg Brandes als europäischer Kritiker." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 9. Freiburg i. B.).

„Die Grundlagen der heutigen norwegischen Literatur." Von Ernst Alker (Literarischer Handweiser LXIII, 9. Freiburg i. B.).

„Dostojewskij und Europa." Von Th. G. Masaryk (Nord und Süd L, 1. Berlin).

„Eine Dostojewskij-Legende." Von Arthur Knüpffer (Die Weltbühne XXIII, 24. Berlin).

„Moskauer Bücherjahrmarkt." Von Egon Erwin Kisch (Deutscher Literaturspiegel III, 18. Berlin).

„Stefan Zeromski." Von Otto Forst-Battaglia (Der Gral XXI, 9. Essen).

* * *

„Fazit der jungen Bühnen." Von Erich Dürr (Dramaturgische Blätter 1926/27, 42. Mannheim).

„Das schweizerische Barocktheater." Von Oskar Eberle (Die Vierte Wand 1927, 16. Magdeburg).

„Die Dramen Hanns Johst's." VII. Von Rolf Hartmann (Die Neue Zeit II, 5/6. Dresden).

„Albert Kösters theatergeschichtliches Kolleg." Von Gertrud Hille (Die Vierte Wand 1927, 16. Magdeburg).

„Bühne und Spielplan." Von Heinrich Leis (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 3. Oliva).

„Bernhard von Weimar als dramatis persona." Eine stoffgeschichtliche Betrachtung. Von Paul Alfred Merbach (Der Bühnenvolksbund II, 5. Berlin).

„Die Zwischenspiele des Cervantes." Von Ludwig Pfandl (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 3. Leipzig).

„‚Medea' — Ein Dramenstoff der Zeiten und Völker." Von Friedrich Rosenthal (Radio III, 36. Wien).

„Deutschlands theatralische Sendung." Von Herbert Saekel (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 3. Oliva).

„Drama und Dramaturgie." Von Arthur Sakheim (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 44/45).

„Theaterkultur in Spaniens klassischer Zeit." Von Expeditus Schmidt O. F. M. (Die Vierte Wand 1927, 16. Magdeburg).

„‚Neidhardt von Gneisenau'. Bemerkungen zu Wolfgang Goetz' gleichnamigem Schauspiel." Von Max Martin Sternschein (Die Neue Zeit II, 5/6. Dresden).

„Die Komödien von Hans J. Rehfisch. Von Hans Sturm (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes III, 8. Düsseldorf).

„Jhering und die Dramaturgen." Von Otto Zarek (Das Tagebuch VIII, 22. Berlin).

„Piscator und Wir." Von Gustav Zeuner (Die Neue Zeit II, 5/6. Dresden).

* * *

„Zur Schweizerdichtung der Gegenwart." Von Ernst Aeppli (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 6. Leipzig).

„Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung." Von Willi Beils (Die Bücherwelt XXIV, 6. Köln).

„Vorbereitung des Hochverrats durch Verbreitung von Schriften. ‚Literarischer Hochverrat?'" Von Conrad (Deutsche Juristen-Zeitung XXXII, 11. Berlin).

„Der Anteil der Schweiz an der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts." Von Emil Ermatinger (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 6. Leipzig).

„Gesamtausgaben außerdeutscher Dichter." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 31/32).

„Kritik." Von Josef Glücksmann (Masken XX, 16. Düsseldorf).

„Zur Tierdichtung." Von Adolf Glupe (Die Volksschule XXIII, 6. Langensalza).

„Die Landschaftsbetrachtungen im klassischen Deutschland." Von Alfred Happ (Der Kunstwart XL, 9. München).

„Ostpreußische Dichtung der Gegenwart." Von W. Harich (Markwart III, 3. Hannover).

„Beethoven in der Dichtung." [Schluß.] Von Hans Lebede (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 46).

„Die Romane der Welt." Von Thomas Mann (Das Tagebuch VIII, 22. Berlin).

„Die sexuelle Frage in der jüngstdeutschen Literatur." Von Rudolf Melitz (Junge Menschen VIII, 6. Hamburg).

„Satansknechtschaft — oder Freiheit der Kinder Gottes?" Gedanken über die zwiespältige Geisteshaltung der neueren katholischen Literatur aus Anlaß eines Romans [Georg Bernanos, „Die Sonne Satans"]. Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXIII, 9. Freiburg i. B.).

„Literatur über seelische Erkrankungen." Von Theodor Müncker (Die Bücherwelt XXIV, 6. Köln).

„Schweizerische und deutsche Dichtung." Von Walter Muschg (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 6. Leipzig).

„Musiklose Lyrik." Von Johann Pilz (Musik im Haus VI, 4. Wien).

„Poetischer Sprachverfall." Eine Selbstanzeige. Von Albrecht Schaeffer (Preußische Jahrbücher CCVIII, 3. Berlin).

„Von der Poesie und Prosa der Jungen." Von Adolf Scheer (Die Neue Zeit II, 5/6. Dresden).

„Über das Wesen des Plagiats." Von Erwin Stranik (Deutsche Rundschau LIII, 9. Berlin).

„Österreichische Lyrik." Von Marianne Thalmann (Radio III, 36. Wien).

„Über Industriedichtung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet." Von Walter Vollmer (Der Türmer XXIX, 9. Stuttgart).

„Die geistige Arbeit des Schriftstellers." Von Otto Weddigen (ebenda).

„Deutsche Buchhändler." Von Thomas Wehrlin (Das Tagebuch VIII. 24. Berlin).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Saarbrücken

„Pistolen." Drama in drei Aufzügen. Von Heinz Steguweit. (Uraufführung im Stadttheater am 14. Juni 1927.)

Die unproblematische Fabulierfreude des jungen kölner Dichters, der in seinen kleinen Geschichten und Anekdoten in rheinischer Laune daher kommt, versucht sich diesmal im ethischen Pathos der „Menschheitssendung". Ein Mann opfert und kämpft für seine Idee der Errettung gestrandeter Existenzen. Sein Freund und Gegenspieler, ein der egoistischen Lust verfallener Lebemann, überschüttet ihn mit zynischen Worten, eine Frau (Kunstschützin in einem Varieté) tritt dazwischen und führt zu kinodramatischen Verwicklungen, Pistolen im zwiefachen Sinn, Pistolen (Geld) und Pistolen des Schicksals und der Leidenschaft kämpfen um Vorrang. Die Macht des reinen Herzens siegt. Doch das Ethos des Stücks ist ausgesprochen jugendlich-lyrisch ohne dramatisch zusammenreißende Kraft, die große Menschheitsangelegenheit wird dem kritischen Betrachter nicht glaubhaft. Aber als Probe einer geschickten und für die Bühne und ihr Tagesbedürfnis glücklichen Hand verdient das Stück Beachtung. Steguweit packt den Nerv des Publikums, der das „Romanhafte" (und nicht das dramatisch Tiefgreifende) der Spannung braucht, und das zum Kino abgewandert ist, weil ihm im „Kulturtheater" zu wenig „geboten" wird. Das „Knallige" des Steguweitschen Stücks weist seine Begabung unweigerlich zur saftvollen Komödie hin, was auch schon gleich im ersten Akt im komischen Wortspiel und Tonfall offensichtlich wird. Der junge Rheinländer hat Griff und Zug zum handfesten, aller psychologischen Bohrkunst und „Sendungsideen" abgewandten Theater, er hat sich hier ins Ethos verirrt. Auch liegt der Mechanismus noch allzu offen; doch er wird vielleicht eines Tages umblüht und nicht mehr sichtbar sein. Man sollte Steguweits unbefangene Gerissenheit (eine Gerissenheit, die Natur und Instinkt und nicht Intellekt ist) nicht schon im Anfang durch schneidende Kritik von der Bühne verscheuchen. Er wird wohl einmal eine flotte Komödie schreiben.

Arthur Friedrich Binz

Mannheim

„Quintett." Komödie in drei Akten. Von Erich Noether. (Uraufführung im Nationaltheater am 8. Juni 1927.)

Ein jüngerer berufsloser Landhausbesitzer, dessen „hobby" Aphorismen und Freundinnen von ihm ähnlicher geistiger Veranlagung sind, ein Parlamentarier, der zu gern in Dauerreden sich äußert, um Aphorismen prägen zu können und Frauen nicht zu langweilen, ein ganz harmloser Gutsbesitzer, dessen Harmlosigkeit gerade die Temperamente und Instrumente durcheinanderbringt, die geschiedene Frau des Parlamentariers, die hinter dem Flirt eine neue Ehe, und die vielseitige Freundin, die vorderhand nichts als ein Spiel zu zweien sucht: ein Quintett höchst zufälliger und fragwürdiger Art. Inhalt der dreiaktigen, plauderhaft geistreichen Komödie Noethers ist darum auch einzig die Auflösung des unharmonischen Ensembles und die Neugruppierung über gemischtes Doppel zu Partnerschaften, unter Ausbootung des überflüssigen Fünften. Die Form dieses Spiels entbehrt nicht des Reizes kapriziöser Verwicklungen und geistvoller Improvisationen. Ein wenig mehr Konsistenz und weniger Weitschweifigkeit, weniger Nachgiebigkeit dem bloß netten Einfall gegenüber käme dem Charme solch unbeschwerter Unterhaltung noch zustatten.

Paula Scheidweiler

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Eine Geschichte der Philosophie, die es in zehn Monaten auf achtzehn Auflagen bringt: das ist das Buchereignis, das wir heute erleben. Man lasse also endgültig die Auffassung fallen, Amerika sei kondensierter Materialismus. Wir haben ein spirituelles Leben, das trotz aller Goldreserven unsres Schatzamts an die Oberfläche drängt und die harte Kruste pragmatischen Treibens allmählich durchbricht. Will Durant, der Verfasser dieser Geschichte, ist ein junger akademischer Lehrer. Der Erfolg seines Buchs liegt in dem Eigenartigen seines Stils und der Art der Darbietung seines Stoffs. Beide sind aufs engste mit dem Sprachidiom, in dem er schreibt, verbunden; dennoch mag eine Probe auch in übertragener Form in dieses Urpersönlichste seines Stils einen Blick gewähren. Das Kapitel über „die Kritik der reinen Vernunft" beginnt: „Was bedeutet dieser Titel? Genau genommen ist Kritik keine Nachprüfung, sondern kritische Auflösung; Kant greift

Digitized by Google

nicht ‚die reine Vernunft' an, es sei denn am Ende, wo er ihre Begrenzungen zeigt; vielmehr hofft er ihre Möglichkeiten zeigen zu können und sie über das unreine Wissen hinaus zu heben, das uns kommt durch die zersetzenden Kanäle der Sinne. Denn „reine" Vernunft soll Wissen bedeuten, das nicht durch unsre Sinne kommt, sondern unabhängig von aller Sinneserfahrung ist; Wissen, das zu uns gehört durch die angeborene Natur und Struktur des Geistes." Was Durant angestrebt hat, ist der so oft mißglückte Versuch, Philosophie leicht faßlich darzustellen. Gewiß ist die wachsende Zahl der Auflagen kein Erweis, daß ihm der Versuch gelungen ist. Er entspricht aber einem Drängen in unsrer Jugend, die Dinge außerhalb ihrer rein zufällig zeitlichen Folge und ihrer nur physischen Zusammenhänge auch ursächlich begreifen und verstehen und die in Europa bis dahin geleistete Arbeit kennenzulernen.

Daß der staatlich abgestempelte Bildungsapparat trotz seines sehr lebhaften Betriebs diesem selben Drängen der Jugend nach Verstehen des Lebens nicht entspricht, ist im Grunde der Sinn eines in der Gegenwart viel erwähnten Buchs, das den Direktor des neuyorker People's Institute zum Verfasser hat und sich betitelt: „The Meaning of a Liberal Education". Die zuweilen kaustische Kritik, die der Verfasser an Einrichtungen, Grundsätzen und Zielen des amerikanischen Schulwesens und Unterrichts übt, ist von dem auswärtigen Leser mit dem unvermeidlichen Körnchen Salz hinzunehmen, da das Buch bewußt durch Übertreibung wenigstens in einzelnen Beziehungen bessern zu können hofft.

Edna Vincent Millay gehört zu unsern jungamerikanischen Lyrikern; näheres steht von ihr zu lesen in der Juni-Nummer der Literatur. „The King's Henchman", ein Drama in drei Akten, bezeichnet in ihrem dichterischen Werden eine Stufe ihrer Entwicklung; eine lyrisch durchhauchte Dichtung, klar und knapp in der Sprache, einfach und gradlinig in der Behandlung der Fabel. Der Halbbruder und Gefolgsmann eines Königs soll für letzteren bei dem Degen von Devon um die Tochter werben. Er gewinnt sie für sich selber und heiratet sie, ohne seine Mission bekanntzugeben. Aber die Reue über den Treubruch gönnt ihm keine Ruhe, bis er ihn vor seinem Weib und seinem König bekannt hat, um sich dann selbst den Tod zu geben. An sich also ein sehr bekannter tragischer Fall. Die Bedeutung liegt denn auch nicht in der Dichtung selbst, sie wird ihr dadurch, daß sie Libretto geworden ist, für eine allseitig als erfolgreich anerkannte Oper eines amerikanischen Komponisten, Deems Taylor mit Namen. In der glücklich geratenen Verbindung beider, des Textes und seiner Vertonung, liegt der Zeitwert dieses Werks, ein Kunstbeitrag, dessen sich Amerika nicht zu schämen braucht, und darüber hinaus die Befriedigung eines Ehrgeizes, den man ihm wahrlich nicht verargen oder verkümmern sollte, selbst wenn dahinter kein andres Motiv steckt als der Welt zu zeigen, daß wir ihr auch noch etwas andres zu bieten haben als Banknoten.

Als Spiegel und Pistolenschuß, durch die er Spiegelmenschen ins Dasein ruft, betrachtet Sinclair Lewis offenbar seine Rolle als amerikanischer Romancier. Allerlei Berufs- und Gesellschaftsgruppen sind auf diese Weise nicht zum Schaden unsres bürgerlichen Erdendaseins ihrem Spiegelbild gegenüber gestellt worden. Auch in seinem jüngsten Werk „Elmer Gantry" ist er diesem Grundzug seines Schaffens treu geblieben, und zwar ist es der geistliche Stand, der diesmal vor den Spiegel gestellt wird und sein Konterfei beschauen lernt. Doch bleibt Lewis zum Schaden seiner Dichtung nicht mehr Dichter, er läßt die Leidenschaft des eignen Empfindens an die Stelle des Erlebens treten und wird so zum Moralisten. Er spielt mit seinen Charakteren mit. Allein so subjektiv Dichtung sein darf zum Erreichen der tiefen Wirkung, so objektiv muß Kritik bleiben, wenn sie nicht in Schimpferei ausarten will. Aber Lewis will beides vereinen, und daran ist er gescheitert.

In diesen Tagen, da das deutsche Schmutz- und Schundgesetz seine ersten Auswirkungen zeigt und wir auch hier wieder einmal den Notschrei der Puritaner nach dem Zensor durchgekämpft haben, dürfte „Anthony Comstock; Roundsman of the Lord" von Heywood Broun und Marg. Leech auf beiden Seiten des Atlantik von Interresse sein. Denn hinter diesem für den deutschen Geschmack fast blasphemischen Titel verbirgt sich die Biographie eines Mannes, eben dieses Anthony Comstock, in dem sich das reaktionäre Puritanertum der letzten dreißig Jahre in seiner ganzen Armseligkeit verkörpert hat. Als Generalsekretär der Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters war er ein autonomer selbstbestallter Zensor, dessen Marotten Buchhändler und Autoren in gleicher Weise vor den Schranken so manchen Gerichtshofs haben kennen lernen müssen. Vieles davon wird hier mit der nötigen Milieuschilderung als Beigabe von beiden Verfassern aufgefrischt und der Mann selbst in äußerst geistreicher Form als ein echt amerikanisch pittoresker Charakter geschildert.

Ob wir wirklich auf dem Wege sind, diesen Puritanismus zu überwinden? Die Frage will nicht mehr zur Ruhe kommen, obgleich das geistige Treiben nicht mehr so hektisch flutet und flattert wie in den Jahren un-

Digitized by Google

mittelbar nach dem Kriege. Aber die sachlichste unsrer Monatsschriften „Current History" hat sich für die letzte Nummer gleich zwei Ansichten mitteilen lassen. Floyd Dell, der aus dem Journalismus geborne Romanschriftsteller, selbst ein überzeugter Anhänger der Jungen, sieht in der jungamerikanischen Bewegung den Sauerteig, der schließlich das amerikanische Leben durchdringen wird. Sehr viel nüchterner urteilt Catherine Ely, die zwar auch der Bewegung nicht fern steht, aber noch nicht so stark hervorgetreten ist. Sie sieht in den Intellektuellen nur eine Clique, die, äußerlich und innerlich affektiert, nur einen gewissen Typ zu paradieren sucht, ohne wirklich mit einem Reformprogramm Ernst machen zu wollen. Das sind zwei typische Urteile, hervorragend in erster Linie wegen der Stelle, an der sie stehen. Im allgemeinen flaut der Kampf auf der defensiven Seite der Alten ab, aber nur vorsichtig rücken die Jungen nach. Denn mehr und mehr stellt sich vor sie die Forderung nach einem fest umrissenen Programm. Die Einsicht, daß es mit negativer Kritik am Hergebrachten allein nicht getan ist, ist schon manchen unter ihnen gekommen. Man sucht vor allen Dingen die Literatur der neuen Ideen systematischer zu verbreiten. Die Klubs und Verbände, die mit mehr oder weniger kaufmännischer Reklame dieses Ziel verfolgen, haben sich seit dem Frühjahr 1926 ganz erheblich vermehrt, so daß man bereits fürchtet, sie werden sich gegenseitig das Wasser abgraben.

Die von dem Senior unsrer Germanisten geleitete „Hesperia", Schriften zur germanischen Philologie, bringt als Nr. 16 eine Arbeit des jungen akademischen Lehrers am neuyorker City College, S. Liptzin, unter dem Titel: „The Weavers in German Literature", eine sehr schätzenswerte Leistung auf dem Gebiet der Stoffgeschichte. Nach einem einleitenden Kapitel, das in großen Strichen die aufsteigende Industrie des 19. Jahrhunderts und ihren Einfluß auf die deutsche Literatur verfolgt, zeigt der Verfasser die Verbreitung des Weberthemas in der deutschen Dichtkunst, im Roman, im Drama in der Zeit von Hauptmann bis Toller. Es ist ein reiches, mit anerkennenswertem Fleiß zusammengetragenes und kritisch gut geordnetes Material, das hier geboten wird und das noch ergänzt wird durch eine eingehende Bibliographie. Dabei begnügt sich Liptzin nicht mit einer schematischen Aufzählung der literarischen Motive, sondern macht häufig kleine Exkursionen in die sozialen Auswirkungen seines Stoffs. Eine ähnliche Arbeit: „America in Imaginative German Literature in the First Half of the Nineteenth Century" von Paul C. Weber, eine Doktorarbeit von mehr als 300 Seiten, ist eine umfangreiche Materialsammlung zu einem Thema, das außer den Amerikanisten weitere Leserkreise angesichts der heutigen Einstellung Deutschlands zu Amerika interessieren dürfte. Über den bekannteren Quellen wie Lenau, Platen, Sealsfield, Gerstäcker und Lewald hinaus geht er seinem Stoff nach, nicht nur bis in die naturkundlichen Werke der Periode, sondern bis in kleine Tagesblätter und sonstige schwer auffindbare Notizen. Er verliert dabei niemals den Hauptgesichtspunkt aus dem Auge, daß es sich um Literatur und literarische Strömungen handelt. Seine Materialsammlung aber dürfte die Grundlage zu noch tiefer dringenden Arbeiten bieten, die beispielsweise die Entstehung gewisser Typen wie den des nach Amerika auswandernden verlornen Sohns und des reichen Onkels aus Amerika verfolgen oder den Gesamtcharakter der deutschen Ausgewanderten festzuhalten suchen. Beiden wissenschaftlich wertvollen Arbeiten sei die Erwähnung einer dritten angereiht, eine Übersetzung von Schleiermachers Monologen mit einer längeren kritischen Einleitung über Schleiermachers philosophische Lebensanschauungen, besorgt von Horace Leland Frieß durch die Open Court Publishing Co. Allen drei Autoren liegt, wie ihre Namen zeigen, das Interesse für deutsches Geistesgut im Blut; sie erwerben sich als Besitz, was sie von den Vätern ererbt haben; es ist also trotz des Weltkrieges nicht aller Same vergeblich gesät worden. Und nicht nur Leute deutschen Blutes beschäftigen sich wieder mit Problemen deutscher Literatur und Geschichte. Alfred R. De Jonges „Gottfried Kinkel as Political and Social Thinker" sei nur als ein Beispiel von vielen genannt.

Ein Buch von Kuno Francke, dem verdienten harvarder Professor und Schöpfer des germanischen Museums zu Cambridge, der vierzig Jahre lang deutscher Kulturträger in Amerika gewesen ist, kann immer Beachtung verlangen. „German After-War Problems" nennt er die kürzlich erschienene Sammlung von vier seit 1924 entstandenen Essays. Er sieht im deutschen Charakter vieles, was zur Erwartung des neuen deutschen Menschen berechtigt und hört im Reisetagebuch des Grafen Keyserling eine Stimme der Hoffnung, aber er glaubt die Anzeichen des neuen Aufstiegs in der sonstigen Literatur der Gegenwart — ausgenommen bei Thomas Mann und einigen anderen — nicht wahrzunehmen. — Seinen vor etwa zwei Jahren erschienenen Tagebuchblättern hat der frühere Oberbefehlshaber der amerikanischen Rheinlandtruppen, General Henry T. Allen, nunmehr eine zusammenhängende Darstellung seiner Tätigkeit auf deutschem Boden in seinem Buch „The Rhineland

Digitized by Google

Occupation" gegeben, das von der Bobbs Merrill Comp. in Indianopolis verlegt ist. — „Henry James: Man and Author" von Pelham Edgar, herausgegeben von Houghton Mifflin Comp., wird in seiner erschöpfenden und das Gesamtwerk des in der Vorkriegsperiode führenden Schriftstellers überschauenden Art in Zukunft als das Standardbuch über James angesehen werden. — Die Oxford University Preß hat kürzlich ein zwölfbändiges Werk, „The Makers of Canada" auf den Markt gebracht. Es besteht aus elf Biographien kanadischer Staatsmänner von Champlain und Count Frontenac bis zu Sir Wilfred Laurier und bringt im zwölften Teil „The Oxford Encyclopedia of Canadian History" von Lawrence Burpee. — Professor E. R. Turner hat sein Geschichtsbuch „Europe since 1870" mit einer die Nachkriegszeit behandelnden Erweiterung neu herausgegeben. Von dem bedeutenden Historiker hätte man aber erwarten dürfen, daß er auch die übrigen Teile dieses sonst ziemlich einflußreichen Buchs auf Grund der neuesten Veröffentlichungen der verschiedenen Regierungen revidiert hätte. Da das nicht geschehen ist, büßt sein Buch an Wert ein. — „Books Abroad", unter dieser Bezeichnung hat die University of Oklohoma angefangen, eine kleine Zeitschrift herauszugeben, die ausschließlich der Besprechung von Werken des europäischen Büchermarkts gewidmet ist, und zwar sollen nicht nur wissenschaftliche, sondern auch schöngeistige Werke Berücksichtigung finden. Das deutsche Buch hat dabei seinen Platz gefunden, und die Weiterführung dieses Gebiets ist Ernst Rose von Neuyork übertragen worden. — An Übersetzungen möchte ich folgende Titel notieren: „The Sorcerer's Apprentice" von Hanns Heinz Ewers, „Rhapsody, a Dream Novel" von A. Schnitzler, „The Story of Music" von Paul Bekker und „Systematic Theology" von Wilhelm Herrmann. Dazu sollte genannt werden die deutsche Übertragung von Edward Fitzgeralds „Rubaiyat des Omar Khayyam" die zwar in Deutschland verlegt ist, aber den St. Louiser Professor H. W. Nordmeyer zum Verfasser hat.

Neuyork A. Busse

Französischer Brief

Paul Valéry ist am 24. Juni in die Akademie aufgenommen worden. Es war ein großer Tag. Erwartungsvoll sah man seiner Rede entgegen. Die einen glaubten, er würde seinen Vorgänger Anatole France herunterreißen, wie Challemel-Lacour seinerzeit Renan, Louis Bertrand Barrès herabgesetzt hatte. Andere wiederum vermuteten, daß er France überhaupt nicht erwähnen werde. Aber Valéry ist ein zu gemessener, traditionsverbundener Geist, dem solche literarischen und gesellschaftlichen Entgleisungen fern liegen. Er nannte mehrfach „son illustre prédécesseur", „son grand confrère" und enttäuschte dadurch die Sensationsgierigen. Er entrollte in gepflegter klarer Rede, seinem Wahlspruch entsprechend, „rien ne m'attire plus que la clarté", ein breit angelegtes Entwicklungsbild des Symbolismus, sprach von der Bedeutung Mallarmés für die neuere Lyrik und umriß die hohe und ernste Aufgabe der Poesie in allen Zeiten. Seine feierliche Aufnahme in die Akademie hat seinem Namen von neuem Glanz verschafft. Alle Zeitungen und Zeitschriften beschäftigten sich mit ihm. „Le Temps", „Les nouvelles littéraires" veröffentlichten seine Rede in extenso; „Comoedia" druckte bisher noch nicht publizierte Gedanken über Frankreich und Paris von ihm. In derselben Zeitung würdigten ihn Gonzague Truc, erschien eine Studie über la philosophie mechanique von ihm. Die Cahiers de la quinzaine gaben als Sonderdruck „quatre lettres au sujet de Nietzsche" heraus, in denen Valéry gewichtige Einwände gegen unseren Philosophen erhebt. André Levinson veröffentlichte in Buchform „Paul Valéry, philosophe de la danse", François Porché „Paul Valéry et la poésie pure", René Fernandat „Paul Valéry avec un portrait". Diese und andere Schriften über den Dichter sind in der Presse gewürdigt worden. Auf der gleichen Höhe wie Valérys Akademierede hielt sich die Antwort von Gabriel Hanotaux, der die äußeren Lebensschicksale des Dichters nachzeichnete und ohne Pathos sein Werden und Wirken darstellte. Unter den vielen Schriften dieses Augenblicks ist noch besonders der philosophisch orientierte Aufsatz von E. Noulet im „Mercure de France" vom 15. Juni hervorzuheben. Da mit Valéry Entwicklung und Bedeutung der Symbolistenschule wieder neue Aktualität gewinnt, so sei auf das soeben in „Les Arts et le livre" erschienene Buch von John Charpentier „Le Symbolisme" verwiesen, das als erster Band einer von René Lalou herausgegebenen Bücherreihe „XIXe siècle" gelten soll. Hier wird zum erstenmal aus dem Abstand einer Generation eine umfassende, klar disponierte Übersicht über die große Bewegung des Symbolismus gegeben, die durch eine gut ausgewählte Anthologie der besten Gedichte besonders lebendig wird. Es werden die Zusammenhänge des Symbolismus mit der Romantik klar herausgeschält. Wer sich dieses Buch zu eigen macht und daneben die von Pierre Paraf herausgegebene „Anthologie du Romantisme" (Albin Michel) zu Rate zieht, gewinnt eine geschlossene Übersicht über die Lyrik im Frankreich des 19. Jahrhunders. Aus der Summe der beiden Schriften entnimmt man,

Digitized by Google

daß unter der eklektischen Oberschicht, das ganze 19. Jahrhundert hindurch, ein mannigfach bewegter Reichtum von einzelnen lebendigen Individualitäten herrschte.

Neben Valéry wird neuerdings mehr und mehr Charles Maurras in den Vordergrund gezogen. „La Muse française" hat dem Dichter im Juni ein Sonderheft gewidmet, das unveröffentlichte Verse und Würdigungen des Dichters aus allen Lagern brachte. René Lalou hat Gespräche mit dem Dichter aufgezeichnet. Comtesse de Noailles, André Maurois, Gonzague Truc, Tristan Derème, Ernest Raynaud, Fortunat Strowski, Edmond Pilon gliederten Maurras in die literarische Entwicklung ein und behandelten einzelne Abschnitte seines Lebens.

Valéry unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu Rainer Maria Rilke. Dadurch, daß Valéry in den Mittelpunkt des literarischen Interesses gerückt ist, wird auch der Name des deutschen Dichters in der letzten Zeit vielfach genannt. Aber er steht nicht nur im Schatten des Franzosen. Schon seit einigen Jahren ist er über literarische Kreise hinausgedrungen. Die Franzosen feiern ihn wie einen der ihren. In der aufschlußreichen, hier schon mehrfach genannten Bücherreihe von Frédéric Lefèvre „Une heure avec ..." (Gallimard) hat der ausgezeichnete Interviewer auch Gespräche mit Rilke, die kurz vor dessen Tode stattfanden, aufgezeichnet. Maurice Betz hat in den „Cahiers du mois" (Emile Paul) ein Doppelheft „Reconnaissance à Rilke" veröffentlicht, in dem das ganze führende Frankreich dem deutschen Dichter seine Verehrung bezeugt. Im gleichen Verlag erschien „Histoires du Bon Dieu", übersetzt von Maurice Betz. Das Buch hat bereits einen nach mehreren Tausenden zählenden Absatz gefunden. Ich glaube, wir Deutschen dürfen zufrieden sein, daß einer unserer größten Dichter der Gegenwart in Frankreich Heimatrecht gewonnen hat.

Ein anderer Deutscher, der seit hundert Jahren in Frankreich populärer ist als unsere Klassiker und Romantiker, ist Heinrich Heine. Zum Teil wird Heine in Frankreich geschätzt, weil er sich gelegentlich scharf über deutsche Zustände geäußert hat. Die Verehrung der Franzosen für ihn ist aber nicht blind. Das erweist sich in einem neuen Buch „Heine et la Monarchie de Juillet", das Margaret A. Clarke, eine junge Germanistin, Schülerin von Charles Andler, bei Rieder & Cie. herausgegeben hat. Sie beweist, aus neu aufgefundenen Quellen, durch Vergleich französischer Zeitungen mit dem Text der „Französischen Zustände", daß Heine von der österreichischen Regierung subventioniert und von Louis Philippe pensioniert worden ist. Sie stellt fest, daß Heine sehr viel aus französischen Zeitungen seiner Zeit geschöpft hat, daß seine politischen Anschauungen oberflächlich und flatterhaft waren, und daß er unter dem direkten Einfluß des österreichischen Gesandten in Frankfurt geschrieben habe. Margaret Clarke glaubt auch sicher zu sein, daß Heine geheime Beziehungen zum österreichischen Hof unterhalten habe. Die umfassende und aus den Quellen einwandfrei belegte Darstellung wird die Heine-Forscher in Deutschland sicher noch auf das lebhafteste beschäftigen. — André Germain, durch seinen langen Aufenthalt im Norden und Süden Deutschlands bei uns bekannter als in Paris, hat bei Rieder & Cie. unter dem Titel „Chez nos voisins" eine Reihe von Charakterzeichnungen deutscher Persönlichkeiten zusammengestellt. Er war bei Liebermann, bei Marx und Stresemann und hat sich in den Kreisen preußischer Aristokraten bewegt. Ein Kapitel ist Rilke gewidmet. Er schildert die Nachwirkungen der Besuche von Unruh und Sternheim in Paris und wendet sich auch hier noch einmal gegen „Die Flügel der Nike", die in Frankreich ein so unerfreuliches Echo gefunden haben. Der verdienstvolle Germanist E. Tonnelat in Straßburg hat bei Armand Colin ein kleines Handbuch der „Histoire de la langue allemande" herausgegeben. Es werden in diesem Handbuch für höhere Schulen und Universitäten die Entwicklung der deutschen Sprache, sowie die einzelnen Dialekte von der Zeit ihres Entstehens bis zur Gegenwart dargestellt. Die nützliche Schrift besitzt Werbekraft für das Verständnis des deutschen Geistes in Frankreich.

Emile Zola steht in Frankreich zur Zeit nicht in der ersten Linie. Es ist daher seltsam, daß gerade in den Monaten, in denen Paul Valérys Stern so hoch steigt, ein großer Verlag wie H. Floury endlich eine Gesamtausgabe der Werke Zolas ankündigt, die Maurice Le Blond mit Anmerkungen und Kommentaren versehen wird. Die Ausgabe ist auf 50 Bände angelegt und wird außer 300 Luxusabzügen in 5000 numerierten Exemplaren gedruckt werden, von denen jeder Band 40 Franken kosten soll. La Librairie Gallimard hat soeben in zwei Bänden den vergessenen Roman des Comte de Gobineau „Nicolas Belavoir" herausgegeben. Wie Zola, so hat auch Gobineau in germanischen Ländern immer noch ein größeres Publikum. Allerdings hat sich in der Nachkriegszeit die Situation für Gobineau etwas geändert. Im Verlag von Plon sind in drei Bänden die „Mémoires de la Reine Hortense, publiés par le Prince Napoléon avec notes de Jean Hanoteau" erschienen. Bis heute waren diese hinterlassenen Schriften der Mutter Napoleons III. von der Veröffentlichung zurückgehalten worden. Prinz Napoleon hat sich kurz vor seinem Tode endlich entschlossen, sie herauszugeben und die Veröffentlichung noch selbst

Digitized by Google

vorbereitet. Er hat testamentarisch bestimmt, daß das Originalmanuskript wörtlich gedruckt werde. Da alle großen europäischen Persönlichkeiten in diesen Memoiren auftreten, so wird das bedeutende Werk neues Licht auf manche geschichtliche Begebenheit werfen — und zwar von einer Frau, die in Aufstieg und Verfall Napoleons äußerlich und innerlich tief verwickelt war, die ein menschlich und politisch reich bewegtes Leben führte, in eigenen Schöpfungen künstlerischen Geist bewies und in ihre täglichen Aufzeichnungen den Schmerz goß über die Verleumdungen ihres Charakters, denen sie zeit ihres Lebens ausgesetzt war. Ihre Memoiren sind also nicht nur ein politisch-historisches Dokument, sondern auch ein persönlicher Rechtfertigungsversuch, der mit den Worten beginnt: „L'enthousiasme le plus grand pour tout ce qui est bien m'a soutenue au milieu des injustices et des revers. Ce sentiment exalté a fait sans cesse ma force et ma consolation."

Mehrfach ist an dieser Stelle schon auf die wertvolle Bücherreihe der „Bibliothèque de synthèse historique": „L'Evolution de l'Humanité" (La Renaissance du livre) hingewiesen worden, die in immer breiteren Schichten Resonanz findet. Der lyonaiser Altphilologe und Historiker Léon Homo, der bereits einen auch hier angezeigten Band über die Ursprünge des römischen Kaiserreichs herausgab, veröffentlicht jetzt in dieser Sammlung „Les institutions politiques romaines de la cité à l'état", ein Buch, das zum Vergleich mit der vor fünfzig Jahren erschienenen „Cité antique" von Fustel de Coulanges herausfordert. Homo stellt nicht wie sein Vorgänger eine römische Staatsideologie auf, sondern bietet auf Grund neuer Quellenforschungen eine soziologische Synthese des römischen Reiches. Er schildert, wie die Demokratie nur ein Durchgangsstadium für die Römer war, wie sie im Absolutismus ihren endgültigen Ruhepunkt fanden, weist aber gleichzeitig darauf hin, daß Zentralismus, Verwaltungsmechanismus, Konservativismus in Staat und Gesellschaft, Ausdrucksformen des römischen Wesens waren, die auch außerhalb der politischen Staatsform volkspsychologische Bedeutung in sich tragen.

Aus Rom hat Frankreich seine zentralistischen Staats- und Kulturideen abgeleitet. Die Académie française ist ein Sinnbild des geistigen Zentralismus. Trotz aller Kritik, trotz aller Satiren ist diese altehrwürdige Institution bis heute Vorbild, erscheint jedem reifer werdenden Franzosen die Mitgliedschaft ein erstrebenswertes Ziel. Da nicht alle Franzosen von Rang in ihr Aufnahme finden können, ist im Jahre 1903 die Académie Goncourt gegründet worden. Sie genießt keinen so großen Weltruf wie ihre ältere Schwester, ihre innere Struktur, ihre Mitglieder sind nicht so bekannt. Darum ist es begrüßenswert, daß J. H. Rosny (Aîné) ihre Geschichte erzählt: „L'Académie Goncourt" (Crès & Cie.). Das unterrichtende Buch enthält u. a. auch wertvolle Umrißzeichnungen bedeutender literarischer Verlagshäuser wie Plon, Ollendorff, Fasquelle, Lafitte, Guillaume, Quantin; bis auf Plon vergangene Größen des Buchhandels. Heute beherrschen Gallimard, Grasset, Rieder, Crès den schönwissenschaftlichen Büchermarkt. Sie sind die aktivsten Verleger.

Grasset gab soeben den neuen Roman von Paul Morand heraus, der, zuerst in der „Revue de Paris" erschienen, schon nach den ersten zwei Wochen einen Absatz von 40 000 Exemplaren erzielte. Verständlich, denn Morands zündende Sprache reißt den Leser mit, hält ihn in Atem und entspricht dem Bedürfnis der Zeit nach Exotismus. „Bouddha vivant", im fernen Osten geschrieben, ist das Reisetagebuch eines Philosophen in Romanform, aber ohne Weisheitslehr-Prätention, einfacher, menschlich näher und frei von jedem Snobismus. Morand behandelt die gegenseitige Durchdringung von Orient und Okzident und bietet schlichte Einsichten im Vergleich beider Kulturen.

Gallimard zieht einen Debutanten nach dem anderen ans Licht. Oft schon hat der Proust-, Claudel- und Gide-Verleger seinen guten Blick und seinen sicheren Geschmack erwiesen. Auch in Marcel Arland hat Gallimard einen guten Griff getan. Er ist ein geschickter Stilist, ein mitreißender Erzähler: „Les âmes en peine" sind ein Ausschnitt aus der Leidensgeschichte der menschlichen Seele, die in der Liebe ihre Einsamkeit fühlt, im Alltag ihr Hoffen einbüßt und im Schmerz ihre Lebensangst durchleidet. Edmond Fleg, der schon mit Gedichten, Lesedramen und Filmen hervorgetreten ist, hat unter dem Titel: „L'enfant prophète" seinen ersten Roman veröffentlicht, der die Reihe der jüdischen Romane um eine talentvolle Arbeit vermehrt, die hier kürzlich charakterisiert wurden. Er schildert mit seiner Erfassung der Kindesseele, wie ein israelitischer Knabe unter antisemitischen Verfolgungen leidet; er sucht sein seelisches Gleichgewicht im Judentum, im zionistischen Traum und wendet seine hoffende Seele zu dem Messias der Gerechtigkeit und des Friedens, den Israel immer noch erwartet. Rührend die Schilderung, wie seine Freundin, die kleine Mariette, in ein Kloster geht, um ihr ganzes Leben lang für alle Juden zu beten. Otto Grautoff

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Manas. Epische Dichtung. Von Alfred Döblin. Berlin 1927, S. Fischer. 421 S. Geb. M. 6,75 (8,75).

Von den „Drei Sprüngen des Wang-Jun" an hat Döblin sich seinen Weg vorgezeichnet. Es ist dies die Bewußtheit von einer Aufgabe, deren Lösung über Zwischenstadien geht, die aber letzten Endes nur in der Konsequenz der Richtung liegt. Ob diese Einhaltung der Linie — damit aber auch zweifellos die Vertiefung — zum Endzweck führt, dies wage ich angesichts des Manas zu bezweifeln. „Der Fürst und Feldherr Manas, dem Siege und alle Freuden des Lebens zufielen, wird plötzlich, in einer Schlacht, vom Anblick des Schmerzes so getroffen, daß er zur Eroberung des ihm unbekannten Schmerzreiches, in das Totenfeld am Himalaja, aufbricht ... Unter den Qualen der Schicksale, die ihm die Schatten entgegenbringen, bricht er zusammen," heißt es und überdies wird er noch erschlagen. Der Tote aber wird von seiner Lieblingsfrau zum Leben wieder erweckt, worauf die Erde dem Lebendigen und Wissenden ein Toten- und Schattenfeld wird. Beladen mit indischen Anschauungen, mit Yoghi-Philosophie, Vorstellungen eines art-fernen Volkes, unheimlich lebendig von Geistern und Dämonen, ein Epos mit unübertrefflichem Fleiß geschrieben, mit starker, manchmal stärkster Sprüche, mit Sorgfalt im Rhythmus, in der Struktur der seelischen Wechselwirkung des sprachlich Gebundenen und Aufgelockerten. Aber im Grunde ein fernes Epos, ein totes Epos. In seiner Symbolik weltenfremd, begrifflich. Visionär manchmal, aber sehr sicher und bewußt in der Schilderung. Alle Schatten und Helligkeiten, alle Punkte und Komma sind genau gesetzt. Wann aber schreibt Döblin das große menschennahe Epos unserer Zeit?

Berlin — Guido K. Brand

Die sieben Räudel. Roman aus drei Zeitaltern. Von Herman Anders Krüger. Leipzig-Zürich o. J., Grethlein & Co. 592 S. Geb. M. 8,50.

„Höchst unnütze Dinger, immer hinter einem neuen Streiche her, nichts als Flausen im Kopf und Löcher in den Kleidern, obendrein frech und verschlagen" — heißt oder hieß man im Schlesischen „Räudel". Deren sieben, fünf Buben und zwei Mädel, Kinder dreier verwandter Familien, hat der Thüringer Herman Anders Krüger zu Helden seines neuen Romans gemacht. Äußere und innere Entwicklung der sieben Pfarrerskinder, von ihrer idyllisch-wilden Kindheit im winzigen Kirchdorf und in einer kleinen Residenz durch alle Unwetter des Weltkriegs und der Revolution bis in die Gegenwart, bildet den Inhalt des Buches. Krüger ist zuerst durch die vielgelesenen und mit Recht geschätzten Erziehungsromane „Gottfried Kämpfer" und „Kaspar Krumbholz" einem weiteren Leserkreis bekannt geworden. Als Erzieher, in einem weiten und freien Sinne freilich, gestaltet er auch in diesem Werk das Schicksal seiner Helden und das Zeitbild, in das er sie stellt. Da er zugleich ein blutwarmer, mit Humor begabter und geschickter Erzähler ist, verzeiht man ihm, wenn bisweilen eben der Erzieher, auch der politische, etwas zu sichtbar hinter den Menschen und Geschehnissen vorlugt. Unerschrocken und temperamentvoll setzt er sich mit den Fragen unsrer nahen, schweren Vergangenheit auseinander. Im Hauptteil, der dem Weltkrieg gilt, spürt man auf Schritt und Tritt den tapferen Frontkämpfer, der sich eigenes Erleben schonungslos von der Seele schreibt. Die Fülle dessen, was er gesehen und erfahren hat, drängt in die Breite; ein paar tüchtige Striche würden hier dem Gesamteindruck zugutkommen — einem Eindruck, der erfreulich und bedeutsam ist, denn das Buch ist, aller Schönfärberei abhold, ein kerndeutsches Bekenntnis, dessen vollen Wert vielleicht ein kommendes Geschlecht noch dankbarer einschätzen wird als das heutige.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Tantaliden. Eine Romandichtung. Von Carl Hauptmann. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 278 S. Geb. M. 7,50

Ein Romanplan kann literarwissenschaftlich interessant sein. Ein vollendeter Roman kann beurteilt und also abgelehnt oder begrüßt werden. Diese Romandichtung Carl Hauptmanns aber steht unwägbar zwischen Plan und Form. Auf jenem geheimnisvollen Übergang des schöpferischen Aktes, der die visionäre Bildkraft der gestaltenden Wortkraft zuführt. Und gerade, weil dieser geheime Übergang in den „Tantaliden" so deutlich wird, finde ich die Veröffentlichung in Buchform eine Brutalität (in einer Gesamtausgabe hätte sie ihren ergänzenden Wert).

Diesen Roman lesen — und man hat das Gefühl, dem schöpferischen Akt des Dichters selbst mit jener zynischen Neugierde, die 1927 üblich zu sein scheint, beizuwohnen. Man kann diesen Roman gar nicht als Roman lesen. Diese geniale Stichwortfolge verrät zu viel von dem Geheimnis des von seinen Visionen gejagten Dichters. Immer wieder ertappt man sich, daß man gar nicht in diesem Roman liest, sondern zudringlich einen Dichter bei seiner Arbeit belauscht. Man hat mit der Herausgabe dieser wortmusikalischen Rhythmen Carl Hauptmanns nach innen gewandte Schöpferseele selbst bloßgestellt. Man hat sie einem Publikum überantwortet, das die Zartheit des Phantastischen mit stoffgieriger Sensationslust zerdrücken wird.

Diese Romandichtung ahnt den Stil Alfred Döblins. Ohne dessen Qualität der Erdverbundenheit. Ohne dessen Bindung an eine greifbare Situation. Immer der Erde entfliehend, statt ihr sich verschwisternd. Immer zur Musik treibend statt zum Wort. Kosmische Rhythmen von durchgeistigter Schönheit zerbrechend an einem innersten Widerspruch (und dies ist Carl Hauptmanns eigenes Schicksal): die Welt als ästhetisches Phänomen sei zu gleicher Zeit auch Aktionsbasis für die Tragödie menschlicher Leidenschaften.

Gerhart Hauptmann, der Bruder, schuf abwechselnd romantische und soziale Dramen. Carl Hauptmann will das Soziale mit den Mitteln des Romantikers dichten — und beweist nur eine verehrungswürdige menschliche Haltung und eine fragwürdige gestaltende Kraft.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Hampit der Jäger. Ein fröhlicher Roman. Von Jakob Kneip. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 287 S. Geb. M. 7,50.

Ein Buch voll rheinischer Fröhlichkeit, voll Rabelaisscher Lust an Speise und Trank und von unzähmbarem Trieb, mit Lügenmären sich und anderen des Lebens Alltagseinerlei zu würzen. Dieser Hampit (=Johann Peter) ist der Eulenspiegel seines Heimatdorfs im Hunsrück, dessen Leben mit Jagd und Festgelagen sowie mit Narrenstreichen jegs

Digitized by Google

licher Art dahingeht. Und doch tragisch umwittert ist. Denn sein junges Weib stirbt am ersten Kinde, dieses mit fortnehmend in die Todesnacht. Und der Sinnenfrohe, jahrelang nun umhergetrieben, Flüchtling vor sich und seinem Schicksal, findet auch nach der Rückkehr in die Heimat nicht mehr zum Weibe. In einem Haus am Waldrand vergehen ihm die letzten Lebensjahre mit Jagd und Gastereien, zu denen ihn immer noch alle haben wollen als Freudenbringer, und er stirbt, in Koblenz operiert, auf der Rückkehr im Wagen, im Anblick seines geliebten Waldes.

Ein rechtes Volksbuch, dessen Problematik sich nicht „literarisch" kompliziert, vielmehr in „Spukten", erfundenen Mären geselliger Stunden beim Wein, Gestalt und Ausdruck gewinnt. Ein Buch, von Volksgeist durchweht, aus Volksgeist geschaffen, urkräftig im Behagen, voll kauziger Menschlichkeit der Dörfler, voll toller Lust an der irdischen Wirklichkeit des Daseinsgenusses, doch der übersinnlichen Umwertung des Schicksalhaft-Dämonischen mit Eifer zugetan. Uralte Märchen- und Sagenmotive tauchen dabei auf, vom Schatzschloß (Andersen) und dem umzauberten Herzog (Barbarossa) bis zur wilden Jagd. Daneben der Schabernack Hampits und seiner Genossen: böse Weiber werden kuriert, nachts alle Heiligenbilder von Haus zu Haus „versetzt", ein Wallfahrerzug durch einen auf einer Brücke lockend festgenagelten Taler in Verwirrung und durch Brückeneinsturz in Auflösung gebracht. Aber am Ende bleibt doch dieser Fröhliche, Hampit der Jäger, ein Einsamer, dem nur die Heimat noch gilt, um Boppard und die Hunsrückberge, und dessen letzte Genossen die Tiere des Waldes, Reh und Fuchs und Dachs, und sein zahmes Hausgetier sind.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Der jungfräuliche Gipfel. Roman. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 307 S. M. 6,50.

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt" — es ist, als ob Ompteda dies Wort des Psalmisten als Leitmotiv vorgeschwebt hätte. Ihm, dem überzeugten Royalisten, dem begeisterten Lobredner des preußischen Offiziers, des deutschen Adels, ist wirklich eine Welt in Trümmer gegangen. Was er aus diesen Trümmern als Ideal vergangener Zeiten zu retten vermochte, hat er in seinem Roman „Ernst III." gezeigt. Und nun ist er, befreit von dem Albdruck einer nahen entsetzlichen Vergangenheit, zurückgekehrt zu den Bergen, von denen ihm immer Hilfe gekommen ist. Diese Rückkehr ist nicht eine Reaktion, sondern eine Regeneration. Hat er vor dem Krieg in dem Bergsteigerleben „Excelsior" die Überwindung der großen Höhen als Selbstzweck dargestellt, so steht jetzt, dem Rhythmus der Zeit entsprechend, neben der strengen Denkerarbeit des Gelehrten, dem feinen Schaffenstrieb des Künstlers, Kraft und Schönheit sportlichen Werkes, Ausbildung des Körpers, als Ergänzung geistiger Bildung. Während im ersten Bergroman die Frau nur in Gestalt der Mutter auftritt, sind hier moderne Frauentypen den Bergsteigern zur Seite gestellt: Die Frau, die den Sport als Spielerei und als Mittel zum Flirt betrachtet, der die Bergwelt nur die Folie für den abendlichen Tanz im Luxushotel bildet, und die Frau, die heute, mehr Gefährtin als Geliebte, gleichwertige Genossin aller Anstrengungen des Sports ist und auch den geistigen Bedürfnissen des Kameraden gerecht zu werden weiß. Als dritter Typus tritt das Naturkind auf, das, seinen Trieben unbekümmert folgend, nur Weib im einfachsten Sinne ist. Wenn Ompteda in diesem Buch, das kaum Roman genannt werden darf, gleichzeitig den Wettbewerb zweier Nationen im friedlichen Kampf schildert, wenn er auf dem neutralen Boden der Schweiz, nachdem der Krieg den friedlichen Sportkampf durch den grausigen Ernst seiner blutigen Schlachtfeldkämpfe für Jahre unterbrochen hat, die bis dahin feindlichen Sportleute nochmals den Kampf mit der Natur aufnehmen und hier den Menschen, als solchen, Sieger werden läßt, so ist es nicht tendenziös, sondern symbolisch, daß die Vertreter der beiden sportgeübten Nationen, Englands und Deutschlands, sich auf dem Gipfel des bezwungenen Berges die Hand reichen.

Berlin — Fritz Carsten

Straßenmann. Novelle. Von Hermann Kesser. — **Die Peitsche.** Erzählende Dichtung. Von Hermann Kesser. Beide Frankfurt a. M. 1926, Rütten & Loening. 59 S. Geb. M 3,—.

Von den beiden neu in der Novellenreihe des Verlags erschienenen Bändchen Kessers ist die „Peitsche" keine Neuheit. Ihr noch heute erstaunlich rebellischer Wert liegt nicht zuletzt in ihrem Alter von zehn Jahren. Neu aber ist der „Straßenmann". Er bestätigt Kessers Stärke: Das sichere Gefühl für zeitbedingte, öffentliche Stimmungen, die scharf und klar herausgekehrte Pointe, die knappe, einfache Linie des Aufbaus, die starke, straffe Beredsamkeit der Sprache. Meisterhaft, wie unser rasch geweckes Interesse für die typische und doch individualisierte Erscheinung aus der Schieberzeit allmählich zur Sympathie verdichtet wird, um am Ende im Gleichgewicht über Leben und Tod auszuschwingen. Und schade, daß diesem vorzüglichen inneren Duktus nicht durchweg eine gleiche Selbstverständlichkeit der äußeren Handlung entspricht. Kesser hat immer etwas die Neigung, sich dadurch der letzten großen Spannungen zu berauben, daß er die Motive zu leicht, zu billig „romanhaft" verknüpft. Es wäre Stoff da für einen Balzacschen, einen Zolaschen Roman. So aber stürzt die kurze Geschichte über Katarakte vorschnell, eckig und ungebärdig hin zu einem gogolhaft phantastischen Schluß. Aber der literarische Wille zu scharfer, flammender Zeichnung in die Zeit hinein ist echtester, bester Kesser.

Mannheim — Erich Dürr

Der Sohn des Moses Mautner. Ein wiener Roman. Von Leopold Hichler. Wien 1927, R. Löwit. 334 S. Geb. M. 3,50 (4,50).

Der Autor nennt seinen bürgerlich-kaufmännischen Entwicklungsroman eines jungen Juden bezeichnenderweise einen wiener Roman. Trotz gelegentlicher Ablehnung durch ihre Gegner fühlen sich die bodenständigen Juden dem wiener Boden und dem wiener Liede zumal in heißer Liebe verbunden und sind aus dem Gesamtbilde der Donaustadt nicht wegzudenken. Leopold Hichler hat es in seinem liebenswürdigen und unterhaltsamen Buch mit Geschick unternommen, den wiener Juden ihren Roman zu schreiben und den Nichtjuden mit Gemüt und gewinnendem Humor und der ergreifenden volksbewußten Frömmigkeit des gläubigen Juden interessante Einblicke in das jüdische Familienleben zu eröffnen. „Unsere Religion", sagt er, „hat eine gewaltige Kraft. Wie alte, vertraute Lieder klingen ihre Gebräuche im Herzen des gläubigen Juden und zerren ihn immer wieder zum Ursprung: In die Familie, ins Elternhaus — zurück." Für seinen Helden bedeutet der Bruch mit den Eltern die Probe der Kraft. Und wieder kommt ein typisch jüdisches Motiv hinzu: Zähigkeit. Der verdorbene

Digitized by Google

Student, den die Eltern schließlich bei seinem Schwager das Selcherhandwerk erlernen ließen, gibt sich — die Eltern sind längst wieder versöhnt — nicht zufrieden damit, ein reicher Großkaufmann geworden zu sein; er erinnert sich seiner bösen Gymnasialfrühzeit, und der bald Dreißigjährige ringt sich in jahrelanger zäher Willenskraft zum Doktorat durch. (Eine Minor-Vorlesung wird lebendig.) Das Buch beginnt reporterhaft, bald aber merkt man Gestaltungskraft und Blick und helles Gehör. Die neue Transskription der wiener Mundart ist gut. Einige Beispiele: zauß (statt: z'haus), muhrß (statt: muaß), dehß (statt: dös). Grundfalsch sagt dagegen auch Hichler, selbst wenn er schriftdeutsch zu sprechen glaubt, „die Kunde", wo er den Kunden meint (S. 146).

Leopold Hichler ist kein Romantiker; daher teilt er der Liebe keine heroisch-pathetische Rolle zu, und wir könnten über dieses Motiv hinweglesen, wenn er es nicht als tragikomisches Agens an einen Angelpunkt des Geschehens gestellt hätte. Die Liebe Gustav Mautners ist, wie so oft im wirklichen Leben, eine enttäuschende Episode, aber der durch sie herbeigeführte Bruch mit den Eltern und die verhaltene Sehnsucht Gustavs nach dem Daheim führt uns in die eigentlich dichterische Sphäre der Darstellung, das Familienleben. Hier erweist sich Hichler als ein Andächtiger, hier schlägt sein Menschenherz in dem Maße hörbar für uns, als er, der skeptische Jude, die Liebe, dieses Mekka aller Romanschriftsteller, unbewußt ironisiert.

Das Buch muß vom Judenstandpunkt eine nationale Tat sein, wenigstens für Wien; denn es macht auch auf Nichtjuden Eindruck. Nicht so sehr das interessante Beiwerk in Milieu und Jargon, das uns neu ist, gewinnt uns, als der gute Mensch, der das Buch geschrieben hat und den es verkündet.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Die unvergeßliche Stunde. Roman. Von Elisabeth Russel (Gräfin Arnim). Übersetzt von Anna Kellner. Berlin, Ullstein. M. 3,—.

Dieses Buch ist so sehr das Ideal eines Unterhaltungsromans, daß es oft über ihn hinausgeht, ohne doch die Anmut, die Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit und die Buntheit des Unterhaltungsromans zu verlieren. Gesellschaftliches, ohne im Gesellschaftstreiben aufzugehen, Witz mit tieferem Hintergrund, einfachstes Erleben und trotzdem spannend akzentuierte Handlung. Psychologiegesättigt, ohne aufdringlich, ironisch, ohne scharf zu sein. Ich kann mir gut vorstellen, daß dieses Buch mit seiner anmutigen Darstellung englischen Weltlebens, englischer Gentry und englischer Geistlichkeit zum Liebling unserer gebildeten Kreise wird. Besonders Frauen, die das Altern nahen fühlen, werden es mit brennendem Interesse lesen, denn wehmütige Grazie ist sein Grundgefühl, tapfere Ergebung in das Unabwendbare sein heilsamer Rückstand.

Die Übersetzung von Anna Kellner empfindet auch das Feinste mit und weiß es wiederzugeben.

Wien — Christine Touaillon

Auf der Suche. Roman. Von Walther von Hollander. Berlin 1927, Ullstein. 352 S. M. 3,—.

Wieder ein Roman von gutem Niveau — man konstatiert mit Freude die literarische Qualität eines Buchs, das doch (nur) ein Unterhaltungsroman ist. Geschrieben wohl aus dem Trieb zu spielen mit Menschen und Dingen, der häufig in der Milieuschilderung zu allzu großer Breite verführt, aus der Freude an der Gestaltung von unerklärlichen Zuständen der Seele. Die Geschichte ist zart und lyrisch beschwingt, manche Szenen sind von unvergeßlicher Prägung, da die Sprache und der Sinn der stummen Dinge in einfühlsamer Weise erfaßt und gestaltet ist. Die psychologischen Untergründe, das tastende Suchen eines jungen Ehepaares nach Irgendwas, das dem Leben und ihren Gefühlen zueinander den starken Halt, ihnen selbst die feste Bewußtheit ihrer Gefühle geben könnte, breitet eine gewisse quälerische Atmosphäre aus, die nicht restlos aufgelöst wird. Der Gesamteindruck ist trotz gelegentlicher Konzessionen und zu großer Breite der einer zarten, schönen Geschichte, in der ganzen Diktion, nicht nur in den Charakteren freilich ein „Roman der Übergangszeit".

Hamburg — A. Banaschewski

Gestalten. Erzählungen. Von Wilh. Wiesebach. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. 146 S. Geb. M. 3,60.

„Gestalten" — das Buch könnte genau so gut „Erste Erzählungen" heißen. Die Gestalten sind ohne jede Prägnanz, der Inhalt der Geschichtchen ist ohne Bedeutung. Blutarme Substanz, marklos. Von den „Frühlingsstürmen", die über junge Menschen kommen, scheint Wiesebach nichts zu ahnen. Warum sind diese Erzählungen geschrieben? Um die Leser zu des Verfassers Glaubensheil zu führen? Gott sei seiner Feder gnädig!

Berlin — Max Spanier

Der Engel vom westlichen Fenster. Von Gustav Meyrink. Leipzig, Zürich 1927, Grethlein & Co. 440 S. M. 8,50.

Kann einer Gespenstergeschichte ein schlimmeres Geschick zustoßen, als wenn das Irreale, das „Gespenstische" in ihr zur selbstverständlichen Alltäglichkeit wird? — Die Handlung und innere Entwicklung von Meyrinks neuem Roman wird so ausschließlich von Dämonen, Lemuren, Verstorbenen und Wiederkehrenden bestritten, daß man sich allmählich an den über alle Gesetze der Wirklichkeit erhabenen „Komment" der Geisterwelt gewöhnt und etwa das Auftreten eines wirklichen, „unbehexten" Menschen von Fleisch und Blut als etwas geradezu Unheimliches empfindet. — Meyrink will mit dieser Geschichte eines „Erben", der bestimmte Schicksale seiner Vorfahren noch einmal an sich erlebt, sicher nicht nur auf unsere Gänsehaut wirken; aber mit dem Ausbleiben einer solchen Wirkung auf unsere Epidermis (eine Geistergeschichte darf nun einmal auf das „Gruseln" nicht leichtfertig verzichten!) leidet auch unser Interesse für den tieferen Sinn des Romans Schaden; die Erkenntnis von der Beziehung zwischen Leben und Tod, von der Wandlungsfähigkeit der Lebensformen, von der letzten Auflösung der Geschlechtsunterschiede wird durch eine Fülle von Symbolen und mystischen Zeremonien zugedeckt und verschüttet, denen der Verfasser keinen tragenden menschlichen Unterbau zu schaffen weiß. — Vom Mystischen ins Banale ist in dieser Geschichte sehr oft nur ein schmaler Schritt: etwa wenn da einem Gespenst „der Gespensteratem ausgeht" oder das menschliche Schicksal ausführlich mit einem — Postpaket verglichen wird. Als ein Beispiel für die gesuchte und aufreizende Dunkelheit mancher Sätze des Buchs möge hier nur der folgende stehen: „Über das Blut hinaus, Verehrtester, das ist beinahe dasselbe wie unter dem Blut hindurch." — Als ein Erweis für den schwankenden und illegitimen Verkehr, der in dem Roman zwischen den einzelnen mystischen Sphären getrieben wird, mag jenes am Schlusse

Digitized by Google

der Geschichte abgedruckte Zeitungsblatt gelten, das auch in der Sphäre der Entrückten und Verklärten — schauderbarer Gedanke — noch gelesen wird.

Berlin Eugen Gürster

Schminke und Alltag. Bunte Prosa. Von Hans Natonek. Leipzig 1927, F. Krick. 251 S.

Natoneks Stärke liegt in dem Erfassen einer Situation, dem Ausdeuten eines leicht gesprochenen Wortes. Es gelingt ihm, in einer einzigen Szene Wesen und Wert einer Beziehung zu erspähen und auszudeuten. So geraten ihm am besten kurze Geschichten, Gleichnisse, Aphorismen. Stücke wie „Paradoxe Treue" oder „Der zweite Löffel" liest man mit Freude wieder. Die weiter ausgeführten dagegen wirken matt, nicht zum wenigsten die beiden Chapliniaden. Zu dem alten Thema vom tragischen Clown hat Natonek eine neue Note nicht gefunden.

Berlin L. Lorsch

Gebundene. Sechs Erzählungen. Von Heinrich Spiero Berlin 1926, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. (Sammlung: Unsere deutschen Erzähler.) 112 S. Je M. 2,50.

Spieros friedfertige Umständlichkeit saugt aus Belanglosigkeiten eine resignationsfreudige Lebensstimmung. Er schreibt Geschichten von 1905 und schreibt sie wie 1895. Wenn vom letzten Krieg die Rede ist, ist es der Siebziger Krieg. Man mutmaßte eine Ausgrabung, spräche nicht ein einleitendes Sonett von 1926. Und diese Kleinbürgerseelen sind verschämt unglücklich in Städtchen oder auf dem platten Lande — vielleicht ist es sogar einmal Königsberg. An verstaubte Minze oder Salbei im Straßengraben muß man denken, um dem Naturgefühl dieser Dingerchen nahezukommen.

Mannheim Erich Dürr

Berichte aus der Wirklichkeit. Herausgegeben von Eduard Trautner. Band 1—6. Berlin, Verlag Die Schmiede.

Es ist ein findiger Gedanke, mit dieser Bücherreihe in Bezirke vorzustoßen, die das Profil der Gegenwart erheblich mitbestimmen. Das Abwegige, mit Intensität begriffen, ist nicht nur zufällig ihre Substanz. Die Szenen, die, lügnerisch gebauschter Draperien entkleidet, in das steife Licht der Momentaufnahme gerückt werden, sind Bestandteile eines Lebens, dem wir in der Tragik unserer Verwandlungen unkündbar verschwistert sind. Die „Schmiede", in der schon oft ein gutes Metall mit Geschick und Bravour zum Werkzeug gehämmert wurde, hat mit dieser Serie untendenziös geschärfter Zeitbilder dankenswerte Kulturarbeit begonnen. Als erstes der gefällig gedruckten Bändchen präsentiert der Verlag ein „Kriminalistisches Reisebuch" von Egon Erwin Kisch, „eine Schilderung der Verbrechen aller Zeiten und Länder, die vom Verfasser an ihren Schauplätzen aufgesucht und aufgeklärt wurden". Kisch, dessen unmittelbare Art aus Tiefen und Weitläufigkeiten der Welt unsentimental gefaßte Ausblicke zu geben, den poetischen Realismus des Reporters literarisch prägte, ist wie kein zweiter befugt, Berichte einzuleiten, die der unbürgerlichen Sphäre absichtsvoll verdunkelter Grenzgebiete entnommen sind. Mit Eifer, der weniger am Gegenstande, als an der Lust ungebundener Freizügigkeit sich entzündet, führt er uns in Labyrinthe behaglich erlauschter Polizeigeheimnisse, in Kerkerverließe und Gefängnisse Rußlands, ins Wirrsal sensationeller Prozesse. Aus der Schreibmappe Hugo Schenks und Schlossareks, der Dienstmädchenmörder schauerlichen Angedenkens, werden authentische Briefe zitiert und die Kapitel des kleinen Buchs vereinigen sich zu einer Meldung von rabiater Eindringlichkeit. Ihr zunächst an Unwiderstehlichkeit klägerisch belasteter Wirkung kommt die Erzählung Eduard Trautners „Gott, Gegenwart und Kokain". Dicke Luft dampft über den Krämpfen depravierter Zirkel, Trauer steigt aus Orgien, Trostlosigkeit bricht glaubensmüde in die Knie. „Juden auf Wanderschaft" nennt sich eine nachdenkliche Sammlung von Joseph Roth, Betrachtungen, die Schicksal und Art der Ostjuden mit mitfühlenden Anmerkungen begleiten. Vom wiener, berliner, pariser Ghetto der Nachkriegsjahre und seiner jeweilig besonderen Aufmachung wird hier mit kennerischem Interesse erzählt, und die Lage der Juden in Sowjetrußland ist Anlaß und Ausgangspunkt prophetisch erhellter Gedanken, die Schmach zu leiden und zu mißhandeln in eine Linie setzen. Die Briefe eines Unbekannten, die Hans Siemsen unter dem Titel „Verbotene Liebe" darreicht, scheinen mir im Kampf gegen den Moralparagraphen ein ungenügend geschliffenes Material. Und wenn der Autor den Satz hinschreibt: „Inwiefern ein durch einen Homosexuellen verführter Knabe gefährdeter sein soll, als z. B. ein durch eine Straßendirne verführter — das zu erklären, dürfte wohl etwas schwierig sein" fühlt auch der Laie das Bedenkliche eines Konzepts, das sich im Dienst der Idee in Schlagworten verliert. „Alkoholschmuggler" von Pierre Mac Orlan und „Indeta, die Fabrik der Nachrichten" von Leo Lania vervollständigen den Anfang der wertvollen Reihe durch frappante Enthüllungen.

Prag Paul Leppin

Der Grenzwolf. Eine Schicksalsgeschichte. Von Alfred Katschinski. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H. 299 S.

Ein Roman aus dem deutschen Osten. Die Tragik der Grenzbewohner wird hier mit all ihren Nachteilen bloßgelegt. Durch den Versailler Vertrag muß deutsches Land an Polen abgetreten werden, und nun beginnt der Kampf der Heimattreuen wider die neuen Herren. Der Blick für die Zukunft fehlt Katschinski. Hans Markolf, der Grenzwolf, ficht wacker für Heimat, Weib und Vaterland, bis er, als Spion verdächtigt, unter polnischen Flinten endet. Der Roman ist in einfacher klarer Linie gebaut, seine Sprache ist schmucklos und nüchtern, sie dürfte oft zu stärkeren Tönen anschwellen. Das ganze Gebäude wirkt ernst und kalt. Trotz seiner Tendenz hält sich der Roman von allen nationalistischen Provokationen fern; er ist mehr eine Schilderung der Zustände in der bedrohten Ostmark als ein kühner dichterischer Wurf.

Berlin Max Spanier

Die letzte Garbe. Von Friedrich Griese. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 161 S.

Wittvogel. Novelle. Von Friedrich Griese. Leipzig 1927, Phil. Reclam jun. 79 S. M. 0,80.

Die norddeutsche Erde zeugte diesen Dichter. Er gibt den Menschen mit seiner Landschaft verbunden, mehr noch, er schaut hinter den Erscheinungen das unergründliche Walten geheimnisvoller Gesetze. Dadurch kommen seinen Erzählungen größere Bedeutung zu. Griese ist von starkem Erzähltalent, versteht Stimmungen zu bannen, Charaktere scharf zu formen und Spannungen zu dehnen. Der Hintergrund der „letzten Garbe" ist der Krieg, wie er immer war, Bauern im Kampf mit ihrer Scholle, Not, Untergang und Vergeltung. „Wittvogel" ist die Entwicklungsgeschichte

Digitized by Google

einer nordischen Frauengestalt, hart, derb und dennoch mit den Reizen einer liebenswerten Seele. Diese Erzählung in ihrer Knappheit zeichnet sich besonders durch Formsicherheit und feine Erzählungstechnik aus. Man wird auf Grieſe achten müſſen.

Berlin — Max Spanier

Opal. Von Julie Schloſſer. Berlin 1927, Furche-Verlag. 127 S.

Lyriſcher Strom aus überfließendem Dichtergemüt, elegiſch, ſehnſüchtig, jubelnd, mahnend; Freude am ländlichen Idyll, an der farbenfrohen Natur... Eine Frauenſeele hat das Büchlein geſchrieben, liebevoll hingegeben. Mehr iſt nicht darüber zu ſagen.

Berlin — Max Spanier

Vogel Wunderlich. Roman. Von Heinrich Luhmann. München 1926, Köſel & Puſtet, K.-G. 231 S. M. 5,—.

Nicht nur der Held dieſes Buchs, Anton Andreas Weitenſicht, iſt ein wunderlicher Vogel. Das ganze Buch iſt es. Es führt in einen ſtillen, weltfernen deutſchen Winkel, darin Menſchen, den Problemen des Jetzt gänzlich entrückt, ihre wechſelnden Geſchicke leben. Dem Roman fehlt es nicht an Längen, aber auch nicht an ſehr anmutigen Stellen, wie z. B. jene, die heiter von den Tagen des Heuwendens erzählt, da Anton Andreas nimmer zu entſcheiden vermag, welche von den zwei holden, ihm zur Seite das Heu breitenden Schweſtern, die Holdere ſei? Die Braune? Die Blonde? Die Luſtige? Die Schweigſame? Die Braune küßt ihn. Die Blonde läßt ſich küſſen. Aber ſelbſt die heimliche Zärtlichkeit erhellt den beglückend wehen Zwieſpalt nicht. Das tut nur mählich das Leben. Außer der Liebe, gibt es für den Anton Andreas noch ein anderes Land, darein zwiſchen Hobel und Säge gar oft ſeine Gedanken ſchweifen, nämlich das der bibliſchen Geſchichte. Die Geſtalten des alten Teſtaments wandeln, von einem gläubigen Herzen viel umdacht, durch die Seiten des Buchs, Patriarchen und Propheten, Hoheprieſter, Könige und die heiligen Frauen. Es neigen ſich die Zedern vom Libanon, und das wunderreiche Morgenland tut ſich auf. Endlich aber ſchließt ſich noch ein dritter Kreis um des Helden Haus in Himmelpforten. Das ſind die vielen Vögel, die der Küſter Michael betreut. Aus der Betrachtung ihres Daſeins fließen die unzähligen Betrachtungen des Romans. Was auch geſchieht, ein Vergleich mit oder aus der Vogelwelt, begleitet es, und dies wirkt mit der Zeit nicht nur monoton, ſondern in ſeiner Anhäufung geradezu ſtörend. Auch was die Vergleiche ſonſt betrifft, ſo wäre manchmal weniger viel mehr. Ich greife nur einen, den herausforderndſten heraus: da heißt es von der warmherzigen und immer hilfsreichen Magd: „Sie wußte nichts von der heiligen Louvrekirche und nichts vom Boulevard de la Madeleine. Und doch gab es Gelegenheiten, wo ſie Goethe und Martin von Cochem ... mit ihrer Weisheit überragte.“ Alles in allem findet man in Luhmans Roman viel Güte, Schlichtheit und beſinnlichen Ernſt.

Dornburg (Saale) — Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Die Geſchwiſter im Salzkorb. Erinnerung an eine Kleinſtadtjugend. Von Eilhard Erich Pauls. Leipzig 1927, Guſtav Schloeßmann. 237 S. Geb. M. 6,—.

Eilhard Erich Pauls, der am 26. Auguſt dieſes Jahres ſeinen fünfzigſten Geburtstag feiern kann, hat ſeiner immer mehr anwachſenden Gemeinde mit dieſem neueſten Roman ein köſtliches Buch geſchenkt. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich ſeine eigene Jugend aus dieſem Roman herausklingen zu hören glaube; aber viel mehr als nur ein Stückchen Knabenſchickſal, das übrigens auch nur ſo nebenher läuft, wird von dem Dichter lebendig gemacht: eine mitteldeutſche Kleinſtadt mit ihrem ganzen innigen Zauber. Nicht als Spötter, wie es oft gern geſchieht, malt er ſie, wenn auch ſein köſtlich krauſer Humor mit behaglichem Schmunzeln manche Spießbürgerlichkeit ganz leiſe karikierend ins Licht rückt. Seine Einſtellung auf die Bewohner der brunnendurchrauſchten, winkeligen, engen Gaſſen iſt, wie ſchon aus ſeinen Büchern „Klein Bettenhauſen“ und „Kleinſtadt“ erkennbar wird, ganz anders: er hat erkannt, daß in dieſen Kleinſtadtleuten mit ihrer aus Enge und Weltfremdheit erwachſenen Wichtigtuerei eine Gemütsinnigkeit, ein Erfülltſein von tiefen, inneren Werten ſteckt, das geradezu rührend wirkt, wenn es ſich zu einer Fernſehnſucht, einem ſtarken Drang über ſich hinaus auswächſt. Und dann gelingen ihm Geſtalten von wundervoll verhaltener Kraft und herber Keuſchheit wie der Heldin dieſes Romans, Grete Mendel, die ihr Leben trotz der ſchweren Laſt, die ihr ſchon als Kind von der ſterbenden Mutter aufgebürdet wird, mutig in die Hand nimmt und vollendet. „Es iſt vielleicht das eigene Leben von uns Frauen, daß wir kein eigenes Leben haben,“ iſt das letzte Bekenntnis ihrer Mutter; ſie aber beweiſt im Bunde mit einer Fülle köſtlicher Geſtalten, daß gerade aus dieſem Wiſſen, kein eigenes Leben zu haben, die Kraft erwächſt, im Hingeben, im Sichverſchwenden dem Leben Sinn und Inhalt zu geben. Und ſo wächſt das Buch als das Werk eines wirklichen Dichters weit über den Rahmen einer bloßen „Erinnerung aus einer Kleinſtadtjugend“ hinaus ins Allgemein-Menſchliche.

Kiel — Wilhelm Lobſien

Romane der Welt. 1. Talpi. Ein Südſee-Erlebnis. Von Herman Melville. Mit einem Vorwort von Herman George Scheffauer. Aus dem Amerikaniſchen (!) überſetzt von Karl Federn. 318 S. — 2. Die Grenzlegion. Roman. Von Zane Grey. Aus dem Amerikaniſchen (!) übertragen von Paul Baudiſch. 351 S. — 3. Caſhel Byrons Beruf. Roman. Von Bernard Shaw. Deutſch von Alfred Brieger. 407 S. (Aus dem Engliſchen oder dem Iriſchen überſetzt?) Sämtlich im Verlag von Th. Knaur Nachf.; ſämtlich gebunden M. 2,85.

In dem imaginären Geſpräch, das George Moore ſeinem Novellenband „Celibate Lives“ vorausſchickt, läßt er Steveſon die Frage ſtellen: „Sind Sie für oder gegen Abenteuer?“ — worauf Moore antwortet: „Ich befaſſe mich nicht mit Abenteuern, ſondern mit Seelenrufen, und Sie (wenn ich offen mit jemand ſprechen darf, der ſicherlich einen hohen Platz auf dem Parnaß einnimmt) ſind beſſer ohne ſie.“ Die „Romane der Welt“, rührig und rüſtig unter dem ſeltſam divergenten Lenkerpaar Thomas Mann und Scheffauer voranſchreitend, befaſſen ſich zwar in dezidierter Weiſe mit Abenteuerlichem, aber niemand wird behaupten wollen, daß ſie einen Platz auf dem Parnaß beanſpruchen können. Ihre grellen Umſchläge verſprechen immer noch: „Große Namen — Neue Titel — Jeden Freitag ein neuer Roman — Jeder Roman ein Erlebnis“; doch wem durch die Bände dieſer Sammlung bisher wirklich ein Erlebnis geſchenkt wurde, der trete vor. Abenteuer ſind in den allermeiſten Fällen bloß für den ein Erlebnis, der ſie erlebt hat, falls nicht eine hohe Kunſt der Darſtellung hinzukommt. Und von ſolcher Kunſt iſt, beim Himmel, nichts zu ſpüren.

Digitized by Google

Wir wollen es möglichst kurz und schmerzlos abmachen. Der erste Band, von Hugh Walpole verfaßt, von Thomas Mann mit einem bedenklichen Dreh bevorwortet und befürwortet, war ein rechter Vorstadt-Reißer.
Angelsächsisches überwiegt. Auf Herman Melville durfte man gespannt sein. „Jetzt sind die Jahre von ihm abgefallen, und er steht als ein ganz Großer und Eigenartiger da", belehrt uns Scheffauer. In „Taipi" steht er sozusagen als ein exotischer Gustav Nieritz da, für die reifere Jugend also genießbar. Knabenherzen werden höher schlagen, wenn sie lesen, wie honett sich eigentlich die Menschenfresser auf den Marquesas-Inseln im großen und ganzen gegenüber den beiden Matrosen benehmen. Ein richtiger Junge von heute wird sich freilich lieber den Film „Moana, der Sohn der Südsee" ansehn und ihn lehrreicher finden als eine noch so ausführliche Beschreibung fremder Gebräuche.
Wenn er künstlerischen Sinn hat, wird er „Die Grenzlegion" von Zane Grey, eine unter Goldgräbern spielende Geschichte, höchstens als Kinovorlage für Harry Piel gelten lassen. Der Autor hat in Amerika Millionenauflagen — mag er doch! Was soll uns dergleichen?
Einigermaßen befremdlich wirkt in dieser annoch deutschenreinen Gesellschaft Bernard Shaw mit seinem Boxerroman „Cashel Byrons Beruf". Er wird, obwohl er schon seinen dritten deutschen Verleger gefunden hat, darum nicht besser. Auch nicht, wie Scheffauer annimmt, zeitgemäßer, weil das Boxen in Deutschland neuerdings begeisterte Anhänger hat. Der kleinste Knirps auf dem obersten Platz versteht heute von diesem Sport mehr als der Große Sankt Bernard. Deshalb schreibt der Knirps auch keinen Boxerroman.

Berlin — Max Meyerfeld

Lyrisches und Episches

Reif steht die Saat. Gesamtausgabe der Balladen und Gedichte. Von Lulu Strauß und Torney. Jena 1926, Eugen Diederichs. 240 S. Geb. M. 7,50.

Es besteht ein ungemein großer Unterschied des Wertes zwischen der Lyrik und den Balladen dieser Dichterin. Wohl ist es deutlich: beides stammt aus der gleichen stillen, ernsten, herben, spröden, tüchtigen Natur, jedoch ihre Ballade hat einen starken unterschiedenen Ton gewonnen, Lied und Gesang verharrt in einem unbestimmten Allgemeinen. Wo immer man in diese Lyrik greift, vernimmt man bekannte Klänge; freilich, niemals völlig unerneut und übernommen: eine Wendung, ein Farbfleck, ein Gleichnis gehört dieser Dichterin persönlich an. Aber selbst wenn ihre persönlichste Erfahrung sich gleichsam in einem Punkt sammelt und ihr ein Gedicht entsteht, dessen menschliche Intensität uns ergreift, so ist dennoch der Gegensatz zwischen dem vollen persönlichen und dem weit schwächeren sprachlichen Erlebnis offenbar. Die eigentliche Bedeutung dieses Bandes beruht auf den Balladen. Mit ihnen gehört Lulu von Strauß und Torney für immer der Geschichte der deutschen Ballade an; viele werden lange Zeit gelesen werden, einige wohl immer dauern, vor allem „Die Nonne", aber auch „Der Seefahrer", „Die Mutter", „Das Wiegenlied", „Des Schiffers Brief", „Schiff ahoi!" und noch manche andere. Auch in ihren Balladen — wie in denen der Agnes Miegel und noch mehr Münchhausens — finden sich die charakteristischen Formen und Züge der Ballade, wie sie das 19. Jahrhundert, anknüpfend an die deutsche und die englische Volksballade ausgebildet hat. Die entscheidende Eigenart dieser Balladen ist nicht so offenbar und unverwechselbar zu erkennen wie die der Miegel- und der Münchhausenschen, und dennoch sind sie unverkennbar unterschieden. Ihre Farbe ist stumpf, unleuchtend, der Umriß eckig, zuweilen derb, sie wirken holzgeschnitzt und holzschnitthaft. Es ist charakteristisch: eine Ballade ist in der Form eines unbeholfenen Briefes gegeben, den ein Schiffer an den Pastor schreibt, eine andere als Erzählung eines Schiffers in der Hafenschenke. Ein feines Gehör waltet an diesen handfesten Rhythmen; wohl stört nicht selten konventioneller Tonfall, aber Härten, Flüchtigkeiten, Ungeschicklichkeiten fehlen durchaus; wir erkennen jene pflichtvolle Tüchtigkeit, welche die Lyrik dieser Frau bekundet, eben in der handwerklichen und sachlichen Treue ihrer gediegenen Arbeit. Ihre Musikalität bezeugt sich in der Art, wie sie einen Wiegenreim, hier einen geistlichen auf das Jesuskind, dort einen plattdeutschen auf Göde Micheel den Seeräuber, als Kehrreim einflicht. Wie manche Balladen der Agnes Miegel dramatische Szenen oder sogar ein verkürztes Drama geben, so auch manches Stück dieser Sammlung: „Die Mutter" könnte man sich ohne weiteres als einaktiges Drama ausgeführt denken. — Es wäre zu wünschen, daß Eugen Diederichs eine gesonderte Ausgabe dieser Balladen erscheinen ließe.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Ewiger Aufbruch. Gesammelte Balladen. Von Franz Theodor Csokor. Leipzig 1926, Wolkenwanderer Verlag. 142 S.

Csokor will das Wort „Ballade" im weitesten Sinne verstanden wissen: „als Ausdruck schärfster, dramatischer Gegensätzlichkeit in der gebundenen Verkürzung des Gedichtes". Aber der Ausdruck greift unzweifelhaft fehl: weder sind alle Gedichte dramatisch gespannt noch ist jedes dramatisch gespannte Gedicht Ballade. Indes gleichviel: Csokor gibt in dieser von ihm im wesentlichen als endgültig empfundenen Auslese, die sechzig Gedichte umfaßt, ein respektables Werk. (Der Eindruck wird gestört durch das Nachwort: es ist sehr schwer über sich selbst auszusagen, und man muß sehr vorsichtig sein, um nicht den Anschein des Selbstruhms zu erwecken.) Seine Balladen sind von denen der Miegel oder Münchhausens unterschieden durch grellere Farben, schroffere Charakteristik, vor allem durch knappere Darstellung. Hiermit ist keine Wertung ausgesprochen, denn die Ballade dieser älteren Dichter wirkt im allgemeinen nicht etwa redselig, aber das spezifisch moderne Streben nach äußerster Kürze ist ihnen fremd. Wie Georg Heym gibt Csokor geschichtliche Bilder in der Form des Sonetts — „Karl Stuarts Todesgang" —, aber auch eigentliche Balladen — „Sisera, der Kanaanite". — Öfters ist die Nachwirkung der Schaukalschen „Porträts", gelegentlich auch ein Nachklang Rilkes spürbar. Aber es ist durchaus irrig, wenn behauptet wird, diese Gedichte seien ohne Rilke nicht denkbar. Im Gegenteil: nur eine Zeit, welcher der Sinn für natürliche Schau und natürliches Hören völlig erkrankt ist, kann verkennen, daß Rilkes Dichtung in ihrem Kern unerträglich verkünstelt und in den letzten Büchern, von ganz wenigen Stücken abgesehen, gänzlich ins Abstruse, Verkrauste, ja Widersprachliche entartet ist. Csokor steht nicht auf der Linie dieses Artistentums, das nun in den Gedichten Lernet-Holenias zu parodistischem Verfall gelangt, seine Art ist einfacher, unverkünstelter, derber, auch roher; er gehört nicht so sehr der überfeinerten wiener Dichtung an als vielmehr der Dichtung der österreichischen Länder: seine Ballade ist oft der Malerei Egger-Lienz', des Tirolers, verwandt, freilich, oft auch greller aufgehitzt, „Großstadtgedicht" im wenig er-

Digitized by Google

freulichen Sinn. Csokor ist von der Art Rilkes und des sanften wiener Artistentums unterschieden durch Leidenschaft, aber sie bricht nicht immer in düsterem oder lichtem Impetus hervor, sondern wird gehemmt, verkrampft sich und ergießt sich gleichsam in gebogenem, rissigem Strahl, wie in vielen Gedichten vornehmlich des frühen Dehmel. Aber überall Hand, Faust, Griff. In unserer Dichtung, zumal in der Lyrik, ist eine Kraft selten geworden, die Zeiten der Höhe als selbstverständlich besitzen: das Vermögen, das sicher Geschaute und Vernommene mit Sicherheit darzubilden, fast ausschließlich erblicken wir Ertastetes, Versuchtes, ungefähr Getroffenes. Am höchsten reicht das Csokorsche Gedicht, wenn es in Leidenschaft daherbraust wie in dem Zyklus „Confiteor": Sehnsucht, Begierde, Verzweiflung, Verlorenheit bis an den Rand des Unterganges; die nachtfarbenen Renner der Leidenschaft gehen durch, aber im sausenden Gedicht wie auf dem zweirädrigen Wagen steht der Dichter, ἐπιχραταῖν δίνται, wie der Sieger in der Pindarschen Ode, sicher — wieder das Wort! — packt, reißt, bändigt er die stürzende Fahrt, und aus dem siegreichen Gedicht erfühlen wir sein menschlich Obsiegen: Gedichte von einer Intensität der Empfindung und Gestaltung, wie sie in der deutschen Dichtung, die ja an Liebesgesängen von elementarer Kraft nicht reich ist, nur selten vernommen worden sind; in diesem Zyklus stehen Strophen von einer notvollen Inbrunst, daß man unwillkürlich immer wieder jenes großen Dichters der Leidenschaft, Johann Christian Günther, gedenkt.

Es gibt zwei Arten heutiger Lyrik: die eine verstrickt sich in immer subtilere Fisimatenten und Faxen des Fühlens und des Ausdrucks, die andere bestrebt sich das allen gemeinsam Natürliche auf natürliche Weise in neuem Erlebnis auszusagen. Zu diesem zweiten Schlage gehört Csokor.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Verschiedenes

Die Heilandsgestalt in der neueren deutschen Dichtung. Von Heinrich Spiero. Berlin 1927, Eckart-Verlag G. m. b. H. 336 S.

Die moderne Jesusdichtung. Eine Anthologie. Von Karl Röttger. Gotha 1926, Leopold Klotz. 243 S.

Zur Geschichte der Auseinandersetzung der wesentlichen deutschen Geister mit Christus liefert Heinrich Spiero einen fesselnden Beitrag, indem er die Entwicklung der Heilandsgestalt in der neueren deutschen Dichtung darstellt — ausgehend von der Erkenntnis: „Menschheit lebt und stirbt freiwillig nicht auf Dogmen, so oft es auch den Anschein gewinnt. Wo Menschen zu sich selbst kommen und ihnen Religion, nach Paul de Lagardes Wort, Realität wird, heftet sich die Gewißheit, auf die gelebt und gestorben wird, an Gestalt." Ein einleitendes Kapitel führt vom Heiland und den Mystikern an die Schwelle der letzten zwei Jahrhunderte. Anschließend an die geläufigen Sammelbegriffe: Pietismus und Aufklärung, Humanismus, Romantik und Radikalismus, Realismus und Pessimismus, Naturalismus und Sozialismus wird das Christusbild jeder Epoche an hervorstechenden Beispielen der Dichtung abgewandelt. Mit bemerkenswerter Schärfe ist die „Wende" erfaßt: der Weltkrieg. „Der Abstand von 1870 ist unmeßbar weit, aber auch der von 1848 und 1813 kaum überbrückbar. Einmal ward der Krieg nicht mehr als romantisches Waffenhandwerk, gar als ritterliches Spiel empfunden ... Zum andern taucht nun der vierte Stand, nicht mehr nur fordernd, nicht Gleichberechtigung heischend, sondern gebend, als Volksgenoß und Träger riesigen Geschehens empor, und ein ganzes Geschlecht aus bisher scheinbar geschichtslosen Schichten dringt mit dichterischem Werk als Mitgift in den Vordergrund der Volksgemeinschaft." Obwohl die Auswirkungen dieser „Wende" noch lange nicht abschließend festzustellen sind, ist es Spiero besonders zu danken, daß er der ganz neuen, veränderten Stellung der jüngeren und jüngsten Dichter zur Erscheinung Christi nachspürt und bestrebt ist, ihr bewegtes Ringen um eine unmittelbare, dem Wissen fernere und dem inneren Erlebnis nähere Heilandsgestalt verstehend aufzuhellen.

Als willkommene Ergänzung tritt neben Spieros kluges und fleißiges Buch die Anthologie moderner Jesusdichtung, die Karl Röttger herausgebracht hat. Nicht um eine Anthologie im gewöhnlichen Sinn, nicht um „Literatur" ist es Röttger zu tun; er will, allerdings unter Wahrung des dichterischen Niveaus, ein Dokument der heutigen religiösen Kräfte geben. In seiner tiefdringenden Einleitung kommt er zu dem Ergebnis, „daß unsre Zeit nicht gen ‚Untergang' geht, daß das Christentum noch eine Mission hat, wenn die ‚Christen' sich auf das ‚Wirkliche' besinnen, nämlich darauf, daß ‚Christentum' ja gar nicht eine ‚Lehre' sei, sondern daß es eine Gestalt, das heißt ein Mythos, das heißt eine metaphysische, eine geistige Wirklichkeit sei". Somit stellt sich heraus, „daß die Gestalt immer richtig steht, denn jeder schaut seine Liebe, seine Not, seine Inbrunst hinein. Jeder rein Schaffende hat ihn ‚richtig' gestaltet". Röttger hat die hohe Aufgabe, die er sich stellte, in weitem Umfang gelöst. Die 34 Dichter neuer Zeit, die er zu Wort kommen läßt — im Mittelpunkt Otto zur Linde, Morgenstern, Schlaf und mit Recht er selbst —, bieten in der Tat in der Fülle ihrer Gesichte und Gedanken, in ihrer ganz undogmatischen Glaubensleidenschaft und Glaubenseinfalt, ein überraschendes und überwältigendes Zeugnis der in der Gegenwart wirksamen religiösen Kräfte, wie sie zumeist eben die „Wende" der letzten Jahrzehnte entbunden und entzündet hat.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Amerikanische Briefe. Von Kurd von Schlözer. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 179 S. M. 6,50.

Mit Vergnügen stellen wir auch diesen, leider wohl letzten Schlözer-Band zu den übrigen; diese Briefe aus Mexiko und den Vereinigten Staaten zeigen die gewohnte Leichtigkeit und Treffsicherheit seines Stils, ebenfalls den sowohl liebenswürdigen wie gehaltvollen Menschen. Phrasen kommen bei ihm nicht vor. Als die ihm durch den deutschen Generalkonsul vermittelte Köchin durch ein Herdunglück ums Leben kommt, telegraphiert er dem Generalkonsul sachlich: „Köchin verbrannt. Senden Sie andere. Schlözer"; aber innerlich empfunden sind die Worte nach dem Tod seiner 87jährigen Mutter über das Aufhören „dieser tiefen Freude". Auch die vorliegenden Plauderbriefe lassen gelegentlich den Historiker erkennen, so erwähnt er, daß „Yankee Doodle" auf ein englisches, den holländischen „Jan" verspottendes Lied des 18. Jahrhunderts sich zurückführen läßt. Die Vereinigten Staaten erscheinen ihm „unbändig interessant", er beobachtet jedoch (das hat sich nicht geändert), daß dies Land Deutschen selten zusagt, daß wir ihm „ferner, als man allgemein glaubt, stehen". Die jungen Mädchen der Washington-Gesellschaft nennt er „sehr schön, es spricht sich gut mit ihnen, alle extravagant, aber ohne Passion. Wenn ich an Rom denke!"

Digitized by Google

Daß Schlözer „Otto“ (Bismarck) erst spät, dann jedoch heiß verehrte, ist bekannt. Er schildert Mai 1871 eine Tischgesellschaft beim Reichskanzler. „Wieder fabelhaft interessant, in diese geniale Maschine hineinzublicken. Wenn andere bei diplomatischen Schachzügen die verschiedensten Möglichkeiten mit ihren Folgen ins Auge fassen und deren ein Dutzend ausklügeln, hat seine Zerebralzentrale schon mindestens doppelt so viele durchflogen.“ Das überrascht nicht, unerwartet kommt jedoch das hierauf folgende Bild des über Musik theoretisierenden Bismarck. „Abends erschien Richard Wagner — die Unterhaltung zwischen den beiden so verschiedenen Heroen langte schließlich auf dem Punkte an, wo Bismarck in einem geistreichen Vortrag dem Meister der Töne die eigentlichen Ziele und Zwecke der Musik auseinandersetzte.“ Schlözer sorgt sich, 1875, um Deutschlands Zukunft. „Auf wie lange? So lange Bismarck lebt, ja. Über das Nachher wage ich nicht nachzudenken.“
Die Herausgabe ist eine sorgfältige, ein brauchbares Inhaltsverzeichnis ist beigefügt.

Berlin — Marie von Bunsen

Die Hohenstaufen. Nach zeitgenössischen Quellen. Von Johannes Bühler. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 587 S.

In seine schöne Aufgabe, die deutsche Vergangenheit in ihrem Ganzen aus den jeweiligen Quellen ihrer Zeit wieder erstehen zu lassen, ist Bühler nachgerade so hineingewachsen, daß man sein Verfahren schlechthin meisterhaft nennen darf. Er hat einen feinen Instinkt nicht bloß für das Wichtige und dauernd Wertvolle, sondern auch für das, was heut einem größern Leserkreise mundet und Lust zu eignem Forschen macht. Angesichts der bedauerlichen Tatsache, daß sich seit vielen Jahren niemand finden will, der Wilh. Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft wie der Weltanschauung bearbeite und fortsetze, kommt dem Bühlerschen Unternehmen, vom Verlag auf das verständnisinnigste gepflegt und gefördert, ein um so größeres Verdienst zu. Lothar und die Staufer, die Welfen Heinrich der Stolze, Heinrich der Löwe und Otto IV., die zeitgenössischen Päpste und die Normannen gewinnen hier neues Leben. Ein herrliches Buch.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz. 13. Bd., 2. 3. Heft. Herausgegeben im Auftrage des Stadtrates. Heidelberg, in Kommission bei Gustav Köster.

Des dreizehnten Bandes Doppelheft II/III (256 S. in 8°), zusammengestellt vom heidelberger Museumsdirektor Karl Lohmeyer, ist ausschließlich der Geschichte der Architektur, der Musik, des Theaters, der Malerei und des Kunstsammelns im Zeitalter des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz (1690—1716) und des mainzer Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn (1695—1729) gewidmet. Gefördert werden dadurch u. a. unsre Kenntnisse über Antonio Petrini, Agostino Steffani, Hugo Wilderer, Josef Paris Feckler und Franz Anton Horneck, Joh. Jak. Rischer aus Schwarzenberg im Bregenzer Walde, Dom. Eg. Rossi, Sigismund Zeller, Lorenz Gaßner, Joh. Weydt und Joh. Leonh. Dinzenhofer. Vor allem gewinnt bei der regen Forschertätigkeit der kurpfälzische Baumeister Rischer, einer der fruchtbarsten und charaktervollsten Baumeister Südwestdeutschlands um 1700.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Glanz und Elend berühmter Frauen. Von Franz Bley. Berlin 1926, Ernst Rowohlt. 292 S. M. 6,50 (10,50).

Das hübsch ausgestattete Buch bringt mit gepfefferter Erotik und sehr vielem Schick hingeworfene Skizzen. Alle lesen sich leicht, und, mit Ausnahme der erstaunlich ungenauen Schilderung der Frau von Paiva und des Grafen Henckel-Donnersmarck, sind wohl die meisten dieser Fürstinnen und Heiligen, Hetären und Schriftstellerinnen so einigermaßen richtig getroffen. Eine sorgsam prüfende Einstellung und Darstellung wird man ja auch billigerweise nicht von diesem farbigen und schmackhaften historischen Schaum verlangen dürfen. — Viele der Persönlichkeiten sind nur allzu bekannt, unbekannt ist wohl den meisten von uns die Gattin des Weltumseglers Cook, und gern vernehmen wir Einzelheiten über die als deutsche Spionin erschossene schöne Kurtisane Mata Hari. Hier bringt Franz Bley persönliche Eindrücke, er ist ihr begegnet, schildert den Mut, mit dem sie, Rosen im Arm, im Graben von Vincennes den Flintenläufen gegenüberstand.

Berlin — Marie von Bunsen

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXIX

Ein unbekannter „Cotta“-Goethe oder: Wie der „durchlauchtigste deutsche Bund“ einen pariser Nachdruck schützte

Von Leopold Hirschberg (Berlin)

War es das Memento mori von Beethovens Tod, war es die Nähe des achtzigsten Geburtstags — Goethe entschloß sich vor jetzt gerade hundert Jahren, das Fazit seines großen Lebens zu ziehen und seine Werke in einer „vollständigen Ausgabe letzter Hand“ selbst zu redigieren. Daß er sich das Verlagsrecht teuer bezahlen ließ (soweit ich weiß mit über 20 000 Talern) war sein gutes Recht. Andererseits kann man es Cotta nicht verdenken, wenn er mit aller Macht den unverschämten Nachdruckern zu begegnen sich bestrebte; und so hielt er es offenbar für das beste, sich von den Fittigen des sogenannten „durchlauchtigsten deutschen Bundes“ überschatten zu lassen. Der Zusatz „Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien“ wird denn auch dem Leser durch alle 55 bis zum Jahre 1833 erschienenen Bände eingehämmert; beim 56sten bis 60sten, die erst 1842 herauskamen, scheint Cotta die Machtlosigkeit des Phantoms, das als durchlauchtigster deutscher Bund dahindämmerte, erkannt zu haben, da diese den Zusatz nicht tragen.

Cotta veranstaltete zunächst von 1827 bis 1833 vier „vollständige Ausgaben letzter Hand“ (wobei die Papierqualitäten nicht mitgezählt sind): nämlich je eine Oktav- und

Digitized by Google

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Erster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Erster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Digitized by Google

Goethe's Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Erster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Duodez-(Taschen-)Ausgabe mit und ohne Kupfer, in 55 Bänden. 1836/37 ließ er unter dem Titel „Goethes Poetische und Prosaische Werke" durch Eckermann und Riemer eine Auswahl in zwei dicken Quartbänden besorgen, wie es mit Schiller 1829 in einem Bande geschehen war. Trotz alledem konnte er es nicht verhindern, daß das von Kuhreigen durchtönte Appenzeller Städtchen Herisau ihm schon 1835 eine zwölfbändige großformatige „wohlfeile Volksausgabe" mit Bildern in den Weg warf, die — nach der Seltenheit ihres heutigen Vorkommens zu schließen — völlig ausverkauft worden sein muß. Die Kaulbach-Kupfer der Eckermann-Riemer-Ausgabe dürften vielleicht auf die Herisauer[1] zurückzuführen sein.

Aber Cotta hatte noch einen gefährlicheren Konkurrenten — in Paris. Dort hatten die „Tétot frères" 1835 eine „Bibliothek der besten ältern und neuern deutschen Schriftsteller" erscheinen zu lassen begonnen und mit Goethe in fünf Quartbänden den Anfang gemacht. Auch diese netten Brüder konnten, da der Autor sie ja nichts kostete und sie sich den Teufel um den durchlauchtigsten deutschen Bund mit seinen schützenden Privilegien kümmerten, etwas auf äußere Ausstattung verwenden; sie gaben der Ausgabe drei Porträts, acht Umrisse von Moritz Retzsch (zum Faust) und acht Vignetten von Geoffroy bei. Wen es interessiert, mehr über die Verlagswerke der „Tétot frères" und ihres Nachfolgers „Baudry" (europäische Buchhandlung) zu erfahren, findet es in Hans von Müllers „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr" (S. 668), wobei es mir zur Freude gereicht, den Autor ergänzen zu können; er hat nämlich die Novalis- und Uhland-Ausgaben von 1837 und 1840 anzuführen vergessen.

Niemand kann es mir verwehren, wenn ich die Charaktere der Brüder Tétot mit Fasolt und Fafner vergleiche. Fasolt Tétot, dem Idealisten, scheint „mehr an der Maid als am Gold" gelegen zu haben; von Gewissensbissen geplagt, überredete er offenbar den Goldraffer Fafner, wenigstens in einigen Exemplaren die Herkunft ihrer Ausgabe klarzustellen. Fafner Tétot, endlich weich gemacht, konnte aber die ihm eigentümliche dämonische Ironie nicht verleugnen. Er druckte fünf Titelblätter, deren erstes beistehende Reproduktion vor Augen führt. Des „durchlauchtigsten deutschen Bundes schützende Privilegien" setzte also — wahrscheinlich mit sardonischem Lachen — 1837 ein pariser Setzer. Denn der Inhalt der fünf Bände stimmt mit der „Paris 1836" betitelten vollkommen überein. Es fällt mir natürlich nicht ein, den kostbaren, vor wenigen Tagen von mir zufällig aufgestöberten Schatz als Unikum zu bezeichnen. Nur so viel will ich verraten, daß diese Cotta-Ausgabe „letzter Hand" von 1837 nirgends — nicht einmal bei dem berühmten Goedeke — verzeichnet ist. Keine der dem „Auskunftsbureau" angeschlossenen Bibliotheken besitzt sie; weder Hirzels noch Kippenbergs noch Meyers Goethe-Katalog kennen sie; die Auguren der Bibliophilie sowohl, wie die Bibliothekare und Antiquare:

„Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund."

Mein Exemplar ist so wundervoll in Halbleder mit doppelfarbigen Schildern (heliotrop und grün) gebunden, daß ich in ihm ein von Fafner Tétot an Cotta geschicktes Widmungsexemplar vermute, das endlich („Nur die Lumpe sind bescheiden") an die ihm gebührende Stelle gelangte.

Nachrichten

Todesnachrichten. Fritz von Ostini ist am 1. Juni im Alter von 66 Jahren in seinem Wohnort in Pöcking am Starnberger See einem Schlaganfall erlegen. Von Haus aus Offizier, war er 1887 in die Reaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" eingetreten und hat sowohl als Kunst- wie als Theaterkritiker Entscheidendes für das Blatt geleistet. Seine Künstlermonographien über Thoma, Grützner, Uhde und Böcklin vor allem stellten ihn in die Mitte des münchner Kunstlebens. Durch die „Jugend", deren Schriftleiter er seit 1896 war und in der er als „Biedermeier mit ei" viel beachtete Gedichte veröffentlicht hat, hat er seinen Wirkungskreis über die Stadt München weit hinaus getragen.

Jerome Klapka Jerome ist am 14. Juni im Alter von 68 Jahren im Allgemeinen Krankenhaus zu Northampton gestorben, nachdem er kurz vorher einen Schlaganfall erlitten hatte und halbseitig gelähmt war. Er war als Sohn eines Pfarrers am 2. Mai 1859 geboren, hatte sich im kaufmännischen Beruf, als Schulmeister, Schauspieler und Journalist versucht, bis er durch seine humoristischen Werke: „Idle thoughts of an idle fellow", „Three men in a Boat, to say nothing of the dog", „Three men on a bummel", sich einen Weltruf gegründet hat. Seine Erfahrungen als Schauspieler hat Jerome zu mannigfachen Bühnenwerken ausgenutzt, von denen die auch kürzlich in Deutschland aufgeführten Lustspiele „Parable will nicht heiraten" und „Lady Fanny und die Dienstbotenfrage" nur kärglich zu seinem Ruf beitragen konnten. In Jerome steckte aber auch ein durchaus ernstgerichteter Schriftsteller, der denn freilich erst in späteren Jahren recht zum Durchbruch kam. Jeromes Stück „Passing of the third floor back" stellt den Versuch dar, die Christusgestalt in das Leben eines englischen Boardinghouses hineinzustellen. Sein 1919 erschienener Roman „All roads lead to Calvary" ist die ernste Auseinandersetzung mit den Kriegseindrücken, die für Jerome von Anbeginn an eine chauvinistische Stellungnahme unmöglich machten.

Hermann von Bruining ist in Riga gestorben, wo er viele Jahre als Direktor des Archivs der Livländischen Ritterschaft gewirkt hat. Er hat ein wichtiges Werk für die Geschichte der Ostseeländer durch seine Veröffentlichungen der Güterchronik geschaffen.

* * *

Zum Präsidenten der Goethe-Gesellschaft ist Professor Julius Petersen als Nachfolger Roethes gewählt worden.

Eugen Diederichs ist aus Anlaß seines 60. Geburtstages vom jenaer Stadtrat zum Ehrenbürger der Stadt Jena ernannt worden.

Friedrich Lienhard ist zum Ehrensenator des Deutschen Schriftstellerverbandes gewählt worden.

Die Platen-Medaille ist Wilhelm von Scholz und Ernst Reclam verliehen worden.

[1] Vielleicht ein ebenso unerwarteter Plural von Sau wie Jean Pauls „Romer" von Rom im „Komet".

Digitized by Google

Der Literatur-Preis der Stadt Wien im Betrage von je 1000 Schilling ist Franz Csokor, Max Mell und Hans Adler zuerkannt worden.

Auf der mainzer Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins wurde ein Dramatiker-Preis in Höhe von 10 000 Mark gestiftet.

Die Constantin Brunner-Gemeinschaft setzt einen Preis von 1000 Mark für die beste Arbeit über das folgende Thema aus: Wodurch unterscheidet sich die Psychologie Constantin Brunners von aller bisherigen Psychologie? — Bei der Lösung dieser Aufgabe soll nicht nur das allgemein Grundlegende über den „Praktischen Verstand" im Sinne Brunners berücksichtigt werden, sondern auch im besonderen dessen Auffassung von der Spezifikation des Wissens („Denkens" im gewöhnlichen Sprachgebrauch) und die veränderte Stellung, welche sich durch die Auffassung vom wissenden Denken gegenüber Dogmatik wie Skeptik zur endgültigen Überwindung beider, ergibt. Näheres durch den Vorsitzenden der Constantin Brunner-Gemeinschaft Fritz Blankenfeld, Berlin, Landshuter Straße 7.

Paul Valéry ist als Nachfolger Anatole Frances in die Französische Akademie aufgenommen worden.

Der Große Preis für Literatur der Französischen Akademie in Höhe von 10 000 Franken ist Joseph de Pesquidoux zuerkannt worden, der Große Preis für Romane in Höhe von 5000 Franken wurde dem Journalisten und Schauspieler Joseph Kessel für seinen Novellenband „Die reinen Herzen" verliehen.

Die Vertreter der Luxusindustrie in Frankreich haben einen Literatur-Preis für französische Schriftsteller in Höhe von 30 000 Franken gestiftet. Der erste Preis wurde Gabriel Reuillard zugesprochen, dessen Romane „Der Geprüfte", „Die Dirne", „Der Nackte Mann" in weite Kreise gedrungen sind und von dem auch zwei Bühnenwerke im Odéon-Theater zur Aufführung gelangten. Reuillard wirkt zur Zeit als literarischer Kritiker des Paris-Soir.

Ein neuer französischer Literatur-Preis, nach der Schauspielerin Réjane benannt und für die beste dramatische Arbeit bestimmt, ist in Paris gegründet worden.

Fritz von Unruhs „Opfergang", der bereits in einer französischen und tschechischen Ausgabe — unter dem Titel „Verdun" — vorliegt, ist vor kurzem von dem bekannten neuyorker Verlag Alfred A. Knopf für Amerika und das Empire gleichzeitig mit dem Schauspiel „Bonaparte" erworben worden. Die englischen Ausgaben beider Werke sollen womöglich noch im Herbst erscheinen.

Franz Werfels „Der Tod des Kleinbürgers" ist in russischer Übersetzung im moskauer Arbeiterverlag erschienen, Heinrich Manns „Im Schlaraffenland" im russischen Staatsverlag.

Das Heine-Denkmal des holländischen Bildhauers van Hasselrijs, das im Achilleion auf Korfu aufgestellt war, ist nunmehr unfern des alten Salomon Heineschen Parks in Altona neu errichtet und eingeweiht worden.

Das Victor Hugo-Haus auf der englischen Kanalinsel Guernesey, das der Dichter während seines Exils unter Napoleon III. bewohnt hatte, ist von den Erben der Stadt Paris übergeben worden.

Die Gebeine des im Jahre 1849 in Paris verstorbenen und dort begrabenen polnischen Dichters, Julius Slowacki, wurden nach Krakau gebracht, wo sie auf dem Wawel Mickiewicz zur Seite ihre letzte Ruhestätte finden sollen. Slowacki war von Byron ausgegangen, lehnte sich dann an Shakespeare an, vermochte aber trotz der starken Anlehnung Bedeutendes und Eigenartiges zu schaffen, auf dem Gebiet der Lyrik sowohl, als auch der Epik und Dramatik. Er ist eigentlich der Schöpfer des modernen polnischen Dramas. In den letzten Lebensjahren hatte er sich der Mystik zugewandt, dem sogenannten Messianismus.

* * *

Vom Zweigverein Berlin der Deutschen Schiller-Stiftung wurden im Jahre 1926 5000 Mark vereinnahmt und an 118 Personen als Unterstützung verausgabt. In den Vorstand wurden wiedergewählt: J. Landau, Ludwig Fulda, Gotthelf, Hanns Martin Elster, Fritz Engel, Pategg und Hermann Sudermann.

Neue Briefe von Gustave Flaubert an Prinzessin Mathilde Bonaparte, die mit dem Erscheinen der „Salambo" einsetzen und bis zu Flauberts Tod führen, sind aufgefunden worden und gehen der Veröffentlichung entgegen.

Erich Ebermayer, Klaus Mann, Hans Rosenkranz teilen uns mit:

Eine Anthologie jüngster Prosa wird im Herbst im J. M. Spaeth, Verlag, Berlin, erscheinen. Wir wollen durch ihre Herausgabe den Versuch unternehmen, einen Überblick über die künstlerischen Kräfte der jüngsten Generation in Deutschland zu geben. Die Anthologie soll nicht einer bestimmten Richtung oder einer Gruppe dienen, sondern wir wollen uns bemühen, aus den Einsendungen wirklich das herauszusuchen und zusammenzustellen, was wir an dichterischen Zeugnissen von Wert und Lebendigkeit darunter zu finden glauben. Wir bitten, Einsendungen unter dem Kennwort „Anthologie" bis spätestens zum 1. August 1927 an die Adresse des J. M. Spaeth Verlages, Berlin C 2, Königstraße 52, zu senden.

Hans Friedrich Blunck teilt uns mit:

Thomas Mann hat in der Zeitschrift „Das Tagebuch" vom 28. Mai 1927 in einem Aufsatz unter anderem mitgeteilt, oder durchblicken lassen, daß ich mit dem Verlag Knaur wegen Herausgabe eines Beitrags zu den „Büchern der Welt" in Verhandlung stünde.

Die Mitteilung war irrig und erfolgte wohl auf Grund eines verfrühten Wunsches von Verlagsseiten an Thomas Mann, der die Ausgaben Knaurs verantwortlich zeichnet. Ich habe jedenfalls, ohne bis dahin von der Mannschen Veröffentlichung vom 28. Mai zu wissen, erst am 1. Juni ein Mitarbeitersuchen erhalten, das ich unverzüglich ablehnte, unter anderem auch deshalb, weil ich an die Verlage Eugen Diederichs und Georg Müller vertraglich gebunden bin.

Ich bedaure die voreilige Veröffentlichung, die mir viele bittere Briefe und Fragen eintrug und die meinen Namen mit einem Unternehmen in Verbindung bringt, dessen bisherige Arbeit ich aufs entschiedenste ablehne. Ich habe aber die Überzeugung, daß die Herausgeber sich mehr noch durch Langmut als mangelnde Übersicht an die Ausgabe dieser „Serien" gebunden fühlen und möchte nicht zu den oft ungerechten Antworten an Thomas Mann beitragen — Thomas Mann, dem ich mich weltanschaulich in vielem verbunden fühle, obschon ich meine, daß die Herausgabe dieser Bücher ein Schwanken in seinem besten Glauben bedeutet.

Professor Max Nußberger (Riga) schreibt uns:

Im letzten Juniheft, Nr. 9, teilen Sie mit, daß Ihr Mitarbeiter Robert F. Arnold in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 12. April geltend mache, die Quelle zu C. F. Meyers Gedicht „Die Schweizer des Herrn von Tremouille" in Rankes Erstlingswerk „Geschichte der romanischen und germanischen Völker 1497—1514" entdeckt zu haben. Nun druckte

Digitized by Google

ch in meinem Buch über Meyer (Frauenfeld, Huber & Co., 1919) im Anhang unter dem Titel „Quellen zu Meyers Lyrik" die in Frage kommende Stelle aus Rankes Geschichtswerk (S. 68 ff. der Ausgabe Berlin 1824) in extenso ab. Die Entdeckung des Herrn Professor Arnold kommt also immerhin ein wenig reichlich spät. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir eine Bemerkung, die geeignet ist, Meyers Schaffensweise etwas heller zu beleuchten. Bekanntlich schließt Meyers Gedicht mit dem Ausruf seines Helden, des Ritters Tremouille: „Potz Blitz, ich bin Ludwig der Mohr!", den dieser ausstößt, als er den schwierigen Übergang seines Heeres über den Apennin, auf der Paßhöhe angelangt, halbwegs bewerkstelligt hatte. Hierfür findet sich nun in Ranke allerdings keine Entsprechung, wohl aber erzählt Tremouille in seinen Memoiren (Coll. compl. des mémoires rel. à l'histoire de France, t. 14, Paris 1826, p. 422), daß er, auf der Paßhöhe des Apennin angelangt, infolge der ausgestandenen Hitze schwarz wie ein Neger ausgesehen hätte (noir comme un more pour l'extuante chaleur qu'il avait supportée). Es zeigt sich also, daß Meyer nicht nur das klassische Geschichtswerk gelesen, sondern auch die zeitgenössischen Quellen zurate gezogen hatte, um sich ein recht lebendiges Bild von seinem Gegenstand machen zu können. Vermutlich erinnerte er sich aber, als ihm die Schlußpointe seines Gedichtes einfiel, dieser Lektüre nicht mehr. Im übrigen stellt Meyers Balladenfigur eine Verschmelzung zweier Charaktere, des tapferen Ritters und Kriegsmannes und seines galanten Königs, Karls VIII., dar, wie ich an eben derselben Stelle nachgewiesen habe.

* * *

In der Akademie der Wissenschaften, in Leningrad, wird im August ein Puschkin-Kongreß stattfinden, dessen Hauptprogramm in der endgültigen Feststellung sämtlicher Puschkinscher Texte nach den vorhandenen Manuskripten besteht, sowie in der Ausarbeitung eines Planes für die projektierte akademische Gesamtausgabe der Werke des Dichters. Im besonderen sollen auch die Grundzüge für die bisher fehlende, erschöpfende Biographie Puschkins festgestellt werden.

In Kiew ist ein bisher unbekanntes, signiertes Ölgemälde Lermontoffs, die Ruinen des Schlosses der Königin Tamara im Kaukasus darstellend, aufgefunden worden.

Ein Manuskript mit bisher unveröffentlichten Gedichten von Taraß Schewtschenko mit Illustrationen von M. Baschiloff u. a. ist unlängst von dem Vizepräsidenten der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften aufgefunden worden. Das Manuskript war 1847 bei Verhaftung des ukrainischen Historikers Kostomaroff konfisziert worden.

(P. E.)

Uraufführungen. Wien: Bühne der neuen Zeit. „Die Liebesschaukel". Lustspiel von Lothar Ring (17. Juni). – Spitz (Niederösterreich). „Wachauspiel". Zwölf Bilder. Von V. O. Ludwig (Anfang Juni).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Auernheimer, Raoul. Die linke und die rechte Hand. Roman. (Fischers Romanbibliothek.) Berlin 1927, S. Fischer. 197 S. M. 1,50 (2,50).

Birt, Theodor. Rotane. Ein Alexander-Roman in zehn Handlungen. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. 242 S. M. 3,– (4,–).

Brachvogel, Carry. Die Schauspielerin. Roman. (Engelhorns Romanbibliothek 1009.) Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 142 S. M. 1,– (1,75).

Dörfler, Anton. Der Weg aus der Brunnenstube. Roman. Berlin o. J., Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 264 S.

Dreyer, Max. Das Sympathiemittel. Eine niederdeutsche Geschichte. Leipzig 1927, L. Staackmann. 106 S.

Elben, Otto. Der Menschensänger. Dichtung. Stuttgart-Heilbronn 1927, Walter Seifert. 309 S.

Gagern, Friedrich von. Der tote Mann. Roman der roten Rasse. Berlin 1927, Paul Parey. 183 S. Geb. M. 4,50.

Hinrichs, August. Gertraudis. Drei Novellen. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. 137 S. M. 2,– (3,–).

Hyckel, Georg. Was der Sagenborn rauscht ... Ein Sagenbuch des oberschlesischen Landes. Schweidnitz o. J., L. Heege. 173 S. M. 3,– (4,–).

Juels, Paulfriedrich. Vederama. Novelle. Varel i. O. 1927, „Am Kamin". 112 S.

Linberg, Irmela. Der Vagant. (Der Brunnen, Nr. 13.) Altona 1926, Hans Ruhe. 52 S. M. –,75 (1,25).

Mayer, Theodor Heinrich. Die letzten Bürger. Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 361 S. M. 5,– (7,–).

Nathusius, Annemarie von. Die Trennung. Roman. Berlin 1927, K. F. Koehler. 268 S.

Ompteda, Georg Freiherr von. Der jungfräuliche Gipfel. Roman. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 307 S. Geb. M. 6,50.

Pauls, Eilhard Erich. Die Geschwister im Salzkorb. Erinnerungen an eine Kleinstadtjugend. Leipzig 1927, Gustav Schloeßmann. 237 S. Geb. M. 6,–.

Rebiczek, Franz. Menschheit. Roman. Wien 1927, Carl Konegen. 273 S. M. 4,– (6,–).

Roselieb, Hans. Der Barbar. Die Geschichte eines Stieres. Illustriert von Karl Drerup. Augsburg 1927, Benno Filser. 46 S.

Schüler, Heinrich. Unterm Kreuz des Südens. Roman aus Brasiliens Vergangenheit. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 642 S. Geb. M. 10,–.

Speyer, Wilhelm. Charlott etwas verrückt. Roman. Berlin 1927, Ullstein. 311 S. M. 3,–.

Weismantel, Leo. Die Geschichte des Richters von Orb. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. 121 S. Geb. M. 3,–.

Wolf, Friedrich. Kreatur. Roman der Zeit. Hannover 1926, Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H. 251 S.

* * *

Farquhar, A. B. Die erste Million – die schwerste. Eine Autobiographie unter Mitarbeit von Samuel Crowther. Mit einem Geleitwort von Fritz Thyssen. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Walter J. Briggs. Leipzig o. J., Grethlein & Co. 300 S. Geb. M. 5,50.

Hergesheimer, Joseph. Tampico. Roman. Mit einem Nachwort von Herman G. Scheffauer. Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Baudisch. Berlin o. J., Th. Knaur Nachf. 324 S. Geb. 2,85.

Digitized by Google

Ostenso, Martha. Erwachen im Dunkel. Roman. Wien 1927, F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung. 355 S. M. 5,– (7,–).

Galsworthy, John. Der silberne Löffel. Roman. Übertragen von Leon Schalit. Wien 1927, Paul Zsolnay. 407 S.

Hichens, Robert. Vivian und ihr Mann. Übersetzt von Sunny Maurhoff. Berlin o. J., Ullstein. 413 S. M. 3,–.

Mills, Arthur. Die Goldkatze. Übersetzt von Reinhard Rijke (Internationale Abenteuerreihe). Berlin 1927, Rijke & Stock. 288 S.

Rohmer, Sax. Die Mission des Dr. Fumandschu. Übersetzt von Reinhard Rijke (Internationale Abenteuerreihe). Berlin 1927, Rijke & Stock. 268 S.

–, –. Das graue Gesicht. Übertragen von Reinhard Rijke. (Internationale Abenteuerreihe.) Berlin 1927, Rijke & Stock. 251 S.

–, –. Feuerzunge. Übertragen von Reinhard Rijke. (Internationale Abenteuerreihe.) Berlin 1927, Rijke & Stock. 267 S.

Sabatini, Rafael. Der Seehabicht. Ein Piraten-Roman. Aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig o. J., Grethlein & Co. 343 S. Geb. M. 6,–.

Wren, P. C. Drei Brüder (Beau Geste). Roman. Aus dem Englischen übertragen von Carl Ehrenstein und Thomas Schramek. Berlin o. J., Th. Knaur Nachf. 319 S. Geb. M. 2,85.

Llona, Victor M. Whisky-Piraten. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Mira von Hollander (Romane der Welt). Berlin o. J., Th. Knaur Nachf. 319 S. Geb. M. 2,85.

Poulaille, Henry. Die Geburtsstunde des Friedens. Roman. Mit einer Einleitung von Heinrich Mann. Aus dem Französischen übersetzt von Lina Friedlaender-Frender.

Schendel, Arthur von. Der Berg der Träume. Aus dem Niederländischen übersetzt von Hilde Stenersen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 269 S.

Kinck, Hans, Herman. Ek. Roman. Ber. Übertragung aus dem Norwegischen und Anmerkungen von Ellinor Drösser. Leipzig 1927, H. Haessel. 519 S. Wien 1927, Paul Zsolnay. 243 S.

Lyrisches und Episches

Bolte, Otto. Das tote Dorf. Ein Dialekt-Gedicht. Nach einer Erzählung aus dem Dreißigjährigen Krieg von Hermann Boßdorf. Bückeburg o. J., Otto Bolte. 10 S.

Chamisso, Adelbert von. Gedichte. Herausgegeben von Ilse Ruland. Mit vier Bildtafeln. Stuttgart 1927, Strecker & Schröder. 236 S. M. 3,50 (5,50).

Erdmann, Veronika. Lieder vom Fern- und Nahesein. Weimar 1926, Erich Lichtenstein. 72 S.

Fink, Fritz. Der ewige Strom. Sonette. Rudolstadt o. J., Greifen-Verlag. 22 S. M. 1,–.

Grande, Richard. Die Jünglinge. Gedichte. Rudolstadt 1927, Greifen-Verlag. 38 S.

Haas, Rudolf. Waltrada. Ein Sang vom Millstätter See. Leipzig 1927, L. Staackmann. 120 S.

Kunze, Wilhelm. Aus Abend und Morgen. Gedichte. Nürnberg 1927, Lorenz Spindler. 72 S. Geb. M. 4,–.

Schaffner, Jakob. Der Kreislauf. Gedichte. Stuttgart o. J., Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 130 S.

Unger, Erich Walter und Fritz Alfred Zimmer. Der Himmel. Eine lyrische Monographie der religiösen Menschen. Heilbronn 1927, Otto Ulrich. 194 S.

Dramatisches

Feichtinger, Georg. Die Hölle von Jasnaja Poljana. Eine Tragödie in drei Akten. Kassel 1927, Max Ahnert. 103 S.

Literaturwissenschaftliches

Ball, Hugo. Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1927, S. Fischer. 242 S. M. 5,– (7,–).

Fehr, Bernhard. Englische Prosa. Von 1880 bis zur Gegenwart. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 228 S. M. 6,– (7,40).

Geffert, Heinrich. Das Bildungsideal im Werk Hermann Hesses. Eine erziehungswissenschaftliche Studie. Langensalza 1927, Hermann Beyer & Söhne. 106 S. M. 2,70.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 6. Band. 1926. Mit fünf Bildtafeln und vier Faksimiles. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 327 S.

Kellen, Tony. Michel Rodange, der Dichter des „Renert". Gedenkrede, gehalten in Köln am 22. Januar 1927. Grevenmacher 1927, Paul Faber. 44 S.

Köhler, Willibald. Hermann Stehr, die Geschichte seines Lebens und seines Werkes in fünf Kapiteln. Schweidnitz 1927, L. Heege. 152 S. M. 2,– (3,–).

Matthes, Alfons. Frau Aja (Goethes Mutter) und ihre Philosophie des lustigen Lebens. Eine Unterredung mit Goethes Mutter. (In Versen.) 16 S. – Goethes großes Rätselmärchen. 32 S. – Goethe und Schiller. 16 S. – Goethes Glückschlüssel, zugleich der Schlüssel zur symbolischen Deutung des ganzen Wilhelm Meister, Lehr- und Wanderjahre. 30 S. – Goethes Herz und das Herzenssiegel seiner großen Bekenntnisdichtung (Wilh. Meister). Berlin o. J., Privater Erstdruck des Verfassers.

Merker, Paul. Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. 11. Hans Sachs. Unter Verwertung der Ausgabe von Julius Sahr. (Sammlung Göschen 24). Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. 144 S. Geb. M. 1,25.

Rade-Ebner. Deutsche Literaturgeschichte für höhere Schulen. Mit 23 Bildbeilagen und 24 Abbildungen im Text. Neu bearbeitet von Karl Hunger. Nürnberg 1927, Carl Koch. 236 S. Geb. M. 3,60.

Reimmichl. Eines Volksdichters Leben und Schaffen Zum 60. Geburtstag Reimmichels. Innsbruck 1927, Verlagsanstalt Tyrolia. 135 S. M. 1,50 (2,50).

Schröfl, Aloys. Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Nöt und die Lösung der Nibelungenfrage. München 1927, J. B. Hoheneſter. 351 S. M. 13,– (15,–).

Voßler, Karl. Italienische Literaturgeschichte (Sammlung Göschen 125). Berlin 1927, Walter de Gruyter & Co. 148 S. Geb. M. 1,50.

Wahl, Hans. Goethes Gartenhaus. Mit 26 Abbildungen. Leipzig o. J., J. J. Weber. 36 S. M. 1,60.

Verschiedenes

Anschütz, Georg. Farbe–Ton–Forschungen. Bd. I. Mit 52 Textfiguren und 24 Tafeln. Leipzig 1927, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 432 S. M. 16,– (18,–).

Böhm, Wilhelm. Über die Möglichkeit systematischer Kulturphilosophie. Halle a. S., Max Niemeyer. 62 S. M. 2,80.

Bonn, M. J. Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt. Berlin 1927, S. Fischer. 190 S. M. 4,– (5,50).

Claudius, Hermann. Meister Bertram van Mynden. Ein hansisch Tagebuch um 1400. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 107 S. Geb. M. 6,50.

Christians, Hermann. Sprechen und Reden. (Hilfs- und Lehrbücher für den höheren Unterricht, Heft 21.) Leipzig 1927, Jaegersche Verlagsbuchhandlung. 63 S. M. 1,40 (1,80).

Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von G. Menz. II. Band, Heft 1. Eugen Diederichs. Leipzig 1927, Felix Meiner. 86 S.

Elwenspoek, Curt. Charlotte von Mexiko. Der Leidensweg einer Kaiserin. Ein historisch-psychologisches Lebensbild auf Grund neuer Quellen. Mit zahlreichen unbekannten

Digitized by Google

Bildern und Briefen. Stuttgart 1927, Walter Hädecke. 272 S. M. 3,80 (4,80).

Eyermann, Adolf. Deutsche Heimatbilder. Nach Originalaufnahmen. Mit einem Geleitwort. Berlin o. J., Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 222 S.

Günther, Albrecht Erich. Totem. Tier und Mensch im Lebenszusammenhang. Hamburg o. J., Hanseatische Verlagsanstalt. 294 S. Geb. M. 6,50.

Hefele, Herman. Politik. Eine Auswahl aus Machiavelli. Stuttgart 1927, Fr. Frommannsche Verlagsbuchhandlung. 109 S. M. 3,20 (4,80).

Jahrbuch Deutscher Bibliophilen. 12. und 13. Jahrhundert. 1925/26. Herausgegeben von Hans Feigl. Mit zehn Abbildungen. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 205 S.

Jilek, Heinrich. Der Umlaut von und in den Reimen der bayr.-österr. Dichter der mittelhochdeutschen Blütezeit (Prager Deutsche Studien, 41. Heft). Reichenberg i. B. 1927, Franz Kraus. 59 S. M. 2,60.

Kemmerich, Max. Die Brücke zum Jenseits. Erweiterte Neubearbeitung von „Gespenster und Spuk". München 1927, Albert Langen. 708 S. M. 13,50 (16,—).

Kisch, Egon Erwin. Zaren, Popen, Bolschewiken. Berlin 1927, Erich Reiß. 314 S.

Noack, Friedrich. Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. I, II. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 766, 666 S. Geb. M. 50,—.

Polgar, Alfred. Ja und Nein. Schriften des Kritikers. Bd. IV: Stichproben. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 257 S. M. 5,— (8,—).

Reichls philosophischer Almanach. Bd. IV. Herausgegeben von Erich Rothacker. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 517 S. Geb. M. 12,—.

Religion und Kirche und Jesus. Was ist uns sie und was können sie uns heute sein? Leipzig 1927, B. G. Teubner. 207 S. M. 3,50 (5,—).

Révész, Imre. Walther Rathenau und sein wirtschaftliches Werk. Dresden 1927, Carl Reißner. 174 S. M. 4,— (5,—).

Roethe, Gustav. Deutsche Reden. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. 456 S. M. 10,— (12,—).

Rögele, Karl. Franz Josef Herr. Pfarrektor zu Kuppenheim 1778—1837. Sein Leben und Wirken. Ein Lebensbild aus der Gründungsgeschichte der Erzdiözese Freiburg. Karlsruhe 1927, Badenia, A.-G. 277 S. M. 3,— (4,50).

Schauwecker, Franz. So war der Krieg. Zweihundert Kampfaufnahmen aus der Front. Berlin 1927, Frundsberg-Verlag G. m. b. H. 136 S.

Selle, Götz von. Ein akademischer Orden in Göttingen um 1770 (Göttingische Nebenstunden, 4. Herausgegeben von Otto Deneke). Göttingen 1927, Der Herausgeber. 52 S.

Stein, Richard H. Tschaikowskij (Klassiker der Musik). Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 508 S. Geb. M. 14,—.

Steinacker, Karl. Die Stadt Hildesheim (Historische Stadtbilder 9). Mit zwei Karten, einer Stadtansicht, einem Stadtplan und vier Grundrißzeichnungen. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 141 S. Geb. M. 4,—.

Sternberg, Leo. Land Nassau. Ein Heimatbuch. Leipzig 1927, Friedrich Brandstetter. 478 S. Geb. M. 10,—.

Stroppel, Robert. Liturgie und geistliche Dichtung zwischen 1050 und 1300. Mit besonderer Berücksichtigung der Meß- und Tagzeitenliturgie (Deutsche Forschungen, Bd. 17). Frankfurt a. M. 1927, Moritz Diesterweg. 216 S. M. 9,—.

Wechßler, Eduard. Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen. Bielefeld 1927, Velhagen & Klasing. 604 S.

Welkisch, Carl. Vergeistigung. Erlebnisse und Erkenntnisse eines Sehers und Heilers. Herausgegeben von Hermann Haupt. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 299 S. Geb. M. 12,—.

Wenke, Hans. Hegels Theorie des objektiven Geistes. Halle a. S. 1927, Max Niemeyer. 125 S.

Wiepking-Jürgensmann, Heinrich F. Garten und Haus. I. Das Haus in der Landschaft. Berlin 1927, Verlag der Gartenschönheit. 139 S. M. 6,— (7,—).

Zweig, Arnold. Caliban oder Politik und Leidenschaft. Versuche über die menschlichen Gruppenleidenschaften, dargetan am Antisemitismus. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 369 S. Geb. M. 10,—.

* * *

Brandes, Georg. Urchristentum. Ber. Übersetzung von Erwin Magnus. Berlin 1927, Erich Reiß. 149 S.

Maeterlinck, Maurice. Das Leben der Termiten. Mit fünf Abbildungen im Text und fünfzehn photographischen Aufnahmen. Übersetzt von Käthe Illch. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 194 S. Geb. M. 7,—.

Mencken, H. L. Die amerikanische Sprache (Das Englisch der Vereinigten Staaten). Deutsche Bearbeitung von Heinrich Spies. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 176 S. M. 5,60 (7,—).

* * *

Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 6761—64. Wilhelm Bölsche, Lichtglaube. Stunden eines Naturforschers. 320 S. — 6765. Rob. Louis Stevenson, Der Flaschenkobold. Novelle. Aus dem Englischen von H. W. Draber. 57 S. — 6766—67. Johannes Scherr, Menschliche Tragikomödie. Ges. Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben von Max Mendheim. IV. Bd. — Leipzig 1927, Philipp Reclam jun.

Zwei-Mark-Bücher: Josef Ruederer, Hochzeiter und Hochzeiterin. 214 S. — Strindberg, Historische Miniaturen. Übersetzt von E. Schering. 218 S. — O. A. H. Schmitz, Geschichten im Zwielicht. 240 S. — Paul Ernst, Der Scharfrichter. 228 S. — Catulls Gedichte (Deutsche Nachdichtung von Hermann Sternbach). 186 S. — Mérimée, Die Venus von Ille. (Deutsch von Paul Hansmann.) 209 S. — Albrecht Dürer, Tagebücher und Briefe. 221 S. — Shakespeare, Sonette und andre Dichtungen. Deutsch von Therese Robinson. 228 S. — Deutsche Minnesänger (Neudeutsch von Richard Zoozmann). 220 S. — Alfred Neumann, Der Konnetabel. 224 S. — München 1927, Georg Müller.

* * *

Herodot. Das Geschichtswerk des Herodotos von Halikarnassos. Übertragen von Theodor Braun. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 810 S.

Tauchnitz Edition. Vol. 4776. P. G. Wodhouse, P. Smith, Journalist. 270 S. — 4777. — do — Leave it to P. Smith. 318 S. — 4778. W. B. Maxwell, The case of bevan Yorke. 335 S. — 4779. — do — Gabrielle. A Romance. 390 S. — 4780. May Sinclair, The Allinghams. 294 S. — 4781. Willer Cather, A lost Lady. 263 S. — 4782. H. L. Mencken, In defence of women. 255 S. — 4784. John Galsworthy, The silver Spoon. 310 S. — Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz.

Redaktionsschluß: 5. Juli

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 29. Jahrgang

1927 September Heft 12

Emil Kritzler ..... Wertstufung der Kritiker
Ernst Lissauer ..... Kritische Wirksamkeit
Fritz Knöller ..... Theaterkritik
Aler. Baldus .. Rückkehr des Katholizismus ins Exil?
Hans Franke ..... Mombert und sein „Ataïr"
Werner Türk ..... Rosa Mayreder
Rosa Mayreder ..... Autobiographische Glosse
Robert Petsch ..... Albrecht Schaeffers „Odyssee"
Otto Zoff ..... Eine Bibliographie für D'Annunzio
Josef Pfister ..... Noch einmal: Sprechchöre
Hermann Kienzl ..... Jakob Scherek
Robert Neumann ..... Historische Romane
Robert Faesi ..... Drei Gedichte
Walter von Molo ..... Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Der Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

DIE MUSIK

Monatsschrift

HERAUSGEGEBEN VON
BERNHARD SCHUSTER

Der 20. Jahrgang beginnt
Oktober 1927

»Die Musik« dürfte für außerhalb der Zunft stehende Menschen, Fachleute und Musikliebhaber als die beste der Musik-Zeitschriften gelten. Die Redaktion sieht auf eine besondere stilistische Feinarbeit, der Referatenteil beleuchtet in besonders kritischer Art das Wesentliche alles dessen, was in der Welt der Musik geschieht, was geschrieben und gespielt wird.
Kurt Singer im Vorwärts, Berlin.

Preis jährl. M 20.—, vierteljährl. M 5.—
Einzelheft M 2.—

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin Leipzig

Politische Bücherei

Der neueste Band

Bayern
vor und in der Französischen Revolution

Von Dr. Ludwig Maenner
Privatdozent an der Universität München

248 Seit. Groß-Oktav. Broschiert M 6.—
in Leinen gebunden M 8.—

Ein tiefgründiges Werk, auf reichem Quellenmaterial aufgebaut und in so fesselnder Weise dargestellt, daß sich das Ganze wie ein spannender Roman liest. Neue Freie Presse, Wien.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
Stuttgart, Berlin, Leipzig

Wilhelm von Scholz

Deutsche Mystiker

mit 10 Vollbildern
Ganzleinen Rm. 5.—

Der große Erfolg der Schrift von Wilhelm von Scholz, die jetzt in neuer Ausgabe im 9.—11. Tausend erscheint, beruht darauf, daß der bekannte, jetzt im Brennpunkt des Interesses stehende Dichter mit genialer Einfühlung in die mittelalterlichen Asketen und Prediger verstanden hat, nicht nur deren Erscheinung farbig, lebendig zu schildern, sondern vor allem den tiefen Vorgang des mystischen Erlebnisses, sowohl die zeitgebundene Brechung im Prisma des Christentums als auch seine überzeitliche dauernd gültige Form aufzuzeigen und darzustellen. Man sieht nach der Lektüre des Scholzschen Buches nicht nur die Fäden, die die heutige Kultur mit dem mittelalterlichen Leben verbindet, sondern fühlt auch plötzlich die enge Verbundenheit aller, selbst der durch Jahrhunderte getrennten großen Meister, die um Gott gerungen haben und ringen.

*

Perpetua

Der Roman der Schwestern Breitenschnitt
10. Tausend
Geheftet Rm. 5.50 / Ganzleinen geb. Rm 8.—
Halbleder gebunden Rm. 12.—
Ganzleder gebunden Rm. 30.—

Ein überragendes, ein außerordentliches Werk, eine der aufregendsten, tiefsinnigsten Schöpfungen des Schrifttums der letzten Jahrzehnte, ein ganz großer Wurf. „Neue Mannheimer Ztg".

*

Das Jahr

Gedichte

Büttenausgabe in Halbleder Rm. 8.—
Japanausgabe in Ganzleder Rm. 65.—

Wer in die Welt dieses Dichters einmal eingedrungen ist, der wird diesen in erlesener Ausstattung herausgebrachten Gedichtband nicht missen wollen. „Westfälische Nachrichten".

Horen-Verlag · Berlin-Grunewald

Digitized by Google

Wertstufung der Kritiker

Von Emil Kritzler (Nordenham)

Die Weisheit des Altertums berichtet, daß nach der Schöpfung der Welt der Engel Luzifer das Werk Gottes nicht so ganz vollendet gefunden habe. Deshalb sei er von Gott aus dem Himmel verbannt worden und habe sich mit anderen gefallenen Engeln ein eigenes Gegenreich gegründet: die Hölle. Auch die Bibel erzählt in ihrer tiefsten Dichtung, dem Buch Hiob, wie Gott den Teufel über die Einrichtung der Welt befragt. Und der Teufel hat dies und jenes auszusetzen. Goethe, der ja dies Motiv in den Prolog zum Faust übernahm, hat die Physiognomie des Satans noch schärfer gezeichnet: als den ewigen Räsonneur des Weltsystems, den Verneiner der Schöpfung, als den metaphysischen Kritiker überhaupt. Nicht viel anders hat Homer in der Ilias den Thersites, jene Schandgestalt, jene geniale Lästerzunge, die alles erhabene Heldentum vor Troja verächtlich macht, als einen recht wenig liebenswürdigen Literaten dargestellt.

In all diesen Keimen haben wir den Mythos vom Kritiker vor uns. Dieser Mythos ist nun nicht gerade schmeichelhaft, aber begreiflich; denn die leidtragenden Dichter haben ihn, gekränkt wie Primadonnen, geschrieben.

So viel wird deutlich: offenbar wurde der Kritiker als die erste Dissonanz in der Schöpfung empfunden. Er war der erste Nein-Sager, der in die seichte Harmonie des Weltalls die Unruhe, in die langweilige Heiligkeit der naiven Legenden-Vorstellung das Gegenspiel hineintrug, die dramatische Bewegung, die dualistische Bereicherung.

Die eigentliche Geschichte der Kritik, die an den Mythos anschließen müßte, ist nun leider nicht geschrieben worden — wenn man von einigen geringfügigen Ansätzen absieht.

In der Form der Hypothese gibt Herder eine Entwicklung des Kritikers:

„Der erste Kunstrichter war nichts mehr als ein Leser von Empfindung und Geschmack."

Er war also nichts mehr als der naive Leser oder Zuschauer, nur auf Genuß bedacht. Er war ein Mann, der sich vom Publikum dadurch unterschied, daß er reicher mit Empfindung und Geschmack ausgerüstet sein mochte. Die zweite Stufe erreichte (nach Herder) der Kritiker, als er den Eindruck in sich zum Erlebnis verdichtete, dieses Erlebnis bewußt betrachtete und zergliederte.

„So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philosoph."

Die dritte Stufe erreichte der Kriticus endlich, als er verschiedene Werke gegeneinander abwog, gute und schlechte:

„Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten. Er mußte also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken. Bald erlebte er das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen, und jetzt fing er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden, er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter."

Die Darstellung dieser drei Stufen ist nun freilich keine Darstellung der historischen Entwicklung der Kritik, sondern diese Stufen sind die drei Hauptmomente in der psychologischen Betrachtung des Problems Kritik. Sie sind die drei Hauptfunktionen kritischen Bemühens.

Was ist nun der Gegenstand der Kritik?

Das Kunstwerk — nehmen wir z. B. eine Plastik an — bleibt ein toter Stein, wenn sich der Kunstbetrachter nicht in die Absichten des Künstlers hineinfühlt. Der Betrachter muß in sich das Kunstwerk verwirklichen, muß das vom Künstler gemachte Werk in sich nachschaffen. Dieses nachgeschaffene Werk ist der Gegenstand der Kritik, nicht das Kunstwerk „an sich".

Bei dem Bemühen aber, das Kunstwerk in sich zu verwirklichen, indem er die feinsten Absichten des schaffenden Meisters zu erfassen sucht, stellen sich dem Betrachter Hindernisse in den Weg. Er ist beispielsweise nicht jederzeit gleichmäßig für Kunst empfangsbereit. Sein Kultur-Niveau, durch Anlage und Erziehung gewonnen, kann, je nach seiner Art, die Aufnahme des Kunstwerks er-

Digitized by Google

schweren oder erleichtern, je nachdem er in sich die ästhetische Stimmung vorbereiten kann. Diese ästhetische Stimmung ist ein Zustand, den jeder Kunstbetrachter in sich herstellen muß. Er wird die mannigfaltigen Bindungen, die er zu dem Alltag und seinen außerkünstlerischen Forderungen hat, abzustreifen haben und wird alle Voreingenommenheiten, etwa politischer oder weltanschaulicher Art, aufgeben müssen, damit er sich vorurteilslos mit dem Geschauten identifizieren könne. Dabei verharrt im Unterbewußten immer aber das Gefühl, jenes Erlebte sei nur ein Unwirkliches — so, wie wir manchmal Träume haben, in denen wir Schreckliches erleben, aber doch mit dem tröstlichen Gefühl der Gewißheit, dies sei alles nur ein Traum.

Die Vorbereitung der ästhetischen Stimmung in uns ist nun eine keineswegs leichte Aufgabe. Vollständig ist sie nie zu erfüllen. Entweder ist unser Geist zu schwerfällig, als daß wir die gewaltsame Veränderung unseres seelischen Zustandes in die ästhetische Stimmung herbeiführen könnten, oder aber wir sind seelisch zu differenziert, als daß wir alle Nebenbilder und Nebengedanken, die uns beim Betrachten eines Kunstwerks bestürmen, ausschalten könnten. Der Kunstgenuß ist durch die bewußte Herstellung der ästhetischen Stimmung offenbar eine aktive Angelegenheit.

Es gibt Menschen, bei denen die Herstellung der ästhetischen Stimmung unendlich leicht ist. Diese Leichtigkeit der Umstellung ist für den Kritiker wesentlich. Seine erste Aufgabe ist es, die geheimsten Wirkungsabsichten in des Künstlers Werk aufzuspüren und in seine Prosa zu übersetzen. Das meint Oscar Wilde mit seinem bekannten Wort: The critic is he who can translate into another manner or a new material his impression of beautiful things. In dieser Aufgabe liegt die produktive Seite der Kritik.

Kommt nun ein Kritiker in die Region zweifelhafter Kunstwerke, so wird er die Spreu vom Weizen zu scheiden haben. (Kritik bedeutet Scheiden, Trennen.) Das kann er nur auf Grund eines sicheren Geschmacks und eines unnachgiebigen denkerischen Rüstzeuges.

Übrigens reagiert jeder Kunstbetrachter in seiner Weise auf das Kunstwerk. Er ist also im allgemeinen Sinne der Kritiker. Bedeutung vermag man aber nur dann dem Kritiker zuzumessen, wenn er Bedeutsames aus seiner Einstellung zum Kunstwerk hervorbringt, d. h. wenn er eine künstlerische Persönlichkeit ist.

Wenn der Kriticus nun nach der Darlegung aller „Wollungen" des Künstlers zu einem Werturteil über das Kunstwerk gelangt, so ist dieses Urteil in jedem Falle subjektiv. Es kann über ein Kunstwerk kein „objektives", eindeutiges Urteil geben. Wie es eine Wertstufung der Kunstwerke gibt, so gibt es auch eine Wertstufung der Kritiker.

Kritische Wirksamkeit

Von Ernst Lissauer (Wien)

Der gegenwärtige Zustand der deutschen Kritik befriedigt niemand, weder die Kritiker noch das Publikum. Folgende Geschichte wurde erzählt: Ein Kritiker beschwerte sich bei einem anderen über die Rezension eines Werkes, an dem ihm viel gelegen war; worauf der zweite erwiderte: „Ich bitte Sie, wer gibt noch etwas auf Kritik!" Von der Entwertung des Lobes handelte der Aufsatz „Dichterfabriken", den Ferdinand Gregori einst im „Literarischen Echo" veröffentlichte. Der Wiener Berthold Viertel stellte einmal „die Verrohung des Lobes" fest, und ich selbst erhob schon vor Jahren im „Kunstwart" die gleiche Klage. Aber wie das Lob, so wird auch der Tadel vom Publikum eigentlich nicht geglaubt: viele Kritiker klagen, daß sie in die Luft schreiben.

Nun ist der schöpferische Kritiker ebenso selten wie der schöpferische Künstler. Das ist so, ist gewesen und wird sein: das Schöpferische ist die Kraft der Wenigen. Dennoch kann die Literatur eines Volkes selbstverständlich niemals nur aus Genies und genialen Talenten bestehen. Mitläufer, Mittelgut, Vermittler sind notwendig und nützlich, wofern sie nur als solche gewertet werden; dies gilt von

Digitized by Google

der eigentlichen Produktion wie von der produktiven Kritik. Man muß sogar sagen, daß heute verhältnismäßig viele kritische Anlagen wirken und der kritische Durchschnitt nicht gering ist. Und trotzdem ist ihre Wirkung auf das Publikum nicht bedeutend. Die kritischen Beiblätter großer Tageszeitungen enthalten meist auf verhältnismäßig knappem Raum eine ganze Anzahl von Rezensionen. Man braucht nicht Weitschweifigkeit zu empfehlen, dennoch kann man getrost sagen: gute Kritiken sind niemals ganz kurz. Knappheit ist nicht Kürze: ein Buch, das in wenigen Sätzen abgetan werden kann, ist überhaupt der Anzeige nicht wert. Um einem guten Buch einigermaßen würdig zu antworten, bedarf der Kritiker einiger Ausführlichkeit, die Genauigkeit und Schärfe der Formulierung keineswegs ausschließt. Unsere Zeitungen aber, die naturgemäß auf eine große Anzahl von Lesern rechnen müssen, wollen vielen etwas und darum viel und vielerlei bringen. Auch Naturwissenschaft, Technik, Photographie, Sport, Film, Schach, Briefmarken usw. werden in Beilagen behandelt. Selbst wenn man in lächerlicher Einseitigkeit hiergegen Einspruch erhöbe, es wäre unnütz. Was zu bessern ist, bleibt allein dies: daß der verfügbare Raum des literarischen Teils besser ausgenützt werde als bisher. Und da fällt als ein weiterer und als wesentlicher Schaden auf, daß nicht nur viel und vielerlei besprochen wird, sondern daß auch zu viele rezensieren. Kritiker erscheinen und verschwinden; die Maße, nach denen sie urteilen, sind grundverschieden, und der Superlativ des leicht entflammten Enthusiasten wiegt minder schwer als der Positiv des sachlich Besonnenen. Weil die Kritiker bunt erscheinen und verschwinden, kritisieren sie, ohne es zu wissen und zu wollen, oft gegeneinander. Dieser Zustand aber ist der schädlichste, den man sich denken kann, er führt zu einer völligen Aufhebung der kritischen Werte, und die geringe Schätzung der Kritik wie ihre geringe Wirkung erwachsen eben aus diesen Umständen. Das einzige Mittel, um diesen Zustand zu ändern, ist ungemein einfach: nach dem Muster der Theater- und der Musikkritik auch die Kritik der Romane und Novellen, der Lyrik und Ballade stets in einer Hand oder doch in wenigen Händen zu vereinigen. Es macht hierbei gar nichts aus, wenn für jedes Fach mehrere bestimmte Kritiker verpflichtet sind, die sich untereinander verständigen; in der Theater- und Musikkritik ist es ja ebenfalls notwendig. Nur dann vermag die Kritik zu wirken, es entsteht Zusammenhang und Folge, die einzelnen Äußerungen beleuchten und unterstützen sich wechselseitig. Der Kritiker wird dem Publikum gewohnt, er vermag allmählich Fühlung und Vertrauen zu erwerben und eine einheitliche Anschauung aufzubauen. Allerdings, der Einwand trifft zu: der Einzelne, selbst wenn er sich bemüht, unbefangen zu schauen und zu werten, ist immer in Gefahr, einseitig zu urteilen. Indessen, ein kluger Satz, den einst die Brüder Hart formulierten, spricht aus: „Ein Urteil ist nichts, seine Begründung alles." Wie Clausewitz sagt, daß ein falscher Entschluß des Feldherrn, mit Konsequenz durchgeführt, besser sei als gar keiner oder schwankender Vollzug, so ist selbst der gelegentliche Irrtum des bedeutenden Einzelnen besser als das anarchische und sich selbst aufhebende Reden aller gegen alle. Wie nach Laubes Ausspruch das Theater einen aufgeklärten Despoten verlangt, so müssen im bestimmten Umkreise auch die Ressorts der Kritik von Einzelnen autokratisch verwaltet werden. Mit anderen Worten: das Wirken des Kritikers muß erfaßt werden als ein Amt, voller Pflicht und Verantwortung. Es ist erlaubt, an den Kleist-Preis zu erinnern. Die früheren Preise, die von Kommissionen verteilt wurden, befriedigten niemanden, weil die vielen immer gezwungen waren, sich auf ein Kompromiß zu einigen. Der Kleist-Preis wird von einem Einzelnen mit seiner persönlichen Verantwortung verliehen, und er hat Beachtung und Ansehn erworben. Wie in den Künsten, so kommt es in der Kritik auf den schöpferischen Einzelnen an. Vollends aber: überpersönlich, wie alles öffentliche Schreiben sein sollte, wird die Kritik nur dann, wenn sie einheitlich von einer Persönlichkeit verwaltet wird und diese, eben durch Folgehaftigkeit und Eindringlichkeit, allmählich und im Nachhinein gleichsam ein Mandat der Leserschaft erwirbt.

Digitized by Google

Theaterkritik

Von Fritz Knöller (München)

I.

Der Autor wird sich eines skeptischen Lächelns nicht erwehren, wenn er die verschiedenen Rezensionen seines Stückes nebeneinanderhält. Unwillkürlich fühlt er sich mehr im Recht, da er mit der Sache lebt, während der Kritiker von außen kommt; zum erstenmal, besuchsweise. Sein Drama ist sein Kind, und wenn es der Kritiker begutachtet, so ist das, als ob ein Fremder das Kind einer Mutter begutachtet. In dieser Mentalität des Autors liegt das zu Persönliche seiner Haltung.

Der Schauspieler verhält sich zur Kritik labiler als der Autor. Er bedarf ihrer zur Auffrischung seines täglichen Ruhmes. Zwar sind ihm, wie er täglich betont, die „Zeitungsschmierer" pipe. Aber daheim auf dem Empfangstisch thront ein Album guter (= gerechter) Kritiken.

Dem Direktor ist die Presse Reklame und Vorwand zur Kündigung. Er glaubt nicht an die Zeitung; er haßt und benutzt sie.

Das Publikum hält von der Kritik viel oder zum mindesten etwas. (Die Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort!) Seine Meinung wird durch die Presse gemacht. Umgekehrt beruft sich die Presse auf die angenommene Meinung des Publikums.

II.

Es gibt Kritiker der Kunst oder sich selbst zuliebe.

Neigung zur Kritik braucht noch keine Neigung zur Kunst zu sein. Neigung zur Kritik entspringt vielfach dem Hange zur bloßen Analyse und Verneinung. Auf dem Gebiet der Kunst, des Theaters, betätigt sich der Negierer deshalb, weil hier am bequemsten verneint werden kann; denn die Möglichkeiten der Auslegung sind unendlich, die Gefahren der Widerlegung am minimalsten.

Falsch wäre es nun, angesichts dieser Talentlosigkeit im Schöpferischen die Tätigkeit des Kritikers an sich als unschöpferisch zu betrachten. In Wahrheit gehört zu jeder Arbeit, wenn sie tragen soll, schöpferische Phantasie.

Der Kritiker, der der Kunst zuliebe kritisiert, versteht entweder etwas von Kunst, oder er schwärmt von ihr. Der letzteren sind in Deutschland Legion.

Daß ein Kritiker den Blick für Kunst und die Fähigkeit einer klaren Äußerung besitzen soll, gehört zu den Prämissen seiner Arbeit; ebenso die Kenntnis vergangener und zeitgenössischer Kunst, soweit sie in das Reich bemerkenswerter Leistung ragt. Aber wie viele gibt es, die unsicher und planlos zwischen den Urteilen anderer zu einer x-beliebigen Meinung getrieben werden. Was hier nachgehört, nachgelesen, nachgeschrieben, eingebildet, selbst empfunden und gedacht ist, kann der Kritiker selbst nicht sagen.

Ein von Begabung und Kenntnis unbeschwerter Kritiker verfährt gemeinhin so: Bei Dramatikern der Vergangenheit werden Literaturgeschichten gewälzt, bei zeitgenössischen Dichtern Schriften und Aufsätze über das moderne Drama geblättert und danach exzerpiert und kompiliert. Längst verstorbene werden gelobt, jüngst verstorbene und hochbejahrte aus Alters- und Todesrücksichten einigermaßen belobigt, junge verdammt, indem man ihnen Shakespeare, Goethe, Schiller usw. empfiehlt oder das nebelige Idol einer harmonischen, respektive religiösen Kunst, von dessen Wesen der Kritiker selbst nichts Näheres zu sagen weiß. Werdet wie die Alten! Oder: Werdet wie das Unbeschreibliche! Das ist seine Parole.

Nicht ohne Hohn vertraut Puschkin seinem Tagebuch an: „Was würden wir aber sagen, wenn wir folgende Analyse der Phädra lesen würden, wenn sie unglücklicherweise von einem Russen und zu unserer Zeit geschrieben worden wäre? Hier ist sie (die Kritik): ‚Es gibt nichts Abscheulicheres als den Vorwurf, den der Herr Verfasser gewählt hat: eine verheiratete Frau, Mutter einer Familie, ist in einen jungen Tölpel, den unehelichen Sohn ihres Gatten (!!!) verliebt. Welch ein Ärgernis! Sie schämt sich nicht, ihm ins Gesicht ihre lasterhafte Leidenschaft zu gestehen (!!!). Dies nicht genug; diese Furie verleumdet, indem sie die dumme Leichtgläubigkeit ihres Gatten mißbraucht, den unschuldigen Hippolyt in einer unerhört gemeinen Weise; die Beschuldigung wagen wir aus Achtung vor unseren Leserinnen nicht deutlicher zu bezeichnen (!!!). Ohne auf die Umstände näher einzugehen, ohne die Angelegenheit zu prüfen, verflucht der böse Alte seinen eigenen Sohn, worauf Hippolyt von den Pferden getötet wird (!!!).

Digitized by Google

Phädra vergiftet sich; ihre niederträchtige Vertraute ertränkt sich — das ist alles. Und so was schreiben Schriftsteller, ohne zu erröten ...' Aber soll und kann man auf solche Kritiken ernsthaft erwidern ...?"

III.

Autor und Mime pflegen von einem scharfen oder milden Kritiker zu sprechen.

Mild kann ein Kritiker sein aus Unkenntnis. Er fürchtet die Blamage. Mild kann ein Kritiker sein aus Verlassenheit. Er hat über der Unfruchtbarkeit seiner Kritik resigniert. Häufiger ist der Zensor milde aus persönlicher Geneigtheit.

Die schwache Seele eines Rezensenten kann aber noch komplizierter reagieren: Der Kritiker erkennt ohne weiteres ein miserables Stück, ein skandalöses Spiel. Am andern Morgen steigt aus seiner Feder der unbeschwerteste Hymnus. Wie das? Es brauchen gar keine Verpflichtungen zu Autor, Bühne und Zeitung bestehen. Trotzdem!

Vielleicht aber brach das Publikum, das eine scharfe Nase für Kitsch besitzt, in orgiastischen Applaus aus? Oder ein Kollege, dessen Rezension schon am frühen Morgen zu lesen steht, singt aus irgendeinem Grunde — vielleicht auch als Opfer des Publikums — ein Preislied? Und der sanfte Rezensent fällt um.

Der milde Kritiker pflegt Sanguiniker zu sein. Der Sanguiniker stellt sich nicht zur Kunst. Er badet in ihr.

Scharf kann ein Kritiker sein um der Sache oder um seiner selbst willen. Scharf der Sache gegenüber aus Stärke oder aus Schwäche. Aus Stärke, wenn er über reichlichen Blick und Kenntnis verfügt. Aus Schwäche, wenn er völlig unsicher — eigene Bedenken übertönen möchte.

Scharf der eigenen Person halber ist der Kritiker aus Cholerik, Hypochondrie. Der Choleriker ärgert sich schon über Kleinigkeiten und erliegt ihnen. Dem Hypochonder genügt von vornherein nichts. Die Kritik ist das Ventil seiner widerhaarigen Lebensart — sonst würde er platzen.

Ferner: Scharf um der Person willen kann ein Kritiker sein aus Brotneid. Weil er mißglückter Dichter, Mime, verkrachter Direktor ist. Aus Haß, weil ihm diese Bühne, jener Regisseur zuwider. (Dabei braucht der Haß keine persönliche Ursache zu haben.) Oder der Kritiker verreißt, um Karriere zu machen. Oder er ist Parteimann.

Es gibt Fanatiker der Zukunft, die alles vom Heil einer neuen Gesellschaftsform erwarten. Es gibt Fanatiker der Geschichte, die die Gegenwart an der Vergangenheit messen. Aber mit dieser Kritik ist nur die Problematik unserer Zeit enthüllt, die im Zustande epochaler Umbildung liegt. Man muß das Resultat dieser Gärung, die einen Prozeß vom Individualismus der letzten zwei Jahrhunderte hinweg bedeutet, erst abwarten, ehe man sie verdammt. Jedenfalls kann die Gegenwart nicht durch die Vergangenheit repariert werden.

Heute wollen die einen ein katholisches, die andern ein protestantisches Drama, wieder andere ein völkisches, preußisches, sozialistisches oder gar ein bunzlauer Heimatspiel. Kritiker, die sich einem dieser Standpunkte verschreiben, müssen wohl oder übel neun Zehntel verdammen. Was wir brauchen ist kein Theater der kommandierten, sondern der gewordenen Gemeinsamkeit.

Um auf unsere Kapitelfrage zurückzukommen: Die angenehmste Form des Kritikers bleibt die scharfe aus Kenntnis und Gerechtigkeit. Er vermag, wenn das Theater sich gezwungen sieht (etwa durch die literarische Bedeutung des Kritikers, durch seine Stellung an einem großen maßgebenden Blatt), das Niveau der Bühne zu halten oder zu heben. Seine Kritik ist produktiv. Wer Ohren hat, der höre!

IV.

Es gibt nicht wenige, die das Recht und den Wert der Theaterkritik lebhaft bestreiten. Die Kritik habe die Schaubühne durch vielfältiges Geschwätz kopfscheu gemacht. Würde man nun — die Möglichkeit angenommen — die Kritik unterbinden, so wäre die Hoffnung dennoch illusorisch, jetzt werde makellos gearbeitet werden. Nicht jeder Direktor vermag Talente auszugraben. Und den Beifall des Publikums, die Liebhaberei des Direktors und die Billigkeit der Gage als einzige Kriterien walten zu lassen, wäre verhängnisvoll.

Die Kritik bildet ein Präservativ gegen die Willkür der Direktoren. Sie hat Autoren, Stücke und Mimen, an denen die Direktoren vorübergegangen oder verzweifelt sind, häufig entdeckt, wenn sie sie zum Teil auch später verdorben hat.

Durch die Kritik wird das Theater „mit" gemacht. Letzter Gerichtshof seines Wertes bleibt die Nachwelt.

Digitized by Google

Die Rückkehr des deutschen Katholizismus ins Exil?

Von Alexander Baldus (Koblenz)

Man ist heute schon längst über den Standpunkt hinausgewachsen, daß der Katholizismus ausschließlich eine Angelegenheit der Katholiken sei. Man weiß vielmehr allmählich, daß die ungeheueren Kräfte dieser Religionsgemeinschaft das deutsche Kulturbild wesentlich, wenn nicht sogar entscheidend beeinflussen. Man beschäftigt sich daher allgemein mit ihm und wird auch an der vorliegenden Frage nicht ohne eine Antwort vorübergehen.

Als Peter Wust vor etwa drei Jahren lauttönend die „Rückkehr des deutschen Katholizismus aus dem Exil" verkündete und an einer Reihe gewichtiger Ereignisse und Persönlichkeiten des letzten Jahrzehnts die allmählich erstarkte Kulturfront von Wien bis Köln aufzeigte, da ahnte er wohl nicht, daß sein Bekenntnis am wenigsten Zustimmung bei denen finden würde, auf deren Taten es gründete. Während es die Jugendbewegung sofort gläubig-begeistert aufnahm und selbst Außenstehende interessiert aufhorchten, erhoben gerade diese, die sich Führer nannten und sicherlich auch wirkliche Führer waren, vielleicht aus Furcht vor den negativen Folgen eines allzu lauten Fanfarenstoßes, vielleicht auch nur aus dem Gefühl der mahnenden Liebe, die Worte lieber in Taten umzusetzen, mehr oder minder scharfen Protest. Das Ergebnis war eine überaus leidenschaftlich geführte Diskussion, die, ohne zu klären, die eben erst aufgestellte Front in zwei Lager schied, das ältere, das, streng konservativ eingestellt, unbedingte Autorität wahrte und das Jenseits allein zur Richtschnur des Lebens machte, und das jüngere, das, weit fortschrittlicher gerichtet, über diese Autorität hinaus als letzte Entscheidung noch das Gewissen hob und zugleich auch das Diesseits auf den Weg zum Jenseits voll bejahte. Karl Muth, der fast als einziger seit dem sogenannten Literaturstreit im „Hochland" die geistige Führung der Katholiken inne hatte, schwieg zunächst persönlich; aber sein engerer Mitarbeiter Philipp Funk ergriff, trotzdem er noch einige Jahre vorher in einer aufsehenerregenden (später freilich indizierten) Schrift „Von der Kirche des Geistes. Religiöse Essays im Sinne eines modernen Katholizismus" den Anschluß an Zeit und Leben gesucht hatte, in zwei Artikeln „Kritisches zum katholischen Selbstgefühl" und „Die Alten und die Jungen" resigniert und verbittert die Partei der Alten.

Die nunmehr einsetzende Depression, die selbst einen jugendfrischen Richard von Schaukal ins ältere Lager trieb und einen sonst wahrlich nicht aggressiv veranlagten Peter Dörfler wider ihn und „wider die Pflege des Minderwertigkeitsgefühls" im allgemeinen aufbegehren ließ, fand in den verschiedensten Machtdiktaten kirchlich autoritativer Stellen reichliche Nahrung. Vor allem die Indizierung und Exkommunizierung des breslauer Theologieprofessors Josef Wittig, der, ohne die dogmatisch festgelegte Grenze zu überschreiten, mit warmherzigem Dichterwort freiere und freudigere Beweglichkeit predigte, und dann das Verbot der von Alfred von Martin geleiteten ökumenischen Zeitschrift „Una sancta", die über so vieles Trennende hinweg den einzelnen christlichen Bekenntnissen auch wiederum das Gemeinsame zeigen und ihre so vereinten Kräfte gewissermaßen sub specie aeternitatis zum Kampfe gegen den Materialismus der Zeit stählen wollte, zerstörten die letzten lichten Hoffnungen und schienen nur allzu bald die Rückkehr ins Exil einzuleiten.

Die Rückkehr des deutschen Katholizismus ins Exil? Ist also wirklich das, was Wust gewollt, vergeblich? Ist der Auszug aus dem Getto schließlich doch nur ein Ausflug gewesen? Haben alle die, die laut jubelnd das „Morgenrot" begrüßten, sich an einem letzten, verlorenen Abendleuchten getäuscht? Die mehr und mehr im Verbotston erscheinenden Verordnungen des Episkopats und die emsigere Tätigkeit des unter dem Deckmantel des Defensor fidei inquisitierenden Jesuitenordens — das „Cum Jesu ite, sed non cum Jesuite" („Geht mit Jesus, aber nicht mit dem Jesuiten") ist wohl mehr als ein ironisierendes Wortspiel! — ließen unschwer darauf schließen, wenn nicht doch noch die Literatur zu optimistischerem

Digitized by Google

Denken Anlaß böte. Zwar hat auch dieser vielleicht stärkste Zweig des Kulturbaumes, nachdem er, begünstigt durch den Zusammenbruch naturalistisch-rationalistischer Erscheinungsformen, am leuchtendsten erblüht war, gar schmerzlich den Rauhreif einer hauptsächlich aus klerikalen Kreisen stammenden, mehr pädagogisch denn künstlerisch orientierten Kritik empfunden. Aber die Weltweite des eben erwachten Dichterwortes, das an sich schon in einer selten hohen Wahrheit Gefühl und Geist umschließt, das nimmer geruhsam im sicher umfriedeten Hafen einer dogmatischen Bindung liegen kann, sondern immer wieder von neuem im tragischen Kampfe der Entscheidungen darum ringen muß (man zitiere hier, bitte, nicht mehr die uralten Ladenhüter Dante und Calderon, die aus anderen Zeiten mit anderen Kräften zu anderen Menschen sprachen!), wehrte sich von vornherein dagegen, schematisch und im Grunde auch ganz unkatholisch zu einem Unterhaltungs- und Erbauungsmittel für unselbständige Kleinbürgerbedürfnisse verengt zu werden; denn es fühlte: Das einzige, was wahrhaft katholische Dichtung — und ich meine hier das Wort nicht nur in seiner etymologischen, sondern weit mehr noch in seiner ideellen Bedeutung! — von der übrigen unterscheiden konnte, war eine Wertstufung, die, unbeschadet der Einstellung und ohne etwa pantheistisch zu werden, alle sinnlichen Formungen des Lebens vollauf bejahte, die Göttlichstes im Menschlichsten wiederfinden konnte und das Irdische vertrauend zum Himmlischen emporhob.

Martin Rockenbach vor allen war es, der diese dem Wesen nach urkatholischen Belange vertrat und in seinem „Orplid" weniger nach dem Taufschein als dem Geist der Persönlichkeit fragte, der einen Toller ebenso positiv in sein Weltbild einstellen konnte wie etwa einen Weismantel und einen George genau so wie einen Sorge. Daß solch innere Weite bei dem äußerlichen Konservativismus der sogenannten „integralen" Kreise, die seltsamerweise sogar das uralte καθολικός einzig auf das rein Geographische verengen wollten (!), Anstoß erregte, daß weiterhin der geistreiche, aber nicht geistvolle Jesuitenpater Friedrich Muckermann den ehemaligen Freund in seiner Literaturzeitschrift (?) „Der Gral" zu erschlagen versuchte, war es eigentlich zu verwundern? Aber das Leben, stark genug, allen Widerständen Trotz zu bieten, keimte still und verborgen empor und weckte immer noch neues Leben, wie uns heute die lange Reihe gewichtiger und durch kein Verbot zu verwischender Namen wirklich katholischer Dichter zeigt. Und wenn dann noch jüngst, um wenigstens einigermaßen mit Beispielen zu dienen, ein Jakob Kneip in „Hampit der Jäger", ohne den Duft des Himmels zu verlieren, den herben Erdruch bejahte und ein Franz Herwig in „Die Eingeengten", ohne das Ewige zu meiden, die ganze krasse Wirklichkeit des Großstadtdaseins in den Vordergrund schob, so wissen wir, daß dieses Leben nicht gestorben ist und daß dessen Kampf, wie ihn der gleiche Herwig in einem aufsehenerregenden, formell aber nicht inhaltlich dementierten Interview als nächste Phase in Aussicht stellte und wie ihn dann derselbe Kneip bereits mit einer aufsehenerregenden Rede auf der rheinischen Dichtertagung in Koblenz eröffnete, auch siegreich zu Ende geht...

Gibt es nun, um der Frage die letzte Beantwortung zu geben, tatsächlich eine Rückkehr des Katholizismus ins Exil? Wenn man, wie wir es instinktiv oft selber taten, den Dichter für eine Art Propheten hält und der Literatur damit gewisse zeitschöpferische Kräfte zuspricht, so dürfte man die Frage getrost verneinen; denn über der Macht steht immer noch der Mensch und über dem Gebot der Geist. Das Tragische freilich, daß sich der Kampf der Jungen nicht gegen die Kirche, sondern einzig und allein um die Kirche dreht, wird von dieser Einsicht nicht berührt. Deshalb aber gerade heißt es für die juristischen Inhaber der Autorität achtgeben, daß ihr die Besten nicht verlorengehen, und dafür sorgen, daß jenes böse Wort keinen Sinn erhalte, nach dem man als Beweis für die göttliche Herkunft der Kirche die Tatsache anführt, daß sie zweitausend Jahre den Stürmen der Zeit widerstand — trotz ihrer Kleriker.

Digitized by Google

Alfred Mombert und sein Dichtwerk „Ataïr"

Von Hans Franke (Heilbronn)

Noch immer von allzu wenigen ganz erkannt, schafft Alfred Mombert an seinem Werke. Ähnlich wie bei Stefan George hat sich dieses Werk emporgestuft, ist es zu einem umfassenden Weltbild geworden. Wie der „Stern des Bundes" Georges ganze geistige Haltung, sein Ziel und Wollen klar enthüllt, so daß man — rückblickend — auch den Schlüssel früherer Entwicklung in Händen hält, so wird Momberts Schöpfung mit späteren, zumal seinem letzten Werke („Ataïr", im Inselverlag, Leipzig) erklärbar. Jetzt erst ordnen sich die früheren Gedichtwerke, die Dramen-Trilogie, lyrischen Entladungen und Zwischenspiele ganz ein.

Mombert gibt uns nämlich nichts Geringeres als den Weg des Menschen-Geistes durch die Zeiten. Er schreibt auf diese Weise die Sage des Menschen. Ganz klar erfaßbar wird das zuerst in dem Werke „Die Schöpfung", es setzt sich fort in dem „Held der Erde", gewinnt plastische, ja agierende Form in der „Aon"-Trilogie und erhält neues Ausmaß in „Ataïr". Der Grundgedanke: die Welt ist nichts ohne den Menschen! wird in vielen Variationen gesungen. Was vor uns Menschen ein höheres Wesen, ein Ewiges, ein Göttliches dachte und schuf, das muß eingehen in den Menschen, muß von ihm erfahren und neu gewirkt werden, muß Schöpfung wiederum sein. So ist die Erde, ist die Welt das Gedicht des Menschen. Deshalb ja nennt Mombert den Helden der Erde, Aon, „weltgesucht". Erde und Welt, Herkunft und Hinfahrt, Erbe und Wollen müssen neu geschöpft werden, um uns des Glückes menschlicher Göttlichkeit teilhaftig werden zu lassen.

Dieses kosmische Fühlen ist Momberts gewaltiges Lied. Er singt immer von neuem von den Werdungen und Untergängen, er begreift in einem Worte, einem Satze das Glück und das Verfallen von Kulturräumen, Helden, kosmischen Zusammenhängen. Er schwebt in der Wiege der Welt, blickt aus Weltall-Riesenfenstern auf die Gestirne und die Erde, er durchgeht im Fluge ganze Zeitalter, fühlt den Weltsturm im Dach phantastischer Häuser, auf zeit- und raumlosen Gebirgen, hört die Stimmen des Chaos, wird gelockt von Erdriesen, Dämonen, von der Urfrühe, dem ewigen Dämmern. Er beschwört Namen wie Semiramis, Alexander, Timur, Hannibal, Napoleon, wie Athen, Baktra, Babylon, Anden, Amazonas, Rhein: und alle tragen in dem Zusammenhang ihrer Beschwörung ein Unmaß von Geschichte auf schweren Fittichen in das Gedicht. Nicht aber wie bei Hebbel oder Hölderlin nur eine Situation, ein Ablösen morscher Völker durch junge: nein, es wird offenbar das immerdar Wirkende, das Nie-Erlöschende, der Geist schlechthin.

*

Dieser heldische, von keinem Untergang, keiner Wandlung besiegte Menschengeist ward Gestalt in Aon. Mit ihm tritt neben die Helden aller Sagen eine Gestalt, die mehr ist als ihre Summe, Größeres duldete, Größeres schuf als der einzelne. Dieses Menschengeistes Heldenlied wird angestimmt, untermischt von kosmischen Freuden, Sonne-Jubel, Erdgeist-Plagen, durchsetzt vom stillen Lied der Lerchen am deutschen Rhein.

Aon aber endet. Die Weltzeit ist größer als die Erdezeit. Erkaltet fällt die Materie an den Erdriesen zurück. Aber aus dem Leibe Aons löst sich Sfaira. Der Geist tritt seine Wanderung in die Sphären an, sucht sich ein neues Gestirn, sucht sich neue Bahn, neue Zeit, neue Kämpfe und Siege. Diese bilden den Inhalt von „Ataïr". Denn zu jenem riesigen helldunklen Doppelgestirn fern im Kosmos reitet, klirrend wie einst Aon durch die irdische Sage, Sfaira.

„Löwe, Widder: lebet wohl!]
Ich reite durch die Pforte des Orion
Arctur als Zuschauer"

mit solchen Worten verläßt der Menschengeist als Gestalt die Küsten der Planeten und

„es naht für Einen,
der dröhnend aufstand
in Geistes Licht-Glorie,
die tausendjahrelang-erharrte,
posaunen-umworbene
gestirn-umkreiste,
die erhabene, letzte Schlacht-Freude."

Jetzt erfüllt sich, als Sfaira gegenüber von Ataïr seine Bahn endet, das Wort jenes Greises aus

Digitized by Google

dem „Denker", der nichts anderes war als Gott: „Von Stund' an wirst du mich nicht mehr erblicken. Sei du, Seliger, die Musik der Welt. Wie ich dich mit diesen Händen berühre, erwähle ich dich zu meinem Erben und lege alle meine Macht und alle meine Reiche in dein Haupt."
Aber auch in diesem neuen, in nie erschöpften Sinn-Bildern besungenen Weltalter sind die Gesetze des Seins wirkend: auch Sfairas Gespielin ist die Zeit, sie flüstert ihm zu:

„Alles Himmel-Öffnen dein!
Alles Geist-Schweben dein!
Dein ist die Welt-Runde."

Auch seine Genossin ist die Gefahr, die ihn abermals in alle kosmischen Kämpfe geleitet, die er besteht, denn er weiß:

„Mich treibt die Macht: Unaufhaltbar!
Mich drängt die Macht: Unüberwindbar!"

Wohl trägt er, kosmischer Kämpfer, die Erinnerungen und Substanzen seines Erde-Daseins mit hinweg, wohl bedräuen auch ihn Chaos und Dämonen, aber so sieghaft ist seine Neugeburt, daß der „Hochwaltende" selbst wie zu neuem Jünglingsalter erwacht und Sfairas Bestimmung also benennt:

„Er kam aus der Sage, wohnte im Menschen
und ist wieder heimgekehrt in die schimmernde Sage."

In die „Welt der Freude" sollte Sfaira eingehen, in ein geistbetontes Zeitalter, und dieses bricht an. Höher und weiter wölbt sich der Kosmos. Auch Atair wird durchgangen, durchlebt, durchträumt. Der Geist drängt weiter. Neue Wanderung muß auch Sfaira antreten:

„Fahre wohl, hohe Sonne Atair,
verherrliche deinen Himmel,
wolle dahin in Pracht,
ich sammle mich zur frühen Freuden-Fülle,
Darin mein Ur-Bild seligt.
In eine neue Jugend schwing' ich mich fort."

So fühlen und erkennen wir, wie alles beginnt und endet im Geiste, dem großen Urelement, von dem Phantasia kündet: zuletzt sei sie auf dem Grunde des Ur-Brunnens.

*

Momberts grandiose und visionäre Bildsprache ist mit diesem Werk zu hohem Gipfel gedrungen. Sie ist begrifflich nicht faßbar, aber sie ist keineswegs, wie viele meinen, rauschhaft und ohne Bändigung. Sie ist wahrhaft eine „Musik der Welt", sphärisches Tönen und Widertönen.
Was aber wesentlicher ist: auch in Sfaira ist eine Gestalt geschaffen, eine Sinngebung des Wirkenden. Aon und Sfaira sind Symbole für heldische Tat und heldisches Sehnen. Die Geschichte der Völker ward ihre Geschichte. Wer die Sage des Menschengeistes erzählen will, muß sie aus Mombert lesen!

Rosa Mayreder

Von Werner Türk (Berlin)

Rosa Mayreders seelische und geistige Interessensphäre ist die konfliktträchtige, dunkelverworrene Problematik der Frauenbewegung. Das Lebenswerk dieser wiener Schriftstellerin: ein von verantwortlicher Menschlichkeit getriebenes Bemühen, die chaotischen Zustände auf dem Kampfplatz der weiblichen Emanzipationsbestrebungen zu klären, der Richtungslosigkeit einer nach Erneuerung der geschlechtlichen Gemeinschaft strebenden jungen Generation ideelle Ziele zu setzen, dem Phrasenlärm naiver Unwissenheit und philiströser Borniertheit mit der Überzeugungskraft ihrer kulturkritischen Denkfähigkeit und ihrer dichterischen Gestaltungen entgegenzutreten. In dieser Tätigkeit manifestiert sich ihre unerschrockene, von vornehmstem Takt bewachte Offenmütigkeit, ihre ironisch blitzende Verstandesschärfe, ihre ernste, künstlerisch-beschwingte Wissenschaftlichkeit und ihre von reifstem Lebensbewußtsein geläuterte Daseinsbejahung.
In den Jahren 1895 und 1896 erschienen von Rosa Mayreder zwei Novellenbände. Es sind die ersten künstlerischen Äußerungen einer sehr kultivierten, subtilen und lebenskundigen Persönlichkeit. Man bemerkt durch eine dünne Staubschicht hindurch eine zuverlässige Typisierungskraft und eine spirituelle Neigung zum Rhetorischen, die den artistischen Schwerpunkt auf den Dialog verlegt. Belangvolles bieten diese schon ziemlich antiquierten Novellen kaum.

Digitized by Google

Rosa Mayreders drittes Werk ist ein Liebesroman. Die erotischen Phänomene, die in ihm künstlerisch-lebendig erfaßt und psychologisch-interessant ausgedeutet werden, geben ihm den Titel. Er heißt „Idole". In ihrer „Kritik zur Weiblichkeit" unterscheidet Rosa Mayreder drei Idolbildungen der männlichen Vorstellungskraft, die sie „in dem Rangverhältnis gruppiert, das sich in ihnen ausspricht, jenem Rangverhältnis, in das sich der Mann als Person zu dem Weibe als Person setzt": Das Idol, das der Mann unter sich stellt; das Wunschbild des „herrischen Erotikers", der in der Frau das unterwürfige Geschöpf sucht. Das Idol, das der Mann über sich stellt; das Wunschbild des chevaleresken Mannes, der in der Frau das „höhere Wesen" sucht. Das Idol, das der Mann neben sich stellt; das Wunschbild des kameradschaftlichen Mannes, der eine geistige und seelische Gemeinschaft mit der Frau erstrebt. Diese drei Formen der Geschlechtsidole exemplifiziert Rosa Mayreder in ihrer lebensechten, zartgestalteten Liebesgeschichte. Das kameradschaftliche Idol des Romans entsteht in der Phantasie eines klugen, herbkeuschen Mädchens namens Gisa.

Tragische Konsequenzen hat die irrtümliche Identifizierung des Idols mit der unrechten Person. Opfer jener Liebestäuschung werden in dem erwähnten Roman ein Offizier in Beziehung zu Gisa und Gisa in Beziehung zu einem Arzt. Der Offizier, flott, schönbeinig, gutmütig, chevaleresk, mit einem Vakuum im Gehirnbezirk glaubt in Gisa jenes „höhere Wesen" gefunden zu haben, dessen sittlicher Führung er bedarf, das er aber hinsichtlich der angeborenen, hilfsbedürftigen weiblichen Schwäche zu schützen hat. Gisa weist ihn in beleidigender Härte ab. Das Ende: Die stille Demutsgeduld des Offiziers verwandelt sich in bellenden Haß. Gisa sehnt sich nach der Seelen- und Geistesharmonie einer Liebesgemeinschaft. Sie vermeint die Inkarnation ihres kameradschaftlichen Idols in einem Arzt gefunden zu haben. Der Arzt ist ein abstrakter Wissenschaftler. Seine rationalistische Weltbetrachtung widerspricht der hohen Auffassung einer Liebesgemeinschaft. Gisa bemerkt das nicht. Eine jähe, tiefverwundende Erfahrung, die ihr die Inkongruenz ihres Idols und der Realgestalt entdeckt, bleibt nicht aus. — Der Arzt heiratet nach Jahren in gehobener Position seine Köchin, eine primitive, anspruchslose, willige Frau. Ganz jener Weibtypus, der mit dem Idol des „herrischen Erotikers" übereinstimmt. Dieser Liebesroman ist eine wahre Tragikomödie der Geschlechtsidolatrie.

*

Dem Ideenkreise dieser Liebesgeschichte entstammt auch der gedankenschwere Gedichtband „Zwischen Himmel und Erde". In diesen von dunkler Leidenschaft durchbluteten, von leuchtender Daseinsbejahung erfüllten und von symphonischer Wortmusik durchblühten Sonetten erleben wir das Schicksal der Gisa (in Hinsicht auf ihre Liebesbeziehungen zum Arzt) noch einmal. Ohne daß in diesen Sonetten die konkrete Gestalt Gisas sichtbar würde, erscheint ihre erosbeschwingte Weltfreude, ihre seelische Verzücktheit, ihre ängstlich horchende Skepsis und der schwermutumschattete Enttäuschungsschmerz ihrer Irrliebe gleichsam auf einer höheren Gefühlsfläche noch einmal geformt.

*

Ein Grundzug Mayrederschen Prosaschaffens ist die Ironie. Sie findet in einigen „Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge" überraschende künstlerische Ausdrucksformen. Diese Fabeleien verdanken ihre Entstehung jener dichterischen Lust, auch einmal in heiterer Haltung an die Ich- und Weltprobleme heranzutreten. Diese schalkhaft-sinnvollen Mystifikationen, diese farbenglühenden Allegorien, diese phantastisch-kühnen Traumbilder, diese kaleidoskopisch vorüberziehende Buntheit einer Märchenwelt mit Palmenaffen und Einfaltspropheten, mit Drachentötern und holden Feen, mit Königen und beflügelten Himmelsgeschöpfen, mit Zauberern und Waldsiedlern, mit Sphärenmusik und Schakalgeheul, mit Ich- und Weltproblemen sind das Zwingendste und Lebendigste, was die Dichterin Rosa Mayreder je geschrieben hat. Köstlich, wie sie mit der feinen Ironie ihrer überlegenen Weltbetrachtung die immanente Tragikomik des ebenso stolzen wie unvermögenden menschlichen Intellekts enthüllt.[1]

*

Rosa Mayreders Gipfelleistungen sind die beiden unter den Titeln „Zur Kritik der Weiblichkeit" und

[1] Provozierend ist die Ausstattung des Buches. Man trinkt ungern Malaga aus Odolgläsern.

Digitized by Google

„Geschlecht und Kultur" veröffentlichten Essaysammlungen, in denen sie vorurteilsfrei von den Blickpunkten einer überragenden Wissenschaftlichkeit Stellung zu dem gewaltigen Fragenkomplex der Frauenbewegung nimmt. Die Kernfragen der Geschlechtspsychologie, die Rosa Mayreder so souverän und überzeugend beantwortet, ließen sich folgendermaßen umschreiben: Ist das Weib dem Mann äquipotential? Besitzt das Weib die gleiche, naturgegebene Möglichkeit zur individuellen Differenzierung? Oder ist es als Persönlichkeit in generativer Hinsicht begrenzt? Die geschlechtspsychologischen und kulturkritischen Sondierungen der Mayreder ergeben die Bejahung der Gleichwertigkeitsfrage, die Verneinung der weiblichen Geschlechtsgebundenheit und die endgültige Widerlegung der sattsam bekannten Begriffsauffassungen von der Weiblichkeit und von der Männlichkeit, die bisher in sehr kategorischen Formulierungen als die Kriterien des spezifisch Männlichen und des spezifisch Weiblichen ausgegeben wurden. Der moderne Frauentypus besitzt nicht mehr die Züge des willigen Sklaventums, der Unselbständigkeit; und der moderne, kameradschaftliche Manntypus trägt nicht mehr das Gesicht des „herrischen Erotikers". Beide Typen haben sich über ihre teleologische Geschlechtsnatur hinaus entwickelt und streben nach einem absoluten Menschentum, das sie als die hohe Voraussetzung der lebenerfüllenden Liebesgemeinschaft betrachten. In ihrer konzentrierten und ideenträchtigen Schrift „Erotik und Askese", die als eine Koda zu dem zweiteiligen wissenschaftlichen Werk angesehen werden kann, gelangt Rosa Mayreder zu der Überzeugung, „daß die Askese in ihrer absoluten Gestalt, als Verneinung des irdischen Lebens, als Überwindung der Sexualität um ihrer Verwerflichkeit willen, mit den Glaubensillusionen, auf die sie sich stützte, ihre Rechtfertigung verloren hat". Das heißt: in einer Zeit, in der man das Leben nicht mehr im Sinne der christlichen Weltanschauung als Vorbereitung für das erfüllunggewährende Jenseits auffaßt, stürzt natürlich das jahrtausendalte Begriffsgebäude paulinischer Dogmatik zusammen. Man erkennt jetzt die Polarität menschlichen Wesens. Und man erstrebt ihre Überwindung, indem man die psychischen und sexuellen Elemente in der menschlichen Persönlichkeit zu einer erotischen Einheit zu verschmelzen trachtet. Dieser Verschmelzungsprozeß jedoch setzt den Willen zur geistigen Sublimierung und seelischen Verfeinerung des Trieblebens voraus. Er fordert, wie Rosa Mayreder sagt, die „bedingte Askese". —

*

Rosa Mayreder ist sich stets ihrer verantwortlichen Sendung bewußt geblieben. Verlockende Erfolge auf dem Gebiete der Malerei vermochten sie nicht aus ihrer literarischen Entwicklung herauszureißen, obwohl ihr als Schriftstellerin anfänglich jede größere Wirkungsmöglichkeit versagt blieb.[2] In unbeirrbarer Zielverfolgung und in strenger, wissenschaftlicher Zucht bereitete sie sich für jenes essayistische Werk vor, das ihren Namen weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaustrug, und das zum rühmenden Zeugnis aufrief für sie als Wegbereiterin einer nach höheren Daseinsformen strebenden Menschheit. —

Autobiographische Glosse

Von Rosa Mayreder

Wenn ich mein Leben von der Zeit an betrachte, da sich ein geistiges Eigenleben in mir zu entwickeln begann, so tritt aus dieser Ferne als Motiv von entscheidender Bedeutung meine Stellung zur Frauenemanzipation hervor. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts behauptete die Tradition der Weiblichkeit noch ungebrochen ihren Rang als sittliche Norm. Sie zu verletzen, war eine

[2] Weder die beiden Novellenbände „Aus meiner Jugend" und „Übergänge" (erschienen im Anzengruber-Verlag, Wien), noch die beiden Romane „Idole" (S. Fischer-Verlag, 1898) und „Pipin" (Anzengruber-Verlag, 1902) hatten einen breiteren Bucherfolg zu verzeichnen. Glücklos war auch das Schicksal des von Hugo Wolf komponierten Operntextes und die 1921 im Anzengruber-Verlag, Wien, in so unwürdiger Ausstattung herausgegebenen „Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge". Sieghaft allein war die Laufbahn des zweiteiligen wissenschaftlichen Werks „Kritik zur Weiblichkeit", das im Verlage Eugen Diederichs, Jena 1905 und 1923 erschienen ist. Ebenda wurden auch die Sonette „Zwischen Himmel und Erde" und die kürzlich veröffentlichte philosophische Arbeit „Erotik und Askese" verlegt.

Digitized by Google

Herabwürdigung der eigenen Person, mehr noch, eine moralische Verfehlung.

Für die Zeitschriften wie für alles, was unter dem Titel Familienliteratur in den Gesichtskreis der wohlerzogenen weiblichen Jugend gelangte, existierte die Frauenbewegung als ernste, folgenschwere Begleiterscheinung sozialer Wandlungen nicht — geschweige denn als Forderung selbständiger Eigenart, die sich mit der vorbildlichen Weiblichkeit nicht in Übereinstimmung bringen ließ. Jedes weibliche Wesen mit geistigen Bestrebungen galt als Entartungserscheinung und trug als Blaustrumpf den Charakter der Lächerlichkeit. Mit allen Mitteln strebte die Erziehung danach, schon dem kleinen Mädchen ein Musterbild zu suggerieren, dem es möglichst nahekommen sollte, um ein „echtes Weib" zu werden.

Bis zu meinem fünfzehnten Jahre war ich von diesem Ehrgeiz der Musterhaftigkeit erfüllt und empfand es mit Beschämung, daß die widerspenstige Natur in mir sich nicht entsprechend fügen wollte. In diesem Jahre aber ereignete sich, und zwar ohne jede Veranlassung von außen, eine vollständige Umkehr in mir. Andere Begebenheiten des inneren Lebens, wie beispielsweise der Abfall vom vorgeschriebenen kirchlichen Glauben, sind in meinem Gedächtnis samt dem tatsächlichen Anstoß genau festgehalten; für die Wandlung vom weiblichen Musterbild zum Ideal der freien Persönlichkeit finde ich aber in meiner Erinnerung kein Ereignis, aus dem sie zu erklären wäre. Ohne daß ich fürs erste wußte, warum, hatte mit einem Male das ganze Leben ein anderes Aussehen. War früher Unterwerfung heiliges Gebot, so wurde nun Auflehnung ebenso heilige Pflicht; und wie schwer es auch mitunter war, der inneren Stimme zu folgen statt äußerlichen Vorschriften, es gab keine Wahl, wenn man sich vor sich selbst gerechtfertigt fühlen, die Prüfung vor dem eigenen Gewissen bestehen wollte.

Ich glaube, ich habe den Mut zu meinen persönlichen Neigungen, die von der häuslichen Tätigkeit hinweg in ein geistiges Gebiet wiesen, zum Teil aus logischen Folgerungen geschöpft, zum Teil aus Ideen, deren Ursprung in mir selbst lag. In einer Familie von 13 Kindern aufgewachsen, über die der Vater mit den strengen Anschauungen der Bürgerlichkeit alten Stils und der vollen Willensgewalt der patrias potestas herrschte, nahm ich den Kampf gegen die Tradition als ganz isoliertes, ganz auf sich gestelltes Einzelwesen auf, ohne noch zu wissen, welche Übereinstimmung zwischen meinem inneren Erleben und den Anschauungen bestand, die von fernen Menschen zur gleichen Zeit schon als Forderungen neuer Lebensmöglichkeiten öffentlich verteidigt wurden. Deshalb erscheint mir meine innere Entwicklung als ein Dokument der menschlichen Natur, die spontan die ihr gemäßen Ideen hervorbringt; denn diese Ideen sind in mir ohne Beeinflussung von außen, ohne Gemeinschaft mit Gleichgesinnten und auch ganz frei von ökonomischen Beweggründen entstanden.

Was mir am stärksten an der Schablone der Erziehung widerstrebte, war die Forderung, die eigene Wesensart so weit zu unterdrücken, als sie dem Musterbild nicht entsprach — das heißt, die Echtheit der Persönlichkeit dem konventionellen Schein hintanzusetzen. Persönlichkeit, ein schlechtweg höchstes Gut, durfte durch kein äußeres Gesetz verfälscht werden; unverträglich damit war es auch, daß der ganze Lebensinhalt des Menschen nach seinem Geschlecht bestimmt werden sollte. So entdeckte ich für mich das Recht der freien Selbstbestimmung nach Individualität — das vornehmste unter den Postulaten der Frauenbewegung. Und von diesem Gesichtspunkt aus begann ich die Welt der Weiblichkeit mit eigenen Augen von allen Seiten zu betrachten. Ungefähr dreißig Jahre lang. Dann hatte ich alles, was mir von der Natur zu sagen aufgetragen war, in einem Buch zusammengefaßt. Es ist dasjenige, das mich zuerst als Schriftstellerin bekannt machte, und es heißt „Zur Kritik der Weiblichkeit".

Immerhin knüpfte sich an diesen Erfolg, der zugleich eine Beglaubigung meines Jugenderlebens war, eine unerwünschte Nebenwirkung. War ich schon durch meine Vereinstätigkeit als „Vorkämpferin" geeicht, so wurde ich es vollends durch die „Kritik der Weiblichkeit". Im Grunde tauge ich aber gar nicht dazu. Was als treibende Macht hinter meiner Auflehnung gegen die traditionellen Grenzen des weiblichen Lebens stand, war nicht Lust an der Auflehnung an sich, an Kampf und Polemik: es war das Bedürfnis, künstlerischen Neigungen Raum zu schaffen. —

Digitized by Google

Albrecht Schaeffers „Odyssee"

Von Robert Petsch (Hamburg)

Wir kennen Albrecht Schaeffers sichere und ihrer Sicherheit sich wohl bewußte Beherrschung der epischen Form. Wir haben auch des öfteren und zuletzt an seiner Sammlung „Der goldene Wagen" (Legenden und Mythen, Inselverlag) seine große Fertigkeit bewundert, sich in andere Seelen einzufühlen und fremde Erzähler in unserer Sprache reden zu lassen. Meist hat er diejenigen Vorlagen gewählt, die seiner dichterischen Art am weitesten entgegenkamen und hat ihnen dann auch mit feinem Gefühl die gemäße Form zu geben verstanden. Bei seiner neuen Übertragung der „Odyssee" aber[1] vermissen wir beides: die innere Verwandtschaft zwischen Ur- und Nachdichter und das sprachliche Gewand, das auf die Dichtung paßte wie die Haut auf den lebendigen Leib.

Die Entfernung zwischen Homer und Albrecht Schaeffer ist doch wohl größer, als der neue Übersetzer glaubt. Gesteht man beiden das Heimatrecht im Reiche der Erzählung zu, so scheinen sie beinahe an den äußersten Punkten einer Achse zu stehen, die dies Reich durchschneidet. Gewiß, auch Homer ist sich seiner Kunst bewußt, auch er arbeitet mit dichterisch gestalteten Bildern und mit jenen „auffallenden Wortprägungen und -verbindungen, welche im Original ebenso besonders und seltsam, d. h. von einem Dichter nur für die Zwecke seines Gesanges gebildete, nur dichterische Worte waren". So weit hat Schaeffer mit seiner „Einführung" recht. Dennoch wirkten Homers eigentümlich-formelhafte Wendungen auf die Zeitgenossen anders, als ihre Übertragungen heut auf uns wirken. Er ergriff die Dinge, die vor aller Augen lagen, von der Seite her, die auf alle einen starken, sinnlichen, gefühlsschweren Eindruck machte; er prägte sie auf eine Weise um, die, so unerhört sie sein mochte, die Zuhörer sofort unmittelbar von ihrer Richtigkeit, ja fast Selbstverständlichkeit überzeugte, so daß der Sänger über dem Gedicht vergessen wurde. Der Grieche sah noch mit liebevoll-bewundernden Augen auf sein „gehörntes, die Füße nachschleifendes Rind", und mit irgendwelcher Gläubigkeit im Herzen begrüßte er die „Morgenröte mit den Rosenfingern". Wir können diese „naive" Haltung nicht mehr finden, und die heutige Nachdichtung wird immer mehr oder weniger gesucht klingen. An dieser Klippe ist auch ein J. H. Voß nicht vorbeigekommen, dessen Formeln (wir „schwer wandelndes Hornvieh" und „hauptumlockte Achäer") uns von der Schule her im Ohre klingen. Aber Voß sucht das „Seltsame" so treu nachzubilden, daß wir ihn bald über dem Original vergessen, zu dem wir nach kurzer Zeit ein festes, auch das Seltsame vertraut machendes Verhältnis gewinnen. Bei Schaeffer steigert sich der Eindruck des Gesuchten in bedenklicher Weise: schwerwiegende Beiwörter, die sich, weil sie dem Inhalt nach Alltägliches bezeichnen, gut auf einfachere Weise wiedergeben ließen, geben nun von dem Streben des Übersetzers Kunde, etwas Besonderes, Eigenartiges zu bieten. Man höre:

„Gehe, bist du kommest zu den Männern,
Die das Meer nicht kennen, noch auch Speise,
Salzvermischte essen, noch auch also
Kennen dir die purpurwangigen Schiffe,
Noch die händepaßlichen, die Ruder,
Welche Flügel werden für das Schiff."

Es wird uns sofort klar, was uns die Aufnahme dieser Übertragung besonders erschwert. Schaeffer lehnt den „Hexameter" als einen immer fremden, wenn auch „hohen Gast" in unserer Muttersprache ab — als hätten wir niemals „Hermann und Dorothea" gelesen; als wüßten wir heute nicht, daß auch der griechische Vers mit „natürlicher Betonung" gelesen wurde und daß die Berücksichtigung von Länge und Kürze der Silben, die ihm freilich sein Gepräge gaben, auch unserer Dichtersprache ganz besondere Schönheit geben kann, wie Goethes „Pandora" zeigt; als wenn nicht unsere Dichtung seit Urzeiten nach einem heroisch erzählenden Verse von langem Atem strebte und die Zeile von sechs fallenden Füßen mit freier Ausfüllung der Senkungen nicht tiefen Bedürfnissen unserer Seele und unserer Dichtung weithin entgegenkäme! Wahrlich, was sich seit Vossens Tagen als „deutscher Hexameter" bei uns herausgebildet hat, ist uns viel vertrauter, als irgendein

[1] Albrecht Schaeffer, Die Odyssee Homers. Deutsch erneuert. Berlin 1927, Horenverlag.

Digitized by Google

„trochäisches" Gebilde es jemals werden wird. Gewiß, es mag sich darin behaglich plaudern lassen, obwohl sich Schaeffer selbst genötigt sieht, die ewig-gleiche Reihe immer wieder durch verkürzte Schlußverse zu unterbrechen, die aber nun auch das germanische Ohr durch eine gewisse Gewaltsamkeit, ja Gesuchtheit abstoßen und die innere Form des homerischen Gedichts auf das schwerste belasten. Wohl gelingen Schaeffer einzelne Verse und Versreihen von reichem, ja bezauberndem Wohlklang, aber immer wieder erinnern gedrechselte Wendungen uns daran, daß wir eine kunstgewerbliche Arbeit vor uns haben. Selbst die mehr idyllischen Teile des Gedichts, die noch am ehesten Schaeffers neuer Formgebung entgegenzukommen scheinen, geben reichliche Belege dafür her, wie eine Probe zeigen mag:

„Doch wir sahn der nahen, der Zyklopen
Land und ihren Rauch, und wir vernahmen
Ihre Stimme und der Schaf' und Ziegen;
Doch die Sonne sank, heraus kam Dunkel,
Ruhte wie am Wogenschlag des Meeres."

Aber geradezu abstoßend wirkt die „Erneuerung", wo heroische Klänge angeschlagen werden, wie beim Freiermord. In der stark bewegten Darstellung des ersten Bogenschusses, dem Antinous zum Opfer fällt, spart sich Schaeffer nicht bloß die kurze, aber prächtige epische Zwischenrede des alten Dichters, den Spott auf die Narren, die an einen Fehlschuß glauben, während sie selbst schon das Todesnetz umfängt. Auch der Zornblitz des Odysseus kommt bei ihm nicht zum reinen Ausdruck, und wie matt, von oben herab die Lage betrachtend, wirkt dann sein großer Fluch, der bei Homer mit Ausfällen und mit todbringenden Energien überladen ist:

„Sprach Odysseus der gedankenreiche
Drauf, von unten blickend: ‚O ihr Hunde!
Ihr vermeinet, daß ich nicht mehr käme
Heim, zurückgewandt vom Troja-Lande' usw."

Ist dem Übersetzer nicht aufgefallen, wie ganz unmöglich seine höchst bewußte Übertragung „gedankenreich" für den „polymetis" gerade an dieser Stelle, vor dem Schimpfwort „Hunde" steht? Diesen Abschnitten der Dichtung scheint Schaeffer nicht gewachsen, und wir ersehnen keine „Erneuerung" der „Ilias" von seiner Hand. Sein neues Werk wird in die stolze Reihe deutscher Meisterübertragungen nicht mit eingehn und bedeutet einen fragwürdigen Zuwachs zu dem Gesamtwerk des Dichters.

Eine Bibliographie für D'Annunzio

Von Otto Zoff (Berlin)

Das ist ein einzigartiger Fall: über einen lebenden Dichter wird eine Bibliographie herausgegeben, die alle Dokumente, Notizen, Zeitungsnachrichten, Kritiken, Anzeigen und Aussprüche anführt, die auf ihn Bezug haben, und deren erster Band, bloß Kindheit und Schulzeit umfassend, schon über dreihundert Seiten zählt!

Ein Kuriosum, wahrhaftig! Und es drängt sich folgende Frage auf: wenn diese D'Annunzio-Bibliographie, die Roberto Forcella in der Fondazione Leonardo in Rom herausgibt, mit einem Band beginnt, der wirklich nur die Jahre 1863 bis 1883 behandelt, also von der literarischen Laufbahn bloß die ersten vier, — und wenn dieser Band, sage und schreibe, dreihundertdreißig Seiten zählt, — du lieber Himmel, wie viele Bände werden noch erscheinen und wie viele Seiten werden sie noch enthalten? Denn man darf ja nicht vergessen, daß mit dem zunehmenden Ruhm des Dichters die dokumentarischen und journalistischen Niederschläge ins Vervielfachte anwachsen, und daß ein Zeitraum, der sich im ersten Band noch mit hundert Seiten zufrieden gibt, später deren fünfhundert fordern muß. Bedenkt man zu guter Letzt, daß mit der Kriegs- und Nachkriegstätigkeit des Dichters die Ära seiner Popularität erst einsetzt, — so will es uns scheinen, als könnte die liebevolle Bibliographie niemals oder nur mit Zuhilfenahme eines Stabes von Mitarbeitern vollendet werden, und dann im Lexikonformat!

Das Buch beginnt mit der Aufzählung aller Familienmitglieder, nebst näheren und ferneren Verwandten, mit dem Geburtsdokument, wie es auf dem Rathaus von Pescara liegt, und mit dem Taufzeugnis und anderen magistratlichen Schriftstücken und geht über auf mancherlei Hinweise

Digitized by Google

und spätere Artikel über D'Annunzios Mutter. Wir gewinnen schon aus diesen trockenen Notizen den Einblick in ein wahrhaft gutsituiertes italienisches Bürgerhaus, mit allen Traditionen humanistischer Einstellung, wo Bildung, Wohlerzogenheit und Bankkonto zu schönem Verein sich finden, und worin die Figur des Vaters wahrscheinlich nicht ohne geistige, sicher aber nicht ohne menschliche Bedeutung ist. Dann geht die Bibliographie Schritt für Schritt weiter. Sie versäumt nicht, uns noch über die Geschwister aufzuklären, auch die Bediensteten des Elternhauses werden nicht vergessen, Onkel und Tanten schon gar nicht! Wer könnte sich wundern, daß den entzückenden und weniger entzückenden Eigenheiten des kleinen Gabriele manche Aufmerksamkeit geschenkt wird? Wen packt nicht die wüsteste Neugier, wenn er von den ersten Verliebtheiten dieses später so berüchtigten Frauenkenners einiges erfährt, und wären es auch bloß ein paar Namen und Andeutungen? Die Bibliographie vergißt nichts! Sie gibt Nachricht über jenes Musikstück, von welchem der Dichter sagt: „Die ersten Verwirrungen meiner Jugend knüpfen sich in meiner Erinnerung an ein Andantino des Abbé Michel-Angelo Rossi." Und sie druckt jenes Andantino zur Gänze ab. Ferner werden uns die Porträte der Lehrer und Spielgefährten nicht vorenthalten; wir dürfen auch Briefe lesen, die der brave Gabriele aus dem Gymnasium an seinen Vater schrieb. (Erstaunlich übrigens, wie diese Briefe des Zwölfjährigen, in Stil und Geist, schon den ganzen späteren D'Annunzio enthalten!) Die Pedanterie des Buchs setzt aber in ihrem vollen Umfang erst dann ein, wenn die ersten Verse erscheinen. Mit der Ode an den König Humbert, die der Sechzehnjährige schrieb, nimmt es den Anfang. Alle Nachdrucke, alle Anzeigen sind angeführt. Veränderungen und Variationen werden getreulich wiedergegeben. Nun rücken die Dichter und Journalisten, die Vereine und Redaktionen an, die sich mit der Förderung oder Ablehnung D'Annunzios beschäftigt haben, — die Kritiken werden oft zur Gänze, immer aber im Auszug abgedruckt. Später wird in eigenen Kapiteln behandelt: Benedetto Croce und D'Annunzio, oder Gentile und D'Annunzio, oder Scarfoglio, Sommaruga usw. usw. — es werden seine Briefe an Redakteure und Verleger, seine Beteiligung an Zeitungen ausführlich beleuchtet — mit einem Wort: nichts, aber wahrlich nichts wird versäumt! Und man empfängt unter diesem Wust von Akribie sogar auch einen Eindruck, einen stärksten: wenn man im Tagebuch des schon bejahrten, schon hochgefeierten Carducci aus dem Jahre 1882 die Eintragung liest: „Ich lernte D'Annunzio kennen." Das trifft! Das schenkt mehr als alle Kritiken! Denn damals war D'Annunzio 19 Jahre alt! Ich gestehe, daß mich diese einzige Zeile tiefer berührte als das ganze übrige Buch: als unwiderlegbare Manifestation eines selbstherrlichen, über uns stehenden Schicksals! Wenn der große Carducci sich anmerkt, daß er die Bekanntschaft des 19jährigen D'Annunzio gemacht — welche Influenz muß von dieser Jugend ausgegangen sein!

Die peinliche Liebe, die kindische Sorgfalt, die überflüssige Wichtigkeit, mit der das Buch zusammengestellt ist, hat kaum ihresgleichen. Soll man sie verlachen? Soll man sie bewundern? Wenn ein Mann wie Roberto Forcella — ich kenne ihn als einen Mann von Qualität — sich die Mühe nimmt, uns mitzuteilen, daß der Dichter während eines bestimmten Zeitraums das Wort Sinnlichkeit 316mal, das Wort Wollust 260mal und das Wort Unzüchtigkeit 68mal in seinem Werk gebraucht hat — was soll man davon halten?

Auf alle Fälle dies: daß niemand über die Bedeutung einer Persönlichkeit wie die D'Annunzios für Land und Volk urteilen kann, der nicht Italiener ist. Der Spiegel des Auslandes gibt ja immer ein verzerrtes Bild; man schaut dicker oder magerer darin aus. In diesem Fall aber, wo das Ausland die Werke nur in notwendigerweise schlechten Übersetzungen kennenlernt und die Person selbst nur nach ihrem Werk mißt, — während der Italiener in dieser Person noch den Nationalheros, den Eroberer von Fiume, den Vorläufer des Faszismus erblickt, und endlich — und nicht an letzter Stelle — der Gebildete den Erneuerer, ja Neuschöpfer der Sprache, — in diesem Fall ist ein Einblick in die wahre Konstellation kaum mehr möglich. Ich erinnere mich jenes Abends in Rom, da man mir zu erklären versuchte, wie sehr D'Annunzio die italienische Sprache durch wahrhaftige Erschaffung von Worten und Ausdrucksmöglichkeiten bereichert hat, — nicht anders als Goethe

Digitized by Google

die deutsche, — ich verstand davon nur wenig, aber doch so viel, um zu wissen, daß jedes Volk Repräsentanten zeugt, durch die es vor sich selbst repräsentiert werden will; es gleicht dann einem Mann, der sich die Diplome, die er erhalten, nicht in seinen Laden, sondern in sein Schlafzimmer hängt. Kann man einem Fremden klarmachen, was uns die Gebrüder Grimm bedeuten? Wie auch könnte er begreifen, warum wir den „Götz" Goethes als sprachschöpferisches und kulturförderndes Ereignis festgestellt haben? Und so bleibt es nur dem Italiener verständlich, warum er D'Annunzio als etwas Weiteres begreift denn als eine dichterische Persönlichkeit.

Noch einmal: Sprechchöre

Von Josef Pfister (Münster)

Seit einem Jahrzehnt ist eine neue Sprach-„bewegung" spürbar, die, ähnlich der Tanzbewegung, unaufhaltsam an Bedeutung für die Sprach„kunst" gewinnt. Ihre Vertreter, so verschieden sie unter sich sind, erhoffen, zunächst für Schauspiel und Vortragskunst, dann aber auch für Wissenschaft und Schule, die Erlösung vom Konventionellen und vom Experimentalismus, vor allem aber eine Erhöhung der reinen Kunstqualität. Ein eigenartiger Ausdruck dieser Bewegung sind die sogenannten Sprechchöre[1], gleichviel, welcher besonderen Richtung sie angehören, welch besonderem Anlaß sie ihre Entstehung verdanken. Warum, wieso und woraus sie entstanden sind, soll hier nicht erforscht werden; ihre Existenz genügt, um sie als „Sprechchöre", als das, was sie sind, zu untersuchen. Aus ihrer verschiedenen Artung läßt sich dann leicht auch ihr verschiedenes Werden erschließen.

Was sind also Sprechchöre? das ist die Frage. Die Antwort entscheidet auch über den heute fast allgemein angezweifelten Kunstwert der Chöre. Man kann dieser Kritik zwar fast stets den Vorwurf ungenügender Sachkenntnis machen. Sie faßt unter dem Namen „Sprechchor" die verschiedensten Erscheinungen zusammen, achtet nicht auf Rangordnung und Ziel der einzelnen, beurteilt sie aber alle nach einem einzigen Typ, meist dem der politischen Arbeiterchöre oder ähnlicher Verbände. Nun stellen diese aber, sprachkünstlerisch beurteilt, die niedrigste Form dar, sie wollen nicht den „Sprechchor" im eigentlichen Sinn, sondern das „Chorsprechen" ist ihnen ein „verwendbares" Mittel für Zwecke, die außerhalb seines Wesens liegen, für politische, soziale, kultische, pädagogische u. ä. Da sie keinen Kunstwert anstreben, wird auch kein bedeutender vorhanden sein; eine andere Frage ist, ob er ganz kunstlos ist. Jedenfalls ist es ungerechtfertigt, von künstlerisch tiefstehenden Formen des Chorsprechens aus, dem Sprechchor schlechthin die künstlerischen Werte abzuerkennen! Zumal es eine bedeutende Richtung gibt (sie ist zeitlich mit die älteste und hat fast alle anderen beeinflußt), die die Kunst sogar zum Kern des Sprechchors gemacht hat. Kunst in beiderlei, untrennbarer Gestalt: als Form und als Inhalt. Als Form, daß man mit allen Mitteln danach strebt, die „Dichtung" in hochwertiger Sprachgestalt darzustellen. Als Inhalt so, wie Vilma Mönckeberg, Hamburg, eine der hochverdienten Bahnbrecher dieser Richtung, es kürzlich ausgedrückt hat: „Das ist das Wesen der Kunst, daß sie die Welt noch einmal schafft und daß sie die Möglichkeit bedeutet, Dinge zu schauen und zu erleben, die höher, gleichgestellt oder tiefer als unsere eigene Sphäre sind." (Hamburger Kirchenzeitung, Nr. 3, 1927, S. 35.) Kunst als Menschenbildung, nicht zweckhaft und äußerlich, sondern wesensgemäß und organisch! Organisch darum, weil die Kunst ganz allgemein nur in dem Maße verständlich und wirksam wird, in dem sie vollkommen ausgeführt wird. Spezieller gesagt: eine Dichtung (und nur sie kann als „Sprachkunstwerk" sinnvoller Gegenstand eines künstlerischen „Sprech"chors sein, nicht ein Parteiprogramm oder eine Kultlitanei) wird ihre ästhetischen, ethischen, pädagogischen Wirkungen nur dann vollkommen ausüben, wenn sie vollkommene Wirklichkeit erlangt durch das voll-

[1] Vgl. L. E. XXIX, S. 505.

Digitized by Google

kommene Sprechen. (Daß dazu unendlich viel mehr gehört als Sprechtechnik und Gefühl, sei nur gesagt, um naheliegende Mißdeutungen zu vermeiden.) Ist ein Werk von sich aus Chordichtung (Werfels Troerinnen, Guardinis Responsorien, Goethes Faustchöre, Kleists Robert Guiskard), so muß es, will man ihm gerecht werden, im „Chor" gesprochen werden, und es muß „gesprochen" werden, weil Dichtung nicht Literatur ist, weil sie erst in der „sinnlichen" Schallform ihren „Sinn", ihren Reichtum und ihre Schönheit ganz enthüllt.

Hier ist nun erst der Ort, wo man über Kunst oder Unkunst des Sprechchors und über sein eigentliches Wesen verhandeln darf, wo sachliche Entscheidungen fällbar sind. Die Kernfrage ist: gibt es eine festgelegte, objektive, unveränderliche, notwendige und allein ganz richtige Schallform für jede Dichtung, die damit also von einer Mehrzahl geeigneter Leute (Chor, nicht Masse) sprech- und wiederholbar, ja sogar lehrbar wäre? (Wie diese Schallform zu ermitteln ist, gehört nicht in diese Erörterung. Die Anhänger dieser Richtung glauben, einen guten Teil dieser Mittel, Wege und Gesetze bereits gefunden zu haben, wissen aber, daß ein guter Rest noch zu suchen ist. Darin liegt auch der Grund, warum der Bewegung eine Schulbildung im weitesten Begriff noch schwer gelingt.) Man wird obige Frage aber bejahen müssen, wenn man bedenkt, daß der eine einem Werk mehr „gerecht" wird als der andere, daß also der eine ein Gedicht „richtiger" als der andere spricht, was doch zu dem Schluß auf ein allein Richtiges zwingt. Ob es gelingt, die schlechthin vollkommene Wiedergabe zu erreichen, spielt prinzipiell keine Rolle; als erstrebtes Ideal bleibt sie trotz aller Schwierigkeiten, trotz aller Menschgebundenheit verpflichtend bestehen. Das Maß des künstlerischen Gelingens einer Aufführung (formal und inhaltlich) gibt aber einen sachgemäßen Maßstab für die kritische Bewertung.

Damit ist aber auch ein Maßstab für die sprachkünstlerische Rangordnung der Sprechchöre gegeben. Den untersten Rang nehmen die ein, die den Chor, das Sprechen und die Texte als Mittel „verwenden" zu Zwecken, die nicht in der Sprache selbst liegen, sondern in der Wirkung der Masse, den politischen Ideen, den kultischen Notwendigkeiten u. ä. — Die zweite Stufe nehmen die Dilettantenchöre ein, die den Gesangsvereinen und Volksliedsingchören durchaus analog zu setzen sind: sie machen Chor, um die Lust des gemeinsamen Tuns zu spüren, wählen nur die Stoffe, die ihre eigenen Gefühle ausdrücken, sie sind selbst der Zweck, und der Sprechchor ist Mittel zu sich selbst. — Auf der dritten Stufe stellt man sich in den Dienst der Sprache, man will die Dichtung! Man spricht im Chor, weil das Werk es verlangt. Alles andere, die Freude und die Plage des gemeinsamen Arbeitens, die Bildungseinflüsse usw. sind nicht mehr Ziel, sondern selbsttätige Folge der sachlich erfaßten Arbeit.

Das Schema ist roh und bedarf vielseitiger Ergänzung. Nur zwei Parallelreihungen seien herangezogen: Wie sehen die Sprecher und wie sieht das Gesprochene auf den verschiedenen Stufen aus? Es ist dieselbe Stufung wie die gesinnungsmäßige: zu unterst können es große „Massen" sein, die einen simplen Text, den sie vielleicht sogar selbst verfertigen, mit Begeisterung, aber ohne Künstlerschaft, um des Inhalts willen sprechen. Selten wird der Text an echte Dichtung heranreichen, meist bleibt er chorisch gesprochene „Rede"! — Auf der zweiten Stufe werden die Teilnehmer beschränkt, Liebhaber finden sich ein, persönliche Sympathie spielt eine Rolle, man fängt an das „Sprechen" zu pflegen, meist in Form des berüchtigten „Schönsprechens", das Gesprochene wechselt nach Niveau und Artung der Teilnehmer, ist aber noch nicht objektive, verpflichtende Aufgabe, sondern Spielerei, Liebhaberei. — Die dritte Stufe verlangt künstlerische und technische Fähigkeit, Eignung und Schulung; die Zahl der Sprecher richtet sich nach dem Bedürfnis des Werkes; ein Dirigent wird nötig; man ringt um den „richtigen", nicht nur um den „angenehmen" Ausdruck mit allen Mitteln der Sprache: Differenzierung des Stimmaterials, Melodie, Rhythmik, Dynamik usw. — kurz, es geht um Darstellung und um Kunst im spezifischen Sinn! Nur Kunstwerke werden gesprochen.

Nach dieser knappen Aufstellung ist der Rang jedes Sprechchors bestimmbar. Überflüssig dürfte der Hinweis sein, daß in praxi jeder Chor eine Zwischenform darstellt und daß er gelegentlich auf verschiedenen Stufen rangieren kann. Entscheidend ist die Grundtendenz.

Digitized by Google

Die Einwände, die man gegen den Sprechchor als Kunstwerk erhebt, treffen meist nur die niedrigsten Formen, so der, daß die Dichter (Schiller, Kleist) individualisierte Sprecher eingeführt hätten (sie wollten eben differenziertere Formen), so der, daß die „Masse" sich nur in kurzen Ausrufen ausdrücken könne (Chor ist niemals Masse, stets Auslese; außerdem „produziert" er nicht selbst, sondern ist stets reproduktiv). Man hat die Verschiedenheit der griechisch-lateinischen und der deutschen Sprache als Beweis der inneren Unmöglichkeit eines deutschen Sprechchors herangezogen, hat aber nur bewiesen, daß man einen deutschen Chor nicht griechisch behandeln darf.

Ein Schlußwort noch! Die historische Genesis vollzog sich nicht in reiner Entwicklung von unten nach oben, eher umgekehrt. Äußerlich gesehen kann man in dem agitatorischen „Massenspruch", den die russische Arbeiterschaft in ihre Propaganda aufnahm, den Anfang des heutigen Sprechchors sehen. Jedoch nur äußerlich als erregendes Moment. Die „Erhebung" zur Idee, zum eigengesetzlichen, selbständigen Wesen, zum Sprechchor als solchen, geschah von oben herab, durch die Künstler, die in ihm ein relativ neues, umfangreiches Gestaltungsmittel erkannten. Noch ehe sie aber ihre Idee einigermaßen vollkommen verwirklicht hatten, wurden ihre Versuche bereits in Dilettantenkreisen nachgemacht. Diese trugen sie dann den anderen Bewegungen zu (politischen, sozialen, pädagogischen), die sie gern um der „Verwendbarkeit" willen annahmen. So wird es erklärlich, daß heute selbst in den niedersten Formen noch „künstlerische" Ambitionen spürbar sind; die Herkunft aus höherer Sphäre läßt sich eben nicht verleugnen. Wir haben hier einen typischen Geschichtsprozeß in greifbarer Nähe, der uns zeigt, wie echte Kulturgebilde durch Absinken in tiefere Schichten oder durch Übergang in wesensfremde Sphären verunstaltet und ausgehöhlt werden. So hat der Sprechchor weithin seinen ursprünglichen Kern eingebüßt, er gilt nicht als Sprach- und Kunstwerk, seine vergröberte Form wird mit anderen Inhalten gefüllt. — Bedauerlich ist die Unkenntnis der üblichen Kritik, die diese primitiven oder entstellten Formen als ursprüngliche Gestalt und Idee nimmt — kein Wunder, daß sie ihnen den Kunstwert abspricht. Ich hoffe, einer gerechteren, sachkundigeren Beurteilung Wege gezeigt zu haben.

Gedenkblätter

XXXV

Jakob Scherek

Von Hermann Kienzl (Berlin)

Im finnischen Hafenstädtchen Hangö, so fern, ist Jakob Scherek, der Oberregierungsrat am preußischen Pressedienst, gestorben. In ahnungsloser Gesundheit, zukunftskräftig, war er vor wenigen Wochen unter uns. Dann schüttelte der nimmermüde, ernste Arbeiter die Bürde für kurze Tage der Erholung ab, griff zum Wanderstabe und suchte, wie es stille Menschen zu halten pflegen, in der Gesellschaft seines Schattens die Fremde. Ein dunkler Passagier hatte, unsichtbar, mit ihm das Schiff bestiegen; war dann vorausgeeilt nach der Herberge im Finnischen Meerbusen, ihn zu erwarten. Der siebenundfünfzigjährige, rüstige Mann starb eines raschen Todes an Blinddarmentzündung. In der Einsamkeit seines Sterbelagers — doch welcher Sterbende, wenn auch von Liebe umgeben, wäre nicht einsam? — rief Scherek nach der Gattin, der treuen Lebensgefährtin. Als die Beklagenswerte auf dem Flugzeug zu ihm geeilt war, fand sie den Lebenden nicht mehr.

Scherek war einer von denen, die von ihrem Leisten und Wollen niemals viel Worte machten, die es nicht liebten, nicht vermochten, im Wettbewerb der lauten Ansprüche auf den Markt zu treten. So daß ich mich nun fast scheue, über den schweigenden Mann vor den vielen zu sprechen. Doch er würde es mir, der ihm nahestand, verzeihen, wenn ich ihm sagen könnte, daß die Rücksicht auf das Tröstliche und Erhebende seiner Menschenweise, die von der üblichen Art vielfach abwich, mich dazu bewegt.

Digitized by Google

Immer war es ja seine selbstverständliche Meinung, daß die Gesamtheit vor dem einzelnen ein Recht habe. Diese Unterordnung seiner Kräfte unter das nächstliegende Wohl der Allgemeinheit war es ja auch, die ihn schon in jungen Jahren zum Publizisten machte und ihn bis ans Ende im politischen Dienste ausharren ließ, obwohl sein geheimes Herz der — Kunst gehörte. Nicht daß es ihm an erregbarer politischer Überzeugung gefehlt hätte! Sie und die wohlgeschulte Logik, der treffende Schriftsatz, die beispielhafte Gewissenhaftigkeit und Ausdauer machten ihn zu einer vielgebrauchten Arbeitskraft — zuerst in königsberger und breslauer Redaktionen, dann als langjährigen Leiter der Freisinnigen Zeitung in Berlin und schließlich, nach harten Kriegsdiensten, in der Pressestelle des preußischen Staatsministeriums. Es ist die Aufgabe des Journalisten, fast immer als ein Namenloser der Sache zu nützen, und diese Anonymität, hinter der persönlicher Mut für jedes Wort der Feder einzustehn bereit war, entsprach Schereks unpersönlichem Sachwillen.

Seine mit ruhiger Mannhaftigkeit gepaarte Bescheidenheit wurde aber auf einem anderen Gebiet, dem in der Stille die tiefsten Lebensquellen rauschten, zu einem hemmenden Schicksal. Die Zeitgenossenschaft unserer Tage scheint ihren Namen von einem erwerbsgenossenschaftlichen Betriebe entlehnt zu haben oder vielmehr — auch in geistigen und künstlerischen Dingen — nur zu oft von dem freien Spiel der Kräfte einer Konkurrenz, in der sich der Aufwand wechselseitiger Beziehungen und geschickter Reklame den Erfolg sichert. Sich also in Kurs zu setzen, das widerstrebte Schereks lauterer Natur. Ja, sogar mit einer Ängstlichkeit sondergleichen vermied er als dramatischer Dichter die gangbaren Wege, auf denen ihm etwa der entfernteste Anwurf hätte begegnen können, er habe Einflüsse seiner Stellung als Redakteur oder Amtsperson zu Hilfe gerufen oder auch nur ohne sein Zutun für sich wirken lassen. Und da er überdies über die einsamen Nachtstunden hinaus, in denen seine Werke entstanden, kaum die kleinste „Zeitverschwendung" dafür aufbrachte, ihnen Flügel zur Reise zu geben, ist es so gekommen, daß dieser eigenartige, leidenschaftliche und den Nöten unserer Zeit mit wachem Herzschlag lauschende Dramatiker dem großen Publikum ziemlich unbekannt blieb. Einige Aufführungen Erich Ziegels in den hamburger Kammerspielen hatten Erfolg; aber dem Dichter fehlten auch hiernach die Rufer. Unsere Bühnen, die über den angeblichen Mangel einer beachtenswerten jungen Produktion klagen, fehlte entweder die Kenntnis von Schereks Manuskripten, oder es lockte sie nicht der Mut, es mit seinen kühnen Streitdichtungen zu wagen. Unter Schereks mir bekannten Dramen ist eine tiefergreifende, großzügige Tragödie des Ritualmordes gehässiger Fama — und ein republikanisches Trauerspiel aus den Revolutionstagen.

Der Bühnendichter Jakob Scherek wird voraussichtlich auch nach seinem Tode von den Befürchtungen und Ängstlichkeiten des Theaters am Leben gehindert werden. Er selbst flüchtete mit seiner nach Betätigung ringenden Liebe zur Theaterkritik. Die Zeitungsleser in Breslau und in anderen großen Städten wußten längst seine künstlerisch fühlende Kritik hochzuschätzen, mit der er jahrein, jahraus den Premieren der berliner Bühnen folgte. Eine Sachkenntnis, die bei aller zu erwerbenden Übung und Erfahrung im Handwerk dem schöpferischen Kritiker angeboren sein muß, zeichnete Schereks Tageskritiken aus. Es gab — außer seinem Herzen — nichts, was ihn befangen machen konnte! Es gab auch nichts, was diesem mit politischer Arbeit überhäuften Kritiker jemals die Liebe zum Theater verdorben hätte. Wenn er ein noch so gutes Recht besaß, seinen Eifer in Ermüdung zu dämpfen, er eilte freudig von Schreibstube und Beratungstisch zur Premiere, und alle seine Sinne waren von der Pflicht geweckt — von der Pflicht nicht bloß des Vertrages, nein, der Empfindung!

Die Tageskritik ist für den Tag geboren. Sollte auch hier der viele Nutzen, den die fleißigste Feder schuf, verloren sein? — Der Name vergeht, doch namenlos vererben sich Gedanken und Gebilde. Und so — nicht wahr, mein lieber Scherek, so ist es auch dir recht und billig ...

Digitized by Google

Historische Romane und Novellen

Von Robert Neumann (Wien)

Dreiundzwanzig Bücher — breit gespannter Bogen von Sulla zu Beethoven und von gereiftem Können bis zu kahlster Impotenz. Wie da sichten, ordnen, werten? Daß es nicht fruchtbar ist, Dichotomien zu setzen wie etwa die beliebte in echt-historische und erfunden-historische Gestaltung, wird dem, der sich mit der Materie intensiver befaßt, alsbald klar. Klar wird ihm, daß es nicht fruchtbar ist, in dieser historischen Belletristik — sehr wenige Arbeiten hohen Ranges ausgenommen — überhaupt etwas anderes zu sehen als illustratives Beispiel, Symbol, Symptom des einen oder anderen Abwegs. Unwichtig, uninteressant bleibt der Einzelfall. Was im Grunde fehlt und geschrieben werden müßte, ist eine spezielle Soziologie dieser Produktionsart und ihrer Produzenten.

Wer schreibt also historische Romane? Warum? Wozu? Und für wen?

Anton Adalbert Hofmann: „Der schwarze Jobst". Roman aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig-Graz, Heimat-Verlag Leopold Stocker. 312 S.

Anton Schott: „Bannfluch und Pest". Eine Erzählung aus alter Zeit. Innsbruck-Wien-München 1926, Verlagsanstalt „Tyrolia" A.-G. 186 S.

Robert Schedler: „Der Schmied von Göschenen". Eine Erzählung aus der Urschweiz für Jung und Alt. Basel 1927, Helbing & Lichtenhahn. 207 S.

Marie M. Schenk: „Renhard der Spielmann". Erzählung aus dem Jahre 1525. Köln, J. P. Bachem. 196 S.

Da gibt es vor allem die, deren Können nicht ausreichen würde, Gegenwärtiges darzustellen. Die Entrückung ihrer sehr schlichten Fabel in die Vergangenheit bietet ihnen mehr als einen Vorteil. Zum ersten sind sie so in die Lage versetzt, sich eine schon an sich handlungsstarke, blutrünstige oder sonst anpackende Kulisse zu wählen — Krieg, Pest, Inquisition — und so die Dünnflüssigkeit des eigentlichen Vorgangs mit dem grellen Licht des Scheinwerfers zu „decken". Zum zweiten gibt ihnen — und gerade den Gewitzteren unter ihnen — diese Antithetik, diese Differenz im spezifischen Gewicht von Vorder- und Hintergrund willkommene Gelegenheit, aus der Not eine Tugend zu machen, die Kontrastwirkung zu exploitieren und auf den dunkel blutigen Hintergrund eine Vordergrundhandlung von fader Lieblichkeit — meist keusch erotischer Natur inmitten allgemeiner Verderbnis — aufzukleben. Und zum dritten — wieder wird aus der Not eine Tugend gemacht — sind die Menschen, die sich in diesem quasi-historischen Rahmen bewegen, zeitgetreu schlicht und auf bequemste Weise mit einer einzigen Charaktereigenschaft ausgestattet: sehr treu, höchst lieblich, erstaunlich bärbeißig, durchaus verrucht. Daß ein Mensch auch nur zwei derartige Züge in sich vereinte, kommt in dieser Schicht des Schrifttums schlechtweg nicht vor.

Damit ist über ein Buch wie „Der schwarze Jobst" von Anton Adalbert Hofmann mehr gesagt, als sich — handelte es sich nicht um Grundsätzliches — aus Erwägungen der Zeilenökonomie verantworten ließe. Wesentlich ernsthafter, solide und in gewissem Sinne mannhaft, wenn auch an gleicher Krankheit krank, ist Anton Schotts „Bannfluch und Pest". Und, ebenfalls ansprechender als das erstgenannte, als wackeres Büchlein für heimatstolze junge Schweizer präsentiert sich „Der Schmied von Göschenen" von Robert Schedler — kurioserweise eine Art Mythos und Hohes Lied vom Fremdenverkehr. Schließlich sei hier des Jugendbuchs „Renhard der Spielmann" von Marie M. Schenk als einer sauber und schlicht lebendig geschriebenen Arbeit Erwähnung getan.

Grete Massé: „Sonate pathétique". Ein Beethoven-Roman. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 221 S.

Hermann Richter: „Das wilde Herz". Roman der Wilhelmine Schröder-Devrient. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 233 S.

Toni Rothmund: „Caroline Schlegel". Roman. Leipzig 1926, Philipp Reclam jun. 349 S.

Hans Knobloch: „Die Liebeschronik Seiner Durchlaucht". Roman aus dem 18. Jahrhundert. Stuttgart und Berlin 1926, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 379 S.

Hans Knobloch: „Der tausendjährige Tag". Das Romangemälde eines Jahrtausends. Stuttgart und Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 224 S.

Alfred Otto Stolze: „Angela". Berlin 1926, Der Bücherkreis G. m. b. H. 201 S.

Eine andere Spielart des Abwegs: Bücher des Personenkults. Gleich jenen früheren leben sie künstlerisch gesehen nicht durch sich selbst, nicht durch ihre Handlung, sondern durch ein akzidentelles Moment, das geeignet ist, diese Handlung, oder richtiger das Fehlen dieser Handlung, zu surrogieren. Hieß dieses Surrogat bei den früher besprochenen Büchern Milieu, Attrappe, mit einem Wort: Hintergrund — hier ist es jenes billige Interesse, das nun einmal Persönlichkeiten von einem ganz bestimmten Habitus seitens breiter Schichten entgegengebracht wird. Mag von Napoleon oder Paganini, von Kronprinz Rudolf oder von Goethe die Rede sein — was den Romanschreiber, was den Leser anreizt, ist immer wieder nur die „Ausdeutung und Vermenschlichung", sollte heißen: die Verbürger-

Digitized by Google

lichung und Verniedlichung des „Überdimensionalen". So hat auch die Beethoven-Zentenar-Feier — wie denn auch nicht? — eine Serie jener Bücher gebracht, wie sie sich ein Verstorbener widerspruchslos gefallen lassen muß. Wie alle anderen, so sind auch diese Paraphrasen zum Leben eines Genies bei Lichte besehen von einer beispiellosen Sterilität. Da sammelt man Anekdoten und Anekdötchen, läßt sie aufkochen zu einem herb-sentimentalen Gebräu ohne Witz, ohne Wert, ohne Würde und ohne Handlung. Leider schützt gegen solch kitschig-verlogene Bourgeoisierung des Genialen kein Gesetz als das des guten Geschmacks. Einem Buch wie Grete Massés „Sonate pathétique" muß man wenigstens zubilligen, daß in ihm ein Stück Liebe steckt. Aber auch dieser Versuch, Lebenssetzen und Produktionssetzen gemeinsam aufzustutzen, rückt uns die Persönlichkeit Beethovens kaum näher. Er habe Makkaroni mit Käse und Fische bevorzugt — viel mehr erfahren wir nicht. Auch Hermann Richters „Das wilde Herz", Roman der Wilhelmine Schröder-Devrient, also in gewissem Sinne die Brücke schlagend von Beethoven zu Wagner, ist trotz mancher Meriten nur Anekdoten-Kompilation. Wo gestaltet werden sollte, versagt es durchaus. Diese biographischen Paraphraseure sind alle in dem Irrtum befangen, daß die mehr oder minder getreue Verfolgung einer Lebenslinie schon einen Roman gebe. Vor diesen Büchern hat Toni Rothmunds „Caroline Schlegel" manches voraus. Das ist ein feines, reines, menschliches Frauenbuch. Mit Grenzen — aber innerhalb dieser Grenzen von einer zarten Lebendigkeit, die ihre Wurzel in beiden Frauen haben muß: in der schreibenden wie in der beschriebenen.

Einen besonderen Fall dieser Persönlichkeitsbücher stellt Hans Knoblochs „Die Liebeschronik Seiner Durchlaucht" dar, besonders dadurch, daß der Autor sympathischerweise darauf verzichtet, eine historische Person für seine Zwecke zu appretieren, daß er sauber genug ist, sich seinen historischen Roman gleich in allen Teilen und ohne billige Anlehnung zu erfinden. So waltet er unbeschränkt, und was er schreiben will und schreibt, gelingt ihm — gelingt ihm so gut, daß man sich diesen Hans Knobloch am liebsten vornehmen möchte, um ihm die Leviten zu lesen. Da ist ein offenbar junger Mensch von unbestreitbarer, von hoher Begabung. Aber er verfügt neben all seinen Qualitäten über eine Versabilität, über eine instinktive Einfühlungsfähigkeit in den Geschmack eines mittleren Lesepublikums, die man fast feminin nennen möchte. So ist sein Buch von einer schlechten Güte, ist süffig, übersaftig, knorrig, wortkumulierend trotz einem Rudolf Hans Bartsch — Histörchen, in konzentrischen Kreisen geschrieben um einen sentimentalisch ausstaffierten Duodez-Souverän und versehen mit allem Komfort und Anreiz, der nun einmal Geschichten aus höchsten Kreisen für ein gewisses Publikum innewohnt. Dennoch — man darf hier auf weiteres gespannt sein. Knobloch hat es in sich.

Da kommt auch schon, knapp vor Torschluß, Knoblochs neues Buch: „Der tausendjährige Tag". Wieder muß man sagen: wie begabt! — und doch: wie mißlungen! Das Motiv des Mönchs von Heisterbach muß, wenig verändert, herhalten, um historische Miniaturen aus zehn Jahrhunderten zu verbinden. Von diesen Miniaturen sind manche stark, menschlich, intensiv (wenn auch bar jener letzten Intensität und Wirklichkeit, die gerade in der historischen Belletristik, soll sie leben, nicht vermißt werden kann). Aber was eint, was bindet diese Einzelszenen (die zu gewichtlos und anekdotisch sind, um für sich bestehen zu können)? Das Heisterbach-Motiv ist zu Tode geritten; weniger wäre da mehr. Und dennoch oder eben dadurch bleibt der Mönch, die durchgehende Figur, uns ein Schemen. Glückt vieles im einzelnen — der Dämonie des Grunderlebnisses (einer durchlebt tausend Jahre!) wird Knobloch nicht gerecht. Griff er mit der „Liebeschronik" zu nieder — der Gestaltung des „Tausendjährigen Tages" ist er noch nicht gewachsen. Ein Letztes, ich möchte sagen: ein Mannhaftes fehlt. Das Buch ist nicht hart genug. Immerhin: es ist gleich seinem Autor ernst zu nehmen — es ist eine Hoffnung.

Hier gleich noch ein Buch, in dem Feminines latent zu sein scheint: „Angela" von Alfred Otto Stolze. Wie gesagt: man ist versucht, dieses Buch einer Frau zuzuschreiben, einer vom Stamme der Riccarda Huch. Kaum anderswo läßt sich dieser geruhsame und doch straffe Aufbau einer in sich lebendigen, aber doch irgendwie umfriedeten Welt beobachten. An die Huch gemahnt die Entrückung des Vorgangs in eine lärmferne, wenig historisch anmutende Vergangenheit. An die Huch gemahnt der dialogarme, handlungsstarke und doch sehr stille Duktus des Vortrags. An die Huch gemahnt nicht zuletzt der Reichtum dieses Buchs an Schicksalen. Zu bedauern ist, daß es den Mitgliedern des „Bücherkreises" vorbehalten bleibt und im Buchhandel nicht zu erwerben ist.

Hugo von Waldeyer-Hartz: „Alt-Jena". Ein Studentenroman aus deutscher Vergangenheit. Leipzig 1926, Koehler & Amelang. 269 S.

Walter Bloem: „Teutonen". Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler. 380 S.

Hans Schönfeld: „Karl Ludwig Sand". Berlin, Martin Wasservogel. 160 S.

Gustav Kohne: „Heldenleben". Ein Scharnhorst-Roman. Leipzig 1926, Fr. Wilh. Grunow. 331 S.

Digitized by Google

Oskar Anwand: „Das deutsche Morgenrot". Ein Arndt- und Stein-Roman. Berlin 1927, Rich. Bong. 325 S.

Eine Gruppe, deren Behandlung schon wesentlich heikler und komplizierter ist. Waren die Repräsentanten der ersten und des ersten Teils der zweiten Gruppe durch eine gewisse Impotenz auf ihren Weg oder Abweg verwiesen — der Wegweiser der hier zu besprechenden Autoren ist ihre Gesinnung. Die Darstellung eines historischen Vorgangs ist da durchaus nicht Selbstzweck. Historie wird durch Gesinnung romanhaft, wird umgewertet, gedeutet und umgedeutet, bis ein Augenzwinkern die reibungsloseste Korrespondenz mit der und jener politischen Situation der gegenwärtigsten Gegenwart herstellt. Man nehme da etwa den Studentenroman „Alt-Jena" von Hugo von Waldeyer-Hartz. Ein Buch, an dem eine gewisse realistische Intensität, die offenbar in ihrer Art von Sudermann herkommt, gerühmt werden muß. Über die primitive Schwarzweißmalerei der Charaktere ist man hinaus. Die Diskrepanz zwischen Vorder- und Hintergrund ist glücklich vermieden. Aber in welcher Welt leben diese Menschen? Welche Gesinnung haben sie? (Und wonach sollte man bei einem Gesinnungsbuch fragen, wenn nicht nach seiner Gesinnung?) Da gibt es den heimlichen Sohn des Barons, der seinen Herzensadel auch im Bürgerkleide erweist. Da gibt es den sterbenden Veteran, da gibt es den Pastor, dessen Edelmut nur durch Jähzorn vermenschlicht ist. (Die Charaktere haben hier durchweg schon zwei Züge — niemehr nur einen, niemals schon drei.) Da gibt es den typischen erotischen Dualismus Minne—Bordell. Da gibt es vor allem eine akademische Mentalität, der das Duell sakrosankt ist und die den Gegner, einen Griechen, der — unendlich naiv lebensfremd — als Serbe gezeichnet und als Jude gemeint ist, buchstäblich mit Jauche begießt. Solch ein Roman ist historisches Dokument nicht so sehr für seine Historie als vielmehr für eine Gegenwart, deren Pseudo-Intellektuelle und „alte Herren" dergleichen lesen.

Ähnlich steht es mit den „Teutonen" von Walter Bloem. Das artistische, das — man darf das Wort hier verwenden — künstlerische Niveau ist da ein ungleich höheres. Das Buch ist lebendig, sparsam, unsentimental, der Darstellung Roms und Germaniens könnte man froh werden — wäre nicht die „Gesinnung" in solchem Maß penetrant. Hier sind es zur Abwechslung die „Welschen", die als verderbenbringende Einschleicher im „Wirtsvolk" sich festgesetzt haben. Es ist schade um dieses Buch.

Da ist eins wie Hans Schönfelds „Karl Ludwig Sand" weit minder gefährlich. Gesinnung setzt sich hier nicht um in Gestaltung, in Sinn-Bild; sie liegt platt auf der Hand. Der Vorgang ist mitgeteilt in einem papierenen Präsens, dessen Intensität etwa dem Niveau der „lebendigeren" Stellen eines Lehrbuches entspricht. Es weht keine Luft in dem Buch — oder bestenfalls die eines germanistischen Seminars.

Auch in Gustav Kohnes Scharnhorst-Roman „Heldenleben" ist die Umsetzung der kompilierten Historie ins Bildhaft-Szenische nur sehr selten geglückt. Das Buch ist solid und trocken — von einer respektgebietenden Langweiligkeit.

Oskar Anwands „Das deutsche Morgenrot" ist plastischer, ja durchaus aufgelöst in Situationen, die sich, Bildchen an Bildchen, recht belebt aneinanderreihen.

*

Dennoch erweist es sich gerade bei dieser Gruppe, die durch ihr Prinzip der offenbaren oder subintelligierten Aufzeigung von Korrespondenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit charakterisiert ist, daß es letzten Endes doch immer nur auf das Wie ankommt. Denn es unterliegt auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß gerade hier, gerade in dieser Deklaration von Parallelen, gerade in dieser Darstellung des großen Rhythmus der Historie und der ewigen Dämonie der Wiederholung die eigentlichen, die wahrhaftigen Möglichkeiten des historischen Romans zu suchen wären. Zu handeln wäre also hier von jenen Büchern großen Formats. Zu handeln wäre von jenem großen Roman, der die tragische Kraft und tragische Verirrung der unter uns mächtigen Gemeinschaftsidee zur Zeit des Bauernkriegs darstellte; der Glück und Ende Thomas Münzers, jenes anderen Lenin, zum Ziel seiner Gestaltung sich setzte; der berichtete, wie die apokalyptischen Reiter immer wieder, da und dort und damals, ritten über Landschaft und Stadt. Zu handeln wäre von diesen Büchern — wenn sich ihrer auch nur eins unter jenen dreiundzwanzig befände, die hier zu besprechen sind.

Was bleibt, sind Arbeiten, die wenigstens das eine für sich in Anspruch nehmen können, daß sie rechtschaffen erzählt sind, fabuliert im guten Wortsinn, dargestellt um der Darstellung willen und ohne Nebenzweck. Zu sprechen ist zunächst von fünf Büchern relativ minderen Gewichts.

Wilhelm Poeck: „Der Freibeuter des Königs". Geschichtliche Erzählung. Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler, 275 S.

Albert Petersen: „Virginia". Hamburg und Berlin 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 238 S.

Ludwig Huna: „Herr Walther von der Vogelweide". Ein Roman von Minne und Vaterlandstreue. Leipzig und Zürich 1926, Grethlein & Co. 397 S.

Theodor Birt: „Roxane". Ein Alexander-Roman in zehn Handlungen. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. 242 S.

Digitized by Google

August Hinrichs: „Gertraudis". Drei Novellen. Leipzig, Quelle & Meyer. 142 S.

Wilhelm Poecks Buch ist eine solide, dabei lebendige und unsentimentale Erzählung aus der Zeit Christians II. von Dänemark — allzu geradlinig wohl, aber in ihren Grenzen doch wieder erfreulich eben durch ihre Geradlinigkeit.

Respektabel auch Albert Petersens Elisabeth-Roman durch die Solidität, mit der hier die Historie der Vor-Shakespeare-Zeit kompiliert ist. Lehrreich ist das Buch durch seine Fehler: aus Angst, zu trocken zu werden, vermeidet Petersen jede Referatstelle und dialogisiert auch den bescheidensten, unwesentlichsten Vorgang. Diese Über-Dialogisierung bringt aber in das Buch nicht szenische Plastik sondern nur Unruhe. Dennoch bleibt es für den, der dafür Interesse mitbringt, ein Buch von Niveau.

In gleicher Weise respektabel und in gleicher Weise instruktiv durch seine Fehler: Ludwig Hunas „Herr Walther von der Vogelweide". Das Buch ist jedenfalls besser, als sein Untertitel erwarten ließe. Die Geschichte vom alternden Heimatlosen, relativ unsentimental, ist dünn, aber zart. Eine Unmenge Lieder belebt und belastet den Text. Dem historischen Hintergrund mit seinen außerordentlichen dramatisch-epischen Möglichkeiten bleibt Huna so gut wie alles schuldig. Ob aus einer Beschränkung des Wollens oder des Könnens, ist schwer zu entscheiden.

Der Historiker Theodor Birt hält es für nötig, die frauenlose Geschichte Alexanders des Großen zu „korrigieren". Steht man auch der Notwendigkeit solchen Unternehmens mit einigem Kopfschütteln gegenüber, so darf man doch anerkennen, daß die Arbeit sauber, lebendig und durchaus nicht professorenhaft ist.

August Hinrichs drei Novellen geben ein nicht uninteressantes Buch: die erste anknüpfend an beste epische Tradition, die zweite leider abbrechend, wo sie eigentlich erst beginnen sollte, die dritte, in ihrem bescheidenen Rahmen, schön und stark in der Stimmung.

*

Immerhin — unter diesen 23 Büchern sind drei, an denen auch noch ein Stück darüber hinaus zu loben ist.

Egmont Colerus: „Tiberius auf Capri". Novelle. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 197 S.

Oskar Jellinek: „Die Mutter der Neun". Berlin-Wien-Leipzig 1926, Paul Zsolnay. 82 S.

Johannes Muron: „Die spanische Insel". Das Buch vom Entdecker Kolumbus. I. Band: Die Fremdlinge. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 347 S.

Da ist Egmont Colerus' „Tiberius auf Capri". War gegen frühere Bücher des Autors einzuwenden, daß die in ihnen produktive Phantasie stets stärker auf den Zustand als auf den Vorgang konzentriert zu sein schien, daß sie sich verliebt erwies in die Schilderung prunkvoller Aufzüge, schwelender Fackeln und dergleichen mehr (darum immer historische oder utopisch-futurische Stoffe wählend und nie solche der Gegenwart) — hier zum erstenmal sind diese Mängel und Passionen vermieden oder doch eingedämmt, hier zum erstenmal ist Colerus sparsam und Atmosphäre schaffend trotz dieser, ja durch diese Sparsamkeit. Übrigens: die Arbeit eine Novelle zu nennen, ist durchaus verfehlt. Sie ist Bruchstück eines Romans.

Novelle ist Oskar Jellineks „Die Mutter der Neun". Eine ganz kurze Arbeit, eindringlich, bildhaft, an die man hohe Maßstäbe legen darf. Hier ist Zucht und Kraft, hier ist straffe Komposition, die sich an guten Meistern geschult hat — und wenn etwas zu bemängeln bleibt, so ist es dieses, daß die Arbeit über diese „Meisterschule" nicht durchaus hinausragt in ein eigentümliches Schaffensgebiet, und daß der epische Ablauf auch hier bis zu einem gewissen Grade durch abrupten Szenenwechsel kupiert ist.

Bleibt als pièce de résistance dieser Gruppe der einzige eigentliche und fast bedingungslos anzuerkennende historische Roman: „Die spanische Insel" von Johannes Muron. Es handelt sich um den ersten Teil eines Kolumbusbuches, um eine ausgezeichnete Arbeit, intensiv und handlungsreich, in bestem Sinne expressiv, ja expressionistisch in der Technik und doch durchaus von ihrer besonderen historischen Atmosphäre erfüllt. Da ist ein Roman, der ohne Schilderungsballast und ohne historisches Getue auskommt — ausgenommen vielleicht die antiquarische Verfärbung des übrigens sehr sparsam verwendeten Dialogs. Bemerkenswert die selbstverständlich naturhafte und eben dadurch dämonische Beziehung zum Tode, bemerkenswert, wie Urwald und Fieber „kommt", bemerkenswert die große Zahl lebendiger Menschen, die durch das Buch gehen.

*

Im ganzen also keine eben dekorative Bilanz. Gemessen am großen Umsatz ist der reine Nutzen gering. Aber die Zeiten sind schlecht. Man muß dankbar sein, wenn diese Art literarischen Beginnens nicht überhaupt in Konkurs geht.

Digitized by Google

Proben und Stücke

Drei Gedichte von Robert Faesi[1]

Selbstverlust

Wie sich jede Grenze weitet!
Hier wird dort und dort wird hier.
Alles fließt und alles gleitet,
Und ich selbst entgleite mir.

Und mich rührt ein Graun und Hassen,
Daß dies heißgeliebte Ich
Stündlich ich muß sterben lassen,
Und daß einst ein fremder Mann
Wandelnd durch viel fremde Gassen
Meinen Namen tragen kann.

Sehet, welch ein Geschöpf ist der Mensch

Sehet, welch ein Geschöpf ist der Mensch!
Unter den Wolken, über den Sternen, wo ist seinesgleichen?
Sehet der Welt atmenden Widerspruch;
Den erhabenen Narren, den viehischen Göttersohn!

Sein Herz ist klein wie eine Lerche,
Und gehen doch Schründe hindurch wie zwischen Gebirgen.
Seine Rechte harft in silbernen Saiten,
Wenn oft die Linke im Kot wühlt;
Sein Fuß ist den Wolken fremd, sein Scheitel der Scholle;
Sein Auge betet, wo seine Lippe flucht.

Sehet, welch ein Geschöpf ist der Mensch!

Er lächelt groß aus Kinderaugen; wie er den Falter unschuldig bejubelt! —
Er lächelt unschuldig grausam, wenn ihn sein Händchen zerreißt.
Er stiehlt dem Wink einer Dirne sich nach aufs wüste Lager, —
Und stürbe zehnfachen Tod für das Heil der Geliebten.
Wie gütig betreut der Starke sein Weib, wie herzt er die Kindlein, —
Da berauscht ihn das Kriegshorn, Haus und Hof wirft er hinter sich;
In fremden Ländern sengt er und schändet, —
Doch mit dem röchelnden Feind teilt er den letzten Bissen.
Sein Herz ist verschlossen dem Schrei gefolterter Völker,
Einer Geige fremder Laut in der Nacht bricht es auf.
Er mordet das Weib, das er liebt, —
Und blutender Hände noch tränkt er ihr Vöglein.
Er wandelt träumend auf Firsten wie ein Tänzer, —
Und bricht über Halme stolpernd das Genick.
Er würgt die Schlänglein der Lust sich im Herzen, —
Und nährt den Drachen des Hochmuts mit ihrem Fleisch.
Die Erstgeburt wirft er weg um ein Linsengericht;
Um ein Lächeln durchkreuzt er Wüsten und Meere;
Er zimmert Türme und wirft sich selber hinab;
Er sammelt in Scheunen und legt die Fackel daran;
Er fordert Löwen zum Kampf und zittert vor Spinnen;
Er trauert beim Festgelag und jubelt am Marterpfahl.
Er wacht des Lebens Nächte der großen Stunde entgegen, —
Und wenn sie anbricht, hat ihn Schlaf überwältigt.
Aus zieht er im Hasse blind, — von seinen Augen fällt es wie Schuppen,
Und seinen Teufel macht er zum Gott.
Altäre baut er dem Gott der Liebe, —
Und schlachtet den Bruder darauf, der anderen Namens ihn anruft.
Den Erzeugern flucht er: Was habt ihr mich ausgesetzt in die Trübsal, —
Und, sich vergessend im Rausch der Umarmung, zeugt er.
Tausend Tage verwünscht er des Lebens klirrende Kette, —
Und klammert sich an sie, vorm Schritt des Befreiers Tod.

Sehet, welch ein Geschöpf ist der Mensch!

Warum er nicht auseinanderfährt wie Feuer und Wasser?
Festeres ist nicht zwischen den Polen der Welt
Als die Klammer, die solches zusammenhält!
Mensch! Kühnstes Gedicht Gottes,
Aus Schlamm vom Schlamme und aus dem Lichte des Lichts
Nahm er das Zeug, ihn zu kneten.
Wie? Oder haben ihn zweie geschaffen?
Widergesetzliche Brunst von Cherub zu Hexe, von Teufel zu Engelin
Schuf solche Ausgeburt?
Haben ihn zweie gemacht? Ist er selbst zweie?
Lachet, Unholde der Tiefe, wiehert und weidet euch:
Wie sie sich winden und würgen, die zweie in einer Haut!
Weinet, Lichtengel, weinet,
Wenn über Pranken und Schweif, überm eklen Bauch des Getiers
Er die heldische Brust, er den Königsblick
Purpurner Schwermut voll tränenlos aufhebt...
Aber Gott — siehet gelassen zu!?
Sein Wille geschehe.

Sehet, welch ein Geschöpf ist der Mensch!

Vater und Sohn

Am Bette des Kindes, wie an den Quellen des Lebens,
Sitz' ich, vornübergebeugt, lauschend dem raunenden Laut;
Hier die dämmrige Kammer ist Werkstatt des Keimens und Webens,
Wo nach stillem Gesetz Zelle an Zelle sich baut.

Schlaf nur! Du wirst noch im Schlaf; und noch dein Wachen ist Träumen:
Öffnest du silbern dein Auge, so schaut es noch kaum
Wie der blaue Blick einer Blume. Die Blätter an Bäumen
Tasten wie deine Händchen nach Licht und nach Raum.

Tastende Händchen — was werdet ihr greifen und tasten?
Seid ihr dereinst um zerstörende Waffen geballt?
Werdet ihr selig in liebenden Händen rasten?
Formt ihr aus Stein, formt ihr aus Zeichen Gestalt?

Sternchen, wimperbeflaumte — was werdet ihr schauen?
Öffnet ihr groß euch, trinkend die Schöne der Welt?
Bohrt ihr euch hinter blühende Fülle ins Grauen?
Wechselnd von Tränen verdunkelt, von Schimmern erhellt...

Rasselnde Kette des Lebens! Kette von Sklaven!
Schmied' ich an ihr und flechte zu Ringen den Ring?
Wär' dir nicht besser, im Ungebornen zu schlafen,
Kind, daß Nichtseiendes dich nichtseiend umfing?

Heil uns: ich weiß dich an goldene Kette gekettet,
Weiß, daß der Herr der Freiheit in Händen dich hält,
Und, zwischen Glied und Glieder weislich gebettet,
Hilfst du sie runden zum Ring der vollkommenen Welt.

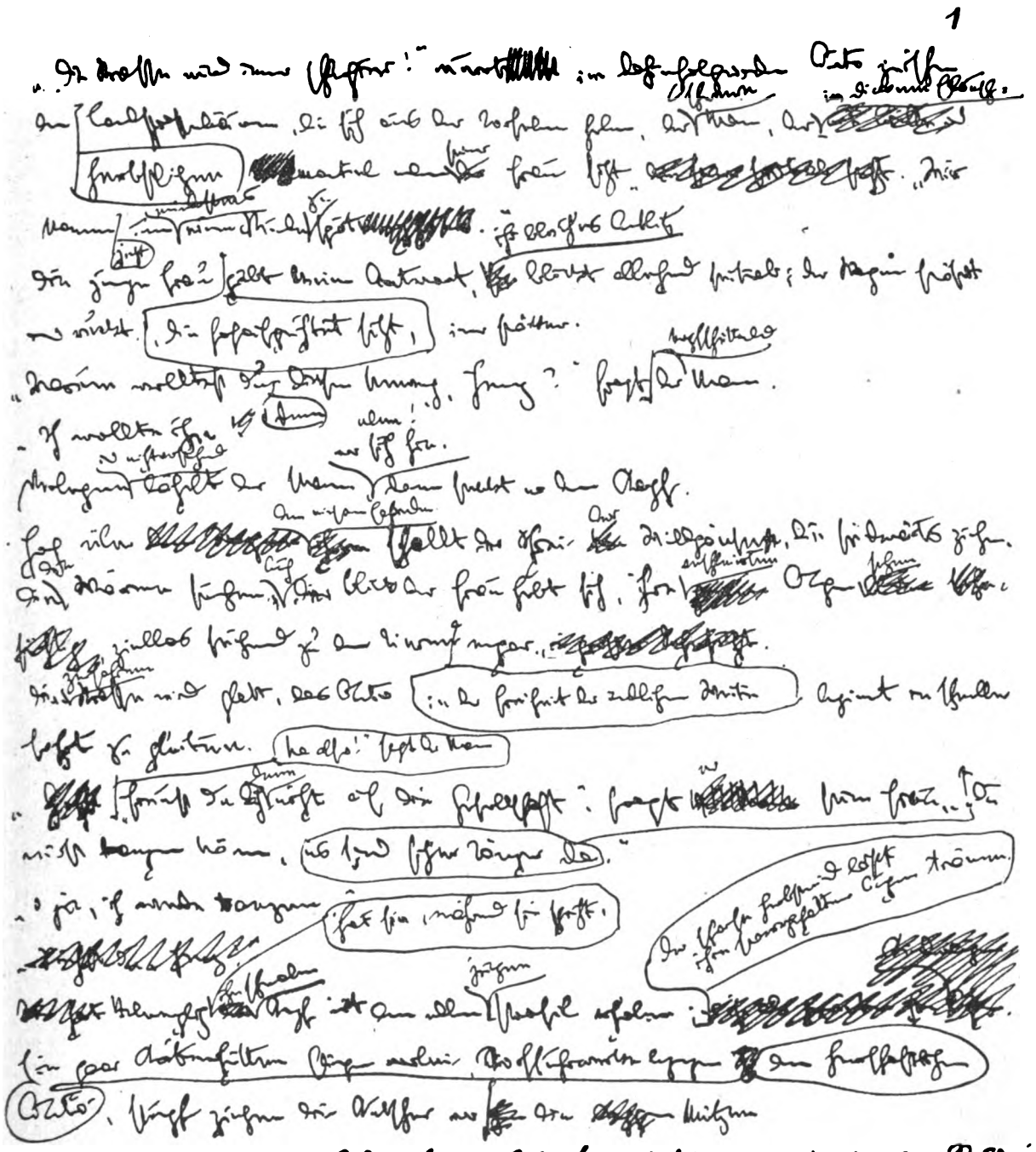
[1] Aus „Der brennende Busch". Gedichte von Robert Faesi. Leipzig 1926, Grethlein & Co. 97 S.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Walter von Molo

Erste Seite des Romans „Im ewigen Licht"

(Originalgröße)



Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Angelus Sileſius

Zum 250. Todestage am 9. Juli

„Unter den dichteriſchen Menſchen, die das verwirrend-vielfältige Zeitalter des Barock bei uns hervorgebracht hat, iſt dieſer Schleſier die am meiſten problematiſche Natur. Der dunkle Widerſpruch iſt die Seele ſeiner Dichtung, und tief-widerſpruchsvoll ſteht ſeine Perſönlichkeit da. Wenn unlösbare Paradoxie die ihm gegebene Form des Fühlens und Denkens ſcheint, ſeinem Leben jedenfalls gibt das Paradoxe die Signatur. Vergebliches Bemühen, dies mit verſtändiger Erklärung auflöſen und erhellen zu wollen. Einheit des Ichs iſt nicht die Lebensform ſolcher Menſchen wie dieſes. Ein höheres Verſtehen nur kann zuſammenbinden, was im Leben und im geſtalteriſchen Ausdruck niemals Einheit war. Und übrigens iſt das ein nicht ſeltener Typus des gärenden Jahrhunderts: Menſchen, die nichts weniger vermögen, als ihr Leben zum ‚Kunſtwerk' erhöhen. Sondern deren Erleben die äußerſten Pole erreicht, den höchſten Geiſt und die Tiefen der Erde. Zeit und Ewigkeit, das ſind die großen Geheimniſſe, mit denen ſie immer wieder ringen, von denen ihre Schriften am liebſten ſprechen. Sie hatten aufs tiefſte erfahren, was es heißt, ins gegenwärtige Daſein, in die Zeit eingekerkert zu ſein. Aber um ſo ſtärker entfaltete ſich in ihrer Seele das Verlangen nach dem Unbedingten, die ſehnſüchtige Geſte nach der Ewigkeit, eine Wolluſt und Ekſtatik des Glaubens, von der die ſelbſtbewußten, ſicheren Vernunftheroen des 18. Jahrhunderts nichts mehr ahnten. Dieſe barocken Glaubensvirtuoſen ſind die Symbole eines Zeitalters, in dem die Spannung zwiſchen Welt und Seele, zwiſchen Wirklichkeit und Geiſt, zwiſchen Umwelt und Individuum bis zur Unerträglichkeit angewachſen war. Aber ſie hatten dafür eine Zuflucht gefunden, die ein heimliches Glück ohnegleichen barg: die myſtiſche Glaubensfülle. Es ſcheint immer ſo zu ſein, daß die Myſtik in Zeiten des Überganges und der Gärung ſich am ſtärkſten entfaltet, ſie, die den Genuß der Ewigkeit ſchon hier gewährt und ſo von dem Leiden erlöſt, das ein Daſein in der Zeit ſchafft." — Karl Viëtor (Berl. Tagebl. 326).

„So verkündet der Wandersmann die lebendige Gliedſchaft als den Ausdruck des Göttlichen. Liebe iſt der Puls, der die Glieder eint. Sie ja läßt jedem, was ſeiner Art zukommt. ‚Schau alle Tugenden iſt ein ohn Unterſcheid: Willſt du den Namen hören? Sie heißt Gerechtigkeit.' Das heißt, ſie will nicht als beſondere Tugend beſonders ‚geübt' werden. Schon deshalb nicht, weil ‚die Tugenden ſind ſo verknüpfet und verbunden: Wer ein' alleine hat, der hat ſie alle funden'. Unſer Vorbild iſt wieder die Natur: ‚die Roſ' iſt ohn' warum, ſie blühet, weil ſie blühet. Sie acht' nicht ihrer ſelbſt, fragt nicht, ob man ſie ſiehet'. So wie ſie, mögen wir uns Gott zuwenden; denn ‚der Weiſe fehlet nie; er trifft allzeit das Ziel: Er hat ein Augenmaß. Das heißet: Wie Gott will'. So kann der Wandersmann aber auch nichts zwiſchen ſich und Gott dulden. ‚Weg, weg, ihr Seraphim, ihr könnt mich nit erquicken: Weg, weg, ihr Heiligen, und was an euch tut blicken (leuchten)... Ich werfe mich allein ins ungeſchaffene Meer der bloßen Gottheit ein'. Wie die Blumen dem Sonnenſtrahl ſollen wir uns Gott hingeben. ‚Ich nah mich, Herr, zu dir als meinem Sonnenſchein, der mich erleucht't, erwärmt und macht lebendig ſein: Nahſt du dich wiederum zu mir als deiner Erden, ſo wird mein Herze bald zum ſchönſten Frühling werden'. Dies aber iſt die Folge: ‚Die Creatur iſt mehr in Gotte, dann in ihr: Zerwird ſie, bleibt ſie doch in ihme für und für'. So darf der Wandersmann denn ſchließlich triumphieren: ‚Ich glaub' an keinen Tod: Sterb' ich gleich alle Stunden, ſo hab' ich jedesmal ein beſer Leben funden'. Ja, ‚Tod iſt ein ſelig Ding: je kräftiger er iſt, je herrlicher daraus das Leben wird erkieſt'." — Wilhelm Schulte (Germ. 313).

Vgl. auch: Ernſt Müller (Stuttg. N. Tagbl. 314); Peter Wuſt (Köln. Volksztg. 497); Will-Erich Peuckert (N. Zür. Ztg. 1160 u. a. O.); Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Generalanz., Stettin 187); Hartmann (ebenda); Richard Alewyn (Voſſ. Ztg., Unt.-Bl. 157); Peter Hamecher (Deutſche Allg. Ztg. 314); G. M. (Tägl. Rundſchau 314); Eugen Roth (N. Bad. Landesztg. 340); Hanns Martin Elſter (Köln. Ztg. 474); Will Scheller (Kaſſeler Poſt 186); Paul Landau (Berl. Börſ.-Ztg., Kunſt 311); Bund, Bern (290).

*

Max Dauthendey

„Wäre der Geiſt von Max Dauthendey noch körperlich gebunden, ſo begingen wir heute, 25. Juli, des Dichters 60. Geburtstag. So gedenken wir der Unſterblichkeit des Geiſtes, der auch ihn erfüllte. Dauthendey ging ſchnell von uns. Nicht er verlor, das wiſſen wir, wir haben verloren — und doch auch nicht, denn Dauthendey iſt immer bei uns geblieben.

Digitized by Google

Der liebe, schönheitstrunkene, ewig suchende Kamerad und Dichter ist in härtester Zeit in ferner Erde als Gefangener von uns geschwunden, sein Sterbliches hat sich in fremder Erde aufgelöst. Aber sein Wesentliches brach die Ketten jeder Gefangenschaft, es muß keiner Auferstehung warten — es starb niemals.

Ich will die Menschen, die stumpf sind, die immer sehr spät erkennen, näher zu Dauthendey führen — zu ihm, das ist zu dem allen Menschen und Erden gemeinsamen Geist, der vor sechzig Jahren unter dem Namen Max Dauthendey Fleisch wurde.

Dauthendey strömte viel Schönheit und schöne warme Liebe aus, die wie eine Sonne über uns steht, die nicht wegzumähen ist. Was Dauthendey trug und litt, von dem seine Dichtungen künden, ist ewiger Menschengeist, ist unser aller Suchen, das geboren wurde, als die Erde Gottes schaffenden Händen entrollte. Dauthendeys Werk ist die Sehnsucht — sein Wesen stirbt nicht, solange Menschenherzen im blutroten Strome der kreisenden Kraft des Lebens schwanken, der breiter ist und tiefer und viel machtvoller als die meinen, die nur dem Hirn-Geist dienen." — Walter von Molo (Münch. N. Nachr. 200).

„Ich lernte zum erstenmal eine Menschenart kennen, die es bis zu Dauthendey in der deutschen Kunst wohl kaum gegeben hat: den Südseemenschen. Südseemensch, das heißt: Erfüllung gewordene Sehnsucht nach der fernsten Ferne, nach dem Abenteuer, wirkliche Naivität, wiedererrungene Unschuld; das heißt: Courage, alles Gestrige hinter sich zu verbrennen, um sich das Leben um die Nase wehen zu lassen. Südseemensch, das heißt: Stevenson, Rimbaud, Gauguin, später Pechstein. Heute gibt es ja nur noch Südseemenschen; und morgen wird unser Weekend Südsee heißen.

Das Schönste aber an Dauthendey war, daß er beides zugleich war. Südseemensch und Würzburger.

Würzburger sein heißt: kleine Stadt, edelste alte Kultur, Riemenschneider, fürstliches Barock, Balthasar Neumann, Aufwachsen in idyllischer Stille und in der Umgebung einer durch pfäffige Enge anregend unterbrochenen Schönheit.

Das alles glaubte man dem Dichter anzuspüren. Vielleicht hat man es sich nur eingebildet; aber daß man es sich einbilden konnte, beweist, wie viel Atmosphäre um ihn war." — Arthur Kahane (Berl. Tagebl. 348).

„Von japanischer Zartheit bis zu den glühendsten Farbensymphonien reicht der Pinsel des Menschen mit den seligen Sinnen.

So weit also wäre er in erster Linie Maler, und wir erinnern uns, daß er in dem farbenfrohen Jacobsen sein Vorbild sah, daß die Bilder Munchs ihm einen Durchbruch in der Lyrik bedeuteten, und er selbst auch malte (die beiden Nachlaßbücher ‚Erlebnisse auf Java' und ‚Letzte Reise' tragen Umschlagbilder zart gesehener exotischer Landschaften nach seinen Aquarellen). Er ist leidenschaftlicher Impressionist; in seiner Werdezeit füllt er Notizbücher über Notizbücher mit Übungen in der strengen Wiedergabe von Eindrücken, und noch von der letzten großen Reise schreibt er an seine Frau: ‚Ich war ganz erschüttert von den perlmutterfarbenen Wolken'. Aber es ist doch nicht nur die Festlichkeit von außen, die in seinen Dichtungen lebt. Ihr entspricht eine innerliche Festlichkeit: die Liebe." — Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 202).

Vgl. auch: Walther Bethke (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 170); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 171); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 340); Gertrud Rostosky (Tag, Unt.-Beil. 177); H. M. Elster (N. Zür. Ztg. 1251); Rademacher (Berl. Tagebl. 341: „Vom Sterben Dauthendeys").

Briefe Dauthendeys: Frankf. Ztg. (546 — 1 M.); Voss. Ztg. (Unt.-Bl. 171).

*

Hermann Hesse

Zum 50. Geburtstag am 2. Juli

„Wenn ein Dichter durch seine Schriften den Eindruck weckt, daß er in seinen Dichtungen die eigenen Herzens- und Lebensnöte zur Aussprache bringt, so ist das Hermann Hesse. Hesses neues gewichtiges Werk ‚Der Steppenwolf' wirkt besonders stark in dem Sinn, als läse man ein Stück Selbstdarstellung. So läßt sich begreifen, daß Hugo Balls Band Hermann Hesse, sein Leben und sein Werk, der bei Hesses Verleger S. Fischer rechtzeitig für den Festtag des Dichters erschienen ist, etwas wie eine lebensgeschichtliche Deutung von Hesses Werken bietet oder vielmehr in der Darlegung von Hesses Werden ständig auf dessen Dichtungen sich beziehen kann. Es zeigt sich, wie Dichtung und Wahrheit sich in ihnen mischt, wie das, was dem äußeren wie dem inneren Leben seine Prägung aufdrückt, in Erzählung sich umsetzt, zuweilen auch in ein Gedicht. Spät noch klingt nach, was in der Jugend den angehenden Dichter bedrückt hat. Auch da ist es, als schriebe einer sein Lebensleid sich vom Herzen." — Oskar Walzel (Köln. Volksztg. 476).

„Früh empfand Hesse die Magie der exotischen, der östlichen Sphäre, Bilder aus China, Afrika und Indien zeigte die Mutter dem Kinde, es kannte alle. China und Indien, und Calw und Basel, Gaienhofen, Bern und Montagnola, auch Tübingen und Zürich sind Namen, die Hesse hundertmal und tausendmal gedacht oder auch geschrieben hat. In Göppingen war er ein Lateinschüler, in Maulbronn Seminarist, in Calw Mechaniker, in Tübingen und in Basel Buchhändler und Literat,

Digitized by Google

zwar ein heimlicher noch, in Gaienhofen am Bodensee der arrivierte Verfasser des Peter Camenzind, rasch erkennt nun Deutschland seinen reinsten Natur-Dichter. In dem Dichter Hesse steckt ein Gärtner, ein Musiker und ein Maler. Der Gärtner verliert's, und auch über den Musiker gewinnt's der Maler, nach dem Musiker-Roman Gertrud schreibt Hesse den Maler-Roman Roßhalde. In Bern bereitet sich die Wandlung vor, der von seinem Daimonion Getriebene wird zum Demian, Hermann Hesse heißt sich Emil Sinclair. Aber schon erwarten den Gehetzten, Verschütteten, Befreiten neue Verwandlungen. War Roßhalde ein Maler-Roman? War's nicht vielmehr Hesses Ehe-Roman? Nun entdeckt sich Veraguth als Klingsor, und Klingsors letzter ist Hesses erster Maler-Sommer im Tessin. Zuvor noch wollte Knulp Siddhartha werden und wurde es. Die schwäbische Zugvogelseele ging ein in Gott und ging wieder aus und von neuem ein in Buddha und Christus." — Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 308).

„Der Durchbruch des Dichters zu seinem Selbst ist von beständig erneuerter Erkenntnis der ihn umgebenden Gegenwart begleitet und gesteuert gewesen. Er entdeckte, daß er in ihr Echtes wie in ihr Falsches mitversponnen war, mit seinem Streben wie mit seinem Dulden. Das Falsche aber war nur angeblich Gegenwart, das Echte dagegen war weit mehr als Gegenwart. Der Kampf gegen alle Schäden und um alle Güter der Welt mußte also in ihm selbst geführt werden. In seinem ‚kurz gefaßten Lebenslauf' steht es zu lesen, man könne jederzeit unschuldig werden, wenn man sein Leid und seine Schuld erkenne und zu Ende leide, statt die Schuld daran bei anderen zu suchen. Und ferner: ‚Ich fand allen Krieg und alle Mordlust der Welt, all ihren Leichtsinn, all ihre rohe Genußsucht, all ihre Feigheit in mir selber wieder, hatte erst die Achtung vor mir selbst, dann die Verachtung meiner selbst zu verlieren, hatte nichts anderes zu tun, als den Blick ins Chaos zu Ende zu tun, mit der oft aufglühenden, oft erlöschenden Hoffnung, jenseits des Chaos wieder Natur, wieder Unschuld zu finden.' Er moralisierte nicht, sondern räumte auf, nicht bei Nachbarn und Feinden, sondern bei sich selbst — und eben dadurch auch in der Nachbarschaft und Fremde." — Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 303).

Vgl. auch: Friedrich Raff (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 151); Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 150, 152); W. E. Süskind (Magdeb. Ztg. 329); Hans Aburi (Deutsche Allg. Ztg. 301); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 151 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 462 u. a. O.); Arthur Fischer-Colbrie (Linzer Volksbl. 151); Karl Fuß (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 7); Hans Schmid (N. Zür. Ztg. 1115); Karl Aretz (N. Bad. Landesztg. 328); Paul Wittko (Augsb. Postzeitung 149); Eduard Schröder (Germ., Werk 13); Michael G. Lap (Innsbr. Nachr. 149); Irene Graebsch (Bresl. Ztg. 180); Johann Frezling (Hannov. Kur. 302/03); Karl Fuß (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 27); (Bund, Bern; Kl. Bund 27).

Biographie von Hugo Ball: Eduard Korrodi (Berl. Tagebl. 308; N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1119); H. Bchm. (Germ. 322).

„Offener Brief eines Unbekannten" (Münch. N. Nachr., Einkehr 39).

Henrik Pontoppidan

Zum 70. Geburtstag am 24. Juli

„Es ist auch in diesem Antiromantiker, diesem Realisten aus Überzeugung und skeptisch-humoristischen Gestalter des Lebens irgendwo ein Bruch. Er verrät ihn nicht in seinen Ideen, die dem Ideenkreis der achtziger und neunziger Jahre entsprechen. Aber er verrät ihn in seiner Menschengestaltung. Per Sidenius, der Held des Romans ‚Hans im Glück', der mit vollen Segeln ins Leben schifft, rettet sich am Ende enttäuscht in die Einsamkeit. Der Pfarrer in dem Buch ‚Das Gelobte Land', der die Menschen seiner ländlichen Pfarre zum höheren Leben erziehen möchte, wird ein bitter Erkennender und endet im religiösen Wahnsinn. Im ‚Totenreich' aber ist Sturz und Verzicht auf die Lebensaufgabe, wie in den beiden anderen großen Romanen. Die Menschen sind nicht kräftig genug, das selbstgesetzte Lebensziel zu erreichen, und sie fliehen aus der Welt. Für den Dichter aber sind diese Lösungen von entscheidender Wichtigkeit. In ihnen meldet sich die Lebenserfahrung Pontoppidans, die Enttäuschung des Antiromantikers; meldet sich auch das Sideniussche Blut mit seiner heimlichen Romantik, mit seinem verschwiegenen und bekämpften Lyrismus. Es ist nicht das Zusammenbrechen der Wahrheit, aber das Zusammenbrechen unter ihrer Last; das Freiwerdenwollen anderer, geheimerer Lebenserkenntnis." — Paul Vois (Deutsche Allg. Ztg. 339).

„Wenn man die Gedanken über Pontoppidans Werke zurückgleiten läßt, um zusammenzufassen, was er gegeben, so heben sich zwei Frauengestalten hervor, als Träger von zwei entgegengesetzten, gleich bewundernswerten Arten von Menschlichkeit. Das sind Hansine in dem ‚Gelobten Land' und Jakobe in ‚Hans im Glück'. Hansine, die Bauerngattin des Pastors Emanuel Hansted, wächst in der Erde, wo er vergebens Wurzel zu fassen sucht. Freilich lockt sie die Welt, aus der Emanuel kommt; seine Liebe scheint ja die Erfüllung ihrer von der Volkshochschule geweckten Mädchenträume zu bringen. Als sie aber versteht, daß es ein Irrtum war, besinnt sie sich auf sich selbst und zieht sich in ihr Eigenes

Digitized by Google

zurück. Wie von ihr gesagt wird: die eiteln Träume der Jugend hatte sie eingesargt. Sie hatte gelernt, daß das Glück im Leben darin bestehe, in eigener Erde seine Wurzeln zu haben und zu wachsen im Licht des heimatlichen Himmels, wie niedrig und eng und sonnenverlassen dieser auch sei.

Jakobe, die jüdische Braut des Hans im Glück, gehört in die freie Welt, die ihm verschlossen bleibt. Ist Hansines Wesen der festen Erde verwandt, so gleicht das Jakobes dem ruhelosen Meer. Sie ist ein Kind der Rastlosigkeit der Großstadt, und der Wandertrieb, das unruhige Drängen ihres Volkes braust in ihrem Blut. Aber wie Hansine in ihrer Gebundenheit mit sich selbst übereinstimmt, so tut es Jakobe in ihrer Freiheit. Auch sie erlebt, daß ein ihrem Wesen fremder Mann ihr Schicksal wird. Als die aktivere Natur, die sie ist, versucht sie, ihn in ihre Welt zu ziehen; da sie aber sieht, daß es vergebens ist, geht sie wie Hansine in ihre eigene Einsamkeit hinein. Sie reist nach der Trennung durch Berlin, und hier in dem siedenden Menschenmeer fühlt sie sich geborgen: eine solche Millionenstadt besitze etwas von dem Zauber des Meeres, es sei etwas von dem abenteuerlichen Anziehen der Wellen in diesem mörderischen Kampf ums Dasein, in diesem wilden Taumel, in diesem unaufhörlichen Auf und Nieder, das bis zum Augenblick des Untergangs immer noch mit neuen Möglichkeiten locke.

Diesen beiden Frauen gegenüber stehen als Gegentypen die beiden Männer Emanuel Hansted und Per Sidenius. Sie haben erstens das gemeinsam, daß sie im Verhältnis zu der Liebe unfruchtbar sind, weil ihnen die Fähigkeit zum Opfern fremd ist. Weder Per noch Emanuel sind mit der Frau, die sie lieben, wirklich vertraulich. Sie sprechen nicht mit ihr, sondern zu ihr; was sie geben, werden keine richtigen Gaben, weil sie sich nicht um den Empfang kümmern; sie entfalten sich in reiner Selbstsucht, ohne Willen noch Fähigkeit, sich in die Gemeinschaft mit der anderen zu ergeben. Und in beiden ist die ungeheure Selbstbesessenheit eine natürliche Folge des Mangels an innerer Harmonie. Sie sind Menschen ohne Überschuß, weil alle Kraft in dem Streit zwischen den Gegensätzen ihrer eigenen Persönlichkeit verbraucht wird. Im übrigen ist das Problem, mit dem sie kämpfen, gewissermaßen das gleiche unter entgegengesetzten Bedingungen." — Karl Gad (Köln. Ztg. 506).

Vgl. auch: Heinrich Goebel (Tägl. Rundsch. 341); Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 170); Karl Gad (Voss. Ztg. 346 u. Berl. Börs.-Cour. 339); Martha Charlotte Nagel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 170 u. a. O.); H. Kij (Frankf. Ztg. 544 — 1 M.).

*

Zur deutschen Literatur

Einen Aufsatz über Meister Eckehart bietet Hsr (N. Zür. Ztg. 1181). — Eine Studie über Grimmelshausen (Adieu Welt!) gibt Karl Viëtor (Frankf. Ztg. 514 — 1 M.). — Nähere Nachrichten von Hans Erasmus von Abschatz („Ein vergessener schlesischer Dichter") vermittelt Karl Hanns Wegener (Bresl. Ztg. 184).

Aus altfrankfurter Briefen macht E. Beutler Mitteilungen über die Frau Rat Goethe (Frankf. Ztg. 533 — 1 M.). — Cornelia Goethe nimmt Karl Fuß zum Thema (Generalanz., Stettin 187). — Über Friederike Brion schreibt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Unt.-Bl. 274). — „Goethe und der Katholizismus" überschreibt Willi Beils eine Zusammenstellung des einschlägigen Materials (Germ., Ufer 28). — Über „Goethe am Gardasee" bietet Friedrich Hedler (Germ. 345b) eine Notiz. — Über Dorothea von Schlözer läßt sich Clara Prieß vernehmen (Münch. N. Nachr. Frau 185). — Einen ungedruckten Brief Wilhelm von Humboldts über die „Glocke" an Schiller teilt Albert Leitzmann (Deutsche Allg. Ztg., Welt 305) mit.

Die Liebe der Günderode charakterisiert Leo Sternberg (Deutsche Allg. Ztg. 318). — Ungedruckte Briefe Immermanns aus der Zeit seines zweiten magdeburger Aufenthalts an seinen Freund Gessert veröffentlicht Anselm Ruest (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 27, 28, 29).

Ein Bild von Luise von Gall, der Freundin und späteren Gattin Levin Schückings zeichnet Levin L. Schücking (Frankf. Ztg. 498 — 1 M.). — Über Sophie von Hatzfeldt, die Freundin Lassalles, läßt sich Erna Buschmann (Köln. Ztg. 482b) vernehmen. — Aus Max Kalbecks breslauer Jahren berichtet W. (Bresl. Ztg. 191). — Über Gottfried Kinkel als Privatdozent macht H. H. Houben interessante Mitteilungen (Berl. Tagebl. 314). — An F. W. Hackländers 50. Todestag („Der letzte Bombardier") erinnert Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 493 — 2 M.). — Einen Brief Franz Dingelstedts an Theodor von Kobbe aus dem Jahre 1838 teilt Fritz Strahlmann (Nachr. f. Stadt und Land, Heimat 6) mit. — Einen literarischen Streit um Gotthelf vergegenwärtigt Hans Bloesch (Bund, Bern 309). — Das Ethos in C. F. Meyers Dichtung würdigt Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 26). — Den „Pathetiker ohne Pathos" Wedekind charakterisiert Rudolf Kayser (Königsb. Allg. Ztg. 337). — Ein Gedenkblatt an Ottilie Wildermuth bietet Martha von Zobeltitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 160).

Carl Hauptmanns nachgelassenen Roman „Tantaliden" behandelt Hans Franke (N. Bad. Landesztg., Kunst 330). — Mit Rainer Maria Rilkes Grabspruch

Digitized by Google

beschäftigt sich Elisabeth von Schmidt-Pauli (Frankf. Ztg. 492 — 1 M.), mit seinem „Schloß" Eduard Korrodi (Berl. Tagebl. 352). — Einen Nachruf auf Karl Heinemann schreibt Erich Ebermayer (Stuttg. N. Tagbl. 310). — Nachrufe auf Julius Elias geben Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 497 A.), Max Osborn (Voss. Ztg. 309), Glaser (Berl. Börs.-Cour. 304).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Besuch bei Gerhart Hauptmann in Agnetendorf schildert André Germain (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 173), und es klingt echte Begeisterung über das Menschentum des Dichters aus seinen Worten. — Die Auffassung der heranwachsenden Jugend von Hermann Sudermann vermittelt Erwin Mensing, er nennt ihn den genialsten Schüler Maupassants. — Bemerkungen über Oskar Loerke macht Ernst Blaß (Berl. Tagebl. 343): „Die fremdartige, abgründige, raunende Welt, in die uns der Dichter Loerke stellt, ist zum Schluß zwar nicht etwas Vertrautes, aber etwas, das uns unendlich tief angeht. Dies starrt uns an, macht uns betroffen, legt uns die Hand aufs Herz. Verschlungene Wege, ragende Bäume, das mächtige Ziehen der Luft darüber hin — es sind zuletzt Gleichnisse unserer eigenen Fremdheit, Ungeheuerlichkeit, Dunkelheit. Und das ist der Grund, warum man Loerke einen Dichter der Unmittelbarkeit nennen darf." — Spiegelungen skurriler Zeitausschnitte nennt Hans Sturm (Köln. Volksztg. 511) Walter Hasenclevers Dramen, einigen seiner Gedichte weist er bleibenden Wert zu. — Einen Nachmittag bei Hans Friedrich Blunck schildert Will Scheller (Kasseler Post 200). — Mit Thomas Mann als Protektor der „Romane der Welt" setzt sich Otto R. Gervais (Westd. Ztg., Lit. Umsch. 142) auseinander, er nennt die Affäre blamabel. — Ein Porträt von Egon Friedell zeichnet Arthur Kahane (Berl. Tagebl. 306): „Das Körperliche ist nicht unwichtig an ihm. Es ist reichlich viel Körperliches vorhanden. Er ist nicht ganz so groß wie ein Riese, aber nicht viel kleiner, und er ist nicht ganz so dick wie ein Faß, aber nicht viel dünner; und sein Kopf zeigt eine durchaus gelungene, geradezu edle Mischung von Goethe und Falstaff. Wenn er lacht, wackelt der Olymp. Er lacht gern, und es gelingt ihm auch nicht selten, sich zum Lachen zu bringen, denn er ist sich ein dankbares Publikum." — Über Richard von Schaukal sagt Otto Forst de Battaglia (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 100): „Welch ein Glanz ist über die kristallklare Prosa seiner Einfälle und Ausfälle gebreitet, die er seiner ihm gründlich verhaßten Zeit an den Rand vermerkte. Es sind bittere Wahrheiten, vermengt mit mancher ungerechten Zorneswallung. Die kunstkritischen Bücher Schaukals scheuen keinen Vergleich mit denen Valérys. Und doch, während diese hunderttausende Leser fanden, sind die Dialoge des Giorgione kaum einigen hundert Deutschen vertraut. Schaukals Lyrik aber gehört ins Volk, dem sie durch schlichte Unmittelbarkeit, durch Echtheit des Empfindens zum Herzen gehen muß, wie sie den ästhetisch Fühlsamen durch harmonische Übereinstimmung von Form und Inhalt, Schönheit des Verses, Pracht der Bilder entzückt." — Einen Hinweis auf Rudolf Pannwitz gibt Walter Petry (Frankf. Ztg. 501 — 1 M.): „Jedem, der diesem Werk sich nähert, wächst eine unübersehbare Stoffülle entgegen, doch ebensosehr eine der Substanz; denn was aus dreißigjähriger ununterbrochener Arbeit hier an Dichtung und Philosophie anwuchs, schließt sich zu so eigentümlicher, schwer zugänglicher Gestalt, daß jede Absicht, davon zu sprechen, sich sofort bescheiden muß." — „Auf Wunsch über mich selbst" spricht Arno Holz (Berl. Tagebl. 319). — Einen Besuch bei Rudolf Borchardt schildert Hans Feist (Münch. N. Nachr. 193). — Herbert Eulenbergs Prosa charakterisiert Fritz Gaupp (Bad. Pr., Lit. Umsch. 27) als ein Panoptikum menschlicher Größe und Kleinheit. — Über Alfred Döblin sagt Axel Eggebrecht (N. Zür. Ztg. 1240): „Alfred Döblin gehört in Deutschland zu den wenigen, die imstande sind, diese furchtbare Isolierung im kleinen Leben des Tages zu durchbrechen. Er ist kein weltfremder Pathetiker, kein leerer Zauberer, der sich auf einen einsamen Berg zurückzieht vor den Unvollkommenheiten des unbequemen Tages. Er ist aber auch kein blinder Anbeter des Lebens, der die Wirrnis an sich für einen schöpferischen und gestaltungswürdigen Zustand hält. Er ist weder außerhalb der Zeit noch befangen in ihr." — In einem Aufsatz über Heinrich Luhmann von Kurt Voß (Hannov. Kur. 326/27) heißt es: „Man wird vor den Werken Luhmanns den Namen ‚Heimatkunst' leicht bei der Hand haben; das viel verlästerte Wort, als Begriff eines engen Kirchentürmle-Horizontes, einer wald- und wiesenläufigen Heimatschriftstellerei genommen, ist hier durchaus fehl am Platz. Denn Luhmann schließt zwar die Tore zu seiner Heimat auf, aber zugleich öffnet er alle Weiten des Menschenherzens. Sein Heimatgarten ist zugleich ein Himmelsgarten, in dem die Dinge einzig und allein nach ihrem seelischen Gewicht und nicht nach ihrem Ansehn in der Welt gemessen werden." — Einen Aufsatz über Karl Linzen läßt Georg Schäfer (Germ., Werk 14) in die Worte ausklingen: „Linzen hat gewiß seine Schwächen. Seine Weltabgewandtheit, seine Eigenbrötelei sind mitunter schwer erträglich. Die Passivität der Helden ist groß. Die Gescheiterten und Lebensuntüchtigen, die an der Folge ihrer verun-

Digitized by Google

glückten Liebe tragen, können wenig Begeisterung erwecken. Demgegenüber sind seine Vorzüge noch größer. Sie überstrahlen das Negative seiner Werke. Er ist ein großer Menschenkenner, der besonders die Seele des Heranwachsenden erkundet hat. Sein Stil ist strahlend und hell. Vor allem hat er das, was den Dichter ausmacht: die Kunst, Stimmungen zu erzeugen und den Leser dahin zu führen, wohin er ihn haben möchte."

Zum 50. Geburtstag von Juliane Karwath grüßt Beda Prilipp, er rühmt „ihr aus schier unerschöpflicher Fülle strömendes Lebenswerk" (Tag 169). — Zum 50. Geburtstag von Rudolf Haas schreibt Franz Alfons Gayda (Stuttg. N. Tagbl. 295), Haas' Bücher lesen heiße, sich ausgezeichnet unterhalten. — Zum 50. Geburtstag von Kurt Walter Goldschmidt schreiben Johannes Nacht (Berl. Börs.-Ztg. 300) und Julius Hart (Tag 157), bei dem es heißt: „Das Universalistische, Weite, das Quintessenzielle, verinnerlicht Tiefe machen jedes Werk, zuletzt auch die kleinste Tageskritik Kurt W. Goldschmidts zu einem feinen Genuß. Alles ist voll großer Anregungen, zum Nachdenken zwingend, über das Tägliche hinausweisend, mit einem Gefühl des semper in aeternum geschrieben." — Zum 60. Geburtstag von Johannes Mumbauer sagt Artur Friedrich Binz (Köln. Volksztg. 534 und Frankf. Ztg. 552 — 1 M.): „Mumbauers Bestreben war von jeher darauf gerichtet, das Volksganze wiederherzustellen und zu heilen von seiner unseligen Zersplitterung. Bei allem Vorwärtsäugen suchte er den alten Saftstrom des gemeinsamen Erbguts lebendig zu machen, und immer war auch in Mumbauers unermüdlicher Arbeit ein starker Schuß Gotthelfschen Predigereifers, ein prophetenhaftes Ringen mit dem Ungeist der Zeit und leidenschaftliche Hingabe an den Dienst am Volke. In Gotthelf sieht Mumbauer einen Konservativen im höchsten und weitherzigsten Sinne, und er huldigt heute in Gotthelf einem seinem eigenen auf Stetigkeit gerichteten Wesen entsprechenden Lieblingsautor." — Zum 60. Geburtstag von Hans Schrott-Fiechtl äußern sich Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl., 23. Juli) und Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordm. 158), der ihn einen der hervorragendsten tiroler Dichter nennt, einen Mann, ursprünglich in seinem Wesen. —

Über Hugo von Hofmannsthal und das Volkslied bietet Fritz Adolf Hünich eine Studie (Königsb. Allg. Ztg. 337). — Den Lyriker Siegfried Lang charakterisiert Walter Kern (Bund, Bern, Kl. Bund 28): „Langs Wissen ist mehr ein Wissen der Atmung als des Blutes, und aus ihm kommt seine gleichmäßige Ruhe der Seele, seine stillsichere, anspruchslose Lebensart. Selbst das Erdenschwere, Alltägliche wird leicht und zieht den Wind in sich wie griechisches Bildwerk, dem die Schwere des Steins in den Falten entschwebt." — Wilhelm von Scholz' neue Gedichte „Das Jahr" würdigt H. Rosenthal (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 159): „Musik erfüllt darum auch das ‚Jahr'. Es ist die Musik der reifen Schönheit, der harmonische Klang der beherrschten menschlichen Kraft. Das dunkle Wogen des Herzens tönt darin; aber es verströmt nicht richtungslos ins Leere. Denn die Form bändigt das urhafte Brausen zum Takt, gibt ihm die reine Gestalt, in der Fülle, Kraft, Schönheit und Zartheit eins werden. Und aus solcher Form gebiert sich die wahre Freiheit, die uns feierlich beglückt, weil sie uns die boshaften Gewalten unserer Tage fesseln hilft und uns einer heiteren Weltwirklichkeit näher bringt."

Zu Karl Röttgers Roman „Das Herz in der Kelter" bemerkt Heino Schwarz (Hamb. Fremdenbl. 153): „Karl Röttger ist in diesem seinem ersten, gleich überaus reichen und wesentlichen Roman Dichter im schönen und tiefen Sinne dieses Wortes. Aus innerer Fülle und innerer Ausgeglichenheit spendet er, aus innerer Klarheit läßt er ein Licht aufleuchten, das hineinstrahlt in die Dunkelheiten unseres Daseins, das den Sinn des Lebens aufweist und in hellem Schein ein Ziel, nach dem zu streben sich lohnt, aufstrahlen läßt! Dichter und Wegweiser, gibt Röttger hier Gedichtetes, Wegweisendes." — Zu Hans Friedrich Blunck's „Kampf der Gestirne" bemerkt Christian Jenssen (Düsseld. Stadtanz., Unt.-Beil. 165): „‚Kampf der Gestirne' heißt: Kampf der Menschenseelen um die Tag- und Nachtgestirne. Wo die Sonne herrscht, werden Mond und Sterne als widrige Götter geächtet; aber die Anbetung des mild scheinenden Mondes stimmt sanfter: wer sich vor ihm nicht fürchtet und verschließt, sieht auch die Sonne als wirklich und groß an. Das ist der Grundakkord des ganzen Buchs, der durchaus schon symbolisch und auch wohl psychologisch zu nehmen ist: der Kampf der Gestirne ist der Widerstreit dessen, woraus das Leben seit je seine Nahrung hat. Der dämonisch religiöse, notwendige Wille steht gegen das ebenso notwendige, eherne, unüberwindliche Schicksal, die schöpferische Sehnsucht gegen die Ergebung ins Geschehen, das Väterliche gegen das Mütterliche, der Himmel gegen die Erde, der Geist gegen den Stoff."

In einem Aufsatz (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 168) über Ernst Heilborns „Zwischen zwei Revolutionen" sagt Robert Hohlbaum: „Die angeführte Serie ist nur ein kleines Zitat aus der mit unermüdlichem Fleiße geformten Aufzählung, die Ernst Heilborn in seinem Buch ‚Zwischen zwei Revolutionen' (Wegweiser-Verlag, Berlin) uns Unwissenden gibt. Sie zeigt die eine Eigen-

Digitized by Google

schaft dieses Buches: gewissenhafte Beherrschung des Details. Wer aber das ganze Buch gelesen hat, dem erst wird der zweite Vorzug klar: Großzügigkeit und weitester Horizont. In dieser Vereinigung liegt, um es gleich vorweg zu sagen, der Wert des Buches, das zu dem Allerbesten, Genialsten und Feinsten zählt, was je über diese vielfarbige Epoche gesagt wurde."

*

Zur ausländischen Literatur

Die Übertragung von Shakespeares Sonetten von Terese Robinson unterzieht Siegfried Lang (N. Zürch. Ztg. 1206, 1215) einer eingehenden Kritik. — Einen Nachruf auf Jerome K. Jerome schreibt Otto Werner (N. Stuttg. Tagbl. 308). — Rudyard Kipling und den englischen Imperialismus behandelt Ilse Kulcsar (Arb.-Ztg., Wien 182). — Auf Grund von Galsworthys „Jenseits" gibt Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 335) eine „kleine Bemerkung zu der Technik des Romans". — D. H. Lawrences neuen Roman „Liebende Frauen" würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1186). — Über G. K. Chesterton schreibt Aloys Christoph Wilsmann (Münst. Anz., Weg 13). — Den ersten Roman von Somerset Maugham „Der Besessene" nennt Leo Perutz (Münch. N. Nachr. 191) „das aufwühlendste und erschütterndste Buch, das seit Jahren nach Deutschland gekommen ist". — Mit Father Gaffney, einem jungen irischen Dominikaner, und dem katholischen englischen Drama beschäftigt sich Karl Arns (Germ. 325); er nennt Gaffney einen eigenartigen Erneuerer des alten Mysterienspiels. — Den deutschen Einfluß in der englischen Literatur nimmt Wilhelm Tholen (Köln. Volksztg., Lit.-Bl. 102) zum Thema. — Einen beachtenswerten Aufsatz „Im dunkelsten Amerika" zu Sinclair Lewis' neuem Roman „Elmer Gantry" schreibt Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 476 — 1 M.). — Auf „Gentlemen prefer Blondes" von Anita Loos weist Friedrich Burschell (Berl. Börs.-Cour. 331) rühmend hin. — Mit dem Fall „Patience Worth", einem dichterischen Phänomen aus dem Jenseits, macht Graf Carl von Klinckowstroem (Münch. N. Nachr. 199) bekannt; das Medium ist die in St. Louis lebende Leonore Curran. — Den besten Roman aus dem amerikanischen Universitätsleben nennt Curt Amend (Karlsr. Ztg., Wiss. 27) „Studentenjahre" von Percy Marks. — Einen kurzen Überblick über die amerikanische Gegenwartsliteratur gibt Karl Arns (Augsb. Post-Ztg., Lit. Beil. 26). — Unter dem Titel „Amerika und Erotika" verkündet Herman George Scheffauer (Berl. Tagebl. 345) Amerikas bewußte und unbewußte Wünsche, Pläne und Absichten Europa und Europas Erotik gegenüber.

Dem Gedächtnis Charles Secrétans' widmet Pierre Kohler (N. Zürch. Ztg. 1235, 1242) eine eingehende Studie. — Einen Besuch in Jonville-l'Abbaye, dem Sterbeort der Adelphine Véronique Delamare, geborenen Couturier, schildert Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 530 — 1 M.). — Plaudereien über Paul Verlaine bieten Frank Harris (Westdeutsche Allg. Ztg., Lit. Umsch. 169) und Will Scheller (Stuttg. N. Tagbl. 290). — Noch ein Gespräch mit Anatole France teilt Peter Wust (Köln. Volksztg. 470) mit. — Über Paul Valérys Aufnahme in die französische Akademie berichtet Eduard Korrodi (N. Zürch. Ztg. 1071). — Von André Gide im Kongo erzählt Frantz Clement-Paris (Magdeb. Ztg. 364). — Mit Marcel Proust und seiner Welt beschäftigt sich H. von Wedderkop (Stuttg. N. Tagbl. 320). — Ein Bild H. R. Lenormands zeichnet Claude Grander (Berl. Tagebl. 342). — Ein ungewöhnliches Buch nennt Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 163) „Die Sonne Satans" von Georg Bernanos. — Über Maeterlincks neuestes Buch „Das Leben der Termiten" handelt Kurt Floericke (Stuttg. N. Tagbl. 294).

Luigi Pirandello grüßt zu seinem 60. Geburtstag Theodor Lücke (Köln. Ztg. 453).

Des Sängers der „Atlantis", Jacinto Verdaguers, gedenkt zu seinem 25. Todestag A. Glitz-Holzhausen (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 27).

Unveröffentlichte Briefe Henrik Ibsens werden (Berl. Tagebl. 312 u. a. O.) bekanntgegeben. — Zum letzten Werk von Georg Brandes, „Urchristentum", nimmt Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 348) Stellung. — Eine Begegnung mit Jensen schildert Peter Mendelssohn (Stuttg. N. Tagbl. 323). — Auf ein schwedisches E. T. A. Hoffmann-Buch von D. V. Ljungdorff, das unerwartet reiche Ergebnisse liefere, weist Ernst Alker (Bresl. Ztg. 173). — Einen norwegischen Gotthelf nennt Walter Sandoz (Bund, Bern 290) Olav Duun. — Anläßlich der Hamsun-Biographie von John Landquist schreibt Heinrich Goebel (Köln. Ztg. 510a). — Zum Streit um Sigrid Undset ergreift Börries, Freiherr von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg. 342) das Wort.

Im Hinblick auf die neue Puschkin-Ausgabe, von Fega Frisch besorgt, beschäftigt sich S. D. Steinberg (N. Zürch. Ztg. 1134, 1139) eingehend mit dem Dichter. — An Rußlands größte Dichterin, die pfälzischen Geblüts war, Elisabeth Culmann, erinnert Willy Oeser (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 320). — René Fülöp-Millers „Der unbekannte Tolstoj" nennt Alfred Oehlke (Bresl. Ztg. 204) eine unentbehrliche Ergänzung der bisher veröffentlichten Werke Tolstojs. — Über Anton Tschechows Notizbücher, deren voll-

Digitized by Google

ständige Ausgabe jetzt erscheint, berichtet L. Großmann (Germ., Werk 15). Eine unveröffentlichte Erinnerung Tschechows „Wie ich Schriftsteller und Humorist wurde" wird (Bresl. Ztg. 173) wiedergegeben. — Von einem Wiedersehen mit Ossip Dymow erzählt Josef Melnik (Berl. Tagebl. 303). — Interessante Ausführungen über den Russen und das Tier macht Karl Nötzel (Münster. Anz., Weg 13). — Ein Sendschreiben russischer Schriftsteller, das auf heimlichem Weg über Prag an die Schriftsteller der ganzen Welt gerichtet ist und sich gegen die kommunistische Zensur auflehnt, wird (N. Zür. Ztg. 1176 u. a. O.) mitgeteilt.

Juljusz Slowacki, Polens nationalen Dichter, ehrt Otto Forst-Battaglia (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 28).

Über moderne lettische Literatur berichtet Iris Walden (Bund, Bern 272).

Bemerkenswerte Mitteilungen zum modernen Drama in Japan macht Waldemar Keller (Stuttg. N. Tagbl. 322).

* * *

„Neues zur Jugendschriftenfrage." II. III. Von Erwin Ackerknecht (General-Anz., Stettin, Buch 194, 201).

„Das Theater und die Poesie." Von Rudolf Borchardt (Münchn. N. Nachr. 188).

„Uraufführungs-Unfug." Von Hanns Heinrich Bormann (Germania 303).

„Junge Lyriker bitten um Gehör." Von Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 167).

„Stammbaum und Wappen des tiroler Geschlechts der Reimmichls. I/VI." Von Anton Dörrer (Augsb. Postztg. 1—3, VI, 27).

„Die Grundlagen der Dichtung des deutschen Barock und Rokoko." Von Georg Ellinger (Bresl. Ztg. 181).

„‚Das Erlebnis'." (Zum Preisausschreiben des Verlages S. Fischer.) Von Arthur Eloesser (Frankf. Ztg. 504 — 1 M.).

„‚Nur echte Erlebnisse'." Antwort an Herrn Arthur Eloesser. Von Joseph Roth (ebenda 527 — 1 M.).

„Deutschland hat keine Bibliophilen." Von S. Martin Fraenkel (Frankf. Ztg. 479 — 1 M.).

„Pathos und Ironie." Typen des Geistes. Von Ludwig Goett (Voss. Ztg. 334).

„Im München der neunziger Jahre." Aus meinen Erinnerungen. Von Max Halbe (Münchn. N. Nachr. 184).

„Die verlodderte Sprachkunst im Theater." Von Julius Hart (Tag 176).

„Der Brief im deutschen Geistesleben." Klassik und Romantik. Von Otto Heuschele (Stadt-Anz., Köln, Von deutscher Art 26, 27).

„Dichter und Kirche." Eine Rede Jakob Kneips auf der Rheinischen Dichtertagung, Koblenz. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 160).

„Vom Druckfehlerteufel." Von Rudolf Krauß (Württ. Ztg. 159).

„Die deutschen Bibliophilen und das Auslanddeutschtum." Von Hans Krey (Tägl. Rundsch., Groß-Deutschland 29).

„Die Geburt der Alpendichtung." Von Tilly Lindner (Germ., Werk 15).

„Das Besprechungswesen." Eine Fachfrage des Buchhandels und der Presse. Von Gustav Manz (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 339).

„Dreißig Jahre katholischer Literaturbewegung und Literaturarbeit." Ein Rückblick. Von Johannes Mumbauer (Köln. Volksztg. 500).

„Der Dichter und die Gestaltung des Rheinstroms." Von Alfred Paquet (Frankf. Ztg. 523 — 1 M.).

„Streifzug durch die deutsche Literatur." Von Léon Pierre-Quint (Magdeb. Ztg. 357).

„Die Kunst des Lesens." Von Sigismund von Radecki (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 30).

„Unliterarische Literaten." Von Reinecke (Prag. Presse 206).

„Überfall auf das Buch." („Weltstimmen.") Von Arthur Rundt (Magdeb. Ztg. 344).

„Dichter ‚tagen'." Von Wilhelm Schäfer (Berl. Tagebl. 340).

„Rede an die Jugend." Gehalten auf der Tagung Rheinischer Dichter, Koblenz. Von Wilhelm Schäfer (Köln. Ztg. 476).

„Historische Literatur." Von Karl Schmid (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 25).

„Die Bedeutung des Romans." Von Oscar A. H. Schmitz (N. Zürch. Ztg. 1248).

„Geschichte der Gegenwartsdichtung." (Werner Mahrholz.) Von Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volks-Ztg. 146).

„Dichterische Prosa." Von Wilhelm Schussen (Stuttg. N. Tagbl. 337).

„Dichter und ihre Sorgen." Zur Gründung des Rheinischen Dichterbundes in Koblenz. Von W. Spael (Köln. Volks-Ztg. 508).

„Literarische und politische Revolution." Von Paul Szende (Arb.-Ztg., Wien 175).

„Jesus in der neueren deutschen Dichtung." Von Wilhelm Teufel (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 30).

„Über Industriedichtung." Von Walter Vollmer (Köln. Volks-Ztg., Schritt 477).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 7. (Berlin und Leipzig.) Hugo von Hofmannsthal („Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation") kennzeichnet im Gegensatz zu der französischen die deutsche Haltung:

„Die Grundhaltung drüben ist diese: teilhaben am nationalen Besitz, mitinbegriffen sein in die Repräsentanz der Nation, als welche sich vollendet in der vollkommenen und allen zugänglichen Sprachschönheit — Klarheit, schöne Nüchternheit, zuchtvolle Nachdenklichkeit — welche ein Sichhaben ist, ein Selbstbesitz und Genießen dieses Selbstbesitzes, gleichweit vom ‚Barocken' und vom ‚Gotischen'. Hüben aber ist dies die Grundhaltung: das National-gesellschaftliche ist nicht das Primäre, sondern die Widerlegung des gesellschaft-

Digitized by Google

lichen ist das Primäre. Von einem Etwas im geistigen Bestande der Nation, dem eine verkappte, aber kaum bestrittene Macht zukommt, wird jene Ebene negiert, durch deren Setzung sich die Gesamtheit der geistigen Erzeugnisse erst zur Literatur zusammenfassen würde. Wir haben eine Literatur im uneigentlichen, konventionellen Sinne, die aufzählbar, aber nicht wahrhaft repräsentativ noch traditionbildend ist. Und wir haben neben ihr, außer ihr, unter ihr, über ihr eine geistige Regsamkeit, die in dem Begriff Literatur nicht einbegriffen sein will, aber alle Ansprüche, das geistige Leben der Nation zu bestimmen, in sich faßt, die sich weder an die Gegenwart als die verantwortliche Geselligkeit der Lebenden, noch an die Geschichte als die verantwortliche Geselligkeit der Nation binden, die überhaupt nichts zu verantworten begehrt und doch nach den tiefsten, ja nach kosmischen Bindungen und den schwersten, ja religiosen Verantwortungen für die Gesamtheit begierig, durchaus nur in der einzelnen Persönlichkeit wirksam sein will.

Wie nun bezeichne ich Ihnen diese geistigen und doch nicht durch das Werk gedeckten und im Werke aufgehenden, diese verantwortungsbeladenen und doch verantwortungslosen, diese durchaus vereinzelten aber um die höchsten Bindungen bemühten, diese fast unbekannten und doch da und dort heimlich und hinterrücks autoritativen — diese ungreifbaren vielen oder wenigen, ohnmächtig mächtigen, geheim wirksamen? Ich weiß kein treffenderes Wort, sie zu bezeichnen, als daß ich sie mit dem Worte nenne, mit dem Nietzsche in der ersten ‚Unzeitgemäßen Betrachtung' diese deutsche Geisteshaltung bezeichnet hat: daß ich sie Suchende nenne, unter welchem Begriffe er alles Hohe, Heldenhafte und auch ewig Problematische in der deutschen Geistigkeit zusammenfaßte und es gegenüberstellte allem Satten, Schlaffen, Matten, aber in der Schlaffheit Übermütigen und Selbstzufriedenen: dem deutschen Bildungsphilister."

Nord und Süd. L, 2. (Berlin.) Gerhart Hauptmann schreibt („Das Buch als Großmacht"):

„Es gibt Bücherverächter und Bücherhasser. Ich glaube, man findet sie nicht so sehr in den Kreisen der Arbeiter und Handwerker, wie in einer Schicht vom Mittelstand bis an die Grenze echter Bildungskreise. ‚Meine Frau ist ein Bücherwurm, ich kann machen, was ich will, aber jedes Vierteljahr kommen große Bücherrechnungen.' So sagte ein Mann, der etwa zweimalhunderttausend schweizer Franken jährliche Einkünfte hat. ‚Denken Sie,' sagte mir eine Offiziersdame, ‚ich habe einen Vetter, er wirft Hunderte von Mark auf Bücher hinaus. Einmal war er nicht anwesend, als ich in sein Zimmer kam. Da lag ein Buch auf dem Tisch: Schopenhauer, ‚Die Welt als Wille und Vorstellung'! Nun sagen Sie, ist der Mensch nicht wahnsinnig?' — Die Bücherverfemungen, -verdammungen, -verbrennungen auf öffentlichen Plätzen gehen durch die Geschichte. Die meisten aller bedeutenden Bücher sind zuerst verboten worden. In Deutschland solche von Bauernfeld, Bettina von Arnim, Freytag, Glasbrenner, Gutzkow, Hebbel, Heine, Lessing, Schiller, Grillparzer. Das Schicksal hat auch das Konversationslexikon von Brockhaus nicht verschont. Vor allem aber die Bibel selbst, die Heilige Schrift, ist in dieser Weise verboten und verfolgt worden. Besonders in den Zeiten der sogenannten Gegenreformation, als man ihre Besitzer von Haus und Hof jagte, einkerkerte, ja zu Tausenden in der Flamme des Scheiterhaufens einäscherte.

Um Bücher ist viel gelitten worden. Wir wollen diese jammervollen Kapitel naher deutscher Vergangenheit — denn was ist ein Jahrhundert? — nicht aufrühren. Ein echtes Buch wird stets und immer Ausdruck der Geistesfreiheit sein. Wo jedoch der Geist geknechtet werden soll, fängt für ihn die Kraftprobe, das Leiden, an. Aber wer wollte dagegen bestreiten, daß das Buch, als Ganzes genommen, eine Großmacht ist? Die Buchangst und Buchfurcht tritt auch in den Kämpfen unserer Tage einmal hervor, nicht nur bei uns, sondern, abgesehen von Moskau, in Spanien, wo man z. B. die Bücher des wundervollen Unamuno erst jüngst auf offenem Markt den Flammen überliefert hat. Wird es am Ende noch einmal so weit kommen, daß man den Versuch unternimmt, nicht dies und jenes Buch, sondern das Buch überhaupt auszurotten? Ich habe Grund anzunehmen, daß dies auch heute noch von vielen barbarischen Bücherfeinden mit Genugtuung begrüßt werden würde. Aber einen Erfolg kann es nicht haben, weil, wie gesagt, das Buch eine geradezu unüberwindliche Großmacht ist."

Preußische Jahrbücher. CCIX, 1. (Berlin.) Werner Deubel gibt („Kampf um Johann Jakob Bachofen") in wenigen Zeilen Einblick in das Wesentliche von Bachofens Werk:

„In Bachofens Werk ist gleichsam die gesamte deutsche Romantik an ihrem Ziel angekommen. Die Romantik ist gezeichnet durch einen gemeinsamen Seelenzug in die Ferne, in die Ferne des Raums und der Zeit. Gilt alles Bestreben der humanistischen Klassik dem Menschen, seiner Veredelung und Ausbildung an der ihm zugewiesenen Stelle des Raumes und der Zeit, so drängt jener romantische Seelenzug vom Jetzt und Hier zum Dort und Damals, von der Gegenwart in

Digitized by Google

die Vorzeit, von der kosmopolitischen Geistigkeit in die Wurzeltiefe des Volkstums, von der Erdoberfläche in den Muttergrund der Erdtiefe hinunter oder zu den Göttern des Himmels hinauf, vom Tag der Bewußtheit in die Nacht des Seelenüberschwangs. Über alle Träume und ahnungsvollen Vermutungen hinaus wies nun Bachofen nach, daß dieser von der Romantik wiedergefundene Gedanke der Polarität alles Lebendigen eine Urkonzeption der Menschheit sei, daß der Nachtpol solchen Seelenüberschwangs den Bewußtseinszustand der ganzen Völkervorzeit gekennzeichnet habe, einheitlich in Natursymbolen gestaltet als eine von Volksschranken unabhängige Urreligion und das gesamte antike Leben bis in alle Ausstrahlungen des Kults, der Mythen, der Staatenbildung, der Rechtsbegriffe, der bürgerlichen Lebenssatzungen und -gebräuche beherrschend. Als die drei unterscheidenden Hauptmerkmale dieser Religion findet Bachofen — meilenfern von den heute noch geltenden Schlagworten der Religionsphilosophie — folgendes: Im Mittelpunkt steht die Heiligkeit der Mutter als Sinnbild der gebärenden und alles Geborene wieder an sich ziehenden Erde (Chthon). Ihr Muttergrund ist Schoß und Grab. Der Mensch ist aufs engste mit der stofflichen Umwelt verknüpft, das unablässig um die Pole Tod und Geburt kreist. Der gemeinsame Hauptzug aber all dieser vorgeschichtlichen (pelasgischen) Religionskulte ist der Totenkult, demzufolge die toten Ahnen liebende Verehrung genießen, weil sie, im Tode zu dämonischen Wesen verklärt, aus dem Born der Vergangenheit das Leben der Gegenwärtigen speisen. Ein drittes Merkmal ist, daß diese Religion als ein einheitliches Ganzes in Natursymbolen gestaltet ist. Solche Symbole, von denen wir selbst in unserem Leben, in Bräuchen, Redensarten usw. noch ehrwürdige, unverstandene Reste finden, sind z. B. das Ei, das weibliche Haar (identisch mit dem Schilf des Sumpfes), der Storch (das Sumpftier), Stirnbinde, Kranz und Krone und so unzählige. Auf der Deutung dieser Symbole beruht bei Bachofen die Erschließung des pelasgischen Bewußtseinszustandes, dessen chthonische Mutterreligion abgelöst wird von der uranischen Olympierreligion."

Der Kreis. IV, 6 und 7. (Hamburg.) Ludwig Benninghoff bietet eine Studie über Hans Leip, in der es heißt:

„Leips ‚Godeke', dieses Buch, packt nicht als Geschichte, Erzählung über sie, sondern wirkt so unmittelbar, wie diese Taten selbst. Es ist eins dieser sturmgetriebenen, elementar verhängten Ereignisse. Mit diesem Buch und dem früheren ‚Pfuhl' gibt Leip ein nur ihm eigentümliches, von seiner Persönlichkeit und deren Hintergründen unlösbares Gebild, dem mit den Worten Roman, Epos usw. nicht beizukommen ist. Er reißt alles Stoffliche in eine neue Atmosphäre, in einen schwingenden Raum, der, mit seinem Geistblut durchtränkt, ein Kosmos für sich wird. Auch mit dem Begriff ‚Lyrik' ist hier nicht weit zu kommen. Am ehesten, um von Hergebrachtem zu reden, führt einen die nordische Form der Ballade zu ihm. Dieses Natur-Geschichts-Heldenlied ist zugleich Tanzdichtung. Große Ausformung dieses Urtyps könnte man Leips Werke nennen. Daher geht einem ihr tiefster Klang oft plötzlich, wenn man das Buch monatelang vorher gelesen, nachdem es einem aus den Gedanken gekommen, jäh in seiner Gewalt auf. So stieg mir der Godeke plötzlich auf, und ich glaubte ihn zum erstenmal ganz zu fassen, als durch die Meernacht des Südens das Schiff über Wellen stampfte, mit bleichem Mast in die funkelnden Sterne stieß und durch die Nacht traumhaften Gestaden zujagte. — Im Pfuhl weist schon der Anschlag darauf hin: jedes Kapitel hebt an mit einem balladesken Klang. Dieses Schwingende, diesen eigenen Raum haben Leips Dichtungen bis ins Wortbild hinein. Eine Zeile von ihm — und man vergißt die Eigenart, das Bannende seiner Bilder und Worte nie wieder. Aber keins ‚malt', wie es sonst die Menschen verstehen, keines krampft und will geistreich, bedeutend, bezwingend sein, sie entstofflichen und versinnlichen zu gleicher Zeit, sie schweben in einer eigenen Atmosphäre. Dieser eine ist mehr Wortschöpfer als das meiste unserer augenblicklichen Literatur zusammen, wage ich kühnlich zu behaupten. Ein riesiger Tänzer, der Welt und Menschheit faßt und über sich hinaus wirbelt, daß sie nicht hinsacken und tot liegen, sondern schwingen — bewegt sind. Daher denkt man bei Leip so wenig an die Schwere des Stoffes, der Voraussetzungen, man vergißt die ungemein peinlich gewissenhafte Kleinarbeit der historischen Zustände des ‚Godeke', man fühlt in Mulemutt so etwas wie Hamburg, aber auch Tenochtitlan des Kortez und alles Bauschicksal der emsigen Menschheit der Zukunft. Diese atemraubende Kraft, einen mitzunehmen, setzt in Angst, wie im Wagen mit durchgehenden Pferden ist einem zumute. Wir sind nicht mehr an elementare Gewalt gewöhnt, die anderen tun nur so, geben sich dämonisch, die Wirkung bleibt im besten Fall Bewunderung und ein Genuß wie Sturm, den man vom sicheren Haus aus ansieht. Hier aber gibt es kein Entkommen, man muß mit und verliert die lange gehüteten Fetzen und Umhänge, und der Druck in Höhe und Weite legt sich auf die Brust wie beim ersten Flug die durchstoßene Luft im Propellerwind."

Digitized by Google

Die Gegenwart. 1927, Juni. (Berlin.) Franz Dülberg beschließt einen Aufsatz über Wilhelm von Scholz' Romandichtung „Perpetua" mit den Worten: „Mit weit größerem Recht als Wedekinds ‚Franziska' kann Scholzens ‚Perpetua' ein weiblicher Faust genannt werden. Auch hier heißt es: ‚vom Himmel durch die Welt zur Hölle'. Ganz gewiß wird man nach diesem Buch Wilhelm von Scholz nicht für den Katholizismus in Anspruch nehmen dürfen. Aber der Dichter verdient eine vollgültige Anerkennung dafür, daß er zur Lösung der dem Deutschtum unentrinnbar obliegenden Aufgabe, in voller geistiger Freiheit die bleibenden Seelenwerte des bei uns zur Höhe gereiften Katholizismus für alle Volksgenossen fruchtbar zu machen, ein gutes und bleibendes Stück Arbeit beigetragen hat."

Neue Schweizer Rundschau. XX, 7. (Zürich.) Aus einem glänzend charakterisierenden Aufsatz über Jean Cocteaus Gedichte von Ernst Robert Curtius erfährt man über Cocteaus „Klassizismus":

„Der Klassizismus von Cocteau ist keine Desertion und keine Kapitulation. Er ist eine Form der Selbstverwirklichung — eine Steigerung. Hier sind drei Strophen, die jedes Mißverständnis unmöglich machen sollten:

J'ai peine à soutenir le poids d'or des musées,
Cet immense vaisseau.
Combien me parle plus que leurs bouches usées
L'œuvre de Picasso.

Là, j'ai vu les objets qui flottent dans nos chambres,
Trop grands ou trop petits,
Enfin, comme l'amour mêle bouches et membres,
Profondément bâtis!

Les Muses ont tenu ce peintre dans leur ronde,
Et dirigé sa main,
Pour qu'il puisse, au désordre adorable du monde,
Imposer l'ordre humain.

Dieser Klassizismus ist kein vorsichtiger Rückzug, sondern eine Selbstbehauptung. Klassizismus kann Niederlage und kann Triumph bedeuten. Man hat Beispiele für beides. Bei manchen Dichtern ist die Wendung zum Klassizismus der Ausdruck sinkender Vitalität. Sie haben eine Art, sich zur Ordnung zu bekennen, die ein schlimmes Zeichen ist. Sie werden auf beängstigende Weise vernünftig. Cocteau bleibt bezaubernd unvernünftig. Seine Poesie, auch wenn sie sich klassischer Formen bedient, bewahrt den verwirrenden und leise berauschenden Duft der Epoche, die heute für ein paar tausend Menschen Gegenwart ist — ich sage nicht: des 20. Jahrhunderts, denn es existieren heute nebeneinander sehr verschiedene Epochen, die sich alle als 20. Jahrhundert ausgeben."

* * *

„Winckelmanns Ende." Von Walter Heynen (Preußische Jahrbücher CCIX, 1. Berlin).

„Hölty." Von Wilhelm von Scholz (Die Horen III, 5. Berlin).

„Zu H. von Kleists würzburger Reise." Von Jos. Körner (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 5/6. Heidelberg).

„Ein Schreibfehler in Hebbels ‚Herodes und Mariamne'?" Von Jos. Körner (ebenda).

„Johann Gottfried Seume." Von August Angenetter (Radio III, 39. Wien).

„Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Geboren am 10. Januar 1797 zu Hülshoff, gestorben am 24. Mai 1848 zu Meersburg am Bodensee." Von Josephine Sternemann (Frau und Gegenwart IV, 1. Hamburg).

„Annette von Droste-Hülshoff und die Schweiz." Von Alois Stockmann (Stimmen der Zeit LVII, 10. Freiburg i. B.).

„Zur Droste-Literatur." Von Eduard Arens (Die Bücherwelt XXIV, 7. Köln).

„Ein Arzt der Seele (Ernst Freiherr von Feuchtersleben)." Von Hermann Kienzl (Österreich-Deutschland IV, 6. Berlin).

„Sealsfield. Rasse und Volkstum in seinen Romanen." Von Hans Ahmann (Der Türmer XXIX, 10. Stuttgart).

„Wilhelm von Kügelgen." Von Fritz Ernst (Neue Schweizer Rundschau XX, 7. Zürich).

„Ferdinand von Saar." Von Erwin H. Rainalter (Radio III, 43. Wien).

„Frank Wedekind. Das Thema seines Schaffens." (Bühnenblatt der städt. Bühnen IV, 15. Dortmund).

„Carl Hauptmanns religiöser Weg." Von Hubert Razinger (Der Gral XXI, 10. Essen).

„Maria Janitschek. Ein Gedenkblatt." Von Fritz Michel (Frau und Gegenwart IV, 21. Hamburg).

„Julius Elias." Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXIII, 28. Berlin).

„Ein Oberösterreicher (Edward Samhaber)." Von Hermann Kienzl (Österreich-Deutschland IV, 5. Berlin).

„Aus Österreichs deutscher Dichtung und Kunst." Von Edward Samhaber (ebenda).

„Walther Siegfried." Von Josef Hofmiller (Der Lesezirkel XIV, 7. Zürich).

„Rückblick auf mein Werk." Von Eberhard König (Der Türmer XXIX, 10. Stuttgart).

„Friedrich Kayßler, der Dichter." Von Hans Sturm (Hellweg VII, 14. Essen).

„Georg Kaiser." Von Wolfgang Born (Reclams Universum XLIII, 42. Leipzig).

„Alfred Döblins ‚Manas'". Von Fritz Landsberger (Die Neue Rundschau XXXVIII, 7. Berlin).

„Albrecht Schaeffers Odysseeübersetzung." Von Ludwig Strauß (Die Horen III, 5. Berlin).

„Anläßlich einer neuen Verdeutschung der Odyssee." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XL, 10. München).

„Alfred Bock." Von Will Scheller (Die Brücke II, 7. Berlin).

„Johannes Mumbauer zum 60. Geburtstage. Eine Übersicht über sein Schaffen." Von Joseph Antz (Literarischer Handweiser LXIII, 10. Freiburg i. B.).

„Arnold Zweigs ‚Caliban'." Von Stefan Zweig (Das Tagebuch VIII, 29. Berlin).

„Das Gedichtwerk Ernst Bertrams." Von Ernst Heilbrunn (Der Kunstwart XL, 10. München).

Digitized by Google

„Jakob Schaffners Gedichte." Von C. F. W. Behl (Die Brücke II, 7. Berlin).
„Hans Friedrich Blunck." Von Hanns Arens (Die Kultur V, 11. Wien).
„Bubers Bibel." Von Emanuel bin Gorion (Das Tagebuch VIII, 25. Berlin).
„Richard Beer-Hofmann." Von Paul Wertheimer (Radio III, 40. Wien).
„Emil Ertl. Von deutscher Arbeit in Österreich." Von Friedrich Pock (Der getreue Eckart IV, 17/18. Wien).
„Werdegang eines Europäers (Heinrich Herm)." Von Sigmund Stang (Stimmen der Zeit LVII, 10. Freiburg i. B.).
„Vorau und der Dichter der Festenburg Ottokar Kernstock." Von Eduard Castle (Radio III, 42. Wien).
„Anna Richli." Von Joseph Zimmermann (Die Bücherwelt XXIV, 7. Köln).
„Hermann Hesse. Zu seinem 50. Geburtstag, 2. Juli 1927." Von Eduard Korrodi (Reclams Universum XLIII, 40. Leipzig).
„Hermann Hesse." Von Philipp Witkop (Die schöne Literatur XXVIII, 7. Leipzig).
„Hermann Hesse. Zu seinem 50. Geburtstag." Von Bruno Werner (Deutsche Rundschau LIII, 10. Berlin).
„Bitte an Hermann Hesse." Von Oskar Maurus Fontana (Das Tagebuch VIII, 27. Berlin).
„Aus meiner Schülerzeit." Von Hermann Hesse (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 11. Berlin).
„Von Mächten getrieben. Zum 50. Geburtstag Juliane Karwaths am 16. Juli 1927." Von Walther Bähr (Frau und Gegenwart IV, 28. Hamburg).
„Paula Grogger und ihr ‚Grimmingtor'." Von Hermann Kienzl (Österreich-Deutschland IV, 3. Berlin).
„Das Ende der Persönlichkeit (Über Bert Brecht)." Von Klaus Hermann (Die neue Bücherschau, 5. Folge, 2. Schrift, Berlin).
„Rudolf Haas." Von Fritz Trathnigg (Der getreue Eckart IV, 19/20. Wien).

* * *

„Das Kunstwerk Pedro Calderon de la Barcas." Von Eugen Gürster (Deutsche Rundschau LIII, 10. Berlin).
„Paul Valéry und sein ‚Herr Teste'." Von Max Rychner (Das Inselschiff VIII, 3. Leipzig).
„Brief von Frau Emilie Teste." Von Paul Valéry (ebenda).
„Zwei französische Romane (‚Bella'. Von Jean Giraudoux. ‚Die Einöde der Liebe'. Von François Mauriac). Von Efraim Frisch (ebenda).
„Begegnung mit Maupassant." Von Evelina Golgi (Die Weltbühne XXIII, 28. Berlin).
„Théâtre des Boulevards ou Recueil de Parades." Von Hans Peter Schmiedel (Zeitschrift für Bücherfreunde XIX, 4. Leipzig).
„Neue Wege proletarischer Dichtung in Frankreich." Von Arthur Arnold (Die neue Bücherschau, 5. Folge, 2. Schrift, Berlin).
„Französische Dichter." Von Hiltgart Vielhaber (Sozialistische Monatshefte XXXIII, 64. Berlin).
„Biblische Stilelemente bei Carlyle." Von Carla Weidemann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 5/6. Heidelberg).
„Sinclair Lewis zum Gruße." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VIII, 29. Berlin).
„Jack London." Von Edgar Stern-Rubarth (Deutsche Rundschau LIII, 10. Berlin).
„Strindbergs Religiosität." Von Wilhelm Hans (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Ist ‚Pelle der Eroberer' ein autobiographischer Roman?" Von Martin Andersen Nexö (Die neue Bücherschau, 5. Folge, 2. Schrift, Berlin).
„Knut Hamsun." Von Josef Glücksmann (Masken XX, 20. Düsseldorf).
„Das Schrifttum des heutigen Hollands." Von H. J. Wille, Amsterdam (Hellweg VII, 12. Essen).
„Das Satirische im südslawischen Volkslied." Von Georg Ebel (Der Gral XXI, 10. Essen).
„Der ‚Dichter' Kosma Prutkoff." Von August von Löwis of Menar (Zeitschrift für Bücherfreunde XIX, 4. Leipzig).
„Das philosophische Denken in der Sowjetunion." Von Iwan Luppol (Europäische Revue III, 4. Berlin).
„Polens schöne Literatur im Jahre 1926." Von Otto Forst-Battaglia (Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven III, 2. Breslau).

* * *

„Zwei kleine Beiträge zur Geschichte des hamburgischen Theaters." Von Rudolf Bülck (Zeitschrift für Bücherfreunde XIX, 4. Leipzig).
„Die Bühne des Hans Sachs." Von Herbert Engler (Zeitschrift für Deutsche Philologie LII, 1/2. Stuttgart).
„Gegenwart und Zukunft des europäischen Theaters." Von Kurt Elwenspoek (Die Vierte Wand 1927, 17. Magdeburg).
„Drama und Bühne." Von Eugen Kurt Fischer (Der Kunstwart XL, 10. München).
„Unzeitgemäßes Repertoire." Von Arthur Kahane (Die Vierte Wand 1927, 17. Magdeburg).
„Lebendiges Theater." Von Adam Kuckhoff (Der neue Weg LVI, 13. Berlin).
„Das deutsche Puppenspiel." Von Alfred Lehmann (Die Vierte Wand, 19, 1927. Magdeburg).
„Goethe als Theaterleiter." Von Friedrich Rosenthal (Masken XX, 20. Düsseldorf).
„Rede über die Volksbühne." Von Ernst Toller (Das Tagebuch VIII, 27. Berlin).

* * *

„Protokoll des Marburger Religionsgesprächs 1529." (Die Christliche Welt XLI, 14. Gotha.)
„Das Unsterblichkeitsgefühl großer Persönlichkeiten." Von Ernst Barthel (Antäus, Heft 7, 1927. Köln).
„Hamburg in der deutschen Literatur. Eine Ansprache zur 25jährigen Gründungsfeier der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel." Von Benno Diederich (Die Brücke II, 7. Berlin).
„Vom Sinn der Lyrik in unserer Zeit." Von Hanns Martin Elster (Die Horen III, 5. Berlin).
„Aus Österreichs deutscher Dichtung und Kunst." Von Ernst Freiherr von Feuchtersleben (Österreich-Deutschland IV, 6. Berlin).
„Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur." Von Ernst Freiherr von Feuchtersleben (ebenda).
„Menschen und Bücher. Jugenderinnerungen aus Alt-Berlin." Von Otto Franz Gensichen (Westermanns Monatshefte LXXI, 851. Braunschweig).
„Katholisches zum Fall Wittig." Von Anna Sophie Herde (Der Türmer XXIX, 10. Stuttgart).

Digitized by Google

„Die Metamorphose der ‚Betrachtungen eines Unpolitischen'." Von Arthur Hübscher (Deutsches Volkstum 1927, 7. Heft. Hamburg).

„Spätgotische Umkehr." Von Hanns Henny Jahnn (Der Kreis IV, 6/7. Hamburg).

„Burgenländische Erzähler und Dichter." Von Josef Kath (Österreichische Monatshefte „Der Fährmann" IV, Juni. Wien).

„Zweck und Form in der jungen Literatur." Von Lu Märten (Die neue Bücherschau, 5. Folge, 2. Schrift. Berlin).

„Eulenspiegels Weg zum Mythos." Von Wilhelm Meridies (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Zur Sprachpsychologie und Sprechpädagogik." Von Richard Müller-Freienfels (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Dreißig Jahre katholischer Literaturbewegung und Literaturarbeit. Ein Rückblick." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXIII, 10. Freiburg i. B.).

„Das Buch und seine Kritik." Von Reismann-Grone (Hellweg VII, 13. Essen).

„Extrablatt über Gedichtleser." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XX, 7. Zürich).

„Literaturgeschichtsschreibung der Gegenwart." Von Erwin Stranik (Hellweg VII, 14. Essen).

Echo der Bühnen

Kiel

„Bornhöved". En nedderdütsch Drama in en Vörspel un 3 Akten. Von Adolf Feldvoß. (Uraufführung durch die „Niederdeutsche Bühne" im Kieler Schauspielhaus am 10. Juli 1927).

Dieses mit einer geradezu marktschreierischen Reklame auf die Bühne gebrachte Drama, das den Befreiungskampf der Holsteiner in der Schlacht bei Bornhöved im Jahre 1227 schildert, ist in einem Plattdeutsch geschrieben, das eine Wucht, Zartheit und Bildkraft aufweist, wie sie mir bei keinem unserer plattdeutschen Autoren entgegengetreten ist; es ist kein Plattdeutsch, das an irgendeine Landschaft gebunden ist, sondern wie aus alten niedersächsischen Chroniken erwachsen. Das verbürgt schon von vornherein eine gewisse Wirkung. Sicherlich steckt auch in dem Autor, der tatsächlich mehr gegeben hat als ein bloßes Festspiel, dichterisches Können und auch Theaterblut; doch läßt sich die Patenschaft Schillers und Hebbels nicht verleugnen, wenn auch ohne entfernt deren Tiefe zu zeigen. Einmal läßt der Verfasser interessiert aufhorchen. Nach der Sage kommt die heilige Maria Magdalene den Holsteinern zu Hilfe, indem sie ihr Gewand vor die Sonne breitet, so daß die Krieger im Schatten fechten. Der Autor macht diese Legendengestalt, in deren Hand Sieg und Untergang liegen, zu einem handfesten dithmarscher Mädel, Mariemaleen, und formt sie zu einer Art Judith kleinen Formats — aber immerhin packt er sein Thema kühn und neuartig an. Leider führt er es nicht durch, sondern läßt im letzten Akt die Sonnenverdunkelung wieder auftauchen, dadurch sein eigenes Werk verdunkelnd. Der größte Mangel des Dramas aber ist, daß der Autor, der große Massen auf die Bühne bringt, mit diesen Massen nicht zu arbeiten weiß, so daß sich letzten Endes alles in einzelne Zwiegespräche auflöst, die sich aneinanderreihen, ohne sich zu einem Ganzen zu verschweißen. Dieser Mangel bringt es mit sich, daß besonders der letzte Akt wie eine dünne Wassersuppe wirkt. Schiller, Kleist, die mit Massen zu operieren wußten, versagten vor der Aufgabe, das Drängende, Ewigwechselnde des Schlachtfeldes, das ständige Kommen und Gehen, aus dem sich doch das eine Geschehen, auf das es ankommt, herausschält, klar heraus zu meißeln. Darf man da mit diesem neuen niederdeutschen Dramatiker allzusehr ins Gericht gehen, weil ihm hier alles vorbeigelungen ist? So mag er sich vorläufig damit zufrieden geben, daß ihm ein erfreuliches Können zugestanden wird; spätere, vielleicht in einem enger umzirkten Milieu spielende Arbeiten mögen den Beweis erbringen, daß die Hoffnungen, die man heute auf ihn setzt, berechtigt waren.

Wilhelm Lobsien

Echo des Auslands

Italienischer Brief

„Ohne festen Glauben macht man keine Poesie", und „heute glaubt der Mensch nur mehr an sich"; „um glücklich zu sein, muß man lieben; um die Welt zu lieben, muß man sie kennen, fühlen, entdecken: und diese Entdeckung heißt Poesie". „Hier wird die Verwandtschaft zwischen Poesie und Religion entdeckt." „Der Dichter vereinigt wieder, was getrennt ..." Mit diesen und ähnlichen Behauptungen, die Nichts neues an sich haben (man könnte nicht nur an Claudel, auf den sich der Dichter selbst beruft, sondern auch an Schiller, an die Romantiker denken), eröffnet G. Papini sein neues Buch Gedichte „Pane e vino" (Florenz, Vallecchi): mit einer Hymne an die Poesie und einer Invektive gegen die poesielose Zeit. Er sagt dann, daß es in unserer Literatur

Digitized by Google

immer zwei Typen von Dichtern gegeben habe, die weichen, elegischen einerseits, die harten, felsigen anderseits, und wünscht, der Leser möge ihn unter die letztgenannten setzen. Und in der Tat kann man nicht leugnen, daß etwas Kräftiges, Ursprüngliches in diesen Gedichten waltet: keine Spielerei mit Gefühlen, nichts Weiches, Krankhaftes: sondern die Sehnsucht, sich tief in sich zu versenken, um die eigene Menschlichkeit zu entdecken und bloßzulegen, die Sehnsucht, sich rein vor Gott zu fühlen, sein Licht in sich anzuzünden; ein unerbittliches Selbstbekenntnis und ein Glaube, die hier überzeugender wirken als in seiner berühmten „Storia di Cristo" und in seinem Roman „Un uomo finito". Etwas Hartes hat auch die Form, die jede Feinheit absichtlich meidet und dann und wann auch Freude an einer gewissen Grobheit zur Schau trägt. Kein Gedicht, kann man sagen, ist vollendet: neben Versen, die voll frischer Anschauung sind, findet man andere, etwas mühevoll, in denen der Gedanke nicht durch die Anschauung Farbe und Wärme gewonnen hat. Im ganzen, ein interessantes Buch, in dem, wenn auch nicht immer rein, eine Ader echter Poesie fließt.

Etwas Kräftiges haben auch die Gedichte von G. Umani, „Parabole gnostiche" (Ancona, La Lucerna). Kein Dichter von Beruf, vermeidet auch er alles, was den Dekadenten lieb, was Verfeinerung der Form und Sinnlichkeit heißt, und sucht in der Dichtung den schlichten, treuen Ausdruck seiner inneren Welt. Mit Rührung schaut er in sich und um sich, und in sich und um sich findet er dasselbe ewige Geheimnis, spürt er das Walten derselben Gesetze, so daß ihm die Natur zum Sinnbild seines eigenen Selbst und der menschlichen Seele wird. Etwas Schulmäßiges bleibt zuweilen in dieser Symbolik, und auch in ihm ist nicht immer der Gedanke zu Anschauung geworden: seine Verse sind aber trotzdem ein Zeugnis einer edlen Auffassung der Poesie, einer gedankenreichen und doch tief fühlenden Seele.

Viel Aufsehn hat eben ein lyrisches Gedicht A. Sofficis erregt: „L'elegia dell'Ambra" (Florenz, Vallecchi): 200 Verse im ganzen, in denen der ehemalige Futurist ins Gleise unserer klassischen Poesie zurückkehrt: Erinnerungen an die Kindheit, mit glänzenden ländlichen Szenen, in denen der Maler den Dichter ablöst, Betrachtung des eigenen Lebens, Versenkung in sich selbst. Reich an tiefen innigen Tönen sind zwei „Colloqui con Dio", die G. A. Cesareo im Januarheft der „Rivista d'Italia" veröffentlicht hat, ein Vorbote seines nächsten, erwarteten Buchs Gedichte. Keine Verse mehr, doch innig lyrisch sind die Prosabilder, die uns A. Negri in ihrem letzten Buch „Le strade" (Mailand, Mondadori) bietet: es sind Eindrücke, die die Dichterin in Capri, in ihrer lombardischen Ebene und hier und da aufgezeichnet hat, Eindrücke, die aus einer höchst feinen Sensibilität entspringen und sich gleich vergeistigen, während sie ein inneres Echo in ihrer Seele wecken. Landschaften, Typen, Personen bekommen auf diese Weise eine eigene Beleuchtung und Bedeutung: man hat sogar den Eindruck, sie dienten der Dichterin nur als Reiz, als Mittel, um die eigene innere Stimme zu befreien.

Mit freudiger Überraschung begrüßen wir das Wiedererscheinen des ersten Romans von Pirandello, „L'esclusa" (Florenz, Bemporad). Der Roman, der das Datum 1893 trägt und 1901 zum erstenmal veröffentlicht wurde, ist noch nicht veraltet, was seine Lebenskraft beweist. Es ist der Roman einer Frau, die unrechtmäßig von ihrem Mann als untreu verjagt, durch die Verfolgungen durch ihn und seine Familie, durch das trotzige Unverständnis des eigenen Vaters, die öffentliche Verleumdung und Anklage, die wachsende Vereinsamung endlich in die Arme des Mannes geworfen wird, dessen Liebe sie früher zurückgewiesen hatte; sich nachher als eine Gefallene zu ihrem Manne findet, als er, selbst vereinsamt, durch eine Krankheit schwächer geworden und liebebedürftig, sein Unrecht erkennt und zu ihr zurückkehrt. Es ist ein Stoff, den auch der heutige Pirandello behandeln könnte: er würde ihm aber eine paradoxe Seite abgewinnen, über die Torheit der Menschen lächeln und viel, wenn auch geistreich und humorvoll, darüber räsonieren; der junge Pirandello dagegen, obwohl auch er auf seltsame Typen nicht verzichtet und dann und wann schon seine Vorliebe zum Humor beweist, zieht vor, sich in die Gefühlswelt seiner Personen, besonders der Heldin, zu versenken, sie treu und realistisch zu beleuchten, Farbe und Bewegung seinen Bildern zu geben (eine prächtige Volksszene sei dabei erwähnt) und läßt sich von der Leidenschaft seiner Helden selbst hinreißen: so schließt der Roman, der den Leser andauernd bannt, mit einem erschütternden gewaltigen Akkord.

Ein anderer Pirandello spricht zu uns in dem vor kurzem erschienenen 10. Band seiner „Novelle per un anno": „Il vecchio dio" (Florenz, Bemporad), ein Pirandello, der sich dem heutigen Dramatiker mehr nähert, bei dem aber die Anschauung frischer, die Phantasie reicher, der Humor sprühender ist. Es sind Novellen, die meistens in Sizilien, der Heimat des Verfassers, spielen, Erzeugnisse unserer besten Heimatkunst; einige darunter sind kleine Meisterwerke „Tanino e Tanotto", „La disdetta di Pentagora", „Lumie di Sicilia").

Ganz anders die Novellen von einem anderen Dramatiker, Roberto Bracco, von denen schon der 5. Band erschienen ist („Glispecchi", Palermo, R. Sandron). Man könnte sie als Komödien in Novellenform bezeichnen: der Dialog ist darin alles; die Personen, ihre Cha-

Digitized by Google

raktere und Handlungen sehen wir fast nur aus ihren Gesprächen: aber Zweck des Verfassers ist nicht so sehr, Charaktere zu zeichnen, Lebensbilder zu entwerfen, Lebensfragen zu behandeln, wie die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, ihn zu verblüffen, indem er ihn die Menschen und das Leben unter einer unerwarteten schrägen Beleuchtung sehen läßt, und geistreich und witzig zu sein. Das erreicht er völlig, vor allem durch die ungewöhnliche Leichtigkeit und Lebhaftigkeit des Dialogs.

Neben den (L. E. XXVIII, 171) charakterisierten Strömungen unseres heutigen Theaters verdient eine Reihe Dramen Erwähnung, die man wohl auch historische Dramen nennen darf, die aber, weit entfernt, dem Geschmack des Publikums zu huldigen, wie die Dramen der Benelli, Forzano, Berrini usw., eine höhere Auffassung der Kunst aufweisen, in dem Streben, die Persönlichkeit eines geschichtlichen Helden, die menschliche Bedeutung einer geschichtlichen Begebenheit, einer Periode hervorzuheben, eine gegenwärtige Lebensfrage durch die Betrachtung dieser Persönlichkeit, dieser Begebenheit, dieser Periode zu lösen. Es gehören dazu die Dramen „Lazzaro" — wie schon „L'arciduca" — von G. A. Borgese (Mailand, Mondadori), „Giulio Cesare" von E. Corradini (Mailand, Mondadori), „Socrate" von F. V. Ratti (Florenz, Vallecchi). So bekommt die Lazarusepisode bei Borgese eine neue Bedeutung: Lazarus, der von Jesus aus dem Tode wieder ins Leben gerufen worden ist, wird von der Angst vor der Nacht des Grabes, vor der Vergänglichkeit alles Irdischen befallen, will sich durch eine erzwungene Fröhlichkeit betäuben und verfällt so in Sünde; aber der Tod und die Auferstehung des Heilands öffnen ihm die Augen: das Leben entfärbt sich dann vor ihm, sein Leib fällt ihm zur Last, ein höheres Leben öffnet sich vor seinem inneren Auge: er wünscht am Ende wirklich zu sterben, um wirklich zu leben: so ist er gerettet, und das, und nicht seine Auferstehung, ist das wahre Wunder Christi. Um ihn einerseits die Schwestern, die fromme Martha und die gottbegeisterte Marie von Magdala; andererseits die junge Frau Agar, eine Griechin, die im Drama das Irdische, das Leben mit seinen Freuden, die heidnische Weltanschauung vertritt; im Hintergrund, nie sichtbar und jedoch immer gegenwärtig, der Heiland. Packend vor allem der Prolog und der 3. Akt. — Cäsar ist für Corradini der typische Vertreter unseres Geschlechts: groß, gut, weitsehend, vor nichts zurückweichend, was ihm für das Wohl des Staates notwendig erscheint, voll Zuversicht auf die zukünftige Größe Roms, mit dem er sich eins fühlt. Wider ihn kämpft die Eifersucht der Neider, das Interesse der Gegner, die Kraft der Überlieferung, der Eifer der Idealisten, während die Masse schwankt; so fällt Cäsar: aber seine Idee und seine Tat werden ihn überleben, denn sein Rom ist das ewige, unsterbliche Rom. Das Drama, in dem neben Cäsar alle Schichten des römischen Volks auftreten, eignet sich vielleicht nicht zur Aufführung; es ist aber reich an gewaltigen Szenen, und der Held mangelt nicht an Größe. — In „Socrate" begleitet Ratti den alten Philosophen in seinen letzten Tagen bis zu seinem Tod und versucht, uns ihn und seine Zeit nahe zu bringen. So leben wir im alten Athen, wie wenn wir in Florenz wären, und seine Personen sprechen ganz genau wie jedwede, die wir auf der Straße treffen können. Das macht zuweilen einen seltsamen Eindruck, man kann aber nicht leugnen, daß es dem Stoff Frische und Lebendigkeit gibt. „Socrate" ist keine eigentliche Tragödie, da der Held keinen Widerstand leistet und bewußt und fast freiwillig in den Tod geht; auch scheint er zuweilen eher ein witziger Sonderling als ein Philosoph; der Versuch verdient trotzdem im ganzen Achtung und ist auch bühnengemäßer als die vorgenannten Dramen.

G. E. Vellani übersetzt in Versen den I. Teil von Goethes „Faust" (Mailand, L. F. Cogliati). Trotz seiner Treue, seinem Fleiß, seinem richtigen Begriff des Übersetzens kann man nicht behaupten, er habe mit seiner edlen Mühe den Zweck erreicht, das unsterbliche Werk unserem Publikum genießbarer zu machen, als es in den früheren Übersetzungen (z. B. in der von Biagi) schon war. Ausgezeichnet und viel besser als die schon vorhandenen ist dagegen Errantes Übersetzung der „Iphigenie auf Tauris" („Ifigenia in Tauride", Mailand, Unitas).

*

A. Farinelli hat seine zahlreichen italienischen Aufsätze über deutsche Literaturgeschichte in einem schönen Band gesammelt („Poesia germanica", Mailand, Corbaccio). Es sind Aufsätze und Charakteristiken, die meistens aus seiner akademischen Tätigkeit herrühren und hervorragende Persönlichkeiten (Walter von der Vogelweide, Goethe, Schiller, Fr. Schlegel, Tieck, C. F. Meyer, Keller) oder wichtige Perioden (die deutsche Mystik, Renaissance und Reform) oder literarische Beziehungen zwischen Deutschland und Italien (Heinse, Bertola) behandeln. Darunter hat er auch die tüchtige Jugendarbeit „Goethe e il lago Maggiore" aufgenommen. Zur gleichen Zeit veröffentlicht er drei glänzende Charakteristiken von Hölderlin, Nietzsche und Hauptmann in dem Bande „L'Europa nel secolo XIX. 2. La letteratura" (Padova, C. E. D. A. M.), der auch andere erwähnenswerte Beiträge von ihm und anderen hervorragenden Gelehrten zur Literaturgeschichte anderer europäischer Völker enthält. Es seien darunter auch G. Gabettis ausgezeichnete Charakteristiken von Ja-

Digitized by Google

cobsen, Björnson, Ibsen, Strindberg besonders hervorgehoben. Während Farinelli seine zerstreuten Aufsätze sammelt, läßt seine Produktivität nicht nach: eine umfangreiche Arbeit von ihm ist eben erschienen, die nicht nur dem Kritiker, sondern auch unseren Studien Ehre macht: ein dreibändiges Werk über „Il romanticismo nel mondo latino" („Letterature moderne", Turin, Bocca), ein Gegenstück zu seinem „Il romanticismo in Germania" (Bari, Laterza, 1922²). Von der geliebten Einzelcharakteristik steigt hier Farinelli zum großartigen Bild einer ganzen Epoche. Keine Geschichte der europäischen Romantik, auch kein Versuch, die romantischen Strömungen zu unterscheiden und zu charakterisieren: nichts liegt Farinelli weiter entfernt als die Lust am Zersetzen, Klassifizieren, Definieren; er will sich vielmehr in die Gefühls- und Phantasiewelt der Dichter und Schulen, die sich romantisch nannten, versenken; liebevoll, und doch unabhängig, betrachtet und, ich möchte sagen, erlebt er diese Welt, immer bemüht, zu begreifen, was Keime von Leben enthält, ins Licht zu ziehen, was echt und menschlich ist, nicht streng zu verurteilen, was man in der Romantik als krankhaft und ungesund zu verdammen pflegt. So erscheint ihm die Romantik bei den neulateinischen Völkern bei weitem nicht so reich an gedanklichem philosophischen Gehalt wie die deutsche Frühromantik, aber trotzdem doch immer aus dem Streben geboren und vom Streben erfüllt, die Poesie dem Leben anzunähern, ihre Welt zu erweitern und zu bereichern, die Poesie zum echten Ausdruck des Innenlebens zu machen, der Poesie einen tieferen, menschlicheren Inhalt zu geben. Alle Seiten des Lebens und der Kunst der Romantik bei den neulateinischen Völkern werden von Farinelli eingehend berücksichtigt: Ästhetik, Philosophie, Religion, Musik, Politik, Poesie, Hang zum Unbestimmten, Geschichte, Vorliebe zum Mittelalter, Pessimismus, Natur, Liebe, Tod... Dabei zieht Farinelli fortwährend alle bedeutenden, oft auch kleinere Schriftsteller Italiens, Frankreichs, Spaniens, Portugals, zuweilen auch anderer neulateinischen Stämme oder der Völker von Südamerika in Betracht: und immer im Hintergrund als typische romantische Bewegung und als Maßstab bleibt die deutsche Romantik. Der 3. Band des vortrefflichen Werks, das bald auch in spanischer und portugiesischer Übersetzung vorliegen wird, ist einer höchst reichen und genauen Bibliographie des Stoffes gewidmet.

In derselben Sammlung veröffentlicht R. Bottacchiari eine gute Heine-Monographie („Heine", Turin, Bocca). Überzeugt, Heine sei einzig als Dichter zu betrachten, vernachlässigt er absichtlich seine nie zusammenhängende Gedankenwelt und sucht nur den eigentlich menschlichen und dichterischen Wert seines Werks zu beleuchten und zu würdigen: das Leben des Dichters interessiert ihn nur, insofern es im Verhältnis zu seinem Werk ist und zum psychologischen Verständnis desselben helfen kann. Auf diese Weise erhebt Bottacchiari sich über die Streitigkeiten für und wider den Menschen, den Juden, und indem er zum Verständnis von dessen menschlichen Schwächen einladet, vermag er desto freier und vorurteilsloser was ewigen Wert in seiner Dichtung hat hervorzuheben. Das Buch gipfelt in dem Kapitel über die Reisebilder, in dem unter anderem die Heinesche Ironie scharfsinnig erörtert wird.

Die Poesie, vorwiegend die Lyrik, von Mörike und Lenau behandelt G. Gabetti in seinem Buch „La poesia di Mörike e di Lenau" (Rom, Stock). Mit einer eindringenden, streng ästhetischen Analyse führt er uns in die dichterische Welt zuerst Mörikes, dann Lenaus, die er nicht miteinander vergleicht, sondern einzeln charakterisiert. Er bekümmert sich nicht um die Entstehungsgeschichte, um den ideellen Gehalt ihrer Poesie, um deren Verhältnis zu dem Leben: er will uns dagegen zeigen, wie ihre Phantasie schafft, aus welchem Stoff sie ihre Träume webt, wie und wann der Dichter seine Befreiung in der Kunst sucht und findet. Und in dieser Untersuchung beweist er eine wirklich ausgezeichnete Feinheit. So betont er die frische lichte Anschaulichkeit der Träume, in die sich Mörike aus seiner inneren Unruhe flüchtet, seinen Formsinn, seinen Humor, den Realismus, womit er sich freudig an die äußere Welt anschmiegt und zugleich den Hang zum Märchenhaften, wodurch sich diese Welt in eine Traumwelt verwandelt, den innigen ruhigen Gang seines Stils. In Lenau hebt er dagegen die hinreißende Leidenschaftlichkeit, die gespannte Subjektivität hervor, die zu oft sein Schaffen trüben und alles Äußere umformen und färben, den musikalischen Charakter seiner Eingebung und seiner Lyrik, den Hang zur symbolischen Auffassung der Natur und zu den Mythen, die Unfähigkeit einer Entwicklung.

Kants Philosophie wählt P. Carabellese zum Gegenstand eines gründlichen, vierbändigen Werks, dessen 1. Band eben erschienen ist („La filosofia di Kant" Florenz, Vallecchi). Nicht Kants Kritizismus meint Carabellese mit Kants Philosophie: denn der Kritizismus ist nur der Weg zur Philosophie, die notwendige Vorbedingung jeder künftigen Metaphysik; sondern was den Kern von Kants Denken, seine eigentliche Metaphysik ausmacht, die der Philosoph, ganz mit der Darstellung seiner kritischen Entdeckung beschäftigt, von dieser nicht immer loszulösen und zu entwickeln vermochte, die aber in dieser Darstellung wo nicht ausdrücklich ausgesprochen, doch sicherlich mit einbegriffen ist. Der 1. Band ist der „idea teologica" gewidmet. Der 2. und 3. Band werden die psychologische und die kos-

Digitized by Google

mologische Idee behandeln; der 4. wird die ganze spekulative Persönlichkeit Kants erörtern. Die Arbeit, die sich auf eine jahrelange Beschäftigung mit Kant stützt und mit Strenge und Scharfsinn durchdacht ist, verdient den deutschen Gelehrten empfohlen zu werden.

Die siebenhundertste Wiederkehr des Todestages von Franz von Assisi hat zu einer Menge Schriften über ihn Anlaß gegeben. Neue Ausgaben der „Fioretti" sind überall erschienen, darunter nicht wenige sehr empfehlenswert: ich erwähne nur die Ausgaben, die M. Casella (Florenz, Sansoni), L. Asioli und E. Vampa (Mailand, Hoepli), F. Casolini (Mailand, Agnelli), V. Facchinetti (Rom, Soc. ed. d'arte ill.), C. Gallarati Scotti (Florenz, Barbera), F. Sarri (Florenz, Vallecchi) besorgt haben. Ausgezeichnet die Ausgabe von A. Sodini, die auch eine gute Einleitung von A. Galletti enthält (Mailand, Mondadori). Unter den kritischen Monographien seien die von L. Salvatorelli (Bari, Laterza), von C. Gallarati Scotti (Città di Castello, „Leonardo da Vinci"), von A. Fortini (Mailand, Alpes) sowie die 2. Auflage der von Facchinetti (Mailand, Lega Eucaristica) erwähnt. Für ein größeres Publikum bestimmt, jedoch empfehlenswert ist die Auswahl, die uns M. Chini bietet in seinem Buch „Vita e poesia di S. Francesco" (Florenz, Bemporad), in dem nach einer Einleitung über die Persönlichkeit und die Poesie von Franz von Assisi einzelne besondere Kommentare jedes Stück aus den „Fioretti" oder aus den „Considerazioni sopra le Stimmate" begleiten und, während sie dem Leser das Beste dieser Werke bieten und erklären, ihm ein anziehendes Bild des Heiligen geben. Der stattliche Band ist mit schönen Xylographien geziert. Eine Bibliographie aller Neuerscheinungen über Franz von Assisi findet man in der Zeitschrift „Leonardo" (Rom, 3. u. 4. Heft 1927).

Einen erfahrenen und sachkundigen Führer durch die moderne italienische erzählende Literatur kann der deutsche Leser im Buch L. Russos „Italienische Erzähler 1860—1926" finden, das eben in der Übersetzung von L. M. Kutzer erschienen ist (Julius Groos, Heidelberg). Eine gute Einleitung erörtert die Entwicklung unserer erzählenden Literatur von der Romantik zum Realismus, der als eine Weiterentwicklung der gesündesten romantischen Tendenzen erklärt wird, zur Dekadenz, als letzter europäisierender Phase unserer Romantik und zu den heutigen noch tastenden Versuchen. Unsere Erzähler werden dann in den drei folgenden Abschnitten einzeln besprochen und scharfsinnig charakterisiert. Ein gutes bibliographisches Verzeichnis ist für jeden Erzähler gegeben.

Es ist hier nicht der Ort, historische Werke zu besprechen; ich darf aber nicht die wirklich hervorragende Leistung verschweigen, die G. Volpe auf diesem Gebiet in seinem Buch „Il medioevo" (Florenz, Vallecchi) gegeben hat. Es ist ein sehr interessantes Bild des ganzen Mittelalters, in all seinen Seiten, unter dem politischen, religiösen, ökonomischen, kulturellen, literarischen Gesichtspunkt betrachtet. G. Volpe, der einer unserer besten Geschichtsforscher ist, weiß auch hier seine Gelehrsamkeit in Leben zu verwandeln, so daß sein Buch sowohl dem Gelehrten wie dem Laien lehrreich und anziehend wird. Bei demselben Verlagshaus veröffentlicht M. Ottokar eine Arbeit über „Le città francesi nel medioevo", in dem die juridische konstitutionelle Verfassung von Cambrai, Noyon, Beauvais, Soissons, Senlis im Mittelalter in ihrer Entstehung und ihrem Wesen mit strenger Methode und neuen Ergebnissen untersucht wird.

„Il Convegno" (Mailand), Heft 8, Juli 1926; „Goldoni allo specchio" von E. Levi, „Francesco Acri, ottimo scrittore italiano" von G. Raimondi; Heft 11—12 u. 1—2 (1927), „Eine Halligfahrt" (in einer feinen Übersetzung von E. Ferrieri) von Th. Storm; Heft 11—12 „Prime versioni italiane di James Joyce" von C. Linati.

„Nuova Antologia", 1. Juni 1926: L. Barthou, „Anatole France". 16. Juni: F. Torraca „Alessandro d'Ancona". 1. Juli: A. de Bordari „G. Hauptmann nel suo sessantesimo anno". 16. Juli: M. Scherillo „Giovanni Pontano nel 5. centenario dalla nascita". 1. Aug.: E. Cocchia „Il millenario virgiliano e la tomba del poeta". 16. Aug.: Beonio Brocchieri „Giovanni Milton". 1. Sept.: M. Porena „Per la storia degli luni sacri e del Poema sulla vaccinazione di Alessandro Manzoni"; A. Faggi „Il personaggio shakespeariano di Jago e due tragedie italiane" (d. h. „Galeotto Manfredi" von V. Monti und „Don Garzia" von Alfieri). 16. Sept.: G. Albini „Nel millenario virgiliano: il cantore de'bucolici carmi". 1. Okt.: A. Baccelli „Pietro Cossa". 16. Okt.: P. Raina „S. Francesco d'Assisi e gli spiriti cavallereschi"; M. Faloci Pulignani „I Fioretti di S. Francesco"; C. Linati „Un romanziere lombardo: Emilio De Marchi". 1. Nov.: A. Galletti „Il cantico del sole". 1. Dez.: A. Gandiglio „Pascua, rura, duces"; L. Balli „Adolfo de Bosis". 1. Jan. 1927: G. Albini „La seconda ode del Carducci alla regina Margherita"; 16. Jan.: R. Papini „L'Italia, l'arte e la critica"; M. de Rubris „Genesi e vicende del primo scritto politico di M. D'Azeglio". 16. Febr.: E. Pais „Domenico Comparetti"; F. Ermini „Le opere di Hrotsvit". 1. März: A. Chiappelli „Giotto poeta. Testo critico della canzone sulla povertà"; F. Liuzzi „Interpretazione dell'Eroica". 1. April: F. Formigari „Poetica Leopardiana"; L. Gigli „Il viennese

Digitized by Google

Auernheimer". 16. April: M. Scherillo „Manzoni e Carlo Porta"; A. Zardo „Apostolo Zeno e le sue ‚Poesie dramatiche'" In den Heften 16. Mai bis 16. Juni 1926 eine originelle Komödie von G. B. Viola: „Il cuore in due"; in den Heften 16. Sept. bis 16. Oktober ein Roman von G. Marussig: „Uomini di confine".

Genua G. A. Alfero

Dänischer Brief

In den letzten Jahren macht sich deutlich eine Verschiebung in der dänischen Literatur bemerkbar. Neue Namen sind aufgetaucht, die Männer, deren erste Bücher in den Nachkriegsjahren erschienen, sind heute in den Dreißigern, ihre Produktion, die vor acht Jahren den dänischen Parnaß revolutionieren wollte, ist nicht mehr unerhört und rebellisch; sie folgt mehr und mehr den Stilprinzipien, die für die Dichtung vor ihnen gegolten haben, und zeigt deutlich, daß der erste Impetus verebbt ist. Wie selbstverständlich in einem so schreibfrohen Lande wie Dänemark (laut Statistik ist Dänemark das Land in Europa, in dem im Verhältnis zur Einwohnerzahl alljährlich die meisten Bücher erscheinen) sind neue Autoren aufgetaucht, wenn auch nicht mit so viel Geräusch und so hohen Prätentionen wie seinerzeit Tom Kristensen und Emil Bönnelycke. Was einer dieser Neuen bemerkte, gilt von ihnen allen: sie haben alle mehrere Bücher hinter sich, die alle von der Kritik als lobender Anfang bezeichnet wurden; aber bis der Verfasser das nächste Buch herausgab, hatte nicht nur das Publikum sondern auch die Kritik das vorhergegangene vergessen und pries auch das neue Opus wieder als „verheißungsvolles Debüt". Der diese Bemerkung machte, Johannes Povlsen, ist tatsächlich kein Bahnbrecher, sein Stoffgebiet ist das vieler Romanschriftsteller vor ihm, das Land und die Kleinstadt, sein Stil ist schlicht wie seine Gestalten, seine Milieuschilderung objektiv und realistisch. Die Hauptgestalt seines letzten Romans „Julie Pandum" (Gyldendal) ist ein älteres Mädchen, das mit Angst einer einsamen Zukunft in ihrem Handarbeitsladen entgegensieht, nachdem der Jugendfreund sie verlassen hat. Mit dem Reichtum ihres Gefühls beschenkt sie einen scharmanten, aber unzuverlässigen Maler, der sie, als sie ein Kind erwartet, im Stich läßt. Es ist dem Autor gelungen, diese schlichte Geschichte, die übrigens im Stoff viel Ähnlichkeit mit der neuen Himmerlandgeschichte von Johannes V. Jensen „Jörgine" (Hage & Clausen) hat, lebendig zu erzählen und die Sympathie, die er selbst für Julie Pandum hegt, „diese Perle, die in der nüchternen Einfassung der Kleinstadt entsteht", dem Leser mitzuteilen. — Auch Thomas Olesen-Løkken war bis vor kurzem so gut wie unbekannt, obwohl er im Lauf der Jahre eine Reihe umfangreicher Bauernromane geschrieben und das fünfzigste Jahr erreicht hat. Sein Buch „Povl Dam" (1. Band Jugend, 2. Band Kampfjahre, beides bei Gyldendal) spielt in der Zeit des erwachenden politischen Verständnisses des Bauern nach dem verlorenen Krieg von 1864; es schildert den Kampf des Bauern Povl Dam zwischen der Liebe zu einer armen Näherin und der Pflicht, sein Leben so einzurichten, daß vor allem der Väter Hof im Besitz der Familie bleiben kann. Für den dänischen Leser ist die Schilderung der kulturellen Bewegungen, an denen der Bauer jener Zeit teilnimmt (Volkshochschulwesen, Abstinenzlerbewegung, Riffelbewegung), sicher interessant, liegen sie doch so nahe zurück, daß die Älteren unter ihnen noch selbst daran teilgenommen haben; ob das Buch in seiner deutschen Übersetzung, die demnächst erscheinen wird, Erfolg haben kann, scheint zweifelhaft.

Interessanter als diese beiden traditionsgetreuen Autoren scheinen die Männer, die das Stoffgebiet der dänischen Romanliteratur erweitern oder neue Stilprinzipien anwenden. Hier ist vor allem Axel Sandemose zu nennen. Er ist der Dichter des Seemannslebens, und zwar schildert er nicht wie so viele Dänen das Leben des Küstenfischers, der eigentlich beinah so bodenständig ist wie der Bauer, sondern das Leben des Seemanns auf Langfahrt. Der Schauplatz seiner Erzählungen ist fast immer das Segelschiff, das wochenlang unterwegs ist, ohne einen Hafen anzulaufen. Wie hier dieselben Menschen auf denkbar engstem Raum ganz und gar mit — oder vielmehr gegeneinander — zu leben gezwungen sind, ist sein unerschöpflicher Vorwurf, und meisterhaft schildert er, wie diese Menschen sich ineinander verkletten wie Krebse, die man in ein zu enges Gefäß eingeschlossen hat. Gewaltsam und brutal sind die Vorgänge in Sandemoses Büchern, roheste Prügelszenen wegen irgendwelcher Kleinigkeiten sind die Regel, Totschlag nichts Seltenes, aber wie Sandemose selbst das begründet: „Die Natur reagiert dagegen, daß jemand sich zu Tode langweilt." Ein solcher Ausspruch charakterisiert übrigens ganz gut die handfeste, durch sein eigenes Seemannsleben gehärtete Lebensauffassung des Verfassers. Er hat die Menschen nackt gesehen, nur ihren primitivsten Instinkten lebend, und so schildert er sie, mit humorvoller Verachtung. Es ist selbstverständlich, daß diese Art von Humor nicht befreiend wirkt und Lachen auslöst, sondern daß sie nur eine Abwehrstellung bedeutet, um sich vor Verzweiflung zu bewahren. Immerhin hat man Sandemose dieses Jahr mit dem dänischen Humo-

Digitized by Google

ristenpreis bedacht und ihn damit zu dem größten lebenden dänischen Humoristen gestempelt. Doch ist gerade sein diesjähriges Buch „Der Klabautermann" (Gyldendal) völlig humorlos. Nicht weil es Sandemoses erstes Buch mit tragischem Ausgang ist — die guten Ausgänge der früheren Bücher wirken im Gegenteil angekleistert —, aber der Ausgang des „Klabautermann" ist eigentlich trostloser als psychologisch notwendig erschiene. Der alte Kapitän des Schiffes wird, weil er seine zwanzigjährige Pflegetochter mit Gewalt auf sein Schiff geführt und zu seiner Frau gemacht hat, nicht nur von einem der Matrosen, der die junge Frau liebt, ermordet, was die Seemannsmoral wohl gerecht finden würde, sondern er muß zur Strafe als Klabautermann in alle Ewigkeit leben, nachdem die Besatzung das Schiff auf die Klippen gesteuert hat, weil einer der Matrosen die von ihnen allen wie eine Heilige verehrte Frau besessen hat. Aber obwohl die Verquickung dieser Schiffsgeschichte mit der alten Sage überflüssig ist, machte mit Recht gerade dieses Buch seinen Autor berühmt. Die Handlung ist geschlossener; in dem alternden Kapitän, dem beim Tode seiner Frau erst klar wird, daß er sie nie geliebt und überhaupt eigentlich nie das Leben genossen hat, und der sich nun mit all seiner aufgespeicherten Lebenskraft auf das junge Mädchen stürzt, ist Sandemose eine packende und ungebrochene Menschenschilderung gelungen. Und prachtvoll ist die Atmosphäre auf dem Schiff gezeichnet, wie die Leute die Frau ahnen und schließlich entdecken. Nun gibt es nur zweierlei; entweder sie stürzen sich auf sie in entfesselter Begier, oder sie weichen zurück in scheuer Demut. Und dies geschieht. Das Motiv der versteckten Frau auf dem Schiff hatte Sandemose schon einmal, in „Jugendsünden", angeschlagen, aber damals nutzte er es nicht aus, sondern häufte statt dessen Handlung auf Handlung. Daß er dasselbe Thema nun zum Angelpunkt eines neuen Buchs macht, scheint auf künstlerische Ökonomie und Beschränkung hinzudeuten. Es ist zu hoffen, daß Sandemose seinem einzigen Thema: Menschen auf dem Schiff (ob es in einem anderen Buch ein Holzfällerlager auf Labrador ist, spielt keine Rolle, die Atmosphäre ist dieselbe) noch neue Seiten abgewinnen kann, ohne sich auszuschreiben. — Auch Aage Brodersen gehört zu der jüngsten Generation. Seine Erzählungen spielen in der Stadt, seine Stärke ist die Schilderung des Durchschnittsmenschen, sei er Arbeiter oder Kleinbürger. Sein diesjähriges Buch Pelargonien (Woel) enthält eine Reihe kleiner Novellen, deren Stoff und Gestalten zum größten Teil aus seinen früheren Büchern stammen. Brodersens artistisches Können ist groß, und daneben ist er ein scharfer Gesellschaftskritiker. Ohne daß sie seine sozialen Ansichten, die vermutlich recht radikal sind, aufdrängen, erwecken seine Bücher den Eindruck, daß hier nicht nur ein Erzählertalent am Werk ist, sondern daß der Verfasser wirklich etwas auf dem Herzen hat. — Jakob Paludan, dessen Buch „Vögel ums Feuer" weit über durchschnittliche Romanliteratur herausragte, hat auch dieses Jahr einen Roman herausgebracht: „Die Saat reift" (Markerne Modnes, Gyldendal). In diesem Buch finden sich schöne Stimmungs- nnd Landschaftsbilder, und es ist selten so feinsinnig über Musik geschrieben worden. Die Gestalt des linkischen, von Hemmungen gequälten Müllersohns, der Musiker werden will, reiht sich würdig an frühere psychologische Meisterwerke des Verfassers. Aber die meisten anderen Gestalten bleiben Klischees, und die Handlung nähert sich bedenklich guter Reiselektüre.

Karin Michaelis und Gunnar Gunnarsson haben ihre Kindertrilogien fertiggestellt. Aber ihre dritten Bände besitzen nicht mehr den Scharm der vorhergegangenen, besonders der ersten Bände. Gunnar Gunnarsson ist in „Nacht und Traum" (Gyldendal) der Gefahr nicht entgangen, die autobiographischen Büchern immer droht, er sieht die Ereignisse in der Bedeutung, die sie für ihn haben. Weil alles für ihn persönlich wichtig ist, erzählt er alles mit gleicher Gründlichkeit ohne schärfere Akzente und ermüdet den Leser mit allzuviel Unwesentlichem. Karin Michaelis' dritter Band von „Der Baum des Guten und Bösen", „Das Geheimnis" überschrieben (Jespersen), ist voll sprudelnden Lebens; die Verfasserin versteht es, einem im Grunde alltäglichen Mädchenleben den Glanz des Abenteuerlichen zu verleihen durch ihre Fabulierkunst, aber die Schilderung der Menschen, mit denen Gunhild in Kopenhagen in Berührung kommt, ist gar zu unruhig und flimmernd. Als Ganzes aber ist diese dreibändige, größtenteils selbstbiographische Erzählung mit das Beste, was in diesen Jahren in Dänemark erschienen ist.

Harry Söiberg hat mit seinem Roman „Der Seekönig" (Aschehoug) eine neue Romanreihe eröffnet, die den dänischen Nordseefischer schildern soll. „Der Seekönig" ist ein monumentales Buch, der Titelheld, ein reicher alter Kapitän, ist der erste Mann in seinem Ort. Daher der Name des Buchs. Er ist eine reckenhafte Gestalt, voll eiserner Energie und rücksichtsloser Kühnheit, er trägt kein Bedenken, mit seinem eigenen Leben auch das seiner Mannschaft aufs Spiel zu setzen. Nur um nicht die Ladung seines Schiffs preisgeben zu müssen, bleibt er in einer entsetzlichen Sturmnacht auf hoher See. Besitz und Macht sind ihm alles. Den anderen — bekannteren — dänischen Typ schildert Johannes Buchholtz, den heiteren, lebenslustigen, wesentlich

Digitized by Google

vom Gefühl bestimmten Menschen. Buchholtz gilt als hervorragender Vertreter der spezifisch dänischen „Laune", des Humors, der nicht Übermut und Bejahung ist, sondern Skepsis und Selbstbescheidung. Doch ist seine Darstellung von Schicksalen und Menschen eigentlich bizarrer als der Humor des Dänen, der Übersteigerung scheut. Buchholtz hat eine Vorliebe für das Maßlose. Wie in ungefähr all seinen Büchern ist in „Der goldene Baum" (Gyldendal) eine der Hauptgestalten ein Mann der nicht anders als in Extremen leben kann, und zwar vorwiegend in einem Zustand von Begeisterung und Hochspannung, dem jede Begründung in den äußeren Umständen fehlt. Die anderen Gestalten, eine verschrobene alte Tante, die an einem Roman arbeitet, in dem sie die Ähnlichkeit der Menschen mit den Ratten aufzeigen will, ein halbwüchsiger, unendlich unbegabter und unendlich gutmütiger Junge, der schließlich von einem energischen älteren Fräulein geheiratet wird, sind, wie der Däne es ausdrückt, „etwas nach einer Seite" geraten. Eine Galerie schnurriger Persönlichkeiten ist gruppiert um Gertrud, ein prachtvolles lebenslustiges Geschöpf, dessen Leben und Enttäuschungen den Inhalt dieses Buchs bilden. Mit dem Tode von Gertruds Jugendfreund ist der Roman zum großen Staunen des Lesers plötzlich zu Ende, und die mystische Notiz: „Dies Buch wird wohl eines Tages fortgesetzt werden" läßt einen zweiten Band erwarten. — Sven Lange ergänzt die Reihe seiner historischen Romane, die er mit der Brandes-Zeit in „Erste Kämpfe" begonnen hatte, nach rückwärts mit dem auf dem Kgl. Theater mit großem Erfolg aufgeführten „Ein Tag auf Schloß Hirschholm", das in der Regierungszeit des schwachsinnigen Königs Christians VII. spielt und mit dem chronologisch anschließenden Roman „Amor und Bacchus", der das Leben am Hofe und vor allem unter den Schauspielern des Theaters und in Dreyers Klub schildert, wo die bedeutenden Männer jener Zeit verkehrten. Die Gegenüberstellung des jungen Oehlenschläger und des späteren Vaudeville-Dichters Heiberg, der damals noch ein Knabe war, ist eine Szene, die man im Gedächtnis behält; doch hat das Buch kaum Interesse für nichtdänische Leser, die nicht den historischen Hintergrund kennen. Das gilt noch stärker für Svend Leopolds „Das Leben einer Schauspielerin" (Gyldendal), das die Dilettantentheater im Anfang des 19. Jahrhunderts in Kopenhagen schildert.

Laurids Bruun ist nahe daran, seinen Van Zanten zu den Schatten fahren zu lassen in dem Buch „Van Zantens seltsame Langfahrt über die weiten Wasser". Leider erwacht Van Zanten nach allerlei dürr-allegorischen Fieberträumen, die ihn auf verschiedene von sonderbaren Wesen bevölkerte Inseln führen, doch wieder zum Leben, so daß neue Schilderungen seines unersättlichen Lebensappetits zu erwarten sind. Auch das einige Monate ältere Buch „Van Zantens Abenteuer" (Gyldendal) strahlt nicht mehr in den tropisch heißen Farben der ersten Van-Zanten-Bücher. — Emil Bönnelycke, vor einigen Jahren als einer der hoffnungsreichsten Autoren in Dänemark gefeiert, enttäuscht durch sein diesjähriges Buch „Die Flucht nach Agypten", das eine Fortsetzung von „Neue Jugend" ist. Seinem Buch fehlt eigentlich alles, was zu einem Roman notwendig ist; statt dessen bekommen wir ausführliche Berichte über Berlin, begeisterte Schilderungen einiger Aufführungen in Reinhardts Großem Schauspielhaus, die der Zukunft des deutschen Volkes eine äußerst schmeichelhafte Prognose stellen. Nur leider „von Kunst nicht eine Spur".

Die Theatersaison hat außer dem oben genannten „Ein Tag auf Schloß Hirschholm" nur ein Schauspiel aufzuweisen, das nicht nur einen starken Publikumserfolg erzielte, sondern diesen Erfolg künstlerisch verdiente. Es ist dies Johannes Heskjärs „Kristine". Das Verdienst, dies Stück aufgeführt zu haben, gebührt Betty Nansen, die den Versuch wagte, nachdem das Königliche und verschiedene Privattheater nicht das Risiko hatten auf sich nehmen wollen. „Kristine" ist eine Proletarierkomödie — übrigens ein Debüt realistischer Gestaltung. Kristine, die Tochter des „Kachelofenmannes", liebt einen Mann, den zu heiraten der Vater ihr nicht erlauben will, weil dieser ein unbeherrschter jähzorniger Mensch ist. Kristine, die mit dem Geliebten zusammen lebte, ist verschwunden und erscheint — dramatisch sehr wirkungsvoll — erst in der zweiten Hälfte des Stücks auf der Bühne. Die interessanteste Gestalt ist „der Fremde"; es ist dem Autor gelungen, diesen innerlich zerrissenen Menschen in seinem Kampf gegen die eigene schwierige Veranlagung packend zu schildern.

Für die Lyrik war dies Jahr, wie der dänische Schriftsteller Tom Kristensen es ausdrückt, „ein krankes Jahr".

Kopenhagen Gerda Haupt-Placzek

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Sebastian im Wald. Ein Roman. Von Friedrich Schnack. Hellerau o. J., Jakob Hegner. 234 S. Geb. M. 7,—.

Friedrich Schnack, der sich mit einer Reihe starker Gedichtbücher in die Literatur eingeführt hat, wendet sich in den letzten Jahren mit steigendem Erfolg der Erzählung zu. Dem vielverheißenden Roman „Die Hochzeit zu Nobis" und „Die goldenen Äpfel" läßt er nun diesen „Sebastian im Wald" folgen — eine reife Gabe von hohem dichterischen Rang. Der Held des „Romans" ist nicht der aus Brasilien zurückgekehrte, urwaldphantastische Sebastian, sondern der Wald selbst — der Wald im Wandel der Jahreszeiten, in all seiner sinnlichen Schönheit, in den Geheimnissen seiner Seele, in seiner mystischen und magischen Naturgewalt. In echter, beglückender Einfalt wachsen die Gestalten — Mann, Frau und Kind — aus dieser tief und vielfältig erlebten Waldwelt heraus, werden in ihrem Empfinden, ihrer Sprache, ihrem schlichten Tun und Lassen aus innerer Notwendigkeit, gar nicht irgendeiner Tendenz zuliebe, zum Gegenbild verkümmerten Stadtmenschentums. Der Innigkeit im kleinsten und feinsten der Eindrücke und Stimmungen ist Schnack gleich mächtig, wie der Erhabenheit des sturmdurchwühlten, der grausigen Wildheit des brennenden Walds. Wie sein Sebastian bläst er, die Wirklichkeit gleichnishaft durchleuchtend, auf der Wald- und Traumflöte seinen Traum vom ewigen Wald ... Man denkt an Stifter, man denkt an Reymonts „Polnische Bauern" — nein! man freut sich, jede öde Vergleicherei zum Teufel jagend, daß ein deutscher Dichter, verwurzelt im weinherbstfrohen Franken und doch so weltfrei, ohne artistische Kunststücke ein solches Hohes Lied der Waldseligkeit zu schaffen und schenken weiß.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Die Pest von Lianora. Von Robert Neumann. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 139 S.

Solche Brutalität, Phantasie, Innigkeit, Ironie und Sachlichkeit zu gleicher Zeit ist ein großes Versprechen.

„Die Pest von Lianora" ist eine bedeutend geschlossene Leistung, deren Phantasieüberschuß hier und da konventionelle Entgleisungen nicht zu vermeiden vermag — in diesem Fall ein positives Zeichen. Denn diese Novellen sind weit ab von einer üblichen schriftstellerischen Wirkungsroutine. Sie sind instinktiv geformt, atmosphärisch gedichtet und musikalisch empfunden. Aus einer Kette von Sprachklängen erstehen Visionen, deren Wirkung nicht in der logischen Folge, sondern in der Rhythmisierung von Sprachtönen begründet ist.

Eine noch strengere sprachliche Zucht, und Robert Neumann kann ein Roman von der phantastischen Dichte Döblins gelingen.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Meine Mutter. Von Isolde Kurz. Tübingen, Rainer Wunderlich. 83 S.

Aus diesem schmalen Buch blickt uns eine lautere Menschlichkeit an, das Bild einer Frau, einer Dichtergattin, einer liebenden Mutter, gezeichnet von der Tochter mit reinen klaren Zügen, in einer einfachen, aber eben darum so ergreifenden Sprache geschrieben. Ein innerlich so wertvolles Buch, doppelt wertvoll um der Schlichtheit willen, die die Größe der Dargestellten wie der Darstellenden auszeichnet. Ein eigenartiges, reiches Leben ist in diesen Seiten erschlossen, man legt dieses Büchlein mit Dankbarkeit aus den Händen, war man darin doch einer Frauengestalt nahe, einem Menschen, wie sie uns in dieser hastenden und jagenden Zeit immer mehr verlorengehen ... und doch liegt für uns alle in solchem Muttertum ein Trost für unser ganzes Leben.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Tagebuch eines Eisenbahners. Von Heinrich Eggersglüß. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 214 S. Geb. M. 5,50.

Wer auch nur einen kleinen Einblick in die ungeheure Arbeitsleistung der Eisenbahner hat, in die gewaltigen Anstrengungen jenes Arbeiter- und Beamtenheeres, in dessen Hand täglich das Leben vieler Millionen gegeben ist, wird keinen Augenblick zweifeln, daß eine „Symphonie der rollenden Räder" geschrieben werden könnte. Das Tempo der rasenden Züge, das herrliche Gefühl der Raumüberwindung, das Bewußtsein, verantwortlich für Tausende von Menschenleben, Millionen von Sachwerten und wiederum Herrscher zu sein über einen riesigen Maschinenkörper, müßte eine grandiose Basis geben für einen erschütternden Roman von Aufopferung, Arbeitswillen, Tatkraft, Erschöpfung und Gewalt. Aber wer dieses „Tagebuch" liest, wird erstaunt sein über die Inhaltlosigkeit eines Bremserlebens, das sich ehrgeizig in die Höhe schraubt und um dessentwillen weder Setzer noch Kritiker bemüht werden müssen. Es gibt bei Zola eine aufregende Stelle einer Eisenbahnfahrt: sie ist mehr wert, als sämtliche 214 Seiten dieses Tagebuchs, in dem auch nicht ein Funke dichterischen Sehens glüht. Wir brauchen keine Arbeiterdichter, sondern Dichter der Arbeit. Herrlich, wie Lersch, Bröger aus der Arbeit her den Rhythmus, den Sinn bis ins Tiefste schöpfen und Verse hämmern, die das Ohr nie vergessen kann, weil sie eben mehr als Arbeiter waren. Eggersglüß' Blick blieb an der Bremse hängen.

Berlin — Guido K. Brand

Die sieben Häuser. Wanderfahrten eines Lausbuben. Von Joseph Delmont. Leipzig und Zürich 1927, Grethlein & Co. 450 S. Geb. M. 7,—.

Zweifellos ein interessanter Mann, dieser Joseph Delmont. Man kommt einmal wieder drauf, wie gut es für einen Erzähler ist, wenn er viel erlebt hat, sich so recht den Buckel beladen hat mit irdischem Erleben kreuz und quer. Dazu kommt bei Delmont eine erzählerische Natur im Sinne Karl Mays, reich strömend aus schier unerschöpflichem Born des Abenteuerlichen. Des soll man sich freuen, denn die Erzähler sind spärlich, bei denen man unliterarische Daseinsfülle spürt, gespeist aus einem Kunterbunt der Berufe, Reisen, Menschenbegegnungen. Was Delmont leider fehlt, ist die Organisationsgabe, jene Gabe, die Erzählen erst zu künstlerischem Bilden macht. Zugleich mangelt letzte Wahrhaftigkeit im Sinn des Dichterischen. Was sich — wie stets bei dieser Feuerprobe — in häufig larmoyanten Liebesszenen zeigt. Wo dagegen der Faden weiterzuspinnen ist, zur Erweiterung der rein augenmäßigen Bilderfolge, setzt

Digitized by Google

die Phantasiebegabung Delmonts ein und vermag, wenn auch sonder Gliederung und tiefere Komposition, den Rahmen meist ungemein farbig auszufüllen. Dieser Erzähler ist naiv im Ausbreiten phantastischer Weltfülle, ohne die Gabe strenger Zielsetzung und Nuancierung der Begebnisse aus einer geistigen Souveränität. Man freut sich der echten erzählerischen Gabe, bedauert ihr Grenzenloses, das häufig den Kitsch streift in maßloser Expansion. Wie wär's, Herr Delmont, wenn Sie sich einmal in Zucht nähmen und nicht nur zur Steigerung der Erfolgkurve, vielmehr nach Maßgabe der Wertsteigerung produzierten? Zu unser aller Lust und Freude, die wir uns gern, ach so gern, in eine echte Romanwelt innig hineinleben.

Thematisch sei nur angedeutet, daß ein Junge aus wiener Proletariergegend viele Möglichkeiten des Artistenberufs durchläuft (Trapezakt, Dompteur ohne Peitsche), die ganze Welt bereist, an der Untreue seiner Frau zerbricht, die Meere (nach Verbüßung einer Freiheitsstrafe, da er den Treubruch blutig gerächt) als Seemann befährt, als Vierziger nach Wien rückkehrt, totgeglaubt und doch ersehnt von einer treuen Solveig, die gewartet hat Jahr um Jahr.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Vederama. Novelle. Von Paulfriedrich Juels. Varel i. O. 1927, Verlag „Am Kamin". 112 S.

Vederama gleich Verein der rasierenden Männer. Das sagt genug. Das flott und lebendig und nicht ohne eine gewisse Schreibkultur erzählte Bändchen ist eine recht kräftige Persiflage der allerorts wuchernden deutschen Vereinsmeierei. In einer Kleinstadt. „Vederama" ist die Gegengründung eines verliebten reichen Junggesellen, der damit zugleich dem „Verspaha" (Verein sparender Hausfrauen) den Rang ablaufen und dessen Leiterin, eine appetitliche Witwe, gewinnen will. Das erste gelingt ihm (ein Wettrasieren mit Preisen für die besten Schaumschläger, Einseifer und Rasierer eigenen Antlitzes ist eine Riesenreklame), das zweite nicht, denn die Dame hat sich bereits wiederverlobt, als der Gute aus seinem Vereinsgetriebe emportaucht, sich ihr Jawort zu holen.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Muscheln. Stücken un Steen ut mien'n Seesack. Von Rudolf Kinau. Hamburg 1927, Quickborn-Verlag 121 S. Geb. M. 3,80.

Rudolf Kinau beherrscht augenblicklich unbestritten die plattdeutsche Kurzgeschichte, und so ist es ihm auch jetzt gelungen, eine Anzahl aus scharfer Beobachtung niederdeutschen Wesens und Lebens erwachsener Erzählungen zu einem schönen, bunten Strauß zu vereinen. Glücklich mischt er Ernst und Lust, weiß in gutem Plattdeutsch Schwächen und Vorzüge seiner Landsleute an der Niederelbe in köstlicher Kleinmalerei darzustellen und findet für das, was er sagen und schildern will, sehr oft überraschend warme, herzliche Töne. Der große Erfolg, den er auch als Vorleser in den plattdeutschen Vereinen besonders durch seine derbkomischen Geschichten gehabt hat, hat ihn aber scheinbar einigen Erzählungen in diesem neuen Buch gegenüber etwas unkritisch gemacht; er hätte besser getan, diese Sächelchen, an die ein literarischer Maßstab überhaupt nicht anzulegen ist, nicht aufzunehmen; Erfolg verpflichtet zu höheren Dingen als zu Possenreißereien.

Kiel Wilhelm Lobsien

Wie mein Ohm Minister wurde und andere Novellen. Von Timm Kröger. 172 S. Geb. M. 3,—.

Ein schlechter Mensch und andere Novellen. Von Timm Kröger. 201 S. Geb. M. 3,50. Beide Braunschweig 1927, Georg Westermann.

Über Timm Krögers literarische Bedeutung und Stellung an dieser Stelle sich äußern, halte ich um so mehr für überflüssig, als die acht in den beiden oben genannten Bänden vereinigten Erzählungen nicht etwa dem Nachlaß entstammen, sondern Neuausgaben schon früher erschienener Dichtungen darstellen. Wer den Dichter kennt — und wer kennt ihn nicht? — hat Kostbarkeiten wie die beiden Titelnovellen oder „Der Pfahl", „Gräff", „Im Nebel", „Hans Stävelmann" schon längst zu seinen unverlierbaren Freunden gemacht und wird es begreifen, daß ich mich darauf beschränke, meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß der Verlag sich dazu entschlossen hat, schöne Einzelausgaben dieses norddeutschen Meisters der Novelle herauszubringen. Hoffentlich tragen sie dazu bei, den Dichter endlich ins Volk zu bringen; denn es ist heute noch so, daß er selbst in seiner engeren Heimat noch wenig bekannt ist.

Kiel Wilhelm Lobsien

Der Brockhof und seine Frauen. Roman. Von Gustav Schröer. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. 322 S. M. 4,— (6,—).

Daß ein Könner am Werk ist, merkt man gleich auf der ersten Seite, und daß ein ernsthaft ringender, ein in die Tiefen steigender und sich um Lösung verwickelter seelischer Probleme mühender Mensch sein Bestes gibt, wird einem schon in den ersten Kapiteln klar. Und darum bedaure ich es doppelt, sagen zu müssen, daß mich das Werk als Ganzes enttäuscht hat. Gewiß, es sind glanzvolle, überaus starke Stellen darin, blitzartig hervorschießende psychologische Feinheiten von geradezu überraschender Klarheit und Einfühlungskraft, und in reicher Fülle treten Naturschilderungen von bisweilen suggestiver Stärke auf, — aber ich werde das Gefühl nicht los, oft statt vor wirklichen Menschen vor problemtragenden, ins Maßlose übersteigerten Figuren zu stehen, die dazu noch geleitet werden von im Grunde genommen kleinlichen Antrieben und Ursachen, die im Verhältnis zur Größe eben dieser Figuren lächerlich erscheinen. Am besten sind dem Dichter die Männer gelungen. Die beiden von ihm zu führenden Mächten erhobenen alten Frauen erscheinen mir in ihrer fast antiken Gebundenheit an alte Mythen und ihrer schier übermenschlichen Starrheit nicht glaubhaft genug, und ihre Gegenspieler, die beiden jungen Frauen, sind, bei aller Anerkennung vieler gut beobachteter rein menschlicher Züge, zu sehr Romanfiguren vom alten Familienblattkaliber. Und doch versöhnen mit all diesem die in den Roman verflochtenen wundervollen Tagebuchblätter des als Torfgräber im Moor hausenden ehemaligen Lehrers; sie sind in ihrer Tiefe und künstlerischen Straffheit von wirklicher Größe und verraten einen Dichter von guten Gnaden.

Kiel Wilhelm Lobsien

Zoo. Menschliche Geschichten. Von Arthur Ernst Rutra. München 1927, Hans von Weber. Geb. M. 15,—.

Dieser „Zoo", in welchem der Schriftsteller allein der bissige ist, enthält höchst amüsant gestaltete Insassen. Man kennt diese Tiere ja schon von Sternheim her. Arthur Ernst Rutra ist zivilisatorischer in seinen Dompteurmethoden. Darum

Digitized by Google

angenehmer. Darum erfolgsicherer. Darum aber auch weniger entscheidend als Sternheim.
Aber ich kann mir nicht helfen: jemand, der heute auszieht, den Bürger zu töten, kommt mir vor wie jener, der auszog, das Gruseln zu lernen — eine private Abenteurerpartie, zu der heute kein Mut mehr gehört.
Der Hans von Weber Verlag hat das Buch ausgezeichnet ausgestattet. Die Lithographien von Walter Sebastian Resch umreißen die Atmosphäre Rutras in prachtvoll konzentrierter Form.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Der eherne Ruf. Novelle. Von Werner Zimmermann. Belp, Jordi & Cie. 40 S.
Dies ist ein kleiner Anfang! Wenn der Verfasser seine privaten Eindrücke zu künstlerischem Ausdruck zu steigern lernt, kann seine novellistische Kraft zum Durchbruch gelangen (aber er möge es schon jetzt ablegen: Härte des Ausdrucks durch "Schönheit" der Diktion zu verwischen).

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Die Wette gegen Unbekannt. Anekdoten und kurze Geschichten. Von Karl Lerbs. Berlin 1926, Bühnenvolksbundverlag. 137 S. M. 1,80.
Diese zu nichts verpflichtenden Erzählungen decken sich mit dem Talent Steguweits. Wer Zeit hat, sie zu lesen, sie kritisch zu werten, verdient nicht 1927 zu leben. China marschiert — aber diese Herren schreiben Anekdoten!

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Peter Zwiesewind. Ein Dorfroman. Von Anton Höfer. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co., G. m. b. H. 146 S. Geb. M. 3,40.
Streit um einen reichen Bauernhof innerhalb der Familie Zwiesewind bildet den Inhalt dieser Dorfgeschichte aus bayerisch Schwaben. Der Verfasser erzählt schlechtweg ohne irgendwelche allgemeine Reflexion oder psychologische Ausdeutung der Charaktere. Er drängt auf verhältnismäßig engem Raum eine Fülle von Begebenheiten zusammen, die manchem Dichter für einen mehrbändigen Roman ausreichen würde. Er erzeugt damit jene fortlaufende Spannung, die dem primitiv oder auch nur naiv eingestellten Leser Bedürfnis ist. Höfer entwickelt seine mit Katastrophen gesättigte Handlung klar und folgerichtig, er berichtet die Geschehnisse mit einer sachlichen Einfachheit, die stellenweise zur Trockenheit und Nüchternheit wird. Schwunglosigkeit und vollkommene Gebundenheit an das rein Irdische brauchen aber nicht notwendig Begleiterscheinungen des Volkstümlichen zu sein. Nicht jede Dorferzählung (und um eine Erzählung handelt es sich hier, nicht um einen Roman) ist Heimatkunst. Dazu gehört der kulturelle Untergrund, den wir z. B. an Alfred Bocks hessischen Geschichten so sehr schätzen, gehört der bestimmte Eindruck, daß sich die geschilderten Ereignisse auf keinem anderen Schauplatz abspielen können. Auch diesen Ehrgeiz besitzt das Höfersche Buch nicht.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Der Menschensänger. Dichtung. Von Otto Elben. Stuttgart-Heilbronn 1927, Walter Seifert. 309 S.
Man hat sich diesen Neuling in unserer Literatur wohl als jung vorzustellen; denn nur so erklären und rechtfertigen sich die Gewalttätigkeiten seiner hemmungslosen Phantasie. Und doch nicht so ganz jung. Dazu ist er zu reich an Kenntnissen und Erkenntnissen. Man bekommt den Eindruck, daß er sich durch unerhörte Sensationen mit einem Schlag die Welt erobern wollte; aber gerade durch krampfhafte Übersteigerung hat er sich um den besten Teil der Wirkung gebracht. Er führt das Leben seines Helden in die tollkühnsten Wirrnisse erotischer und sonstiger Art und gewährt dem Leser nur selten Ruhepunkte bürgerlicher Entspannung. Die mehr als abenteuerliche Laufbahn des zum Greifen gediehenen Nors Northung mündet in den geheimnisvollen Strom altindischer Mystik, in deren nur besonders Erleuchteten deutbaren Symbolen sich der Dichter verliert. Einen Dichter darf man ihn wohl nennen. Denn sein überbuntes Buch füllt starkes dichterisches Erleben, und es mangelt ihm nicht an Gestaltungskraft im einzelnen, mit der nur nicht die Fähigkeit, die Teile zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen, Hand in Hand geht. Poetisches Sprachvermögen äußert sich sowohl in seiner Prosa als in den zahlreichen eingestreuten Versen, die in der Handlung geschickt motiviert sind. Im Hinblick auf Elbens unverkennbares Talent möchte man wünschen, daß er sich nicht schon durch sein Erstlingswerk, in dem er alles in Wirklichkeit und Traum Aufgesaugte zusammengeballt hat, verausgabt habe.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Erotische Passion. Von Felix Langer. Berlin 1926. Eigenbrödler Verlag. 313 S.
Dies Buch gehört zu denen, für deren Existenz eine Rechtfertigung zu finden nicht leicht fällt. Gleich weit entfernt vom glatten und primitiven Kitsch wie von wirklicher Dichtung, führt es ein kurzlebiges Mitteldasein und wird nur wenige zu erfreuen vermögen, denn den nur Unterhaltung Suchenden ist es zu wortreich und spannungsarm, den anderen zu dünn und ungekonnt. Man darf diese „Erotische Passion" nicht unbedingt schlecht nennen, damit täte man dem zweifellos ehrlichen Bemühen des Verfassers unrecht, aber es ist auch nirgends, an keiner einzigen Stelle, gut, nirgends originell, nirgends getrieben und durchpulst von echter Leidenschaft. Die Handlung ist alltäglich: das Liebesleben eines Mannes, eines jungen Dichters, dessen Manuskripte dauernd von den Verlegern abgelehnt werden (offenbar denn doch wohl, weil sie schlecht sind, denn um gute reißen sich bekanntlich die Verleger). Ein solch alltägliches Schicksal schön und besonders zu gestalten, bedarf einer sicheren Hand, eines überragenden Talents, dazu genügt nicht der brave Durchschnitt. Das Ganze kann das schwache Werk eines echten Dichters oder auch das künstlich hochgepeitschte eines versehentlich Schreibenden sein.

Leipzig — Erich Ebermayer

Reinhart und seine Helfer. Von Fritz Karl Weber. München 1927, C. H. Beck. 8°. 299 S. M. 3,50 (6,—.)
„Reinhart der Stammler" hieß das Buch, das, im selben Verlag erschienen, die reine, zarte Kindheitsgeschichte dieses Reinhart erzählte. Nun folgt dieser Band und führt durch vier Gymnasialjahre unseres Helden. Ein reiches, vor allem ein reines, stilles, zeitloses und darum eben schönes Buch. Es will nicht, auf falschen Ansprüchen fußend, Dichtung sein; sondern gibt sich ganz einfach als Erzählung, aber vermöge dieser Innerlichkeit und Schlichtheit, vermöge der zarten unfaßbaren Bezüge zum Reich der Kindheit und der Jugend, entstand ein ganz dichterisches Buch, das unendlich viele der eitlen und anspruchsvollen Literatenwerke aufwiegt. Diese edle Menschlichkeit, diese reine Kindlichkeit

Digitized by Google

und das von allem Lärm ferne gerückte Leben einer reichen und großen Innerlichkeit vermag Trost zu spenden.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Der Staubige Stern. Von Olaf Baker. Ein Indianer- und Wolfsroman. Ber. Übertragung aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig und Zürich 1927, Grethlein & Co. Geb. M. 5,—.

Die Hochflut amerikanischen, bedruckten Papiers scheint noch nicht abzuebben: ein neuer Amerikaner ist auf dem deutschen Markt erschienen und erzählt den neugierig aufhorchenden „Germans" von Indianern und Wildnis. Man wundert sich täglich mehr über die Phantasie der neuyorker, chicagoer usw. Geschichtenschreiber, deren Schriften durchaus dokumentieren, daß ihnen nichts so fremd ist, wie gerade die Wildnis ... Wundert sich auch, daß gerade diese Amerikaner, die — in der einen Hand die Bibel, in der anderen die Büchse — den Indianer mit Pulver, Blei, Einengung der Jagdgründe und Schnaps ausrotteten, bis auf geringe Reste, die an den Eisenbahnstationen als Theaterfatzken ihr Leben fristen, oder in „Reservations" hungern, heute gerade den „Red man" als Objekt ihrer mehr oder minder sentimentalen Schriften wählen. Schamhaftes Schweigen wäre uns altmodischen Europäern verständlicher. —

Das mir hier vorliegende Buch läßt sich, im Gegensatz zu den Schreibereien der meisten Yankees nicht mit ein paar Worten abtun. Zunächst: was hat der Verfasser schreiben wollen? Eine Tiergeschichte, einen Tierroman, oder — ein Märchen? Zunächst muß dieser Punkt erörtert werden.

Die Erzählung strotzt von biologischen Unmöglichkeiten, von Absurditäten. Sie stellt alles auf den Kopf, was wir vom Leben der Tiere wissen, sie ist rein erfunden, naturfremd, biologisch falsch, ja — falsch empfunden. Das gibt zunächst dem Leser einen argen Schlag. Ich will nur einige Dinge herausgreifen: Der Indianervater erlegt einen „Rehbock". Rehe gibt es in Amerika nicht. Augenscheinlich liegt hier mangelhafte Übersetzung vor (die deutsche Übersetzung Curt Thesings ist übrigens überraschend gut. Die Sprache ist glatt, wenn man von einigen Wortmonstren absieht. Wir kommen noch darauf zurück) und Olaf Baker meinte ein „White-tail", oder „Blacktail", vielleicht auch eine Gabelantilope, oder ein „mouledeer". Aber das ist eine Kleinigkeit, ebenso wie die mitunter angewandte, mitunter leider mißachtete Jägersprache („Wolfsbeine" usw.). In diesem Buch greifen einzelne Wölfe erwachsene, bewaffnete Menschen, sogar mehrere an! Das ist biologisch unmöglich! Ist schon der zusammengerottete Wolf im allgemeinen viel zu feige, erwachsene Männer anzugreifen, so hat der einzelne einen solchen Heidenrespekt vor Menschen, daß er sich hütet, dem „Zweibein" zu nahe zu kommen! Die Indianer müssen erbärmliche Schwächlinge sein: der russische Bauer schlägt den einzelnen Wolf, der toll geworden, ihn anfällt, mit einem Knüttel mausetot! Und ein russischer Wolf wiegt, wie ich versichern kann, ebenso seine hundert und mehr Pfund, wie die Wölfe Herrn Bakers! Der Indianerköter, der auf Leben und Tod mit einem erwachsenen Wolf kämpft, muß ein Monstrum sein. In Europa haben wir solche Bärenhunde nicht. Ein Indianer sticht mit dem Messer eine Wildkatze (kleinen, amerikanischen Luchs). Donnerwetter! Dagegen sind unsere besten Akrobaten Waisenknaben! Die Füchsin, der die „Wildkatze" das Junge rauben wollte, kommt — trotz Anwesenheit des Indianers — dazu. Sie und ihr Mann schließen innige Freundschaft mit dem Indianer und seinem Wolf! Man denke: Wolf und Fuchs! Ebensogut hätte Baker erzählen können, der Indianer „Sandiger Mond" hätte Feuer und Wasser zu — Kraftbrühe gemischt ... Bei Baker scheint die Ranzzeit der amerikanischen Wölfe in den November zu fallen. Reichlich früh — wie kalifornisches Obst. In Eurasien warten die Wölfe damit bis Januar, Februar. Rebhühner in den U. S. A.? Das liegt wohl an der Übersetzung. Nicht an der Übersetzung aber liegt die gefühlvolle Schilderung, welch guter Familienpapa der amerikanische Fuchs ist. Aber — im Lande der absoluten Frauenherrschaft ist das ja schließlich verständlich. Der Fuchspapa erscheint mit „erhobener Rute". Der Indianer versteht es, zwei „Stöcke" aneinanderzureiben und Feuer zu bekommen. Ist das in Amerika wirklich so einfach? Und er „kocht sich dann seine Hasensuppe". Worin? In der hohlen Hand? Oder brachte dem geflüchteten „Staubstern" der Wolf, sein Freund, Hasen und Kessel? Ein merkwürdiger Wolf: er jagt für seinen „kleinen Bruder" und liefert die Hasen ab! Der Indianer begegnet einer Bärin. Man „einigt" sich, sitzt sich gegenüber! Und dann kriecht das Menschenkind zu Bärin und Jungen in die „Höhle" und schläft mit ihnen! Übrigens scheinen die amerikanischen Bären noch im Sommer ganz kleine Junge zu haben. Ein „Grizzly" tobt ein ganzes Indianerdorf kaputt, der Wolf besteht ein Duell mit einem fremden Indianer, rettet dann seinen „kleinen Bruder" aus den Händen der „Gelbhundindianer" und erwürgt deren mehrere. „Ein bißchen reichlich," sagt der Hamburger ... Die Schilderung des Elches zeigt den amerikanischen Elch als Fabeltier, wie Böcklins „Schweigen im Walde": die Beschreibung zeigt, daß der Verfasser wohl sein Lebtag keinen Elch gesehen hat („dünner Schwanz", „Vorderbeine stärker, als die Hinterbeine usw.). Duell mit einem großen Luchs, Sieg, Kampf mit dem weißen Wolfskönig: es mangelt nicht an aufregenden Szenen. Schließlich: Befreiung des Indianerstammes der „Schwarzfüße" von den angreifenden „Gelben Hunden" durch die Massen der mit dem „Staubigen Stern" und „Kiopo", seinem „Wolfsbruder" verbündeten Waldwölfe! Es fehlte nur, daß „Staubsternchen" auf Wildgänsen durch die Lüfte „reitet" und sich in einen Fisch verwandeln lernt. Dann wäre das — Märchen erst richtig und *eben das, was es sein soll: ein Märchen!*

Hier kommen wir zur Selbstbetrachtung: Der Verlag hätte das Buch nicht „einen Indianer- und Wolfsroman" nennen sollen, sondern: „Ein Indianer- und Wolfsmärchen". Dann wäre die Voraussetzung, es könne sich um eine *Tiergeschichte* handeln, von vornherein fortgefallen und das Buch hätte an Wert gewonnen! Das ganze Buch ist keine Tiergeschichte, kein ernstzunehmender Tier- und Wildnisroman: dazu fehlt ihm der Innenwert der biologischen Wahrhaftigkeit und Echtheit, dazu ist das „Milieu" zu verzeichnet. Das ganze Buch ist ein Märchen, ein hübsches Märchen sogar, dem leider der einzige Mangel als Märlein anhaftet, daß die Tiere nicht reden, daß der „Staubige Stern" ihre Sprache nicht lernt, daß der Phantasie nicht noch mehr die Zügel schießen gelassen wurden, wie dies etwa Andersen einst tat, Kipling in seinen Dschungelbüchern und mit seinem Wolfzögling „Mogli". Wie gesagt: Kindermärchen für Kinder und große Kinder, poesiereich, lieb und nett. Dann aber: Flug mit den Wildgänsen etwa, Bruderschaft auch mit dem Grizzly und Elch. Wenn schon, denn schon. So, wie es vorliegt, scheint das Buch auf Naturkenntnis und Echtheit Anspruch erheben zu wollen. Das ist fehlerhaft!

Bakers Indianer- und Wolfsmärchen steht himmelhoch über den Schreibereien der anderen „modernen" Amerikaner,

Digitized by Google

die dem naiven Leser vortäuschen wollen, sie schilderten wirkliches Leben. Denn „Der Staubige Stern" ist, wenn man das Buch als Märchen betrachtet, Kunst. Es wäre aber höhere, bessere und edlere Kunst, wenn die Tiere entweder gänzlich Märchenwesen (wie etwa in Goethes „Reineke-Fuchs") wären, oder aber — biologisch richtig gezeichnet! Hier stört immer der Verdacht des „Echtseinwollens" und „Nichtkönnens" und der Unwissenheit. Der Verdacht, der sich bei erster Lektüre unwillkürlich aufdrängt. Ich bin zu einer anderen, besseren Beurteilung gekommen und glaube, daß der Verfasser tatsächlich nur fabulieren wollte. Als Fabelbuch aber hat „Der Staubige Stern" entschieden seinen Wert. Schade, daß einige fürchterliche Wortmonstra vorkommen: „Mond—wenn—die—Blätter—gelb—werden", „Mond—wenn—die—Blaubeeren—reifen" u. a. Ohne die Sprechweise der Indianer auszuschalten, könnte man besser sagen: „Mond der Blaubeerenreife", „Mond des Vergilbens der Ahornblätter" usw.

Vielleicht bleiben einige der eben skizzierten Mängel bei einer Neuauflage fort? Besonders aber riete ich, den Buchtitel zu ändern, wie ich oben andeutete: „Märchen vom Staubigen Stern und seinem Wolf". Dann weiß man, woran man ist.

Altwarp i. Pommern — Egon von Kapherr

Der Yankee. Roman. Von Edward Stilgebauer. Graz 1926, Leykam-Verlag. 423 S. geb. M. 5.50.

Man hat in Amerika die Gewohnheit, in kritischen Fällen, in denen man auf eine eigene Meinung verzichtet, Websters oder das Standard Dictionary zu zitieren, da beide eine Art unfehlbarer Autorität besitzen. Weiß man also nicht, wie man landläufig den Begriff Literatur zu interpretieren hat, so kann man sich ohne jede Gefahr auf diese rechtgläubigen Autoritäten berufen und auch jedes Buch nach ihrem Maßstab einschätzen. Dieser Brauch, so geistlos er erscheinen mag, ist zum mindesten nicht unpraktisch. Man könnte nach einem solchen Rezept ein Buch wie das vorliegende ohne weiteres erledigen. Leider ist man in Deutschland nicht so praktisch, aber man darf sich doch auch in einer Besprechung kurz fassen. Es handelt sich also hier um „die spannende, menschlich ergreifende Geschichte des Yankees zur schönen Thekla Best". Sie hat einen Anteil an einer Zigarettenfabrik geerbt, die aber im Augenblick verkracht ist, der Yankee rettet sie, d. h. zunächst die Fabrik. Aber ehe er dafür Theklas Hand gewinnt, muß sie eine Entführung, eine Kokainvergiftung, eine Ehrenkränkung seitens eines ehemaligen Rittmeisters und adligen Roués und noch eine Veronalvergiftung an sich erleben. Also Spannung und Aufregung genug; und wenn alle Personen so genau der Wirklichkeit entnommen sind wie des Kaffeekönigs Richard Welten amerikanische Witwe mit ihrem Kammersänger und Star der internationalen Opernbühne (hier in Neuyork kennt man sie mit Namen), dann dürfte die Sache auch für manche Leser sogar pikant sein. Der Waschzettel behauptet, „das Geschick der beiden werde zum Symbol der Mission eines neuen idealen Amerikas, Symbol einer neuen glücklicheren Gemeinschaft der Welt". Ja, wir halten das für möglich, aber nur in dem Moment, da jeder Einwohner unseres Planeten über die Dollarscheine so verfügen kann wie dieser Yankee. Da aber die Aussichten dafür sehr schlechte sind, so glauben wir auch nicht mit dem Waschzettel, daß wir hier den Roman unserer Zeit und noch viel weniger den „unserer Zukunft" vor uns haben.

Neuyork — A. Busse

Die ehrenwerte Landpartie. Von Thomas Raucat. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Gert Frank. Berlin 1927, Oesterheld & Co. Kl.-8°. 303 S. M. 5,—, (M. 7,—.)

Bei diesem in Frankreich von der Kritik sehr gelobten Roman haben wir es mit einem Buch voller Ironie zu tun. Ein Schweizer wird vom Völkerbund nach dem fernen Osten geschickt, um die moralischen Zustände auf den ehemals deutschen, jetzt japanischen Südseeinseln nachzuprüfen. Er bleibt aber in Japan und läßt sich in Tokio mit einem Mädchen aus dem Volk auf ein Liebesabenteuer ein. Ein Ausflug nach Enoshima soll ihn zum Ziel bringen. Aber das Eingreifen der japanischen Umgebung läßt das Spiel anders ausgehen. Die Gegenüberstellung von Ost und West, die Schilderung der Typen der Mitwirkenden, ihre gegenseitige Beurteilung geben nun naturgemäß reichliche Gelegenheit zur Satire. Schon die sprachliche Gestaltung des teilweise recht heiklen Themas ist darauf eingestellt. Im ganzen ist das Milieu wohl richtig gezeichnet, nur der Abschluß ist französisch-abendländisch, nicht japanisch-östlich. Man liest das Buch mit viel Genuß.

Leipzig — G. Menz

Kristin Lavranstochter. Das Kreuz. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 622 S.

Die Undset führt ihren großen Roman zu Ende, indem sie ihn wirklich auf seine Höhe führt. Das Versprechen, das sie im ersten Band ihres erstaunlichen Werkes gab, hat sie im zweiten gehalten, im dritten voll erfüllt. In der Tat: ein Werk! Aufgeführt mit dem Mut, der Kraft, der Zielstrebigkeit und dem Größensinn des Mannes und angefüllt mit der Seelenhaftigkeit, dem Liebesreichtum, der Güte und Milde der Frau. Kristin erduldet das Kreuz, das Leid der Frau und Mutter. Denn beide müssen leiden, einfach unter dem Geschick, es zu sein, mögen auch Mann und Söhne Liebe, Treue und Glück bringen. Es ist wunderbar, wie hier ein Charakter entwickelt ist. Es gibt kaum ein zweites Buch — welches sollte man nennen? —, in dem ein Menschenleben, von der Wiege bis zum Sarge, uns so geöffnet, so nah gebracht, so erschütternd wahrhaftig erzählt wird. Es ist Mittelalter fremden Volks, fremden Lands: aber die menschliche Wahrheit des Romans ist so makellos, daß in der Erinnerung alles Zeitliche ausschaltet. Der Mensch, wenn es nur einer ist, bleibt gültig in allen Farben und Zeiten. Das Erlebnis eines Menschen gehabt zu haben, werden noch Generationen der Dichterin Sigrid Undset danken.

Berlin — Kurt Münzer

Simler & Co. Roman. Von Jean-Richard Bloch. Übertragen von Paul Amann. Zürich und Leipzig 1926, Rotapfel-Verlag. 399 S. geb. M. 8.—

Romain Rolland hat in einem Vorwort dies Buch Balzacs Werken an die Seite gestellt: „ich kenne sonst keinen französischen Roman, dem unter den Meisterwerken der ‚Menschlichen Komödie' ein Platz gebührte. Er ist ihres Blutes." Gewiß, gleich im Äußeren erinnert manches an das illustre Vorbild. Auch hier sind die Menschen wuchtig, mit einer gewissen Totalität hingestellt und mit überlegener Schöpferlaune gemodelt. Die Handlung ist gespannt, auf dramatische Höhepunkte geführt, zu mehreren ganz ausgezeichneten Szenen. Dieselbe Mischung von Persönlichem mit Geschäft und Konjunktur, wie weiland im César Birotteau. Selbst die große Rede, mit welcher der Gerichtspräsident am

Digitized by Google

Schluß den Parfümeriehändler rehabilitiert, findet ein Gegenstück in dem langen Exkurs des Onkels Ben. Hier ist es die elsässische Judenfamilie, die nach der Option im Jahre 1870 eine Fabrik im Westen Frankreichs auftut, sich behauptet und durchsetzt. Die Charaktere, aber auch das abgeschlossen Clanmäßige der Rasse, ihrer Frauenwelt besonders, treten greifbar heraus. Ein Stück Kulturanschauung zieht an unseren Augen vorüber. Problemschwer, packend — ein Roman, den man mit gutem Gewissen empfehlen kann, der überall sein Publikum finden wird. Und doch — das eine, gerade die Gleichsetzung mit Balzac, besagt zuviel; gerade Daumier und das Michelangeleske, an das Romain Rolland sich erinnert fühlt, sie gehen ihm ab. Das klobig Lastende, das Dämonisch-Zwingende, die Extravaganz, das bedrückend Gegenwärtige der Gestaltung — an sie vermag diese neuere Feder nicht heranzureichen. — „Sie war eifrig um die Gäste bemüht, und ihre Bewegungen, deren Anmut Grönland hätte erwärmen müssen ..." so heißt es hier einmal. Auch Balzac hat Puerilitäten, und was für welche! Riesenkindereien ... Die Späßchen des modernen Autors sind dünnblütig dagegen, wie Besinnlichkeiten, die der geschulte Verstand eingibt.

Aber noch einmal, das Buch ist eine bemerkenswerte Leistung und verrät ein kräftiges Talent.

Thüngen i. Unterfr. Georg Ransohoff

Die Geburtsstunde des Friedens. Roman. Von Henry Poulaille. Eingeleitet von Heinrich Mann. Deutsch von Lina Friedlaender-Frender. Wien 1927, Paul Zsolnay. 244 S.

Das Buch ist anspruchslos geschrieben und deshalb sympathisch. Proletarier sprechen darin ihre Sprache, derb mitunter, doch nicht eigentlich roh; wie es ihnen ums Herz ist, ihren Empfindungen und Bedürfnissen nach. Es fehlt die literarische Mache, man entbehrt sie gern. Alles ist mit kargen Worten gegeben, redlich, ohne Verschönerung, ohne sonderlichen Aufwand, die Personen sind mit der Kunst des nackten Strichs hingestellt, aber der Strich sitzt und hält ein Eigentümlich-Charakteristisches fest. Etwas von proletarischer Beengung, zusammen mit der Empfänglichkeit fürs Grelle, wie in jener übrigens eindrucksvollen Schilderung des Nationalfestes, die ganz in Lichteffekt, Gejohl, Musik, Trinken und Tanzen aufgeht. Menschen, denen die unmittelbare Notdurft des Tages so viel näher steht, immer in Beschlag genommen von dem jeweils vitalsten Drange. Erst, als der Frieden plötzlich gekommen ist, wollen sie der neu gewonnenen Sicherheit froh werden; hinterher, von der Front zurück, wollen sie verdienen, um zu essen; und um des lieben Brotes willen, was hat man da nicht getan und hinunterschlucken müssen! Einer ist dem anderen im Wege, nimmt dem anderen den Platz — bis diejenigen, die in Stellung und geborgen sind, sich nicht mehr um die übrigen scheren; bis vor dem neu aufschäumenden Lebenstaumel der Krieg und seine grausige Lehre der Vergessenheit anheimzufallen beginnen. Die Masse bröckelt ab, gibt sich selbst auf, nicht ohne stillen Vorwurf, der unausgesprochen im Grunde des Bewußtseins bleibt. Es ist etwas anderes um dieses proletarische Versagen, als um die zermürbte bourgeoise Hinfälligkeit, wie sie ehedem in der „Éducation sentimentale" oder in „Une vie" morbid kostbare Blüten trieb. Hier keine überzüchteten Auswüchse, aber dafür noch etwas, das der Zukunft die Tür offen hält.

Die paar Seiten, mit denen Heinrich Mann den Roman eingeleitet hat, sind inhaltlich ansprechend, aber ein über das andere Mal fragt man sich, wie er es angefangen hat, ein solch windschiefes Deutsch zuwege zu bringen?

Thüngen i. Unterfr. Georg Ransohoff

Weite wilde Welt. Von Paul Morand. Deutsch von Käte Mintz. Leipzig 1926, Grethlein & Co. 253 S. M. 4.– (6.–).

Wer den bekannten französischen Schilderer durch dieses Buch kennen lernt, wird ein falsches Bild von ihm bekommen. Hier ist nichts von seinem kosmopolitischen Geist, mit dem er sonst die Sitten fremder Völker malt. Hier ist überhaupt kein Buch, sondern eine Palette voll tausender Farbentupfen, die, an sich ganz reizvoll, absolut kein Bild geben. Man fühlt wohl, daß Morand auf seinen Reisen durch Japan, China, Korea, Siam, Sumatra starke Eindrücke empfangen hat; aber diese Eindrücke sind im Telegrammstil aufgenommen und in einer verkürzten Stenographie wiedergegeben. Das alles ist gejagt, gehetzt, gepeitscht, kinoartig. Ein Bild blitzt auf, man möchte einen Augenblick dabei verweilen. Es beginnt eben zu interessieren — schon ist es durch ein anderes ersetzt. Dieses Gehirn Morands ist immer auf der Jagd, sein Geist stets im Sprung. Es gibt weder Ruhepunkte noch irgend etwas, dem er zurufen möchte: „Verweile doch!"

Reizvoll ist dennoch seine Subjektivität, die ganz Auge geworden scheint; aber sein Herz spürt man nirgends. Und sein Auge gleicht einer photographischen Kamera, die im Bruchteil einer Sekunde Bilder auffängt, Ausschnitte aus volkhaftem Leben und Treiben asiatischer Exotik wiedergibt, die die Neugierde erwecken, mehr zu erfahren, mehr zu sehen. Unbefriedigt legt man diese flatternde Sammlung vorüberjagender Eindrücke fort, ohne beeindruckt zu sein. Man suchte ein Bild und empfing Bildchen. Man suchte ein Buch und erhielt ein paar reizvolle Notizen und zwei oder drei interessante Skizzenblätter.

Berlin J. E. Poritzky

Lyrisches und Episches

Der brennende Busch. Gedichte. Von Robert Faesi. Zürich und Leipzig 1926, Grethlein & Co. 98 S.

Ein respektables, ein gediegenes Buch: es steht in ihm keine Zeile, in der wir nicht spüren, daß wir einen Charakter berühren; Charakter aber will sagen: das ernste, stete Ringen um Ausbildung. Darbildung der eingeborenen Kräfte ist wie Erde im Geiste, und ihre Berührung stärkt. Also ein durchaus unartistisches Buch; und es bereichert auch dort, wo wir künstlerisch nicht gänzlich befriedigt werden. Freilich, die gestaltende Kraft setzt niemals vollkommen aus, jedoch, selbstverständlich, ihr eigentlicher Wert wird solcher Dichtung nur dort zuteil, wo der ethische Wille und der ästhetische Drang, die sittliche und die bildende Substanz eins ist. Nirgend werden wir schlechthin vom Pulsschlag des Gesanges, vom triebhaft holden Zauber des Gebildes getroffen; was wir erleben, was wir fast sehen, greifen, tasten, ist Ringen, Werden, Streben eines Menschen. Der Wert des Buchs beruht nicht so sehr auf den einzelnen Rhythmen, Bildern, Gedanken als auf ihrer Gesamtheit: wie jedes gehaltvolle lyrische Buch ist es mehr als die Summe seiner Teile. Faesi hat vor Jahren in einer Idylle Klopstocks züricher Jahre erzählt, und vor diesen Gedichten gedenkt man Klopstockschen Vorbildes, ja Klopstockscher Einwirkung. Nicht ganz selten verbleibt die gedankliche Masse bildlos, oder, vielmehr, sie wird unbildlich vor Überfülle an Bildern: man sieht vor Bildern das Bild nicht;

Digitized by Google

oder der Gedanke wird in rhythmischer Prosa gesagt statt in klanghaftem Anschauen gedichtet. Gedankenstoff bleibt überschüssig, wird nicht erlöst, wird nicht zu Gleichnis erhoben, vor allem: wird nicht Musik. Man könnte an Beispielen dieses Buchs das Wesen des rhetorischen und des nichtrhetorischen Gedanken-Gedichtes darstellen. In früheren Zeiten galt als lyrisch nur das Lied, nur das Unkomplizierte, Geradlinige, vor allem nur das im engsten Sinne Empfundene als naiv, das Gedankliche von vornherein als rhetorisch oder reflektiert. Jedoch, es gibt ein durchaus naiv zu nennendes Vermögen, Gedanken lyrisch zu gestalten: Goethes „Selige Sehnsucht"; Hebbels „Alle Wunden hören auf zu fließen", Hölderlinsche Oden. Es kommt darauf an, daß, genau wie beim Liede, die Form als „Kontur den lebendigen Leib umschließt", daß sie nicht als Mantel, in willkürlichen und gleichsam wechselnden Falten, um den „Inhalt" weht und wallt, daß er, sozusagen, nicht der Form entkleidet, sondern ohne sie überhaupt nicht gedacht werden kann. Ja, man könnte formulieren: dichterischer Gedanke ist jener, der eben anders als dichterisch nicht zu denken ist. Ein Beispiel solcher rhetorischen Dichtung voller gedanklicher Reste ist der Gesang „Von unendlicher Wanderschaft"; der künstlerisch bedeutendste Gedanken-Gesang des Buchs ist überschrieben „Sehet, welch ein Geschöpf ist der Mensch": er vermag dem biblischen Vorbild aufs glücklichste zu folgen, denn eben die Parallelismen und Antithesen des psalmierenden Stils entsprechen dem Zwiespalt im Wesen des Menschen, den das Gedicht singt. In solchem Gesang erreicht Faesi wohl das Höchste, das seiner auf Zucht und Willen gestellten Art erreichbar ist. Seine Grenze wird offenbar, wenn er ein lichtes, leichtes Frauengeschöpf singen will; dazu brauchte es der leichten, lichten Musik- und Blutgnade. Wo er aber mit gedanklicher Kraft die Gewalt der Liebe gestalten will, greift er näher ans Ziel:

„Eins mit Kindeslächeln, Muttergüte,
Drang der Kreatur, Geduld der Blüte
Leb' und web' in aller heißen Nähe,
Und in deiner Liebe liebt mich Gott."

Wien — Ernst Lissauer

Dichtungen. Von Karl Stamm. Zwei Bände. Zürich 1920, Rascher & Cie. 265 S. und 191 S.

Ich begegnete diesem Namen zum erstenmal, nahm das Gedichtwerk als Ganzes in mich auf, und nun, da ich von meinem Eindruck Rechenschaft geben soll, kann ich eine starke Ergriffenheit nicht verbergen. Stamm wurde 1890 in Zürich geboren und starb schon 1919. Ein Jungverstorbener also. Das Werk, das er uns hinterlassen hat, das ein Freund in diesen beiden Bänden gesammelt vorlegt, trägt überall die Zeichen solchen Schicksals. Es umfaßt Lyrik und lyrische Legenden, beide Gattungen bindet die religiöse Gesamthaltung ebenso wie die sprachlich-rhythmische Gestalt zu einem Ganzen zusammen. Mit einer ergreifenden, erschütternden, religiösen Inbrunst ringt dieser Dichter mit dem Gott, mit dem überpersönlichen Leid der Welt. So ist das ganze Werk durchaus ein Bekenntniswerk, Zeugnis einer reichen, um das letzte Leid wissenden und einsamen Menschenseele. Man verspürt den Zusammenhang dieser Lyrik mit der zeitgenössischen Produktion, sowohl in den Motiven als auch in der sprachlichen Gestaltung, aber das will nicht auf eine äußere Abhängigkeit als Zeichen eines Mangels hindeuten, sondern will die innerliche, seelische Verbundenheit mit dem uns alle tragenden Zeitstrom andeuten. Man spürt auch, wie überall das Schicksal des frühen Todes die Verse umschattet. Ein Einsamer, mitten in der lauten Welt, der mit Gott redet und seiner Qual, dessen tiefste, wesenhafte, erfüllte Verse aus dem Leid des Weltkrieges, dem Leiden in einsamer abgeschlossener Krankenstube herausdringen und an die Verse Georg Trakls erinnern, wenn ihnen auch oft dieses letzte magische Wissen um den Tod mangelt. Auch an jene Verse Rilkes, die im „Buch der Bilder" vereinigt sind, erinnern gewisse Gedichte Stamms aus der pariser Zeit. Am eigensten freilich ist der religiöse Bekenner, der nach Erlösung Verlangende. Man kann zweifeln, ob der Band, der die Lyrik enthält, an dichterischer Kraft wird stark genug sein, um sich als Ganzes zu erhalten, wer aber einmal aus einem größeren Zeitraum die Lyrik sammelt, der sollte an diesem Werk nicht vorbeigehn, in dem wohl ein Dutzend Gedichte stehen, die wert sind, mit den besten unserer Epoche bewahrt zu bleiben, die auch vom ästhetisch dichterischen Standpunkt aus gesehen dem Vollkommenen nahe kommen. Das ganze Werk wird immer den Eindruck einer Persönlichkeit vermitteln, deren Wurzeln in ein mythisches Unterreich greifen. Es bleiben dann als Eigenes die Bezüge, die der Dichter aus dieser mythischen Sphäre seiner Seele zur Zeit mit ihrem Leide, ihrer Not und ihren Erschütterungen findet, in diesem Zwischenreich wachsen seine Dichtungen. Aus dieser Not der Zeit, aus der Sehnsucht nach Erlösung und Überwindung sind auch die Legenden geworden, die sprachlich und thematisch an die Bibel-Prosa und Nietzsche gemahnen. — Alles in allem ein Werk, das Beachtung verdient um des menschlichen Gehalts willen, um der Inbrunst willen, mit der ein Mensch hier ringt, bis sich ihm in das Leid der Zeit dem Walten der Ewigkeit einfügt.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Literaturwissenschaftliches

Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart. Geist und Form moderner Dichtung. Von Ferdinand Josef Schneider. Stuttgart 1927, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 155 S.

In der typologischen Abgrenzung der expressionistischen von der impressionistischen Lyrik sieht Schneider eine der Hauptaufgaben dieser literarhistorischen Darstellung eines „bis zu einem gewissen Grade übelbeleumundeten Gebiets". Sie gelingt ihm vortrefflich. Weil er dem evolutionistischen Gesichtspunkt mit bewußter Entschiedenheit dort Geltung schafft, wo es unerläßlich ist, gelingt es ihm auch, Geist und Form des gar so umstürzlerisch aufgemachten Expressionismus, seinen ekstatischen Charakter, die Eigenart seiner Gefühlswelt in ihrer zeitgeschichtlichen Entwicklung darzustellen und auch für solche Leser zu erschließen, denen diese „Richtung" noch immer ein „übelbeleumundetes Gebiet" bedeuten mag. Es zeigt sich, daß man dem Expressionismus nicht einmal zu peinliche Methodik-Gewalt antun muß, um ihn nicht mit bahnbrechenden Vorahnern bloß, sondern auch mit Ahnen und Urahnen zu konfrontieren. Über „die barocke Ausdruckslyrik", über „die absolute lyrische Wortkunst" wird mit wohltuender Klarheit und Eindringlichkeit Wesentliches ausgesprochen. Mit guter Unbefangenheit vor allem Neuen im Wort der expressionistischen Geistigkeit, mit seltenem Einfühlungsvermögen in die kühnsten Bilder der „visionären Wesensschau" läßt uns F. J. Schneider einen lehrreichen Einblick tun in die innere Struktur des ex-

Digitized by Google

pressiven Menschen, in die nicht immer leicht erspürbaren Gesetze ihrer Poetik. Leider scheint dem Literarhistoriker diese Großzügigkeit nur dort zu gelten, wo es um das „Rein-Künstlerische" geht. Vor der politisch sozialen Tendenz des Expressionismus verläßt ihn seine sonst so resolute Einsicht und — schon hat ihn die Gesinnung: „Auch vom Expressionismus gilt das Schillerwort, daß sein Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, noch lange Zeit in der Geschichte schwanken wird. Bis vor kurzem standen seiner objektiven Bewertung Hemmungen entgegen, die mit reiner Kunstbetrachtung nichts oder nur wenig zu tun haben, und es knüpfen sich trübe Erinnerungen an ihn, die nicht so rasch aus der Volksseele schwinden werden. Heute, da wir in Deutschland seine allzu überstürzte Revolution und Entwaffnung mit der größten Schmach zu büßen haben, die unserem Volk in seiner zweitausendjährigen Geschichte angetan worden ist, kann man es schwer vergessen, daß die expressionistische Dichtung durch ihre ausgesprochene Kriegsgegnerschaft und übereilige Propaganda für internationale Humanitätsideale die Volksstimmung hinter der Front mit zermürben half, daß sie mit ihrer lauten, aber durchaus nicht immer wahrhaft empfundenen Teilnahme für die Armen und Unterdrückten die Klassengegensätze verschärfte, und daß schließlich ein Teil dieser Expressionisten oder ‚Aktivisten', wie sie sich nannten, den nach dem Umsturz einsetzenden Wirrwarr zu gewissenloser Demagogie ausnützte. Die berliner Zeitschrift ‚Aktion' hat sehr stark nach dieser politischen Richtung hin gewirkt, bevor sie ganz ins kommunistische Lager überging. Männer wie Toller und Landauer haben die münchner Revolten mit heraufgeführt, andere Dichter des Zeitraums haben Liebknecht und Rosa Luxemburg in enthusiastischen Versen besungen, und selbst der gefeierte Franz Werfel ist nicht nur ein berliner Parteigänger Kurt Hillers gewesen, sondern hat gleich seinem Gesinnungsgenossen, dem prager Schriftsteller Egon Erwin Kisch, auch die kommunistischen Unruhen in Wien mit den eifrigsten Sympathien begleitet."

Wer hätte auch nur gehofft, die Erinnerungen an den Expressionismus — und gar noch die trüben! — aus der Volksseele je schwinden zu sehen?...

Söllhuben b. Rosenheim S. Morgenstern

Das neue Theater. Erlebnisse, Forschungen, Forderungen. Von Hans Brandenburg. Leipzig 1926, H. Haessel. 588 S. M. 12.— (15.—)

Ein eigentümlich persönliches Buch, dessen wesentliche Anschauungen sich vielleicht gar nicht gedrängter darstellen lassen, als auf diesen gewichtigen 584 Seiten. Denn alle die geläufigen Stichworte vom Gemeinschaftstheater, von der kultischen Bedeutung, dem „Unsichtbaren Tempel", vom Bewegungsspiel (Tanz) oder Laienspiel, von dem die Erneuerung des Dramas ausgehen müsse, bekommen erst Leben und faßbaren Sinn in der Ausführung, in der weltanschaulich-kulturhistorischen Begründung. Und da liegt denn zugleich die Gefahr dieser Betrachtungsweise: nämlich daß die praktische Zielsetzung in einem Nebel der Philosophie versinkt. „Bin ich denn abermals betrogen, verschwindet so der geisterreiche Drang?" Mit diesen faustischen Worten blicken heute die suchenden Kräfte des Theaters den Versuchen der „Erneuerung aus dem Geist der Gemeinschaft" nach, da sich der Glaube an eine tragfähige neue Gemeinde noch je und je nach scheinbaren Erfolgen als rasch verfliegende Täuschung erwiesen hat. Schließlich ist auch mit dem „ewigen Barock der deutschen Seele" als formelhafter Lösung für den Zwiespalt zwischen Gotik und Renaissance (als Selbstbehauptung des Nordens und Südens), der das deutsche kulturelle Wollen durchzieht, nicht viel gewonnen. Ist es überhaupt der richtige Weg, die drängenden Entscheidungen der Gegenwart an diese überkommenen kunstgeschichtlichen Begriffskomplexe zu binden? Bis sich Brandenburg aus all den Belastungen mit persönlichen und geschichtlichen Dingen einigermaßen herausgewickelt hat, bleibt ihm nicht mehr genug Klarheit und Präzision, um knapp und eindeutig der Gegenwart den Weg zu deuten. Wertvoll aber ist die Zusammenziehung der Kräfte, die vor keiner Auseinandersetzung mit verwickelten geschichtlichen Erscheinungen zurückschreckt, um den Auftrieb zum Überlebensgroßen zu finden. Auf Schritt und Tritt erfreut die Erhebung von Einzelheiten ins Wesenhafte, die festliche Durchdringung des Stoffes. Über die Bedeutung des Raums und der optischen Bewegung für die dramatische Handlung werden wichtige, obzwar nicht neue, Gedanken eindringlich formuliert. Nicht ganz so klar und umfassend ist die Weiterführung der dramatischen Bewegung im Wort dargestellt, und immer ist dabei die Gefahr, daß die Bewegung selbst statt des die Bewegung auslösenden Willens im Spannungszustand der handelnden Menschen als das dramatische Agens hervorgehoben wird. So entsteht (und entstand noch immer) ein optisch-akustisches Nebeneinander statt der Erfassung der Bewegung aus dem Zentralpunkt der menschlichen Seele. Denn nur der metaphysische Wille gegenüber dem physischen unterscheidet das kultische Drama vom naturalistischen, nur der Gemeinschaftswille zur Form rettet die dramatische Liturgie vor der Langeweile. Die Sehnsucht nach einem solchen Gesamtwillen wird immer die eine Komponente der Zukunftshoffnungen auf das deutsche Drama sein. Wie diese Hoffnung in den deutschen Klassikern wach war, wie weit besonders das Werk Schillers dieser Zielsetzung nahegekommen ist, das in seine Darstellung einbezogen zu haben, wird ein Hauptverdienst des Brandenburgschen Buchs bleiben.

Mannheim Erich Dürr

Jahrbuch deutscher Bibliophilen. Jahrgang 1925/26. Herausgegeben von Hans Feigl. Mit zehn Abbildungen. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 205 S.

Das seit einem Dutzend Jahren in den Kreisen der deutschen Bücherfreunde gut eingeführte Jahrbuch ist nunmehr in einen Verlag übergegangen, dessen Obhut ihm auch eine vornehme äußere Gestaltung sichert. Der stattliche Band ist wieder überaus inhaltsreich. Schon der einleitende Aufsatz ist höchst interessant: „Petrarca und seine Bücher" von H. W. Eppelsheimer. Eine hübsche alte Miniatur, in einer Handschrift der „Trionfi", führt uns den Dichter in seiner Bibliothek vor: in einem Lehnstuhl, vor und neben ihm aufgeschlagene Bücher, an den Wänden Bücher in langen Reihen. Er hatte seine Sammlung vertragsmäßig Venedig vermacht. Aber als er 1374 starb, wurde die Bibliothek trotz aller Bemühungen seiner Freunde zerstreut, nur ein schmaler Rest konnte noch in der Vaticana, in Mailand, Florenz und in der pariser Nationalbibliothek aufbewahrt werden.

Die Studentica-Bibliothek eines wiener Arztes, Oskar F. Scheuer, schildert Erwin Stranik. Die ebenso eigenartige wie kostbare Sammlung hat dem Besitzer bereits zu mancherlei aufschlußreichen Beiträgen für die Geschichte des Studentums Veranlassung gegeben. Stranik kommt noch auf Einzelheiten zurück, auf seltene Zeitschriftenfolgen, die

Digitized by Google

fast vollständige Kollektion studentischer Lieder- und Kommersbücher, auf bibliophile Raritäten und Handschriften. Einen umfassenden „Bibliophilen Blick auf die deutsch-österreichischen Dichter von der Josephinischen Zeit bis zur Gegenwart" wirft M. M. Rabenlechner: als kundiger Führer durch eine auserlesene Bücherei des Seltensten und Schönsten von etwa 1772 bis 1900, von Denis' „Liedern Sineds des Barden" bis zu Hofmannsthals „Der Kaiser und die Hexe" in der herrlichen Erstausgabe des Insel-Verlags.

Anregend über die „Welt der Autographen" und das psychologische Moment im Handschriftensammeln plaudert Stefan Zweig. Das schablonierte Wortgerassel über die Ästhetik des „schönen Buchs" bekämpft Julius Zeitler leidenschaftlich und mit Recht. Auch seiner Meinung: weniger „Konstruktivismus" und mehr „bibliophiler Geschmack" kann man ohne weiteres nachgeben. Nur glaube ich, daß er doch zu stark verallgemeinert, wenn er von einem Schwinden der Liebe zum Buch in der Gegenwart spricht. Die „Übersicht über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der deutschen Buchkunst", die Julius Rodenberg im Jahrbuch gibt, beweist immerhin, daß eine rückläufige Bewegung gottlob noch nicht eingetreten ist. Ein Stillstand ist nur in der Überfülle der sogenannten Luxusdrucke zu verzeichnen, und das ist nicht zu bedauern; dafür hat die Ausgestaltung des Werkdrucks nach künstlerischen Prinzipien zweifellos zugenommen, wenngleich in bezug auf eine solide ästhetisch-typographische Schulung noch Wünsche übrigbleiben, wie Zeitler sie registriert.

Über Charles Sealsfield-Postls geheimnisvolle Sendungen in freimaurerischem Interesse versucht Eduard Castle, in Anschluß an einen Solothurner Besuch, Neues und Klärendes zu geben, ohne doch völlig das Dunkel lichten zu können. S. Meisels bespricht eine, 1863 erschienene Umdichtung des Goetheschen „Faust" in das Hebräische, der Max Letteris, der Übersetzer, den Titel „Ben Abuja" gab, einen Namen, der im talmudischen Schrifttum öfters genannt wird und dessen Träger in der jüdischen Geschichte als eine dem Faust analoge Erscheinung eine Rolle spielt. Von weiteren Beiträgen des Jahrbuchs, das unter dem neuen Verlagssignet auch neue Freunde finden wird, seien noch erwähnt: Neue Funde zu Ferdinand Sauter, dem „ersten wiener Bohémien", von O. E. Deutsch, und ein Überblick über die Theatersammlung der wiener Nationalbibliothek (die durch die Übertragung der Sammlung Hugo Thimigs zu weiteren Ergänzungen Anlaß bot) von Joseph Gregor.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Johann David Beil, der mannheimer Schauspieler. Von Erich Witzig. (Germanische Studien, Heft 47.) Mit drei Bildern. Berlin 1927, Emil Ebering. 114 S.

Drei Schauspieler der Goethezeit. Von Eduard von Bamberg. Theatergeschichtliche Forschungen, Heft 36. Leipzig 1927, Leopold Voß. 59 S.

Die aus Max Herrmanns Schule hervorgegangene, von H. Knudsen aus dem Nachlaß des im Kriege gefallenen Verfassers herausgegebene Arbeit über den bekannten Schauspieler Dalbergs zeigt die streng methodische Wegweisung, die die Theatergeschichte Max Herrmann zu danken hat. J. D. Beil ist einer der wenigen glücklichen Fälle, in dem alle Vorbedingungen der historischen Schauspieleranalyse zusammentreffen. Es mangelt nicht an Zeugnissen über sein Schaffen, er selbst steht in enger Beziehung zur dramaturgischen Fundierung der mannheimer Schule und hat über theoretische Fragen der Schauspielkunst mehrfach das Wort ergriffen; endlich hat er auch eine Anzahl von Stücken geschrieben, aus denen Rückschlüsse auf die Eigenart seines darstellerischen Stils erlaubt sind. Das Verdienst der Witzigschen Arbeit besteht darin, das Material nach diesen Gesichtspunkten mit guter Einfühlungsgabe geschichtet und verarbeitet zu haben. Wenn manches sich noch etwas dürftig ausnimmt, so mag das an dem nicht fertigen Zustand liegen, in dem Witzig die Arbeit hinterlassen hat. Das gilt insbesondere von der stilgeschichtlichen Einordnung Beils und den Ausführungen über Beils Regie, für die dem Verfasser offenbar noch die Anschauung des lebendigen Theaters gefehlt hat. Um so mehr bedauert man den Verlust dieses begabten Theaterhistorikers.

Auch eine Vermächtnisgabe ist es, die die Gesellschaft für Theatergeschichte den Teilnehmern ihres 25jährigen Stiftungsfestes (3. April 1927) überreicht hat. In dem kleinen Bande sind drei umfangreichere Aufsätze von dem verstorbenen Eduard von Bamberg, dem Herausgeber der Erinnerungen der Karoline Jagemann, vereinigt worden. Der genial-zerfahrene Karl Friedrich Leo, der leichtsinnige Sohn der Friederike Unzelmann, Karl Wolfgang Unzelmann, der trotz Goethes Schule zugrunde ging, und Marianne Schönberger-Marconi, die gefeierte Altistin, die mit neun Jahren die Bühne ihrer Vaterstadt Mannheim zum ersten Male betrat, mit vierzig Jahren ebenda von ihr Abschied nahm und dann noch fast sechzig Jahre in der Vergessenheit lebte, ziehen in lebhaft-farbigen Bildern vorüber. Das Bändchen gibt eine genußreiche Beikost zur Theatergeschichte.

Halle a. S. — Edgar Groß

Briefe von Johann Peter Hebel. Eine Nachlese. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von Karl Obser. Mit fünf Abbildungen und einem Anhang über Bildnisse Hebels aus seiner Zeit. Karlsruhe i. B. 1926 C. F. Müller. 156 S.

Eine vollständige Sammlung aller auf die Nachwelt gekommenen Briefe J. P. Hebels gibt es leider bislang nicht. Den Plan zu einer solchen faßte zwar Otto Behaghel, brachte aber sein Unternehmen nicht über die erste Abteilung (Karlsruhe 1883) hinaus. So sind wir genötigt, wenn wir den Dichter in seiner Eigenschaft als Briefschreiber kennenlernen wollen, zu fünf Einzelveröffentlichungen zu greifen. Zu diesen tritt nunmehr die Obsersche Nachlese als Ergebnis eifriger und gewissenhafter Sammlerarbeit. Es ist dem als ehemaligem Direktor des badischen Generallandesarchivs in solcher Herausgebertätigkeit wohlbewanderten Karl Obser geglückt, eine stattliche Anzahl bisher noch ungedruckter Hebelbriefe zu ermitteln, dem er weitere an ganz unzugänglichen Orten gedruckte und daher so gut wie verschollene beigefügt hat. Doch nicht bei jedem Besitzer solcher „Anecdota" hat Obser die Unterstützung gefunden, die doch eigentlich im wissenschaftlichen Bereich selbstverständlich sein sollte; auch seine Jagd nach dem Nachlaß des bekannten Publizisten Kölle, in dem eine Korrespondenz mit Hebel zu vermuten, ist bis jetzt erfolglos geblieben. Eben dieser Unvollständigkeit wegen ist es gut, daß vorläufig nur eine Nachlese gegeben worden ist, die sich dazu eignet, weiteres Material ans Licht zu locken, und nicht sofort eine Gesamtausgabe der Briefe, die wir vom Herausgeber erwarten möchten, und zu der auch der Müllersche Verlag, dem wir schon die schönste und allein vollständige

Digitized by Google

Gesamtausgabe der Hebelschen Werke danken, in erster Linie berufen ist.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Verschiedenes

Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland. Veröffentlichung der Carnegie-Stiftung. Abteilung für Volkswirtschaft und Geschichte. Deutsche Serie. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 383 S. Geb. M. 16,—.

Der hier vorgelegte Band gehört in das groß angelegte Sammelwerk des Carnegie-Instituts und enthält neben einem Vorwort des Generalherausgebers Shotwell die folgenden Abhandlungen: Otto Baumgarten, „Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges", Erich Foerster, „Die Stellung der evangelischen Kirche", Arnold Rademacher, „Die Stellung der katholischen Kirche", Wilhelm Flitner, „Der Krieg und die Jugend."

Diese vier Abhandlungen sind unendlich reich an Material und noch reicher an Problemen aller Art, die noch so aktuell sind und so stark an das subjektive Empfinden des Einzelnen rühren, daß eine Besprechung im üblichen Sinne schlechterdings unmöglich ist. Wir stehen den Dingen nicht nur zeitlich, sondern auch innerlich zu nahe, um diese Probleme und diese Schilderungen rein objektiv werten zu können. Das gilt vor allem von dem großen allgemeinen Aufsatz Baumgartens, der in erschütternder Weise, mit tiefgreifenden Beobachtungen im einzelnen wie im allgemeinen, schildert, wie sehr der sittliche Zustand unseres Volkes unter dem Krieg gelitten hat. Was Baumgarten hier scharf und klar in tiefer Sorge um den inneren Zustand seines Volkes sagt, ist wohl alles richtig, und jeder könnte aus Einzelbeobachtungen unendlich viel zur Bestätigung hinzufügen. Und doch scheint er uns zu sehr das Negative, zum mindesten zu ausschließlich das Negative zu sehen. Wir gehören gewiß nicht zu denen, die der Theorie vom Krieg als „Stahlbad" huldigen, und es wird auch wohl keiner von uns dieses den Heimkriegern vorbehaltene Wort an der Front gehört haben. Gewiß ist richtig, wenn Baumgarten darauf hinweist, daß die einheitliche und heroische Stimmung bei Beginn des Krieges bald verloren ging und daß sie durch eine falsch angepackte vaterländische Aufklärung und manches andere nicht wieder gewonnen werden konnte. Aber wenn wir auch alle Schäden, die die lange Kriegsdauer nicht nur in der Heimat, sondern auch im Heer hervorgerufen hat und hervorrufen mußte, keineswegs leugnen, zumal wir selbst mancherlei davon erlebt haben, so darf doch darüber nicht vergessen werden, daß alledem doch auch etwas Großes und Gewaltiges gegenüberstand. Gerade in den späteren Jahren des Krieges und in den Zeiten, in denen gegenüber dem Elan des Anfangs Ernüchterung eingetreten war, trat doch zum mindesten an der Front und gerade vielfach bei dem einfachen Mann eine Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung selbst bis in die letzten Tage hinein hervor, die doch auch etwas Großes bedeutete. Gewiß, auch darin war vielleicht manches äußerlich und entsprang der Tatsache, daß eben wir alle hineingezwungen waren in ein System und in eine Organisation, aus der sich der Einzelne nicht lösen konnte und auch nicht lösen wollte. Und doch steckte dahinter unendlich mehr als äußerlicher Zwang, was freilich mit Worten auszuführen kaum möglich, jedenfalls in diesem Zusammenhang nicht möglich ist. Es ist ja wohl auch selbstverständlich, daß derjenige, der wie Baumgarten, die Dinge in der Heimat erlebt hat, sie subjektiv vielfach anders empfinden mußte als der, der an der Front stand, so sehr auch in vielem einzelnen Baumgartens Schilderungen über die Zustände an der Front zutreffen. Jedenfalls bleibt doch festzustellen, daß unser Volk im Grunde nicht durch sittliches Versagen, sondern durch eine schlechte Führung zusammengebrochen ist. Auch den sittlichen Zustand der Nation nach dem Kriege und infolge des Verlustes des Krieges scheint uns Baumgarten, so sehr er im einzelnen recht hat, allzu schwarz zu malen. Wenn seine Schilderung zuträfe, so wäre die Geschichte der letzten Jahre, die doch einen Weg nach Oben und nicht weiteren Niedergang bedeutet, schlechterdings nicht zu verstehen. Der Wert der Darstellung Baumgartens soll aber durch diese Einschränkungen oder besser Ergänzungen nicht im geringsten bestritten werden.

Nur kurz können wir auf die übrigen Abhandlungen eingehen. Die Berichte über die Stellung der evangelischen und der katholischen Kirche in und nach dem Weltkrieg charakterisieren sich zunächst durch die beiden gemeinsame Feststellung, daß in den ersten Zeiten des Krieges das religiöse Bedürfnis erstarkte und dann entscheidend nachließ. Noch bezeichnender ist freilich der Gegensatz in der Gesamthaltung beider Abhandlungen. Während Foerster — und mit Recht — einen offenen Einblick in die Krise der evangelischen Kirche gibt, zeichnen sich die Ausführungen Rademachers durch die selbstsichere Beurteilung der Lage des Katholizismus und seiner Kirche aus und durch die immer wiederkehrende Feststellung, daß ihre Macht durch den Krieg gestiegen sei, daß sie sich in einer „Aufwärtsbewegung" befinde.

Die feine und inhaltsreiche Darstellung Flitners, die den Band abschließt, schildert Lage und Entwicklung der Jugend in und nach dem Kriege unter starker Berücksichtigung der Jugendbewegung, und darüber hinaus auch die Entwicklung des Erziehungswesens und der Schulreformen. Es ist ein klarer und zugleich warmer Bericht, für den gerade der dankbar sein wird, der manchen Kreisen der hier geschilderten Jugend einst nahegestanden hat.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

China in Aufruhr. Von T'ang Leang-Li. Deutsch von Else Baronin Werkmann. Mit Vorworten von H. Driesch und Tsai Yuan-pei. Leipzig-Wien 1927, C. Weller & Co. 8. 349 S. Geb. M. 6,50, in Leinw. M. 8,—.

Das Werk ist zunächst Englisch erschienen und ist auch seiner ganzen Anlage und Tendenz nach eine Auseinandersetzung Jungchinas oder der Kuomintang, der von Kanton siegreich vordringenden, von Sunyatsen gegründeten nationalistischen Partei, mit England. Es ist mit der fühlbaren Absicht geschrieben, gegen die von englischen und amerikanischen Schriftstellern, namentlich von den Missionaren unter ihnen gegebenen Darstellungen des chinesischen Problems anzukämpfen und die maßgebenden Kreise Englands über das wahre neue China aufzuklären, um sie zu einer anderen Politik der chinesischen Republik und insbesondere der neuen nationalistischen Regierung gegenüber zu bestimmen. Zu diesem Zweck schreckt der Verfasser nicht davor zurück, England am Schluß mit einem gegen den Völkerbund und die angelsächsischen Vorherrschaftsbestrebungen zu errichtenden Bund der unterdrückten Völker zu drohen, als dessen Mitglieder er zunächst China und Rußland und als wahrscheinlich auch Japan nennt. Er mahnt England, einzulenken und China endgültig freizugeben, wenn der Welt eine in

Digitized by Google

ihren weiteren Folgen gar nicht abzuschätzende gewaltsame Auseinandersetzung erspart bleiben solle. Bezeichnenderweise hat der Verfasser sein Werk dem Andenken eines alten Beamten, des Großkommissars Lin Tse-hsü, gewidmet, der „in Verteidigung chinesischer Kultur und Sitte gegen die Überhebung und Habsucht des Westens in Kanton am 16. Juni 1839 20 291 Kisten mit Opium verbrennen ließ". Diese Widmung läßt deutlicher als alles andere den Geist erkennen, aus dem heraus der Verfasser sein Bild der Auseinandersetzung Chinas mit dem Abendland, insbesondere mit England in den letzten hundert Jahren geschrieben hat. Naturgemäß vertritt er rein den chinesischen Interessenstandpunkt. Seine Darstellung ist offen tendenziös; das gibt er selbst zu. Man lernt aber auf diese Weise eben sehr genau kennen, wie die nationalistischen Jungchinesen die Geschichte auffassen und welche politischen Folgerungen sie daraus ziehen. Jeder an diesen Entwicklungen Interessierte wird also das Buch mit größtem Gewinn lesen. Es ist trotz (oder vielleicht gerade wegen) seiner Einseitigkeiten ein höchst wertvoller Beitrag zur Verständlichmachung und Durchleuchtung der weltpolitischen Zusammenhänge, die für die nächste Zukunft von allergrößter Bedeutung sind und auch gerade das deutsche Schicksal unzweifelhaft maßgeblich beeinflussen werden. Die deutschen Belange sind entsprechend dem ursprünglichen Zweck nicht besonders berücksichtigt, treten vielmehr völlig zurück, da Deutschland ja machtpolitisch im fernen Osten leider keine Rolle mehr spielt. Wo deutsche Dinge gelegentlich berührt sind, geschieht es zum Teil in einer Weise (vgl. vor allem die Gegenüberstellung deutscher und englischer Beamtenausbildung auf S. 56), die darauf schließen läßt, daß der Verfasser Deutschland weder genauer kennt noch besonders schätzt. Auch die deutsche China-Literatur bleibt so gut wie gänzlich unberücksichtigt, obwohl der Verfasser gerade in neueren Darstellungen hier wertvolle Stützen seiner Beweisführung und Eideshelfer für seine Auffassung der Dinge hätte finden können. Die englisch-amerikanische Literatur dagegen ist ausgiebig zitiert, gelegentlich auch die französische herangezogen. Es entspricht das der ursprünglichen Anlage des Werks, vielleicht sollte aber die Feststellung zu dem Versuch ermuntern, Jungchina mehr als bisher gerade mit der einschlägigen deutschen Literatur bekannt zu machen, was den politischen Beziehungen beider Völker vermutlich nur förderlich sein könnte.

Leipzig G. Menz

Die Staatsverwaltung der besetzten Gebiete. Erster Band: Belgien. Von L. von Köhler. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie. Veröffentlichung der Carnegie-Stiftung Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 237 S. Geb. M. 11,—.

Der Verfasser dieses Bandes, der die deutsche Zivilverwaltung Belgiens während des Krieges schildert, war selbst Chef der Abteilung für Handel und Gewerbe beim Generalgouverneur in Belgien und kann seine Darstellung, die sich in weitgehendem Maße auf die amtlichen Akten stützt, in wertvoller Weise durch persönliche Erinnerungen ergänzen. Sie zeigt, daß bei gewiß manchen Fehlgriffen im einzelnen sich Deutschland der Art, wie diese Zivilverwaltung ausgeübt wurde, in keiner Weise zu schämen braucht. Es ist natürlich, daß jede derartige Besetzung Unzuträglichkeiten schafft und von der Bevölkerung schwer empfunden wird, zumal der Standpunkt des Besetzenden notwendig nicht nur von der Sorge für die Bevölkerung ausgehen kann, und für die deutsche Verwaltung die Lage noch durch die wirtschaftliche Absperrung der Heimat erschwert wurde. Der Band beweist aber, daß die deutsche Verwaltung, soweit es unter diesen Verhältnissen möglich war, so sachlich vorging wie nur möglich. Von Einzelheiten des reichen und interessanten Materials sei nur auf die viel umstrittene Frage der Deportation belgischer Arbeiter hingewiesen, von der der Verfasser selbst sagt, daß sie ein „großer Fehlgriff" gewesen sei, von der aber auch seine Darstellung zeigt, daß dabei alle unnötigen Härten vermieden sind.

Göttingen Wilhelm Mommsen

Bayern vor und in der Französischen Revolution. Von Ludwig Maenner. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 248 S. Geb. M 6.—.

Die hier vorgelegte Arbeit Maenners, die auf Grund sehr reichhaltigen gedruckten wie auch archivalischen Materials die politischen und sozialen Zustände in Bayern in den Zeiten vor und während der französischen Revolution untersucht, ist sehr wichtig. Wir erhalten hier eigentlich zum erstenmal ein genaues Bild von diesen Verhältnissen in einem deutschen Staat, und wenn man natürlich die Ergebnisse der Arbeit für Bayern nur zum Teil auf die gesamtdeutschen übertragen kann, so hat doch die Arbeit weit mehr als rein landesgeschichtliche Bedeutung.

Wir müssen uns darauf beschränken, den reichen Inhalt der Arbeit nur kurz zu skizzieren. Der Verfasser schildert zunächst die gesellschaftliche Schichtung in Bayern etwa um 1787, unter starker Heranziehung der Parallele mit den französischen Verhältnissen. Das folgende Kapitel behandelt den Bund der Illuminaten, der 1792 von dem Professor Weishaupt gegründet wurde. Die in der Formulierung nach außen verhüllten, aber radikalen und revolutionären Ideen dieses Geheimbundes werden geschildert, ebenso wie die Art seiner Organisation. Interessant ist vor allem die gewaltige Ausdehnung dieses Geheimbundes, der sich schnell über ganz Deutschland verbreitete und der in Bayern selbst bis in die Kreise des Hofes, des höheren Beamtentums und der Geistlichkeit seine Anhänger fand — auch Montgelas war in seiner Jugend Illuminat —, wenn auch die größte Zahl der Anhänger die eigentlichen Endziele des Bundes kaum voll gekannt hat und gebilligt haben würde.

Es folgt eine Darstellung der Abwehrpolitik des bayrischen Staates gegen den Geheimbund der Illuminaten und seine noch vor der Revolution erfolgte Unterdrückung. Interessant ist vor allem eine Charakteristik der Persönlichkeit und Politik des Kurfürsten Karl Theodor, der bisher Kurfürst von der Pfalz, seit 1777 nach Maximilians III. Tode zugleich Kurfürst von Bayern wurde. Die Bayern standen dem „stammesfremden" Fürsten mit größter Abneigung gegenüber. Karl Theodor selbst war ein Fürst der Reform, aber kein Mann durchgreifender Energie. Wichtig ist der Wechsel in der Haltung zur Kirche und die Feststellung, daß sich der Kurfürst am Ende seiner Regierung gegenüber den neuen politischen Kräften auf die Kurie und vor allem auf das Mönchtum, zum Teil auch gegen die weltliche Geistlichkeit, stützte. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution setzte auch in Bayern eine lebhafte revolutionäre Agitation ein, die sehr aufschlußreich dargestellt wird, die aber doch den Bestand des bayrischen Staates nicht erschüttern konnte und über einzelne revolutionäre Zuckungen nicht hinauskam. Das Schlußkapitel untersucht

Digitized by Google

vor allem, warum im Gegensatz zu Frankreich Bayern der revolutionären Strömung nicht erlag, und sieht — mit vielen allgemein wichtigen Beobachtungen — den wesentlichen Grund in der verschiedenen gesellschaftlichen Schichtung, vor allem in der andern Haltung der Bauernschaft gegenüber der revolutionären Idee als in Frankreich und in der stärkeren Widerstandskraft der staatlichen Kräfte.

Göttingen Wilhelm Mommsen

Die Stadt Hildesheim. (Historische Stadtbilder 9.) Mit zwei Karten, einer Stadtansicht, einem Stadtplan und vier Grundrißzeichnungen. Von Karl Steinacker. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 941 S. Geb. M. 4.—

In der rühmlichst bekannten Sammlung Historische Stadtbilder erscheint als 9. Band eine Monographie über Hildesheim von Karl Steinacker. Den ersten Teil füllt eine gedrängte Stadtgeschichte, die von Frühgeschichtlichem über die Zeit der großen Bischöfe bis in die Zeit des Ausklangs der Selbständigkeit von Stadt und Hochstift führt. Der zweite Teil behandelt die Stadt Hildesheim in ihren wichtigsten Baudenkmälern und Plätzen und bietet eine topographische Geschichte. Die Entwicklung der Stadt, wie sie sich in ihrer Geschichte widerspiegelt, ist wesentlich eine künstliche, so daß heute die mehr als 50 000 Einwohner zählende blühende Mittelstadt, tatsächlich abseits vom modernen Verkehr liegt. Die Ausführungen Steinackers lassen erkennen, in welchem Maße aber auch die Energie der Bürgerschaft für die Entwicklung Hildesheims von schöpferischer Bedeutung war. Der Verfasser bezeichnet Hildesheim als wirtschaftliches Phänomen, da die geographischen Gegebenheiten die Stadtentwicklung nicht allein zu erklären vermögen, und man kann seinem Urteil durchaus zustimmen, wenn er sagt, daß Hildesheim trotz der Ungunst seiner geographischen Lage auch heute noch geschichtlich eine der bedeutendsten, wirtschaftlich eine der tüchtigsten, künstlerisch aber die wichtigste der Städte Niedersachsens ist. In die geschichtliche Entwicklung kurz und übersichtlich einzuführen, ist das Verdienst des Buchs, das sich manchen Freund erwerben dürfte, zumal ein Personen-, Orts- und Namensverzeichnis schnelle Orientierung ermöglichen und die Kartenbeigaben willkommene Unterstützung für die Ausführungen bieten.

Köln-Lindenthal Paul Bourfeind

Nachrichten

Todesnachrichten. Julius Elias ist am 2. Juli kurz vor Vollendung seines 66. Lebensjahres in einem berliner Sanatorium den Folgen einer Operation erlegen. Ein Freund Schlenthers und Brahms' und gewiß auch Ibsens, dessen Werke er in der deutschen Übertragung des S. Fischer Verlages herausgab, gehörte er zu den wenigen, denen das Werk des ihm Nahestehenden wichtiger ist als das eigene. Schon die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte", die er ins Leben rief, und lange Jahre hindurch herausgab, bekunden diesen Zug in seinem Wesen. Er hat darüber hinaus als Berater zweier großer berliner Verlage unablässig dem Drang, das ihn wertvoll Dünkende zu fördern, nachgelebt. Als Literatur- und Kunstkritiker hatte sich Elias eine führende Stellung in der berliner Presse gesichert. Bis in seine letzten Tage für jüngste Anregungen empfänglich geblieben, ja begeistert, war er als Kritiker sich stets des Berufes bewußt, aufstrebende Talente zu fördern.

Hermann Wagner ist am 7. Juli in Großschönau in Sachsen, wo er seit 17 Jahren als freier Schriftsteller lebte, gestorben. Er war 1879 in Tannendorf im nördlichen Böhmen geboren, hatte seine Jugend in dürftigen Verhältnissen verlebt, war dann in ein Kloster nach Prag zur Erziehung gekommen und hatte das Gymnasium in Leitmeritz besucht, war später Kontorist, Aktenschreiber bei einem Advokaten und Kohlenhändler gewesen, bis ihm seine erfolgreichen Bücher „Die rote Flamme", „Das Lächeln Mariä", „Das dunkle Tor", „Schießl" ermöglichten, von seinen literarischen Einkünften ein bescheidenes Dasein zu fristen.

Karl Anzengruber, der Sohn Ludwig Anzengrubers, der auch mit eigenen Dichtungen hervorgetreten ist, ist im Juli im Alter von 51 Jahren in Wien einer Lungenentzündung erlegen.

Josef Gabriel, der recht eigentlich als der Volksdichter im Banat gegolten, ist nach einer Meldung vom 13. Juli, hochbetagt, an den Folgen einer Gehirnerschütterung gestorben. Er war von Beruf Bauer, hatte sich aber schon früh durch stimmungsvolle Gedichte und Erzählungen bekannt gegeben. Auch als Sammler ostschwäbischer Volkslieder und Förderer der Bestrebungen Adam Müller-Guttenbrunns hat er sich eine dankbare Erinnerung gesichert.

Karl Heinemann ist nach einer Meldung vom 5. Juli im 71. Lebensjahr in Leipzig gestorben. Er war aus dem Schuldienst hervorgegangen und darin bewährt und hat sich durch seine Bücher „Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur" und „Die klassische Dichtung der Griechen und Römer" einen guten Ruf erworben. Seine eigentliche schriftstellerische Tätigkeit galt der Goethe-Forschung, der er durch eine Goethe-Biographie sowie durch ein Buch über „Goethes Mutter", schließlich durch die Herausgabe des Goethe-Kalenders, gedient hat. In ihm verlieren wir einen uns lieben, stets zuverlässigen Mitarbeiter.

Jakob Scherek ist nach einer Meldung vom 28. Juli im Alter von 57 Jahren auf einer Urlaubsreise in Hangö in Finnland einer Blinddarmentzündung erlegen. Er hat sich als Oberregierungsrat und Pressereferent in der Pressestelle des Preußischen Staatsministeriums entschiedene Dienste erworben, wußte auch in seinen eigenen Theaterkritiken immer lebendig zu wirken. Zunächst politischer Redakteur der „Breslauer Zeitung", dann stellvertretender Chefredakteur der „Königsberger Hartungschen Zeitung", acht Jahre hindurch Leiter der „Freisinnigen Zeitung", hat er eine reiche journalistische Schulung erfahren, die dann seinen Bühnenwerken, „Ein Leidensweg" und „Die Eule und das Federvieh", zugute kam.

Matilde Serao ist am 26. Juli im Alter von 71 Jahren in Neapel gestorben. Sie war als Tochter eines Advokaten auf Patras in Griechenland geboren und mit fünf Jahren nach Neapel gekommen, wo sie den größten Teil ihres Lebens zugebracht hat. Sie war zunächst Telegraphistin, hatte alsbald mit ihren ersten Veröffentlichungen Aufsehn erregt und hat

Digitized by Google

später als Gattin Eduardo Scarfoglias zunächst den „Corriere di Roma", dann den „Corriere di Napoli", der später in den „Mattino" überging, gegründet. Ihre Romane bekunden den Einfluß des französischen Naturalismus, sind aber schon durch den weiblichen Einschlag, der stark hervortritt, nicht ohne eigene Ausdruckskraft. Zumal das Kleinbürgertum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat in ihr seine Gestalterin gefunden. Unter ihren Romanen sind ihr Erstlingswerk „Il ventre di Napoli", „Paese di Cuccagna", „Vita e aventure di Ricardo Joanno" und „Conquista di Roma" hervorzuheben. Eine Reise nach Palästina gab ihr Anlaß zu ihrem Buch „Nel paëse di Gesu". Sie war eine leidenschaftliche Gegnerin des Krieges und hat nach dem Krieg in ihrem Roman „Mors tua" die Schilderung der Kriegsschrecken gegeben.

Michail W. Portugaloff, der russische Literaturhistoriker, Schöpfer und Leiter des Turgenjew-Museums in Orel, ist im Juli im Alter von einigen fünfzig Jahren im Krimsanatorium „Gaspra" verschieden. Er hat sich besonders als Erforscher des Schaffens Turgenjews einen Namen gemacht und soll mehrere diesbezügliche Arbeiten hinterlassen haben.

Ahmed Hikmet-Bei ist im Juli in Stambul gestorben. Er war Zeremonienmeister des letzten Kalifen, zeitweilig auch Literaturprofessor an der Universität Stambul und wurde noch in jüngster Zeit, obwohl bereits ein Mann von mehr als sechzig Jahren, der jüngsten Literaturbewegung zugezählt. Seine Märchenerzählung „Dornenland und Rosenland" legt von einer durchaus schöpferischen Phantasie Zeugnis ab, der auch ein eigener soldatischer Zug zu sehr persönlicher Wirkung verhalf.

* * *

Der Gau Oberschlesien im Schutzverband Deutscher Schriftsteller plant die Stiftung eines Oberschlesier-Preises für deutsche Romanliteratur.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller beabsichtigt mit dem Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, dem Verband Deutscher Erzähler und dem Kartell lyrischer Autoren einen Reichsverband des deutschen Schrifttums zu gründen.

Fritz Engel ist in die Oberprüfungsstelle gemäß dem Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften vom Reichsminister des Innern berufen worden.

Hans Joachim Moser ist zum Direktor am „Institut für Kirchenmusik", verbunden mit einem Lehrauftrag an der berliner Universität, ernannt worden.

Der Vorstand des Rheinischen Dichterbundes setzt sich aus den Herren Herbert Eulenberg, Fritz Droop, Adolf von Hatzfeld, Jakop Kneip, Alfred Mombert, Alfons Paquet, Josef Ponten, D. H. Sarnetzki und Wilhelm Schmidtbonn zusammen.

Vom Aufsichtsrat der schweizerischen Schiller-Stiftung ist Georg Oltramares „Don Iuan ou la Solitude" mit dem ersten Preis in dem Preisausschreiben für das Drama gekrönt worden.

Der Zentralausschuß für Innere Mission (Berlin-Dahlem, Zietenstr. 24) erneut sein Preisausschreiben für eine gute Erzählung, die den Selbstmord bekämpft, unter Aussetzung von zwei Preisen, von M. 1000,— und M. 300,—.

Der französische Unterrichtsminister hat der Kammer einen Gesetzentwurf zugehn lassen, durch den eine nationale Kasse für Literatur, Kunst und Wissenschaften aus den Einkünften geschaffen und gespeist werden soll, die dem Staat von den Verlegern für die Ausnutzung freigewordener Werke zufließen.

Das belgische Ministerium der Wissenschaften und Künste hat der brüsseler Akademie die Genehmigung erteilt, einen Literaturfonds zur Unterstützung von Schriftstellern bei der Veröffentlichung wichtiger Werke sowie bei materiellen Schwierigkeiten im Alter zu errichten.

Anton Giulio Bragaglia, dem Führer der italienischen modernen Theater, der sich vielfach auch für moderne deutsche Dramatiker eingesetzt hat, ist vom italienischen Staat der Große Staatspreis für Theater in Höhe von 50000.— Lire verliehen worden.

Von Leonhard Franks Roman „Die Ursache" ist eine französische, von Franz Bleis „Glanz und Elend berühmter Frauen" eine englische Übersetzung angebahnt worden.

Antonio Fogazzaros Geburtshaus in Vincenza ist zum Nationalmonument Italiens erklärt worden.

Bertran de Born ist in Périgueux ein Denkmal errichtet worden.

In dem ehemaligen Haus Scheffels auf der Mettnau wird ein Scheffel-Museum errichtet werden.

Professor Jonas Fränkel ist zum Hüter des Nachlasses von Carl Spitteler ausersehen worden.

Die Bibliothek H. St. Chamberlains geht in den Besitz der Stadt Bayreuth über, die für eine würdige Aufstellung in einem besonderen Raum der Stadtbibliothek Sorge tragen wird.

Die Gesellschaft für Volksbildung stellt unbemittelten Volksbüchereien 45000 Bände aus der von ihr verwalteten Rickert-Stiftung unentgeltlich zur Verfügung. Im Jahre 1927 wurden bisher Bücher im Werte von 19364,52 M. an 364 Büchereien abgegeben.

Die Fürst Georgs-Bibliothek zu Dessau, eine der kostbarsten deutschen Fürstenbibliotheken, die sich aus dem 16. Jahrhundert bis heute erhalten hat, ist dem Staat zugefallen.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages von Moses Mendelssohn wird eine kritische Gesamt-Ausgabe der Schriften vorbereitet unter Leitung von Professor Julius Guttmann (Berlin NW, Wullenweberstr. 2). Alle Besitzer von Handschriften, Briefen und Erstdrucken werden um leihweise Überlassung gebeten.

Drei Notizbücher A. P. Tschechoffs aus den Jahren 1891 bis 1904 sind in extenso von der „Staatsakademie der Kunstwissenschaften", Moskau, herausgegeben worden. Diese Notizbücher, in die Tschechoff neben sonstigen Notizen, Themen, Einfälle, Beobachtungen und Zitate für seine zukünftigen Werke einzutragen pflegte, beginnen mit seiner ersten Auslandsreise und wurden bis zu den letzten Tagen in Badenweiler weitergeführt. Die Ausgabe der „Sapisnyje Knishki Tschechowa" ist von L. Großmann redigiert und von E. N. Konschina mit den obligaten Anmerkungen versehen worden; ein besonderes Register führt die Werke Tschechoffs auf, die in den Notizbüchern Erwähnung finden.

Zweiundzwanzig bisher unbekannte Briefe des Dichters N. A. Njekrassoff, des Herausgebers der seinerzeit führenden russischen Monatsschrift „Ssowremennik" an den Grafen Leo N. Tolstoj, hat M. A. Zjawlowskij im neuesten „Almanach" (Bd. 6) des moskauer Verlags „Krug" veröffentlicht. Die Briefe entstammen dem Tolstoj-Archiv der moskauer Lenin-Bibliothek, umfassen die Jahre 1853—1875 und sind für die Beziehungen der beiden Schriftsteller, sowie besonders für die Charakteristik Njekrassoffs von Bedeutung. Aus dem gleichen Archiv werden im nächsten Krug-Almanach unveröffentlichte Briefe Turgenjews an Tolstoj erscheinen. (P. E.)

Digitized by Google

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Gagern, Friedrich von. Das Grenzerbuch. Von Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrümpfen. Berlin 1927, Paul Parey. 459 S. M. 12,—.

Graf, Franz. Primanerstreiche. Leipzig 1927, Xenien-Verlag. 51 S.

Heer, Gottlieb Heinrich. Der Getreue. Novellen. Zürich 1927, Verlag Buchdruckerei J. J. Meier. 119 S.

Heuschele, Otto. Die Ausfahrt. Ein Buch neuer deutscher Dichtung. I. Reihe. Stuttgart 1927, Verlag Silberburg. 276 S.

Heyck, Ed. Das Ende der Flittermonde des Hei-ho. Lahr i. B. 1927, Moritz Schauenburg. 32 S. M. 1,60.

Klabund. Die Romane der Leidenschaft. Berlin 1927, Erich Reiß. 342 S.

Kröger, Timm. Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Heide. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 310 S.

Molnár, Franz. Die Dampfsäule. Novelle. Ill. v. L. Gedö. Wien 1927, Paul Zsolnay. 125 S.

Rathenow, Herbert. Grete Schulz. Novelle. Leipzig 1927, Xenien-Verlag. 92 S.

Roda-Roda. Der Knabe mit den 13 Vätern. Ein humoristischer Roman nach B. G. Nušić. Dresden 1927, Carl Reißner. 257 S. M. 6,—.

Rübezahl. Fünfzig Historien des Magisters Johannes Prätorius. Augsburg 1927, Johannes Stauda. 106 S. Geb. M. 10,—.

Stegemann, Hermann. Wandlung. Roman. Berlin 1927, August Scherl G. m. b. H. 268 S. M. 4,— (6,—).

Süskind, W. E. Tordis. Erzählungen. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 257 S. M. 5,50.

* * *

Chesterton, G. K. Das Paradies der Diebe. Autoris. Übersetzung v. Clarisse Meitner. München 1927, Musarion-Verlag. 349 S. M. 4,80 (6,50).

Galsworthy, John. Jenseits. Roman. (Romane der Welt.) Übertr. v. Hermynia zur Mühlen. Berlin, Th. Knaur Nachf. 317 S. Geb. M. 2,85.

Lawrence, D. H. Liebende Frauen. Ein Roman. Übertr. von Th. Mutzenbecher. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 637 S.

London, Jack. Die Insel Berande. Einzig berechtigte Übersetzung von Erwin Magnus. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 274 S.

Wells, Herbert George. Menschen Göttern gleich. Übers. von Paul von Sonnenthal und Otto Mandl. Wien 1927, Paul Zsolnay. 379 S.

Anet, Claude. Kleinstadt, Liebesgeschichten aus der Provinz. Von Georg Schwarz aus dem Französischen übertragen. Leipzig-Wien 1927, E. Weller & Co. 272 S. M. 3,50 (6,—).

Colette. Chéri. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Hans Jacob. Leipzig-Wien 1927, E. Weller & Co. 285 S. M. 4,80 (6,—).

Titayna. Rund um meinen Geliebten. Roman. Aus dem Französischen von Trude Reitler. Wien 1927, J. Herz & Cie. 139 S.

Valéry, Paul. Herr Teste. Übertragen von Max Rychner. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 121 S.

Duun, Olav. Die Juvikinger. Bd. I. Per Anders und sein Geschlecht. Hrsg. von J. Sandmeier. Gemeinsam mit Olav Duun aus dem norwegischen Landsmaal übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 573 S. M. 7,50 (10,—).

Istrati, Panait. Onkel Angiel. Aus den Geschichten des Adrian Zograffi. Ber. Übersetzung aus dem Französischen von O. R. Sylvester. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 242 S. M. 4,— (6,—).

Paret, Rudi. Früharabische Liebesgeschichten. (Sammlung Sprache und Dichtung, Heft 40.) Bern 1927, Paul Haupt. 80 S. Geh. M. 2,40.

Die Sagen der Juden und Israel. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Übers. u. hrsg. von Rahel und Emanuel bin Gorion. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 498 S. M. 9,— (12,—).

Lyrisches und Episches

Haeseler, Caesar Georg. Was aber sagt der Akt? Mit 13 Kreidezeichnungen von Jan Nils. Wiesbaden 1927, Dioskuren-Verlag. 56. S. M. 4,—.

Krauß, Ernst. Tirol. Amsterdam 1926, Johannes M. Meulenhoff. 52 S.

Leskien, Ilse. Erdgesang. Wernigerode a. Harz 1927, Dion-Verlag Liebmann & Mette. 15 S.

Meyer-Eckhardt, Victor. Das Marienleben. Ein Zyklus. Mit 6 Wiedergaben von Werken alter Meister. Jena 1927, Eugen Diederichs. 78 S. M. 3,— (5,50).

* * *

Aba, Adam. Stimmen für Europa. Ein Chor ungarischer freier Rhythmen. Berlin 1927, Aeterna-Verlag. 50 S.

Reimer, Thomas Wilhelm. Sonette und Terzinen. Berlin 1927, Kurt Bock-Verlag. 50 S. M. 4,—.

Reinhardt, J. Hildebert. Aufschrei. Hannover-Leipzig 1926, Wolf Albrecht Adam Verlag. 39 S.

Schoenfeldt, Hildegard von. Umflorte Kristalle. Wien-Leipzig 1927, Verlag Otto Neugebauer. 88 S.

Strauß, Ludwig. Ruf aus der Zeit. Berlin-Dahlem 1927, Lambert Schneider. 13 S. M. 0,50.

Dramatisches

Breckner, Richard. Winter. Trauerspiel. Hermannstadt 1926, Im Kobra-Verlag. 64 S.

Literaturwissenschaftliches

Allerhand, Walther. Leo Tolstoj als Dramatiker. Mit besonderer Berücksichtigung der „Macht der Finsternis" und ihrer Inszenierungsprobleme. Ein Beitrag zur Erforschung Leo Tolstojs. Mit einem Geleitwort von Valentin Bulgakow. Leipzig 1927, H. Haessel. 196 S. M. 5,—.

Binz, Arthur Friedrich. Von Aufbruch und Untergang. Aufsätze über Dichter und Dichtungen. Heidelberg 1927, Hermann Meister. 94 S.

Bohnenblust, Gottfried. Der Gott Goethes. Rede, gehalten vor dem Verein Schweizerischer Deutschlehrer im Kloster zu Engelberg. (Schriften des Vereins Schweizerischer Deutschlehrer I. Heft.) Solothurn 1926, Petri & Cie. A.-G. 30 S.

Brücken zum Ewigen. Die religiöse Dichtung der Gegenwart. Herausgegeben von Wilhelm Knevels. Braunschweig 1927, Hellmuth Wollermann (W. Maus). 282 S. M. 5,50.

Bühner, Karl Hans. Hermann Hesse und Gottfried Keller. Eine Studie. Stuttgart 1927, A. Bonz' Erben. 59 S. M. 1,50.

Digitized by Google

Englisch, Paul. Geschichte der erotischen Literatur. Lieferung 3–13. Stuttgart 1927, Julius Püttmann.

Fricke, Gerhard. Der religiöse Sinn der Klassik Schillers. Zum Verhältnis von Idealismus und Christentum. Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus. Bd. II. München 1927, Chr. Kaiser 389 S. M. 9,50 (11,–).

Gundolf, Friedrich. Andreas Gryphius. Heidelberg 1927, Weißsche Universitätsbuchhandlung. 64 S. Br. M. 2,–.

Jessen, Hans. Max Kurnik. Ein breslauer Journalist 1819 bis 1881. Breslau 1927, Verlag der Breslauer Zeitung. 24 S.

Landgrebe, Walther. Hebbels Nibelungen auf der Bühne. (Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft, Bd. 1. Hrsg. von Eugen Wolff.) Oldenburg i. O. 1927, Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung (Rudolf Schwartz). 104 S. Geh. M. 4,50.

Rousseau. Der Mensch und sein Werk. Herausgegeben von Adalbert Hamel. Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Bd. 107. Leipzig 1927, G. Freytag A.-G. 88 S. M. 0,90.

Schrempf, Christoph. Sören Kierkegaard. Eine Biographie. Jena 1927, Eugen Diederichs. 364 S. Br. 7,50 (10,–).

Schuchard, G. C. L. Studien zur Verskunst des jungen Klopstock. Stuttgart 1927, W. Kohlhammer. 100 S. M. 4,50.

* * *

Breul, Karl. The Romantic Movement in german Literature. Illustrative Texts – Prose, Verse. Cambridge 1927, W. Heffer & Sons Ltd. 505 S.

Verschiedenes

Aereboe, Friedrich. Der Einfluß des Krieges auf die landwirtschaftliche Produktion in Deutschland. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 233 S.

Bab, Julius. Agnes Sorma. Ein Gedenkbuch. Zeugnisse ihres Lebens und ihrer Kunst. Heidelberg 1927, Niels Kampmann. 162 S

Barnikol, Ernst. Das entdeckte Christentum im Vormärz. Bruno Bauers Kampf gegen Religion und Christentum und Erstausgabe seiner Kampfschrift. Jena 1927, Eugen Diederichs. 178 S. M. 5,– (7,50).

Bermann, Richard A. Das Urwaldschiff. Ein Buch vom Amazonenstrom. Mit 8 farb. Bildern nach Aquarellen v. Franz Heckendorf. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 254 S.

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Hrsg. v. Verband der deutschen Akademien. Bd. III. Das Jahr 1921. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 323 S.

Elben, Otto. Der Menschensänger. Stuttgart-Heilbronn 1927, Walter Seifert. 309 S.

Finetti, G. von. Arena. Neun Steinzeichnungen. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde.

Gentges, Ignaz. Tanz und Reigen. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 105 S.

Heß, J. H. P. Marianus Rot (1597–1663). Ein Kapitel schweizerischer Theatergeschichte. Basel 1927, Gebr. J. & F. Heß. 277 S.

Hessische Biographien in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert hrsg. von Hermann Haupt. Bd. II, Lief. 5. Darmstadt 1927, Hessischer Staatverlag. 502 S.

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft 1925/26. Köln 1927, J. P. Bachem. 159 S.

Lessing, Theodor. Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder die Geburt der Geschichte aus dem Mythos. 4., völlig umgearbeitete Auflage. (Metaphysik und Weltanschauung. Hrsg. von Hans Driesch und Werner Schingnitz.) Leipzig 1927, Emmanuel Reinicke. 342 S. M. 15,–.

Mitsch, Fritz. Des deutschen Volkes Weltmission im Seelenleben der Völker. Wien 1926. Im Selbstverlag. 80 S.

Moog, Otto. Drüben steht Amerika – – – Gedanken nach einer Ingenieurreise durch die Vereinigten Staaten. Mit 23 Abbildungen auf 8 Tafeln. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 142. S.

Prag und sein Aufstieg. Mit 20 Abbildungen. Prag 1927, „Orbis". 166 S.

Religionspsychologie. Veröffentlichungen des wiener religionspsychologischen Forschungsinstituts durch die Internationale religionspsychologische Gesellschaft. Hrsg. von Karl Beth. Heft 3. Wien 1927, Wilh. Braumüller. 192 S. M. 6,60.

Signorelli. Des Meisters Gemälde. In 230 Abbildungen. Hrsg. von Luitpold Düßler. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, 34. Band.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. LII u. 219 S. Geb. M. 18,–.

Waser, Maria. Der heilige Weg. Ein Bekenntnis zu Hellas. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 89 S. M. 3,50.

* * *

Valéry, Paul. Eupalinos oder über die Architektur. Eingeleitet durch „Die Seele und der Tanz". Übertragen von Rainer Maria Rilke. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 208 S.

Solowjew, Wladimir. Das Lebensdrama Platons. Mit einem Nachwort über Platon und Solowjew von L. Kobilinski-Ellis. Aus dem Russischen übersetzt von Bertram Schmitt. Mainz 1926, Matthias Grünewald-Verlag. 144 S. M. 4,50.

Das Buch Reden. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Berlin o. J., Lambert Schneider. 145 S. M. 4,– (6,–, 10,–).

T'Ang Leang-Li. China in Aufruhr. Mit Vorworten von H. Driesch und Tsai Yuan-Pei. Leipzig-Wien 1927, E. Weller & Co. 349 S. M. 6,50 (8,–).

* * *

Dreiturmbücherei. Nr. 26. Griechische Staatstheorien. Platon und Aristoteles. Zusammengestellt von Fritz Geyer. 89. S. – Nr. 27. Wilhelm Huber, Politische Geographie. 88 S. – Nr. 28/29. Ludwig Hasenclever, Das Tragische und die Tragödie. Grundsätzliche Äußerungen deutscher Dichter und Denker. 169 S. – Nr. 30. Lateinische Dichtungen. Zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Hrsg. von Andreas Kaiser. 114 S. – Nr. 31/32. Lukrez, Das Weltall. Eine Auswahl in der Übertragung von Max Seydel. Zusammengestellt von Ernst Wüst. – München 1927, R. Oldenbourg. Einzelband je M. 1,20, Doppelband je M. 2,–.

Kunstwart-Bücherei. Bd. 41. Elisabeth Siewert, Rettungen. Altmodische Erzählung. 82 S. – Bd. 42. Biblische Geschichten aus dem Alten Testament. III. Aus den Propheten. Bearbeitet von H. Häfker. 112 S. – Bd. 43/44. Deutsche Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von E. K. Fischer. 202 S. – Bd. 45. Victor Hugo, Ein Gerechter. Übersetzt von Eva Schumann. 86 S. – Bd. 46. Der Ackermann aus Böhmen. Ein Streitgespräch zwischen Mensch und Tod aus dem Jahre 1400. In heutigem Deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Böhm. 88 S. – München, Georg D. W. Callwey.

Redaktionsschluß: 5. August

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Digitized by Google

Duncker & Humblot · München

BÜCHER VON

Hugo Ball

»So wie im Wirrwarr und ärgerlichen Betrieb der so merkwürdigen deutschen Revolution einige reine, edle, unvergeßliche Gestalten stehen, . . . ebenso steht inmitten der wilden, trüben Flut moderner Religionsversuche eine Anzahl edler, reiner Erscheinungen, Theologen wie der Schweizer Pfarrer Ragaz, Gestalten wie der im Alter zum Katholizismus bekehrte Frederik van Eeden, Männer wie in Deutschland der ganz einzigartige HUGO BALL, einst Dramaturg und Hauptbegründer des Dadaismus, dann unerschrockener Kriegsgegner und Kritiker der deutschen Kriegsmentalität, dann Einsiedler und Verfasser des wunderbaren Buches ‚Byzantinisches Christentum'.«

Hermann Hesse in einem Aufsatz „Die Sehnsucht unserer Zeit nach einer Weltanschauung" November 1926.

1924 erschien:

Byzantinisches Christentum

Drei Heiligenleben

VI u. 291 Seiten. Halbleinen 6.50 Mark, Halbpergament 8.50 Mark

»... Es ist der Geist der Mosaiken von Ravenna, der die einfach, aber auf dem Goldgrund des Glaubens geschriebenen Bildnisse der Heiligen Johannes Klimax, Dionysius Areopagita und Simon Stylites strahlend macht. Der große Gewinn, den der Leser aus dem bedeutenden und beglückenden Werke zieht, liegt nicht nur in dem, was er lernen kann — es wird ein größtes männliches Vorbild, das Ideal des Heiligen vor uns errichtet, dem nichts von jener falschen Vorstellung mehr anhaftet, durch die uns der geistliche Kampf so lange als ein unheldischer galt... Nicht von vielen Büchern der letzten Zeit ließe sich Ähnliches sagen, nicht vielen ziemt so Dank und Lob wie diesem, das uns aus fernsten Vergangenheiten erhebenden Beistand schafft.«

Felix Braun im „Neuen Merkur" 1925.

1925 folgte:

Die Folgen der Reformation

Gr.-8°, 138 Seiten. 3.50 M., geb. 5.50 M.

»Durch das bekenntnishafte sittliche und religiöse Pathos erhebt sich die Schrift über die bloße Literatur, wird sie zu einem publizistischen Dokument, das man nicht übersehen und übergehen darf.« *„Hochland".*

1927 erschien:

Die Flucht aus der Zeit

Gr.-8°, VIII und 330 Seiten
11 Mark, Ganzleinenband 14 Mark

»Ironisch, sachlich, witzig und ernsthaft zusammen! ... Das faszinierende Bekenntnis seiner Einkehr und Bekehrung.«

»... Dennoch muß ich immer wieder gleichsam erstarren vor den hier gänzlich verfehlten Grausamkeiten einer ablehnenden Kritik. Balls Genius ist sein Leben.« *Prof. Winfried Englert.*

Einladung zur Subskription

Auf das Buch

[redacted] Maurice de Guérin

Leben und Werk eines Dichters
von **OTTO HEUSCHELE**

Rainer Maria Rilke hat unsre Nation zuerst auf die hohe menschliche und dichterische Bedeutung dieses jungverstorbenen französischen Dichters hingewiesen. Wie die Gestalt Hölderlins, dem er durch geistig-seelische Haltung verwandt ist, lebt auch um diesen Dichter die Legende.

Otto Heuschele hat in diesem Buch das Lebensbild eines Dichters zu gestalten versucht, aber es ist ihm ein Denkmal hoher menschlicher Größe, reinster Seelenhaftigkeit gelungen.

Das Buch wird in kleiner numerierter Auflage auf Bütten gedruckt. Eine Neuauflage findet in dieser Form unter keinen Umständen statt. Die Bestellungen können nur der Reihefolge nach Erledigung finden.

Subskriptionspreis des Werkes RM. 4.—. Preis nach Erscheinen RM. 5.—

Urteil über das Schaffen Otto Heuscheles:

„Ich habe außer Hofmannsthals „prosaischen Schriften", die typisch sind für den beschwingten Essay der impressionistischen Epoche, ich habe außer diesen unerreichten Meisterwerken nichts gelesen, was mich so wie Heuscheles Buch zu ergreifen vermocht hätte. Heuschele löst intellektuelle Angelegenheiten fast gänzlich in Gefühlen auf."
Arthur Fr. Binz in der „Augsburg. Postzeitung".

Verlangen Sie
Prospekt über weitere Neuerscheinungen.

Karl Haug Verlag / Stuttgart
Abteilung: Schöne Literatur.

Soeben erschien

Der Sohn des Moses Mautner

Roman
von
LEOPOLD HICHLER

Das Wien der Neunzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts wird als buntes, überaus lebendiges Bild vor dem Leser aufgerollt, eine Fülle von Gestalten, von Leopold Hichler ausgezeichnet gesehen, ist in Bewegung gesetzt, die Zeichnung des Wiener kleinbürgerlichen Milieus außerordentlich geglückt.

Hohes Können und reife Menschlichkeit vereinigen sich zu einem von köstlichem Humor erfüllten Buch

Ein gemütvolles, volkstümliches Werk, mit viel Liebe und Lebensweisheit geschrieben

Preis geheftet M 3.50 Ganzleinen M 4.50

Durch jede gute Buchhandlung

R. LÖWIT VERLAG / WIEN
I. Fleischmarkt 1.

Digitized by Google

Das Lebensbuch

von

Siegfried von der Trenck

LEUCHTER UM DIE SONNE

EINE LEBENSDICHTUNG IN EINER UND ZWÖLF GESTALTEN

Des Lebensbuches erster Teil

INHALT:

Kant / Buddha / Thomas von Aquino / Goethe / Shakespeare / Hebbel / Ignatius von Loyola / Augustinus / Johannes / Jesus Christus / Paulus / Luther / Molière-Mozart

„Der Dichter hat mit starker Rhetorik, die aus seiner Glaubensstärke die bezwingende Gewalt nimmt, die Gestalten redend eingeführt. Schlicht, aber klangvoll durch ihre tiefe, religiöse Innerlichkeit ist die Sprache der Dichtung." *(Frankfurter Zeitg.)*

FLAMME ÜBER DIE WELT

DIE SAGEN PARZIVAL, TRISTAN, MERLIN

Dichtung — Des Lebensbuches zweiter Teil

INHALT:

Parzival und der Gral. Bilder, Gedanken, Geschehnisse.
Ein Lied von deutscher Seele
Tristan und Isolde. Ein Sang von Schuld und Seligkeit
Merlin. Ein Spiel von Wind und Wellen

„Hier ist ganz abseits der Mode eine neue Höhe epischer Kunst erreicht... zur Form gebändigte Leidenschaft überwindet ungefügen Stoff und schafft aus scheinbar Bekanntem, in Wahrheit niemals Ausgesungenem neues Kunstwerk." *(Voss. Ztg.)*

Im Herbst erscheint

STERN IM BLUT

Dichtung — Des Lebensbuches dritter Teil

INHALT:

Der erste Kreis: Frauen winden den Kranz / Undine, / Nibelungen / Venus Melusina. / Der zweite Kreis: Dreifach schimmert der Pfad / Leuchtende Zelle / Einsiedler u. Jünger / Beter / Sonnengesang (Franz von Assisi)

„Ein Dichter, der überlegen Wort und Gedanken meistert und Bilder von leuchtender Klarheit prägt." *(Deutsche Allg. Zeitung.)*

Jeder Teil ist völlig selbständig und kostet in Ganzleinen gebunden fünf Mark

Leopold Klotz Verlag • Gotha

Digitized by Google

ADOLF FISCHER

feiert am 4. September 1927 seinen 50. Geburtstag

In unserem Verlage erschienen:

ORIENT

160 Seiten Gr.-8°. Mit 2 Karten. In Ganzleinen gebunden M 6.75

Es ist, wie wenn die vier Ströme des Gartens Eden durch das Buch fließen, Glück, Andacht, Liebe und Kunst: so umspielen uns reine Lüfte, blumige Düfte, farbige Bilder und ahnungsreiche Deutungen aus der Welt, die dem mechanisierten Menschen des Westens ihre Schleier niemals lüften wird. Das Buch läßt sich nicht bloß lesen, die Bildkraft und Gestaltungsgabe nötigen zum Erleben.
Otto Eberhard im Literarischen Handweiser, Freiburg.

Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest

Zweite Auflage. In Ganzleinen gebunden M 7.25

Ein Buch, das in seiner vollendeten Sprache zum Erlebnis wird. Die Wildkammern der südafrikanischen Steppen, Wüsten und Salzpfannen tun sich auf. Einsamkeiten umfrieden sie. Unter Staubwolken donnern Antilopenarmeen vorüber, und Afrika dröhnt. *Afrika-Nachrichten, Berlin.*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Albrecht Schaeffer

In der Sammlung »DER FALKE« (Bücherei zeitgenössischer Novellen) erschienen

BAND 1

Das Gitter

Kartoniert M 0.90, in Leinen geb. M 1.75

In dieser Novelle von bedächtiger und keuscher Seelenmalerei behandelt Schaeffer auf einer denkbar hohen Ebene das innere Schicksal von Bruder und Schwester.
(Die schöne Literatur, Leipzig.)

BAND 13

Fidelio

Kartoniert M 0.80

Ein Meister der Sprache gestaltet das Schicksal eines Opernsängers, der zum Mörder wird. Ein Meisterstück der besten gegenwärtigen Novellenkunst.
(Literarischer Handweiser.)

Ausführliche Prospekte der Sammlung »Der Falke« kostenlos

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Digitized by Google

Soeben erschienen!

Ein Roman aus der deutschen Kolonie Ostafrika!

KINDER DER STEPPE

VON

HANS REEPEN

Mit vielen Kohle- u. Federzeichnungen von dem bekannten Afrikamaler H. Ant. Aschenborn * In Ganzleinen gebunden RM. 6.80

*

Aus inniger Liebe zur deutschen Heimat und einer dem Nichtafrikaner fast unbegreiflich erscheinenden Verbundenheit mit der „zweiten" Heimat, der heute von England besetzt gehaltenen Ostafrika-Kolonie, mit ihrer Steppe und ihren Menschen, den Kindern der Steppe, ist dieses Werk entstanden, das wie ein hohes Lied auf die deutsche Waldheimat und die deutsche Steppenheimat klingt. Ein tiefes Naturerleben, ein wirklich menschliches Gefühl für die Eingeborenen und eine hohe Auffassung der Kolonialaufgabe spricht aus dem Buche. Es zeigt, was wir verloren und was wir uns neu erkämpfen müssen in stiller, zäher Arbeit.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG 36

Digitized by Google

Prinz Max von Baden

Erinnerungen und Dokumente

6. – 10. Tausend.

Mit einem Porträt. In Leinen gebunden M 14.–

*

PRESSE-URTEILE:

Das Erinnerungswerk ist nicht nur psychologisch sehr interessant, sondern für die Aufklärung der geschichtlichen Zusammenhänge von ganz ungeheurem Werte. Eine klare Gliederung des Stoffes, strengste Wahrhaftigkeit, historische Zuverlässigkeit und Gründlichkeit, verbunden mit einer ungemein plastischen Darstellungsweise, machen die Lektüre zu einem Erlebnis. Neue Preußische Kreuzzeitung.

In der Tat gehört das Buch zu dem Interessantesten, Aufschlußreichsten, was über die Geschichte der deutschen Friedensbemühungen und über die tragischen Schlußkapitel des Weltkrieges geschrieben wurde. Münchner Neueste Nachrichten.

Das Buch ist getragen von einer Sachlichkeit und von dem ernsten Drang nach Wahrheit, nach Historie und deren letzten Zusammenhängen. Eine schlichte Wärme, natürliches Menschentum und reinster Adel der Gesinnung spricht aus fast jedem Blatt. Magdeburgische Zeitung.

Für die Aufklärung der geschichtlichen Zusammenhänge von größtem Wert, erhöht durch die unbedingte Wahrhaftigkeit, die Zuverlässigkeit und Gründlichkeit, mit der es in allen Teilen geschrieben ist. Die Lektüre wird zu einem erschütternden Erlebnis, das uns im Innersten aufwühlt. Dresdner Nachrichten.

Die Erinnerungen des Prinzen sind ein Zeugnis von der höchsten historischen Wichtigkeit, ein Dokument, das sich den sensationellsten Memoirenbüchern aus dem großen Krieg ebenbürtig zur Seite stellt. Neue Freie Presse, Wien.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

BERLIN UND LEIPZIG

Digitized by Google

GEORG FREIHERR VON OMPTEDA

Der jungfräuliche Gipfel

ROMAN. 6. bis 10. Tausend
In Leinen gebunden M 6.50

Berliner Lokal-Anzeiger:
Die Zeichnung der verschiedenen Typen ist dem Verfasser trefflich gelungen. Prachtvoll anschaulich ist aber auch die Schilderung der Hochgebirgswelt, die Beschreibung des Alpenglühens und der schimmernden Mondnächte in den Höhen des ewigen Eises; packend und voll dramatischer Steigerung werden die halsbrecherischen Kletterwanderungen dargestellt.

Dresdner Nachrichten:
Jeder Strich sitzt und nirgends ein Zuviel.

Stuttgarter Neues Tagblatt:
Die Bergwelt mit all ihren Wundern, ihrer Schönheit und ihrem Grauen ist selten mit solcher Kraft und dabei in so natürlich-schlichter Art geschildert worden. Dies Buch erweckt Sehnsucht nach der reinen Höhenluft.

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart • Berlin • Leipzig

Digitized by Google

KLASSIKER DER KUNST
IN GESAMTAUSGABEN

Der neueste Band:

SIGNORELLI

Des Meisters Gemälde

Herausgegeben von Dr. Luitpold Dussler

LII und 219 Seiten 4°. In Ganzleinen M 18.—
Mit 230 größtenteils ganzseitigen Abbildungen

Seit einem halben Jahrhundert ist auf dem internationalen Kunstbüchermarkt kein umfassendes Werk über den großen Cortonesen (1441—1523) erschienen. Diese von einem genauen Kenner der Kunst Signorellis besorgte Publikation, die in schönen Wiedergaben eine fast vollständige Illustration der Werke des Meisters bringt, stellt sich damit an die erste Stelle innerhalb der Signorelli-Literatur. Ihr Erscheinen war ein Bedürfnis und wird von allen Kunstfreunden und Kunstforschern des In- und Auslandes aufs lebhafteste begrüßt werden

Ausführliches Verzeichnis der erhältlichen Bände kostenlos

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

BOCCACCIO

DECAMERON

Das klassische Werk in vornehmer Ausstattung, besonders reizvoll durch die entzückenden Illustrationen, die den erzählenden, dramatischen Ton hervorheben. Die außergewöhnlich schöne, klare, nichts verhüllende Übersetzung A. G. Meißners aus dem Ende des 18. Jahrhunderts ist für alle Liebhaber eine besondere Überraschung.

*

3 geschmackvolle Halbleinenbände
mit 128 Illustrationen von T. Johannot, Grandville, Nauteuil u. a.
886 Seiten, die 3 Bände zusammen M 15.–

ALLGEMEINE VERLAGSANSTALT MÜNCHEN A.-G.

Ein neuer vielversprechender Erzähler

W. E. Süskind / Tordis

Erzählungen

In Ganzleinen gebunden M 5.50

Bruno Frank urteilt über das Buch:
Diese Erzählungen hat ein junger, gefühlsstarker Mensch geschrieben, der schon völlig ein Künstler ist. Sein Buch erinnert an die liebeseligen ersten Dichtungen Hamsuns, die das sehnsüchtige Entzücken unserer frühen Jahre waren; aber nicht von Abhängigkeit soll darum die Rede sein, hier singt eben eine neue, die ewig sich erneuernde Jugend. Der Dichter Süskind schreibt heute schon seine eigene, unverkennbare Handschrift und es ist keine, die eckig ausfährt und fahrig schnörkelt, sie ist fest, einfach und von schöner Kultur. Er weiß zu singen, und er weiß zu formen; seine jungen Mädchen zumal wandeln in einer lieblichen und strengen Leibhaftigkeit, die ihres Gestalters Berufensein unwidersprechlich bezeugt.

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Hermann Wagner †

Der Abgrund
Roman
Gebunden M 3.50

Glücklicher Erbe
Roman
Leinen M 3.50

Tobias Heftnagel
Roman
Gebunden M 3.50

Feine Beobachtung und schlichte, innige Sprache zeichnen den Dichter aus. Neue Preuss. (†) Zeitung.

Einfache Geschichten werden zu Meisterstücken der Gestaltungskraft ausgebaut. Kölnische Zeitung.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Historische Stadtbilder

Der neueste Band

Die Stadt Hildesheim

von Prof. Dr. Karl Steinacker

VIII und 142 Seiten. Gebunden M 4.–

*

Karl Steinacker erweist sich als ein gründlicher Kenner der Geschichte von Hildesheim, die er anschaulich und auch für den Reisenden wertvoll vorträgt. Die Besucher Hildesheims werden in dem Buch einen zuverlässigen Führer durch die Vorzeit der Stadt finden.
Vossische Zeitung, Berlin.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Digitized by Google

Albert von Hofmann

feiert am 30. September 1927 seinen 60. Geburtstag

In unserem Verlage erschienen

Politische Geschichte der Deutschen

Band 1 gebunden M 11.–, Band 2–4 jeder Band gebunden M 13.50

Einzigartig ist Hofmanns Kunst und Verdienst, in der Vergangenheit Gegenwartsbeziehungen aufzudecken und die Gegenwart heranreifen zu lassen. Wer nach geschichtlicher Erkenntnis ringt, hat hier das Werk in der Hand, das über Treitschke und Lamprecht hinausführt.

Dr. Hanns Martin Elster im Hannoverschen Kurier.

In Vorbereitung:

5. Band und Bilderatlas zur „Politischen Geschichte der Deutschen"

*

Ganzleinenausgabe der ersten 4 Bände M 60.–

Einzelbände der Leinenausgabe werden nicht abgegeben

*

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte

7.–9. Tausend. 603 Seiten mit 54 Kartenskizzen. Gebunden M 12.50

Eine originelle Verknüpfung von geographisch-landschaftlicher und geschichtlicher Betrachtung, wie wir sie bisher noch nicht besessen haben. Gerade für den Deutschen von heute, dem außer seinem Heimatboden und seiner Vergangenheit nicht viel geblieben ist, wird ein Buch, das ihm in dieser Welt das Teuerste heimisch machen kann, nicht vergebens geschrieben sein. Geh. Rat. Prof. Dr. H. Oncken.

Das Land Italien und seine Geschichte

Eine historisch-topographische Darstellung

458 Seiten mit 14 Kartenskizzen. Geb. M 11.—

Es wird kaum ein Buch in italienischer Sprache geben, das mit solcher Liebe und Sorgfalt den verschlungenen Fäden nachgeht, welche die mannigfaltige Bodenbeschaffenheit des Landes mit dessen mannigfachen Schicksalen verbindet ... Der Kundige wird reiche Belehrung aus dem Buch schöpfen; insbesondere mag es dem Lehrer der Geschichte und Erdkunde an höheren Lehranstalten empfohlen werden. Staatsanzeiger, Stuttgart.

In der Sammlung Historische Stadtbilder

Die Stadt Konstanz. 164 Seiten mit 2 Stadtplänen u. 1 Übersichtskärtchen. Gebunden M 3.–

Die Stadt Nürnberg. 188 Seit. mit 1 Karte, 1 Stadtpl. u. 4 Grundrißzeichn. Gebunden M 3.25

Die Stadt Regensburg. 189 Seiten mit 2 Stadtplänen u. 1 Übersichtskarte. Gebunden M 3.25

Die Stadt Ulm. 132 Seiten mit 2 Stadtplänen und 1 Übersichtskarte. Gebunden M 3.–

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Berlin Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

pp. 569-574 missing 12-31-

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google